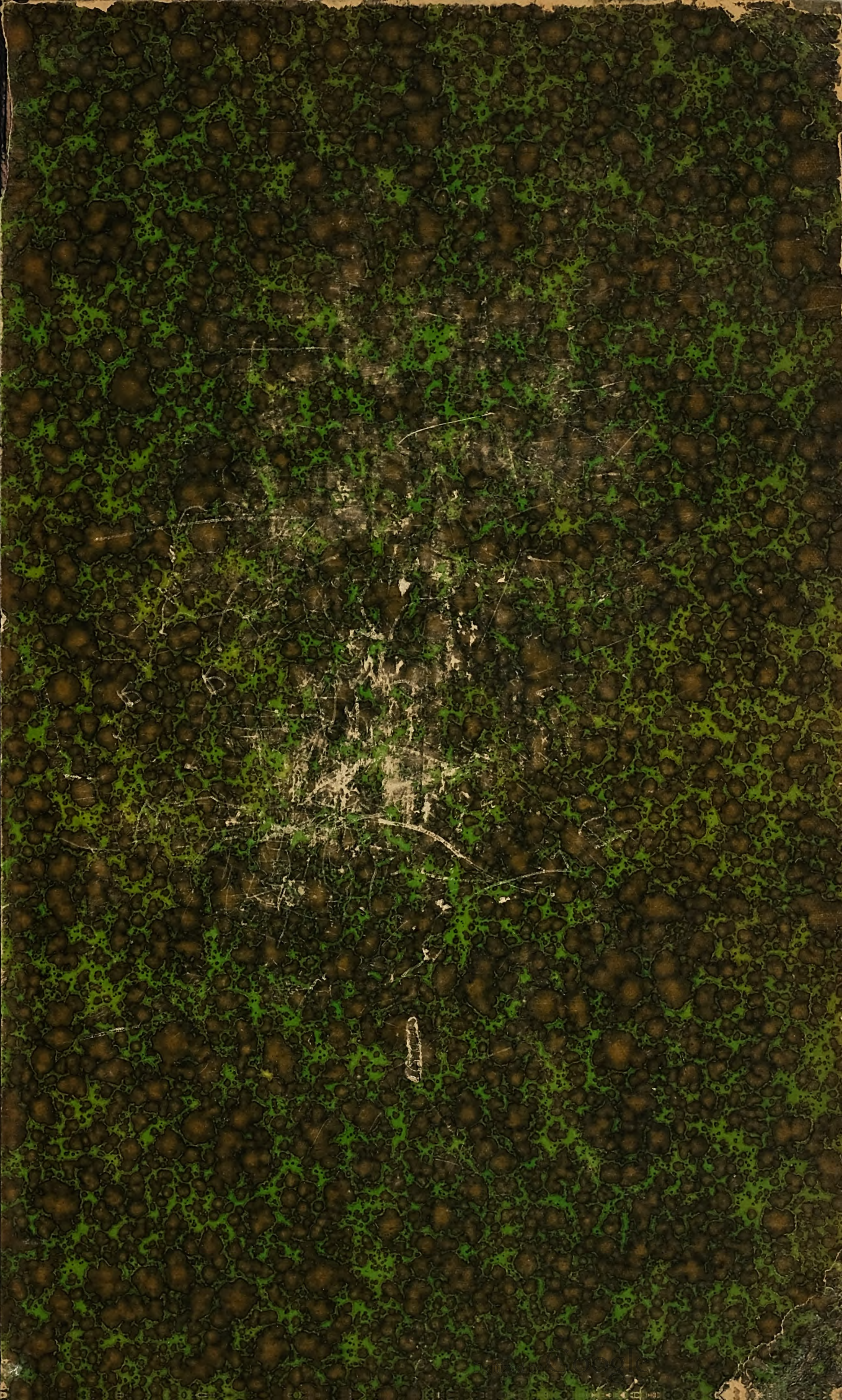


Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Begründet von Dr. Josef Ettlinger

Herausgegeben

von

Dr. Ernst Heilborn

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Oktober 1924—Oktober 1925



Deutsche Verlags-Anstalt

Stuttgart und Berlin

Inhalts-Verzeichnis

I. Verfasser-Verzeichnis

1. Verfasser der Hauptartikel

2. Verfasser der „Kurzen Anzeigen"

3. Verfasser des „Echo des Auslands"

4. Verfasser der Bühnenberichte

5. Verfasser der „Proben und Stücke"

II. Sachregister

1. Hauptteil

(Mit Ausschluß der belletristischen Besprechungen und der Bühnenberichte)
Die Titel der Hauptartikel sind gesperrt gedruckt

2. Besprochene Bücher

(Mit Einschluß der in den Hauptartikeln enthaltenen Einzelbesprechungen)

3. Echo der Bühnen

(Siehe auch Sachverzeichnis, 1. Hauptteil unter „Uraufführungen")

a) Aufgeführte Stücke

b) Bühnen

4. Totenliste

5. Besprochene oder zitierte Zeitschriften

Das Inhalts-Verzeichnis bearbeitete Monica Küttner, Berlin

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Mythische Kräfte in der Dichtung

Von Emil Lucka (Wien)

Abstraktes Wesen und Arbeitsteilung sind Grundmerkmale heutiger Existenz. „Abstraktion" heißt wortgemäß und sachlich Verkürzung der Wirklichkeit um Elemente, die immer stärker betont werden, schließlich als die wahren und wesentlichen zurückbleiben, während alles übrige herabgesetzt wird. Die Welt der Begriffe ist als ein in sich zusammenhängendes System von neuen, künstlich gebildeten Wesenheiten geschaffen und im Lauf der Jahrhunderte vollendet worden, sie feiert als das System der Wissenschaften ihren Triumph, zwingt aber auch das, was ihr innerlich fremd ist, das lebendige Leben unter seine Kategorien. — Wie das begriffliche Denken die Abstraktion innerhalb des Bewußtseins ist, so ist die Arbeitsteilung die Abstraktion vom ganzen, vom ungebrochenen Menschen. Ein Element wird aus dem Menschen herausgesondert, überernährt und künstlich weitergebildet, und dieser eine Teil soll den ganzen Menschen vertreten. Die Arbeitsteilung formt den Menschen von heute wie keine andere Macht; jeder muß an seiner Ecke stehen und Tag für Tag seinen Handgriff tun — Hämmern, Rechnen, Akten schreiben, durchs Mikroskop schauen, Prozesse führen, politische Reden halten — immer dasselbe. Je mehr Menschlichkeit in einem steckt, desto mehr leidet er unter diesem Zwang. Nicht nur daß ich der eine Mensch bin, der seine Anlagen, seine Neigungen, seine körperliche Konstitution, seine gesellschaftliche Stellung zu tragen hat; ich muß auch noch den größeren Teil meiner Tage immer eines, immer dasselbe tun.

Unter allem, was Menschen tun, gibt es nichts, was der Arbeitsteilung so sehr widerstrebt wie die Kunst. Ganzheit ist ihr Lebenselement, nur als ein ganzer Mensch kann der Künstler wirken, nicht als abgeschnittener Teil. Wie am Anbeginn erwartet die Menschheit auch heute Offenbarung und Formung ihrer Gefühle und Leidenschaften von der großen Stunde der Seltenen. Die Tragödie, die Symphonie können nicht methodisch hergestellt werden, sie müssen sich frei gewähren aus einer mit aller Menschlichkeit geladenen Seele heraus. Dies ist heute nicht anders als vorzeiten, der schaffende Künstler steht jenseits der Arbeitsteilung, die von unserer Zivilisation gefordert wird.

In allen den Jahrhunderten, da Verstand und abstraktes Wesen mächtig geworden sind, haben die Dichter und Künstler die Sache des Menschen und seines Gefühls hoch gehalten, haben das Anschauliche, das Wirkliche gehütet und seinen Schatz vermehrt. Der Mensch kann ohne Abstraktion so wenig wie ohne Arbeitsteilung bestehen, aber man muß wissen, daß sie nur ein Hilfsmittel in seinem Dienst ist. Der Verstand hat den Pflug durchs Ackerland zu ziehen, damit neue Frucht aufwachse; aber Blume und Ähre sind der Sinn des Ackerns und nicht der Ochs, der vor dem Pfluge geht. Heute ist die große Aufgabe des Menschen, ganz wirklich, ganz schauend und ganz unmittelbar zu werden, nach den Jahrhunderten der sinnlichen Verödung und des ökonomischen Rationalismus.

Das ist die Mission der genialen Schauenden, deren Sinne mächtiger sind als aller Verstand: das Urbewußtsein der Menschheit neu zu gewinnen, auf höherer Fläche herzustellen, alles Dasein wiederum in einer leuchtenden Einheit zu schauen und zu gestalten. Diese Seltenen holen das mythische Urgut der Seele aus den verschollenen Gründen hervor, tragen es ans Licht. In ihnen wechseln die Gezeiten des Lebens, in ihnen gehen die Gestirne um. Sie machen ganz, was Jahrhunderte des Verstandes zerstört haben, sie schaffen Leben und Harmonie einer dürr, einer abstrakt gewordenen Welt.

Der Dichter wie der Künstler ist dem primitiven, dem mythosgläubigen Menschen näher als dem Durchschnittsmenschen unserer Zeit. Er hat die ganze Schärfe der sinnlichen Auffassung für das Gegenständliche, hat einen Widerwillen gegen Abstraktionen, er verkörpert eine Vorstellung hoher Allgemeinheit in einer einzigen und lebendig-anschaulichen Vision, seine Sinne und die Phantasie, die sie stützt, sind mächtiger als bei anderen Menschen unserer rationalisierten Welt. Er steht in einer unmittelbar gefühlsmäßigen Beziehung

zu allem, was wirklich und zu allem gar, was lebendig ist, was sich den Sinnen in bunter Fülle bietet und nach dem Bild des Menschen gedeutet werden kann. Sind Vorstellungsmassen zu komplex, zu sehr von Abstraktionen durchädert, so gelingt es ihm oft, in einem Bilde wenigstens die Ahnung ihrer Mannigfaltigkeit zu geben. — Doch auch die Kehrseite der Sinnesstärke: Maßlosigkeit im Genuß wie in jeder Leidenschaft und die nachfolgende Depression ist mancher Künstler Teil, und gerade der echten, die nicht klug mit ihren Kräften haushalten. Goethe hat es am Tasso fühlen lassen.

Dem Menschen mythischer Zeit eignet eine ganz unmittelbare Freude an den Lauten, die sein Mund hervorbringt, er liebt die wohltönenden und meidet die mißtönenden. Manche sprachliche Wendungen reimen sich oder stehen in anderer Form der Klangharmonie. Wie seine Sprache keine Abstraktionen kennt, so auch keine lautlich wertlosen Bildungen. — Ebenso hat der Dichter eines hoch kultivierten Volkes ein unmittelbares Verhältnis zur Sprache. Er liebt die farbenschweren, saftigen, wohlgerundeten Wörter, verabscheut die bleichen, die schmalen, die grauen, die abgenützten. Der Reim, der dem praktischen Menschen wie dem Gelehrten ein bißchen kindisch erscheint, wirkt auf ihn mit geheimnisvoller Suggestion, der in der Sprache verborgene Rhythmus ist ihm fühlbar und lebendig, seine Sehnsucht ist, ihn zu verstärken und gewaltig anschwellen zu machen. Sätze fügen sich ihm zu Versen, seine Perioden treiben absichtslos einem inneren schwebenden Gleichmaß zu, das auch dem besten Nur-Schriftsteller verschlossen bleibt. Wie für den primitiven Menschen, so haben auch ihm gewisse Lautverbindungen einen höheren Wert, der Refrain, der oft nur eine Folge sinnloser Silben ist, wird ihm bedeutungsvoll. Ein Dichter, dem der Sinn für das lautliche Element der Sprache fehlte, wäre zu weit von den Ursprüngen entfernt, zu wurzelfremd dem Sinnlichen, denn die tönende Sprache ist ein Urgut des Menschen, das nicht verwelken kann, solange das Instinkthafte, das Blühende, das Lebendige in der Kunst nicht erstorben ist. Die Dichter sind die Hüter dieses Erbes; fortgebildete Intellektualität und psychologische Meisterschaft als das Ideal der Dichtkunst hinzustellen und gegen die primitive Sprachfreudigkeit und -sinnlichkeit auszuspielen, verrät den Bettlerstolz des Verstandes, ist Rationalismus und Armut. Dem Dichter einer gebildeten Zeit stehen andere Sprachen zur Verfügung als jene mangelhaften, die gegenständlich und etwas plump reden müssen, weil sie auf Sonstiges nicht eingerichtet sind. Seiner Sprache hat die Geschichte des menschlichen Denkens und der lange Weg der Abstraktion ihre Spuren eingedrückt, er muß aus diesem nicht mehr ursprünglichen, sondern vielfach abgeblaßten Stoff das urhaft Geschaute ausprägen. Dabei wäre es unzulänglich, wollte er sich auf das beschränken, was beinahe wie von selbst in die Dichtung eingeht; er begehrt Welt und Geist zu umfassen, Sinnesfrische und sprachliche Kraft des Naturmenschen verbindet sich ihm mit der geistigen Höhe seiner eigenen Zeit, daß er den Kosmos in neuer, gesättigter Anschauung enthüllen könne. Das Urgut des Menschen wird im dichterischen Genie neu beseelt und offenbart in ihm die zusammengefaßte Menschheit.

Erste Einsicht und Wissenschaft war Magie: Wirkung eines ähnlich gestalteten Dinges auf das andere. Magie ist die früheste Form, in der die Kausalität von Menschen erfaßt wurde, sie ist unmittelbares Einwirken von lebendigem Wesen auf lebendiges Wesen. Wer es vermochte, eine Sache einer andern anzugleichen, gewann sich Macht über sie, denn Ähnlichkeit der Gestalt verbürgte innere Gleichheit. Diese erste Kausalitätswirkung, die geheimnisvolle Kraft der Ähnlichkeit, ist in der Seele des Dichters noch heute lebendig. Das Gleichnis, das Bild, das eine Erscheinung durch die andere klärt und deutet, eine der andern gleich setzt, ist seine wichtigste und nie erschöpfte Gewalt. Im dichterischen Bilde besteht die frühe Zauberanalogie fort. Die echten großen Bilder sind Vorgänge der Natur, die dem Geschehen in der Seele gleichgefühlt werden — das Schauen des Dichters ist identisch mit dem Schauen des mythischen Menschen, er schafft die mythische Fühlweise neu, ist es ja die heilige Pflicht des Dichters unserer grauen Zeit, neue Schätze unmittelbarer Anschauung heimzubringen. Kein großer Dichter ohne große unvergeßliche Bilder, das heißt Gleichsetzungen des Unterschiedenen, die er mit produktiven Augen aus der Welt geholt hat; kein Dichterling ohne einen Schwall von Vergleichen, die nicht ihm eigen sind, sondern seinen Vorgängern und der Sprache, die

sie von Geschlecht zu Geschlecht weiter trägt. Die mythische Ursprünglichkeit einer Dichterkraft ist an der Intensität seiner Naturvisionen zu messen. Gerade unter den höchst differenzierten Dichtern unserer Zeit findet sich auch das tiefste Verständnis für das Leben der Natur und ihre heimlichen Beziehungen zum Menschen.

Dem mythischen Menschen ist jedes Tier, jede Pflanze ein Lebendiges, ein ihm ähnliches und verwandtes Wesen. Nicht der Baum schlechthin ist göttlich, sondern in diesem bestimmten Baume wohnt ein Geschöpf, das man kennt und zu mancher Stunde vernimmt, Sonne und Gestirne sind hohe Seelen und Geister. So empfindet noch der Dichter einer späten Kultur lebendig und wesenhaft alles Gestaltete, er weiß, wie dem Baum zumute ist, wenn ihn der Sturm beugt, wenn er entwurzelt stürzen muß. Er vor allem ist der Schöpfer des neuen mythischen Fühlens, er ist der Vorkämpfer der lebendigen Vielfalt gegen das abstrakte Wesen. Künstlerische Anschauungskraft und mythische Bildekraft sind im Grund identisch, wie dem frühen Menschen, so sind dem Künstler von heute die Gestalten der Natur seelenhaft und menschennah. Der Bach

> „plaudert sich selig durchs Gefild" (Liliencron).
> „Das Rosengärtlein ist verschneit,
> Das blühte als ihr Angesicht" (Keller).
> „Nöcke und Nixen singen in meinem Blut" (Lissauer).

Ähnliche Bilder sind in die Sprache aufgenommen worden, und wir wissen gar nicht mehr, daß alles dies Naturbeseelung und mythisches Fühlen ist, vom Dichter immer neu geschaut und geschaffen. Der Mythos ist nichts für immer Vergangenes, er lebt fort und kann auferstehen, die mythenschaffende Kraft ist nicht versunken, nur gehemmt durch das abstrakte Wesen. (Dies kann hier nur angedeutet werden.)

Weil dem Menschen früher Zeit das einzelne Ding und Geschöpf das Wesentliche und Entscheidende ist, darum begehrt er auch ihr Schicksal zu erfahren. Er ist erpicht auf Begebenheiten, er will nicht Verfeinerung des Stoffes, sondern immer neuen Stoff; für den gebildeten Geschmack ist er ein Barbar. Aber der Dichter, der so weit vergeistigt wäre, daß er die Reize des Abenteuerlichen und die Spannung des Stoffes verschmähte, dem mangelte etwas zur ganzen Kunst. Die Freude am Geschehen, die Intensität der Bilder kann sich anderseits so weit steigern, daß einer seine Visionen und Phantasien von der allen gemeinsamen Welt nicht recht zu sondern vermag, daß er in seinen Träumen eine höhere als die alltägliche Wirklichkeit findet. Er ist, wenigstens in den Stunden der Vision und der Konzeption — denn auch der wahre Dichter ist nicht immer er selbst — im tiefsten von der Wirklichkeit seiner Gesichte, von der Lebendigkeit seiner Menschen erfüllt, sie sind ihm nicht, wie der Ästhetiker lehrt, „Schein", sondern höchste Wirklichkeit. Nicht nur Dante, der große Visionär, schwört dem Leser, daß er nichts verkündet als die lautere Wahrheit, wenn er seine Visionen beschreibt; auch Balzac, ein Gestalter unserer Zeit und einer der größten Phantasten — der die Phantastik so weit getrieben hat, sich selbst für einen Verstandesmenschen und Gesellschaftsforscher zu halten — glaubt, daß die Menschen seiner Dichtung wahrer seien als die anderen. Und so ist es mit jedem wahren Dichter: er erfindet nicht, er verkündet, was sich begeben hat, was die Menschen in solcher Lage tun und sprechen müssen. Nicht anders der große Bildner. Man frage sich, ob Grünewald an der Wirklichkeit seiner Heiligen gezweifelt habe, ob Michelangelo das „Jüngste Gericht" für Wahrheit angesehen oder für eine Einbildung, für „Schein" und — herrliche Konstruktion der Gelehrten! — „bewußte Selbsttäuschung?" — Entsprechendes wird von primitiven Völkern berichtet: sie können nicht zwischen Wirklichem und Vorgestelltem scheiden, sie mengen ihre Einbildungen ungeordnet in den Ablauf der Dinge — während es der Stolz der Wissenschaft ist, das objektive Geschehen ganz vom Subjektiven zu reinigen und nur nach seinen sachlichen Zusammenhängen darzustellen.

Der wahre Dichter, der wahre Bildner setzt das Tun des Mythenschöpfers fort, erneut es auf höherer Stufe: er erschaut lebendige Wirklichkeit, lebendige Gestalt im Chaos der Welt. Wenn er nachher an seiner Vision „arbeitet", damit sie den eigenen Anforderungen (und vielleicht auch den Anforderungen Fremder) genugtue, so ist er aus der Sphäre der Schöpfung und Wahrhaftigkeit hinausgetreten ins Bereich des Schwankenden und Veränderlichen, wo Überlegung und Geschmack ihre Rechte beanspruchen. Noch jeder Dichter hat am Anfang das Gefühl gehabt: unmöglich, ein

Wort zu ändern, es ist ja in Wahrheit so, wie es sein muß, wie es geschaut worden. Später freilich sieht er die Vision als etwas Objektives und Fremdes an und legt die Maßstäbe seines Wissens und Könnens an sie. — Der triviale Talentmann hat dagegen von Anfang an das Gefühl, etwas zu erfinden und zu machen. Schon erfindend nimmt er Geschmack und Erfahrung zu Hilfe, er kennt nicht den Riß zwischen überlegener Betrachtung und Vision, ihm geschieht nicht, er tut. Er ist unmythisch, ist ein Kind der Verstandeswelt, auch wenn ihm künstlerische Talente verliehen sind. —

Es ist ein Urtrieb des Menschen, sich in andere Gestalt zu flüchten, mit fremder Gestalt auch fremdes Wesen und fremde Macht zu gewinnen. Im Fell eines Tieres, in seinem Federkleid zauberisch tanzend, war man das Tier selbst geworden, hatte seine Macht und seine Weisheit erlangt. Verkleidung ist Zauber, Gestalt wandelt sich in neue Gestalt, in neues Wesen.

Hier sind die Wurzeln der Schauspielkunst. Der Trieb des echten Schauspielers ist eine Urgewalt in der Menschenseele, gleich der Sehnsucht des Primitiven, ein anderer zu werden, mit seinem Wesen und mit seinem Schein. Der Schauspieler kann nicht bei sich ausharren, er muß immer wieder in einen andern stürzen, sich an eine fremde Seele so lang ansaugen, bis sie seine eigene wird, bis er selbst zu jener andern, wenigstens für ein paar Stunden, geworden ist. Das Gesicht manches echten Schauspielers ist kaum mehr das Gesicht eines einzelnen Menschen, es wandelt durch die Menschheit mit immer neuem Ausdruck. Dieser geborene Schauspieler meidet sich selbst, kennt sich nur in anderen, interessiert sich nicht für seine private Person, ja er ist kaum jemals er selbst (wenn man noch so sagen kann), höchstens in matten und leeren Stunden. Er nimmt sich nur als einen andern ernst. Die Selbstgefälligen sind nicht die echten, sondern die ewig Verwandelten.

Der Schauspieler ist der bewunderte Magier unserer Zeit, der uns alle in seine Verzauberung mit hinein reißt. Bebend stehen wir als Menschen mythischer Seele vor dem Zaubertanz.

Für den Schauspieler und sein Tun ist durchaus charakteristisch, scheidet ihn von jeder Kunst: daß er Körper und Seele zugleich ins Spiel setzen muß, daß ihm seine körperlich-seelische Einheit Material der Kunst ist. Daher die vielen Versuchungen des Schauspielers, schamlos zu sein — das heißt, Leib und Seele ohne Scheu vor jedem zu enthüllen; daher auch die Verachtung, die den Stand so lang begleitet hat, der als einziger sich ganz darbietet; daher aber auch die Anbetung, die dem Schauspieler zuteil wird wie keinem sonst, ist er es doch, der die heimliche Sehnsucht ihres Herzens denen vor Augen bringt und erfüllt, die sie nicht selbst zu stillen vermögen. Diese Einheit, die unserer Welt sonst völlig verloren gegangen ist, knüpft aber den Schauspieler unmittelbar an die erste Menschheit. Der Primitive ist ja solch ein unlösliches Ganzes: er begleitet jeden Satz mit einer Bewegung des Leibes, drückt seine Freude durch Singen und Tanzen aus, seine Trauer durch Heulen und Wüten. Diese Gabe, eine Regung des Gemütes völlig zu sichtbarer Erscheinung zu bringen, macht den Schauspieler zum letzten Hüter urmenschlichen Gutes — ihn allein neben den Kindern.

Was beim Schauspieler offenkundig wirkt, was ihm mit Wilden und mit Kindern gemein ist, das hat in jeder Kunst seine Stelle, denn der Künstler ist der Hüter des Urgutes. Der Menschendichter, der in seinen Gestalten lebt, mit seinem Helden liebt und haßt, in dessen Untergang zusammenbricht, unterliegt dem Urinstinkt der Verwandlung, aber er hat alles dies von seiner Leiblichkeit gesondert und erlebt es in der Phantasie allein. Shakespeare muß das Wams Hamlets nicht anlegen, um dessen Seele in sich lebendig zu machen, er darf am Schreibtisch sitzen und sich seelisch in seinen Helden verwandeln, erkrankt vielleicht an seiner zerstörenden Leidenschaft. Kainz braucht seinen eigenen Körper, sein Gesicht, seine Stimme. — Nicht anders als der dramatische Dichter kann der Maler, der ein Bild schafft, in einen andern hineinwachsen. — Wer sich in einen anderen Menschen versetzen kann, der lebt sein Leben mit ihm, wer gar andere Menschen aus sich heraus zu gestalten vermag, der zeugt Leben, vervielfältigt Leben und ist so tiefer ins Sein verstrickt als alle, die sich mit einer Linie begnügen und nicht in Fläche und Raum der Welt heimisch sind.

Wie im Magier, der sich mit Leib und Seele verwandelt, schon der Schauspieler lebt, so steigt aus dem Tanz der Tiere und der Vegetationsdämonen die Tragödie hervor. Beim jährlichen Frühlings-



und Erntefest sind an vielen Stätten der Erde Tänze von bocksfüßigen und phallischen Fruchtbarkeitsdämonen aufgeführt worden, die Erblühen und Sterben der Natur vor die Augen bringen. In Eleusis wurde die Entführung der Persephone in die Unterwelt gezeigt und die Klage der Fruchtbarkeitsgöttin Demeter um ihr verlorenes Kind. In Deutschland sind Wettkämpfe des Sommers mit dem Winter dargestellt worden: der Sommer, ein Knabe oder ein Mädchen, ist in Laub und Blumen gekleidet, der Winter, ein alter Mann, in Stroh und Moos. Der Chor der Zuschauer begleitet die Wechselrede mit Gesang. Aus mythischen und zauberischen Tänzen ist zuerst das niedrige Drama, der sogenannte Mimus entstanden, das erste Schauspiel ist Vegetationszauber gewesen, der erste Schauspieler phallischer Fruchtbarkeitsdämon. Tiertänze — Maskentänze — Vegetationstänze — Mimus — Satyrspiel — am Ende dieser Reihe steht die Tragödie. Ein Tanz- und Singspiel von Vegetationsdämonen, den Satyren, ist uns im „Polyphem" des Euripides erhalten. Diese Dämonen gehören zum Gefolge des Dionysos, sie haben sich zu den komischen und unanständigen Figuren des Mimus und der Komödie weiter entwickelt. In den Chören der aristophanischen Komödie lebt noch die Erinnerung an Tier- und Maskentänze, wenn Vögel, Wespen und Frösche auftreten. (Vgl. zum Mimus das erschöpfende Werk von H. Reich: „Der Mimus".)

Der mythologische Inhalt ist später durch andere Stoffe ersetzt worden, man verspottete die Menschen, und so repräsentiert unsere Posse sonderbarerweise die älteste und relativ unversehrt erhaltene Form der dramatischen Poesie. In dieser Gestalt ist der Schritt vom Tanzmimus, Pantomimus zum eigentlichen Drama mit pragmatischer Handlung vollzogen worden. Durch das Drama Shakespeares spukt das ganze niedere Volk des antiken Mimus (in der Elfenszene der „Lustigen Weiber" vor allem), bei ihm, bei Raimund, bei Goldoni unterbrechen Scherzlieder, Couplets, den Gang der Handlung — Überreste der frühen Maskentänze und kultischen Vorführungen.

Die große Tragödie ist das Erbe der mythischen Welt an uns. Das Gottesopfer ist zur Opferung des menschlichen Herzens im schauenden Gefühl geworden, der Held, der vor schweigenden Zuschauern leidet und stirbt, stirbt stellvertretend für uns alle, heiligt uns, läutert uns durch seinen Tod. Die echte Tragödie kann wie der echte Mythos von keiner rationalistischen Zeit verstanden werden, denn das sind die wahren Gegensätze: der tragische Mensch, der mythisch schaut und fühlt — und der kluge Mensch, der sich dem Verstand unterworfen hat. Auch im Drama will der rationalistische Geist nur bestehen lassen, was ihm selbst gleicht, was „aus dem Leben gegriffen ist", das heißt, was ohne jede tiefere Wurzelung an der Oberfläche des Heute lebt. Dabei muß man nicht an die Ausartungen denken, die um uns her wuchern, man kann sich das Drama Lessings, Schillers, Hebbels, Ibsens vor Augen halten, das aus einer bürgerlich-rationalistischen Welt geboren wurde (auch wenn Könige reden). Es ist freilich nicht glaubwürdig im Sinn des alltäglichen Verstandes, daß Leidenschaft einen Grad wie bei Othello oder bei Tristan erreiche, sie ist hier schon ein Naturphänomen geworden — und mythisch in dem Sinn, daß in solchen Menschen Natur wirkt. Gleichwie der in die Natur versenkte mythische Dichter in den zusammenfliegenden schwarzen Wolken den Sturmdämon sieht, der sich im Gewitter austobt und endlich untergeht, so wächst in der Phantasie des menschenformenden Dichters ein mythisches Gebild in Menschengestalt, mit der Zusammenballung der Leidenschaft, der Entladung und der Selbstvernichtung. Der tragische Künstler ist heute der Schöpfer des Mythischen und des Elementaren.

Ist es Bewußtsein tiefer Unzulänglichkeit, daß der Mensch nicht bei sich selbst verharren kann und sich in andere Wesen ergießt? Oder zeugt es von überquellender Kraft, nicht einer nur zu sein, sondern auch ein anderer, viele andere? — Beides ist im Spiel, Ohnmacht und Überfluß. Der Trieb, der sich im primitiven Menschen naiv ausspricht und der im Künstler unserer Zeit hohe Vergeistigung gewonnen hat, ruht auf der Ahnung, daß durch alle Gestalt hindurch das Wesen beharrt, daß wir in ein beständiges dunkles Aufwogen und Absinken verstrickt sind —

> Gestaltung, Umgestaltung,
> Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung.

Anmerkung: Diese Gedankengänge konnten hier nur skizziert werden; in dem Buch „Urgut der Menschheit", das im Herbst bei der Deutschen Verlags-Anstalt erscheint, findet alles dies seine tiefere Begründung.

Zur Lyrik der Gegenwart

Von Ernst Lissauer (Wien)

V

Wären die „Rheinischen Sonette"[1] von Otto Brües damals schon erschienen gewesen, so hätte ich sie in den dritten meiner Berichte einbezogen: auch sie sprechen nicht persönliches Bekenntnis aus, sondern das Gefühl eines Landes. Sie sind Bekenntnis als Bekenntnis zu eben diesem Lande, und, selbstverständlich, in vielfältiger Brechung wird auch die Persönlichkeit des Dichters beleuchtet. Aber schließlich, der Mensch kann ja nichts tun, was ihn nicht bekennt. Auch der völlig objektive Dramatiker und Epiker bekennt, wenn auch nicht mit jedem Satz, so doch mit der Gesamtheit, die sie bilden. Der Lyriker, gemeinhin, gibt unmittelbar sich, seine Substanz, im Licht mannigfaltigster Gestimmtheit, auch bei ihm gibt die Gesamtheit der Bekenntnisse das Bekenntnis, aber diese neueren objektiven Lyriker, von denen ich vor einigen Monaten sprach, sind objektiv nicht in dem Sinne, daß sie durch formende Bewältigung ihr persönliches Erlebnis ins gültig Sinnbildhafte emporheben, sondern sie wollen von vornherein ein Objektives, eine Gesamtheit darstellen. Episch es zu beschreiben, täte ihnen nicht genug. „Wenn ich recht bewegt bin," bemerkte Storm einmal, „bedarf ich der gebundenen Rede." Sie bedürfen der gebundenen Rede, weil sie lyrisch bewegt sind, aber nicht von sich, sondern von einem überpersönlichen Erlebnis. Für Lord Byron waren hohe Berge „ein Gefühl"; für diese Dichtung sind sie mehr: eine Gesinnung, ein Ethos, ein Wille. Hier handelt es sich nicht um Landschaft, sondern um ein Land; nicht um Berge und Ströme an sich, sondern um diese ganz bestimmten Ströme und Gebirge: den Rhein, wie in der Paquetschen „Botschaft" so bei Brües. Seine Sonette sind wie Seen, in denen sich Dome und Arbeitersiedlungen, Fabriken und Krane, Wirtshäuser und Dampfschiffe des Rheinlandes spiegeln: Wort- und Bildseen, durch die der Rhein fließt. Und trotzdem es Brües durchaus auf ein Geistiges ankommt, auf die Deutung des Rheinlandes, verfällt er nicht, oder doch nur selten, jener Spiritualisierung, die Eduard Korrodi in seiner wesenhaften Schrift über die „Schweizer Dichtung der Gegenwart" auch bei den benachbarten schweizer Dichtern feststellt, und die sich im Anwachsen der abstrakten Vorstellungen kundgibt, vielmehr sind Brües' Gedichte voller Gegenstände; sie aber werden nicht um ihrer selbst willen gesetzt, sondern sie werden gedeutet oder, die höhere Leistung, sie deuten sich in sich selbst. Und so ist dies Buch vom größten Teil der zeitgenössischen Lyrik unterschieden durch reiche, kräftige Dinglichkeit, die auch, aber noch härter und knapper, den Dialog mancher Brüesschen Dramen füllt. Ich glaube nicht, daß das Abstrakte in der heutigen Dichtung aller Alter und Richtungen in so hohem Grade grassiert, weil die Dichtung sich spiritualisiert, sondern weil der Besitz an Welt, an Konkretem, an Seiendem zusammengeschmolzen ist, weil mehr kontemplative als schauende, mehr moralisierende, politisierende, ethisierende Menschen wirken als bildende, und weil viele sich heute in die Literatur begeben und Bücher schreiben, die in früheren Epochen Geistliche geworden wären. Sie betrachten die Welt, aber sie haben sie nicht mittels jenes apriorischen Gnadenwunders, das den Künstler macht. Daher ist die heutige Dichtung, insbesondere die Lyrik, am Begrifflichen erkrankt. Auch das Abstrakte kann angeschaut und dadurch ins Konkrete umgebildet werden, wie in höchsten Dichtungen des alten Goethe, die nicht minder spirituell sind als heutige Lyrik. Der Begriff als Begriff, der Begriff, geredet, ist der Tod des dichterischen Wesens. Korrodi spricht mit trefflichem Ausdruck von einem „Bildersturm"; aber die Bilderstürmer von einst beanspruchten nicht bildende Künstler zu sein, und unter den Pietisten, welche die Musik aus dem evangelischen Gottesdienst verbannen wollten, waren gewiß nicht Komponisten geistlicher Oratorien. Die dichtende ist eine zugleich lautende und bildende Kunst, und es steht schlecht um eine Epoche, wenn ein gutes, aber nicht bestürzendes Buch auffällt, weil es

[1] Verlag des Bühnenvolksbundes, Frankfurt a. M.

eben die Dinge gestaltet und nicht um sie herum redet.
An dieser Verbegrifflichung hat Stefan Zweig keinen Teil; dennoch werden wir in ihm keinen eigentlichen Lyriker erkennen können.
Zweigs „Gedichte", in der sorgsam ausgewählten und durchredigierten Gestalt, in der er sie als endgültige Sammlung vorlegt,[2] erweisen selbstverständlich die erhebliche geistige und kultivierte Persönlichkeit, die sich in allen Dokumenten Zweigs, bis hinab zur kleinsten Anzeige eines Buches, ausspricht. Zweig hat sehr früh begonnen; schon mit achtzehn Jahren schrieb er die ungemein talentierte Novelle „Das Schweißtuch der heiligen Veronika", und als ein kaum Zwanzigjähriger, wenn nicht noch jünger, veröffentlichte er die „Silbernen Saiten", typische wiener Kunstlyrik, in der etwa die Nacht auf „seidener Sandale" einherging. Eine Reihe von Jahren später schien es dann, als wolle Zweig, wie es bei sehr frühreifen Talenten oft geschieht, das Erhoffte nicht leisten. Aber in den letzten Jahren hat er sich mit ungemeiner Energie gesammelt, und dies bezeugt nun auch — das Wortspiel ist Wortdeutung — diese gesichtete Sammlung seiner Lyrik. Freilich, ein naturhaft unmittelbarer Lyriker, das erweist sie wohl endgültig, spricht hier nicht. Weder im Lied, in dem, wie überhaupt oft in der wiener Lyrik, die traditionelle Melodie sehr deutlich mitklingt, noch auch in den wesentlichsten Gedichten, der Elegie „Der verlorene Himmel", der „Ballade von einem Traum" und jenen zwischen Hymnus und Ballade schwebenden, Statuen aufrichtenden Stücken, die in dem Zyklus „Die Herren des Lebens" vereinigt sind. Wie Verhaeren, den er der deutschen Dichtung gewonnen hat, ist Zweig eine entschieden rhetorische Begabung; jedoch: er ist ein durchaus konkreter Rhetoriker. Er ist nicht arm an Bildern, sondern er gibt eher zu viel. Manche seiner Gedichte bedürften durchaus der Kürzung; wie auch seine ungemein reichen Essays, die das Buch „Drei Meister" bilden. Zweig, dies der Eindruck, kann wie in diesen Essays so in diesen Gedichten sich nicht genug tun: wie der Redner großen Stils sagt er mit andern Worten immer wieder das gleiche. Seine Bilder heben sich solchermaßen oft auf, aber man darf ihn nicht mit jenen Widerdichterischen verwechseln, welche um die Dinge herum sprechen. Eben darum aber wird man kaum im Letzten bezwungen; denn dies geschieht nur, wenn Substanz und Gestalt unlösbar eines sind. Zweig ist in diesen Gedichten also kein Rhetoriker, sondern ein Rhetor. Er steht auf der Linie, deren höchstes Talent Klopstock, deren Genie Schiller war. Conrad Ferdinand Meyer läßt bei „Schillers Bestattung" eine Gestalt, „der Menschheit Genius", folgen, „von eines Mantels weitem Schwung umweht". In sicherster Intuition hat Meyer diese Gestalt so erblickt: es ist das Bild des Redners, um den der Mantel wallt. Das im eigentlichen Sinn lyrische Gedicht wird von der Form als Haut umschlossen, das Rhetorische von ihr wie von eines Mantels Schwung umweht. Darum erscheinen auch noch die künstlerisch reifsten unter den Zweigschen Gedichten als minder wesentliche Leistungen denn seine Novellen, vor allem „Amok". Ja, die lyrische Kraft, dienend, als schwebende Atmosphäre, das Klima der Zonen und der Seelen tränkend, schlägt mitunter aus seinen Novellen stärker als aus den Gedichten. So wenig die freifließenden, aber durch Reim gebundenen Rhythmen Zweigs ohne das Vorbild Verhaerens zu denken wären, so gering ist dennoch die Einwirkung der Verhaerenschen Stoffkreise. Was er zum Lobe großer Städte wie Brüssel oder zivilisatorischer Leistungen wie des Panamakanals zu sagen hatte, steht in dem mannigfaltigen Reisebuch „Fahrten", dessen Essays, oft wachsend von innerem Schwung, sich zu Reisegedichten entfalten, wie seine Darstellungen Kleists als psychologisch-geistesgeschichtliche Prosarhapsodien dahinstürmen. Wie er sich in jenen Denkmal-Gesängen der Prosa und dem Essay nähert, so in den Essays dem Gesang und so scheint dieses Mittelreich für ihn besonders fruchtbar und charakteristisch. Jedoch ist es klar, daß diese Abweichungen aus dem strengen Umkreis der Gattung der prosaischen Darstellung vorteilhafter sind als dem Gedicht. Zweigs Kleist-Kapitel reißen hymnischer mit als seine Hymnen. Summa: das erhebliche künstlerische Niveau seiner Lyrik steht außer Frage, aber seine entscheidende Bedeutung liegt im Bereich der erzählenden und der essayistischen Prosa.

[2] Die gesammelten Gedichte. Leipzig 1924, Inselverlag.

Über die Kunst Marcel Prousts[1]

Von Ernst Robert Curtius (Heidelberg)

Eine aufs höchste gesteigerte Sensibilität ist die Voraussetzung von Prousts Kunst; aber sie allein erklärt die unüberbietbare Genauigkeit und Schärfe von Prousts Schilderungen nicht. Hier kommt noch etwas anderes ins Spiel: eine besondere Art des Sehens, die Proust methodisch gepflegt zu haben scheint. Einige Menschen, die ihm nahestanden, haben uns darüber unterrichtet. Reynaldo Hahn zum Beispiel erzählt aus der Zeit seiner ersten Bekanntschaft mit Proust folgendes: Er ging mit Proust in einem Schloßgarten spazieren. Man kam an einem Rosenbeet vorbei. Proust verstummte plötzlich und blieb stehen. Nach einigen Schritten blieb er wieder stehen und fragte: „Würden Sie es übelnehmen, wenn ich etwas zurückbliebe? Ich möchte die Rosensträucher noch einmal ansehen." Proust blieb zurück, während sein Begleiter seine Wanderung fortsetzte. Als er das Schloß umschritten hatte, sah er Proust immer noch an derselben Stelle stehen, den Blick auf die Rosen geheftet, mit geneigtem Haupt, ernstem Ausdruck, mit hochgezogenen Brauen, in der Haltung angestrengter Aufmerksamkeit. „Ich merkte, daß er mich kommen hörte, daß er mich sah, daß er aber nicht sprechen und sich nicht rühren wollte. So ging ich denn vorbei, ohne ein Wort zu sagen. Eine Minute verfloß, dann hörte ich ihn rufen. Ich kehrte um; er lief mir entgegen. Als wir uns trafen, fragte er, ob ich nicht böse wäre. Ich beruhigte ihn lachend, und wir nahmen unser unterbrochenes Gespräch wieder auf. Ich stellte ihm keine Fragen über die Rosenepisode; ich machte keine Bemerkung und keinen Scherz darüber: ich ahnte, daß ich das nicht durfte ... Wie oft habe ich dann später ähnliches mit ihm erlebt! Wie oft habe ich Marcel beobachtet in jenen geheimnisvollen Augenblicken, da er mit der Natur, mit der Kunst, mit dem Leben ganz kommunizierte, in jenen ‚tiefen Augenblicken', da sein ganzes Wesen sich sammelte in der Anstrengung des Eindringens und, damit wechselnd, des Aufnehmens, da er sozusagen in einen Trancezustand geriet ..."[2]

Halten wir daneben den interessanten Bericht der treuen Céleste, den Stephen Hudson uns mitteilt:[3] „Er nahm Gegenstände niemals wahr, außer wenn er ein bestimmtes Interesse oder eine bestimmte Schönheit an ihnen fand. Wenn z. B. die Sonne ihre Strahlen in die Zimmerecke fallen ließ und sie in einer Weise beleuchtete, die ihm gefiel, oder wenn sie eine phantastische Farbe über einen Gegenstand breitete — einen Krug, oder eine Kaffeetasse oder ein halbgeleertes Glas Bier, dann konnten seine Blicke auf irgendeinen solchen Gegenstand fallen und sich darauf heften, manchmal für eine Stunde oder länger, und, ob es Tag oder Nacht war, er erlaubte dann nicht, daß der Gegenstand weggenommen wurde. Manchmal bestand er darauf, daß er unbestimmte Zeit an jener Stelle verblieb, weil er die Empfindung zu erneuern wünschte, die der Gegenstand ihm gegeben hatte. So geschah es oft, daß in verschiedenen Teilen des Zimmers allerhand Gebrauchsgegenstände tagelang an ganz unpassenden Stellen liegen blieben, für den Fall, daß das Licht oder die Atmosphäre sich wieder geneigt zeigen sollte, sie in etwas anderes zu verwandeln."

Es ist deutlich, daß diese Mitteilungen uns einen Einblick in die innerste Schicht von Prousts Erlebnisweise und künstlerische Arbeit gewähren. Wir sehen hier, daß das primäre Element seiner Kunst nicht psychologische Analyse, sondern eine sinnlich-seelische Aneignung bestimmter Wirklichkeitsausschnitte ist. Der geistige Prozeß, aus dem Prousts Kunst erwächst, ist ein besonders geartetes Sehen, eine intensive Tiefenschau, eine im Blick auf die äußeren Dinge erfolgende Bewußtseinskonzentration. Baudelaire redet von ihr, wenn er sagt: „Dans certains états de l'âme presque surnaturels,

[1] Aus einer in Vorbereitung befindlichen größeren Arbeit. — Wir verweisen bei dieser Gelegenheit auf die Studie von Otto Grautoff (L. E. XXVI, 457), die durch die Ausführungen von Ernst-Robert Curtius wertvolle Ergänzung nach seelischer und gesellschaftskritischer Seite hin erfährt. (D. Red.) — [2] Nouvelle Revue française, Jan. 1923, pp. 39ff. — [3] Stephen Hudson, Céleste (The Criterion, April 1924, p. 336).

la profondeur de la vie se révèle tout entière dans le spectacle, si ordinaire qu'il soit, qu'on a sous les yeux. Il en devient le symbole."

Es handelt sich dabei um eine Form der Wahrnehmung, die in unserer alltäglichen Erfahrung nicht oder nur ganz ausnahmsweise vorkommt. Sie liegt an jener Grenze, wo das normale Wachbewußtsein in andere Bewußtseinszustände übergeht. Sie deckt sich mit dem, was die Psychologie der Mystik in einem genau umschriebenen Sinne „Kontemplation" nennt: eine Haltung, die eine reale Verbindung zwischen dem Sehenden und dem Gesehenen herstellt.

Der beste Führer, den wir heute auf diesem Gebiet besitzen, ist Evelyn Underhills schönes und tiefes Buch.[4] Kontemplation ist nach ihrer Darstellung eine Steigerung der Aufmerksamkeit, bei der das Selbst sich ganz vergißt, um in den Gegenstand unterzutauchen. Es ist eine Fähigkeit, die sich ausbilden und auf jedes Objekt richten läßt. Es ist die Bedingung, unter der alle Wirklichkeit uns ihr innerstes Geheimnis offenbart. Wer vorurteilslos und ehrlich zu Werke geht, kann sich davon durch einen einfachen Versuch überzeugen. Er braucht nur für eine Weile einen Gegenstand der Außenwelt mit ungeteilter Intensität zu betrachten: ein Bild, einen Baum, eine Landschaft, eine Pflanze, ein Tier. „Ein kleines Ding von der Größe einer Haselnuß" genügt, wie die mystische Nonne des 14. Jahrhunderts, Juliana von Norwich, sagte. Man betrachte den gewählten Gegenstand mit nüchterner Konzentration, ohne irgendwelches verworrene Schwärmen. Man schalte alle übrigen Dinge aus dem Bewußtseinsfeld aus. Man denke nicht, sondern versuche, seine Persönlichkeit in das Ding einströmen zu lassen: die Seele in die Augen zu verlegen. Man wird dann fast augenblicklich ungeahnte Eigenschaften an der äußeren Welt wahrnehmen. Zunächst entsteht eine seltsame tiefe Ruhe. Dann gewinnt der betrachtete Gegenstand eine erhöhte Bedeutung, ein intensiveres Dasein. Die Bewußtseinsenergie, die sich auf ihn richtet, trifft auf einen Lebensstrom, der ihr vom Gegenstande her entgegenzukommen scheint. Die Schranke zwischen Subjekt und Objekt schwindet. Man hat jetzt das innere Wesen des Gegenstandes in einer unverkennbaren aber auch unmittelbaren Weise erfaßt. „Wir sind für einen Augenblick in das Leben des Alls eingetaucht; eine tiefe friedvolle Liebe verbindet uns mit der Substanz der Dinge: eine mystische Hochzeit hat stattgefunden zwischen dem Geist und einem Aspekt der Außenwelt."

Die Darstellung Evelyn Underhills, die ich hier wiedergebe, beschreibt die allgemeine Grundform aller Kontemplation. Die spezifisch mystische Kontemplation entsteht erst dadurch, daß diese konzentrierte Tiefenschau nach innen verlegt (introvertiert) und auf einen Aspekt der religiösen Wirklichkeit gerichtet wird. Bleibt sie an der Außenwelt haften, so entsteht der Zustand der Einsfühlung mit dem All-Leben.[5] Wird sie nachträglich analysiert und in die Sprache umgesetzt, so entsteht eine Kunst von der Art, wie wir sie bei Proust finden. Denn es ist nun wohl klar geworden: jene eigentümliche Sehweise, jenes Aufsaugen der Erscheinungen, das wir an Proust wahrnehmen, ist nichts anderes als die Kontemplation, welche an der Schwelle der Mystik wie jeder andern Form höherer Spiritualität steht. Die „Beobachtung", von der die Realisten und Naturalisten so viel Wesens machten, ist daneben eine oberflächliche Betriebsamkeit und eine pseudowissenschaftliche Wichtigtuerei.

Prousts Kunst liegt weitab von dieser unreinen Vermischung von Literatur und „naturwissenschaftlicher Denkweise". Der Proustsche Roman ist ebensowenig „wissenschaftlich" wie er „psychologisch" ist. Wohl ist er ein Werk der Erkenntnis: aber es ist künstlerische Erkenntnis des Individuellen, nicht systematische Erkenntnis von Gesetzlichkeiten. Proust gibt uns nicht allgemeine Formeln, sondern konkrete Sachverhalte. Oder genauer gesagt: wo er zu allgemeinen Sätzen gelangt, wo er Zusammenhänge des Seins ausspricht, geschieht es nicht durch generalisierende Abstraktion, wie dies bei aller positivistischen Gesetzeserkenntnis der Fall ist, sondern durch ein Zusichselbstkommen des Geistes, durch eine Emanzipation von allem wissenschaftlichen Verfahren. Er sagt einmal von Vinteuils Musik, sie habe dem Hörer den Eindruck vermittelt, als stamme sie aus einer mit nichts vergleichbaren

[4] Mysticism. A Study in the nature and development of man's spiritual consciousness. London, Methuen & Co., 1911. Seither oft neu aufgelegt. — [5] „Kosmovitrale Einsfühlung", um den von Max Scheler geprägten Ausdruck zu gebrauchen. Vgl. sein Buch: „Wesen und Formen der Sympathie".

eigenen Sphäre, „comme si, en dépit des conclusions qui semblent se dégager de la science, l'individuel existait". Es ist ein Grundmotiv von Prousts Denken, die Existenz des Individuellen als einer unzurückführbaren, nicht mehr in allgemeine Beziehungen aufzulösenden Gegebenheit zu retten — zu retten gegen die Naturwissenschaft.

Aufgewachsen in jener Zeit, die im Bann der naturwissenschaftlichen Weltanschauung stand und die nur das als authentische Wirklichkeit anerkannte, was sich mit wissenschaftlichen Methoden feststellen ließ, hat Proust in jahre- und jahrzehntelanger Meditation, in höchst persönlicher Klärung seiner künstlerischen und seelischen Erfahrungen das ganze Reich des Wirklichen zurückerobert. Erobert: was wir von seiner Kontemplationsmethode wissen, bestätigt ja nur die Auffassung von jener eigentümlichen Verlagerung der Energie aus der praktischen Sphäre in die theoretische, die sich uns aus der Lektüre ergab.

Es wäre falsch zu sagen, daß Proust dem Leben als Zuschauer gegenüberstand: denn der Zuschauer bleibt immer, auch als Genießender, in Distanz von seinem Gegenstande. Aber wenn man Schauen als jene Einswerdung mit den Dingen durch Kontemplation versteht, hat Proust das Leben als Schauender aufgenommen — und das heißt allerdings unter Ausschaltung des Handelns und des Eingreifens. Es mag erlaubt sein, in diesem Zusammenhang auf eine Besonderheit der Proustschen Lebensform hinzuweisen, die für mein Gefühl sehr bezeichnend ist, und dies um so mehr, weil sie Proust selbst vielleicht gar nicht zum Bewußtsein kam. Ich knüpfe dabei an eine feine Bemerkung an, die Albert Thibaudet über Rimbaud gemacht hat. Rimbaud, sagt er, war ein Vagabund: das Leben bestand für ihn darin, lange ziellose Fußmärsche auf den Landstraßen zu machen. Die „Illuminations" sind auf der Landstraße entstanden, auf Chausseeböschungen niedergeschrieben, sind erlebt aus der Perspektive des Landstreichers, in der Exaltation der Bewegung, im entwurzelnden Rausch von Wind und Weite. Proust — so könnte man Thibaudets Bemerkung erweitern — kennt als Bewegungsform nur das Fahren. Es ist sicher kein Zufall, daß die Inspirationserlebnisse, die in seinen Büchern geschildert werden, fast alle auf einer Wagenfahrt zustandekommen. Das gilt von den Kirchtürmen von Martinville wie von der Episode mit den drei Bäumen wie von den Fahrten nach La Raspelière. Die Chronologie der Proustschen Romane ließe sich danach bestimmen, wann in diesen Büchern der Landauer oder die Viktoria von Limousine und Taxi verdrängt werden. Die Psychologie des Autofahrens hat in Proust ihren Darsteller gefunden.[6] Man kann sich Proust nicht als Wanderer vorstellen. Gewiß, schon seine leidende Gesundheit hätte es ihm verboten. Aber man möchte sagen, daß auch abgesehen davon das Fahren die ihm gemäße Form der Bewegung war; denn es gestattet ein Aufnehmen von Landschaftseindrücken ohne körperliche Aktivität.

Es ist seltsam, zu denken, von wie vielen äußeren Bedingungen eine so subtile und komplexe Kunst wie die Prousts abhängt; wie viel zusammentreffen muß, damit sie sich verwirklichen kann. Proust mußte nicht nur in der Lage sein, Spazierfahrten im Auto zu machen; er mußte ökonomisch völlig unabhängig, mußte von allen Daseinssorgen frei sein, um sein Talent so wunderbar entfalten zu können. Prousts Romane sind das Werk eines Reichen, und sind nur als solches möglich. Sie sind geschrieben von einem Menschen, dem das Glück die Möglichkeit vollkommen freier Lebensgestaltung geschenkt hatte; der nie einen Beruf zu ergreifen brauchte; der sich der reinen Kultur des Geistes ungestört hingeben konnte; den keine äußere Verpflichtung einschränkte; der jahrzehntelang in der Stille sein Werk reifen lassen durfte. Ein Schaffen wie das von Proust setzt voraus, daß man von seinen Renten lebt und immer gelebt hat; daß materielle Schwierigkeiten nicht existieren; daß man in einer Atmosphäre ererbten Reichtums und überlieferter Luxuszivilisation aufwächst. Prousts ganzes Werk ist getränkt von dieser Atmosphäre. Von Geld ist kaum je die Rede — denn daß man darüber verfügt, ist selbstverständliche Voraussetzung. Es wird nicht erworben, sondern es ist angelegt, in Werten angelegt, die mit einer Art von ästhetischem Takt ausgesucht sind: „M. de Norpois n'hésita pas de féliciter mon père de la ‚composition' de son portefeuille, ‚d'un goût très sûr, très délicat, très fin' ..." Ein solcher Reichtum

[6] Vgl. z. B. „Journées en automobile" in „Pastiches et Mélanges".

bedeutet eine erhebliche Ersparnis an Lebensenergien, gewährleistet eine unbeeinträchtigte Erlebnisdisponibilität, ermöglicht jene Lebensform, die den Willen durch keinerlei Forderungen der Praxis in Anspruch nimmt. Die vita contemplativa, in der Prousts Kunst wurzelt, setzt ansehnliche Einkünfte voraus. Wie Taine zu Roemerspacher sagte: „La grande culture est fort coûteuse".

Die Proustschen Romane sind vielleicht in unserer kapitalistischen Geschichtsära das einzige Beispiel einer großen literarischen Schöpfung, in der wirtschaftliche Existenzprobleme überhaupt nicht vorkommen. Es gibt in ihnen keine Daseinskämpfe, keine Not und keine Armut — ebensowenig wie es in ihnen ein wirtschaftliches Konquistadorentum, eine Jagd nach dem Gelde, ein Spekulieren und Geschäftemachen gibt. Die einzige Form der Vermögensvermehrung, die in Prousts Werk eine Rolle spielt, ist die reiche Heirat, mit der sich die jungen Lebemänner des Hochadels rangieren. Und wir vermuten, daß die Achtzigmillionenerbschaft, die Gilberte Swann zugefallen ist, sich in den noch ausstehenden Bänden des Werkes als Fundament einer aristokratischen Ehe erweisen wird.

Die zarten irisierenden Blüten dieser Kunst sind erwachsen aus der schöpferischen Substanz eines großen Geistes. Aber dieser Same konnte sich nur entfalten in dem günstigen, wohl vorbereiteten Boden, den die materielle Kultur der großen französischen Bourgeoisie darbot. Eine feste Tradition des Lebensstils, eine durch viele Generationen hin verfeinerte Genußfähigkeit, ein sorgfältig gepflegtes System geselliger Konventionen, eine Lebenshaltung, die in Familiensinn und wohlgegründeter Häuslichkeit ihren Schwerpunkt hat — endlich die Sicherheit ererbten Besitzes: das ist der soziologische Wurzelboden dieser Kunst. Es ist auch — zum wesentlichen Teil wenigstens — die gesellschaftliche Sphäre, in der Prousts Roman sich abspielt. Es ist bürgerliches Patriziat mit den spezifisch französischen Zügen: Bewahrung eines festen Zustandes, möglichste Ausschaltung alles Lebensrisikos, Beschränkung der Nachkommenschaft auf ein oder zwei Kinder, denen sich aber die ganze Sorgfalt und Zärtlichkeit der Eltern zuwendet, mit dem Ziel möglichst weitgehender Vorausberechnung und Sicherung ihrer Lebensgestaltung; Ausfüllung einer gegebenen sozialen Situation; Bevorzugung der Seinswerte vor den Leistungswerten.

Konservative und freiheitliche Elemente durchdringen sich hier eigenartig in der Lebensführung dieser Schichten. In allen Dingen des Geistes und der Kunst kann man weitherzig und liberal sein. Die Freiheit der Intelligenz ist in dieser französischen Tradition von jeher anerkannt; sie ist durch die Klassiker der Literatur von Montaigne ab gesichert; sie ist viel fester gegründet als in den entsprechenden sozialen Schichten anderer Länder. Auch in politischen Dingen ist man duldsam; man kann zwar verschiedenen Denkrichtungen angehören; aber man wird sich deswegen nicht ächten. Dagegen herrscht ein hierarchischer Konservatismus in allen Lebensformen. Die Beziehungen von Mensch zu Mensch, von Gruppe zu Gruppe, von Klasse zu Klasse sind rituell geregelt, ebenso wie die Einzelheiten des täglichen Lebens. Man weiß sich und will sich eingegliedert in eine unüberschreitbare Ordnung. Man ist es sich schuldig, ihre ungeschriebenen altertümlichen Gesetze innezuhalten. Man wird sein ganzes Vermögen einem Verwandten, mit dem man seit Jahren verfeindet ist, hinterlassen, weil „sich das so gehört". Gegen alle Dogmen kann man kritisch sein — nur nicht gegen diesen Kodex des Geziemenden und Gehörigen. Freigeisterei wird gestattet — bis zu einem gewissen Grade auch in der Moral. Aber Mißachtung der formalen Konventionen gilt als Makel. Die Differenzierung der Klassen, Schichten, Milieus geht bis zum äußersten, und die Grenzen zwischen den Klassen werden als unverrückbar empfunden. Der einzelne ist niemals losgelöstes Individuum, sondern immer der Angehörige einer Schicht, einer Familie. Man ist „le fils de quelqu'un". Ein Swann heißt noch als Vierziger oder Fünfziger „le fils Swann".

Seinen Verkehr in anderen Klassen suchen, heißt sich deklassieren — auch wenn die „anderen", mit denen man umgeht, einer höheren Klasse angehören. Die Großmutter des Erzählers weicht der Marquise von Villeparisis, einer Pensionsfreundin, der sie im Grand Hôtel von Balbec begegnet, nach Möglichkeit aus, weil verschiedene Welten sich nicht berühren sollen. Swann, der mit dem Grafen von Paris und mit den Standesherren des Jockeiklub befreundet ist, verbirgt das sorgfältig in seinem

Milieu, denn es würde ihn diskreditieren — wie sich der Sohn eines hochgeachteten Notars (und man weiß, was die Notare in Frankreich bedeuten) in seinen Kreisen unmöglich macht, weil er eine Prinzessin heiratet.

Ein besonderer Reiz, eine der vielen Doppelperspektiven von Prousts Roman, beruht nun freilich gerade darin, daß dieses Milieu der großen Bourgeoisie sich mit dem des exklusivsten Hochadels schneidet; daß dem „côté de chez Swann" ein „côté de Guermantes" entspricht. Aber diese Kreuzung zweier Welten ist eben deswegen so anziehend, so pikant, so fruchtbar im Psychologischen, weil sie sich gegen jene scharfe Differenzierung der Klassen durchsetzt. Sie setzt sich durch kraft des Rechtes der Intelligenz: das ist der Fall bei Swann und bei dem Erzähler — in beiden Fällen allerdings handelt es sich beileibe nicht um Selfmademen, die nur vermöge geistiger Vorzüge in eine höhere Klasse aufgenommen werden: beide sind vielmehr im Besitz derselben geselligen Kultur, desselben äußeren Wohlstandes wie die Adelskaste. Sie sind keine Julie Sorels. Aber der Charme und die Originalität ihrer Geistigkeit machen sie begehrenswert in dem Kreise der Guermantes.

Die Guermantes sind eben so vornehm, daß sie ihren Verkehr ganz nach ihren Wünschen wählen können. Vierzehnmal — seit den Karolingern — mit dem Hause Frankreich verschwägert (und reineren Blutes, da sich dieses durch die mediceischen Heiraten im 16. Jahrhundert den Stammbaum verdorben hat und seine Prinzessinnen darum von gewissen hochadligen Stiftungen ausgeschlossen sehen muß); durch nahe Verwandtschaftsbande mit den regierenden Familien Europas verbunden und ihnen ebenbürtig — stehen sie auf der Gipfelhöhe der sozialen Hierarchie. Sie können sich nichts vergeben. Die Herzogin von Guermantes kann so weit gehen, gelegentlich eine Einladung in das Elysée anzunehmen. Sie kann Menschen bürgerlichen Blutes in ihren Salon ziehen. Unnachsichtlich sind die Guermantes nur gegen den kleineren Adel. Innerhalb der französischen Aristokratie lassen sie — in weitem Abstand von sich — nur ein paar Familien gelten: die La Trémoille, die Uzès, die Luynes, die Choiseul, die Harcourt und die La Rochefoucauld; dazu noch die Noailles, die Montesquiou, die Castellane. Sie denken wie der Herzog von Burgund, von dem Saint-Simon berichtet: „L'anéantissement de la noblesse lui était odieux, et son égalité entre elle insupportable. Cette dernière nouveauté, qui confondait le noble avec le gentilhomme, et ceux-ci avec les seigneurs, lui paraissait de la dernière injustice, et ce défaut de gradation une cause prochaine de ruine et de destruction d'un royaume tout militaire."

Saint-Simon: mit seinem Namen wird der Marcel Prousts immer zusammengestellt werden. Vielfältiger und enger als in unserer andeutenden Charakteristik verfolgt werden kann, weben sich die Beziehungen zwischen den beiden großen Autoren. Aber vielleicht berühren wir das Wesentliche, wenn wir gewahr werden, daß für beide der kunstvolle Aufbau einer aristokratischen Gesellschaft einen reinen ästhetischen Wert besitzt. Die „Gradation" des Adels, die Abstufungen der Etikette, die genaue Verteilung der Privilegien, die strenge Beachtung der Rangunterschiede — wenn auch dies alles bei Saint-Simon mit Geltungsinstinkten einer höchst realen Lebensbasis zusammenhängt, so ist es von ihm doch schon als ein Kosmos sozialer Formen gesehen wie bei Proust. Bei dem Nachgeborenen ist diese Sphäre dann freilich ganz vergeistigt. Es ist ein oberflächliches Mißverständnis, den Schöpfer der Guermantes des Snobismus zu beschuldigen. Die Episode der roten Schuhe (der interessierte Leser mag sie selbst nachlesen) allein würde diesen Vorwurf entkräften. Die Welt des französischen Hochadels, diese unbekannte Welt (denn Balzac, um von Bourget zu schweigen, hat sie nie von innen gekannt) hat für Proust die Bedeutung eines Symbols, eines idealen Formenspiels, einer Orchideensammlung. In einem Stoff, der zufällig ist wie alles Geschichtliche (zufällig und eben darum unersetzlich und unvertretbar) zeigt sie subtile Abschattungen, seltene und kostbare Spielarten des Menschlichen. So bestätigt sich auch an Proust, daß der französische Roman seinem Wesen nach Gesellschaftsroman ist, wie der deutsche Roman Entwicklungsroman — dort Mechanik sozialer Formen, hier Dynamik individuellen Werdens.

Eine Shakespeare-Reform aus dem Geiste des Barock

Von Werner Weisbach (Berlin)

Die Welt des Barock ist als künstlerisches Phänomen den Deutschen des 19. Jahrhunderts zuerst in dem Drama Shakespeares zur Anschauung gebracht und vertraut gemacht worden, lange ehe man zu der seit dem Klassizismus arg verpönten und wenig beachteten bildenden Kunst des Barock wieder ein Verhältnis gewann, was erst im letzten Viertel des Jahrhunderts einsetzt. Durch die Schlegel-Tiecksche Übersetzung erhielt der englische Dichter den Rang und die Popularität eines heimischen Klassikers und ging völlig in den geistigen Besitz des deutschen Volkes über, was sich schon darin äußert, daß er in dem deutschen Unterricht der Schulen abwechselnd mit den deutschen Klassikern gelesen wird. Seine Gestalten wirken von unserer Jugend an mit ungeschwächter Überzeugungskraft in unsere Vorstellungswelt hinein, bestürmen und besänftigen, ängstigen und erheitern unsere Phantasie. Was aber an Shakespeare barock und daß er durch und durch barock ist, darüber ist man sich vielleicht noch nicht genügend klar geworden. Die Romantiker haben ihn ihren Theorien gemäß auf eine romantische Formel festgelegt, andere haben ihn mit der Renaissance in Beziehung gesetzt — aber das eigentliche und tiefste Wesen seiner Kunst ist in dem Barock verhaftet.

Auf allen Gebieten ist im Barock der Sinn für das wahrhaft und stark Dramatische geweckt worden, in der Kunst und in der Literatur. In der kirchlich-gegenreformatorischen wie in der profanen Malerei, in den heiligen Legenden und Martyrien wie in den weltlichen Historien liebt man es, die Handlung zu einem dramatischen Moment aufzuschürzen und in heftiger Erregung vorzuführen. So große Dramatiker wie Tintoretto, Caravaggio, Rubens, Pietro de Cortona dürfen hier neben Shakespeare genannt werden. Auch die Plastik, die ihrem ganzen Wesen nach zu Ruhe und Gehaltenheit neigt, läßt sich zu dramatischen Szenen und zu Bewegungsexzessen hinreißen, wofür nur auf Werke führender Meister, wie Bernini und Algardi, oder auf süddeutsche Kirchenskulpturen verwiesen zu werden braucht. Die Bewegtheit, die ein Stilsymptom des Barock ist, zeigt sich bei Shakespeare in der Art, wie er seinen Stoff formt und gliedert, in dem Tempo der Szenenfolge, in dem Ungestümen der Ausdrucksweise und der Sprache; dadurch stellt er sich in einen Gegensatz zu dem klassischen und Renaissance-Drama, und demgemäß ist das Tempo zu wählen, in dem er gespielt werden will.

Er besitzt auch jenen neuen Sinn für das Naturalistische, der den Barock auszeichnet und ebenfalls die bildende Kunst ergreift. Erst Gestalten des Barock wecken in uns ein eigentliches Gegenwartsgefühl; sie wirken sich in einer gewaltigen, sich unmittelbar aufdrängenden Vitalität aus, nehmen körperlich und seelisch gleichsam Besitz von uns, so daß wir ihnen gegenüber etwas Unentrinnbares empfinden, — während in der Renaissance alles Expressive durch Form und Kalkül in Schranken gehalten wurde. Gerade der frühe Barock schöpft aus einem solchen Kraftzentrum, und man braucht Shakespeare nur wieder Männer wie Caravaggio und Rubens an die Seite zu stellen. Er erfaßt die Wesenheit, das Vielgestaltige, die Triebkräfte des englischen Lebens in allen Kreisen seiner Zeit und überträgt das auf die verschiedenen Epochen und Lokalitäten, in die er seine Stücke versetzt. Der naturalistische Sinn befähigt ihn in hervorragendem Maße zum Komödiendichter. Seine Diktion bekommt etwas Improvisatorisches, Zugespitzt-Treffendes, Sprühendes und dabei Lebenssattes und Blutvolles, nachdem sie sich mehr und mehr von dem Euphuistischen und äußerlich barockem Schwulst losgemacht. In dem Zupackenden, Stegreifmäßigen liegt eine der eigentümlichsten Begabungen des Barock, wodurch auch die ganz anders geartete commedia dell'arte lange ihre Daseinsberechtigung erwiesen. Shakespeares Personen sind nicht wie in dieser feststehende Typen in wechselnden Situationen, sondern scharf umrissene Charaktere, deren Handeln von den jedesmaligen durch die dramatische Fabel bestimmten Vorgängen abhängig ist. Sie sind Individualitäten, deren Lebendigkeit durch das ihnen von Natur oder durch die Umstände auferlegte

Schicksal wirksam wird. Ein durch Beobachtung von Hoch und Niedrig bis in die kleinsten Züge geschärfter Wirklichkeitssinn bietet einen neuen Maßstab zur Beurteilung der Wahrscheinlichkeit der Gestalten.

Der Stoffkreis seines großen Welttheaters ist aus der antiken, der englischen und sonstigen nordischen Historie und aus dem Novellenschatz der Zeit geschöpft. Als Mensch seiner Epoche konnte er nicht an den überkommenen Vorstellungen des Antiken und Heroischen vorübergehen. Wie sich diese als Lebendigkeiten in der Phantasie ausformen, nehmen sie eine ganz andere Gestalt an als in der klassischen Renaissance. Das Verhältnis zu dem Antik-Heroischen wird ein spezifisch barockes — ebenso wie der Held des Barock in der bildenden Kunst ein anderes Ansehen zeigt als in der klassischen Renaissance, auch er von dem neuen Naturalismus berührt, weniger distanziert, mehr auf den Boden der Wirklichkeit gestellt. Die Antike wird von Shakespeare nicht in einem klassischen oder romantischen Lichte gesehen, sondern barock-naturalistisch gefaßt. Deshalb ist es auch verfehlt, die Stücke mit antiken Stoffen auf der Bühne klassisch zu stilisieren und womöglich noch auf einen romantisch-sentimentalen Ton zu stimmen, wie es die Meininger einst mit Julius Cäsar gemacht hatten. Man kann die Kostüme so wählen, wie sich der Barock selbst die Antike vorgestellt und stilisiert hat, wofür es genügend Anhaltspunkte und Vorbilder in bildlichen Darstellungen der Zeit gibt. Man darf sich dabei aber auch alle Freiheiten gestatten — denn der Barock selbst ist ja mit dem antiken Kostüm und Milieu phantastisch frei verfahren —, wenn es nur gelingt, das, was in Wort, Rhythmus und Szene barock ist, zu erfassen und eine Konformität von dem allen herbeizuführen, gleichgültig mit was für Mitteln das geschieht.

Im Barock zerschmilzt und verflüchtigt sich das heroische Ideal in seiner ritterlichen und antikischen Fassung und geht in andere Formen über. In Spanien wird durch die Satire die Art an seine Wurzeln gelegt. Andererseits beginnt man den Helden zu sentimentalisieren, wie bereits bei Tasso. Daneben gewinnt man eine neue Vorstellung von der Verlegung eines heroischen Triebes in das innerweltliche und geistige Leben. Dazu führt von der religiösen Seite die gegenreformatorische Mystik mit ihren psychologischen Verhaltungen. Auf philosophischem Boden verkündet Giordano Bruno enthusiastisch mit seiner dichterischen Beredsamkeit das Heroische spekulativen Aufschwungs in überweltliche Regionen. An Ähnliches denkt Nietzsche, wenn er einmal gesagt hat: „Ich will es dahin bringen, daß es der heroischen Stimmung bedarf um sich der Wissenschaft zu ergeben."

Bei Shakespeare läßt sich verfolgen, wie das Heroische aus dem äußeren und äußerlichen Handeln und Geschehen immer mehr in das Innere, Seelische verlegt wird: das vollzieht sich in dem Übergang von der früheren zur Hamlet-Periode. Titus Andronicus ist noch ganz das an fremde Vorbilder sich anlehnende bramarbasierende ritterliche Spektakelstück. Romeo ist der Held als Liebhaber in der psychologisch sehr verfeinerten Tragödie, aber teilweise auch mit einem etwas oberflächlichen Gebaren und rhetorischen Gesten. Bei Hamlet hat sich das Heroische auf seine innerweltliche Existenz zurückgezogen: er erscheint, als was er sich fühlt, aber er tut nicht was er will und sich vornimmt. Der schwermütige Grübler und überlegene Geistesmensch als Held, der im Ringen mit seiner Natur sich der ihm zugewiesenen Aufgabe hingibt. Die Aufgabe ist eine Tat: die Rächung des väterlichen Blutes an dem königlichen Mörder, die mit dem angenommenen Gefühl und Ehrbegriff der Zeit als eine notwendige Forderung aufgestellt erscheint. Das Heroische liegt in jenem Ringen mit den inneren Widerständen, unter Anerkennung und Hochhaltung des Ehrbewußtseins mit allen sich daraus ergebenden Folgerungen. Ein Held, in dessen Wesen die Ehre über alles geht („doch eines Strohhalms Breite selbst verfechten, wo Ehre auf dem Spiele steht"), der aber selbst von seiner „Schwachheit und Melancholie" sprechen kann und im Handeln, Ausführen, Zuschlagen immer wieder durch seine Veranlagung und Geistesrichtung gehemmt wird. Die Mutter sieht in ihm einen abnormen halluzinatorischen Ekstatiker, wenn sie in der letzten großen Auseinandersetzung des dritten Aktes, als er den Geist des Vaters erschaut, den sie selbst nicht gewahren kann, zu ihm sagt:

> „Dies ist bloß eures Hirnes Ausgeburt;
> In dieser wesenlosen Schöpfung ist
> Verzückung sehr geübt."

Die feinen und feinsten psychologischen Differenzierungen und Motivierungen, wie sie hier auftreten, sind erst im Barock möglich geworden, als man dem inneren Leben des Menschen, all seinen leisen Regungen, seinen Spaltungen, seinen Konflikten ein eingehendes Interesse zuwandte. In der bildenden Kunst gibt das psychologisierende Porträt, wie es von Greco, Bernini, Velazquez, Rembrandt geschaffen wird, von solchen Seelenerfahrungen Kunde. Von Rembrandt kennt man Bildnisse, die sich in ihrer seelischen Gestimmtheit mit Hamlet messen können. Auch das Weltschmerzliche, das sich durch das Wesen Hamlets, ebenso wie des Jaques in „Wie es euch gefällt", zieht, ist ein Phänomen, das erst im Barock allenthalben tiefere Bedeutung und Verbreitung gewinnt. Wie weit hat sich der spätere Shakespeare von der humanistischen und hedonistischen Weltauffassung eines Montaigne, mit der er anfangs Berührungen hatte, entfernt. Die weichen und schmiegsamen Triebe, die das geistige und seelische Innenleben leiten, entspannen das heroische Kraftideal. Eine ähnliche Entwicklung hat Rembrandt durchgemacht.

Der psychologische Naturalismus, der in der Literatur und Kunst des Barock einen so großen Aufschwung nimmt, beherrscht die letzte Schaffensperiode Shakespeares und erreicht in ihr eine außerordentliche Höhe. Beruht Tiefe und Umfang seiner Seelenkenntnis gewiß auf einer ganz persönlichen Divinationsgabe, so steht das doch in Zusammenhang mit der geistigen Struktur des Barock und findet seine Resonanz in dem Zeitgefühl.

Aufführungen, die den Stil der Stücke treffen wollen, müssen auch den barocken Grundeigentümlichkeiten des Stils gerecht zu werden suchen. Voraussetzung ist dabei, die Einheit in der Mannigfaltigkeit zu finden und herauszuarbeiten, den Organismus des Kunstwerks zu erfühlen, der ein andersartiger ist als der des klassischen Dramas. Wie der Eindruck eines barocken Bauwerks nicht auf einer Harmonie regelmäßiger, gegeneinander ausgewogener Teile beruht, sondern auf einem Spiel mannigfacher, verschieden starker und bewegter Kräfte, aus deren Ineinandergreifen und Verschlungensein die Einheitlichkeit sozusagen in einer Distanzwirkung hervorgeht, so ist es mit dem Bau des Shakespeareschen Schauspiels in dem Wechsel und Wandel seiner Szenenfolge, in seinem sprachlichen Gefüge. Dynamik und Rhythmus müssen als barocke Elemente begriffen werden. Alle Glieder sind wichtig als Komponenten für den Gesamtorganismus. Löst man aus ihm solche durch willkürliche und unvorsichtige Streichungen heraus, wie das in den meisten Fällen geschieht, so wird er geschädigt und ins Wanken gebracht. Ein Hauptwirkungsmittel ist das Wort — daher ist der sprachlichen Diktion die größte Sorgfalt zuzuwenden. Übertönt und erstickt man das Wort durch szenische Kunststücke — wie das in mancher Reinhardtschen Aufführung der Fall war —, so verfehlt und untergräbt man den Sinn des Werkes. Gibt Shakespeare auch an einzelnen Stellen musikalische Einlagen, läßt er stattliche Aufzüge erscheinen, so steht sein Drama doch in einem Gegensatz zu dem großen barocken Ausstattungsstück und Festspiel, das alle Künste, die redende, die tönende und die bildende, in einem Gesamtkunstwerk zusammenfaßt, eine Art szenischer Vorführungen — in England als Pageant bekannt —, die, aus den Maskenspielen und Trionfi der Renaissance erwachsen, gern bei höfischen Anlässen und Veranstaltungen dargeboten und namentlich auch von den Jesuiten gepflegt wurden, mit reicher pomphafter Ausstattung, großem Massenaufgebot, bewegten Aufzügen. Ist hier das gesprochene Wort nur ein Bestandteil unter anderen gleichwertigen, liegt der Nachdruck auf dem Szenischen, Ausstattungsmäßigen, für das komplizierte und raffinierte Maschinerien aufgeboten wurden, so ist bei Shakespeare das Wort das herrschende Element. Werden seine Stücke aus dem Rhythmus und Tempo der Sprache gedeutet und darauf die Regie eingestellt, so darf man sich mit den sparsamsten szenischen Requisiten große Wirkungen versprechen. Aber leider liegt das Sprecherische an unseren Bühnen am meisten im argen und darf als ein verlorenes Paradies bezeichnet werden. Was mit der Kunst, der Gewalt, der Musik der Sprache zu erreichen ist, hat Kainz in glänzendster Weise in seinem Hamlet bewiesen und mir besonders einmal bei einer Gastvorstellung in einem mittelmäßigen Ensemble und bei stark verfehlter Regie und Inszenierung nahegebracht. Auffassung und Mimik wird immer von der Begabung und Genialität des einzelnen Schauspielers abhängen

— sonst wäre er keine künstlerische Persönlichkeit. Die Regie muß aber danach trachten, die Stimmung ganz anders als bisher aus dem Sprachlichen herauszuziehen, und nicht glauben, ihr mit modernen romantischen Inszenierungsmitteln beikommen zu können. Von dem Wort muß das Fluidum ausgehen, das die Stimmung beschwört; in den Modulationen der Sprache lasse man die seelischen Erregungen mitschwingen; denn in der Sprache liegen die seelischen Werte, die entbunden werden sollen, — aus ihr ist der Odem zu schöpfen, der alles zu beleben und zu vergeistigen vermag. Wird die sprachliche Regie dem Sinn des Kunstwerks gerecht, wird daraus das Agieren, das Mimische und Szenische abgeleitet, so läßt sich von diesem Zentrum aus eine Einheit des Stils für das Gesamtwerk gewinnen.

Ist auch das wahrhaft Große bei einem künstlerischen Genius das Einzigartige und Unwiederholbare: sein persönlicher Stil, der über den Zeitstil hinausgreift und nicht bei ihm stehen bleibt, so hat er in diesem doch ein Fundament, von dem er ausgeht und auf dem er sich aufbaut. Dieses Fundament muß man kennen, will man zu einem Kunstwerk in eine verstehende Beziehung treten und sich die letzten Quellen für den Genuß erschließen. Es ist deshalb keine bloße Marotte eines pedantischen Historismus, wenn man auf den Zeitstil zurückgreift, fragt, wie sich dieser zu dem persönlichen Kunstwerk verhält, und klarzustellen sucht, wie sich beide gegenseitig erhellen. Für Shakespeare würde es nach vielen verfehlten Auffassungen einen entschiedenen Gewinn bedeuten, wollte man ihn einmal auf seine barocken Grundlagen und Eigenheiten durcharbeiten und demgemäß zur Aufführung bringen. Den persönlichen Stil im Einklang mit seinen historischen Grundlagen sinnfällig zu machen, hat mit einer historischen Kostümierung gar nichts zu tun. Im Gegenteil; mit den historisch-romantischen Inszenierungen ist es nicht getan gewesen. Das Kostüm ist Nebensache; man muß den Stil suchen in dem Rhythmus und Tempo der Sprache, der Szenenfolge, der Stellungen und Gebärden, indem alles das ineinandergreift und aufeinander abgestimmt wird. Erfaßt man hier den Geist des Barock und stilisiert danach die Bühnenaufführung, so darf man eine Reform von Shakespeare-Darbietungen erhoffen.

Johanna Wolff

Von Paul Wittko (Hamburg)

Johanna Wolff ist Ostpreußin. Der von ihrer Staatsregierung stets stiefmütterlicher als von der Natur bedachten reichsfernen Heimaterde der reinen Vernunft entwuchsen nicht wenige Persönlichkeiten von überragender Verstandesschärfe, großer, hoher und kühner Gedankenkraft und tiefer Lebenseinsicht. Bei keinem findet sich eine Spur übermäßiger Verfeinerung. Johanna Wolff ist typische Vertreterin des Ostpreußentums. Etwas hat sie von der vom deutschen Mythos angedichteten Rasse des Raubtieres ihres, freilich angeheirateten, Namens: die kühne, streitbare Tapferkeit. Hinter ihrem Augenglas blitzt ein scharfer Blick. Lebte sie in ferner Vorzeit unseres Volkes, so wäre sie Priesterin, Volkstribunin geworden. Sie vereint religiöses und sozialpolitisches Pathos und wäre gewiß eine gute Rednerin, doch mied sie aus hier nicht zu erörternden Rücksichten die Gelegenheit zu öffentlichem Sprechen, obwohl die Leidenschaftlichkeit ihrer heißspornigen, ja explosiven Natur sie häufig dazu gedrängt haben mag. Die geborene Missionarin ist sie, doch eine Missionarin nicht orthodoxer Gottesdemut, sondern des deutschen Gottes,

> „den wir herausgelebt aus unsern Tiefen,
> vor dem man aufrecht steht in Zucht und Kraft."

Denn bei ihrer Ausschau auf Gott gelangte sie immer inständiger zu unbeirrbarem Menschenglauben, zu bewundernder Menschenehrfurcht.

> Ich glaube an das Leben —
> an das große, wundervolle Regen und Bewegen
> der Kräfte, die im Himmel und auf Erden schaffend sind.
>
> Ich glaube, daß Himmel und Erde Eines sind:
> Ruhe und Tun.

Da ist nichts tot, was stumm und ruhend ist;
Die Stille lebt!

Ich glaube an das Diesseits,
das sichtbar ist,
und an das Jenseits,
unsichtbar —

Eines sind sie!
Himmel und Erde,
Körper und Geist,
Leben und Tod —
Eines sind sie.

Ich glaube an den Menschen — Mann und Weib —
Eines ist er.

Das Leben lehrt ihn Wunder tun.

*

Ich glaube nicht,
daß hinter unbewegten Vorhängen
„Gott" wohnt.
Gott ist im Beweglichen.

Selten, vielleicht niemals hat ein Weib zugleich stärker empfunden, eigentümlicher gedacht, ihres selbständig gezimmerten schweren Jugendlebens Einsichten selbständiger lyrisch verdichtet als Johanna Wolff, die da elementar emportauchte aus bettelarmer Kleinwelt, wie aus der Waldnacht des ostpreußischen Forstes Ibenhorst der Elch, der Urhirsch, hervorbricht. Diese Hymnensängerin scheint aus einer Potenz des Erdenlebens gezeugt, wie sie unser Planet zur Zeit der Geschöpfe urhafter Menschlichkeit hatte, die selbst den Olympiern zu lebensstark waren, so daß sie sie beseitigten, um die Erde in einen Schmollwinkel umzustülpen und Platz für Dämmerhaftes und Krankhaftes zu gewinnen. Johanna Wolff ist als Lyrikerin der verkörperte Schellingsche Idealismus. Sie trägt den ganzen Mikrokosmus in sich.

In Momenten ekstatischer Hochspannung wächst ihre mühsam gebändigte Feuerseele auf zur Himmelfahrt nach sonnennahen Höhenwohnungen, wo sie herausjauchzt in Glückseligkeit über die „heilige Menschen-Schöpferkraft", über die unerschöpfliche Formenfülle des Daseins: Leben. Nur die Empfindungswörter der Natur kennt ihre Lyrik, nicht die Begriffswörter der Bücher. Mit der Kraft ihrer sinnenhaften Anschauung kommt sie den Dingen in großer Liebe so nahe, daß sie Geist werden. So versteht und durchfühlt sie die Natur, daß sie aus den Naturdingen den immanenten Geist schöpft. Es ist ein purpurner Glanz in ihr, eine Zärtlichkeit und eine schauernde Inbrunst für alles Lebendige, ein Armebreiten und Umfangen. Wie ihr Meister Wilhelm Jordan, dessen seit einem halben Jahrhundert verschollene Frühgedichte unter dem Titel „Schaum" ihr kaum je zu Gesichte gekommen sein dürften, kommt auch sie zu der These: Der Mensch „schuf sich selber höher schaffend: Gott".

„Gott ist des Menschen höchste Schöpfertat.
Gott ist des Menschen Zärtlichstes und Reichstes;

Gott ist des Menschen Sieg und sein Triumph,
ist Gold aus Überwindungen geläutert
von Ewigkeiten her."

Von vedischen und buddhistischen Anschauungen und Lehren, die ihr goethisch-spinozistischer Glaube an das Einssein allen Seins wohl vermuten ließe, trennt sie ein anderer Zug, der nicht minder machtvoll in ihr lebendig ist: unbedingte Bejahung des Lebens, dionysische Daseinsfreude. Ihre vertrackte Schwersinnigkeit, ostpreußischer Erdschwere entstammend, sähe sie gern auf Schmetterlingsflügeln davongetragen:

„O könnten wir doch leichtren Sinnes werden!
Leicht-sinnig!
Und so verständnisvoll ergeben
in dieses wundervolle Leben,
daß Schmerz und Schwere
wie jene Wölkchen wäre,
die lichtdurchglänzt am hohen Himmel wandern."

Einen Freudenglauben will sie — freilich vor dem Ausgang des Krieges, 1917, erschienen ihre Gedichte „Von Mensch zu Mensch" (bei Rütten & Loening) — verkünden, nicht Entsagung, nicht Weltflucht. Helle möchte sie verbreiten auf Erden, eine Wegbereiterin sein für reine, liebevolle, freudige, edle, schönheitserfüllte Menschen.

„Du sollst deiner Pein den Hals umdrehn,
eines gewaltsamen Todes sterbe,
was dich voll Grämens macht,"

psalmodiert sie. Dankbar fühlt sie sich für einen großen Schmerz, der ihr die Wurzel alles Seins zeigte und sie auf sich selbst fest ins Leben stellte: in Liebe. Als Seherin steht sie an den Pforten einer neuen Zeit: sie ahnt, das Leben will etwas! Ein Neues ringt um Wesen und Gestalt. Und sie fragt:

„Wer faßt die Sehnsucht einer Welt zusammen
in übererdlich zwingender Begier?

——— Wunder schrein aus aufgeborstnen Schächten

Auf, laßt uns Götter schaffen, die uns gleichen!
Zermürbte Heiligtümer fraßen unsre Kraft!
Es harrt das jungfräuliche Leben der Befruchtung,
daß, von geballten Kräften überwältigt,
ein neuer Heiland sprenge seinen Schoß."

Johanna Wolff hat ihren viel gewundenen harten Lebensgang bis zu ihrer Ehe selbst dargestellt in einem 1912 zuerst, 1921 in 8. und 9. Auflage erschienenen Buch, das bittere Wahrheit und hochsinnige Dichtung mit künstlerischem Takt mischt. Ich kenne keine Frau, die mit gleicher Wahrhaftigkeit, Offenherzigkeit und Unverblümtheit, mit gleicher freier Menschlichkeit, liebenswerter innerer Vornehmheit und ergreifender Schlichtheit die Kämpfe ihrer kärglichen Kindheit kündete. Als Tochter eines Schusters, der ein verwegenes und romantisches Abenteurerleben führte und von dem sie wohl die „Lust zu fabulieren" erbte, kam sie in Tilsit zur Welt, der Hauptstadt Preußisch-Litauens. Diese Gegend ist landschaftlich abwechslungsvoll, außerdem fruchtbar, verhältnismäßig stark bevölkert, die Bevölkerung gerade, rechtschaffen, wahrhaft, aber lebhaft und launisch, heftig und eigenwillig, unnachgiebig. In ganz jungen Jahren Waise geworden, sind Dürftigkeit und Drangsal ihre Kindheitsgefährten. Früh lernt sie, als Pflegekind einer armen Waschfrau, von deren um mehrere Jahre älteren Sohn Bibelverse, Gesangbuchlieder, Fabeln und die alten Volksgesänge. So wurzelt ihr Wesen tief im Volke.

Anders als Hauptmanns „Hannele" stellt das kleine „Hanneken" — so nennt sie ihre „Geschichte der Arbeit und des Aufstiegs" und so wird sie heute von ihrem Gatten und von ihren nächsten Freunden genannt — dem Herrn Jesus sich entgegen, der es doch weit besser hatte als sie, da ihm die Mutter blieb. Mit unbewußter Würde und Selbstachtung, in herbem Adel der Gesinnung, mühselig und beladen sich abschleppend, von allem Genuß und allen Lustbarkeiten anderer Mädchen ausgesperrt, blutenden Herzens manche Träne verbeißend, schreitet sie, allen sie bedräuenden Widerwärtigkeiten zum Trotz, vorwärts, wird Dienstmädchen ihrer guten Lehrerin, Ziehtochter eines ideal gerichteten Christusjüngers und Mädchenschullehrers in Memel. Aus den Zwielichtschichten des Lebens steigt so dies geborene Aschenbrödel auf als zu eigener Lebenssonne auferwecktes Phönixlein, das auch seine Krallen zu zeigen weiß, wenn's not tut, entfaltet regsam seine Schwingen und nimmt Form, Natur und Charakter an. Noch halbwüchsig wagt es den Flug aus finsterer Vorstadt in farbige Ferne, fort aus der rauhen Redlichkeit ihres engen Kindheitskreises. Aber die Liebe zu den leidgeläuterten Leuten ihrer bisherigen Umwelt nimmt sie mit ins laute Leben.

Nach kurzer Episode inmitten pietistischen Sektierertums kommt sie ins Seminar für christliche Kinderpflege, dann ins streng evangelische Diakonissen-Mutterhaus, wird Herzenswärme um sich breitende Hausmutter in einem Kinderasyl, Haltlosen hilfreiche Gemeindeschwester, verirrt sich ins Ungewisse der Apostolischen Kirche und in den Glauben an die nahe Wiederkunft Christi, vollbringt den heiklen Übertritt zu den Schwestern des Roten Kreuzes und widmet sich, wehrlosen Wesen immer sich opfernd, der Cholerapflege in Hamburg. Denn

„das ist das Göttlichsein auf Erden:
Verschwenden Zärtliches mit Lust
und reicher werden."

Hier sieht sie dem Tod tausendfach ins Auge. Doch

„Tod ist des Lebens wundervolle Blüte,
ist Lächeln Gottes, unerhörte Güte —
ist dunkelblaues Schweben weit und weich,
ein sanftes Leuchten über Ätherfluten,
Tod — Morgenhimmel ganz in Rosengluten,
ein selig Gleiten überwärts — —
Und still das Herz."
(Aus „Von Mensch zu Mensch".)

Johanna Wolff ist in ihren Vorzügen und Fehlern so ausgeprägt national wie Schiller und Kleist, Künderin lichter deutscher Zukunft, trotz allem. Sie hat das Offene, Redselige und Laute des Ostpreußen, auch das Kecke und Muntere, das schon Simon Dach eigen war, aber ebenso auch das Gebundene und Schwere Wilhelm Jordans in ihrer Kunst, in ihren erdichteten Gestalten. Und sie offenbart ein scharfes und mutiges Urteil, getragen von Liebe, gefällt von der Schwermut der Zeit. Wenn sie soziale Schäden aufdeckt, so glaubt sie an deren Besserung und endliche Heilung; wenn sie um Laster leidet, so verzweifelt sie nicht aus Besorgnis, sie seien unausrottbar. Sie besaß noch während der letzten Stadien des Krieges, ja während der ersten Revolutionszeit einen wahren Köhlerglauben an das Gute im deutschen Menschen, und verliert wohl nimmer den beherzten Optimismus ihres Heißblutes.

Johanna Wolffs nationales Empfinden ist volkstümlichen Geistes. Volksmäßig ist ihre Art, weil sie nichts Überfeinertes hat, weil sie in einer Umwelt zierloser Derbheit erwuchs, weil viel in ihr verblieb vom Seelischen des Volkes. Johanna Wolff fühlt sich trotz ihrer starken Selbständigkeit als Organ der deutschen Volksseele, fühlt sich berufen zur Verkündung der besten Bestrebungen innerhalb des Volksgeistes und spricht aus diesem Gefühl heraus. Darum geht sie gestaltend auch dem Konventionellen nicht immer aus dem Wege.

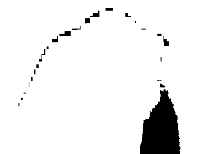
Im Jahre 1921 erschien der Roman „Hans Peter Kromm, der Lebendige, eine Geschichte von Ufer zu Ufer". Trotz seiner aus der deutschen Gegenwart heraus erwachsenen erhöhten Lebenswirklichkeit fand er nicht die Anerkennung bei Presse und Publikum, die er zu beanspruchen das Recht hat. Möglich, daß ein beträchtlicher Teil der einflußreichen Tageskritik ihm freudige Zustimmung hätte angedeihen lassen, wenn hier die großen Aufgaben der Zeit, bedeutende soziale und kulturelle Fragen der nächsten Zukunft nicht von einem stark individuellen Seelenhauch tiefer, innerer Anteilnahme am deutschen Leben in Bewegung gesetzt wären. Dies Persönliche in Auffassung, Darstellung und Sprache, das auch dem Tatsächlichen den Ausdruck eines dichterischen Naturells gibt, die reich getönte lyrische, zuweilen gar dithyrambische Hingerissenheit, die innige Weltfreude, die unbedingte Menschenliebe, die enttäuschte Weisheit, das verfinsterte und doch immer neu sich aufhellende Gemüt, der feine Spott und der sanguinische Glaube an die endliche Einkehr des Volksgefühls für allgemeines deutsches Menschen- und Mitmenschentum von Ufer zu Ufer scheinen von sozial-literarischen Kreisen aus um dieses Buch eine Atmosphäre von kühler Zurückhaltung, Schweigsamkeit, ja von Geheimhaltung gebildet zu haben, die als kaum überwindliches Hindernis dem entgegendringt, der sie zu bannen sich zur Aufgabe machen wollte. Gerade die dichterischen Vorzüge des Werkes sind es, die einer weithinauswirkenden Schlagkraft im Wege stehen. Denn in diesem Buch empfängt alles einzelne neben seiner Wirklichkeitsexistenz ein zweites Dasein als Persönlichkeitsausdruck der Dichterin, und liedhaft singt aus dem Urwert der Worte die Seele der Johanna Wolff, naturhaft als ein unvergleichbar Persönliches. Es offenbaren sich in diesem Werk so tiefe Schwingungen ganz persönlichen Lebensgefühls, so sehr eine jedes Wort besonders färbende Einzelart des Sehens und Ergriffenwerdens, daß man eine lose Seite daraus als von Johanna Wolff erkennen würde, wo man sie auch fände. Hier ist nichts vom spezifischen Frauenroman; nicht dem Frauen-Leben, -Lieben und -Leiden gehört die Seele der Johanna Wolff, sondern dem deutschen Menschen schlechthin, dem Tatmenschen, dessen Element die Sphäre weittragender sozialer Fragen und Kulturprobleme ist, das Führertum im modernen sozialen Kampfe, der im Volksausgleich endet. In der Verbindung von Seelenanalyse, weniger lebenstreuer als lebensvernünftiger und lebensunvernünftiger Zeitschilderung und urteilsstarkem sozialen Wissen zeigt Johanna Wolff ihre darstellerische Kraft auf einer das Feld des Schriftsteller-Dichters überragenden Höhe. Es gelingt ihr eben durch diese Verbindung ein ins Ideell-Dichterische gesteigertes Kulturbild zu geben, das bahnebnende Geltung hat in allen seinen wesentlichen Gestalten: jenem Teil des Proletariats, der einseitig orientiert ohne Rücksicht auf die Gesamtlage immer neue Forderungen stellt; einem willigen und einsichtsbereiteren Arbeitertum; der wahren Weisheit eines mit dem Erdreich verwurzelten betagten Knechtes; dem hochsinnigen Opfermut eines Menschenfreundes — und in der Spiegelung aller dieser Erscheinungen in Herz und Hirn des die Bedürfnisse seiner Zeit und seiner Zeitgenossen verstehenden und den sozialen Ausgleich vorbereitenden Willensmenschen. Johanna Wolff gibt hier ein Stück Leben, aufgefaßt von einem Blickpunkt, auf dem Soziales und Individuelles, die Liebe zum Einzelmenschen und das Verständnis für Gemeinsamkeitsfragen so weit ineinander aufgehen, bis sich alles Problematische auflöst, indem sich Ufer zu Ufer neigt. Im sozialen Fortschritt erschöpft sich das persönliche Schicksal Hans Peter Kromms. Dieser Mensch gewordene gute deutsche Geist während der letzten viereinhalb glücklichen Friedensjahrzehnte, dessen aufrechtes Menschentum gegen den Schiffbruch seiner kernfesten Gesinnung gefeit ist, findet auf der Höhe seines Lebens, wie er seine Arbeiterbeglückungsideen zu verwirklichen im besten Begriff steht, ein jähes gewaltsames Ende. Das Symbol ist unmißverständlich. Und man könnte in diesem Ausgang

die hoffnungslose Verzweiflung der Dichterin an der Verrottetheit des deutschen Volksgeistes erblicken. Doch unverloren klingt zwischen den Worten leise die lechzende Melodie von der Unvergänglichkeit des seelischen Erlebnisses: Deutschland.

Wenn man der Frage nachgeht, welche stilistischen Einflüsse hier auf Johanna Wolff wirkten, dann kommt man zu dem Ergebnis, daß frühe biblische, lutherische Töne in ihr wach wurden, und manchmal klingt von fern Homerisches an, auch der tiefe deutsche Mystiker Angelus Silesius. Im Kompositionellen, gelegentlich auch im Sprachlichen ist ihr Muster Wilhelm Jordan. Im Bildhaften denkt man zuweilen an die herbe Wucht Rethels, in der Empfindung an die Tiefe ihrer ostpreußischen Landsmännin Agnes Miegel. Man spürt die innere Verwandtschaft mit ihr. Doch die beiden ostpreußischen Dichterinnen haben von dem gegenseitigen dichterischen Schaffen kaum Kenntnis, wie ich feststellen konnte. Eigentümlicherweise blieben im Gegensatz zu den männlichen gerade die weiblichen Figuren hier blaß. Daß das Buch offenbar nahezu vollendet war, als der Krieg ausbrach, der den letzten 150 Seiten eine neue Richtung gab, tut der inneren künstlerischen Harmonie keinen Abbruch.

Hält Johanna Wolff in „Hans Peter Kromm, dem Lebendigen" die Frauen im Hintergrunde, auch nach einigen Eingangskapiteln des Helden tüchtige, verständige und schaffenskräftige, aber engsinnige Mutter, so stehen sie in ihren Novellen und in ihren drei Bühnenstücken im Vordergrunde. Die Novellen faßte sie zusammen zu einem 1919 bei Cotta erschienenen Bande unter dem unheildräuenden Titel „Schwiegermütter". Dieser ein breites Publikum mit Grausen erfüllende Name hat wohl dem Absatz des seelenlieben Buchs geschadet. Der Verlag sollte eine neue Titelauflage mit der anheimelnderen Standarteninschrift „Mamachen" herausbringen, wie sich eine ihrer schönsten Novellen nennt; dann fände wohl das Buch überall freudige Aufnahme. Es ist ein Sextett von „kleinen Geschichten", im wesentlichen eine Rehabilitationsschrift der Schwiegermütter, ein Hoheslied der Mutterliebe. Indem diese Mütter meist für ihre Kinder schaffen, schaffen sie unbewußt auch an sich selbst, an ihrer eigenen Läuterung, Veredelung, Heiligung, und jeder ihren Kindern erwiesene Liebesdienst trägt bei zur Verschönerung des eigenen Ich. Diese engen, versperrten, aber doch, jede in ihrer Sonderart, auf dem rechten Fleck sitzenden Mutterherzen kleiner Frauen aus dem Volk sind doch größer als die Welt, voll von unerschöpflichen Strömen kraftvoller Güte, selbst das des Prototyps der satten Pfahlbürgerin, der knalligen Frau Jettchen Pichel, verwitweten Wadenklee, geborenen Klamm. Und es ist, trotz der Schwere ihres Lebensweges oder des ihres Kindes, doch ein warmherziger Daseinsmut in ihnen, eine sonnenhafte Tatkraft, eine aufgeräumte, herzhafte Wohlgemutheit, die sich nicht unterkriegen läßt. Der Blick in die unzwiespältigen Seelen dieser kerngesunden, volkstümlich hand- und ehrenfesten, naturhaften, charakterstarken Frauen ist wie ein Blick in unauslöschliche Lichtquellen. Die Mütter dieses Buchs sind allesamt stärker als die Männer. Aber merkwürdig: ihre Söhne, Töchter und Schwiegertöchter haben wenig oder gar nichts von dieser vollsaftigen Urkraft und Urwüchsigkeit und keine Anwartschaft darauf, von gleicher Kernhaftigkeit zu werden wie sie. Zu der jüngeren Generation also hat Johanna Wolff trotz ihrer hellen Lebensbejahung kein rechtes Vertrauen. Es klingt aber durch das ganze Buch ein leises, frohgemutes Lachen, das durch ein langes Menschenleben forttönen kann. Johanna Wolffs Erzählungsart ist hier, wo die gelegentlichen Hochtöne auf der Lebensfahrt Hans Peter Kromms nicht hingehören, schmucklos, schlicht, ungeziert und ungekünstelt. „Schwiegermütter" sind ein kräftigendes, wohltätiges, ein liebenswertes, leicht belehrsames Hausbuch, das sich künstlerisch weit über den Durchschnitt der guten und braven moralisierenden Unterhaltungsbücher erhebt, weil eine Dichterin es schrieb, nicht nur eine Seelenkünderin, sondern eine Seelenschöpferin.

Frauendichtungen sind auch ihre dramatischen Werke. „Die Meisterin" und „Susannens Rosengarten" erschienen 1906 als die beiden Teile des Dramenzyklus „Frauenseelen". Sie sind von innerer Verwandtschaft. Die Meisterin, eine Mutter, Susanne, eine Gattin, setzen sich beide mit höchster Willensaufbietung für einen an sich guten, großen, edlen Zweck ein. Und sie erreichen auch ihr äußeres Ziel, verfehlen aber das wahre innere Ziel, vernichten das Dasein ihrer Liebsten und damit ihr eigenes, weil sie die Grundtöne der eigenen Seele zum Maßstab und Kanon machten denen, für die



sie ihr Leben hinopferten, bei ihrer hartnäckigen Beharrlichkeit in Verfolgung ihres Weges es aber außer acht ließen, der innersten Art ihrer Lieben Zugeständnisse zu machen. Beiden Stücken mangelt es nicht an gestalterischer Kraft, noch weniger an sicherer technischer Konzentration. Besonders im zweiten Drama aber will eine umweghafte psychologische Verhülltheit nicht weichen, die der Anschaulichkeit der Bühne widerstrebt. „Die Meisterin" war vor Jahr und Tag für den Volks-Schillerpreis in Aussicht genommen. Die unglückliche Darstellung einer Hauptrolle bei der Aufführung in Frankfurt a. M. verdarb dort dermaßen den Erfolg, den das Stück kurz zuvor in Dresden sich erobert hatte, daß der Dichterin auch der bereits verheißene Preis vorenthalten wurde.

So kam es, daß das vielversprechende dramatische Talent der Johanna Wolff von Bühnenleitern keine Förderung mehr erfuhr, die „Die Meisterin" wohl verdiente. Mit den „Töchtern Sauls" (1919 bei Cotta) hoffte sie als gereiftere Bühnendichterin vor das Publikum zu treten, doch da es ihr an der Nutzanwendung eigener Bühnenerfahrungen fehlte, so bleibt es fraglich, ob dieser „Tragödie" trotz ihrer dichterischen Vorzüge Bühnenglück beschieden wäre. Als Buchdrama hat sie ihre unverkennbaren Werte: poetisch empfundenen Entwurf, den Schmuck einer blühenden Sprache von biblisch pathetischem Klang, Frische und Feuer der Eingebung. Der dramatische Kampf aber spielt sich mehr in der Seele der handelnden Personen ab, als äußerlich, allen wahrnehmbar. Wie der Tod des Königs Saul, so wirkt auch der selbstgewählte Tod der imposanten Figur Merobs, seiner großen Tochter, nicht sowohl als Erfüllung einer tragischen Notwendigkeit, trotz ihres Verrats nicht als Buße für eine große Schuld, sondern ist Selbstbefreiung von allzu großem Schmerz. Ihre neueste Dichtung, das Drama „Rattenkraut", liegt vorerst nur im Manuskript vor.

Das hervorleuchtende Merkmal des auf nur acht Bände sich beschränkenden Gesamtwerks von Johanna Wolff ist: ein lebensmutiger, feuergeistiger Überschuß an Menschenliebe und Willen zu Menschendienst. Als Künstlerin eine Persönlichkeit. Mangelt es ihrem Wesen wie ihren Werken an dem tiefgeheimen Zauber anmutsvoller Weiblichkeit, so besitzt sie dafür in um so höherem Grade quellfrische Natürlichkeit, motorisch Aufgerütteltes und Aufrüttelndes, fest zugreifende selbstbeherrschte Entschlossenheit zur Lösung einschneidendster sozialer und vaterländischer Lebensfragen, Weite des geistigen Blickfeldes, Vielförmigkeit des Könnens, Leistungskraft bei der Bewältigung großer Würfe. Mit ihrer Landsmännin Agnes Miegel scheint sie mir unter den deutschen Dichterinnen unserer Tage sowie im Gewimmel der modernen Literatur schätzenswerte Urgestalt.[1]

Neuer deutscher Bänkelsang

Von Leo Rein (Berlin)

Ohne Zweifel ist der deutsche Bänkelsang der entartete Erbe des Spielmannssanges. Als die zweite schlesische Schule das Barock in der Sprache verwirklichte, die Verrohung des Dreißigjährigen Krieges auch geistig zur Auswirkung gelangte — da müssen im Volke Schauermären entstanden sein, die auf Jahrmärkten oder auf öffentlichen Straßen von herumziehenden Poeten und Schauspielern vorgetragen wurden — herabgekommenen Nachfahren jener mehr oder minder ritterlichen Spielleute, die aristokratischere, aber nicht immer gebildetere Ohren ergötzten.

Ja, der Bänkelsang war eine Entartungserscheinung des Minne- und Meistersangs ... In Hans Sachs überwogen zwar noch die ernstzunehmenden dichterischen Elemente; immerhin bot schon damals die Formlosigkeit seines Verses, die Bedenkenlosigkeit seines Reimes manch ungewollt komisches, somit parodistisches Element dar. Unter seinen Schülern und Nachfolgern wurde dies noch schlimmer;

[1] Von Johanna Wolff erschienen im Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin: „Das Hanneken", „Hans Peter Kromm, der Lebendige", „Von Mensch zu Mensch".

jede edlere literarische Tradition drohte in dieser Verwilderung unterzugehen.
Eine Verballhornung der Kunstpoesie stellt auch der Bänkelsang dar. Indem er Tragik in Schauermären darstellte, wurde er unvermutet zur Komik — wie immer, wenn Pfuscher große Formen imitieren. Bedeutend war das parodistische Element in ihm. Kortum erkannte es und zeigte es in der Jobsiade auf; noch eindringlicher nimmt sich der neuere Friedrich Theodor Vischer diesen verkommenen Straßensang aufs Korn. Er ersinnt sich die Maske eines Bänkelsängers, mit Namen Philipp Ulrich Schartenmaier, und dichtet, ganz in der beliebten Weise: „Hört die traurige Geschichte, die ich jetzo euch berichte …" Ja, er beruft sich darauf, früher schon am Ort gewesen zu sein und Vorträge gehalten zu haben — und bringt sich damit in empfehlende Erinnerung:

> Der ich von des Datpheus Leben
> Und wie sich sein Mord begeben,
> Wie man ihn dann abgetan,
> Ein Gedicht gemachet han, —
>
> Ich, der alte Schartenmaier,
> Komme abermalen heuer,
> Herzusagen eine G'schicht,
> Wo mir fast das Herz abbricht.

Zu tragikomischen Wirkungen wird hier verwendet das falsche Pathos und die schauerliche Verballhornung, welche die Kunstdichtung im Munde dieser Sänger erfuhr.
Sehr charakteristisch für den Bänkelsängerton heißt es dann weiter:

> Vor! und dann ich tu' erzählen,
> Wie man ihn beraubt der Seelen,
> Sage ich dem Publiko,
> Wer und was und wie und wo?

Dann beginnt die eigentliche Erzählung:

> An dem fünften Januare,
> Grad vor neununddreißig Jahre
> Kam zu Neustadt an der Lind
> Joseph Brehm zur Welt als Kind.

Die falschen, schlechten Reime, die verkehrten Silbenbetonungen, in den Originalen durchaus ernst gemeint, werden noch eindringlicher persifliert:

> Nachdem er das Fest gefeiert,
> Wo den Taufbund man erneuert,
> Kam er ins Gymnasium
> In Stuttgart und war nicht dumm, —

wo „Nachdem" als Trochäus, „Stuttgart" aber als Jambus verwendet wird!

Die Moral, schon bei Hans Sachs unvermeidlich, muß sprechen:

> Doch zuhauf' in seiner Ecken
> Aß der Brehm kaum einen Wecken;
> Nein, o Brehm, das tut nicht gut,
> Schnöder Geiz und Übermut!

und, auf die Höhe tragikomischer Humore geführt, in dem Schlußverse von der Hinrichtung des Mörders:

> Laut hört man es knarveln, schallen,
> Und der Kopf ist 'rabgefallen;
> Oh, verehrtes Publikum,
> Bring' doch keine Kinder um!

Hier schlägt die Moral bereits einen komischen Purzelbaum: denn in der Annahme, das Publikum könnte Kinder umbringen, liegt Humor.
Übrigens enthält diese schauerlich-schöne Parodie Fr. Th. Vischers auch den klassischen, feuchtfröhlichen Vers:

> Doch dem Guten ist's zu gonnen,
> Wenn am Abend sinkt die Sonnen,
> Daß er in sich geht und denkt,
> Wo man einen Guten schenkt.

*

In all diesen — späteren — Poesien wurde Humor durch drollige Nachahmung tragischer Ausdrucksformen erzielt. Der unbewußte Humor des Bänkelsanges wurde zum bewußten, parodierenden Ulk. Hunderte von Dichtern von Studenten- und Volksliedern benutzten die Bequemlichkeit, welche diese überkommenen, saloppen Formen ihnen boten. Indes gab es keinen Bänkelsang mehr; seine Romantik war undenkbar im Maschinenzeitalter. Wilhelm Busch, Viktor von Scheffel waren zwar Meister tragikomischer Humore; aber Rezitatoren waren keine Bänkelsänger. Die Direktheit des Verkehrs zwischen geistigem Produzenten und Konsumenten existierte nicht mehr.
In Frankreich aber hatte sie nie aufgehört; in den pariser Kabaretten sprach der Poet sich aus, impulsiv, dem Augenblick gehorchend, stets im Zusammenhang mit seinem Volke und seiner Zeit. Ernst von Wolzogen in Berlin, die „Elf Scharfrichter" in München versuchten die Direktheit des Verkehrs wieder herzustellen. Manches erwarb Volkstümlichkeit: Bierbaums „Ringelreihen", die münchener Serenissimusspiele. War aber schließlich das Edelbrettl zu edel? Verscheuchte der schüchterne Einschlag von Geist die breitere Besucherschar?

Immer erhob sich das Problem des materiellen Erfolges und der gutfundierten Wirkungsmöglichkeit...

Aber ein Poet trat da auf, der, wie selten ein Deutscher, bänkelsängerhafte Elemente in sich trug: Frank Wedekind. Seine frechen, erotisch betonten Lieder durften auf Publikumswirkung rechnen; aber auch die Tragik dieses erzwungenen Bänkelsängertums sprach in bitterer Selbstironie, wenn, vielleicht wie im Drama nach der Melodie: „Wir winden dir den Jungfernkranz..." gesungen wurde:

Der Schriftsteller ragt zu den Sternen empor
Mit ausgefransten Hosen...

*

Die revolutionäre Nachkriegszeit bringt einen kühneren Anlauf zum Edelbrettl. Dada überbrettelte das Überbrettl. Chaos war Schaffensprinzip. Der Kontakt zwischen Dada und seinem Publikum war so intim, daß das letztere mitwirkte; freilich nicht immer im Sinne Dadas. Und schließlich doch im Sinne Dadas, dessen Prinzip die Prinziplosigkeit war, dessen Gestaltungswillen hieß: sich selbst auf den Kopf stellen.

Dada machte Anläufe zu einer neuen, kühnen Gesellschaftskritik. Aber es blieb bei Fragmenten — wie meist bei Dada. Die Bewegung zerfiel.

Immerhin hatte sie einige Begabungen zurückgelassen, die den Gesetzen öffentlicher Nutzwirkung sich anzupassen wußten. Da war Walter Mehring, der schon manches freche Lied gesungen bzw. gesprochen; George Groß, der Karikaturist des großpreußischen Militarismus.

Das zweite Kabarett „Schall und Rauch" wollte gleichfalls die Ideale des Edelbrettls beleben. In seinen ersten Tagen wirkten Mehring und Groß mit. Zu ihnen gesellte sich Kurt Tucholski, eine gewandte, formsichere Begabung, politisch, aber nicht ästhetisch revolutionär. Man kennt ihn besser unter den Namen Theobald Tiger und Peter Panter: ein eleganter, klarer Satiriker von fast klassischer Form, der auch in Zeitungen und Zeitschriften oft hervortrat. Ihrer aller Texte vertonte Friedrich Holländer mit manch pikantem Rhythmus und düster-malendem Klang.

Stärker aber wurde seelisches Bänkelsängertum betont, wenn Dichter wie Klabund erschienen und zwar trocken, dennoch aber ergreifend durch den Umstand ihres Hierseins ihre Verse sprachen:

Ich bin ohne Glück und unrasiert,
Meine Hosen drehn sich in Spiralen;
Meinen Hut hat mir ein Herr entführt,
Ohne ihn entsprechend zu bezahlen...

Hier trat ein ferner Zusammenhang mit jenem alten Bänkelsang zutage, etwas wie eine neue Abenteurer- und Vagantenpoesie...

Ja, so literarisch war „Schall und Rauch" damals betont, daß Hans Heinrich von Twardowski dort seine literarischen Parodien sprechen durfte. Man stellte also an den Hörer die Anforderung, sowohl den Parodierten, als auch den Parodierenden zu verstehen... „Schall und Rauch" war einer der jüngsten Versuche, Literatur amüsierfähig zu machen. Es gab Kunst mit Sekt. Geist und Amüsiervergnügen — wie der Berliner sagt.

*

Doch das Schöne muß sterben... Auch „Schall und Rauch" ging den Weg aller Brettl: den Weg vom Geist zum Fleisch; den Weg vom Poeten zur Tänzerin. Der Geist entschwand; das Amüsiervergnügen blieb.

Da tat sich eine neue Stätte auf, geistiger Brettlkunst ein Heim zu bieten. Das war Rosa Valettis Bänkel „Größenwahn", begründet über dem alten Café des Westens, also nicht ohne an alte, beinahe erlauchte literarische Traditionen anzuknüpfen. Rosa Valetti wollte den freien Boheme-Geist dieses Lokals mit der Atmosphäre von Montmartre vermählen, die sie so gut kannte. Fast alle zog sie heran, die schon in „Schall und Rauch" gewirkt hatten: Mehring, Klabund, Holländer.

Ihr Bänkel hatte revolutionären Elan; etwas von der wilden Romantik ungebändigten, ungebundenen Künstlerlebens schwebte darüber, Boheme- und Abenteurerpoesie — Vagantenlust, Bänkelsang... Sie weckte Widerspruch und manchen Tumult; aber auch die Widersprechenden wurden angezogen von der geistigen Kraft, die hier wirkte. Wohl machte auch sie Konzessionen dem gröberen Geschmack, in Sketches und mancher Anzüglichkeit; aber immer noch hielt sie Niveau. Auch sie versuchte, den Geist aktionsfähig zu machen für die Wirkung ins Breite.

Nun hat auch sie diesen Kampf aufgeben müssen. „Größenwahn" von heute, ohne die Valetti, ist

immer noch ein tüchtiges Kabarett — aber ohne die Besonderheiten, ohne den Rhythmus, ohne den revolutionären Elan von einst.

*

Wie hat sich dieser neue Bänkelsang literarisch fixiert?
Von Walter Mehring liegt ein Bändchen „Chansons, Songs, Couplets" vor: „Das politische Kabarett" (Die Schmiede, Berlin).
Mehring verleugnet nicht den einstigen Dadaisten. Die Komik des Unzusammenhängenden erklingt; Wirkungen werden durch Zitation volkstümlicher Redensarten, Schlagworte oder gar Reklametexte erzielt. Die Schlagkraft dieser Dinge ergab sich aus der Untermalung durch Gesten, seitens der Sänger, und durch Musik, seitens des Komponisten ...
Die Form ist sehr salopp. Halbreime, Rhythmusverschiebungen sind häufig. Freilich war es hier Aufgabe, ins krasse Leben hinabzusteigen, seine Sprache zu erlauschen. So erklingen Berolinismen, Gassenworte. Alles zielt auf Sangbarkeit, der Refrain auf Volkstümlichkeit.
Diese Form ist also rhythmische Prosa oder der freie Vers. Es ist poetischer Journalismus, der hier geboten wird — aber von einer doch künstlerischen Hand gemeistert. Es ist Zeitsatire. Ohne intime Kenntnis der politischen Vorgänge in den ersten Jahren der deutschen Republik sind diese Chansons schwer zu verstehen, ohne die Kenntnis dieser Kämpfe zwischen alter und neuer Ordnung, Spartakus und Freikorps, Demokratie und Terror. Daß Mehring, als ehemaliger Dadaist, auf der Seite der Revolution steht, ist selbstverständlich.
Ein beliebiges Beispiel; nehmen wir „Die Kinoduse":

Ich bin die Duse
Ohne Geschmuse —
Durch alle Gasnot leuchtet mein Star.
Ich lächle duftig
Drei Meter fuffzig
Für ein ministeriöses Honorar.
Spiel' ich das Gretchen,
Träumt jedes Mädchen:
„Ach wär' ich die Henny! Wie macht man das bloß?
Ach hätt' ich die Kunst und den Rummel nur los!"
Darum schrieb ich ein Buch. Da steht alles drin,
Wie ich wurde, — was ich bin.

Weht bei 'ner Krise
Die Umsturzbrise —
Steht oben plötzlich ein neuer Mann.
Die Mißvergnügten,
Die sich bekriegten,
Erst kläffen sie ihn mal sachte an.
Und wird es brenzlich,
Versagt er gänzlich,
Grölt's immer wilder: „Was macht der bloß,
Der hat vom politischen Rummel nichts los."
Dann schreibt er ein Buch. Da steht alles drin,
Wie ich wurde, was ich bin.

In allen Dielen
Und wo se spielen —
Ob Kino, Theater und Bakkarat,
Trifft man Herrn Lehmann
Vom Keller neb'nan —
Früher Heringe Marke primissima.
Will einer mang sehn
In die Bilanzen,
Donnerwetter, der Kerl, wie macht der das bloß,
Der hat den richtigen Rummel los!
Aber in seinem Buch steht nischt davon drin,
Wie ich wurde — was ich bin.

Man bemerkt: das Streben nach Volkstümlichkeit geht sehr weit. Es ist literarisches Kunstgewerbe, auf Zweckwirkung gerichtet. Sprachschönheit wird nötigenfalls diesem Ziel geopfert, Eleganz der Drastik. Dem Reim „mang sehn — Bilanzen" z. B. wohnt für den Leser nur unbewußt-unfreiwillige, für den Hörer jedoch bewußt geschaffene Komik inne. Man denke es sich gesungen; oder von der Kinderstimme der Blandine Ebinger rezitativisch gesprochen; und dann hat das Couplet den einprägsamen Rhythmus, den es sucht.
Die verschiedenen Anspielungen — auf Streiks, Film, Sport, Politik und Schiebertum — verstärkten natürlich die damalige Wirkung; der Refrain faßt sie unter einem Gesichtspunkt zusammen.
So genießt das Zeitcouplet alle Vorzüge und Nachteile seiner Stellung: stärkste Wirkung in der Zeit und Gegenwart — Nachlassen dieser Wirkung in der Zukunft. Immerhin: es hat seinen Einfluß geübt, zu seinem Teil geholfen, die Weltentwicklung vorwärts zu treiben.

* * *

Stärker auf das Absolute — nämlich auf reine Gestaltung — geht Joachim Ringelnatz, der sich in „Schall und Rauch" noch produzieren konnte, als die übrige Literatur daraus verschwunden war. Sein „Geheimes Kinder-Spiel-Buch" zeigt den boshaften Humor tückisch-verderbter Kinder. Ringelnatz zeigt sich stark von Christian Morgenstern beeinflußt; das bezeugen unzählige seiner Verse:

Es stand nach einem Schiffsuntergange
Eine Briefwage auf dem Meeresgrund.
Ein Walfisch betrachtete sie bange,
Beroch sie dann lange,
Hielt sie für ungesund,
Ließ alle Achtung und Luft aus dem Leibe,
Senkte sich auf die Wiegescheibe
Und sah — nach unten schielend — verwundert:
Die Wage zeigte über hundert.

Das Gedicht heißt „Übergewicht". Ein anderes beginnt: „Ein Tischbein hing, während die anderen sich stehenden Fußes befanden . . ." Die Komik der kleinen Dinge, die von ihrem Daseinskomplex losgelöst werden, kultiviert er — wie Morgenstern. Das Knie, das bei Morgenstern einsam durch die Welt ging, hat Nachfolger gefunden, bei Dada und hier bei Ringelnatz.
Die eigene Note zeigt sich stärker in Gedichten, die ein böser Max- und Moritzhumor ziert. Verse, die in schöner Kindlichkeit allerlei ausgefallene Sachen empfehlen, Tücken und Bosheiten. Anklänge an die Komik von Stoffwechselvorgängen, seit jeher im Volke sehr beliebt, werden nicht verschmäht. Nicht alles läßt sich zitieren. Eins der harmloseren ist „Schlacht mit richtigen Bomben":

Das muß sein wie bei einer wirklichen Schlacht,
Mit richtigem Zufall, wo's blitzt und kracht.
— — — — — — — — — — — — — — —
Kannst du Stahllineale oder Fischbeinstäbe kriegen,
Im Korsett deiner Mutter wirst du welche finden.
Die mußt du spannen, das heißt im Bogen biegen
Und beide Enden mit Zwirn zusammenbinden.
Lege solch Bomben auf einen Zeitungswisch,
(Den du vorher mit Benzin begießt), auf den Tisch.
Nun baust du ganz dicht drum rum deine Bleisoldaten
Auf. Wie's gerade kommt, kreuz und quer,
Als wären sie schon ins Handgemenge geraten.
Spritze auch nochmals bißchen Benzin umher.
Nun mußt du von etwa zwei Schritt zurück
Brennende Zündhölzer zwischen schmeißen.
Dann brennt alles. Die Bomben platzen und reißen
Große Lücken. — Das ist das Soldatenglück,
— — — — — — — — — — — — — — —
Und wenn dein Vater dir droht, er wolle den Stock holen,
Dann sage, das frühere Dienstmädchen
Habe das Spiel dir empfohlen.

Neu ist auch die Weise vom Seemann Kuttelbaddeldu, die Ringelnatz sang. Hier erneuert er onomatopoetische Wirkungen, mit seltsamen Klängen und exotischen Wortbildungen.
Mehring ist der politisch-kämpferische Journalist, Ringelnatz immerhin mehr der gestaltende Künstler, der Gestaltung von ihrem Anlaß löst.
Worin aber lag seine Wirkung vor der Menge, die ihm täglich zuhörte? Sie lag in den starken Kontrasten seiner Komposition, in der Komprimierung seines boshaften Witzes, im grotesken Zuschnitt seiner hanebüchenen Stoffe.
Er war einer von denen, die als neue Bänkelsänger möglich waren.

* * *

Dieser neue Bänkelsang stellt das Problem dar, den Geist für das Vergnügen der Menge direkt und unmittelbar, von Mund zu Ohr, nutzbar zu machen. Dies Problem ist bisher selten gelöst worden. Überbrettl und Bänkel waren schöne Versuche, dem Geist, der nur Zukunft hat, auch Gegenwart zu verleihen — wie dem Schauspieler, der durch Sinnfälligkeit von Gestalt und Erscheinung wirkt.
Aber es ist die Tragik des Geistes, abstrakt zu sein. Zwang, zu denken, zieht den tiefen Menschen an — und entfernt den seichten. Solch geistige Auslese wirkt nur das Buch — nicht das Bänkel. Das Problem, leicht zu sein und doch inhaltsvoll, tief und doch „aufgeschlossen", lösen nur wenige.
Und so wird sich vermutlich der Geist wieder resigniert auf sein Altenteil zurückziehen: auf die Schrift und das Buch, die manchmal Zukunft, selten Gegenwart haben.

Drei neue „Falke"-Bücher

Von Anselma Heine (Berlin)

In diesen bewähren sich drei Erprobte: Heinrich Eduard Jacob mit einer Erzählung: „Untergang von dreizehn Musiklehrern" (Band 16), Josef Ponten mit einer Erzählung: „Der Urwald" (Band 17), Otto Flake mit einer Erzählung: „Die zweite Jugend" (Band 19). Alle drei Büchelchen haben hohes Niveau.
Heinrich Eduard Jacob beherrscht die verschiedensten Stilarten: Idyll, Drama, Roman, Novelle. Er liebt

es, zu überraschen. Sein „Falke"-Büchlein zeigt plötzlich ein E. T. A. Hoffmann-Gesicht. Verquickung von Großstadtwirklichkeit und — daraus aufsteigend Spuk und Phantastik. Aber Hoffmann war nicht Aktivist wie Jacob. Seine Phantastik besteht um ihrer selbst willen; die Jacobs hebt eine anklagende Hand. Sein kleines Buch erzählt den Selbstmord von 13 Musiklehrern, die sich in gleicher Nacht an verschiedenen Stellen Berlins das Leben nahmen. Leute, die sich kaum oder gar nicht kannten, nie miteinander verkehrten, keine Verabredung getroffen haben; ein Rätsel für die Zeitungen und ihre Leser. Der Autor läßt uns hineinschauen in die Beweggründe dieser 13, dem kunstvernichtenden Geist der Inflationszeit Erlegenen. Nicht die Armut hat sie getötet, sondern der Dollar, der den Besitzlosen und sein stolzes Glücklichsein zu einer Unmöglichkeit macht. In einer unbekannten Dimension, dem Vaterland der Künstlerseele begegnen sich die Klagelieder der letzten Stunde, von Geigern, Bläsern, von Klarinette und Trommel. Sie nehmen Gestalt an, die erlebt und handelt und Entschlüsse faßt. Verbrüderte, wenn auch in ihrer körperlich irdischen Erscheinung Vereinzelte. —
Es ist ein sehr wirksames Stück der Sammlung. Das Spukhafte, wie es aus den Leiden der nüchtern harten Großstadt aufsteigt, hat Suggestionskraft. Eine Art intellektueller Mystik herrscht und führt den Zug der 13 Todeskandidaten an. Geschilderte Musik verdolmetscht die inneren Begebenheiten dieser Männer, deren wahrhaftigstes Leben einzig Musik war. Und drüben sein wird, wo kein Dollar mehr herrscht. —
Josef **Ponten** schreibt die Dryas-Wandlung einer Frau, die, Hüterin und Pflegerin eines exotischen Treibhaus-Urwaldes, allmählich selbst zur Pflanze wird. Schwesterliche Gefährtin einer Affin, lebt sie im feuchten Dunst faulenden Geästs und gärender Tierexkremente zeitlos und bedürfnislos, durchschlüpft das Palmgewirr mit ihrem mageren nackten Körper und bewahrt nur halbverkümmert Urtriebe des Weibes da im Glashaus hinter ihren feuchten überwachsenen Glasscheiben. Ein originelles Thema. Und originell behandelt.
Otto **Flakes** Novelle hat wieder das weltmännisch Geglättete, über Philosophie und Welträtseln Hingespielte, das wir an ihm lieben. Immer auch geschieht viel und Buntes bei ihm, das sich in religiöse Erkenntnisse einbettet. Alle seine Helden sind Unruhige, auf der Jagd nach Ruhe begriffen.
Man bekommt allmählich ein vollständiges Bild moderner Novellenliteratur durch diese kleinen Bücher des „Falken".

Zeitgeschichtliche Anmerkungen

XII

Die anarchistische Literatur seit der Revolution

Von Emil Szittya (Berlin)

1.

Es war wirklich nicht leicht, die anarchistischen Bücher zusammenzufinden. Die Anarchisten sind Abseitsstehende der Gesellschaft und deshalb sind ihre Verleger gegen jeden Fremden von vornherein mißtrauisch. Eine vollständige Bibliographie der anarchistischen Bücher, die seit der Revolution erschienen sind, gelang es uns hier nicht zu geben. Auch schon deshalb nicht, weil die meisten Verleger unauffindbar waren und viele Bücher von anarchistischen Gruppen ohne Verlagsangabe erschienen. Es soll nur eine Andeutung sein von dem, was seit fünf Jahren die anarchistische Literatur schuf.

2.

In keiner gesellschaftlichen Bewegung ist alles so auf den Einzelnen gestellt, wie im Anarchismus. So daß wir zunächst Bücher über Persönlichkeiten registrieren müssen. Anselm Ruest (ein Führer des Stirner-Bundes) hat eine Biographie Stirners im eigenen Verlag „Der Einzige" herausgegeben, wo er die kulturelle Bedeutung des Stirnerischen Egoismus charakterisiert. (Ruest gibt außerdem seit der Revolution die Zeitschrift „Der Einzige" heraus, an der alle Persönlichkeiten, die etwas mit Anarchismus zu tun haben, Mitarbeiter sind.) Nach dem Tode Kropotkins erschien im Verlag „Der Syndikalist" von R. Rockert (ein Anarchist, der vor dem Kriege, trotzdem er nicht Jude ist, in der londoner jüdischen Anarchistenbewegung eine große Rolle spielte), eine Biographie über Kropotkin. Pierre Ramus (den man heute für den bedeutendsten anarchistischen Theoretiker hält) hat seine schon vor dem Krieg veröffentlichte „Ferrer"-Arbeit neu bearbeitet, in der er über den spanischen anarchistischen Märtyrer neue interessante Dokumente publiziert.

(Verlag „Erkenntnis und Befreiung", Wien.) Martin Buber, der zwar nicht Anarchist ist, aber dem Anarchismus schon jahrelang nahesteht, hat bei Marcan und Block, Köln, Gustav Landauers Nachlaß mit einem interessanten Vorwort herausgegeben. (Der, wie wir in anarchistischen Zeitungen lesen, in diesen Kreisen begeisterte Aufnahme fand.) Von dem englischen anarchistischen Freiheitssänger Carpentier sind zwar schon zwei bis drei Bände in deutscher Sprache erschienen, aber die erste Biographie von ihm hat Ramus im Verlag „Wohlstand für Alle", Wien, veröffentlicht. Max Nettlau (vielleicht heute der beste Kenner der anarchistischen Literatur) hat seit Jahrzehnten eine große Zuneigung zu allen anarchistischen Heroen. Seine große Bakunin-Arbeit liegt schon seit 20 bis 25 Jahren fertig (eine kleine Broschüre über Bakunin veröffentlichte er vor dem Kriege im Verlag „Der freie Arbeiter"). Viele haben Material aus Nettlaus Arbeit geholt, letzthin noch Ricarda Huch („Bakunin", Insel-Verlag). Jetzt hat sich Nettlau an den zweiten anarchistischen Heros, an den noch lebenden, viel verfolgten Malatesta, herangemacht und hat zu seinem 70. Geburtstag (im Verlag „Der freie Arbeiter") ein Büchlein publiziert. Wir müssen hier noch eine Selbstbiographie von Alexander Berkman, „14 Jahre Zuchthaus in Amerika" (Verlag unbekannt), erwähnen. Berkman war mit allen berühmten amerikanischen Anarchisten befreundet (darunter auch mit John Most und mit dem Schriftsteller Jack London). Er lebt augenblicklich mit der Anarchistin Emma Goldmann in Rußland und gehört zu den schärfsten Gegnern des Bolschewismus.

3.

Vor und während des Krieges war es sehr schwer, in Deutschland anarchistische Literatur zu verlegen. Die meisten deutschen anarchistischen Bücher erschienen im geheimen und wurden auch in Geheimdruckereien gedruckt, oder wurden im Ausland verlegt. So gab es vor dem Kriege in folgenden Städten Verleger, die sich nur mit der Herausgabe deutscher anarchistischer Bücher befaßten: Verlag Trindler, Zürich, Verlag Charles Winitz, Paris. Pierre Ramus hatte in London einen Verlag „Freie Generation", und dann gab es den von John Most ins Leben gerufenen Verlag „Die Freiheit" in Neuyork. (Diese Liste ist nicht vollständig.) Nach der Revolution begann man anarchistische Literatur in Deutschland und Österreich öffentlich herauszugeben. Die Anarchisten sind Romantiker und haben sich selbstverständlich an ihre Väter erinnert. Max Nettlau hat im Verlag „Der Syndikalist" die gesamten Werke von Bakunin herausgebracht (die vorhandenen drei Bände sind zwar, wie die meisten anarchistischen Bücher, sehr schlecht ausgestattet, aber es ist schade, daß dieses Werk nicht über den Kreis der Proletarier hinausging, weil es eine große sozialpolitische Bedeutung hat und den ganzen Anarchismus in ein neues, gerechteres Licht rückt). Gustav Landauer hat sich jahrelang mit der Herausgabe von Kropotkins Werken befaßt. Aber die meisten Werke waren schnell vergriffen, darunter gehörten auch die „Worte eines Rebellen", die jetzt wieder im Verlag „Der freie Arbeiter" neu verlegt aufliegen. Der deutschamerikanische anarchistische Dichter Robert Reitzel war vor dreißig Jahren in Arbeiterkreisen sehr bekannt, ist seitdem aber ganz vergessen und die neue Generation kennt ihn gar nicht. Jetzt hat der Verlag „Der Syndikalist" die Gedichte „Der arme Teufel" neu herausgegeben. John Most hat zwar gar keine literarische und wissenschaftliche Bedeutung, seine Schriften sind (mit Ausnahme seines Tagebuches) Propagandaschriften, die man wegen ihrer derben Sprache in Arbeiterkreisen sehr liebt. Mosts „Gottespest" war früher verboten und ist jetzt im „Malik-Verlag", Berlin, neu erschienen. Ramus, der sehr viel Wert auf das Erzieherische legt, hat im Verlag „Erkenntnis und Befreiung" von Ferrer „Die moderne Schule" herausgebracht.

4.

Es ist schwer, grundlegende Werke des Anarchismus zu registrieren. Es gibt zwar welche, die man erwähnen kann, wie Kropotkins „Die gegenseitige Hilfe", Stirners „Der Einzige und sein Eigentum", Proudhons Werke. Aber die moderne anarchistische Literatur legt wenig Wert auf den theoretischen Ausbau, sondern will nur propagandistisch wirken. Die wenigen Bücher, die wir diesbezüglich registrieren können, sind folgende: Ramus, „Neuschöpfung der kommunistischen Gesellschaft durch den kommunistischen Anarchismus" und von demselben Autor „Sokrates und Kriton" (beide Bücher im Verlag „Erkenntnis und Befreiung"). In dem letzteren Werk gibt Ramus eine ganz neue Auffassung der Sokrateslehre. Der anarchistische Forscher Nettlau trat voriges Jahr auch mit einer theoretischen Schrift hervor „Verantwortlichkeit und Solidarität im Klassenkampf" (Verlag „Der Syndikalist"). Fritz Oerter (einer der agilsten Anarchisten) schrieb ein Buch „Grundlagen für ein neues Leben" (Verlag „Der freie Arbeiter"). Außerdem erschien in demselben Verlag eine Übersetzung von dem holländischen Anarchisten B. de Ligt „Anarchismus und Revolution" und von Rockert „Anarchismus und Organisation".

5.

Die zwei wichtigsten Feinde des Anarchismus, gegen die sie in jeder ihrer Schriften auftreten, sind der

Staat und der Kapitalismus. Wir können leider nur zwei Bücher über dieses Thema erwähnen: Karl Peter, „Zersetzung des Kapitalismus" (Verlag „Der Syndikalist") und Paul Robien, „Das wirtschaftliche Chaos" (Verlag „Der freie Arbeiter").

6.

Die Anarchisten sind die konsequentesten Atheisten, die es heute gibt, und aus ihrer diesbezüglichen Literatur wären folgende Werke zu erwähnen: Bruno Sommer, „Die Bibel, ein Werk des Priesteregoismus" („Freidenker Verlag", Leipzig); J. W. Rakasoff „Gottsucher" (es ist ein Theaterstück, das zehnmal im wiener Staatstheater aufgeführt wurde), Verlag unbekannt.

7.

Die Anarchisten verneinten immer nicht nur den bürgerlichen Pazifismus, sondern auch den sozialdemokratischen Antimilitarismus und jetzt die bolschewistische Rote Armee. Sie waren immer für einen aktiven Antimilitarismus und lehnten sogar den freiheitlichen Militarismus ab. Über dieses Thema handeln folgende Bücher: Gustav Landauer, „Rechenschaft" (Verlag Cassirer, Berlin), worin wir die Traurigkeit fühlen, die ein feinnerviger Mensch während des Krieges erlebte; Walter Fuchs, „Wesen des Antimilitarismus"; O. York Meyer, „O wir Menschenbestien" (der Verlag der beiden Bücher ist unbekannt); Rockert, „Keine Kriegswaffen mehr" (Syndikalist Verlag, Berlin).

8.

Wir haben schon vorher darauf hingewiesen, daß die Anarchisten immer für die direkte Aktion sind. Und von diesem Standpunkt aus verneinen sie auch den Parlamentarismus und behaupten, daß der Parlamentarismus nicht nur nichts nütze, sondern auch die Initiative der Masse vernichte. Über die Kampfmethode handeln folgende Bücher: Ernst Viktor Zenkerer, „Der Parlamentarismus" (Verlag Hartmann, Wien; trotzdem Zenkerer Abgeordneter war, gibt er eine vernichtende Kritik des Parlamentarismus); Hans Loos, „Anarchie und Nationalversammlung" (Verlag unbekannt), gibt auch eine scharfe Kritik des Parlamentarismus.

9.

Schon seit Beginn der Arbeiterbewegung tobt ein Kampf zwischen Anarchismus und Sozialdemokratie. Es gibt kaum einen anarchistischen Schriftsteller, der noch nicht gegen die Sozialdemokratie geschrieben hätte. Der Anarchismus betrachtet sich als eine rein ideologische Bewegung, und von diesem Standpunkt aus lehnt er die Grundlage der Sozialdemokratie, den Marxismus, ab. Schon vor zwanzig Jahren gab Ramus mit einigen seiner Genossen eine Arbeit heraus, in der er den ganzen Marxismus als ein Plagiat an englischen und französischen Nationalökonomen bezeichnete. Vor zwei Jahren kam ein dickes Buch von Ramus heraus, „Die Irrlehre und Wissenschaftslosigkeit des Marxismus" (Verlag „Erkenntnis und Befreiung"). Der russische Marxist Plehanoff hat eine in allen Sprachen berühmt gewordene Broschüre „Sozialdemokratie und Anarchismus" geschrieben (Vorwärts Verlag, Berlin), in der er den ganzen Anarchismus als einen Unsinn hinstellt. Rockert hat jetzt den Spieß umgedreht und hat unter dem Titel „Anarchismus und Sozialdemokratie" (Syndikalist Verlag, Berlin) eine Broschüre veröffentlicht, in der er die Sünden der Sozialdemokratie registriert und ihr eine große Schuld an dem Weltkrieg zumißt. Und noch ein Buch muß hier erwähnt werden: Barwich, „Die Irrlehre des Marxismus" (Syndikalist Verlag).

10.

Am Anfang der Revolution sah es so aus, als ob Anarchismus und Bolschewismus sich vereinigt hätten. Wir sehen Männer wie Landauer und Mühsam unter den Bolschewisten. Ramus war zwischen den ersten, die sich durch den Bolschewismus nicht düpieren ließen, da er die Grundlage des Bolschewismus, den Marxismus, für ein sklavisches Gebilde hielt. Und so hat er den Sowjetstern nicht nur abgelehnt, sondern von Anfang an scharf bekämpft. Heute hat er neben sich Rockert und Emma Goldmann, Berkman. Emma Goldmann hat vor kurzem eine Broschüre veröffentlicht, „Ursachen des Niedergangs des russischen Bolschewismus" (Verlag unbekannt). Und es soll nicht nur eine große anarchistische Literatur geben, die sich mit diesem Thema befaßt, sondern es erschien in den letzten drei Jahren kein anarchistisches Buch, in dem der Bolschewismus nicht kritisch ablehnend behandelt worden wäre.

11.

Anarchismus und Sexualität ist für den Nichtanarchisten immer ein Mysterium. Man machte sich Phantasien über die orgienhafte freie Liebe, aber alle anarchistischen Bücher, die wir über dieses Thema durchschauen, wollen nur die Liebe erneuern und nur gegen die staatlich konzessionierte Liebe auftreten. Diesbezügliche Bücher sind zu erwähnen: Olga Misar, „Neuen Liebesidealen entgegen" (Verlag „Erkenntnis und Befreiung"). (Misar soll vor der Revolution in der bürgerlichen österreichischen Frauenbewegung eine Rolle ge-

spielt haben); Fritz Oerter, „Freie Liebe" (Verlag „Der Freie Arbeiter"). Es gibt auch eine anarchistische Literatur, die für den Neomalthusianismus eintritt, wie es Fritz Brupbacher in seiner Broschüre „Kindersegen" (Verlag „Weckruf", Zürich) tut.

12.

Wir haben schon erwähnt, daß unsere Bibliographie nicht vollständig sein kann, aber wir glauben, daß vielleicht mit dieser unvollständigen Bibliographie ein Anfang zu einer Weiterarbeit gemacht werde.

Literargeschichtliche Anmerkungen

LIV

Das englische Renaissancedrama

Von Philipp Aronstein (Berlin)

Die Theatergeschichte tritt neuerdings immer mehr in den Vordergrund des literarischen Interesses. Man hat erkannt, daß das Drama, wenigstens soweit es lebendig und nicht bloß Buchdrama ist, nicht eine Kunst ist, die in den Köpfen einiger begabten Dichter eine rein geistige Existenz führt, sondern daß es zu seiner Entfaltung eines gut funktionierenden Apparats bedarf und daß die Art dieses Apparats, seine soziale Gestaltung, auch zu nicht geringem Teil die Art und die Richtung des Dramas bestimmt. Nirgends zeigt sich das deutlicher als in der bedeutendsten dramatischen Literatur der Neuzeit, derjenigen, deren Gipfelpunkt Shakespeare ist. Und die englische Forschung hat das erst begriffen und stöbert seit mehr als hundert Jahren alle staatlichen, städtischen und sonstigen Archive Englands durch, um mit ihrer Hilfe die Grundlagen zu rekonstruieren, auf denen diese wunderbare Kunst erblüht ist. Diese Forschung hat neuerdings durch das Erscheinen des großen vierbändigen Werkes von E. K. Chambers, Die elisabethanische Bühne (The Elizabethan Stage. Oxford 1923, 4 vols.) einen gewissen Abschluß erlangt. Der Verfasser gibt uns in seinem Werke, das das Ergebnis einer zwanzigjährigen Arbeit ist, ein Bild des Dramas bis 1616, dem Todesjahre Shakespeares, nicht von seiner literarischen, künstlerischen, sondern von seiner kunstgewerblichen Seite. Die Organisation des dramatischen Betriebes, zu der die Dichter nicht minder gehörten als die Schauspieler, in ihren staatlichen, sozialen, finanziellen Bedingungen, wird uns nach authentischen Urkunden vorgeführt. Und da zeigt sich deutlich, wie der Charakter einer Kunst abhängt von ihren äußeren Lebensbedingungen. Shakespeare war nicht bloß der geniale Dichter, dessen Auge „in schönem Wahnsinn rollte", er war auch einer der führenden Teilhaber des vornehmsten Theaterunternehmens in London, an dessen Spitze ein tüchtiger Unternehmer und zugleich der erste Schauspieler der Truppe, Richard Burbadge, stand, das aber durchaus genossenschaftlich organisiert war, so daß den besten Schauspielern auch die höchsten Preise offen standen und zuteil wurden. Und daneben bestanden andere mehr geschäftlich geleitete Bühnen, namentlich die Konkurrenztruppe der Shakespeareschen unter dem Schauspieler Alleyn und dem ganz ungebildeten Geldmann Henslowe, die sich an die große Menge der Handwerker wandten und für den Tagesbedarf arbeiteten, unter Ausbeutung der armen Dichter, die, meist zu mehreren an einem Stücke arbeitend, journalistische Schnellarbeit leisten mußten, für die sie recht schlecht bezahlt wurden. Aber außerdem gab es noch eine dritte Art von Bühne, die der Knabentheater, an der, wie neuerdings gefunden worden ist, einige talentvolle Dichter selbst als Unternehmer beteiligt waren. Diese trug einen mehr literarischen, man möchte fast sagen preziösen Charakter, war eine Art Versuchsbühne, an der möglichst Neuartiges, für ein anspruchsvolles Publikum Bestimmtes gebracht wurde, gern Pikantes und Polemisches. Sie hatte eine Zeitlang so großen Zulauf, daß Shakespeare selbst im Hamlet darüber an einer bekannten Stelle bewegliche Klage erhebt. Allerdings blieb sie nur eine vorübergehende Erscheinung, aber sie hat doch recht bedeutende Dramen hervorgebracht. So lehrt uns dieses Werk, das Theater nicht allein von den Dichtern aus zu beurteilen, sondern von den Brettern, auf denen es gespielt wurde, von den Organisationen, die diese Bretter schufen und im letzten Grunde von dem Publikum oder den Schichten des Publikums aus, die diese Organisationen stützten und erhielten. Das Letzte und das Höchste in der Kunst bleibt immer das Geheimnis des schaffenden Geistes; aber die Art der Darbietung bestimmt nicht allein der Dichter, sondern vielmehr das Publikum, dessen Unterhaltungsbedürfnisse und psychologische Art den Apparat schaffen und erhalten, dessen er sich bedient und dem er sich anpassen muß. Das gilt von Hamlet und Lear nicht minder als den schnell gefertigten Stücken von einem halben Dutzend Lohnschreibern Henslowes. Diese für die richtige kritische Beurteilung der Literatur so wertvolle Erkenntnis unter Ablehnung jeder willkürlichen Kombination streng wissenschaftlich begründet zu haben, ist das große Verdienst des Werkes von Chambers.

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Der Charakter des Künstlers

Zur Frage nach dem „Charakter" des Künstlers bemerkt Emil Utitz (Berl. Tagebl. 410):

„Man soll sich grundsätzlich klar darüber werden, ob bestimmte Erlebnisreihen in der bürgerlichen Sphäre sich abspielen oder in der artistischen. Ein Künstler kann in tiefer Liebe und Zuneigung heiraten; die folgende glückliche Ehe ist unbedingtes Erfordernis seines Daseins; Sicherheit und Schwerpunkt seiner ganzen Existenz. Und doch kann die ganze Erlebenskette unmittelbar künstlerisch nichts bedeuten. Vielleicht streift er im Gedränge den Arm einer fremden Frau, atmet den Bruchteil einer Sekunde ihr Parfüm und blickt in ihre Mienen. Und diese bürgerlich ganz belanglose Begegnung wird artistisch schicksalhaft; sie setzt den Keim, um den anderes sich kristallisiert, und aus dem endlich das künstlerische Werk emporwächst. Es bleibt also in jedem Fall zu prüfen, welcher Schicht gewisse seelische Abläufe angehören, was sie im Rahmen einer Persönlichkeit für eine Stellung gewinnen. Und fragen wir von der Kunst her, so müssen wir die artistische Persönlichkeit zu fassen trachten und nicht den Fehler begehen, den ganzen bürgerlichen Charakter in die Kunst hineinzuinterpretieren, oder im Gegenteil ihn aus ihr abzuleiten. Das gibt nur schiefe Bilder!

Das erscheint unerhörter, als es in Wahrheit ist. Wir kennen doch alle Beamte, die in ihrem Berufe streng, korrekt, hart sind und daheim die weichsten, gütigsten sanftesten Menschen. Auch hier scheinen also Berufspersönlichkeit und bürgerliche Persönlichkeit andere Wege zu wandeln. Oder wir sehen einen jämmerlichen Pantoffelhelden, der aber in seinem geschäftlichen Wirken ein rücksichtsloser Gewaltmensch ist. Der von vielen Ängsten Gepeinigte kann in Geldsachen ein tollkühner, kalter Spekulant sein. Aber gerade diese Beispiele — die sich unschwer häufen ließen — legen eine weitere Vermutung nahe: es wäre doch mehr als sonderbar, wenn sozusagen verschiedene, voneinander unabhängige Teilpersönlichkeiten in einer einzigen Gesamtpersönlichkeit ihr Wesen trieben? Gewiß war es ein großes Verdienst, diese verschiedenen Schichten gesondert bloßzulegen und in ihrer eigenartigen Struktur zu erkennen. Aber es gilt nun weiter zu zeigen, wie und wo sie sich im Tiefsten berühren, wie die eine die andere wenigstens mitbedingt; und erst von diesem Boden aus entrollen sich die großen und schwierigen Probleme einer echten Charakterologie. Sie darf aber nicht auf halbem Pfade steckenbleiben. Sonst zeigt sie zwar fein säuberlich die einzelnen Bausteine, nicht aber, wie sich diese zum Bau einer Persönlichkeit runden; oder sie hat einzelne Szenen in der Hand, nicht aber das Drama, das doch erst die einzelne Szene durchleuchtet und ihre Notwendigkeit begreiflich macht."

*

Zu Goethes 175. Geburtstag

In sehr bemerkenswerten Gedenkblättern „Klassische Erinnerungen" erzählt der frühere Intendant der frankfurter Bühnen Emil Claar (Frankf. Ztg. 641 — 1 M. und 644 — 1 M.) von einem „Schüler Goethes":

„Heinrich Franke war am 30. Juni 1800 in Bayreuth geboren. Fünfzehn Jahre später zog er mit seinem Vater nach Weimar, wo dieser als Tanz- und Fechtmeister am Hoftheater und am Gymnasium angestellt wurde. Der junge Franke war noch nicht 16 Jahre alt, als ihn die brennendste Theaterlust ergriff. Er faßte den Entschluß, sich dem Hoftheaterintendanten, dem Herrn Geheimrat Exzellenz Goethe, vorzustellen.

Dieser empfing ihn, an seinem Schreibtische sitzend, mild und ermutigend. Der hochemporgeschossene, freimütig für sich redende Jüngling machte auf Goethe sichtlich einen freundlichen Eindruck. ‚Zum Theater willst du gehen?' sagte Goethe lächelnd. ‚Nun, du hast dafür eine erwünschte Gestalt, ein ebenmäßiges Gesicht, ein lebhaftes Auge — die Sprache scheint kein natürliches Hindernis zu bereiten.' Goethe trug dem jungen Bittsteller auf, einige Gedichte auswendig zu lernen und sich dann wieder bei ihm zu melden.

Nachdem die Probe des Vorsprechens schon einige Tage später sehr günstig ausgefallen war, sagte Goethe, indem er sich langsam aus dem Lehnstuhl erhob: ‚Ja, du kannst Schauspieler werden. Ich werde mich deiner annehmen.' Gelegentlich einer späteren Unterweisung äußerte der Lehrmeister mit Eindringlichkeit: ‚Du mußt lernen, so zu sprechen, daß du in jeder seelischen Färbung unter allen Umständen vernehmbar bleibst. Keine Silbe darf verlorengehen. Auch muß eine gewisse Harmonie zwischen den Worten einer Periode hergestellt sein, so daß keines zu laut hervorgellt und keines zu leise verhaucht. Wie beim Lesen eines gut gebauten schönen Satzes eine stille Melodie mitschwingt, so muß sie beim Sprechen erst recht ans Ohr

des Hörers tönen. Auch darfst du nicht zu viele Worte eines Satzes betonen, sondern mußt die Stimme auf demjenigen Worte ruhen lassen, durch welches der Sinn, der Gedanke des Satzes entsteht. Natürlich können es auch zwei oder mehrere Worte sein, die logisch diese Aufgabe haben. Auf diese Dinge werden wir noch zurückkommen. So muß die Sprache zu einem edlen Instrument herausgebildet werden, welches befähigt wird, die zartesten und die leidenschaftlichsten Ausbrüche der Empfindung, wie sie das Drama mit sich bringt, glaubhaft wiederzugeben.‘

Nun hatte der junge Franke sich streng an die ganz bestimmten weiteren Anordnungen Goethes zu halten, die in ihrem Zusammenhange ein förmliches System der Ausbildung bedeuten: der Veredelung der Sprache, der Geläufigkeit der Rede, der Stärkung und Aufnahmefähigkeit der Stimme mußten täglich mehrere Stunden gewidmet werden. Gleichzeitig wurde nach Goethes Wunsch mit dem Gesangunterricht begonnen, damit das Organ an Schmiegsamkeit und Wohllaut gewinne, wie Goethe es als unerläßlich erklärte, daß jeder angehende Schauspieler auch singen lerne, was nicht nur an und für sich der mühelosen Ausnützung der Stimmkraft im rezitierenden Drama förderlich sei, sondern ihn auch befähige, innerhalb einer gegebenen Schauspielsituation ein Lied (oder eine Arie) ‚artig und einnehmend‘ vorzutragen; und dann sei es ein vielfacher Vorteil für den Bühnenkünstler sowie für das Theater, an dem er wirkt, wenn er mit gleichem Erfolge in der Oper wie im Schauspiel Verwendung finden könne.

Ferner befahl Goethe, daß Franke wie jeder Anfänger allen wesentlichen Proben, auch wenn er daran nicht selbst beteiligt sei, beiwohne, um aus den Anordnungen der Regisseure, aus dem Meinungsaustausch zwischen diesen und dem darstellenden Personale, aus den daraus sich ergebenden Auseinandersetzungen sich selbst künstlerische Belehrung zu formen. —

Endlich wurde es Franke auferlegt, in Oper und Schauspiel regelmäßig zu statieren, bevor er ein Wort auf den Brettern sprechen dürfe. Dies erklärte Goethe für sehr wichtig, weil jeder ‚Fremdling‘ auf der Bühne erst daran gewöhnt werden müsse, sich so natürlich und unbefangen zu bewegen, als ob keine Zuschauer vorhanden wären. Die Gebundenheit der Bewegung, die unwillkürlich durch den Gedanken an das zuschauende Publikum entsteht, muß durch die Gewöhnung, durch die körperliche Anpassung in verschiedensten Situationen gelöst und aufgehoben werden."

In einem Aufsatz „Goethes Farbenlehre und das negative Spektrum" von Ernst Barthel (Köln. Ztg., Lit. Bl. 606) findet man die wichtigen Ausführungen:

„Die Verbindung positiver und negativer Lichtkräfte sowie die Anziehung und Abstoßung real vorhandener positiver und negativer Lichtströme wird auf Grund der Goetheschen Farbenlehre das Erklärungsprinzip der optischen Phänomene.

Goethe hat nur die erste Grundlage für ein solches System der Optik gelegt. Die Ausführung und Anwendung auf sämtliche Erscheinungen, die uns heute bekannt sind, sowie die Mathematisierung der Theorie ist eine Arbeit hoffentlich nicht allzu ferner Zukunft. Hier möchte ich nur das eine feststellen: durch seine Ableitung des Newtonschen Spektrums aus einer Übereinanderzerrung heller und dunkler Flächen durch das Prisma, welche Flächen in optischer Verschmelzung die Farbe ergeben, hat der Forscher zugleich die Entdeckung des negativen Spektrums angebahnt, desjenigen Spektrums, bei dessen Erzeugung helle und dunkle Flächen ihre Rolle vertauscht haben, und dessen Farben infolgedessen die Komplementärfarben des Newtonschen Spektrums sind: die Mitte ist Purpur, die äußersten Enden Gelb und Meergrün. Dieses negative Spektrum existiert ebenso wie das positive. Man kann es durch subjektive und durch objektive Versuche darstellen. Man kann es im Spektralapparat beobachten. Die theoretischen Möglichkeiten, die sich an diese Entdeckung anschließen, sind vielleicht nicht unbeträchtlich. Da die Untersuchungen hierüber erst im Gange sind, beschränke ich mich hier auf die Feststellung, daß es tatsächlich und in Wirklichkeit zwei Spektren gibt, ein positives, das man schon längst kannte, und ein negatives, das erst durch Goethe angedeutet und gefunden worden ist. Diese beiden Spektren bilden die Grundlage der Optik. Beide aber lassen sich gleichermaßen aus dem Goetheschen Urphänomen der Farbe ableiten. Durch diese Anerkenntnis der Tatsachen tritt, wie mir scheint, die Lehre von den Grundlagen der Optik in eine neue Phase: die der elektromagnetischen Gesetzlichkeit, welche gleich weit entfernt ist von Emissions- und Undulationstheorie, und welche eine rein positivistische, hypothesenfreie Erforschung der optischen Zusammenhänge ermöglicht. Die Annäherung der Farbenphysik an die Farbenphysiologie und Elektrizitätslehre vollzieht sich dadurch von selbst, und die höheren Phänomene werden zwangloser erklärt als durch die bisherigen Arbeitshypothesen, die am Komplementärgesetz scheitern und nur durch philosophisch ungeschulte Beurteilung als tatsächliche Wirklichkeitsinhalte geglaubt worden sind."

An weiteren Aufsätzen ist zu verzeichnen: „Goethes Jahrhundert" von Emil Ludwig (Voss. Ztg. 404 u. a. O.); „Aus Eckermanns Nachlaß" von H. H. Houben (Berl. Tagebl. 402, 404); vgl. auch Köln. Ztg., Lit. Bl. 552;

„Zwei Goethische Sprüche" von Eugen Kühnemann (Deutsche Allg. Ztg., Welt 398); „Die Goethe-Reliquien in Frankreich" von Otto Heuer (Deutsche Allg. Ztg. 370); „Schloß Dornburg" von Leo Greiner (Voss. Ztg. 376); „Goethes Faust und die Antike" von Hermann Binder (Staatsanz. f. Württemb., Bes. Beil. 9); „Goethe der Mensch" von Eugen Kalkschmidt (Deutsche Allg. Ztg., Welt 398); „Goethe und die geistigen Strömungen der Gegenwart" von Martin Roehl (Berl. Börs.-Ztg., Welt 168); „Goethe und Tolstoi" von Ernst Friedrichs (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbeil. 373); „Goethes Tagebücher" von Ernst Ulitzsch (Ostsee-Ztg. 364); „Goethes Ahnen" von Hans Gäfgen (Allg. Ztg., Chemnitz 180); „Der Briefschreiber Goethe" von Josef Hofmiller (Münch. N. Nachr. 209); „An Goethes 175. Geburtstag" von Oskar Loerke (Berl. Börs.-Cour. 403); „Unbekannte Gespräche Goethes" von H. H. Houben (Königsb. Hart. Ztg., Festblatt 379); „Goethe und Schiller" von Otto Heuschele (Ostsee-Ztg., Lit. Rundsch. 363); „Unser Goethe-Bild" von Paul Landau (N. Bad. Landesztg. 434); „Goethes weimarer Ahnen" von P. L. (Tag, Unt.-Beil. 207); „Goethe, die deutsche und die europäische Kultur" von Tim Klein (Münch. N. Nachr. 234); „Frankreich und Goethe" von Otto Heuer (Hannov. Kur. 402/3); „Goethe, Faust und die Italiener" von E. Zaniboni (Stuttg. N. Tagl. 359); „Goethes letzte Stunden" von Johannes Reichelt (Ostsee-Ztg. 353); „Namensspiele von und um Goethe" von W. Ahrens (Magdeb. Ztg. 430); „Goethe und Rahel Varnhagen" von Eugen Peterson (Stuttg. N. Tagbl. 370); „Die beiden Goethe" von Walter Bloem (Münch.-Augsb. Abendztg. 235); „Goethes Geburtstage" von Erich Jenisch (Hannov. Kur., Lit. Beil. 402/3); „Von Goethes Persönlichkeit" von Karl Justus Obenauer (ebda.); „Goethe im Bewußtsein unserer Zeit" von Karl Kreisler (Tagesbote, Brünn 398); „Ein Blatt zu Goethes Geburtstag" von Rudolf Schade (ein Goethe- und ein Schiller-Fund) (Münch. N. Nachr. 234); „Zu Goethes 175. Geburtstag" von Arn. Kraus (Prag. Pr. 238); „Goethes Götz von Berlichingen — das zeitgemäßeste Drama der Deutschen" von Eduard von der Hellen (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbeil. 397); „Goethe und England" von Georg von Graevenitz (Hannov. Kur. 418/19); „Der Dichter und sein Volk" von Albert Malte Wagner (Nürnb. Ztg., 28. Aug.); „Letzter Verzicht" von Erich Ebermayer (Hamb. Fremdenbl. 239); „Goethe" von Curt Hecker (Allg. Ztg. Gelsenkirchen 162); „Goethe im Beruf" von Lutz Mackensen (Mannh. Generalanz., Aus Zeit 34); „Goethes Ahnen" von Paul Renovanz (ebenda); „Denkwürdige Clavigo-Aufführungen in Mannheim" von Wilhelm Widmann (ebenda); „Goethes 175. Geburtstag in Weimar" von Ludwig Stettenheim (Mannh. Generalanz. 401); „Goethe und die Musik" von Rudolf Schade (Deutsche Tagesztg., Unt.-Beil. 402); „Goethe und Friedrich der Große" von Max Taube (ebda); „Goethe-Erinnerungen aus dem Nachlaß Rudolf von Bayers" (ebda.); „Goethe und die Allgemeine Zeitung" (Allg. Ztg., München 340).

*

Zur deutschen Literatur

Betrachtungen an Jakob Böhmes Grab veröffentlicht Hermann Ginzel (Münch. N. Nachr. 225 u. Ostsee-Ztg. 318, 319). — Unter der Überschrift „Ein vergeßner Dichter" erinnert Herbert Senz an Jakob Balde (Deutsche Allg. Ztg. 405). — Zum Gedächtnis des Angelus Silesius schreibt Martha Charlotte Nagel (Hannov. Kur., Unt.-Beil. 384/85 u. a. O.). — Zum 300. Geburtstag von Grimmelshausen läßt sich Emil Ermatinger (Münch. N. Nachr. 213) vernehmen (vgl. Paul Landau, Ostsee-Ztg., Lit. Rundsch. 340). — Den Klopstock-Aufsätzen ist der von Josef L. Haase (N. Grazer Tagebl. 2. Juli) nachzutragen. — Pestalozzi in seinen Briefen würdigt Hedwig Bleuler-Waser (N. Zür. Ztg. 1150 u. 1220).

Mitteilungen: „Schiller korrespondiert" bietet Lilly Lessing (Frankf. Ztg. 619 — 1 M.). — An eine „fast vergessene" Freundin Schillers, Sophie Albrecht, erinnert Karl Witzel (Ostsee-Ztg., Lit. Rundsch. 315). — Einen unbekannten Brief Johann Heinrich Mercks teilt Hermann Bräuning-Oktavio mit (Darmst. Tagebl. 25. Mai). — Derselbe Verfasser schreibt (ebenda 29. Juli) über Georg Christoph Lichtenberg und Darmstadt. — Derselbe Verfasser zieht (Darmst. Ztg. 31. Juli) Erinnerungen an den darmstädter Hofprediger Georg Wilhelm Petersen (1744—1816) ans Licht. — Zum 100. Todestage von Friedrich August Wolf schreibt Engelbert Drerup (Hannov. Kur. 368/69).

Kortums, des Dichters der Jobsiade, ist anläßlich seines 100. Todestages am 15. August mehrfach gedacht worden: Hans Gäfgen (Stuttg. N. Tagbl. 357); Hans Benzmann (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 383); Heino Schwarz (Ostsee-Ztg. 342); Alfred Semerau (Hannov. Kur. 382/83); Hermann Grußendorf (Frankf. Ztg. 606 — 1 M.); G. Beyer (Arb. Ztg., Wien 225); Wilhelm Schulte (Germ. 340); Wilhelm Ahrens (Münch. N. Nachr. 220); Christian Rodegg (N. Bad. Landesztg. 409); Waldemar Gröhn (Deutsche Allg. Ztg. 380); Vorwärts (382); Magdeb. Ztg. (407).

Einen Aufsatz über Graf Platen bietet Arthur Friedrich Binz (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 31). — Den Briefwechsel Friedrich und Dorothea Schlegels 1818 bis 1820 würdigt Joseph Weiger (ebenda 32). — Ein Brief

Jacob Grimms an August Lüning vom 2. Januar 1860 wird (N. Zür. Ztg. 1194) mitgeteilt. — Dem Erlebnis in der Dichtung Heinrich von Kleists spürt Johann Georg Sprengel nach (Rhein.-Westf. Ztg. Kunst 571b). — Einen Eichendorff-Fund gibt Rudolf Schade (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 553b) bekannt. — Schlesische Eichendorff-Fahrt schildert Hans Brandenburg (Münch. N. Nachr. 208). — „Dem wiedergeborenen Jean Paul" (Propyläen-Verlag) gilt eine Plauderei von Herbert Eulenberg (Frankf. Ztg. 593 — 1 M.). — E. T. A. Hoffmanns Jugenddichtung „Die Maske" würdigt Erwin Kroll (Münch. N. Nachr. 211). — Anmerkung zu einer Neuausgabe des „Münchhausen" von Karl Immermann schreibt Jakob Wassermann (Frankf. Ztg. 631 — 1 M.).

Einen Aufsatz über Wilhelm Heinrich Riehl bietet Heinrich Getzeny (Germ., Neues Ufer 357). — „Wagner und Nietzsche" hat eine Zuschrift von Elisabeth Förster-Nietzsche zum Titel (N. Zür. Ztg. 1216 u. a. O.). — Sehr wertvolle unveröffentlichte Aufzeichnungen Theodor Fontanes zum dritten (ungeschriebenen) Teil seiner Lebenserinnerungen gibt Paul Dobert bekannt (Frankf. Ztg. 622 — 1 M.). — Über Fontane und die Frauen plaudert Wilhelmine Mohr (Deutsche Allg. Ztg. 369). — Von einer Freundin Viktor von Scheffels Mathilde Held erzählt F. Braun (N. Bad. Landesztg. 416). — Über Theodor Storms Jugendliebe Berta von Buchan gibt Sophie Kloerß Nachricht (Tag, Unt.-Beil. 190). — Eine Episode mit Gottfried Keller schildert Elsa Roth von Otto (Münch. N. Nachr., Einkehr 38). — Ein unbekanntes Gedicht Rudolf Baumbachs wird (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbeil. 352) mitgeteilt. — Liliencron-Erinnerungen spendet Erich Schlaikjer (Deutsche Allg. Ztg., Welt 410). — Auf Eduard Haugs Buch über den schweizer Dramatiker Arnold Ott (Rascher & Cie.) lenkt Eugen Aellen (Basler Nachr., Sonntagsbl. 33) die Aufmerksamkeit. — Zum Gedächtnis Christian Wagners schreibt Emma Aberle (Stuttg. N. Tagbl. 355). — An die Wiederkehr von Ludwig Thomas Todestag erinnert hfm (Münch. N. Nachr. 232).

„Ein Wort zu Wedekinds ‚Schloß Wetterstein'" schreibt Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 385). — „St. Peter Hille" ist ein Aufsatz von Else Lasker-Schüler (Berl. Tagebl. 381) überschrieben. — „Hanns Heinz Ewers, ich, Klopstock, der Teufel und so weiter" plaudert Herbert Eulenberg (N. Fr. Presse, Wien 21 517). — Dem jungen Löns widmet J. G. Sprengel eine Studie (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 535b). — Zum Andenken an A. K. T. Tielo läßt sich Hans Benzmann (Berl. Börs.-Ztg. 375) vernehmen. — Zum neunten Todestag von August Stramm schreibt dessen Sohn Helmut Stramm (N. Bad. Landesztg., Kunst 439). — Unter der Überschrift „Märkische Romantik" zeichnet Arthur Eloesser das Bild von Bernhard v. d. Marwitz (Frankf. Ztg. 645 — 2 M.). — Zeilen der Erinnerung an Franz Kafka findet Manfred Sturmann (Allg. Ztg., München 329). — Ein Nachruf auf Ferdinand Vetter (Bund, Bern 336) ist O. v. G. gezeichnet. — Ein Nachruf auf Robert Müller (Berl. Tagebl. 416) von Rudolf Kayser nennt Müller einen der ersten literarischen Verkünder eines neuen europäischen Typus, der eben erst matt aufleuchte; Müller habe zur Rasse des europäischen Amerikaners gehört.

*

Zum Schaffen der Lebenden

Dem Erzähler Wilhelm von Scholz widmet Hanns Martin Elster (Zeit 163) die Worte: „Der Erzähler Scholz kam zu seinen Novellen ebenso wie zu seinen Landschaftsbildern nicht aus literarischem Bemühen, sondern aus innerem Zwang. In ihm ballten sich so reiche geistige Erlebnisse, daß sie Form suchten. Da Scholz nun über eine organisch aus dem Raumgefühl von innen her arbeitende Phantasie verfügt, so schlüpften seine geistigen, seelischen Erlebnisse stets in die angemessenen Stoffe. Der erste Eindruck seiner Prosakunst ist infolgedessen eine in heutiger Literatur seltene Geschlossenheit, harmonische Einheit von innerer und äußerer Form. Meisterwerke höchster epischer Kultur sind sie dem Ästhetiker, köstliche Kleinodien sprachlicher Gepflegtheit, ruhevoller Diktion, künstlerischer Gestaltungsfähigkeit und einer Anschauungskraft von ganz seltener Höhe." — In einem Aufsatz über Waldemar Bonsels von Johannes Wendland (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 32) liest man: „Es wird den meisten so gehen, daß Bonsels sie durch viele seiner Erzählungen ungemein anzieht. Er weiß stets zu fesseln trotz mancher Breite der Stimmungsmalerei, zum Beispiel im ersten Teil von ‚Eros und die Evangelien'. Tiefe religiöse Töne erklingen hier und im ‚Himmelsvolk'. Bibelworten wird durch eigenartige Beleuchtung eine neue Seite abgewonnen. Wohl wird eine in konventionellen Geleisen erstarrte Frömmigkeit bekämpft, aber mit rauschenden Tönen erklingt das Lied von der wahren Freude, die vom Heimweh nach einer ungetrübten schuldlosen Seligkeit Kunde gibt. Und das Schönste im Menschenleben, die Mutterliebe wie die Liebe zweier sich ganz hingebender Menschen trägt uns auf ihren Flügeln zu der ewigen Liebe Gottes." — Den erotischesten Schriftsteller erblickt Robert Müller (Prag. Pr., Dichtung 35) in Robert Musil; seine Schwierigkeiten als Autor lägen in seiner hypertrophen Virilität. — Zur Charakteristik von Albrecht Schaeffer schreibt

Werner Mahrholz (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 414), das Wesen des Menschentums bei ihm sei eines, dessen höchste Erlebniswerte im Kunstwerk liegen, Lebensgrund seiner Gestalten sei Erfüllung ihrer selbst; er selber sei noch nicht gelöst von einem bürgerlichen Artistentum. — Den inneren Entwicklungsgang Jakob Schaffners zeichnet Hans Joachim Homann (Münch. N. Nachr. 238), das Puritanertum in ihm wertend. — Aus einem Aufsatz über Rudolf Paulsen von Paul Wegner (Berl. Börs.-Ztg., Welt 147) wählen wir die Zeilen: „Schon die Sprache der Gedichte mahnt an die Sprachgewalt jener Düsteren, Einsamen. Paulsen spricht immer seine eigene starke Sprache, unbehindert von der fast zum Gesetz erhobenen Meinung, daß ein Dichter auch das Widrige und Peinliche mit schönen Worten schmücken müsse. Aber wie ihm hier aus erschütterter Seele mit ungekünstelter, fast sachlich-nüchterner Unmittelbarkeit, aber mit der Wucht stürzenden Gesteins die Worte hervorbrechen, wenn Schauder, Groll, zorniger Antrieb sie bewegen, und wie sie mit leichter und süßer Musik verschweben in der Gewißheit neuen Heils, das ist geradezu erstaunlich." — Eine Studie über Eduard Reinacher leitet Karl Walter (Stuttg. N. Tagbl. 348) mit den Worten ein: „Als prominenter Vertreter einer recht ernst gerichteten Jugend erscheint Eduard Reinacher als ein Dichter, der nach Hermann Hesse seinem Ziel zuschreitet mit jener Unbekümmertheit und jenem stillen Vorsichhinsingen, das mit weitem, geistigem Blickpunkt sich dem Dasein hingibt, stets darum ringend, aus den Widersprüchen dieses Lebens Gestalt und Totalität zu gewinnen; zugleich als stärkste, eigenartigste und — eigenwilligste dichterische Persönlichkeit, die das Elsaß im letzten Jahrzehnt dem gesamtdeutschen Schrifttum zugeführt hat." — Als eine faustische Natur wird Albert Schweitzer von Otto Heuschele begriffen (Saarbr. Ztg. 189), interessante Züge aus seinem Leben erzählt (ebenda) Artur Friedrich Binz. — „Ausgesprochene Kunstliteratur" erblickt Robert Müller in den literarischen Werken des katholischen Maler-Schriftstellers Albert Gütersloh. — Eine Wirkung von seltener Tiefe und Breite rühmt Joseph Antz (Germ. 339) dem religiösen Schriftsteller Heinrich Mohr nach. — Artur Friedrich Binz schreibt (Saarbr. Ztg. 206) über Dora Hohlfeld, in ihr lebe die große Tradition der wesenhaften Erzählerinnen des 19. Jahrhunderts fort; ihr neuer Roman „Meerlandmenschen" (Bachem) sei eine schöne und reiche Schöpfung. — Als Dichterin Thüringens feiert Walter Bähr Marthe Renate Fischer (Münch. N. Nachr. 223), deren Lebensauffassung im Pflichtbewußtsein gipfele. — Zu den ausgeprägtesten Persönlichkeiten des katholischen Schrifttums unserer Tage rechnet Heinz Manthe (Germ., Neues Ufer 345) Juliane von Stockhausen, glänzende Schilderungskunst eine sich in ihr mit tiefer, nicht engherziger Frömmigkeit.

Zum 60. Geburtstag von Irene Forbes-Mosse schrieben Hans Fredersdorff (N. Bad. Landesztg. 394), Artur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg. 197) und Julie Vogelstein (Voss. Ztg. 367). Bei letzterer heißt es: „Möchte die Wirklichkeit auch Irene Forbes-Mosse aus diesem Märchenreich vertreiben, irgendeine gütige Fee muß ihr noch rasch eine Wünschelrute mit auf den Weg gegeben haben, damit sie auf ihren Wanderungen verborgene Quellen entdecke. Nun geht sie durch diese Welt der Nüchternheit, und was sie anblickt, gewinnt Sprache und Leben, die tausend Dinge des Alltags werden zu lebendigen Wesen, das Schweigen des Herzens wird vernehmbar; alles atmet beseelten Hauch. Ja, es ist wie im Märchen die Wirklichkeit verwandelt, aber nicht etwa rosenrot alles Dunkle und Häßliche übertüncht, nicht etwa zimperlich allem Peinlichen ausgewichen, nein, wie im echten Märchen, das Kobolde kennt und Gnome, Drolliges und Groteskes, Schmerz und schweres Leid, und die Augen öffnet für Heimlichkeiten aller Art. Dabei ist alles so einfach, so, als wäre es gar nichts Besonderes. Aber gerade dies macht eben die Besonderheit ihrer Kunst aus." — Zahlreich stellten sich die Anteilnahmevollen bei Wilhelm Schussens 50. Geburtstag (11. August) ein: Hanns Martin Elster (Ostsee-Ztg. 337); August Lämmle (Württemb. Ztg. 187); Hermann Hefele (Frankf. Ztg. 630 A.); Karl Fuß (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 31); Rudolf Krauß (Stuttg. N. Tagbl., Heimat 342); R. Krauß (Deutsche Allg. Ztg. 375) und Germ. (333). Hefele sagt: „Schussen ist Künstler, mehr, als er uns selber auf den ersten Blick glauben machen will. Seine lyrische Sprache klingt und federt und ist voll Wohllaut des Ausdrucks; er weiß, was ein Gedicht soll und kann, und hat, seltsam genug heutzutage, Sinn für das formale Eigenleben der Strophe. Und seine Gabe des Erzählens ist voll Kraft und Reinheit der Anschauung, voll Sicherheit der Pointierung, voll lebendiger Buntheit der Schilderung und der Gestaltung. Etwas barock freilich, mitunter auch etwas skurril ist die Fabel zugespitzt, und die Lösungen fallen manchmal etwas grell und unerwartet närrisch. Aber man verzeiht solche freundlichen Mängel gern um der Laune willen, die das Ganze atmet, und um der schlichten klaren Einfachheit willen, in der sie gesagt sind. Schussens dichterische Sprache ist nicht von heut und gestern; sie ist, vom Reiz persönlicher Färbung abgesehen, eine unmoderne Sprache; so wie er hat man vor zwanzig, vor hundert und hundertundfünfzig, vielleicht vor fünfhundert Jahren geschrieben, ge-

sprochen, gedacht, immer dann eben, als es einem um die Reinheit der Anschauung und um die Wahrheit des Gegenstandes zu tun war." — Zum 60. Geburtstag von Marie Eugenie delle Grazie (14. August) schrieben H. Neuberger (Westf. N. Nachr. 189), Paul Wittko (Hannov. Kur. 378/79), Heinz Berger (Nürnb.-Fürther Morgenpr., Heimat 30). Wittko leitet seine Betrachtung mit den Worten ein: „Dichterinnen, die sich die göttliche Gabe zutrauen, Epen schaffen zu können von einer Weite des Geistes, einer Höhe des Ethos, einer Macht und Kraft und Fülle der Phantasie wie des formalen Ausdrucks, daß sie mit Tasso, Ariost und Klopstock in Wettbewerb zu treten sich erkühnen, besitzt die deutsche Sprache nur sehr wenige. Wirkliche deutsche Epikerinnen sind wohl nur Ricarda Huch, Erika von Handel-Mazetti und Marie Eugenie delle Grazie." — Pressegrüße zu A. de Noras 60. Geburtstag sandten Georg Hirschfeld (Hannov. Kur., Unt.-Beil. 354/55), E. K. (Münch. N. Nachr. 204), Ernst Hoferichter (Allg. Ztg., München 293). Bei Hirschfeld heißt es: „Als Meisterstück dieses Arztes unter unseren Poeten gilt mit Recht sein ‚Madonnen'-Zyklus. Vierzehn Muttergestalten entsteigen einer ergriffenen Mannesseele, vierzehn Gedichte vollkommener Form. Hier ist die Gefahr der Virtuosität, die dem Erzähler zuweilen droht, überwunden — nicht nur gewollte, sondern erlebte Form fanden diese Mutterdichtungen. Man wird A. de Nora für das innige Bekenntnis zu Ehrfurcht und Mitleid, dem er die Grazie feiner Kunstgegenstände gab, dankbar bleiben. Empfindung und Kultur ist die Synthese, die wir brauchen." — Einen Gruß zu Kurt Geuckes 60. Geburtstag leitet Franz Alfons Gayda mit den Worten ein (Zeit 163): „Man hat diesen Künstler in einer angesehenen Zeitschrift einen jener heimlichen Könige genannt, die unerkannt durchs Land gehen. Die Zeit ist aber nunmehr reif geworden für die Kunst dieses männlich-starken, tief in Fülle aus ewigen Quellen schöpfenden Dichters, und für die Schönheit seiner Werke, die blutvoll und lebensbejahend — stärkste Begeisterung, tapferen Tatwillen und Freude und Glück an der Schönheit den aufgeschlossenen Sinnen und Herzen spenden."

Über Agnes Miegel liegen zwei Aufsätze vor, von Susanne Heß-Wyneken (Ostsee-Ztg., Lit. Rundsch. 351) und von Elisabeth Schick-Abels (N. Bad. Landesztg., Frau 32). Bei letzterer liest man: „Mythos ist wach und hell in der Dichterin. Die alten Preußengötter sitzen auf weißen Wolken im fahlen Licht und warten auf Menschenflehen, das sie zum segnenden Leben erweckt. Die Gegensätze der Religionen hebt der wahrhaft Religiöse auf. Richard Dehmel versuchte gedankenbeschwert eine Überbrückung von Griechen- und Christentum. Agnes Miegel sieht keine Gegensätze, sie schaut Christus und Aphrodite im Zwiegespräch: Im blassen Abendstrahle Zitternd zum Segnen ihrer Schönheit hob sich eine bleiche Hand mit blut'gem Male. — Ein zartes Gewissen hält Abrechnung mit sich in profunder Karfreitagsstimmung, und von festem Vertrauen herangezogen naht sich ihrer Seele ein ernster Ostertag." — Den Dichter der Weltstadt und Natur nennt Leo Rein (Berl. Börs.-Ztg. 387) Ernst Blaß: „Verschieden darf man sich zu seiner Entwicklung einstellen. Manche halten die Schöpfungen seiner weltstädtischen Periode für stärker, origineller als die der klassischen. Die ersteren haben die Einmaligkeit des Erlebnisses und den seligen Glanz der Jugend. Die zweiten haben die Meisterschaft, mit der der Stoff über die Räume verteilt wird; sie haben die Gedämpftheit und Vornehmheit des Tones. Auch sie zeigen manch zauberschönen Vers. Die Literatur bereichert haben jene; diese, auf breiterer Basis, sprechen zu vielen. Das Erlebnis, an sich zwar schwächer, ist vom Persönlichen mehr entkleidet und allgemeingültiger geworden."

Seine Kritik des Dramas „Das Viergetier" von Albert Steffens läßt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1220) in die Worte ausklingen: „Ich fühle mich, um die Wahrheit zu sagen (und will mich gern von anderen belehren lassen), von Zweifeln gekreuzigt, in jenem Zustand, den die Droste-Hülshoff einmal in das demütige Wort münden ließ: Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben! Ich sehe kühne dichterische Möglichkeiten jäh wieder vergilben; ich sehe schwere Ähren auf schwanken Stengeln und sehe entmutigende Öden, gewahre Tiefblicke und Theaterblitze; ich erkenne etwas wie das ‚obere Leitende' im Goetheschen Sinne und fühle doch wieder, wahrhaft erschreckend, daß die Menschen für uns ärmer werden, wenn sie Engel sind, und der Satan immer noch interessanter wirkt als ein Engel, der manchmal eine Gouvernante ist und doch ein Mensch — o Mensch! — sein könnte."

Nicht artistisch künstlerische Beherrschung, sondern eine Art Bezauberung der Seele rühmt Stefan Zweig (Frankf. Ztg. 661 — 2 M.) Hermann Stehrs neuem Roman „Peter Brindeisener" (Link, Trier) nach. — Als einen Roman der Sehnsucht würdigt M. M. Gehrke (ebenda 596 A.) Wilhelm Schmidtbonns Roman „Der Verzauberte" (E. P. Tal, Wien), dessen Verfasser uneingeschränkten Anspruch darauf habe, ein Dichter zu heißen.

Zu Hauptmanns „Ausblicken", der Gesamtausgabe 12. Band, bemerkt E. Ebermayer (Leipz. N. Nachr. 192), es sei ein Abschluß, hinter dem es eigentlich nichts mehr gebe, Wehmut überkomme den Leser. Derselbe Verfasser erfühlt (ebenda 210) in Fritz

von Unruhs „Reden" die manchmal zu große Sprachgewalt.

Zu Rudolf Maria Holzapfels „Panideal" liegt eine Reihe höchst rühmender Aufsätze vor: Hans Zbinden (Bohemia 123); Martin Platzer (Eisenacher Tagespost, Wartburgland 60); Carl Albr. Bernoulli (Basl. Nachr., Sonntagsbeil. 26); Walter A. Berendsohn (Hamb. Fremdenbl. 227). Bei letzterem heißt es: „Nie vorher ist so unerhört eindringlich die unlösbare Verflechtung des persönlichen Gewissens mit den Formen allgemeingültiger Moral und die Entwicklungsgeschichte beider in ihrem Zusammenhang durchleuchtet worden. Ergreifend wird das Drama der Entstehung individueller Gewissensinhalte dargestellt. Wer könnte etwa ohne innere Bewegung lesen, wie die Stimme des Gewissens ihre suggestive Kraft von den geliebten oder gefürchteten Erziehern der frühen Kindheit entleiht. Hier rührt Holzapfel wirklich an eine Wurzel persönlichster Erfahrung, die jeden Menschen angeht."

*

Zur ausländischen Literatur

Über Camoens liegt ein Aufsatz von Alfred Goetze vor (Germ. 348 u. a. O.).

Shakespeares Sir John Falstaff in Dichtung und Wahrheit gilt eine Studie von C. C. Schardt (Bund, Bern, Kl. Bund 33). — Nachrufe auf den kürzlich verstorbenen englischen Romanschriftsteller Joseph Conrad boten Malcolm Campbell (Berl. Börs.-Cour. 369 u. a. O.) und Bernhard Fehr (N. Zür. Ztg. 1179), vgl. auch Allg. Ztg., München (328). — Der englischen Romanschriftstellerin Sheila Kaye Smith gilt eine Studie von Karl Arns (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 33). — Über neue englische Romane läßt sich W. H. Edwards (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 390) vernehmen. — Die älteste Lyrik der Grünen Insel würdigt Hans Fehrlin (Bund, Bern, Kl. Bund 34). — Ein Bild von Upton Sinclair zeichnet Albert Ehrenstein (N. Bad. Landesztg., Kunst 413). — Mit neuer südamerikanischer Dichtung macht Lina Hirsch (Stuttg. N. Tagbl. 353) bekannt. — Notizen über das amerikanische Theater bietet Joseph Chapiro (Frankf. Ztg. 584 — 1 M.).

Seine französischen Silhouetten setzt Otto Grautoff fort (Berl. Tagebl. 371, 387, 405). — Aus pariser Theatern wird (Basl. Nachr. 360) berichtet. — „Bei Madame de Staël" überschreibt Liesbet Dill eine Coppet-Schilderung (Frankf. Ztg. 633 — 1 M.). — Den Aufsätzen über Alexandre Dumas fils sind nachzutragen Notizen in Basl. Nachr. (346) und Württemb. Ztg. (189). — Unter der Überschrift „Besessene" würdigt Max Herzfeld Lucien Fabres „Rabenel" und Pierre Dominiques „Unsere liebe Frau von der Weisheit" (Preßburger Ztg. 223). — In die westschweizerische Literatur führt ein Aufsatz von H. de Ziègler (Basl. Nachr. 369) mit Würdigungen Gonzague de Reynolds, Charles d'Eternods und Jean Choux' ein.

Pirandellos dramatische Weltanschauung untersucht Richard Smekal (Prag. Pr. 239).

Tolstois letztes Jahr schildert Alexis Goldenweiser nach den Tagebüchern eines Freundes (Frankf. Ztg. 650 — 1 M.). — Über Tolstois „Flucht in den Tod" schreibt Franz Farga (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 34). — Gorki und Lenin gilt eine Studie von Robert Müller (Prag. Pr., Dichtung 34).

Strindberg und seine Zeitgenossen (neue Strindberg-Briefe) nimmt Ludwig Marcuse (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbeil. 337) zum Thema. — Wie Strindberg Verbindung mit der Presse suchte, wird (Ostsee-Ztg. 332) erzählt. — Eine Studie über Selma Lagerlöf bietet Carl David Marcus (Deutsche Allg. Ztg., Welt 374). — Derselbe Verfasser erzählt (N. Zür. Ztg. 1289), „Wie Knut Hamsun Dichter wurde". — Persönliche Erinnerungen an Herman Bang bietet Josef Melnik (Berl. Börs.-Cour. 373). — Sven Hedin als Dichter behandelt A. T. Wegner (Deutsche Allg. Ztg. 362). — Über dänische Lyrik läßt sich Erwin Magnus vernehmen (Berl. Tagebl., Lit. Rundsch. 390).

Von litauischen Mythen und Legenden berichtet E. von Ungern-Sternberg (Magdeb. Ztg. 381). — Mit finnischen Dichtern macht Hans Benzmann (ebenda 413) bekannt.

Über den jüngst verstorbenen Alexander Brody („eine Balzac-Natur") schreibt Ludwig Hatvany (Arb.-Ztg., Wien 226).

*

„Ein Tag in Dithmarschen. Auf den Spuren von Hebbel und Klaus Groth." Von C. F. W. Behl (Berl. Tagebl. 380).

„Von den deutschen Volksbüchern." Von Hans Benzmann (Köln. Ztg., Lit. Beil. 564).

„Expressionismus." Von Ludwig von Bertalanffy (Tag, Unt.-Beil. 194).

„Dichtung der Gegenwart. Glossen zur Literaturgeschichte (Hans Naumann, Philipp Witkop)." Von Werner Deubel (Deutsche Allg. Ztg. 345).

„Die Gefahr des Gesinnungstheaters." Von Franz Dülberg (Deutsche Allg. Ztg. 406).

„Von deutscher Art und Kunst (Kurt Geucke, Paul Ernst, Wilhelm von Scholz, Paul Zech)." Von Paul Friedrich (Berl. Börs.-Ztg. 409, 413).

„Wandernde Dichtung?" Von Johannes Gillhoff (Tag, Unt.-Beil. 185).

„Der geistige Aufbau der deutschen Schweiz (J. Nadler in der Sammlung ‚Die Schweiz im deutschen

Geistesleben')." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1186).

„Der Zeitroman." Von Heinrich Leis (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 33).

„Die Existenz des Dramaturgen." Von Heinz Lipmann (Berl. Börs.-Cour. 397).

„Zur Methode literarhistorischer Arbeit." Von Else Mentz (Köln. Ztg., Lit. Beil. 588).

„Das Unmittelbare in der Dichtung." Von Rudolf Paulsen (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 405).

„Schöpfer und Schöpfung." Von Erik Reger (Berl. Börs. Ztg., Welt 150).

„Religiöse und philosophische Dichtung der Neuzeit. I. Das moderne Jesuslied. II. Gottdichtung und philosophische Dichtung." Von Karl Röttger (Köln. Ztg., Lit. Beil. 570, 576).

„Optischer Stil." Von Erwin Stranik (N. Wiener Jour. 11052).

„Wort und Werk." Von Erwin Stranik (Bern. Tagbl., Heim 32).

„Das deutsche Lustspiel." Von Erwin Stranik (N. Wien. Jour. 11036).

„Der Sinn des Theaters." Von Karl Vogt (Berl. Börs.-Ztg. 397).

Echo der Zeitschriften

Der Neue Merkur. VII, 12. (Stuttgart-Berlin.) In einer Studie „Prophezeiungen" wendet sich H. G. Wells mit aller Schärfe gegen die Meinung, überraschende technische Fortschritte könnten die nächste Zukunft der Menschheit bestimmen. Von innen heraus erwartet er die revolutionierende Umgestaltung. Er verwirft dabei alle spiritistischen Spielereien, aber er hofft auf die Entwicklung der Psycho-Analyse, er bekundet vor allem den festen Glauben an eine Reform der Schule und der Rechtsprechung. Den interessanten Abschnitt, in dem er der Geisterseherei Absage erteilt, lassen wir hier folgen:

„Der Mensch wird seine praktische Aufmerksamkeit sich selbst zuwenden. Das letzte Jahrhundert war das überragende Jahrhundert materieller Errungenschaften. Das gegenwärtige und das nächste Jahrhundert werden, glaube ich, die große Reife- und Erntezeit der psychologischen und physiologischen Wissenschaft sein. Nachdem der Mensch über die ganze Welt von Pol zu Pol gerannt ist, nachdem er gelernt hat, um die Erde in 7—8 Tagen zu fliegen und in einem Augenblick rund um sie herum zu blicken oder zu sprechen, wird er sich nach meiner Meinung in sich selbst versenken und seine praktische Aufmerksamkeit sich selbst zuwenden.

Ehe man heute in dieser volkstümlichen Weise von psychologischer Wissenschaft redet, ist es leider nötig, ganz klarzustellen, daß man mit diesen Begriffen keine jener merkwürdigen Verbindungen mit Toten und ähnliches umfassen will, die in gewissen Kreisen als psychische Wissenschaft bezeichnet werden. Die ganze Fülle dieser Sagen und Legenden ist zweifellos für den Psychologen von Interesse, aber mehr deshalb, weil sie uns die Unzulänglichkeit des menschlichen Verstandes als eines Instrumentes zum Suchen und Erproben der Wahrheit lehrt, als weil sie irgendwelches Licht auf die Natur von Menschen oder Dingen werfen würde.

Seit seinen Schultagen hat der Schreiber dieser Zeilen ein Dritteljahrhundert lang diese Flut von Geisterbeschwörung, telepathischen Versuchen und pseudowissenschaftlichen Unternehmungen beobachtet; er war jahrelang Mitglied der englischen Gesellschaft für psychische Forschung; er hat die Tätigkeit von Hellsehern beobachtet, okkulte Bücher gelesen, soweit solche Bücher lesbar sind, den verstorbenen W. T. Stead die Erlebnisse seines Doppelgängers erzählen hören, er hat die Laufbahn von Sir Conan Doyle und Sir Oliver Lodge verfolgt, die wunderbaren Geschichten vieler minderwertigen Erzähler über sich ergehen lassen, und nach all dem ist seine wachsende Überzeugung, daß in dieser ungeheuren Wolke von Zeugen, in diesem Nebel von rückschrittlichen Behauptungen überhaupt nichts ist als beabsichtigter und unabsichtlicher Betrug, Selbsttäuschung, der Wunsch Wunder zu glauben, die Sucht wunderbar zu erscheinen, die Beeinflußbarkeit ungeschützter Gehirne, Taschenspielereien unter Mithilfe anderer, unkritische Behandlung von Zufällen und Ähnlichkeiten, Hartnäckigkeit der Menschen, die gern einer gefaßten Ansicht treu bleiben, sehr alte Überlieferungen über Gespenster und Wunder, die als Fabeln aufgenommen und dann bis zum Glauben verstärkt wurden, wiederbelebte Legenden aus dem Osten, gepflegte und freudig begrüßte Halluzinationen und hauptsächlich moralischer Verfall und durch den Gebrauch von Reizmitteln hervorgerufene Ausschweifungen der Phantasie. Mit den Jahren hat sich der Schreiber immer weniger für das Klopfen und Kratzen, die rätselhaften Äußerungen von Medien, das automatische Gekritzel auf dem Tisch interessiert, dagegen immer mehr für die Motive und verborgenen

Gedanken jener, die um den Tisch herumsaßen. Vielleicht ist er später in der Lage, über diese merkwürdige Welt des psychischen Forschers zu berichten; heute erwähnt er sie lediglich, um seinen vollständigen Skeptizismus hinsichtlich jedes Fortschritts oder jeder Verheißung auf diesem Gebiete zu äußern."

Germanisch-Romanische Monatsschrift. XII, 5/6. (Heidelberg.) Eine Studie von William Rose geht den Anfängen des Weltschmerzes in der deutschen Literatur nach:

„Man hat bisher die Anfänge des Weltschmerzes hauptsächlich in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts gesucht. ‚Byronism' in England und ‚le mal du siècle' in Frankreich waren verwandte Erscheinungen; ihre unmittelbare Ursache war die Enttäuschung darüber, daß die Französische Revolution fehlschlug und die neue Welt nicht kam, die man erwartet hatte. Die eigentlichen Wurzeln des Weltschmerzes aber, die wir bei Byron, Musset oder Heine finden, liegen tiefer, müssen eben im 18. Jahrhundert gesucht werden.

Deutschland hatte, wie es dem Volke der Dichter und Denker ziemte, schon lange vor der Französischen Revolution seine eigene Umwälzung auf dem Gebiete der Literatur erlebt. Deutschlands Revolution hieß ‚Sturm und Drang', wo man für dieselben Ideale kämpfte, die man später in Frankreich verfocht. In dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts lebte ebensoviel Weltschmerz in der Literatur wie in dem ersten Viertel des 19., aber mit einem Unterschied. Die Unruhe der ersten Periode war die Ankündigung einer neuen Welt; man ahnte die Geburt eines neuen Zeitalters. In der zweiten Periode drückt sich die Verzweiflung darüber aus, daß diese Hoffnungen verflogen, daß die Welt der Wirklichkeit und die Sehnsucht des Menschenherzens doch nicht in Harmonie miteinander gebracht waren. An die Stelle der Unzufriedenheit vor der Katastrophe trat die Verzweiflung nach derselben. Die ersten Weltschmerzler waren junge Menschen, die die Welt nicht kannten, und die etwas Großes von ihr erwarteten; Byron, Heine und Musset aber hatten alles gekostet, was die Welt zu bieten vermochte, und waren enttäuscht. Der spätere Weltschmerz entwickelte sich aus dem früheren Weltschmerz, aber er wurde durch das Mißlingen der Französischen Revolution pessimistisch gefärbt. Im 18. Jahrhundert sah man das eigene Ich allein und fühlte Mitleid nur mit den eigenen Schmerzen; im 19. Jahrhundert sah man seine eigenen Leiden als typisch für das Schicksal der ganzen Menschheit an. Der rein egoistische Weltschmerz wurde allgemein oder kosmisch.

Die ersten Spuren der neuen Zeit erschienen in England, von wo aus zahlreiche Einflüsse nach Frankreich und Deutschland gingen, um die Flammen anzufachen, die dort bald auflodern sollten. Die bedeutendsten Faktoren waren die Befreiung von der klassizistischen Zwangsjacke durch das dramatische Muster Shakespeares, die Begeisterung für die Natur (z. B. in den ‚Seasons' von James Thomson), die Schwermut (etwa in Edward Youngs ‚Night-Thoughts'), die empfindsamen Romane von Richardson, Fielding und Sterne und die trübe, neblichte Stimmung Ossians. Von Frankreich kam der wichtigste Einfluß von allen — die naturalistische Philosophie Rousseaus.

Für alle diese Einflüsse vom Ausland her bot Deutschland einen wohlvorbereiteten Boden dar."

Sozialistische Monatshefte. XXX, 8. (Berlin.) Nietzsches Imperialismus sucht Regina Barkan in fest eingliedernder Formel zu erfassen:

„So sieht der Imperialismus Nietzsches aus. Er will dem Geist sein Haus auf Erden bauen und die Welt zu gemeinsamem Schaffen vereinen, jeden Nationalismus durch die Erhöhung der Nationen aufheben. Er hat also nichts mit jener Mißgestalt zu tun, die man heute mit dem Schlagwort Imperialismus zu meinen pflegt, er ist ein echter Imperialismus, der das Bild der an Schöpferkraft mächtigsten Imperien hervorzaubert, die es jemals gegeben hat. Mit einem solchen Imperialismus vor Augen darf man den Willen zur Macht im Gesellschaftsleben als einen Willen zur Gemeinschaft definieren, zu einer Gemeinschaft, sobald durch diese die größere Macht verbürgt wird. Ein solcher Imperialismus ist ein ins Außenpolitische gewendeter Sozialismus. (Daß hier irgendein Zusammenhang besteht, hat Nietzsche, trotz allem, bereits dunkel geahnt.)

Hinter diesem Imperialismus, hinter dem imperialistischen Sozialismus steht noch eine weit tiefere Sehnsucht, und es leben hier Träume, die viel älter sind als der Gedanke der ökumenischen Gemeinschaft und der civitas Dei. Bekanntlich befanden sich unter den Büchern, die Napoleon in Ägypten bei sich führte, auch das Alte und das Neue Testament und der Koran: in der erhaltenen Liste unter ‚Politique' aufgeführt. ‚Woraus man denn sieht,' diese Bemerkung Goethes findet sich bei Eckermann am 7. April 1829, ‚aus welchen Gesichtspunkten Napoleon die religiösen Dinge angesehen hat.' Vielleicht dürfen wir heute, von Goethe abweichend, daraus noch viel eher auf den Gesichtspunkt schließen, aus dem Napoleon die Politik, die, nach einem seiner wesentlichsten Aussprüche, das ‚Schicksal' ist, angesehen hat. Nietzsche hat dies gewiß aus diesem Gesichtspunkt getan, auch wo er selbst sich dessen nicht bewußt gewesen ist, so daß ihm Napoleon die ‚Leidenschaft neuer

Möglichkeiten der Seele, der Raumerweiterung der Seele' bedeutet. Die weltwirtschaftliche und politische Einheit, die sich über die Welt erstreckende Gemeinschaft der Schaffenden sind im Grunde nur Organisationen, die der Verwirklichung des ewigen Schöpfungsprozesses auf Erden dienen. Und dabei erwachen uralte prophetische Visionen, die an der Wiege alles Sozialismus gestanden haben: ‚auf daß das Land voll werde von der Erkenntnis des Ewigen, wie Wasser den Meeresgrund bedeckt.'"

Der Jude. VIII, 8. (Berlin.) Dem verstorbenen Franz Kafka ruft Oskar Baum erfühlte Worte nach:
„Was könnte ich Fremden über ihn aussagen? Wer ihn nicht kannte, kann sich vielleicht ein so bis ins Letzte singuläres Wesen nicht vorstellen. Die geringste Reflexbewegung noch hatte etwas von dieser persönlichsten Eigenart.
Mit einer nicht überbietbaren Schärfe und Klarheit des Blicks prüfte und entzauberte, entschälte er das Echte des äußeren und inneren Lebens bei sich und anderen. Er verurteilte nie; er stellte fest. Ohne Haß und Scheu, aber auch ohne verzärtelnde Empfindsamkeit faßte er das Skelett jeder Seele, jeder Begebenheit, jeder sich ereignenden Situation sicher, aber doch dabei mit so zarten, behutsamen Fingern, daß auch die Kälte des unbarmherzigen Durchschauers — war es die Grazie des Ausdrucks, war es die unverwelkliche Güte des reinen Willens? — nie weh tat, niemals frösteln machte. Daß ihm die Liebe zum Irrweg, die Verliebtheit in das Nebenher, in das Kleid der Dinge nicht fehlte, braucht man bei einem so bildkräftigen Dichter nicht zu betonen; aber er wußte das Wie, das Nebenher, das Kleid der Dinge so durchsichtig und dahinter die Wahrheit des Kerns so greifbar existent zu finden, zu erfinden, daß die Einheit des Ewigen und des Zufälligen, des Wesentlichen und seines zufälligen, wechselnden Gesichts zu einer magischen, unwiderstehlichen Selbstverständlichkeit wurde.
Er war von Natur ein Fanatiker voll ausschweifender Phantasie, aber dieses Glühen zügelte er mit inbrünstigem Ringen nach strenger Sachlichkeit. Seine beispiellose Überwindung alles verführerischen, süßlichen Schwärmens und Schwelgens in Gefühlen und verschwommenen Träumereien war ein Teil seines religiös anmutenden — körperlich ins Spleenhafte sich auswachsenden — Reinlichkeitskults. Er schuf mit der subjektivsten Bildform, aber es mußte als die äußerste Objektivität wirken."

Die Neue Rundschau. XXXV, 8. (Berlin und Leipzig.) Das Wesentliche der Lyrik Wilhelm von Scholz' erfaßt Leo Greiner, wenn er schreibt:
„Auf diese Weise lassen sich in Scholzens Lyrik drei Grundbegebenheiten unterscheiden: ich nenne sie Begebenheiten, denn es ist notwendig, zu erkennen, daß das, was sie ausmacht, etwas sich Zutragendes ist, auf einer ununterbrochenen Handlung der Schöpfungsgeister beruht, die in den Dingen, Landschaften und Elementen verborgen wirken und sie durch diese Wirkung erst hervorrufen. Zwar haben diese Begebenheiten keine Namen, aber sie sind der aufmerksamen Anschauung deut- und sichtbar: als Gebautsein und Tragen, als Dämmerung, Wind und Lichthauch, als tiefe Strömung unter dem Spiegel der Dinge. Haus und Turm, gebaut und gegründet, tragen: die statischen Kräfte, das Zusammensein von Stein zu Stein ruht schweigend in den Wänden, Grundmauern und Dachgefüge sind eins, die Tiefe des Turms stürzt ins verhallend Bodenlose. Straßen, nicht das Bewanderte, sondern selbst das Wandern, Schritt, abgelöst vom Schreitenden, der wie durch einen fremden Erdhall hindurchgeht, sind Beziehungen derselben mythischen Begebenheit: Weg. Wenn Bett und Brunnen im Nacht- oder Tagtraum von sich reden, enthüllen sie Schlaf und Flut, Bewahren und sich Ergießen als elementare Vorgänge. Die gebauten und tragenden Dinge leben aus sich selbst und sind empfunden, wie sie selber sich empfinden müssen, wenn sie sich des Tags ihrer Schöpfung erinnern und des Zusammenflusses der Kräfte, die sie geschaffen haben. Aber wenn nicht mehr mystische Versenkung sie ergründet, sondern das lebendige Auge in der freien Welt nach Zielen seiner Anschauung sucht und Wasser und Wolke, Wiese und Gebirg, Acker und windige Höhe sich ihm darbieten, so erscheinen auch diese unter dem Einfluß der zauberhaften Begebenheit, die sie verändert und gleichsam ineinander verwandelt. Sie tauschen Alter, Wesen und Gestalt, wenn Dämmerung sie auflöst, Wind sie bespült und umsaust, Lichthauch mit grauem Silberschauer über sie hinläuft. Stadt wird Gewölk, in Wolken träumt die Gestalt nach ihrer Erlösung, Ackerflächen, im jähen Zugwind, werden Verwandte des Windes. Schwer, mit Lasten behangen, brüchig fast vollzieht sich das Spiel dieser Wandlungen. Ein Gipfel uralten Wesens, tiefer, traumhaft versunkener Dauer ragt breit und groß darüber hinweg. Der ‚Spiegel' (so heißt Scholzens wichtigstes Gedichtwerk) sieht auf fahler Fläche die Gestalten vorüberziehen, er selbst verändert sich nicht, verdunkelt sich nur und ergraut zuweilen. Ähnlich dem Schatten wiederholt er die Gestalt, aber ohne Körper, als verfinsterten Abglanz. Scholz liebt das Spiegelnde, das Dämmerlicht dieses geheimnisvollen Nocheinmal nicht als romantische Verwechslungsmaskerade; sondern weil sich ihm darin, als in einem Bilde und mehr noch

als in einem Bilde, die Wandlung der Dinge und Elemente ineinander darstellt, indem eines des anderen entkörpernder Spiegel ist."

Velhagen & Klasings Monatshefte. XXXVIII, 12. (Berlin-Bielefeld.) Wilhelm von Scholz schildert („Mein Verhältnis zur Bühne") sein erstes Auftreten als Schauspieler und wie er es innerlich erlebte:

„Es bedurfte nur des äußeren Anlasses und einer Kleinigkeit mehr Muts, als er zum Vortragen gehört. Beides fand ich bei der brüsseler ‚Herzwunder'-Aufführung im Oktober 1918, die mir als Gesamterlebnis, als Zeiterlebnis unvergeßlich bleiben wird. Ich hatte ursprünglich nur vor dieser Aufführung vorlesen und über deutsche Mystik sprechen sollen. Schon in ahnungsvoller, bedrückter Stimmung war ich um die Zeit des beginnenden deutschen Zusammenbruchs zu der Vorlesung gefahren, die Monate vorher, in Zeiten noch vollen militärischen Vertrauens, verabredet worden war. Nun lag es über der Stadt und unserer Garnison wie Gewitterschwüle, wie Schicksalsdrohen. Der ganze ferne Frontdonner, den man zu hören mindestens sich schon einbildete, Haufen von Belgiern, die aus der immer näher heranrückenden Kampfzone flüchtig waren und sich auf den Meldeämtern drängten, die seltsame Verschwörer- und Befreiungsstimmung der Stadtbevölkerung, die täglich schlechteren Nachrichten — jedenfalls war es dem Leiter des Deutschen Theaters und mir klar, daß an ein Verschieben der Aufführung nicht zu denken war, als Oppen so ernstlich erkrankte, daß er keinesfalls zum festgesetzten Tag spielen konnte und auch im Personal des Theaters sich kein Ersatz für ihn fand. Da sprang ich ein, und bin also im Parktheater in Brüssel, vor einem fast ganz militärischen Publikum zum ersten Male schauspielerisch aufgetreten. Den nötigen Mut hatte ich, was ich vielleicht nicht einmal gebraucht hätte, am Mittag des mir so bedeutsamen 12. Oktober 1918 beim Generalgouverneur von Belgien, Exzellenz von Falkenhausen, der mich zur Tafel geladen hatte, aus gutem Wein gewonnen, ein nicht unbekanntes Verfahren, bei welchem man allerdings mit dem zu verbrauchenden Rohstoff nicht allzu sparsam umgehen darf. Heute ist mir dies Essen in dem Palais, das der König von Belgien als Kronprinz bewohnt hatte, mit dem Gouverneur, den hohen Offizieren seines Stabes und einem oder zwei Professoren, die auch geladen waren, mit dem Druck der schweren Sorge über allen, wie die nächsten Tage und Wochen sich gestalten würden, in der Erinnerung viel lebendiger als mein schauspielerisches Debüt. Immerhin, der Versuch gelang. Ich habe dann den in meiner Bearbeitung von ‚Troilus und Kressida' erweiterten Chorus einmal am Silvester im stuttgarter Landestheater gespielt und aushelfend in Björnsons ‚Jungem Wein' den Revolverkapitän, dessen Name mir entfallen ist. Einen wirklichen schauspielerischen Erfolg aber hatte ich erst mit dem Dr. Martins in meinem ‚Wettlauf mit dem Schatten'. Ich habe diese Rolle schon etwa dreißigmal in einer ganzen Reihe von Städten gespielt. Es überkommt mich von Zeit zu Zeit eine ausgesprochene Schauspiellust, die Sehnsucht, einmal wieder in zwei Stunden des Ausdrucks die Fülle eines ganzen Lebens und Schicksals zu drängen, mich selbst ganz zu vergessen — und gleichzeitig die Erregung von dem immer ein wenig gefährlichen ‚Tanz auf dem Seil' durch mich hinzittern zu lassen. So habe ich nach dem Dr. Martins sehr gern den Oberst Wimpfen in meinen ‚Feinden' (Kammerspiele, Nürnberg) gespielt und will auch den Prof. Wallburg in meinem neuen Drama ‚Die gläserne Frau' meinem Rollenrepertoire einverleiben. —

Ich muß lächeln, wenn ich daran denke, daß ich mit all dem heute eigentlich noch da stehe, wo ich schon als Junge mit meinem Kupfergrabentheater stand. Ist es wirklich ein großer Unterschied, daß diese Betätigung heute bei mir etwas ernster, sachlicher, erfahrener ist als damals? —"

Rheinischer Beobachter. III, 31/32. (Potsdam.) In Werner Schendells Aufsatz „Der Epiker Josef Ponten" liest man:

„In Pontens neuen Arbeiten empört sich ein Mensch, immer derselbe Mensch in den Knaben und Jünglingen gegen die überkommenen Gebräuche und Anschauungen der Zivilisation, und findet in den Gesetzen der Natur die beglückende und erlösende Lebenswahrheit und — dieses ist das Wichtigste: die Lebenswirklichkeit! Der reifende Mensch erkennt sich als ein Stück der Natur und lauscht lange in sich, bis er ihre Weisung vernimmt, aber dann folgt er ihr und wird ganz er selbst, indem er sich der Erde unterwirft und in ihr lebt.

Das ist kein leichter Weg. Er geht durch Hunger und Askese, aber der Student Rüdiger, der ihn gegangen ist, wird nun auch ‚teilhaftig an jener Kraft, die mit Gottes Leichtfertigkeit Planetenfrachten durch den Raum spielt. Außerirdisch, überweltlich wurde sein Gefühl, es konnte nicht ausbleiben, daß er irgendwo in den markenlosen Reichen auf den blonden Steppen des Himmels dem Herrn des blauen Reviers begegnete'. — Wer so weit gelangte wie dieser Student und damit der Dichter Ponten, kann nicht stehenbleiben oder gar rückwärtsschreiten. Er hat die alte Form

hinter sich gelassen und beschreitet mit seinen unbekümmerten Gestalten, eigene Formen furchtlos suchend, seinen neuen Weg.

Das eine kann man heute schon sagen, daß Josef Ponten, von der Geographie und Architektur herkommend, durch seine besondere Gestaltungskraft unserer Dichtung ein neues Gebiet erobert hat, und daß er ein Anrecht darauf hat, unter die lebenden Meister der Erzählung eingereiht zu werden."

* * *

„Hrotsvit von Gandersheim, die erste niedersächsische Dichterin." Von Paul Alpers (Niedersachsen XXIX, August. Bremen).

„Johann Friedrich August Tischbein in seinen Beziehungen zu Gleim." Von C. Becker (Mitteldeutsche Monatshefte „Heimdall" I, 1. Leipzig-Eisleben).

„Klopstock." Von W. Ungethüm (Mitteldeutsche Monatshefte „Heimdall" I, 3. Leipzig-Eisleben).

„Goethe und das Problem der Bildung." Von Werner Mahrholz (Hellweg IV, 35. Essen).

„Goethes Anschauungsform." Von Hans Trog (Der Lesezirkel XI, 11. Zürich).

„Faust und Zarathustra als Sinnbilder der deutschen Kultur." Von Paul Schulze-Berghof (Ostdeutsche Monatshefte V, 5. Oliva-Danzig).

„Ein unveröffentlichter Brief Bettina von Arnims." Von Hans Gäfgen (Deutsche Kunstschau I, 5. Offenbach a. M.).

„E. Th. A. Hoffmanns Gestalt in der deutschen erzählenden Dichtung." Von Albert Ludwig (Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen CXLVII, 1/2. Braunschweig).

„Über Platen nach hundert Jahren." Von Wilhelm Kunze (Der Fränkische Bund 1924, 4/5. Nürnberg).

„Grabbe." Von Friedrich Schnack (Baden-Badener Bühnenblatt IV, 35).

„Fritz Reuter als Erzieher." Von Richard Dohse (Deutsche Kunstschau I, 2/3. Offenbach a. M.).

„Wilhelm Jordans Nibelunge." Von Arthur Laudien (Ostdeutsche Monatshefte V, 5. Oliva-Danzig).

„Die historische Grundlage von Theodor Fontanes Erzählung ‚Schach von Wuthenow'." Von Eduard Berend (Deutsche Rundschau L, 11. Berlin).

„Conrad Ferdinand Meyer im Spiegel seiner Sippe." Von Hans Schultheß (Wissen und Leben XVII, 17. Zürich).

„Wilhelm Raabe als Historikus." Von Wilhelm Brandes (Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes XIV, 3. Braunschweig).

„Ernst Wicherts erstes Heim. Prökuls 1860—63." Von Paul Wichert (Ostdeutsche Monatshefte V, 5. Oliva-Danzig).

„Emil Gött." Von H. A. Joachim (Das Dreieck I, 2. Büsum).

„Carl Hauptmanns ewiger Weg." Von Fritz Gaupp (Hellweg IV, 33. Essen).

„Ein neuer Dauthendey." Von Karl Willy Straub (Der Fränkische Bund 1924, 4/5. Nürnberg).

„Um Hermann Löns." Von Laurenz Kiesgen (Der Gral XVIII, 12. Essen).

„Hermann Löns und seine Heide." Von Friedrich Castelle (Die Bergstadt XII, 11. Breslau).

„Ludwig Thoma, der Bauerndichter." Von Oscar Fritz Schuh (Baden-Badener Bühnenblatt IV, 35).

„Der Dichter Franz Kafka." Von W. E. Süskind (Der Neue Merkur VII, 12. Stuttgart-Berlin).

„Ottokar Kernstock." Von Oswald Floeck (Der Gral XVIII, 12. Essen).

„Wilhelm Brandes." Von Fritz Hartmann (Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes XIV, 3. Braunschweig).

„Fedor Sonmer zum 60. Geburtstag (21. Sept. 24)." Von C. L. A. Pretzel (Volksbildung LIV, 8. Berlin).

„Das dichterische Werk von Friede H. Kraze." Von Hans Zuchhold (Ostdeutsche Monatshefte V, 5. Oliva-Danzig).

„Ricarda Huch." Von Franz Faßbinder (Der Gral XVIII, 11. Essen).

„Ricarda Huch." Von Hanns Martin Elster (Blätter der Bücherstube am Museum 1924, Juli. Wiesbaden).

„Börries von Münchhausen." Von Leo Hilbeck (Deutsche Kunstschau I, 3. Offenbach a. M.).

„Wilhelm von Scholz." Von Hanns Martin Elster (Baden-Badener Bühnenblatt IV, 36).

„Wie ich Schriftsteller wurde." Von O. H. A. Schmitz (Deutsche Kunstschau I, 7. Offenbach a. M.).

„Johannes Schlaf." Von Rudolf Borch (Mitteldeutsche Monatshefte „Heimdall" I, 3. Leipzig-Eisleben).

„Jakob Schaffners Erzählkunst." Eine Studie von Jutta von Kuhlberg (Pädagogische Warte XXXI, 15. Osterwieck a. Harz).

„Hans Reinharts Gesammelte Dichtungen." Von Rudolf Jung (Wissen und Leben XVII, 18. Zürich).

„Georg Stammler." Von Ernst Lemke (Der Türmer XXVI, 11. Stuttgart).

„Friedrich Schnack." Von Georg Gustav Wießner (Der Fränkische Bund 1924, 4/5. Nürnberg).

„Der Dichter Ernst Toller." Von Ernst Pinner (Der Jude VIII, 8. Berlin).

„Hanna Rademacher." Von Fr. Munker (Der Fränkische Bund 1924, 4/5. Nürnberg).

* * *

„Anatole France als Soziologe." Von R. Schubel-Benz (Wissen und Leben XVII, 18. Zürich).

„Germaine von Staël." Von Marga von Rentzell. (Der Türmer XXVI, 11. Stuttgart).

„Der soziologische Charakter des englischen Renaissance-Dramas I." Von Phil. Aronstein (Germanisch-Romanische Monatsschrift XII, 5/6. Heidelberg).

„Der amerikanische Neuidealismus." Von Franz Zimmer-Telsing (Hochland XXI, 11. München).

„Strindberg und die Krise des modernen Menschen." Von Karl Röttger (Die Christliche Welt XXXVIII, 33/34. Gotha).

„Sadi. Weströstliche Dichterklänge." Von Julius von Negelein (Deutsche Rundschau L, 11. Berlin).

* * *

„Bilanzen: I. Bühne. II. Film." Von Kurt Walter Goldschmidt (Der Fechter. Kultur- und Kunstzeitung III, Juni/Juli. Berlin).

„Bilanz neuer Dramatik." Von Max Herrmann-Neiße (Die Lebenden 1924, 5. Görlitz).

„Theater und Feste." Von S. Nestriepke (Volksbühne IV, 2. Vierteljahrsheft. Berlin).

„Dichter und Bühne." Von Karl Röttger (Die Christliche Welt XXXVIII, 31/32. Gotha).

„Rheinische Dramatiker." (Vierteljahrshefte für Theaterkunde und Theaterwissenschaft 1924, 1. Köln.)

* * *

„Begriff und Wesen des Volksliedes." Von Paul Alpers (Pädagogische Warte XXXI, 15. Osterwieck a. Harz).

„Zur Geschichte der deutschen Lyrik." Von Alfred Biese (Ostdeutsche Monatshefte V, 5. Oliva-Danzig).

„Der Verfall des deutschen Volksliedes." Von Max Brie (Der Schatzgräber III, 10. Berlin).

„Dichtung der Gegenwart. Glossen zur Literaturgeschichte." Von Werner Deubel (Hellweg IV, 31. Essen).

„Gedanken über fränkische Dichtung." Von Anton Dörfler (Der Fränkische Bund 1924, 4/5. Nürnberg).

„Glossen zur Kritik." Von Hans Franck (Deutsche Kunstschau I, 2. Offenbach a. M.).

„Die Auferstehung in der Kunst. II: Literatur." Von Gisela Fridberg (Deutsche Kunstschau I, 5. Offenbach a. M.).

„Zur Ästhetik des literarischen Kitsches." Von Karl Fuß (Hellweg IV, 35. Essen).

„Der Roman als Kunstform." Von Hans Havemann (Deutsche Kunstschau I, 11/12. Offenbach a. M.).

„Expressionistendämmerung." Von Robert Hohlbaum (Hellweg IV, 32. Essen).

„Drama und Anekdote." Von F. M. Huebner (Baden-Badener Bühnenblatt V, 41).

„Zur dichterischen Sprachgestaltung." Von Friedrich Kainz (Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft XVIII, 2. Stuttgart).

„Gedanken über das Wesen des modernen Romans." Von Kamp (Der Gral XVIII, 12. Essen).

„Politik und Dichtung." Von Mario Mohr (Deutsche Kunstschau I, 5/12. Offenbach a. M.).

„Die geistige Pulsader Deutschlands. Die literarhistorische Forschung des Rheinlandes." Von Leo Sternberg (Das Werk IV, 5. Düsseldorf).

Echo des Auslands

Russischer Brief

Heimatlos, innerlich wie äußerlich entwurzelt, ringt die russische Literatur um ihr kümmerliches Dasein. Bewußt oder unbewußt, freudig oder widerstrebend muß sie sich an eine offizielle Weltanschauung anpassen, welche die Literatur im Grunde lediglich als Machtwerkzeug, als mehr oder minder tendenziöse Widerspiegelung bestimmter Verhältnisse gelten läßt, ja an eine sanktionierte Geringschätzung alles Geistigen, Individuellen, Freischöpferischen, und das bedeutet —, an eine Selbstverleugnung der Kunst. Nicht zufällig hat einer der begabtesten Erzähler, Samjatin, schon früh das Mißtrauen der offiziellen Kritik erregt, die überall bei ihm eine offene oder versteckte Fronde gegen die herrschenden Ideale wittert und aufdeckt. (Z. B. Woronskij in „Krassnaja Now" XII, 1922.) Tote Rationalisierung, Mechanisierung, Herdengeist, Anbetung der Gewalt und des Blutes sind es, gegen die sich der Dichter wendet, oft, bezeichnenderweise, Gedankengänge und Motive entfaltend, die Dostojewski entnommen zu sein scheinen. Auch in seiner jüngsten Erzählung im „Rußkij Sowremenik" (I, 1924) wird als „das Wichtigste", so heißt die Novelle, das unwiederholbare, unverlierbare Glück des einzigen, persönlichen, wenn auch noch so flüchtigen Erlebens hingestellt.

Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als würde die phantastische Durcheinanderwirbelung aller Lebensverhältnisse neue Themata, neue Töne und Kräfte

erwecken. Doch recht bald schon wurde es klar, daß die Literatur immer mehr in einen symbolistischen rohen Realismus, in eine expressionistische Reportage, in stilistische Manieriertheit ausartete. Selbst „staatstreue" Kritiker sahen sich genötigt, den halt- und zügellosen Revolutionären die großen Vorbilder der guten klassischen Zeit entgegenzuhalten, was den Staat freilich nicht davor zurückscheuen läßt, diese selben Klassiker auf den revolutionären Index zu setzen, zusammen mit den großen Denkern aller Zeiten. Selbst dem Kreise der „Serapionsbrüder" ist diese Enttäuschung nicht erspart geblieben. Gerade aus ihrer Mitte drang der verzweifelte Ruf nach einem neuen Wege in der Kunst, nach größerem Schwung der Phantasie, nach konzentrierterer Gestaltung. Freilich glaubt man (z. B. Lunz, „Besseda", III), es handle sich bloß darum, interessantere, fesselnde Fabeln zu erfinden; aus der Literatur eine Art „Lederstrumpfgeschichten" für Erwachsene zu machen.

Ein jähes Ende fand die überraschende verlegerische Tätigkeit, welche die russische Intelligenz in der Fremde, vornehmlich in Berlin, zu entfalten begann, und die auch der einheimischen Literatur eine willkommene Freistätte gewährte; wie sie auch die erzwungene Loslösung der Emigranten von der Heimat allmählich überbrückte. Wieviel außerordentliche Kulturkeime hierdurch zum Stillstand gebracht wurden, bezeugt die Fülle der Produktion der letzten Jahre. Eine Übersicht derselben ermöglicht nunmehr die vortreffliche Zusammenstellung, welche der Verlag „Plamja" in Prag soeben erscheinen ließ, im Anschluß an eine daselbst stattgefundene Ausstellung („Das russische Buch im Ausland").

Unermüdlich in seiner literarischen Tätigkeit ist vor allem Maxim Gorkij. Der Verlag „Kniga" veranstaltet eine Gesamtausgabe seiner Werke in 16 Bänden. Den letzten Jahren gehören: „Meine Hochschulen", „Erinnerungen". Die Zeitschrift „Besseda" brachte mehrere Novellen von ihm. Seine reife Kunst bringt wenig Überraschungen. Immer noch ist es die scharfbohrende Beobachtung der dumpfen Roheit der Wirklichkeit, die typische Illusionsfeindlichkeit und gleichzeitig eine rastlose Sucht nach Ungewöhnlichem, Heroischem, Romantischem. Deshalb auch verherrlicht er nunmehr Lenin als den realen Heros, als die schaffensmächtige Persönlichkeit (im „Russkij Sowremenik" I). Einen Ausgleich finden aber diese Tendenzen auch heute ebensowenig, wie zur Zeit seiner Vagabundenromantik. — Seine erschütternden Bilder aus den Jahren des Hungers und der Mordwut in der Krim setzt Schmeljow fort („Okno" III). Manche Kritiker rügen das Eingreifen persönlich-publizistischer Auslassungen. Doch man glaubt es verstehen zu können, warum der Dichter nicht kaltblütig-abgeklärt seinen Erinnerungen folgen kann. Wie wahr seine Schilderungen sind, bezeugt indirekt S. Melgunows kritische Zusammenstellung: „Der rote Terror in Rußland". — Der Gegenwart scheinbar entrückt ist das Novellenbändchen von B. Sajzew: „Rafael" (Newa-Verlag), in stillen, blassen Tönen gehalten. In der Hauptnovelle wird Rafael etwas ikonographisch gezeichnet, eine sinnlich weiche Künstlernatur, allem Genuß in unerlöschlichem Schönheitsdurst offen, vom Schmerz der Vergänglichkeit und Flüchtigkeit durchzuckt, der sich jedoch nicht zur tragischen Spannung ballt. — Von einer leicht maskierten müden Skepsis durchdrungen ist die historische Erzählung M. Aldanows: „St. Helena — eine kleine Insel" (Newa-Verlag). Zwei Schicksalswege kreuzen sich, ohne sowohl äußerlich wie innerlich in nahe Berührung zu treten: ein russischer Aristokrat, ein gewöhnlicher verlebter Lebemann, und der rätselhafte, sterbende Napoleon, ein gefesselter Adler. Beide Welten, lose aneinandergekettet, sind chronikenhaft treu, aber allzu literarisch hingestellt. — Aus der Gegenwart geboren, aus Revolution und Bürgerkrieg, sind die Erzählungen von Nikitin: „Der Flug", „Das nächtliche Feuer", wie das Sammelbuch „Morgen" (Petropolis-Verlag). Alles in der eigentümlich chaotischen, irrealen und doch rohrealistischen Technik der Moderne. — Wie aus Nebeln wogen Spukgestalten, groteske Schicksale hervor. Eine neue Welt will entstehen, wird aber von der allgemeinen Auflösung verschlungen. Da wird z. B. erzählt, wie die neue Obrigkeit, der das desorganisierte, freie Herumschweifen einer Zigeunerhorde ein Dorn im Auge ist, es unternimmt, dieselbe mit Gewalt zu kultivieren; aber auch hier zerschellt die ausgeklügelte Willkür an der erzenen Unbesiegbarkeit des Naturtriebes. —

Ein einheitliches Ziel stellt sich der Verlag „Mednyj Wsadnik" (Berlin). Er will den Geist des früheren Rußland, die Herrlichkeit einer dahingeschwundenen Kultur hegen und warten, in der Zuversicht der kommenden Auferstehung. Aber allzu leicht gleitet diese Heimatliebe auf die Ebene des Nationalismus in eine bürgerkriegerische Parteilichkeit hinab. In dem Roman von Iw. Lukasch: „Die weiße Blume" ist etwas vom grüngoldenen Hauch und dem rauschenden Glockensang der alten Provinzklöster. Als Ganzes jedoch unausgeglichen, gekünstelt: die weiße Blume einer flüchtigen Erotik verwandelt sich in das mystische Sinnbild der Heimat. Voll verhaltener Heimats- und Vergangenheitssehnsucht sind auch die zwei Bände Memoiren des Fürsten Wolkonskij. Ehemals Direktor der kaiserlichen Theater, stand er in naher Berührung

mit dem russischen high life und mit vielen Berühmtheiten der russischen und europäischen Künstlerwelt. Seine Schilderungen, oft etwas äußerlich-anekdotenhaft, bergen eine Fülle auch kulturgeschichtlich interessanter Erlebnisse und Beobachtungen. S. Minzlow's „Zar Berendiej" ist eine leichtgeschriebene, anspruchslose Abenteuergeschichte aus dem sibirischen Leben des vorigen Jahrhunderts. Einen selbständigen Versuch, die Realität und die Romantik des Krieges, das wahre Gesicht und die Maske des Mars zu zeigen, bietet der Roman Belogorskijs: „Die Maske des Mars". Einen eigenartigen Einfall führt Perwuchin in seinem „Pugatschow der Sieger" aus. Es ist eine historische Allegorie. Wahrheitsgemäß schildert der Autor zunächst den Pugatschowaufstand zur Zeit Katharinas II., reißt aber plötzlich den Faden der historischen Tatsächlichkeit ab, um ihn durch kühne Überspringung in unsere eigene Gegenwart wieder aufzunehmen. Er läßt den Pugatschow zum Siege und zur Eroberung des Thrones gelangen, bis die Schreckensherrschaft des Pöbels und der Fremdlinge in sich selbst zerfällt, der „heiligen" Ordnung Raum gebend. Der neueste Roman des vielschreibenden Generals Krasnow in vier Teilen: „Verstehen — Vergeben" hat wohl als zeitgeschichtliches Dokument einen unbezweifelbaren, als Kunstwerk hingegen nur einen bedingten Wert. Der militärische Autor sucht jene russischen Armeeangehörigen zu verstehen und nach Möglichkeit zu entlasten, die sich der neuen Herrschaft zur Verfügung gestellt haben. Lehrreich nebenbei ist die unverhüllte Verachtung, die der dichtende General für die „Intelligenz", für die Vertreter des denkenden Geistes zur Schau trägt, übrigens der einzige Punkt, in dem er mit seinen revolutionären „Blutfeinden" eins ist. Eine Art religiöser Anpreisung des politischen Mordes stellt der Roman Urwanzows: „Morgen Früh" dar. Der Held ist ein heiliger Terrorist, eine Art „Idiot" von Dostojewski, dessen Lebenszweck es ist, die roten Unterdrücker Rußlands aus dem Wege zu räumen. Die Schilderung des roten Petersburg enthält viel Tatsächliches, wird aber durch die nationalistische Färbung stark getrübt. — Zu erwähnen wäre hier noch die dreibändige Ausgabe der Romane und Erzählungen Alexej Tolstois, von Ladyschnikow herausgegeben und eine etwas verworrene, aber nicht unbegabte Erzählung von Nikita Majer: „Die Stadt" (Sarja).

Eine überaus wertvolle Bereicherung erhielt in den letzten Jahren die Tolstoi-Literatur. Voran steht als standardwork die dreibändige Biographie von Birjukow, die der Ladyschnikow-Verlag 1921 erscheinen ließ, für die Kenntnis Tolstois unersetzlich. Eine interessante Abhandlung über „das Rätsel Tolstois" von M. Aldanow gab der gleiche Verlag heraus. — Eine wesentliche Aufhellung fand vor allem die bislang so viel umstrittene Frage über die Gründe, die Tolstoi zum Verlassen seiner Familie unmittelbar vor seinem Tode bewogen haben. Es äußern sich dazu A. Goldenweiser („In der Nähe Tolstois", Moskau 1922), der als Musiker viel in Jassnaja Poljana verkehrte. Die Aufzeichnungen des Sohnes Tolstois (L. L. Tolstoi, „In Jassnaja Poljana", Plamja, Prag) bringen zwar nichts Neues, sind aber insofern wichtig, als sie uns die geistige Atmosphäre engherziger Borniertheit kundtun, die in der nächsten Umgebung Tolstois vorherrschend war: in der heiklen Frage der Entzweiung des großen Dichters und Moralisten mit seiner Familie nimmt der Sohn entschieden Partei für die Mutter, die er ungehörig idealisiert. Entscheidendes Material aus den bislang unzugänglichen Tagebüchern Tolstois bringt Tschertkow, der Intimus Tolstois, in seinem Buch: „Der Weggang Tolstois" (Ladyschnikow-Verlag). Polemisch äußerte sich dazu S. Melgunow (im ersten Band der Zeitschrift „In der Fremde"), der jedoch die Voreingenommenheit Tschertkows gegen die Gräfin Sofja Andreewna, übertrieben darstellt. Aufschlußreich sind alsdann die schlichten Aufzeichnungen des Privatsekretärs Tolstois, W. Bulgakow („Die Tragödie Leo Tolstois", „In der Fremde", Bd. IV). Erst jetzt gewinnen wir Einblick in jene äußere wie innere Hölle, in der der greise Moralist seinen Lebensabend hatte zubringen müssen. Er schrieb: „Gott hat mir nicht die Kraft geschenkt, mich von der Familie loszusagen; meine Schwäche ist vielleicht sündhaft, doch konnte ich nicht für meine persönliche Annehmlichkeit andere leiden lassen." Doch die wahre Tragik seiner Lage bestand nicht bloß in den Qualen, die er seitens seiner hysterischen, oft krankhaft rohen, von ihrem Familiengewissen blind gemachten Frau zu erdulden hatte, und die sein Schaffen in den letzten dreißig Jahren wesentlich beeinträchtigten, sondern sie lagen vielmehr in der inneren Unsicherheit, in der moralischen Unklarheit, die ihn peinigte. Er verstrickte sich selbst im Netz seiner moralischen Begriffe. So war sein Bleiben Sünde und sein Gehen ebenfalls, und sein christliches Gewissen konnte ihm keine eindeutige, befreiende Antwort geben. „Ich liebe das Evangelium nicht mehr," soll der greise Tolstoi zuletzt ausgerufen haben.

Auch die Dostojewski-Literatur hat einiges zu verzeichnen. Eine kleine Schrift von Wyscheslawzew ist dem Problem „der russischen Eigenart" in den Werken Dostojewskis gewidmet. Etwas flüchtig behandelt Lapschin die „Ästhetik Dostojewskis" (beides im Verlag Obelisk), wobei das wichtigste Problem,

die Wechselwirkung zwischen Dostojewskis ästhetischen Anschauungen und seinem künstlerischen Schaffen unberührt bleibt. A. L. Böhm versucht, an Hand der Erzählung Dostojewskis „Der ewige Gatte" das Schaffen Dostojewskis als Traumausgestaltung zu analysieren („Die Entfaltung des Traumes" in den auch sonst sehr reichhaltigen „Gelehrten Abhandlungen" des russischen Lehrkörpers in Prag, die der Verlag Plamja herausgibt). Wesentlich von Dostojewski beeinflußt sind auch die immer mehr in die Erscheinung tretenden prawoslawischen Renaissancebestrebungen. Allen Ernstes wird geglaubt und gepredigt, daß allein die nationale Kirche alle Problematik des Geistes, ja die allgemein ersehnte Synthese zu schenken vermöge („Prawoslawentum und Kultur", „Probleme des russischen religiösen Bewußtseins", zwei Sammelbücher). In diesem Geist sind auch die Schriften von Berdjaew, Karsawin und Frank gehalten, die im Verlag „Obelisk" gesammelt sind. Mehr oder weniger ausgesprochen herrscht darin das romantische Ideal einer Auferstehung der mittelalterlichen Kultur. Bemerkenswert ist Berdjaews philosophisches Pamphlet gegen die verhängnisvollen Nivellierungstendenzen des Liberalismus und Kommunismus („Philosophie der Ungleichheit"). Wodurch aber will er dieselben überwinden? Wie Dostojewski, idealisiert auch Berdjaew die herrschenden Ungleichheiten, predigt christlichen Militarismus, Nationalismus, Imperialismus, geistigen und sozialen Aristokratismus. Daß es nämlich auch verschiedene Arten der Ungleichheit gibt, sowohl seelisch-geistige als auch äußerliche und primitive, daß dieselben nicht alle den gleichen Wert haben für Leben und Entwicklung — was Holzapfels panidealistische Seelenforschung mit so genialer Klarheit gezeigt hat — ist der Denkweise Berdjaews, wie ja auch der Dostojewskis völlig entgangen.

Aus der stattlichen Reihe geisteswissenschaftlicher Arbeiten, die die letzten Jahre gebracht haben, seien hier einige verzeichnet. Eine bemerkenswerte Neuerscheinung sind die fesselnd geschriebenen historischen Essays S. Melgunows: „Gestalten und Tatsachen aus der Zeit Alexanders I." Die überwiegend negative Charakteristik des Zaren Alexander hat freilich auch manche maßgebenden Kritiker zum Widerspruch bewogen. Hervorgehoben sei die Beleuchtung der Beziehungen Alexanders zu der Königin Luise von Preußen. — Der Verlag Plamja in Prag veröffentlichte zwei gründliche und klare Arbeiten des Prof. Platonow über die „Zeit der Wirren" und „Boris Godunow"; von demselben Verfasser ist im Obeliskverlag eine wertvolle Schrift über „Iwan den Schrecklichen" erschienen. Wertvoll ist auch Karsawins Darstellung der Persönlichkeit und Lehre „Giordano Brunos" im Obeliskverlag. — Nestor Kowalewskij veröffentlichte im gleichen Verlag eine Sammlung literarhistorischer Essays unter dem Titel „Hügel der Heimat". — Auch die Übersetzungsliteratur enthält manche wertvolle Neuigkeit. So hat der Newaverlag vorzügliche Ausgaben von Vasari, Condivi, Taine's „Italienischer Reise", Romain Rolland u. a. veranstaltet. Der Verlag Efron begann mit der Veröffentlichung einer groß angelegten Sammlung von „Sagen, Legenden und Mythen aller Völker" (herausgegeben von Wladimir Astrow), von der zwei Bände indischer und babylonischer Denkmäler vorliegen. — Mit der Erwähnung der prachtvoll ausgestatteten Kunstzeitschrift „Slatozwet" (Goldblume), die aller Mißgunst der Verhältnisse zum Trotz soeben ihr erstes Heft erscheinen läßt (Herausgeber Bereschanskij, Verlag Djakowa in Berlin) sei unser kurz gehaltener Bericht abgeschlossen.

Wladimir Astrow

Französischer Brief

Die Ecole des Chartes in Paris, nach deren Vorbild Sickel in Wien vor Jahrzehnten das Institut für österreichische Geschichtsforschung errichtet hat, feierte 1921 ihren hundertsten Gründungstag. Nachträglich erschien im Verlag von Auguste Picard ein „Livre du centenaire". Der erste Band enthält die glorreiche Geschichte dieser Hochschule, der Frankreich die neuere wissenschaftliche Methodik und die bedeutendsten Quellenstudien verdankt. Im zweiten Band ist das Verzeichnis der Schüler, der Promotionen und Doktorthesen zusammengestellt, sowie die Geschichte der „Société de l'école des Chartes" und „Société de secours" aufgezeichnet. Das Werk ist eine wertvolle Quellenschrift zur Geistesgeschichte Frankreichs. — Der lyonaiser Germanist Auguste Ehrhardt, der u. a. das erste und bisher einzige Buch über Fanny Elßler geschrieben hat, gab im Verlag von A. Rey in Lyon „L'université de Lyon" heraus, ein Buch von 300 Seiten, das über den Rahmen einer Universitätsgeschichte hinausgeht. Es entrollt ein anschauliches Bild vom wissenschaftlichen Leben Lyons im Laufe der Jahrhunderte und gibt gleichzeitig Aufschluß über die derzeitige Organisation der Universität. Leider wirkt in einigen Abschnitten der Kriegsgeist noch nach, der zu Ausfällen gegen Deutschland führte, die mit dem Thema nichts zu tun haben. — In Straßburg, wo einst Georg Dehio wirkte, nimmt jetzt S. Rocheblave den kunsthistorischen Lehrstuhl ein. Einem großen europäischen Geist, der eine bedeutende Schule ins Leben rief, folgte damit ein eleganter, französischer Feuilletonist von nationa-

listischer Gesinnung, der mehrfach literarische Themen behandelt und kürzlich eine Henner(!!)-Biographie verfaßt hat. Sein soeben in zweiter Auflage erschienenes Buch: „L'art et le goût en France de 1600 à 1900" ist die dürftige Causerie eines ahnungslosen Greises. Die straßburger Studenten werden sich freuen, wenn sie hören, wie Herr Rocheblave Impressionismus mit Dilettantismus gleichstellt und Manet abfertigt. In den voraufgehenden Abschnitten wird in unselbständiger Weise wiederholt, was in hundert anderen Büchern schon origineller gesagt ist. Wenn Rocheblave nicht an so bedeutender Stelle stände, würde über dieses klägliche Produkt nicht ein Wort verloren werden. Es gibt doch weiß Gott auch in Frankreich einige Kunsthistoriker von Rang, die für wichtige Posten in Betracht kämen.

In den „Documents bleus" der „Nouvelle revue française" sind eine Reihe neuer Schriften erschienen, unter denen die wichtigste das Buch von Frédéric Lefèrre ist „Une heure avec" ... Unterredungen mit Dichtern, in denen sich Barrès, Bédier, Béraud, Bordeaux, Carco, Châteaubriant, Cocteau, Farrère, Giraudoux, Hamp, Hermant, Orlan, Mauclair, Suarès u. a. über ihre Arbeitsmethode und Pläne, ihre Entwicklung, ihre Lieblingsautoren, kulturpolitischen Ziele u. dgl. mehr ausgelassen haben — ein unentbehrliches Zeitdokument für alle, die in die neuere französische Literatur eindringen wollen; eine andere Sammlung literarischer Dokumente stellt das Buch von André Breton dar „Les pas perdus", das in tänzelndem Schritt sarkastische Umschreibungen von Apollinaire, Jarry, Max Ernst, Picabia, Duchamp und des Dadaismus bietet. Jean Richard Bloch berichtet amüsant über eine Reise, die er auf einem Frachtdampfer unternahm. Er schildert lebendig das Leben an Bord und die Stätten, die er auf der Fahrt berührte. Ein anderes interessantes Dokument ist der anschauliche Bericht des Sportsmanns Dominique Braga, der unter dem Titel „5000" (Meter) mitten in die Sportkämpfe unserer Zeit hineinführt. Das letzte dieser Bücherreihe ist das tapfere Buch von Alfred Fabre-Luce „La victoire", das den politischen Ausgleich zwischen Deutschland und Frankreich sucht.

Im Verlag: „La Renaissance du livre" debütierte ein junger Autor, Raymond Léonard mit einem Roman: „La révolte de l'instinct", der im Weltkrieg spielt. Die Lockerung aller bürgerlichen Moral ist das Thema, und daraus ergibt sich eine kriegsfeindliche Tendenz. Léonard schildert, wie durch die gewaltsame Trennung der Ehen im Kriege die natürlichen Triebe der Frauen ins Zügellose schweiften und die Ehen zerbrachen. Die seelischen Konflikte der Heldin, das kurze schmerzvolle Glück, das sie in den Armen eines Mannes findet, sind anschaulich geschildert. „La révolte de l'instinct" ist ein Zeitdokument, das in allen Nationen verständnisvolle Leser finden wird, weil es aus den besten Motiven heraus den Krieg bekämpft.

Während Léonards Buch ein Spiegel der jüngsten Vergangenheit ist und eine schlichte, natürliche, moralische These verficht, stellt der Roman „Le plus grand péché" des Altkatholiken André Thérive (Bernard Grasset, Paris) eine abstrakte moralische Forderung auf: die größte Sünde ist nicht die Sünde des Fleisches, sondern die Sünde wider den Geist. Der Roman leidet durch die komplizierte Beweisführung einer unnatürlichen Ideologie. Es tritt ein seltsamer holländischer Magier auf, der den Helden Léonard Vallade zu dem düsteren Kultus des sterblichen Gottes bekehrt und die Darstellung durch Schopenhauersche Ideen allzusehr belastet. Dadurch wirken die Gestalten leblos und unglaubwürdig. Thérives gepflegte Sprachkunst, seine bildhaften Landschaftsschilderungen geben dem mühsamen Buch einen gewissen Reiz.

René Lalou, der erfolgreiche Autor der vortrefflichen Literaturgeschichte, die hier eingehend besprochen wurde, hat im Verlag der „Editions de la Renaissance d'Occident" in Brüssel eine kleine Broschüre „Le Prisonnier" herausgegeben, deren Inhalt sich nicht wiedergeben läßt, der aber verständlich wird, wenn man einen Untertitel hinzufügt wie etwa: „Als er sie erwartete." Einmal heißt es in diesem Selbstgespräch: „En Angleterre ils appellent cela la petite voix silencieuse." Sie spricht auf diesen 19 Seiten. Das Ganze ist nichts als Blumenduft einer Seele. Den können Franzosen so gewandt einfangen. Man denke an Mérimée. Es ist ein köstliches kleines Geschenk des ernsten Literarhistorikers.

Jacques Rivière hat mit vieler Liebe den Nachlaß des im Kriege gefallenen Alain Fournier herausgegeben. Der Band, der unter dem Titel: „Miracles" in „La nouvelle revue française" erschien, enthält lyrische und prosaische Bruchstücke, die erweisen, daß mit ihm auch einer der Besten den Tod im Kriege fand. Die fragmentarischen Dokumente derer, die den Heldentod für ihr Vaterland starben, sind das teuerste Gut für die, die den Krieg überlebten. Seltsam, ja erschütternd ist es, daß die schönsten dieser Dokumente auf den gleichen zarten, glockenreinen Ton gestimmt sind, der uns aus den Schriften von Otto Braun und Bernhard v. d. Marwitz sowie aus dem unbekannten französischen Soldaten und Alain Fournier entgegenklingt, um nur diese vier zu nennen. Rivières Einleitung in gepflegtem Stil berichtet über Fournier in Ehrfurcht und Freundschaft.

Nicolas Beauduin hat in der „Edition de la vie des Lettres“ eine neue theoretische Schrift „D'une nouvelle conscience poétique et de ses moyens d'expression“ herausgegeben. Gelegentlich früherer Veröffentlichungen des Dichters ist schon einmal ausführlich seine Poetik besprochen worden. Diese neue Broschüre faßt das früher von ihm Formulierte in konzentrierter Form zusammen.

Im Verlag der „Images de Paris“ hat Raoul Gain unter dem Titel: „Recherches pour l'enchantement“ einen Band lyrischer Gedichte in Prosa vereinigt, die ein schwärmerisches Talent erkennen lassen. Gains Sprache ist bildhaft und durch vielfache Abwandlungen reich. Man sieht seiner weiteren Entwicklung nach dieser erfreulichen Talentprobe mit Spannung entgegen.

Als ein neues prächtiges Beispiel der alten und immer neuen Gauloiserie ist der amüsante Band: „Le parfait plagiaire“ anzusehen, den George Armand Masson im Verlag der „Editions du Siècle“ herausgegeben hat. Als Beispiel für den Witz des Autors seien einige Sätze aus dem Waschzettel wiedergegeben: „Voici un livre: amusant, instinctif, stupide. — C'est un livre: qu'il faut emporter en vacances, ne faut pas confier aux jeunes filles, faut jeter aux cabinets“ usw. Das Unzutreffende ist vor Abdruck in der Presse zu durchstreichen.“ Wer die moderne französische Literatur kennt, wird mit den Persiflagen der Madame de Noailles (besonders gelungen), Claudel, Gide, Paul Morand, Paul Valéry, Jean Cocteau, Paul Fort, Lucien Fabre eine heitere Stunde verleben. Masson hat Witz und ist in der Persiflierung vielseitig.

Da die sinkende Valuta die Buchausstattung keineswegs verbessert, sei auf die hübsch gebundenen Bücher der „Bibliothèque française“ hingewiesen, die die internationale Bibliothek in Berlin herausgibt. Als neueste Bände erschienen: „La Tulipe noire“ von Alexandre Dumas und „Madame Bovary“ von Gustave Flaubert.

Ein Buch, das für die regionalistische Literatur Bedeutung hat, ist die kleine Schrift, die G. Blachon im Verlag von Valentin Bresle in Lille herausgab: „Pourquoi j'aime la Flandre“. Die nord- und südfranzösischen Gegensätze werden in diesem Buch bis ins Letzte herausgearbeitet und bloßgelegt. Der Deutsche wird sich wundern, daß es in Frankreich Antagonismen gibt, die den reichsdeutschen entsprechen. Man entnimmt das aus südfranzösischen Schriften und andererseits in besonderer Klarheit aus dem Buch Blachons, in dem die franko-flämische Wesensart in bildhafter Klarheit deutlich wird. Antilateinischer Geist, nordischer Stolz, Aktivität, Moralität sind die stärksten Elemente, den das französische Flamentum gegen den nivellierenden Geist des zentralistischen Paris ausspielt. Das Buch sollte in Deutschland gelesen werden, weil uns Deutschen die Franzosen des Nordens zweifellos in jeder Beziehung am nächsten stehen.

Die neueste Nummer der „Nouvelle revue française“ wurde mit einer Novelle von Paul Morand eingeleitet, beendete die Romane von Léon Bopp, Jean Darien und von Raymond Radiguet, „Le bal du Comte d'Orgel“; Thibaudet veröffentlichte eine Studie über die Grammatik. In „L'esprit nouveau“ setzten Ozenfant und Jeanneret die historische Würdigung des Kubismus fort. Im übrigen ist dies Heft, das 39 Textillustrationen und 25 ganzseitige Abbildungen enthält, vorwiegend der angewandten Kunst im Innenraum und im Theater gewidmet. Das letzte Heft der „Monde nouveau“ enthielt eine Rundfrage über das Frauenwahlrecht, ein irländisches Schauspiel von Synge und eine Charakteristik Estauniés von Clément Janin. — In „La revue de Genève“ veröffentlichte Thibaudet eine soziologische Studie: „Le liseur de romans“. Von David Garnett erscheint hier ein Roman: „La femme changée en renard“, Dominique Braga analysiert: „L'âme sportive“, ein Thema, das in Frankreich zur Zeit sehr aktuell ist. — „La revue germanique“ brachte eine Studie von E. Gavelle: „Les influences de l'art allemand sur l'art champenois au XVI siècle“, auf die die deutschen Kunsthistoriker mit Nachdruck aufmerksam gemacht seien; Louis Brun besprach neuere Studien über Hebbel, Camille Schneider die neuere deutsche Dichtkunst. — „Mercure de Flandre“ veröffentlichte einen programmatischen Aufsatz: „Retour de la Pédagogie française vers l'idéal français“, der sich energisch gegen die Bérardsche Unterrichtsform ausspricht; ferner Gedichte von E. Douce-Brisy, E. Riberty, Ch. Rochat u. a., sowie eine Reihe von Studien, die frankoflämische Probleme behandeln. — „Les Images de Paris“: Lyrische und novellistische Beiträge von Elie Richard, Philippe Soupault, Léon Pierre-Quint, Charles Baudouin u. a. Die kleine Zeitschrift, die ein eigenes Gepräge hat, setzt sich mehr und mehr durch. — „La Semaine littéraire“: Paul Chaponnière, Jean Jacques chez ses amis; René Gillouin, Abel Bonnard; X, Mistral et la tradition païenne usw.

Otto Grautoff

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Fräulein Mozart. Roman. Von Christoph Netzle. Leipzig, H. Haessel. 322 S.

Der Autor hat es uns erschwert, zu seinen Kostbarkeiten zu gelangen: der wenig geschmackvolle Titel schreckt ab und führt auf unrichtige Vermutungen. Fräulein Mozart! das klingt backfischartig spielerisch. Und gibt überdies einen Rebus auf. Schon die allerersten Zeilen aber des Romans packen uns mit fester Hand und halten uns fest. Zuerst ein Traum, kurz und lapidar vor uns hingestellt, aber voll jenes Beunruhigenden, Erregenden, das das Eigentliche jedes Traumes ausmacht und so hilflos schwer wiederzugeben ist. Und dann folgt gleich der prachtvolle Aufsatz: „Mythologie der Stadt München von den Anfängen bis in unsere Zeit", der sich in leidenschaftlicher und eigentümlicher Weise mit Münchens Kirchen und den Aufgaben des Protestantismus beschäftigt. Hier sagt Hans Greder (der Romanmund des Christoph Netzle) sehr eigene und wunderschön selbstdurchlebte Dinge. In Sätzen, die uns Bereicherung werden: „Die katholische Kirche hat Früchte getragen in der Arbeit ihrer Klöster, in der Ruhe, die sie der Menschenseele durch die Ohrenbeichte ... (usw.) gewährt."

Dies aber ist nicht protestantische Aufgabe. Seine (des Protestantismus) Losung kann nur eine sein: „Hilf ohne zu binden"... Und weiter: „Die Bodenreform ist das Reich Gottes auf Erden".

Nüchterne arbeitsreiche Wirklichkeit und Flug ins Allerhöchste, Allererdenloseste liegen bereits in diesem Aufsatz vor uns. Ein Präludium gleichsam zum Roman selbst, dessen Themen und Konflikte bereits darin sinfonisch verarbeitet sind.

Noch andere Essays hat Netzle in seinen Roman hineingebettet. Da ist eine ausführliche Satire „Das Mahl der Götter", in dem der Autor in Form einer Rangordnung beim Himmelsfeste, den von der Erde weggestorbenen Geistesgrößen Zensuren erteilt. Bach, Homer, Erwin von Steinbach sitzen obenan. Versammelt sind die Staatsmänner, die Denker, die Künstler, die Wissenschaftler, große Fürsten. Nietzsche wird Störenfried und muß von der Tafel hinweggeführt werden.

Dieses Stück reicht in bezug auf Kraft und Geschlossenheit wie künstlerischer Darstellung bei weitem nicht an die Schrift von den münchener Kirchen heran.

Für den Roman wollen diese Arbeiten nur Einschiebsel sein. Schöpfungen des tapferen Geisteskämpen Hans Greder, dessen Wollen, Sehnen, Irren, Lieben, Verzweifeln, Schaffen und Glückgewinnen den Inhalt des Romans bildet. Man faßt Mut zur deutschen neuen Jugend, wenn man dieses Jünglings- und zugleich mannhafte Buch liest; wenn man sieht, wie ein Heutiger frisch und saftvoll an die Gestaltung mädchenhafter Reinheit und Mädchenhoheit herangeht. Das Mädchen, das Hans Greders Seelengefährtin und zuletzt sein Eheweib wird, ist eine der erquicklichsten und in einem frohen Sinne ergreifendsten Gestalten der Literatur. Es haben selten Schriftsteller von heute so saubere und kräftig sanfte Hände, sich daran zu wagen. Christoph Netzle hat sie. Was den Helden betrifft, so würde man lieber an ihn glauben, wenn er nicht allzuoft und allzuviel zu uns redete. So überzeugt von seiner Mission als Aufrichter eines Gottesreichs auf Erden sind wir zuletzt nicht mehr wie anfangs, da er uns das schöne Wort zuruft: „Wo aber Erdenrest und Gottesfülle aneinanderrühren wie Himmel und Erde am Saum der Wüste oder auf der weiten Fläche des Meeres, da wächst Gottes Reich." Und er will es sein, der an solcher Stelle einen erneuerten Protestantismus anpflanzen will. Und die katholische Kirche, die bleibt und beharrt, soll dieses Protestantismus Stütze sein, wie die rauhe schöne Felswand die Burg trägt, von der man weit schauend, sich verteidigen und kämpfen kann.

Aber nicht die im Buch geschilderten Menschen sind die eigentlichen Helden, vielmehr sind es die beiden im Menschen fest zusammengeschmiedeten Feinde: Trieb und Geist. Zwei Mächte, die sich unaufhörlich in uns bekämpfen. Und wie die anmutige kernige und kluge Eva ihrem unermüdlichen lieben Streiter Hans sowohl Mitkämpferin wie Lohn wird, das ist in dem Roman auf alle Weise eindrucksvoll gesagt und gezeigt. Es braust Leidenschaft durch die Blätter; irdische und himmlische. Und die Musik gibt ihren Rhythmus dazu. Dahinter aber klingt und singt es aus der Natur, die Hauch und Frieden leiht, allem, was kämpft und liebt.

Es ließe sich allerhand aussetzen an der Formung, die Netzle seinen Gedanken gibt. Und auch von diesen Gedanken selber sind viele eher Einfälle als Ideen. Manchmal tobt der Autor auch einfach, um sich Luft zu schaffen und spielt mehr den wilden Mann, als er selber verantworten kann — aber das sind Überschußkrankheiten. Und ein Buch, dem man überall so ehrliches Wollen und Ringen anspürt, darf auch seine Mängel, ja sogar Fehler haben. Das einzig Wichtige ist, daß es uns Bedeutsames sagt. Daß es uns angeht.

Und das tut es.

Berlin — Anselma Heine

Geständnisse meines Vetters. Novellen. Von Julius Meier-Gräfe. Berlin, Ernst Rowohlt. 224 S. M. 2,50 (5,—).

Der Verfasser hat jahrzehntelang die Verbindung zwischen französischer Kunstproduktion und deutscher Kunstbetrachtung hergestellt, hat seinen berühmten Feldzug gegen Böcklin geführt, Marées und Greco neu entdeckt — und ist dabei derselbe geistreiche Plauderer geblieben, den man in den neunziger Jahren in den Salons von Berlin W. bewunderte: erfindungsreich im Gesprächsthema und Toilette (die immer ein wenig Verblüffungskunst anstrebte), liebenswürdig, gewandt, witzig. Vor allem aber ein Aufspürer der Qualität auf allen Gebieten. „Geschmacklosigkeit", das bedeutete für ihn von jeher die größte und vielleicht einzig unverzeihliche Sünde.

Auch die sieben novellistischen Plaudereien, die uns das heutige kleine Buch bietet, zeigen feinstes Geschmacksniveau. Die Flormaske „Mein Vetter", die der Erzähler sich vorhält, verstärkt den Eindruck des faschingmäßig Toleranten, Leichten, Tanzenden. Der Autor jongliert. Elegant und geschickt. Aber er tut es mit Kugeln von wirklichem Gold.

Besonders die beiden „Pariser Reisen" (die erste anmutig visionenhaft, die zweite ein verstecktes Feuilleton über deutsche und französische Kunstanschauung) sind köstliche Geschmeide der Redekunst. Für die Altersgenossen dieses Schriftstellers überdies voll rührender Rückerinnerung an die künstlerisch erlebnisreiche Zeit, da die Kunstzeitschrift „Pan" geplant und gegründet wurde. Und wir alle so unbändig stolz waren über diese geistige Reaktion gegen die Gründerzeit.

Alle bekannten Köpfe der idealistischen und der skeptischen Mitarbeiter am „Pan" tauchen in Meier-Gräfes Schilderung auf; in ein paar Strichen unverkennbar skizziert. Ein Genuß für jeden Leser, den das Wie eines Buches ebenso interessiert wie der Inhalt.

Ohne wirklichen Zusammenhang bilden dennoch die sieben Arbeiten, wie sie da stehen, eine Art Einheit. Jede ein Lockruf von der schwerfälligen Systematik lehrhaften Kunstbetriebs zu heiterem und jedesmal selbsterlebtem Genießen.

Berlin — Anselma Heine

Der Geist des Pilgers. Drei Erzählungen. Von Jakob Wassermann. Wien 1923, Rikola-Verlag. 197 S.

Der Meister verleugnet sich auch nicht in den Abfällen seiner Arbeit, in den Schnitzeln seiner Hobelbank. Ein Splitter spricht beredter von seinem Werk als die Werke anderer in ihrer Vollendung. — In diesem Bande füllt Wassermann mit zwei (in jeder Beziehung) kleinen Arbeiten die aus der „Neuen Rundschau" schon bekannte Novelle „Das Gold von Caxamalca" zum Buchumfang. Er erzählt die Eroberung Perus, gesehen, erlebt von einem Ritter des Generals Pizarro, so daß ein historisches Ereignis zu einem Seelengemälde wird. Kann Wassermann anders erzählen, als daß Tatsachen, Situationen, Vorgänge in eine Beseelung gesteigert werden, die aus dem so prononcierten Einzelfall sofort wieder ein Symbol macht? Ohne spitzfindig zu suchen, ergibt sich hier ein Ausblick ins typisch Menschliche, ein Einblick in das letzte Wesen des sprachbegabten Tieres Mensch sofort. Daß unser Meister fremdes Land, entlegene Kultur, abseitige Empfindungen so darzustellen vermag, daß noch Sagenhaftes menschlich und zeitlich warm dunstende Nähe erhält, wissen wir aus seinem „Alexander", wo er aus kahler Geschichte eine blutklopfende Geschichte einer erst die wahre Wirklichkeit herstellenden Phantasie macht. Ebenso überflüssig zu erwähnen, daß diese Erzählung vom Tode des Inka, vom Sinn und Unsinn des Goldes, diese Fabel von der Hilflosigkeit Gottes und der vernunftlosen Macht des Menschen in jenem Deutsch geschrieben ist, das nur Wassermann zu eigen hat. Da, wo ein Mensch ohne Sprachgefühl vielleicht von Manier reden möchte, hat unser Dichter in Vereinfachung und Konzentrierung das Höchste erreicht. Man tut Unrecht, zu vergleichen; dem einen geschieht dabei niemals Genüge. Denn jeder einzelne ist fest umgrenzte, unvergleichbare Erscheinung für sich. Aber Gerechtigkeit verlangt Unrecht: man fügt Seiten von Hofmannsthal und Thomas Mann in Schullesebücher und preist ihre „Diktion" als Vollendung des deutschen Satzes. Aber ich empfinde das so, als wenn ich einen aus dem Stein geschälten Menschen des Michelangelo neben einen mit der Punktiermaschine hergestellten halte. Ist das frei Gewachsene noch in minderer Gestalt nicht edler, gottnäher als das Gezüchtete? Muß man nicht ein Barbar sein, um brüsseler Treibhaustrauben jenen Beeren vorzuziehen, die man auf Sonnenrebberg rücklings liegend sich in die seligen Lippen tropfen läßt? . . .

Die zweite Geschichte des Bandes stammt aus dem Rußland Alexanders des Ersten und erzählt das Leben eines Genies. Daß ihr die Wärme des Lebens fehlt, macht die Fülle der Weisheit, die sie enthält und aus der heraus sie geschrieben ist. Ein Kunstwerk, in dem die Kunst triumphiert.

Die dritte Geschichte „Das Tier" spielt mit ihren sechs Seiten heute, ist eine Art Fabel, darin die Erscheinung des Löwen die Bestie im Menschen beschämt und lähmt. Und hat man sie sich zum fünften Male laut vorgelesen, so beginnt man langsam hinter die erhabene Schönheit und Kraft des Wassermannschen Worts zu kommen. So daß diese Fabel wie eine Allegorie auf ihn selber ist: wo dieser Dichter sich enthüllt, verkrümeln sich die Literaten.

Berlin — Kurt Münzer

Hanns Fiedlers goldenes Jahr. Von Oskar Gluth. Leipzig 1924, L. Staackmann. 360 S.

Eigentlich ist es ganz verkehrt, ein Buch, das einem gefallen hat, besprechen, kritisieren zu wollen. Kritisiert man den Baum, in dessen Schatten man geruht, die Blume, an deren Duft man sich gelabt hat? Man kann Gutes, das man genossen, von welcher Art es auch sei, nur den andern empfehlen: „Geht dorthin! ich habe Freude gehabt, hoffe, ihr werdet sie auch haben."

Freude und Lebensmut schimmern sonnenwarm aus dem Buch, das obenstehenden Titel trägt. Das Verhältnis des deutschen Menschen zur Scholle ist darin tief und eindrucksvoll erfaßt, wird über das persönliche Erleben des Helden hinaus zum Symbol der ewigen Kraftquelle, die aus diesem Boden fließt. Das chaotische Ringen, die Zerrissenheit unserer Tage, in zwei Gestalten des Buchs verkörpert, können den Quell vorübergehend trüben, nicht aber verschütten. Über lockende und dräuende Gefahr siegt am Ende die Klarheit des innerlich gerade gewachsenen Menschen, siegen Tüchtigkeit und Pflichtgefühl.

Gluth ist ein echter Epiker, mit feinem Einschlag von lyrischer Stimmungsmelodik. Er erzählt so, daß man ihm gern zuhört, und gibt dabei ein großes Stück von sich selbst. Seine Schilderungen sind voll von poetischem Reiz; wie kommt z. B. der silbrige Weihnachtszauber der winterlichen Bergwelt zum Ausdruck! Es ist so viel Liebe und Wärme in die Anschaulichkeit verwebt, und so viel gesunde starke Natürlichkeit. Nichts Parfümiertes, nichts Krankes im ganzen Buch.

Oskar Gluth nennt seinen Roman im Untertitel: „eine schlichtdeutsche Geschichte von einem Stadtmenschen, der zum Acker Gottes zurückfand." Der Satz enthält ein Erlebnis und ein Programm. Wurzellose Menschen ohne geistige Heimat und ohne inwendigen Acker könnten viel an dem Buch haben, wenn es ihnen nicht etwa zu „schlichtdeutsch" ist. Jedenfalls ist es eins der heutzutage nicht überzahlreichen Bücher, die im Leser ein großes Vertrauen erwecken: auf die deutsche Seele und ihre Kraft.

München — Helene Raff

Verlorenes Paradies. Erinnerungen eines alten Wieners. Von Emil Löbl. Wien 1924, Rikola-Verlag. 212 S.

Das verlorene Paradies ist das Vorkriegs-Österreich, dem der Autor — einer der Prominenten des wiener Zeitungswesens — eine Reihe elegischer Feuilletons widmet. Ihre liebenswürdige Schilderei vermag Bilder und Situationen wirksam wieder zu beleben, mag es sich um den kosmopolitischen Trubel der wiener Straße, die soignierte Atmosphäre um die Ischler Kaiservilla oder die Eß- und Trinkherrlichkeiten beliebter Ausflugsorte handeln. Inzwischen (die Essays sind 1922 abgeschlossen) hat sich übrigens glücklicherweise in Wien und Österreich manches zum Besseren verändert, und der alte Wiener wird das unbedingte Verdammungsurteil der neuen Zeit, mag sie auch anders aussehen, nicht mehr so unbedingt aufrecht erhalten können.

† — Herbert Joh. Holz

Befehl des Kaisers! Roman. Von Karl Rosner. Stuttgart-Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 135 S. M. 2.50 (4,—).

Dieser kleine Roman ist eine große Novelle. Aber diese Beiworte haben nichts mit dem Umfang zu tun. Als Roman ist dieser wenige Tage umfassende Ausschnitt aus dem Leben des kleinen napoleonischen Gardeleutnants, Jean-Roch Coignet, nichts, als Novelle ist er ein großer Wurf. — Der Träger des Uriasbriefes kommt mit dem Leben davon, aber der Inhalt seines Lebens, die Liebe zum großen Kaiser, der unerschütterliche Glaube an ihn, geht auf diesem meisterlich geschilderten Todesritt durch die Schneewüsten Rußlands verloren. Geht er wirklich verloren? Trotz der klaren Erkenntnis, nur ein achtlos dem Verderben preisgegebenes Werkzeug seines Willens zu sein, ein Werkzeug, dem kein Augenblick ein wärmeres Gefühl, irgendeine menschliche Anteilnahme gehört hat, trotz des bei dieser Erkenntnis aufsteigenden Wunsches, sich und damit die Hunderttausende, die gleich ihm Opfer des Götzen sind, zu rächen, — die Persönlichkeit des Geliebten-Gehaßten bezwingt ihn wieder und, statt des Fluches und der tödlichen Kugel, hat er, wie alle, für ihn nur das „Vive l'empereur!" —

Obgleich diese Erzählung (in der nur der überintelligente russische Dorfschulze mißlungen erscheint und leicht zu entbehren war) durchaus von der Stimmung erfüllt ist, die in Napoleons Heer traditionell war und uns auch aus Heines Buch „Le Grand" entgegenschlägt, so hat man doch das Gefühl, daß der Verfasser des „Königs" die Empfindungen der Soldaten in Rußland 1812 — in Frankreich 1918 studiert und mit erlitten hat.

Berlin — Fritz Carsten

Elsaß-Lothringische Hausbücherei. Band 7 bis 9.

Das „Wissenschaftliche Institut der Elsaß-Lothringer im Reich", das sich nach dem Kriege von Straßburg nach Frankfurt a. M. verlegt hat, bringt zwei neue Bücher: Eine Erzählung des als Elsaß-Forscher und -Dichter bekannten Friedrich Lienhard „Aus Taulers Tagen" und „Lothringische Sagen", ausgewählt und bearbeitet von Fritz Bouchholtz. Beide im Verlag von Walter de Gruyter, Berlin und Leipzig. Das letztere Buch hat einen Vorgänger in den zwei Bändchen „Elsässische Sagen", die im Jahre 1922 in der gleichen Sammlung erschienen und in Deutschland nicht nur bei den aus ihrer Heimat weggestoßenen Elsässern Aufnahme fanden, die jede Kunde von drüben gierig einschlürfen, sondern auch den Altdeutschen Anregendes und neben liebem Alten Neues brachten.

Die lothringischen Sagen unterscheiden sich von den elsässischen hauptsächlich durch das Vorwiegen von Sumpf- und Wassergeistern. Kein Wunder. Lothringens Boden zeigt allerorten tiefe „Mertel" auf, große Erdlöcher, die in der Urzeit Germanen und Kelten zu Wohngruben gedient haben sollen. Die meisten sind mit Wasser gefüllte Mare. Wasserwiebele und Nixen. Wir hören von dem „Wifrauenloch", in das die Schweden, die im Jahre 1735 in Lothringen einfielen, eine arme junge Mutter hineinjagten, die in Verzweiflung sich dort verbarg, nachdem die Soldaten ihr Kind in die Flammen geworfen hatten. Jahrelang hat sie in der Höhle gelebt wie ein Tier, aus Furcht und Ekel alle Menschen fliehend, bis sie, geistig verwirrt, darin starb. Weniger grausam geht es im „Glockenmerte" zu, in den Räuberhorden die schönen silbernen Glocken des Zarschweiler Kirchturms versenkten, um sie nach Beendigung des Krieges herauszufischen und zu verwerten, die aber aus der Tiefe nie wieder emporgehoben werden konnten. Auserwählte hören an heiligen Tagen das silberne Geläut. In einem der Mare versank ein Wirtshaus voll Lasterhafter, die der Pfarrer verwünschte, ein besonders düsteres ward das Grab eines braven schwedischen Hauptmanns und Bräutigams, den sein Nebenbuhler tückisch dort ins schwarze Wasser stieß. Und dann kommen die Melusinen-Sagen, die Nixen. Dazu viel grauser Mord, Bilder aus fürchterlicher Kriegszeit, Frömmigkeit und Tugend, die der Bosheit erliegt, oder sie besiegt. Alles naiv und schlicht erzählt. Es sind Chroniksammlungen und auch die Grimmsche Sagensammlung ist benutzt. Motive aller Art, die auf Dichter und Musiker warten, durchsummen das Büchlein.

Lienhards Erzählung ist seiner Sammlung „Der Einsiedler und sein Volk" entnommen. Es ist etwas Dramatisches in der Kapitelreihe, die er vor uns aufstellt. Lauter kleine Szenen, die Zeit und Menschen redend vorführen. Man sieht den zuchtlosen Adel, die derbe streitsüchtige und kernhafte Bürgerschaft, die verfolgte, ungerecht verurteilte Judenschaft der Stadt, Blut und Grauen, sieht unerschrockenes Mädchentum sich wehren und behaupten und lernt den milden klugen Tauler kennen, der tröstet und vermittelt. Und um alles her steht mit ihren Türmen, Kirchen, Klöstern, mit ihren Giebeln und eckigen Häusern, mit ihren vielen Wassern, Brücken und Holzstegen das vielgeliebte mittelalterliche Straßburg.

Berlin — Anselma Heine

Lyrisches und Episches

Weihe des Lebens. Von H. D. Sarnetzki. Leipzig, Quelle & Meyer. 123 S.

Vom Licht bedacht der Mund der Nacht. Von Gabriel Pfeill. Düsseldorf, A. Bagel. 45 S.

Zwei Versbücher von Rheinländern von absoluter Gegensetzlichkeit und doch beide symptomatisch. Man pflegt Versbüchern keine Vorrede vorauszuschicken, und so entschuldigt sich auch Sarnetzki: „Was ein Hellhöriger leicht bemerkt, bleibt einer größeren Menge fremd, und es ist für mich nicht gleichgültig, verkündigt zu wissen oder nicht, daß diese Gedichtsammlung, die für mich in jeder Hinsicht bezeichnend ist, einen Zeitraum von etwa 25 Jahren umfaßt. Es ist vielleicht in dieser Zeit das Vier- bis Fünffache entstanden, aber immer wieder gesiebt, gefeilt, gestrichen, vernichtet worden. Vieles steht noch heute in seiner ursprünglichen Form: ich hatte Furcht, an die Filigranarbeit eines gesegneten Augenblicks überhaupt nur zu rühren. Aber glücklich bin ich selten mit meiner Arbeit gewesen. Es entsprach zu selten das Bild im aufgewühlten Innern dem nach außen übertragenen ..." So glaube ich auch nicht, daß Lyrik Sarnetzkis eigentliche Berufung ist. Mich will's bedünken, daß immer noch die drangvoll eigene Schicksalszeit zu gestalten, das Höhere ist! Die Romane griffen kühner an. Sein Instinkt war aber gewiß richtig, an so lange zurückliegende Stimmungsgedichte nicht mehr die Hand zu legen, denn der Mensch wandelt sich in dieser Mittelspanne des Lebens durch und durch. Und da nichts so sehr wie Lyrik unmittelbare Geburt des Wesenhaften, kann ein „späterer" Mensch den „früheren" nur noch umbiegen. Zwar scheint Sarnetzkis Wesen in seinen Grundelementen von Anfang an klar und unverwischbar; der Kundige sieht die Jahresringe nur an dem sich verfeinernden Handwerklichen, an der wachsenden Sicherheit, das „adäquate" Bild zu formen, an

dem sich konzentrierenden Erlebnisstrom. In dem schmalen Büchlein ist von moderner Geisterschlacht nichts zu spüren, aber die alte Tradition ist wieder meisterlich gewahrt in Vollendung. Manche sagen ihr ja den Sieg über uns „Neuerer" voraus, wir hätten abgewirtschaftet — besonders der Expressionismus hört dies Urteil vieler Propheten täglich über sein Haupt sich ergießen —, fragt sich dann nur, ob wir überhaupt noch von verklungenen Spielen des Gefühls und Gedankens uns bewegen lassen können. Und da hat Sarnetzkis Lyrik unlängst im Verein mit Boelitz, Falke usw. ihre Probe vollauf bestanden: seltsame Ergriffenheit rührte. Ist's die alte Kultur der Sprache, rhythmische Feinfühligkeit, reines und edles Menschentum, still erglühend und naturbegeistert, von Traumgeistern erfüllt wie von Taggesichten, zwischen Vater, Mutter, Gattin in urewiger Gebundenheit, aus Jugend, Wandern, Sehnsucht, Lebenserfüllung —? Jahr um Jahr schließt diese selbst im Heimlichsten noch spröd verschlossene Seele ihre Ringe um sich selber, ohne je einem abgründigen Sturz oder einem flammenden Gipfel voll Schicksalsschreck ausgeliefert zu sein. Und doch mit der Resignation des Wissenden: Wie Schatten über dem Land — Gelebt — vergessen — Hat keiner die Welt erkannt — Und keiner besessen. — Die sommerlich reife, zuweilen herbe, nie bittere, gute Frucht eines behüteten Baums, in dessen Zweigen man das Leise oft doppelt groß, die Abendtrauer, die Sternweite, den Morgen ergriffen mit erlebt — aber Volk, Welt, Schicksal draußen nichtiger, unwichtiger empfindet.

Pfeill gehört zu den Gründern des „Weißen-Reiters", deren Buch vor einigen Jahren viel Aufsehen erregte und häufig als der Anfang einer neuen katholischen Dichtung gepriesen wurde, als Auftakt einer ehernen Haltung, welche die Zeit verlangt: Heroische Lyrik — ein Begriff, den Pfeill selbst (wie er allerdings irrtümlich glaubt) erstmalig aufgestellt habe (Hochland, Febr. 1920). Bewußt heroisch war z. B. längst von Anfang an die ganze, neuere Industrielyrik, die nicht mehr aus der Verelendungstheorie sich nährte (daß wir jetzt als die Besiegten der Industrie als solcher fluchen, ist nur ein deutsches Zerfallssymptom), sondern aus dem Triumph schöpferischer Arbeitsgröße und Bändigung der Materie ihre Kraft sog. Heroische Lyrik durchaus ist vieles selbst in Georges Werk. Heroische Lyrik — als innere Haltung, nicht als Stoff gewertet — war die ganze, echte, kämpferisch mitschwingende Kriegslyrik. — Heroische Lyrik war teilweise auch die bewußt pazifistische Manifestation, wie denn der gesamte Expressionismus auf Seelenformat, Bekennermut gerichtet war. Neu war nur diese spezifisch katholische Einstellung des Weißen-Reiters, und hier bedeutete in der Tat das pathetische, johanneische Element im Gegensatz zur geschlechtslosen Gefühlssimpelei, was sich schlechthin katholische Lyrik nennt, ein starkes, hymnisch-männliches Erlebnis! Gewaltworte religiöser Inbrunst, feuernde Verklärung, längst vergessene, oft eifernde Ergriffenheit ließen aufhorchen: Christus als Held, als König, eine weiße Kriegerschar um ihn gewaffnet und gewappnet! Dann aber ward's still. Nur Franz Johannes Weinrich blieb am Werk. Für mein Gefühl zu viel Rilke, Werfel. Ein „Wortdichter" mit dem Intellekt, letztlich schönrednerisch. Jetzt kommt der spärlicher schaffende Pfeill. Nur jeweils eine Seite des 90 Seiten schmalen Bandes, also 45 sind bedruckt, im ganzen 30 sehr kurze Gedichte. Das schon frappiert. Entspricht diese Knappheit innerst geprägter Eindeutigkeit? Hölderlins Schatten schwebt: „O tobender Mai — Laß ab mit deiner Übermacht." — „Wie ein Panther im Abend irrt meine Sehnsucht mit glühenden Augen suchend nach dir." — „Der Cherub wandelt groß auf seiner Zinne." — „Ein Lamm legte sich nieder zwischen die Wölfe meiner Begierden. — Ein Stern glänzt über dem Chaos." — Dieser Zweizeiler heißt: „Nach einer Kommunion" und bildet ein Gedicht für sich. Man ahnt nur den Kampf und den Schicksalstag hinter den Strophen; jedes Gedicht wie losgehauen aus ekstatischem Jünglingsleben. Daß Anschauung oft noch leidet unter Schauung, ist Jugendlichkeit. Daher ist man schließlich nur berauscht, statt ergriffen. Etwas mehr Blutnähe, Gestalt, naive Bildhaftigkeit möchte man wünschen vor lauter Vergeistigung. Das ist die Klippe aller „Gottessöhne": auf daß wirklich „die Dinge sich ordnen zu Sinnbildern". Dann erst werden sie wahrhaft „Reittiere zu Gott" — und der Welt!

Und so bleibt das Ergebnis: die schlichte Art, die einfache, unkomplizierte Singweise (Sarnetzki) greift stärker an die inneren Saiten empfänglicher Brust als nur orgiastische Symphonie aufgedonnerter Gesänge.

Mörs — Josef Winckler

Literaturwissenschaftliches

Der Denkspieler Georg Kaiser. Von Bernhard Diebold. Frankfurt a. M. 1924, Frankfurter Verlags-Anstalt 142 S. M. 3,20 (4,50).

Ganz kann diese sehr dankenswerte Schrift ihren Ursprung aus Tageskritiken nicht verleugnen. Ein leises Flattern der Stimmung bleibt spürbar. Enttäuschung drängt sich auf die Lippen des noch eben Anerkennungsfreudigen, Premierenluft schlägt in die kühlere Atmosphäre literargeschichtlicher Betrachtung. Doch hat es Diebold verstanden, durch eine dem Innern der Entwicklung angepaßte Disposition ein überzeugendes Gesamtbild zu schaffen, überzeugend im Hinblick auf den Dargestellten, überzeugend in der kritischen Bewertung. Auch ist, wenn hier von Tageskritik die Rede sein durfte, es die eines Klarsehenden, der sich vor Vergangenheit und Zukunft verantwortlich weiß.

Die dichterische Persönlichkeit Kaisers aus dem bisher bekannt gewordenen Werk zu entdecken, vermag auch Diebold nicht. In der Tat, es ist da kein einheitlicher Eindruck zu gewinnen. Wohl aber findet Diebold in dem Wort „Denkspieler" die erlösende Formel, er faßt sicheren Standpunkt für die zeitgenössische (das ist freilich immer eine trügerische, oder zum mindesten vorläufige) Einschätzung. Das spielende Element in aller Kunst ist in Kaisers Drama übermächtig geworden, nur daß dies Spiel eben nicht eine Bewegung von Gemütskräften, sondern ein gedankliches Großmanöver ist, das sich zu echter Tragik verhält wie Strategie zu Krieg — eine Strategie der Begriffe und ihrer Figuranten.

Kaisers Werk bedeutet die Emanzipation und den Triumph der Technik. Diebold rückt ihn nicht nur in den damit bedingten Zeitzusammenhang, er weiß dieser Technik auch bis ins Filigranwerk der begrifflichen Strukturen, bis in die Verknotungen und (immer beabsichtigten, ja berechneten) Brüche zu verfolgen. Auf die Rechnung eines sehr verschmitzten Bühnentechnikers wird mit nicht minderem Scharfsinn und aus gleicher Bühnenkenntnis heraus die Probe gemacht. Es kann demnach Bewunderung des Denkspielers Kaiser in Diebolds Schrift sein, ist auch darin, daneben aber auch, elementar aus dem Gemüthaften hervorbrechend, Trauer.

Diebold hat Kaisers Werk durchmustert. So wenig wie die

menschliche Persönlichkeit in Kaiser, hat er den Menschen in Kaisers Drama zu finden vermocht. Kein Wunder also, wenn sich über den begrifflichen Figuranten in Kaisers Werk Kaiser selbst bereits den Mitlebenden zum Begriff verflüchtigt.

Es besteht die Tatsache, daß Kaiser heut nahezu der einzige deutsche Dramatiker ist, auf den das Ausland hört. Das scheint nicht verwunderlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß wir in einer Zeit des Rausches jedweder Technik leben; was dem Radio recht ist, scheint der Bühne billig; was im Film Einfluß gewinnt, kann für das Theater nicht belanglos bleiben. Aber von einem Gefühl nationaler Tragik kommt man dabei nicht los. Die junge Generation Deutschlands ringt um gemüthafte Erneuerung, und Mailand, Paris, Neuyork spielen Georg Kaiser.

Die alte Wahrnehmung: hinter der eigentlichen Literatur ist die der Bühne gemeinhin um eine Generation zurück. In Kaiser triumphiert heut das Deutschland des Fürsten v. Bülow.

Diebolds Buch hat Horizont.

Berlin — Ernst Heilborn

Der gefesselte Biedermeier. Von H. H. Houben. Leipzig 1924, H. Haessel. 271 S. M. 6,— (7,50).

Houben hat die echte Journalistenfreude an den Bocksprüngen der Zensur, und so stapelt er ihre schönsten „Heldentaten" mit sichtlichem Wohlbehagen nebeneinander, um sie dem wohlverdienten Gelächter preiszugeben. Es ist eine sehr anmutige Gelehrsamkeit, die über unendlich Vieles an Verärgerung, Staatsverdrossenheit und Politikfremdheit im deutschen Bürgertum erhellende Erklärung bietet. Man vergißt gar zu gern, daß die meisten dieser Zensuranekdoten aus der Zeit zwischen 1815 und 1848 stammen, also noch kaum drei Generationen zurückliegen, daß gerade damals die politischen Ideologien und Parteien sich bildeten und unter dem Eindruck des Zensurdruckes sich bilden mußten. Die Komik vieler Einzelvorgänge kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß die vormärzliche Zensur der schlagendste Ausdruck für den Verrat war, den die deutsche Reaktion und die deutschen Fürsten an der Bildung einer echten Volksgemeinschaft geübt haben, ein Verrat, der uns hundert Jahre nachgehangen hat und sehr zur Zerklüftung unseres Volkslebens und zur Entstehung der Weltmeinung über uns beigetragen hat. So wird dies an sich heitere Buch zu einem ernsten Mahner — und so hat Houben sich wohl auch die Wirkung gedacht. Möchte es nicht als eine Sammlung von Kulturkuriosen wirken, sondern als ein Beitrag zur Gewissenserforschung unseres Volkes, die auch vor der Gegenwart mit ihrer „moralischen Zensur" nicht Halt macht.

Grünberg i. Schl. — Werner Mahrholz

Literargeschichte und Literarwissenschaft. Von Werner Mahrholz. Berlin 1923, Mauritius-Verlag. 214 S.

Was Rudolf Unger (L. E. XXVI, 65) für die Leser dieser Zeitschrift geleistet hat, einen Überblick über die neuere und neueste Methodik der Literaturgeschichtsschreibung zu geben, das unternimmt auf breiterer Grundlage Werner Mahrholz, und es kann nur für ihn sprechen, daß er im allgemeinen zu den gleichen Ergebnissen kommt. Sein Buch ist dankenswert und für den Neuling wie für den Kenner fördernd; es dient dazu, die Möglichkeiten zu überschauen und damit die eigene Methodik zu bereichern; es wird letzten Endes zu hellem Spiegel für die geistige Physiognomie der Zeit. Man mag in Einzelheiten mit Mahrholz rechten, die Leistungen eines Julian Schmidt und Hettner höher, die eines Nadler geringer bewerten, als er es tut, im wesentlichen ist ihm nur beizupflichten, und scharf tritt auch bei ihm in Erscheinung, was Wilhelm Dilthey in Überholung der Schererschule geleistet hat: denn wie auch die Wege der Jüngeren, die Weite des Gebiets umsteckend, auseinandergehen mögen, von ihm haben sie alle gelernt. Als der Führer zu Geistigkeit erscheint er heute.

Wohltuend berührt, daß Mahrholz, aus der Universitätslaufbahn hervorgegangen, sich durch die Fakultätsschranken in keiner Weise einengen läßt. Er hat die freudige Anerkennung für das, was Ricarda Huch, Wilhelm von Scholz, Samuel Lublinski an nachwirkenden Werten der Wissenschaft zugeführt haben. Innerlich wahrscheinlich Gegner der Schererschule, wird er auch deren Verdiensten durchaus gerecht. Die entscheidenden Leistungen für die neueste Entwicklung erkennt er mit uns in den Hauptwerken von Rudolf Unger und Friedrich Gundolf. Seine werkgeschichtlichen Betrachtungen werden besonders wertvoll. Das Ringen um den Begriff des Klassikers gibt in seiner, hier geistreichen, Darstellung der zeitlichen Entwicklung Inhalt, dem Aufbau die Balkenlage.

Berlin — Ernst Heilborn

Vergilbte Blätter aus der grauen Stadt. Von Gertrud Storm. Regensburg und Leipzig 1922, Habbel & Naumann. 158 S.

Wie mein Vater Immensee erlebte. Von Gertrud Storm. Mit der Novelle und einem Lebensbild des Dichters. Wien, Hölder-Pichler-Tempsky A.-G. 114 S.

1. Die treue Hüterin und Verwalterin des Nachlasses ihres geliebten Vaters berichtet „aus Urgroßvaters Zeiten", von der Geselligkeit, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die „Vereinigte freundschaftliche Gesellschaft" in Husum pflegte, und von den „Regeln" ihrer Zusammenkünfte im Pesel, dem Festsaal des friesischen Hauses, der unserer „guten Stube" entspricht, deren Bedeutung für das berliner geistige Leben im 19. Jahrhundert uns E. Heilborn so anmutig und kenntnisreich geschildert hat. Wir hören dann Storm von seinem Puppentheater berichten, hören von der ersten unglücklichen Liebe, von Spukgeschichten, von Klaus Groth, Julius v. d. Traun, Paul Heyse, Turgenjeff (mit Brief), von Weihnachten, vom 70. Geburtstag, von dem jüngsten Sohn und von den letzten Stunden des Dichters. Alles das wird in liebenswürdig schlichter, anheimelnder Weise vorgetragen, und selbst der Kenner findet unter dem Altvertrauten noch hie und da wieder etwas Neues.

2. Mit feinen Strichen wird das Lebensbild des Vaters gezeichnet und eine Einführung in die Dichtung durch Schilderung der unglücklichen Liebe zu Berta von Buchau gegeben. Auch der ursprüngliche Schluß von „Immensee" wird mitgeteilt, den Storm mit Recht tilgte. Tycho Mommsen hatte an den Rand geschrieben: „Da haben wir des Pudels Kern, eitel Prosa". Seine Kritik des Ganzen aber: „Lebende Bilder, tote Kunst" wird trotz aller Schwächen dieser novellistischen Erstlingsarbeit, die Storm nie verkannte, auch heute noch niemand unterschreiben. Dies kleine Kunstwerk hat sich lebendig bewiesen bis in unsere Tage und ist wohl geeignet, die Jugend in Storms Dichtungsart einzuführen.

Frankfurt a. M. — Alfred Biese

Verschiedenes

Orient. Von Adolf Fischer. Stuttgart-Berlin-Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 161 S.

Der alte Afrikaner überrascht uns mit einem neuen Dichterwerk. Ein diplomatischer Auftrag sollte ihn nach Afghanistan führen, zu einer Zeit, da man ein Eingreifen des Emirs in den Völkerstreit deutscherseits für ersprießlich hielt. Aber es wurde nichts daraus, die Behörden zögerten, es ging nicht vorwärts, und da gab denn Fischer schon in Aleppo die Weiterreise auf und stellte sich statt dessen Djemal-Pascha zur Verfügung, der den Heiligen Krieg gegen England vorbereitete. So machte er denn, die diplomatische Mission mit einer militärischen Stellung vertauschend, die türkische Expedition gegen Ägypten mit.

Aber seine Schilderungen sind kein Kriegsbuch im verallgemeinerten Sinne geworden. Es ist eine Epopöe aus poetisch fühlender Seele. Land und Menschen, die er vor des Lesers Auge entstehen läßt, die in Bildern von leuchtender Farbenglut an uns vorüberrollen, kenne ich zu großem Teil aus eigener Anschauung: Syrien, den Libanon mit dem Marmorglanz von Baalbek, die heiligen Stätten Palästinas, bis zum damaligen Endpunkt der Hedjasbahn und den aus dem Wüstensande aufsteigenden Ruinen von Petra. Es ist begreiflich, daß mich da die Erzählungskunst des Verfassers um so mächtiger packte. Aber auch wer nicht das Glück hatte, in friedlicheren Zeiten als harmloser Tourist mit offenen Augen und geweitetem Herzen Kleinasien zu bereisen, der wird aus den Schilderungen Fischers den Orient kennen lernen, so wie er ist. Nicht den der Sage und der Poesie, der Scheherasade, des Harun al Raschid und Firdusi und nicht den der biblischen Begegnungen, sondern den Orient von heute, über dessen unvergänglich sichtlichen Zauber die Sandflöhe hüpfen und die Wanzen einen Krieg gegen das Menschliche führen.

Was übriggeblieben ist von dem Orient der Vergangenheit und am gewaltigsten zu uns spricht, ist ein Nachklang des cäsarischen Bauwillens, des aristokratischen Machtspruchs der Herren von Rom, der Gedanken in Stein umzusetzen vermochte, wie niemals seitdem. In der Tat, Syrien ist nicht zu denken ohne Baalbek, Palmyra, Bosra, Petra, Amman. Die Zusammenballung aller erreichbaren Hirne und Fäuste, sagt Fischer, gab dieser Epoche eine Größe, von der die Jetztzeit nichts übernommen hat. Seicht und breit fließt ihr bescheidener Wunsch: Jedem, auch Gott, sein Ziegelhäuschen.

Drüben, auf der Sinaihalbinsel, dehnt die Wüste sich aus. Durch das sterile, wasserarme Land ging der türkische Vormarsch, zu Kamel, über die versandeten Trümmer ehemaliger Städte, Dünenhänge, Steingeröll, in ewigem Kampf mit Herden von Ungeziefer. Wie diese aussichtslose Expedition endete, gehört der Kriegsgeschichte an. Doch der Verfasser klebt nicht am Tatsächlichen. Er überlebt das Erlebte. Er ist der Dichter, der aus Sternenhöhe auf die arme Erde schaut und aus ihren Dramen Lebendigeres und Größeres schöpft als einen Bericht über das Geschehene.

Und das eben ist das Prachtvolle an dem Buch: daß es den Leser nicht aufhält durch die Wiedergabe von Ereignissen, vielmehr mit sich fortreißt durch das Geheimnisvolle eines poetischen Geblüts, das jede Schilderung durchtränkt. Beispielsweise: auf wenigen Seiten beschreibt er einen Urlaubsbesuch in Jerusalem und der Umgebung. Auf wenigen Seiten seine Eindrücke von Baalbek, der Stadt der Ammoniter, des Felsgewirrs von Petra. Beschreibt er — und es ist doch keine „Beschreibung“, kein übliches glattes Zeitungsdeutsch, keine schriftstellerische, sondern eine dichterische Leistung in starker, eigenartiger, schöngeformter Sprache. Der Krieg hat dem Verfasser den Orient verleidet. Aber erste Liebe stirbt nicht. Als er Djemal-Pascha, in der Reihe der großen Asiaten der vorläufig letzte Asiate, die Hand zum Abschiede reichte, war ihm, als drückte er „dem ganzen Weltteil die Hand, in Ehrfurcht, in Dankbarkeit“.

Berlin — Fedor von Zobeltitz

Michael Bakunin und die Anarchie. Von Ricarda Huch. Leipzig 1923, Insel-Verlag. 271 S.

Auch in dem vorliegenden Buch offenbart sich die seltene Fähigkeit der Verfasserin, entscheidende Abschnitte der Menschheitsgeschichte innerlich zusammenzuschauen: sie zu erfassen als unendliche Mannigfaltigkeit in sich tragende Einheiten, die der persönlichen Eigenart der hier auftretenden Persönlichkeiten jedesmal ein ganz bestimmtes Gepräge verleihen. Das Ganze ist dabei auch hier durchwoben von einer nie aussetzenden Fülle von unmittelbar an das gerade eben Geschilderte deutend anknüpfenden, auf das Menschenschicksal als solches hinzielenden, die Belege aus allen Völkern und Zeiten herbeiziehenden Besinnungen — womit denn alles, was da auf dem gerade zur Darstellung gelangenden Welten-theater vor sich geht, in die warme Nähe einer nachgleitenden Künstlerseele gezogen wird. Wahrscheinlich ist das der Weg der zukünftigen Träger und Diener der fortschreitenden Erkenntnis: sie werden Künstler sein müssen — und dabei doch nicht aufhören dürfen, Wissenschaftler zu bleiben. Darin liegt indes auch die Gefahr für diese Art von Schriftwerken, die man Kunstwerke nennen muß, aber nicht eigentlich Dichtungen nennen darf. Ihr Stoff soll ja die geschichtliche Wirklichkeit sein. Ihre Tatsachenerfassung bildet mithin die Voraussetzung — und die Klippe. Letzteres natürlich nicht für das Kunstwerk (denn das steht über dem Stoff), wohl aber in Hinsicht auf die innere Berechtigung dieser Schriftgattung als solcher. Frau Huchs „Michael Bakunin“ ist nun zweifellos ein Kunstwerk, ein sehr schönes Buch, das alle Vorzüge der Künstlerin im hellsten Lichte erstrahlen läßt. Wenn es indes kaum angeht, dies Buch wie die Werke derselben Verfasserin über die italienische Freiheitsbewegung, den Großen Krieg und die Romantik ein ideales Geschichtswerk zu nennen — so liegt dies einzig und allein daran, daß die Künstlerin hier aus zweiter Quelle schöpft: ihr fehlen die russischen Urtexte. Eigenartig, daß solches, sonst in der Geschichtsforschung unmögliches Verfahren gerade Rußland gegenüber nicht bloß Dichter und Essayisten, vielmehr sogar Geschichtsphilosophen einschlagen, ohne einzusehen, daß hier zum mindesten die Möglichkeit vorliegt für ein geistiges Unrecht am russischen Volke, ja, die Gefahr, ihm menschlich nicht völlig gerecht zu werden, eigentlich gar nicht zu umgehen ist. Würde es wohl irgend jemand wagen, z. B. über Rousseau zu schreiben, wenn er nicht die französische Sprache beherrscht? Hält man Rußland für so viel leichter verständlich — trotzdem doch die deutsche Literatur über Rußland an Umfang, Tiefe, Solidität und Vielseitigkeit sich gar nicht messen kann mit der deutschen Literatur über Frankreich, England, Spanien, Italien und sogar Indien? Aber selbst dann bliebe doch immer noch die fremde Sprache, das in ihr unübersetzbar verlautbarte, einzigartige Lebensgefühl. Sein notwendiges Außerachtlassen macht sich in allen Werken über Rußland, die aus zweiter Quelle schöpfen, peinlich bemerkbar. Auch hier: Bakunin wird ins Westeuropäische übertragen, das zweifellos persönlich

Liebenswerte an ihm stark betont, das Aristokratische wohl zu sehr hervorgehoben — verloren geht aber allzusehr der russische Instinktmensch, der gläubig gebliebene Ungläubige, der mit unerhörter Sprachgewalt zur Gewalttat im Namen des Menschenheils aufrufende Fanatiker, der mehr als irgendeiner der geistigen Urheber des Bolschewismus den Massenterror vorbereitet hat. So, wie dies zweifellos apologetische, für seinen Helden menschliche Sympathie erweckende Buch heute vorliegt, kann es gefährlich wirken. Nun ist freilich der Künstler des Moralpredigens überhoben. Wer aber Geschichte schreibt, übernimmt auch eine rein menschliche Verantwortung.

Pasing Karl Nötzel

Wagner, das Leben im Werke. Von Paul Bekker. Stuttgart-Berlin 1924, Deutsche Verlags-Anstalt. XII, 588 S.

„Das schöpferische Gegenbeispiel einer neuen Kunst mußte erst entstehen, ehe die Kunst Wagners in ihrer Bedingtheit und Größe zugleich erkannt werden konnte. Ich wollte nur zeigen, was ich aus dem von mir eingenommenen Blickpunkt von Wagner selbst zu sehen vermochte.“ Damit ist Ausgangspunkt und Ziel des Verfassers angedeutet, obwohl wir nichts weiter davon hören, was es eigentlich mit dem „schöpferischen Gegenbeispiel“ für eine Bewandtnis hat. Gleichviel — Bekker hat „das Leben im Werke Wagners“ scharf und tief erkannt und eindrucksvoll dargestellt. „Mit Bewußtsein benutzt habe ich nur Glasenapps Biographie für den lebensgeschichtlichen Teil, sowie Wagners Partituren, Briefe und Schriften.“ Mir scheint, Chamberlains Wagner-Buch steht, bewußt oder unbewußt, unter den Anregungen obenan; vor allem aber ist der Verfasser mit den Partituren, Schriften und Briefen völlig vertraut. Und darauf gründet sich sein ganz selbständiges Buch. Er stellt als die Formel der Deutung von Wagners Persönlichkeit den Begriff: Ausdruckskunst auf. „Es war einmal ein Mann, der fühlte sich gedrängt, alles was er dachte und empfand, in der Sprache der Töne auszudrücken“ — so schreibt Wagner selbst von Beethoven. Sein eigener Gestaltungstrieb ist die Ausdrucksdarstellung im Bilde der musikbedingten Szene. Genau dasselbe sagt Goethe von Schiller: „sein Talent war recht fürs Theater erschaffen; mit jedem Stücke schritt er vor und ward er vollendeter.“ Auch hierin liegt die Anerkennung der unvergleichlichen, durch Bedingtheit, d. h. Einseitigkeit gewonnenen Größe. Ich möchte nur bei Schiller und Wagner statt Theater mit Chamberlain Drama sagen. Das Theatralische ist fürs Drama unentbehrlich, aber doch nicht eigentlicher Wesenskern. Theater ist äußerlich und oft tadelnswert, Drama ein hohes künstlerisches, nicht nur technisches Ziel. Bekkers Blickpunkt geht allzusehr auf die theatralische Täuschung, aus der allerlei Einwände konstruiert werden, die nicht nur Wagner, sondern alle dramatische Dichtung höchsten Stils im selben Maße treffen. Mit der von Bekker aufgestellten und streng durchgeführten Ausdrucksformel kann man sich sonst wohl einverstanden erklären. Es scheint ihm unmöglich, das Leben, die Schriften und die Werke getrennt zu betrachten, weil „die menschlichen, schriftstellerischen und künstlerischen Äußerungen jeder Entwicklungsphase nur verschieden gestufte Kundgebungen des gleichen Ausdruckswillens“ sind. Mit vollem Recht werden die Schriften, wie sie von Wagner selbst in der Anordnung der „Gesammelten Schriften und Dichtungen“ aufgefaßt sind, als „dramaturgische Allegorien“, die unmittelbar zu dem Werke gehören, dem sie vorangehen, angesehen.“ Aus demselben Grunde sind die Werke selbst genau ihrer Entstehungsfolge entsprechend gereiht, d. h. der Venusberg (Pariser Tannhäuser) wird nach dem Tristan, Siegfried 3. Akt und Götterdämmerung nach den Meistersingern behandelt. So ergibt sich nach einer allgemeinen Einleitung über die Ausdruckskunst, worin der Abschnitt „Erlebniswege“ zu beachten ist, die Gliederung in drei Bücher: die Oper (Frühwerke bis Lohengrin), die Handlung (Ring bis Venusberg), das Spiel (Meistersinger, Siegfried III, Götterdämmerung), als Abschluß Parsifal. Bekkers Darstellung besitzt zwei hervorragende Eigenschaften: die Spiegelung des Lebens in den Werken, wobei überaus feine und tiefe, bisher kaum beachtete Beziehungen aufgedeckt werden, und die ebenso gründliche allseitige wie klar verständliche Schilderung des musikalisch dramatischen Aufbaus. Bewundernswert ist die ohne Notenbehelfe bis ins einzelne durchgeführte und doch stets anschauliche und faßbare Zergliederung der Partitur, immer im Hinblick auf das Leben im Werke, nicht nur auf die musikalische Form. Die äußere Lebensgeschichte und die Entstehung jedes einzelnen Werkes ist auf wenige kurze, erschöpfende Bemerkungen mit mancherlei neuen Ausblicken zusammengedrängt, wobei freilich vorausgesetzt wird, daß der Leser aus anderen Büchern über die wichtigsten Tatsachen unterrichtet ist. Wenn Seite 509 „jede vom Stoff ausgehende Betrachtungsart für unfruchtbar“ erklärt wird, so muß dem widersprochen werden. Um Erlebnis und Dichtung in der Gestaltung des vollendeten Kunstwerks zu bestimmen, ist die Quellenfrage der Dichtung nicht minder wichtig als die Vertrautheit mit den musikalischen Ausdrucksformen. Wieviel erfahren wir z. B. beim Vergleich des Tristan, der Meistersinger, des Parsifal mit den von Wagner benutzten Vorlagen! Ein Blick in die Werkstatt des Meisters bringt überall reichen Gewinn. Nach Goethe „muß man Kunstwerke im Entstehen aufhaschen, um sie einigermaßen zu begreifen“. Wie Erlebnis und Überlieferung in eins verfließen, ist eben das schöpferische Geheimnis, das nur auf dem Wege vergleichender Betrachtung zu erahnen ist. Merkwürdig ist, wie Wagner selbst erkennt (S. 320), bei ihm die Verbindung zwischen Leben und Kunst: „der Schaffensvorgang geht nicht aus vom Erlebniskeim, dem das Kunstwerk entwächst, sondern umgekehrt: das Verlangen der Kunstschöpfung erzwingt sich das Erlebnis, um dadurch den Weg zur Erfüllung des Werkes zu finden. Wagners Schöpfertum ist eine Vorwegnahme seines Lebens.“ Bekker schreibt unbeschwert von irgendwelchen Rücksichten, aber doch mit feinfühliger Zurückhaltung und Ehrfurcht vor dem Genius. Daher empfinde ich den Seite 336 gebrauchten Ausdruck vom „naturhaften Brunstschrei“ der Tristanmusik als eine Entgleisung, die aus der sonst ernsten und sachlichen Darstellung herausfällt. Neben den drei Frauen, die im Leben und Dichten Richard Wagners bedeutungsvoll wurden, sollte seine Schwester Rosalie nicht unerwähnt bleiben. Im Liebesverbot, das fürs Leben im Werke noch ausgiebiger als bei Bekker heranzuziehen wäre, und im Rienzi steht die Liebe von Bruder und Schwester obenan; ich wage kaum, auf die Wälsungen hinzuweisen, wo sie ins Mythische gesteigert ist.

Mit Recht hebt Bekker von Anfang an Beethoven und Shakespeare als die Leitsterne und Pole von Wagners Künstlertum hervor. „Doch ist er weder Gestaltenseher wie Shakespeare noch Gefühlskünder wie Beethoven“ (S. 573). „Er ist die empfangende Natur, die beider Kräfte rezeptiv spiegelt.“ Wagners Größe soll als reproduktiv,

als schauspielerisch begrenzt werden. Schumann soll das tiefstempfundene Wort über Wagner gesprochen haben: „und ist es auch nicht das klare Sonnenlicht, das der Genius ausstrahlt, so ist es doch oft ein geheimnisvoller Zauber, der sich unserer Sinne bemächtigt." Dann wäre der Schöpfer des deutschen Dramas aus dem Geiste der Musik am Ende doch nur der große Zauberer Nietzsches? Solche Einschränkung scheint mir in dem Buch, das auf jeder Seite Wagners Schöpfertum und Eigenart hervorhebt, überflüssig und künstlich. Da wird der Blickpunkt „vom schöpferischen Gegenbeispiel einer neuen Kunst", die mir unbekannt ist, entschieden zum Schiefblick. Lassen wir doch alle Vergleiche und suchen wir den Meister von Bayreuth als eine in sich abgeschlossene, einzige und unvergleichliche Erscheinung zu begreifen. Was neben und nach ihm kommt, bleibt dadurch unberührt.

Bekkers Buch gehört zu den bedeutendsten Leistungen auf dem Gebiet der Wagner-Literatur. Auch dem, der Einwände, Bedenken, Berichtigungen und Ergänzungen zu machen hat, bietet es soviel Neues und Eigenes, daß er es doch als eine Bereicherung unseres Wissens, als eine Klärung und Vertiefung des Gesamtbildes Richard Wagners mit Dank und Anerkennung begrüßen wird.

Rostock — Wolfgang Golther

Von volkstümlicher Dichtung und romantischer Erneuerung. Von Josef Prestel. München 1924, R. Oldenbourg. 95 S.

Das Beste an diesem Büchlein sind die im Anhang abgedruckten „Quellenstücke zur romantischen Erneuerung", die uns lebendig in die Gedankenwelt der Grimm, Arnim, Brentano, Görres versetzen. Das Büchlein selbst bietet hierzu eine geschmackvolle Paraphrase, die klar die Gipfelpunkte der national-romantischen Bewegung: Volkslied, Volksbuch, Volksmärchen herausarbeitet. So entsteht eine anregende Vortragsdisposition für heimat- und volkskundliche Abende und Kurse, die im Kreise der Lehrerschaft sicher interessierte und durch sie geförderte Leser finden wird.

Grünberg i. Schl. — Werner Mahrholz

Nachrichten

Todesnachrichten. Karl von Perfall ist am 31. August im Alter von 73 Jahren gestorben. Er war am 24. März 1851 zu Landsberg am Lech geboren, hatte sich zunächst der Rechtswissenschaft zugewandt, auch sein Staatsexamen abgelegt, hatte sich dann aber auf Lehr- und Wanderjahren in Dresden, Wien, Genf und Paris schriftstellerisch betätigt. Ein zufälliger Studienaufenthalt in Düsseldorf hatte zu seinem Eintritt in die Redaktion der „Düsseldorfer Zeitung" geführt. Im Jahre 1886 war er einem Ruf der „Kölnischen Zeitung" folgend nach Köln übergesiedelt, wo er 25 Jahre hindurch hauptsächlich als Kritiker der schönen Literatur, des Schauspiels und der bildenden Künste tätig gewesen ist. Auch nach seinem Ausscheiden aus der Redaktion hat er die kritische Würdigung der belletristischen Literatur weitergeführt. Von Perfalls eigenen Romanen, die ein großes Publikum fanden, sind zu nennen: „Der schöne Wahn", „Das Schicksal der Agathe Rottenau", „Wendezeit", „Der kluge Pitter", „Wellermanns Ehenot", „Die Schule des Gefühls".

Herbert Johannes Holz ist am 12. August noch nicht 30jährig einem schweren Leiden erlegen. Er war ein ungewöhnlich vielseitiger und geistreicher Schriftsteller, der auf dem Gebiet der Musik- und Literaturkritik wie als Dichter bemerkenswert hervorgetreten ist, vieles in Zeitschriften veröffentlicht hat, in Buchform aber nur einen Essay über den Kammersänger Richard Mayr vorgelegt hat. Sein reicher Nachlaß dürfte vielerlei Beachtenswertes bergen. Er hat der „Literatur" als Mitarbeiter seit Jahren treu zur Seite gestanden.

Werner Ewald, der sich beim Leserkreis der „Literatur" durch eine originelle Studie „Wir ‚Begabteren'" (L. E. XXII, 217) eingeführt hat und ständig in scharfgefaßten, aber nicht ungütigen Buchbesprechungen zu uns gesprochen hat, ist nach einer postalischen Meldung am 2. Juli verstorben.

Leopold Bauke ist am 24. August im Alter von 63 Jahren einer Lungenentzündung in Berlin erlegen. Er hat unter dem Pseudonym Theodor Zell zahlreiche Skizzen über Tierschilderung und Tierzucht veröffentlicht, die ein naturnahes Sehen bekundeten. Unter seinen größeren Büchern sind „Die Diktatur der Liebe" und „Unsere Haustiere" zu nennen.

Richard Müller ist nach einer Meldung vom 8. August in Obermoschel in der Pfalz im Alter von 63 Jahren gestorben. Er galt als einer der besten Heimatdichter. Seine Bilder aus dem nordpfälzer Volksleben erfreuten sich besonderer Beliebtheit.

Ferdinand Vetter, der viele Jahre hindurch als Ordinarius der Germanistik an der Universität Bern gewirkt hat, ist nach einer Meldung vom 8. August zu Stein am Oberrhein im Kloster St. Georgen im Alter von 78 Jahren gestorben.

Paul Natorp ist am 17. August im Alter von 70 Jahren in Marburg gestorben. Er war am 27. Januar 1854 in Düsseldorf geboren, hatte sich 1881 als Dozent in Marburg niedergelassen, war ebenda 1885 außerordentlicher, 1893 ordentlicher Professor geworden. Mit Hermann Cohen zusammen, dem er auch innerlich und wissenschaftlich ganz nahe stand, wurde er zum Begründer der marburger Schule, die die Rückkehr zu Kant als den Weg zur Vertiefung des philosophischen deutschen Geisteslebens gewiesen hat. Unter seinen wissenschaftlichen Leistungen ragen seine „Sozialpädagogik" und seine „Logischen Grundlagen der exakten Wissenschaften", in welch letzteren er das wissenschaftliche Denken als wesensgleich mit dem der mathematischen Naturwissenschaften begriff, sowie sein Buch „Individuum und Gemeinschaft" hervor. Eine durchaus künstlerische Natur, hat Natorp auch die Literaturgeschichte („Stunden mit Rabindranath Tagore", „Dostojewski und die gegenwärtige Kulturkrise") in sein Studienbereich geschlossen. Er ist auch mit bemerkenswerten eigenen Kompositionen und Vertonungen von Goethe-, Hebbel- und Brentano-Liedern hervorgetreten. Wesentlich ist, daß Natorp geradezu als Schöpfer der modernen Sozialpädagogik bezeichnet werden muß.

Robert Müller hat nach einer Meldung vom 30. August im Alter von 36 Jahren seinem Leben ein Ende gesetzt. Er hat sich als Essayist und Reiseschriftsteller hervorgetan und sich in Wien als Verlagsdirektor, dann als Gründer eines

eigenen Unternehmens „Atlantische Verlagsgesellschaft" betätigt. Seine Romane „Der Barbar" und „Camera obscura" haben von Begabung Zeugnis abgelegt.
Henry Céard ist nach einer Meldung vom 24. August in Paris gestorben. Er galt als einer der letzten Hauptvertreter des Naturalismus in Frankreich, war Mitglied der „Académie Goncourt" und stand Zola, Goncourt, Huysmans und Flaubert innerlich nahe. Er hat eine reiche journalistische Tätigkeit zumal am „Siècle" entfaltet. Unter seinen Romanen ist „Une belle journée" am bekanntesten geworden.
Alexander Eliasberg ist, nachdem er kürzlich aus München ausgewiesen wurde, am 26. Juli im Alter von 46 Jahren in Berlin gestorben. Er war in Minsk als Sohn eines Bankiers geboren und hat die größte Zeit seines Lebens in München verlebt. Als Übersetzer aus dem Russischen steht er mit an erster Stelle. Seine „Russische Literaturgeschichte" sowie sein Buch über „Russische Baukunst" dürfen als bleibende Leistungen angesprochen werden.
Dora Melegari ist nach einer Meldung vom 6. August in Rom gestorben. Sie hat in Paris mehrere Jahre die „Revue Internationale" geleitet und war Mitarbeiterin des „Temps" gewesen. Als Tochter Amedeo Melegaris hat sie dem Kreis um Mazzini nahegestanden.
Joseph Conrad ist am 3. August auf seinem Wohnsitz in der Nähe von Canterbury gestorben. Er war irgendwo im österreichischen Galizien geboren worden, hat dann jahrelang auf Seglern und Frachtdampfern die Meere durchkreuzt, ist zuerst im Alter von 38 Jahren 1895 mit seinem Roman „Almayr's Folly" hervorgetreten. Er galt durch die Eigenart seines künstlerischen Sehens und die Schärfe seiner Charakteristik als eine Kipling verwandte literarische Erscheinung. Unter seinen nicht sehr zahlreichen und durchaus nicht leicht dahingeschriebenen Romanen sind „An Outcast of the Islands", „Lord Jim" und „Typphoon" die bemerkenswertesten. Ins Deutsche sind Werke von Conrad von Rudolf Lindau übersetzt worden.
Alexander Brody ist in Budapest im Alter von 61 Jahren am 12. August gestorben. Er war in Erlau geboren worden, hatte sich zunächst dem ärztlichen Studium gewidmet, war dann aber mit Leib und Seele Journalist geworden. Ohne je Deutsch zu lernen, hat er auch längere Zeit in Berlin gelebt. Seine bekanntesten Romane, die nie ohne satirische Schärfe sind und immer den Ironiker und Revolutionär, den Bohemien in Brody bekunden, sind „Dr. Faust", „Fräulein Don Quichotte". Sein Drama „Die Lehrerin" ist im Deutschen Theater in Berlin mit starkem Erfolg in Szene gegangen.
Polixena Ssergejewna Ssolowjoff, die russische Dichterin, die unter dem Pseudonym Allegro mehrere Gedichtbände veröffentlicht und sich auch in anderer Richtung literarisch betätigt hat, ist in Moskau im Alter von 57 Jahren verstorben. Die Hingeschiedene entstammte einer Familie, die im Geistesleben des modernen Rußlands eine hervorragende Rolle gespielt hat; sie war die Tochter des berühmten Historikers Ssergej Michajlowitsch Ssolowjoff (1820—79), des Verfassers der 29bändigen „Geschichte Rußlands", und Schwester des Philosophen Wladimir Ss. Ssolowjoff, dessen Werke zum Teil auch ins Deutsche übertragen sind, sowie des weniger bekannten Romanschriftstellers Wssewolod Ss. Ssolowjoff.

* * *

Der Georg Büchner-Preis ist am Verfassungstage dem in Gießen wohnhaften Dichter Alfred Bock überreicht worden.
Walter Harlan, der Verfasser des Stücks „Das Nürnbergisch Ei" ist vom Zentralverband der deutschen Uhrmacher gelegentlich der hamburger Reichstagung des Verbandes zum Ehrenmitglied ernannt worden.
Heinz Kindermann, Verfasser des umfangreichen Werkes „J. M. R. Lenz und die deutsche Romantik. Ein Kapitel aus der Entwicklungsgeschichte romantischen Wesens und Schaffens" hat sich an der wiener Universität als Dozent für neuere deutsche Literaturgeschichte habilitiert.
Alle Werke des italienischen Romanschriftstellers Guido da Verona sind vom Vatikan auf den Index gesetzt worden.
Velhagen & Klasings Monatshefte erlassen ein Preisausschreiben zur Förderung der deutschen Novellenkunst. Zugelassen sind bisher unveröffentlichte Originalarbeiten bis zu einem Druckbogen Umfang. Der besten Novelle wird ein Ehrenpreis von 10 000 Goldmark zuerkannt werden, doch kann der Preis, falls mehrere gleichwertige Arbeiten vorliegen, geteilt werden. Das Preisrichteramt versieht die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften unter dem Vorsitz des Herausgebers Paul Oskar Höcker. Letzter Einsendungstermin ist der 31. Oktober 1924 (an Velhagen & Klasings Monatshefte, Preisausschreiben Meisternovelle, Berlin W 50, Tauentzienstr. 7 B) Verkündigung des Ergebnisses im Laufe des Monats Dezember. Näheres im Septemberheft der Zeitschrift.
Der Termin für die Bekanntgabe der Preisverteilung im Preisausschreiben der Kölnischen Zeitung mußte abermals hinausgeschoben werden. Für Gruppe II (Novellen und Erzählungen) auf den 1. Oktober 1924, für Gruppe III (Romane) auf den 15. Dezember 1924.

* * *

Der literarische Nachlaß von Hermann Löns. Hermann Löns' bei Hesse & Becker in Leipzig erschienene „Sämtlichen Werke" fassen das bislang in Buchform veröffentlichte Werk des Dichters zusammen, vermehrt lediglich um die Jugendgedichte der Grotemeyerschen Handschrift und ein halbes Dutzend Prosaskizzen. So dürfte es angebracht erscheinen, über den literarischen Nachlaß von Löns zu berichten.
Wie ich ihn, zum Teil aus Handschriften, zum Teil aus Zeitungs- und Zeitschriften-Erstdrucken sich häufend zusammengebracht habe, stellt er sich, von den rein journalistischen Erzeugnissen abgesehen, folgendermaßen dar.
Manches fand sich zu Gruppen geordnet in blauen Aktendeckeln in der Hinterlassenschaft des Dichters. Dahin gehört der Grundstock des „Niedersächsischen Skizzenbuches", einer Sammlung von Bildern niedersächsischer Landschaften und Leute aus den Jahren 1897 bis 1914. Löns begnügt sich hier nicht mit der Schilderung des rein Landschaftlichen, die Darstellung ist durch landes- und bodengeschichtliche Ausblicke belebt; dazu reizte den Verfasser in steigendem Maße das schwierigere und höhere Ziel, im Vergleiche mit anderen Landesteilen und anders gearteten Menschen das Eigentümliche einer jeden Landschaft, insbesondere aber die Wesensart ihres Volksschlages zu ergründen und formend festzuhalten. Diesem Bemühen erwuchsen prächtige Gebilde, Münstersche Luft, Das Hellental, Calenberger Land und Leute, Soltau, Der Heidjer u. a. Hierzu gesellen sich als zweite wertvolle Gruppe Löns' Schriften zum Natur- und Heimatschutz, von denen eine ganze Reihe wegen ihrer Reife nach Form und Gehalt gleichfalls verdienen, in Buchform erhalten zu werden; einige hatte Löns bereits als Flugschriften oder „als Manuskript gedruckt" erscheinen lassen;

sie sind aber nur noch wenigen bekannt und so gut wie verschollen. Endlich eine Reihe von Aufsätzen über Literatur und Kunst, die zum größten Teil nicht etwa flüchtige, unterstrichliche Tagesarbeiten, sondern tief erlebte Gedanken und abgewogene Richtungslinien bedeuten, die für die Erkenntnis der künstlerischen Entwicklung des Dichters und der geistigen Strömungen seiner Zeit belangreich sind; denn der „naive Heidedichter", wie er sich landläufiger Auffassung noch immer gibt, stand mit tastenden Nerven und kritischem Ergründen, unter regem Gedankenaustausch mit befreundeten Schriftstellern und Künstlern, den künstlerischen Lebensäußerungen und Wandelungen seiner Tage gegenüber. Dann läßt sich aus dem Nachlaß noch je eine bandstarke Gruppe von Natur- und Jagdskizzen herausschälen in der Art etwa wie „Da draußen vor dem Tore" und „Ho, Rüd' hoh!"; dazu kommen noch eine Handvoll Tiergeschichten sowie Jagdplaudereien nach der Weise derer in „Kraut und Lot".

Außerdem besitze ich in meiner Nachlaßsammlung die Urschrift des von Anfang August bis Ende September 1914 reichenden, literarisch nicht unwichtigen Lönsschen Kriegstagebuches; ferner eine Kladde, die vom Dichter eingeklebte, vielfach von ihm überarbeitete Soldaten- und Hannoversche Volkslieder birgt, gewissermaßen den Vorläufer des „Kleinen Rosengartens". Erwähnen möchte ich noch ein von Löns nicht veröffentlichtes Kapitel aus dem Roman „Das zweite Gesicht", sowie einige 50 Gedichte aus den Jahren 1890 bis 1913.

Von Briefen des Dichters habe ich rund ein halbes Tausend in Urtext oder Abschriften gesammelt, von denen ich als die wichtigsten die an Hermann Meerwarth, an Arthur Kutscher, an Max Apffelstaedt und Johannes Rödiger nenne. Außerdem habe ich von sämtlichen Lönsschen Skizzen nahezu zwei Drittel in den Zeitungs-Erstdrucken zusammenbringen können. Da diese vorwiegend aus der persönlichen Hinterlassenschaft des Dichters stammen, zudem zum größten Teil in den von ihm persönlich geleiteten Zeitungen gestanden haben, in denen er auf die Durchsicht und Korrektur der eigenen schöngeistigen Beiträge naturgemäß volle Sorgfalt verwandte, haben sie authentischen Wert und sind für die Textfestsetzung wichtig. (Wilhelm Deimann, Werne a. d. Lippe.)

Rudolf Schmidt in Freienwalde a. O. hat bei Durchsicht älterer Briefschaften ein Schreiben zutage gefördert, das über die letzten Augenblicke Theodor Körners bisher unbekannten Bericht enthält.

Der Briefwechsel Goethe-Schiller ist in Paris bei Plon in zwei Bänden in französischer Übersetzung von Lucien Herr erschienen.

Thomas Manns „Buddenbrooks" werden demnächst in autorisierter Übersetzung bei dem londoner Verleger Seckor in zwei Bänden erscheinen.

Aus Angaben, die Franz Laue in der Zeitschrift „Die deutsche Schule im Ausland" mitteilt, ist der Lesestoff des deutschen Unterrichts in Frankreich zu ersehen. Danach werden in IV und III Märchen von Grimm, Bechstein, Hauff gelesen, daneben Auszüge aus Novellen und Romanen von Hoffmann, Eichendorff, Chamisso, Mörike, Freytag, Storm, der Ebner-Eschenbach, Keller, Wildenbruch und Spitteler, in II Minna von Barnhelm, Hermann und Dorothea nebst Auszügen aus Werther, der Italienischen Reise und Tell. In I stehen Iphigenie, Egmont, Tasso, Götz, Wallenstein, die Jungfrau, der Prinz von Homburg, dazu eine Auswahl aus den Dramen und Romanen des 19. und 20. Jahrhunderts, besonders aus Fontane, C. F. Meyer, Sudermann, Hauptmann, Hofmannsthal, Liliencron, Thomas Mann, Johannes Schlaf, Frenssen, Clara Viebig, Hermann Hesse auf dem Programm.

Für die nach Philosophie und Mathématiques gegabelten Gipfelklassen sind Auszüge aus Lessings kritischen Werken, aus Dichtung und Wahrheit, Faust I, der Kampagne in Frankreich und Heines Prosa vorgeschrieben. Da dem deutschen Unterricht in den Gipfelklassen nur zwei, sonst vier Stunden eingeräumt sind, kann das Kennenlernen dieser Schriftsteller freilich nur sehr kursorisch erfolgen. Immerhin ist im Vergleich mit dem französischen und englischen Unterricht an deutschen Schulen die starke Berücksichtigung moderner Autoren bemerkenswert.

Während sich vor dem Krieg 25 000 amerikanische Studenten dem Studium der deutschen Sprache widmeten, war die Zahl der Deutsch lernenden im Jahr 1920 auf 532 gefallen. Sie ist seit 1921 wieder im Steigen begriffen. Im Frühjahr 1924 widmeten sich 5285 amerikanische Studenten an den Hochschulen dem Studium der deutschen Sprache.

Die erste Folio von Shakespeares Werken hat auf einer londoner Versteigerung die Summe von 2375 Pfund Sterl. erzielt. Das Werk stammt aus der Bibliothek eines Büchersammlers, der in den letzten Jahren des 17. und im Anfang des 18. Jahrhunderts eine kostbare Büchersammlung zusammenbrachte.

Die fünfzigste Wiederkehr des Todesjahres des russischen Lyrikers Fedor Iwanowitsch Tjutscheff gab zu einer Gedächtnis-Ausstellung in dessen ehemaligem Landgut Muranowo Anlaß, welche in diesem Milieu einen besonders stimmungsvollen Reiz gewann.

Muranowo, ca. 50 Kilometer von Moskau entfernt, wo außer Tjutscheff einst auch der Dichter E. A. Boratynskij sowie J. S. Aksakoff wohnten, ist von der Sowjetregierung nationalisiert worden und gehört jetzt zu einer Gruppe eigenartiger Museen, welche speziell die Kultur des russischen Adelslandsitzes im vorigen Jahrhundert in möglichst treuer Weise widerspiegeln. Muranowo wirkt zugleich auch als Tjutscheff-Haus mit einem reichhaltigen Archiv, sehr wertvollen ikonographischen Materialien und vielen Andenken an den Dichter. Als Kustos fungiert dort mit Pietät dessen Enkel, Nikolai Iw. Tjutscheff, der vor nicht langer Zeit unter dem Titel „Tjutschewiana" ein Heft mit den sehr witzigen und kaustischen Epigrammen und Aphorismen seines illustren Großvaters veröffentlicht hat und dem auch das Zustandekommen der jetzigen Ausstellung zu verdanken ist. — Auf letzterer sind in einem besonderen Saal viele Autographen Tjutscheffs, sämtliche Ausgaben seiner Werke und zahlreiche Gegenstände von kommemorativer Bedeutung vereinigt, wozu last not least die imposante Porträtgalerie des Dichters und seiner Familie kommt, die an und für sich Stoff zu einem interessanten künstlerisch-ikonographischen Aufsatz bietet, der eine ganze Reihe deutscher Künstler nahe berühren würde. Erwähnt seien vor allem Bildnisse Tjutscheffs von Kriehuber und dem Baron H. von Rechberg sowie seiner beiden deutschen Gemahlinnen — Eleonore Gräfin Bothmer, in erster Ehe Peterson, und Ernestine Baronesse Pfeffel, in erster Ehe Gräfin Dörnburg —, die als berühmte Schönheiten vielfach porträtiert wurden. In den deutschen Familien dieser beiden Frauen befinden sich noch viele unveröffentlichte Briefe Fedor Tjutscheffs, wie denn überhaupt seine Beziehungen zu Deutschland, wo er lange Jahre verbrachte

und zu vielen hervorragenden Persönlichkeiten seiner Zeit — u. a. Schelling, Heine, Varnhagen von Ense — in freundschaftliche Berührung trat, noch auf eingehende Beleuchtung warten. (Paul Ettinger-Moskau.)

Der argentinische Gelehrte Enrique Sparn hat nach dem „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" eine Zusammenstellung über die Bibliotheken von 50000 und mehr Bänden und ihre geographische Verteilung auf der Erde veröffentlicht. Danach besitzt die meisten Bände Nordamerika. An zweiter Stelle steht Deutschland, das ein Viertel aller großen Bibliotheken Europas und ein Viertel der gesamten Bücherschätze dieses Erdteils aufweist. Die 160 größten deutschen Bibliotheken besitzen im ganzen 29,5 Millionen Bände.

„The American Mercury", die von H. L. Mencken und George Jean Nathan geleitete Zeitschrift, enthält in ihren bisher erschienenen Heften die folgenden literarischen Beiträge von allgemeinem Interesse:

März-Heft: eine Abhandlung von Prof. Samuel C. Chew über „Byron in Amerika", die im einzelnen nachweist, daß sich „eine Menge Byronismus in unserer Literatur zwischen 1820 und 1860" findet, und Spuren von ihm sogar noch bis in die jüngste Zeit zu entdecken glaubt; eine kurze Anzeige des Romans „Auf der rollenden Erde" von Walter von Molo durch Friedrich Schönemann, worin als Molos höchstes Verdienst seine psychologische Intuition gepriesen wird.

April-Heft: eine Studie über Woodrow Wilson von Harry Elmer Barnes, die ihm durchaus Gerechtigkeit angedeihen zu lassen strebt, in ihrem Schlußsatz aber doch zu dem Ergebnis kommen muß, daß Wilson durch seine unmöglichen Versprechungen „mehr Zyniker gezeitigt" hat als irgendeine Gestalt der neuen Geschichte. An seiner besonderen Entwicklung soll die ständige Beweihräucherung durch Frauen wesentlichen Anteil gehabt haben.

Mai-Heft: persönliche Erinnerungen von Frank Harris an John Ruskin. Danach sollen wir allen Ernstes glauben, daß Ruskin einem ihm oberflächlich bekannten Manne intime Einzelheiten über seine faktisch nie vollzogene Ehe anvertraut habe, ferner das Geständnis, er habe als der vom Staat ernannte Sichter des Turnerschen Nachlasses dessen pornographische Zeichnungen vernichtet. Frank Harris hat kürzlich auch an Richard Wagner in ähnlicher Weise sein Mütchen gekühlt. Nach der vernichtenden Abfuhr, die er sich deswegen von dem londoner Musikkritiker Ernest Newman in drei Nummern der „Sunday Times" gefallen lassen mußte, wird man diese Ruskin-Mären ähnlich einzuschätzen haben. Sollte das Wilde-Buch am Ende nicht minder . . .?

Mai-Heft: sehr dankenswert und lehrreich ist ein Aufsatz von Lewis Galantière über „Amerikanische Bücher in Frankreich". Er zieht jedoch das Thema weiter und behandelt das gesamte englische Schrifttum. Danach wird Meredith in Frankreich als Prophet verehrt, Kipling hauptsächlich in seinem Roman „Das Licht erlosch" bewundert, während Thomas Hardy nicht anerkannt ist (Heimatkunst!). Galsworthy soll gelesen und erhoben werden, George Moore nicht durchgedrungen sein. „Bernard Shaw, von einem schweizer Geschäftsmann und dessen Frau übersetzt, ist grotesk in seinem schweizerisch-französischen Gewand" (ein Glück hat der Shaw mit seinen Übersetzern — das muß man schon sagen!). Von neueren Amerikanern war vor dem Krieg Upton Sinclair der gelesenste, während ihm jetzt Jack London den Rang abgelaufen hat. Dazu kommt James Oliver Curwood — eine für uns völlig unbekannte Größe.

Juni-Heft: über das „Englisch des Negers" orientiert ein Artikel von George Philip Krapp, über den „Amerikanischen Journalismus von heute" Chester T. Crowell. Mit Erstaunen wird man vernehmen, daß die „New York World" für den Verfasser „entschieden die lesbarste Zeitung in diesem Lande" ist (muß die sich seit den Tagen des glorreichen Pulitzer gewandelt haben!).

Juli-Heft: Auszüge aus dem Tagebuch Horace Traubels, des Eckermanns von Walt Whitman, geben dessen Urteile über zeitgenössische Schriftsteller wieder.

August-Heft: dem londoner Theaterkritiker Arthur Bingham Walkley gilt ein ausgezeichnetes Porträt des immer anregenden Herausgebers Nathan. „Walkley ist ein Kritiker von Kultur, Erfahrung und Feingefühl und kennt als solcher zwei gesunde Urteilsprinzipien, nämlich: 1. alles, was mich interessiert, ist gut; und 2. alles, was mich nicht interessiert, ist nicht gut. Die kritische Technik der Kritiker aus Archers Schule andererseits lautet: 1. alles, was gut ist, interessiert mich; und 2. alles, was nicht gut ist, interessiert mich nicht . . . So sehr Walkley zeitweilig das Theater und das Drama satt haben mag, er verrät nie das geringste Zeichen, daß er das Kritisieren des Theaters und des Dramas satt hat. Er mag in einem Stück einschlafen, aber seine Kritik des Stückes ist durchaus wach und lebendig. Er hat die Gabe, das Uninteressante interessant zu machen und — was offenbar weit wichtiger ist — das Verdienstvolle und Interessante doppelt verdienstvoll und interessant zu machen." (M. M.)

Die neue deutsche Original-Ausgabe der Gesammelten Werke von Selma Lagerlöf ist in zehn stattlichen Bänden im Verlag von Albert Langen, München, erschienen. Die Bände präsentieren sich in Ganzleinen gebunden mit einer Einbandzeichnung von Professor Walter Tiemann in angenehmem Druck auf holzfreiem Papier mit Bildnis und Autogramm der Verfasserin. Die Übersetzungen, die einen durchgehend sehr vorteilhaften Eindruck machen, rühren von Pauline Klaiber-Gottschau und Marie Franzos her. Die Ausgabe enthält neben den berühmten Romanen „Gösta Berling", „Die Wunder des Antichrist", „Jerusalem I u. II", „Liljecronas Heimat", „Jans Heimweh", „Das heilige Leben" die größeren Erzählungen „Eine Herrenhofsage", „Der Fuhrmann des Todes", „Herrn Arnes Schatz" und über 80 kleinere Erzählungen und Legenden aus den acht Einzelbänden. Dazu die Dichterbiographie „Zacharias Topelius", das Kinderbuch „Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen", dazu das letzte Werk „Marbacka", in dem Selma Lagerlöf von ihrer eigenen Jugend erzählt. Selma Lagerlöf ist einem weiteren deutschen Leserkreis innerlich so nahegetreten, sie darf so sehr als eine repräsentative Erscheinung der neuesten Literatur angesprochen werden, daß die Ausgabe ihrer Werke mit Ausgaben deutscher Klassiker in gleiche Linie zu treten vermag. Der Preis konnte verhältnismäßig billig mit Mk. 85.— angesetzt werden, was auch dafür zeugen mag, daß in Deutschland für Selma Lagerlöfs Werke ein weiter Leserkreis zu finden ist.

Die Eichendorff-Ausgabe des Verlags von Walter Hädecke in Stuttgart präsentiert sich in vier in der Tiemann-Fraktur gedruckten, im Einband den Diotima-Klassikern des Verlags angepaßten Bänden. Die Ausgabe ist von Wilhelm von Scholz herausgegeben, und das darf schon ohne weiteres besagen, daß es gelungen ist, den lebendigen Eichendorff, freilich unter Ausschluß der literarhistorischen Schriften, im Wesentlichen seines Werkes zu bieten. Es ist besonders dankbar zu begrüßen, daß auch aus den autobiographischen

Schriften und Tagebüchern eine völlig zureichende, bildgebende Auswahl geschaffen ist. Ganz prachtvoll ist die kurze Einführung von Wilhelm von Scholz, die dem vierten Band der Schriften angeschlossen ist. In knappen Zügen deutet Scholz den äußeren Lebensgang an, um desto sicherer Eichendorffs seelisches Bereich zu umstecken. Aus dieser Skizze mögen hier die Worte stehen, die für Scholz so charakteristisch sind wie für Eichendorff und die gleichzeitig die Methodik aller Biographik bestimmen sollten. „Wie der irdische Leib vom Menschen im Tode abfällt, sein Unsterbliches freigebend, das aus der Trübung in seine ewige Existenz — die unserem zeitbeschränkten Blick als vor und nach diesem Erdenleben liegend erscheint — zurückkehrt, so soll von einem großen Dichter, wenn er gestorben ist, sein armes irdisches Leben, seine Biographie, abfallen und wesenloser Staub werden vor dem erlösten ewigen Leben, das in Bildern, Symbolen, Klängen, in Gestalten und Schicksalen aus diesem Vergänglichen aufstieg. Auch in unserem Wissen um den Dichter!"

* * *

Georg Altman schreibt uns zum Amerikanischen Brief (L. E. XXVI, 684) in Ergänzung der Nachricht von A. Busse (eine Nachricht, die uns gleichzeitig A. Busse richtigzustellen bittet): In dem Amerikanischen Brief der letzten Nummer Ihrer „Literatur" lese ich zu meinem größten Erstaunen, es sei nicht wahr, daß Tollers „Masse Mensch" in New York gespielt wurde. Das ist ein seltsamer Irrtum, Die Aufführung hat (während meiner Anwesenheit) im April in einem der ersten Theater, dem Gassick-Theater. stattgefunden und konnte öfters wiederholt werden, trotzdem sie ein ausgesprochener Mißerfolg war. Man half sich, indem man unmittelbar nach der Premiere Eintrittskarten zum halben Kassenpreis verkaufte. Die männliche Hauptrolle spielte einer der begabtesten jüngeren Schauspieler Amerikas, Ben Ami, die Regie führte mit großer Liebe Lee Simonson, der sich vorher die Aufführung der Volksbühne in Berlin angesehen hatte. Die Tagespresse verhielt sich ablehnend, einer der führenden Kritiker schrieb (ich zitiere aus der Erinnerung): Hätte ein amerikanischer Dichter dies Stück geschrieben, kein amerikanischer Theaterdirektor hätte es aufgeführt. Eine wohlwollende Besprechung brachte dagegen die beste amerikanische Theater-Zeitschrift „Theatre Arts Monthly" in ihrer Juni-Nummer und veröffentlichte auch einige interessante Szenenbilder. Der Titel der englischen Übersetzung lautet „Man and the Masses".

* * *

Uraufführungen. Mariazell (Neues Festspielhaus): „Muttergottesspiel" von Friedrich Schreyvogl (6. Juli). — Wien (Bürgertheater): „Das Lied der Freiheit", Schauspiel von Fritz Friesach (14. August).

Vorlesungs-Chronik

Von den für das Wintersemester 1924/25 an deutschen, österreichischen und schweizerischen Hochschulen angekündigten Vorlesungen zur neueren Literaturgeschichte sind die folgenden bisher zu unserer Kenntnis gelangt:
AACHEN (Technische Hochschule): Brüggemann, Goethes Leben. Übungen über moderne Dramen. Scharff, Neuere englische Literaturgeschichte. BASEL: Hoffmann-Krayer, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters. Merian, C. M. von Weber als Dramatiker. Steiner, Geschichte der Literatur der deutschen Schweiz. Zinkernagel, Die deutsche Literatur der Sturm- und Drangperiode. Geschichte des deutschen Romans. Hebbels Dramen. Lessings Theoretische Schriften. Roches, Romain Rolland. Tappolet, Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert. Janner, L'Orlando furioso. Walser, Lektüre von Dantes „Purgatorio" und „Paradiso". Svolgimento della letteratura italiana dal 1890—1920. Italienische Neuklassiker: Parini und Alfieri. Mahler, Turgenjew. F. Dostojewski, sein Leben und sein Werk. — BERLIN: Herrmann, Der junge Goethe. Novalis. Petersen, Goethes „Faust". Theorie der Dichtung (Poetik und Stilistik). Über Goethes Sprache und Stil. Lessings Hamburgische Dramaturgie. Roethe, Einleitung in die deutsche Philologie und Literaturgeschichte. Die nationale und politische Dichtung der Deutschen und das deutsche Nationalgefühl. Brandl, Shakespeare. Schrifttum und Schriftsteller in England. Bröker, Einführung in die amerikanische Literatur (in englischer Sprache). Pender, J. M. Synge und das irische Theater (in englischer Sprache). Milléquant, Répétition de la littérature française du romantisme à nos jours ... Le réalisme dans la littérature et dans l'art au XIXe siècle. Die schönsten Gedichte der französischen Literatur von 1870 bis zur Gegenwart. Petrone, Politische, philosophische und literarische Strömungen des heutigen Italiens (in italienischer Sprache). Da Providencia, Die portugiesische Literatur im 19. Jahrhundert. von Farkas, Vörösmartys Lyrik (in ungarischer Sprache). Babinger, Geschichte der arabischen Literatur. Marcus, Geschichte der skandinavischen Dramatik (von Holberg bis Strindberg). Zur schwedischen Literatur (in schwedischer Sprache). Zur nordischen Literaturgeschichte. Lewy, Finnische Epik. Schmitt, Chinesische Literaturgeschichte im Umriß. BERN: Fränkel, Geschichte der deutschen Lyrik von Opitz bis zur Romantik. Goethes Schriften zur Ästhetik. v. Greyerz, Jeremias Gotthelfs Werke I. Maync, Schillers Leben und Werke. Überblick über die deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts. Thomas Mann und seine Erzählertechnik. Über die Literatur des 18. Jahrhunderts. Schöffler, Englische Literaturgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Studies in English Literature, 19th century. Kohler, Origines et formation de la tragédie classique française. Lecture de textes dramatiques. de Reynold, Histoire de la littérature française moderne. Maurice Barrès. Répétitions d'histoire litteraire. Travaux sur la poésie française classique. Jaberg, Geschichte der italienischen Literatur: Risorgimento. Lettura italiana. Niggli, Letteratura italiana: G. Leopardi, G. Giusti. — BONN: Enders, Rheinische Dichtung im 17. und 18. Jahrhundert. Bildungsideale deutscher Klassiker. Hankamer, Lessing. Walzel, Deutsche Dichtung der Neuzeit im Grundriß. Deutsches Drama um 1900. Besprechung neuerer Literatur. Dibelius, Englische Literaturgeschichte im Zeitalter der Renaissance. Gaufinez, Conversations sur le théâtre de Molière. Le Réalisme français au XIXe siècle (III). Menzerath, Conversations et études sur Romain Rolland: La vie de Jean Christophe. Platz, Geschichte der neuesten Literatur in Frankreich. Spitzer, Die Sprache der französischen klassischen Dichtung. Molière. Amoretti, Giacomo Leopardi e la poesia del dolore. Baumstark, Zur vergleichenden Literaturgeschichte an orientalischen Kalendern. — BRESLAU: Heckel, Geschichte der deutschen Literatur in Schlesien. Über

Klopstocks Oden und Epigramme. Koch, Richard Wagner und die deutsche Nibelungendichtung. Kühnemann, Goethe in der Zeit seiner Vollendung (1805—1832) und der zweite Teil des Faust. Unger, Richtungen und Probleme der Literaturwissenschaft der Gegenwart. Heinrich von Kleist. Schücking, Geschichte der englischen Literatur in der mittelenglischen Zeit. Ausgewählte Kapitel aus der Soziologie der Literatur in England. Palgen, Anatole France, Bourget, Barrès. Moderne französische Dramen und ihre Probleme. Diels, Die Literatur der Tschechen und Polen im Mittelalter. Grünenthal, Russische Literatur im 19. Jahrhundert. Haase, Die Weltanschauung der russischen Dichter des 20. Jahrhunderts. — DANZIG (Technische Hochschule): Frotscher, Goethe und die Musik. Henning, Friedrich Nietzsche. — DARMSTADT (Technische Hochschule): Berger, Geschichte der deutschen Lyrik von den Anfängen bis auf Goethe. Kunstlehre der Dichtung. Über Lessings Dramen. Heinrich von Kleists Leben und Werke. Das Zeitalter Goethes und Schillers. DRESDEN (Sächsische Technische Hochschule): Engert, Die Dramen Gerhart Hauptmanns und ihre entwicklungsgeschichtliche Bedeutung. Richard Dehmels Lyrik in ihrer Entwicklung. Janentzky, Das Zeitalter des jungen Goethe. Dichtung und Poetik der Aufklärungsepoche. Literatur der Mystik. Fischer, Englische Literatur- und Kulturgeschichte im Zeitalter des Puritanismus. Chaucer-Interpretation. Miltons „Paradise lost". Klemperer, Französische Literatur im 17. und 18. Jahrhundert. Jüngste französische Literatur. Hamburgische Dramaturgie vom Standpunkt des Romanisten. Leonhardi, Puschkin. — ERLANGEN: Geißler, Goethes Faust. Hensel, Die Romantiker. Brotanek, Geschichte der englischen Literatur seit der Romantik. Pirson, Die französische Literatur im Mittelalter. — FRANKFURT a. M.: Schultz, Goethes „Faust". Deutsche Dichtung im 19. und 20. Jahrhundert. II. (Von Nietzsche bis zur Gegenwart). Sommerfeld, Geschichte der deutschen Lyrik seit Klopstock. Der Roman des 18. Jahrhunderts. Sprengel, Schillers und Kleists Dramen. Viëtor, Die Dichtung des Sturms und Drangs. Das Drama des jungen Deutschlands. Curtis, Old English Literature. Shakespeares „Sonnetts". v. Petzold, The modern English Drama. Bernay, Etudes du réalisme français de la Comédie humaine de Balzac au roman de guerre de H. Barbusse, G. Duhamel et R. Dorgelès. Muth, Italienische Literatur. Hatzfeld, Geschichte der spanischen Literatur von den Anfängen bis zur Zeit Calderons. Petriconi, Die spanische Literatur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptvertretern. Schultz, Ibsen und Strindberg. — FREIBURG i. B.: Götze, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter der Renaissance und Reformation. Kroner, Hölderlin in seiner Bedeutung für den deutschen Idealismus. Witkop, Das deutsche Drama im 19. Jahrhundert. Das deutsche Drama seit Gerhart Hauptmann. Das deutsche Lustspiel und die deutsche Komödie im Zusammenhang mit der Weltliteratur. O'Sullivan, Die englische Literatur von 1890 bis zur Gegenwart. The Irish Literary Revival. Heiß, Boilaus „Art Poétique" und die französische Literatur des 17. Jahrhunderts. Paufler, Jean Jacques Rousseau, sa vie et son œuvre. Heiß, Spanische Lyriker des 16. und 17. Jahrhunderts. Glaeser, Puschkins „Boris Godunow". — GENF: Bohnenblust, Das Zeitalter des poetischen Realismus. Carl Spitteler. Meister Eckhart. — GIESSEN: Behaghel, Geschichte der deutschen Literatur im 15. und 16. Jahrhundert. Collin, Geschichte des deutschen Dramas im 19. Jahrhundert. I: von Kleist bis Hebbel. Goethe und Schiller. Korff, Die deutsche Frühromantik. Bayliß, The English Novel of to-day. Horn, Englische Verskunst. Spira, Die englische Literatur des 17. Jahrhunderts. Behrens, Geschichte der französischen Literatur seit dem Zeitalter der Renaissance. Vlamynck, Poètes et prosateurs belges (De Coster, Rodenbach, Verhaeren, Maeterlinck). Ruppert y Ujavari, Los grandes escritores dramáticos españoles en los siglos 16 y 17. — GRAZ: Eichler, Deutsches Buchwesen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Seuffert, Die deutsche Literatur in der Zeit der älteren Romantik. Eichler, Einführung in die Dramatik Shakespeares und seiner Zeitgenossen. Fleischhacker, Einführung in die englische Metrik .II. — GREIFSWALD: Merker, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter der Reformation. Literaturphilosophie. Stammler, Geschichte der deutschen Literatur seit den Kreuzzügen. Schaaffs, Shakespeares „Julius Cäsar". Carlyles „Past and Present". Spies, Milton und der Puritanismus. Heuckenkamp, Voltaire, Rousseau, Diderot. Lommatzsch, Geschichte des französischen Theaters von den Anfängen bis zur Gegenwart. Moderne französische Prosa. Olivier, Neufranzösische Stilistik. Merker, Holbergs Dramen. Brüske, Gontscharows „Oblomow". Rosenquist, Aleksis Kiwi, Begründer der finnischen schönen Literatur. — HAMBURG: Berendsohn, Die Märchen der Brüder Grimm. Über den Stil Jean Pauls. Meyer-Benfey, Lessing. Kleist: „Prinz von Homburg". Petsch, Goethe als dramatischer Dichter. Deutsche Dramatiker des 19. Jahrhunderts. II. (Hebbel und das Zeitalter des künstlerischen Realismus.) Einführung in die Probleme der Literaturwissenschaft (zugrunde gelegt werden Hölderlins Werke). Einführung in die Technik der zeitgenössischen deutschen Dramatik und Erzählkunst. Peters, Über die Erziehungsgedanken Goethes und Schillers. Bostock, Some authors of to-day. Schütt, Samuel Johnson, Lives of the English Poets. Wendt, English Prose. Wolff, Robert Browning. Brulez, Über die französische Literatur nach 1870 (in französischer Sprache). Brauns, Erklärung französischer Schriftsteller des 16. Jahrhunderts. Urtel, Pascal und Lafontaine. Meriggi, Italienische Literatur des 19. Jahrhunderts (in italienischer Sprache). Montesinos, El teatro español del siglo de oro. Zur spanischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts (in spanischer Sprache). N. N, Cervantes. X. X, Erklärung moderner portugiesischer Schriftsteller (in portugiesischer Sprache). Meyer-Benfey, Ibsens Dramen. II. Ruge, Norsk literatur i det 19. arhundrede. Berendsohn, Über Jens Peter Jacobsens „Frau Marie Grubbe". Skalberg, N. F. S. Grundtvig als Schriftsteller und Volkserzieher. Holberg, Erasmus Montanus. Dansk Litteratur mellem 1812 og 1835. Knoops, Moderne Nederlandsche Literatuur (J. Boudier-Bakker, M. Scharten-Antink, Top Naeff usw.). v. Propper, Aus der Geschichte des russischen Romans (in russischer Sprache). Salomon, Dostojewski und seine Zeit. v. Reybekiel, Wyspianskis Leben und Werke (in polnischer Sprache). Nedjati Hüssni, Moderne türkische Literatur (in türkischer Sprache). Klingenheben, Die semitischen Literaturen Abessiniens. — HEIDELBERG: Boucke, Die jüngere Romantik (1810—1830). Rickert, Goethes „Faust". Freih. v. Waldberg, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation. Lessings Leben und Werke. Ehrenberg, Shakespeare, Goethe, Dostojewski. Hoops, Das Zeitalter Ben Jonsons und Miltons. Lewis, History of the English Essay. Curtius, Die französische Kritik im 19. Jahrhundert. Erklärung von Dantes „Purgatorio". Boucke, Henrik Ibsens soziale Dramen. v. Bubnoff, Dostojewski. — JENA: Leitzmann, Deutsche Literatur- und Geistesgeschichte von 1700 an. Michels, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter der Klassiker und Romantiker. Jordan, Geschichte der englischen Literatur von der Zeit Chaucers bis zu Shakespeare. Gelzer, Französische Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Olivier, Die Haupterscheinungen der französischen Literaturgeschichte der Gegenwart. Dinger, Henrik Ibsens Dramen. — KARLSRUHE i. B. (Badische Technische Hochschule): Holl, Typen deutscher Lyrik. Goethes „Faust", Einführung und Erläuterung. Braunger, Die modernen französischen Schriftsteller. — KIEL: Kauffmann, Geschichte der deutschen Literatur. II. Schillers Ideenpoesie. Wolff, Wilhelm Meisters Wanderjahre. Bühnengeschichte Hebbels. Zeit-

schriften des 18. Jahrhunderts. Holthausen, Shakespeares Leben und Werke. Koelbing, Modern English Novelists. Ebeling, Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert. Gallay, Die französische Lyrik im 19. Jahrhundert. Skalberg, Die dänische Literatur zwischen 1812 und 1836 (in dänischer Sprache). N. F. S. Grundtvig, der Schriftsteller und Volkserzieher (in deutscher Sprache). Keller, Die russische Volksdichtung. Puschkins „Boris Godunow". — KÖLN: Bertram, Deutsche Erzählung von 1770—1830. Friedrich Schiller. v. der Leyen, Deutsche Dichtung im Überblick (von den Anfängen bis zu Goethes Tod). Spahn, Geschichte des deutschen Zeitungswesens. Schröer, Shakespeares Poems. Lorck, Lafontaine als Fabeldichter. v. der Leyen, Nordische Dichter der Gegenwart (von Ibsen und Björnson bis in die neueste Zeit). — LAUSANNE: Bohnenblust, Das romantische Zeitalter. Die deutsche Geschichtsphilosophie von Herder bis Brentano. Goethes „Faust" II. — LEIPZIG: Becker, Allgemeine Geschichte des Dramas im Mittelalter. Jolles, Grundbegriffe der Literaturgeschichte. II. N. N., Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. Witkowski, Geschichte des deutschen Dramas von den ältesten Zeiten bis auf Lessing. Die jüngsten Stadien der deutschen Dichtung. Förster, Englische Literaturgeschichte im Zeitalter der Vorromantik (1730—1800). Wildhagen, Geschichte der englischen Literatur des 19. Jahrhunderts. Neubert, Französische Literatur im 17. Jahrhundert. Wengler, La vie et l'œuvre de Victor Hugo. Friedmann, Dantes Leben und Werke. Dieterich, Neugriechische Volkslieder mit Interpretation. Vasmer, Geschichte der altrussischen Literatur von den Anfängen bis zum 18. Jahrhundert. Erklärung russischer Dichter des 19. Jahrhunderts. Gerullis, Geschichte der lettischen Literatur. — MARBURG a. d. L.: Elster, Geschichte der deutschen Dichtung des 18. Jahrhunderts. Friedrich Hebbel und Otto Ludwig. Pongs, Die deutsche Novelle im 19. Jahrhundert. Über Rainer Maria Rilke. Deutschbein, Über die victorianische Dichtung. Freund, Contemporary Literature in the English Language. Reading of works by W. B. Yeats. Blamynck, Die vlämische Literatur des 19. Jahrhunderts (in niederländischer Sprache). Poètes et Prosateurs belges (De Coster, Rodenbach, Verhaeren, Maeterlinck, Eeckhoud u. a.). — MÜNCHEN: Borcherdt, Die Sturm- und Drangperiode. d'Ester, Einführung in die wissenschaftliche Zeitungskunde. Kutscher, Deutsche Stilkunde: Die Dichtungsgattungen. Die deutsche Literatur der Jüngeren (seit 1900) und des Expressionismus. Muncker, Geschichte der deutschen Literatur vom Ausgang des 17. Jahrhunderts bis in das Zeitalter Klopstocks und Lessings. Goethes „Faust". Strich, Die deutsche Klassik. Stilproben der deutschen Dichtung. Woerner, Goethes Leben und Werke. Schick, Übersicht über die alt- und mittelenglische Literatur. Wells, Englische Literatur am Anfang des 19. Jahrhunderts. Woerner, Die Tragödien Shakespeares. Hartmann, Zur französischen Verslehre. Lerch, Zur klassischen französischen Literatur. Simon, Französische Literatur im 19. Jahrhundert. I. Voßler, Über französische Romantik. Berneker, Zur russischen Literatur über Puschkin und seine Zeit. v. Güldenstubbe, Ljesskow, Kleine Erzählungen. — MÜNSTER: Kluckhohn, Deutsche Kultur und Dichtung im 19. Jahrhundert. Schwering, Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts. Geschichte der politischen Dichtung der Deutschen von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Keller, Chaucers Leben und Werke. Miltons kleinere Gedichte. Schönemann, Amerikanische Literaturgeschichte bis 1800. Decroos, Poètes belges de langue française. Heinermann, Das spanische Drama der Blütezeit. Van Sint-Jan, Vlaamsche Beweging en Literatuur na 1830. Magon, Geschichte der schwedischen Literatur. — ROSTOCK i. M.: Flemming, Deutsche Literatur- und Geistesgeschichte von Opitz bis Gottsched. Golther, Der junge Goethe. Imelmann, Chaucer. Die englischen Balladen. Spehr, Littérature française avec Lecture des textes de quelques grands prosateurs. Zenker, Geschichte der französischen Literatur. II. Alfred de Vignys „Poèmes". Mann, Über dänische Literatur. Björkman, Litterära porträtt av nyare svenska och norska diktare. — STUTTGART (Technische Hochschule): Meyer, Goethes Leben, Werke und Weltanschauung. Die Hauptvertreter der deutschen Gegenwartsdichtung. Moderne Dramen. Ott, Histoire de la littérature française à l'époque de la Renaissance I. — TÜBINGEN: Bebermeyer, Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts. Schneider, Goethe und Schiller. Zur poetischen Theorie der Klassiker und Romantiker. Coll, The English Novel in the Eighteenth Century. Franz, Shakespeare. Gauger, Das englische Drama des 18. Jahrhunderts. Haas, Französische Literatur von 1715—1800. — WÜRZBURG: Roetteken, Geschichte der deutschen Literatur vom Auftreten des jungen Deutschland bis zu den Münchnern (ohne Hebbel und Ludwig). Friedrich Hebbel und Otto Ludwig. Jiriczek, Byron, Shelley und ihre Zeitgenossen. Franz, Die französische Literatur im 18. Jahrhundert. Molière. Bernay, Etudes du Réalisme français de la Comédie humaine de Balzac au Roman de guerre de H. Barbusse G. Duhamel et R. Dorgelès. Hämel, Cervantes und sein „Don Quijote". — ZÜRICH: Ermatinger, Goethe. Einführung in die Literaturwissenschaft. Hauptvertreter des Dramas im 19. Jahrhundert. Faesi, Gotthelf, G. Keller, Nietzsche. Fehr, English Literature 1660—1760 (from Dryden to the Novelists). Englische Balladen und Volkslieder. Spoerri, Histoire de la littérature française au XIXe siècle. II. La poésie lyrique moderne. I. Die Deutung des dichterischen Kunstwerks. Spoerri, Petrarca und seine Zeit. Ermatinger, August Strindberg. — ZÜRICH (Eidgen. Technische Hochschule): Ermatinger, Einführung in die Kunstform der Dichtung. Die Weltanschauung der deutschen Klassiker. Schaer, Neuere schweizer Lyrik in Schriftsprache und Mundart. Die Lyrik, ihr Wesen und ihre ästhetischen Probleme. Th. Storms Leben und Dichtungen. Pfändler, The English novel from Sir Walter Scott to Charles Dickens. Seippel, Molière. Romanciers français contemporains. Pizzo, Torquato Tasso e la controriforma. Scrittori contemporanei. Lettura di autori moderni e conversazioni. Ermatinger, August Strindberg.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Becher, Johannes R. Vorwärts, du rote Erde. (Signale Bd. 9—12.) Frankfurt a. M. 1924, Taifun-Verlag. 125 S.

Bernard, A. Am Landestor. Roman. Freiburg i. Br. 1924, Herder & Co. G. m. b. H. 252 S. Geb. M. 4,20.

Blunck, Hans Friedrich. Stelling Rotkinnsohn. Die Geschichte eines Verkünders und seines Volkes. Mit 7 Holzschnitten. München 1924, Georg Müller. 303 S.

Dembitzer, Salamon. Holländische Erde. Erlebnisse eines Heimatlosen. Leipzig 1924, Ernst Oldenburg. 64 S. M. 1,50 (3,—).

— Nächte im Vondelpark. Leipzig 1924, Ernst Oldenburg. 139 S. M. 2,50 (4,—).

Eichendorffs Werke in 4 Bänden. Herausgegeben von Wilhelm von Scholz (Diotima-Klassiker). Stuttgart 1924, Walter Hädecke. 431, 389, 407, 409 S. In Halbleinen M. 28,—, in Halbleder M. 44,—, in Ganzleder M. 80,—.

Eidlitz, Walter. Die Laufbahn der jungen Clothilde. Roman. Wien 1924, Paul Zsolnay. 185 S.

Endres, Franz Carl. Florians große Liebe. Roman. Leipzig 1924, Ernst Oldenburg. 131 S. M. 1,50 (3,—).

Eppstein, Georg Freiherr von. Ins neue Land ... Aus einer Jugend. Eine stille Geschichte (Stern-Bücher, Venus-Reihe). Leipzig 1924, Stern-Bücher-Verlag. 127 S.

Ewers, Ludwig. Frau Ingeborgs Liebesgarten. Ein rheinischer Roman. 2. Aufl. München, Hugo Schmidt. 722 S.

Ferch, Joh. Mensch, nicht Jude. Roman. Leipzig 1924, Ernst Oldenburg. 243 S. M. 2,50 (4,—).

Forbes-Mosse, Irene. Gabriele Alweyden oder Geben und Nehmen. Roman. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 186 S.

Graf, Oskar Maria. Die Traumdeuter. Aus einer alten bayrischen Familienchronik (Der Bienenkorb). Freiburg i. Br. 1924, Herder & Co. G. m. b. H. 69 S. M. 1,—.

Gronemann, Sammy. Hawdoloh und Zapfenstreich. Erinnerungen an die ostjüdische Etappe. Mit Zeichnungen von Magnus Zeller. Berlin 1924, Jüdischer Verlag. 247 S. Geb. M. 5,—.

Grote, Hans Henning Freiherr von. Heilige Saat. Eine Dichtung von 1806/07. (Sammlung Schollenbücher, 4. Buch.) Essen 1924, Otto Schlingloff. 211 S.

Gysae, Otto. Abrechnung. Roman. Berlin 1924, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser Verlag G. m. b. H. 228 S.

Herbert, M. Das fremde Leben (Der Bienenkorb). Freiburg i. Br. 1924, Herder & Co. G. m. b. H. 78 S. M. 1,—.

Herbst, Kurt. Gemeinschaft. Novellistische Studie aus der Jugendbewegung. Berlin 1924, Verlag „Werdendes Volk". 32 S.

Höcker, Paul Oskar. Thaddäus. Der Roman eines jungen Herzens. Nach Aufzeichnungen Gustav Danneggers des Vikars. Berlin 1924, Ullstein. 264 S.

Illes, Béla. Nikolai Sunaj. Historische Erzählung aus den Jahren 1920—21 (Signale Bd. 6—8). Frankfurt a. M. 1924, Taifun-Verlag. 98 S.

Kleist, Heinrich von. Werke und Briefe in 4 Bänden. Herausgegeben von Manfred Schneider (Diotima-Klassiker). Stuttgart 1924, Walter Hädecke. 417, 432, 336, 371 S. In Halbleinen M. 28,—, in Halbleder M. 44,— in Ganzleder M. 80,—.

Lamszus, Wilhelm. Der Genius am Galgen. Gesichte der letzten Nacht. Leipzig 1924, Ernst Oldenburg. 109 S. M. 1,50 (3,—).

Malade, Theo. Semmelweis. Der Retter der Mutter. Der Roman eines ärztlichen Lebens. München 1924, J. F. Lehmann. 125 S.

Mathar, Ludwig. Fünf Junggesellen und ein Kind. Eine traurig-lustige Geschichte. Freiburg i. Br. 1924, Herder & Co. G. m. b. H. 144 S. Geb. M. 3,—.

— Der arme Philibert (Der Bienenkorb). Freiburg i. Br. 1924, Herder & Co. G. m. b. H. 79 S. M. 1,—.

Netzle, Christoph. Fräulein Mozart. Ein Roman. Leipzig 1924, H. Haessel. 322 S. M. 5,— (7,—).

Pagés, Helene. Von Godefried und Mechthildis die kreuzfahren gingen. Eine Erzählung aus dem Kinderkreuzzug. Freiburg i. Br. 1924, Herder & Co. G. m. b. H. 214 S. Geb. M. 3,50.

Paul, Jean. Werke. Auswahl in 2 Bänden. Herausgegeben von Manfred Schneider (Diotima-Klassiker). Stuttgart 1924, Walter Hädecke. 451, 449 S. In Halbleinen M. 14,—, in Halbleder M. 22,—, in Ganzleder M. 40,—.

Pohl, Gerhart. Das Tagebuch merkwürdiger Verführungen. Berlin 1924, Elena Gottschalk. 92 S.

Rieneck, Conrad. Der Gefangene. Ein Kreisvorgang 1915, Robbe. Nordische Novellen. (Sammlung Schollenbücher. 6. Buch.) Essen 1924, Otto Schlingloff. 205 S.

Schlesische Dorfgeschichten. Ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. Berlin 1924, Martin Warneck. 243 S. Geb. M. 3,80.

Scholz, Wilhelm von. Gesammelte Werke. Bd. I: Gedichte. Bd. II: Der Schauspiele erster Teil. Bd. III: Der Schauspiele zweiter Teil. Bd. IV: Erzählungen. Bd. V: Wanderungen. 287, 365, 392, 389, 388 S. Stuttgart 1924, Walter Hädecke. In Ganzleinen M. 37,50, in Halbleder M. 50,—, in Ganzleder M. 100,—.

Das Wilhelm-von-Scholz-Buch. Eine Auswahl seiner Werke. Stuttgart 1924, Walter Hädecke. 300 S. Geb. M. 3,60.

Schott, Anton. Die Hacker vom Freiwald. Roman. Freiburg i. Br. 1924, Herder & Co. G. m. b. H. 318 S. Geb. M. 4,60.

Schreieck, Alfons. Das Land unter dem Regenbogen. Roman. Freiburg i. Br. 1924, Herder & Co. G. m. b. H. 294 S. Geb. M. 4,80.

Schussen, Wilhelm. Zwischen Donau und Bodensee. Ein Buch aus Oberschwaben. Mit 60 Federzeichnungen von Heinr. Baumgärtner. Tübingen 1924, Alexander Fischer. 37 S. M. 4,— (6,—).

— Medard Rombold. Der Wirt zum goldenen Anker. Roman. 4. Aufl. München 1924, Jos. Kösel & Fr. Pustet K.-G. 170 S.

Schützinger, Hermann. Auferstehung. Eine Legende aus der Wahrheit des Krieges. Leipzig 1924, Ernst Oldenburg. 232 S. M. 2,50 (4,—).

Seelig, Carl. Nachtgeschichten aus der guten alten Zeyt. Rudolstadt 1924, Greifen-Verlag. 157 S.

Stilgebauer, Edward. Briefe eines Einarmigen. Leipzig 1924, Ernst Oldenburg. 240 S.

Weismantel, Leo. Der närrische Freier. Roman. Freiburg i. Br. 1924, Herder & Co. G. m. b. H. 92 S. Geb. M. 2,40.

Weiß, Ernst. Daniel. Erzählung. Berlin 1924, Verlag Die Schmiede. 81 S. Geb. M. 3,50.

Wieprecht, Christoph. Nachtgesang. (Sammlung Schollenbücher, 5. Buch.) Essen 1924, Otto Schlingloff. 253 S.

Willam, Franz Michel. Knechte der Klugheit. Roman. Freiburg i. Br. 1924, Herder & Co. G. m. b. H. 284 S. Geb. M. 4,20.

Zacchi, Ferdinand. Die liebe Not. Ein Schicksalsbuch. Neumünster i. Holst. 1924, Karl Wachholtz. 226 S. Geb. M. 5,—.

Zerkaulen, Heinrich. Rund um die Frau. Kleine Geschichten. Hildesheim 1924, Franz Borgmeyer. 58 S. Geb. M. 1,20.

Zillich, Heinrich. Wälder und Laternenschein. Eine Novelle. Hermannstadt 1923, W. Krafft. 88 S.

* * *

Baring, Maurice. Die Verzauberten. Roman. Übersetzt aus dem Englischen von Richard Hoffmann. Wien 1924, Paul Zsolnay. 198 S.

Aveline, Claude. Molène. Eine Erzählung. Mit 2 Zeichnungen von Steinlen. Übersetzt von Hermyne von Zur Mühlen (Signale Bd. 5). Frankfurt a. M. 1924, Taifun-Verlag. 25 S.

Balat, Jean. Lepopo, der Narr. Übersetzt aus dem Französischen von Hermyne von Zur Mühlen (Signale Bd. 4). Frankfurt a. M. 1924, Taifun-Verlag. 39 S.

Géraldy, Paul. Helene. Roman. Deutsch von Raoul Auernheimer. Wien 1924, Paul Zsolnay. 118 S.
Loti, Pierre. Islandfischer. Übersetzt von Carmen Sylva. 10. Aufl. Leipzig 1924, Alfred Kröner. 260 S.
Nexö, Martin Andersen. Lobgesang aus der Tiefe. Erzählungen. Konstanz 1923, Oskar Wöhrle. 149 S.
Saltykow, Michael. Geschichten und Märchen. Übersetzt, eingeleitet und herausgegeben Arthur Luther. Leipzig 1924, Bibliographisches Institut. 447 S. M. 3,50 (4,40).
Szetvai, János. An der Spitze der Bauern. Roman. Aus dem Ungarischen übersetzt von Stefan J. Klein. Frankfurt a. M. 1924, Taifun-Verlag. 125 S.
Sforim, Mendale Moicher (Schulem Jaankew Abramowitsch). Schloimale. Gesammelte Werke. Bd. I. Aus dem Jiddischen von Salomo Birnbaum. Mit Vorbemerkungen und Vorspruch. Berlin 1924, Jüdischer Verlag. 263 S. Geb. M. 5,50.

Lyrisches und Episches

Darnbacher, Max. Spiel und Zeit. Gedichte. Stuttgart 1924, Georg Ebinger. 60 S.
Deutsche Lyrik vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Herausgegeben von Ernst Aeppli. Frauenfeld 1924, Huber & Co. 323 S.
Geucke, Kurt. Scholle und Stern. Gedichte. Berlin 1924, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt Engel & Toeche. 306 S.
Hasenkamp, Gottfried. Hymnen. Frankfurt a. M. 1924, Verlag des Bühnenvolksbundes. 165 S.
Junge Mannschaft. Eine Symphonie jüngster Dichtung. Herausgegeben von Martin Rockenbach. Leipzig 1924, Eugen Kuner. 615 S. M. 6,50 (8,—).
Liebenthal, Ite. Gedichte. Dessau 1924, Karl Rauch. 47 S. Geb. M. 2,—.
Springer, Brunold. König Davids letzte Liebe. Sonette. Leipzig 1924, Ernst Oldenburg. 20 S. M. 1,50.

Dramatisches

Bachmann, Heinrich. Hora mea. Die Mysterien der Erlösung. Frankfurt a. M. 1924, Verlag des Bühnenvolksbundes. 124 S. Geb. M. 2,40.
Becher, Johannes R. Arbeiter, Bauern, Soldaten. Entwurf zu einem revolutionären Kampfdrama (Signale Bd. 20—23). Frankfurt a. M. 1924, Taifun-Verlag. 128 S.
Felner, Karl von. Rolands Knappen. Ein Märchenspiel. Frankfurt a. M. 1924, Verlag des Bühnenvolksbundes. 93 S. M. 1,80 (3,—).
Franke, Hans. Untergang. Drei Akte. 1919—1923. Stuttgart-Heilbronn 1924, Walter Seifert. 62 S.
Hirsch, Lorenz. Kalchgruber, der Bauernadvokat. Fünf Bilder aus dem Vormärz. Nach einer Erzählung und mündlicher Überlieferung (Deutsche Hausbücherei Bd. 119). Wien 1924, Österreichischer Schulbücher-Verlag. 81 S.
Klopstock, F. G. Der Tod Adams. Ein Trauerspiel. Freiburg i. Br. 1924, Pontos Verlag. 84 S.
Ulrich, Georg. Perianda von Korinth. Eine Tragödie. Wien 1924, Wiener Literarische Anstalt. 133 S.

Literaturwissenschaftliches

Bab, Julius. Arbeiterdichtung. (Kunst und Volk, Heft 3.) Berlin 1924, Volksbühnen-Verlags- und Vertriebs-G. m. b. H. 47 S. M. 1,—.
Bethe, E. und M. Pohlenz. Griechische Literatur. Bd. I, 3. Heft. Einleitung in die Altertumswissenschaft. Leipzig 1924, B. G. Teubner. 199 S. M. 6,40.
Diebold, Bernhard. Der Denkspieler Georg Kaiser. Frankfurt a. M. 1924, Frankfurter Verlags-Anstalt. 142 S. M. 3,20 (4,50).
Ermatinger, Emil. Wieland und die Schweiz. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben, Bd. 31.) Leipzig 1924, H. Haessel. 110 S.
Fuß, Karl. Untersuchungen über Alexander Puschkin als Politiker und Historiker (Inaugural-Dissertation). Druck: Weinsberg 1924, Wilhelm Röck. 84 S.
Kayser, Rudolf. Das junge deutsche Drama (Volk & Kunst, Heft 2). Berlin 1924, Volksbühnen-Verlags- und Vertriebs-G. m. b. H. 42 S. M. 1,—.
Keller, Gottfried. Leben, Briefe und Tagebücher [1830—1861]. Auf Grund der Biographie Jakob Baechtolds dargestellt und herausgegeben von Emil Ermatinger. II. Bd. Mit einem Bildnis und 5 Federzeichnungen Kellers im Text, 5. und 6., stark vermehrte Auflage. Stuttgart-Berlin 1924, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 542 S. M. 8,50 (12,50).
Klopstock. 2. Juli 1724. Zur Feier seines 200jährigen Geburtstages dem Verein der Freunde der Preußischen Staatsbibliothek gewidmet von der Handschriftenabteilung. Berlin 1924, Preuß. Staatsbibliothek.
Korrodi, Eduard. Schweizerdichtung der Gegenwart. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben, Bd. 32.) Leipzig 1924, H. Haessel. 83 S.
Lerber, Helene von. Der Einfluß der französischen Sprache und Literatur auf Conrad Ferdinand Meyer und seine Dichtung (Sprache und Dichtung, Heft 29). Bern 1924, Paul Haupt. 171 S.
Norden, E. Römische Literatur, Bd. I, 4. Heft. Einleitung in die Altertumswissenschaft. Leipzig 1924, B. G. Teubner. 118 S. M. 3,—.
Schleich, Carl Ludwig. Dichtungen. Berlin 1924, Ernst Rowohlt. 387 S. M. 5,— (7,50).
Schmid, Ludwig Ferdinand. Gedichte von Dranmor. Ausgewählt und eingeleitet von Otto von Greyerz (Die Schweiz im deutschen Geistesleben, Bd. 28). Leipzig 1924, H. Haessel. 85 S.
Stolze, Reinhold. Die wissenschaftlichen Grundlagen der Inszenierung von Hebbels „Maria Magdalene" (Hebbel-Forschung XIII). Berlin 1924, B. Behrs Verlag. 74 S. M. 2,50.
Unger, Rudolf. Literaturgeschichte als Problemgeschichte. Zur Frage geisteshistorischer Synthese mit besonderer Beziehung auf Wilhelm Dilthey (Schriften der Königsberger Gelehrten-Gesellschaft. 1. Jahr. Geisteswissenschaftliche Klasse, Heft 1). Berlin 1924, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. 30 S. M. 2,—.
Wedekind, Frank. Gesammelte Briefe, Bd. I/II. Herausgegeben von Fritz Strich. München 1924, Georg Müller. 357, 391 S.

* * *

Shaw, Bernard. Gesammelte Romane in vier Bänden. Potsdam, Gustav Kiepenheuer. 528, 353, 372, 509 S.
Rosanow, Wassilij. Dostojewski und seine Legenden vom Großinquisitor. Zur Analyse der Dostojewskischen Weltanschauung. Übersetzt von Alexander Ramm. Berlin 1924, Razum-Verlag. 197 S.

Verschiedenes

Bachofen, J. J. Das Lykische Volk und seine Bedeutung für die Entwicklung des Altertums. Herausgegeben von Manfred Schröter (Die Schweiz im deutschen Geistesleben, Bd. 30). Leipzig 1924, H. Haessel. 110 S.
Bally, Gustav. Psychologische Phänomene im Bedeutungswandel (Sprache und Dichtung, Heft 30). Bern 1924, Paul Haupt. 85 S.
Bekker, Paul. Wagner. Das Leben im Werke. Stuttgart-Berlin 1924, Deutsche Verlags-Anstalt. 588 S.
Bericht über das 30. Schuljahr (1923) der Schule der deutschen Kolonie zu Mexiko. Herausgegeben von Traugott Böhme. Mexiko 1924, Cia. Mex. de Artes Graficas. 71 S.

Bry, Carl Christian. Verkappte Religionen. Gotha-Stuttgart 1924, Fr. Andr. Perthes. 249 S. Geb. M. 4,—.
Busch, R. Gotische Häusermadonnen in Mainz. Coblenz 1924, Rheinische Verlags-G. m. b. H. 24 S.
Caspar, Paul. Unsere Wiedergeburt im Geiste. Dresden 1924, Emil Pahl. 44 S. M. 1,—.
Coellen, Ludwig. Von der Selbstoffenbarung des göttlichen Lebens. Grundlegung einer Metaphysik. Traisa-Darmstadt 1924, Arkaden-Verlag. 195 S.
Dehio, Georg. Geschichte der deutschen Kunst. Bd. III. Erste Hälfte. Text 165 S. Abbildungen 297 S. Berlin 1924, Walter de Gruyter & Co.
Der Krieg. 24 Offsetdrucke nach Originalen aus dem Radierwerk von Otto Dix. Berlin 1924, Karl Nierendorf.
Deutsche Bücherei des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig im Jahre 1923. Elfter Bericht über die Verwaltung. Leipzig 1924, Börsenverein der Deutschen Buchhändler. 28 S.
Engelhardt, Viktor. Der Mann in der Jugendbewegung. Berlin 1924, Arbeiter-Jugend-Verlag. 45 S. M. —,50.
Hartwich, Maximilian. Kehr ein bei dir! Die Stimme einer Erscheinung. Wien 1924, Wiener Literarische Anstalt. 86 S.
Henseling, Robert. Werden und Wesen der Astrologie. Mit 34 Abbildungen. Stuttgart 1924, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Franckhsche Verlagsbuchhandlung. 92 S.
Hirschberg, Leopold. Der Taschen-Goedeke. Frankfurt a. M. 1924, Tiedemann & Uzielli. 815 S.
Hoerth, Otto. Miniaturen vom Bodensee. Mit 16 Tafeln und 1 Karte. Stuttgart 1924, Strecker & Schröder. 293 S. Geb. M. 6,50.
Holitscher, Artur. Das Theater im revolutionären Rußland (Kunst & Volk, Heft 4). Berlin 1924, Volksbühnen-Verlags- und Vertriebs-G. m. b. H. 39 S. M. 1,—.
Im Flugzeug dem Nordpol entgegen. Herausgegeben von W. Mittelholzer. Junkersche Hilfsexpedition für Amundsen nach Spitzbergen 1923. Mit Beiträgen von K. Wegener, A. Miethe, H. Boykow. Mit 48 Bildern nach photographischen Aufnahmen von W. Mittelholzer und 4 Kartenskizzen. Zürich 1924, Orell Füßli. 106 S. Geb. M. 7,20.
Johst, Hanns. Wissen und Gewissen (Sammlung Schollenbücher, 2. Buch). Essen 1924, Otto Schlingloff. 104 S.
Kaufmann, Carl M. Amerika und Urchristentum. Weltverkehrswege des Christentums nach den Reichen der Maya und Inka in vorkolumbischer Zeit. München 1924, Delphin-Verlag. 58 S.
Kersten, Kurt. Moskau-Leningrad. Eine Winterfahrt (Signale Bd. 13—14). Frankfurt a. M. 1924, Taifun-Verlag. 60 S.
Krebs, Engelbert. Die Kirche und das neue Europa. Sechs Vorträge für gläubige und suchende Menschen. Freiburg i. Br. 1924, Herder & Co. G. m. b. H. 191 S. M. 3,50.
Lang, Oskar. Anton Bruckner. Wesen und Bedeutung. München 1924, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 115 S.
Löffler, Klemens. Papstgeschichte von der Französischen Revolution bis zur Gegenwart (Sammlung Kösel 46). 2. Aufl. Kempten 1924, Jos. Kösel & Fr. Pustet K.-G. 220 S.
Marcus, Ernst. Theorie einer natürlichen Magie. Gegründet auf Kants Weltlehre. München 1924, Ernst Reinhardt. 196 S. Geb. M. 3,—.
Marx, Karl. Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte (Signale Bd. 15—18). Frankfurt a. M. 1924, Taifun-Verlag. 138 S.
Mühlethaler, Jacob. Wirklichkeitserkenntnis und Ichproblem. Gemeinverständliche Einführung in höchste Lebensprobleme. Bern 1924, Ernst Bircher. 103 S. M. 3,60.
Nadler, Josef. Der geistige Aufbau der deutschen Schweiz. 1798—1848. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben, Bd. 29). Leipzig 1924, H. Haessel. 100 S.
Nestriepke, S. Der moderne Theaterbetrieb (Kunst & Volk, Heft 1). Berlin 1924, Volksbühnen-Verlags- und Vertriebs-G. m. b. H. 46 S. M. 1,—.
Nikolaus, Paul. Jüdische Miniaturen. Illustriert von Paul Simmel. Hannover 1924, Paul Steegemann. 168 S. M. 2,— (3,—).
Paquet, Alfons. Die neuen Ringe. Reden und Aufsätze zur deutschen Gegenwart. Frankfurt a. M. 1924, Societäts-Druckerei G. m. b. H. Abt. Buchverlag. 218 S. Geb. M. 4,— (5,—).
Pohl, Gerhart. Deutscher Justizmord. Das juristische und politische Material zum Fall Fechenbach zugleich die Antwort der deutschen Intellektuellen an die deutsche Republik. Nachtrag von René Payot: Der Fall Fechenbach. Leipzig 1924, Ernst Oldenburg. 73 S. M. 1,—.
Reinhold, Carl Leonhard. Briefe über die Kantische Philosophie. Herausgegeben von Raymund Schmidt. Leipzig, Philipp Reclam jun. 656 S.
Rohde, Hans. Der Kampf um Asien. Bd. I. Der Kampf um Orient und Islam. Mit 12 Karten. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 270 S.
Rudolph, Hermann. Theosophie und Buddhismus. Ein Beitrag zur Versöhnung der Religionen. Leipzig 1924, Theosophischer Verlag. 21 S. M. —,50.
Schikowski, John. Der neue Tanz (Kunst und Volk, Heft 5). Berlin 1924, Volksbühnen-Verlags- und Vertriebs-G. m. b. H. 54 S. M. 1,—.
Schmidt, Ferdinand Jakob. Kant, der Geistesherold einer neuen Menschheitsepoche. Frankfurt a. M. 1924, Moritz Diesterweg. 85 S. Geb. M. 1,80.
Suhl, A. Max Klinger und die Kunst. München 1924, C. W. Bonsels & Co. Nachfolger. 109 S.
Taut, Bruno. Die neue Wohnung. Die Frau als Schöpferin. Mit 65 Abbildungen. Leipzig 1924, Klinckhardt & Biermann. 104 S. M. 3,50 (4,40).
Volkskundliche Bibliographien für das Jahr 1920. Im Auftrage des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde herausgegeben von E. Hoffmann-Krayer. Berlin 1924, Walter de Gruyter & Co. 212 S. M. 6,—.
Weigert, Joseph. Bauernpredigten in Entwürfen. Freiburg i. Br. 1924, Herder & Co. G. m. b. H. 150 S. Geb. M. 3,60.
— Religiöse Volkskunde. Ein Versuch (Hirt und Herde, 11. Heft). Freiburg i. Br. 1924, Herder & Co. G. m. b. H. 124 S. Geb. M. 3,20.

* * *

Allen, Henry T. Mein Rheinland-Tagebuch. Autorisierte deutsche Ausgabe, gekürzt und mit einer Einführung versehen. Mit einem Bildnis und einer Übersichtskarte. Berlin 1924, Reimar Hobbing. 386 S. M. 10,— (12,—).
Mácza, Johann. Moskau. Das Evangelium der auferstandenen Stadt. Deutsch von Stefan J. Klein (Signale Bd. 2—3). Frankfurt a. M. 1924, Taifun-Verlag. 53 S.

Redaktionsschluß: 5. September

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin, für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. — Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 57, Bülowstraße 107.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 3.60, Einzelheft Gm. 1.20.

Vom Drama der Gegenwart

V

Neuklassik

Von Hans Franck (Frankenhorst)

Wie alle Teilerfüllungen in der Kunst mußte auch die Neuromantik eine Reaktion hervorrufen, in der die bisherigen Werte und Unwerte ins Gegenteil verkehrt wurden. Da aber die Neuromantik nicht einmal jene Teilerfüllung, zu der sie selber in Gegensatz trat, den Naturalismus, ganz auszugleichen vermochte, sondern eine Teilreaktion dessen blieb, was bereits Teil war, so mußte die neuaufkommende dramatische Richtung nicht nur zu ihr selber, sondern gleichzeitig auch zu dem Naturalismus in Gegensatz geraten. Naturalismus, Romantizismus, Klassizismus — diese Folge war nach den Gesetzen der geistigen Entwicklung gegeben. Auch daß dem Klassizismus für die Erneuerung, für die Wiedergewinnung eines wahrhaften deutschen Dramas ideell größere Bedeutung zukam als dem Romantizismus, ja als dem Naturalismus, lag in der Natur der Dinge. Wenn diese ideellen Möglichkeiten real nicht in die Erscheinung traten, hatte das darin seinen Grund, daß der neuen dramatischen Bewegung eine überragende dichterische Kraft, die sich mit ihm identifiziert hätte, nicht beschieden war. Wie der Naturalismus nicht durch die Macht seiner Theorien und Ideen zeitüberdauernden Einfluß gewann, sondern trotz ihrer durch den Glücksfall, daß in Gerhart Hauptmann eine große dichterische Natur sich jahrzehntelang mit ihm deckte; wie die Neuromantik alle Herzen für kurze Zeit berauschen mußte, weil in Hofmannsthal eine bestrickende, wortschöpferische Begabung sich durch sie auswirkte: so mußte der Klassizismus, trotz seiner ideellen Anwartschaft auf tiefergreifende, länger nachwirkende Bedeutung schneller und wirkungsloser dahingehn, weil keine zwingende dichterische Persönlichkeit ihn erfüllte. Die Neuklassik — so nannte man seltsamerweise parallel zu Neuromantik diese Bewegung, obwohl der Begriff Klassizismus nicht nur die Gemeinsamkeit mit der Klassik, sondern auch den notwendigen Gegensatz zu ihr hinreichend bezeichnet hätte — ist denn auch nicht mehr an einen Dichternamen gebunden, sondern an zwei: Paul Ernst und Wilhelm von Scholz. Von diesen beiden ist aber Ernst, der eigentliche Begründer und Repräsentant der Neuklassik, in höherem Maße eine ungewöhnliche geistige Kraft als eine reiche, strömende, urtümliche, künstlerische Natur; Scholz aber, die bedeutsamere, organischere, wortdichterische Begabung ist nur, zur Schulung seiner dramatischen Kräfte, durch die ernstische Theorie hindurchgegangen; er hatte schon vor der Berührung mit ihr eigenwüchsige Bühnenwerke geschaffen und hat jenseit ihrer, während Paul Ernst nach und nach erstarrte, uns dramatische Dichtungen geschenkt, die — nicht mehr richtunggebunden — bedeutsamer Besitz unserer Kunst geworden sind und, da er lebendiger als je mitten im Schaffen steht, weiterhin werden dürften.

Es heißt keineswegs den Blick rückwärts wenden und rein historische Dinge erörtern, wenn man den Ablauf dieser dramatischen Bewegung und das Verhältnis zweier verschiedenartiger und verschiedengewichtiger dichterischen Naturen zu ihr ins Auge faßt. Man rührt vielmehr an ein gerade gegenwärtig bedeutsames und bei der Natur des Deutschen niemals völlig verschwindendes Problem, wenn man die Beziehungen zwischen Stilwillen und dichterischer Natur, zwischen Kunsterkenntnis und künstlerischer Kraft, zwischen geistiger Grundlegung und schöpferischer Ausführung ins Auge faßt. Denn dies wird — zu unserem Heil und zu unserem Fluch — für uns Deutsche immer so bleiben: daß Form uns nicht etwas Naturgegebenes ist, das sich aus seinen Bedingungen heraus in organischem Wachsen erfüllt, sondern

der Siegespreis eines Kampfes, in dem manche der Besten ein tragisches Ende fanden, ehe sie das Umkämpfte in Händen hielten.

Wie lagen mit dem Verklingen der Neuromantik und der Erstarrung des Naturalismus die Dinge für das deutsche Drama? Die beiden großen, unangetasteten Gegebenheiten waren noch immer das Charakterdrama Shakespeares und das Drama der Klassik, insonderheit also die Sittlichkeitstragödie Schillers. Vor diesen ins Zentrale vordringenden Formungen konnten weder die Tastversuche des Naturalismus, noch das Schweifen der Neuromantik ernsthaft genannt werden. Der letzte, der eine über Schiller und Shakespeare hinausgehende Auffassung des Tragischen freigelegt hatte, war Friedrich Hebbel. Er erlöste uns von dem Glauben an die Werkschuld. Nicht um einer billigen Befreiung willen. Sondern um uns noch tiefer als bisher zu verketten. Für ihn war als tragische Voraussetzung nicht irgendeine Tatschuld, eine Werkschuld oder auch nur eine Gedankenschuld nötig. Das Leben selber — das Sein, die Individuation — schließt die Schuld wesensgemäß in sich. Denn es muß als Vereinzelung maßlos sein, es ist als Teilerfüllung durch sich selber, vor allem Tun, schuldig. Nicht aus der Richtung des Willens geht demnach die Schuld hervor, sondern aus der Tatsache des Willens. So daß es für den dramatischen Dichter gleichgültig ist, ob der Wille des Menschen zum Guten oder zum Bösen tendiert, da er selber, da sein Vorhandensein die Tragik unserer Existenz ausmacht.

Seit Hebbel war, trotz aller diesbezüglichen Behauptungen, kein Versuch von prinzipieller Bedeutung mehr unternommen worden, die deutsche Tragödie aus einem zeitbedingten Weltglauben heraus neu zu fundieren. Wohl zeigte der Naturalismus die Menschen in tausendfache Schicksalsverhältnisse verstrickt, die für den zufälligen Einzelnen eine unabwendbare Notwendigkeit bedeuteten. Aber er konnte (wollte er nicht mit seinen Voraussetzungen sich selber aufheben) diesen Einzelnen nicht soviel Kampfkraft, nicht so große menschliche Bedeutsamkeit, nicht soviel repräsentative allmenschliche Geltung geben, daß von dem Unterliegen eine tragische Erschütterung ausgegangen wäre. Wo aber — wie bei dem mittleren Ibsen und seinen Gefolgsleuten — die Wirklichkeitskunst Wesen mit weitergreifendem Bewußtsein und symptomatischen Kräften zeigte, da mußte man, um wenigstens den Schein der tragischen Notwendigkeit zu erwecken, zu einem künstlerischen Kniff greifen. Man verlegte alle jene Zufälligkeiten, die aus den besonderen Charakteren und ihrer Stellung zueinander sich ergaben, vor das Stück und stellte sie so als unabwendbare Tatsache in die tragische Rechnung. Aber nur scheinbar gleicht diese Ibsenform der Ödipus-Komposition. Während bei dem griechischen Drama die von Götterhänden gewirkte Vergangenheit in der Tat etwas Festes, von dem Tun und Wollen der Menschen in keiner Weise zu Veränderndes ist, besteht — in vollem Gegensatz dazu — der Sinn des Ibsenschen Thesendramas gerade darin, die Starrheit, die schicksalbestimmende Macht der Vergangenheit aufzulösen und den schmalen Pfad zu zeigen, der die Menschen — statt in die vor unseren Augen verwirklichte tragische Situation — ins bessere, glückhaftere Leben geführt hätte. Das Lebensschicksal, das ein Unabänderliches nur scheint, erhält durch die Ibsensche Auflösung ein völlig verändertes Gesicht. Neue Daseinsmöglichkeiten ergeben sich für das Künftige. Während für das Gegenwärtige nur ein mehr melancholisches als tragisches, ein mehr moralisierendes als religiöses Zuspät bleibt. Andererseits hatte die Neuromantik wohl auf die dunklen ewigen Urgründe des menschlichen Seins hingedeutet; aber — in ihrem Wesen der Bewußtheit und dem Einsatz der Kampfkräfte urfremd — hatte sie sich stets gehütet, die Verkettungen bloßzulegen und Verdunkelung statt Aufhellung, Verwirrung statt Entwirrung erstrebt.

Es ist das unbestreitbare, unvergängliche Verdienst der Neuklassik, die Dinge aus dem Ungefähren wieder ins Präzise, aus dem Oberflächlichen in die Tiefe, aus dem Peripherischen ins Zentrale gerückt zu haben. Dabei war die Wiederaufnahme und Weiterführung der tragischen Weltanschauung Friedrich Hebbels, dessen Lebenswerk brach lag (wie die Schöpfungen Heinrich von Kleists und Georg Büchners ein Scheinleben führten, da sie nicht zum fruchttragenden Geistesbesitz der Nation gehörten), nicht zu umgehen. Von dieser notwendigen geistigen Leistung hat die Fundierung, den theoretischen Erweis der neuen Lehre Paul

Ernst übernommen; die Wiederverkündung Hebbels, die Bloßlegung seiner tragischen Weltanschauung, die Deutung seiner dramatischen Schöpfungen und beider Bedeutung für die Weiterentwicklung des deutschen Dramas hat zur Hauptsache Wilhelm von Scholz geleistet.

Zu einer Zeit, da die Wirklichkeitsschilderung des Naturalismus und die Wirklichkeitsauflösung der Neuromantik noch im Brennpunkt des literarischen Interesses standen, hat Paul Ernst unermüdlich dem deutschen Drama neue Wege gewiesen. In einer Reihe unerschöpflicher theoretischer Schriften (Weg zur Form, Ein Credo, Zusammenbruch des deutschen Idealismus, Monographien über den Zeitgötzen Ibsen und das überragende Vorbild Sophokles [1] begründete, verteidigte und erwies er mit leidenschaftlicher Unbeirrbarkeit seine reformatorischen Anschauungen von dem Wesen der Tragödie. Durch eine große Zahl bedeutsamer Dramen, die keineswegs nur die nachherige Probe auf das theoretische Exempel darstellen, kämpfte er — unbekümmert um Tagesmeinungen und äußeren Erfolg — für die Sache, der er sein Leben auf Gedeih und Verderb ausgeliefert hatte. Als Spätling in den Naturalismus hineingeboren und daher nicht von dem allgemeinen Erfolg in die Höhe getragen, nicht wie viele verwirrt und um sein Bestes — seine folgerechte Entwicklung — gebracht, hat er in jahrelangem Ringen um die Erkenntnis der Form, durch unablässiges Schärfen der Einsicht in die Bedingungen des künstlerischen Schaffens, durch unerbittliches Zergliedern der großen Leistungen der Vergangenheit, durch niemals selbstgenügsame Schöpfungen eine künstlerische Welt von ungewöhnlicher Geschlossenheit und innerer Konsistenz aufgebaut.

Auf Glaubensgrund ruht — wie jedes bedeutsame Lebenswerk — auch Paul Ernsts Kunst. Der größte Feind der Tragödie ist ihm die Anschauung von der Relativität des Sittlichen, die zur Zeit seines Auftretens alle Geister mit einer Ausschließlichkeit und Unduldsamkeit beherrschte, die wir uns kaum noch vergegenwärtigen können. Da die Absicht des Dramas nicht das Erzeugen von Depressionsgefühlen sein kann, sondern nur das Hochhinausheben über das Alltägliche, so muß der Künstler an die Kraft des Sittlichen, an die Macht des Guten in und über uns glauben. Jedem von uns ist — als Antrieb zum sittlichen Tun — der Trieb zum Sich-selbst-Suchenmüssen, zur Herausbildung seines innersten, wahren Seins durch immer neue Selbstüberwindungen eingeboren. Es ist der letzte bestimmende Inhalt jedes wertvollen Menschentums: sein vergängliches Wesen durch fortgesetzte Integration der absoluten Wesensidee anzunähern. Aus diesem allgemein menschlichen Willen heraus ergeben sich unmittelbar die tausendfach durchkreuzten, belangvollen Kämpfe des Lebens und die in ihrer reinen Struktur bloßgelegten — auf den kleinstmöglichen Zeitraum zusammengedrängten — Kämpfe der Tragödie. Das typisch Menschliche — nicht irrationale Charaktere, sittlich bedingte Notwendigkeit — nicht Freiheit vortäuschende Zufälligkeiten müssen also bei dem wahrhaften Drama das Geschehen und die künstlerische Form bestimmen. Nicht der Schimmer des Lebens, nicht illusionskräftige Gestaltung individueller Charaktere, nicht der Schein der Wirklichkeit, nicht bequem zu erreichende Sinnenwirkung darf demgemäß die Tragödie erstreben, sondern verpflichtende Deutung des Seins, Freilegung der Wesensgesetze, Typik, Geistigkeit, zusammenballende Formulierungen, durchsichtige, ebenmäßige Kristallisierungen.

Obwohl Wilhelm von Scholz eine Zeitlang dem Menschen und Dichter Paul Ernst sehr nahegestanden hat, ist er von Anbeginn auch als Theoretiker seine eigenen Wege gegangen. Ihn, der schon vor der Berührung mit diesen Ideen eigenwüchsige Dramen geschaffen hatte (während Paul Ernst anfänglich ganz dem Naturalismus verfallen war und dichtete wie der frühe Hauptmann, wie Arno Holz und Johannes Schlaf), interessierte trotz seiner ungewöhnlich ausgeprägten Geistigkeit nicht die Theorie um der Theorie, sondern um ihrer praktischen Verwendbarkeit willen. Er wollte die Meisterung seines Handwerks, soweit sie erlernbar ist, sich aneignen. So setzte er sich (in den zwei Bänden seiner Gedanken zum Drama, in einer Monographie über Hebbel, in den Aufsätzen Der Dichter) [2] mit dem Form gewordenen Drama auseinander, vor

[1] Diese Schriften sind, wie alle dichterischen Werke Paul Ernsts, jetzt bei Georg Müller vereinigt, der sie in einer 15 bändigen Gesamtausgabe unterbringen will, die hoffentlich nach Überwindung der begreiflichen Stockung bald ihren Abschluß findet. — [2] Alle Werke Wilhelm von Scholz' sind jetzt in den Verlag Walter Hädecke, Stuttgart, übergegangen. Dieser legt zum

allem naturgemäß mit Friedrich Hebbel, dessen bedeutsamste dramaturgische Gedanken er in einem stattlichen Bande edierte. Immer und überall ist es bei Scholz der Dichter, der über den Dichter, der Dramatiker, der über das Drama schreibt. Trotz der starken geistigen Potenz, die Scholz darstellt, ist ihm die geistige Erörterung nicht, wie oftmals bei Paul Ernst, Selbstzweck, sondern immer Mittel zu dem einen großen, lebenbeherrschenden Zweck: sich als Dichter, vor allem als Dramatiker so rein und stark wie möglich zu erfüllen. Denn Scholz weiß zuinnerst, was heute die Künstler und die Kunstbeurteiler nur zu leicht vergessen oder nicht wahr haben wollen:

> Dem trefflichsten Genie wird kaum einmal gelingen
> Sich durch Natur und durch Instinkt allein
> Zum Ungemeinen aufzuschwingen:
> Die Kunst bleibt Kunst, wer sie nicht durchgedacht,
> Der darf sich keinen Künstler nennen;
> Hier hilft das Tappen nicht, eh man was Gutes schafft,
> Muß man es erst recht sicher kennen. (Goethe.)

Stets aber bleibt das Ungemeine das nie aus den Augen verlorene Ziel. Während Paul Ernst von der denkerischen Leistung vielfach so völlig ausgefüllt wird, daß seine theoretischen Schriften im einzelnen abgelöst für sich dastehen und als Gesamtheit eine außerordentliche, lange nicht nach Gebühr gewürdigte schöpferische Leistung darstellen, stehen die theoretischen Schriften Wilhelm von Scholzens, trotz ihrer Gewichtigkeit für die Allgemeinheit, stets in einem unmittelbaren Zusammenhang mit seinem dichterischen Werk und tragen ihren tiefsten Wert nicht in sich, sondern als Manifestation einer wortschöpferischen Persönlichkeit. Paul Ernst ist eine Lessingische Natur: die Erkenntnis ist das Primäre und Unvergleichliche, die künstlerische Kraft das Sekundäre und Fragwürdige. Wilhelm von Scholz hingegen ist eine Hebbelische Natur: Kraft und Erkenntnis halten einander die Wage, man kann von Primärem und Sekundärem nicht sprechen, da eines mit und an und in dem andern ist und in steter Wechselwirkung wird.

Die wesensgemäß bedingte innere Einstellung zu dem ungeheuren geistigen Komplex, den wir mit den beiden Worten „deutsches Drama" mühsam umgrenzen, muß sich selbstverständlich in der Eigenart, dem Lebenswert und dem Geschick des künstlerischen Werkes beider Dichter ausprägen.

Paul Ernst hat zunächst den Weg vom Ideal der Generation seiner Jugendjahre, dem Naturalismus, bis zum Ideal seiner Mannesjahre, dem Klassizismus, durchlaufen. „Lumpenbagasch" und „Im Chambre séparée" stellen die übliche Armeleutszene und die grauenhafte Dirnenszene dar, die andere gleich gut, ja besser geschrieben haben. Die beiden Trauerspiele „Wenn die Blätter fallen" und „Der Tod" suchen dem Ziel auf dem Weg der psychologischen Analyse näherzukommen. Daß es auch in dieser Richtung nicht liegt, hat hinterher niemand schärfer erkannt als der Dichter selber. Mit der Bewußtwerdung über den Unwert des Naturalismus und des Psychologismus hatte Paul Ernst als Künstler seine eigene, seine höchste Form sogleich gefunden. In schneller Folge schrieb er eine große Anzahl von Tragödien und Komödien: Demetrios — Eine Nacht in Florenz — Ritter Lanval — Der Hulla — Kanossa — Das Gold — Ariadne auf Naxos — Brunhild — Über alle Narrheit Liebe — Ninon de Lenclos — Der heilige Crispin — Manfred und Beatrice — Kassandra und andere mehr. Ist diese äußere Fülle innerer dichterischer Reichtum? Nur scheinbar. Denn alle diese Arbeiten weisen eine größere Gleichheit auf, als es bei überragenden Dichtern der Fall ist. Paul Ernst hat als Dramatiker keine Entwicklung gehabt. Nicht ein Ansteigen der Kurve ist zu beobachten, sondern ein Absteigen. Von Jahr zu Jahr werden seine Dramen karger, kahler, regelgerechter, unfreier. Seit längerem ist er als Dramatiker ganz verstummt und zur Hauptsache nur noch als fanatischer Zeitkritiker auf den Plan getreten. Dieses Gleichbleiben, das ein Abwärts ist, dieses Erstarren ist das Entscheidende. Nicht daß die Entwicklung über ihn hinweggeschritten wäre. Das kann Schein sein. Denn bei allen Großen der nachklassischen Zeit ist zu beobachten, daß ihr Werk zunächst einmal völlig versank. Daß, wie sich hinterher erwies, das Versagen nicht auf seiten des Schaffenden, sondern auf seiten der Aufnehmenden lag.

---

fünfzigsten Geburtstag des Dichters eine äußerlich und innerlich einwandfreie fünfbändige Gesamtausgabe vor und unter dem Titel: „Das Wilhelm von Scholz-Buch" noch eine wohlfeile Auswahl aus allen Schaffensgebieten des Dichters, die in ihrer ideellen und formalen Ausgestaltung ein Novum ist, das hoffentlich bald bei anderen Dichtern zur Propaganda bedeutsamer zeitgenössischer Dichtung Nachahmung findet.

Wer will es von der Hand weisen, daß der Fall Paul Ernst gleich oder ähnlich liegt? Mit stärkster Künstlerlogik ist in seinen Dramen überall der tragische Fall entwickelt. Das typisch Menschliche, nicht ein irrationaler Charakter, bestimmen das wuchtige, zusammengedrängte Geschehen. Die sittlich bedingte Notwendigkeit herrscht über die Freiheit vortäuschenden Spielereien der ziellosen Künstlerphantasie. Hier ist nicht phantasiert, nicht fabuliert, nicht erfunden. Unerbittlich ist aus der Grundsituation heraus das Geschehen entwickelt. Überall ist die große tragische Konstruktion erstrebt, nicht nur ihre Schwächen verdeckende Farbigkeit. Daraus erklären sich die Vorzüge: der wuchtige, festgefügte, untadelige Bau, der starke, kleinliche Sinnenwirkungen verschmähende Gesamteindruck, die nicht leicht einsetzende, aber nachhaltige Wirkung. Daraus ergeben sich auch die Schwächen: das Zuviel an Geistigem, das Zuwenig an sinnlicher Schönheit, an Lyrik, an Duft des Wortes. Das Vollmenschliche lag nicht in der Absicht des Dichters. Aber so puritanisch, wie Paul Ernst verfahren ist, hätte er, ohne von seinem Ziel abzuirren, nicht zu sein brauchen. Lag es am Willen? Lag es am Nichtkönnen? Gefährdete eine Zügellosigkeit seiner Geisteskräfte, ein Versagen der dichterischen Grundkräfte das Innerste seines Lebenswerkes? War es die Zielwut, die ihn das Ziel nicht erreichen ließ? Peitschte ihn das Gefühl der inneren Ohnmacht in widersinnige Hast und Härte hinein? Die Antwort auf diese Fragen liegt nicht bei uns. Die kann nur die Nachwelt geben. An uns aber liegt es, endlich auf das Urteilsklischee zu verzichten, mit dem man Paul Ernst unsagbares Unrecht getan hat: scharfer Kopf, bedeutsamer Theoretiker, eigenbrötlerischer fanatischer Abseiter, aber kein blutvoller Dichter, kein echtbürtiger Dramatiker. An uns liegt es, dafür zu sorgen, daß einer der schöpferischsten, originalsten Geister der nachnaturalistischen Zeit, dem Deutschland nicht nur theoretische Schriften von epochaler Bedeutung, sondern auch eine schier unübersehbare Fülle edler Novellen und in sich selber ruhender, in ihrer Sonderart vollendeter Dramen verdankt, nicht länger einsam, unverstanden, unerlebt neben der Zeit hergehen muß. Es steht jedem frei, Paul Ernst und seine Schaffensrichtung abzulehnen. Aber es ist eine Schmach, daß die meisten dieser Ablehnungen nicht erfolgen, nachdem der Ablehnende durch die Erscheinung, die sich an den Namen Paul Ernst knüpft, hindurchgegangen ist, nachdem er, was Paul Ernst an Erkanntem, Gewolltem und Gekonntem als Ferment in die Zeit hineingeworfen hat, aufnahm, sondern vorher. Es ist eine Schmach, daß man von dem Dichter immer wieder fordert, was er gemäß seines Lebensglaubens einfach nicht geben darf; daß man ihn dazu verurteilt, sich selber ins Gesicht zu schlagen, sich selber zu besudeln; daß man noch immer nicht gelernt hat, sich in seine Ideenwelt hineinzuversetzen, ihn aus sich heraus zu begreifen, ihm das, was er in erschütternden Kämpfen als sein Lebenswollen errungen hat, vorzugeben, zuzugestehen und erst jenseit dieser Grenze — nicht wie immerfort zu beobachten diesseit schon — mit der Kritik der Größe und der Bewährung seiner künstlerischen Kräfte zu beginnen.

Im Gegensatz zu Paul Ernst, dessen Weg in immer größere Einsamkeit, Stille, Echolosigkeit und Kargheit hineinführte, steht Wilhelm von Scholz heute mehr als je dem Zentrum des allgemeinen literarischen Interesses nahe. Das ist keineswegs eine vorübergehende, durch den fünfzigsten Geburtstag hervorgerufene Erscheinung. Dadurch ist nur weiteren Kreisen offenbar geworden, was die engeren lange schon wußten: das ständige Anwachsen der schöpferischen Kräfte und der Wirkung dieses beweglichen, sich immerfort verjüngenden Geistes.

Als Wilhelm von Scholz sich der Gedankenwelt Paul Ernsts näherte, hatte er nicht nur eine große Zahl eigenwüchsiger lyrischer Gedichte geschrieben, die zu dem Schönsten gehören, was der deutschen Sprache an Lyrik gelang, sondern auch als Dramatiker waren ihm einige Werke gelungen, die sich bis auf den heutigen Tag lebendig erhalten haben und manchem noch immer als das Dichterischste gelten, was er für die Bühne geschaffen hat. Diese ersten Dramen Wilhelm von Scholzens (insonderheit „Der Gast" und „Der Jude von Konstanz") sind aus dem Dunkel des Mittelalters hervorgegangen, das dieser geborene Mystiker, der dem Heinrich Suso mit seiner Auswahl ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, zu lieben auch in seinen geisteshellsten Jahren nicht aufgehört hat. Alle Unvollkommenheiten des dramatischen Baus haben die Schönheit ihrer Einzelgestaltung nicht anzurühren vermocht. Im Zeichen Paul Ernsts und

Friedrich Hebbels schuf Scholz die Meroë, streng nach den Regeln der erkannten Form, untadelig im Bau. Und dieses äußerlich vollendetste Werk ist sein innerlich leblosestes geworden. Richtig ist in der Kunst, hier wie immer, unrichtig. Genug ist nicht genug, sondern zu wenig. Viel zu wenig. Mit diesem einen Werk hatte sich Scholz von dem Bann der Neuklassik, der eine Zeitlang auch ihm gefährlich zu werden drohte, befreit. Das Leben in seiner beweglichsten Form gewann Macht über ihn. Er verschrieb sich dem Theater. Anfangs nur innerlich. Dann auch äußerlich. Aber auch hier stand doch immer das eigene Werk im Mittelpunkt des Interesses. Das Ziel verlor Scholz selbst in den Augenblicken der größten Werkferne nicht aus den Augen. Aber er wußte (oder ahnte doch): Nicht der gerade Weg ist für den Künstler der nächste, sondern der gewundene. Am schnellsten und verläßlichsten zu ihm hin trägt der Umweg. Abirren heißt oftmals richtig gehen. Gefunden wird nur das Ungesuchte. Alle Gedanken einseitig auf die Poesie beziehen, muß, nach Hebbels Worten, den Menschen auf ein schmales Nichts reduzieren, denn es heißt, statt den Baum nur die Blüte pflegen. Mochte (im „Doppelkopf", in der „Gefährlichen Liebe", selbst in den genialischen „Vertauschten Seelen") Scholz sich zu weit dem Neuen ausliefern — der Tag der Freiheit mußte kommen. Er war da, als die Vergangenheit — die mystische Ursehnsucht seiner Seele — wieder aufleuchtete und mit dem Gegenwärtigen eine innere Verbindung erstrebte. Das „Herzwunder" zwar ist noch mit rückwärtsgewandtem Gesicht geschrieben, gesungen. Das Mystische ist nur aufgegriffen, in fremdes Sein projiziert. Aber es verdichtete sich sehr bald immer mehr zu eigenem okkultem Erleben. Es wurde innerster, besonderer Besitz. Und im Augenblick der Loslösung gelang der erste neue Wurf: „Der Wettlauf mit dem Schatten". Noch um einige Grade zu egozentrisch, noch allzu beflissen, dem Moloch Theater zu dienen. Aber doch schon ein Werk, das an Geheimstes rührte und in seine Nähe zwang. In dem jüngsten Drama Wilhelm von Scholz', in der „Gläsernen Frau" (vor kurzem bei Walter Hädecke, Stuttgart, erschienen) sind auch diese beiden Behinderungen fast völlig fortgefallen. Es geht um ein Menschensein, das den Tod will. Ein großer Arzt, ein Künstler seines Faches, der übermenschliche, übernatürliche Kräfte sein eigen nennt, ohne daran zu glauben, läßt sich von einer sich ihm versagenden Frau bestimmen, eine Todwillige ins Leben zurückzuzwingen. Da er indessen ihr sterbendes Herz wohl zum Schlagen zu bringen, nicht aber — durch ein anders gerichtetes Gefühl gebunden — es mit seelischem Leben zu erfüllen vermag, so gleitet die gläserne Frau in dem Augenblick, da sie gesundet den Fuß ins Diesseit setzen soll, ins Jenseit zurück. Dieser Kampf um die Zurückgewinnung eines entgleitenden Menschseins ist mit atemversetzender Kraft gestaltet. Tiefstes wird enthüllt. Tritt vor uns hin. Wendet uns das Antlitz zu. Spricht: Deute! und schwindet dahin. Bis zum Innersten aufgewühlt, legt man das Buch aus der Hand. Nur selten noch ist das Okkulte nicht um seiner selbst willen, sondern im Hinblick auf das Theater gegeben, ist die Leidenschaft der Verwirrung, die vorausgehen muß, so groß, daß der Weg zur Entwirrung nicht oder doch nur mit Mühe gefunden wird. Und wenn man auch der Sprache an einzelnen Stellen mehr Konsistenz und Prägnanz, größere Vorsicht gegenüber dem mystischen Räsonnement und dem okkulten Schriftstellerjargon wünscht — als Ganzes ist dieses Drama von einer Fülle und Frische, einer Tiefe und Transparenz, daß dieser Fünfzigjährige noch mitten in der Entwicklung zu stehen scheint wie ein Dreißigjähriger.

Und in die Weite blickend sagt man vor solcher schöpferischen Lebendigkeit: Richtung hin, Richtung her! Ismus ein — Ismus aus! Entscheidend bleibt die einmalige, urpersönliche, entwicklungsfähige gestaltende Kraft. Das Geistige muß, soll höchste Leistung gelingen, durchlaufen werden. Denn „das Tappen hilft zu nichts". Aber es muß eines Tages dahinten bleiben. Die Auseinandersetzung mit den Strebungen der Vergangenheit und der Gegenwart ist — und ginge sie auf Tod und Leben — nicht zu umgehen. Nicht diesseit ihrer sind überragende Leistungen möglich. Aber auch nicht innerhalb des Kampfes um Kunst und Kunstformen. Erst jenseit aller Stilerkenntnis, alles Stilringens, erst wenn das Bewußtgewordene wieder in den Urgrund der Seele zurückgesunken, die Kunst nicht mehr als Kunst, nicht mehr um der Kunst willen erstrebt, sondern in den Dienst des Formung heischenden Lebens gestellt wird, kann Unvergängliches geschaffen werden. Denn: „Der Weg zum Dichter geht nur durch den Menschen".

Luxuszüge

Von René Schickele (Badenweiler)

In diesen Blättern wird über Neuerscheinungen der französischen Literatur regelmäßig mit Aufmerksamkeit, Sachkenntnis und Wohlwollen berichtet. Die drei Schriftsteller, von denen die Rede sein wird, sind dem Leser bereits vorgestellt. Er kann sie kennen, von ihrem Wesen einen Begriff haben. Meine Absicht ist weniger, die also vermittelten Kenntnisse zu erweitern, als zwischen diesen Schriftstellern einen Zusammenhang herzustellen und mit ihrer Hilfe einen Teil der pariser Gesellschaft zu zeichnen, besser gesagt, einen gewissen gesellschaftlichen Typ, der für Deutsche ein besonderes Interesse hat.

Er ist nicht neu. Aber der Krieg schien ihn unterdrückt zu haben, er schien entartet oder ganz verloren. In Wirklichkeit war er nur an die Front beurlaubt, wie Jean Giraudoux, der 1914 ins Oberelsaß einrückte, um aus diesem Sommernachtstraum erst im Inferno von Gallipolis aufzuwachen. Er entrann ihm nach Amerika, wo er Propaganda dichtete. Doch muß man zugeben, daß sein „Amica America" besser ist, als was alle anderen, Deutsche wie Franzosen, drüben geleistet haben. Oder er war irgendwelchen Missionen beigegeben, wie Claude Anet und Paul Morand.

Wo Giraudoux auch weilte, in guten wie in schlechtesten Tagen, bewahrte er sein schmales feines Gesicht mit den zarten Augenlidern und eine Überlegenheit, um die ihn die Götter selbst beneiden müssen. Ein solches Lächeln, vor Granaten und Giftgasen erprobt, blüht am Rande der faßbaren Welt. Man muß einigemal gestorben sein, um so zu lächeln. Es kann einen Salon schmücken — es schmückt ihn. Aber der bitterste Stoiker muß erweichend fühlen, wie es ihn bekränzt. Ich will nicht versuchen zu entscheiden, ob wir es hier mit einem phänomenalen Leichtsinn zu tun haben oder einer phänomenalen Tapferkeit, ob mit Pierrot, der, in die Hände der fortgeschrittenen Inquisition gefallen, nach jeder Martertour sofort alles vergißt und, wieder zu Sinnen gekommen, mit flatternder Halskrause über sich selbst springt, einmal, zweimal und mit einem Satz unter die Sterne, wie im Gedicht Théodore de Banvilles — ob mit einem Johann Löwenherz, der lachend mit der linken Hand winkt, indes die rechte die Streiche abwehrt. Möge es dies sein oder jenes, so hat es niemals mehr Tapferkeit im Leichtsinn gegeben, nie einen süßeren Leichtsinn auf der Folter. Sicher hat die Kreatur sich bäuchlings geduckt, verzweifelt zugebissen, wenn es Feuer und Pestpillen hagelte. Ist es Rousseau oder Chamfort (meine Bibliothek ist mir längst gestohlen worden!), der gesagt hat: „Wer nicht mit vierzig Jahren die Menschen haßt, der hat sie nie geliebt"? Welch eine Bosheit! Wer nicht die Menschen mit vierzig Jahren liebt, dem ist es nie so schlecht ergangen, daß er sich selbst einmal wahrhaft geliebt hätte. Man muß sich selbst als sehr schlecht empfunden haben, um hernach ... erst sich selbst, den Todüberwinder, und dann, mit Scham, die bis zur Selbstverleugnung geht, die anderen zu lieben ... Wenn wir von Rousseau nur den einen Ausspruch wüßten, daß der Mensch gut, die Gesellschaft aber schlecht sei, so hielten wir mit dieser Lebenslüge sein tiefstes Geheimnis in der Hand, die Schwäche. Nur Schwächlinge rächen sich. Von zehn Tyrannen sind neun Hysteriker, und der zehnte ist ein Narr. Giraudoux hat gelitten und deshalb sein Lächeln bewahrt, seine zärtliche Liebe zur Schöpfung, seinen alten Troubadourton, der nur schwingender und reiner geworden ist.

Das erste größere Buch, das er nach dem Waffenstillstand schrieb, „Susanne und der Pazifik", war eine Robinsonade, ein mondänes Märchenspiel, womit der Dichter sich auf seine Weise den Krieg vertrieb. Das zweite, „Siegfried und der Mann aus Limousin" (einer französischen Provinz), erschloß uns einen neuen Bezirk in Giraudoux' Märchenwelt: Deutschland. Wer, der ihn nicht persönlich kannte, hätte geahnt, daß dieser pariserischste aller lebenden Dichter in Deutschland zu Hause sei wie in einem Garten, worin er als Kind gespielt? Die Geschichte ist schnell erzählt. Eines Tages liest der Dichter in der Frankfurter Zeitung ein Prosastück, gezeichnet S. V. K., und erkennt mit Staunen das Plagiat einer Novelle, dessen ihm befreundeter Verfasser Forestier seit

dem Krieg verschollen ist. Die Novelle hat vor zehn Jahren in einer wenig bekannten Zeitschrift gestanden! Zum zweiten findet er, wieder in der Frankfurter Zeitung, die Lebensbeschreibung eines Freundes, die, kurz vor dem Ausbruch des Krieges geschrieben, nicht mehr gedruckt wurde, und deren Manuskript er in der Hand hält. Der Verfasser war aber jener andere, verschollene Freund, der Verfasser der bestohlenen Novelle, Forestier. Die Lebensbeschreibung handelte von einem dritten, der ihr gemeinsamer bester Freund gewesen. Wer ist S. V. K.? Am Ende Forestier selbst, der, seitdem die Gefangenen alle aus Deutschland heimgekehrt sind, für tot gilt? Bald darauf stößt er zum drittenmal auf die Buchstaben S. V. K., und diesmal sieht er sich selbst plagiiert. Ein Stück Landschaftsschilderung, die Wimereux gilt, hier aber auf Saßnitz angewandt ist, mitten in einem Aufsatz über die Reform des deutschen Seerechts! Vom ersten Deutschen, der wieder in Paris auftaucht, von seinem alten Kameraden Zelten, erfährt er, daß S. V. K. Siegfried von Kleist bedeute, und daß Siegfried von Kleist ein berühmter Gelehrter sei, „etwas", sagt der Deutsche, „was wir einen poetischen Juristen nennen". Da fährt er, kurz entschlossen, nach Deutschland, um das Rätsel zu lösen. Er macht Siegfried von Kleist in München ausfindig und beginnt, mit dem neuesten deutschen Nationalhelden um seine limousinische Seele zu kämpfen. Wohl ist Siegfried von Kleist der verschollene Forestier, aber Forestier lebt nicht mehr in ihm. Er ist an der Front verschüttet worden. Als er im Lazarett aufwachte, hatte er das Gedächtnis verloren. Der Nervenkranke, der langsam wieder sprechen, gehen und denken lernte, entwuchs als Deutscher dem Tod. Das schwierige Unternehmen, ihn nun plötzlich eines Besseren zu belehren, dauert lange genug, daß der Dichter von hundert Dingen und Menschen erzählen kann: von Kommunisten und Nationalsozialisten, von Künstlern, Schauspielern, Gelehrten und der alten wackeren Bürgerschaft, immer sub specie des ewigen Deutschlands, in das seine Bewohner nicht mehr hineinpassen wollen. „Deutschland", heißt es einmal, „ist ein großes menschliches und poetisches Land, von dem die meisten Deutschen heute keinen Gebrauch mehr machen, aber für das ich bisher keinen gleichwertigen Ersatz gefunden hatte, trotz der Forschungsreisen, die mich nach Cincinnati und nach Granada geführt haben." Schließlich bringt der Dichter den totgeglaubten Forestier in die Heimat zurück. Vor seiner Abreise hat Siegfried von Kleist seinen Selbstmord im Starnberger See inszeniert. Siegfried von Kleist ist nachweisbar tot. Forestier, den der Schnellzug durch Frankreich trägt, erwacht langsam zum Leben. Ein reizendes Sinngedicht, nicht wahr? Ich glaube, daß schon die bloße Inhaltsangabe auf die tiefere Bedeutung des psychologischen Märchens hinweist. Und ich beeile mich, zu einem anderen Gast der internationalen Luxuszüge, zu Claude Anet zu gelangen.

Von Anets Büchern streitet „Petite Ville" mit „Ariane, jeune fille russe" um die Palme der Meisterschaft. Vielleicht ist „Ariane" blendender, „Petite Ville" gediegener. Der große Roman „Quand la terre trembla . . ." tritt weit hinter die Novellen zurück. „Ariane" habe ich in den schmalen Bücherschaff gestellt, wo die Bücher stehen, die ich zum zweitenmal lese.

„Petite Ville" ist das Heimatstädtchen des Dichters, gleichgültig, wo es liegt. Als Knabe, da man die ersten Romane liest, blickt man mit Verachtung auf die scheinbar langweilige Umgebung hinab, ja, man schämt sich geradezu, irgendwo zu leben, wo es weder interessante Schicksale, noch aufregende Ereignisse gibt. Der große Pan schläft auf Staatsrenten. Kein Blitz, der plötzlich in die Langeweile der eintönigen Ehrbarkeit einschlüge, kein Tumult auf dem Marktplatz, kein Schrei in der Nacht, es sei denn der eines Katers auf dem Dach! Mit 16 Jahren ist man ein hochnäsiger Schmökerer, der die Tragödie eines Hamlet und einer Ophelia übersähe, und wenn sie sich im eigenen Hause abspielte. Man ist blind und taub, und selbst das gewaltige, in seinen inneren Folgen unübersehbare Ereignis der ersten Liebe bleibt meistenteils Literatur. Man kann fast sagen, daß ein Junge, für den das nicht zutrifft, gar nicht anders kann, als ein Dichter zu werden. Dringt das Erlebnis unverblümt in ihn ein, bleibt er ein für allemal von ihm besessen, so ist die Welt verändert. Er sieht nur mehr diese veränderte, seine Welt, die nicht die Welt der andern ist, und die diese erst durch ihn, durch seine Vision entdecken werden. Ich sage nicht, daß der also beglückte und ge=

peinigte Junge nun auch gleich dichten, malen, komponieren müsse. Die zweitbesten Dichter, die ich kenne, sind solche, die nicht schreiben. Warum sie nicht schreiben (oder malen oder komponieren oder Häuser bauen), das ist eine Geschichte für sich. Künstler allerdings darf man sie nicht nennen. Denn mindestens die Hälfte der Kunst macht das Handwerk aus.
Daß einer zuallerletzt bei sich zu Hause als Prophet gilt, ist sprichwörtlich, noch viel wahrer aber, daß dem Propheten die nächste Heimat erst einmal am wenigsten gilt. Er findet ebenso schwer zu ihr, wie sie zu ihm. Erst wenn er sie mit gelernten Augen und erfahrenen Sinnen wieder betritt, zeigt sie ihm ihr entblößtes Gesicht. Plötzlich ist die „Kleinstadt" ein Ausbund von hoher Dramatik, hinreißenden Erlebnissen, erschütterndem Menschengesang geworden. Die ganze Welt geht in ein einziges kleines Zimmer, und ein Schweigen des Marktplatzes in der Nachmittagsonne kann dröhnen wie das Meer. So erging es Claude Anet mit seinem Heimatstädtchen. Er entdeckte es erst, als er wiederkam, und dann schrieb er „Petite Ville".
Er war inzwischen weit in Europa herumgekommen und hatte gar Persien im Auto durchquert. Aber Persien, wenn es auch nicht mehr zu Europa gehört, ist doch nur die Terrasse, die Veranda Rußlands nach Osten. Es kann keiner mehr Franzose sein als Anet, aber auch kein Franzose mehr Russe als er. Er ist auf literarischem Gebiet, was auf politischem der exroyalistische Capitaine Sadoul, der zu den Bolschewiken überging. Konservativ, weil er das Schöne liebt, und das Schöne ist immer das Bestehende, schön wird etwas erst, wenn es sinnlich da ist. Seine Notizen über die russische Revolution dürften den Wert haben, der den Aufzeichnungen der Brüder Goncourt zukommt. Es sind Dokumente einer ausgesprochenen Persönlichkeit, die in dem, was andere ein Wunder nennen, eine Katastrophe erblickt, ob eine glückliche oder unglückliche, bleibt sich hier gleich. Alle Revolutionen sind häßlich. Anet ist, im besten Sinne des Worts, ein Ästhet. Im übrigen aber ein freier, vorurteilsloser Mensch mit einem klugen Kopf. Er fragt nicht wie ein Dummling: „Warum schreien die Leute nicht hübscher, wenn sie schon schreien müssen?" Er weiß, daß die „Musik der Masse" ein Aberglaube romantischer Schriftsteller ist. Das beispiellos schöne Bild Tintorettos in Venedig, das „Kain tötet Abel" heißt, zeigt alles mögliche, nur nicht den Mord Kains an Abel. Ein nackter Jüngling, vom Fuß bis in den fliegend erhobenen Arm ein einziger Schwung ins goldene Himmelslicht, beugt den beschatteten Kopf über einen Leib, den das Erdendunkel schon geschluckt hat. Das Messer selbst in der erhobenen Hand Kains ist kein Messer, sondern etwas Elementares, das Stück eines Blitzes. Etwas anderes ist die Gewalttat und der Sinn der Gewalttat, die Masse und die Bedeutung der Masse.
Ebenso verhält es sich mit dem Krieg, dieser Revolution der herrschenden Klasse gegen die herrschende Klasse einer anderen Nation. Auf der Schule hat man uns erzählt, Tyrtäus sei mit begeisternden Gesängen vor den Truppen einhermarschiert. Lüge! Der Kerl dichtete, wie alle Bänkelsänger des Krieges, in der Etappe. Man spielt auch nicht auf der Guillotine Klavier. Claude Anet also hat die Guillotine eine Guillotine genannt, was bei Heimkriegern der Revolution genügt, um ihn einen Defaitisten zu schelten, nicht einen roten, sondern einen weißen, versteht sich. Die vier Bände seiner „Révolution russe" braucht man nicht zu lesen, aber den Roman dieser Revolution „Quand la terre trembla", den sollte man lesen. Man wird die Erde beben fühlen und erschauern vor der Ohnmacht des einzelnen. Claude Anet zieht nicht die Konsequenzen von dem, was er so deutlich gesehen hat — ob aus Diskretion, weil er bei der französischen Mission in Rußland beamtet war? Ob aus Verachtung des armen Menschentiers, die dem Ästheten als billige Bequemlichkeit dient?
Jedoch, es leben glückliche Menschen, die solche Fragen langweilen. Sie haben ihre tägliche Mühe und an Problemen damit genug. Auch für sie weiß ich ein köstliches Buch von Anet: „Ariane, jeune fille russe". Da liegt das Problem höchst anmutig im Bett und plagt einen köstlich. Ein Mann, ein kluger Mann braucht ein Jahr und mehr, um zu erfahren, daß das Mädchen, ein unglaublich erfahrenes, mit allen Wassern gewaschenes Mädchen, das er erobert hat, indem sie ihn glauben ließ, sie erobere ihn, unberührt und ein zärtliches Kind war ohne Ahnung und Falsch, ein intellek-

tuelles „junges Russenmädel", das alles wußte, alles kannte, nur nicht — das Erlebnis. Ist es nicht wunderbar, daß der Mann, der alles erlebt hatte, dem Schein gegenüber sich als ein Tölpel benahm? Dies ist die Geschichte vom Franzosen auf Gastspiel in Rußland und „Ariane, jeune fille russe". Und Ariane, die zwischen zwei Rendezvous ihr Staatsexamen macht, fast ohne es zu merken. Ariane ist zum Küssen!

Das Buch bringt es seltsamerweise zu keinem Erfolg, wie er sich in hohen Auflageziffern ausdrückt. Es bleibt auch bei Grasset stecken, dem amerikanisierenden pariser Buchmacher, der es von einem anderen Verlag übernommen hat. Grasset verkauft doch sonst von seinen Büchern soviel er will! Allerdings übernahm er „Ariane" erst, nachdem Paul Morand im Verlag der „Nouvelle Revue Française" mit seinen beiden Novellenbändchen „Ouvert la nuit" und „Fermé la nuit" Sensation gemacht hatte. Dieses ebenso schlampige wie bestimmte Wort kennzeichnet Paul Morand.

Warum der eine Band „Nachts geöffnet", der andere „Nachts geschlossen" heißt, ahne ich nicht einmal; man kann ruhig die Titel vertauschen, beide Bücher enthalten dasselbe. Sie erzählen sogar ein und dieselbe Geschichte. Immer ist ein Cowboy-Gentleman hinter einer Amazone her, und die einzige Abwechslung besteht darin, daß er sie das eine Mal einholt, das andere Mal nicht. Wir sind im Wildwest der Palacehotels, der Schlafwagen und schicken Restaurants, unser Cowboy trägt statt Lederhosen seidene Pyjamas, auch sattelt er nicht den Mustang, sondern fährt Auto oder fliegt. „Ouvert la nuit" führt uns nach Lausanne, Paris und Barcelona, von dort im Orientexpreß nach Konstantinopel, von dort nach Rom und wiederum nach Paris, dann nach Wien und Budapest und schließlich nach Finnland. „Fermé la nuit" nach Neuyork, Dublin, an die italienische Riviera, nach Berlin und nach London. Das liegt wohl weniger daran, daß Paul Morand Botschaftssekretär ist. Es liegt am Einfluß des Films auf die Literatur, der im selben Maße wächst, wie der Film selbst als literarische Form abwirtschaftet.

Im Vorwort von „Ouvert la nuit" erzählt Paul Morand, wie er nach Frankreich zurückgekehrt sei und die Gevatterinnen ihm gesagt: „Man weiß nicht mehr, wie man lebt." Ihnen soll, so scheint es, geholfen werden. So lebt man heute! So sind die Liebesnächte dieser Zeit! Man besteigt in Lausanne einen Expreßzug. Im selben Abteil befindet sich eine Dame, die sich von Mitgliedern des Exekutivausschusses der (wievielten?) Internationale verabschiedet. Die Dame ist hübsch, elegant und reist, wie es sich gehört, mit einem kleinen Hund, den der Dichter leider im Verlauf der Erzählung vergißt — zu seinem eigenen Schaden. Denn er hätte ihn gut zehnmal und noch zum Schluß, da die junge Dame ein Bombenattentat verübt, in ausgestopftem Zustand als Verkleidung der Bombe verwerten können. Die Dame denke man sich, kurz gesagt, als die junge Witwe eines Ferrer, das ergibt das politische Milieu. Man denke sie sich als eine spanische und natürlich mondäne Judith, und man weiß den furchtbaren Seelenkampf, der zwischen einem komfortabeln Bett und einer Gefängnispritsche hin und her schwankt, bis ihre Nerven mit der Dame durchgehen und sie als Märtyrerin aus dem Verkehr verschwindet. Im Grunde liefert die Liebesgeschichte nur den Vorwand für hurtige und amüsante Schilderungen von allerhand Land und Leuten, zur Schilderung Barcelonas, der Stierkämpfe, des Parc de Vich, der Festung Monjuich, des Monte Tibidabo mit seiner Zahnradbahn, die zu einem schönen Hotel führt, weshalb auch die „Nuit catalane" hier endet. Zur Schilderung der Fahrt im Orientexpreß und Konstantinopels, der russischen Restaurants, wo Gräfinnen bedienen und Prinzen Schuhe putzen, so wie in Wien Generale als Nachtportiers fungieren, in der „Nuit turque". Zur Schilderung einer Donaufahrt und des Budapest der Pogrome in der „Ungarischen Nacht", wo eine Rabbinerstochter, die der Erzähler in einem wiener Nachtlokal kennengelernt und auf ihren Wunsch mit nach Budapest genommen hat (es treibt sie die Sehnsucht nach ihrem dort amtierenden Vater!), eines Nachts aus ihrem Zimmer des Palace verschwindet, ohne eine andere Spur zu hinterlassen, als einen leichten Chloroformgeruch ... In der „Nordischen Nacht" blüht der finnische Frühling wunderbar und läuft die Liebesintrige wiederum im hergebrachten „Simplizissimus"-Stil, dem sich wirklich keine neuen Reize mehr abgewinnen lassen, nachdem Wedekind und A. M. Frey, Gustav Meyrink und Hanns Heinz Ewers,

Heinrich Mann und Carl Sternheim ihn gründlich abgewandelt haben. „La nuit des six jours" macht uns mit einer Léa bekannt, die der Dichter Maupassant nicht über die Achsel angesehen hätte, so gewöhnlich kommt sie daher, aber die Schilderung des Sechstagerennens ist brillant. Die beste erotische Seite des Buchs kommt ganz zum Schluß, als der Erzähler das finnische Mädchen Ajno mit der Schilderung internationaler Stätten des Vergnügens verführt, bis sie ihm mit dem Ruf: „Vous êtes un cochon international" gebrochen in die Arme sinkt.

Bei diesem Wort mag es sein Bewenden haben. Wir erraten, warum „Ariane" bei Grasset, trotzdem er es mit dem bei ihm üblichen Aplomb auf den Markt warf, nicht viel besser abschnitt als bei seinem Vorgänger. Das Publikum ist durch Morand heillos verdorben. Die Salons hat er durch das Tempo seiner Erzählung, den erotischen Griff, der geradezu professionell anmutet, das gepfefferte Bonmot und überhaupt durch die seit dem Krieg in Paris beliebten Sportsmann-Allüren gewonnen. Außerdem gehört er zur Diplomatie, was, komisch genug, seinen Erzählungen eine ähnlich pikante Autorität verleiht, wie wir sie in der französischen Memoirenliteratur, in gewissen Sammlungen von Briefen des 18. Jahrhunderts zu schätzen wissen, und zuletzt noch bei Chamfort. Der Nouveau riche aber will nicht wissen, was in französischen Provinzstädten vor sich geht, und wäre es die lustigste Geschichte. Ihn reizt es mehr, zu hören, was für kostspielige Verruchtheiten in den Palace-Hotels geschehen und im Orientexpreß. Und im Salon deutscher Barone ältesten Adels, die ihre Frau verkaufen, um ihre Reptiliensammlung behalten zu können. Und wie einem Minister in „Babel" zumute ist. Und daß man in Wien sowohl wie in Paris und London, in Rom wie in Berlin dank talentierten Leuten wie Paul Morand alles billig verkaufen kann, was bei Marcel Proust noch recht teuer war. Wenn er noch der kraftmeiernde Snob wäre, für den er sich ausgibt! Aber er spielt ihn ja nur. Er weiß selbst am besten, daß seine Bücher nicht geschrieben sind, sondern, Hals über Kopf, herunterdiktiert. Wenn er sich kleidete, wie er schreibt, wäre er unmöglich. Er darf so schreiben, weil er sich natürlich tadellos anzieht. Vor zehn Jahren wäre das in Paris nicht möglich gewesen. Der alte Hébrard, der Herausgeber des „Temps", klagte kurz vor seinem Tode, daß man in Paris seit dem Krieg nicht mehr zu lieben verstehe. Er meinte es nicht sentimental. „Faire l'amour", sagte er. Damit hängt wohl zusammen, daß die Schriftsteller sich nicht mehr die Mühe geben zu schreiben.

Im zweiten Band gibt es eine charlottenburger Nacht. Der ruinierte Baron Egon von Strachwitz vermietet dem Erzähler ein möbliertes Zimmer, mitsamt der Baronin. Der Baron ist ein Mann, der behauptet, Christus sei ein römischer Spion gewesen. Der Baron ist ein Mann, der tagelang mit einem Schild herumspaziert: „Zu vermieten oder zu verkaufen." In den Vitrinen des Zimmers, wo der möblierte Herr die Baronin besitzt, hausen — Schlangen. Denn Egon von Strachwitz sammelt Paradore, Nervenkrankheiten und Schlangen. „Les Allemands ont pour l'étrange et le féroce un goût que l'on retrouve dans leur littérature" ... heißt es dann. Wenn das wahr wäre, so hätte Morand ihnen den Rang abgelaufen, ohne die Entschuldigung zu haben, daß er erblich belastet sei. Es ist aber Unsinn. Hat etwa Baudelaire weniger Sinn für das „Seltsame und Grausame" als E. T. A. Hoffmann?

Wie diese drei Dichter, so ist das Publikum der Luxuszüge, ein kleines, aber gewichtiges Publikum, das auf der Jagd nach Geld, Macht, Liebe und noch einmal Geld, oft auch nur nach Beschäftigung durch Europa rollt. Es ist international im gleichen Umfang und im gleichen Sinn wie sie. Und mir ist wohl bei dem Gedanken, daß die großen Züge wieder verkehren. Nicht, als ob sie zur Verständigung zwischen den Völkern besonders beitrügen! Aber sie sind noch immer die einzige Möglichkeit, eine Grenze zu überfahren, ohne umständlich über halb vergrabene Kanonenrohre zu stolpern.

Otto Gysae[1]

Von Werner Schickert (Berlin)

Es gilt einen Besonderen allen Lesenden zu öffnen. Köstliche Oasen sind die wenigen Bände seines Werks in der wilden Kalahari des Geschriebenen, wo viel Wehen ist von Flugsand und wenig gipfelnde Erhöhung.

Fernab der Mode und des Geschreis der Hasardeure und geriebenen Spekulanten ging er einsam seinen Weg. Wenig bekümmerten sich Revuen und Literaturwälzer der Zeit um ihn. Trockene statistische Bemerkung bei den einen, mäkelnde Bekrittelung bei den andern, die ihn, wie etwa der wackere Storck, wegwerfend unter die „Ästheten" reihen. Ja, dieser Dichter ist Ästhet, doch in dem hohen Sinne, daß er alles Schöne und wahrhaft Vornehme aus der bunten Fülle des Seins liebt, hochhebt, schildert, preist.

Einzig Leonhard Adelt brach vor Jahren in diesen Blättern den ersten Romanen Gysaes in Tapferkeit eine Lanze. Doch dünkt uns, die wir all die wilden Sprachtänze des „Expressionismus" mitgemacht und uns oft wonnevoll dabei durchrüttelt gefühlt, sein Lob des sprachlichen Neuschöpfers zu hochgegriffen. Wir sahen so viel Tricks der einzelnen und der Cliquen rings, so viel gewagte Sprünge des Worts exekutieren, wovon nicht viel verblieben, daß wir immer mehr über das noch so schillernde Außen rasch hingleiten in die Tiefe des Werks, sie auszuloten. Allein auch unsere Zunge hat noch Geschmacksnerven genug, die Edelpracht und hohe Erlesenheit der Gysaeschen Sprache — vor allem in den Büchern bis zum Weltkrieg — prüfend, genießerisch zu durchkosten.

Aber jenseits dieser sekundären Dinge ist es gerade das Erlebnis dieses Werks, wie es sich Schicht für Schicht nach innen gräbt in Wunder und Grauen unserer Brust.

Von der Schilderung des reichen Wohllebens auf Prangenhof (in „Edele Prangen") bis zu den rein innerlichen Vorgängen der „Abrechnung" ist ein weiter Weg. Im letzten Buch wird man finden, daß die karge Zeichnung des Milieus uns keineswegs als Bankrott eines äußerlichen Prachtferen der Schilderung anmutet, sondern durch das so überaus lebendige innere Sichbewegen dieser Menschen gar nicht zum Bewußtsein kommt. Hier war die Probe auf die Innenkraft dieses Erzählers zu machen. Sie ist bestanden.

Doch war wohl viel Kampf dabei und viel Opfer an Fülle. Der Weltkrieg brach wie ein Tiger in die Linie dieses Werkes ein, zerriß sie. Ein großer Reichtum des Erzählten war bis 1914 in Ruhe ausgebreitet. Nun kam ein Verstummen bis 1920. Und alles Folgende war sehr ungleich an Umfang, an Gewicht. Der Sturmwind der Zeit hatte den Gysaeschen Menschen, von dem im weiteren zu reden sein wird, gleichsam seelisch entschalt und ihn bloß und leidender denn je gegen das Leben gestellt.

Um dies vorwegzunehmen: Der Gysaesche Mensch steht klar distanziert gegen den Gysaeschen Unmenschen, will sagen: den Vielzuvielen, den Statisten seines Seins, die Fronteristenz. Dieser „gewöhnliche Mensch" ist mit einer höchsten Ironie vorgeführt, die sich ganz in der sachlichen Schilderung erfüllt. Seine Rede — Schlagwort und Phrase, sein „Inneres" — falls man ihm ein solches zugesteht — Halbbildung und Verbildung, Dummheit und Klassen- und Familiendünkel und eine einzige Verschwommenheit der Begriffe. Er redet von Idealen und meint sein eigenes wohliges Schmatzen an der Lebenstafel. Er spielt immer, obwohl er es nicht weiß und sich sehr ernst nimmt. Er ist meist Kaufmann aus alter, reicher Familie, und Familie und Gesellschaft sind die Sphären,

---

[1] Auf Grund der neun Bücher: Die Schwestern Hellwege. Roman. München 1905, Albert Langen. 217 S. 1923 neu aufgelegt, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag, Berlin, 276 S. — Edele Prangen. München 1906, Albert Langen. 302 S. — Die silberne Tänzerin. Roman. Ebenda 1908. 254 S. — Höhere Menschen. Schauspiel in drei Aufzügen. Ebenda 1910. 159 S. — Die Leidenden. Roman. Ebenda 1914. 339 S. — Das Gesetz. Roman. Berlin 1920, Rudolf Mosse. 386 S., 1 Bildnis. — Vivienne. Novelle. Daphnis-Presse, 2. Charlottenburg 1920, Hoennicke, 70 S. — Schräge Strahlen. Aus dem Tagebuch eines nicht mehr jungen Mannes. (Enthält noch: Zwielicht. Eine Radierung.) (Mosaik-Bücher, 33. Bd.) Berlin 1923, Mosaik-Verlag. 108 S. — Abrechnung. Roman. Berlin 1924, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag. 229 S.



in denen er lebt, genießt, stirbt. Hier nun, in der Beschreibung des Gesellschaftlichen als eines großen mechanischen Geschiebes, wo stets zu bestimmter Stunde das und das getan, geredet wird, entfaltet der Dichter eine höchste Kunst, und zwar so, daß man immer die Maschinerie ganz durchsichtig vor Augen hat, wo auf gegebenes Stichwort todsicher festgelegt die Antwort erfolgt, und doch nie die Absicht gemerkt wird, dies alles zu ironisieren. Köstlich, wie diese Menschen essen, trinken, Reden halten, Leichen bestatten, Einkäufe machen, Entscheidungen treffen, ein „ernstes Wort miteinander reden". Der Dichter ist selbst mit Wonne dabei und ist doch zugleich der Zuschauer, der um die Sinnlosigkeit dieses Treibens weiß.

In solcher Atmosphäre plumper Äußerlichkeit stehen nun die eigentlich Gysaeschen Menschen. Es sind feine, passive, schwärmerische, seltsame und immer sehr einsame Naturen. Ihre Tragik ist, daß sie nie stark genug sind, sich gegen die Tollpatsche durchzusetzen, und von Gesellschaft und Konvention stets gefesselt bleiben. Sie vermögen sich nicht nach außen zu verwirklichen, ein Kompromiß mit ihrer Milieu-Gegebenheit ist ihnen unmöglich, und so gehen sie langsam oder gewaltsam-plötzlich zugrunde. Ihr Ureigenstes liegt immer in ihnen in einer schweren, schmerzlichen Haft und klagt nur ab und an ergreifend gegen die Kerkerwände. Der Schmerz der Existenz, dies unser Verdammtsein zum Dasein, ist um sie gebreitet wie ein Unheilvolles, das stets Blitz und Schlag auf sie herabzusenden droht. Sie können nicht leben aus dieser Entferntheit ihrer äußeren und inneren Existenz heraus. Sie sind immer auf dem Sprung ins Leben und können sich doch nur leidenschaftlich ergießen in Gesprächen um das ersehnte. Sie werden langsam erdrückt von der unweigerlichen Gewöhnlichkeit und Erlebnislosigkeit in ihrem Umkreis.

Meist sind es Frauen, die solcherart ein tragisches Schicksal erleiden. Und dies ist ein seltener Frauenlob, ein Dichter der Frauen, ein Dichter wohl vor allem für Frauen. Denkt man an ihn, so zieht ein seltsamer Zug weiblicher Geschöpfe am Innenauge vorbei. Stolze und doch sehr sehnsüchtige und fragende (Anna Groenendal in „Die Leidenden", Maryanne in „Das Gesetz"), demütige und unendlich zarte (Ante Almelo in „Die silberne Tänzerin", Elna in „Abrechnung"), flammende und sehr herbe (Fanny Thorne in „Abrechnung").

Daneben eine kleine Schar sehr weicher, haltloser und ganz seelisch tendierter Männer, „Leidender" auf der andern Geschlechtsseite: Erik Termonde („Die silberne Tänzerin"), Moritz Greven („Höhere Menschen"), Ulrich Hilvaren („Die Leidenden"), Rudolf Schrader („Das Gesetz"), Jakob Morin („Abrechnung"). Auch sie Opfer ihres Wesens, Fremdlinge hier unten, tragisch angelegt, wenn auch die Tragik sich nicht immer katastrophal entlädt.

Zum Innen sei das Außen gestellt: Sprache, Milieu. Die Sprache ist weich und gepflegt und sehr gewählt. Sie ist gleichsam immer mit Lust dabei, kostbare Gobelins zu fertigen. Sie schillert, leuchtet, vibriert und kommt immer aus dem Blute. Das Milieu ist ein ähnliches wie in „Buddenbrooks". Eine nordische Stadt, zumeist am Meer gelegen. Ein altes Haus, ein reiches Geschlecht. Handel und Wandel der Männerberuf. Eine Phantasiestadt, aus dem Erderlebnis Hamburg, Bremen, Lübeck sublimiert gebildet.

Der Vergleich mit Thomas Mann liegt nahe. Auch bei Gysae ist die Vorliebe, nach Art des Leitmotivs in der Musik, seine Menschen mit charakteristischer Gebärde, besonderem Wort zu begaben, ihnen gleichsam ein Wesensschild umzuhängen. Doch ist sie nicht so ausgeprägt wie bei Mann. Gysae hat mehr Strömendes aus den Säften, mehr Schweres, Ungeklärtes ist in ihm als in Mann. Darum sind seine Versuche der Wesensprojizierung ins Werk auch vielfältiger, bunter als bei dem lübecker Meister. Dessen hohe Klarheit wird oft vermißt. Es ist anfangs noch ein merkwürdig unsicheres Geflimmer in der Buchatmosphäre. Eine Scheu vor innerem Zugreifen, vor dem Anpacken und Durchformen des Gehalts dieser Menschen. Dann wird mehr Klarheit, wenn sich die Nebel auch nie ganz verziehen. Man spürt viel Lüsternheit nach einem behaglichen, bewußten Sichbreiten in diesem Erzähler. Doch zügelt die künstlerische Bewußtheit die Siesta.

Er ist im letzten Buch „Abrechnung" in Milieu und im Psychologischen sehr an Dostojewski („Dämonen") gerückt. Man ist gespannt, wie seine Kunst diese Belastung des weiteren ertragen wird. Bis dahin grüße ich den Dichter. Ich sehe bedeutende Zukunft.

Autobiographischer Beitrag

Von Otto Gysae (Charlottenburg)

„Morgen schreiben wir einen Roman!" sagte lachend meine junge Frau. „Er wird 321 Seiten lang und handelt von vier Schwestern. Die älteste hat rotblondes Haar, die zweite intelligente Fußgelenke ..." Ihre Augen funkelten, und sie schüttelte vor Vergnügen ihr blondes Haar, das unter dem Licht der zu den grünen Wiesen sich neigenden Abendsonne sofort wie ein goldenes Gitter zu flimmern begann. Es war eine Woche nach unserer Hochzeit. Wir waren draußen in einem der kleinen Heidedörfer gewesen, und die große Stille hatte uns verzaubert. Am nächsten Morgen fingen wir an, das Buch zu schreiben. Aus jenen flüchtigen Worten formten sich wirklich vier Schwestern. Wir begannen mit ihnen zu spielen, zogen ihnen hübsche Sommerkleider an, ließen sie reden, ließen sie fühlen, und siehe da: schon lebten sie ihr eigenes Leben, eine jede für sich, ganz eigenwillig, manchmal hatten wir unsere Not mit ihnen, wir mußten uns ihren Launen fügen, zur Strafe diktierten wir ihnen Enttäuschungen zu, denn wir glaubten ja, es besser zu wissen, oft behielten sie recht und lachten uns aus, zum Schluß allerdings mußte das Recht auf unserer Seite bleiben, die Rotblonde mußte sterben, die beiden nächsten mußten Kinder kriegen und erziehen, und nur der Jüngsten gewährten wir noch einen Flug in die weite Welt. So wurden „die Schwestern Hellwege". Unbekümmerte, ohne alle Erklärungen einleuchtende Jugend war es, aus der sie entstanden.

* * *

Norwegen. Später Herbst. Wir waren mit einem Segelschiff von Deutschland herübergekommen, waren mit sanfter, achterlicher Brise durch die seidenweiche Herbstluft, wie sie die Nordsee selbst im November noch haben kann, dahingeglitten und in eine kleine Bucht an der Küste Telemarkens hineingetrieben. Über den Bergen hing schon frostige, veilchenfarbige Kühle. Der Wald war ein einziges Klingen von blutrotem, rostbraunem, orangegelbem Gold. Abends saßen wir im „Salon" des menschenleeren Gasthofs und sprachen miteinander, leise, beinahe flüsternd, als dürften wir die Stille des Hauses nicht stören. Manchmal setzte ich mich an das alte Klavier, phantasierte ein wenig; dann erschien jedesmal Rasmus Hanssen, der Wirt, setzte sich auf einen Stuhl neben der Tür und begann mühelos und geräuschlos zu weinen. Er hatte viel getrunken in seinem Leben, dadurch waren seine Nerven empfindlich geworden und konnten der Musik nicht standhalten. Aber auch wir konnten dieser Musik nicht widerstehen: sie rauschte so schwermütig wie die Wellen des Meeres draußen unter den Fenstern, sie kannte so viele Dinge, die sternenhoch und meeresweit waren und doch in nichts zerfallen wären, hätte eines gewagt, an sie zu rühren, sie wußte von der tiefen Wehmut des Irdischen, die der Schönheit und der Jugend ihren schmerzlichsten Zauber verleiht. Die Wochen vergingen, auf den Bergen lag Schnee, die goldenen Blätter waren abgefallen, schon war es fast Winter, da hoben sich eines Abends aus dem Grau der Wogen dunkle Mauern, ein schweres Haus mit steilem Dach, überschattet von hohen Bäumen mit schwarzen, im Sturm sich wiegenden Ästen: „Prangenhof."

* * *

Drei Jahre sind vergangen. Die dort dem tränenüberströmten Rasmus Hanssen gegenüber gesessen und mit feiner Handschrift in das Schulheft eines seiner Kinder unsere flüsternden Gespräche niedergeschrieben hatte, ist gestorben, wenige Wochen nach dem letzten Federzuge an „Edele Prangen". Eine neue Ehe hat begonnen, wir wohnen auf dem Lande in der Nähe einer kleinen Stadt. Von den Fenstern des alten Hauses sieht man weit ins Land, über endlose Wiesen und den breiten Strom, der im Sommer einem auf grüne Damastseide aufgehefteten silbernen Bande gleicht. Jetzt aber ist Winter, Schnee liegt auf den Dächern, und alles ringsum ist blankpoliert und glitzernd blau. Der Himmel spiegelt sich im Eise der überschwemmten Wiesen, zwischen den nackten Ästen der alten Linden hängt eine eifrig scheinende Sonne, umgeben von einem Gewimmel kleiner weißer Flatterwolken. Drinnen ist es hell und still, man geht in den Stuben umher wie in einer wattierten

Schachtel. Arne, mein Airdale-Terrier, begleitet mich; bleibe ich stehen, sieht er mich mit seinen seelenvollen Augen erwartungsvoll und ein wenig geniert an: es ist ihm peinlich, daß er nicht sprechen kann. In der Bibliothek finde ich ein Buch, Zeichnungen von James Ensor, dem belgischen Radierer: riesenhafte Schränke, hinter deren schweren geschnitzten Wänden wunderliche Wesen hocken, halb Kobolde, halb Lemuren, mit jungen Gliedern und greisenhaften Gesichtern. Schon habe ich das Buch wieder vergessen, es liegt irgendwo in einer Ecke, aber aus seinem flüchtigen Gleichnis wachsen in der tiefen Winterstille, in dem klingenden Schweigen der Stuben wunderliche Symbole: ein feistes Ungeheuer, um dessen Nabel die Zeit sich dreht, unablässig, im wohlgeordneten, ewig wiederkehrenden Kreislauf der alltäglichen Begebenheiten, das Sinnbild der Gewohnheit, die nicht mehr denkt noch fühlt, die dem Menschen das Blut aussaugt, ihn zu einem Uhrwerk macht. Ihm gegenüber ein schlankes Figürchen, die zarten Arme in jugendlicher Anmut erhoben, lächelnd seinem Schicksal entgegeneilend: „Die silberne Tänzerin".

* * *

Eine Zwischenzeit. Auf der Terrasse eines Landhauses am Mittelländischen Meer. In der Sonne schmorend, auf das blaue Wasser hinausblinzelnd, Weintrauben schmausend, erhält man seine Genußfähigkeit länger durch eine leicht unterhaltende Arbeit. Das Schauspiel: „Höhere Menschen".

* * *

Schon standen die Möbel zum Umzuge nach einer südlicheren Gegend bereit, es fehlte nur der letzte Befehl zur Ausführung. Aber der Norden erwies sich als stärker. Die Weite der großen Ebene machte ihr Heimatrecht geltend. Wir versanken von neuem in die Stille des Landes. Die Tage vergehen langsam, die Monate, die Jahre fliegen. Der Frühling kommt. Ein Wald von blühenden Syringen steht mit einemmal um das Haus. Schon ist es vorüber. Große weiße Sommerwolken segeln durch die Kronen der alten Linden. In der Ferne zwischen den violetten Wäldern erscheint für kurze Zeit ein goldener Streifen, ein Weizenfeld, das der Ernte entgegenreift. An einem hellen Sonntagnachmittag, während der Klang einer Ziehharmonika fern vom Strom herüberzieht, fühlt man plötzlich, wie etwas Kühles die Wange streift: ein welkes Blatt senkt sich zur Erde. Der Sommer ist vorüber. Es wird früher dunkel. Die Sterne stehen bleich hinter dünnen Dunstschleiern. Man schaut über die in Dämmerung versunkenen Wiesen. War der Sommer ein Traum? Ist das Schöne ein Irrtum? Sind die Gefühle, von denen wir leben, die Hoffnungen, an die wir glauben, nur Trugbilder? Sieht die Wahrheit der Dinge ganz anders aus? Die Unendlichkeiten der Seele und der Welt, die uns beseligten, haben sie ihre Endlichkeit erwiesen? Ist es das trügerische Antlitz des Scheins, das uns aus der Finsternis entgegenschaut? Man späht in die Dunkelheit hinaus, möchte sie ergründen, möchte ihr Geheimnis erkennen. Aber je tiefer, je weiter man schaut, um so geheimnisvoller, um so unergründlicher wird sie. In dieser Zeit des Zwielichts schrieb ich „Die Leidenden".

* * *

Auch die grelle Wirklichkeit des Krieges konnte diese Dunkelheit nicht erhellen. Sie machte die Täuschungen, von denen wir leben, den Schein, den wir als Wahrheit anbeten, sichtbarer. Aber sie nahm uns nicht das Grauen. An den Massen wie an jedem Einzelnen zeigte sich jene furchtbare Bedingtheit, die über aller Menschen Leben hängt: man darf nicht wählen, darf nicht das Leben so oder so gestalten, es wird mit unerbittlich unlogischer Logik von einer geheimnisvollen höchsten Gewalt bestimmt, es ist von Anfang an über einen verhängt, nur als Sklave darf man leben, und selbst der Entschluß zu sterben steht unter dem Gesetz der Notwendigkeit. Nach diesen Jahren schrieb ich: „Das Gesetz".

* * *

Es kam die Zeit der Not. Das äußere Leben konnte man fristen, wenn man sich vor keiner Arbeit scheute. Schlimmer war, daß nur wenige noch wußten, wovon sie ihr inneres Leben bestreiten sollten. Hatten nicht seit zehn Jahren fast alle Menschen aus fremden Fonds gelebt? Hatten nicht fast alle ihre jämmerliche Nahrung aus den Ereignissen des Tages geholt und sich wahllos und willenlos von den Begebenheiten treiben lassen? Hatten sie nicht den einzigen kostbaren Besitz in Mißbrauch und Phrase verschleudert? Wenn über-

haupt sichtbar werden konnte, so müßte jetzt sich zeigen, was einem jeden geblieben war, was Dauer und Wert hatte, wer noch wirklich zu leben vermochte: es waren die wenigen, die weder Frieden noch Glück, noch ein langes Leben brauchten sondern denen die Gnade zuteil geworden war sich einem Gefühl hingeben zu können. Aus dieser Zeit entstand „Die Frage" und „Abrechnung".

Das Motiv der Vereinsamung in neuesten Romanen

Von Ernst Heilborn (Berlin)

Wenn in drei gleichzeitig erscheinenden Romanen in gleicher Weise um das Motiv der Vereinsamung gerungen wird, dann muß darin wohl ein Inneres des Zeitbewußtseins Stimme suchen.

Das Leid der Stunde führt diesen Namen. Die solch Leid als Kreuz tragen und die anderen, die sich damit aufputzen, gehen End aller Enden denselben Weg.

1.

Der Vereinsamte in Clara Viebigs Roman „Der einsame Mann" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin 1924) ist ein pensionierter Oberst, den Zufall oder Entschlußlosigkeit in das kleine Moselstädtchen führen, und der da hängen bleibt, weil ihn zwei helle Knabenaugen festhalten. Er mietet sich bei der Witwe, der Mutter des Knaben, ein und wird dem Jungen Vater. So gewinnt das Leben des Vereinsamten Inhalt. Dem Müßigen erwächst Arbeit, der einigermaßen seelisch Taube findet Ohr für die kleinen, schüchtern stammelnden Freuden. Die Jahre der nur scheinbaren Vereinsamung vergehen, und der Knabe ist zum Jüngling herangewachsen. Er bezieht die Universitäten —: Trennung.

Hier nun setzt in Clara Viebigs Roman, durchaus und nur tragisch erfaßt, das Pubertätsthema ein. Die Erzählerin spricht wie unter Zwang und wie aus eigener Lebenserfahrung; wird in ihrer Empfindungstiefe selbst Mutter; säet Sorgen und erntet Leid. Dieser Knabe, den der Vereinsamte liebt, geht an ein Mädchen verloren, an eine dieser echt Viebigschen Frauengestalten, die ganz Temperament sind: in Sinnlichkeit, in Arbeitstüchtigkeit, in Selbstsucht und dem Drang vorwärts zu kommen. Und gerade weil der Jüngling seelisch rein und gewissenszart ist, fällt er rettungslos zum Opfer. Das Mädchen hat ein Kind von ihm, will geheiratet sein, — er geht in den Tod.

Motivisch ist dies Thema so einkomponiert, daß das Hauptmotiv der Vereinsamung immer in Untertönen mitanschlägt, um alsbald stärker und nunmehr rein auf sich selbst gestellt zum Vortrag zu kommen. Diese neue Vereinsamung, die aus erloschenen Augen stiert, lähmt zunächst den von ihr Eingesponnenen, um nachher letzte Energien aus ihm herauszupressen. Jetzt ist es ihm um das Kind „seines" Kindes zu tun. Die Mutter gibt es nicht her. Er läßt nicht ab, scheut vor keinem Versuch zurück, und als alle gescheitert sind, wirft er sein Letztes klirrend in die Wage. Um dieses Kindes willen heiratet er die Mutter, die er verabscheut.

Clara Viebig hat das in ihrer Weise, in zeitlicher Folge dem Gang der Geschehnisse nachgehend, gestaltet. Immer die Wirklichkeitstreue wahrend, überläßt sie es im wesentlichen der Handlung, für die Gestalten zu zeugen. Sie darf das. Wenn ein Mann wie dieser pensionierte Oberst solchen Entschluß faßt und durchführt, dann spricht das bestimmter für das, was er seelisch durchgemacht hat, als es irgendwelche lyrischen Ergüsse auszusagen vermöchten. In solcher Tat kommt das Motiv der Vereinsamung zu letztem Ausklang. Es sind weiter keine Worte darüber zu verlieren. Man weiß Bescheid.

Ein fremdes Schicksal hat die gleichgespannte Saite in der eigenen Brust getroffen.

Gefahr solcher Wirklichkeitstreue ist die Trivialität. Sie ist in Clara Viebigs neuem Roman beinahe völlig vermieden. „Der einsame Mann" hat seelischen Klang.

2.

Vicki Baum sieht aus offenbar überkultivierter Naturanlage „Roman" in die Wirklichkeit hinein. Wichtiger als die Geschehnisse werden ihr die Empfindungen; wichtiger als die Struktur das Kolorit. Aus einem Farbenbedürfnis heraus behandelt sie das Motiv der Vereinsamung, und vielleicht hat ihre Farbe allzuviel Schmelz.

„Ulle, der Zwerg" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin 1924) ist der Titel ihres neuen Romans, und dieser Ulle ist eine Mißgeburt, der nichts an menschlichen Grausamkeiten erspart bleibt. Als ihn der Zufall gelegentlich erhebt, er aus der Kuriositäten- und

Zirkusschau zu kurz abgemessener Schauspielerlaufbahn aufsteigt, erniedrigt er sich selbst. Er ist der in die Einsamkeit Gehetzte. So faßt ihn die Erzählerin auf, so stellt sie ihn immer wieder vor zweckentsprechend drapierte, sehr farbige Tücher. In seelische Schaubude wandelt sich der Roman als solcher.

Es ist für Vicki Baums Art charakteristisch, daß ihre Gestalten je nach den farbigen Bedürfnissen des Auftritts das Ansehn wechseln. Alles Vater, Hahnrei, Rohling, Säufer, stirbt und ist sterbend ein Weltweiser. Und so durchaus und in jedem Zuge. Aber Vicki Baum hat doch genügend von dem modernen realistischen Roman gelernt, um auch da, wo sie schwelgt, das vermittelnde Wort zu treffen. Gewiß: sie paßt das Einsamkeitsmotiv in den Salonrahmen ein, in solcher Umgebung aber wirkt ihr Bild geschmackvoll und zeugt galant für ungalantes Leid.

3.

Paul Oskar Höcker dient bewußt dem Unterhaltungsroman. In der ursprünglichen Konzeption aber, das empfindet man mit Gewißheit, ist sein „Thaddäus, der Roman eines jungen Herzens" (Berlin 1924, Verlag Ullstein) durchaus dichterisch.

Wie bei Vicki Baum ist sein Vereinsamter ein von der Natur Gezeichneter, ein Buckliger. Wie bei Clara Viebig ist Einsamkeitstrost in den hellen Augen eines Knaben. Nur daß dieser Bucklige nicht wie bei Vicki Baum gehetztes Wild ist; der Naturmakel hat ihn argwöhnisch und mißtrauisch gestimmt; zum Lehrer an einer Knabenschule berufen, macht er zunächst sich und seinen Schülern das Leben zur Pein. Und der Knabe, den es gilt, der Einsamkeitsbrecher, ist nicht wie bei Clara Viebig nur Objekt der flüchtenden Empfindung. In seiner adligen Haltung übt er Einfluß aus. Unbewußt rückt er (zumal durch seinen frühen Tod) den von Natur Krummen zurecht. Durch ihn und durch das Durchsichtige seines Seins wird der ins Lehramt Verschlagene Lehrer aus Sendung. Man sieht: der Unterhaltungsroman gewinnt ethische Tendenz, und in der freien Art, wie Höcker sie vermittelt, freut man sich ihrer.

Nur ein Unterhaltungsroman, aber das schriftstellerische Können, das dahinter steckt, ist beträchtlich. Hier wie in keinem der beiden anderen Romane spürt man Komposition: das gleiche Motiv kehrt wieder: die Schüler basteln eine künstliche Figur mit groteskem Buckel zusammen, den Lehrer zu äffen; aber dem Motiv sind in der Wiederkehr ganz neue, widersprechende Wirkungen abgewonnen; die als solche unvermittelt hereinbrechende Schlußkatastrophe wird damit künstlerisch eingestimmt. Es verrät sich nicht minder die Hand des erfahrenen Könners in der Art, wie hinter die leuchtende Jünglingsgestalt die banale Tragödie seines Elternpaars gestellt ist; in Hintergrundfarben; in weise beabsichtigter Konventionalität der Charakterzeichnung. Am bewundernswürdigsten aber, wie sehr dieser Unterhaltungsroman Zeitbild ist. Im Verkehr der Schüler mit ihren Lehrern, in der Lebensführung des Elternpaars des Thaddäus, nicht zum mindesten in dieser starken, beinahe krampfhaften Betonung des Sportlichen (auch bei Vicki Baum muß der Bucklige schwimmen lernen) ist das Deutschland der Nachkriegszeit.

Ja; in diesem Deutschland der Nachkriegszeit geht seelische Vereinsamung durch die Gassen und — trommelt auf den Märkten.

4.

Dem Motiv der Vereinsamung hat Clara Viebig seelischen Klang geliehen. Wollte man aber den Ergebnissen der Betrachtung dieser aus einer Zeitstimmung erwachsenen Bücher literarischen Horizont geben, so sähe man Fortschritte zumeist in technischer Hinsicht. Daraus kann der Dichter verhältnismäßig geringen, der Unterhaltungsschriftsteller unverhältnismäßigen Nutzen ziehen. Und dem ist vielleicht gut so.

Inflation und Stabilisierung in der Lyrik

Von Ferdinand Gregori (Berlin)

I.

Buntes Leben. Gedichte. Von Willy Manger. Nürnberg 1923, Kronen-Verlag. 22 S.

Der Liebe Wonne, Leid und Tod. Von Julius Berndt. Dresden-Weinböhla 1924, Aurora. 44 S.

Wahres und Erlogenes. Ein buntes Buch für alle. Von Walter Beck. Leipzig 1924, Xenien-Verlag. 37 S.

Die schwarze Rose. Gesänge von einer versunkenen Welt. Von Friedrich Max Roeber. Rendsburg 1922, Euterpia. 31 S.

Karlsbrunn. Eine Gedichtreihe. Von Anton Willkofer. Leobschütz 1922, Rölle. 37 S.

Die Insel. Von Ernst Hermann. Leipzig 1923, O. Hillmann. 23 S.



Vorfrühling. Von Walter Sachs. 2. Aufl. Lilienfeld 1923, Ferd. Wurst. 96 S.
Schritt-Schritt-Ewigkeit. Dichtungen. Von Heinz Oskar Schönhoff. Berlin 1923, Orplid. 31 S.
Rhythmus der Frauen. Die griechischen Gedichte. Von F. O. Hallener. Berlin 1923, Gottschalk. 16 S.
Lieder. Von Erich Maria Köhler. Mödling b. Wien 1923, Verlag der „Mödl. Nachr." 45 S.
Bunte Falter. Ein lyrisches Brevier für Damen. Von Hans Bauer. Wien 1923, Amalthea. 56 S.
O du Heimatflur! Gedichte. Von Gustav Maaß. Cassel 1924, M. Ahnert. 48 S.
Gedichte. Von Paul Richard Hensel. Berlin 1923, Orplid. 30 S.
Zum Feierabend. Gedichte von Friedrich Baltzer. Halle 1923, Waisenhaus. 129 S.

Inflation ist Aufblähung — Schaumschlägerei, Windbeutelei; davon bringt das letzte Lyrik-Jahr mehr als die ins Expressionistische ausschweifenden letztvorhergehenden. Man faßt sich an den Kopf: wehrt sich der Verleger nicht, der Setzer, der Korrektor, die Letter, das Papier gegen Reimereien, die noch für die Fremdenbücher der Sommerfrischen zu nichtig sind? Was sich sonst in den dunkelsten Jahrgängen der Familienblätter verkroch, wobei mein vorwurfsvoller Blick nicht etwa bis zu den Gipfeln der alten ehrlichen „Gartenlaube" hinaufgeht, das wird, das Unzulängliche, in einem regelrechten Buche Ereignis, mit Vorwort und Numerierung der Exemplare!

Willy Manger verspricht jedem, der seine Verse liest, Trost und Stärkung „für da innen, da, wo es so oft tobt und braust und blutet", aber seine „stillende Arznei" ist Spülicht aus der Kleinkinderstube der Poesie: „welche frohe Seligkeit, wenn es (das Kind) zum erstenmal Mama schreit und die Mutter ihm kosend alles tut"; und dann flüstert sie diesem Kinde die bedeutungsvollen Worte zu: „Mein goldig, süßer Engel du." Ein anderer freundlicher Engel geht auf der nächsten Buchseite durchs Land, „den Revolver in der Hand" (freilich zur Beruhigung auch eine rote Rose an der Brust), und nun achte man sowohl auf die Satzkonstruktion und die Sprachgewalt wie auch auf die Rhythmik:

> Vom Himmel zu der Hölle ...
> Geht sein Weg;
> Und macht dabei manchmal auch
> Von seiner Waffe Gebrauch ...

Hat so ein Armseliger nie auch nur ein Geibelsches Gedicht im Ohr gehabt? Oder Julius Berndt verbreitet seine poetischen Übungen über „Margaretens letzte Stunde", die leider „wahrhaft niemals noch geliebt" hat:

> Ach Margarete sehnte sich ins Freie,
> Sie wollte leben, atmen diese Welt.
> Doch ach in ihren Gliedern war's wie Bleie.
> Und jede kleinst' Bewegung schwer ihr fällt.

Bei Wedekind hätte man sich über die dritte Zeile amüsiert, weil ihm die vierte nie passiert wäre. Walter Becks sinniges Geleitwort:

> Was — heiter und traurig — den Menschen durchzieht,
> Ein Lied oder Vers gern vereinigt sieht ...

stimmt auch nicht ganz, denn wenn wir schon „Lied und Vers" als urteilende Lebewesen annehmen: sie sehen gewiß nicht „gern", was Beck in ihnen vereinigt! Friedrich Max Roeber beschwört eine versunkene Welt herauf — Gondwana — und hat wohl nie Heines Bimini oder Mörikes Orplid erlebt, sonst wagte er sie nicht auch aus dem Meere aufsteigen zu lassen und des Reimes wegen die Grammatik so gröblich zu verletzen:

> Dann steigt aus tiefen blauen Meereswellen
> Das blühende Gondwana auf.
> Es singt und perlt aus allen Waldesquellen
> Die Harmonie des Sonnenlauf. (sic!)

Anton Willkofer ist gewiß im Familienkreise sehr glücklich; er widmet sein Buch der „goldigen" Frau und bewundert dann mitteninne sein „Herzikind"; aber warum hat er nachgegeben, als ihn „des Geistes Wabberlohe" erfaßte! Es ist doch nur Täuschung wie auf der Bühne, wenn Wotan hindurchschreitet! Weder Geist noch Wabberlohe leuchtet aus der ganz und gar prosaischen Feststellung:

> Mein ganzes Sein
> In dir aufgelöst
> Nur Daseinsberechtigung hat.

Warum Ernst Hermann die Versform bemüht, um eine neue Weltschöpfung zu beschreiben, wird nicht klar; denn wenn es von seinen ersten Menschen heißt: „und ihre Kultur war bescheiden" und von ihrem Kostüm: „eine ganz freie Kleidung war es", so sehe ich die Papierverschwendung nicht ein, die immer mit der gebundenen Rede verknüpft ist. Außerdem finde ich, daß die sogenannte mosaische Schöpfungsgeschichte dichterisch noch vorhält. — Vorbildlich arbeitet — der Verlag Ferdinand Wurst in Lilienfeld; ich empfehle ihn angelegentlich. Er hat es, wie Walter Sachs im Vorwort seines Buches rühmt, fertiggebracht, daß „die erste Auflage vor ihrem Erscheinen vergriffen" war. Ich vermute, irgendein großzügiger Ruderklub oder Turnverein steht dahinter, der mit dem Aufkauf der ersten Auflage verhindern wollte, daß sein Mitglied Sachs vor den Augen der großen Welt das sportliche Gewissen durch Versemachen beflecke. Diese Absicht ist leider mißglückt, denn die zweite Auflage ist da und liegt zur Rezension vor. Ich kann allerdings nichts für den Aufkauf auch dieser tausend Exemplare tun. — Ebenso überflüssig sind Heinz Oskar Schönhoffs mit niederträchtig verschmierten Lettern gedruckten Nichtigkeiten und die Ver-

schwommenheiten in den zwei Zyklen von F. O. Hallener.

Eine gewisse Überbrettl-Geschicklichkeit erkenne ich in Erich Maria Köhlers Liedern: gut, knapp erzählt und ein bißchen reizvoll umschäumt. Wo er in rein lyrische Bezirke eintreten will, bleibt er im Vorhofe stehen. Das Brevier, das Hans Bauer in die Hände der Damen legt, reicht wohl nur für seine Dame aus: Tändeleien, die nicht einmal immer sprachlichen Geschmack haben.

> Und hab' dich so sinnbetört,
> Bis du mich hast still erhört ...

Das dürfte eigentlich nicht in ein so entzückendes Gewand gehüllt werden, wie es der Amalthea-Verlag ausgesucht hat. Die Federzeichnungen sind in ihrer Grazie köstlich.

Schlichter sehen uns die Verse von Gustav Maaß und Paul Richard Hensel an; schlichter, aber nicht gewichtiger. Warum, frage ich auch bei diesen beiden, begnügen sie sich nicht damit, unsere großen Lyriker zu genießen, statt kleinen nachzustümpern! Maaß findet einmal drei hübsche Vierzeiler, Hensel sogar einen guten echten Gesangbuchvers auf der Linie Paul Gerhards; aber reicht das aus, um zwei Bücher zu füllen, die Freunde der Lyrik zu beschweren und endlich: werden dadurch nicht manche erzwungene Leser von wertvollerer Lektüre abgehalten? Auch aus Deutsch-Amerika kommt wieder ein ziemlich dicker Band. Sicherlich ist Friedrich Baltzer drüben eine wertvolle werbende Kraft; aber er täte besser, Mörike und Keller, die Droste und Storm, Meyer und Hebbel bekanntzumachen, als seine gutgemeinten Reimereien auf den Markt zu tragen; abgegriffene Worte in abgegriffeneren Verbindungen! Das Vorwort spricht vom „Zauber seiner Muse"; dann er selbst: „es wiegen sich Verse so hin und so her" — oder „ich sing' ein Lied ums andre von Herzen, ohne Wahl" — oder „drum sing' ich manchen Abend ein Liedlein nach dem andern, bis ich entschlaf' und träume" ... ja, so leicht ist das Dichten unseren Großen nicht geworden!

II.

Die Welt, die sich selbst besingt. Von Heinrich Lexa Küchenmeister. Berlin 1923, Curtius. 113 S.

Philosophie und Dichtung. Sonette von Ernst Bowinckel. Berlin 1924, Herbig. 55 S.

Aus Tagen der Schmach. Zeitgedichte von Herbert Malige. Liegnitz 1924, Krumbhaar. 32 S.

Golgatha. Ein Zyklus. Von Carl Julius Haidvogel. Wien 1924, Renaissance. 32 S.

Der Gottesgnadenhecht und andere Abfälle. Von Erich Weinert. Berlin 1923, Gottschalk. 15 S.

Deutsche Arbeit. Gedichte von Hermann Noruschat. Hamborn 1923, Ohlsen. 62 S.

Mit roten Rosen. Ein Sonettenkranz von Bruno Kremling. Buchschmuck von Alfred Pirkhert-Wien. Leipzig 1923, Th. Weicher. 27 S.

Der farbige Abglanz. Ausgewählte Gedichte. Von Hanns Anderle. Leipzig 1923, Xenien-Verlag. 68 S.

Gedichte. Von Ernst Hörisch. Dresden 1923, Selbstverlag. Ohne Seitenzahl.

Ausgewählte Gedichte. Von Wilhelm Heinitz. Hamburg-Wandsbek 1923, O. Haase. 37 S.

Straße des Lebens. Gedichte von Friedrich Felger. Stuttgart-Waiblingen 1923, Späth. 48 S.

Der Wanderer. Gedichte. Von Walter Falk. Berlin 1924, Orplid. 30 S.

Die Idyllen um Sylphe. Von Ossip Kalenter. Hannover 1923, Steegemann. 26 S.

Von Leben, Lenz und Liebe. Gedichte von Gerhard Ludwig Milau. Berlin 1923, Wir-Verlag. 64 S.

Die frühen Tage. Von Fred von Zollikofer. Berlin 1921, Tillgner. 60 S.

Gedichte. Von Dorothea Hollatz. Weimar 1921, Kornatzki. 64 S.

Die Symphonie des Einsamen. Von E. G. Frhrn. von Hünefeld. Bremen 1923, Bremer Druckerei. 15 S.

Sonette. Von Hans Reiser. Leipzig 1923, Haessel. XXXVI S.

Tagfahrt. Gedichte von Otto Fürth. Wien 1924, Wiener Lit. Anst. 52 S.

Lebensträume. Gedichte von Heinrich Fischer. Bern 1923, Bircher. 95 S.

Mein Jahrbuch „Lebe". Von Ernst Köhler-Haußen. Bilder von Fr. Preuß. Dresden 1923, Der Büchermann. Ohne Seitenzahl.

Die Nächte um Gina. Von Ernst Mannheimer. Wien 1923, Gundolf-Verlag. 46 S.

Erde. Von Hans Dörfler. Pfaffenhofen 1922, Ilmgau-Verlag. 71 S.

Inflation ist es auch, wenn ein fremder Wind die Segel der Lyrik aufbläht. Und wenn er Philosophie heißt! Hans Ostwald, der sich sonst an den einfachsten lyrischen Gebilden erfreute, schreibt einen sehr lebhaften Geleitbrief zu den Rhythmen Heinrich Lexa Küchenmeisters. Ich muß etwas Wasser in seinen Wein tun. Philosophische Erkenntnisse dürfen gewiß auch in poetischer Form auftreten, wie einstmals geometrische in Ginzkeys schönen Formulierungen. Aber dann müssen sie mit sinnfälligen Momenten so durchsetzt sein, daß wir der philosophischen, der intellektuellen Absicht erst auf diesem Umwege innewerden; sie darf sich nicht vordrängen. Dagegen fehlt nun Küchenmeister durchaus. Ein einziges Mal, in „Selige Einsamkeit", gelingt's ihm, bei der lyrischen Stange zu bleiben; nur daß wir diese Stimmung schon aus Nietzsches Hand viel gesättigter empfangen haben. Stünde reicheres Erleben hinter dem Buch, so wären es statt der 113 engbedruckten Seiten etwa zehn dichterische geworden (denn eine dichterische Potenz ist da); aber so macht sich Lehrhaftigkeit ex kathedra breit; eindruckslose Reime — „das — was" tritt gewiß dreißigmal in zwei Zeilen gespalten vor

unser Auge und langweilt es — wollen den Glauben wecken, es handle sich um Dichtung; ist das Dichtung (denken wir uns Goethes und Hebbels „Gott und Natur"-Strophen daneben!), wenn Küchenmeister feststellt: „Unerlebtes Viel ist meistens Nichts" — oder „Harmonie ist nur / mit Hilfe der gesamten Kraft der Natur / im harten Kampfe zu erringen"; läßt sich bei auch nur bescheidener Sprachbeherrschung nicht die Vergewaltigung vermeiden:

> Wo fanden
> Je Werte des kommenden Fluss' (sic!)
> Den Anschluß...

oder — auch um des Reimes willen — die Trivialität:

> Weil ich dir stets zeige
> Den Sinn,
> Der in allem drin...?

Dazu kommt ein orgiastischer Tanz der Fürwörter, um dem philosophischen Popanz genugzutun, ein Tanz, der in Palmströms Gefilde weist; wortwörtlich:

> Warum quäle
> Ich mich —
> Es sich um sich?
> Da richtet es sich —
> Ich mich
> In mir mächtig auf.
> Es stellt sich — ich stelle
> Mich in mir
> Dir
> Nur als Feind entgegen...

Poesie? Was ist dann das: „Wie heißt König Ringangs Töchterlein?" und „Im Namen dessen, der sich selbst erschuf..."?

Auch Ernst Bowinckel gelingt es nicht, „das bildlos doppelt Ausgezogene erneut zu bilden"; es fehlt an sinnlicher Kraft, wo er den „Begriff", das „Urteil", den „Gedankengang", „Wille", „Kunst", „Metaphysik" in das Land des schönen Wahnsinns einzuführen versucht. Erst bei den Statuen der Philosophen und Dichter, die er — eine Ehrenreihe — an seinen Weg stellt, kommt ihm Fleisch und Blut zu Hilfe; „Kleist" erscheint mir als die eindrücklichste.

Ganz im Gegensatz zur philosophischen Überzeitlichkeit dieser beiden Bücher klagen Herbert Malige und Carl Julius Haidvogel in der Zeit, über die Zeit: beide inflationshaft, der eine von rechts, der andere von links her übermäßig aufgebläht. Was sollen heute rhetorische Aufpeitschungen zum Rachefeldzug, wie die von Malige, sie stehen jenseits aller Weltkenntnis; und Haidvogels feindselige Einstellung zum Kampf an sich — durch Unterstreichung seiner Greuel — müßte tiefer schürfen, wenn er ins seelische Getriebe des Volkes eingreifen sollte. Immerhin ist sein Bekenntnis durch wirkliche Höllengründe gegangen und hat sich dichterisch vollgesogen; nur auf die hohe Stufe mag ich ihn nicht stellen, die ihm seine Freunde im Vor- und Nachwort anweisen.

Auch Erich Weinert übertreibt, indem er den Idealismus als Pedanterie entlarvt; aber er weiß, daß er's tut, er will gar nichts anderes, und die Verfratzung, die er herbeiführt, ist, wenn er auch mit schärfsten Vitriolen arbeitet, sehr unterhaltlich. Die Reime sitzen ihm locker und treffen wie Freikugeln.

Hermann Noruschat, wohl im Westen Deutschlands tätig, singt sein Lob der Arbeit nicht aus der Erlebnistiefe eines Lersch oder Petzold, die selbst am Amboß standen, auch nicht aus dem dichterischen Temperament heraus, das uns einmal Josef Wincklers „Eiserne Sonette" gab; er steht auf einer gepflegten Mittelhöhe, ja, man spürt ab und zu die bessere Schulbildung wie einen Fleck auf dem Kleide. Sein Vokabular ist nicht klein und gewöhnlich, aber er stellt die Wörter und Worte nicht recht unverbraucht zueinander; konventionelle Bindungen drängen sich vor, die besonders in den Liebesgedichten die Atmosphäre Albert Traegers streifen und — etwa in „der Rose Tod" und „Lotosblume" — gymnasiale Sentimentalitäten auftischen. — Bruno Kremlings fünfzehn gut gebaute Sonette — Inhalt: Rettung eines bajaderenhaften Mädchens — schlingen sich reigenmäßig ineinander (die letzte Zeile des einen greift als erste immer ins andere Sonett ein), aber nur ein Handwerker, kein Künstler, macht die Musik dazu. Für die beigegebenen Zeichnungen gilt das gleiche. — Bei Hanns Anderle finden sich ein paar Impressionen (z. B. „Regentag", „In der Ebene"), die vor 35 Jahren aus der Werkstatt Holz-Schlaf hervorgegangen sein könnten: liebevoll angeschaute und skizzierte Natur. Sonst: ein innerlich erschütterter Mensch im Kampfe mit sich selbst, der sich demütig höheren Gewalten beugt; als Dichter nimmt er die Worte manchmal etwas höher als der Mensch in ihm verträgt („Fackelorgie" — „urewig" auf Seite 55). — Ernst Hörisch, der seine Gedichte selbst vervielfältigt hat (die Seitenzahlen sind leider vergessen worden), steht schon freier auf den Füßen, hat der Literatur abgesagt und kommt deshalb zu Wendungen, die uns überraschend anspringen: in einem Morgengedicht wirft der Wind „den ersten Sonnenspeer glanzschmetternd an den Wolkenstein" — das ist in einem Glückesruck geschaut! — und in einem Abendlied werden unsere Sinne von mehreren Enden her gleichzeitig angerührt:

> Es fršteln Baum und Haus;
> Die dunkle Nacht kommt weiter vor.
> Doch aus dem hohen Sternentor
> Schwimmt leicht der Mond hinaus.

Majestät und Milde! Und zärtlichste Zartheiten stehen in der „Hellen Nacht". — Ekstasen, an Musik, Liebe und Heldentum entzündet, scheinen bei Wilhelm Heinitz nach einem Rhapsoden zu rufen, der sie klingen macht, die vorläufig nur in schönem Schwunge schweben; seine dichterische Form entfernt sich manchmal weiter von der Erde, als wohin seine gestaltende Hand noch reicht, und wird dabei flackerig, konturlos. — Im weiteren Umkreis der Lyriker von der Art der Matthias Claudius, Brentano und Storm wäre Friedrich Felger anzusiedeln, der nun freilich allzu toggenburghaft seinen Führern in die Fenster sieht. Die Melancholie geht bei ihm in die Breite und beschwört gerade darum die knappere Form der Vorbilder herauf (etwa Storms „Bettlerliebe" bei „Doch du —", Hölderlins „Schicksallied" bei den „Ewigen"). Wunderschön, aus reinstem romantischen Geiste geboren, ist sein „Abendlied", und über den drei Verspaaren des „Gangs im Moor" vergesse ich gern die syntaktischen Ungeschicklichkeiten in den darauffolgenden Stücken. — Nicht ohne Anklänge an Gelesenes und doch hier und da konfirmandenhaft unberührt, ja fast mädchenhaft ist Walter Falks wachsweiche Kunst, den Vers zu behandeln. Individuell zu charakterisieren — einen „Schauspieler", ein „Mädchen im Theater", „Thea" — versagt sich ihm noch, aber für allgemeinere Eindrücke findet er oft ein ganz feines, auch ihn selbst charakterisierendes Bild („Mond am Tage" — „Finale"). — Aus lauter flimmernden Goldblättchen setzt Ossip Kalenter seine Liebesidyllen zusammen. Sie werden dem Sturme der Zeit kaum standhalten, aber für den Augenblick rieseln sie wohlig wie die Farben eines abendlichen Bergsees über die Augen. — In Gerhard Ludwig Milau streitet der Liebhaber der Dichtung mit dem Dichter selber, und das Resultat ist manchmal ein in Verse gebrachter sozial gefärbter Leitartikel („Das Fremdenbuch" — „Dirnen"). Wo er den Ton ethisch oder pathetisch hebt, klingt etwas Schulmeisterliches mit. Natur und Liebe lassen ihn noch am ehesten als Dichter erscheinen. — Fred von Zollikofer kommt vom jungen Hofmannsthal, von Stefan Zweig, aus einer Formverliebtheit her, die inzwischen schon einmal historisch geworden war. Ich möchte die Kultur, die dahinter steht, nicht gering anschlagen, aber die mattsilbernen Scheine, die darüber liegen, wirken hier manchmal nur wie eine galvanisch aufgetragene dünne Metallschicht auf einer weichlichen Konditormasse. — Eine gesunde, lebenstüchtige Anschauung der seelischen Dinge spricht aus Dorothea Hollatz, und es wäre ihr vielleicht gelungen, fünf, sechs in der Erinnerung haftende Gedichte zu formen, wenn sie sich nicht an vierzig verschenkt hätte, die nur einzelne gute Zeilen haben. — E. G. von Hünefeld verbirgt hinter den Teilen einer „Symphonie" und enthüllt zugleich darin einen dramatisch gesteigerten gottgewiesenen Weg vom Knecht zum Herrn, vom Diener zum Sohn; etwa nach dem Wort des Faustvorspiels: ein guter Mensch in seinem dunklen Drange . . . Man spürt das Beben der dichterischen Magnetnadel ganz besonders im Adagio, wo es heißt:

> Alle Lasten,
> Die ich trug;
> Alle Furchen,
> Die mein Pflug
> In des Bodens
> Scholle schnitt,
> Künden mir:
> Du wanderst mit!

Hans Reisers Sonette gliedern sich wie die shakespeareschen je in zwölf und zwei Zeilen (nicht, wie es die ursprüngliche Form vorgesehen, in acht und sechs, ungefähr nach dem goldenen Schnitt), und gewinnen dadurch an geistiger Prägnanz, weil die beiden letzten Verse immer ganz kurz, in der Nuß das Fazit bringen können. Sie sind ein einziger gedämpfter Aufschrei über den Jammer menschlicher und vor allem deutscher Ohnmacht. Er leitet sie, in die Tiefe fühlend, von der Entgötterung her:

> Gottlose Zeit baut und gestaltet nicht...

und führt uns tränenden Auges durch die schöne Welt, die wir verscherzt. Etwas Hamletisches schwingt mit: ein zur Freude bestimmter Mensch wird durch Erlebnisse zum Pessimisten. — Otto Fürths hervorstechende Begabung liegt im gescheiten und reizvollen Plaudern; wo er sich in mysteriöse Bezirke verliert („Dichter" — „Im Fenster"), schlägt ihm seine Versgeschicklichkeit leicht ein Schnippchen und man hört einen Teich plätschern, wo das Meer brausen wollte. — Auch Heinrich Fischer wird's zu leicht, einen Einfall zur Strophe zu schlagen, das Wort zum Reim zu führen; so liest man mit schnell gleitendem Auge über die fast 100 Seiten hin; man zuckt nicht, man verweilt nicht; keine Klippe; kein Ausblick in neue Dichterzonen, und das Ganze doch von Könnerhand zusammengehalten. Das Letzte fehlt, das Entscheidende, das, was uns am nächsten Tage ein zweites Mal zur Lektüre ruft. — Ein neues Laien-Brevier hat Ernst Köhler-Haußen ausgearbeitet (das von Leop. Schefer war zum großen Teile „geschaffen"), oft so lehrsam, daß man den Bakel sieht, und mit mehr Vernunft durchwirkt, als daß man ungetrübte ästhetische Freude daran haben könnte. Gute alte Bekannte aus dem Arsenal der Ethik treten auf, und es ist nichts da, dem man widersprechen müßte — wäre es nicht eben die Form, die sich als Dichtung gibt und Pädagogik ist. Trotzdem: es springen auch dichterische Kristalle aus dem Gemenge („Strecke nur aus die Hand, in ihr liegt dein Stern", ruft er einmal denen zu, die vergebens nach den himmlischen greifen), seine Wendung des Uhrspruchs „in einer dieser Stunden

wirst du sterben" zu dem Satz: „in jeder dieser Stunden mußt du leben", hat belebende Kraft; und auch das „Leid der Vaterliebe", das er klagt, legt eine verschüttete Wirklichkeit dichterisch bloß. — Wo Ernst Mannheimer seine Erdenliebe ins Symbolische erhöhen will, versagt ihm die Sprache ihre letzten Geheimnisse. Für das greifbare Liebesspiel selbst aber stehen ihm ganz köstliche Süßigkeiten zu Gebote. Die beiden Abgesänge des „Erfüllung"-Sonetts schäumen wirklich rauschmäßig auf, und bei seinem „Blumenmädchen" klingt, ohne daß man an Abhängigkeit denkt, des jungen Goethe „Kleine Blumen, kleine Blätter" mit; es ist Grazie, die nicht nur auf Formsicherheit beruht, in den acht Zeilen:

Kranzgewundner Flieder biegt sich
Um dein goldgewelltes Haar
Und an zarte Wangen schmiegt sich
Junger Rosen Zwillingspaar.
Blumen flichtst du schmuck zum Ringe,
Schönre sucht dein Kinderschritt.
Blume selber! Schmetterlinge
Flattern, dich umwerbend, mit.

Der Verleger von Hans Dörflers „Erde" sagt, es rolle schweres, dickes Bauernblut durch diese Verse. Ich bezweifle, daß ein Vollbauer dahinter steckt. Das soll kein Vorwurf sein, nur ein Urteil. Im Munde eines Bauern: „Das ist der Menschheit höchste Würde, ein Bauer sein ..."? Und welcher Pflügende kann über die Lippen bringen: „Wir fürchten keine Wetter, ging einmal unseres Pfluges Ruf"...! Der „Ruf" des Pfluges ergeht an den Bauer? Sollte da nicht Reimnot im Spiele sein, weil ein „Huf" in der Nähe ist! Aber ich unterschätze weder die Liebe Dörflers zur Scholle, noch auch seine dichterische Begabung, die sich in einigen Stücken kellerscher Prägung („Stoppelsturz" z. B.) ganz rein auswirkt; auch in einem Aufklang aus dem „Wunderhorn" („Wieviel"?) Nur das Pathos der Erde, das heute etwa Burte meistert, wird bei Dörfler zur Dissonanz; da laufen ihm sprachliche Dilettantismen, Geschraubtheiten und Trivialitäten unter — er merkt's gar nicht.

III.

Gottgesänge. Zwölf Rhapsodien von Hans Franck. Holzschnitte von Eberhard Viegener. Stuttgart-Heilbronn 1924, Walter Seifert. 142 S.
Biblische Balladen. Von Hedda Sauer. Reichenberg 1923, Kraus. 30 S.
Erdensingsang. Neue Gedichte von Otto Tügel. Bremen 1923, Dreizack-Verlag. 45 S.
Das bunte Buch. Von Hans Raff. Oberhausen 1923, Ortlob. 42 S.
Oden und Lieder. Von Adalbert Jungwirth. Wiener-Neustadt 1924, Gutenberg-Verlag. 41 S.
Die Schale. Gedichte von Hans Anton Schütt. Büsum 1923, Dithmarschen-Verlag. 47 S.
Ewige Legende. Von Ilse Reicke. Weimar 1923, E. Lichtenstein. 29 S.
Gedichte. Von Karl Herma. Erfurt 1922, Ohlenroth. Ohne Seitenzahl.
Scholle und Stern. Lieder und Balladen von Kurt Geucke. Berlin 1924, Concordia. 306 S.
O du Heimatflur! Gedichte und Sprüche von Rückert. Ausgewählt und eingeleitet von Julius Kühn. Nürnberg 1923, „Der Bund". 121 S.
Wanderung und Ziel. Gedichte von Edwin Krutina. Radierungen von Albert Haueisen. Berlin 1924, F. Fontane & Co. 86 S.
Neue Gedichte. Von Fridolin Hofer. Hochdorf 1924, Ant. Sander. 68 S.
Lebenstreue. Neue Gedichte von Alfred Huggenberger. Zeichnungen von Lore Rippmann. Leipzig 1923, Staackmann. 119 S.
Die Muschel des großen Pan. Von Georg Schmückle. Stuttgart 1923, Strecker & Schröder. 139 S.

Stabilisierung, Beständigkeit — keine Zeit hat diesen Begriff so zum Ideal aller Bestrebungen werden lassen wie die unsere. Seit zehn Jahren verspricht man uns an jedem dritten Tage die endgültige Entscheidung auf übermorgen, tausendmal sind wir damit genarrt worden, wir verlieren Ruhe und Zuversicht, und es ist nur natürlich, da Gegenwart und Zukunft versagen, die Vergangenheit anzurufen, um uns an ihr aufzurichten.
Hans Franck, der getreue Wächter und Werter schöpferischen Gutes, greift dort hinein, wo Größe, die uns abhanden gekommen, am dichtesten zuhauf liegt, in die Bibel. Wer wie ich in den letzten Jahren das Buch Hiob wieder einmal von Stadt zu Stadt getragen und dabei erfahren hat, daß es in der rhapsodischen Wirkung sogar Goethes Faust in den Schatten stellt, der muß auch an die Kraft der zwölf Franckschen Rhapsodien glauben, deren eine das Buch Hiob ist. Der symbolische Auftakt des Werkes — Gott, seiner Schöpfung müde und von zweifelnden Gedanken erfaßt, läßt entschwebend den ersten Menschen (wie die versinkende Helena dem Faust) seinen Mantel zurück: den Traum, das Wort, die Poesie — ist stofflich grandioser als in der Form; aber die Um-, die Neudichtungen: Abrahams Opfer, Jakobs Kampf mit dem Engel, das goldene Kalb, Buch Hiob, Simson und Delila, Buch Ruth, Saul und David, Elias, die drei Männer im feurigen Ofen, Johannes der Täufer, die Passion und die Apokalypse — werden sich neben den ehrwürdigen Originalen behaupten können. Wer in dem Buch der Bücher Bescheid weiß, weiß auch, wie prall Franck hier die Erzählungen gepackt hat, um die Gipfellinien dieser Gebirge, die Kämme dieser schäumenden Meereswogen herauszuarbeiten: ein pressen-

des Weglassen, ein hämmerndes Verstärken, ein flugstarkes Vergeistigen! Ruhepunkte erschütternden Nachlebens sind der gigantische Schluß des Hiob-Buches, der ganze Elias, das Heldentum der Drei im feurigen Ofen und — von unendlicher (bachischer) Süßigkeit — die Schlußstrophe von Golgatha. Ein Kuriosum: der Dichter, nur um das seelische Gewicht seiner Charaktere bemüht, läßt sie alle, die wir nur zu gut kennen, namenlos. — Auch Hedda Sauer greift in die alten Pergamente hinein, wenigstens in den Schatz der vorchristlichen jüdischen Dichtung (freilich sieht und sucht sie überall den Zusammenhang, die Hindeutung auf den Messias der Evangelien), aber nicht mit der derben Franckschen Faust, eher nur mit den zarten Spitzen ihrer Finger, und klöppelt ein unendlich empfindliches Spitzengewebe aus den ewigen Legenden. Kein Wunder, daß ihr die Mädchen, die liebenden, die liebsten Gespielen der Phantasie werden: Rebekka, von Isaak am Brunnen erwartet; Ruth, die demütig Hingegebene; die „sanftbewegte" Königin von Saba; Judith, die geliebkost Beleidigte, endlich Esther im Liebesgeflüster mit Ahasver. Alles von weicher, milchiger, perlmutterglänzender Schönheit.

Otto Tügel ist eine Natur, die vielleicht noch nicht den geradesten Weg gefunden hat, um sich auszuwirken, deren Schritte aber schon festgetretene Spuren zurücklassen. Da und dort spukt der junge Dehmel („Halleluja! Ich trinke"), auch Liliencron, soweit er Bruder Liederlich war, und Otto Erich, der am Kneiptische die Nacht — mit Anstand — zum Tage machte; aber mir scheint, bei Tügel ist alles urwüchsiger, und er steht François Villon, dem genialsten Vagabunden, noch viel näher. Die „blankgeschruppten Zähne", die „Fäuste, die sich zu Spaten dehnen", sind bei diesem Verliebten aus der letzten Tiefe echter Kraft heraufgeholt und machen dichterische Figur. Aber damit ist sein Ausdruck — wie ärmlich wäre das! — nicht erschöpft; er ist auch voller Schleier, durch die man in die Gefilde des Unberührbaren blickt. — Neben diesen Prachtkerl stelle ich gern Hans Raff, durch und durch ein Selbster, gesund und wortesmächtig. Vielleicht produziert er leicht, dennoch sind alle Waben seiner Verse gefüllt; nichts deutet auf ein Gleiten, Huschen. Sturm des Siegers ist in ihm, und er macht nicht bald vor jemand Halt, kaum vor Gott. Seine Sinnlichkeit hat immer den feinen Takt der Schönheit; der Sport hat in ihm seinen Philosophen gefunden. Alles an ihm vibriert in Lebensbejahung:

> Auf Trillern geht der Äther...

Wesentlich weicher gibt sich die liebenswerte Begabung von Adalbert Jungwirth; etwas von Hölty und Matthison lebt in ihm, aber doch nicht vergangenheits-, sondern gegenwarts- und zukunftsfroh. Man sieht reich bewegte Kinderkörper reigenhaft — wie auf der Sängerkanzel Donatellos — durch seine Verse gehen. — Ein „Brunnen, der nach innen quillt" und gleichzeitig ein „Knospendrang, der lenzlich überschwillt" — so charakterisiert sich Hans Anton Schütt selber: für einen Dichter kann man sich das Gleichgewicht nicht schöner denken. In traumhafter Intuition faßt er nach dem Leben und packt es da, wo es am lebenswertesten: als Gottgedanken, dessen der demütige Mensch ein Teil ist. Liebe und Tod, Schmerz und Freude, Natur und Geist — alles in einer einzigen Schale, die er „mit leisem Lächeln und gelass'ner Miene" hält und weitergibt. Kein Empörertum stört sein ebenes dichterisches Formen. — Stärker ist der Flügelschlag eines von der Liebe erschütterten Herzens in Ilse Reickes Versen. Sie stürmen mit schier donnernder Gewalt aus dem „Eisglanz der Einsamkeiten" ins warme Tal der Zweisam-Welt hinab und reißen auf ihrem Wege Vorurteil und Idylle mit sich fort. Ihr Pathos hat das Zeichen der Notwendigkeit an der Stirn. — Voll von glücklichen Einfällen sind die Natur- und Liebesstimmungen Karl Hermas:

> Wie eine glühende Rose
> Entblättert sich im Meeresschoße
> Der rote, volle Mond...

und von den brandenden Wellen heißt es:

> Sie pressen ihre Leiber bang,
> Bis sie an ihrer Lust vergehen...

Im Aufbau spürt man den dichterischen Architekten: aus den unruhig wechselnden Anapästen und Daktylen des „Sturms" werden am Schluß, wo das Gewitter sich entlädt, hart einander stoßende Hebungen:

> Jäh sprüht Licht,
> Flammt, kracht!

Gepflegte Sprache durch das ganze Buch; in den Liebeswerbungen edle Leidenschaftlichkeit (die Süßigkeit des Hohenliedes in „Meine Seele ist trunken von dir"...), zarte Schwermut („Meiner Mutter") — das seelische und technische Rüstzeug des Lyrikers gut beisammen! —

Kurt Geucke, der Sechzigjährige, legt sein lyrisches Lebenswerk in einem ansehnlichen Bande vor, zugleich einen Auszug aus seinem gesamten Schaffen; denn zwischen Lieder, Balladen und Hymnen streut er aus seinen Dramen und Romanen Sprüche, Zitate ein, wie sie sich wohl der genießende Leser zur Erinnerung an eine fruchtbare Lektüre anmerkt. Aufrecht bis zur Knorrigkeit, romantisch-weich bis zum Zerfließen: die beiden Pole deutschen Kunstwesens be-

grenzen auch ihn. Er belauscht die nächtliche „Walduhr" bis in ihr Minutenticken hinein an den Stimmen der Vögel, wie weiland Jean Paul seinen Tag nicht nach der Sonne, sondern nach den Blumen bemaß, die zu genau bestimmten Stunden ihre Kelche öffnen und schließen; aber nicht minder vertraut ist ihm die Geburt des urungebornen Gottes durch den Logos, das Wort: Gott erscheine! Zwischen Geist und Tier schlägt auch er sich herum, gleich Dehmel; und mit manchem Knötchen im dichterischen Gewebe wie Dehmel auch: Kehrreime, Kehrworte sind nicht immer innerlichst mit Strophe und Satz verbunden, wie etwa in Mörikes „Schön-Rohtraut". Wo die Leidenschaft das Wort gebiert, rundet sich ihm die Form gefälliger, als wo sein Kunstverstand am Werke ist. Reich aber wird sein Dichten schon dadurch, daß das Triebhafte auch durch die gehämmerte Form durchschimmert. Ihm wird der Duft des unberührten Mädchenleibes zum Erlebnis („Bronnen und Rosenstock"), der Volkston steht ihm, dem Großstädter, unverkünstelt zu Gebote („Myrt' und Ros und Rosmarein") und eine Melodie des raimundschen Aschenmanns summt sich unwillkürlich zum geuckeschen „Chor der Brüder". An „Nachtliedern" konnte man von je den Lyriker messen: Goethe, Claudius, Hölderlin, die Droste, Hebbel, Mörike, Keller, Meyer, Storm, Nietzsche haben ihre Meisterstücke angesichts des Mondes gemacht. Nahezu 40 Seiten dieses Buches füllen „Nachtgesänge", die den Dichter auch von der sprachschöpferischen Seite zeigen:

> Ein Liebespaar im Traume ...
> Seelt in das Land hinaus.

oder:

> Nun brücken alle Fernen ...

Als die stärksten seiner Balladen erscheinen mir „Die Braut von Syrakus" und das „Nachtmahl im Rhonberg", die in prachtvoll gemeißelter klassischer Strophenform die geheimnisvolle Fülle helldunklen Lebens herbergen und so den Idealen ossianischer Kunst, wie wir sie in bürgerschen, goethischen und drostischen Gebilden bewundern, nahestehen.

An dichterischen Einfällen überreich, an Gedichten fast arm — das ist Friedrich Rückerts poetisches Vermächtnis. Wie würde er in Scham und Schmerz das Haupt senken, wenn er sähe, wie wenig Julius Kühn aus dem gewaltig ausladenden Handbuche seines Dichtens für lebens-, für bleibenswürdig erachtet! Und doch hat Kühn recht; ja, er wird zum Retter des Dichters, dem seine glänzendsten Vorzüge, Einfall und Beherrschung der äußeren Form, zum Verderben ausgeschlagen sind, und der nahe daran ist, übersehen zu werden. Rückert kannte den Begriff der inneren Form gar nicht oder glaubte, daß sie der äußeren ein für allemal kongruent wäre. Nun liegen ganze Strecken seiner Verse — wie ebenmäßig sie auch durch Rhythmus, Takt, Klang und Reim gebunden seien — als Leichname vor uns. Ein Einfall, der für fünf, für zehn Verse ausgereicht hätte, wurde zum zehnfachen Umfang ausgewalzt und verlor dabei sogar den Reiz als Einfall. Selbst das immer wieder ans Herz greifende „Aus der Jugendzeit" — Stoff und Versgefälle sind seine glücklichen Schmeichler — hält nicht stand, wenn wir mit an Mörike geschulten Forderungen daran herantreten. Und doch: wo der Einfall sich im dreizeiligen Ritornell, in „Perlen", in Vierzeilern, im Epigramm erschöpfen darf, stehen Kunstwerke da, die aller Zeit trotzen werden und die von Zeit zu Zeit eines Mahners bedürfen, wie Julius Kühn es ist, der diese 100 Seiten Edelgut mit feinem Takt und großer Liebe einführt.

Aus einem starken Naturgefühl und einem nicht minder starken Liebeserlebnis steigen in Edwin Krutinas Buch ekstatische Fanfaren und zarte Lerchentriller in den unendlichen Raum als Dankgebete auf:

> Die Amsel, die vor mir jubelt und singt,
> Ist wie dein Licht dort oben, Stern!

Auflösung des Zwiespaltes „Ich und du" zwischen den zwei Liebenden ist ihm Abbild weitweltlicher Verbundenheiten; nichts Eiliges oder gar Übereiltes in ihm: „Nur wo wir ruhen dürfen, sind wir Freie." Von jeder kleinen Idylle, wie er etwa eine im heidelberger Schloßparke genießt, gehen Strahlen in den Himmel hinauf; von der Geliebten zu Gott. Sein Blut fühlt viel irdischer als das Klopstocks und hat doch den Rhythmus des Pulses und die Länge des Atems, die den großen Pathetiker zum stürmenden Himmelfahrer machten. („Höhe und Wald".) Lange Zeit ist eine Frau nicht so gläubig als Erlöserin besungen worden wie die, an deren Hand der Dichter auferstanden ist und der nun dies Buch gehört; er läßt uns ahnen, warum:

> Es aufersteht nur, wer den Tod erfahren.

Über Fridolin Hofer und Alfred Huggenberger ist nichts Neues zu sagen: sie sind geblieben, was sie uns geworden: Wärter der Natur, die achthaben auf neues Säen, Wachsen und Blühen, die aus dem unermeßlichen Schoße den Gesang der zeugenden Kräfte hören, und zwar von Jahr zu Jahr, von Gedicht zu Gedicht immer mozartischer, immer reiner, schlichter und geheimnisvoller. Es ist eine Lust, ihrem gradus ad parnassum in der Erinnerung zurückzufolgen, die erreichte Höhe mit ihrer Fernsicht, die bis zu den großen Meistern reicht, auszugenießen. — Über Georg Schmückle müßte man wohl, möchte ich wohl mehr

schreiben, als in einer langen Chronik von einem halben Hundert möglich ist; denn er war die Überraschung dieses Buchberges. Da es ihn gibt, ist keine Not im Lande. Auch das Wort Stabilisierung wird vor ihm zuschanden, weil es auf einen Gegensatz zurückweist. Hier aber ist alles rund vorhanden. Er singt, lacht, erzählt, führt, philosophiert und oft in einem einzigen Stück gleichzeitig. Man möchte um seinetwillen wieder mal Schwaben das Herz des dichtenden Deutschlands nennen. Mörike würde sich an seinen köstlichen Diminutivformen („Die flandrische Komteß"), Uhland sich an seinem Volkslied („Der Tambour von Bonn"), Goethe an seinen Sprüchen erlaben. Und wir alle tun's an dem ganzen Dichter, der ein ganzer Mann ist.

Zeitgeschichtliche Anmerkungen

XIII

Alfred von Kiderlen-Wächter

Von Paul Nathan (Berlin)

Ernst Jäckh, ein süddeutscher Landsmann von Kiderlen und ihm im Leben nahestehend, hat Briefe von ihm und Briefe an ihn und politische Denkschriften des Toten in zwei schmalen Bänden herausgegeben und den einzelnen Lebensabschnitten zusammenfassende Einleitungen vorausgeschickt.[1]

Kiderlen lebte geistig viel zu behäbig und gleichzeitig viel zu aktiv tätig in der Gegenwart, um sogenannte Memoiren zu verfassen und zu hinterlassen; er gehörte zu jenen, die von sich mit einer Variante sagen könnten: Schlag' ich erst diese Welt in Trümmer; die Nachwelt soll mich wenig kümmern. Er war vor seinen Mitmenschen kein Poseur, und er tritt vor die Nachwelt nicht als memoirenschreibender Poseur auf wie so viele, die neben ihm und mit ihm und nach ihm gewirkt haben. Er war eine kernhafte Natur voll Ursprünglichkeit; ein Württemberger, die mit den Schweizern so viel Ähnlichkeit haben; weit, weit mehr als Badenser und vor allem als die Bayern.

Ursprünglichkeit bedeutet in diesem Fall aber keineswegs Naivität. Kiderlen besaß die Ursprünglichkeit des starken und bedeutenden Menschen, der gewiß nur das sagte, was er zu sagen für ersprießlich hielt; aber der nicht zugeknöpft war bis unter die diplomatische Nasenspitze, wie seine Kollegen meist zu sein pflegen, die gewichtig erscheinen müssen, während sie so oft innerlich leer und hohl sind, und die diese Leere und Hohlheit nur auf solche Weise verbergen können; Bankerotteure, deren große Geldspinde imponierend sind, solange sie verschlossen bleiben, und die nichts an Werten enthalten, wie man feststellen kann, sobald die Türen offenstehen.

Man hat Kiderlen mit Bismarck vergleichen wollen. Vom Tüchtigen, Begabten, Ursprünglichen und Bedeutenden zum Genialen von größtem Ausmaß führen natürlich stets Verbindungslinien hinüber. Aber solche Vergleiche sind nur dann fruchtbar, wenn die tiefinnerste Struktur hier und dort zu aufklärender Gegeneinanderstellung führen kann. Die deutschen Wälder sind gewiß schön; aber die tropischen Urwälder haben einen anderen Charakter; und Feuer ist Feuer, aber die Sonnenstrahlen am Äquator bringen eine andere Welt zur Entfaltung als die Sonnenstrahlen jenseits des Wendekreises.

Kiderlen besaß Eigenschaften des Staatsmannes. Die innere Politik hat ihn nie intensiv beschäftigt, und so ist sein Wirkungskreis schon ein beschränkterer. Für die äußere Politik hingegen brachte er Eigenschaften mit, die den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ein bureaukratischer Titel, zu einem Staatsmann machen; ein Titel, den nur innerste Begabung den wenigen Auserwählten zu verleihen vermag.

Dem Staatsmann muß seine Natur zwei Fähigkeiten zur Verfügung stellen, die völlig gegensätzlicher Art sind, und die daher nur in ganz seltenen Fällen sich in der nämlichen Gestalt vereinigt finden. Der Staatsmann muß „sehen, was ist"; unter Ausschaltung trübender Subjektivität; unter Ausschaltung von Optimismus und von Pessimismus muß er die treibenden Kräfte der realen Wirklichkeit klar und vorurteilslos erkennen und sie objektiv abwägen und sie für seine Zwecke einsetzen und dann ausnützen; also Erfassung der Wirklichkeit. Und dasselbe Gehirn, das organisiert ist, um ganz klar und ganz scharf umrissen die leibhaftige politische Gegenwart zu erfassen, muß gleichzeitig die Fähigkeit besitzen, das vorauszusehen,

[1] Kiderlen-Wächter, Der Staatsmann und Mensch. Zwei Bände. Stuttgart-Berlin 1924, Deutsche Verlags-Anstalt.

was noch **nicht** ist. Es muß dieses Gehirn die Fähigkeit haben, auf einem Unterbau greifbarer Wirklichkeit das Gebäude in seinen Linien, in seiner Ausgestaltung, in seiner Festigkeit und Tragfähigkeit, in seiner Nützlichkeit für bestimmte menschliche Zwecke und in seiner Bewohnbarkeit vorauszuahnen, das es noch **nicht** gibt, und das die Notwendigkeiten der Zeit dringend erfordert.
Die **Phantasielosigkeit** des kühl beobachtenden Realisten und die **Phantasiefähigkeit** des gestaltenden Künstlers — das etwa Gegensätzlichste menschlicher Begabung — muß der Staatsmann, der diesen Namen verdient, als geistiges Inventar zur freien Verfügung haben; ein Spiel der Natur, eine Kombination von Fähigkeiten, die von der unendlichen Mannigfaltigkeit des Würfelspiels menschlichen Werdens und menschlicher Entfaltung besonders selten hervorgebracht wird.
Kiderlen besaß diese Begabungen; freilich nicht beide in gleich starker Entfaltung; oder mit vorsichtig abwägender Gerechtigkeit sollte man sagen: die eine dieser Fähigkeiten zeigte sich bei ihm in voller Klarheit; die andere ausgiebig zu betätigen, hinderte ihn ein allzu früher Tod. War sie ausreichend vorhanden? Gräber erteilen keine Antwort.
Die Wirksamkeit Kiderlens hat mit der Politik des Tages und mit den Gegensätzen der heutigen Tagespolitik nichts mehr zu tun. Der Friede von Versailles ist eine Kluft, so breit und so tief, daß alles, was jenseits dieser Kluft liegt, bereits zur Historie geworden ist und mit sachlicher Objektivität beurteilt werden kann.
Mit der rapiden Wandelbarkeit, mit der Sprunghaftigkeit, die Wilhelm II. eigen ist — seine Frau, die verstorbene Kaiserin, pflegte zu sagen: „Wilhelm ist immer so plötzlich" —, wurde Kiderlen aus der engsten Umgebung des Monarchen, wo er als origineller Kopf, als liebenswürdiger Plauderer, als vorsichtiger politischer Berater neben Gelehrten, Chanson-Sängern und Virtuosen in Kartenkunststücken zur Verscheuchung der kaiserlichen Langeweile wohl gelitten war, — plötzlich wurde er durch eine Intrige nach Bukarest als Gesandter verbannt, um dann, als die europäischen Nöte in Berlin beängstigend empfunden wurden, unmittelbar Leiter der auswärtigen Politik zu werden.
Man findet in der sehr interessanten Veröffentlichung, die ich bespreche, einen Komplex von Mitteilungen, die entscheidendes Licht auf jene Schürzung des europäischen Knotens ausstrahlen.
Deutschlands geographische Lage in Europa ist ständig ganz außerordentlich gefährdet. Mit dieser Tatsache muß jeder deutsche Staatsmann rechnen. Wir waren eingekeilt zwischen überkommener französischer Abenteuerlust, angepeitscht durch die schmerzliche elsaß-lothringische Wunde, und russischer zaristischer massiger Kraft; und je ungefährlicher Österreich-Ungarn für uns war, um so bedeutungsloser war es durch innere Zerklüftung für uns als **Freund** geworden.
Italien aber hat man niemals als starke Stütze für die deutsche Politik in der Wilhelmstraße betrachtet. Das Bündnis der Mittelmächte mit Italien war nicht gedacht als ein Mittel, das Gewicht Zentraleuropas **militärisch** direkt wesentlich zu verstärken; die militärische Hilfe erachtete man nicht als besonders gewichtig; es galt als ausreichend, wenn Österreich-Ungarn ein italienischer **Angriff** erspart blieb, und wenn Frankreich die italienische Alpenlinie als bedroht oder auch nur als unsicher empfand und so gezwungen war, Truppen gegen die Apenninhalbinsel ständig bereitzuhalten; eine unmittelbare und damit für Frankreich unerwünschte Schwächung der Front gegen Deutschland.
In diesem prekären, aber doch immer noch erträglichen Gleichgewichtszustand hatte Fürst Bismarck Europa eine Reihe von Jahren erhalten. Den ersten entscheidenden Stoß erhielt diese Konstellation durch den — Fürsten Bismarck selbst.
Zar Alexander III. von Rußland war in Berlin zum Besuche bei Kaiser Wilhelm I. im November 1887; und zu gleicher Zeit auch im November 1887 hatte die Deutsche Reichsbank die fernere Lombardierung, also die Gewährung von Darlehen auf russische Papiere aufgehoben. Diese Maßregel von größter, von ungeheuerster Tragweite geht auf eine Anregung von Herbert Bismarck zurück; er hatte am 11. Oktober 1887 ein solches Vorgehen in einem Briefe nach Friedrichsruh seinem Vater empfohlen.
Hier beginnt eine entscheidende Wendung in der internationalen Lage Deutschlands — nicht unmittelbar; aber alsdann.
Es war klar, daß Rußland sich neue Geldquellen erschließen mußte, wenn die deutsche Quelle ihm verschlossen wurde, wie es durch Bismarck angeordnet worden war. So geschah es; und es war ferner eine unabwendbare Folge, daß der neue Geldgeber um so politisch einflußreicher in Rußland werden mußte, je stärker er sich finanziell dort festlegte. Frankreich war der neue Geldgeber für das Zarenreich, und die politischen Folgen blieben nicht aus.
Als nach dem Fortgehen Bismarcks Graf Caprivi sein Nachfolger wurde, war die Annäherung zwischen Rußland und Frankreich bereits weit vorgeschritten, und Rußland war mit goldenen Ketten an Frankreich gefesselt. Caprivi zog die Folgerungen. Er erneuerte nicht den sogenannten Rückversicherungsvertrag mit Rußland, der durch die finanziellen Beziehungen des Zarenreiches zu Frankreich unterhöhlt war, und der Österreich-Ungarn aus mißtrauischer Stimmung gegen Berlin

möglicherweise einmal veranlassen konnte, von Deutschland abzuschwenken. Caprivi suchte hingegen eine neue Stütze, und zwar in England; er beseitigte die kolonialen Reibungsflächen zwischen England und Deutschland; wir gaben vage Ansprüche auf Zanzibar auf und erhielten Helgoland, diesen „Hosenknopf", wie man höhnend sagte, der aber alsdann im Weltkrieg die gute Eigenschaft hatte, die Hamburger Bucht vor jedem Angriff der englischen Flotte sicherzustellen. Die vorsichtige und kluge Vorsorge Caprivis, des Vielgeschmähten, wird eine vorsichtig und gerecht wägende Geschichtschreibung einmal hoch einschätzen.

Der Fürst Bülow verfolgte die Linien der Caprivischen Politik nicht weiter. Die Intimität zwischen Rußland und Frankreich zu zerreißen, war er außerstande, und die Neigung Englands, sich Deutschland intim zu nähern, wies er unbegreiflicherweise mit ungewöhnlicher Schroffheit zurück. Seine Worte im Reichstage: Sie — nämlich die Engländer — werden bei uns „auf Granit beißen", waren zwar rhetorisch recht wirksam, aber politisch von recht zweifelhafter Klugheit; es war eine so schroffe Abweisung englischer Eröffnungen, mit uns zu intimer Verständigung zu gelangen, daß es fast verwunderlich war, wenn gleichwohl die englische Politik noch wiederholt ernstliche Anstrengungen machte, eine weitreichende Zusammenarbeit mit Deutschland herbeizuführen. Diese Gegensätze wurden verschärft, verbittert durch die deutsche Flottenpolitik des Herrn von Tirpitz. England fühlte sich durch die deutsche Flottenpolitik bedroht, und die Folge war, daß man von London aus gute Beziehungen zu Petersburg und Paris suchte, da man trotz der durch Jahre erneuerten Versuche zu einem Ausgleich mit Berlin nicht zu kommen vermochte.

Kiderlen spricht es klar aus, daß seine Politik Verständnis in England und eine Verständigung mit England suchte. Diese Politik war gewiß geboten; aber obgleich Kiderlen eine ungetrübte Einsicht in diese Notwendigkeiten hatte, wagte er doch die deutsche Marokkopolitik; er beunruhigte England tief; er packte dort an, wo England ganz besonders empfindlich war und sein mußte, am Eingang in das Mittelmeer. Kiderlen wählte diesen Druckpunkt, um koloniale Entschädigungen später im französischen Kongogebiet zu erhalten; aber die Engländer beachteten zunächst das, was vorlag, die deutsche Einmischung in Marokko, also an einer für das Vereinigte Königreich ganz besonders empfindlichen Stelle des Erdballs. Die englische Politik suchte daraufhin die Beziehungen zu Paris und Petersburg immer intimer zu gestalten. Und als Deutschland dann zu Beginn des Weltkrieges Belgien überrannte und das englische Mutterland von dort aus unmittelbar bedroht erschien, führte diese Häufung von Verletzungen englischer realer und vermeintlicher Interessen London zur Kriegserklärung an Deutschland. England zog schließlich die Vereinigten Staaten von Amerika hinter sich her, und damit war das deutsche Schicksal besiegelt. Kiderlen-Wächter hat diese letzten Auswirkungen nicht erlebt, aber er hat durch seine Marokkopolitik der Deutschland feindlichen Richtung in London einen überaus starken Antrieb gegeben. Wäre er imstande gewesen, durch seine Kaltblütigkeit, durch seine Geschicklichkeit die verhängnisvollen letzten Gefahren abzuwenden? Gräber geben keine Antwort.

Der Beurteiler ohne Voreingenommenheit, der Beurteiler, der Kiderlens Fähigkeiten sehr hoch einschätzt, muß immerhin feststellen, daß die Marokkopolitik Kiderlens das Deutsche Reich dem Abgrund wesentlich nähergebracht hat, und es bleibt eine nie endgültig zu beantwortende Frage, ob seine Geschicklichkeit und seine Erfahrung uns noch einmal den Weg vom Abgrund zurückgeführt hätten.

Diese unglückliche politische Entwicklung wurde verstärkt durch persönliche Momente. Wilhelm II. verstand es, auch ohne es im einzelnen Fall zu wollen, aus mangelnder Disziplinierung andere Souveräne tief zu verletzen. Er stand mit seinem Onkel, dem König von England, miserabel. Als Wilhelm II. in der englischen Botschaft zu Berlin sagte: „Mon Oncle, ce cochon", bekamen, einige Häuser entfernt im deutschen Auswärtigen Amt, Staatssekretäre und Geheime Räte ernste Ohnmachtsanfälle. Als Wilhelm II. dem kleinen König von Italien, der zu den berühmtesten Reitern dieser Erde nicht gehört, bei einer Truppenbesichtigung zu Pferde, wild über Hecken und Gräben davongaloppierend, das Gefühl ließ, wie viel besser der deutsche Monarch mit seinem Gaul umzuspringen verstand, da gab das Verstimmungen. Monarchen lieben es nicht, inferior zu erscheinen; andere Sterbliche auch nicht. Und die allerneueste Veröffentlichung, die von Paléologue, dem französischen Botschafter in Petersburg [2] bei Zar Nikolaus während des Kriegs, macht Mitteilungen von der tiefen persönlichen Abneigung, die der russische Monarch gegen Wilhelm II. empfunden hat. Auch Friedrich der Große hat Preußen mit solchen persönlichen Abneigungen belastet; sein Genie ließ die Wage doch schließlich für Preußen ausschlagen. Das nie in die Erscheinung getretene Genie Wilhelms II. konnte Deutschland einen solchen Dienst nicht erweisen. Kiderlen aber kannte sehr gut die Belastung, die die Individualität des letzten Kaisers für Deutschland bedeutete.

[2] Paléologue: La Russie des Tsars pendant la grande guerre. Paris, Plon.

Kiderlen war trotz seiner gewagten Marokkopolitik ein kluger, vorausschauender, zugleich kühner und vorsichtiger Staatsmann und ein Mensch von innerer Echtheit; brutal und grob, wenn es sein mußte, und vornehm und zart, wenn es sein konnte. Ein großer Teil der hier zuerst veröffentlichten Briefe ist an Fräulein Kypke gerichtet, die Kiderlens Hausdame war, seine Freundin, seine Vertraute, und was sonst; — darüber äußert sich mit Selbstsicherheit nur der — Klatsch.
Diese Dokumente und Briefe sind für den Historiker der jüngsten Vergangenheit von hohem Wert, weil sie nicht in Pose vor dem Spiegel arrangiert sind; und sie sind wertvoll auch darum, weil sie die intimere Kenntnis eines Mannes vermitteln von stattlichem geistigen Wuchs, voll Ursprünglichkeit, der Augen besaß, die Menschen und politische Verhältnisse in ihrer Wesenheit oft ganz klar und durchdringend erkannt haben; in der Flut ähnlicher Veröffentlichungen eine überaus interessante und eine der wertvollsten; eine, die bis zum Kern der Geschehnisse vordringt.

Literargeschichtliche Anmerkungen

LV

Das Motiv von Conr. Ferd. Meyers „Schuß von der Kanzel"

Von Wolfgang Wurzbach (Wien)

Paul Jürges und Albrecht Keller haben (XXV, 1241 und XXVI, 475) das Motiv dieser Novelle, welches C. F. Meyer einem Erlebnis des Pfarrers Schmezer in Ziegelhausen bei Heidelberg nacherzählt haben soll, bereits in K. J. Webers „Demokrit" (I, 13) und mehr als hundert Jahre früher im „Eulenspiegelischen Mercurius" von 1702 nachgewiesen. Keller vermutet daher, daß hier eine alte Volksüberlieferung vorliege, die später auf den trinkfesten Pfarrer von Ziegelhausen übertragen worden sei. Tatsächlich stellt sich die Geschichte in der Form, wie sie der „Mercurius" gibt, nur als eine Variante eines in der Literatur weitverbreiteten Typus dar, welchen man als das Erzählungsmotiv von den „Vertauschten Geschenken" zu bezeichnen pflegt und dessen charakteristisches Merkmal darin liegt, daß jemand bei einer feierlichen Gelegenheit durch irgend etwas, was sich unerwarteterweise in seinem Besitze findet, überrascht wird, aber schnell gefaßt, diesen für ihn peinlichen Tatbestand zweckentsprechend auszunützen versteht.
Das klassische Beispiel ist Boccaccios Novelle von Frate Cipolla (Decam. VI, 10). Dieser Mönch will bei einer Predigt eine Feder vorzeigen, welche dem Erzengel Gabriel bei der Verkündigung in Nazareth aus seinem Flügel gefallen sein soll. Zwei Spitzbuben, die ihm einen Streich spielen wollen, entwenden ihm die bunte Papageienfeder aus dem Kästchen, in dem sie verwahrt ist, und ersetzen sie durch Kohlen. Angesichts der Verwechslung erklärt der Mönch den Gläubigen, daß Gott ein Wunder gewirkt und die Kohlen, über welchen der heilige Laurentius geröstet wurde, an die Stelle der Feder gelegt habe. Die Zuhörer glauben es und spenden ihm reichliches Almosen. Diese Geschichte, auf Grund deren man gegen Boccaccio den Vorwurf erhob, er habe den Reliquienkult verspottet, hat mit den Erzählungen vom „Schuß von der Kanzel" das gemein, daß es sich auch hier um eine Predigt und einen Geistlichen handelt. Das Motiv ist aber keineswegs an dieses Milieu gebunden, wie die älteren Versionen zeigen, welche Marcus Landau in seinen „Quellen des Decamerone" (2. Aufl., S. 92) anführt. In der indischen Erzählungssammlung „Das Papageienbuch" (Çukasaptati) schickt ein König den Sohn eines bei ihm in Ungnade gefallenen Ministers als Gesandten zu einem anderen König und gibt ihm eine Büchse mit, welche angeblich kostbare Geschenke, tatsächlich aber nur Asche enthält. Als der Empfänger beim Anblick der letzteren in heftigen Zorn gerät, beschwichtigt ihn der Gesandte durch die Versicherung, es sei heilige, heilbringende, sündentilgende Asche vom Opferaltar. Im Talmud (Traktat Taanith) wird erzählt, daß Nachum Gamsi dem Kaiser als Geschenk der Juden ein Kästchen mit Edelsteinen überbringen sollte, Diebe aber diese entwendeten und an ihrer Statt Erde hineinlegten. Der Prophet Elias hilft Nachum vor dem erzürnten Kaiser aus der Verlegenheit, indem er sagt, es sei Erde von Abrahams Grab, mit der man alle Feinde besiegen könne. Diese Erde erweist sich in der Folge als unwiderstehliches Kampfmittel.
An die Stelle der „Vertauschten Geschenke" tritt in der Version des „Mercurius" das plötzlich losgehende „Puffert". Wie Frate Cipolla, der Gesandte im Papageienbuch und der Prophet Elias, so macht auch der preußische Pfarrherr, als der Schuß kracht „auß diesem Unversehenen einen Ernst" und rettet die Situation, indem er behauptet, daß er „auf solche Weise die Standhafftigkeit seiner Zuhörer probieren wollte". Der Verfasser des „Demokrit", der sich mit einem kurzen Hinweis auf die Geschichte begnügt, sagt nicht, wie sich der Landprediger aus der Affäre zog. Bei C. F. Meyer zeigen die Kirchenältesten „entrüstete und strafende Mienen", die Lage wird „bedenklich", der Pfarrer legt zwar eine „prächtige Kaltblütigkeit" an den Tag, findet aber keine Ausrede und wird in seinem Amte unmöglich — was die Absicht des Generals war. Wie so oft in derartigen Fällen, so ist auch in der poetischen Ausgestaltung C. F. Meyers das entscheidende Merkmal, die Art, wie der Pfarrer aus der Not eine Tugend macht, weggefallen, und nur die äußerlichen Begleiterscheinungen der Handlung lassen die ursprüngliche Wurzel der Fiktion noch erkennen.

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Karl von Perfall

„Karl von Perfall hat stets ein deutsches Wort für deutsche Kunst gefunden. Ohne den Wert und den günstigen Einfluß fremdländischer Meister und ihrer Werke zu verkennen, ist ihm eine geistige Fremdherrschaft in der Literatur, auf der Bühne, in der Malerei immer ein Stein, mehr ein Felsblock des Anstoßes gewesen. Zwar galt auch ihm die Einheit des Wesens der Kunst, zwar redete ihr kosmopolitischer Charakter auch ihm in tausendfach verschiedenen und doch verständlichen Zungen, aber der nationale Stolz und die berechtigte Freude an den geistigen Vorzügen der deutschen Rasseeigenschaften legten ihm, dem deutschen Aristokraten, wärmere Worte in den Mund, ohne gleichzeitig die Schattenseiten zu übersehen, ohne in Deutschtümelei zu verfallen. Perfall ist immer deutsch gewesen bis in seine letzte Wesenseigenart, am deutschesten aber gegen den snobistischen Kunstimport aus Frankreich oder England, oder gegen fremde barbarische Unkultur, die den Deutschen als echte Kunst und Kultur gepriesen und aufgedrängt wurde. Und überschaut man die kritische Lebensarbeit Perfalls an der Kölnischen Zeitung: ein Vierteljahrhundert über fast alle Zweige der literarischen und bildenden Künste, dazu Kulturfragen und Theater, Städtebau und ästhetische Zeitfragen, dann fast anderthalb Jahrzehnte im Ruhestande Literaturgeschichte und Romankritik allein, aufgehäuft in zahlreichen Jahrgängen in Legionen von Aufsätzen, Wanderungen, Fehderufen, Betrachtungen, so ergibt das eine Summe von Arbeit, die, für den Augenblick geleistet, zwar nicht feststellbar in unmittelbarer Wirkung, aber unzweifelhaft eine Arbeit von hohen kulturellen Werten und darum im Tiefsten unvergänglich ist.

Eine wie als Kritiker ebenso umfangreiche, allerdings in eine wesentlich andere Richtung zielende Tätigkeit entfaltete Perfall als Romanschriftsteller. An dreißig Romane hat er, von weniger belangreichen Jugendwerken abgesehen, im Lauf seines Lebens geschrieben; nicht alles von gleichem Wert, und auch von ihm selber sehr unterschiedlich beurteilt, vieles aber wert, als Zeitdokument, und wert durch die Fülle weltanschaulich gereifter Gedanken, feiner psychologischer Streiflichter, ernster Probleme. Denn in der langen Reihe seiner Romane ist eine Gliederung auf einem gemeinsamen und Entwicklungsuntergrund festzustellen, der von den Fragen gesellschaftlicher und Bildungsgegensätze ausging (typisch dafür die Vornehmen Geister, 1883, und Die Langsteiner, 1886), sich zur Behandlung des erotischen Problems, des Verhältnisses der Geschlechter zueinander, der menschlichen Sinnenfreude zum bürgerlichen Leben und Sittengesetz zuspitzte (Ein Verhältnis, 1887, Natürliche Liebe, 1890, sein dreibändiges Hauptwerk zu dieser Frage Verlorenes Eden — Heiliger Gral, 1894, Der schöne Wahn, 1901) und schließlich gipfelte im Problem der Familie (Um die Familie, 1906, Vaterschaft, 1909, Der Weg des Witwers, 1916). In dieser Entwicklungsreihe besteht eine innere Logik." D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg. 620).

*

Robert Müller

„Der wiener Dichter und Schriftsteller Robert Müller, dessen Werke in Deutschland bekannter waren als in seiner Heimat, hat im Alter von 36 Jahren am 27. Aug. seinem reichen Leben durch einen Schuß ins Herz ein Ende gesetzt. Es ist unmöglich, in wenigen Zeilen ein Bild dieses umfassenden, rastlosen Geistes zu umreißen, der wie kaum einer von seiner Zeit erfüllt gewesen war. Die bezwingende Erscheinung des Menschen selbst — ein Hüne von Gestalt mit klarem, bewegtem Antlitz, kühnem Blick und einer mächtigen, wolkigen Stirn — stand harmonisch mit Wort und Werk der eigenartigen Persönlichkeit in Einklang. Sein Leben lief in unermüdlichem, drängendem Tempo. Seine dichterische Kraft war ungewöhnlich: präzise Gedanken-Explosionen eines kühnen Träumers. Er gehörte in das Reich jener, deren Schicksal es ist, erst nach ihrem Tode begriffen und gewürdigt zu werden.

Das reiche Schaffen Robert Müllers (seine Bücher sind zumeist in den Verlagen S. Fischer und Erich Reiß erschienen) scheidet sich in die Reihe seiner Romane ‚Tropen', ‚Barbar', ‚Camera obscura' und (aus vielem anderen) eine Meisternovelle: ‚Das Inselmädchen', und in seine essayistischen Schriften, von denen nur seine letzten und reifsten hier genannt sein mögen: ‚Europäische Wege', ‚Bolschewik und Gentleman', ‚Rassen, Städte und Physiognomien'." Arthur Ernst Rutra (Frankf. Ztg. 662 A.).

„Der freiwillige Tod Robert Müllers ist deshalb so erschreckend, weil in diesem Mann eine ganz besondere und scheinbar zukunftsreiche Lebendigkeit Gestalt gewonnen hatte. Ihm vor vielen anderen hätte man die Kraft zugetraut, ein Leben vorbildhaft zu meistern und zu gestalten, sei es nun als einer der wenigen

Literaten europäischer Prägung, sei es als einer der ganz und gar lebendigen Menschen, die gewissermaßen als erste Resultate der Experimente Gottes aus dem Niederbruch heil und leuchtend hervorgingen und einen zukünftigen Typus ahnen ließen.
Robert Müller war eine eigenartige Erscheinung im deutschen Schrifttum. Er war nicht eigentlich Literat und auch nicht Dichter. Sein Leben schien nicht ausschließlich auf das Wort und auf die Wirkung aus dem Wort gestellt, sondern man hatte bei seinen Schriften den Eindruck, als ob da aus einem vollen und erfüllten Leben die Gedanken und Gestalten mit früchteartiger Selbstverständlichkeit wuchsen, als ob Schriftsteller sein eine seiner Möglichkeiten bedeutete, die er bis zum Rande ausfüllen würde, um dann die nächste zu ergreifen, sei sie nun Ingenieur oder Farmer, Politiker oder Kaufmann." Walther von Hollander (Voss. Ztg. 421).

„Er hatte im Gespräch oft große kühne Gesten, als nähme er etwas an sich, als schöbe er etwas von sich. Sie waren Ausdruck seiner Natur. Wahrer als sein Wort, das nie Verzicht kannte, nie Ende und immer nur Beginn. So mit einer dieser Gesten nahm er das Leben an sich, und so schob er es auch fort. Er hatte was Cowboyhaftes an sich in der Art seines Daseins, seines Schreibens, seines Sprechens. Je ungesattelter das Pferd, desto besser. Aber auch das Gefühl des Beobachtetwerdens wurde er nicht los, er überbot sich, er zeigte Reiterkünste." Oskar Maurus Fontana (Berl. Börs.-Cour. 411). Vgl. auch: Robert Musil (Arb.-Ztg., Wien 244 u. a. O.).

*

Hermann Löns

Zum 10jährigen Todestag (26. September)

„Löns' Bedeutung für die Weiterentwicklung der deutschen Literatur liegt auf einem anderen Gebiete als dem des Romans. Er ist der beste impressionistische Natur- und Tierschilderer. Und zwar wird ihm die Naturschilderung zum künstlerischen Selbstzweck, nicht zum Hintergrund für menschliche Ereignisse. Wie einst die worpsweder Maler die Schönheit der norddeutschen Ebene mit dem Pinsel wiedergaben, wurde Löns zum preisenden Dichter der niedersächsischen Heide. Sie ist ihm Herzensheimat, zu der er aus der Fremde immer wieder zurückkehrt, aus ihr saugt er seine besten seelischen Kräfte. Keiner vor ihm hat es so verstanden, ihre Schönheiten — nicht nur zu sehen — auch zur poetischen Darstellung zu bringen. Was er gesehen und erlauscht hatte, konnte er in Skizzen und kleinen Erzählungen mit suggestiver Wortkraft festhalten, so daß es von neuem vor dem Leser erstand. Dabei ging Löns nie ins Kleinliche; mochte er auch den Grashalm oder die einzelne Blüte schauen und in seine Schilderung einstellen, sie standen doch immer im Rahmen des großen ganzen Bildes und wurden nicht zum Selbstzweck, vergleichbar den Gemälden alter Meister, wo die Einzeldarstellung sich nie aufdrängt und den Zweck der gesamten Darstellung verdunkelt." Wolfgang Stammler (Frankf. Ztg. 723 — 1 M.).

„Welches waren die Wurzeln dieser eigenartigen Schilderungskunst? Man sprach damals und spricht heute noch von seiner Liebe zur Heide. Das ist eine Selbstverständlichkeit. Was ihn bewegte, die Heide dichterisch zu gestalten, war stärker. Es war die schicksalhafte Verknüpfung des Menschen mit der Sandlandschaft. Alle Dichter und Künstler, die Landschaft darstellen, sind in einem gewissen Grade von ihr abhängig. Aber diese Abhängigkeit ist meist das Produkt eines Zufalls oder einer bewußten Wahl. Bei Löns war es eine triebhafte innere Bindung, die ihn zwang, der er folgen mußte, ob er wollte oder nicht. Er hat manche deutsche und fremde Landschaften gesehen, hat über manche geschrieben. Üppige, einschmeichelnde, großartige Landschaften hat er kaum dargestellt. Immer, wo er auch in der Fremde war, suchte er die Herbheit und Kargheit, immer die Gegenden, die ihn am meisten an die Sandlandschaft erinnerten. War er gezwungen, längere Zeit auswärts zu weilen, so faßte ihn der Sandhunger. In seinen verworrenen Jahren kurz vor dem Kriege überkam ihn draußen die Sehnsucht nach Heide, Forst, Birken und Moor, nach Strohdach, Hofeichen und Heidjern, nach Schwarzstorch und Heidlerche so heftig, daß er ganz verzweifelte, melancholisch vor sich hin brütete und nachts still ins Kissen heulte. Denn er war ein Stück von einem panischen Menschen. Ein Stück nur. Denn natürlich war er nicht in dem weiten Sinne panisch wie etwa ein Südseeinsulaner in seiner tropischen Natur, der er bedingungslos anheimgegeben, mit ihren Schrecknissen erfüllt, von ihrem Überschwang getrieben ist. Denn die Heide war ja Kulturlandschaft und er andererseits starke bewußte Persönlichkeit. Aber das Abhängigkeitsverhältnis bestand in gewissem panischen Sinne. Auch sein wissenschaftliches Streben war davon bedingt. Ihm lag als Naturwissenschaftler besonders an der Erforschung der Heide- und Moorwelt, die er kannte wie kaum ein anderer. Wurzelte aber sein wissenschaftlicher Erkenntnisdrang in jenem Stück panischer Bedingtheit, das ich als tiefstes Wesen seiner Persönlichkeit zu erkennen glaube, so war seine dichterische Erscheinung noch stärker darin begründet." Bernhard Flemes (N. Bad. Landesztg., Kunst 478).
Vgl. auch: Leopold Reitz „Löns in der Pfalz" (ebenda

489); Waldemar Gröhn (Württemberg. Ztg. 227); Walter Dach (Vorw. 454); Albert Raetz „Löns als pommerscher Student" (Ostsee-Ztg., Lit. Rundschau 411); Kurt Herbst (Tag 231); W. „Hermann Löns und Greifswald" (Ostsee-Ztg. 409); „Unveröffentlichtes aus seinem Kriegstagebuche" (Deutsche Allg. Ztg. 446); Kurt Voß „Der Dichter und Mensch" (Hannov. Kur., Unt.-Beil. 444/45); „Erinnerungen eines Freundes" (ebenda); Hanna Fueß „Löns und Celle" (Hannov. Kur. 444/45); Alfred Potthoff (Westf. Ztg. 202); Heinz Neuberger „Hermann Löns' Humor" (Allg. Ztg., Chemnitz 227).

*

Zur deutschen Literatur

Mit Grimmelshausen beschäftigen sich Aufsätze von Willi Beils (Karlsr. Ztg., Wissensch. 167) und Otto Linck (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 35). — Jacob Böhme gelten Studien von Hubert Schrade („Jacob Böhmes Verhältnis zur Sprache") (Frankf. Ztg. 704 — 1 M.) und Hermann Ginzel („An J. Böhmes Grab") (N. Bad. Landesztg., Aus Kunst 452). — Unter der Überschrift „Ein Wandervogel der Mystik" plaudert Bruno Wille (Tag, Unt.-Beil. 215) über Angelus Silesius.

Unter der Überschrift „Der vielgestaltige Goethe" werden (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 648) französische Goethe-Fälschungen beleuchtet. — „Goethe und das braunschweiger Original von Wetzlar" (Siegfried von Goué) nimmt Kurt Meyer-Rotermund (Braunschw. N. Nachr. 221) zum Thema. — Über „150 Jahre Werther" schreibt K. Fuß (Rhein.-Westf. Ztg. 708). — Faust und Peer Gynt setzt Robert Petsch in Vergleich (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 715e). — Der Entstehungsgeschichte von Schillers Don Carlos widmet Eugen Kilian einen Aufsatz (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 704). — Von schweizer Karlschülern und Studiengenossen Schillers erzählt Karl Schmid-Bloß (N. Zür. Ztg. 1450). — „Herders Berufung. Arabesken um ein paar Briefe" schildert Paul Burg (Ostsee-Ztg. 375). — Bemerkungen zur Kortum-Literatur bietet Karl Deicke (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 697b).

Von der Sehnsucht Hölderlins spricht Walter Strich (Frankf. Ztg. 695 — 1 M.). — Interessante Mitteilungen über eine Jugendliebe Chamissos (Helmina von Chézy) macht Paul Neuburger (Frankf. Ztg. 657 — 1 M.). — Ludwig Tieck auf der Probe schildert Herbert Eulenberg (Stuttg. N. Tagbl. 416). — Ein Vortrag Josef Nadlers über Görres und Heidelberg wird (Germ. 419) wiedergegeben.

Dem Menschen Woyzeck in Hinblick auf Büchners Drama gilt ein Aufsatz von William Frhr. von Schröder (Frankf. Ztg. 663 — 1 M.). — Die Gemahlin Friedrich Hebbels charakterisiert E. Pfäfflin (Stuttg. N. Tagbl., Kultur 397). — Über Friedrich Rückert als Orientalisten handelt J. Nobel (Berl. Börs.-Ztg. 421). — Den Dichter Ferdinand Lassalle würdigt Heinrich Glücksmann (Stuttg. N. Tagbl. 407). — Johann Nestroy gilt eine Betrachtung von Hermann Kienzl (Berl. Börs.-Ztg. 443).

Über die Birch-Pfeiffer (Großmutter, Mutter und Kind) plaudert Martha von Zobeltitz (Deutsche Allg. Ztg. 432). — Der „Fall Saphir" wird (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 618) erörtert. — Über das Lebensbild J. V. Widmanns schreibt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1403, 1417), vgl. Hugo Marti (Bund, Bern 381). — Eine wertvolle Studie über Hermann Lingg als Lyriker bietet Ernst Lissauer (Hannov. Kur., Lit. Beil. 456/57). — Wichtige Veröffentlichungen aus Fontanes Nachlaß werden geboten (Deutsche Allg. Ztg., Welt 422) über Paul Heyse und (Voss. Ztg. 462) über Paul Lindau. — Als einen Meister des Reisebriefes feiert Ernst Lissauer (Berl. Börs.-Ztg., Welt 17 u. a. O.) Alfred Lichtwark. — Frank Wedekinds Briefe würdigt Hanns Martin Elster (Hannov. Kur., Unt.-Beil. 348/49), wo Paul Wittko auch eine Wedekind-Studie bietet.

Von den Gedenkblättern an Peter Hilles 70. Geburtstag seien verzeichnet: Theodor Stiefenhofer (Mannh. Generalanz. 421 u. a. O.); A. F. Binz (Saarbr. Ztg. 234); Herbert Saekel (Allg. Ztg., München 362); Jan Brodersen (Hannov. Kur. 426/27). — Nachrufe auf Alexander Eliasberg boten Arthur Luther (Münch. N. Nachr. 250) und Arthur Ernst Rutra (Frankf. Ztg. 705 — 2 M.). — „Auf Agnes Günthers Spuren" geht Karl Lütge (Ostsee-Ztg., Lit. Rundsch. 375). — Erinnerungen an Herbert Iseke bietet Karl Löffelholz (Germ. 410). — Zum Gedächtnis von Alwine Wuthenow (Annmariek Schulten) schreibt Arthur Brunstein (Ostsee-Ztg., Frauen-Rundsch. 29).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Über Georg Kaisers Sprache sagt Fred Antoine Angermayer (Berl. Tagebl. 457): „Mit welchen Mitteln schafft sich Georg Kaiser seine Welt? ... Hier klafft schon der Riß, der ihn von der übrigen Generation zwingend trennt. Rein ästhetisch ist diese Dramensprache nicht zu zergliedern, nicht auf eine Formel zu bringen. Tausendfach ist die Abstufungsmöglichkeit dieses Schöpfers, und immer neue Überraschungen, neue Sprachkombinationen strömen aus seinem explosivgeladenen Dialog. Das Wort ist hier in vitalster Kraft entbunden und wichtiger gewor-

den als die Handlung. Es sei konstatiert: mit bloßer Handlung ist kein Drama zu schaffen!... Erst der Dialog, abstrebend von jeder Epik, eingegliedert in die engsten Schächte seelischer Expression, kann Handlung erzeugen und muß darum stärker als jede Handlung an sich sein. Auch Schweigen, auch eine aufleuchtende Gebärde, ein Schritt, eine einzige Bewegung kann unter Umständen tiefste Handlung sein, aber nur Teilhandlung. Je wörtlicher das Wort vom Dramendichter begriffen wurde, desto elementarer wird es ihm gelingen, Historie zu dramatisieren. Wo ausschließlich die Handlung dominiert, sinkt das Wort zu leerer Banalität herab. Erst das Wort kann die Handlung neu gebären, erst das Wort vermag die Konzeption des Dramas zu beweisen und sie als Einmaligkeit zu stempeln. Sonst hätten die Klassiker für ewig recht behalten, und nach Shakespeare, der zweifellos Gipfelhandlung erfand, wäre jedes weitere Drama überflüssig. Doch Shakespeares Wort und dessen Sinn kann nicht mehr Wort und Sinn unserer lebendigen Epoche sein, unserer Zeit, in der der neue Mensch eines phantastischen Jahrhunderts auf Radiotürmen thront und die Stimmen eines ganzen Erdballs in die hauchdünne Spitze einer Antenne meisterhaft dirigiert!" — In einem Brief von Karl Walter an Eduard Reinacher (Stuttg. N. Tagbl. 394) liest man: „Die visionäre Jenseitigkeit Ihres Erlebens, Ihr ins Kosmische gerichteter Blick, das Seherische Ihres Kündens erfordert allerdings die Anspannung des Hinhorchens, die der Leser von heute so leicht nicht aufbringt. Darum setzen Sie sich nur langsam durch. Aber Sie werden es, kraft der Stärke und Echtheit des Genies, das frei ist von zeitgenössischem Literatentum, von bewußter Arbeit für den Tag. Schon jetzt haben Sie jenen Kreis der Jüngeren für sich, der maßgebend sein wird für das Werturteil der nächsten Zukunft." — Über Stefan George bietet Will Scheller eine Studie (Karlsr. Ztg., Wissensch. 185), in der der Durchbruch vom persönlichen Stil zu einem überpersönlichen Ton als das Wesentliche der Entwicklung begriffen wird. — Als Dichterin und Historikerin feiert Paul Wittko Ricarda Huch (Deutsche Ztg., Unt.-Beil. 310), einen interessanten Brief Paul Heyses über die Eindrücke seiner „Ursleu"-Lektüre gibt Hilde Stieler (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 36) bekannt. — Unter der Überschrift „Die Kogge" veröffentlicht Wilhelm Scharrelmann Schattenrisse aus dem Kreise seiner Freunde: D. H. Sarnetzki, Hermann Eicke, Karl Lange, Ludwig Bäte, Paul Schurek (Köln. Ztg., Lit. Bl. 666, 672). Er sagt da von D. H. Sarnetzki: „Beherrschung ist es, die sich in allem ausdrückt, was er geschaffen hat: Streng in der Linie bei aller Schmiegsamkeit der Sprache, und so gewählt im Ausdruck, daß seine Form beinahe ein wenig zu sehr gefeilt erscheinen könnte, um noch den ganzen Reiz der ersten Eingebung zu zeigen, überlegt und überlegen in der Haltung. Was er nie getan hat: sich gehen lassen, nachlässig zu sein und gleichgültig gegen sich oder andere, zeigt sich auch deutlich in seiner Kunst. Immer weiß er sich zu beherrschen, sich zu mäßigen. Er liebt den geglätteten Marmor und eine Linie, die bei aller Bewegtheit ihren Adel bewahrt, liebt die statisch abgewogene, sicher in sich selber ruhende Komposition. — Seinem Geblüt nach gehört er dem Nordwesten. Die Vorfahren seiner Mutter waren niedersächsische Bauern, und die Landschaft seiner Heimat, in der seiner Kindheit Eindrücke wurzeln, ist bestimmend für ihn geblieben, trotzdem ihn seit langem das Rheinland in seinen Bann gezogen hat. In seiner Seele spiegelt sich noch immer der breite Horizont seiner niedersächsischen Heimat, rauschen noch immer die Eichen, die das Haus seiner Vorfahren beschatteten, sind die traumseligen Wolken über der ungeheuern Ebene, der er entstammt, noch heute unvergessen. Sind doch die Eindrücke der Kindheit in jedem Künstler die wesentlichen und bestimmenden..." — Was „Gestalten" für Hermann Kesser bedeutet, erörtert Oskar Walzel (Köln. Ztg., Lit. Bl. 678): „Ein kunstvoller Gestalter ist Kesser in seinen Werken. Dennoch sagt jedes seiner Worte, daß er nie um der bloßen Gestaltung willen dichtet. Er will im Leben und für das Leben die notwendigen Ziele erkennen und sie bezeichnen. Einem rein ästhetischen Zweck ordnet er sich nicht unter, anders als manche aus dem Umkreis der Expressionisten, die zwar auch alle ins Leben eingreifen wollten, zuweilen indes durch Überspannung eines grundsätzlich expressionistischen Ausdrucks zu greller, heute schon schwer erträglicher Einseitigkeit der künstlerischen Gestaltung gelangten." — Einen Aufsatz über Hermann Hesse läßt Heinz Stroh (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 427) dahin ausklingen: „Hesses letzte Bücher waren eine Steigerung, zeigten den Dichter auf geistiger Höhe und in seelischer Frische. Das revoltierende Feuer der Jungen und das Wissen des Mannes (neben dem meisterhaften Beherrschen der Form) sind in Hesse; wir dürfen voller Erwartung gespannt sein auf die noch kommenden Werke dieses Dichters, der als Heimatkünstler begann und heute zu den ‚guten Europäern' gehört." — Über Josef Ponten urteilt Heino Schwarz (Westdeutsche Allg. Ztg., Unt.-Beil. 198): „Das Gesamtwerk Pontens ist der Form, der vollkommenen Beherrschung der Technik, dem Architektonisch-Landschaftlichen, dem Menschlich-Sittlichen und dem Weltanschaulichen nach

so einheitlich und naturgewachsen, so stark und groß, daß sein Schöpfer für sich den Titel in Anspruch nehmen darf, den er einer seiner Novellen gegeben: Der Meister! Und das um so mehr, als er sich selbst zu dieser Höhe seines Schaffens durchgerungen, durchgearbeitet hat." — Von Paul Alverdes sagt Walther Lampe (Ostsee-Ztg., Lit. Rundschau 2. Okt.): „Augenscheinlich hat Alverdes in der Jugendbewegung gestanden: ein Jungpriester der Jugend. Es ist auch wohl schließlich nicht nur ein Zufall, daß seine Werke im Weißen Ritter-Verlag neben Hanns Meinke und Hans Blüher stehen, aber Alverdes hat vor diesen den Vorzug der größeren Jugend. Und das Junge, das die Gärung vor und während des Krieges nur dämmernd erlebt hat, nun aber aufnimmt das Unmittelbar-Neue, das in seiner Faltung und Form nicht mehr mit dem Vergangenen zusammenhängt, findet hier seinen ersten Dichter, den Maß, Größe, Glück und Welt zufriedenstellt." — Zu den Dramen und dem Schwalbenbuch Ernst Tollers äußert sich Eduard A. Schröder (Rhein-Main-Volksztg. 180 und 160) in warmer Anteilnahme.

Die Lyrik Hans Carossas charakterisiert Heinz Stroh (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 451) in den Worten: „Seine zarten, empfindsamen, wohlklingenden Verse sind voller Innigkeit und — Seltsamkeit. Dunkel und doch nicht schwermütig. Ins Licht weisend, aber nicht jubelnd. Nicht Hymnen, obwohl sie Befreiendes geben. Seine Verse sind ein mattes Leuchten. Ein gütiges, beinahe möchte ich sagen: mütterliches Gesicht schaut aus ihnen hervor. Seine Verse sind gebändigte Seligkeit, ein wissendes, dankbares Bekenntnis zum Leben, dessen Schönheit den Dichter mit Dankbarkeit erfüllt und das zu leben er als Gnade empfindet."

Auf Hans Frankes Drama „Untergang" macht Ernst Müller (Stuttg. N. Tagbl. 427) als auf eine bemerkenswerte Dichtung aufmerksam.

„Eine Epopöe des kroatischen Volkes an der Schwelle der neuen Zeit, nicht mehr und nicht weniger" nennt Herman Wendel (Frankf. Ztg. 676 — 1 M.) den Roman „Ein Volk" von Friedrich von Gagern (Staackmann). — Als einen jugendlichen, „also renommistischen" Roman, aber mit dichterischem Einschlag charakterisiert Arthur Eloesser das Buch „Ein Mann von gestern" von Fritz Thurn (Hyperion-Verlag) (Voss. Ztg., Lit. Umschau 426). — Die Entwicklung, die Ernst Weiß als Epiker durchgemacht hat, charakterisiert Richard Mattheus (Frankf. Ztg. 669 — 1 M.), den Gipfel erblickt er in dem Romanfragment „Hodin" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin). — Die Erzählerin Dora Hohlfeld charakterisiert Arthur Friedrich Binz (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 36): „Stets ist ein sanftes Klagen in den Lüften, die sich über Dora Hohlfelds Welten wölben, ein Klagen um unabwendbares Zerbrechen-Müssen. Fragwürdig, höchst fragwürdig ist all das, was wir Wirklichkeit nennen, unberechenbar und unfaßlich ist das Wirken und Weben geheimnisvoller Natur- und Seelenmächte, tief und weise allein ist der Singsang von der großen Nichtigkeit. Immer aber schwingt in diesem demütig-tiefen Begreifen eines Dichterherzens auch die starke Liebe zu unserer Erde, zu all ihrer Pracht und Herrlichkeit." — Mit Nachdruck weist Werner Mahrholz in seiner Würdigung von Hermann Stehrs „Peter Brindeisener" darauf hin, wie staunenswert die lebendige Schöpferkraft sei, mit der ein Sechzigjähriger die Nöte der Jugend gestalte (N. Bad. Landesztg., Aus Kunst 465). — Als Prosadichtungen will Otto Ernst Hesse die Romantrilogie von Hans Friedrich Blunck gewertet wissen (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 438): „Der Begriff Roman deckt die Art dieser Bücher nicht. Es sind keine historischen Romane im herkömmlichen Sinne, mit dem Zweck, die Geschichte der Heimatstadt peinlich herunterzuerzählen. Es sind Prosadichtungen. Es sind Versuche, den Geist dreier Epochen im Gleichnis dreier menschlich-übermenschlichen Gestalten aufzuwecken und zugleich zum Gleichnis unserer eigenen verworrenen Zeit auswachsen zu lassen."

Sehr kritisch geht Gabriel Rabel mit Rudolf Steiner als Goethe-Herausgeber ins Gericht (N. Zür. Ztg. 1363), er habe seine Aufgabe als Herausgeber unveröffentlichter Quellen nicht erfaßt. — Über Spengler-Vorträge an der Universität Buenos Aires orientiert L. Niessen-Deiters (Deutsche La Plata-Ztg. 197), „Spengler und der moderne Lehrer" nimmt Engel (Berl. Börs.-Ztg. 454) zum Thema. — Über die „Schonungslose Lebenschronik" von Kurt Martens (Rikola-Verlag) liegen zwei Aufsätze vor von Richard Rieß (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 461) und von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1457). Korrodi nennt sie „ein Stück erlebter Literatur von einem geschätzten Schriftsteller gesehen".

*

Zur ausländischen Literatur

Über das Vorbild für Shakespeares Spätwerke schreibt Erich Mosse (N. Bad. Landesztg. 459), über Shakespeares Lustspiele Ernst Ginsberg (Tag, Unt.-Beil. 236). — Ein Aufsatz über Ossian von H. Sch. findet sich (Bund, Bern, Kl. Bund 38). — Über den gegenwärtigen Stand der englischen Literatur unterrichtet gut eine Studie von Gregory Francis (Frankf. Ztg. 736 — 1 M.); dem englischen Drama des 20. Jahrhunderts gilt eine Übersicht von R. Hoecker (Berl. Börs.-Ztg. 437, 439). — Ein Auszug aus Bernard Shaws Jugenderinnerungen wird (N. Bad. Landesztg. 451)

geboten. — Über südafrikanische Literatur schreibt Erwin Stranik (Magdeb. Ztg., Lit. Beil. 493).

Über Ronsard (geb. 11. September 1524) liegt eine Reihe von Aufsätzen vor: Franz Blei (Prag. Pr., Dichtung 36); Ernst Robert Curtius (Hannov. Kur. 423); Max Konzelmann (N. Zür. Ztg. 1336, 1352); Magdeb. Ztg. (461); Basl. Nachr. (396). — Mitteilung des Selbstporträts Larochefoucaulds bietet Stefan Tafler (Berl. Tagebl. 424). — Über Rousseau schreibt Martha Charlotte Nagel (Ostsee-Ztg., Lit. Rundsch. 375), Rousseau in seinen Briefen behandelt Siegmund Feldmann (Berl. Börs.-Cour. 425). — Das Schloß der Staël bei Genf schildert Carry Brachvogel (N. Bad. Landesztg., Frau 34). — Eine „imaginäre Vorrede" zu Balzac schreibt Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 443, 447). — Über Eugène Scribe plaudert Ernst Leopold Stahl (N. Bad. Landesztg. 490). — Romain Rollands Schaffen seit „Jean Christophe" wird (N. Zür. Ztg. 1390, 1396) gewürdigt. — Deutschen Einfluß auf das jüngste Frankreich schildert Max Übelhör (Deutsche Allg. Ztg., Welt 434 und N. Bad. Landesztg. 462).

Über den wahren Todestag Dantes (13. September 1321) macht Franz Lipp Mitteilung (Karlsr. Ztg. 214). — Luigi Pirandellos philosophische Tragikomödie charakterisiert Mens (Frankf. Ztg. 733 — 1 M.).

Auf die Autobiographie von Ramon Gomez de La Serna macht Grete von Urbanitzky (Berl. Tagebl. 431) aufmerksam.

Über Hendrik Conscience („Ein Dichter und sein Volk") schreibt Joseph Antz (Germ. 416).

Über dänische Literatur gibt F. G. (Königsb. Hart. Ztg. 408, 409) Auskunft. — Strindberg, als tragischen Menschen, charakterisiert Heinrich Ehl (Ostsee-Ztg., Lit. Beil. 399); auf neue Strindberg-Dokumente lenkt Carl David Marcus die Aufmerksamkeit (Tag, Unt.-Beil. 238). — Über Martin Andersen Nexö bietet L. einen Aufsatz (Pfälz. Post 171, 172 u. a. O.). — Über Knut Hamsun schreibt Paul Rilla (Berl. Börs.-Cour. 411), über Hamsuns neuen Roman das „Letzte Kapitel" J. Shaiak (Prag. Pr., Dicht. 39).

„Der intime Dostojewski" ist ein Aufsatz von Waldemar Gurian (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 37) überschrieben; „Um Dostojewski" betitelt Karl Nötzel eine geharnischte Erklärung (Frankf. Ztg. 666 — 1 M.), in der er gegen das Gerücht über das Sittlichkeitsverbrechen Dostojewskis Stellung nimmt; beachtenswert sind auch die Ausführungen von Walter Kühne „Fürst Myschkin, Dostojewski und Solowjew" (Prag. Pr. 247). — Mitteilungen zu Tolstois Flucht aus dem Tagebuch Bulgakows werden (Hannov. Kur. 452/53) geboten; über Tolstois Flucht in den Tod schreibt Franz Farga (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 34).

„Vom Reichtum und der Armut der polnischen Literatur" überschreibt Antoni Lange einen Aufsatz (Prag. Pr., Dichtung 37).

Scholem Alejchem widmet S. Meisels eine Studie (Vorw. 428).

Über japanisches Theater wird (Ostsee-Ztg., Lit. Rundsch. 375) interessant berichtet (Shaw-, Sudermann- und Hauptmann-Aufführungen in Tokio).

Als großen Liebesdichter des Orients feiert Hans Bethge den armenischen Dichter Nahabed Kutschak (Hannov. Kur. 447).

*

„Die Dichtung im Schulunterricht." Von C. F. W. Behl (Hannov. Kur. 430/31).

„Die Jagd im deutschen Liede." Von Hans Benzmann (Stuttg. N. Tagbl. 393).

„Klassik, Romantik und die Moderne." Von Ludwig von Bertalanffy (Köln. Ztg., Unt.-Beil. 636).

„Über die Annäherung an Dichtungen." Von Rudolf G. Binding (Frankf. Ztg. 692—1 M.).

„Von der Kraft der Sprache." Von Alois Brandl (Berl. Tagebl. 469).

„Zwei Fragen zur Dramenkrise." Von Franz Dülberg (Berl. Tagebl. 424).

„Der Traum in der Kunst." Von Curt Elwenspoek (Mannh. Generalanz. 426).

„Das deutsche Lustspiel." Von Egon Friedell (Tag, Unt.-Beil. 220).

„Dichter des Herbstes." Von Hans Gäfgen (Allg. Ztg., Chemnitz 219).

„Literatur." Von Annette Kolb (Berl. Tagebl. 443).

„Die Favoriten des Lesers." Von Erich Marcus (Ostsee-Ztg., Lit. Beil. 387).

„Zur Geschichte des deutschen Lustspiels." (Holl) Von Franz Muncker (Allg. Ztg., München 372).

„Psychologisches aus der Dichterwerkstatt." Von Carl Rieno (Ostsee-Ztg. 389).

„Der neue Weg zum guten Buch." (Deutsche Buchgemeinschaft.) Von W. Saborowski (Ostsee-Ztg. 411).

„Das literarische Problem der deutschen Katholiken." Von Franz Wilhelm Vernekohl (Germ., N. Ufer 405).

„Der Glaube an die Unendlichkeit." (Tolstoi.) Von Gerhard Waldow (Berl. Börs.-Ztg., Welt 183).

„Das moralische Theater der Neuberin." (Frankf. Ztg. 664—2 M.).

Echo der Zeitschriften

Ostdeutsche Monatshefte. V, 6. (Danzig-Berlin.) Ergreifende Briefe Peter Gasts an Carl Fuchs („Friedrich Nietzsches Jünger der letzten Stunde") gibt Hans Fuchs bekannt. Wir teilen daraus das folgende Schreiben Gasts vom 1. Februar 1890 mit, in dem die Hoffnung auf eine Wiederherstellung Nietzsches noch einmal aufleuchtet:

„Jena, 1. Februar 1890.

Heut, liebster Freund, bin ich in meiner Zuversicht, daß wir unseren Nietzsche wieder haben werden, außerordentlich befestigt worden. Heut und gestern war er vorzüglich! Gestern war ich oben im Saal unter lauter Irren, wo N. gewöhnlich sitzt (der Eintritt ist eigentlich strengstens verboten); von da gingen wir ins Musikzimmer. Ich wollte mich ans Klavier setzen und gab N'n die Düte mit sechs Pfannkuchen, die ich ihm täglich bringe; aber er sagte: „Nein, lieber Freund, ich will mir die Finger jetzt nicht klebrig machen; denn erst werde ich ein wenig spielen." Und nun setzte er sich ans Instrument und phantasierte. Oh, wenn Sie dies gehört hätten! Nicht eine Verkehrtheit! Stimmengewebe von tristanischer Feinheit! Pianissimi und dann wieder Posaunenchöre und Trompetenfanfaren und Beethovenscher Grimm und jauchzendes Hineinsingen und wieder Sinnen, Träumen — es läßt sich nicht schildern. Einen Phonograph her! Die Wirkung danach auf sein Zerebralsystem war ganz gewaltig; er war wie umgewandelt danach. Vorzüglich! Heute hat er in einem Buche gelesen, das Naumann mir schickte und in welchem Nietzsche oft zitiert ist: auch das brachte ihn merkwürdig zur Räson. Nächsten Sonntag kommt die Mutter: wir beraten übers Herausnehmen, das unter allen Umständen bald geschehen muß. Er selbst fragt: ‚Nun, wann fahren wir nach Naumburg?'

Herzlichst Ihr P. Gast."

Stimmen der Zeit. LIV, 2. (Freiburg i. Br.) Eine dankenswerte Studie von Friedrich Muckermann S. J., „Abendland und Morgenland bei Solowjew", gibt guten Einblick in die eklektische Philosophie des russischen Denkers:

„Für die Gesamtbeurteilung Solowjews scheint es mir von größter Wichtigkeit, daß in ihm die Anschauung mehr ist und früher als die Form. In seiner wissenschaftlichen Form hat er zum Beispiel niemals, auch bei seinem späteren Bemühen nicht, den Pantheismus gänzlich überwunden, hat er nicht selten die Sphären des Natürlichen und des Übernatürlichen unglücklich ineinandergewirkt, hat er namentlich in jüngeren Jahren manches von westlichen Denkern genommen, was ihm im Grunde wesensfremd war. Als Dichter und Mystiker hingegen gehört er zweifellos zu jenen Menschen, die wahres Christentum in einer Reinheit, Schönheit und sittlichen Größe empfunden haben, wie nur ganz wenige Auserwählte der Jahrhunderte.

Gegenständlich betrachtet, enthalten die philosophischen Arbeiten Solowjews eine unglaubliche Masse von Stoffen. Er kannte die alte Philosophie und die neue. Wir besitzen von ihm vorzügliche Abhandlungen über Plato, Kant, Schelling, Hegel, Schopenhauer, Spinoza. Er studierte die Kirchenväter und auch wohl die Scholastiker. Dazu beherrschte er sozusagen die ganze mystische Literatur aller Völker, war vertraut mit der Geschichte der Religion und hat vor allem den Islam und die Judenfrage, die er übrigens eine Christenfrage nannte, vorurteilsfrei und leidenschaftslos behandelt. Besondere Beziehungen lassen sich feststellen zu Schelling, mit dem er die Anschauung von Natur und Geist, die konkrete Idee und die Entwicklung teilt; zu Schopenhauer, dessen dunkler Lebenswille auch bei ihm wiederkehrt; zu Eduard von Hartmann, dessen Unbewußtes bei ihm zusammenfällt mit dem ‚Orientalischen', zu Leibniz und der Idee der Monade, die individuell, durch die Perzeption aber universell, das Universum aufbaut. Bis zur Identität beinahe — manche Wunderlichkeiten abgerechnet — geht nach Solowjews eigenem Geständnis die Ähnlichkeit mit dem bei uns neuerdings wieder mehr beachteten Franz von Baader. Dieser wieder nannte Jakob Böhme seinen eigentlichen Lehrer, ist außerordentlich stark beeinflußt von den Neu-Platonikern, Thomas von Aquin, Ekkehard, Paracelsus, Leibniz, Kant und Herder. Wie für Franz von Baader sind für Solowjew die Dinge denkbar, weil sie von Gott gedacht worden. Gegenstände des Denkens sind Gott, Natur und Mensch. Eine reine Stimmung des Denkers wird zur Wahrheitserkenntnis gefordert. Die Brücke zwischen Gott und Mensch, zwischen Idee und Realität wird gesucht. Der Leib erscheint hier wie dort als Ergänzung des Geistes. In den trinitarischen Ableitungen nähert sich Solowjew vielleicht mehr Schelling, geht aber schließlich doch auf älteste Ahnungen der Menschheit zurück. Materie ist beiden gehemmter Geist. Die Hemmung kommt vom Sündenfall her. Zur Befreiung von dieser Hemmung ist Christus notwendig als Erlöser, hätte aber auch ohne den Sündenfall Mensch werden müssen. Moral ist Verwirklichung der Harmonie. Auch über Kirche und Reformation berühren sich die Auffassungen.

Soviel fremdartige Elemente aber Solowjew auch aufgenommen, er hat es verstanden, sie in ein geschlossenes System zu verarbeiten."

Orplid. I, 7/8. (Leipzig und Köln.) Das vorliegende Heft der neuen Zeitschrift ist Albrecht Schaeffers Werk gewidmet, aus dem mehrfach Proben wiedergegeben werden. Dem einleitenden Aufsatz von Guido K. Brand „Albrecht Schaeffer" oder „Vom Wege zur Vollendung" entnehmen wir den folgenden Abschnitt, der unter der Überschrift „Dienen und reifen" ein Wesensmerkmal Schaeffers zur Darstellung bringt:

„Dienen und reifen. Jedes großen Menschen und Dichters Werk war von je ein Dienen an Gott und seinen Geschöpfen, und aus der Demut vor dem Ewigen, Unendlichen, Niebezwingbaren wuchs die Reife. Reifwerden mit jeder Dichtung, oder sagen wir besser: das Leben nur Gestalt werden zu lassen, wenn alles an und in ihm reif ist, dies sehe ich letztendlich als den Sinn des Dienstes an, dem Schaeffer sich weiht. Sich selbst seinen Menschen, seinen Gesichten, seinen Unermeßlichkeiten, ihrer Formung und der Sprache hingeben, ist die Erfüllung des Dichters. Schaeffer spürte den Urtrieb hierzu von den ersten Gedichten an, und nicht Mode, nicht Ruhm, nicht Geschrei auf dem Markt machten ihn abwegig. Er schuf und schuf und diente, um Herr zu werden. Er schrieb seine Dunkelheiten und erleuchteten Stunden, seine Trauer und Hingerissenheiten, seine Begegnungen mit allen Dingen, seine Wanderungen durch alle Bezirke des menschlichen Herzens, durch Vergangenheiten und Gegenwart. Er sah in die Augen der Tiere und fühlte das Leben der leblosen Dinge, der Steine und Wände. Alle sprachen zu ihm in ihrer Sprache und trugen ihre Geheimnisse in sein Herz. Die ewigen Wanderer über die Erde, die ewig durch Himmel und Hölle Schreitenden wohnten bei ihm wie die kleinen, horizontlosen Menschen, die sich über die Sonne freuen, weil sie Wärme gibt ihrem freudlosen Dasein. Es ist ein unendlicher Kreis, den seine dichterische Menschenkraft um alle Wirrnisse und Geordnetheiten, um alles Ruhlose und Ruhende spannt, und es scheint nichts Fremdes, nichts Fernes zu sein, das nicht zwischen seinen Menschen aufwachen könnte. Das ewig Fließende, das kaum Entwirrbare der unübersehbaren Beziehungen, das Rastlose des Raumes und das Unaufhaltbare der Zeit, das stets sich Wandelnde, das in Minuten zu Ewigkeiten sich dehnt und in Erinnerungen zu aufschreckenden Sekunden wird, die uferlose Weite, mit den Übergängen vom Meer in den Himmel, der sorgsame Weg der Ameise, das tausendfältige Glück und das dumpf zerquälte Leid: all dies wird zum Sinn der Ordnung, weil es die Wesenheit der Zusammenhänge zwischen dem Beharrlichen und dem Veränderlichen ist, ein innerstes Gesetz zu haben, das der Dichter erkennt. Wir gehen vorüber und empfinden etwas wie Sinnlosigkeit in manchen Begebenheiten und erkennen nicht, wie das eine über tausend Umwege zur Folge aus dem andern wird. Viele unter uns haben nur eine Spiegelung auf der Netzhaut, dem Dichter aber senkt es sich tiefer in die Ahnung, in das Wissen um Rätsel und Geheimnisse. Und wenn wir es in der Geordnetheit seiner Abläufe, in der Gesammeltheit der Worte lesen und aufnehmen, scheint es uns doch nicht fremd. Denn es ist menschlich."

Hochland. XXI, 12. (München und Kempten.) Den niederdeutschen Zug in Ernst Barlachs Wesen und Dramatik hebt Joseph Sprengler hervor:

„Ist seine Wirkung bisher auf das nördliche Deutschland eingeschränkt, von dort stammt er auch. 1870 ist das Jahr der Geburt. Wedel in Holstein ist seine Vaterstadt. Jetzt lebt und schafft er auf mecklenburgischer Erde, zu Güstrow.

Wüßte man selbst dieses Wenige seines äußeren Lebens nicht, man würde allerhand aus seinem Werk zu erschließen vermögen: sicher, daß er Niederdeutscher ist, Sonntagsgänger an den buschigen Ufern der unteren Elbe, Hügel auf und ab, einer, der nach dem Rauch von Dampfern späht, in das Licht der Heide horcht, die Seele an den Rand weißer Wolken hängt und plötzlich von ungeheuren Nebeln überfallen wird, dann fast ein Skandinavier in düsterer Einsamkeit, an der Schwelle zu Ibsen und Strindberg, im Vorhof zu allem germanisch Wuchtigen und Weiten: zu Shakespeare, Ossian und der Edda; bloß die mannshohe Diele mit dem Kammergerümpel, dem gespaltenen Scheitholz am Herd, dem Rattenkeller und den dienenden Wichteln der Nacht ist wieder ganz allein deutsch wie aus den Hausmärchen der Brüder Grimm. Um die Hütte aber weht Siegfriedsluft, Sonnenmythos, vormessianisches, so nahmessianisches Heidentum, daß es schon wie Christentum sehnt und fühlt. Hans Franck hat einmal in einem Aufsatz erwähnt, daß Barlach in Rußland erweckt worden sei, und daran die Bemerkung geknüpft, daß in ihm Dostojewski die Augen wieder aufgeschlagen habe. Daher wohl das Christdemütige. Und dennoch daneben dieses harte Zu-Ende-Denken einer empfindlichen Seele bis zum Ur-Konflikt; ist es nicht, wie wenn Hebbel, der auch da oben beheimatet war, zu den Müttern gestiegen wäre?

Das zusammen ist also ungefähr die geographische und seelische Landschaft, in die Barlach gestellt ist, bereits vom ‚Toten Tag' an, ja hier fast am reinsten."

Der Türmer. XXVI, 12. (Stuttgart.) In einem Aufsatz über Eduard Reinacher von Karl Walter wird das musikalische Element in Reinachers Schaffen betont:

„Frühzeitig hat Reinacher die seiner Kern- und Wesensanlage entsprechenden Kräfte des elsässischen Kulturgutes, dem eine gewisse alemannische verstandliche Härte eigen ist, in sich aufgesogen. Aber weder in der landschaftlichen Dichtung noch in der Gestaltung eines vorhandenen stofflichen Objektes gibt er nur lineare Beschreibung des individuellen Bildes, sondern Weiterdichtungen, oft kühnen Ausmaßes, über die äußere Erscheinung hinaus. Kraft eines inneren immanent musikalischen Gesetzes. Es ist ja oft die Rede vom musikalischen Rhythmus moderner Dichter. Wohl kaum aus einer anderen neueren Dichtung wachsen aber Verse von so musikalischer Bewegtheit wie aus der Reinachers. Die Musik ist diesem Dichter ein Lebenselement. ‚Musik suche ich in jedem Schriftstück, das ich aufnehme, und eine musikalische Seele musikalisch zu verkörpern ist die Sehnsucht meiner eigenen Arbeit.‘ Von Musik ergriffen, faßt Reinacher seine Gefühlswelt in Worte und Verse. Stellenweise ragt der Schwung seiner Verse in die Sphäre absoluter Musik hinein. Schließt man ein Buch, so ist dem Leser, als ob irgendwo ein schöner Orgelklang langsam verstumme. Und unter diesem Gesichtspunkt der Musik behandelt er auch sein Versmaß, baut er in den Idyllen seinen Hexameter, nicht nach philologischen Schulregeln. Viele seiner Dichtungen verlangen in ihrem musikalischen Formalismus nach dem Vortrag, klingen nur dann, wenn sie gesprochen werden.“

* * *

„Ein vielumstrittener Mystiker [Meister Eckehard].“ Von Karl Richstätter (Stimmen der Zeit LIV, 12. Freiburg i. B.).

„Jakob Böhme.“ Zur 300. Wiederkehr seines Todestages. Von Felix Voigt (Die Christliche Welt XXXVIII, 37/39. Gotha).

„Die Autographen von Klopstocks Oden.“ Von Felix Hasselberg (Die Autographen-Rundschau VI, 17. Berlin).

„Goethe.“ Von Herbert Eulenberg (Blätter der Bücherstube am Museum 1924, August. Wiesbaden).

„Goethe als Erzieher.“ Von Hanns Martin Elster (Baden-Badener Bühnenblatt IV, 50).

„Goethe und Frankfurt.“ Von Alfons Paquet (Blätter der Bücherstube am Museum 1924, August. Wiesbaden).

„Goethe und das Ende des bürgerlichen Zeitalters.“ Von Elisabeth Busse-Wilson (Die Tat XVI, 6. Jena).

„Faust.“ Von Julius Bab (Volksbühnen-Blätter II, 2. Düsseldorf).

„Ungedruckte Briefe von und nach Weimar.“ (Blätter der Bücherstube am Museum 1924, August. Wiesbaden.)

„Schillers Größe.“ Von Felix Braun (Das Inselschiff V, 4. Leipzig).

„Unveröffentlichte Arndt-Briefe.“ (Der Türmer XXVI, 12. Stuttgart).

„Ein Brief E. T. A. Hoffmanns an den Grafen Julius von Soden.“ Von Oskar Krenzer (Zeitschrift für Bücherfreunde XVI, 5. Leipzig).

„Kleists ‚Amphitryon‘.“ Von Hanna Hellmann (Euphorion XXV, 2. Leipzig).

„Liebesbriefe Stephan Ludwig Roths.“ Von Otto Folberth (Klingsor I, 6. Kronstadt).

„Jugendbriefe an Gervinus.“ Von Alfred Stern (Preußische Jahrbücher CLXXXXVII, 3. Berlin).

„Neues über Hebbels Herkunft.“ Von Hans Gäfgen (Der Schönhof 1924, 6. Görlitz).

„Die Urahne von Gottfried Kellers Eugenia.“ Von Karl Schultze-Jahde (Der Schönhof 1924, 6. Görlitz).

„Nietzsche auf deutsch.“ Von Lenore Kühn (Frau und Nation 1924, August-Heft. Berlin).

„Bruno Arndt.“ Von Helmut Wocke (Der Kritiker VI, Juli-Augustheft. Berlin).

„Christian Morgenstern.“ Von Helmut Wocke (Der Schönhof 1924, 5. Görlitz).

„Hermann Löns, der Journalist.“ Von Max A. Tönjes (Deutsche Presse XIV, 39/40. Berlin).

„Hermann Löns und die bildende Kunst. Mit unveröffentlichten Äußerungen des Dichters.“ Von Wilhelm Deimann (Deutsche Kunstschau I, 15. Offenbach a. M.).

„Ferdinand Avenarius.“ (Junge Menschen V, 6. Hamburg).

„Die Stimme Rathenaus.“ Von Arthur Eloesser (Die Weltbühne XX, 36. Berlin).

„Gottfried Benn.“ Von Otto Flake (Die Weltbühne XX, 37. Berlin).

„Richard Müller, dem Dichter der Heimat.“ Von H. L. (Berg Frei 1924, 4/5. Ludwigshafen).

„Wilhelm von Scholz und der Zufall.“ Von Karl Schultze-Jahde (Der Schönhof 1924, 6. Görlitz).

„Wilhelm von Scholz.“ Von Felix Maria Mumbauer (Orplid I, 7/8. Leipzig).

„Jakob Wassermann und sein Werk.“ Von Peter Panter (Die Weltbühne XX, 38. Berlin).

„Schaeffers Buch über Dichter und Dichtung.“ Von Wilhelm Meridies (Orplid I, 7/8. Leipzig).

„Ricarda Huch. Zum 60. Geburtstag." Von Veronika Erdmann-Czapski (Frau und Nation 1924, August-Heft. Berlin).

„Über Jakob Schaffner." Von Hans Knudsen (Hellweg IV, 39. Essen).

„Rudolf Herzog — ein deutscher Mann." Von Ignaz Wrobel (Die Weltbühne XX, 39. Berlin).

„Der Schwabe Wilhelm Schussen." Von Franz Herwig (Hochland XXI, 12. München).

„Fedor Sommer als schlesischer Heimatdichter und Lehrerfreund." Von Max Koch (Der Wanderer XLIV, 493. Breslau).

„Ein epischer Dichter des Riesengebirges. Zu Fedor Sommers 60. Geburtstag am 21. September 1924." Von Baer (Der Wanderer XLIV, 493. Breslau).

„Gott und Teufel in Walter von Molos Dichtungen." Von Walther Kühlhorn (Der Vorhof II, 5/6. Dessau).

„Max Brod als Kritiker." Von Max Herrmann-Neisse (Der Kritiker VI, Juli-Augustheft. Berlin).

„Das Werk von Hans Schliepmann." Von Franz Alfons Gayda (Hamburger Stimmen IV, 60).

„Wilhelm Lehmann." Von Moritz Heimann (Die Weltbühne XX, 36. Berlin).

„Leonhard Franks neuer Roman [‚Der Bürger']." Von Max Herrmann-Neisse (Die Aktion XIV, 9. Berlin).

„Hans Friedrich Blunck." Von Hanns Martin Elster (Der Überblick I, 2. Magdeburg).

„Hans Friedrich Blunck." Von Will Scheller (Niederdeutscher Heimatfreund IV, 8. Hamburg).

„Über mich selbst." Von Hans Friedrich Blunck (Niederdeutscher Heimatfreund IV, 8. Hamburg).

„Eduard Reinacher." Von Karl Walter (Hellweg IV, 36. Essen).

„Der Dichter und die Schwalben [Ernst Toller]." Von C. F. W. Behl (Der Kritiker VI, Juli-Augustheft. Berlin).

„Ein junger rheinischer Dramatiker: H. W. Hillers." Von Carl Heinz Hillekamps (Rheinischer Beobachter III, 37/38. Potsdam).

„Gustav Leutelt." Von Karl R. Fischer (Der Wanderer XLIV, 492. Breslau).

„Will-Erich Peuckert." Von Helmut Wocke (Der Wanderer XLIV, 492. Breslau).

* * *

„Der goldene Esel. [Apuleius]." Von Hermann Reich (Velhagen & Klasings Monatshefte XXXIX, 1. Berlin).

„Whitman in Whitmans Land." Von Herman George Scheffauer (Deutsche Rundschau L, 12. Berlin).

„Die geschändete Jungfrau [Die Shaw-Übersetzungen von Trebitsch]." Von Hans Rothe (Das Tagebuch V, 38. Berlin).

„Ein Dichter der Arbeiterklasse [Jack London]." Von Max Herrmann-Neisse (Die Aktion XIV, 9. Berlin).

„Arthur Rimbaud." Von Klaus Mann (Die Weltbühne XX, 37. Berlin).

„Die französische Literatur der Gegenwart." Von Edouard Dujardin (Deutsche Rundschau L, 12. Berlin).

„Rußland und seine Dichter." Von Reinhold von Walter (Der Gral XIX, 1. Essen).

„Dostojewskis ‚heilige Krankheit'." Von René Fülöp-Miller (Wissen und Leben XVII, 19/20. Zürich).

* * *

„Nordisches Theater." Von Waldemar Berggreen [übers. von Erwin Magnus] (Volksbühne IV, 3. Vierteljahrsheft. Berlin).

„Spanisches Theater." Von Martin Brussot (Volksbühne IV, 3. Vierteljahrsheft. Berlin).

„Der Spielplan eines modernen Stadttheaters." Von E. K. Fischer (Kunstwart XXXVII, 12. München).

„Die deutsche dramatische Produktion des letzten Jahrzehnts. Eine Literaturstatistik." Von Wilhelm Frels (Deutsche Rundschau L, 12. Berlin).

„Das russische Theater." Von J. Golz (Volksbühne IV, 3. Vierteljahrsheft. Berlin).

„Bemerkungen über das pariser Theater 1924." Von Artur Holitscher (Volksbühne IV, 3. Vierteljahrsheft. Berlin).

„Das Theater in England." Von Fritz Homeyer (Volksbühne IV, 3. Vierteljahrsheft. Berlin).

„Anti-Broadway." Von Otto Manthey-Zorn (Volksbühne IV, 3. Vierteljahrsheft. Berlin).

„Internationalität des Theaters." Von S. Nestriepke (Volksbühne IV, 3. Vierteljahrsheft. Berlin).

„Vom Theater in Japan." Von Fritz Rumpf (Volksbühne IV, 3. Vierteljahrsheft. Berlin).

* * *

„Das neue Buch." Von Karl Fuß (Hellweg IV, 37. Essen).

„Aus Sturmtagen der katholischen Publizistik (II. Der ‚Fränkische Courier' 1839—1841)." Von Joseph Grisar (Stimmen der Zeit LIV, 12. Freiburg i. B.).

„Literarisches Leben an der Nahe bis zum 18. Jahrhundert." Von Maria Hessel (Rheinische Heimatblätter 1924, 9. Koblenz).

„Die fahrenden Schüler." Kulturhistorische Studie von Adolf Keßler † (Alte und Neue Welt LIX, 1. Einsiedeln).

„Literarische Fälschungen und Mystifikationen." Von Heinrich Klenz (Zeitschrift für Bücherfreunde XVI, 5. Leipzig).
„Was ist Literatur?" Von Kaspar Ludwig Merkl (Hellweg IV, 37. Essen).
„Die Schweiz im deutschen Geistesleben." Von Max Rychner (Wissen und Leben XVII, 19/20. Zürich).
„Die Geschichte der christlichen Kirche bei Oswald Spengler." Von Hans von Soden (Zeitschrift für Kirchengeschichte XLIII, 1. Gotha-Stuttgart).
„Vom dichterischen Schaffen." Von Hellmuth Unger (Brandenburger Blätter für Theater und Kunst I, 1).
„Deutsche Lyrik und der Augenblick." Von Oskar Walzel (Der Schönhof 1924, 5. Görlitz).
„Die geschichtliche Wirklichkeit im deutschen Volksmärchen." Von Richard Winter (Euphorion XXV, 2. Leipzig).

Echo der Bühnen

Berlin

„Tolkening." Drei Stücke aus seinem Leben. Von Alfred Brust. (Uraufführung im Dramatischen Theater am 3. Oktober 1924.) — „Die tote Tante und andere Begebenheiten." Drei Einakter von Curt Götz. (Uraufführung in den Kammerspielen des Deutschen Theaters am 1. Oktober 1924.)

Brusts „Wölfe", ein Brunstschrei, in jugendlicher Übertreibung, aber mit geschickter Nutzbarmachung Ibsenscher und Strindbergscher Psychologie und, worauf es ankommt, mit ursprünglicher Kraft gegeben, bilden den soliden, steingefügten Pfeiler für — Regenbögen. Als Alfred Brust sich daran machte, die „Wölfe" durch die „Würmer" (eine Tragödie im Feuerofen) und den „Phönix" (ein Märchenstück) zu der Trilogie „Tolkening" auszubauen, war er selber längst ein anderer geworden; hatte den Wirklichkeitsboden unter den Füßen verloren, die „Stimmen" vernommen, die „Erscheinungen" erschaut; sich aus theosophischen und ethischen Anschauungen einen neuen Begriff von Dichtung und Drama gebildet; sich über alledem als Dichter verloren.

In den „Wölfen" hatte Tolkening selbst beiseite gestanden: einer, den die sinnliche Kraft im Weibe beglückte und der davor erschauerte; der über dieser starken Sinnlichkeit der Frau die eigene ganz eingebüßt hatte; der sich vielleicht befreit fühlte, als sie ihrer brünstigen Gier, vom Wolf zerfleischt, zum Opfer gefallen war; ein Träumer. In den „Würmern" ist der Träumer bereits zum Visionär erhoben; mit einer Gestalt, die nicht von dieser Erde ist, ist ihm geheimer, seelenbestimmender Umgang verliehen. Als menschlich greifbarer Charakter verflüchtigt er sich darüber, und eine Psychologie, die gleichfalls nicht von dieser Erde ist, die, aus mystischen Quellen gespeist, kosmische Kräfte einzubeziehen trachtet, trägt dazu bei, die Persönlichkeitslinien vollends aufzulösen. Dieser selbe Tolkening mit dem Verlangen nach der sinnlichen Kraftnatur im Weibe und dem mimosenhaften Erschauern davor, hatte einst sich selbst der andern gegenüber (die er vor seiner Ehe mit der ersten verführte, nach deren Tode zu seiner zweiten Frau machte), hatte ihr gegenüber, die ihm kosmisch zugewiesen war, sich selbst als Kraftnatur offenbart, ihr im Liebeskampf das Rückgrat gebrochen. Im dritten Stück der Trilogie „Der Phönix" aber ist von Tolkenings Menschentum überhaupt nichts übriggeblieben. Er ist das gute, und das heißt in Brusts Sinn, sinnenfeindliche Prinzip geworden, das mit Zornebock, dem bösen, also sinnlichen Prinzip, um Leib und Seele eines beliebigen Mädchens ringt und dem Bösen obsiegt.

In den „Würmern" ist bereits jeder Zug Symbol. Diese zweite Frau „tanzt" ihre Sinnlichkeit. Vom Bruch des Rückgrats fand sie symbolische Heilung, symbolisch wird es ihr aufs neue gebrochen. Aus langen Dialogen nebelt seelische Läuterung. Im „Phönix" ist die Symbolik noch gesteigert. Sphärische Klänge werden zu versuchenden und erlösenden Kräften. Die Gestalten gelten nur eben als Vergegenwärtigung miteinander ringender Prinzipien. Sie haben zueinander nur überirdischen Beruf. Die Symbolik ist derart aus eigenbrötlerischer Mystik destilliert, daß nur der Adept das Aroma feststellen könnte. Dem Theaterbesucher erschließt sich das Mysterium nicht.

Gleichviel, was Brust in die neuen Partien seiner Trilogie hineingeheimnist haben mag: dramatisch kommt es nicht zum Ausdruck; bühnengemäß wirkt es als fahle Allegorie; dichterisch ist es verloren.

In einem Kreise von Freunden ging einmal das Gespräch über Spiritismus, und als Kriterium wurde geltend gemacht, daß die Seelen großer Dichter, etwa die eines Goethe, derart beschworen, immer herzlich gleichgültige Verse dem Medium übermittelten. Einer wandte ein, das spreche an sich nicht gegen die Behaup-

tung der Spiritisten, denn der Sinnlichkeit und Leiblichkeit beraubt, könne auch ein Goethe nur schlechte Verse machen.
Alfred Brust, ein ursprüngliches und starkes Talent, scheint auf dem gefährlichen Wege, in Hingabe an ein Überirdisches dies Jenseitsschicksal schon im Diesseits zu erfahren.

*

Eine Aufführung der Grotesken von Curt Götz bedeutet etwa „Atelierfest". Was dennoch Veranlassung gibt, ihrer auch an dieser Stelle zu gedenken, ist der sehr künstlerische Begriff, den sie von „Spiel" geben. Ganz von fern wird man an Forderungen gemahnt, die einst die Romantik erhoben hatte. Alles ist nur ein Ulk, und doch wird durch die Art des Spielens mit Wirklichkeitsvorgängen künstlerische Atmosphäre geschaffen.
In der „ärgerlichen Begebenheit" „Der Mörder" ist alles dazu angetan, die junge leichtlebige Frau glauben zu machen, ihr Freund sei von ihrem Gatten auf der Jagd erschossen worden. Der Zuschauer weiß es von allem Anbeginn an anders. Er genießt das Gruselige in der Sublimierung des Spiels. Das Skelett steht in der Ecke des Ateliers, aber es trägt den Kalabreser auf dem kahlen Schädel, und in die Mundhöhle ist ihm eine Zigarre geklemmt. In das „Märchen", „eine kitschige Angelegenheit" verliebt sich der lebensmüde Lord fünfzehn Minuten vor der für den Selbstmord festgesetzten Frist in das Zigeunermädel. Aber der Kitsch ist derart distanziert, fruktifiziert, ironisiert, daß man von „Stil" reden könnte — reden müßte, dächte man im Vergleich etwa an Georg Kaisers „Kolportage".

Ernst Heilborn

Stuttgart

„Die Sündflut." Drama in fünf Teilen. Von Ernst Barlach. (Uraufführung im Kleinen Haus des Landestheaters am 27. September 1924.) Buchausgabe: Paul Cassirer Verlag, Berlin 1924.

Von der erdenschweren Wucht der Barlachschen Griffelkunst verspürt man auch in seinem neuesten Drama einen Hauch, den der Künstler freilich nicht festzuhalten und zu verdichten vermocht hat. Man stellt sich die Vorgänge der Sündflut, die im biblischen Sinn eine solche und keine Sintflut ist, am liebsten in ganz großem und lapidarem Stil auf der Bühne vor; das Mißliche dabei ist nur, daß der Stoff für ein Drama nicht ausreicht und deshalb die freie Erfindung auf den Plan treten muß, die an die Größe der Legende nicht leicht heranreichen kann. Barlach hat durch eine Überfülle realistisch-genrehafter oder symbolischer Figuren eine bewegte Handlung zu schaffen gesucht, der es nur am festen Zusammenhalt fehlt. Immerhin — die beiden gegensätzlichen Hauptpersonen sind am Anfang wenigstens scharf herausgearbeitet: Noah, der treue Knecht Jehovas, und sein mächtiger Nachbar Calan, der einen anderen Gott oder vielmehr sich selbst anbetet. Wie so häufig ist auch hier das Prinzip des Bösen dialektisch dem des Guten weit überlegen, das sich auf eine denkfaule Ergebenheit in den Willen des Höchsten zurückzieht. Die beiden verheißungsvollen Expositionsakte mit ihren mancherlei glücklichen bildhaften Situationen münden in einen persönlichen Besuch Jehovas, der die Gestalt eines alten Bettlers angenommen hat, bei Noah, der überredet wird, mit den Seinen ins Gebirge Ararat zu ziehen und dort ein schwimmendes Haus zu bauen. Nun kann es also losgehen! denkt jedermann. Aber es ist fast schon zu Ende. Die Gestaltungskraft des Dichters erlahmt, es reißt eine dramaturgische Anarchie sondergleichen ein; jede Gliederung fehlt, die Handlung schleicht träge, mit endlosen Erörterungen über den Gottesbegriff belastet, dahin. Calan will, als er sieht, daß es Ernst wird, und ahnt, Noahs Gott könne vielleicht doch der Stärkere sein, in die Arche hinein; aber das zuzulassen, wäre doch ein gar zu starker Verstoß gegen die biblische Überlieferung gewesen. Er bleibt also dem Untergang geweiht. Man fragt sich unwillkürlich, ob nicht, durch diesen fortgepflanzt, das Menschengeschlecht besser geraten wäre als durch Noahs Söhne. Denn das sind drei ganz unerzogene Bengel, die in der kritischsten Lage um das liebe Weiberfleisch feilschen, von welchem Artikel übrigens auch der gute Noah kein Kostverächter ist. Endlich brausen die Wogen heran; man hat jedoch schon so lange von dem Naturereignis geredet, daß Zweifel an seinem Eintritt begreiflich erscheinen. Das Publikum bleibt also noch einige Minuten in lautloser Erwartung sitzen, bis es merkt, daß das Stück zu Ende ist. Der Schwabe hat für so etwas den derben Ausdruck „S.. symptom".

R. Krauß

Mannheim

„Fussel" oder „Der Druckfehler". Eine Groteske in drei Akten. Von Herbert Kranz. (Uraufführung im Neuen Theater am 7. September 1924.)

Ein Bürodiener der Versicherungsgesellschaft Kosmos, Fussel mit Namen, eine arme, geschundene Kreatur, bekommt von drei Angestellten desselben Kosmos ein Lotterielos geschenkt, das wirklich das große Los, mit 300 000 Mark dotiert, vorstellen würde, wenn es sich nicht als Druckfehler in der Ziehungsliste erwiese. Natürlich sind die edeln Spender bereits vor ihrer Großmutsanwandlung von dieser Sachlage

unterrichtet und freuen sich nur auf die groteske Verwirrung, die der vermeintliche Umschwung in seinen Lebensumständen im Hirne Fussels anrichten wird. Indessen droht der Schwindel sich zunächst katastrophal für den Kosmos auszuwirken, als die übrigen Beamten, der Generaldirektor an der Spitze, ihren Tanz vor dem neuen Gestirn am Kapitalshimmel beginnen und Fussel mit Diktatorgeste sich zum Richter über Gut und Böse in den Verwaltungsräumen der Gesellschaft aufwirft. Zur rechten Zeit gerade noch wird Fussels Scheingröße entlarvt, und unter dem Hohngelächter der anderen, deren Existenz gerettet ist, schrumpft Fussel wieder zu seiner Dürftigkeit zusammen.

Bissig witzig einsetzend, verliert dieser Dreiakter von Akt zu Akt an Profil und selbstsicherer Haltung. Ein Stück Groteske steckt in ihm, ein halber Schwank und ein Hauch von Tragikomödie. Das Ganze ist zwiespältig und reichlich unklar. Es gespenstert darin von Erinnerungen an allerhand Schauspiele des letzten Jahrzehnts, ihre kapitalistischen Weltbeherrschungsträume und moralphilosophischen Exzesse, an Kassierer und Spazierer bekannten Geblüts, ohne daß Besseres oder Neues mit diesem Spätling ans Licht gebracht würde. Paula Scheidweiler

Kiel

I

„Yorck." Schauspiel in einem Vorspiel und fünf Akten. Von Ernst Lissauer. (Uraufführung im Schauspielhaus am 6. September 1924.)

Um es gleich vorweg zu sagen: ein eigentliches Drama hat Lissauer in seinem vom Publikum begeistert aufgenommenen „Yorck" nicht geschaffen; sein Schauspiel ist und bleibt eine Kette aneinandergereihter Bilder, oft von zündender Kraft und voll blühenden Lebens, aber ohne Entwicklung, ist, möchte ich sagen, letzten Endes eine historische Erzählung in Gesprächsform. Das schließt natürlich nicht aus, daß in manchen Szenen sich dramatische Kraft und Leidenschaftlichkeit zeigt, aber doch immer nur in einzelnen Szenen. Sehr fein hat der Dichter seinen Helden gezeichnet, auch im Schluß, wo er den geschichtlich festliegenden Stoff umbiegt und Yorck die Tat von Tauroggen so hinstellen läßt, als sei sie die Folge eines geheimen Befehls des Königs. Auch andere Personen, die allerdings alle nur belanglose Spieler neben Yorck sind, tragen gut beobachtete Züge und gewinnen so Fleisch und Blut. Aber bestehen bleibt, daß das Schauspiel kein eigentliches Drama und also das nicht geworden ist, was es unter den Händen eines wirklichen Dramatikers hätte werden können.

II

„Narrenliebe." Schauspiel in drei Akten (vier Bildern). Von Heinrich Ilgenstein. (Uraufführung im Stadttheater in Kiel am 19. September 1924.)

Heinrich Ilgenstein, der erfolgreiche Autor der „Kammermusik", steigt in seiner neuen dramatischen Arbeit in das Zeitalter des Rittertums hinab und baut mit vielen tönenden Worten eine Liebesgeschichte auf. Der Reichsgraf Otto von Leiningen betrügt in überschäumendem Liebesdurst seine Gattin Maria, die ihm aber trotzdem treu bleibt, auch dann noch, als sie sich innerlich einem schwärmerischen Ritter verbunden fühlt. Ihr Gatte wird schwer verwundet heimgebracht. Ein Wache haltender Narr, der die Gräfin ebenfalls leidenschaftlich liebt, löst in der Nacht heimlich den Verband, um der Geliebten den Weg zum Glück zu ebnen; er selbst verzichtet. Am Tage der Hochzeit lärmt das Volk vor dem Schlosse Mord, und da gesteht der Narr Maria seine Schuld. Sie aber fühlt sich ebenso schuldig, da sie den Tod im Gebet herbeigefleht hat. Trotz der Warnung des Narren bekennt sie sich dem Geliebten als Mörderin ihres Gatten. Er aber versteht sie nicht, seine Liebe zu ihr zerbricht, und nicht aus Liebe, sondern nur aus Mitleid will er sie heiraten. Da tötet sie sich und gehört nun dem Narren ganz. Soweit kurz der Inhalt. Aber leider ist es dem Dichter nicht gelungen, eine lebenswahre Dichtung daraus zu formen, weil er Schemen aber keine lebendigen Menschen schuf. Manch schönes Wort wird geprägt, hier und da auch eine packende Szene geformt; aber im großen und ganzen wird zu viel geredet und nicht gehandelt, und der im Mittelpunkt stehende sentimentale Narr, der Schicksal spielen will, ohne sein eigenes Schicksal in die Hand nehmen zu können, ist eine unmögliche Figur und ebenso konstruiert wie der schwärmerische Geliebte und letzten Endes auch die zwischen Gatten und Geliebten, zwischen Lust und Beherrschung hin und her schwankende Gräfin Maria.

III

„Sam Fox." Komödie in drei Akten. Von Frank Roland. (Uraufführung im Kieler Schauspielhaus am 4. Oktober 1924.)

Die Komödie stellt sich dar als ein geschickt gearbeitetes Theaterstück, das seinen Weg über die Bühnen machen wird. Der Verfasser arbeitet mit dem nicht gerade neuen Gedanken, daß ein alter Mensch plötzlich jung wird, nicht etwa — das wäre ja schon veraltet — durch die Jungmühle oder durch die Methode von Steinach, sondern durch Einflößung einer neuerfundenen Flüssigkeit und Kognak. Da dieses Jungmachen an einem 94jährigen Greis auf der Bühne vor sich geht und zwar

so schnell, daß in einer halben Stunde aus dem Greis ein jugendfrischer Mensch wird, dem alle jungen Mädchenherzen zufliegen, sichert sich der Autor zwar eine ans Kino erinnernde verblüffende Wirkung aufs Publikum, kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß sein Theaterstück keine Komödie, sondern eine in schnellstem Tempo sich abspielende Nervenaufpeitschung geworden ist, die zwar manche witzige Bemerkung bringt, aber, besonders in den komisch sein sollenden Szenen, fade und abgeschmackt wirkt, nicht minder allerdings dort, wo der Autor den Versuch macht, sich literarisch zu geben. Wilhelm Lobsien

Echo des Auslands

Spanischer Brief

Aufsehen in aller Kulturwelt erregte die Verbannung des großen Denkers und geschätzten Dichters Miguel de Unamuno, langjährigen Rektors der Universität Salamanca. Seine Verehrer, die ihn den „spanischen Tolstoi" nennen, sprechen damit ein in mancher Hinsicht gerechtfertigtes Werturteil aus. Unamuno war stets ein Vorkämpfer freien Geistes, der freien Wissenschaft, aber auch des politischen Liberalismus, von Fortschritt und Wahrheit. Diese Überzeugungen verfocht er um Jahreswende, nachdem sich in seinem Vaterland ein Gewaltregime aufgetan, auf Vortragsreisen durch ganz Spanien. Madrid, Valencia, Valladolid, Bilbao und andere Städte feierten ihn als Freigeist von tiefer Erleuchtung. In Bilbao sprach er über „Liberale Gesinnung" und „Staatsverfassung", republikanischen Ideen Ausdruck gebend. In Valladolid verfocht er die These, alle redlichen Bürger hätten für Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit einzutreten, Grundelemente des modernen Staatswesens, die gegenwärtig bedroht wären. In San Sebastian untersuchte er die primitiven Menschenrechte; in Madrid trat er für Freiheit von Zivilisation und Intelligenz und gegen jedweden völkischen Chauvinismus auf. Da nun aber derlei Tendenzen den Machthabern der militärischen Diktatur mißfielen, setzten sie ein königliches Dekret durch, wonach Unamuno nach den fernen Kanarien verbannt wurde. Nicht allein in Spanien, auch in Frankreich, Italien, England und Portugal hat diese Gewalttat geharnischte Proteste hervorgerufen. Grotesk wie betrüblich mutet dahingegen jene Eingabe an, die über zwanzig Professoren von Salamanca „devotest an den militärischen Diktator" richteten, in der hervorgehoben wird, wie doch Unamuno „während seiner zweiunddreißigjährigen Wirksamkeit als Professor in Salamanca auch nicht einen Tag aus seinen Klassen gefehlt habe, während welcher langen Frist er nur fünf Urlaubstage sich erfreute". — Unamunos Schaffen und Bedeutung wurde wiederholt erörtert. Seine vielseitigen geistigen Interessen kennzeichnen u. a. „Soliloquios y conversaciones", „Del sentimiento trágico de la vida", „Contra esto y aquello", Werke philosophischen Charakters; „Andanzes y visiones españolas", „Por tierras de Portugal y España", ethnologisch-kulturhistorische Bücher; „Vida de Don Quijote y Sancho", Literarkritisches; „Poesias" und „Rosario de sonetos liricos", Dichtungen; „Fedra", Tragödie; „Abel Sanchez" und „Niebla", Romane; „Nada menos que todo un hombre", Novelle und „El espejo de la muerte", Erzählungen.

In Jacinto Octavio Picón verlor Spanien einen der hervorragendsten Dichter der älteren Generation. Geboren in Madrid am 8. September 1852, studierte er zunächst Jus, dann aber widmete er sich der Literatur und dem Studium der Künste. Im Jahre 1878 sandte ihn „El Imparcial" als Kunstreferenten nach Paris. 1902 erwählte ihn die Akademie der schönen Künste zum Mitglied, nachdem er 1899 ein vielbeachtetes Werk über Velasquez veröffentlicht hatte. Als Dichter pflegte er insbesondere Roman und Erzählung. Zur Zeit, da Galdós und Pereda Ruhm ernteten, war er einer ihrer bedeutendsten Rivalen. Sein vorzüglichster Roman ist „Dulce y sabrosa", eine meisterlich erzählte Liebesaffäre, der ihm die Academia Española erschloß, deren Bibliothekar er bis an sein Lebensende geblieben. Überdem schrieb er an Romanen u. a.: „La hijastra del amor" (1884), „El enemigo" (1885), „La honrada" (1890), welch letzterer leidenschaftlich umstritten wurde, „Juanita Tenorio" (1910), endlich „Sacramento" (1914). Seine zahlreichen Novellen und Erzählungen zeichnen sich durch geschickten Aufbau und spannende Handlung aus.

Francisco Camba, dessen Roman „La revolución de Laiño" an dieser Stelle gewürdigt wurde, erntete neuerlich Anerkennung mit dem Roman „El amigo Chirel". Er spielt gleichfalls in seiner galizischen Heimat, hat eine niedliche Liebesgeschichte zum Vorwurf und spiegelt so nebenher das eigengeartete Leben

der vornehmen Kreise jener Provinz. „Los nietos de Icaro" und „El vellocino de plata" geleiten nach der Neuen Welt; ersterer Roman nach Brasilien, der andere nach Argentinien. Kürzlich kam als weiteres Werk der Roman „La noche mil y dos" heraus. Eine flott hingeworfene Eheirrungsgeschichte aus der internationalen Lebewelt. Das Paris der Kriegszeit, Rußland und Amerika bilden den Schauplatz. Cambas Buch führt durch alle möglichen fashionablen Orte des Vergnügens und Lasters, und schließt mit dem Selbstmord einer von Liebe und Leben arg enttäuschten jungen Prinzengattin. Alberto Insúas Roman „La mujer que quiso amar" sucht gleichfalls, ähnlich seinen übrigen Büchern, das Rätsel der Frauenseele zu ergründen. Folgen soll diesem eine Fortsetzung „La mujer que agató el amor". Germán Gómez de la Mata, der Verfasser der Novellen „Muñecas perversas", veröffentlichte einen Roman „Las esfinges", darin er nebst erotischen auch tieferen seelischen Problemen nachspürt. Antonio Hoyos y Vinents Roman „Las ciudades malditas" läßt wieder in Seelen blicken, die zwischen Rechtlichkeit und Sünde schwanken. Hemmungslose Naturen, ekstatisch einem zügellosen Lebensgenuß hingegeben, bis daß sie versinken. „El castillo de iras y no volveras", Roman von Salvador González Anaya befaßt sich mit einem eigenartigen psychologischen Problem. Ein einstiger Lebemann entbrennt, gegen Schluß einer neu erwachten zweiten Jugend, in aberwitziger Leidenschaft zu einem reifen und interessanten Weibe. Eine letzte Liebe danach, und sie beut auch alle Gier, allen Taumel ewigen Abschieds von jeglicher Sinnenlust. Dabei übermannt jenen aber immer peinigender ein Bewußtsein: nicht sie ist's, was er da anbetet. Nein, er liebt in ihr eigentlich noch einmal die Jugendgeliebte, der er sie immer ähnlicher vermeint. Ein tragischer Seelenkonflikt, dessen Lösung auch dem Dichter leider nicht vollends gelingt.

Ein Autor, der an Bescheidenheit seinesgleichen sucht, ist sicherlich Carlos Mendizábal. Er verfaßte bisher 14 Romane, denen Eigenart und künstlerische Vollendung nachgerühmt wird — allerdings nur für seine Schreibtischlade. Es wäre ihm zweifellos unschwer gefallen, einen Verleger zu finden; ungedruckt zu bleiben hielt aber der kluge Mann für das kleinere Unglück. Endlich hat er, auf Drängen seiner Freunde, seine Manuskripte einem Verlag anvertraut. Der wissenschaftliche Roman „Pygmalion y Galatea", darin deutsche Geistigkeit Verherrlichung findet, hat ihn rasch bekannt werden lassen. Derzeit erscheint der Roman „Anafrodisis", dem als weitere der historische Roman „La colisión" und der Roman „El sexto sentido" folgen werden. „Otro hombre invisible" von Edmon-Casal ist gleichfalls ein Roman wissenschaftlichen Charakters, in Nachahmung von H. G. Wells. Eduardo Barrioberas „El hombre desciende de cabello" erweist sich als satirischer Roman, reich an malerischen Szenen von dichterischer Kraft. Eduardo Zamacois, der mit seinem Roman „Memorias de un vagón de ferrocarril" lebhaftes Interesse weckte, ließ diesem „Una vida extraordinaria" folgen, darin er seine eigenen reichbewegten Lebenserfahrungen — er ist bis heute ein enragierter Globetrotter — in bald heiteren bald ernsten Episoden dichterisch verwertet. Carlos Reyles, dessen Werke „La raza de Cain" und „La muerte del cisne" schon angezeigt wurden, hatte mit seinem fesselnden neuen Roman „El embrujo de Sevilla" besonders nachhaltigen Erfolg. Carmen de Burgos' jüngster Roman „Los espirituados" hat ein Dilemma zwischen Gewissen und Fanatismus zum Vorwurf. Eine Reihe temperamentvoller Charaktere halten den Leser in Atem. Von Concha Espina erschien ein Band „Cuentos". Vorbereitet wird ein neuer Roman „Vaqueiros de Alzada", der unter den seltsam gearteten und auch in Spanien nicht allzu gekannten Bewohnern der Sumpfniederungen Asturiens spielt. Pio Baroja hat seine Romanserie „Memorias de un hombre de acción" in den Bänden „El sabor de la vengenza", „Las furias" und „El amor, el dandysmo y la intriga" weitergeführt.

Spaniens zeitgenössische Lyriker machen sich überwiegend die Bestrebungen im nachbarlichen Frankreich zu eigen. Mitunter wird indessen auch manches Ursprüngliche gefördert. Eine kräftige Individualität stellt zweifellos Emilio Carrere dar. Dieser Dichter veranstaltete eine revidierte Ausgabe seiner geschätzten Versbücher, betitelt „La canción de las horas", „Panderetas de España" und „Dietario sentimental". Ein anderer reifer Lyriker von scharf betonter Eigenart ist Manuel Verdugo. Er schafft fernab vom Getriebe des brandenden Lebens in der Weltentrücktheit der Kanarischen Inseln, wohin er sich zurückgezogen hat. In seinem Buch „Estrelas" finden sich seine vorzüglichsten Dichtungen zusammengefaßt. Carlos Martinez Baena veröffentlichte ein Versbuch „La Musa que leyó a Kempis". Es verrät ein sensibles lyrisches Talent voll Sinnenfreude, aber auch Geneigtheit zu herben Reflexionen. Baena zählt zu den intelligentesten Elementen einer zukunftskräftigen jungen Schauspielergeneration. Als neuer Lyriker von besonderem Talent wird González Cuadrado gefeiert, der sich durch sein Versbuch „Poemas y Filosofia" entschieden zu einem der Führer der „Jüngsten" emporgeschwungen hat. Manuel Castro y Tiedra, ein geschätzter Schrift-

steller, gab eine Sammlung seiner Dichtungen unter dem Titel „Mi torre de marfil“ heraus. Sie bieten Verse verschiedenen Werts, deren Mehrzahl freilich den Stempel des Improvisierten trägt. Im madrider „Ateneo“ las die kubanische Dichterin Emilia Bernal sinnige und formschöne eigene Verse, die hohe Begabung bekundeten. In der „Unión Iberoamericana“ trug der venezolanische Dichter Andrés Eloy eine Anzahl lyrischer Schöpfungen vor, darunter sein berühmt gewordenes „Canto a España“, worin Spanien als Mutterland begeistert gefeiert wird. Von Rubén Dario erschien eine Sammlung beinahe nur bislang unveröffentlichter Gedichte, die literarisches Interesse wachriefen. Vielfach gedacht wurde des hochbegabten, im Vorjahr jung verstorbenen Antonio Andión. Sein erstes Versbuch „Nieve, sol y tomillo“ wurde 1911 preisgekrönt. Es folgten „Serraniegas“, „Trinos, salmos y meditaciones“ u. a.

Das Theater kennzeichnet jenes Schaffensgebiet, das den stärksten Andrang junger Literaten darweist. Steckt doch Lust an Komödie und Komödienspiel dem Spanier im Blute. Die Theater werden allabendlich überlaufen, was genugsam dartut, daß im breiten spanischen Volk weit höherer Kunstsinn waltet, als etwa bei den Kinoenthusiasten im Lande der Yankees. Wer als Bühnendichter sich durchsetzt, ist populär und geborgen. Freilich, nicht jeder Vielschreiber ist auch schon ein Meister unter Madrids Dramatikern. Auch Entremés, Sainete und Zarzuela, diese spezifisch spanischen Nippsächelchen, leichthin geplauderte dramatische Feuilletons, Skizzen voll geistreicher Neckereien, volkstümliche Szenen mit Musik finden ihre Schätzer.

Überblickt man das dramatische Schaffen im Jahre 1923, so steht an Produktivität Luis Linares Becerra an erster Stelle, obschon längst nicht auch als künstlerische Potenz. Nicht weniger als 30 „Akte“ wurden von ihm neu aufgeführt; denn im Lande des kaninchenhaft fruchtbaren Lope de Vega und seiner würdigen Nachfahren wird nach Akten gezählt. — Ihm nähert sich der künstlerisch bedeutendere Pedro Muñoz Seca mit 20 Akten. Seine erfolgreicheren Bühnendichtungen waren „La mujer de nieve“, „El filón“ und „Las hijas del rey Lear“; „La muerte del dragón“ geriet schwächer, dagegen gefiel manchen „Las alas rotas“. Antonio López Monis verfaßte 14 Akte. Antonio Paso der Jüngere ließ deren 13 aufführen, darunter das erfolgreiche Stück „Leyenda del beso“, mit Enrique Reoyo gemeinsam verfaßt. Von Antonio Paso, dem Vater, wurden elf neue Akte gespielt, von Joaquinito Dicenta ebensoviel. Von Carlos Arniches rühren die dreiaktigen Stücke „La locura de Don Juan“, „La moza de Esquivias“ mit Martinez Sierra und „La dichosa honradez“ mit Estremeria verfaßt. Serafin und Joaquin Alvarez Quintero boten diesmal an neuen Werken bloß das dreiaktige Schauspiel „Cristalina“ sowie die Zwischenspiele „Ganas de neñir“ und „Acacia y Melitón“. Manuel Linares Rivas brachte zwei Stücke, die Komödie in drei Akten „La mala ley“ und das nach Alejandro Pérez Lugins gleichnamigem Roman verfaßte dreiaktige „Currito de la Cruz“, das stürmischen Anklang fand. Eduardo Marquinas vieraktige Komödie „Una noche en Venecia“, in deren Mittelpunkt eine junge Jüdin steht, ist eine Schöpfung voll Poesie. Sein nicht minder reizvolles Schauspiel „En Flandes se ha puesto el sol“ weckte im „Español“ gelegentlich dessen Neuaufnahme, gleichfalls starkes Echo. Manuel und Antonio Machados Bearbeitung von Tirso de Molinas „El condenado por desconfiado“, ebenda aufgeführt, traf lediglich auf literarisches Interesse. „Lupe, la malcasada“, ein dreiaktiges Drama von Luis Fernández Ardevin, nach einem Motiv des Terenz, fesselte an gleicher Stätte dank geschickter Szenenführung und psychologischer Feinheiten. Die schon erwähnte Komödie von Arniches und Estremera „La dichosa honradez“, die einen grotesken Ehekonflikt zum Vorwurf hat, ermangelt der nötigen Spannung in beiden Schlußakten. „Las alas rotas“ „dramatische Komödie“ von Pedro Muñoz Seca, eine Zwittergattung in Gestalt eines ländlichen Schauspiels, handelt von der Liebe eines andalusischen Hirten zu einer umherziehenden Puppenspielerin. Trotz Totschlags und verschiedener hochdramatischer Szenen gelangt das Stück zu einem grotesken Ausklang. Es war daher auch verschiedentlich umstritten. In dem spannend und sauber gearbeiteten dreiaktigen Drama „El yunque“ von J. López Merino, dem bekannten Verfasser von „Pedro Fierro“, stehen ein Dorfschmied und sein Sprößling im Mittelpunkt Das Drama vom verlorenen Sohn, der wiederkehrend Unheil über das friedsame Vaterhaus herabbeschwört. Ein graziöses Lustspiel „El talento de mi mujer“ von Antonio Paso und Garcia Pacheco fand Beifall im „Rey Alfonso“. Minder gefiel ebenda die dreiaktige Komödie von Andrés de la Prada und Mihura „El diablo son las mujeres“, die als allzu düster geraten, nicht zu erwärmen vermochte. Das jüngste Drama des bekannten Bühnendichters Francisco de Viu, betitelt „El surco“, litt an verzeichneten Charakteren. Die dreiaktige Komödie „El primo“ von Fernández del Villar, erntete trotz ursprünglichen Humors gleichfalls nicht den bei diesem Autor gewohnten Beifall. Francisco Serrano Anguitas

dreiaktige Komödie „El celoso extremeño" dagegen hatte so durchschlagenden Erfolg, daß an hundert Aufführungen statthaben konnten.

Jacinto Benavente fährt fleißig fort, nachdem er die Neue Welt bereist, sich nun auch in seinem Vaterland allenthalben als Vortragender zu zeigen und feiern zu lassen. Freilich passierte ihm dabei das Mißgeschick, daß er in Barcelona ausgezischt wurde, weil er für ein einiges Spanien einzutreten sich bemüßigt fühlte, womit er die Katalonier kränkte. Dagegen ernannte ihn Sevilla, wo er einen Vortrag „La mujer y su enemigo" hielt, zum Ehrenbürger, desgleichen Malaga. Er folgte auch Einladungen nach Valencia, Toledo u. a. Städten. Eine besondere Aufmerksamkeit wurde ihm durch Ex-Kaiser Wilhelm zuteil, der ihm sein Bildnis sandte mit der Widmung: „Dem großen zeitgenössischen spanischen Dramatiker Jacinto Benavente, Deutschlands treuem Freunde". In Anwesenheit der namhaftesten Schriftsteller und Gelehrten Madrids wurde die sevillanische Schriftstellerin Blanca de los Rios de Lampérez anläßlich einer Ordensauszeichnung gefeiert. Sie hat sich durch Romane, lyrische und kritische Werke, dann aber auch kulturhistorische Schriften vielfache Verdienste erworben. Ihre bekanntesten Bücher sind „Las hijas de Don Juan", „La niña de sanabria" und „Rondeña". Emiliano Ramirez Angel, einer der Führer der jüngeren Generation, dem der „Cávia"-Preis für 1924 zufiel, wurde von Toledo zum Ehrenbürger ernannt. Seine Hauptwerke sind die Romane „Los ojos abiertos", „Después de la siega", „Penumbra" und die Sittenstudien „Madrid sentimental", „La vida de siempre" und „Cabalgata de horas". Dem populären Dramatiker Gonzalo Cantó, Verfasser des Volksstückes „Las campanadas" wurde in Alcoy die gleiche Ehrung zuteil. Der Dichter und Schriftsteller Francos Rodriguez wurde Mitglied der Academia Española. Concha Espina wurde mit dem Preis „Castillo de Chirel" seitens der Akademie ausgezeichnet; sie empfing ihn für Berichte aus Deutschland. Der angesehene Romanist und Literaturforscher Ramón Menéndez Pidal erhielt von der Universität Tübingen das Ehrendoktorat verliehen. In Las Palmas ehrte man den Dichter Fernando González, der jüngst mit seinem neuen Buch „Manantia es en la ruta" einen bedeutenden Erfolg hatte. In Barcelona wurden unter großer Feierlichkeit die poetischen „Juegos Florales" abgehalten. Preisgekrönt wurden u. a. José Bertrán, Andrés Olarán und Antonio Guzmán. Pio Baroja, der nun 52jährige, las an der pariser Sorbonne ein Kapitel aus seinem neuen Buch „Divagaciones apasionadas", darin er von seiner Jugend und der Generation um 1898 erzählt. Dem großen Lyriker Rubén Dario soll ein Denkmal gesetzt werden, dessen Entwurf der hervorragende Bildhauer Barral bereits fertigstellte.

In Madrid verschied Guillermo Perrin. Dieser 1857 in Malaga geborene, äußerst fruchtbare Komödiendichter verfaßte u. a. „El faldón de la levita", „Católicos y hugonotes", „La esquina del Suizo", ferner gemeinsam mit Miguel de Palacios „Pedro Jiménez", „Bohemios", „La manta zamorana", „La corta de Faraón", „Pepe Gallardo" und vieles andere. Ebenda verstarb Luis Calve Revilla, der während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu den beliebtesten Dramatikern zählte. Seine bekanntesten Bühnenwerke waren: „Quinto Sertorio", „Amar a ciegas", „El lazo eterno", „La balanza de la vida", „El crédito del vicio", „El semejante a si mismo", „La herencia" und „El capitán de dragones". Er schrieb auch Romane und betätigte sich späterhin als Chroniqueur von Madrid. Der entschlafene Manuel L'Hotellevie war gleichfalls als Bühnendichter geschätzt, ebenso Federico Reparaz, der sich besonders als Übersetzer von Bühnenwerken betätigt hatte. Ferner verschied in Madrid Rafael Torromé, der einst mit seinem Versdrama „La fiebre del dia" stürmischen Beifall errungen, auch mancherlei Lyrisches veröffentlicht hat. Granada betrauerte den Tod des angesehenen Arabisten Francisco de Paula Valladar, der die Revue „Alhambra" durch 25 Jahre herausgab, und auch sonst viel über die islamitische Literatur, Kunst und Kultur auf spanischem Boden veröffentlicht hat. In Oviedo starb der verdiente Chronist Fermin Canellas, der sein Leben der Erforschung der Geschichte Asturiens gewidmet hatte. Interessante Arbeiten aus dem Nachlaß des genialen Legendendichters Gustavo Adolfo Bécquer werden nun unter dem Titel „Páginas desconocidas" erstmalig veröffentlicht. Aus den zahlreichen hinterlassenen Schriften Benito Pérez Galdós' hat Alberto Ghiraldo nicht weniger als neun Bände zusammengestellt. „Arte y critica" und „Fisionomias sociales" sind bereits erschienen; als weitere sind angekündigt: „Nuestro Teatro", „Mis memorias", „Epistolario", „Cronicón" und „Politica española".

Martin Brussot

Westschweizerischer Brief

Es sind nun zwei Jahrzehnte her, seit der Unterzeichnete an dieser Stelle seine Berichterstattung über die literarische Produktion der romanischen Schweiz aufnahm und in kleineren oder größeren Abständen bis heute fortsetzte. Schauen wir zurück, so können wir

gar mancherlei Wandlungen feststellen. Was bei uns damals erschien, kam so ziemlich unter dem Ausschluß der weiteren Öffentlichkeit ans Licht. Von rühmlichen Ausnahmen abgesehen — ich nenne etwa Edouard Rod und Philippe Monnier —, wurden unsere Bücher nur von den Einheimischen gelesen und erschienen in kleinen Auflagen. Es war ein enges Literaturgebiet, von dem man jenseits der Sprachgrenzen oder der politischen Grenze keine Notiz nahm. Weder Frankreich noch die deutsche Schweiz, noch Deutschland wußten viel von unserem geistigen Leben.

Wie anders es seitdem geworden ist, mag folgende Zeitungsnotiz beweisen. Anfang Mai begab sich eine Delegation schweizerischer Schriftsteller auf Einladung der dortigen Société des Gens de Lettres nach Paris. Es waren u. a. die Herren: C. F. Ramuz, Robert de Traz, Benjamin Vallotton, Henri de Ziegler, Louis Dumur, Bernard Bouvier, Daniel Baud-Bovy, Charly Clerc, Chenevière, Jules Cougnard, Edouard Chapuisat, Gonzague de Reynold, Pierre Grellet, Robert Faesi, Eduard Korrodi, Felix Moeschlin, René-Louis Piachaud, Eligio Pometta, Peider Lansel. Der pariser Besuch ordnete sich in eine Rehie anderer ausländischer Besuche literarischen Charakters ein. Den literarischen Willkomm bot Georges Lecomte. Mobil gemacht wurden noch der Seinepräfekt und der Stadtpräsident, sowie der schweizerische Gesandte. Irre ich nicht, so gab es nachher noch einen Besuch bei Millerand oder Poincaré: kurz, es fehlte nicht am Aufgebot der höchsten Würdenträger zum Empfang der schweizerischen Literaten. Etwas auffällig war allerdings der Passus der Begrüßungsrede, in dem es hieß, die Schweizer seien nach Paris gekommen, um eine in der ganzen Welt bewunderte Sprache und Literatur zu ehren. Man hätte diese Bemerkung lieber im Munde der empfangenen Schweizer, als in dem des empfangenden Franzosen gesehen. Aber danach wurde auch von Lecomte „das Bekenntnis der Bewunderung Frankreichs für die schweizerische Literatur der vier Sprachen“ abgelegt. Das ist gut und schön, aber Freund Korrodi hätte die Lessingschen Worte variierend sehr wohl antworten können:

> Wer wird nicht seine Schweizer loben?
> Doch wird sie jeder lesen — nein!
> Wir wollen weniger erhoben
> Und desto mehr gelesen sein!

Denn eine kleine Umfrage bei dem liebenswürdigen Empfangskomitee, ob es von jedem der Empfangenen auch nur zehn Zeilen gelesen hätte, dürfte eine allgemeine Verwirrung und Beschämung angerichtet haben. Immerhin, freuen wir uns dieser Anerkennung: das um so mehr, als hier Schweizer aller Landesgegenden eingeladen und gekommen waren. Man trennt so gern die Schweizer politisch und kulturell im Auslande: — diesmal nahm man sie zusammen, ja wählte sie mit Sorgfalt aus. Lansel, der hervorragende Kenner und Sammler des Schrifttums unsrer bündnerischen Romanen; Pometta, der fleißige Historiker des Tessins; Korrodi, der kenntnisreiche und weitsichtige literarische Beobachter und Beurteiler der „Neuen Zürcher Zeitung“; Faesi, der kluge Dozent und Präsident literarischer Vereine; Moeschlin, der vielgewandte Schriftsteller; fürwahr, man hätte die Delegation der nichtfranzösischen Landesteile schlechter aussuchen können, wenn auch mancher angesehene Name fehlte.

Sehen wir uns aber in dieser Chronik der Westschweiz die französisch redenden Eidgenossen etwas näher an. Bernard Bouvier, der verdiente akademische Literarhistoriker Genfs, durfte nicht fehlen. Er tritt gerade eben leider von seinem Amte zurück. Die Tatsache, daß er in seinen Studien sich vor allem der deutschen Literatur widmete und auch sie zunächst an der Universität vertrat, gab ihm einen ungewöhnlich weiten Blick und ließ ihn auch in späteren Jahren das Schaffen der deutschen Schweiz, mit der ihn Verwandtschaftsbeziehungen verbanden, mit Liebe verfolgen. Bouvier hat sich in den letzten Jahren besonders dem Studium des H. F. Amielschen Nachlasses gewidmet. Ihm danken wir die neue Ausgabe der Tagebücher (Journal intime, 2 Bde., Genf, Georg), die so ganz anders aussieht und so viel reicher ist als die seit 35 Jahren im Buchhandel befindliche von Fanny Mercier (die ihren Namen nie bekannt gab), mit den Zusätzen der nun auch geschiedenen Berthe Vadier in ihrer Amiel-Biographie. Aber damit ist Bouviers Arbeit noch nicht zu Ende. Der Nachlaß Amiels bedarf noch einer langen Sichtung, und vieles Neue und Unerwartete harrt der Veröffentlichung. Das rege Interesse für Amiel in Deutschland, Österreich und zumal in Italien dürfte hier neue Nahrung finden. Erwähnt sei übrigens, daß neben der umfangreichen, neuen und teuren Ausgabe des Journal die alte in der wiener Edition (bei Manz) mit der schönen Einleitung Edmond Scherers nebenhergeht, die manchem genügen dürfte, da sie preiswert, gut ausgestattet, gebunden und — in Frankreich verboten ist!

Auf Bouviers Nachfolger auf dem Lehrstuhl für französische Literatur will man sich offenbar noch etwas besinnen, und das ist kein Unglück. Das einjährige Interregnum wird durch die Berufung des französischen Literaten A. Thibaudet ausgefüllt, der zweifellos

zu den weitblickenden, feinsinnigen und klugen Literaturkennern des jüngeren Frankreich gehört und zunächst zwei Semester in der Rhonestadt dozieren wird.
Charly Clerc, der lange in der deutschen Schweiz weilte, ist der berufene Vermittler der Literatur unserer nördlich und östlich wohnenden Landsleute und entledigt sich dieser Aufgabe, zumal in der „Semaine Littéraire", mit Liebe, Verständnis und Geschick. Von Ramuz und de Traz, unseren angesehensten gegenwärtigen Romanschriftstellern, war an dieser Stelle schon oft die Rede. Benjamin Vallotton, jetzt im Elsaß tätig, ist ein begrenzteres, aber eben darum vielleicht beliebteres Talent und dürfte unser meistgelesener Autor sein. Fast jährlich stellt er sich zur Weihnachtszeit mit einem Buch ein, das natürlich nicht immer seinen ersten Sachen gleichwertig ist, aber doch gern gelesen wird. Gonzague de Reynold, der berner Literaturprofessor, ist und bleibt eine unserer ersten Kräfte. So sehr Dumur und Vallotton nach der westlichen Peripherie streben, so stark drängt es de Reynold nach dem Zentrum schweizerischen Schrifttums, dem Zusammenhalt mit den anderen Teilen des Vaterlandes. Solcher verbindenden Kräfte können wir gerade heute weniger denn je entraten. Jules Cougnard endlich ist einer der letzten Zeugen unserer literarischen Vergangenheit, die auch für den Schreiber dieser Zeilen noch frohe Gegenwart war. Dieser Genfer alten Schlages, der Intimus eines Gaspard Vallette, Edouard Rod, Philippe Monnier, hat in jahrzehntelanger journalistisch-literarischer Kleinarbeit Verdienste, die nicht an der Oberfläche liegen, aber darum von Kundigen um so mehr geschätzt werden.
Wir konnten heute nicht einmal alle pariser Gäste unserer schweizerischen Literatur kurz charakterisieren, noch weniger auf manchen Fehlenden eingehen, der nicht vergessen werden darf. Es soll das in einem nächsten Brief nachgeholt werden. Heute sprechen wir zum Schluß nur den Wunsch aus, es möchte gelingen, auch einmal eine solche literarische Delegation der Gesamtschweiz nach Deutschland reisen zu lassen. Es wäre ein schöner Gewinn für beide Teile! —

Bullet (Vaud) Ed. Platzhoff-Lejeune

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Gabriele von Alwenden oder Geben und Nehmen. Roman. Von Irene Forbes-Mosse. Stuttgart 1924, Deutsche Verlags-Anstalt. 186 S.

Ich bitte Irene Forbes-Mosse, mir mildernde Umstände zuzubilligen, wenn ich — was ihr gewiß schon allzuoft geschah — ihre Abstammung zum Ausgangspunkt meiner Besprechung mache. Der Biographin ihrer Urgroßmutter Sophie La Roche wird sie gewiß gern verzeihen, und wenn sie wüßte, wie froh ich darüber bin, daß sich einst Peter Brentano zum Wohl der deutschen Literatur im Haus zum „goldenen Kopf" in Frankfurt niederließ, und wie starke Herzensbeziehungen mich mit Clemens und Bettina, mit Arnim und der ganzen Familie bis auf Herman Grimm verbinden, würde sie noch nachsichtiger urteilen. Dazu kommt noch, daß sie nicht nur äußerlich mit ihren Vorfahren — wohl der begabtesten Künstlerfamilie, die Deutschland je besaß — verbunden ist, sondern daß die ererbte Begabung nur den Hintergrund für ihre Eigenart abgibt. Von ihrer anmutigen und zarten Skizzensammlung „Laubstreu" führen gleich ein paar Wege zu der lebhaften, liebenswürdigen und geistreichen La Roche, zu ihrer Freude am lieben Kleinkram des Lebens, zu ihrer Lust am Sammeln von seelischen Dingen, zu ihrem offenen Blick für das Menschentum aller Stände. Noch deutlicher ist freilich der Zusammenhang mit Bettinas anmutiger und treffsicherer Sprache, die über den Dingen schwebt und zugleich ihr tiefstes Wesen erfaßt, mit Bettinas Grazie, die sich mit der Gabe verbindet, überall die großen Menschheitsfragen aufzuspüren. Dann sieht man den Schatten des leidenschaftlichen und glücklosen Clemens Brentano auftauchen und hört den wehmütig-dunklen Klang seiner Lieder. Und schließlich gewahrt man bestimmtere Linien und eine geschlossenere Handlung und fühlt sich an Arnims Lebensverwurzelung gemahnt, bis ein witziges Märchen voll Behaglichkeit und Zartheit das Bild Gisela Grimms erwachen läßt. In allem aber glimmt ein Funke jenes sozialen Genies fort, das einst Sophie La Roche befähigte, den Bürger, den kleinen Beamten und den Bauern in den deutschen Roman einzuführen, das Bettina großzügige soziale Verbesserungspläne erdenken und mit Mut vertreten, das sie aber auch wärmste Liebestätigkeit entfalten ließ, und das schließlich ihren Sohn Friedmund zum selbstlosen Reformer machte.
Wenn zu einem solchen königlichen Erbteil noch das Glück einer eigenen Persönlichkeit kommt, muß freilich etwas so Schönes entstehen wie die kleinen Kunstwerke, welche Irene Forbes-Mosse unter dem Titel „Laubstreu" vereinigt hat. Ihren Hauptinhalt und ihren Hauptreiz bilden Stimmungen. Daneben breiten sich freundlich und anmutig die geliebten Dinge dieser Welt aus, Schicksale flammen auf und verlöschen, heiße Worte ertönen und verrauschen. Feinste seelische Schwingungen verkörpern sich in anmutigen Gestalten, kleine Geschehnisse des Tages spielen sich flüchtig im Vordergrund ab, während sich im Hintergrund ein großes Schicksal gestaltet. Alles ist spinnwebzart und trotzdem gesund und wahr und echt; alles scheint bloß ein kleiner Ausschnitt der Welt und stellt in Wirklichkeit doch die ganze Welt dar.
Als ich „Laubstreu" gelesen hatte, entstand der lebhafte Wunsch in mir, Irene Forbes-Mosse möge alle die entzückenden Einzelheiten, welche ihr Geist unaufhörlich hervorbringt, zu einem geschlossenen Werk von Dichtigkeit und Erdenschwere zusammenwachsen lassen. Nun hat sie wirklich

mit ihrem Roman „Gabriele Alweyden“ diesen Wunsch erfüllt, ohne von ihm zu wissen. Ja sie war offensichtlich bestrebt die Erdenschwere von außen in ihre zarte Dichtung hineinzutragen, wie man aus dem ein wenig rationalistischen Untertitel „Geben und Nehmen“ sieht. Trotzdem tritt das Problem zurück, und man empfindet als eigentlichen Stoff des Romans Stimmungen, Gefühlsreflexe und Gedankenschattierungen; sein Allerschönstes ist nicht in Worten faßbar. Aber zur romantischen Grundlage haben sich jetzt Gegenwartselemente gesellt und zum geheimnisvollen Stimmungsreiz ist moderne Differenziertheit getreten. Man fühlt sich ein wenig an die nervöse Disposition der Keyserlingschen Gestalten gemahnt, und daneben zeigt sich deutlich und überraschend der wehmütig-humorvolle Skeptizismus und die geniale Beobachtung Theodor Fontanes.
In dieser Vereinigung von Romantik und Realistik, von Wehmut und Humor liegt der größte Reiz des Werkes. So zart seine Handlung ist, so klar und geschlossen ist sie; so fein abgetönt seine Gestalten sind, so fest umrissen sind sie. Irene Forbes-Mosse besitzt die Kunst, mit ein paar Worten erschöpfend zu charakterisieren und dabei große Ausblicke zu eröffnen. Eigenartige Gestalten tauchen unablässig auf, und man erinnert sich an das „Seelenbilderbuch“ der La Roche und an alle die Originale, die Bettina auf ihrem Lebenswege begegneten.
Ihre Sprache hat zugleich den wunderbaren Klang der Romantik und die Ausdrucksfähigkeit der Moderne; dabei findet sie das treffende Wort für alles Verstandesmäßige vom leichtesten Scherz bis zur tiefsten Lebensweisheit. Eine feine und erlebnisgetränkte Aphoristik durchsetzt die Erzählung wie ein notwendiges Produkt der Ereignisse; Tiefst-Menschliches spricht sich unablässig in unvergeßlichen Worten aus. Zu diesem Tiefst-Menschlichen gehören der Dichterin die Kunst und die Natur. Sie ist diesen beiden Mächten nicht mehr als wehrlose Beute preisgegeben, wie die Romantiker es waren, sondern sie empfängt Trost und Glück durch sie. Reinste Ethik erfüllt das Werk, gleich weit von philisterhafter Einschränkung wie von zügelloser Unfreiheit und voll des Verantwortlichkeitsgefühls, das die höchste Sittlichkeit des modernen Menschen darstellt. Das Herz der Dichterin ist von Gerechtigkeit und Liebe erfüllt. Ihr sind alle Dinge dieser Welt vertraut; sie wägt sie nach ihrem vollen Gewicht und ist trotzdem imstande, ein anmutiges Spiel mit ihnen zu vollführen. Es ist ein besonderer Genuß, dieses heitere Spiel zu beobachten in dem sich neben den tiefsten Ernst der glücklichste Humor stellt. Ihrer humoristischen Begabung müßte man eine eigene Betrachtung widmen: überall bricht sie durch in kleinen Charakterzügen, in zahllosen Redewendungen, in Beobachtungen von freundlicher Bosheit, und nicht zuletzt in den eingestreuten Briefen, die kleine oder eigentlich große Meisterwerke sind. Dieser Humor und seine Gefährtin, die Grazie, machen es, daß die beiden schönen Bücher nicht nur für die großen und ernsten Stunden des Lebens taugen, sondern auch für die leichtbeschwingten Augenblicke, in denen wir uns an der „schönen freundlichen Gewohnheit des Daseins“ erfreuen.

Wien — Christine Touaillon

Der Bruch im Lande. Ein Westfalenroman. Von Alfred Funke. Halle a. d. S., Heimatverlag für Schule und Haus. 362 S. Geb. M. 4.—.

Bismarck hat in einer seiner Reden dem Wunsch Ausdruck gegeben, Landwirtschaft und Industrie sollten sich decken und ergänzen. In der Tat wird die Kluft, die Bauerntum und Großgewerbe trennt, nie völlig zu überbrücken sein. Aus diesem Grund konnte Funke in seinem Roman „Der Bruch im Lande“, der den Kampf zwischen dem alteingesessenen Bauer Schulte und dem Zechendirektor Wienkens schildert, für die aufgeworfenen Fragen nur eine theoretische, keine praktische Lösung finden. Davon abgesehen offenbart Funke, daß er ein vortrefflicher Kenner bäuerlicher und industrieller Verhältnisse auf Westfalens roter Erde ist, ja er zeigt sich als ein Dichter von deutscher Idealität, dem heiliger Ernst die Feder in die Hand gedrückt hat. Zu loben ist die klare Durchbildung der Motive. Hin und wieder hätte ich eine straffere Komposition der Erzählung gewünscht, gelegentliche Exkurse erscheinen überflüssig. Der eigentliche Held des Romans, der Grubendirektor Wienkens, stellt sich als ein Mann von Mut und Geist, von majestätischer Unbeugsamkeit dar. Lisa, seine Herzenserwählte, die Tochter des mit den niederträchtigsten Mitteln kämpfenden Schultebauern, denkt zu sehr die Gedanken des Verfassers, ihre Reflexionen klingen nicht sehr wahrscheinlich. Humoristische Figuren, mit wenigen Strichen gezeichnet, werden wirkungsvoll herausgestellt. Der Roman, der sich in seiner Gestaltung zuweilen dem Drama nähert, verdient es, ganz besonders dem jüngeren Nachwuchs als gesunde Kost empfohlen zu werden.

Gießen — Alfred Bock

Abrechnung. Roman. Von Otto Gysae. Berlin 1924, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 229 S.

Motto auch für dies schöne Buch: Gefühl ist alles.
Zwei Menschen, heiß, stolz, eigensüchtig, lieben sich über ihre Liebe hinaus. Das Erlebnis, das sie in Glückstaumel zusammengeführt, liegt Jahre zurück. Da treffen sie sich wieder, magnetisch zueinandergezogen. Ein drittes Wesen, ein zartes, kränkliches Weibgeschöpf, gerät in ihr Schicksalsgewebe, entbrennt in Liebe zu dem Manne, dem doch nur Eine bestimmt, stirbt am ersten Aufflammen ihres Weibtums. Die Beiden aber gehen vereint aus einem Dasein, das dem Übermaß ihres Gefühls schal geworden.
Abrechnung? Nicht von Menschen her, sie kommt von den neidischen Schicksalsmächten, die kein Glück zweimal verstatten. Zwei büßen dafür, daß sie nur Überschwang vermocht in all ihrem Wesen. Maß war ihnen versagt, und Maß bestimmt ja dies begrenzte Daseinsgefild. —
Viel ist hier von Dostojewski erlauscht: Die gewisse Art, durch unverbindlichen Ausdruck („jene Ereignisse“, „diese ganze Angelegenheit“) Spannung zu erzeugen und unmerklich im Schweben zu erhalten; des weiteren, wie durch Wiedergabe von Gerüchten in verschiedener Version die Gestalten mit Nimbus umgeben werden; dann das Flatternde, Abgerissene, stets wie von einer Vorahnung katastrophalen Ausgangs geheimnisvoll Geladene der Gespräche; das völlig Beziehungs- und Voraussetzungslose schließlich dieser Menschen, die immer wie Ausgesetzte sind auf einem fremden Boden. Doch liegt das Buch echt und unumgänglich im Ablauf des Gysaeschen Werkes.
Dauernde Konzentrierung des Dichters auf Zustände und Geschehnisse im Seelenbereiche führt hier dazu, den letzten Akt im Drama zweier Menschen hinreißend intensiv und schlackenfrei vorzuführen.
Und es bedeutet das Glück dieses Buchs, die Unbedingtheit des leidenschaftlich entflammten Gefühls an zwei fanatisch wahrhaftigen Menschen zu erleben.

Berlin — Werner Schickert

Schräge Strahlen. Aus dem Tagebuche eines nicht mehr jungen Mannes. Von Otto Gysae. Berlin 1923, Mosaik-Verlag (Mosaik-Bücher, Bd. 33). 108 S.

Es ist die Tragik dieses Erzählers, daß seine Menschen in unserer grausamen Realität ins Aussterben kommen. Es sind Menschen, die in Reichtum und allen kleinen Wohltaten des Lebens ihr Dasein führen ohne alle äußere Härte und Nötigung. Sie sind voll Kultur und feinster seelischer Sonderung.

Im neuen Buch ist die Verhaltenheit inneren Erlebens, die diese Gestalten von je ausgezeichnet, reifer, sublimer in die Erzählform gelangt denn je. Und ein teurer Name tritt unwillkürlich auf die Lippen: Graf Eduard Keyserling.

Die Parallelen zum baltischen Grafen liegen in der selten meisterlichen Konzentriertheit einer wehmütigen Verzichtstimmung, wie sie letzte, unerwiderte Liebe zu einem seltsamreizvollen jungen Weibe, einer Witwe, im Junggesellen um die Fünfzig auslöst, des weiteren im adligen Landmilieu mit Gutshofsallee, Park, Gesinde, schließlich in der Art, wie sich auch Gysae in zarter Impression enthüllt und erfüllt.

Ein Zauber wie an letzten Herbsttagen, wenn eine müde Sonne untergehen will, liegt über diesen Tagebuchblättern, die einer schrieb auf der wehen Grenzscheide zum Alter.

Eine virtuos hingestrichelte Radierung: „Zwielicht" ist beigegeben, Bild vom Hafen, wie ein junges Paar übers Meer zieht und von den Eltern der Frau scheidet.

Berlin — Werner Schickert

Mein Drachenhaus und was es sich mit mir erzählt. Von Max Dreyer. Leipzig 1924, L. Staackmann. 173 S.

In sieben kleinen Erzählungen versucht Dreyer festzuhalten, was ihm die Welt um sein Sommerfrischenhaus zuträgt. Diese Welt ist nicht groß, aber was sie ihm zugetragen hat, ist schön und nett, und daß diese teils lustigen, teils traurigen Ereignisse interessant wiedergegeben sind, ist bei einem so geschmackvollen Erzähler wie Dreyer selbstverständlich. Man soll im „Drachenhaus" nur nichts Großes und Tiefes suchen, dann kommt man schon auf seine Rechnung und darf auf ein freundlich verplaudertes Stündchen zurückblicken.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Die Laufbahn der jungen Clothilde. Roman. Von Walther Eidlitz. Berlin-Wien-Leipzig 1924, Paul Zsolnay. 185 S.

Eidlitz, der bisher vorwiegend lyrische Qualitäten erkennen ließ, auch in Dramen und kleinen Erzählungen, enttäuscht als Romancier. Seine Geschichte des wiener Mädchens, das, zwischen künstlerischem Schaffensdrang und liebevoller Hingabe schwankend, einer Reihe von Männern begegnet, um endlich dem Arzt und Retter ihres Vaters Lebensgefährtin zu werden, da sie fühlt, daß er sie braucht und daß sie ihm helfend ihre wahre Bestimmung erfüllt — diese Geschichte ist in einem lässigen Stil geschrieben, nach Art anderer österreichischer Autoren, Bartsch, Ginzkey, Hohlbaum oder wen man will. Das liest sich ja ganz glatt, wenn man, wie die meisten Romanleser, sich nicht an Unebenheiten der Sprache stößt. „Sie quälte sich mit allerhand ab" — „Der Kranke wetzte verlegen im Bett herum" — „Er hätte dem Burschen am liebsten die Gurgel abgedreht" —— ich muß gestehen, daß ich derlei nicht bei einem Autor erwartet hätte, in dem ich bislang einen Dichter sehen zu sollen meinte. Und auch inhaltlich ist doch diese Geschichte für eine Dichtung allzu unbeschwert, hergebracht und im Grunde ganz unwichtig. Das angerührte Problem, der Zwiespalt von Schöpfer und Geschöpf im Weibe, ist nicht mit der nötigen Strenge behandelt. Ein leichtes, gefälliges Buch mithin, aber nicht das Werk, zu dem der preisgekrönte Dichter uns verpflichtet schien.

Leipzig — Friedrich Michael

Unsereiner. Roman. Von Traugott Vogel. Leipzig 1924, Grethlein & Co. 367 S.

Dieser Roman scheint ein Erstlingswerk. Vielleicht das typische Erstlingswerk im besten Sinne des Wortes. Noch ist alles Suchen und Sehnen, noch herrscht das Eigene und die große heilige Liebe. Dieser Gottlieb Stucki ist der Verfasser selber. Zugleich ist dieser Roman bereits von einer solchen künstlerischen und seelischen Reife, daß sein Held, über das Ich seines Schöpfers hinaus, die Züge der Menschheit trägt. Nicht ein ego nur, sondern zugleich ein alter.

Es ist wirklich interessant, zu beobachten, wie in diesem Roman des gewiß noch jungen Verfassers das typisch Menschliche behandelt und geklärt wird. Wie hinter den männlichen Personen das ausgesprochen Jungmännliche steht, so verraten die Frauen etwas vom ewig Weiblichen.

Besondere Anerkennung verdient der tiefe Ernst, den das Buch atmet. Man hat den Eindruck, als habe der junge Verfasser nicht nur mancherlei zu sagen, was sein Herz erfüllt, als habe er auch Fragen zu stellen, allerlei suchende, sehnende Fragen von sich aus an die Menschheit. Nicht quälende, grüblerische, solche vielmehr, die lösen und befreien sollen.

Der philosophische Hauch, der das Buch durchströmt, eint sich mit einer plastisch epischen Darstellung, in der das Symbolische, das ahnungs- und sehnsuchtsreich an die verschlossenen Toren des Seins Pochende oft mehr oder minder bewußt die Führung nimmt.

Es ist ein Buch, auf das die Blicke hinzulenken nicht nur Pflicht, sondern Freude ist.

Danzig — Artur Brausewetter

Im Südhauch. Von Rudolf Hans Bartsch. Zürich 1924, Art. Institut Orell Füßli. 216 S. M. 2,50 (3,50).

Jede dieser zwölf kleinen Geschichten könnte man in ihrer Geschlossenheit ein Meisterstück nennen. Zuerst gibt uns Bartsch sechs Geschichten aus Südösterreich, dann drei aus Wien und schließlich drei entzückende Tiergeschichten. Und gerade die hier zutage tretende Geschlossenheit, die den Romanen des Verfassers bei seiner kindlichen Liebe für alles kleine Beiwerk leicht mangelt, machen den künstlerischen Kompositionswert dieser Novellen aus.

Man kann das an einem einzigen Beispiel unschwer erhärten: an dem „König Lear von Kummerbach". Dies so häufig verwandte Motiv ist vielleicht nur von einem noch wuchtiger und gewaltiger gestaltet worden: von Turgenjeff in seinem „König Lear der Steppe".

Was der Russe hier gibt, ist mit der Bartschen Erzählung kaum zu vergleichen, weil jener seinen unseligen Helden in breiten epischen Rahmen stellt und auf plastischem Hintergrund aufbaut, während Bartsch fast ohne jedes Milieu lediglich das Gewittermotiv verwendet, dieses dafür aber in ganz eigenartig und packender Weise.

Man sieht ihn leibhaftig vor sich, diesen elementaren Bierfahrer der Brauerei Puntigam, Florian Kraxner, den ehrlichsten aller Kerle, der die Gewitter von jeher so lieb hatte, den ein richtiges, fürchterliches grazer Sommergewitter vor

lauter Lebensgefühl und Übermut beinahe irrsinnig machen konnte, der seine Gäule, wenn sie in Blitzesangst und vor dem Donnergebrüll bockten, scheuten und ausrissen, bloß jubelnd, jauchzend und singend an den Zügeln hielt und dahintosen ließ, als wäre er Donar, der alte Wettergott — und den sie dann, nachdem er sein Alles und Letztes für seine Töchter gegeben, in solch ein Gewitter hinausjagen.
Mit richtigem Gefühl hat sich der Verfasser keineswegs pedantisch an Shakespeare angeschlossen. Eine Cordelia und ihren edlen Gatten gibt es bei ihm nicht. Seine Kreszentia, die jüngste und ihm liebste entpuppt sich, nachdem sie den „Himmelreichbauer" geheiratet, als die allerschlimmste. Dafür zündet der empörte Alte denn auch in der mit höchster Wucht geschriebenen Schlußszene ihren und ihres gefühllosen Mannes Hof mitten im prasselnden Gewitter an.
Voll poetischen Duftes ist die dieser Erzählung vorhergehende „Glockensage", von gesunder Lebensbejahung erfüllt die folgende: „Genesung" — die Krone bleibt der „König Lear von Kummerbach".

Danzig — Artur Brausewetter

Das Land unserer Liebe. Roman. Von Walter Bloem. Leipzig und Zürich, Grethlein & Co. 357 S.

Die Romane, die die politischen und kulturellen Ereignisse der letzten Jahre widerspiegeln, mehren sich; doch ist nicht immer Günstiges darüber zu berichten. Es scheint fast, als ob wir doch noch lange nicht den genügenden Abstand von den Dingen hätten, um sie künstlerisch zu gestalten. Um so erfreulicher wirkt Walter Bloems jüngste Arbeit, die gleichfalls die Konflikte zwischen der alten und neuen Zeit in einem großangelegten Zeit- und Lebensbild zu schildern und — zu überbrücken versucht. Seine Darstellung hält sich, obwohl sie in romanhafte Form gekleidet ist, von Übertreibungen und Überschwenglichkeiten fern, und überall ist ein gerechtes Abwägen und Urteilen spürbar. Das gibt dem Buch seine besondere Note. Es geht Bloem wirklich um die Versöhnung der widerstrebenden und einander befehdenden Parteien, der Klassen- und Gesellschaftsgegensätze und Unterschiede. Über allem steht dem Dichter die Zukunft Deutschlands, und so klingt das mitunter zu höchster dramatischer Spannung anwachsende Buch von dem traditionellen, ehrbaren Bürgertum auf der einen und dem klassenbewußten Proletariat auf der anderen Seite versöhnlich in einen Jubelruf auf „das Land unserer Liebe" aus. Der Erzähler Bloem ist bekannt genug, als daß noch betont zu werden brauchte, daß sein Stil flott und flüssig ist und der Leser auch hier, in der gelegentlich allerdings allzusehr ad hoc aufgebauten Romanhandlung, auf seine Kosten kommt.

Frankfurt a. M. — Richard Dohse

Der Pfingstmarkt und andere heitere Stücke. Von Ottomar Enking. Mit Bildern von Fritz Koch-Gotha. Bremen, Carl Schünemann. 124 S. Karton. Mk. 3.20.

Diese zehn heiteren Stücke sind acht Romanen Enkings entnommen. Wenn ihnen auch — herausgerissen aus dem Gefüge des Romans — gewissermaßen ein Gegenspiel in der Handlung und in den Farben fehlt, so haben sie dennoch ihren selbständigen, künstlerischen Wert und geben das, was Enking unter Humor versteht und darüber in einem beachtenswerten Vorwort u. a. sagt: „Dem Geringen gibt er erhöhte Bedeutung und das Mächtige, uns oft zu Erhabene, schränkt er ein." —
Fernab vom Chaos unserer Tage liegt in Schleswig-Holstein die Welt Enkings, wie er sie sieht. Und die Menschen in ihr sind besser als bei uns, vielleicht darum, weil sie noch nicht so gewaltig klug sind. Beim großen „Schlachtenpotpourri" treten die Büngsharder wirklich noch „zum Beten vor Gott den Gerechten"; und Fräulein Mahnke, die Lehrerin, ist auf dem „Schulausflug" zu den Kindern geradezu märchenhaft liebevoll. — Es lebt sich gut in dieser Welt! Selbst die „Weihnachtsgans" ist glänzender, brauner und knuspriger und duftet lieblicher als anderswo.
Enking zeichnet unendlich liebevoll diese kleinen und kleinsten Bilder einer kleinstädtischen, behaglichen Enge. Und seine künstlerische Überlegenheit bewahrt den Leser vor dem Versinken in Unbedeutendheiten. Man wird oft an Ludwig Richters: Blätter fürs Haus" erinnert, an seine köstliche „Bürgerstunde" etwa. Und wie weiland Richters Kunst Himmel und Erde mit ganz einfachen, aber ganz festen Fäden verknüpfte, so weiß auch Enkings schlichte Kunst um den Funken Gottes in allen Geschöpfen. Wenn auch im seelischen Ausmaß begrenzter und in geistiger Auswirkung überlegener als der alte Malerpoet: auch Enking weiß um das memento mori, das überall gilt und vor Königen oder Bettlern des Geistes gleich ist.
Fritz Koch-Gotha schuf einfühlend seine zehn Bilder zu diesem ansprechenden Werkchen. Er ist kein Wilhelm Busch; darum aber auch nie verletzender Spötter und steht also kongenial zum gütigen Humor Enkings.

Braunschweig — Käte Schultze

Die drei Kuckucksuhren. Roman. Von G. Mühlen-Schulte. Berlin, Ullstein. 312 S.

G. Mühlen-Schulte hätte gleich einen Kinotext schreiben sollen: Florettduell und Boxerzweikampf, Flucht aus der Gummizelle und Krokodilfalle im unterirdischen Gange, eine dämonische Versucherin und eine opfermütige und, wenn's not tut, ebenso dämonische liebende Gattin; dazu die Umwelt: hier elegante Verbrecher, dort etwas dekadente, aber doch sehr edle Lebewelt auf schottischen Schlössern, Luxusdampfern und in amerikanischen Riesenhotels — das alles nebst sonstigem Zubehör ruft nach der Flimmerleinwand. Für den Roman ist die Geschichte zu romanhaft; der Lauf der Ereignisse ist im Programm vorgesehen, folglich müssen die Personen an den Drähten tanzen, wie es dem Bedürfnis der Handlung, nicht aber, wie es vernunftbegabten Wesen entspricht. Immerhin: vielleicht ersteht hier dem Abenteuerroman eine neue Kraft; einzelne Szenen gelingen, man möchte sagen leider schon zu gut, weil sie raffiniert sind, und die Sprache strebt sichtlich nach literarischer Form, wobei es freilich ohne Entgleisungen nicht abgeht, schon weil sich G. Mühlen-Schulte ein etwas seltsames Bild von den Lebensformen der englischen Gesellschaft macht. Vor allem sollte er (oder sie) sich etwas um die Personenbezeichnungen kümmern: ein Sir Ellis oder Sir Wyndham ist gerade so unmöglich wie der peruanische Pokal mit den Zügen Montezumas (S. 15) oder der Puma in Afrika (S. 51).

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Representative American Short Stories. Edited by Alexander Jessup. Boston und Neuyork 1923, Allyn & Bacon. 1224 S. 4 Dollar.

Zwölfhundert Seiten Text vermitteln uns nicht nur 74 der besten amerikanischen short stories, sondern auch noch alle möglichen Bibliographien mit alphabetischen und chronologischen Listen. Bei den wichtigsten Werken sind außerdem die Bibliotheken bezeichnet, wo man sie in Amerika finden kann. Mit unglaublichem Fleiß und mit peinlichster Sorg-

falt ist damit die umfassendste Sammlung und zugleich die vollständigste Bibliographie für die amerikanische Novelle geschaffen worden, ohne Zweifel gerade auch für Deutschland eine Fundgrube von Anregungen für die Forschung und das praktische Studium der amerikanischen Literatur. Welche Bedeutung Poe für die short story hat, erhellt aus den 6 Geschichten dieser Sammlung gegenüber 5 von Hawthorne und 2 von Bret Harte, während sich 61 weitere Autoren mit je einem Stück begnügen müssen. Über diese Verteilung ließe sich streiten. Sehr eigentümlich dagegen mutet an, daß neben der amerikanischen, englischen, französischen und selbst der russischen short story die deutsche Meisternovelle als solche nicht aufgeführt wird. Das ist um so unbegreiflicher, als bei Poe ausdrücklich, wenn auch in seltsam gequälten Ausdrücken, von seinem Verhältnis zur deutschen Literatur gesprochen wird. Welche tiefe Verbeugung hätte die — französische Literatur erhalten, wenn Poe zu ihr Beziehungen gehabt hätte! Ja, das gerühmte amerikanische fair play!

Münster (Westfalen) — F. Schönemann

Geschichten und Märchen. Von Ssaltykow. Übersetzt, eingeleitet und herausgegeben von Arthur Luther. Leipzig 1924, Bibliographisches Institut. 447 S. Mk. 3,50 (4,40).

Von Ssaltykow (in seiner Heimat mehr unter dem Pseudonym Stschedrin bekannt) wird erzählt, daß er, der entschiedene Wortführer der liberalen Ideen, der Bekämpfer aller Vorurteile, aller geistigen wie sozialen Fesseln der Vergangenheit, in seinem schweren langjährigen Siechtum, in welchem die Ärzte keinen Rat wußten, den berüchtigten „Wundertäter" und prawoslawischen Medizinmann Joann aus Kronstadt herbeirufen ließ. Solche zwei Seelen durchpulsen auch das Dichten und Schaffen des großen Satirikers, der Journalist, Sittenschilderer, Epiker und Märchendichter in einem war. Er geißelt schonungslos, er verhüllt gar nichts, doch er geißelt aus Liebe und in Liebe, er ist selbst innig verwachsen mit seiner Muttererde, seinem Volk und dessen vielgestaltiger Seele, — und deshalb folgen wir ihm unwiderstehlich, bald erschüttert, bald gerührt, durch die Höllen der Roheit und Wildheit, die er vor uns auftut, und glauben an das Licht, das sie, wenn auch selten genug, durchhellt.

Es ist eine längst vergangene Epoche des russischen Lebens, welche Ssaltykow vorzugsweise schildert: die düstere und dumpfe Schreckenszeit der Leibeigenschaft. Und dennoch ergreifen seine Bilder mit der Wucht einer fast unmittelbaren, aktuellen Gegenwart. Das beruht nicht nur auf ihrer außergewöhnlichen künstlerischen und psychologischen Darstellungskraft. Ssaltykow selbst erklärt es uns, wenn er sagt: „Ich weiß es selbst, daß über diese alten Geschichten schon Gras gewachsen ist — warum aber tauchen sie doch immer so deutlich in unserer Erinnerung auf? Ist es nicht, weil in dieser tragischen Vergangenheit noch etwas steckt, was noch lange nicht mit Gras bewachsen ist, sondern heute noch auf unserem Dasein lastet? Die Tatsachen gehören der Vergangenheit an, aber in den Charakteren haben sich gewisse Züge entwickelt, in das Leben sind gewisse Gewohnheiten gedrungen ..." So vermittelt die vorliegende vortreffliche Übertragung und sachkundige Auswahl aus den Werken Ssaltykows nicht nur die Kenntnis eines hoch zu bewertenden, in Deutschland noch wenig bekannten Dichters, sondern auch tiefe und wichtige Einblicke in Wesensart und Werdegang der russischen Psyche.

Berlin-Lichterfelde — Wladimir Astrow

Die sieben Schwestern. Roman. Von Karin Michaelis. Potsdam 1924, Gustav Kiepenheuer. 215 S.

Manches Buch hatte unsere liebe Frau Karin geschrieben, das anderes Entzücken auslöste, als sie gewünscht. Honigsüße, himbeerrote, elfenzarte Romanphantastereien gab es da, Menschen aus Backfischhimmel, Frauen aus einer Zuckerbäckerei und Männer aus einer Marmeladenfabrik. Ich erinnere mich: Stunden ungetrübten Genusses erlebte ich hochatmend über Karins Geständnissen und Illusionen und vergaß darüber, daß es einmal Büchelchen von ihr gab, in denen — wenn nicht Leben, so doch eine keusche und zarte Vorstellung davon pastellhaft gepinselt war. An diese Werkchen (vor zwanzig Jahren) erinnerte ich mich jetzt. Denn in ihrem neuen Buch kehrt die liebe Frau jung und rührend wieder, nur bereichert um Erfahrung und Erkenntnis. Das Leid, von dem sie spricht, wirkt erlebter; das Schicksal, das sie erzählt, wahrscheinlicher. Wirklich: sie gibt jetzt das Leben! Und daß sie es in zarten und lieblichen Schein hüllt, ist ihr Dichtervorrecht; daß sie es mit heiteren Tönen durchsetzt, ihr Dichtervorzug.

In Briefen erzählen sich sieben Schwestern, Hebamme, Sängerin, Weltdame, Bürgerin, Gelehrte, trauernde Witwe, geknechtete Gattin, von ihren Leiden, Freuden, Irrungen, Bekehrungen. Sieben Geschichten von Ehe, Liebe, Einsamkeit laufen munter nebeneinander her, ohne sonst in innigerem Zusammenhang zu stehen. Es würden sieben harmlose Novellen sein, wenn nicht mit großem (fast künstlerischem) Geschick Karin Michaelis verstanden hätte, durch Form, Andeutung, Auslassung und Umschreibung einen Reiz hineinzubringen, der noch einen Mann über diesem typischen Frauenbuch festhält. Eben deshalb: weil es ein typisches Frauenbuch ist. Mit den holden geliebten Schwächen und Ergötzlichkeiten der agierenden Frau und den holderen und zärtlicher geliebten Feinheiten und Zartheiten ihres Herzens. Es sind kaum kluge Sachen, die da über Ehe und Liebe und Mann gesagt werden; die Erkenntnisse der Schwestern sind herzlich banal und allüblich. Aber wenn d'Albert (er verzeihe den sakrilegischen Vergleich) eine Tonleiter spielt, so hören wir sie zum erstenmal in ihrer gottgewollten Gesetzlichkeit und dem All-Inhalt ihrer Töne. Und so gewinnt in Karins Darstellung dieses Romanbukett Farbe und Duft, daß man mit hohem Vergnügen seine Nase in das Arrangement der alltäglichen Blumen versenkt.

Berlin-Grunewald — Kurt Münzer

Literaturwissenschaftliches

Balzac. Von Ernst Robert Curtius. Bonn 1923, Friedrich Cohen. 543 S.

Ein französischer Kritiker schrieb: Curtius' Werk ist der Rodinschen Balzac-Statue würdig, deren Bild das Buch schmückt. Es bedeutet einen Markstein in der Literatur. Hiermit ist die Bedeutung dieses Buchs präzis ausgesagt. Die Untersuchung und Beherrschung eines riesenhaften Stoffes, wie es das Werk und Leben Balzacs bedeutet, ist von Ernst Robert Curtius in meisterhafter Weise bewältigt. In gigantischen Quadern baute der junge heidelberger Professor das Denkmal dieses Romanriesen, jeden Abweg verschmähend und mit blendendem Elan zum Zusammenschluß, zur Synthese seines Stoffes, strebend. In vierzehn Kapiteln, die den gewaltigen Spannbogen vom Geheimnis zur Wirkung überbrücken, hinglutend über Magie, Leidenschaft, Liebe, Religion, Werk und Persönlichkeit und sich versenkend in Energie, Macht, Erkenntnis, Gesellschaft, Politik und

Romantik, wird hier eine ganze Schöpfung aufgerissen, eine gewaltige Einmaligkeit demonstriert, ein Gigant neu gemeißelt, ein Genie angebetet und ein Mensch neugeschaffen: Balzac, der Unvergängliche.

Mit phantastischer Gelehrsamkeit und fabelhafter Überlegenheit wird hier eine ganze Zeit- und Literaturgeschichte um den Einen getürmt, der als Zentrum dieses Mikrokosmos dominiert, zu dessen Mittelpunkt alle hier gegangenen Wege in grandioser Mündung zusammenlaufen.

In vorbildlicher, ja in einzig dastehender Weise, unübertroffen selbst von den französischen Vorbildern, ist es Ernst Robert Curtius gelungen, den Riesenstoff, einen Strom der Philosophie und Geistesgeschichte, zu bändigen. Hier ist eine literarwissenschaftliche Untersuchung, die dem Besten Erich Schmidts, dem Tiefsten Vischers ebenbürtig an die Seite gestellt werden kann. Worin aber Curtius diese Vorgänger übertrifft, ist die außerordentliche Schönheit und Eleganz, Grazie und Wucht seiner Sprache. Was schon in seinem Barrès jedem, der Sprachgefühl besitzt, auffallen mußte: hier ist ein Neuerer, ein Meister des Worts, — bestätigt sich in Vollendung in diesem Balzac.

Curtius steht in seiner Kunst in Deutschland an einsamer Stelle. Er ist der Prototyp des modernen großeuropäischen Kritikers, der seine wundervolle Begabung insbesondere den ewiggültigen Linien des französischen Schrifttums weihte und darin eine unbestrittene Meisterschaft erreichte. Wer immer in Balzacs Höhen und Tiefen einzudringen bestrebt ist, greife nach diesem Buch. Es wird ihm Schlüssel zu vielen Mysterien sein und unbestechlicher Wegweiser in das Genie des unsterblichen Romandichters.

Berlin-Charlottenburg

Fred Antoine Angermayer

Anthologie de la poésie lyrique française de la fin du XVe siècle à la fin du XIXe siècle. Présentée par Georges Duhamel. Bibliotheca mundi, Leipzig, Inselverlag. 531 S.

Überliest man auf dem Umschlag dieses Buchs die bisher erschienenen Werke dieser Bibliothek, so wundert man sich, daß der deutsche Verleger unter den ersten dreizehn Bänden nur ein deutsches Werk einreihte: Kleist, Erzählungen. Das ist zu wenig. Hoffentlich folgt alsbald eine deutsche Gedichtanthologie dieser französischen, die dem Titel nach bis in das Ende des 19. Jahrhunderts führt, in Wahrheit aber mit Baudelaire abschließt. Es ist bedauerlich, daß Rimbaud, Mallarmé und Verlaine fehlen. Ein Grund dafür wird nicht angegeben. Wenn vor Baudelaire abgebrochen wäre, könnten Mißdeutungen nicht entstehen. Das aber ist der einzige Einwand, der gegen dieses schöne Buch zu erheben ist. Es war ein glücklicher Gedanke, einen Franzosen und dazu noch einen Dichter von Rang mit der Zusammenstellung dieser Aufgabe zu betrauen. Ein Literaturprofessor wäre anders verfahren. Er hätte irgendein Handbuch vorgenommen, die Dichter, die darin am ausführlichsten behandelt werden, ausgewählt und von ihnen die Gedichte, die „nach einstimmigem Urteil" die besten sind, und die Anthologie hätte wieder einmal nur für die Interesse gehabt, die auf das einstimmige Urteil Gewicht legen. Duhamel ist gerade umgekehrt verfahren. Er hat mit großer Armbewegung die Blütenlese der Literaturprofessoren vom Schlage Lanson beiseite geschoben und aus dem reichen Schatz französischer Poesie das herausgeholt, was ihm und seiner Generation lebendig erscheint. Da Duhamel eine Persönlichkeit von eigenem Charakter ist, in dem der Zeitgeist warm pulsiert, so ist eine Anthologie entstanden, die einerseits alle bestehenden Sammelwerke ergänzt, andererseits ein Zeitdokument von originaler Prägung darstellt, das auch in Frankreich nicht seinesgleichen hat. Infolgedessen ist auch die Einleitung des Herausgebers kein Stück Literaturgeschichte, sondern eine Bekenntnisschrift. Sie erhebt keine wissenschaftlichen Ansprüche, am wenigsten den der Vollständigkeit, sondern entrollt die Funde, die der Dichter Georges Duhamel im Garten der französischen Poesie gemacht hat. In leichtem, plauderndem Ton weist Duhamel mit zarten Fingern auf die Schönheiten einzelner Dichter hin in einer schlichten Sprache, die jeder Gymnasiast verstehen kann. Was die Auswahl der Dichter und ihrer Verse anbelangt, so wäre es natürlich besonders reizvoll, sie im einzelnen durchzugehen. Dazu aber reicht der Raum einer kurzen Anzeige nicht aus, zumal Duhamel sehr viel Verschollenes ans Licht gezogen hat. Ich will nur in historischer Folge angeben, welche Dichter besonders mannigfaltig in Erscheinung treten: Villon, Marot, Baif, Ronsard, Du Bellay, Pasquier, Agrippa d'Aubigne, Malherbe, Corneille, La Fontaine, Voltaire, viele des 18. Jahrhunderts mit einzelnen Gedichten, Chénier, Chateaubriand, Mme. Desborde-Valmore, Lamartine, Hugo, Musset, Gautier, Banville, Baudelaire. Diese trockene Namenaufzählung wird vielleicht schon anreizend wirken, das Buch zur Hand zu nehmen. Mir scheint, daß in dieser persönlich zusammengestellten Anthologie das Problem einer Blütenlese zum erstenmal gelöst ist. Wenn alle zehn Jahre eine solche Anthologie einer Literaturgattung zusammengestellt wird, können die allgemeinen Werturteile mehr Gültigkeit gewinnen, als wenn man sich stets nur nach schablonenhaften Anthologien richtet.

Berlin **Otto Grautoff**

Defoes Robinson Crusoe. Die Geschichte eines Weltbuches. Von Hermann Ullrich. Leipzig 1924, O. R. Reisland. 108 S. M. 3,— (4,—).

Höchst lehrreich ist diese Monographie über den „Robinson Crusoe", der ja wahrhaftig den Namen eines Weltbuches verdient. Weit ausholend gibt der Verfasser zunächst ein Bild des Schriftstellers Defoe, danach eine genaue Analyse des Ur-Robinson in seiner ungekürzten Fassung, die übrigens seit einigen Jahren in einer schönen illustrierten Ausgabe des Verlags Hanfstängl in München vorliegt und dies mit Unrecht zum bloßen „Kinderbuch" degradierte Werk als eine der großen Dichtungen der Weltliteratur erweist. Nach einer eingehenden Untersuchung von Sprache, Technik und Stil des Buchs wendet sich der Verfasser zu einer knappen Schilderung der literarischen Tradition des Robinson-Motivs, das vom Philoktet über die Gudrun und Tausend-und-eine-Nacht bis zu den Seefahrerzeugnissen des 16. und 17. Jahrhunderts zu verfolgen ist. Sehr eingehend befaßt sich Ullrich mit der reichen und breiten Nachwirkung des Robinson in der europäischen Literatur, die ja bis auf den heutigen Tag nicht aufgehört hat, wie die zahlreichen Südsee-Romane der letzten Jahrzehnte beweisen. Zu bedauern ist einzig, daß der Verfasser, der einen wirklich sehr sorgfältig gesammelten und gesichteten Stoff vorlegt, nicht eine geisteswissenschaftliche Durchleuchtung dieses Stoffes im Sinne Diltheys vorgenommen hat: ist doch der Robinson ein Ausfluß der kulturkritischen Stimmung, die vom 17. Jahrhundert an eine nicht abreißende Tradition in Europa hat. Daß ihm dieses Problem sich aufgedrängt hat, beweist die Tatsache, daß er an mehreren Stellen auf die Verbindungsfäden zwischen Robinsonade und Utopie hinweist; leider verfolgt er aber diese

Zusammenhänge nicht und bringt sich so um den besten Ertrag seiner Arbeit.

Grünberg i. Schl. — Werner Mahrholz

Literaturgeschichte als Problemgeschichte. Von Rudolf Unger. Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft, 1. Jahrg. Heft 1. Berlin 1924, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte. 30 S. M. 2,—.

Nach einem Jahrhundert lebhaftester Forschungsarbeit beginnt man im Gebiet der Literargeschichte sich grundsätzliche Gedanken über Methodik und Ziel dieser Forschungsarbeit zu machen und damit eine wirkliche Grundlage für die zukünftige Arbeit zu gewinnen. Rudolf Unger hat durch seine kleine Schrift „Philosophische Probleme in der neueren Literaturwissenschaft" von 1907 diese Diskussion eingeleitet, die sich in den letzten 15 Jahren zunehmend stärker theoretisch und praktisch ausgewirkt hat. Der breslauer Literarhistoriker nimmt nun den Faden seiner Betrachtungen von 1907 wieder auf. Er gibt zunächst eine Übersicht über die literarhistorische Produktion der letzten Jahre, um dann Diltheys Bemühungen um die geisteswissenschaftliche Fundierung der Literarwissenschaft vorzustellen und daran eine Betrachtung über die typischen problemgeschichtlichen Ansätze — die geisteswissenschaftlichen Kategorien Schicksal, Glauben, Natur, Liebe, Tod, Gesellschaft — zu knüpfen. Man wünschte, daß Unger diese aphoristischen Betrachtungen über die geisteswissenschaftlichen Grunderlebnisse einmal zu einer systematischen Darstellung ausweitete und durch die deutsche Geistesgeschichte hindurch verfolgte. Aber auch ohne dies: seine Betrachtungen enthalten so viel Anregendes, daß sie, ähnlich wie das Büchlein von 1907, ihre Wirkung auf die jüngere Forschergeneration nicht verfehlen werden.

Grünberg i. Schl. — Werner Mahrholz

Rheinische Dichter der Gegenwart. Von D. H. Sarnetzki. Sonderdruck der Rheinischen Heimatblätter. Coblenz 1924, Rheinische Verlagsgesellschaft m. b. H. 78 S.

Nach einem kurzen literaturgeschichtlichen Abriß der rheinischen Dichtung älterer Zeit, den Sarnetzki bereits seiner Sammlung „Das Lied vom Rhein" vorausgeschickt hat, bietet er einen ebenso knappen Überblick über die rheinische Dichtung der Gegenwart. Der Verfasser ist sich selbst bewußt, daß er in so engem Rahmen weder vollständig sein noch von den einzelnen Dichtern viel mehr als formelhafte Charakteristiken geben kann. Dies aber gelingt ihm in vielen Fällen recht gut. Allerdings ist der Begriff rheinischer Dichter nicht ganz klar herausgearbeitet, denn es stehen neben Poeten die den Rhein besingen, auch solche, die mit dem Rheinland nur durch den Zufall ihrer Geburtsstadt verbunden sind. Wenn denn aber schon Else Lasker-Schüler genannt wird, die von sich selbst einmal schrieb: „Ich bin in Theben (Ägypten) geboren, wenn ich auch in Elberfeld zur Welt kam im Rheinland" — warum fehlt dann beispielsweise Hasenclever, der in Aachen geboren wurde, oder Karl Otten aus der gleichen Vaterstadt? Auch die Angabe der Werke bei den Autoren erscheint mir ein wenig willkürlich; es lag doch nahe genug, bei Stegemann z. B. im Hinblick auf das Thema des Buchs den Roman „Der gefesselte Strom" zu nennen. Über die Auswahl der der Einleitung folgenden Probestücke wird man mit dem Herausgeber nicht rechten; derlei ist immer durch äußerliche Hemmungen unterschiedlichster Art erschwert. Genug, daß man hier die wichtigsten Autoren mit vielfach recht guten Proben vertreten findet (bei denen allerdings überall die Quelle hätte genannt werden sollen). „Das milde Licht von Maria Lyskirchen" von dem jungen Otto Brües ist sogar ein kleines Glanzstückchen der Erzählerkunst, um des willen man sich des ganzen Bändchens freut.

Leipzig — Friedrich Michael

Heinrich von Kleist. Werke und Briefe. In vier Bänden. (Diotima-Klassiker.) Stuttgart 1924, Walter Hädecke. 417, 432, 336, 371 S. In Halbleinen M. 28,—; in Halbleder M. 44,—; in Ganzleder M. 80,—.

Die von Manfred Schneider besorgte Kleist-Ausgabe ist vollständig und entspricht in Textgestaltung durchaus den modernen, wissenschaftlichen Anforderungen. In knappem Bericht gibt Manfred Schneider zum Schluß der Bände über die jeweilige Wiedergabe Auskunft. Er fügt seiner Ausgabe ein zusammengedrängtes Nachwort „Heinrich von Kleists Leben und Tod" an, das bei aller Kürze wesentlich ist. Nicht ohne Eigenart begreift er das Phänomen Kleist in der Antithese: „In dem engstirnigen, ehrsüchtigen, zerrissenen Menschen ohne Weltbild scheint als Gast, als völlig abgetrenntes Wesen das Gott verwandte Genie zu wohnen, das von Zeit zu Zeit die Hüllen durchbricht und visionäre Werke herausschleudert, deren Voraussetzungen aus dem Menschen Heinrich von Kleist nicht ausreichend zu erklären sind." Mit solcher Auffassung setzt sich Manfred Schneider zu Rudolf Unger und dessen neuesten Forschungsergebnissen „Studien über die Entwicklung des Todesproblems in Denken und Dichten vom Sturm und Drang zur Romantik. Herder, Novalis und Kleist" scheinbar in Gegensatz; dem tiefer Nachdenkenden wird sich aber gerade dieser Gegensatz aufschlußreich erweisen. — Die Ausstattung der Ausgabe ist wie die der anderen „Diotima-Klassiker" in Papier, Druck und Einband vorzüglich.

Berlin — Ernst Heilborn

Verschiedenes

Die Psalmen. Übersetzt und kurz erklärt von Athanasius Miller. Mit einem Anhang und den Cantica des römischen Breviers. 9.—18. Tsd. (Aus der Sammlung Ecclesia orans. Zur Einführung in den Geist der Liturgie. V. Band.) Freiburg i. B. 1923, Verlag Herder & Co. 545 S. Geb. M. 4.70.

Die Hymnen des Breviers. In Urform und neuen deutschen Nachdichtungen von Hans Rosenberg. Erste Abteilung. Mit einer Einführung in die Hymnen. (Ecclesia orans, XI. Bd.) Freiburg i. B. 1923, Verlag Herder & Co. 226 S. Geb. M. 2.40.

Vom geschichtlichen Werden der Liturgie. Von Anton Baumstark. (Ecclesia orans, X. Bd.) Freiburg i. B. 1923, Verlag Herder & Co. 159 S. Geb. M. 2.—.

Zu den neuen Büchern, die mit hoher Fachkenntnis und künstlerischen Absichten in den Geist der Liturgie einführen, gehören die Bände der von Ildefons Herwegen herausgegebenen Sammlung Ecclesia orans. Sie enthält u. a. die liturgische Studie von Romano Guardini, die psychologische Untersuchung von Albert Hammenstede (Die Liturgie als Erlebnis), Joseph Kramps Arbeit über die kirchlichen Meßformulare (Meßliturgie und Gottesreich), die historisch-kritische Monographie über die Liturgie als Mysterienfeier von Odo Casel. Die drei vorliegenden Bände wenden sich vor allem an das literarische Interesse. Die Psalmenausgabe von Athanasius Miller ist als praktisches Hilfsmittel für das litur-

gische Psalmenlesen gedacht. Darum sind der Verdeutschung der lateinische Text der Vulgata mit der üblichen Verszählung und die Hinweie auff die liturgische Ordnung des Breviariums der lateinischen oder abendländischen Kirche beigegeben. Die Zeilen sind rhythmisch gehalten und strophisch genau abgeteilt. Wo der lateinische Vulgatatext verdorben ist, wählte der Übersetzer die „viel kräftigere und anschaulichere" hebräische Vorlage. Jeder Psalm gibt ein einheitliches, klargezeichnetes Gedankenbild und ist mit einer knappen Inhaltsübersicht versehen. Im übrigen fügte der Herausgeber dem wissenschaftlich-kritisch behandelten Text die allernotwendigsten Anmerkungen bei. Die Verdeutschung ist von ruhiger, gleichmäßiger Schönheit, gebildet an dem Ideal des Einfach-Hohen des hebräischen Urtextes.

Hans Rosenbergs lateinische und deutsche Ausgabe sämtlicher Brevierhymnen macht nicht nur einen großen Teil alter christlicher Dichtkunst, sondern auch das Wesen des katholischen kirchenamtlichen Gebetbuches überhaupt das erstemal weiteren Kreisen zugänglich. Der Laie bekommt einen Einblick in das liturgische Leben des kirchlichen Stundengebetes. Es sind die festgesetzten Psalmen, Lesungen, Gebete und Hymnen, die täglich zu bestimmten Zeiten im Auftrage und nach Ordnung der Kirche zu verrichten sind. Der vorliegende Band bringt die Ferialhymnen, die Hymnen des Kirchenjahres und die Hymnen auf die Heiligenfeste im allgemeinen; der demnächst erscheinende Band wird die Hymnen auf die einzelnen Heiligen enthalten. Diese mühevolle Arbeit, die mit tiefem Verständnis aus den alten klassischen Hymnentexten Lebendiges hebt, ist gleichzeitig eine Einführung in die Kunst ferner Dichter, deren Namen für die Allgemeinheit der Gebildeten verschollen sind: Aurelius Ambrosius, Aurelius Prudentius Clemens, Caelius Sedulius, Venantius Fortunatus, Papst Gregor I., des Großen, Magnentius Rhabanus Maurus (des Schöpfers der berühmtesten aller Pfingsthymnen, Veni, Creator Spiritus, den auch Goethe verdeutscht hat), Thomas von Aquino, Silvio Antoniano u. a. Die gelehrte Untersuchung von Anton Baumstark über das geschichtliche Werden der Liturgie ist als eine erste zusammenfassende Studie (mit gründlicher Literatur) über dieses Thema gedacht, die „den Gedanken einer vom Orient ausgehenden vergleichenden Liturgieforschung" zur Voraussetzung hat. Der Verfasser tritt rückhaltlos und mit künstlerisch gerichteten Überzeugungen für eine historische Behandlung der Liturgie ein, er wünscht, daß auch das heutige liturgische Gebet durch geschichtlichen Sinn befruchtet werde und immer noch den Entwicklungsverlauf im Morgen- und Abendlande vergegenwärtige, den liturgisches Erleben genommen hat. Am Anfange stehen die frohe Botschaft jenes Mannes, der einst in der Synagoge von Nazareth das „Jahr des Heils" verkündet hat und das Gebet aller Gebete, das Unser Vater. Auf der „Sommerhöhe zwischen reifenden Kornfeldern palästinensischer Berge" sprach er es vor dem Kreise seiner ersten Getreuen in einer Stunde tiefer Ergriffenheit. So soll man beten ... Diese frühen Anfänge ruhen auf dem Kultus- und Gebetsleben des israelitischen Volkes und der weiten hellenistischen Umwelt. Von da beginnt der Weg über die ganze Erde.

Wien — Franz Strunz

Im Schatten des Dorfkirchleins. Von Alphons M. Rathgeber. Kempten, Josef Kösel & Friedr. Pustet K.-G., Verlagsabteilung. 332 S.

Dies Buch ist ein Gang durchs Dorfkirchenjahr vom Tage des heiligen Nikolaus bis zu dem des heiligen Martin. Wie die Feste der Kirche und nicht nur die großen: Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Allerheiligen, sondern auch die kleineren das deutsche Leben „formten", indem sie Geburt, Liebe, Hochzeit, Arbeit, Tod in die Gnade erhoben; wie das Leben dabei reich wurde an Poesie, abergläubisch bunt sich schmückte, scherzend und klagend; wie es immer sinnvoll blieb, immer auch saftig froh, und wie es selbst den Tod weihte, das wird erzählt und aufgereiht. Es ist die nötige Ergänzung zu der Liturgie der Kirche, nicht alles umfassend, denn die Volkssitten waren dazu zu reich, zu mannigfach, sproßten zu üppig im Klima des Kirchenjahrs. Die Sammlung zeigt eben, wie sehr. Eine ganze, teils sogar schon verschollene Lebensweise erblüht neu, werbend neu; man möchte wieder so leben, wenn man auch manches anders feiern würde; aber man möchte in solcher „Bahn" leben, wie in einem kosmischen Lauf. Dies Buch ist zweifellos einer Sehnsucht entsprossen und stärkt ungezählte Seelen, indem sie sie wieder mit der Vergangenheit verwurzelt.

Berlin — Hans Roselieb

Griechische Geschichte im Rahmen der Altertumsgeschichte. Von Ulrich Wilcken. München und Berlin 1924, R. Oldenbourg. VI, 246 S. Geh. M. 4,—.

Wie bei Ludw. Riessens Beitrag „Die Basis des modernen Europa" (1923), so verraten auch hier nur flüchtige Spuren den Ursprung der Schrift. Wilcken spricht zwar im Vorwort von einem „sehr verehrten Herausgeber des Geschichtswerks für höhere Schulen", der bei ihm einen „Ergänzungsband" über griechische Geschichte bestellt habe, und läßt dabei durchblicken, daß in „dieser" Buchreihe keine selbständige Darstellung der altorientalischen Geschichte beabsichtigt sei. Mit Mühe erschließt man daraus, daß dieser „Wilcken" einen Band von Reimanns „Weltgeschichte" darstellt. Aber welchen? Anscheinend den ersten, da einleitender Weise Ägyptens und Babyloniens älteste Geschichte behandelt wird. Damit verträgt sich jedoch der oben angeführte Ausdruck „Ergänzungsband" schlechterdings ebensowenig wie die Ankündigung auf S. 230, daß die Römische Geschichte einem dritten Bande vorbehalten sei. Warum in aller Welt solch Versteckspiel?! Die Sache wird dadurch noch verwickelter, daß auf dem Begleitzettel des Verlags das vorliegende Buch „Orientalische und griechische Geschichte, Allgemeine Ausgabe" genannt wird. Welche Ariadne liefert uns den Faden, der uns aus diesem Wirrsal heil herausführt? — Daß der Verfasser wie kaum ein anderer Altgeschichtlicher befugt und geeignet war, gerade diesen Beitrag beizusteuern, bedarf kaum der Unterstreichung. Man darf sich seinem Führerstab um so rückhaltloser anvertrauen, als er sich (eine verhältnismäßig seltene Erscheinung) keineswegs scheut, in den Anmerkungen die jüngsten Forschungsergebnisse auch dann beifällig zu zitieren, wenn sie seine eigene Darstellung ins Unrecht setzen (vgl. auf S. 233 die objektiven Bemerkungen zu E. Forrers glänzendem Aufsatz „Vorhomerische Griechen in den Keilschrifttexten zu Boghazköi"). Interessieren wird der Ansatz Wilckens für den Kalliasfrieden (früher kimonischer Friede genannt): 448 und für den Frieden des Antialkidas (nicht mehr Antalkidas!): 386. Den Zug Alexanders des Großen in die Amonsoase Siwa (332/1) bezeichnet er zwar als „mystisch", behandelt ihn aber als historisch. Er ist überhaupt konservativ gerichtet. Ihm liegt es sichtlich mehr am Herzen, wieder herzustellen als niederzureißen. Und so könnte ich noch eine Menge Einzelheiten aufzählen, deren Fassung von der Stoffbeherrschung des Verfassers beredt zeugt. Doch darin

liegt weniger der hohe Wert dieser altgriechischen Geschichte bis 30 v. Chr. als vielmehr darin, daß sie als Teil (wenn auch als dominierender) in die Geschichte des Altertums harmonisch hineingesetzt ist. So gewinnen zahlreiche Ereignisse, die wir gewöhnt waren vom isoliert hellenischen Standpunkt aus zu werten, erst ihren vollen weltgeschichtlichen Zusammenhang. Nicht einheitlich ist lediglich eine Äußerlichkeit: die verschiedenartige Wiedergabe der griechischen Diphthonge ai, ei und oi. In einem einzigen Satze (S. 209) stehen Alexandrien, Antiochia und Seleukeia unvermittelt nebeneinander! Wenn man Aigospotamoi und Eukleides schreibt, dann sollte man sich auch zu Plataiai, Epameinondas und Boiotarch bekennen. Belebend wirkt die Neigung Wilckens, zu besserer Veranschaulichung gewisser beschämenden Vorgänge der alten Zeit Parallelen aus der neuen Geschichte heranzuziehen. So vergleicht er den Verrat der Festlandsgriechen an ihren Landsleuten auf den Inseln und der kleinasiatischen Küste im persischen Königsfrieden treffend mit der Rheinpolitik der Franzosen seit 1680.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Platons Leben. Von Ernst Howald. Zürich 1924, Verlag Seldwyla. 109 S. M. 3,— (4,—).

Der Versuch, Platons Leben auf modern psychologischem Wege — im historischen Sinn psychoanalytisch — darzustellen, ist jedenfalls ein interessanter Versuch und gewinnt den ofterzählten Dingen eine neue Seite ab. Darin besteht aber allein die fruchtbare Arbeit im Garten der Antike. Platons Wesen wird von jenem des Sokrates abgelöst, ja in einen starkausgeprägten Gegensatz zu seinem Meister gestellt, der den Gegner und sich selbst in jedem Gespräch „zu demütigen" strebt, während Platons Natur ihn darauf hinweist, den Freund, den Eros zu suchen. Durch Sokrates gehemmt und nicht gefördert, entwickelt sich seine Natur erst nach dem Tode des Lehrers, er will dessen reinen Individualismus erweitern, wenn er auch den Begriff der Masse und ihrer Instinkte völlig ablehnt, und der Begriff der Gerechtigkeit verdrängt ihm den Begriff der Demut. Mehr und mehr durchsetzt er den Rationalismus des Sokrates mit Romantik und Mystik, anknüpfend an die Lehren des Pythagoras, dem Eros gesellt sich der Mythos. Religiöse Weihe breitet sich über Platons Wesen und strahlt von ihm aus. Der Philosoph entdeckt seine Ideenlehre „und kein geistiger Geburtsakt mag elementarer gewesen sein als dieser" (S. 54). Im „Staat", im „Phaidon", „Symposion" und „Phaidros" lebt er erst sein eigenes Leben, „er lebt jetzt auch das Leben des Künstlers". Die Zwangsjacke der Dialektik ist abgeworfen und die reine Idee ringt sich zum Ausdruck durch. Auf diesen Zeitabschnitt werktätiger Begeisterung folgt Platons zweite Reise nach Sizilien, die so erfolglos verlief, daß sein neuer Biograph behauptet: „Platons Denken und Philosophieren hatte seinen Inhalt verloren" (S. 89). Im Dialog „Theätet" sprechen wundervolle Worte von der Verzweiflung des Philosophen. Er hat wider seinen Willen das Schicksal des Thales erlebt „und es ist ihm auch dann der Spott der Mitmenschen nicht erspart geblieben". So enthüllt sich dem jüngsten Forscher ein tragisches Schicksal, Platon zieht sich in die Höhen einer Mystik zurück, die den Kreis seiner Anhänger mehr als religiöse Sekte denn als Philosophenschule erscheinen läßt. Die Idee war Siegerin geblieben, sie hatte ihren Schöpfer von der Wirkung im lebendigen Leben getrennt ... Das lesenswerte Buch endet mit einem sehr kurzen Ausblick auf den Platonismus späterer Zeit.

München — A. v. Gleichen-Rußwurm

Dike und Eros. Menschen und Mächte im alten Athen. Von Sven Lönborg. Aus dem Schwedischen übersetzt von Marie Franzos. München 1924, C. H. Beck'sche Verlagshandlung O. Beck. 471 S. M. 7,— (9,—).

Das Buch gibt ein prächtiges Bild des perikleischen Athen. Auf dem Grunde landschaftlicher Schilderung und genauer Topographie prägt sich das Wesen der Stadt dem Leser ein, er wird vertraut mit ihren Tempeln und Gassen, ihrem Anblick und den Wegen, die zu ihr führen. Er vermag sie geographisch richtig in das Weltbild der Antike zu stellen und erkennt ihre politischen Notwendigkeiten. Nur dadurch wird es ihm leicht, unter Sven Lönborgs geistvoll gelehrter Führung die Zeit des klassischen Athen zu erfassen und vor allem den führenden Staatsmann zu begreifen, jenen Perikles, dem die Größe seiner Vaterstadt den Schöpferwillen gibt, und mit dem Dichter Euripides vertraut zu werden, in dem diese Größe Höhepunkt und Ende erreicht. Die Studien über die einzelnen Tragödien sind meisterhafte politisch-historische Analysen. Ein zweiter Teil des stattlichen Bandes ist „dem Weisen" gewidmet. Sokrates und Platon stehen im Mittelpunkt, an ihnen und ihren Gestalten wird nun das geistige Bild der Stadt gezeigt, die im ersten Teil geographisch, politisch und künstlerisch festgehalten ist. Wer das Buch durchstudiert hat — ein flüchtiges Lesen gibt keinen Eindruck —, versteht Athens Geschichte und Bedeutung für die Geschichte Europas, er lernt die Menschen, ihre Werke und ihre Häuser kennen, er weiß von ihren Beweggründen im Denken und Handeln und gewinnt die kleine Stadt am Ilyssos lieb als einen der wichtigsten Orte unserer geistigen Heimat.

München — A. v. Gleichen-Rußwurm

Das sokratische Nichtwissen in Platons ersten Dialogen. Von Max Hiestand. Zürich 1923, Verlag Seldwyla. 110 S. M. 5,— (6,—).

Rasche und unabsehbare Veränderungen der eigenen Zeit ziehen eine veränderte Einschätzung der Vergangenheit nach sich, meint der Verfasser und entwickelt auf Grund neuester Forschungen ein Bild der „Gesprächsfigur Sokrates, als Geschöpf des Schriftstellers Platon". Eine geistreiche Studie liegt vor, einzelne Dialoge sind oft mit überraschenden Gesichtspunkten durchgesprochen und für den Freund des klassischen Griechentums wird die Gewißheit zur Freude, daß die Philosophen von damals noch lebendig genug sind, um den Denkern der Gegenwart Gelegenheit zu geben, über ihre Lehren zu streiten, sie sind vielleicht viel lebendiger als mancher sogenannte Philosoph von heute mit dicken Büchern und aufgeschwollenen Problemen. Max Hiestands Untersuchung ist nicht für Laien und Anfänger, sie wendet sich an den Gelehrten und zeigt diesem, daß die Welt dem vielfach für wirklichkeitsfremd angesehenen Idealisten Platon „die deutliche Umschreibung des einzig würdigen Sinnes aller Staats- und Gesellschaftskunst verdankt: die Einordnung aller Tätigkeit und alles Lebens in ein von der Vernunft bestimmtes Ganzes und in eine Einheit von Ewigkeitsdauer".

München — A. v. Gleichen-Rußwurm

Amerika und Urchristentum. Weltverkehrswege des Christentums nach den Reichen der Maya und Inka in vorkolumbischer Zeit. Von Carl Maria Kaufmann. München 1924, Delphin-Verlag. 58 S.

Als ich vor einem Vierteljahrhundert — auch ein Jubiläum, an das niemand (mich eingeschlossen) gedacht hat — meine „Weltgeschichte" ausgerechnet mit Amerika begann, wie bin ich da von der lieben Zunft verlästert und verketzert worden!

Und als die beiden folgenden Bände sogar die „geschichtslosen" Polynesier und Afrikaner einer gebührenden Berücksichtigung würdigten, da war des Kopfschüttelns ob des Über-Ratzelianers, der in die geheiligten Gefilde des in brünstig verehrten, noch heut in Spenglers Kritik spukenden Dogmas von der Abfolge Altertum — Mittelalter — Neuzeit einzubrechen wagte, kein Ende. Doch siehe da! Bald wandte sich das Blättchen. Namentlich nach den überraschenden Entdeckungen und Aufschlüssen von Leo Frobenius zweifelt kein vernünftiger Mensch mehr daran, daß sich die Weltgeschichte auch in früheren Zeitaltern nicht bloß zwischen dem Zweistromland, Ägypten und Europa abgespielt hat. Und nun tritt der frankfurter Archäolog und Kunsthistoriker C. M. Kaufmann auf den Plan, um darzutun, daß im fünften, spätestens im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung das Christentum in Mittel- und Südamerika Fuß gefaßt habe. Das klingt verblüffend, ruht jedoch auf ziemlich fester Grundlage. Kaufmann geht durchaus methodisch vor. Er schildert zunächst in einem Kapitel, das ziemlich viel voraussetzt (vgl. dazu vor allem die byzantinischen Abschnitte Rudolf von Scalas in meiner „W.-G."), die fabelhaft ausgebildeten Weltverkehrswege der Antike. Damit bereitet er der Vorstellung den Boden, daß man gar nicht zum Bastianschen „Völkergedanken" seine Zuflucht zu nehmen braucht, wenn einem in den verschiedenen Kulturen hier und dort merkwürdige Gleichheiten begegnen. Es ist vor Jahrtausenden bereits viel gewandert und verschleppt worden. Zu diesen Übertragungen, die sich nach Kaufmann gelegentlich über den Atlantischen Ozean hinweg erstreckten, gehört von nun an auch die christliche Lehre mit allem Drum und Dran ihres Ritus, ihrer Gebräuche, Attribute und Überlieferungen. — Die vorliegende Broschüre stellt nur den Vorläufer eines größeren Werks dar, das mit zahlreichen Bildern die nötigen augenfälligen Belege bieten wird. Jeder Gebildete sieht ihm mit begreiflicher Spannung entgegen.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Fridericus Rex und die Krise des Absolutismus. Von Kurt Kersten. Berlin 1922, E. Laub. 68 S.

Kerstens Schrift ist ein politisches Pamphlet, keine historische Darstellung, als die sie sich ausgibt. Sein Ausgangspunkt, der den Charakter seiner Werturteile bestimmt, ist so unhistorisch wie möglich: anstatt zu versuchen, die Zeit nach ihren eigenen Gesetzen zu verstehen, legt er den Maßstab heutiger Auffassungen an. Darum lohnt es nicht, im einzelnen mit seinen Behauptungen zu rechten. Gewiß sind die Zustände vielfach so traurig gewesen, wie er es schildert, und gewiß kann Friedrich der Große, sein Staat und seine Politik dem Anhänger der Volkssouveränität und des nationalen Prinzips nicht als Ideal dienen. Aber deswegen geht es doch nicht an, nun einfach zu leugnen, was in seinem Werk den Fortschritt gegen früher darstellt und wie in dieser Regierungsform das notwendige Durchgangsstadium zu erblicken ist, aus dem sich dann die im Kerstenschen Sinn „bessere" Zeit herausentwickeln konnte.

Heidelberg — Wolfgang Windelband

Eine moderne deutsche Mystikerin. Leben und Briefe der Schwester Emilie Schneider (Düsseldorf). Von Karl Richstätter. Freiburg i. B. 1924, Herder & Co. G. m. b. H. 231 S.

Als Beitrag zur Geschichte der neuen Frauenmystik wird dieses interessante und auch in biographischer Hinsicht gut geschriebene Buch stets wertvoll bleiben. Es enthält eine Fülle mystischen Lebens, reich an Kraft der Empfindung und Beweglichkeit des Gefühls, denen, bei aller konfessionellen Bindung und kirchlichen Begrenzung, frauenhafte Innigkeit und Wärme nicht fehlen. Die zarte Lyrik mystischen Gebetes und die religiöse Visionen schaffende Phantasie heben auch das Schlichteste dieser naiven Frömmigkeit in die Sphäre eines höheren und stärkeren Lebens der Seele. Auch diese seltsame und weltferne Frau von außerordentlicher Begnadigung ging den Weg der Gottesminne, und alle Dinge und Geschehnisse wurden ihr rein und vollkommen; durch sie und mit ihnen ließ sie ihr höheres Schicksal an sich geschehen.

Wien — Franz Strunz

Händel. Von Hugo Leichtentritt. (Klassiker der Musik, Band 24.) Stuttgart-Berlin 1924, Deutsche Verlags-Anstalt. 871 S.

Wir begrüßen in dem ausgezeichneten Buch die erste umfassende Lebensbeschreibung. Chrysanders dreibändiges Werk (1858—1867) blieb unvollendet; die übrigen deutschen und englischen Schriften waren nicht so großartig angelegt oder auf Einzeluntersuchungen beschränkt. Leichtentritt bietet eine bedeutende musikwissenschaftliche und doch gemeinverständliche Leistung, die in einen für die ganze Bewertung Händels hochwichtigen Wendepunkt fällt. Bisher wurde Händel allzu einseitig als Schöpfer des Oratoriums für die geistliche Musik in Anspruch genommen. Professor Oskar Hagen in Göttingen erkannte als erster die Bedeutung der auf Scarlatti und seiner Schule beruhenden Händelschen Oper für die Gegenwart und veranstaltete in den Jahren 1920—1923 tiefergreifende Bühnenaufführungen von Rodelinda, Ottone, Giulio Cesare. Das göttinger Beispiel wurde erfolgreich in Stuttgart, Berlin, München, Halle, Gera, Rostock usw. nachgeahmt, so daß man von einer Neubelebung der Händelschen Kunst sprechen darf. Die dramatische Anlage der Oratorien war schon lange erkannt, aber trotzdem blieb die Händel-Oper sogar in der Musikwissenschaft unbeachtet, sie galt als eine Vorbereitung aufs Oratorium, dem allein unvergänglicher Kunstwert zuerkannt wurde. Im Jahre 1923 hat nun umgekehrt Niedecken-Gebhardt in Hannover eine szenische Darstellung des Oratoriums Saul gewagt, etwa so, wie auch die Wirkung von Liszts Elisabeth-Legende auf der Bühne nur vertieft und gesteigert wird. Leichtentritt gewährt zum ersten Male ein gleichmäßiges Gesamtbild von Händels Schaffen, den er aus dem geistigen und kulturellen Leben seiner Zeit heraus verständlich macht. Händels Werk wird aus der Kunst seiner Vorgänger abgeleitet, im Vergleich mit den Leistungen der Zeitgenossen für die Zeit des Meisters und die nachfolgenden Geschlechter gewürdigt. „Händel fängt an, für das 20. Jahrhundert eine künstlerische Urkraft zu werden, wie es Bach dem 19. Jahrhundert geworden ist. Ein Quell, der lange verschüttet war, ist in unseren Tagen wieder erschlossen worden. Zu helfen, daß die Frische, die Heilkraft dieses anscheinend unversiegbar sprudelnden Quells immer wirksamer werde, ist der Zweck dieses Buches." Der Verfasser hat sein Ziel erreicht. In übersichtlicher Darstellung wird zuerst Händels Leben, sodann sein Werk geschildert: Oratorium, Oper, Instrumentalkompositionen. Die Kantaten, Duette, Gesänge sind im Abschnitt über das Oratorium besprochen. Jede Tondichtung gelangt zu ihrem vollen Recht. Wer eine Oper oder ein Oratorium besuchen will, findet in Leichtentritts Buch den ausführlichen und zuverlässigen Führer. Zeittafeln, Verzeichnis aller

Einzelwerke, Literaturnachweise, Register sorgen für bequeme Benutzung und erschöpfende Aufklärung über jede einzelne Frage. Die großzügige Händel-Biographie ist zugleich ein brauchbares Nachschlagewerk, das nirgends versagt.

Rostock Wolfgang Golther

Buch und Arbeiter. Grundsätzliches und Praktisches. Herausgegeben von Wilhelm Scheffen. Gotha-Stuttgart 1924, F. A. Perthes. 125 S. M. 3,—.

Das Buch will dazu beitragen, der Arbeiterschaft bei ihrer Bemühung um geistige Durchbildung das rechte Verständnis für den Wert des Buches und den rechten Weg zu seiner nützlichen Erschließung zu zeigen. Von den sechs Beiträgen, die die ganze Frage grundsätzlich und praktisch beleuchten, ist der einleitende Aufsatz Bruno H. Bürgels über Arbeiterbildung und Arbeiteraufstieg weitaus der beste. Bürgel, selbst aus Arbeiterkreisen stammend, findet das eindringliche Wort, um den Sinn der Bildung auch für den Arbeiter klar zu machen: es gilt nicht nur Kenntnisse zu verbreiten, sondern Erkenntnis zu wecken. Sehr begrüßen wird man es auch, daß er mit dem abgenutzten Schlagwort der spezifisch proletarischen Bildung aufräumt. Man soll nicht von „Arbeiterbildung" sondern von „Volksbildung" sprechen. Aufgaben und Ziele der Werkbücherei werden von der Bibliothekarin A. Baßler an den leverkuser Farbwerken behandelt, die Bibliothekarin A. Walther-Düsseldorf gibt praktisch brauchbare Ratschläge zu deren Einrichtung und Verwaltung. Für den Bücherbestand einer solchen der Arbeiterschaft dienenden Bücherei stellt Bibliotheksdirektor Winker-Düsseldorf eine systematisch gegliederte Liste schöner Literatur zusammen, die freilich in einigen Punkten hinsichtlich der Qualität der genannten Werke und einiger offensichtlichen Druckversehen — Kolbenheyers „Pausewang" und Döblins „Wallenstein" sind unter die „Hexengeschichten" geraten — der Korrektur bedarf. Sehr gutes Material zur Charakteristik des proletarischen Schrifttums und der Arbeiterdichtung bringt Gertrud Gläser-Bernewitz, die sich mit dieser Zusammenstellung den Dank manches Büchereiverwalters verdient hat. — Das Buch selbst ist aus der Arbeit des Vereins zur Verbreitung guter volkstümlicher Schriften hervorgegangen, über die der Herausgeber in einem Nachwort berichtet. Leider ist die von ihm beigesteuerte Einführung recht leer.

Memel G. Kemp

Zwischen Donau und Bodensee. Ein Buch aus Oberschwaben. Von Wilhelm Schussen. Mit 60 Federzeichnungen von Heiner Baumgärtner (Schwäb. Bilderhefte Nr. 6). Tübingen 1924, Alexander Fischer. 37 S. M. 4,— (6,—).

Der Text erhebt sich in diesem sechsten schwäbischen Bilderheft nach Umfang und Bedeutung beträchtlich über den der vorhergegangenen fünf: bei ihnen waren die Zeichnungen die Hauptsache, diesmal ist es der literarische Inhalt. Wilhelm Schussen, der vor kurzem 50 Jahre alt geworden, ist sein Urheber. Er ist auch in dieser Jubiläumsausgabe als landschaftlicher Spaziergänger ganz er selbst und ganz der treuherzig-eigenwillige Dichter mit dem warmen Gemüt und der guten Laune, als den wir ihn längst kennen und schätzen. Was er bietet, sind nicht bloß Reise- und Landschaftsschilderungen, nicht bloß ein Stück Literatur-, Kunst und Kulturgeschichte, vielmehr zugleich eine ganz persönliche Bekenntnisschrift. Schussen ist Oberländer, aus oberländischem Bauerngeschlecht, und ist es mit Leib und Seele. Das Land zwischen Donau und Bodensee ist ihm wahre Geistesheimat geblieben, wenn ihn auch das Leben ins Unterland verschlagen hat. So ist er mit jenen Gegenden, die für ihn von Jugenderinnerungen erfüllt sind, aufs innigste vertraut, mit ihrer Vergangenheit wie mit ihrer Gegenwart, mit ihren Acker- und Wiesenflächen, ihren Hügeln und Wäldern, ihren Weihern und torfhaltigen Mooren, mit ihren stolzen Schlössern, Klöstern und Kirchen, die uns das Barock von seiner imposantesten Seite vorführen. „Ich glaube," sagt Schussen einmal, „es gibt kein Dorf und keinen Flecken und keine Kirche und leider auch kein Wirtshaus in diesem hohen, hellen Oberschwaben, das mir nicht bekannt wäre. Es ist auch heute wieder das gleiche ungeheure, scharf durchleuchtete, weite, herbe, einförmige und doch ergreifende Bild, das uns Oberländern so herzensteuer dünkt und das den Unterländer auf die Länge melancholisch stimmt." Es war für den bildenden Künstler nicht leicht, damit gleichen Schritt zu halten. Doch bewährt sich Baumgärtner als ein sicherer Zeichner, der nur etwas gar zu viel strichelt.

Rohr bei Stuttgart R. Krauß

Schwarzwaldwinter. Ferienbriefe von Robert Jakober und 28 Federzeichnungen von Karl Biese. Tübingen 1924, Alexander Fischer Verlag (Schwäbische Bilderhefte 4). 16 S.

Dem Hauptzweck des Unternehmens, Liebe zur heimatlichen Landschaft in weite Kreise zu tragen, dient auch das vorliegende Heft in einer Auge und Gemüt gleichermaßen anziehenden Weise. Den stimmungsvollen Bildern Bieses, der, als Künstler und namentlich als Graphiker im gesicherten Besitz eines geachteten Namens, der Gediegenheit seiner Zeichenfeder keine modernen Bocksprünge zumutet, schmiegt sich der Text passend an, in dem von den Schönheiten und Vergnügungen des im württembergischen Freudenstadt mit seiner Kniebis-Umgebung lokalisierten Hochwinters und Schneesports in einfachem, aber warmem Ton geplaudert wird.

Rohr bei Stuttgart R. Krauß

Russische Köpfe. Von Oscar Blum. Mit 9 Porträtwiedergaben. Berlin, Franz Schneider. 118 S.

Dieses sehr gut ausgestattete, vorzügliche Bilder der führenden russischen Revolutionäre sowie einige Autographen von ihnen enthaltende Buch dürfte mit die wertvollste Aufklärung enthalten, die uns bis jetzt von russischer Seite über das sich in Rußland abspielende Gesellschaftsexperiment größten Stils gegeben ward. Dies Buch ist zwar deutsch geschrieben (und in gutem Deutsch), der Verfasser beherrscht aber nicht bloß das Russische weit über die Sprache hinaus, er hat auch den heute in Rußland führenden Persönlichkeiten seit Jahren, vielfach schon vor der letzten Revolution, persönlich nahe gestanden. Die sehr talentierten Charakteristiken sind ohne jedes Übelwollen und mit wohltuender Betonung der Menschlichkeit geschrieben (in Hinsicht auf Erscheinungen wie Sawinkoff und Dzerschinski). Das Schlußergebnis dieses Buchs: daß nämlich der Bolschewismus letzten Endes dasjenige in Rußland erst einführte, was er in der ganzen Welt ausrotten wollte und will: wirklich bürgerliche (nicht mehr versteckt feudalistische oder ständischkommunistische) Verhältnisse — wird wohl mit dem Endurteil der Geschichte zusammenfallen — trotz aller gegenteiligen Deutungen Trotzkis, die von dem Verfasser mit ruhiger Sachlichkeit zurückgewiesen werden. Da wir alle zu den russischen Vorgängen so oder so Stellung nehmen müssen, kann Blums Buch dringend empfohlen

werden. Nebenbei auch noch ganz besonders allen denen, die sich für die Möglichkeiten menschlicher Charakterbildung interessieren — namentlich in Hinsicht auf ihre Abhängigkeit von der jeweiligen gesellschaftlichen Wirklichkeit, vor der jeder Einzelne den Kampf um seine geistige Selbstbehauptung zu führen hat.

Pasing — Karl Nötzel

Das Werkbuch der Puppenspiele. Von Leo Weismantel. Frankfurt a. M. 1924, Verlag des Bühnenvolksbundes G. m. b. H. 128 S. Geb. M. 3,—.

Der bekannte badische Dramatiker gibt in diesem Buch, das von großer Sachkenntnis und liebevoller Versenkung in die Materie zeugt, ein technisches Vademecum für den Freund der Puppenspiele. Den Hauptteil des Inhalts bestreiten recht ausführliche Erläuterungen über die praktische Herstellung der Kasperl-, Marionetten- und Schattenbühne und der verschiedenen, ihnen zugehörenden Figuren. Architekt und Garderobemeister der Miniaturtheater können viel daraus lernen, zumal den teilweise nicht ganz leicht verständlichen und mit Mathematik etwas reichlich durchsetzten Angaben ein lehrreiches Bildmaterial beigegeben ist. Daß am Schluß Kleists berühmte Abhandlung „Über das Marionettentheater" mitgeteilt wird, scheint mir doch mehr eine Reverenz vor dem großen Dichter und Theoretiker der Marionetten zu bedeuten, als durch die Anlage des Buchs begründet zu sein. Denn das wendet sich vor allem an die Jugend und ist in erster Linie als Hilfsmittel für die Praxis gedacht. Womit nicht geleugnet sein soll, daß manche Teile, wie gleich etwa die Einleitung, ein recht gefälliges novellistisches Gewand tragen.

Frankfurt a. M. — Georg Schott

Das Kasperlbuch. Wien 1924, Nikola-Verlag. 80 S.

Die sechs in diesem, hübsch ausgestatteten Büchlein vereinten Kasperliaden sind alten münchener Bilderbogen entnommen; sie stellen in ihrer völlig primitiven Art eine Äußerung des naiven Volkshumors dar, der sich in den Stegreifspielen der Kasperlbühne auch heute nicht viel anders ausspricht, und wollen und können keineswegs mit höheren literarischen Ansprüchen kommen. Aus solchen und ähnlichen bescheidenen Quellen mag in der späteren Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Erneuerer des deutschen Puppenspiels, Franz Pocci, geschöpft haben.

Der sehr lustige Bilderschmuck dieser kurzen Grotesk- und Prügelszenen gibt derbkomische Holzschnitte von C. Reinhard (1818—77) wieder. — Man vermißt in dem Bändchen, das in der von Max Mell herausgegebenen Sammlung „Das Wunderbrünndl" erschienen ist, schmerzlich ein paar literarhistorische Andeutungen, die Genaueres über die Herkunft der Spiele und die münchner Dult-Tradition zu sagen gehabt hätten.

Frankfurt a. M. — Georg Schott

Nachrichten

Todesnachrichten. Augusta **Bender** ist am 16. September im Alter von 78 Jahren im mosbacher Altersheim gestorben. Ihre heute meist vergessenen Bücher „Schattenseite des Lebens", „Kampf ums höhere Dasein" nebst den „Bildern aus einem badischen Dorf" und ihrer Volksliedersammlung „Volkslieder aus Oberschefflenz" bekunden eine starke menschliche Persönlichkeit voll dichterischen Empfindens.

Otto **Erb** ist im Alter von 61 Jahren nach einer Meldung vom 15. August in Zürich gestorben. Er war lange Zeit hindurch Redakteur am züricher „Tagesanzeiger" gewesen. Sein religiös-philosophischer Roman „Et expecto" hat ihn auch weiterhin vorteilhaft bekannt gemacht.

Leo **Feld** ist nach einer Meldung vom 8. September im Alter von 55 Jahren in Italien gestorben. Er hatte lange Zeit der Redaktion der „Zeit" angehört, war auch darüber hinaus in weitem Umfang journalistisch tätig gewesen und hatte mit seinem Lustspiel „Der große Name" auch auf berliner Bühnen Erfolg davongetragen.

Karl **Biberfeld** ist nach einer Meldung vom 18. September in Zuckmantel gestorben. Von Beruf Bankbeamter, galt er dank seiner leichten Improvisationsgabe als Stadtdichter Breslaus. Er hat auch lange Jahre hindurch als Vorsitzender der breslauer Dichterschule und Leiter ihres Organs „Der Osten" gewirkt.

Maximilian **Wolff** ist nach einer Meldung vom 12. September im Alter von 76 Jahren in Meran gestorben. Er hatte sich sowohl journalistisch wie auch als Verfasser viel gespielter Volksstücke betätigt.

Richard **Hamel** ist nach einer Meldung vom 12. September im Alter von 81 Jahren in Oldenburg gestorben. Er hatte sich seit Beginn der achtziger Jahre der Journalistik gewidmet, war in Berlin, Görlitz und Oldenburg an führenden Zeitungen Redakteur gewesen, hat sich daneben als Klopstock-Forscher einen Namen gemacht. Als sein Hauptwerk gilt die 1900 erschienene „Hannoversche Dramaturgie". Von seinen eigenen dramatischen Versuchen sind „Die Schulreformer", „Zwei Meister" und „Garrick" zu nennen.

Siegfried **Bryk** ist nach einer Meldung vom 3. September in Berlin einem Herzschlag erlegen. Er war in Wien geboren worden, hatte dort das humanistische Gymnasium absolviert und sich dann frühzeitig der Journalistik zugewandt, war lange Jahre hindurch Redakteur im Scherlschen Verlag, dann am „Berliner Tageblatt" gewesen. Seine Freunde rühmten sein ausgebreitetes Wissen und seine überraschende Ideenfülle.

Heinrich **Leoster** ist in der ersten Septemberwoche in Wien gestorben. Er wurde als ein feiner Theaterkenner geschätzt und war lange Jahre hindurch Theaterkritiker des „Morgen".

Adolfo de **Bosis** ist nach einer Meldung vom 2. September im Alter von 60 Jahren in seinem Geburtsort Ankona gestorben. Er galt als Inspirator eines ganzen Dichterkreises, zu dem auch d'Annunzio zählte, und dem er als Herausgeber der Zeitschrift „Convito" das Sprachrohr verschafft hatte. Seinen Grundsatz, daß es darauf ankomme, der Kunst zu leben, hat er durch bescheidenes Zurückdrängen seiner eigenen Person und Förderung künstlerischer Talente betätigt. Seine eigenen Gedichte „Von Liebe und Schweigen" sind kaum weiterhin bekannt geworden. Seine spätere Tätigkeit galt vor allem der Übersetzung Shelleys, der als Heros dieses gesamten Dichterkreises gefeiert wurde.

Graf Gabriel Paul Othenin de **Cléron d'Haussonville**,

Mitglied der „Académie française“, ist nach einer Meldung aus den ersten Septembertagen im Alter von 81 Jahren in Paris gestorben. Er hat als eine der Säulen der royalistischen Partei in Frankreich gegolten und sich durch eine gute Biographie Sainte-Beuves und eine Reihe sozial-ökonomischer Schriften, in denen er den christlich-sozialen Standpunkt vertrat, in seiner Weise literarisch als Urenkel der Frau von Staël — seine Mutter war eine geborene Prinzessin von Broglie — legitimiert.

Johannes Wilhelmus Thompson ist nach einer Meldung vom 12. September im Alter von 85 Jahren in Breda in Holland gestorben. Er war Gründer der katholischen Zeitung „De Maasbode“ und der Vereinigung für katholischen Unterricht in Rotterdam.

H. W. Massingham ist nach einer Meldung vom 12. September im Alter von 65 Jahren in London gestorben. Er hatte lange Jahre hindurch den Redaktionen des „Star“, „Daily Chronicle“ und der „Daily News“ angehört, hatte später die Leitung der Wochenschrift „Nation“ übernommen, sich dann aber nach seinem Übertritt zur Arbeiterpartei der Mitarbeiterschaft am „New Statesman“ gewidmet. Er galt als einer der glänzendsten Vertreter des englischen Journalismus.

Otto Günther ist nach einer Meldung vom 12. September im Alter von 78 Jahren in Chicago gestorben. Er war, nachdem er das „Londoner Journal“ gegründet hatte, Anfang der siebziger Jahre nach Amerika übergesiedelt, hatte die meiste Zeit seines Lebens in Chicago verbracht und sich dort durch weit ausschauende Gründungen im Zeitungswesen einen Namen gemacht.

Hans Dabis ist nach einer Meldung vom 26. September im Alter von 75 Jahren im Alameda (Kal.) gestorben. Er war 1849 auf Rügen geboren worden, war frühzeitig nach Amerika übergesiedelt, hat zwölf Jahre an der „Postzeitung“ in Saginaw (Mich.) und dreißig Jahre lang am „Demokrat“ in San Franzisko gewirkt und war zuletzt Schriftleiter des „California Journal“ gewesen.

* * *

Entgegen dem Antrag der Jury ist der Preis der „Stiftung für das Drama“ von der Schweizer Schiller-Stiftung nicht zum Austrag gebracht worden. Die Jury hatte als künstlerisch wertvollstes Werk Albert Steffens Drama „Das Viergetier“ bezeichnet. Sie hatte daneben auf A. J. Weltis „Maroto und sein König“ nachdrücklich hingewiesen und folgende Werke als beste Dramen der deutschen Schweiz namhaft gemacht: C. A. Bernoulli, „Die Dritte“; Jakob Bührer, „Ein neues Tellenspiel“; F. Enderlin, „Die Fräulein von Saint Cyr“; W. J. Guggenheim, „Das Reich“; Bernhard Moser, „Adam Zeltner“; Gustav Müller, „König und Heiliger“; Max Pulver, „Das große Rad“.

Die Redaktion der populären illustrierten Wochenschrift „Krasnaja Niwa“ in Moskau hatte im April dieses Jahres ein Preisausschreiben für zehn kurze Novellen erlassen, das sich in erster Reihe an junge Autoren wandte; außer den redaktionellen Prämien von je 150 Rubel sollten den besten Novellen, laut Entscheidung der breiten Leserkreise dieser Zeitschrift mittels einer speziellen Umfrage, noch Zuschlagsprämien zugestanden werden. Die Beteiligung erwies sich als ungemein lebhaft, da im ganzen 1065 Manuskripte eingelaufen waren, und zwar 250 aus Moskau, 65 aus Leningrad und 750 aus der weiten russischen Provinz. Die Verfasser der zehn prämiierten und weiteren siebzehn ausgezeichneten Novellen sind sämtlich homines novi und, mit einigen wenigen Ausnahmen, bisher in der russischen Literatur ganz unbekannt. (Paul Ettinger, Moskau)

Die Schriftstellerin und Redakteurin der Weserzeitung, Frl. S. D. Gallwitz in Bremen, ist von ihrer Redaktion entlassen worden, weil sie sich dieser Zugehörigkeit durch ein Plagiat an Rainer Maria Rilke unwürdig gemacht haben soll; beide schrieben in einem Abstand von ungefähr zwanzig Jahren ein Buch über Worpswede und seine Künstler. Die vom Gericht bestellten Gutachter Professor Georg Witkowski-Leipzig und Arthur Eloesser-Berlin haben nach sorgfältiger Vergleichung beider Bücher den Vorwurf des Plagiats von Frl. Gallwitz weit abgewiesen: trotzdem verlor die Kollegin ihren Prozeß, nachdem sich mehrere in Bremen wohnhafte Mitglieder des Vereins Niedersächsische Presse in ihrem Gutachten der Redaktion angeschlossen hatten. Es trat also der merkwürdige, fast einzige Fall ein, daß durch das Gericht ein Plagiat festgestellt wurde, während sonst der literarische Diebstahl üppiger als sonst blüht, nie verfolgt von den Staatsanwälten, nie festgestellt von den Gerichten. Was geschieht, wenn jemand wegen des Diebstahls einer goldenen Uhr angeklagt wird, und wenn der Eigentümer erklärt, daß er die Uhr gar nicht vermisse? Dieser Fall ist hier eingetreten, man hat den Eigentümer und in diesem Fall nicht unverächtlichen Fachmann Rainer Maria Rilke zu fragen vergessen, der sich in einem Schreiben an Frl. Gallwitz folgendermaßen vernehmen läßt:

Abschrift:

„Herr Dr. B. hat mich vor kurzem von einer Sie nahe angehenden Angelegenheit unterrichtet, in der (wie mir scheint richtigen) Annahme, daß auch meine Meinung dazu anzuhören sein möchte. Es drängt mich nun, Ihnen diese geradezu auszusprechen.

Ich habe gleich gestern, verehrtes Fräulein Gallwitz, Ihr Buch in einem Zuge durchgelesen, und ich kann mich gar nicht genug eilen, Ihnen zu sagen, wie völlig unbegreiflich mir die Anklage ist, die Heimsuchung und Schaden über Sie gebracht hat. Ich habe es gelegentlich mit Plagiaten (des „Comet“ z. B.) zu tun gehabt, und ich erinnere mich des widerwärtigen Gefühls, das solche Produkte bei der ersten Berührung hervorrufen. Die Lesung Ihres bewegten und überzeugten Textes hat mir dagegen lauter Vergnügen und Anregung bereitet; wäre er mir zufällig vor Augen gekommen, ich hätte nie, auch nur im entferntesten, vermutet, daß unsere gelegentlichen Übereinstimmungen für eine so absurde Anschuldigung mißbraucht werden könnten. Ja: ich zögere keinen Augenblick, das Wort: absurd zu gebrauchen! Wer nur eine Ahnung besitzt von dem persönlichen Rhythmus innerhalb der Prosa, den ein geübter Schriftsteller aus sich entwickelt, hätte erkennen müssen, daß die Ihre, diese Prosa Ihres Worpswede-Textes, von einem Atem getragen und innerlich mitgeteilt ist, daß sie von Anfang bis zu Ende die gleichen Bewegungselemente aufweist, daß also die tatsächliche Übernehmung fremder Bestandteile allein schon durch die Bedingungen Ihres durchaus einheitlichen Sprachausdrucks widerlegt erscheint. Ich wiederhole, daß ich, ohne eine Änderung zu merken, die Seiten in einem Zuge lesen konnte. Ich bin Herrn Dr. B. dankbar, daß er mir Anlaß gegeben hat, einem so offenkundigen Unrecht zu widersprechen; hätte ich das nur früher schon tun dürfen! Es ist mir unverständlich, daß ein Gericht so und so viele Sachverständige, nicht aber auch den zunächst Betroffenen, den Autor, zu Rate zieht, dessen Meinung doch am Ende unter den übrigen Urteilen einen bescheidenen Platz finden sollte. Da das Gesetz

die Befragung des Autors, scheint es, nicht vorsieht in dergleichen Fällen, muß ich befürchten, daß meiner hier ausdrücklich abgegebenen Stimme wenig Gewicht zugeschrieben wird. So leicht sie aber auch wiegen mag, ich bitte Sie, sich ihrer überall zu bedienen, wo sie Ihnen von Nutzen sein möchte.

Ich kann mir, was Ihnen da widerfahren ist, in keiner Weise erklären; es betrübt und beunruhigt mich, und ich bitte Sie, Fräulein Gallwitz, wenn dieses persönliche Wort nicht genügt, jeden Dienst von mir zu verlangen, der dazu beitragen dürfte, Ihr Recht herauszustellen.

In dieser Verfassung sehen Sie mich, als

Ihren sehr ergebenen

Rainer Maria Rilke

* * *

In dem Heidedorf Winkel bei Gifhorn, in dem Hermann Löns in den Jahren 1904 bis 1911 häufig als Gast einkehrte, ist ein Denkmal aus Findlingsteinen mit der Inschrift: Hermann Löns, 1904 bis 1911 errichtet worden.

Zum 10. Todestag von Hermann Löns wurde eine Löns-Gedächtnis-Stiftung (Hannover, Schillerstraße 30) gegründet, die es sich zum Ziel gesetzt hat, durch Veranstaltung einwandfreier Ausgaben der Bücher von Hermann Löns und von wertvollen Arbeiten jüngerer Dichter das Andenken an Hermann Löns zu ehren. Sie wird im Zusammenwirken mit dem Löns-Bund (E. V. Celle) arbeiten, den Ausbau eines Löns-Zimmers in den Museen zu Celle und Hannover betreiben und durch Ortsgruppen weiteren Zusammenschluß sichern.

Anläßlich der Jahrhundert-Gedächtnisfeier hat die Stadt Bochum, in der Kortum geboren wurde, eine Bronzeplakette herstellen lassen, deren eine Seite das Bild des Dichters, deren andere Seite Szenen aus der „Jobsiade" zeigt.

Die Urschrift von Bürgers „Lenore", ein Heftchen von 16 Seiten, mit 14 Seiten Gedichttext und einer halben Seite Bemerkungen Bürgers für den Satz, ist in dem Antiquariat V. A. Heck aufgetaucht. Bürger hatte das Manuskript am 9. September 1773 an seinen Freund Boie für den Göttinger Musenalmanach gesandt.

In Puschkins altem Haus zu Borowitsch im Gouvernement Nishnij-Nowgorod sind wertvolle Handschriften Puschkins, teils in russischer, teils in französischer Sprache verfaßt, aufgefunden worden.

Der fünfjährige Todestag Leonid Andrejeffs gab dem der Akademie der Wissenschaften in Leningrad (Petersburg) angegliederten „Puschkin-Haus" Anlaß, eine Gedächtnisausstellung des verstorbenen Schriftstellers zu arrangieren. Außer seinen Ausgaben, Manuskripten, Bildnissen usw. werden hier zum erstenmal die eigenhändigen Illustrationen Andrejeffs zu einigen seiner Novellen zugänglich gemacht werden.

Der Vorstand des „Allrussischen Schriftstellervereins" in Moskau hat den Beschluß gefaßt, ein Literaturmuseum zu organisieren, das in Druckwerken, Manuskripten, Autographen, ikonographischen, illustrativen und sonstigen Dokumenten vor allem die Entwicklung der Literatur des neuen Rußlands seit 1918 widerspiegeln soll. Die behufs Organisation des Museums erwählte spezielle Kommission besteht aus den Kunstschriftstellern A. Efroß und V. Nikolskij sowie dem Novellisten N. Aschukin. (Paul Ettinger, Moskau)

Otokar Fischer hat Goethes Lyrik und Kleists „Robert Guiskard" ins Tschechische übertragen. Das Kleist-Drama soll demnächst in einer Studentenaufführung in Prag zur Aufführung gelangen.

Fritz Mauthners letzte Behausung, das Glaserhäusle in Meersburg, ist von der philosophischen Akademie in Erlangen erworben und zum Sommersitz für Gelehrte und Forscher bestimmt worden.

Ed. Rott hat seine sehr wertvolle, auf mindestens 150000 Fr. geschätzte Bibliothek der „Bibliothèque publique" in Neuenburg vermacht.

Zum Golem. Zu meiner Zusammenstellung von Bearbeitungen des Golem-Stoffes (L. E. XXVI, 602 f.) kann ich selbst noch einen Nachtrag liefern. Otto von Skepsgard (über ihn vgl. Holteis Briefe an Tieck IV, 37 ff.) veröffentlichte (Berlin 1844) eine „tragikomische Geschichte" mit dem sonderbaren Titel „Drei Vorreden, Rosen und Golem-Tieck". Der dritte Band trägt ein Motto aus Arnims „Isabella von Ägypten" und führt Tieck selbst ein, dem der Verfasser bitter grollte. Dafür läßt er ihn (III, 120 ff.) den Ringkampf mit dem Golem aufführen, der sein Doppel-Ich ist — das Ergebnis ist aber das Umgekehrte wie in der Sage. Das falsche Ich siegt, und in der Gestalt des gefeierten Dichters spreizt sich der Golem.

Albert Ludwig

* * *

Bernard Shaws Romane, von ihm selbst als „Novels of his Nonage" preisgegeben, durch Max Hochdorf in dieser Zeitschrift (XI, 767 ff.) als „Jugendstreiche" gewürdigt, sind in einer neuen deutschen Ausgabe bei Gustav Kiepenheuer in Potsdam erschienen. Da es sich, wie Stichproben erwiesen haben, hier um einen wörtlichen Abdruck der von Alfred Brieger und Wilhelm Cremer übertragenen, vor sechzehn Jahren von Franz Ledermann in Berlin veranstalteten Ausgabe handelt, braucht nur eine Neuerung des Verlegers erwähnt zu werden: er hat es für gut befunden, die Namen der Übersetzer zu verschweigen. Daß F. H. Ehmcke die Ausstattung der Bände (und was für eine!) besorgt hat und bei wem sie gedruckt sind, scheint dem Verleger offenbar wichtiger als eine Angabe darüber, wer ihnen das sprachliche Gewand gegeben hat. So wird von deutschen Verlegern — er ist nicht der erste, der diesem Brauch huldigt — die Kunst des Übersetzens eingeschätzt! Wenn sich die Übersetzer das gefallen lassen, haben sie wahrlich nichts Besseres verdient. M. M.

Der Verlag von Alfred Kröner, Leipzig, tritt mit einer neuen Nietzsche-Ausgabe, die Beachtung verdient, hervor. Zunächst erschienen sind in sehr geschmackvollen Leinenbänden auf Dünndruckpapier, in einer, ähnlichen Ausgaben des Insel-Verlags glücklich angepaßten Ausstattung und sehr klarem schönen Antiquadruck, „Jenseits von Gut und Böse", „Also sprach Zarathustra", „Schriften für und gegen Wagner", „Schriften der Frühzeit", „Die Geburt der Tragödie" in vier Bänden. Die weiteren Bände „Menschliches, Allzumenschliches", „Fröhliche Wissenschaft und Morgenröte", „Der Wille zur Macht" und „Gedichte und Sprüche" werden noch innerhalb des nächsten Jahres bestimmt vorliegen, so daß dann Nietzsches Hauptwerke, die zu seinen Lebzeiten gedruckt wurden, in dieser Ausgabe vollständig vereint sein werden. Die Ausgabe, zu der Elisabeth Förster-Nietzsche wichtige Einführungen beigesteuert hat, entspricht in Textgestaltung durchaus allen wissenschaftlichen Anforderungen und ist in ihrer Handlichkeit und Übersichtlichkeit besonders zu empfehlen. Der gleiche Verlag bringt in seinen bekannten, vortrefflich ausgestatteten Taschenausgaben als 34. Band Schleiermacher, „Reden über die Religion", mit einer Einleitung von E. H. Leisegang; als 35. Band Fichte,

„Reden an die deutsche Nation", mit einer Einleitung von Hermann Schneider; als 36. Band das „Nibelungenlied" in der Simrockschen Übertragung mit einer Einleitung von Hannes Schmalfuß.

In der Reihe der Inselbücherei (Insel-Verlag, Leipzig) sind nachfolgende Neuerscheinungen herausgekommen: Felix Timmermans „Das Triptychon von den heiligen drei Königen". Übertragen von Anton Kippenberg (Nr. 362), 48 S. — Goethe, „Hermann und Dorothea" in neun Gesängen (Nr. 363), 78 S. — Jeremias Gotthelf, „Das Erdbeeri-Mareili" (364), 67 S. — F. M. Dostojewski, „Aus dem Leben des Staretz Sosima" (365), 70 S. — Theophrastus Paracelsus, „Labyrinthus Medicorum" oder „Vom Irrgang der Ärzte" (Was der rechte Arzt lernen und kennen und wie beschaffen er sein soll, wenn er gut kurieren will). Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Hans Kayser (366), 75 S. — Adalbert Stifter, „Der Waldsteig". Eine Erzählung (367), 78 S. — Christian Reuter, „L'Honnête Femme" oder „Die ehrliche Frau zu Plissine". In einem Lustspiele vorgestellt und aus dem Französischen übersetzt von Hilario (368), 71 S. — J. D. Bobory kin, „Am Herde", Erzählung, aus dem Russischen übertragen von H. Röhl (369), 65 S. — Einhard, „Das Leben Kaiser Karls des Großen". Übertragen von Johannes Bühler (370), 54 S. — Beethoven, „An die ferne Geliebte". Ein Liederkreis (371), 71 S. — „Beduinischer Diwan". Lieder aus dem libyschen Sandmeer. Gesammelt und aus dem Arabischen übersetzt von J. E. Ewald Falls (372), 66 S. — Shakespeares „Venus und Adonis". Deutsche Übertragung von Bruno Erich Werner (373), 54 S.

* * *

Einer sehr dankenswerten Statistik von Wilhelm Frels im Septemberheft der „Deutschen Rundschau" ist zu entnehmen, daß in den Jahren 1913 bis 1922 2139 Dramen in Deutschland gedruckt und insgesamt 3284 Dramen zur Uraufführung gelangten. Die Höchstzahl der Uraufführungen erzielte Georg Kaiser mit 21, es folgen Herbert Eulenberg mit 18, Carl Sternheim mit 13, Karl Hauptmann mit 12, Friedrich Sebrecht mit 10, Helmuth Unger mit 10, Gerhart Hauptmann mit 7 und Sudermann, Hans Müller, Ludwig Thoma gleichfalls mit 7. Hundert und mehr Aufführungen erreichten insgesamt 43 Werke, unter denen Schönherrs „Weibsteufel" und Schnitzlers „Professor Bernhardi" als auch literarisch bemerkenswert genannt werden können. Stofflich waren 77 Dramen dem Alten Testament, 38 dem Neuen Testament entnommen. Die Person Jesu steht im Mittelpunkt von 8 Dramen, die von Judas von 7, König David von 15, Luther von 23 Dramen. Sieben Dramen galten Bismarck, ebensoviel Casanova, Goethe 5, Friedrich dem Großen 10.

Uraufführungen. Brandenburg, Stadttheater. „BGB. § 1312", Komödie von Otto Ernst Hesse. — Wien, Neue Wiener Bühne. „Frau Pick in Audienz", Burleske von Emil und Arnold Golz (11. September 1924).

Vorlesungs-Chronik

Nachtrag (vgl. L. E. XXVII, 59):

WIEN: Arnold, Grundriß der Geschichte der neueren deutschen Literatur (Drama in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts). Übungen auf dem Gebiet des deutschen Dramas. Brecht, Symbolismus und neue Kunst an der Wende des 19. und 20. Jahrhunderts. Castle, Einführung in Goethes „Faust". Theater des 19. Jahrhunderts. Grillparzerliteratur und Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten. Cysarz, Literaturgeschichte als Geisteswissenschaft. Kindermann, Literatur und Kultur der Sturm- und Drangbewegung. Payer-Thurn, Der Orient in der deutschen Literatur vom 16. bis 19. Jahrhundert. Thalmann, Geheime Gesellschaften des 18. Jahrhunderts als literarische Mittler zwischen Barock und Romantik. Touaillon, Der deutsche Frauenroman des 18. Jahrhunderts. Der expressionistische Roman. Wurzbach, Der französische Roman von Rousseau bis zur Gegenwart. Calderon und seine Zeit. Küchler, Die italienische und französische Literatur im Zeitalter der Renaissance. Richter, Luis de Camoes. (Sein Leben und seine Werke.)

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Baum, Vicki. Ulle der Zwerg. Roman. Stuttgart-Berlin 1924, Deutsche Verlags-Anstalt. 375 S. In Ganzleinen geb. M. 6,—.

Boldt, Johannes. Spitzfindigkeiten. Schwarzweißgeschichten. Hamburg 1924, Weltbund-Verlag. 138 S.

Braun, Reinhold. Die stille Insel. Ein Buch von der Ehe. Chemnitz 1924, Max Müller. 191 S.

Das Jahrbuch deutscher Erzähler 1925. Hrsg. von Robert Walter. Mit 8 Porträtzeichnungen von Willi Lange. Hamburg 1924, Vera-Verlag G. m. b. H. 302 S. In Ganzleinen M. 6,—.

Die Jugendfreunde des „Alten Mannes" Johann Wilhelm und Friederike Tugendreich Volkmann. Nach Briefen und Tagebüchern herausgegeben von Ludwig Volkmann. Leipzig 1924, Insel-Verlag. 261 S.

Funke, Alfred. Der Bruch im Lande. Ein Westfalenroman. Halle a. d. Saale 1924, Heimatverlag für Schule und Haus. 362 S. Geb. M. 4,—.

Gagern, Friedrich von. Im Büchsenlicht (Die Bücherei von Berg und Wald, vom Waidpfad und vom Schuppenwild). Leipzig 1924, Richard Eckstein Nachf. 249 S. Geb. M. 3,—.

Goes, Gustav. Das verschlossene Buch. Eine phantastische Erzählung. Berlin-Grunewald 1924, Verlagsanstalt Hermann Klemm. 137 S.

— Ins Märchenland. Märchen und Bilder von Hans Baluscheck (Deutsche Märchenbücherei, 12. Bd.). Berlin-Grunewald 1924, Verlagsanstalt Hermann Klemm. 125 S.

Goes, Gustav. Im Wunderreich des Bergkönigs. Ein Märchenbuch mit Bildern von Toni Schönecker (Deutsche Märchenbücherei, 13. Bd.). Berlin-Grunewald 1924, Verlagsanstalt Hermann Klemm A.-G. 159 S.

— Märchengeister. Märchen. Mit Bildern von Toni Schönecker (Deutsche Märchenbücherei, 14. Bd.). Berlin-Grunewald 1924, Verlagsanstalt Hermann Klemm A.-G. 120 S.

Gotthelf, Jeremias. Uli der Pächter. Erzählung. Hamburg 1924, Hanseatische Verlags-Anstalt. 413 S.

Harst, Hans. Not der Liebe. Roman. Bad Rothenfelde 1924, Holzwarth-Verlag. 232 S. M. 3,50 (5,—).

Hohlbaum, Robert. Die deutsche Passion. Roman. Leipzig 1924, L. Staackmann. 294 S. M. 3,— (4,50).

Janssen, Albrecht. Das einsame Land. Geschichten aus den Nordseemarschen. Hamburg 1924, Richard Hermes. 133 S. M. 2,— (3,25).

Jünemann, Maria Regina. Die Anarchistin (Novellenbücherei fürs deutsche Haus). Leipzig 1924, Quelle & Meyer. 165 S. Geb. M. 2,—.

Kinau, Jakob. Die See ruft. Roman. Mit einer Worterklärung. Hamburg 1924, M. Glogau jr. 279 S. Geb. M. 5,—.

Kohne, Gustav. Jugendsehnen. Ein Scharnhorst-Roman. Leipzig 1924, Fr. Wilh. Grunow. 353 S. M. 3,— (5,—).

Kunze, Wilhelm. Der Tod des Dietrich. Erzählung. Konstanz 1924, Oskar Wöhrle. 66 S.

Meyer, Alfred Richard. Der große Munkepunke. Gesammelte Werke. Hamburg 1924, Hoffmann & Campe. 296 S.

Meyer-Eckhardt, Victor. Die Möbel des Herrn Berthélemy. Roman. Jena 1924, Eugen Diederichs. 320 S. M. 5,— (7,—).

Mühlen-Schulte, G. Die drei Kuckucksuhren. Roman. Berlin 1924, Ullstein. 311 S.

Rebiczek, Franz. Der Wald des Blutes. Roman. Wien 1924, Carl Konegen. 255 S.

Rentzell, Werner von. Die heiße Not. Hamburg 1924, Alster-Verlag. 234 S.

Roik, Alois. Trude Teufelin. Ein Roman in Reimen. Illustrationen und Einbandzeichnung von Leopold Knoll. Graz 1924, „Styria". 199 S.

Schaffner, Jakob. Die Mutter. Novelle. Mit einem Nachwort von Hanns Martin Elster. Leipzig 1924, Philipp Reclam jr. 78 S. Geb. M. 0,60.

Schaubart, Arthur. Mein buntes Buch. Geschichten von Tieren und Menschen. Mit Bildern von Ludwig Hohlwein. München 1924, Drei-Masken-Verlag. 199 S.

Schmitt, Ernst. Die Heimkehrer. Roman. Jena 1924, Eugen Diederichs. 183 S.

Spunda, Franz. Das ägyptische Totenbuch. Ein nekromantischer Roman (Romane und Bücher der Magie). Wien 1924, Rikola-Verlag. 421 S.

Thieß, Frank. Der Leibhaftige. Roman. Stuttgart 1924, J. Engelhorns Nachf. 569 S. Geb. M. 10,50.

Wendel, Hermann. Südslawische Silhouetten. Frankfurt a. M. 1924, Sozietätsdruckerei G. m. b. H. 219 S. M. 4,— (5,—).

Wiese, Leopold von. Kindheit. Erinnerungen aus meinen Kadettenjahren. Hannover 1924, Paul Steegemann. 94 S. M. 2,50 (3,50).

Zech, Paul. Die Reise um den Kummerberg. Rudolstadt 1924, Greifenverlag. 178 S.

* * *

Algreen-Ussing, Flemming. Auf und nieder. Humoresken und Erzählungen. Übersetzt aus dem Dänischen von Hermann Kiy. (Recl. Univ.-Bibl. 6495.) Leipzig 1924, Philipp Reclam jr. 93 S. M. 0,30.

Eje, Anders. Fräulein Fob. Roman. Übersetzt aus dem Schwedischen von Hugo Greinz. Wien 1924, Rikola-Verlag. 350 S.

Michaelis, Karin. Die sieben Schwestern. Roman. Potsdam 1924, Gustav Kiepenheuer. 215 S.

Schendel, Arthur van. Ein Wanderer. Aus dem Holländischen von Robert Monjé. Leipzig 1924, Insel-Verlag. 251 S.

Lyrisches und Episches

Claudius, Hermann. Bodderlicker sett di! Kinnerriemels (Uns' Moderspraak. 4. Buch.) Hrsg. von Georg Clasen und D. Steilen. Bremen 1924, Norwest-dütsches Dörerhus. 47 S. M. —,40.

Das deutsche Volkslied. Ausgewählt und erläutert von Julius Sahr. Neubearbeitet von Paul Sartori. Bd. I/II. (Sammlung Göschen Nr. 25, 132.) Berlin 1924, Walter de Gruyter & Co. 131, 106 S. Geb. je M. 1,25.

Däubler, Theodor. Attische Sonette. Leipzig 1924, Insel-Verlag. 65 S.

— Päan und Dithyrambos. Eine Phantasmagorie. Leipzig 1924, Insel-Verlag. 69 S.

Hartmann, Guido. Auf der Sehnsucht Schwingen. Gedichte. Zweite, neubearbeitete Auflage. Nürnberg 1924, Carl Koch. 53 S.

Hille, Peter. Leuchtende Tropfen. Die schönsten Gedichte ausgewählt von Hermann Josef Berges. Mit einem Bild Hilles nach dem Gemälde von Lovis Corinth und einem Faksimile. Stuttgart-Berlin 1924, Deutsche Verlags-Anstalt. 52 S.

Jobst, Hanns. Lieder der Sehnsucht. München 1924, Albert Langen. 82 S. M. 1,50.

Landgraf, Peter. Liebe im Herbst. Chicago 1924, Im Selbstverlag. 88 S.

Langermann, Hanns von. Sturm und Stille. Gesammelte Gedichte. Leipzig 1924, Xenien-Verlag. 343 S.

Lingg, Hermann. Gedichte. Ausgewählt und eingeleitet von Ernst Lissauer (Kunstwart-Bücherei, 20. Bd.). München 1924, Kunstwart-Verlag G. D. W. Callwey. 78 S.

Meyer-Eckhardt, Victor. Dionysos. Jena 1924, Eugen Diederichs. 69 S. Geb. M. 6,—.

Pfeill, Karl Gabriel. Vom Licht bedacht Der Mund der Nacht (Der weiße Reiter). Düsseldorf 1924, A. Bagel A.-G. 45 S.

Das Strachwitz-Buch. Die schönsten Balladen und Lieder von Moritz Graf Strachwitz. Ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. Breslau 1924, Franz Goerlich. 94 S. Geb. M. 1,50.

Zech, Paul. Die ewige Dreieinigkeit. Rudolstadt 1924, Greifenverlag. 113 S.

* * *

Dante Alighieri. Die Gedichte des neuen Lebens. Freie Nachdichtung mit einer Einleitung von Siegfried von der Trenck. Habelschwerdt 1924, Frankes Buchhandlung. 38 S.

Dramatisches

Barlach, Ernst. Die Sündflut. Drama in fünf Akten. Berlin 1924, Paul Cassirer. 114 S.

Fabricius, Johann. Hans der Glöckner. Ein Wintermärchen in fünf Bildern. München 1925, Georg Müller. 113 S.

Schnitzler, Arthur. Komödie der Verführung. In drei Akten. Berlin 1924, S. Fischer. 264 S.

Trentini, Albert. Paradies. Eine Tragödie. München 1924, Georg D. W. Callwey. 188 S. M. 5,— (6,—).

* * *

Boldt, Johannes. Die Vögel des Aristophanes. Für unsere Zeit zurechtgestutzt und aufgeputzt, geplustert und getollt. Hamburg 1924, Weltbund-Verlag. 105 S.

Shakespeare. König Richard III. Deutsch von A. W. von Schlegel. Tempel-Klassiker, Shakespeares Werke englisch und deutsch. Leipzig 1924, Tempel-Verlag. 174 S.

Dante Alighieri. Die Göttliche Komödie. II. Teil. Das Fegefeuer. Tempel-Klassiker, Dantes Werke italienisch und deutsch. Deutsch von Konrad zu Putlitz unter Mitwirkung von Emmy Schweitzer, geb. Kulenkampff. Leipzig 1924, Tempel-Verlag. 209 S.

Literaturwissenschaftliches

Elster, Ernst. Friedrich Gottlieb Klopstock. Rede gehalten am 6. Juli 1924. Marburg 1924, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 30 S. M. 1,20.

Errante, Vincenzo. Paraphrasen über Lenau. Eingeleitet von Paul Wertheimer. München 1924, Verlag für Kunstwissenschaft. 166 S.

Fuller, Franziska. Das psychologische Problem der Frau in Kleist's Dramen und Novellen. Leipzig 1924, H. Haessel. 95 S. M. 2,50 (3,50).

Goethes Faust. Hrsg. von Georg Witkowski. Bd. I/II in einem Band. Siebente, durchgearbeitete Auflage. (Bd. I. Erster und zweiter Teil, Urfaust, Fragment Helena, Nachlaß. II. Kommentar und Erläuterungen, Bilderanhang.) Leipzig 1924, Hesse & Becker. 591, 455 S. Geb. M. 6,—.

Goethes Gedichte. Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Ewald A. Boucke. Kritisch durchgesehene Ausgabe. Leipzig 1924, Bibliographisches Institut. 472 S. Geb. M. 4,—.

Holtei, Karl von. Goethe und sein Sohn. Weimarer Erlebnisse in den Jahren 1927—31. Hamburg 1924, Vera-Verlag G. m. b. H. 95 S. In Halbleinen geb. M. 3,—.

Jacobskötter, Ludwig. Goethes Faust im Lichte der Kulturphilosophie Spenglers. Berlin 1924, E. S. Mittler & Sohn. 126 S. M. 3,25 (4,25).

Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstands hrsg. von Max Hecker. X. Bd. Weimar 1924, Verlag der Goethe-Gesellschaft. 286 S.

Jeß, Hartwig. Heinrich Heine (Dichter-Biographie, 25. Bd.). Leipzig 1924, Philipp Reclam jr. 158 S. Geb. M. —,90.

Kerber, Robert. Hölderlins Verhältnis zu Homer (Sonderdruck aus Philologus, Bd. 80, Heft 1). Leipzig 1924, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 66 S.

Lenau, Nikolaus. Gedichte. Hrsg. von Heinrich Bischoff. Mit vier Bildern (Klassische Lyrik). Stuttgart 1924, Strecker & Schröder. 235 S.

Neuburger, Paul. Die Verseinlage in der Prosadichtung der Romantik. Mit einer Einleitung: Zur Geschichte der Verseinlage (Palaestra 145). Leipzig 1924, Mayer & Müller G. m. H. b. 332 S. M. 12,—.

Pfannmüller, Gustav. Goethe und das Kirchenlied. Hamburg 1924, W. Gente. 99 S.

Scheuer, O. F. Theodor Körner als Student (Aus dem Studentenleben berühmter Männer). Bonn 1924, Albert Ahn. 142 S. M. 4,— (5,—).

Schultz, Franz. Klopstock. Seine Sendung in der deutschen Geistesgeschichte (Frankfurter Gelehrte Reden und Abhandlungen, 3. Heft). Frankfurt a. M. 1924, Englert & Schlosser. 16 S. M. —,50.

Spiero, Heinrich. Raabe. Leben — Werk — Wirkung. Mit drei Bildern und einer Briefnachbildung. Darmstadt 1924, Ernst Hofmann & Co. 319 S.

Wertheimer, Paul. Brüder im Geiste. Ein Kulturbilderbuch. Wien 1923, Deutschösterreichischer Verlag. 205 S.

* * *

Schestow, Leo. Dostojewski und Nietzsche. Übersetzt von Reinhold von Walter. Köln a. Rh. 1924, F. J. Marcan-Verlag. 388 S. M. 5,50 (6,50).

Verschiedenes

Aktenstücke und Aufzeichnungen zur Geschichte der Frankfurter Nationalversammlung aus dem Nachlaß von Johann Gustav Droysen. Hrsg. von Rudolf Hübner (Deutsche Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts, Bd. 14). Stuttgart-Berlin 1924, Deutsche Verlags-Anstalt. 848 S. In Leinen geb. M. 12,—.

Ammon, Hermann. Wiederholungsfragen der deutschen Sprachwissenschaft mit angefügten Antworten. Für Examen, Studium und Bildung. Dessau 1924, C. Dünnhaupt. 80 S.

Bertholet, Alfred. Festrede zur Jahresfeier der Universität Göttingen am 5. Juli 1924. (Kultur und Religion). Göttingen 1924, Dieterichsche Universitäts-Druckerei. 27 S.

Beyer, Alexander. Der Menschensohn. Christusstadien (Bausteinbücherei, Heft 9). Berlin 1924, Verlag Der Weiße Ritter. 48 S.

Böhme, Jacob. Vom dreifachen Leben des Menschen. Neu hrsg. von Lothar Schreyer. (Aus alten Bücherschränken. Hrsg. von Wilh. Stapel.) Hamburg 1924, Hanseatische Verlagsanstalt. 592 S. Geb. M. 8,—

Worte Jacob Böhmes und sein Gespräch einer erleuchteten und einer unerleuchteten Seele. Görlitz 1924, Verlagsanstalt Görl. Nachrichten' und Anzeiger. 58 S. M. 1,50.

Brehm, A. E. Die Raubvögel. Hrsg. von Carl W. Neumann. Leipzig 1924, Philipp Reclam jr. 222 S. Geb. M. 1,50.

Brockdorff, Baron Cay von. Die englische Aufklärungsphilosophie (Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen, Bd. 24). München 1924, Ernst Reinhardt. 179 S. M. 3,50.

Die Form ohne Ornament. Werkbundausstellung 1924. 172 Abbildungen mit einer Einleitung von Wolfgang Pfleiderer und einem Vorwort von Walter Riezler (Bücher der Form, Bd. I). Stuttgart-Berlin 1924, Deutsche Verlags-Anstalt. 22 S.

Die Kunstwissenschaft der Gegenwart. In Selbstdarstellungen. Hrsg. von Joh. Jahn (Gurlitt, Neumann, Kingsley Porter, von Schlosser, Schmarsow, Strzygowski, Tietze, Woermann). Leipzig 1924, Felix Meiner. 227 S.

Die Nibelungen. In Prosa übersetzt, eingeleitet und erläutert von Johannes Scherr. Neue, durchgesehene Ausgabe. Mit 45 Abbildungen. Leipzig 1924, Hesse & Becker. 266 S.

Die Geschichte Thidreks von Bern (Thule XXII). Übertragen von Fine Erichsen. Jena 1924, Eugen Diederichs. 476 S. M. 9,— (11,—).

Diehl, Ludwig. Alt-Lindau. Ein Stadtbild. Mit 40 Federzeichnungen von Heiner Baumgärtner. Tübingen 1924, Alexander Fischer. 37 S. M. 3,— (4,50).

Dresdner, Albert. Schwedische und norwegische Kunst seit der Renaissance. Mit 36 Abbildungen. (Jedermanns Bücherei, Abteilung Bildende Kunst.) Breslau 1924, Ferdinand Hirt. 152 S. Geb. M. 2,50.

Frank, Ludwig. Ein Vorbild der deutschen Arbeiterjugend. Aufsätze, Reden und Briefe. Ausgewählt und eingeleitet von Hedwig Wachenheim. Berlin 1924, Verlag für Sozialwissenschaft G. m. b. H. 135 S.

Groh, Wilhelm. Deutsches Arbeiterrecht (Jedermanns Bücherei, Abteilung Rechts- und Staatswissenschaft). Breslau 1924, Ferdinand Hirt. 116 S.

Haller, Johannes. Aus dem Leben des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld. Berlin 1924, Gebr. Paetel. 427 S.

Hellmann, S. Das Mittelalter bis zum Ausgange der Kreuzzüge (Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung, IV. Teil). Gotha-Stuttgart 1924, Fr. Andr. Perthes. 298 S. M. 7,—.

Homburger, Otto. Museumskunde (Jedermanns Bücherei, Abteilung Bildende Kunst). Mit 28 Abbildungen und 6 Skizzen im Text. Breslau 1924, Ferdinand Hirt. 124 S. Geb. M. 2,50.

Huntemüller, O. Körperliche Erziehung und Schulhygiene (Jedermanns Bücherei, Abteilung Erziehungswesen). Breslau 1924, Ferdinand Hirt. 101 S. Geb. M. 2,50.

Kaiser Wilhelm I. Weimarer Briefe. Bearbeitet von Johannes Schultze (Hrsg. vom Kaiser-Wilhelm-Institut für deutsche Geschichte). Mit drei Tafeln und einem Faksimile, Bd. I, II. Stuttgart-Berlin 1924, Deutsche Verlags-Anstalt. 302, 241 S. Geb. in Ganzleinen M. 13,—.

Kilian, Eugen. Aus der Theaterwelt. Erlebnisse und Erfahrungen. Mit besonderer Berücksichtigung meiner Tätigkeit als Oberregisseur am Münchner Hoftheater 1908—1916. Karlsruhe i. B. 1924, C. F. Müller. 174 S. M. 5,— (6,50).

Lang, Paul. Bühne und Drama der deutschen Schweiz im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. Zürich 1924, Orell Füßli & Co. 223 S.

Nietzsche, Friedrich. Jenseits von Gut und Böse, zur Genealogie der Moral. (Dünndruck-Ausgabe.) Leipzig 1924, Alfred Kröner. 415 S. In Leinen geb. M. 6,— (in Leder M. 14,—).

— Die Geburt der Tragödie. Schriften der Frühzeit. (Dünndruck-Ausgabe.) Leipzig 1924, Alfred Kröner. 582 S. In Leinen geb. M. 8,— (in Leder M. 16,—).

— Schriften für und gegen Wagner. (Dünndruck-Ausgabe.) Leipzig 1924, Alfred Kröner. 574 S. In Leinen geb. M. 8,— (in Leder M. 16,—).

— Also sprach Zarathustra. (Dünndruck-Ausgabe.) Leipzig 1924, Alfred Kröner. 386 S. In Leinen geb. M. 6,— (in Leder M. 14,—).

Osterrieth, Albert. Patentrecht. (Jedermanns Bücherei, Abteilung Rechts- und Staatswissenschaft.) Breslau 1924, Ferdinand Hirt. 83 S. Geb. M. 2,50.

Rabe, Johs. E. Kasper Putschenelle. Historisches über die Handpuppen und hamburgischen Kasperspiele. Mit handkoloriertem Titelbild und 18 Bildern im Text. Hamburg 1924, Quickborn-Verlag. 339 S. Geb. M. 7,—.

Ludwig Richters Tagebücher und Jahreshefte 1821 bis 1883. Ausgewählt von Robert Walter. Mit vielen Abbildungen nach Radierungen, Zeichnungen und Gemälden Ludwig Richters. Hamburg 1924, Hanseatische Verlagsanstalt. 196 S. Geb. M. 3,—.

Moritz von Schwind. Briefe. Hrsg. und erläutert von Otto Stoessl. Leipzig 1924, Bibliographisches Institut. 574 S. Geb. M. 5,—.

Stefan, Paul. Österreichische Kunstgebarung. Mahnwort und Manifest. München 1924, Gunther Langes. 49 S. M. —,60.

Szittya, Emil. Klaps oder Wie sich Ahasver als Saint-Germain entpuppte. Potsdam 1924, Gustav Kiepenheuer. 231 S.

Tirpitz, Alfred von. Erinnerungen. Gekürzte Volksausgabe, bearbeitet von E. E. Schulze. Leipzig, K. F. Koehler. 223 S. Geb. M. 3,50.

Voigt, Max. Beiträge zur Geschichte der Visionenliteratur im Mittelalter I, II. (Palaestra 146.) Leipzig 1924, Mayer & Müller G. m. b. H. 245 S. M. 10,—.

Volksbildungshaus Wiener Urania. Neue Wege und Ausblicke 1920—21. Mit fünf Tafeln, Textbildern und Diagrammen. Hrsg. vom Vorstand. Wien 1922, Verlag des Volksbildungshauses Wiener Urania. 60 S.

Völlmecke, Hans. Die Gottesidee im Bewußtsein der Menschheit. Religionsphilosophische Betrachtungen über die Geheimlehren als vermeintliche Weltweisheit. Hildesheim 1924, F. Borgmeyer. 151 S. Geb. M. 3,—.

Wiese, Leopold von. Allgemeine Soziologie als Lehre von den Beziehungen und Beziehungsgebilden der Menschen, Teil I. Beziehungslehre. München 1924, Duncker & Humblot. 309 S. M. 8,50 (11,50).

* * *

Chesterton, G. K. Was unrecht ist an der Welt. Essays. Autor. Übersetzung von Clarisse Meitner. München 1924, Musarion-Verlag. 309 S. M. 3,— (4,50).

Churchill, Winston S. Weltkrisis 1911—14. Ber. deutsche Ausgabe übersetzt von Hellmut von Schulz. Leipzig 1924, K. F. Koehler. 400 S. Geb. M. 10,—.

Smith, Adam. Der Reichtum der Nationen. Nach der Übersetzung von Max Stirner und der englischen Ausgabe von Cannan (1904). Hrsg. von Heinrich Schmidt. Bd. I, II. Leipzig 1924, Alfred Kröner. 428, 570 S. Geb. M. 15,—.

Kierkegaard, Sören. Leben und Walten der Liebe (Erbauliche Reden). Übersetzt von Albert Dorner und Chr. Schrempf. Mit Nachwort von Chr. Schrempf. Jena 1924, Eugen Diederichs. 407 S. M. 6,50 (8,—).

Papini, Giovanni. Lebensgeschichte Christi. Übertragen von Max Schwarz. München 1924, Allgemeine Verlagsanstalt. 519 S. Geb. M. 8,—.

Seneca, Lucius Annaeus. Philosophische Schriften. Drittes Bändchen. Briefe an Lucilius. Erster Teil: Brief 1—81. Übersetzt, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Otto Apelt. Leipzig 1924, Felix Meiner. 374 S.

Kataloge

Antiquariatskatalog Nr. 5, enthaltend viele Erstausgaben. Stettin, Otto Muhl. 14 S.

Auktion III. Katalog 147. Bonn, Ludwig Röhrscheid. 70 Seiten und 18 Tafeln.

Bibliothek Paul Huldschinsky. Auktion XXXV. Berlin, Paul Graupe. 128 S.

Bibliothek J. Reich I, II. Wien, Hugo Heller & Cie. 70, 55 S. (Versteigerung im November.)

Bibliothek deutscher Klassiker. Auktion 91. Berlin, Max Perl. 48 S.

Deutsche und ausländische Literatur. Katalog Nr. 3. Wien, Paul Stern & Cie. 40 S.

Goethe und Schiller. Antiquariatskatalog Nr. 109. Stuttgart, Oskar Gerschel. 36 S.

Kunstgeschichte zu herabgesetzten Preisen. Lagerkatalog 101. Berlin, Max Perl. 16 S.

Moderne Graphik außerdeutscher Meister. Auktion XXXVI. Berlin, Paul Graupe. 71 S. (Mit Abbildungen.)

Neuer Leipziger Bücherfreund. Germanistik, Anglistik-Nordisch, Altertumskunde, Folklore. Leipzig, Paul Koehler. 54 S. (1924, Nr. 21.)

Verlags-Katalog über die deutschsprachliche buddhistische und verwandte Literatur. Nach Materien geordnet und mit Registern versehen. München-Neubiberg, Oskar Schloß. 110 S.

400 interessante Neuerwerbungen. Katalog Nr. 108. Berlin, Paul Graupe. 45 S.

* * *

Livres anciens et modernes. Nr. 505. Haag, Martinus Nijhoff. 48 S.

Nijhoffs Mededeelingen van 15. Mei tot 15. Juli 1924. S. 41—56.

Redaktionsschluß: 5. Oktober

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin, für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. — Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 57, Bülowstraße 107.

Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 3.60, Einzelheft Gm. 1.20.

Moderne Strömungen in der deutschen Literaturwissenschaft

IV

Wilhelm Diltheys Gesammelte Schriften[1]

Von Rudolf Unger (Königsberg i. Pr.)

Die Herausgabe der Gesammelten Schriften Wilhelm Diltheys, die 1913, zwei Jahre nach dem unvermutet raschen Tode des fast Achtundsiebzigjährigen, aber bis zuletzt wunderbar Geisteskräftigen und Schaffensfreudigen, angekündigt, kurz vor dem Kriege begann, alsbald aber durch diesen unterbrochen wurde, ist in den letzten Jahren in rascheren Fluß gekommen, so daß ihre Vollendung wohl für eine nahe Zukunft erhofft werden kann. Zunächst hatte der Hauptherausgeber, Georg Misch, in dem 1914 erschienenen zweiten Bande des großen Nachlaßwerkes die für alles tiefere Studium der frühneuzeitlichen Geistesgeschichte grundlegenden philosophie- und religionshistorischen Abhandlungen aus dem Archiv für Geschichte der Philosophie bzw. den Sitzungsberichten der Preußischen Akademie (1891—1904) gesammelt und mit einigem sonstigen dazu in Beziehung stehenden Gedruckten — darunter dem für das Verhältnis Goethes und Herders auch zu Shaftesbury wichtigen kleinen Aufsatz „Aus der Zeit der Spinoza-Studien Goethes" — oder aus den Handschriften Entnommenen vereinigt. Dieser Band führt so die geschichtliche Darstellung der Herrschaft und des Verfalls der antik-mittelalterlichen Metaphysik, wie sie das zweite Buch des ersten Bandes der „Einleitung in die Geisteswissenschaften" schon 1883 gebracht hatte, fort bis unmittelbar vor die Auseinandersetzung der in Renaissance, Reformation und beginnender Aufklärung neugewonnenen Autonomie der rationalen Wissenschaften des „natürlichen Systems" mit den aus demselben konstruktiven Rationalismus neuerwachsenden großen metaphysischen Systemen des 17. Jahrhunderts.

Den ersten und einzigen Band der „Einleitung in die Geisteswissenschaften" selbst, deren Plan, als des systematischen Hauptwerkes Diltheys, ursprünglich aus der doppelten Frontstellung seiner zu methodisch-prinzipieller Eigenständigkeit heranreifenden philosophischen Grundlegung der Wissenschaften von Gesellschaft und Geschichte gegen den naturwissenschaftlich gerichteten Positivismus Comtes und J. St. Mills einerseits und die absterbende Metaphysik der spekulativen Theisten und ihrer Geistesverwandten anderseits erwachsen war, hat dann Bernhard Groethuysen 1922 als ersten Band der „Gesammelten Schriften" nachgebracht, mit Zusätzen aus dem Nachlaß (eigentlich für eine Neuauflage bestimmt), die besonders der Rechtfertigung der eigenen Position gegenüber Windelband-Rickert und Simmel dienen. Stärker ist der Gewinn, den Herman Nohl, der Herausgeber des vierten Bandes (1921), für die den größten Teil desselben füllende „Jugendgeschichte Hegels" (zuerst erschienen in den berliner Akademieabhandlungen 1905) aus den Manuskripten ziehen konnte: insbesondere für die Weiterbildung des systematischen Denkens Hegels in den jenaer Jahren — deren Darstellung nur, leider! gerade dicht vor der Analyse der „Phänomenologie des Geistes" abbricht — und für Hegels berliner Periode (die gedrängte Skizze „Die deutsche Philosophie in der Epoche Hegels"). Damit sind dann im selben Bande noch eine Reihe schon früher gedruckter geistesgeschichtlicher Einzelstudien verbunden (über Kant, Schleiermacher, Baur, Zeller, Süvern, Carlyle) sowie die zugleich mehr oder minder systematischen bzw. methodologischen Aufsätze: „Die drei Grundformen der Systeme in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts" und „Archive der Literatur in ihrer Bedeutung für das Studium der Geschichte der Philosophie".

Den eigentlichen Kern und Schwerpunkt aber der

[1] Bisher fünf Bände (Bd. I, II, IV, V, VI), Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1914—1924.

bisher veröffentlichten Sammlung des literarischen Lebenswerkes des Altmeisters bilden die Bände V und VI, die wiederum Georg Misch (in diesem Jahre) herausgegeben hat unter dem Titel „Die geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens". Wie dieser Titel, so rührt auch die Zusammenstellung der hier vereinigten systematischen Einzelabhandlungen zur Grundlegung der Geisteswissenschaften, zur Poetik, Ethik und Pädagogik noch von Dilthey selbst her. Die fragmentarische Vorrede dazu gehört, ebenso wie die im Zusammenhang mit den damals wieder aufgenommenen Arbeiten zur Neuausgabe des „Lebens Schleiermachers" entstandene, halb historische, halb systematische Studie „Das Problem der Religion", dem Sommer 1911, also den letzten Lebensmonaten des Philosophen an. Der Herausgeber hat sie, zusammen mit einigen älteren Reden und Vorträgen autobiographischen Charakters, dem Bande vorangestellt als eine Art persönlicher Einführung in den geistigen Entwicklungsgang und die Problemwelt des Autors. Vor allem aber hat Misch, höchst dankenswerterweise, gewissermaßen in Fortführung der Intention jener Vorrede, die den inneren Zusammenhang der systematischen Gedanken Diltheys von seiner persönlichen Geistesentwicklung her aufzuhellen unternimmt und dabei — ergreifendes Symbol für sein gesamtes Schaffen! — vorzeitig abbricht, dem Bande eine umfassende Studie von mehr als 100 Seiten beigegeben über jenen Gedankenzusammenhang und dessen allmähliches Wachsen und Reifen im Geiste des Philosophen: von den frühesten hier mitgeteilten Arbeiten der 60er und 70er Jahre an, der bisher ungedruckten Habilitationsschrift von 1864 „Versuch einer Analyse des moralischen Bewußtseins", der ebenfalls noch unveröffentlichten basler Antrittsvorlesung (von 1867) „Die dichterische und philosophische Bewegung in Deutschland 1770 bis 1800", einer Vorstudie zum „Schleiermacher", und endlich dem machtvoll zusammenfassenden und energisch vorwärtsdrängenden Einsatz seines geschichtsmethodologischen Eigendenkens in dem Aufsatz „Über das Studium der Geschichte der Wissenschaften vom Menschen, der Gesellschaft und dem Staat" (1875), bis zu den die systematischen Gedankengänge des Hauptwerkes zu einer psychologischen Grundlegung der Geisteswissenschaften fortbildenden großen strukturpsychologischen Arbeiten der 90er Jahre, zu denen noch eine hier erstmals gedruckte Akademieabhandlung „Erfahrung und Denken. Eine Studie zur erkenntnistheoretischen Logik des 19. Jahrhunderts" (von 1892) sowie eine bedeutsame Erweiterung der „Beiträge zum Studium der Individualität" tritt. Auch die ästhetischen und pädagogischen Aufsätze, die Band VI vereinigt — darunter ein gleichfalls bisher unbekannter, ursprünglich für die „Nationalzeitung" bestimmter über „Schulreformen und Schulstuben", eingreifend in die Schulreformbewegung von 1890 und gipfelnd in der Forderung von „pädagogischen Versuchsstationen" — gehören in diesen Zusammenhang, dessen entwicklungsgeschichtliche Darlegung und Problemanalyse in Mischs allzu bescheiden so genanntem „Vorbericht", der auch die Tagebücher des Philosophen,[2] seinen außerordentlich interessanten Briefwechsel mit dem wissenschaftlich hochgebildeten und persönlich bedeutenden Grafen Paul Yorck[3] und das reiche handschriftliche Material ausgiebig verwertet, wohl die beste Einführung in den Beziehungsreichtum und die unablässig weitertreibenden und faustisch ringenden Kräfte von Diltheys systematischem Denken bietet, die wir bisher besitzen. —

Als 1906 die Sammlung einiger literarhistorischer Aufsätze Diltheys unter dem Titel „Das Erlebnis und die Dichtung" hervortrat, wirkte das Buch, trotzdem die einzelnen Essays zumeist schon Jahrzehnte zuvor geschrieben und veröffentlicht waren, bei dem damals eben sich anbahnenden Umschwung unseres wissenschaftlichen Geistes wie eine neue Offenbarung und trug aufs wesentlichste dazu bei, der deutschen Literaturgeschichte neue Wege und Ziele zu weisen. Eine entsprechende Wirkung von

[2] Ethica. Aus den Tagebüchern Wilhelm Diltheys (1854—1864). Mitteilungen aus dem Literaturarchiv in Berlin. Neue Folge X. Berlin 1915, Literaturarchiv-Gesellschaft (leider nur den Mitgliedern der Gesellschaft zugänglich und vergriffen. Ein Neudruck für weitere wissenschaftliche Kreise wäre dringend zu wünschen!). — [3] Briefwechsel zwischen Wilhelm Dilthey und dem Grafen Paul Yorck von Wartenburg 1877—1897 (Philosophie der Geisteswissenschaften. In Verbindung mit Heinrich Maier, Georg Misch, Eduard Spranger, Emil Wolff, herausgegeben von Erich Rothacker. Buchreihe 1. Bd.). Halle (Saale) 1923, Verlag Max Niemeyer.

der vorbildlich edierten und buchtechnisch vortrefflich ausgestatteten Sammlung seines an Weite und Vielgestaltigkeit des Inhalts — auch die zweite, von Hermann Mulert aus dem Nachlaß stark erweiterte Auflage des ersten Bandes des „Lebens Schleiermachers" (Berlin und Leipzig 1922, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger) darf ja hier nicht vergessen werden — wie an Umfang und Tiefe des in diesem, wie Misch treffend betont, mit innerer Notwendigkeit nur fragmentarisch zum Ausdruck kommenden geistigen Ringens unvergleichlichen Gesamtwerkes erwarten, hieße den Unterschied zwischen einmal zu künstlerischer Vollendung geprägter Persönlichkeitsspiegelung und dem stetigen Flusse des geistigen Geschehens überantworteter, zugleich aber in sich ewig unvollendeter und unvollendbarer Leistung sachlich-wissenschaftlichen Charakters verkennen. Sollen doch zudem erst die noch ausstehenden Bände neben den „Studien zur Geschichte des deutschen Geistes" (Band III) die von der philosophischen Bewegung des neuen Jahrhunderts (Husserl!) befruchteten systematischen Arbeiten der Spätzeit bringen: Band VII „Aufbau der geschichtlichen Welt"; Band VIII „Aus dem Nachlaß". Mögen sie, wie auch der wiederholt in Aussicht gestellte zweite Band von „Erlebnis und Dichtung", nicht zu lange auf sich warten lassen! Erst dann wird dieses grandiose Lebenswerk voll zur Geltung kommen in seiner zweifachen Bedeutung: in seiner geschichtlichen als der am tiefsten und breitesten fundierten Leistung der Selbstbesinnung des Historismus im 19. Jahrhundert und in seiner gegenwärtigen als eines der stärksten und keimkräftigsten Fermente in der Krisis dieses Historismus im 20.

Phaethon oder die Begeisterung[1]

Von Stefan Zweig (Salzburg)

> O Begeisterung, so finden
> Wir in dir ein selig Grab,
> Tief in deine Wogen schwinden
> Still frohlockend wir hinab,
> Bis der Hore Ruf wir hören
> Und mit neuem Stolz erwacht
> Wie die Sterne wiederkehren
> In des Lebens kurze Nacht.

Für eine heroische Mission, wie sie dem Dichter im Hölderlinschen Mythos zugedacht ist, bringt er selbst, der jugendliche Schwärmer eigentlich — warum es künstlich verleugnen? — nur geringe poetische Begabung mit. Nichts in der geistigen Haltung noch im dichterischen Duktus des Vierundzwanzigjährigen kündigt Eigenpersönlichkeit deutsam an: die Formen seiner ersten Gedichte, ja selbst einzelne Bilder, Symbole und selbst Worte sind in beinahe unerlaubter Ähnlichkeit den Meistern seiner tübinger Schulzeit entlehnt, den Oden Klopstocks, den tönend hinrauschenden Hymnen Schillers, der deutschen Prosodik Ossians. Seine dichterischen Motive sind arm, nur die jugendliche Feurigkeit, mit der er sie in immer gesteigerten Variationen wiederholt, täuscht über die Enge seines geistigen Horizontes hinweg. Seine Phantasie wiederum schwelgt in einer vagen und doch gestaltlosen Welt: die Götter, der Parnaß, die Heimat bilden dort den ewigen Traumkreis, selbst die Worte, die Epitheta „himmlisch, göttlich", kehren mit erstaunlicher Monotonie wieder. Noch unentwickelter ist seine Gedanklichkeit, durchaus von Schiller und den deutschen Philosophen dependierend: erst spät dunkelt aus der Tiefe der Umnachtung geheimnisvolle Spruchrede, wie eines Sehers Aussage nicht eigenen Geistes sondern gleichsam des Weltgeistes orphische Rede. Wichtigste Elemente der Gestaltung fehlen selbst in spurhafter Andeutung: sinnlicher Blick, Humor, Menschenkenntnis, kurz alles, was vom irdischen Bezirke stammt, und da Hölderlin aus beharrlichem Instinkt jede Vermengung mit dem Leben abweist, steigert sich diese eingeborene Lebensblindheit zu einem absoluten Traumzustand, zu einer idealischen Ideologie

[1] Aus einer größeren Arbeit über Hölderlin, die gemeinsam mit jenen über Kleist und Nietzsche zu einer Synthese: Der Kampf mit dem Dämon, vereinigt wird.

des Lebens. Salz und Brot, Vielfalt und Farbe fehlt vollkommen der Substanz seines Gedichtes, das unverweigerlich ätherisch, durchsichtig, gewichtlos bleibt und dem auch die dunkelsten Jahre nur das geheimnisvoll stofflose Wesen von Wolken, etwas Wehendes, Deutsames und Ahnungsvolles geben. Auch seine Produktivität ist durchaus gering, häufig gehemmt von einer Ermattung des Gefühls, einer dumpfen Melancholie, einer Verstörung der Nerven. Neben der ursprünglichen saftvollen Fülle etwa Goethes, in dessen Verse alle Kräfte und Säfte des Lebens keimhaft trächtig eingemischt sind, neben diesem fruchtbaren Gefilde, das, von starker Hand tätig durchackert, wie ein offenes Feld Sonne und Regen, alle Elemente des Himmels in sich einsaugt, erscheint Hölderlins dichterischer Besitz durchaus arm: vielleicht ist niemals in der deutschen Geistesgeschichte aus so wenigen dichterischen Urelementen ein so großer Dichter geworden. Sein „Material" — wie man vom Sänger sagt — war durchaus unzulänglich. Sein Vortrag alles. Er war schwächer als jeder andere: aber ihm wuchs in der Seele eine unsichtbare Schwinge. Seine Begabung hatte geringes spezifisches Gewicht, aber einen unendlichen Auftrieb: Hölderlins Genie ist im letzten nicht so sehr eines der Kunst als vielmehr ein Wunder der Reinheit. Sein Genius war die Begeisterung, die unsichtbare Schwinge.

Darum ist Hölderlins ursprünglich eingeborene Begabung nicht philologisch meßbar weder im Sinn der Breite, noch jenem der Fülle: Hölderlin ist vor allem ein Intensitätsproblem. Seine dichterische Gestalt erscheint (im Vergleich zu den andern mächtig und muskulös gebauten) durchaus schmächtig, er steht neben Goethe, neben Schiller, den Wissenden und Vielfältigen, den Stromhaften und Starken so einfältig schlicht und scheinbar schwach wie Franziskus d'Assisi, der sanfte unwissende Heilige neben den riesigen Pfeilern der Kirche, neben Thomas Aquinus, Sankt Bernhard, Loyola, neben diesen großen Baumeistern des mittelalterlichen Doms. Wie jener hat er nichts als die engelhaft klare Zärtlichkeit, als dies elementare Brudergefühl zum Element, aber auch das eminent Franziskanische, die kampflose Kraft der Begeisterung, den Aufschwung der Ekstase über die enge Sphäre. Wie jener wird er Künstler ohne Kunst, nur durch den evangelischen Glauben an die höhere Welt, nur durch die Entäußerung des Ich, durch die Entlastung aller eigensüchtigen Schwere, durch eine gleich heldenhafte Geste der Preisgabe wie jene historisch denkwürdige des jungen Franziskus auf dem Marktplatz zu Assisi.

Nicht also eine partielle Kraft, eine einzelne poetische Begabung prädestiniert Hölderlin zum Dichter, sondern die Fähigkeit seiner ekstatischen Zusammenfassung der ganzen Seele, des ganzen Seins in einen gesteigerten Zustand, jene ihm einzige Gewalt, der Erdflucht, des Sichverlierens ins Unendliche. Hölderlin dichtet nicht aus dem Blut, aus dem Samen, aus den Nerven, aus dem Sinnlichen, aus dem persönlichen, privaten Erlebnis, sondern aus einer eingeborenen spasmischen Begeisterung, einer urtümlichen Sehnsucht nach einem unerreichbaren Oben. Für ihn gibt es keinen einzelnen Anlaß des Poetischen, weil er das ganze Universum dichterisch sieht und nie anders als dichterisch erlebt. Die ganze Welt erscheint ihm als ein ungeheures Heldengedicht, und was er von ihr schildernd ergreift, Landschaft, Strom, Mensch und Gefühl, wird sogleich unbewußt heroisiert durch die durchaus metaphysische Schau seines begeisterten Blicks. Der Äther ist ihm so sehr „Vater" als dem Franziskus die Sonne der „Bruder", Quelle und Stein öffnet sich ihm wie den Griechen als atmende Lippe und gefangene Melodie. Niemals sieht er die Dinge nackt und nüchtern, niemals versucht er sie zu bilden in ihrem kalten ruhenden Sein in ihrer Erdform: immer fühlt er sie im Zusammenhang höherer Wesenheit, sublimiert also, gereinigt und ihrer Stofflichkeit entkleidet, ganz Geist, ganz Musik. Auch das Nüchternste, das er klingenden Wortes berührt, nimmt geheimnisvoll jener platonischen Welt Wesenheit an, wird sofort transparent, zittert melodisch in einer Leuchtkraft der Sprache, die mit der sachlichen des Tages nur die Vokabel gemein hat: ein neuer Glanz ist auf seinem Wort wie Morgentau auf einer Wiese, eine Unberührtheit von allem Menschenblick. Niemals in der deutschen Literatur war das Gedicht vor ihm oder nach ihm so durchaus flughaft, so aufgehoben über die Erde: wie aus einer geistigen Vogelschau, immer also von oben sind die Dinge gesehen, aus jenem heiligen Oben, dem Hölderlin mit der bren=

nenden Triebkraft seines Gefühls schwärmerisch entgegenstrebt. Darum erscheinen alle Wesen darin so, wie man sie im Traume sieht, geheimnisvoll gelöst von ihrer Schwerkraft, gleichsam als die Seelen ihres Seins; und diese Reinheit des Schauens macht die Welt neu und rein wie an ihrem ersten Tag. Etwas Morgendliches wird seinen Gedichten darum selig zuteil, ein Frühlicht vor der schmerzlichen Erhellung durch die Erfahrung: niemals hat Hölderlin (das ist seine Größe und seine Beschränkung) die Welt sehen gelernt. Er hat sie immer nur gedichtet. Er ist nie ein Wissender geworden, ist immer Träumer geblieben, immer Schwärmer. Sein Nichterlernen der Wirklichkeit schuf ihm aber die höchste Magie: sie ewig in höchsten Wesenheiten zu ahnen, sie ewig sich aus andern Sphären niederzuträumen, statt sie mit grober Hand zu tasten oder schauenden Herzens zu berühren.

Diese einzige Fähigkeit zum innern Aufschwung, zur Exaltation des Gefühls, diese ursprünglich lyrische Macht ist Hölderlins eigenste und einzige Kraft; er gerät niemals hinein in das Untere, Gemengte, ins taghaft Irdische des Lebens, sondern stößt sich flughaft in eine höhere Welt (die ihm Heimat ist) empor. Er hat nicht die Wirklichkeit, aber er hat eine eigene Sphäre, sein klingendes Jenseits. Immer zielt er nach oben:

> O Melodien über mir, ihr unendlichen,
> Zu euch, zu euch —

immer stößt er sich wie ein Pfeil vom gespannten Bogen in das Himmlische, ins Unsichtbare empor. Er braucht die Selbststeigerung, um sein wahres Selbst zu fühlen (das er in irgendeinem namenlosen Außen, einem traumhaften Oben ahnt). Daß eine solche Natur nun ständig gespannt, ja in einem gefährlichen Zustand idealischer Überspanntheit sein mußte, bezeugen schon früheste Berichte. Schiller bemerkt schon, mehr tadelnd als bewundernd, diese Heftigkeit der Ausbrüche und bedauert den Mangel an Stetigkeit, an Gründlichkeit. Aber für Hölderlin sind jene „Namenlosen Begeisterungen, wo das irdische Leben tot und die Zeit nicht mehr ist und der entfesselte Geist zum Gotte wird", diese spasmischen Zustände der Selbstentrückung Urelement. Freilich sind diese Aufschwünge fast immer mit Niederbrüchen, einem gedrückten kataleptischen Zustand des In-die-Welt-Erwachens bezahlt, und dieser Kontrast zwischen dem gesteigerten, dem produktiven und dem dumpfen, dem geistleeren Lebensgefühl durchwaltet fruchtbar oder brach seine ganzen Jahre: der ungemeinen Rauschkraft seiner Aufschwünge steht eine finstere, zehrende Melancholie, eine Schwermut des In-die-Welt-Erwachens gegenüber. Und Hölderlin kennt keinen Mischzustand, kein gelassenes konziliantes Gefühl des Hinlebens, er ist „ewig Ebb' und Flut", niemals teichhaft spiegelnde Fläche, auf der die Dinge des Lebens bildhaft ruhen. Er kann nur mit der ganzen zusammengefaßten Seelenkraft Dichter sein, Produktion ist ihm restlos identisch mit diesem rauschhaften Gefühl des ganz Gehobenseins. Ohne Inspiration, in den sachlichen Stunden seines Lebens ist Hölderlin der ärmste, der gebundenste, der düsterste, in der Begeisterung der seligste, der freieste aller Menschen.

Diese Begeisterung Hölderlins ist nun eigentlich substanzlos: ihr Inhalt ist gleichsam der Zustand selbst. Er gerät nur in Begeisterung, wenn er die Begeisterung singt, sie, die produktive Urkraft des Lebens, den Sinn des Lebens selbst. Sie ist für ihn Subjekt und Objekt zugleich, formlos, weil höchste Fülle, konturlos, weil aus dem Ewigen stammend und ins Ewige zurückfließend: selbst bei Shelley, dem ihm verwandtesten lyrischen Geist, erscheint die Begeisterung noch eher irdisch gebunden, ihm identifiziert sie sich noch mit sozialen Idealen, mit dem Glauben an Menschenfreiheit, an eine Entwicklung der Welt. Hölderlins Begeisterung aber geht wie Rauch in den Himmel, ganz ins Ephemere, sie erlebt sich immer nur selbst als äußerstes, als göttliches Glücksgefühl im Irdischen, sie schildert sich, indem sie sich genießt, und sie genießt sich durch Schilderung. Darum stellt Hölderlin unaufhörlich diesen seinen eigenen Zustand dar, sein Gedicht ist ein unablässiger Hymnus auf die Produktivität, eine erschütternde Klage über die Sterilität, denn — „die Götter sterben, wenn die Begeisterung stirbt" — Dichtung bleibt für ihn unlösbar an Begeisterung gebunden, so wie sich Begeisterung nicht anders erlösen kann als im Gesang: darum ist sie (ganz im Sinne seines Mythos von der Weltnotwendigkeit des Dichters) die Erlösung des Einzelnen wie der ganzen Menschheit. „O Regen vom Himmel, o

Begeisterung! Du wirst den Frühling der Völker uns wiederbringen" schwärmt schon sein Hyperion, und sein Empedokles enthüllt nichts anderes als den unerhörten Kontrast zwischen göttlichem (also produktivem) und irdischem (also wertlosem) Gefühl. Seine ganz eigene Art der Inspiration ist deutlich abzulesen aus jenem tragischen Gedicht. Der Urzustand aller Produktivität ist das dämmernde, glücklose, leidlose Gefühl der inneren Schau, des sinnenden Traumes:

„Der Unbedürftige wandelt
In seiner eigenen Welt: in leiser Götterruhe geht
Er unter seinen Blumen, und es scheun
Die Lüfte sich, den Glücklichen zu stören."

Er fühlt nicht die Umwelt: nur aus ihm quillt die geheime Kraft des Auftriebs:

„Ihm schweigt die Welt, und aus sich selber wächst
In steigendem Vergnügen die Begeisterung
Ihm auf, bis aus der Nacht des schöpferischen
Entzückens wie ein Funke der Gedanke springt."

Nicht also aus Erlebnis, aus einer Idee, aus einem Willen entzündet sich in Hölderlin der dichterische Trieb, „ihm schweigt die Welt", — deutlich ist das absolut Inspirative, das Ungerufene des praktischen Zwanges in diesen Versen transparent: „aus sich selber wächst" die Begeisterung. Sie entzündet sich nicht an der Reibfläche eines bestimmten Objektes: „unverhofft", „göttlich" flammt sie auf, die unbegreifliche Sekunde, da

„unvergeßlich
Der unverhoffte Genius über uns,
Der schöpferische, göttlich kam, daß stumm
Der Sinn uns ward und wie vom
Strahl gerührt das Geheim erbebte."

Inspiration ist Zündung von oben, Entflammung durch den Blitz. Und nun schildert Hölderlin den eigenen herrlichen Zustand des Aufloderns, die Wegzehrung alles irdischen Erinnerns in den ekstatischen Flammen:

„Hier fühlt er wie ein Gott
In seinen Elementen sich, und seine Lust
Ist himmlischer Gesang."

Die Zerstücktheit des Individuums ist aufgehoben, der „Himmel des Menschen" erreicht, die Einheit des Gefühls („Eins zu sein mit allem, das ist das Leben der Gottheit, der Himmel des Menschen", sagt sein Hyperion). Phaethon, die symbolische Gestalt seines Lebens, hat mit dem feurigen Wagen die Sterne erreicht, schon umrauscht ihn die sphärische Musik: in diesen produktiv ekstatischen Sekunden erreicht Hölderlin den Höhepunkt seiner Existenz.

Aber in dieses Seligkeitsempfinden mengt sich vordeutend schon das Ahnen des Sturzes, das ewige Untergangsgefühl. Er weiß, daß solcher Aufenthalt im Feurigen, dieser Blick in Gottes Geheimnis, dies Tafeln an der Unsterblichen Tisch, Nektar und Ambrosia Sterblichen nur flüchtig, nur für Sekunden der Ekstase verstattet ist. Schicksalswissend spricht er sein Schicksal aus:

„Nur zuzeiten erträgt göttliche Fülle der Mensch,
Traum von ihnen drauf ist das Leben."

Notwendigerweise muß — Phaethons Ende! — der rauschenden Fahrt im Sonnenwagen der Sturz in die Tiefe folgen.

„Denn es scheint,
Als liebten unser ungeduldiges
Gebet die Götter nicht."

Und nun zeigt der Genius, der helle und selige, Hölderlin sein anderes Gesicht, die finstere Dunkelheit des Dämons. Hölderlin stürzt aus der Dichtung in das Leben immer zerschmettert zurück, er stürzt wie Phaethon nicht bloß auf die Erde, in seine Heimat, sondern tiefer noch hinab in ein unendliches Meer von Schwermut. Goethe, Schiller, sie alle kommen aus der Dichtung wie von einer Reise, aus einem andern Land, ermüdet manchmal, aber doch gesammelten Sinns und heiler Seele: Hölderlin schmettert aus dem dichterischen Zustand wie aus einem Himmel hinab und bleibt verwundet, zerschlagen, ein geheimnisvoll Ausgestoßener in der Sachwelt zurück. Sein Erwachen aus dem Enthusiasmus ist immer eine Art Seelentod, der Zurückgestürzte empfindet mit der Überzartheit des Verwundbaren das reale Leben sofort wieder als dumpf, gemein, und stöhnt grausam vergleichend: „Oh, ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt, und wenn die Begeisterung dahin ist, steht er da wie ein missratener Sohn, den der Vater aus dem Hause stieß." Mit der Begeisterung endet für Hölderlin (hier seine Lebenstragik) nicht nur die Dichtung, der produktive Drang, sondern die Lebensfreude, die Lebensmöglichkeit überhaupt, „die Götter sterben, wenn die Begeisterung stirbt. Pan ist tot, wenn Psyche stirbt". Das wache Leben

ist nicht lebenswert, nur das geistige, der Traum, der Überschwang kann erlösen: außerhalb der Ekstase ist alles schal und seelenlos.

Hier also — kontrapunktlich der beispiellosen Exaltationskraft des Hölderlinschen Organismus gegenübergestellt — wurzelt jene ganz eigentümliche Melancholie Hölderlins, die nicht eigentlich Schwermut war oder eine pathologische Düsternis des Geistes. Auch sie strömt und nährt sich wie die Ekstase einzig aus sich selbst; auch sie hat wenig Zustrom vom Erlebnis (man überschätze die Diotima-Episode nicht). Seine Schwermut ist nichts anderes als ein Reaktionszustand auf die Ekstase und notwendigerweise unproduktiv: fühlt er sich dort, aufschwingend, Unendlichem verwandt, so wird ihm im unproduktiven Zustand seine ungeheure Fremdheit zum Leben bewußt. Und so möchte ich seine Schwermut nennen: ein namenloses Fremdheitsgefühl, die Trauer eines verlorenen Engels um seine Himmel, ein kindlich klagendes Heimweh nach der unsichtbaren Heimat. Niemals versucht Hölderlin diese Schwermütigkeit über sich hinaus wie Leopardi, wie Schopenhauer, wie Byron zu einem Weltpessimismus zu dehnen („Der Menschenfeindschaft bin ich feind"), nie wagt seine Frommheit, irgendeinen Teil des heiligen Alls als sinnlos zu verneinen: nur sich allein fühlt er fremd im realen, im praktischen Leben. Er hat keine andre wahre Sprache zu den Menschen als den Gesang: im einfachen Wort, in der Konversation kann er nichts von seinem Wesen verständlich machen. Das Tragische der Hölderlinschen Schwermut aber ist, daß sie unproduktiv für ihn ist. Er kann nur aus Begeisterung den Klang, den seligen, finden, er kann nur schwebend dichten, zwischen Himmel und Erde und nicht aus einer Tiefe empor (während der meisten Dichter Schrei gerade aus ihrer Seelennot wie aus einem unterirdischen Kerker zornig Gott anzurufen scheint).

Darum ist Produktion für Hölderlin das absolute Existenzproblem, Dichtung das einzige „freundliche Asyl" des Allverstoßenen. Jede andre Freude außer jener des Sicherhebens im Gedicht verweigert sich seinem düsteren Sinn: so stürzt er immer tiefer in Einsamkeit, und die Unrast gewinnt dämonisch über sein Wesen Macht. Darum auch diese furchtbaren Schreie des „Allverlassenen", wie er die Dunkelheit immer wölkender über den verstörten Sinn niederbrechen fühlt, wenn das „göttliche Kommen" der Inspiration, der Ekstase ihn nicht erhellt.

Niemals hat ein Dichter brünstiger das „Veni creator spiritus" angestimmt; denn Hölderlin weiß, daß niemals von innen, aus dem Willen ihm Schöpfung gelingen könnte, nur von oben herab wie Engelflug kann der Geist ihn überkommen. Ohne die Ekstase aber irrt er „ein Blindgeschlagener" durch die entgötterte Welt, für ihn ist „Pan tot, wenn Psyche stirbt", das Leben ein grauer Haufen Schlacke ohne die Feuerflamme des inspirativen Geistes. Nur mit der Vollkraft der Seele, mit der Kraft der „ungeteilten Begeisterung" mit dem „blühenden Geiste" vermag Hölderlin empor in die schöpferische Sphäre: im irdischen Zustand fließen unverständlichen Klangs ihm die Melodien von der Lippe. Seine Trauer ist machtlos wider die Welt, seine Schwermut ohne Musik: Dichter des Morgenrots, bleibt er stumm in der Dämmerung. Und so gleitet er allmählich die dunkle Strömung hinab, eine Leiche seiner Selbst, unzerstörbar Dichter bis in die letzte Stunde seines Lebens, aber ohnmächtig, sich auszusagen, der Hölderlin der zerbrochenen Schwinge: Siardanelli, das tragische Gespenst.

Der ihn am nächsten kannte und ihn oft in den Tagen des verdunkelten Geistes gesehen, Waiblinger, hat ihn Phaethon genannt in einem Roman. Phaethon — so bildeten die Griechen den schönen Jüngling, der auf dem feurigen Wagen des Gesangs zu den Göttern sich schwingt. Sie lassen ihn nah heran, ein Streif von Licht klingt sein tönender Flug durch die Himmel — dann stürzen sie ihn mitleidlos ins Dunkel hinab. Die Götter strafen, die sich erkühnen, ihnen zu sehr zu nahen: sie zerschmettern ihren Leib, blenden ihren Blick und werfen die Kühnen in den Abgrund des Schicksals. Aber sie lieben die Verwegenen zugleich, die ihnen entgegenbrennen, und setzen ihren Namen dann, heiliger Ehrfurcht zum Beispiel, als reine Bildgestalt unter ihre ewigen Sterne.

Ein Kampf um den Mythos

Von Paul Fechter (Berlin)

Emil Lucka, Verfasser einer Reihe wertvoller Romane, eines gescheiten Buchs über die „Drei Stufen der Erotik" und eines großen Versuchs einer modernen Psychologie „Grenzen der Seele", hat ein neues Buch geschrieben „Urgut der Menschheit" das wie die meisten seiner Werke bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen ist. Seine Absicht ist, wie er selber sagt: nach dem seelischen Urgut der Menschheit zu suchen und zu fragen, was davon heute noch lebendig sein mag, und in welcher Form und Verwandlung es für unser zukünftiges Leben fruchtbar gemacht werden könne. Der eigentliche Sinn des Buchs ist aber der, zwischen der mythischen, weltverbundenen Vergangenheit des Menschen und seiner Zukunft, die nach Lucka wieder nur mythisch sein kann, über das rationalistische Zwischenspiel hinweg die Brücke zu schlagen, den Kampf um den neuen Mythos, den der Mensch früher oder später einmal wird ausfechten müssen, durch Bewußtmachen der Aufgabe jetzt schon zu beginnen.

Die Grundanlage von Luckas Buch wäre graphisch etwa mit der Form eines großen lateinischen T zu bezeichnen. Es beginnt mit einem bei der Vorzeit und frühesten menschlichen Zuständen einsetzenden großen geschichtlichen Überblick über die seelisch-geistige Entwicklung der Menschheit von den Tagen an, da der Urmensch, noch nicht herausgetreten aus dem großen Verbande der Welt und des Kosmos, mit Tier und Baum, mit Fels und Wolke sein Dasein führte, bis hinauf in unsere Zeit, da jeder Zusammenhang mit der Welt unter den analytischen Griffen eines zersetzenden Rationalismus sich aufgelöst hat und der Mensch einsam und auf sich gestellt mit frierender Seele in der seelenlosen Welt nach einer neuen Heimat sucht.

Den Weg zu dieser neuen Heimat will ihm Lucka mit dem dritten und letzten Teil seines Buchs weisen, der nun über dem Längsschnitt den Querschnitt, über den historischen Teilen die neue Hoffnung aufbauen, in der entwerteten Welt die Möglichkeit eines neuen Mythos aufleuchten lassen will. In den ersten beiden Teilen hat er das Urgut der Menschheit von den frühesten Zeiten bis auf heute in seinen Schicksalen verfolgt und vor dem Leser ausgebreitet; nun geht er daran, die Wege zu suchen, auf denen der Mensch zu einer neuen Beseelung dieses von der Gegenwart mehr und mehr entseelten Urbesitzes des Lebens gelangen kann. Über einer Geschichte der menschlichen Seele wächst ein Kapitel sozusagen praktischer Psychologie: eine neue Synthese von Menschenseele und Natur wird nicht nur als Tatsache, sondern als Ausweg aus der unhaltbar gewordenen inneren Situation des heutigen Menschen aufgezeigt.

Von hier aus könnte man das Buch den ersten großen Versuch einer Betrachtung nennen, die sich bewußt gegen die Spengler-Banalität vom Untergang des Abendlandes wendet. Lucka hat einmal eine hübsche Formel für Spengler gefunden: er nennt ihn einen phantastischen Rationalisten. In den ersten beiden Teilen seines Werks hat es zuweilen den Anschein, als sollte das Ganze trotzdem in eine ähnliche Stimmung ausmünden wie Spenglers Untergang. Von der Schilderung des großgesehenen mythischen Urzustandes der menschlichen Seele, in dem sie in voller Einheit mit der Natur und allem Lebendigen ihr Dasein führt, über die Geburt der Vernunft bei den Griechen und die Genesis des abstrakten Monotheismus im Judentum geht langsam der Abstieg bis zum modernen wissenschaftlichen Rationalismus, unter dessen Händen das Leben in eine Summe entseelter, entwerteter, sinn- und bedeutungsloser, rein funktionaler Zusammenhänge zerfällt. Die Natur, die Kunst, die Seele selbst sind entwertet und tot, eine sinn- und geistlose Zivilisation, rein auf der Quantität und der Technik aufgebaut, dämmert wie bei Spengler über der abendländischen Kultur herauf. Aber Lucka ist nicht mehr so völlig wie Spengler vom 19. Jahrhundert und seinem Geist gebunden. Er gehört mit vielem ebenfalls noch durchaus zu jener Zeit; man spürt es sehr deutlich an der nahen, gefühlsmäßigen Beziehung, die er noch zu manchen Dingen, geistigen Bewegungen und Tatsachen hat, über die Jüngere heute schon als über Belanglosigkeiten

der Vergangenheit hinweggleiten. Aber sein Instinkt ahnt doch bereits das Neue, Kommende, das den billigen Spengler-Pessimismus als Vergangenheitseinstellung und Ausklang einer längst verschollenen Fin-de-siècle-Betrachtungsweise beiseite schiebt, weil es hinter allem angeblichen Tiefsinn deutlich den primitiven Rationalismus der verflossenen Jahrzehnte spürt und den Versuch, Geschichtsphilosophie ohne Philosophie zu treiben, organisches Leben tiefsinnig wieder vom Organischen aus zu deuten, ohne die Banalität des Selbstverständlichen zu sehen, mit Heiterkeit ablehnt.

Man könnte auch so sagen: Luckas Buch ist der erste größere Versuch einer zunächst noch historisch gefaßten substantiellen Psychologie. Eine der wichtigsten Aufgaben der nächsten Generation wird es sein, auf den Trümmern der bisherigen Versuche zur Psychologie endlich einmal eine wirkliche, vom Inhalt, Wesen und Besitz der menschlichen Seele ausgehende Psychologie zu schaffen. Es wird sich dabei wohl ergeben, daß man an diese Aufgabe nicht historisch herantreten kann, sondern von der erlebenden Betrachtung dessen, was wirklich in der Seele ist. Es wird sich als notwendig erweisen, einmal eine wirklich innere Inventuraufnahme vorzunehmen, ohne die Scheuklappen der Gewohnheit gewordenen Begriffe und Vorstellungen, nach denen sich unser inneres Dasein bekanntlich aus Fühlen, Wollen, Denken und ähnlichen schönen Tätigkeiten zusammensetzt, während es sich in Wirklichkeit erheblich komplizierter und viel lebendiger abspielt. Die Feststellung dieser wirklichen Seeleninhalte wird eine der wesentlichen Aufgaben des nächsten Geschlechtes sein, und dazu kann Luckas Buch in manchem als wertvolle Vorarbeit wirken. Vor allen Dingen in den beiden ersten mehr oder weniger historischen Teilen.

Denn diese sind, wenn auch zum großen Teil ohne Absicht, eine Art Geschichte des Suchens der menschlichen Seele nach dem Wirklichen, dem wirklich Wirklichen geworden. Der Weg von der mythischen Weltverbundenheit zum heutigen Zustand der Menschheit läßt sich nämlich ohne Zwang in seinen Hauptphasen so deuten, daß dem Menschen immer wieder das gestern Wirkliche heute in ein noch nicht ganz Wirkliches zerfällt, so daß er morgen ein Neues hinter beiden suchen gehen muß. Man kann die ganze Geschichte der Kunst genau so von diesem Gesichtspunkt aus verstehen wie die der Naturwissenschaft; das Schicksal des Atoms, wie wir es in den letzten Jahrzehnten erlebt haben, ist dafür genau so ein Beispiel wie das Ende des Impressionismus im Neoimpressionismus. Und der ganze Krampf der heutigen jungen Kunst, der neue Naturalismus in der Malerei und in der Literatur ebenso wie die lustigen Versuche der jungen Musik sind im Grunde weiter nichts als das immer erneute Streben, jenseits alles schon Gewesenen und als noch nicht wirklich genug Empfundenen nun einmal endlich an das endgültig Wirkliche, an das wirklich Wirkliche heranzukommen. Es wird sich dabei wohl auch um einen progressus ad infinitum handeln; die Aufgabe wird aber doch wohl bleiben, ihn vor allem für die Seele einmal bewußt unhistorisch, jedoch unter absoluter Kenntnis des Historischen, das in Frage kommt, zu vollziehen.

Daß sich im einzelnen gegen Luckas Betrachtungsweise, er nennt sie selbst kulturpsychologisch, da und dort Einwände erheben lassen, versteht sich von selbst. Es wird viele geben, die den Wegverlauf der menschlichen Entwicklung anders sehen, die beispielsweise in der Erörterung des 19. Jahrhunderts neben der nur rationalistischen Entwicklung im Untergrund deutlich eine zunächst langsam absinkende, dann aber wieder steigende Linie zu einer wirklichen Geistigkeit finden. Diese werden es für keinen Zufall halten, daß der Anteil Hegels am Seelenbild der Gegenwart von Lucka nur nebenbei gestreift wird und fast völlig hinter dem Kantischen Beitrag zurücktritt, obwohl Hegels Einfluß nach der positiven wie nach der negativen Seite hin mindestens ebenso groß gewesen ist: die moderne Organisation z. B., die auch für Lucka eine große Rolle spielt, ist mindestens so sehr durch ihn wie durch die moderne Naturwissenschaft vorbereitet — von der Sozialdemokratie gar nicht zu reden. Es wird andere geben, die mit seiner Behandlung des Naturwissenschaftlichen nicht einverstanden sind, die den Sinn der Relativitätstheorie positiv und nicht negativ, als eine Ablösung von letzten Bindungen fassen und nicht als eine bloße Zersetzung. Aber derartiges muß sich bei jeder Betrachtung ergeben und ist zuletzt Aufgabe jeder lebendigen Deutung des menschlichen Weges.

Wesentlicher sind die Einwände, die sich gegenüber

dem letzten positiven Teil des Lukaschen Buches erheben, dessen Problem die Frage ist, wie schaffen wir eine neue Einheit des Lebendigen, damit der Mensch wieder in der Welt sich zu Hause fühlen kann? Luka sagt, der Mythos der einzelnen Seele muß erstehen, Urgut muß in ihr neu geboren werden — in dreifacher Überwindung der Welt: im unmittelbaren Gefühl der Liebe, das Einheit schafft, in der Vermählung der Seele mit der Natur — in der letzten Einheit des Kunstwerks, das Menschheit und Weltheit in eines setzt. Das ist alles sehr fein mit lebendigem Gefühl aus lebendigem Gefühl entwickelt. Es bleibt aber im Leser zuletzt immer etwas von dem Empfinden, daß bei aller positiven Haltung und allem Willen zum Positiven hier doch eine Art Rückwendung vorliegt. Liebe ist schön, oder wie Wilhelm Busch sagt: der Inbegriff. Sie ist aber auf der einen Seite die ewige Voraussetzung und auf der anderen Gnade, und kein Wollen vermag hier das Schicksal zu beugen. Landschaft ist sehr schön, und die Abschnitte über die heutige Rückwendung zur Natur gehören zum Feinsten, was Luka in diesem letzten Abschnitt geschrieben hat. Wenn er dann aber als Sinnbild dieser neuen Vereinigung des Menschen mit der Natur das Werk Böcklins aufrichten will, dann protestieren wir und denken: Thoma jawohl; das ist unsere Welt, unsere Verbindung mit der Natur, die ganz unpathetisch, aber genau so tief und strömend und persönlich ist. Böcklin nein; denn wir können, gerade weil wir den neuen Mythos ebenfalls wollen, das Theater des Mythos nicht mehr gebrauchen. Darum bleibt auch ein Protest gegen Lukas erneute Proklamierung Wagners als des mythischen Künstlers. Man bejaht, was über den Tristan, verneint aber, was über den Ring gesagt wird. Noch einmal steigt die fehlende Diskussion mit dem Geist des Jahrhunderts, nicht bloß mit seinem Rationalismus, herauf. Man freut sich der klugen Einzelheiten, wenn zum Exempel der Mensch des Talents als der unmythische abgelehnt wird; man kann aber nicht hindern, daß gegen die leicht zurückgewandte Romantik, die hier als Zukunft aufgebaut werden soll, bei allem Respekt das Gefühl zu immer neuen Einwänden gereizt wird.

Wandlung in Frankreich

Von Otto Grautoff (Berlin)

Die bedrückten Herzen der Deutschen, ihr dringendes Verlangen, von französischer Gewalt erlöst zu werden, hat das aktuelle Schlagwort, das über diesen Zeilen steht, mißverstanden. Das zog manche Enttäuschungen nach sich. Wandlung — das Substantiv des Verbums wandeln — schließt den Begriff des Schnellen, Plötzlichen aus, bedeutet einen langsamen, gemächlichen Bewegungsgrad. In diesem Sinn trifft das Schlagwort den gegenwärtigen Geisteszustand Frankreichs. Man kann sogar weitergehen und von einer Umbildung, Neugruppierung der intellektuellen Kräfte sprechen und sogar auf gewissen Gebieten den dynamisch kräftigeren Ausdruck anwenden: Umschwung, weil hier und da die Umformung mit Eifer, Opfermut und Leidenschaft geschieht. Verfechter dieser These können nicht mit schlechten politischen Nachrichten widerlegt werden. In einem Literaturblatt wird über geistige Dinge gesprochen, über geistigen Umschwung. Ob ihm der politische Umschwung folgen wird, ist eine Angelegenheit, die nicht hier zur Erörterung steht, ist nebenbei ein Problem, das nicht nur die Kräfte des Geistes, sondern vor allem die der Politik und der Wirtschaft, das internationale Kräfteverhältnis zu lösen haben. Nehmen jene Faktoren den Umschwung des Geistes nicht auf, wandeln sie Politik und Wirtschaft nicht im gleichen Sinne um, so kann die isolierte Aktion des Geistes in diesem besonderen Fall nicht nur zu einer nationalen, sondern zu einer europäischen Tragödie werden. Diese Gefahr besteht augenblicklich in Frankreich. Ob sie umgangen wird oder nicht, mögen diejenigen entscheiden, die sich zum Prophetentum berufen fühlen.

Das Heerlager der französischen Intellektuellen ist in zwei Parteien gespalten, die ich hier u. a. O.

so häufig umrissen habe, daß ich mich nicht wiederholen zu müssen glaube. Man nenne sie: Klassizisten und Romantiker, Nationalisten und Übernationale, Lateiner und Kelten, Provinzler (vom europäischen Blickpunkt aus) und Weltbürger oder Chinesen und Europäer; alle Schlagworte treffen dasselbe. Beide Gruppen fühlen eine Wende nahen. Einige glauben, der 11. Mai sei der Entscheidungskampf gewesen; das ist ein Irrtum. Die Kammerwahl hat der Linken einen ersten Sieg gebracht, der aber kein absoluter Triumph war. Das Kräfteverhältnis hat sich nur um ein weniges über das Gleichgewicht zugunsten der europäischen Geister gesenkt. Die Wandlung in Frankreich besteht darin, daß die Linke sich auf sich selbst besonnen hat, zum Selbstbewußtsein erwacht ist, ihre Truppen sammelt, ihr Programm revidiert, Aktivität entfaltet und real-kulturpolitische Ziele aufstellt. Vorläufig aber hat trotz dreimonatiger Regierung der Radikalen die Reaktion noch alle hohen Stellen in ihrem Besitz. Sie herrscht im Conseil supérieur de l'instruction publique des Unterrichtsministeriums, durch den das gesamte Erziehungswesen im lateinisch-nationalistischen Sinne geleitet wird. Wenige Monate vor dem Sturze Poincarés hat sein Unterrichtsminister Léon Bérard nach schweren Kämpfen im Parlament die römisch-romanisch-klassizistische Reform des höheren Unterrichts durchgesetzt, und nun spielen in reaktionärem Sinne die von ihm eingesetzten Beamten auf dem Apparat, über den die zentralistische pariser Verwaltung verfügt. Bérards Reform läuft kurz gesagt darauf hinaus, daß der lateinische und griechische Unterricht erheblich verstärkt und der Unterricht in den neueren Sprachen ebenso erheblich vermindert wird. Mit dieser Zielsetzung stimmen diejenigen Gelehrten, Schriftsteller, Journalisten und Künstler überein, die in Frankreich ein erneuertes Römerreich und in der Entfaltung des Lateinertums nicht nur die höchste, sondern die einzige und wahre Aufgabe Frankreichs sehen. Sie sind fremdenfeindlich und halten jeden, der über das Lateinische hinaus ins Nordische schweift, für einen Landesverräter. Man lese nach, was Henri Massis in seinen beiden Bänden: „Jugements" über Renan und über alle diejenigen, die Ernst Robert Curtius als die Wegbereiter des neueren Frankreichs bezeichnet hat, sich zusammenschimpft. Man faßt sich an den Kopf, fragt, ob dieser Deutsche und mit ihm noch andere auf Irrwegen gehen oder —? Häufig ist in diesen Blättern über den Kampf gegen die „Nouvelle revue française" berichtet worden. Wie ein Wütender, der Staatsverbrecher verfolgt, tobt Henri Béraud gegen dieses Blatt, das in England, Amerika, Holland, Skandinavien für die beste französische Zeitschrift gehalten wird. Er ballt die Faust gegen Gide, Claudel und Rivière. Von alledem ist hier häufig geredet worden. Endlich, endlich aber hat sich der Geist, der durch Bérard und durch seine literarischen Gesinnungsgenossen erdrosselt werden sollte, aufgerafft, sich erhoben, hat sich geformt und den Kampf aufgenommen. Das ist das wichtigste Moment der Wandlung in Frankreich.

Léon Bérard, erfüllt von Siegerstolz, hat Ende 1923 seine Unterrichtsreformprojekte und die verschiedenen Kammerverhandlungen, in denen um sie gestritten wurde, zu einem Buch vereinigt: „Pour la reforme classique" (Paris, Armand Colin), das als historisches Dokument wertvoll ist. Aus ihm ergibt sich, daß das poincaristische Erziehungsprogramm am leidenschaftlichsten von Herriot bekämpft worden ist. In diesem Punkt werden Herriot und alle eventuellen radikalen Nachfolger von ihm stark bleiben; denn die führenden Pädagogen Frankreichs haben sich von Anfang gegen das Bérardsche Provinzlertum aufgelehnt und bekämpfen es mit heißem Eifer, seitdem es Gesetzeskraft gewonnen hat. Männer wie Lichtenberger, Luchaire, Cazamian, Piquet erklären, das Studium der lebenden Sprachen sei in Frankreich ohnedies nicht aktiv, nicht vielseitig genug; durch die Bérardsche Reform aber würde es völlig erdrosselt. Beweis: 1913/14 habe die pariser Universität 221 Germanisten, 1921/22 nur 114 gezählt. Die Xenophobie der Franzosen müsse überwunden werden. Es sei kurzsichtig, das Studium des Deutschen einzuschränken oder gar abzuschaffen. Die Zeitschriften: „La revue de l'enseignement des langues vivantes", „Les Langues modernes" und die von Piquet in Lille vortrefflich geleitete „Revue germanique" verfolgen diese Gesichtspunkte. Sie haben zwar keinen großen Wirkungsradius, rufen aber gerade die durch das neue Gesetz Betroffenen im ganzen Lande zusammen. Die Gesellschaft der „Compagnons de

l'université nouvelle" ist der Bund der europäisch gesinnten Pädagogen. Aulard, Buisson, Girard, Godard, Grelois, Herriot, Painlevé führen die Gruppe, die in der Monatsschrift „La Solidarité", die Léon Deschamps vor 19 Jahren gegründet hat, bereits das Übergewicht gewann. Auch die Wochenschrift „L'information universitaire" dient den Compagnons als Sprachrohr. Im Dezember 1923 fand in der Gesellschaft der Wissenschaften gegen die reaktionäre Reform eine Protestversammlung statt, die in Paris einen tiefen Eindruck hinterließ. Der „Temps" referierte sympathisch über die Kundgebung, „Œuvre" betitelte seinen Bericht: „Die Universität gegen den Unterrichtsminister". Der Kampf hat sich seitdem noch verschärft. Inzwischen hat Herriot den Conseil supérieur de l'instruction publique zu bestimmen gewußt, die ganze Bérardsche Reform wieder aufzuheben. Allerdings geschah das nur mit einer Stimme Majorität. Daran erkennt man, daß die Wandlung noch nicht tief durchgegriffen hat. Immerhin eine entscheidende und mutige Tat.

Unter dem Druck der Reaktion ist die früher bei Bloud erschienene Sammlung: „Les grands écrivains étrangers" abgebrochen worden; aber diese törichte Maßnahme hat den Hunger der akademischen und literarischen Jugend nach ausländischer Literatur nur verstärkt. Sie setzt begeisterte Kräfte ein, um die chinesische Absperrung Frankreichs von Europa zu durchbrechen. Léon Bazalgette, André Gide, René Lalou und Chevrillon erkämpfen der angelsächsischen Literatur ein Publikum, Felix Bertaux, Louis Brun, André Lichtenberger, Pierre Mac Orlan, R. Pitrou, F. Piquet, Gaston Raphael, E. Vermeil u. a. wirken für die Anerkennung und Verbreitung der zeitgenössischen Literatur Deutschlands. Für die slawische Literatur setzen sich Elie Faure, André Gide, Pierre Mac Orlan, Jacques Rivière und viele andere ein. Die Jugend hat Gides Mahnung befolgt, Frankreich erstarre, wenn es sich immer nur selbst bespiegele, und hat sich mit Feuereifer auf Dostojewski geworfen. Wenn man die 28 Umfragen durchliest, die Frédéric Lefèvre bei Schriftstellern der Gegenwart veranstaltete und in dem interessanten Buch: „Une heure avec . . ." vereinigte, so findet man, daß die stärksten Persönlichkeiten der Gegenwart Dostojewski als ihren Gott bezeichnen. Gide selbst erklärte, daß der Russe der größte aller Romanschriftsteller sei. In der Tat sind Fred Bérence, Francis Carco, A. de Chateaubriant, Louis Hémon, Pierre Mac Orlan u. a. ohne Dostojewski gar nicht denkbar. Selbst die „Revue des Deux Mondes" hat es für nötig erachtet, für die ausländische Literatur einen neuen Chronisten einzustellen. Louis Gillet hat seine ersten 13 Artikel in einem Bande vereinigt, der den Titel führt: „Lectures étrangères", 1. Serie, und englische, russische, italienische und deutsche Themen behandelt. In diesen Aufzeichnungen spricht ein lateinischer Kulturpolitiker, der die Engländer Shaw und Conrad, den Inder Tagore, den Russen Dostojewski, die deutsche Clara Viebig nicht als europäische Erscheinungen wertet, sondern vom pariser Standpunkt aus beurteilt. Er fordert z. B. von Clara Viebig eine Verurteilung der Hohenzollern, interpretiert ihren Roman politisch. Damit geht er überhaupt an ihrem Dichtertum vorbei und bindet seine warme Menschlichkeit (von der gerade ich Beweise erhalten habe) in politische Schranken, die fallen müssen, wenn es ein geistiges Europäertum geben soll.

Gegen die lächerliche Torheit und unmenschliche Beschränktheit der nationalistischen und klassizistischen Parteiorthodoxen hat sich die Herzenswärme und geistige Überlegenheit des Abbé Henri Bremond kürzlich aufgelehnt, der trotz noch nicht eingetretener Verkalkung in den Chor der Greise der „Académie française" eingezogen ist. Sein bei Bloud & Gay erschienenes Buch „Pour le romantisme" hat Aufsehen erregt. Mit lächelnder Gebärde weist dieser gütereiche Abt die streitsüchtigen Schafe der Parteien zurecht, beruhigt sie mit weisen Worten und deckt in dem Bonzen des Klassizismus, in Boileau, schlichtes, unmittelbares Empfinden auf, so daß es unrecht erscheint, in ihm immer nur den kalten, strengen Gesetzesschmied zu sehen. Allerdings vor Rousseau wird Bremonds Milde hart, aber nicht, weil er Romantiker, sondern weil er kirchenfeindlich war.

Dieser Wille zum Ausgleich, zur Versöhnung erfüllt nicht nur die blutvollsten Dichter der Gegenwart, sondern auch die gelehrte Jugend. Die „Bibliothèque de synthèse historique", die Henri Berr, der Leiter der „Revue de synthèse histo-

rique“ im Verlag der „Renaissance du livre“ herausgibt, ist ein Dokument dieser Kreise. Die Verfasser der 15 bisher erschienenen Bände namentlich aufzuführen, ist deshalb unangebracht, weil sie zum größten Teil noch keinen internationalen Klang haben. In dem großartig angelegten Sammelwerk, in dem Themen wie: Die prähistorische Menschheit, Der Nil und die ägyptische Zivilisation, Die ägeische Zivilisation, Die Kunst in Griechenland, Rom und die Rechtsorganisation, Die Kelten, Persien usw. behandelt werden, tritt ein neues Gelehrtengeschlecht von weltbürgerlicher Gesinnung auf den Plan.

Während Bérards Kreis sich gegen alle Ausländer sperrt, die sich nicht auf die Apologie der französischen Ideologie des Nationalismus verpflichten, durchbricht der jüngste akademische Nachwuchs die chinesische Mauer, mit der die Poincaristen Frankreich umfriedet haben. Die französische Elite, die sich in der „Ecole normale supérieure“ in Paris zusammenfindet, steigt über die Poincarélinie hinaus und zieht alle Ausländer, deren sie habhaft werden kann, zu sich heran. Auch Deutsche. Es gibt eine Reihe junger deutscher Frankreichfahrer, die auf besonderen Wunsch der Studentengruppe für internationale Information in der Normalschule öffentlich über das deutsche Problem gesprochen haben. Die an den Vortrag sich anschließende Diskussion vollzog sich in den urbansten Formen. Ein politisches Gegenstück zu dieser akademischen Vortragsorganisation ist das „Comité national d'études“, in dem bereits deutsche Parteiführer der Linken und Rechten aufgetreten sind, ein literarisches Gegenstück die Zusammenkünfte deutscher und französischer Schriftsteller, die Edouard Dujardin in Pontivy ins Leben gerufen hat.

Diese Institutionen sind sichtbare Zeichen einer Wandlung. Gewandelt haben sich inzwischen auch die politischen Utopisten, d. h. sie sind eigentlich verschwunden. Aus ihren Kreisen haben sich im Laufe der letzten zwei Jahre einige verständige, kluge, nüchtern und vernünftig denkende Männer hervorgearbeitet, die eine „République supranationale“ erstreben. Eine Zeitschrift, die sich „Les Documents de la R. S.“ nennt, ist im Mai ds. Js. gegründet worden. Sie erscheint im gleichen Verlag und hat dieselben Mitarbeiter wie die ältere Monatsschrift: „L'ordre naturel“, gegründet von H. L. Follin, verlegt bei André Delpeuch, die völkerbundliche Ziele verfolgt. Wer über das gegenwärtige Frankreich ein vollständiges Bild gewinnen will, darf beide soziologisch bedeutsamen Unternehmungen nicht außer acht lassen, muß sich darüber Rechenschaft geben, daß die Wochenschrift „Le progrès civique“ heute eine Auflage von mehreren Hunderttausend hat. Dadurch wird im Lande ein Geist großgezogen, der die berüchtigte chinesische Mauer in Frankreich schneller, als die Allgemeinheit annimmt, bis zum Einsturz zermürben kann. An der Lockerung der Abschnürung Frankreichs von Europa arbeiten nicht nur die erwähnten pädagogischen und soziologischen Zeitschriften, sondern auch Bücher wie „La Victoire“ des jungen Historikers Alfred Fabre-Luce, das „La nouvelle revue française“ kürzlich herausbrachte, die glänzende Arbeit Henri Lichtenbergers „Deutschland und Frankreich“, die vom Carnegie-Institut auch in deutscher Sprache zur Ausgabe gelangte. Gewiß können gegen diese Schriften noch mancherlei Einschränkungen und Vorbehalte gemacht werden; aber immerhin sind sie Zeichen einer Wandlung, die, einmal begonnen, dauernd fortschreiten wird.

Es ist erforderlich, daß auch wir das Unsere tun, um den Franzosen, die sich dem deutschen Geist öffnen, Material zuzuführen, damit sie die Möglichkeit gewinnen, ins Deutschtum einzudringen. Die Klagen gerade von uns wohlgesinnten Franzosen über Mangel an Material sind vielfältig. Die einen verlangen nach offiziellen Dokumenten, die anderen nach geisteswissenschaftlichen Schriften. Das wird deutschen Ohren sonderbar klingen; aber man muß die Weltungewandtheit französischer Schriftsteller, Gelehrter und Buchhändler mit in Rechnung stellen. Es ist bedauerlich, daß ein Albert Thibaudet nicht vollständiger über das deutsche Schrifttum unterrichtet ist. Dieser aus Burgund stammende Literarhistoriker, Soziologe und Philosoph ist nordischen Dingen zugänglich. Nicht umsonst hat er Jahre als Dozent in England und Skandinavien verbracht, nicht zufällig mit 38 Jahren als erste Arbeit „Une hommage à la poésie de Stéphane Mallarmé“ veröffentlicht. Das Werk, das vor etwa 15 Jahren zuerst in „La Phalange“ erschien, ist nicht im Auftrag eines Verlegers entstan-

den, sondern aus innerem Drang. Der Wald nordischer Metaphysik, der auch in Mallarmés Dichtkunst rauscht, lockte Thibaudet, nachdem seine Jugend sich im Lebensschwung Bergsons gewiegt hatte. Bis jetzt ist Thibaudets „Mallarmé" sein nordischstes Buch. Auch Barrès war, so seltsam es denen klingen mag, die nur den Politiker und Journalisten kennen, durch nordische Luft hindurchgegangen. Er hat den Hegelschen Entwicklungsbegriff in sich aufgenommen, sich von faustischem Drängen und Suchen vollgesogen, bis, nun bis er aus pervertierter Liebe zum Apologetiker des neufranzösischen Imperium Romanum wurde. Alles das, besonders auch das Nordische, kommt in der Barrès-Biographie Thibaudets lichtvoll heraus. In seinem „Charles Maurras" versinkt das Interesse am Nordischen. Schon in der Themenwahl. Wenn man in vier Abschnitten „Trente ans de la vie française" darstellen will, ist es dann nötig, noch ein Buch über Maurras neben ein Buch über Barrès zu stellen und die Gegenpole von Barrès, die Zola, Bernard Lazare, Charles Péguy, Romain Rolland zu übergehen? Man hoffte in dem zweibändigen „Bergson", der kürzlich erschien, das Gegengewicht zu finden. Aber auch dieses Werk ist einseitig. Man spürt weniger im ganzen als in besonderen Teilen, daß Thibaudet den Wald nordischen Geistes lange nicht mehr hat rauschen hören. Er hat Bertram und Troeltsch nicht erlebt, weiß nichts von der allgemeinen Erhebung Deutschlands zum metaphysischen Geschichtsbild. In den „Princes lorrains", die ebenfalls in diesem Jahr erschienen, ist die Apologie des Lateinertums, die französische Selbstbespiegelung weiter fortgesetzt. Aber in diesem selben Jahr hat Thibaudet auch ein Buch über den Dichter Paul Valéry herausgegeben. Der Held dieser Biographie ermöglichte dem Interpreten nicht, seine Schrift in eine Apologie der französischen ratio ausklingen zu lassen, weil Irrationales die dichterische Persönlichkeit Valérys erfüllt und leitet. Was Valéry selbst betrifft, so sei auf die Würdigung verwiesen, die Ernst Robert Curtius kürzlich im „Neuen Merkur" veröffentlichte, in der er das kosmogonische und ontologische Prinzip als den Antrieb seiner Dichtkunst erkannte. Nicht von Valéry, sondern von Thibaudet soll hier die Rede sein. Er zieht Parallelen zu Mallarmé, Racine, Corneille, Bergson und ordnet durch sie Valéry in den großen Dom der französischen Geisteswelt ein; aber die wichtigste Analogie übergeht er, diejenige zu Novalis. Hätte er sie gezogen, hätte er Verse von Rilke und George, die Poetik deutscher Romantiker in Parallele zu Valéry gesetzt, so würde sein Buch ein übernationales, europäisches Gesicht erhalten haben. Das merke ich in diesem Zusammenhang an, um anzudeuten, daß jede Wandlung Frankreichs zum Übernationalen, zum Europäischen, die gleichzeitig eine Lockerung des Latinismus und eine Aufnahme nordischer Metaphysik bedeutet, relativistischen Charakter trägt. Wenn ein Franzose sich dem Nordländertum zuneigt, so geschieht es nicht, um darin aufzugehen, sondern um aus seinen Tiefen neue Antriebskräfte für den motorischen Nationalismus Frankreichs zu gewinnen. Das sehen wir im Fall Barrès; das trifft vorläufig auch auf Thibaudet zu. Bergson und Valéry sind für Frankreich maßgebende Größen, die eine Epoche bestimmen. Deutschland, in dem Hegel, Schopenhauer, Nietzsche und Novalis, George, Rilke dauernd als lebenspendende Kräfte wirken, kann weder in Bergson noch in Valéry dieselben Werte erkennen wie Frankreich. Curtius hat — um es auf eine Formel zu bringen — Valéry als deutschen Romantiker interpretiert, Thibaudet als französischen Klassizisten. Liest man beide Schriften nebeneinander, so scheint die Trennung beider Geister seltsam — und ein wenig schmerzlich. Sollte das gleiche Thema, das ein Deutscher und ein Franzose mit derselben Begeisterung aufgreifen, Deutschland und Frankreich nicht zusammenführen? Damit das geschehe, müßte die Hingabe des Franzosen an das Deutsche intensiver, restloser werden. Alle deutschen Verehrer Thibaudets werden es mit Genugtuung begrüßen, daß gerade dieser Franzose die Absicht hat, sich einmal ganz dem Deutschtum zu schenken. Er hat die Absicht, sich im Zusammenhang über das metaphysische Geschichtsbild zu äußern, wie Bertram, Keyserling, Spengler und Troeltsch es geschaffen haben. Mit besonderer Spannung werden wir Deutschen diesem Buch, das die Wandlung in Frankreich nur fördern kann, entgegensehen. Hoffentlich wird es nicht allzu lange auf sich warten lassen.

Ich habe in den vorstehenden Zeilen manche Bedenken und Einwände gegen Albert Thibaudet erhoben, so daß der Leser sowohl von diesem Franzosen

als auch von meiner Einschätzung seiner Person einen falschen Eindruck gewinnen könnte. Aus dem Thema dieser Betrachtung ergab sich die Notwendigkeit Thibaudets Grenzen aufzuzeigen. Das erschien um so erforderlicher, als uns vielfältig Franzosen wie Léon Bazalgette und Charles Péguy, die sich in jugendlicher Frische dem nordischen Irrationalismus erschlossen, später enttäuschten; der erstere durch seine Schweigsamkeit, der letztere durch seine Rückkehr in den lateinischen Klassizismus. Die Wandlung von 1895, zu der die gegenwärtige eine Parallele darstellt, ist einfach versandet. Im allgemeinen aber ist über Albert Thibaudet zu sagen, daß einerseits seine ganze Entwicklung sich nicht in extremen Bewegungen vollzogen hat wie diejenige Péguys, daß er anderseits eine reichere Natur ist als die Bazalgettes. Thibaudet ist eine starke, festgefügte Persönlichkeit, lebenstüchtig, arbeitskräftig, aufnahmefähig, reich an Erfahrungen, erfüllt von Erkenntnissen, zart von Empfindung, sicher im Urteil, das immer tief begründet und klar formuliert ist. Innere Reinlichkeit zeichnet ihn aus. Sauber, durchsichtig ist sein Stil. Er kennt keine Schablonen. Seine Sprachkunst ist frisch, sprudelnd, reiht in schönen Worten Bild an Bild so lange, bis ein Ding, von vielen Seiten beleuchtet, dem Leser in scharfem Umriß vor Augen steht. Seine Werke bauen einen Gedankendom auf, in dem alle lebendigen Kräfte ihren Platz finden. Albert Thibaudet ist der umfassendste Geist des gegenwärtigen Frankreichs. Da er von allen gehört wird, die es zu erreichen gilt, da die heutige Generation in ihm den Führer und Bildner sieht, hängt das Schicksal der Wandlung des geistigen Frankreichs zum Teil von ihm ab. Schon darin liegt ein Grund, daß Deutschland sich mit Thibaudet beschäftige, ganz abgesehen davon, daß die Lektüre seiner Werke Genuß bereitet und französisches Denken der Gegenwart durch den Filter einer großen Persönlichkeit vermittelt.

Gestalten

XXIV

Der Student

Von Erwin Stranik (Wien)

Seit ihrem ersten Auftreten in der Literatur präsentiert sich die Figur des Studenten in drei Hauptformen; keine davon ist ursprünglich, aber jede typisch. Jede entstammt einer anderen Betrachtungsweise des studentischen Charakters, wie sie einerseits durch den Wandel der studentischen Verhältnisse selber, andererseits durch die geänderte Stellung des kritischen Beobachters dem Studenten gegenüber bedingt wurde: die erste Form ist das vorgegossene Gefäß des Aufschneiders, Prahlhanses, Lügners (16. Jahrhundert), die zweite die des verlorenen Sohnes (17. Jahrhundert), die dritte die des selbständigen Standesvertreters, der bereits mit den anderen Ständen gleich gewertet wird: ja, da die Studentenzeit in die wichtigste Zeit des Lebens fällt, erkennt man ihr sogar höhere Bedeutung als der späteren Alltagschlußreife zu und läßt ihr deshalb bisweilen eine sogar liebevolle Betrachtung ohne pädagogisch aufdringliche (dafür aber um so feinere psychologische) Tendenz angedeihen; im Gegensatz zu früher, da vorerst der Student als verkommenes Subjekt *κατ' ἐξοχήν* galt und nur allmählich gegenüber dem Lotterbuben auch den Gegenspieler als braven (meist natürlich armen, aus bäurischen Kreisen stammenden) Studenten aufkommen ließ.

Das Auftreten des Gegensatzes innerhalb desselben Kreises, die Schaffung eines negativen und positiven Pols in der Studentensphäre selbst, brachte so — hauptsächlich vom 17. Jahrhundert an — zwar nicht bedingt, aber doch durch die Auswirkung des Einzelfalls logisch entwickelt — eine Gegenüberstellung im burschikosen Leben selbst. Da steht im 16. Jahrhundert der Prahl-

hans allein (z. B. „Der fahrendt Schuler im Paradeis" mit dem Gegensatz des bäuerischen Milieus), im 17. Jahrhundert wird gut und böse schon in das Studententum hineinverlegt (Schoch: Commedia vom Studentenleben [1658]) und schließlich eröffnet sich in der modernen Zeit das soziale Problem des Studententums und die Seelenanalyse des einzelnen Studenten überhaupt, die besonderen Wert auf die Entwicklung legt, bis es seine Krönung in dem psychologischen Meisterwerk Dostojewskis „Raskolnikoffs Schuld und Sühne" findet, das allerdings an sich bereits keinen Studenten mehr als unbedingten „Helden" fordert. —

Weitet sich so der Betrachtungskreis des Studententums in literarischer Beziehung mit der Zeit aus, so muß der Student selber allerdings eine Einschränkung seiner eigenen künstlerischen Tätigkeit erfahren: anfänglich aufs engste mit dem Theater verwachsen, bald Dichter, bald Schauspieler, tritt er, in der neuesten Zeit (sich bloß auf sogenannte „Bieraufführungen" beschränkend) fast ganz von der theatergeschichtlichen Sendung zurück. Und gerade in der Wechselbeziehung zwischen Theater und Studenten lag früher einer der Angelpunkte des studentischen Lebens überhaupt, wie ja die allgemein bekannte Nachfüllung der englischen Komödiantentruppen aus deutschem Studentenmaterial beweist; und wenn wir bis auf die kühne Vermutung zurückgehen, daß bereits an der Verlegung der christlichen Spiele aus dem Innern der Kirche auf den Marktplatz die Vaganten ihren Teil gehabt hätten, wie ja dann die „Goliarchen" tatsächlich (im 12. Jahrhundert) in die geistliche Dramatik einspielten, so ergibt sich aus diesen Andeutungen in weiter Perspektive ein gewiß wichtiges Kapitel der Literaturgeschichte. Für uns allerdings bleibt trotz des innigen Zusammenhangs zwischen Student und Akteur, da wir die Beurteilung der Spiegelung des Studenten in der Literatur im Auge haben, wenig daraus abzuleiten. Die Studenten „ästhetisieren" meistens nicht, im Gegenteil, sie passen lieber alle Stücke ihrem Milieu an und liefern so ein Gemälde ihres Zustandes zu jeglicher Zeit auch in Rahmen, die ursprünglich nicht studentisch bewertet werden dürften.

Doch bleibe Student als Darsteller, Kampf der Universität gegen das Theater — nun genügend gestreift, letztlich dieser Arbeit nicht zugehörig — von jetzt an unberücksichtigt.

* * *

Waren bisher große Richtlinien (3 Formen) angedeutet worden, so ergibt sich jetzt die Notwendigkeit des Beweises durch systematische Darstellung. Vollständigkeit kann natürlich nicht erreicht werden und wurde gar nicht erstrebt. Auch hier muß das Typische für das T y p i s c h e und seine Protagonisten und Epigonen gelten.

Das erste Motto alles Studententums: „Pauper studiosus sum, peto viaticum" gibt die Grundlage ihres Lebensunterhalts: Aufschneiden, Prahlen, Stehlen, Wunderkuren — echte Bohemiens (Konrad) und die älteste Schwankliteratur holt daraus ihre Eindrücke und Geschichten, pflanzt fort, gestaltet sie um bis Pauli „Schimpf und Ernst" (1519) und Kirchhoff „Wendunmuth" (1563), der den Abschluß bildet. Besonders gelungene Episoden spalten sich bald von der epischen Form ab und werden zu Perlen der dramatischen Schwankliteratur. Äußerst rasch kann man Doktor werden. Wissen ist dabei Nebensache, Hauptsache bleibt die Möglichkeit, sich als Doktor dann viel Geld zu verdienen. In dem Fastnachtsspiel „Elsslinn trag den Knaben" aus dem 15. Jahrhundert wird bereits dies als Zweck und Aufgabe der pariser Universitätsstudien geschildert:

„Da ich allein darauff gedacht, studiert,
Darmit sich ein guoter Jurist beziert,
An bischoflichen rechten zuo sitzen,
Da die buren das gelt ußschwitzen.
Welcher daruff brucht sorg und flyß,
Der lernt des dings gar viel zur Paryss,
Wie man das geistlich recht verlenge,
Der list und renk ein große menge."

Dasselbe Motiv verwendet Jacob A y r e r in seinem Fastnachtsspiel „Von einem Pfaffen, der den Teufel beschwern wollt ...", wenn er den Priester seine Studentenzeit rekapitulieren läßt: statt zu studieren, hätte er lieber üble Gesellschaft aufgesucht, ging „gassieren", verpulverte sein Geld, „hoffierte" den Mädchen und war ein rechter Taugenichts.

Die Art des Doktorwerdens geißelt auch die „schöne, neue, lustige Komödie vom Peter T r i n k zu agieren" (1628?), in welcher der Bauernjunge Fritzel durch einen „Doktormacher" zum Gelehrten

werden möchte, leider aber das „Staudieren" bald satt bekommt und lieber sein Lutzel heiratet — gerade das satirische Gegenspiel zu Schochs „Komödie vom Studentenleben", in der der Bauernsohn Jäckel das Muster eines braven Studenten wird.

Wurde so bisher das Studententum von der humoristisch-satirischen Seite aus betrachtet, besonders von Leuten, die dem Universitätstreiben völlig unbeteiligt gegenüberstanden, so regte sich doch auch schon früh die Erkenntnis der Wichtigkeit gerade der Studentenzeit für das ganze Leben des Menschen überhaupt. Die Folge war eine Reihe von Schriften moralisch-pädagogischer Tendenz, die, vom spätantiken Drama ihren Ausgang nehmend, nun in den Humanistendramen und Schulkomödien einerseits, in epischen Darstellungen andererseits ihren Ausdruck fanden. Das Humanistendrama, meist ja auch von Studenten (Straßburg) aufgeführt, bringt schon 1597 mit der deutschen Komödie „Grammatica" (zu Marburg gedruckt und aufgeführt) einzelne studentische Streiflichter. Viel weiter führt Heinrich Bebels „Comoedia vel potius dialogus de optimo studio scholasticorum" (1501) mit der Tendenz: Sophisten, Humanisten und Scholastiker zu kontrastieren und in dem Bilde des jungen Vigilantius den Werdegang eines echt humanistischen Studenten aufzuzeigen, wozu sich eine — freilich entfernte — Parallele in Frischlins „Priscianus vapulans" infolge der Satirisierung des schlechten mittelalterlichen Lateins und der pompös aufgedonnerten Unwissenheit dieser Zeit findet (1578).

Die umfassendste pädagogische Betrachtung bietet wohl Jörg Wikram in seinem „Knabenspiegel" (1554): Bilder aus dem Schul- und Beamtenleben reihen sich aneinander, parallel laufen Art und Weise sowie die Folgen einer gerecht-strengen und einer verzärtelnden Erziehung: der Bauernsohn steigt zu hoher Würde empor (Schoch!), der vornehme Nichtstuer verbummelt. An diesen Roman reiht sich die „Historie vom ungeratenen Sohn" und beide laufen nun im 16. Jahrhundert in den zweiten bedeutenden Typus des Studenten über: den des verlorenen Sohnes.

Die Verquickung dieses Motivs mit den akademischen Verhältnissen bietet dem Dichter eine Reihe von beachtenswerten Vorteilen: sie ermöglichen Milieuschilderungen einerseits, pädagogisch läuternde Tendenz andererseits, verbunden mit dem Wunsch, aus der Wirrsal des bisher bloß negativ gesehenen Studentenlebens einen befriedigenden und befreienden Ausweg zu finden. War in der biblischen Komödie vom verlorenen Sohne stets ein Hauptmoment die Schilderung des Schlemmerlebens, — so tritt nun im studentischen Rahmen, mit breitem Pinsel gemalt, — ein Milieubild der Universitätszeit mit den akademischen Sitten und Unsitten auf, und die Autoren werden nicht müde, immer wieder das Burschenwesen, den Einschlag des Nationalismus, Finken- und Pennälertum, die „Deposition" — kurz alle Bräuche der „stradiotischen" Studenten aufzuzeigen, stets mit der mehr oder minder deutlichen Tendenz, Besserung und Abkehr vom Unsinn zu bewirken. Nehmen wir Moscherosch „Geschichte Philanders von Sittewald" als das bedeutendste Prosawerk der Mitte des 17. Jahrhunderts mit seinem Einschlag in unser Motiv vorweg, ohne zu übersehen, daß er wohl am schärfsten die Sauffreundschaft und die ganze hohle Schwulstigkeit des Studententums (freilich nicht über das ganze Werk hin) geißelt, so sind es auch hier drei dramatische Werke, die den Weg zur Vollendung dieser Form als Hauptpunkte kennzeichnen, nämlich: Stummels „Studentes" von 1545, dann Wichgrevs „Cornelius relegatus" von 1600 und schließlich Schochs schon mehrfach zitierte „Komödie vom Studentenleben" (1657). —

War in den früheren Schuldramen der Student bloß „Demonstrationsobjekt" und „Haubenstock für gelehrte Absichten" (Konrad), so sucht Stummel bereits Lebensbilder zu geben.

Christof Stummel, 19 Jahre alt, schreibt seine „Studentes, comedia de vita studiosorum", läßt sie, aufgemuntert durch seinen Lehrer Willich, drucken und widmet sie seiner Vaterstadt Frankfurt a. d. O. Trotz einer im Grunde ziemlich primitiven Fabel werden wir hier doch zum ersten Mal — endlich! — umfassend in das ganze Wesen des Studententums eingeführt. Drei Freunde: Philomathes, Acolastus und Acrates, kommen an die Universität. Philomates wird braver Student, die beiden anderen aber ziehen Liebschaften und Trinkgelage vor, Würfel- und Kartenspiel fehlt

nicht dabei, bis das Verhängnis kommt — richtiger zu kommen scheint — (denn auch in den biblischen Dramen wird der verlorene Sohn schließlich begnadigt!) — Acolasts Vater will seinen Sohn verstoßen, Acrates ist in arge Geldschulden geraten, aber durch den alten Philostorgus wird alles zum Guten gewendet, Acolast versöhnt sich mit seinem Vater, Acrates bekommt die nötigen 20 Dukaten, und so werden schließlich alle drei ordentliche Menschen.

Albert Wichgrev faßt seinen „Cornelius relegatus" bereits tiefer, psychologischer. Dies ergibt sich schon daraus, daß Cornelius eigentlich keine Person ist, sondern das Symbol eines Studenten Cornelius, gebildet und schwungvoll abgeleitet von cornelicare, cornelisieren ist nichts anderes als die „Personifikation des seelischen und körperlichen Katers" (Reinhold Köhler), von Wichgrev in die Literatur eingeführt, später ständiges Requisit, wie noch des Marianus „Komische Szenen aus der akademischen Welt" von 1832 erweisen.

Gutes und schlechtes Ende führt Johann Georg Schoch vor in seiner „Comedia vom Studentenleben", reicher Wortschatz steht ihm zur Verfügung, wo dieser nicht ausreicht, greift er sogar zur breiten Pantomime und gibt so wohl das umfassendste naturalistische Kulturbild der studentischen Verhältnisse seiner Zeit.

Die Helden sind Amandus und Floretto, der erstere eines Kaufmanns, der zweite eines Adeligen Sohn. Sie beziehen die Universität (vermutlich Leipzig, da Schoch dort studiert hat und von hier seine Eindrücke stammen) und führen in kurzer Zeit ein ähnliches Prasserleben wie die Studenten der früheren Stücke. Auch hier sind Deposition, Festschmäuse, Kämpfe mit der Gendarmerie, Liebschaften an der Tagesordnung. Den beiden Lumpen ist außerdem noch als Diener Pickelhäring beigegeben, ein Erzschalk, der — was bei anderen Personen mit pädagogischer Tendenz in ernster Handlung vorgeführt wird — seinerseits auf satirische Weise darstellt (er wird schließlich sogar Magister — ein blutiger Hieb auf die Zustände der damaligen Zeit — auch unter den Professoren! —) und als kontrastierende Gegenfigur der brave Bauernsohn Jäckel. Jäckel wird Pfarrer, Floretto findet ebenfalls nach verbüßter Karzerstrafe den Weg zur Besserung, nur der relegierte Amandus geht zugrunde. Er begibt sich unter die Soldaten (das Gegenstück zu den Schauspielern, auch in der Wirklichkeit) und verliert dort sein Leben.

So hat Schoch bereits die Grenzen, die ihm das Motiv des verlorenen Sohnes bot, überschritten, indem er positive und negative Lösung nebeneinander setzte: was er bietet, leitet zur dritten großen Form über: zum Milieustück. —

Das Milieustück hebt mit einem Werk an, das in bloß einem Helden doch schon die Gesamtheit des Studententums umreißt und gleichzeitig seine alte Form wieder aufnimmt, um sie (im studiosen Rahmen) zur höchsten Vollendung zu führen; es ist Christian Reuters köstlicher Abenteuerroman „Schelmuffsky" (1696), „der erste deutsche Lügner ganz eigenen Gepräges" (Albert Ludwig). Treuestes Abbild der Wirklichkeit, wenn auch in den Spektralgläsern der Satire gesehen, liegt dem kleinen Roman zugrunde. — Da ist ein verbummelter Student, ein Bürgersohn, der kaum über den Flohhorizont seiner Heimat hinausgeguckt hat und nun „der Tebel hohlmer" dennoch seine Weltreisen in der Runde beschränkter Zuhörer zum besten gibt. Grafen sind seine „Brüder", die Damen fliegen ihm zu, der Großmogul ist von Hochachtung für ihn erfüllt, ja, seine Frau erwählt ihn sogar zu ihrem Tänzer, auf der ganzen Erde genießt er das größte Ansehn — und er hat vieles kennen gelernt, denn er ist zu Fuß von Hamburg nach London, in Venedig im Wagen spazieren gefahren und hat Rom gesehen, das durchwegs aus Schilf und Rohr erbaut ist, so daß die Bauern ihren Butter und ihre Käse in „Dreckschüten" (Schiffen) zum Kaufe anbieten — und das ist alles wirklich wahr — „beim Sapperment". —

Viel studentischer wirken noch Reuters beide Komödien „Die ehrliche Frau zu Plissine" (1645) und „Der ehrlichen Frau Krankheit und Tod", die in köstlicher Weise das Benehmen der Studentenwärterinnen charakterisieren (Reuter schrieb sie ja seiner lieben Quartiersfrau, als diese ihn vor die Tür setzte, auf den Leib) und den „Naturalismus" mit starker Farbe in der Betrachtung der studentischen Verhältnisse weiterführen. (Wie lange übrigens die Zugkraft dieses Motivs der fraglich-zweideutigen Studentenwirtinnen vorgehalten hat, und wie lange — leider — auch

solche Zustände tatsächlich herrschten, das beweisen noch eine ganze Reihe literarischer Ergüsse von Christian Weises „Verfolgtem Lateiner" von 1696 bis zu Goethes „Urfaust", in welchem ja auch noch ausführlich über das Ehe-Unehe-Dreieck in Studentenkreisen gespottet wird.) —

Waren die Studenten in der bisher betrachteten Literatur meist Wildlinge, so treten jetzt immer schärfer die Gegensätze hervor, die schließlich den völligen Untergang des ersten Typus herbeiführten: gegen die Kraftmeierei zieht die „schöne Form", der Ästhetizismus zu Felde, allerdings bald ebenso lächerlich, weil ebenso verstiegen wie der kontradiktorische Gegensatz älteren Gepräges. „Das halb grobianische, halb überzuckerte Studentenleben zu Beginn des 18. Jahrhunderts" (Konrad) versucht erstmalig Picander in seinen Komödien „Der akademische Schlendrian" und „Der Ertzt-Sauffer" (1725) festzuhalten, indem er innerhalb der Grenzen des bürgerlichen Spiels die feine studentische Sitte in den Mittelpunkt seiner pikant satirischen Mätzchen stellt. —

Stehen Reuter und Weise rein temporär noch im 17. Jahrhundert, wenn auch schon an der äußersten Grenze, so wirkte ihr ganzes Schaffen doch bereits als Auftakt der neuen Periode des 18. Jahrhunderts. Die zwei Grundsätze: „tout par force!" und: „tout par galanterie!" werden zum studentischen Kampfruf, Jena und Leipzig sind die feindlichen Hauptquartiere, der Renommist und der petit maître die Heerführer. —

Diese Gegensätze klassisch festzuhalten, gelang Friedrich Wilhelm Zachariä mit seiner komischen Epopöe „Der Renommist" (erstmalig erschienen in Schwabes „Belustigungen" 1744 zu Leipzig), die in der Person des relegierten jenenser Studenten Raufbold das alte rohe und wüste Burschentreiben sowohl wie die Umwandlung in einen lavendelduftenden, zierlich galanten Petit maître in Form und Sprache des Heldenepos durchführt, besonders gelungen noch dadurch, daß außer den Helden die personifizierte „Galanterie" und „Mode", sowie ein personifizierter Schutzgeist Pandur auftreten. — Raufbold kommt auf dürrem Klepper nach „Pleiße-Athen" und versucht hier mit einigen alten Saufbrüdern sein Leben „vorjenischen" Gebrauchs fortzusetzen. Aber die Schutzgöttinnen Leipzigs rüsten rasch zur Bekehrung des ungebärdigen Lümmels — Sylvan, ein feiner Stutzer (einst aber auch ein wilder Schläger), übernimmt das Amt der Zivilisierung, und tatsächlich gelingt es ihm, mit Unterstützung Selindens, von deren „Schönheit Wunderschein" sogar der wilde Jenenser die Segel streicht, den Raufbold zu „frisieren, striegeln und bügeln". Jedoch plötzlich bricht durch Pandurs Einwirkung noch einmal die alte Roheit hervor, es kommt zum Zweikampf zwischen Sylvan und Raufbold, bei welchem letzterer verwundet wird, indes

> „Der siegende Sylvan eilt in die Stadt zurücke
> Und schenkt sich alsobald Selindens Thränenblicke."

Ein heiterer Lobspruch auf den Sieg der Galanterie läßt das kleine Epos vergnüglich ausklingen. —

Die letzte Seite des dem Naturburschentum abgekehrten Studenten — den Bücherwurm, den Stubenhocker — brachte Lessing in seinem „Jungen Gelehrten" von 1748. Stube und Nur-Stube ist seine Welt, Buch und Nur-Buch sein Erlebnis. Damis ist 20 Jahre alt, spricht sechs Sprachen (nur die deutsche kann er schlecht), hält sich auch für den besten Dichter, will interessant werden durch ein böses Weib, fällt aber schließlich im ganzen Ring seiner Pläne durch und verläßt grollend Deutschland, — vielleicht, daß er sich zu Erasmus Montanus, seinem nordischen Bruder begibt, den sein Schöpfer Holberg ja mit ähnlichen Charaktereigenschaften ausgestattet hat. —

Jetzt sind bereits alle studentischen Typen umrissen: was in und an Einzelbeispielen geschaut wurde, verwebt sich wie von selber zum Gesamtbilde: Tableau. Der Vielschreiber Eberhard Werner Happel (geboren 1648 zu Kirchhayn in Hessen), dem fast alle Stoffe der Geographie, Geschichte und Kultur als Grundlagen für vier- bis fünfbändige Romane dienen mußten, erfaßt auch das Studententum. Sein „Akademischer Roman" (1690) projiziert nicht ungeschickt alle möglichen (und unmöglichen) Typen der Studentenwelt auf eine Leinwand. Schulung am spanischen Schelmenroman läßt zwischen den lose aneinander gereihten Abenteuern bisweilen nicht unbedenklichen Witz aufblitzen, allerdings gepeitscht vom Rattenschwanze einer moralischen Tendenz nach dem vorzüglichen Rezept des später (ach so!) braven Christian Weise.

Daß bald auch aus diesen Darstellungen der Typen, die ja schon Zachariä als in einer Person wandlungsfähig („Renommist") angedeutet hatte, der Drang entstehen würde, tatsächliche Entwicklungsgeschichte und Entwicklungspsychologie zu schreiben, war als logische Erfüllung vorauszusehen. Und: der studentische Roman im Zeichen des Entwicklungsromans ist die letzte Form, die noch heute bestehende. Eine Übersteigerung dieser wird wohl kaum mehr möglich sein.

Karl Philipp Moritz hat in seinem autobiographischen Roman: „Anton Reiser. Ein psychologischer Roman (IV Teile 1785, 86, 90)" den ersten bedeutsamen Auftakt zur Betrachtung der studentischen Entwicklung gegeben. Der Held: er selber. Erst Hutmacherlehrling, dann mit großen Entbehrungen Gymnasiast. Die Möglichkeit des Aufstiegs für den wirklich arbeitenden Menschen soll dieses Buch erweisen; und dann: „das Gefühl der durch bürgerliche Verhältnisse unterdrückten Menschheit." Dadurch ein echtes Erzeugnis der Sturm- und Drangperiode. Aber im Dauerwert der Erkenntnisse noch mehr: es ist auch die Wurzel aller jener Darstellungen, die sich mit dem Problem beschäftigen, daß der aufsteigende (ästhetisch werdende) Student stets in Konflikt mit seiner beschränkten Umgebung, sogar mit dem Elternhause, kommen muß.

Es war nur natürlich, daß nun auch die Romantiker den Studenten als Helden aufgriffen. Denn wie war er im späteren Mittelalter, im 16./17. Jahrhundert? — Gewissenlos und nicht bewußt, daß er gewissenlos ist — einfach und nicht bewußt, daß es ein Kompliziertes gibt. Sittlichkeit aus dem Neutral-Sittlichen, Ethos aus dem Verpönten geschaffen zu haben, gelingt den treuen Wächtern der blauen Blume. 1804 schmetterte Brentano sein „Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg" in die Lüfte, Arnim schafft, halb Traum, halb Wahrheit in „Hollins Liebesleben", die Geschichte einer tragischen Studentenliebe von unnachahmlichem Reiz und gipfelt in seinem Studentendrama „Halle und Jerusalem" (1841). Von dem „Studentenspiel und Pilgerabenteuer" interessiert uns nur der erste Teil. Und der trotz des Wirrwarrs der Handlungen und Szenen, von denen viele eine Bearbeitung von Gryphius „Cardenio und Celinde" sind — allerdings eine so intensive, daß durch Arnims Zutaten „die alten Grundmauern vor den romantischen Fliederbüschen und Rosenhecken" ganz verschwunden scheinen. — Da trotzt der Privatdozent Cardenio auf. Wie ein Bruder des Faust. Da steht sein Gegner, Philosoph Wagner. Da der Jude Nathan — als Gegenpol des idealen Studententums ist er Triebwerk mancher lustigen Szene. Und zwischen Gespenstern, Riesenjungfrauen, der Belagerung von Accon, Erscheinungen in der Wüste, einem Harem, Napoleon und Sidney Smith züngelt immer wieder die eine Erkenntnis auf: Halle an der Saale, — dort sind nicht mehr die Studenten Gäste um der Universität willen, sondern die ganze Stadt ist bloß wegen der Studenten da.

Alles liebt die Studenten, und die Liebe ist der Angelpunkt, von dem die späteren Halbromantiker und ihre Epigonen ausgehn. Solche Subjekte, die man trotz ihrer 30 Semester lieben muß, zeichnet auch Roderich Benedix in seinen Lustspielen „Das bemooste Haupt oder der lange Israel" und „Die relegierten Studenten". Inhaltsangaben kann ich mir ersparen. Denn wenn ich aus dieser Linie noch der seligen Birch-Pfeiffer einaktiges Charaktergemälde „Der Herr Studiosus" erwähne, das die Liebesgeschichte eines Studenten, der eigentlich eine Studentin ist, unter „freier Benutzung einer Erzählung von Levin Schücking" (1866) darstellt und die vorläufig (und hoffentlich überhaupt) letzte Krönung dieser Sentimentalitätsduselei durch Meyer-Försters: „Alt-Heidelberg" getreulich registriere, so glaube ich durch die bloße Aufzählung genug getan zu haben.— Kritik dem Studententum gegenüber war immer mit eine Triebfeder zur Abfassung von Werken aus dem Studentenleben. Wunsch zu warnen, Hoffnung zu bessern, von den frühesten Zeiten her bekannt, greifen Ende des 19. Jahrhunderts abermals stark in die studentischen Darstellungen ein. Wir spüren: keine Seite bleibt unausgenutzt, immer mehr dehnt sich der Rahmen zu einer spektralen Komposition.

Da war es vor allem der vierbändige Roman „Goetz Krafft, die Geschichte einer Jugend" von Edward Stilgebauer (1904—05), der als „Buch des Jahres" eine starke Verbreitung und viele Auflagen fand. Künstlerisch freilich, ist dieses Machwerk nicht nur als eine Null für die deutsche Litera-

tur zu buchen, sondern geradezu als ein negatives Musterbeispiel für Sprachschönheit, Kompositionsfähigkeit und dichterische Gestaltungskraft. Der Inhalt: die Geschichte des Werdegangs eines Studenten — wird mit vielen eigenen Reminiszenzen möglichst trocken gegeben. Viel kräftiger wirkten dagegen durch das geschickte Hineinverweben der deutschen und slawischen Gegensätze die Romane „Die Vaclavbude" und „Der Schipkapaß" des Mährers Karl Hans Strobl, ein wirklich hochbedeutsamer Wurf gelang aber erst dem früh dahingeschiedenen Gustav Sack in seinem Roman „Der verbummelte Student". Daß Sack kein gewöhnlicher Literat war, wissen alle, die auch nur eine Seite irgendeines seiner Werke lasen. Dennoch fällt es schwer, hier gerecht zu urteilen. Revolutionäres, flutendes, jugendliches Gewoge durchbraust seine Bücher. Philosophie ahnt man als tiefsten Urgrund, aber die letzte Form mangelt. So bietet auch seine Romantrilogie, aus der unser „Verbummelter Student" hervorleuchtet, keine Einheit, keine Lösung. Ich-Form, die in dritter Person spricht, bringt seitenlange Gedankenreihen ohne äußere Handlung. „Es ist, als ob Sack die Gehirnschale seiner Menschen abgehoben hätte, und diese jetzt öffentlich, vor dem Forum der besonderen Welt, ihren Denkprozeß zu vollenden hätten" (Erik Krünes). Der verbummelte Student treibt, blaues Erzeugnis der Romantik, zwischen Dirne-Weib und Weib-Welt ohne letzten Ausweg. In dieser Art: Mensch. Studentsein ist völlig gleichgiltig. Das Buch könnte bloß „Mensch" heißen. Alles, was vom Akademisch-Studentischen daranhängt, ist überflüssiges Glasgeperle. Ein ernstes Werk, aber nicht thematisch in unseren Rahmen zu spannen.

Viel erdenhafter, freilich auch von viel geringerer kosmischer Tiefe, mutet Hanns Johsts Roman „Der Anfang" an (1920). Auch diesem Dichter ist strengster Ernst Charakteristikum und Selbstbekenntnis: des Dichters Werdegang von der Mittelschulreifeprüfung bis zur vollen Erkenntnis seiner dichterischen Mission. —

Bietet sich somit auch hier das Streben, stets aus dem rein Studentischen heraus die großen Parallelen des ganzen Lebens zu finden, so fehlen doch keineswegs auch in neuester Zeit viele Studentenschilderungen, die nicht gerade im und nur im Typus des Studenten verfangen sich ausleben. Heinrich von Schullerns zweibändiger Roman „Jung-Österreich" (1912) mag als Vorspiel dienen. Neben Politik, Polemik gegen Schönerer und das Preußentum, das in einem ewig stänkernden, im Grunde seines Herzens aber doch seelenguten Norddeutschen verkörpert wird, finden sich bereits Abhandlungen über studentische Couleurpolitik, Paukereien und ähnliche Dinge, die mit der Zeit furchtbar ermüdend wirken. —

Viel straffer, spannender und künstlerisch unbedingt reifer hat Hans Wilhelm seinen Roman „Freiheit" aufgebaut; seinen Sturm und Drang der ganzen bisherigen Welt entgegenzutragen, ist erster Wunsch. Wie ein Banner, in das die Kugeln der alten Anschauungen Löcher reißen, das aber dennoch hoch flattert im Winde, so weht Hans Wilhelms unerschütterlicher Glaube an die kommende Zeit durch den Roman. Es ist nicht leicht, die ureigenste Gegenwart: Kampf des modernen Studenten mit den altüberlieferten Couleurpflichten und Mensurgewohnheiten, das Aneinanderprallen der arischen und jüdischen Rasse und die Auswirkungen auf die Literatur in einen Roman zusammenzufassen; das sind Probleme, von denen jedes Einzelne tiefe, wissenschaftliche Behandlung erfordert, diese aber wieder nur erfolgen kann, wenn der Verfasser die nötige Distanz zu den Geschehnissen gewonnen hat. Die hat Wilhelm zwar noch nicht zur Genüge. Aber das Wagnis bleibt immerhin anzuerkennen.

Kriegsbuch und Studentenbuch, das größte Werk — und ein positives, wenn man auch selber nicht mit jedem Urteil des Verfassers übereinstimmen wird, das ist der letzte bedeutende Ausläufer aller bisherigen Fäden: Rudolf Huchs Roman „Das Lied der Parzen" (1920). Hier fesselt uns besonders eine Studentin der Medizin. Mit sonderbarer Strenge und klarer Überzeugung, man möchte beinahe sagen, früher Ausgereiftheit zeichnet uns Huch das Weib des akademischen Milieus. — Studentin und dabei bereits das „Gewissen" der Männer, die Regelmäßigkeit, die Ordnung — das verkörpert Ursula Funke. Man staunt unwillkürlich, wenn man diese hohe sittliche Bedeutung, die Huch der Studentin verleiht, die vor ihrem Examen bereits heiratet und später, obgleich sie schon Mutter ist, dennoch ihre Schlußprüfungen ab-

legt, in ihrer Gesamterscheinung erfaßt. Der Student ist der Flatterbold, der unstete, die Studentin ist das Rätsel, aber das Rätsel des überklaren, beinahe kantischen Verstandes. Alles Unausgegorene, Überschwengliche, Flirthafte fehlt. Die tiefen Augen blicken klar ins wahre Menschentum hinein. — Doch Huch geht noch weiter, er führt uns auch eine jener akademischen Figuren vor, die heute nahezu legendär geworden sind: Kühlemann den ewigen Studenten. Der trinkt und redet hochpoetisch, freilich im Studentenjargon, liegt niemals unter dem Tisch, sieht aber gern alle Personen doppelt. Er stirbt sogar einmal, allein sein Todesgift war Antipyrin statt Morphium. Nichtsdestoweniger fühlt er sich verpflichtet, 24 Stunden in todesähnlichem Schlafe zu verbringen. — Das ist die Szenerie vor dem Kriege. So spannend sich auch die weiteren Vorgänge entwickeln, unser Thema läßt sie außer Betrachtung.
Mit Huchs Buch schließt — vorläufig — die Kette der modernen bedeutenden Werke, die sich mit dem Studentenproblem in wirklich ernster Weise beschäftigen. Unberücksichtigt lasse ich: Hohlbaums Romane (Vorspiel, Die Amouren des Magister Döderlein, Der wilde Christian), weil sie nur historische Reminiszenzen aus dem Studentenleben vergangener Tage bringen (also Quelle zweiter Hand sind), ebenso Wildgans' Studenten in „Liebe" und „Armut", da hier das Menschlich-Unmenschliche in erdrückendem Maße das Akademische überwiegt.
Und nun: — Dostojewski's „Schuld und Sühne" — Raskolnikoff, der Mensch-Student. All und Eins kosmisch verströmt. Hier gibt es keine Analyse, keine Synthese. Urmenschentum mit Urmenschentrieb thront über jedem Schema und zerschneidet nicht nur Gurgeln der Wucherinnen, sondern jedes Philisterunterfangen überhaupt, Welthorizonte mit der Elle messen zu wollen. Raskolnikoff steht nicht am Anfang, nicht am Ende — nicht Abbruch, nicht Erfüllung schließt er den Kreis und ist überall Peripherie, weil er überall Mittelpunkt ist.

Vormärz in Innsbruck

Von Alois Brandl (Berlin)

Zwei Tiroler haben sich gleichzeitig bemüht, uns in die Halbvergangenheit der „verstaubten Residenz" am Inn zurückzuführen, wie Heine die Hauptstadt von Nordtirol nannte. Anton Dörrer, bekannt durch mancherlei Kritiken und Sammlungen heimatlicher Phantasiewerke, bietet ein ernsthaftes Buch „Hermann von Gilms Weg und Weisen" (Innsbruck 1924, Tyrolia, 442 S.); Rudolf Greinz aber, der fruchtbare Romanschreiber und Schwankerzähler, legt auf den Tisch ein handliches Bändchen „Gordian, der Tyrann", eine lustige Kleinstadtgeschichte (Leipzig 1924, Staackmann, 335 S.). Literarhistorisch gibt sich der eine, als freier Erfinder der andere, beide aber stecken im verträumten Innsbruck vor 1848, als noch keine Eisenbahn und fast kein moderner Gedankenhauch die kaum 9000 Bürgersleute am Grabmal des Kaisers Maximilian störte.
Gilm war ohne Zweifel ein Mann voll Begabung für das schöne Wort. Nicht bloß seine oft gesungenen Elegien, wie „Allerseelen" und „Georgine", sind voll rhythmischen Wohlklanges; er hat nicht einen Vers geschrieben, der sich nicht wie von selber zum Liede fügte, und die Komponisten haben ihn noch lange nicht ausgeschöpft. Was hat der genius loci aus ihm gemacht? Das ist das Hauptproblem in der biographischen Einleitung, die Dörrer seinem Kranze neu ausgegrabener Gedichtfassungen von Gilm voranstellt.
Beamtenadel, ein hochgestellter und besorgter Vater, eine sehr orthodoxe Stiefmutter, eine Anlage zur Lungenschwäche von der frühverstorbenen Naturmutter und ringsum die Wunder der Alpenwelt, dazwischen viele frische Mädchen, schwarze Talare, grobe Handwerkerschürzen und bis zur Fadenscheinigkeit gebürstete Beamtenröcke — diese Buntheit von Elementen und Konventionalitäten war durch einen ebenso wohlmeinenden wie übelberatenen Polizeiring zu einer passiven Untertanenmasse zusammengeschweißt, mit der sich sein feinsinniger Genius wohl oder übel abfinden mußte. Gilm revoltierte, aber nur in Versen; er verführte eine Menge Lockenköpfchen, aber nur in Rhythmen; er geißelte die Jesuiten, aber verherrlichte einen ihrer Parteifreunde nach dem anderen; schließlich heiratete er eine bescheidene Rechnungsratstochter und ging in die Reihe der 2000-Guldenempfänger ein, bis ihn die böse Lunge mit 52 Jah-

ren umbrachte. Die Liebchen waren so weit gebildet, daß der anmutige Reiz seiner Huldigungen sie rührte, und empfanden doch seine platonische Werbung als eine Verlegenheit; denn sie waren weder wohlhabend noch verwegen genug, um auf geordnete Heiratspläne zu verzichten. Die Gubernialkollegen hatten hinreichend Geschmack, um seine Parnaßausbeute zu bewundern, ließen ihn auch in der praktischen Laufbahn darunter nicht leiden, bereiteten ihm aber durch freundschaftliche Warnung, polizeiliche Überwachung und mißtrauische Personalurteile manche innere Hemmung. Wie ein Roman liest sich dies Widerspiel von poliertem Talent und passiver Teufelei; Dörrer brauchte nur die Tatsachen zum Sprechen zu bringen, und er tat es geschickt.

Im Grunde ist es dieselbe Umwelt, mit der wir es bei Greinz zu schaffen haben, nur hat Greinz die einzelnen Gestalten, die hervortreten, etwas anders betont. Da ist ein junger Statthaltereibeamter mit hübschen Versen, doch reichen sie lange nicht an die von Gilm heran; Herr Konzeptspraktikant von Plank ist auch an Charakter noch weniger ein Held als der Sänger der „Jesuitenlieder"; aber er leidet gleich diesem unter dem halben Verständnis seiner ranggleichen Freundin und seiner vorgesetzten Behörde. Eine einzige Schöne steht ihm zur Seite, während Gilm eine Reihe von Josephinen, Theodelinden usw. anschwärmte; seine Klothilde von Schmuck weiß recht nett Musik zu machen und Kaffee einzuschenken; daß diese seelische Dünnheit ihn nicht befriedigt, daß eine vollblütige Unterländerin ihn kräftiger anzieht und mit magdlicher Treue bis an sein Ende bedient, ist zwar eine kühne Abweichung von dem, was man guten Ausgang nennt, berührt aber herzerfrischend. Ins Ungefüge gesteigert ist der Vertreter der Beamtenschaft, der Herr Wirkl. Gubernialrat Gordian, der seinen allzu gehorsamsten Kanzleidiener hundet, seine Wirtschafterin malträtieren würde, wenn sie nicht einige Küchenherrschaft über ihn gewonnen hätte, und volle Neigung zeigt, seinen jungen Helfer von Plank zu knechten, bloß weil dieser Verse macht. Die naturgemäße Aktion dieser chargierten Rollen ist wieder im Stil des Schwankes gehalten; einem Schauspieler, dem sein Freund von Plank Bedauern einflößt, macht es Spaß, seine Kunst als Doppelgänger des Amtstyrannen zu entfalten: der titelstolze Grobian, der es auf die Exzellenz noch abgesehen hat, findet sich als nächtlicher Unfugstifter angeklagt, als Mädchenjäger in peinlichster Situation ertappt, von der Polizei mißhandelt, von einem ganz hohen Tier aus Wien in den Ruhestand versetzt. Lachend liest man die Geschichte zu Ende, die neben allerlei guten Einfällen den Vorzug hat, nie aus dem Stil zu fallen.

Greinz wirkt wie ein Kommentar zu Dörrer. Er hat seine Begebenheiten nicht bloß in dasselbe Innsbruck und in dieselbe literarisch-bürokratische Sphäre verlegt, sondern auch ungefähr in dieselbe Zeit: kurz vor 48; man sollte seine Geschichte als Satyrspiel am Schlusse lesen, denn das Leben Gilms hat doch einen tragischen Anflug. Was diesem gottbegnadeten Lyriker fehlte, wird klar, sobald man ihn mit Byron vergleicht, dem er sich in großer Hochschätzung anglich. Byron hat sich von einer nicht viel besseren Umgebung befreit durch Reisen; er hat trotz scheinbarer Frivolität ungemein viel gelesen; nicht bloß die politischen, sondern auch die ethischen Probleme seiner Zeit haben ihn im Innersten bewegt, wie aus seinem ernst philosophischen „Kain" erhellt; auch Gilm hätte so viel Geld noch aufgebracht, um über Tirol hinauszufahren, soviel Zeit, um die Geistesarbeit des Westens in sich aufzunehmen, und so viel Kraft, um deren Anforderungen auf die heimischen Traditionen anzuwenden; es ist schade, daß er es nicht getan hat. Die ganze Statthalterei hätte ihn am Reisen, die hochnotpeinlichste Zensur am Denken nicht verhindern können. Es gab keine strengere, ja blutigere Zensur, als die unter der Königin Elisabeth in London geübt würde, und doch konnte darunter ein Shakespeare erwachsen. Ja, es scheint, als hätten wir gerade der fanatischen Aktion der Stiefmutter, die den Knaben Gilm wegen seiner Religionslosigkeit in eine finstere Kammer sperrte und einen geistlichen Gewaltratgeber auf ihn hetzte, es mehr als den Jesuiten selber zu danken, daß er seine Jesuitensatiren schrieb, dies erste Dokument der neutirolischen Literatur, um das die außertirolische Welt sich kümmerte. Die Umgebung ist für einen Dichter nicht bloß da, um ihn zu beeinflussen, sondern, wenn er Mut und Beharrlichkeit genug besitzt, noch viel mehr, um geistig von ihm überwunden zu werden.

Adolf Pichler erscheint bei Dörrer als der erste, der für Gilm sich einsetzte und ihm zu weiterer Bekanntschaft nach außen verhalf. Mit einer rauhen Kraft hat Pichler, obwohl arm und aus höchst bescheidenem Stande, den Kampf gegen das damalige System aufgenommen. Er trat für den geächteten Dichter Senn, dessen Wirkung sich auch auf Gilm erstreckte, so rückhaltlos wie möglich auf den Plan und setzte ihm einen öffentlichen Grabstein. Gilmsche Musik des Wortes war ihm nicht gegeben, aber Streitlust, Nackenstarre, eine Bärennatur. Ein Romankommentar zu seiner Lebensgeschichte könnte nicht als Schwank ausgehen. Vielleicht ist sein Bild und Beispiel noch zu lebendig, um wahrheitsmäßig dargestellt zu werden. Es wird aber, wenn kräftig unternommen, zu dem von Gilm ein merkwürdiges Gegenstück abgeben.

Der neue Kurs in der Philosophie

Von Paul Feldkeller (Schönwalde)

I. Geschichtschreibung der Philosophie

1. Die philosophischen Strömungen der Gegenwart. Von Johannes Hessen. Kempten 1923, Kösel & Pustet. 118 S.
2. Die Philosophie des zwanzigsten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen. Von Richard Müller-Freienfels. Berlin 1923, Mittler & Sohn. 138 S.
3. Geschichte der Philosophie von der Romantik bis zur Gegenwart. Von Max Ettlinger. Band 8 der Philosophischen Handbibliothek. Kempten 1924, Kösel & Pustet. 326 S.
4. Geschichte der Philosophie. IX: Die deutsche Philosophie der Gegenwart und die Philosophie des Auslandes. Von Arthur Drews. Berlin und Leipzig 1922, Verein. wiss. Verleger Walter de Gruyter & Co. 148 S.
5. Geschichte der Philosophie. I: Die griechische Philosophie, 1. Teil: Von Thales bis Leukippos. Von Wilhelm Capelle. Berlin und Leipzig 1922, Verein. wiss. Verleger Walter de Gruyter & Co. 128 S.
6. Die französische Aufklärungsphilosophie. Von Oskar Ewald. München 1924, Ernst Reinhardt. 168 S.
7. Die englische Aufklärungsphilosophie. Von Baron Cay v. Brockdorff. München 1924, Ernst Reinhardt. 180 S.
8. Buddhismus in der deutschen Literatur. Inaugural-Dissertation. Eingereicht an der philosophischen Fakultät der Universität Freiburg in der Schweiz. Von Pero Slepčević. Wien 1920, Carl Gerolds Sohn. 127 S.
9. Philosophische Profile. Erinnerungen und Wertungen. Von A. von Gleichen-Rußwurm. Stuttgart 1922, Strecker & Schröder. 173 S.
10. Weltbild und Weltanschauung vom Altertum bis zur Gegenwart. Eine kulturphilosophische Skizze. Von Viktor Engelhardt. Leipzig 1921, Reclams Universalbibliothek Nr. 6252—55, Philipp Reclam jun. 304 S.
11. Aus der Philosophen-Ecke. Kritische Glossen zu den geistigen Strömungen unserer Zeit. Von Robert Drill. Frankfurt a. M. 1923, Frankfurter Sozietäts-Druckerei G. m. b. H. 289 S.
12. Kuno Fischer. Geschichte der neueren Philosophie im Urteil der Jahrzehnte. 1852—1924. Zum 100. Geburtstag. Heidelberg 1924, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 84 S.

Die Philosophie des noch jungen 20. Jahrhunderts besitzt heute schon einen Reichtum und eine Beweglichkeit wie das ganze 19. Jahrhundert seit 1830 nicht. Man kann wieder sagen: es ist eine Lust zu leben und zu philosophieren. Und selbst die Philosophie des verflossenen Jahrhunderts sehen wir heute anders als dieses selbst. Die Denker, die damals einsam und mehr oder weniger unverstanden dem Gros des epigonenhaften Neuidealismus gegenüberstanden: Fechner, Nietzsche und selbst Dilthey, finden heute eine glänzende Gefolgschaft und könnten ihren Sieg auf der ganzen Linie feiern.

Äußerlich am leichtesten feststellbar ist dieser unzweifelhafte Fortschritt an einer sehr beliebten philosophischen Literaturgattung: den Darstellungen der „Philosophie der Gegenwart“, die jetzt in mannigfacher Ausführung vorliegen und fast von Jahr zu Jahr der fortgesetzt neuauftauchenden Systeme und beachtenswerten Neuerscheinungen wegen ein verändertes Aussehen tragen. Vergleichbar ist unsere Zeit darin, will man nicht in die lebendigste Renaissance zurückgreifen, etwa den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts. Von dieser soeben erwähnten Literaturgattung nun sind dem suchenden Studierenden wie Gebildeten überhaupt die Bücher von Joh. Hessen (1) und Müller-Freienfels (2) warm zu empfehlen, und zwar das erstgenannte nicht nur für Katholiken, obwohl es von einem katholischen Privatdozenten geschrieben wurde, weil selbst der Katholizismus an dem philosophischen Aufschwung so stark teilgenommen hat, daß seine heutigen Bücher (im Gegensatz zu den früheren) auch für Nichtkatholiken reich belehrend sind. Hessens Herausstellung der Hauptlehren der marburger und der badischen Kant-Schule und ihrer kennzeichnenden Eigentümlichkeiten ist in ihrer Übersichtlichkeit und Klarheit musterhaft. Die Kritik an Vaihingers, übrigens gut dargestellter, Als-Ob-Lehre freilich flach, weil Hessen seinen eigenen gemäßigt scholastischen Standpunkt zum Maßstab nimmt, uneingedenk der Mahnung Hans Sachsens: „Der eigenen Spur vergessend, such' davon erst die Regel auf.“ Reifer, aber auch reifere Leser heischend, insofern schwieriger ist R. Müller-Freienfels' (2) blendende, vom Standpunkt der Lebensphilosophie gegebene Darstellung. Denn dieser Verfasser begnügt sich nicht mit einer an Tatsachen und Ausblicken überaus reichen und lebendigen Erzählung, sondern liefert einen glänzenden architektonischen Aufriß in der Zweiteilung der gesamten Gegenwartsphilosophie erstens in „die Philosophie der Wissenschaft und Philosophie als Wissenschaft“ und zweitens in „die Philosophie des Lebens und Philosophie als Leben“. Freilich, Scheler steht an falscher Stelle — er ist nur als Lebensphilosoph verständlich; so faßt ihn auch Rickert — und wird etwas stiefmütterlich kurz behandelt, Mauthner stark überschätzt, Goethe zu Unrecht gegen Kant ausgespielt, der Schluß gegen Rickerts Angriff auf die Lebensphilosophie, obwohl in der Sache berechtigt, doch zu tendenziös zugespitzt. Aber das will wenig besagen gegen die farbenprächtigen Charakteristiken der verschiedenen Richtungen

des Pragmatismus, Irrationalismus, Vitalismus und namentlich der Kulturphilosophie des Lebens. Selbst Psychoanalyse und Parapsychologie sind berücksichtigt.
Die Geschichte der Philosophie von der Romantik bis zur Gegenwart behandelt in einem ausführlicheren, gleichfalls sehr modernen Werk Max Ettlinger (3). Auch dieses katholische Buch ist ob seiner hochwillkommenen Orientierung über solche Denker, die anderwärts zu kurz kommen, wie Deutinger, Görres, die Neuscholastiker, gerade Nichtkatholiken dringend zu empfehlen. Der ausführlich behandelte Friedrich Schlegel ist ganz neu empfunden, die Darstellungen Hegels, Schellings, des Marxismus hervorragend. Die ausländische Philosophie ist gut und knapp behandelt. In der Darstellung der gegenwärtigen Philosophie durfte freilich ein Mann wie Keyserling nicht fehlen. An diesen modernen Schriften gemessen wirkt daher das Büchlein von Arthur Drews (4) veraltet, weil es, in der Weltanschauung der älteren Generation, namentlich des Monismus, fußend, für die moderne Philosophie des Geistes und des Lebens ein gar zu geringes Verständnis aufbringt. Seine stiefmütterliche Behandlung von Eucken, Troeltsch, Scheler, Müller-Freienfels ist um so ungerechtfertigter, als er dem sterbenden und nichts mehr bedeutenden Naturalismus einen ungebührlich breiten Raum bewilligt. Hat doch in einer Darstellung der Philosophie der lebendigen Gegenwart der naturalistische Monismus überhaupt keinen Platz mehr. So ist es nicht verwunderlich, wenn der karlsruher Professor just dort, wo die jüngeren Denker ein gewaltiges Aufwärtsgehen der Philosophie verspüren, von „Mutlosigkeit" und „Zerfahrenheit" spricht. Der Vorzug seines Buchs besteht in der übersichtlichen Darstellung der außerdeutschen zeitgenössischen Philosophie. Drews liegt die Darstellung der vergangenen Geschichte besser als die der werdenden. Daher sind die anderen von ihm bearbeiteten Bände (nämlich 7 und 8) der vortrefflichen Göschenschen „Geschichte der Philosophie" brauchbarer. Ganz auf deren Höhe steht der ausgezeichnete 1. Band von Wilhelm Capelle (5), der die griechische Philosophie von Thales bis Leukippos behandelt. Dieser mit dem Stand der Einzelforschungen auf dem sehr schwierigen Gebiet der Vorsokratiker bestens vertraute Gelehrte bietet nicht nur eine sachlich zuverlässige und flüssig geschriebene Darstellung der Tatsachen, sondern auch — was man in teureren Werken vergebens sucht — eine für die erste Orientierung ausreichende übersichtliche Würdigung der Quellen und eine graphische Darstellung ihres Zusammenhangs und ihrer Abhängigkeit von Theophrast (fußend auf Diels' grundlegenden „Doxographie Graeci").

Nicht bloß philosophische Bedeutung kommt der klaren, knappen, lebendig geschriebenen Darstellung der französischen Aufklärungsphilosophie von Ewald (6) zu. Was bedeuten uns Heutigen die Gedanken Condillacs, Voltaires oder der Enzyklopädisten? Weder ist die französische Philosophie des 18. Jahrhunderts original noch fruchtbar, Rousseau ausgenommen. Aber diese Philosophie dritten und vierten Ranges hat Weltgeschichte gemacht wie diejenige Platons und Kants nicht! Und man liest die sympathische, vom idealistischen Standpunkt geschriebene Darstellung dieser Gedanken, die ein Schicksal bedeuten, nicht ohne Ergriffenheit.
Trockener geschrieben ist Cay von Brockdorffs Darstellung der englischen Aufklärungsphilosophie (7) aus derselben Sammlung, unbeschadet seiner großen Liebe zu seinem Gegenstande, nicht nur zu den religions-, gesellschafts- und wirtschaftsphilosophischen, sondern auch den mathematischen Neugedanken jener lebendigen Zeit. Man gewinnt eine vertieftere Auffassung vom Wesen der Aufklärung als aus dem sonstigen Schrifttum. Brockdorff läßt die Aufklärung in Hegel gipfeln und gibt damit einen überraschenden inneren Zusammenhang zwischen der früheren und der heutigen, stark an Hegel orientierten englischen Philosophie zu ahnen. Man erfährt näheres auch über den Einfluß des Orients, namentlich der chinesischen Philosophie auf die englische Weltanschauung. In diesem Zusammenhang möge auch die sehr interessante und auch philosophisch nicht unwichtige Studie über den Buddhismus in der deutschen Literatur von Slepčević (8) Erwähnung finden. Seit Schopenhauer ist der, damals noch mit dem Brahmanismus verwechselte, Buddhismus ein Faktor der europäischen Philosophie und Bildung geworden, wozu seine ihm angedichtete kantische Erkenntnistheorie und seine in allen Farben (quietistisch und aktivistisch, indifferentistisch und individualistisch, selbstlos und eudämonistisch) schillernde Sittenlehre die Veranlassung gab. Es ist eine Geschichte tragikomischer Mißverständnisse, die das gelehrte, aber sehr gut lesbare Buch des fleißigen und im Urteil reifen Verfassers aufdeckt.
Diesen wissenschaftlichen Werken gegenüber haben die populären es schwer. Denn ein volkstümliches Buch setzt viel mehr Können voraus als ein gelehrtes. Diese Forderung erfüllen Gleichen-Rußwurms (9) Charakteristiken zur Geschichte der Philosophie. Es sind „Profile" nicht biographisch-psychologischer, sondern die geschichtliche und philosophische Bedeutung umreißender Art. Schon die Auswahl: Rousseau, Herder, Schiller, Goethe, W. v. Humboldt, Feuerbach, Novalis, Schopenhauer, Nietzsche, Tolstoj usw., kennzeichnet die Ideale des Verfassers: Humanität, Völkerfriede,

Europäertum, zu denen dieser abgeklärte Weise und Bürger einer kommenden besseren irdischen Ordnung ein Recht hat. Die Behandlung zeugt von der bekannten hohen Kulturreife, dem gediegenen Wissen und der umfassenden Liebeskraft des Verstehens, die freilich an den antik-preußischen Idealen des Machtstaates ihre gebieterische Grenze findet. Einen sehr guten Grundgedanken hat Viktor Engelhardts Reclam-Buch „Weltbild und Weltanschauung vom Altertum bis zur Gegenwart" (10), verführt aber trotz einiger gelungener Kapitel zur Oberflächlichkeit, weil es gar zuviel aus zweiter Hand schöpft, ungenau ist (z. B. S. 62 zweimal Tethys mit Thetis verwechselt) und Falsches behauptet (wie die „poetische Form" der Lehren des Thales, von deren Fixierung wir ja überhaupt nichts wissen, und den ägyptischen Ursprung der pythagoreischen Seelenwanderungslehre u. a.). Immerhin wirkt das Buch sympathisch. Sehr flott und anregend geschrieben sind Robert Drills (11) Aufsätze über Anthroposophie, Expressionismus, Spengler, Monismus, Marxismus, über Schiller, Hegel, Schopenhauer, Rousseau und — sehr fein geschrieben — über Lily Braun. Zugrunde liegt die anfechtbare Kantauffassung von Marcus. Sie lesen sich gut, zu gut, diese Feuilletons. Doch auch in der Philosophenecke braucht man Siestalektüre. Zum 100. Geburtstage Kuno Fischers (23. September 1924) veranstaltet sein Verleger eine Sammlung der Beurteilungen, die dieser glänzende Philosophiehistoriker des 19. Jahrhunderts erfahren hat (12).

II. Der Philosoph und sein Schicksal

1. Die Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Herausgegeben von Raymund Schmidt. Band 5 (Anathon Aall, Alfons Bilharz, Alessandro Chiapelli, Arthur Drews, Adolf Dyroff, Adolf Phalén, Carl Stumpf). Leipzig 1924, Felix Meiner. 265 S.
2. Paul Deussen: Mein Leben. Herausgegeben von Erika Rosenthal-Deussen. Leipzig 1922, F. A. Brockhaus. 360 S.
3. Gedanken und Denker. Ges. Aufsätze, neue Folge, von Wilhelm Jerusalem, weil. Professor an der Universität Wien. Mit 3 Bildern. Wien 1925, W. Braumüller, 280 S.
4. Dührings Haß. Von Theodor Lessing. Hannover 1922, Wolf Albrecht Adam Verlag. 46 S.
5. Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgang dargestellt. Ein Blick auf sein Leben, seinen Charakter und seine Lehre. Von Wilhelm Gwinner. Kritisch durchgesehen und mit einem Anhang neu herausgegeben von Charlotte von Gwinner. Leipzig 1922, F. A. Brockhaus. 260 S.
6. Arthur Schopenhauer: Reisetagebücher aus den Jahren 1803 bis 1804. Herausgegeben von Charlotte von Gwinner. Leipzig 1923, F. A. Brockhaus. 316 S.
7. Franziskus von Assisi. Von Alexander Beyer. Dresden 1923, Carl Reißner. 178 S.
8. Maledictus und Benedictus. Spinoza im Urteil des Volkes und der Geistigen bis auf Constantin Brunner. Von Ernst Altkirch. Leipzig 1924, Felix Meiner. 211 S.
9. Spinozas Leben und Lehre. Von Georg Mehlis. Freiburg i. Br. 1923, Ernst Günther Verlag. 103 S.
10. Die Ethik Spinozas. Über Gott und Geist. Von Benzion Kellermann. Berlin 1922, C. A. Schwetschke & Sohn. 436 S.
11. Hegel. Von Alfred Brunswig. Philosophische Reihe, 54. Band. München 1922, Rösl & Cie. 307 S.
12. Fichtes religiöse Weltanschauung. Von August Messer. Stuttgart 1923, Strecker & Schröder. 214 S.
13. Die Staatsphilosophie Schleiermachers. Von Günther Holstein. Bonner staatswissenschaftliche Untersuchungen Heft 8. Bonn und Leipzig 1923, Kurt Schroeder. 205 S.
14. F. Müller-Lyer als Soziolog und Kulturphilosoph. Von Rudolf Eisler. München 1923, Albert Langen. 188 S.
15. Oswald Spenglers deutsche Philosophie. Eine Einführung in Spenglers Gedankenwelt und ein Überblick über sein philosophisches System. Von G. Kurt Johannsen. Hamburg o. J., L. Friederichsen & Co. 16 S.
16. Wesen und Bedeutung der platonischen Akademie. Eine erkenntnissoziologische Untersuchung. Von Paul Ludwig Landsberg. (Schriften zur Philosophie und Soziologie, herausgegeben von Max Scheler, Nr. 1.) Bonn 1923, Friedrich Cohen. 101 S.

Einen unschätzbaren philosophischen Wert haben Selbstbiographien von Philosophen, z. B. Augustin, Rousseau. Heute sind Professorenbiographien Mode, aus denen Philosophisches nicht zu lernen ist. Es ist, als wenn den Herren jahrzehntelang so viel Weisheit abgezapft worden wäre, daß ihnen für ihre erschreckend unweisen Lebensläufe keine mehr übriggeblieben ist. Man lese die verdienstliche Sammlung von Autobiographien in Raymund Schmidts „Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen" (1), von denen uns der 5. Band vorliegt, in welchem neben den Deutschen Bilharz, Drews, Dyroff und Stumpf vorzüglich Ausländer: Aall, Chiapelli, Phalén zu Worte kommen. Eine Fülle des Kulturgeschichtlichen mit höchst interessanten, sonst nirgends zu findenden Einzelheiten zur Geistesgeschichte unserer Tage liegt hier beieinander. Aber niemand, der innerlich noch nicht alt geworden ist, wird diese alltäglichen Selbstbekenntnisse ohne schmerzliche Erschütterung über das, was er in ihnen nicht findet, aus der Hand legen. Für angehende junge Philosophen, die noch Glauben und Ideale haben, drei Kreuze darauf und das Wort „Gift!" Auch bei Deussens Selbstbiographie (2) muß man vergessen, daß es Nietzsches Jugendfreund ist, der diese tieferen Gehaltes baren Blätter schrieb. Nicht einmal persönliche Prägung in Stil und Darstellung findet sich. Der, von aller Philosophie einmal abgesehen, überreiche Inhalt dieses bewegten Ge-

lehrtenlebens ist aber belehrend genug, um jeden Deutschen, nicht nur den Fachmann, zu fesseln. Deussen hat Dinge gesehen und gehört, mit denen andere Philosophen nicht aufwarten können. Die indische Reise ist schon früher für sich beschrieben und erschienen und daher hier nicht mit enthalten. Wilhelm Jerusalems gesammelte Aufsätze, neue Folge (3), sind nach seinem Hinscheiden von seinen beiden Söhnen zusammen mit einem Verzeichnis seiner sämtlichen Veröffentlichungen herausgegeben worden. Jerusalem war ein begabter Schulmann und zur klaren Entwicklung und Darstellung philosophischer Probleme hervorragend befähigt. Mit wenigen schlagenden Worten weiß er ihren Kern zu treffen, auch den mit der Sache längst Vertrauten zu neuem Nachdenken zu zwingen und den Ungeschulten mindestens zu fesseln. Er fördert den Leser, auch wo dieser seinem Sensualismus und Psychologismus widersprechen muß. Und seine Charakteristiken verwandter Denker wie James, Th. Gomperz, Mach sind tief eindrucksvoll. Aber ein geborener Philosoph war auch er nicht, wie seine die Sammlung eröffnende Selbstbiographie zeigt.

Und doch gibt es wunderbare, furchtbare Philosophenschicksale. Wie wenn der neunzigjährige Hasser von Nowawes, der nun tote Eugen Dühring, Raymund Schmidts „Selbstdarstellungen" bereichert hätte! (Er würde der Aufforderung schwerlich gefolgt sein.) Das wäre ein Haßgesang geworden! Nun hat Theodor Lessing (4) mit wunderbarer Sprachkraft das furchtbare Bild dieses Thersites der Philosophie, der einmal ein Apoll war, gezeichnet. Diesen „letzten Rang- und Zeitgenossen Schopenhauers und Nietzsches", Schöpfer noch heute gelesener klassischer Werke, ritt toll gewordener Ehrgeiz, Streben nach Anhang und Verbreitung, so daß die Zunft ihn verfemte und den Erblindeten, zum Rationalisten, Moralisten, Reformphilister Gewordenen zur Selbstverbannung in seinen schauerlichen, selbstgezimmerten Begriffskäfig zwang. Und Lessing bürdet die zweite Hälfte der Schuld an diesem reich angelegten, glänzend begonnenen, mißlungenen Leben der fabrikmäßigen Kultur unserer Tage und seinen Trägern auf. Ein Weiser war Dühring nicht. Ein ebenso Eigenwilliger, aber Größerer und Glücklicherer, Arthur Schopenhauer, ward nicht zur Karikatur seiner selbst, weil er trotz aller Unweisheit seines Lebens doch mehr Stoiker war und die Dinge gehen ließ. Seine Biographie von Wilh. Gwinner (5), uns deshalb so wertvoll, weil sie von einem persönlichen Freunde stammt, ist jetzt nach ihrer ersten Auflage von 1861 (sie ist frischer als die späteren von 1878 und 1910) von seiner Enkelin neu herausgegeben und hinterläßt einen tiefen Eindruck seiner menschlichen Persönlichkeit. Wenn Fichte mit imposanter Prophetengeste die Verantwortung für sein ganzes Zeitalter übernimmt, wenn Hegel in seiner Apologie der Welt, wie sie geschichtlich geworden ist, und ihrer gottgewollten Abhängigkeiten die subalterne Beamtensphäre, aus der er stammte, nicht verleugnete (obgleich sein Wesen mit dieser Formel nicht erschöpft ist), so ist Schopenhauer in der Philosophie wie im Leben der Typus des freiheitliebenden Kaufmanns geblieben, der sich mit der Welt nicht solidarisch fühlt, des Privatmanns, der jedes Engagement mit ihr als ein Risiko betrachtet, deshalb nur geschäftlich-juristisch, auf dem Fuß des qui vive, mit ihr lebt und die Geschichte nicht anders als ironisch betrachtet. Wertvoll ist das von der Herausgeberin beigegebene einzige bekannte Liebesgedicht des Philosophen und die erstmalige Veröffentlichung eines kindlichen und doch reif anmutenden Reisetagebuches des Zwölfjährigen im Anhang. Wichtiger und bei weitem umfangreicher ist die erstmalige Veröffentlichung der Reisetagebücher des Vierzehnjährigen durch dieselbe Herausgeberin (6), die dem hübschen Buch 20 Illustrationen nach Stichen der Zeit beigegeben hat. Hier sammelt bereits der Halbwüchsige die den Mann kennzeichnende melancholische Lebensweisheit. In London hat er Gelegenheit, einer Henkerszene beizuwohnen, gleich darauf, einen Bauchredner zu bewundern sowie die Plumpheit der englischen Hofdamen zu bekritteln (wie in Wien das „ausgezeichnet dumme Gesicht" des Kaisers). Sein weit dem Alter vorauseilendes, bald sarkastisch-respektloses, bald enthusiastisches Urteil verrät den außergewöhnlich selbständigen Kopf. Er verspottet den jüdischen Gottesdienst und lobt den der Katholiken und Quäker. Seine naturwissenschaftliche und literarische Bildung (Theaterbesuche) ist hervorragend. Glänzende Beobachtung, weit über sein Alter hinausgehende Reflexionen in der Westminster-Abtei, dabei in natürlicher und geschmackvoller Sprache, kündigen das Genie an. Auch der Pessimist ist schon da und notiert gewissenhaft jedes Reisepech, jede Verregnung, Achsenbruch, schlechtes Essen, elende Wirtshäuser, österreichische Zollschikanen. Aber das Kind wie der Mann wohnen sich nicht ein auf der Erde: Schopenhauer bleibt Gast auf der Welt, bleibt exterritorial in ihr wie sein Vater in der Handelsstadt Hamburg.

Ein Großer ist auch Franziskus von Assisi. Alexander Beyers Buch (7) über ihn ist das Beste, was dieser Verfasser bisher geschrieben hat. Seine wissenschaftlichen Schriften, soweit sie solche sind, überzeugen nicht. Diesem Stoff aber, dichterisch-prophetisch geschaut, ist er kongenial. Denn Beyer ist selber ein

Mystiker, ein Fanatiker der Gottesminne, den man lieben muß, ein prophetischer Mensch, der seine Sendung ernst nimmt. In ihm steckt etwas von Savonarola und Bruno, von Franziskus und den großen Bekennern der Tat. Und darum versteht er das dämonische dreizehnte Jahrhundert besser als das anpassungslüsterne zwanzigste. Das wird dadurch nicht widerlegt, daß er die heutigen sozialen, wirtschaftlichen Probleme in das dreizehnte Jahrhundert hineinsieht und Franziskus zum Antikapitalisten stempelt. Dieser Revolutionär und Kulturverneiner „sieht" ihn wenigstens, wo Dutzende viel mehr wissender Historiker und Theologen blind sind.— Ein merkwürdiges Beispiel, wie das Schicksal einem Philosophen erst nach dessen Tode mitspielt, bietet Spinoza. Das verdienstliche Buch von Ernst Altkirch „Maledictus und Benedictus" (8) enthält eine ausgezeichnete, zeitlich geordnete Urkundensammlung, deren kleinerer Teil die Urteile der Zeitgenossen, angefangen von dem schrecklichen Bannfluch der amsterdamer Judengemeinde, deren bei weitem größerer die der Nachwelt über den jüdischen Weisen bis zu den Hassern Chamberlain und Willmann und den Anbetern wie Constantin Brunner enthält, die ihn teilweise noch über Christus stellen. Keine Beschmutzung seiner Ehre, selbst seines Familiennamens („spinosus": „Dornstock") wurde verschmäht, dem wie ein Asket Lebenden Völlerei und geschlechtliche Ausschweifungen nachgesagt, die ihm die Schwindsucht an den Hals gezogen hätten, sein Grab zu bespeien aufgefordert. Dann aber regt sich mehr und mehr Bewunderung und Liebe. Schon vor Lessing wird sein Atheismus in Frage gestellt, deutsche Dichter und Philosophen erheben ihn zum Heiligen, zum Religionsstifter und schenken ihn wie seinen Geistesverwandten Shakespeare recht eigentlich erst der Welt. Zwei ebenso wertvolle Spinozaschriften, von Georg Mehlis (9) und von Benzion Kellermann (9) erläutern die Lehre des Philosophen. Mehlis' ansprechendes Büchlein gibt eine knappe, klare, für jeden Gebildeten lesbare Darstellung des Lebens und der Lehre Spinozas. Er geht auch auf die verschiedenen Auffassungen und auf Berührung mit fremden Systemen ein, ohne den gefährlichen Schritt in die bodenlose Problematik und abgründige Vieldeutigkeit dieses Denkers zu tun, von der seine blindergebenen Anhänger nichts ahnen. Nur Fachleuten genießbar ist Kellermanns (10) dicker Kommentar zu den grundlegenden ersten beiden Teilen der „Ethik" Spinozas, der zum tieferen Eindringen in dies schwierige Buch ausgezeichnete Dienste leistet. Der als Neukantianer bekannte Verfasser wirft an den einzelnen Stellen alle Fragen auf, die hinsichtlich der Ähnlichkeit mit platonischen oder kantischen Gedankengängen erhoben werden können. Das Ergebnis ist gewöhnlich der Nachweis der Verschiedenheit. Zu bemängeln ist, daß die beiden Denker, Spinoza und Kant, die eine grundverschiedene Sprache sprechen und wenig miteinander zu tun haben, überhaupt aneinander gemessen werden. Auch wird der spezifisch jüdische Einwand gegen den spinozistischen Gottesbegriff („deus sive natura"), daß er zum sittlichen Gesetz, zum Begriff des Sollens in Widerspruch trete, der philosophischen Tiefe des logisch-metaphysischen Ansatzes bei Spinoza nicht gerecht.

Ein grausames Schicksal hat dem klassischen deutschen Idealismus übel mitgespielt. Nun erholt er sich langsam von dreivierteljahrhundertlanger Verachtung. Ein Dokument dieses erfreulichen Wandels ist Brunswigs weitesten Kreisen warm zu empfehlender „Hegel" (11). Nur die Liebe zu einem großen Philosophen kann solch schönes verstehendes Buch hervorzaubern. Sonst sind die Darstellungen des Hegelschen Denkens ein Kreuz für den Leser, weil sie sich viel zu eng an den eigentümlichen Jargon des Philosophen anschließen. Hier ist der Versuch, ihn in unsere Sprache zu übertragen, gewagt und gelungen. — Weniger genügt Messers klares, aber etwas banales Fichtebuch (12) seinem großen Gegenstand. Er gibt jedoch schulgerecht den Stoff wieder, ohne viel Eigenes einzumischen, und kann gerade dadurch nützlich wirken. Anzuerkennen ist, daß er mit Fichte dem Erkenntnischarakter der Religion gerecht wird, abzulehnen aber die Umdeutung von Fichtes tiefem und radikalem Idealismus in einen flachen „Realismus". Wertvoll ist das Schlußkapitel, das Fichte zur Gegenwart in Beziehung setzt. — Den als Politiker wenig bekannten Schleiermacher behandelt Günther Holstein (13) in einer sehr gründlichen und dankenswerten Untersuchung. Nicht Schelling, sondern Schleiermacher, dieser „erste politische Prediger großen Stils" (Dilthey) ist für Holstein der Begründer des organischen Staatsgedankens. Und als „goethenächster" Denker unter den klassischen Philosophen ist er für das Werden des deutschen Idealismus von hervorragender Wichtigkeit.— Zwischen diesen Denkern und dem verstorbenen Soziologisten Müller-Lyer, klafft eine Welt. Eislers (14) gemeinverständliche Darstellung des Gedankensystems dieses deutschen Spencer und gemäßigten Marxisten, der vom Verstande her die Welt reformieren will, ist ein zuverlässiger Führer durch das umfangreiche Lebenswerk des menschenfreundlichen Mannes, der freilich unphilosophisch war wie seine Epoche, gerade deshalb aber auf weite Bevölkerungsschichten der Gegenwart, die weniger für Ideale als für Utopien

empfänglich sind, zu wirken berufen ist. — Eine auffallende Lebenskurve zeigt Spenglers Philosophie. Dem steilen Ansteigen ist ein Sinken des Interesses an ihr gefolgt. Den größten Anstoß erregte ihr Pessimismus. Nun zeigt Kurt Johannsens lesenswerte Broschüre (15), daß gerade ihr Optimismus, ihr Glaube an die Vollendung der abendländischen Kultur in Zivilisation, Cäsarismus und Technik unter Führung Deutschlands uns neuen Lebensmut geben will. „Untergang“ sei Vollendung. Mit der Kunst und der Philosophie freilich sei es aus. Ob nicht mancher ist, der solch merkwürdige „Vollendung“ dem ehrenvollen Untergang in Schönheit vorzieht? — Zum Glück zeitigt der Acker der Philosophie immer noch vollwertige Frucht. Zu solcher rechnen wir P. L. Landsbergs aus der kölner phänomenologischen Schule hervorgegangene, überaus klärende und belehrende Schrift über die platonische Akademie (16). Trotz gründlichen und sachverständigen Eingehens auf das geschichtliche Material ist sie doch keine eigentlich historische, sondern sinnerschließende Darstellung, welche das Wesen und die Bedeutung der sozialen Formen des Philosophierens im allgemeinen und der Schule Platons im besondern mustergültig klärt und die platonische Akademie als Kulturgemeinschaft des schöpferischen Eros feiert. Wer vom Geist Platons und seines Unterrichts einen Hauch spüren will, sei nachdrücklich auf diese schöne Schrift aufmerksam gemacht!

III. Ausgaben

1. Die Bestimmung des Menschen. Dargestellt von J. G. Fichte. Mit einer Einleitung und Anmerkungen von M. Kronenberg. Stuttgart 1922, Strecker & Schröder. 172 S.
2. Reden an die deutsche Nation. Von J. G. Fichte. Mit einer Einleitung und Anmerkungen von M. Kronenberg. Stuttgart 1923, Strecker & Schröder. 234 S.
3. Fichtes Reden in Kernworten. Mit einem Nachwort von Rudolf Eucken. Leipzig 1921, Felix Meiner. 102 S.
4. Johann Gottlieb Fichte: Einige Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten (Jenaer Vorlesungen 1794). Neu herausgegeben von Fritz Medicus. Zweite, durch neuentdeckte Zusätze Fichtes ergänzte Auflage. Leipzig 1922, Felix Meiner. 61 S.
5. Johann Gottlieb Fichte: Beitrag zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die Französische Revolution. Herausgegeben von Reinhard Strecker. Leipzig 1922, Felix Meiner. 255 S.
6. Arthur Schopenhauer: Philosophische Aphorismen. Aus dem handschriftlichen Nachlaß gesammelt sowie als Grundriß seiner Weltanschauung geordnet und herausgegeben von Otto Weiß. Leipzig 1924, Insel-Verlag. 391 S.
7. Lucius Annaeus Seneca: Philosophische Schriften. Übersetzt, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Otto Apelt. 2 Bände. Leipzig 1923, Felix Meiner. 266 u. 240 S.
8. Spinoza: Kurze Abhandlung von Gott, dem Menschen und seinem Glück. Übertragen und herausgegeben von Carl Gebhardt. Leipzig 1922, Felix Meiner. 156 S.
9. Hegels Geschichte der Philosophie. In zusammenhängender Auswahl herausgegeben von Alfred Baeumler. München 1923, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 384 S.
10. Voltaire: Aus dem Hauptquartier der Aufklärung. Eingeleitet und herausgegeben von Paul Sakmann. (Frommanns philosophische Taschenbücher, herausgegeben und geleitet von Hans Ehrenberg.) Stuttgart 1922, Fr. Frommann. 94 S.
11. Ludwig Feuerbach: Philosophie der Zukunft. Herausgegeben und erläutert von Hans Ehrenberg (Frommanns philosophische Taschenbücher I, 2). Stuttgart 1922, Fr. Frommann. 94 S.
12. Der Weg zur Wahrheit (Dhammapadam). Die älteste Quelle des Buddhismus der Gegenwart erschlossen. Deutsch durch Paul Eberhardt. Gotha o. J., F. A. Perthes. 162 S.

Vollständige und gute Ausgaben der philosophischen Klassiker sind eine sehr ernste nationale Angelegenheit. Gab es doch bis vor kurzem, d. h. vor der Apeltschen Gesamtausgabe (F. Meiner) überhaupt keinen allgemein zugänglichen „deutschen“ Platon! Kant, Feuerbach, Schopenhauer, Nietzsche liegen in guten Editionen vor. Für Leibniz wird in diesen Tagen durch die vierzigbändige Quartausgabe der berliner Akademie d. W. (O. Reichl) gesorgt. Aber die Probleme der Gesamtausgaben der Vertreter gerade des nachkantischen klassischen Idealismus sind heute, da diese Denker wichtiger werden als je, noch ungelöst. Teils sind, wie bei Fichte, die Briefe in alle Winde verstreut, teils steckt das Material in anonymen, kaum auffindbaren Zeitschriftenaufsätzen und Kritiken oder für die wichtigsten Werke, wie diejenigen Hegels, in sehr ungleichen Vorlesungsheften und Kollegnachschriften. Da müssen vorläufige Sammlungen, Auswahlen und Einzelausgaben bis auf weiteres dem dringenden Bedürfnis des Studiums abhelfen.

Der Verlag Strecker & Schröder bringt Fichtes „Bestimmung des Menschen“ (1) und „Reden an die deutsche Nation“ (2) in zwei guten, von dem rühmlich bekannten Geschichtschreiber des Idealismus M. Kronenberg veranstalteten Ausgaben. Die Einleitungen des Herausgebers, welche die Verbindung der Schriften mit der lebendigen Gegenwart herstellen, sowie die zusammenfassenden Inhaltsangaben der einzelnen Kapitel bzw. Reden sichern den Büchern hoffentlich die verdiente Verbreitung gerade in nichtgelehrten Kreisen. Zumal die „Reden“ haben, obwohl nicht wenige sie vor zehn Jahren noch einmal schreiben zu müssen

glaubten, erst nach dem Kriege ihre rechte Bedeutung erlangt, während ihre Nachahmungen bereits vergessen sind. Die Reden verdienen noch heute und just in diesen Tagen ganz gelesen, nicht bloß pflichtschuldigst gelobt zu werden. Aber so ist der Mensch und — Schmach und Schande! — der Deutsche, daß Raymund Schmidt (übrigens in sehr verständiger und sachkundiger Weise) ihnen die Rosinen heraussuchen und in lapidarer Fraktur (Korpus, fett mit Durchschuß) und roter Umrahmung, dazu in zierlichem Einband vorsetzen muß, wenn er sie lesen soll: „Fichtes Reden in Kernworten" (3). Natürlich geht durch den kurzatmigen Aphorismus dieser philosophischen Zuckerbäckerei der ungeheure Ernst des tiefatmigen Fichte verloren. Auch sagt Joel mit Recht: „Wer den Fortschritt der Philosophie in der Verbreitung statt der Tiefe sieht, ist ein Feind der Philosophie." Aber „Philosophie" ist ein vieldeutiges Ding.

Außerhalb der Fichte-Ausgabe von Medicus (Verlag F. Meiner) sind neuerdings von demselben Gelehrten die „Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten" (4) mit bisher unbekannten Zusätzen herausgegeben, die der rührige Fichte-Forscher Hans Schulz (Universitätsbibliothekar in Halle) als Anhänge einer autorisierten dänischen Übersetzung entdeckt und bereits in den „Kant-Studien" (1920) veröffentlicht hatte. Aber das deutsche Original der Fichteschen Zusätze ist unbekannt, und die Rückübersetzung ins Deutsche trifft daher notgedrungen den Fichteschen Ausdruck nicht. Wer übrigens Fichtes Hochgestimmtheit mit „Utopie" verwechselt, sollte keine Zeile von ihm lesen. In diesem Sinne darf man behaupten, daß Fichtes „Reden" eher noch zu viel gelesen worden sind, weil jeder in Verkennung des überragenden Niveaus dieses Mannes ihm seine Parteimeinungen unterschob. Als Korrektur des konventionellen Schul-Fichte ist daher sein „Beitrag zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die Französische Revolution" (5) sehr zu empfehlen. Reinhard Strecker, der Herausgeber, sagt endlich, was man vor fünf Jahren über Fichte noch nicht sagen durfte. Aber nachdem jahrzehntelang von rechts her mit dem angeblich nationalistischen und kriegerischen Fichte Schindluder getrieben worden ist, darf man sich einen Fichte von links her als Pendant dazu wohl verbieten. Mit dem heutigen Sozialismus und Pazifismus hat er nichts zu tun. Wann wird der Deutsche, zumal der deutsche Gelehrte, an Stelle der ewigen Schülerfrage: „Was hat er gesagt?" die entscheidende Frage: „Wer ist er gewesen?" stellen lernen?

Das Editionsproblem Schopenhauers ist leicht, insofern alles Material beisammen ist, dagegen schwierig wegen der eigenartigen Arbeitsweise des Denkers, der seine gedruckten Ausgaben mit umfangreichen handschriftlichen Zusätzen versah, die er dann in die jeweils nächste Auflage hineinarbeitete. Aus diesem Grunde erscheint sein Werk als Torso. Das Sammelbecken aber, aus dem der Denker für seine Verbesserungen und Zusätze schöpfte, sind seine philosophischen Aphorismen (6). Aus ihnen kompiliert er die späteren Ausgaben. In ihnen sieht der rühmlich bekannte Herausgeber der Werke Schopenhauers, Otto Weiß, nicht nur die unmittelbarste, sondern die allein ihm angemessen gewesene künstlerische Ausdrucksform seiner Gedanken. Ja er macht, nicht ganz überzeugend, Schopenhauer an Nietzsches Stelle zum Klassiker des philosophischen Aphorismus und gibt seine philosophischen Aphorismen aus dem Nachlaß in einer prächtigen Ausgabe des Inselverlags mit einer Einführung, aber absichtlich nicht in philologisch getreuem Nachdruck, sondern für weitere Kreise in sachlicher Ordnung heraus, so daß nicht nur die Philosophen, sondern auch die Literaturfreunde an dem hübschen Geschenkbande ihre Freude haben müssen.

Der gegebene Platz für billige Textausgaben ist natürlich die Meinersche (ehedem Dürrsche) „Philosophische Bibliothek", die unter ihrem jetzigen Verleger eine großartige Ausgestaltung erfahren hat und als Kulturwerk bei andern Nationen ihresgleichen sucht. Jetzt ist ihr auch der deutsche Seneca (7) in der gediegenen Sprache Otto Apelts als nationaler Besitz einverleibt worden. Apelt hat die Dialoge, Abhandlungen, Briefe (die „Naturwissenschaftlichen Fragen" folgen später) jeden für sich gut eingeleitet, erläutert, analysiert. Gewiß sind uns Senecas, wenn auch gemäßigt stoische, Gedanken heute fremd, die schmale Brücke über Spinoza-Goethe-Nietzsche (leidenschaftslose Betrachtung der Leidenschaften und Laster) ausgenommen. Aber nur in Entgegengesetztem kann man sich spiegeln. So verhilft uns antiker Geist zur Selbsterkenntnis. Die „Philosophische Bibliothek" bringt auch Spinozas „Kurze Abhandlung von Gott, dem Menschen und seinem Glück" (8) außerhalb der Gesamtausgabe, weil das Original dieser von Spinoza lateinisch diktierten „Ur-Ethik" verschollen und nur eine holländische Übersetzung in zwei Abschriften vor zirka 70 Jahren gefunden worden ist. Gebhardts treffliche Einleitung legt an Hand der Abhandlung den Schwerpunkt mit Recht auf den Platonismus Spinozas statt, wie es sonst geschieht, auf den Einfluß der Scholastik und des Cartesius. Zu dieser neuen Beurteilung verhilft gerade diese genial entworfene Schrift. Nur auf dieser, platonischen, Grundlage ist auch die Rezeption, ja Heiligsprechung des

Spinoza durch die klassischen deutschen Idealisten weit mehr als ein bloßes Mißverständnis.

Eine Richtigstellung erhält auch der lange verkannte und verzeichnete Hegel durch die tiefeindringende Einleitung Alfred Baeumlers zu seiner Auswahlausgabe von Hegels „Geschichte der Philosophie" (9). Verlachte Worte Hegels wie dasjenige von dem abschließenden Charakter seiner Philosophie gewinnen ihren guten Sinn zurück. Was Überhebung schien, war tiefste Bescheidenheit. Eine nützliche Textsammlung sind „Frommanns philosophische Taschenbücher": Auswahlen aus weniger gelesenen älteren Schriftstellern enthaltend. Das uns vorliegende Voltaire-Bändchen (10) ist ob seiner reichen, ja bunten Auswahl nicht nur aus Briefen, Abhandlungen und Novellen Voltaires, sondern auch aus Zeugnissen der Ferney-Pilger und anderer Zeitgenossen, Anekdoten der Voltaire-Überlieferung usw. als hervorragend gelungen und amüsant zu bezeichnen. Alles Doktrinäre fällt weg, und wir sehen nur die glänzende Persönlichkeit dieses vielleicht genialsten „Journalisten" aller Zeiten. So wird diese von einer sachkundigen, lebendig schildernden Einleitung ergänzte Herausmeißelung des dankbaren Objekts auf so engem Raum zu einer Glanzleistung Sakmanns. Das von Hans Ehrenberg veranstaltete und liebevoll eingeleitete Feuerbach-Bändchen (11) derselben Sammlung bietet eine Sonderausgabe von Feuerbachs kaum noch gelesenen „Grundsätzen der Philosophie der Zukunft" von 1843. Weniger der Sensualist und Aufklärer als der Vermittler von Herz und Kopf kommt zu Worte. Die modernste Aufgabe der Philosophie: die Ineinssetzung von Denken und Leben wird zwar der Lösung nicht näher gebracht, aber doch gut formuliert und in der Einheit von Ich und Du das Grundverhältnis aller Philosophie gesehen. Wenn zum Schluß Paul Eberhardts in deutsche Reime gefaßte Spruchverse des Dhammapadam (12) empfohlen werden, so geschieht dies nicht der philologischen Treue oder Wissenschaftlichkeit wegen — im Gegenteil vermittelt Eberhardt fast stets weniger Begriffe, als das Original sie hat —, sondern wegen des klaren, reinen Deutsch, welches gerade diese Übersetzung für weiteste Kreise genießbar macht. Eberhardts Ziel ist unmittelbare Geisterfassung ohne die fable convenue vom Quietismus der Buddhalehre. Eine unendliche erhabene Stimmung umfängt den Leser. Sie ist für den Zweck des Buchs wichtiger als alle historische Treue.

Proben und Stücke

Gedichte von Jakob Boßhart[1]

Der erste Tod

Bei seines Sohnes Leiche in dem Sand
Und Blutgeruch kniet Adam, unverwandt
Lebendige Augen in die toten senkend,
Das blasse Rätsel vor sich überdenkend.

Ein Schauder rüttelt ihn und wirft ihn um.
Er sieht an eines düstern Pfades Krumm,
Sein eigen Antlitz mit verzerrten Zügen
Wie Abels Wang' und Mund im Staube liegen.

Wohl kennt er Erdenharm und -weh: Die Flucht
Ins Elend für die übersüße Frucht,
Entbehrung, Müh'! Doch weiß er's, mit den Qualen
Mußt billig er ein Überglück bezahlen.

Hier starrt ihm eine größre Menschennot
Zum erstenmal ins Angesicht: der Tod,
Und eine Ahnung faßt ihn voller Grauen,
Er werd' ihn immerdar am Wege schauen.

Er schreit dem Sohne seine Angst ins Ohr.
Der bleibt verklärt, gelassen wie zuvor,
Und Adam sieht in den versteinten Zügen
Des Lebens ew'ges Antlitz vor sich liegen.

Adam

Sie hielt ihm lockend einen Apfel hin.
Er sann und sprach: „Wohlan, Verführerin,
Es sei um gottgeschenktes Glück geschehn!
Ich will nicht mehr auf Bettlerfüßen gehn,
Will selbst mir schaffen Garten, Lager, Streu!
Groß sei mein Stolz und klein sei meine Reu!"

Er riß zum Munde die verbotne Frucht,
Des harten Spruchs gewärtig: „Sei verflucht!"

[1] Der Verlag Grethlein & Co., Leipzig-Zürich, der den Nachlaß von Jakob Boßhart erworben hat, setzt uns freundlich instand, obige Gedichte aus dem demnächst erscheinenden ersten Nachlaßband bekanntzugeben.

Echo der Zeitungen

Anatole France

„Ein Zeitloser, der mit lebendigstem Empfinden durch seine Zeit ging, das war Anatole France. Er wohnte nicht wie sein Meister in der Skepsis, Ernest Renan, auf dem Sirius. Mit allen Fasern war er in die Gegenwart verwebt. Er griff seiner Mitwelt ans Herz und legte ihr Innerstes bloß. Er war der stärkste Gesellschaftskritiker von zwei Generationen, seine Riesenauflagen trugen seine Wirkung weit über Frankreichs und Europas Grenzen hinaus. Man hat jedes neue Buch von ihm mit Ungeduld erwartet. Man wußte, es würde in den Alltag hineinleuchten, in die politischen Wirrnisse oder in die allzu menschlichen Menschlichkeiten im eigenen Hause, im Nachbarhaus, in der Volksgemeinschaft. So war es auch immer, aber die neue Kapuzinerpredigt war zugleich immer das eleganteste, reizendste Gedankenspiel, das sogar rühren konnte, ohne rührselig zu werden. Anatole France wird zu den großen ‚Moralisten' Frankreichs gezählt werden, die alle auch große Prosaiker waren. Aber zuletzt legt man das Buch mit einem Gefühl aus der Hand, in dem eine Dissonanz nicht aufgelöst ist. Irgend etwas verlangt nach dem Ausklang des vollen Akkords. — Ist es nicht doch eine zu große geistige Überlegenheit, die dem Buch die seelische Wirkungslinie umbiegt? Dieses vom Verstande so fein geleitete, so zart nuancierte und doch klassisch skandierte Empfinden bezaubert, es ergreift nicht. Hat es eigene Wärme, oder steigt und fällt es nur wie die Quecksilbersäule, wenn sie von außen erwärmt und abgekühlt wird? France hat für eine Zeit geschrieben, die den Weltkrieg und seine seelische Zerrüttung der Menschheit nicht kannte." Fritz Schotthöfer (Frankf. Ztg. 771 — 1 M.) (vgl. auch ebenda „France und Deutschland" 814 A.).

„Ein freier Geist, frei und tapfer trotz des Relativismus des geschichtlichen Denkens, trotz einer in Massenhypnosen entartenden öffentlichen Meinung, trotz seiner Verbindung mit klassenkämpferischem Sozialismus: das war Anatole France. Einen Trinkspruch auf Georg Brandes hat er 1902 mit den Worten geschlossen: ‚Ich trinke auf Georg Brandes, der in einem demokratischen Zeitalter lebt und doch niemals dem Volk geschmeichelt hat.' Gegen allen Dogmatismus und Fanatismus — auch den der Demokratie und der Revolution. Der Roman ‚Die Götter dürsten' zeigt, wie dieser weiseste Sohn des 18. Jahrhunderts über die Jakobiner dachte." Ernst Robert Curtius (Köln. Ztg. 725 A.).

„Man hat ihm Humor nach deutscher oder englischer Art zuschreiben wollen. Das trifft nicht zu. Dafür sieht und beurteilt er alles zu sehr nur mit dem Scharfsinn. Was man so nennt, war die Ironie, das gütige Durchschauen, das verzeiht. Herzensgüte und eine immer junge Liebe zur Gerechtigkeit und Wahrheit waren dieses Geistes Erbgut. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit waren in seinem Munde mehr als ein Schlagwort, das dem Eigennutz dienen muß. In seiner ‚Histoire contemporaine', in seiner ‚Histoire des Pingouins', in der ‚Jeanne d'Arc' und vielen anderen Schilderungen zeigt er die wahre französische Geistigkeit, im unablässigen Kampf mit Verblendung, Unduldsamkeit, Grausamkeit bedroht, gefährdet und doch unüberwunden. Während des Weltkriegs hat er mit Wenigen sich von Schmähungen Deutschlands vornehm ferngehalten. — Die neue Jugend Frankreichs und Europas findet ihrer Sehnsucht in seinem Lebenswerk nicht Befriedigung. Die metaphysischen Tiefen menschlicher Natur und menschlichen Geistes hat er nicht enthüllt." Eduard Wechßler (Deutsche Allg. Ztg. 483).

„Er ist ein Feind des Christentums gewesen und dennoch ein Hagiograph oder zum mindesten ein profaner Gaukler der Madonna. Oft war er, der Zögling des Collège Stanislas, sehr freundlich gegen die Kleriker. Er schätzte sie wegen ihrer Einfalt und schon deshalb, weil auch unter ihnen Stammgäste der Büchertrödler an den Kais waren. So der Kanonikus, der bei Notre Dame wohnte: ‚Mit siebzig Jahren hatte er die Seele und die Backen eines kleinen Kindes. Niemals saß eine goldene Brille auf einer schlichteren Nase, um Augen, die harmloser gewesen wären, zu erhellen.' ‚Ich war konservativen Geistes,' sagt France im ‚Livre de mon ami', ‚und ein wenig bin ich es immer noch. Aller Philosophie ungeachtet, habe ich für schattende Bäume und für Dorfpfarrer eine Schwäche.' Sogar die Klerikertypen in der ‚Histoire contemporaine', obschon aggressive Laune bei ihnen mitgewirkt hat, sind nicht etwa Verzerrungen des Hasses. Aber der konservative Geist wurde, nicht plötzlich, sondern nach und nach, ein Voltairianer, ein Propagandist der Irreligion. So schwankte auch der Politiker France zwischen dem Gleichmut des aufgeklärten Bürgers

und dem drohenden ‚Ecrasez l'infâme' seines Meisters. Als einen ‚Sänger aus der Sixtina' hatte ihn, noch 1895, Bernard Lazare charakterisiert und als einen Zaghaften, der sich vor der Intransigenz scheue: ‚Er fürchtet die allzu klaren Meinungen, und wenn er sie aus Vorsicht nicht angreift, so weiß er sie mit Klugheit zu umgehen.' Doch in der Sturmzeit des Dreyfus-Prozesses trat France hinaus auf die Straße und mit den Jaurès und Pressensé in das Gewühl der Volksversammlung." Paul Wiegler (Voss. Ztg., B. 241).

„Schon sechzig, da war er erst voll er selbst, dank Erkenntnissen des Kampfes. Er gehörte zu jenen, die zart beginnen, zögernd, fast schwach beginnen dürfen, weil sie ganz alt werden sollen und Zeit haben, noch Fesseln abzuwerfen, wenn andere schon ermüden. Auf der Höhe, von unumstößlichem Ansehn geschützt, stehen sie befreit und als Empörer da. Anatole France ward Sozialist, zum Schluß hieß er Kommunist. Er war es aber in der Idee, aus geistiger Ungebundenheit, auch nicht mehr gebunden von einer bürgerlichen Gesellschaft, deren höchste Blüte doch gerade sein Geist und Antlitz war. — Er glaubte an den Kommunismus in hundert Jahren. Wenigstens bis zu den letzten europäischen Katastrophen hielt er nur unmerkliches Werden für wahrscheinlich; und er war erhaben über die Furcht vor Ideen und ihren Wirkungen, gegen die man noch aufmuckt, indes man schon mitten hineintreibt. Er hätte sich für entehrt gehalten durch Kleingläubigkeit vor der Zukunft. Aber ihren gewalttätigen Anbruch leiblich mitmachen? Die Hinrichtung dessen, was wir waren? Er paßte weder nach Rußland, noch hätte er 1793 da sein mögen. Der Handelnde entgeht der Schuld nicht, aus reinen Gedanken werden Verbrechen. So steht es für die Revolutionäre in ‚Die Götter dürsten'. Angesichts der Schreckensmänner fühlt er mit sanften, feinen Menschen, deren Zeit vorbei ist." Heinrich Mann (Frankf. Ztg. 787—1 M.).

Vgl. auch Joseph Chapiro (N. Bad. Landesztg. 511); E. F. (N. Zür. Ztg. 1569, 1577); T. (ebenda 1527); „Vom jungen Anatole France" (ebenda 1553); Victor Auburtin (Berl. Tagebl. 488); Julius Bab (Stuttg. N. Tagbl. 446 u. a. O.); Ernst Robert Curtius (Allg. Ztg. München 413); Henri de Ziégler (Basl. Nachr. 428); René Lalou (Prag. Pr. 282); Paul Block (Berl. Tagebl. 487); Bernard Guillemin (Berl. Börs.-Cour. 482); Karl Voßler (Hannov. Kur. 482); Michael Charol (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 483); Hugo Marti (Bund, Bern 438); „France in Rom" von Mario Passarge (Voss. Ztg. 495); „France als politischer Denker" (N. Zür. Ztg. 1530); Germania (443); Arb.-Ztg. Wien (283); Magdeb. Ztg. (521).

*

„Nietzsche stirbt an der Jahrhundertwende, an der Wende des Säkulums, das sein Jahrhundert zum großen Teil ist. Denn wie stark auch sein Gegensatz zu seiner Zeit gewesen sein mag, wie sehr er auch Wagner und den Bildungsphilister seiner Zeit bekämpft hat, Nietzsche ist doch auch ein Kind des 19. Jahrhunderts. Er ist es als Anbeter der Natur nicht nur, sondern auch des Naturalismus, er ist es als Verächter der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, als Gegner Kants, Schillers, als Gegner von Sokrates. Er ist es als Bekämpfer feststehender moralischer Gesetze, als Feind des Begriffs der objektiven Wahrheit, als Verehrer der Macht und der Schönheit des Lebens." Hellmuth Falkenfeld (Vorw. 486).

„Über die Frage, wie sich die Nietzsche-Bewegung weiter entwickeln wird, sind die Meinungen geteilt: die einen glauben, der Höhepunkt sei überschritten (wobei zumeist der Wunsch der Vater des Gedankens ist), andere meinen, er sei noch lange nicht erreicht, ja, manche sind davon überzeugt, daß die eigentliche, wirklich in die Tiefe gehende Wirkung Nietzsches erst begonnen habe. Wer Gelegenheit hat, seinen Einfluß auf die geistigen, künstlerischen, kulturellen und sozialen Strömungen der Gegenwart im einzelnen zu verfolgen, kann jedenfalls der Meinung, die Nietzsche-Bewegung sei nicht mehr im Fortschreiten begriffen, nicht beipflichten. (Beiläufig bemerkt erschienen z. B. allein im Jahre 1922 sechzehn, 1923 siebzehn wissenschaftlich wertvolle deutsche Bücher über Nietzsche, und in Frankreich ist eine groß angelegte, sechsbändige Darstellung des Lebenswerks des Philosophen von Prof. Ch. Andler im Erscheinen begriffen.)" Max Oehler (Hannov. Kur. 484/5).

„So blicken wir auf die autobiographischen Dokumente und sehen zuerst den Knaben Nietzsche in all seiner rührenden, innigen Frömmigkeit und strengstem Gehorsam in Haus und Schule. Ich glaube, wenn ein Kirchenfürst, in dessen verborgenstem Herzenswinkel der Wunsch schlummert, einmal heilig gesprochen zu werden, diese Niederschriften liest, daß dann in ihm der Wunsch emporsteigen wird, es möchten sich von ihm doch auch solche Jugenddokumente finden wie von diesem Antichristen Friedrich Nietzsche." Elisabeth Förster-Nietzsche (Berl. Tagebl. 490 u. a. O.).

„Was er als Psychologe, Erkenntniskritiker und Ethiker war, alles das war Nietzsche nur darum, weil es in seinem Menschentum wurzelte. Das Wertvollste, was Nietzsche hinterlassen, ist daher das, was er als Mensch, als Persönlichkeit war. Und diese Persönlichkeit ist als edelstes Vermächtnis geblieben, und diese lernt unsere Zeit mehr und mehr erkennen hinter den Masken, die

auch er nicht verschmäht hat. Dieses Leben, dieses Schicksal hat Größe und tiefe und echte Tragik; ein Stil lag darin von heroischer Herbheit und Strenge, die begeisternd gewirkt haben und wirken auf die Besten unter uns. — Tun wir ihm unrecht, wenn wir heute sagen, daß der Weg, den er führte, anderen Zielen zustrebte, als er selbst sie setzte? Wird des Kolumbus Größe geringer dadurch, daß er das Indien, das er suchte, nicht fand? Wir sehen heute in Nietzsche nicht mehr eine zeitlose, völlig einzigartige Erscheinung, als die er selbst sich sah, nicht mehr den Einsamen, sondern gerade den, der Dinge vorwegnahm, die mit Notwendigkeit kommen mußten. Nicht mehr als ein blendender Komet erscheint er, sondern als ein Fixstern neben anderen Sternen, als eine Notwendigkeit der deutschen, ja der Kultur überhaupt, und die Entwicklung der neueren Philosophie zeigt, daß der Same, den er ausstreute, aufgeht. — Was daraus hervorging, sind gewiß nicht Übermenschen, aber es sind menschliche Werte, die nicht darum bedeutend und groß sind, weil sie völlig neu und unerhört wären, sondern die darum groß sind, weil sie zeitgeforderte Notwendigkeiten sind. Denn groß ist immer nur das geworden, was ein Schicksal vollenden half. Es ist deshalb kein Herabmindern seiner Größe, wenn wir heute sagen, daß auch er, der Feind alles Historismus, eine historische Macht geworden ist." Richard Müller-Freienfels (Magdeb. Ztg. 524 u. a. O.).

Vgl. auch: Max Oehler „Nietzsche der Philologe" (Frankf. Ztg. 777—1 M.); „Nietzsche und unsere Zeit" (N. Bad. Landesztg. 524 u. a. O.); „Nietzsches Wirkungen" (Köln. Ztg., Lit. Bl. 726); „Nietzsche, der Forscher" (Voss. Ztg. 490); Ernst Müller (Stuttg. N. Tagbl. 447); x. (Allg. Ztg., München 415); Bruno Lenz (Württemb. Ztg. 243); Dr. O. „Nietzsches erster Bruch" (Magdeb. Ztg. 524); Theodor Kappstein „Nietzsche und das Neue Testament" (Bund, Bern 440); Martin Roehl „Nietzsche und Dostojewski" (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 487); Erich F. Dach „Nietzsches Krankheit" (Berl. Börs.-Cour. 495).

*

Zu Oskar Walzels 60. Geburtstag

„Die wissenschaftliche Persönlichkeit Oskar Walzels, der heute sechzig Jahre alt wird, kann schärfer oder wenigstens kühler beurteilt werden, als es der oft ausgesprochenen und anläßlich dieses Tages wieder bekräftigten Überzeugung seiner zahlreichen Freunde und Schüler zulässig erscheint, unter denen sich angesehene, auf verschiedenen Gebieten der Geisteswissenschaften tätige Forscher befinden. Aber auch wer gegen viele Arbeiten Walzels, sogar gegen seine Gesamtleistung und Geisteshaltung Einwände erhebt, kann nicht bestreiten, daß Oskar Walzel die Autorität, die er sich in den Kreisen seiner Fachwissenschaft als Herausgeber und Kritiker, als Spezialforscher und akademischer Lehrer frühzeitig erworben hat, in entscheidenden Jahren eingesetzt hat, um der deutschen Literaturwissenschaft aus ihrer Isolierung herauszuhelfen und ihre Problemstellung durch die Fühlungnahme mit anderen, methodisch weniger weit zurückgebliebenen Wissenschaften zu vertiefen. Diese unbestreitbare Tatsache bleibt ein Verdienst, wie man auch über den Anteil Walzels an den Wandlungen der Wissenschaft denken mag.

Bemüht, alle neuen Tendenzen der Wissenschaft und Dichtung mit einer Aufnahmebereitschaft zu erspüren, die gelegentlich schon einer Ausschaltung des kritischen Verhaltens und einer Verdunkelung des eigenen Standpunktes gleichkam, ist auf der anderen Seite gerade Walzel — persönlich und sachlich — in engerem Kontakt mit der älteren, bei der philologischen Arbeitsweise beharrenden Richtung der Literaturwissenschaft geblieben. Er hat ausgleichend und vermittelnd gewirkt, manchen Widerstand älterer Kollegen gemildert, manchen jüngeren ermutigt. Die Resultate dieser Tätigkeit sind weniger sichtbar, — ihre Bedeutung ist nicht zu unterschätzen. Wenn heute die Bedingungen für die Laufbahn eines Literarhistorikers, der sich mit der philologischen Betrachtungsweise nicht zufrieden gibt, auch innerhalb der Universitätswissenschaft günstiger geworden sind, als sie vor dreißig Jahren waren, so ist das größtenteils nur das persönliche Verdienst Walzels, der übrigens als Dozent selbst erst spät den ihm zusagenden Wirkungskreis gefunden hat; aber diese Veränderung ist tatsächlich unter Walzels lebhafter und sicher auch wirksamer Beteiligung eingetreten." Hugo Bieber (Voss. Ztg. 512).

Vgl. auch: Eugen Lerch (Köln. Ztg. 763 und Frankf. Ztg. 809—1 M.); Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1609); —er (Magdeb. Ztg. 547); Hugo Marti (Die Walzel-Festschrift) (Bund, Bern 464).

*

Zur deutschen Literatur

Dem Dichter des „Simplizissimus", Grimmelshausen, widmet Heino Schwarz einen Aufsatz (Münsterischer Anz. 570). — Über die Mystik des Angelus Silesius schreibt Eugen Peterson (Stuttg. N. Tagbl. 438). — Zu den Aufsätzen gelegentlich Klopstocks 200. Geburtstags ist der von Hermann Kalchreuter (Staatsanz. f. Württemb., Bes. Beil. 12) nachzutragen. (Ebenda wird „Zum hundertjährigen Todestag eines Vergessenen" an Graf Gustav Schlabrendorf, den

Freund der Caroline von Humboldt und der Rahel, erinnert). — Eine Rede auf Kortum von Herbert Eulenberg wird (Köln. Ztg., Lit. Bl. 750) mitgeteilt. — Herder in Bückeburg widmet Ludwig Bäte eine Betrachtung (Hannov. Kur. 506).

Zu „Goethe in Roethescher Beleuchtung" schreibt s. (Frankf. Ztg. 749—1 M.): „Roethe hat zu der Feier, die die Goethe-Gesellschaft zum 175. Geburtstage Goethes veranstaltete, eine Festrede gehalten, die zwar den gründlichen Gelehrten und glühenden Goethe-Verehrer, ausgestattet mit suggestiver Beredsamkeit, verriet, sich im übrigen aber doch von einseitigen Auffassungen, die mit der politischen Einstellung des Redners zusammenhängen, nicht frei hielt. Goethe sei Aristokrat gewesen und habe die Traditionen des Adels mit ihren festen Schranken geschätzt. Die Stände habe er als unverrückbare Begrenzung anerkannt, die Masse sei ihm verhaßt, jede Revolution sei ihm ein Greuel gewesen. So allgemein und bedingungslos ausgedrückt, sind diese Behauptungen nicht richtig. Gewiß, Goethe hat die französische Revolution abgelehnt, aber später hat er zu Eckermann gesagt, er habe kein Freund der französischen Revolution sein können, weil ihm ihre Greuel zu nahe gestanden hätten, während ihre wohltätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen gewesen seien. Er sei aber schon damals vollkommen davon überzeugt gewesen, ‚daß irgendeine große Revolution nie Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Notwendige von unten her erzwungen wird.' Gewiß erkannte Goethe das geschichtlich Gewordene als große ruhende Mächte an, aber, sagte er, wenn man ihn einen Freund des Bestehenden nenne, so sei das ein sehr zweideutiger Titel, den er sich verbitten möchte, denn Freund des Bestehenden heiße oft nicht viel weniger als Freund des Veralteten und Schlechten. Und als in einem Gespräch mit dem Kanzler von Müller von den ‚jetzigen Bestrebungen der Monarchisten, Freiheit und Aufklärung zu hemmen', die Rede war, äußerte er: ‚Im Prinzip, das Bestehende zu erhalten, Revolutionärem vorzubeugen, stimme ich ganz mit Ihnen überein, nur nicht in den Mitteln dazu. Sie nämlich rufen die Dummheit und die Finsternis zu Hilfe, ich den Verstand und das Licht.' Gegen den Vergangenheitskultus brach er einmal ‚mit Heftigkeit' in die Worte aus: ‚Ich statuiere keine Erinnerung in eurem Sinne ... es gibt kein Vergangenes, das man zurücksehnen dürfte, es gibt nur ein ewig Neues, das sich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen gestaltet, und die echte Sehnsucht muß stets produktiv sein, ein neues Besseres erschaffen.'"

Johanna Fahlmer, Goethes „Täntchen", widmet Heino Schwarz eine Betrachtung (Mannh. Tagebl., Frauen 236). — Über Eckermann schreibt K. Viëtor (Berl. Tagebl. 472), über den „wahren Eckermann" Wolfgang Goetz (Mitteld. Ztg., Erfurt, Geist 289). — An den Kanzler von Müller erinnert Hans Taub (Münch. N. Nachr. 288). — Aphorismen über Ottilie von Goethe (nach teilweise neuen Dokumenten) bietet Ilse Linden (Voss. Ztg. 506).

Gelegentlich der Neuausgabe der Werke durch Walther Harich im Verlag Erich Lichtenstein schreibt Friedrich Schnack über E. T. A. Hoffmann (Hannov. Kur., Unt. 500/1). — Das Bildnis Hölderlins zeichnen Stefan Zweig (Berl. Tagebl. 515) und Hermann Hesse (N. Zür. Ztg. 1630). — Kleist und die sogenannte Kantische Philosophie nimmt Fritz Medicus auf Grund von Walter Muschgs Kleist-Buch zum Thema (N. Zür. Ztg. 1576 u. 1582). — Mit „Lenau in Heidelberg" beschäftigt sich Karl Hoeber (Köln. Volksztg. 793). — An den 150. Geburtstag von Adolph Müllner erinnerten Ella Spiero („Schuld und Schicksal", Berl. Börs.-Ztg. 491) und Hans Gaefgen („Goethe und Müllner", Hannov. Kur. 246).

„Wie Grabbe zu seiner Frau kam" erzählt Alfred Bergmann (Deutsche Allg. Ztg., Welt 470) nach neuen Dokumenten. — „Zum geistlichen Jahre der Droste" ergreift Paul Adams das Wort (Köln. Volksztg., Lit. Beil. 1). — Über Hebbels Frau plaudert Herbert Eulenberg (Münch. N. Nachr. 297). — An Ferdinand Sauter (geb. 1804) erinnert Wilhelm Börner (Arb.-Ztg., Wien 300).

C. F. Meyers Geschichtserlebnis untersucht Erich Everth (Köln. Ztg. 739), den französischen Einfluß auf C. F. Meyer prüft Hugo Marti auf Grund der Arbeit von Helene von Lerber (Bund, Bern, Kleiner Bund 40), das Problem der „Kühle der großen Kunst" erörtert Erich Everth in Hinblick auf Meyer (Berl. Tagebl. 518). — Gedichte Theodor Fontanes aus seiner von Georg Herwegh beeinflußten Frühzeit werden (Voss. Ztg. 510) mitgeteilt. — Mit Hermann Löns beschäftigt sich Wilhelm Hochgreve (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 39), mit seinem Nachlaß Kurt Voß (Hannov. Kur. 514/15). — Über Peter Hille schreibt Heino Schwarz in Erinnerung an den 70. Geburtstag (Westf. N. Nachr. 213). — „Cäsar Flaischlen als Mensch" gilt eine Betrachtung von Hans Schliepmann (Tag, Unt.-Beil. 248). — Der frühverstorbenen Elisabeth Petermann („Blüten, die der Sturm verwehte") wird (Germ. 438) gedacht. — An „eine aristokratische Arbeiterdichterin", die Prinzessin Pauline von Württemberg, er-

innert Eugen Wolbe (Vorw. 498). — Das Andenken an Walter Flex ruft Fine Hüls wach (Deutsche Allg. Ztg. 488). — Zu Richard M. Meyers 10. Todestag schreibt Heinz Neuberger (N. Augsb. Ztg. 230).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Eine Studie über Clara Viebig läßt Elisabeth Schick-Abels (Schweizer Frauenbl., Aarau 43) in die Worte ausklingen: „Was Clara Viebig als Heimatkünstlerin gegeben hat, und was in den Grenzen des Naturalismus zu geben ist, bleibt vor allem der große Stimmungsreiz, der in der Verquickung von Begebenheit und Landschaft liegt, der innige Zusammenhang von Landschaft und Stammeseigentümlichkeit. Darüber hinaus weisen manche Talente, welche den Mutterboden Heimat wiederfanden. Als Landschafterin ist Clara Viebig nicht übertroffen." — Im Hinblick auf den „Urwald" untersucht Waldemar Gurian (Germ. 470) Josef Pontens Stellung zum Katholizismus, mit dem Resultat: „Er ist ein Apologet des Katholizismus, jener Religion, deren Kern die Tatsache ausmacht, daß Gott Mensch wurde, und dadurch, daß diese Menschwerdung sich täglich im Mysterium des Altarssakramentes wiederholt, den Menschen zum Menschen in Sicherheit macht. Ponten ist aber nur negativer Apologet. Er gibt nur Zeugnis von der Möglichkeit der Erlösung, aber nicht von der Tatsache der Erlösung. Unserer Zeit aber, die leider so reich an unechten Zeugnissen der Erlösung ist, tut auch ein echter Zeuge ihrer Möglichkeit not. Durch Christus selbst wird die Heiligkeit seines Vorläufers Johannes des Täufers nicht aufgehoben. Und so gilt auch für Pontens ‚Urwald': auch in Zeiten der Erfüllung wird er ein Zeugnis heiliger Sehnsucht sein." — „Naturgewachsen, stark und groß" nennt Heino Schwarz (Wiener Ztg. 217) Pontens Gesamtwerk. — Josef Wincklers Bedeutung für den Expressionismus kennzeichnet Julius Sauer (Weser-Ztg. 18. Okt.): „Zu den Gestalten des Expressionismus, die mehr zu geben haben, die mit riesigen Fäusten in das Weltganze hineingreifen, zählt Josef Winckler. Er greift in das Kosmische, in das Chaotisch-Kosmische hinein, aber — und das unterscheidet ihn von den vielen Mitläufern — er bleibt immer in der Erde wurzeln, aus der er stammt und der er seine besten Kräfte verdankt. Vor dem Kriege war er der Verherrlicher der Industrie, der Lobpreiser, der Künder der weltüberwindenden Technik; sein Erstlingswerk die ‚Eisernen Sonette' (Inselbücherei) sind von diesem Gedanken erfüllt. Aus diesem Verherrlicher wurde ein Bekämpfer. Dieser Umstellung seiner Weltschau verdanken wir seine zwei bedeutsamsten Werke ‚Irrgarten Gottes' (Eugen Diederichs) und den ‚Chiliastischen Pilgerzug' (Deutsche Verlags-Anstalt)." — Auch Theodor Däublers Stellung zum Expressionismus wird untersucht. In einem Aufsatz „Däubler und Hellas" (Münch. N. Nachr. 272) schreibt Max Sidow: „Literarhistoriker nannten Däubler den Führer der ‚expressionistischen' Dichtung. Aber sie sahen damit nur einen sehr geringen Teil vom Wesen dieses Dichters, der, als der Expressionismus begann, sich schon längst zu einer modernen Klassik gewandt hatte. Das beweisen sein Hauptwerk ‚Das Nordlicht' (mit seinen dreiunddreißigtausend Versen eins der längsten deutschen Epen und eins der bedeutendsten Werke der Gegenwartsdichtung überhaupt) und viele andere Werke von ihm, wie etwa die ‚Hymne an Italien'." — Von Rudolf G. Binding sagt Otto Heuschele (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 40): „Rudolf G. Bindings Bücher muß man zu gewissen Stunden in die Hand nehmen und darin lesen, legt man sie dann wieder aus den Händen, klingt in unserer Seele etwas nach, wie eine Musik, oder wie der Duft einer Blume umweht uns ein Hauch, und dieser Hauch ist das wundervoll Schicksalhafte seiner Dichtungen, wenigstens der Prosa. Um dieses gleich zu sagen: Ich halte Rudolf G. Bindings dichterische Kraft für stärker, wenn er sie in epischer Prosa ausströmen läßt, als wenn sie in den Versen seiner Gedichtbände sich äußert." — Dem Erzähler Emanuel Stickelberger widmet K. (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 40) die Zeilen: „Emanuel Stickelberger ist ein echter und guter Sohn der Heimat; setzt er doch den unsteten Versuchen der Neutöner die Kritik der Bewährung entgegen und fügt er zu dem wertvollen Erbe schweizerischer Erzählerkunst die typischen Züge baslerischer Kultur, ein tiefes Verständnis für die Vergangenheit und eine innerlich gegründete humanistische Bildung." — Einen ernsten und tiefen Charakter, den einzigen lebenden Dichter der deutschen Jugend nennt Hans Bott (Karlsr. Tagbl. 419) Heinrich Vierordt. — Eine Studie über Emanuel von Bodman faßt Hanns Schmiedel (Mannh. Tagebl. 288) dahin zusammen: „Dies ist Emanuel von Bodman wie wenigen, ich nenne den Stammesgenossen Burte, geglückt: eigener Form Meister, zugleich intensivster Lebensfülle Bezwinger zu sein. Hohes Ethos liegt wie schwere Patina auf allem. Ein Alemanne ist es, dessen Weggeleitung zum Heiligsten, ewig Seienden, führt: zum urewig Menschlichen, auf einem Pfad, den wenige kennen, der viel Köstliches und Zeiterlösendes offenbart." — Zu Karl von Felners 50. Geburtstag schreibt Herbert Saekel (Allg. Ztg., München 415) den Gruß: er sieht in ihm den Wiedererwecker des deutschen Märchens aus echtem, schlichtem Märchengeist heraus.

Den Dramatiker Ernst Barlach begreift Rudolf Kayser (Berl. Tagebl. 504) dahin: „Geben gibt Gnade. Sich selbst geben — die größte. Also spricht der alte Sedemund. Also spricht Barlach. Er gibt sich selbst: nicht als Pathos, Schrei, Beschwörung, sondern in seiner eigenen realen Welt, dieser tiefen, visionären, natürlichen und träumenden Barlach-Welt."

Von Hans Francks Rhapsodien „Gottgesänge" (Seifert, Stuttgart) sagt Heino Schwarz (Mannh. Tagebl., Lit. Rundsch. 243): „Wahrhaft kosmische Phantasie erstaunlicher Weite und erstaunlicher Tiefe sucht sich in diesen gewaltig dahinstürmenden Rhapsodien den Weg in das Herz der Schöpfung, in das Herz des Schöpfers; ein Problematiker, überreich an Ideen und Vorstellungen, grübelt und ringt um Klarheit über das Wesen Gottes und seines Verhältnisses zum Geschaffenen, zum Menschen; ein Dichter, begabt mit seltener Wucht, Schönheit und Bildhaftigkeit der Sprache, gestaltet, was er erblickt, erfühlt, erlebt!" — Gottfried Benns Lyrik wird von Carl Werckshagen (Voss. Ztg., Lit. Umschau 510) charakterisiert: „Benn schreibt, wie uns von manchen Musikern gesagt wird, daß sie komponieren: nicht wollend, nicht mit der schönen Kunst liebäugelnd, sondern gepackt und getrieben, heißen Brand in Hirn und Herz, Vergewaltigte vom Geist, von einer Wahrheit zeugen müssend, nackt, übermächtig, in all ihrer Härte, vor einer Mitwelt, die in der Sprache dieser Wahrheit kaum erst das Buchstabieren gelernt hat, Einsame, die niemandem sich mitteilen können und die doch ausgeben müssen, was das Leben an Akkorden und Diskorden in sie hineingeschüttet hat: Johannesgestalten." — Von Kurt Geuckes Gedichten (Concordia, Berlin) sagt Ernst Wachler (Deutschland, Weimarisches Echo 6): „Das volle Können Geuckes zeigt sich erst in den Balladen. Hier spürt man den heißen Atem des Dramatikers. Drama und Ballade sind verwandt. Die Ballade ist wie das Drama ein Ausschnitt aus dem Menschenleben, aufs äußerste zusammengedrängt auf kleinstem Raume. Was der Dichter hier bietet, verdient eingehende Beachtung: ‚Tjark Evers', ‚Die Kerze von Wangeroog', ‚Die Nachtschwester', ‚Schattenballade', ‚Das Nachtmahl im Rhonberg' — das Dantische Höllenfarben aufweist."

Über Gerhart Hauptmanns neuen Roman „Die Insel der großen Mutter" liegt eine Anzahl von Aufsätzen vor: Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1546); Carl Albrecht Bernoulli (Bund, Bern, Kleiner Bund 44); Hans Reisiger (Voss. Ztg. 484); Arthur Eloesser (Frankf. Ztg. 780 — 1 M.); Fritz Engel (Berl. Tagebl. 507); Walter Schmits (Köln. Ztg., Lit. Bl. 744); Alfred Dreßler (N. Bad. Landesztg., Kunst 556); Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 509); Alfred Dreßler (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 481); Paul Fechter (Deutsche Allg. Ztg. 506). Wir lassen hier zwei einander widersprechende Urteile zur Geltung kommen, beide stammen aus der Feder von Hauptmann-Biographen. Eloesser schreibt: „Eine Utopie, sagt Hauptmann einmal, wächst im Herzen des Menschen so natürlich wie das Haar auf seinem Haupte. Dieser Dichter ist uralt und urjung; für ihn hat sich die Zeit gerundet, in der der Traum zur Weisheit, die Weisheit zum Traume wird und damit leicht und schwebend und nicht zurückzuhalten durch eine Frage des gänzlich erwachten, des nüchternen und verständigen Menschen." — Paul Fechter sagt: „Es gibt eigentlich nur einen Moment, in dem man von etwas Dichterischem berührt wird: das ist die Szene, da Phaon am Ende als reifer Mann ungesehen von der Insel und seinen inzwischen zu Jünglingen herangewachsenen zahlreichen Söhnen Abschied nimmt, weil er sie nicht mehr im Sinn des einstigen Frauenstaates leiten kann und diese Welt nun ebenfalls, sagen wir, europäischen Problemen überlassen muß. An dieser Stelle kann der Leser sich eigentlich zum erstenmal mit seinem ganzen Wesen der Erzählung überlassen, während Hauptmann bis dahin im Grunde eine dauernd entsagende Einstellung von ihm verlangt. Insofern nämlich, als er als Leser ebenso vermeiden muß, die unwillkürliche und nach Ausgesprochenwerden rufende Lächerlichkeit der gemeinsamen Frauensituation gegenüber der mythischen Kinderzeugung bewußt werden zu lassen, wie es der Dichter vermeidet. Tut er dieses nämlich nicht, so fällt die ganze Geschichte a tempo in sich zusammen, und übrigbleibt eine halb harmlose, halb im Gefühl etwas unbehagliche Lektüre, deren Tiefsinn nicht imstande ist, die Widerhaken der Lächerlichkeit in den Voraussetzungen unfühlbar zu machen." — Über Alfred Döblin liegen zwei Aufsätze vor, von Artur Friedrich Binz (im Hinblick auf das Saarland) (Saarbr. Ztg. 262) und von Ruth Morold (Bund, Bern, Kleiner Bund 41). Bei letzterer heißt es: „Der Roman geht nur den Weg, den schon fast vergessen die Naturwissenschaft eröffnete und den dann Philosophie und Maler-Individualisten als den Erkenntnisweg der Zeit beschritten haben. Mit dem physiologischen Roman ist aber die Kunst nicht auf einem Endwege, sondern mitten im Fluß, bei neuer Lebenszufuhr. Denn diesmal ging sie zu den natürlichen Quellen." — Über Hans Friedrich Bluncks Romantrilogie schreibt Paul Wittko (Hannov. Kur., Unt.-Beil. 507 u. a. O.): „Dieser Roman-Dreibund ist keine jener Erscheinungen, die die Gegenwart bestricken, in der nächsten Zukunft aber schon verschollen und verschüttet sind. Womit hier Blunck das Deutsch-

tum beschenkte, das wird dem sicheren Bestande der deutschen Dichtung zugezählt werden. Und es wird immer Kreise geben, die von dieser niederdeutschen Dreiherrenspitze nicht ablassen werden." — Über Frank Thieß' neuen Roman „Der Leibhaftige" schreiben Hanns Martin Elster (N. Mannh. Ztg. 468) und Artur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg. 269). Binz meint, der Titel des Romans sei zu stark für das, was er hinter sich habe, der Held wachse nicht ins Dämonische des Leibhaftigen. — Der neue Roman von Maria Regina Jünemann „Die Anarchistin" wird von Sp. (Germ. 465) warm empfohlen, er sei mit dramatischer Spannung geladen.

Nachdrücklich weist Werner Mahrholz (Frankf. Ztg. 806—1 M.) auf das Buch von Max Wieser „Der sentimentale Mensch" (F. A. Perthes). — Als einen Schatzgräber und Künder deutschen Kulturgutes feiert Artur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg. 284) Ernst Lissauer: „Tief ist er dem vererbten Völker- und Nationalgut verbunden. Er ist nicht nur Eigenschöpfer, sondern auch Sucher, Hüter und Sammler überkommener Schätze und ihr Künder. Er ist Herausgeber von Anthologien, die wie eigene Dichtung erlebt, erlitten, jahrelang durchdacht, gedreht und gerundet sind."

*

Zur ausländischen Literatur

Den „zeitgemäßen Balzac" nimmt Eugen Lerch zum Thema (Köln. Ztg., Lit. Bl. 732). — Lerch widmet auch (Allg. Ztg., München 433) dem moralischen Maupassant Betrachtungen. — Über Paul Claudel bietet Heinrich Bachmann einen Aufsatz (Germ. 468). — Unter der Überschrift „Annettes Sommertag" spricht Helene Burkhardt (Schweizer Frauenbl., Aarau 39/40) über Romain Rollands „L'âme enchantée".

Zur neuen Shakespeare-Ausgabe von Alois Brandl ergreift Gerhard Waldow das Wort (Berl. Börs.-Ztg., Welt 218). — „Mein Shakespeare" überschreibt Marie Pujmanova-Henncrova eine Betrachtung (Prag. Pr. 295). — Sehr interessante Einzelheiten aus Shelleys Lebensführung teilt Werner-Kautzsch „Der Dichter ohne Gott: Shelley" (Frankf. Ztg. 790—1 M.) mit. — Richard Savage widmet Paul Holzhausen eine psychopathische Studie (Köln. Ztg., Lit. Bl. 714). — Über die Familie Sitwell, Edith und Osbert Sitwell, gibt ein englischer Literaturbrief (Berl. Börs.-Ztg. 501) willkommene Auskunft. — „Der Irländer Shaw" überschreibt G. K. Chesterton eine Studie (Deutsche Allg. Ztg., Welt 494). — Über Drama und Kritik in Amerika unterrichtet Erik Reger (Berl. Börs.-Ztg. 507). — An den 75. Todestag von E. A. Poe erinnerten Kurt Offenburg (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 473) und Hanns Martin Elster (N. Mannh. Ztg. 465).

Moderner spanischer Lyrik gilt ein Aufsatz von Erwin Stranik (Magdeb. Ztg., Lit. Bl. 550).

Feinsinnig äußert sich Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1518) über den jungen Herman Bang im Anschluß an die im Nikola-Verlag veröffentlichten „Wanderjahre". — Neue Strindberg-Dokumente zieht Carl David Marcus ans Licht (Tag, Unt.-Beil. 239).

Über die Literatur im heutigen Rußland orientiert P. Schutiakow (Köln. Ztg., Lit. Bl. 768). — Nikolaj Gogols Studie über Puschkin wird von Josef Melnik (Berl. Börs.-Cour. 479) mitgeteilt. — Dostojewski als religiösen Denker nimmt M. Schwarz zum Thema (Frankf. Ztg. 761—1 M.), aus dem Tagebuch von Anna Dostojewski werden (Berl. Tagebl. 498) Mitteilungen gemacht. — Mereschkowsky gilt ein Aufsatz von Tim Klein (Münch. N. Nachr. 286). — Nachrufe auf Valerian Brjussow schrieben: A. Efinow (Berl. Börs.-Cour. 489), Pjotr Pilskij (Prag. Pr., Dichtung 42); vgl. auch (Prag. Pr. 281).

Mit altjüdischer Dichtung macht Arthur Sakheim bekannt (N. Bad. Landesztg., Unt.-Beil. 522). — Franz Rosenzweigs Übersetzung des Jehuda Halevi (O. Wöhrle, Konstanz) rühmt Margarete Susman (Frankf. Ztg. 799—1 M.).

*

„Fränkische Dichter." Von Emil Baader (N. Bad. Landesztg., Badener Land 532).

„Die lebendige Philosophie." Von Karl Joël (Frankf. Ztg. 776 — A.).

„Tiroler Dichter." Persönliche Erinnerungen. Von Alfred von Mensi (Münch. N. Nachr., Einkehr 62).

„Dichter und Schriftsteller." Von Hermann Michel (Voss. Ztg. 510).

„Wie sollen Dichtungen in der Schule behandelt werden?" Von Josef Ponten (Münch. N. Nachr. 292).

„Neue deutsche Epik." Von Leo Rein (Berl. Börs.-Ztg. 511).

„Der Mimus in seiner Entwicklung und Bedeutung für die Bühne der Zukunft." II. Von Rudolf Schade (Allg. Ztg., München 407).

„Das Drama eines Geisteskranken." Von W. Schweisheimer (Prag. Pr. 285).

„Der Geist der deutschen Dichtung." Von Fritz Strich (N. Zür. Ztg. 1606).

„Über literarische Stilkunst." Von Gerhard Waldow (Berl. Börs.-Ztg., Welt 211).

„Verlag der Dichter." Von Hermann Weilenmann (N. Zür. Ztg. 1502).

„Fünfundzwanzig Jahre Insel-Verlag." Von F. A. H. (N. Zür. Ztg. 1536).

Echo der Zeitschriften

Der Neue Merkur. VIII, 1. (Stuttgart-Berlin.) Treffend schildert Ernst Robert Curtius Valery Larbaud als Repräsentanten derer, die ihr bestimmendes Erlebnis in Jugendland finden:

„Die Kunst Larbauds bewegt sich in einer Jugendwelt. Was ein Mensch nach dem fünfundzwanzigsten Jahr noch erleben kann, interessiert ihn nicht. Junges Leben in seiner tierischen Naivität, seinem ernsthaften Spiel, seiner Schwärmerei und Zärtlichkeit, seiner Grausamkeit und Unschuld — Jugendlichkeit als ein abgeschlossener Bezirk des Menschlichen, mit eigener Perspektive und unverbrüchlichen Gesetzen: das ist Larbauds Thema. „Enfantines" heißt eins seiner Bücher, „Kinderszenen" wenn man will — aber ganz ohne Sentimentalität, ohne jene Gefühlsniedlichkeit, die von den Erwachsenen in die Kindheit hineingetragen wird, weil sie nicht mehr wissen, wie sie eigentlich ist. Larbaud weiß es noch und bringt sie uns wieder. Er weiß zum Beispiel, wie es ist, wenn man auf den Klavierlehrer wartet, der sich heute verspätet hat. Sollte er etwa ausbleiben? Verwegene Hoffnung! Immerhin, vielleicht, wenn man ganz still sitzen bleibt, hilft das, daß er nicht kommt. Man wagt sich nicht zu rühren, es wird langweilig, man starrt auf den Kamin. ‚Glücklicherweise ist ja da das Gesicht. Man kann es leicht wiederfinden, wenn man es weiß. Aber das Kind ist ja der einzige, der es weiß. Er allein hat das Gesicht in den Marmoradern des Kamins gesehen: ein langes, ernsthaftes, junges Gesicht, glattrasiert, mit tiefen Augen und einer engen Stirn, die unter einem Laubkranz halb verborgen ist. Der kleine schwarze Mund ist halb geöffnet. Etwas mehr als beim letzten Besuch, so scheint es. Wenn das Gesicht anfinge zu sprechen? Mit einem Stimmchen, das man sich gar nicht vorstellen kann, mit einer ‚Marmorstimme' jedenfalls. Nein, es schweigt ... Gesicht, wir verstehen uns ohne Worte. Ich hüte dein Geheimnis, verzauberter Prinz; ich habe keinem gesagt, daß ein Gesicht in den Marmoradern ist; und ich habe die Leute verhindert, nach dir hinzusehen. Aber glücklicherweise verstehen die großen Leute ja nichts zu sehen!' Ein Gesicht, das wir Großen nicht bemerken, vermag Larbaud noch zu sehen, wie es das Kind sieht. Es ist nur eine Einzelheit, aber sie hat symbolische Bedeutung. Denn nicht nur aus dem Geäder eines Steines, sondern aus allen Dingen, aus gespenstischem Waldweben, aus Gartenwildnis, aus Bahnhofshallen, aus Schulstunden und aus den Festen und Geschäften der Erwachsenen vermag Larbaud die Linien, Gestalten, Gesichter — die Seelenchiffern der Kindheit herauszulesen. Diese Gesichter und Gesichte aber bilden den Kern des kindlichen Wesens, und wir erfassen sein Innerstes, wenn wir sie erfassen."

Der Ostwart. I, 4/5. (Breslau.) In aller Strenge fordert Wilhelm von Scholz in seinem Aufsatz „Die Eroberung der Bühne durch die bildende Kunst", das Drama endlich wieder als Wortkunst zu begreifen:

„Ich erinnere an Goethes Ausspruch, daß ein rechtes Drama — d. h. eine den ganzen Vorgang im Wort festhaltende Bühnendichtung — kein künstliches Bühnenhaus brauche, sondern, auf einem Brettergerüst unter freiem Himmel dargestellt, seine volle Wirkung üben könne.

Es ist ein Irrtum, daß das Theater eine Vereinigung aller Künste, gewissermaßen ein Völkerbund der gleichberechtigten Künste sei. Das Theater ist die Stätte des Wortes in seiner höchsten Ausprägung als Laut und menschliche Gebärde. Die anderen Künste, selbst die Musik, können im Theater höchsten Sinns nur Diener des Wortes sein. Sie müssen, und jedenfalls die bildende Kunst muß es, zurücktreten hinter dem Wort und dem Schauspieler als ein bescheidener Hintergrund. Dann werden sie dem Theater nützen; dem sie sofort schaden, wenn sie sich mit der ganzen Fülle ihrer theaterfremden Kräfte vor das Wort drängen und es ersticken.

Ich glaube, daß eine gewisse Schwäche der dramatischen Dichtung von Hebbels Tod an der Grund für das erobernde Eindringen der bildenden Kunst ins Theater ist. Die Bewegung neuerer modischer Richtungen des Dramas dagegen mußte bisher machtlos sein, weil sie irrend das Wort nur mit einem Teil seiner Wesenheit begriff: als Programmrede zu Zeitfragen, als gedankliche Waffe, als Sprache des Intellekts und des Intellektualismus; statt es zu fassen in seiner Fülle und Tiefe, in der es Ausdruck der Gefühle und Leidenschaften, der Gedanken und des Willens, der bewegten Seele und zuletzt alles Menschlichen ist. Aber immerhin: indem diese Richtungen das Theater zur Tribüne zu machen strebten, leitete sie der richtige Instinkt, daß das Theater die Stätte, das Haus des Wortes ist."

Masken. XVIII, 1. (Düsseldorf.) Im Dialog sucht Martin Buber („Drama und Theater") die Seele des Dramas:

„Das Drama, als eine Gattung der Poesie betrachtet, ist etwas vollkommen anderes als das Drama des Theaters: es ist die künstlerische Verselbständigung des Elements, das von der Epik nur widerstrebend geduldet wird: des Dialogs. In der Erzählung kommt dem Gespräch nur so viel Raum zu, als es braucht, um die

Handlung zu tragen und fortzubewegen; im Drama trägt alle Handlung das Gespräch. Wenn wir ein Drama lesen, wirklich lesen, dürfen wir Szenarium und Regiebemerkungen (deren episierende Auswucherung in unserer Zeit zu den Zeichen der Formauflösung gehört) nur als Erklärung des Dialogs aufnehmen, sonst verirren wir uns in eine Mischempfindung. Als eine Gattung der Poesie betrachtet, ist das Drama also die Gestaltung des Wortes als eines zwischen den Wesen sich Bewegenden, des Geheimnisses von Wort und Antwort. Wesentlich dabei ist die Tatsache der Spannung zwischen Wort und Antwort; die Tatsache nämlich, daß nie zwei Menschen mit den Worten, die sie gebrauchen, dasselbe meinen, daß es also keine reine Erwiderung gibt, daß in jedem Punkt des Gesprächs also Verstehen und Nichtverstehenkönnen verschmolzen sind; wozu dann noch das Wechselspiel von Offenheit und Verschlossenheit, Äußerung und Rückhalt kommt. So ist durch das bloße, dialogisch gestaltete Faktum der Verschiedenheit der Menschen, noch vor aller eigentlichen Handlung, die dramatische Verknotung gegeben, die, an die Unergründlichkeit des Schicksals geheftet, ‚tragisch', in die allzu deutliche Welt der Marotten und Zufälle gezogen, ‚komisch' wirkt. Wie beides, das Tragische und das Komische, sich im reinen handlungslosen Dialog vereinen kann, hat uns Platon gewiesen, in dessen Werken sein Meister und der vielnamige Sophist wie zwei Typen der attischen Komödie einander gegenüberstehen: der Ironiker (Eiron), der verschweigt, was er weiß, und der Prahler (Alazon), der, was er nicht weiß, redet — und was wir letztlich erfahren, ist das Schicksal des Geistes in der Welt. Mit dem bloßen dialogisch sich kundgebenden Sosein der Gestalten ist die Dramatik wesentlich da; alle Handlung kann sie nur entfalten."

Hochland. XXII, 1. (München und Kempten.) Wir geben aus Josef Nadlers Aufsatz „Goethe oder Herder" die nachfolgenden Worte wieder. Sie klingen befremdlich, sie werden es, je mehr man darüber nachdenkt, desto mehr:
„Goethe oder Herder? Herder! Nicht Goethe, sondern Herder war es, der im späten achtzehnten Jahrhundert das deutsche Antlitz zu verwandeln begann. Goethe hat in erstaunlich geringem Maße den geistigen Wandel der Deutschen um 1800 bewirken können. Er verstand die klügste aller Künste, zu dem neuen Leben, das rings um ihn aufschoß, in immer neuen glücklichen Redewendungen ‚ja' zu sagen. Und dieses Jasagen erweckte den Anschein, als sei das alles von ihm bewirkt, ‚sein' Werk. Und da sich die geschichtliche Nachbetrachtung mehr an Goethes dicta als an Goethes facta hielt, so ergab sich eine wunderbare Harmonie zwischen dem jeweiligen geistigen Deutschland und Goethes Welt, die in Wahrheit niemals die deutsche Welt gewesen ist. Aber dicta sind keine facta. Und zu einem Kinde ‚ja' sagen, heißt nicht, daß man es auch erzeugt hat. Herder dagegen hat zu vielem und mit Ingrimm ‚nein' gesagt, was dennoch von ihm bewirkt war. Es ist Herder gewesen, der die deutsche Seele verwandeln half. Sein schöpferisches Werkzeug war die Romantik. Das meiste, was romantisch heißt, stammt von Herder. Sein Entwurf der Deutschkunde und Volkskunde ist durch die Romantik geformte Wissenschaft geworden. Aus Herders Historismus hat die Romantik alle Wissenschaften historisiert und damit die Deutschen während des neunzehnten Jahrhunderts zu sich selbst erzogen. Herders Gedankendreiheit vom Volk, vom geschichtlichen Selbstbewußtsein, vom organischen Volksstaat ist durch die Romantik zur Schöpfung des deutschen Staates geführt worden. Die Romantik, Adam Müller voran, hat Herders Vorwurf vom Weltorganismus der Völker und ihrer Wohnbereiche zu Ende gedacht. Der Sammelname Romantik hat Herders Einzelnamen verschluckt. Und um der Romantik willen, vor allem durch die raffinierte Verschweigungskunst der Firma Gebrüder Schlegel ist es geschehen, daß die fruchtbarsten Gedanken nicht unter Herders Namen, sondern unter dem der Romantik weiterliefen und weiterzeugten. Im Grunde nur auf einem Gebiete ist die Romantik wesentlich über Herder hinausgegangen: in der Aufwertung des Mittelalters. Herder hat, wohl nicht zuletzt aus dem verantwortlichen Gefühl seines protestantischen Lehramtes, gegenüber der religiösen Frage des Mittelalters kühle Zurückhaltung bewahrt, wenngleich er etwa, bezeichnend für seine ganze Seelenlage, das Einströmen spätgriechischen Geistes in das junge Christentum sehr scharf beurteilte, dagegen die Ausbildung des päpstlichen Verwaltungsgefüges mit überraschend verständnisvollen Worten begleitete. Dennoch, das volle Verständnis für den kirchlich religiösen Binnenkern der mittelalterlichen Kultur ist nach Herders Ansätzen erst von der Romantik erschlossen worden. Goethe hat zur romantischen Bewegung mit mancher restrictio mentalis ‚ja' gesagt, aber bewirkt worden ist die Romantik in ihren wesentlichen Beständen aus Herders Grundgedanken."

Wissen und Leben. XVII, 22. (Zürich.) In seinen Betrachtungen „Ach! Euer Schweizerland" spricht René Schickele auch über Eduard Korrodi, der als Kritiker in der Schweiz eine ganz einzigartige Stellung einnimmt. Es ist aber ein anderes Verdienst Korrodis, das Schickele hervorhebt:

„Als guter Redakteur war der Doktor Korrodi wohlbekannt. Im Krieg aber wuchs er, wie kein anderer in der Schweiz, mit seiner Aufgabe, einer Aufgabe, zu deren befriedigenden Lösung das literarische Talent allein nicht genügt hätte. Es bedurfte eines kulturhistorischen Weitblicks und diplomatischer Kunst. Denn über Nacht war das Feuilleton der ‚Neuen Zürcher Zeitung‘ eine europäische Tribüne geworden, vielleicht die einzig übriggebliebene, jedenfalls die sichtbarste auf dem Kontinent. Die anderen waren von den Militärs oder den Banken beschlagnahmt. Die Intellektuellen in den kriegführenden Ländern, die aus einer ungefärbten Darstellung erfahren wollten, was das Nachbarland an geistigen Werten hervorbrachte, wie ihre Standesgenossen hinter den Schützengräben dachten und schrieben, mußten zur ‚Neuen Zürcher Zeitung‘ greifen, deren Feuilleton dauernd über das geistige Leben Europas berichtete. Dieses Feuilleton hatte hundert Zeitschriften zu ersetzen, sein Redakteur zehnmal so viel mobilisierte Kameraden aus den umliegenden Ländern zu vertreten. Durch ihn sprachen sie, jene anderen, die zum Schweigen gebracht worden waren in Deutschland, Frankreich und England, zu ihm kamen, die noch sprechen konnten, und brachten ihm ihre Zeugenschaft. Gewiß, das ‚Journal de Genève‘ hatte Seippel, und dank ihm und einigen Freunden konnte Rolland in einem französisch geschriebenen Blatte zu Worte kommen. Auch Seippel tat im beschränkten Raum seines Blattes und der erhitzten Atmosphäre seiner Stadt, was er konnte. Es mußte notwendigerweise Bruchwerk bleiben. Dagegen bildet Korrodis scheinbar nur literarische Arbeit während der Kriegsjahre ein fortlaufendes, umfassendes Kulturdokument, das überdies den Stempel einer reizvollen Persönlichkeit trägt. Es war schweizerische Politik im höchsten Sinne, die sich da auswirkte, vom Hintergrund einer Neutralität, die ich die Neutralität der anständigen Gesinnung nennen möchte, hob sich deutlich die Sorge um die Erhaltung eines europäischen Gemeinschaftsgefühls und die Vorliebe für Menschen und Werke ab, die nicht dem Tode dienten, sondern dem Leben, nicht der Gegenwart, die, noch als wir sie lebten, schon zur Vergangenheit gehörte, sondern der Zukunft."

Deutsche Rundschau. LI, 1. (Berlin.) In Josef Pontens „Offenem Brief an Thomas Mann" liest man:

„Lassen Sie mich etwas Persönliches von mir und ‚uns‘ sagen: Es kommen junge Leute zu mir, ganz junge, zwanzigjährige und darunter, von denen der eine oder andere ein künftiger Dichter sein wird. Die warne ich vor dem ‚Geist‘, d. i. dem spielerischen, individuellen, intellektuellen, vor dem ‚Schriftstellern‘. Und ich weise sie eben auf die ‚Natur‘ hin, deren Besitz sie sich durch Erleben erwerben sollen: sie sollen Schiffsjungen werden und um die Erde segeln, oder Kaufleute, oder Ackerknechte, statt auf deutschen Universitäten ‚Literatur‘ zu studieren oder sich heiligen Klicken anzuschließen. Hamsun war lange Jahre Arbeiter. Sie dürfen auch Gelehrte sein, oder Forscher, Ärzte, Lehrer und Politiker. In reiferen Jahren mit einiger Leistung wird jeder, ohne es zu wollen, Erzieher der Jüngeren sein, und es ist schön, pädagogisch zu wirken. Und ich gebe ihnen immer wieder das Leitwort mit: ‚Von allem Geschriebenen liebe ich nur das, was einer mit seinem Blute schreibt. Schreibe mit Blut, und du wirst erfahren, daß Blut Geist ist,‘ sagt Nietzsche, den Sie vorzüglich lieben, und in dessen bevorzugter Landschaft ich dieses schreibe."

* * *

„Nibelungenproblem in neuer Beleuchtung." Von Horst Engert (Zeitschrift für Deutschkunde XXXVIII, 5. Leipzig).

„Jakob Böhme. Zum 17. November." Von Wilhelm Schulte (Der Gral XIX, 2. Essen).

„Angelus Silesius." Von Konrad Bänninger (Wissen und Leben XVII, 22. Zürich).

„Goethes dramatische Anfänge." Von Hanns Lotz (Blätter der Württembergischen Volksbühne VI, 1. Stuttgart).

„Goethes ‚Faust‘ und das griechische Altertum." Von Robert Petsch (Germanisch-Romanische Monatsschrift XII, 7/8. Heidelberg).

„Die Kerkerszene in Goethes ‚Faust‘." Von Heinrich Meyer-Benfey (Zeitschrift für Deutschkunde XXXVIII, 5. Leipzig).

„Einige Bemerkungen zur Szene ‚Auerbachs Keller‘ in Goethes ‚Urfaust‘." Von Erich Wennig (Germanisch-Romanische Monatsschrift XII, 7/8. Heidelberg).

„Goethe und Bettina." Von Hermann Hesse (Die Neue Rundschau XXXV, 10. Berlin).

„Carolinens Rivalin. [Frau van Nuys mit unveröffentlichten Briefen.]" Von Josef Körner (Preußische Jahrbücher CLXXXXVIII, 1. Berlin).

„Kleist und Goethe." Von Karl Federn (Preußische Jahrbücher CLXXXXVIII, 1. Berlin).

„Kleist und wir." Von Karl von Felner (Die Kuppel I, 2. Aachen).

„Kleist in Königsberg." Von Karl Federn (Ostdeutsche Monatshefte V, 7. Oliva).

„Studien zu Heinrich von Kleist." Von Helene Herrmann (Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft XVIII, 3. Stuttgart).

„Eine Jacob-Grimm-Erinnerung." Nach einem bisher unbekannten Originalblatt. Von Rudolf Schade (Der Schatzgräber III, 12. Berlin).

„Liebesfrühlings Entstehung. [Fr. Rückert.]" Nach ungedruckten Quellen dargestellt von Hubert Grimme (Westermanns Monatshefte LXIX, 818. Braunschweig).

„Neues vom Dichter des ‚Ekkehard' [Scheffel]." Von Werner Deetjen (Der Türmer XXVII, 1. Stuttgart).

„Nietzsche in und über England." Von Samuel Saenger (Die Neue Rundschau XXXV, 10. Berlin).

„Peter Hille." Von Gustav Mahr (Die Christliche Welt XXXVIII, 42/43. Gotha).

„Fünf unveröffentlichte Liliencron-Briefe." Von Kurt Ziesenitz (Deutsche Rundschau LI, 1. Berlin).

„Hermann Löns als politischer Dichter." Von W. Deimann (Niedersachsen XXIX, Oktober. Bremen).

„Aus Löns' jungen Jahren." Von Wilhelm Deimann (St. Hubertus XLII, 39. Cöthen).

„Hermann Löns zum Gedächtnis." Von Wilhelm Deimann (St. Hubertus XLII, 39. Cöthen).

„Hermann Löns als Tierfabulist." Von Egon von Kapherr (St. Hubertus XLII, 39. Cöthen).

„Hermann Löns: Sein Gesamtwerk." Von Richard Kruse (Wild und Hund XXX, 39. Berlin).

„Ein Gang zum Löns-Stein." Von G. A. Küppers-Sonnenberg (Wild und Hund XXX, 39. Berlin).

„Der Jäger Löns." Von Rudolf Predeek (St. Hubertus XLII, 39. Cöthen).

„Sorges Abschluß." Von Joseph Sprengler (Literarischer Handweiser LX, 10. Freiburg i. B.).

„‚Der Sieg des Christos'. Betrachtungen im Anschluß an das gleichnamige, eben erschienene letzte Werk Reinh. Joh. Sorges." Von Michel Becker (Der Gral XIX, 2. Essen).

„Robert Müller." Von Otto Flake (Die Neue Rundschau XXXV, 10. Berlin).

„Robert Müller." Von Robert Musil (Das Tagebuch V, 37. Berlin).

„Zum Problem Max Scheler." Von E. Przywara (Stimmen der Zeit LV, 1. Freiburg i. B.).

„Gedanken über ein neues Bildungsideal [Max Scheler]." Von Meta Corssen (Sozialistische Monatshefte XXX, 10. Berlin).

„Florian Geyer [Gerhart Hauptmann]." Von Ernst Leopold Stahl (Blätter der Württembergischen Volksbühne VI, 2. Stuttgart).

„Gott und Teufel in Walter von Molos Dichtungen." Von Walther Kühlborn (Vorhof II, 5/6. Dessau).

„Richard von Schaukal." Von Franz Alfons Gayda (Ostdeutsche Monatshefte V, 7. Oliva).

„Die Kogge." Schattenrisse aus dem Kreise meiner Freunde. Von Wilhelm Scharrelmann (Ostdeutsche Monatshefte V, 7. Oliva).

„Über Jakob Schaffner." Von Franz Herwig (Hochland XXII, 1. München).

„Franz Karl Ginzkey." Von Robert Hohlbaum (Der Fährmann 1924, 6. Wien).

„Gottfried Benn." Von Rudolf Kurtz (Die Neue Rundschau XXXV, 7/8. Berlin).

„Über Karl von Felner." Von Erich Wennig (Hellweg IV, 42. Essen).

„Der metaphysische Roman [Ponten, Ulitz, Lübbe]." Von Hans Poeschel (Der Neue Merkur VIII, 1. Stuttgart).

„Alfred Graf." Von Anton Dörfler (Der Vorhof II, 7. Dessau).

„Ludwig Huna." Von Viktor Wall (Der Fährmann 1924, 7. Wien).

„Versuch an einem Selbstbildnis." Von Franz Herwig (Der Ostwart I, 4/5. Breslau).

„Ein königsberger Lyriker (Walter Scheffler)." Von Kopernikulus (Ostdeutsche Monatshefte V, 7. Oliva).

„Saul. (Dramatische Dichtung von Emma Aberle)." Von Therese Köstlin (Die Christliche Welt XXXVIII, 40/41. Gotha).

* * *

„Das Rätsel Shakespeare." Von Erich Dürr (Saarbrücker Blätter III, 1).

„Der soziologische Charakter des englischen Renaissance-Dramas." II. Von Philipp Aronstein (Germanisch-Romanische Monatsschrift XII, 7/8. Heidelberg).

„Edwin Arlington Robinson." Von Karl Arns (Germanisch-Romanische Monatsschrift XII, 7/8. Heidelberg).

„Der deutsche Balzac." Von Hermann Fauler (Der Freiburger Figaro 1924, 5).

„De Haan als Dichter." Von Hugo Bergmann (Der Jude VIII, 10. Berlin).

„Strindbergs Weltanschauung." Von Hans Gäfgen (Baden-Badener Bühnenblatt IV, 55).

* * *

„Periander-Dramen." Von Franz Dülberg (Die Kuppel I, 2. Aachen).

„Genoveva im deutschen Drama." Von Karl Neuscheler (Blätter der Württembergischen Volksbühne VI, 3. Stuttgart).

„Über Gruppierung der Gestalten im Drama." Von Kurt Sommer (Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft XVIII, 3. Stuttgart).

* * *

„Zur Periodisierung der deutschen Literatur." Von Georg Baesecke (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte II, 4. Halle a., S.).

„Das zweite Gebot und die Dichtung." Von Friedrich Fuchs (Hochland XXII, 1. München).

„Goethe-Gesellschaft und Akademie-Plan." Von Friedrich Lienhard (Der Türmer XXVII, 1. Stuttgart).

„Die Reisebeschreibungen der deutschen Jerusalempilger im ausgehenden Mittelalter." Von Martin Sommerfeld (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte II, 4. Halle a. S.).

„Vor hundert Jahren." Von Lulu von Strauß und Torney (Die Tat XVI, 7. Jena).

„Psychologie des Massenerfolges." Von Paul Westheim (Das Kunstblatt 1924, 10. Potsdam).

Echo der Bühnen

Stuttgart

„Die gläserne Frau." Schauspiel in 4 Aufzügen. Von Wilhelm Scholz. (Uraufführung im Kleinen Haus des Landestheaters am 22. Oktober 1924.) Buchausgabe: Walter Hädecke Verlag, Stuttgart 1924.

Es ist heute, da Scholz' Werke gesammelt vorliegen, keine Hexerei mehr, als gemeinsamen geistigen Grundzug seiner künstlerischen Betätigung die parapsychische Einstellung zu erkennen. Während sie in seiner Novellistik fast restlos durchgeführt ist, weist seine ältere Dramatik Schwankungen auf, bis nun vom „Herzwunder" über den „Wettlauf mit dem Schatten" zu seiner jüngsten Schöpfung, der „gläsernen Frau", die gerade Linie sich eingefunden hat. Im „Wettlauf mit dem Schatten" sind die unerklärten magischen Kräfte in unserer Seele auf den poetischen Zeugungsprozeß exemplifiziert: in der „gläsernen Frau" sind die menschlichen Bezüge ganz rein hergestellt. Die Idee des seelischen Doppellebens im Bewußtsein und Unterbewußtsein einer medial veranlagten Frau namens Klara Kämmerer steht im Vordergrund. Als materieller Mensch hat sie einen Bräutigam und macht nach einem Zerwürfnis mit diesem einen Vergiftungsversuch; ihr zweites, höheres Ich dagegen strebt, der realen Fesseln entbunden, einer ihr von Urbeginn bestimmten Schwesterseele zu, die im Leibe des berühmten Arztes Professor Dr. Wallburg wohnt. Sterbend in seine Klinik gebracht, wird sie durch das von ihm ausströmende magnetische Fluidum gerettet. Aber leben kann sie nur im Kräftekreis seiner Seele, sofern er sie liebt. Doch seine Liebe gehört einer andern Frau, deren Klugheit und Wärme ihm als Stütze seines irdischen Werkens und Wirkens unentbehrlich ist. In dem Augenblick, da Klara an dem Arme ihres Bräutigams ins Leben zurückkehren soll, erkennt sie in dem Professor den Gegenstand ihrer Traumliebe, sie fühlt sich von ihm ganz durchschaut, als ob sie gläsern wäre, sie kommt nicht von ihm los, der sie doch nicht halten will: da hört ihr verschmähtes Herz für immer zu schlagen auf. — Die psychischen und parapsychischen Beziehungen sind in diesem Stück ergreifender Schicksalserfüllung aufs innigste miteinander verflochten, und die Seelenmalerei steht gerade in der Schilderung der realen Verhältnisse auf besonderer Höhe. So vollständig wie bei der Lektüre können sich die außerordentlichen Feinheiten der Dichtung beim raschen Vorübergleiten auf der Bühne nicht enthüllen, zumal die magischen Vorgänge einen Flüsterton erfordern, den die Sprechkunst der modernen Schauspieler nicht immer deutlich genug ans Ohr der Zuhörer zu bringen vermag. Andererseits ist aber das Szenische so fest ineinander verfugt, die ganze Handlung mit solcher Sicherheit geführt, daß diese „gläserne Frau" eben vom Standpunkt der Bühnentechnik aus Bewunderung verdient. — Unangefochten wird das Schauspiel nicht bleiben. Seine Beurteilung und Wertung wird von der Stellungnahme des einzelnen zu den okkulten Phänomenen (die ja von der Masse, auch der Gebildeten, immer noch mit Spiritismus in einen Topf geworfen werden) abhängen. Man wird immer wieder den Zweifeln begegnen, ob so etwas wahrscheinlich oder auch nur möglich sei. Als ob es darauf ankäme! Wer weiß denn, was auf diesem Gebiet unzulänglichster Empirie möglich ist, binnen weniger Generationen möglich sein wird? Ob nicht der vorausahnende Geist Dinge sieht, die durch eine Kette glücklicher Funde einst bestätigt und auf feste naturwissenschaftliche Grundlage gestellt werden? Das Entscheidende bleibt, ob der Dichter aus den von ihm aufgestellten Voraussetzungen die rechten künstlerischen Folgerungen gezogen hat. Und es ist Scholz geglückt, seine phantasiereiche Handlung aus dem Bereich des Stofflichen, an dem auch kein Beurteiler kleben sollte,

in die Sphäre des rein Poetischen zu rücken. Vor allem aber muß, wer Augen hat zu sehen, nachfühlen, wie wenig es dem Dichter um billige Sensation zu tun gewesen ist, und mit wie tiefem Ernst er an das ihm am Herzen liegende Problem herangetreten ist.

R. Krauß

Wien

„Sieben Jahre und ein Tag." Drama von Hedwig Rossi. (Uraufführung im Stadttheater am 25. September 1924.) — „Der Kaiser im Walde." Von Walter Eidlitz. (Uraufführung im Akademietheater am 27. September 1924.) — „Das Schwert des Attila." Von Ernst Fischer. (Uraufführung im Burgtheater am 1. Oktober 1924.) — „Im Dunkel." Von Paul Frischauer. (Uraufführung auf der Raumbühne am 2. Oktober 1924.)

Ein Künstlerdrama, diese „Sieben Jahre und zwei Tage" von Hedwig Rossi, das vor allem erst die Künstlerschaft seines Helden beweisen müßte. Im Aufbau vollkommen Schablone (das übliche „Scheitern an der bösen Umwelt" usw.), sucht es mit Hilfe melodramatischer Wirkungen über seine Gedankenarmut hinwegzutäuschen. Die Verfasserin bewies — leider — wieder, daß das Drama der literarischen Frau immer noch ein Buch mit sieben Siegeln ist. —

*

Der reizvolle Anfang des Stücks von Eidlitz „Der Kaiser im Walde" ist von maßgebender Seite mit Recht hervorgehoben worden. Dieses Märchendrama, in dem ein Kaiser, des Herrschens müde, in den Wald läuft, um Liebensabenteuer zu suchen, krankt daran, daß es, je mehr es sich dem Ende nähert, den festen Boden verliert und sich in — freilich in den Liebesszenen sehr schönen — Lyrismen auflöst. Der Autor, der auf lyrischem Gebiete bereits manchen Beweis seiner Künstlerschaft gegeben hat, zeigt den feinsinnigen Schriftsteller auch in seinem Märchenspiel, das damit schließt, daß der Kaiser die Sünde des begangenen Ehebruchs dadurch büßt, daß er als einfacher Arbeiter in des neuen Kaisers Dienste tritt. Dem Dramatiker Eidlitz konnte er mit diesem Werke keine Anhänger gewinnen. —

*

Eine Bilderfolge, scheinbar zusammenhängend, die gegen Schluß aber immer deutlicher ihre innere Zerfahrenheit zeigt, ist Ernst Fischers „Das Schwert des Attila". Der jugendliche Autor hat in diesem Bekennerstück seine Weltanschauung niederlegen wollen, um deren menschlich warmer Haltung willen er gerühmt sein mag. Hinter dem Ganzen steht der Krieg. Im ersten Bild tritt uns ein in fast komischen Kraftausdrücken sich ergehender Attila entgegen, der das Schwert, mit dem er gesiegt, fluchend in die Erde stößt, damit es niemals wieder zum Unheil aller Leben gewinne. Dieses Schwert, in dem die Kriegsgefahr ihren symbolischen Ausdruck finden soll, wird sorglich bewacht, und wir finden es in der zweiten Szene, die nur tausend Jahre später spielt, noch immer dort liegen, gehütet und verehrt von der Familie des alten Hüters. Ein junger Mann, fremder, unbekannter Herkunft, ergreift es im Zorn, und damit erhält das alte Schwert — zu Werners Zeiten war es ein anderes ominöses Instrument! — selbständiges Leben. Es verhilft seinem Träger zu Sieg und Ruhm, aber es vermag nicht, ihn glücklich und zufrieden zu machen; am Ende begreift der Held den „inneren Sinn" seines Requisits, erkennt und entschließt sich zu einer Art Bußfahrt. — Auch Fischer ist eine lyrische Begabung, die sich mit diesem Werk der großen Zahl der heutigen lyrischen Dramatiker anreiht; ein wirkliches Drama hat auch er nicht geschrieben. Seine Entwicklung bleibt abzuwarten. —

*

Der junge Dichter, Paul Frischauer, dessen verdienstliche, schöne Ausgabe der „Dubarry"-Denkwürdigkeiten seinem Namen bald den besten Klang schaffen wird, versucht in dem Notturno „Im Dunkel", freilich nicht als erster, ein irrationales Seelendrama zweier sich in qualvollster Ehe zerfleischenden Menschen zu schreiben. Der dritten Figur im Stück, dem „Dritten", gibt er auch kein wirkliches Leben, sondern faßt sie sehr überzeugend als Inkarnation aller unterdrückten Gedanken, geheimen Hoffnungen und Wünsche der Frau auf. So tritt diese Gestalt bald vor den Mann (als Versucher), bald vor die Frau (als das „Gewissen"). Die Art der Durchführung legt Zeugnis ab für den wirklichen dramatischen Sinn Frischauers, der den Einfluß Kaisers in der ganzen Konstruktion und Wortprägung freilich nicht verleugnet. Wäre das Werk nicht auf dieser wenig glücklichen Bühnenform um seinen spezifischen Reiz gekommen, eben um jenes geheimnisvolle Halbdunkel, das Bewußtes vom Unterbewußten trennt, so wäre ihm ein längeres Leben beschieden gewesen. Die innere Kraft und der Erlebnisgehalt sind aber so stark, daß von den weiteren Werken Frischauers sehr viel erwartet werden darf. —

Franz Horch

*

„Der Knecht." Schauspiel in drei Aufzügen. Von Richard Billinger. (Uraufführung im Konzerthaus am 14. Oktober 1924.)

Dieser junge oberösterreichische Poet, erst vor kurzem durch einen Literaturpreis der Stadt Wien ausge-

zeichnet, ist keineswegs so welt- und landfremd, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte; so kann die eigentliche Hauptperson dieser bäuerlichen Tragödie, eine Magd namens Rosa, ihre Verwandtschaft mit Wedekinds Erdgeist oder mit einer von Lulus ungezählten Töchtern nicht verleugnen. Wie oft haben wir nun schon diesen weiblichen Moloch glühen, welche Hekatomben von Männern ihm geopfert gesehen. Diesmal sind es, wie auf einem Bild Giorgiones, ihrer drei, Jüngling, Mann und Greis — der erste, der Titelheld des Dramas, verhältnismäßig farblos, die beiden andern ganz interessant geraten — und alles wie von einem Mahlstrom oder Tornado unbeherrschter Triebe fortgerissen. Mord rechts und links; zuletzt sind Knecht und Magd allein übrig und verheißen einander, beisammen zu bleiben und zusammen zu gehen — wohin? für diese Frage gibt es auf dem Boden dieser wirklich-unwirklichen Welt, in deren Weißglut immerhin noch Grammophone und Gendarmen existieren, mancherlei Antworten, selbst wenn das atemlose Drama sein erotisches Thema nicht noch durch ein agrarisch-soziales kompliziert hätte. Das Merkwürdigste und Belangreichste an dieser dramatischen Ekstase oder Explosion sind jedenfalls Sprache und Vers. Dieser ein ungefüger Doppeltakt mit den abenteuerlichsten und gewaltsamsten Reimen, die etwa wie die Schläge des Dreschflegels ins Ohr fallen — jene das seltsamste Gemenge aus Angelesenem und Eigenem, aus dem expressionistischen Wortschatz, den Billinger übrigens freigebig bereichert, und der starken stolzen Mundart seiner Heimat. Aus alledem ergeben sich ein Tonfall, ein Tempo, ein Sprechstil, ein Deutsch, die, wenn schon keinen andern Vorzug, doch sicherlich den der Neuheit haben und der Selbständigkeit dieses Anfängers, die im Tatbestand, in der Erfindung seines Dramas schwer nachzuweisen wäre, auf formalem Gebiet ein rühmliches Zeugnis ausstellen. — Eigenartig, doch nicht auf Rechnung des Dichters, sondern der Regie zu setzen, war die Darbietung dieses „Knechts": auf einer ganz seichten Bühne, wo die Architektur ländlicher Hütten oder Häuser durch einiges Fachwerk skizzenhaft angedeutet wurde und ein großes zweiflügeliges Hoftor die Stelle eines Vorhangs vertrat.

*

„Komödie der Verführung." In drei Akten. Von **Arthur Schnitzler**. (Uraufführung im Burgtheater am 11. Oktober 1924.)

Wäre diese anmutige Dichtung anonym gedruckt oder gespielt worden, so hätte es gleichwohl keiner besonderen Kennerschaft bedurft, um sie sofort ihrem richtigen Urheber zuzusprechen, denn alles, was einen typischen Schnitzler konstituiert, ist zur Stelle: die gesättigte wiener Stimmung, die an dem Grenzrain zwischen Adel und Mittelstand angesiedelte Gesellschaft von schönen Frauen, Lebens- und anderen Künstlern, ein wundersam verschlungener Reigen oder Irrgarten von Neigungen, ein Tanz silberner und goldener Schmetterlinge vor den finstern Hintergründen des Alters und des Todes, der gepflegte, zwischen Naturlaut und Stil die Mitte haltende Dialog, subtile Dialektik und Scholastik der Leidenschaft, das Bündnis mit der Musik, die heitere Verneinung des Lebens und seine wehmütige Bejahung. Sonst fügt sich die „Komödie der Verführung" ohne weiteres dem Lebenswerk Schnitzlers ein, aber ohne weiteres könnte sie auch fehlen und würde nicht vermißt; einen neuen Zug zum Bilde des Dichters steuert sie nicht bei, und fast will es scheinen, als gebräche es diesmal an der alten, zuletzt in den „Schwestern" bewährten Meisterschaft, eine kreuz und quer verliebte Menschenschar mit sicherer Hand auseinander- und zusammenzuhalten. Mindestens aber sucht der Titel einen Ring um all dies Haschen und Danebengreifen und Fahrenlassen und Zugreifen, um diese österreichischen Don Juans und Casanovas und ihre Partnerinnen zu legen, indem er die Liebesredoute des Lebens unter den Gesichtswinkel der Komik nimmt, einer erhabenen Komik, die durch Doppelselbstmord eines der Augenblickspaare so wenig gestört wird wie durch das Wetterleuchten und den ersten fernen Donner des Weltkriegs.

Robert F. Arnold

Dresden

„Das Apostelspiel." Ein Spiel mit Vor- und Nachspruch. Von **Max Mell**. (Uraufführung im Neustädter Schauspielhaus am 11. Oktober 1924.)

Kein Drama im üblichen Sinne. Nur wenige Personen, eine Handlung, die fast zum Spotte reizt, keine Schicksalsakzente und moderne Seelenzergliederung, keine Akte. Frei in dramatischen Dingen, im Versbau und der Szenenführung, frei im Aufbau, der die balladesken Hebungen und Senkungen, die schönen menschlichen und dramatischen Impulse nicht zum Drama gipfelt, nicht starke psychologische Motivierung, die die Bekehrung der entwurzelten Einbrecher durch die keusche Mädchenseele glaubhaft machte. Der Reiz und Wert des Legendenspiels geht von der feinen Menschlichkeit und Vitalität des Dichters aus, von der wundersamen Melodie, die das Spiel durchzittert. Der Geist deutsch-mittelalterlicher Romantik umschimmert die Verse, die im Hans-Sachs-Stil gehalten sind. Ein schönes Leuchten über verschütteten Bronnen des

Herzens. Ein Lebensquell dieser Glaube, der Berge versetzt, aus dem Reinheit und Inbrunst strömen, der den Alltag vergoldet. Ein lächelndes Mysterium, das zum Höchsten führt, zum Symbol. Ein Legendenspiel, in dem die Idee der Moralität im modernen Sinne weitergeführt, das von dem Grauen und der tiefen Sehnsucht unserer Zeit erfüllt ist. Es führt wie in den alten Mysterien von den gegebenen, faßbaren Realitäten weg, spinnt sie in des Dichters Erleben, in seine Gedanken- und Gefühlswelt und läßt den inneren Gewalten seines gläubigen Herzens freien Lauf. Man steht im Bann der Leuchtkraft der Idee, die an tragischen Vorbedingtheiten vorüberführt ins Kielwasser reiner Menschlichkeit und die den Sieg kindlicher Einfachheit und reinen Glaubens über das Evangelium der Macht stellt.

Johannes Reichelt

Dortmund

„Janusopfer." Kammerspiel. Von Otto Ernst Hesse. (Uraufführung im Kammerspielhaus am 12. Oktober 1924.)

Mit tiefem sittlichen Ernst faßt der Autor hier ein heikles Problem an. Es ist das Problem der Ehe und der Liebe oder vielmehr des Geschlechterkampfes. Das Opfer wird dem Janusgott des Kampfes, dem Doppelantlitz von Haß und Liebe, gebracht. Der Opferer ist der Freund eines in fünfjähriger kinderloser Ehe lebenden Paares. Ohne Liebe soll er der Kinderlosen zu ihrer Wesensbestimmung verhelfen. Der unnatürliche Plan, dem sogar die Gattin des Freundes beistimmt, wird nicht ausgeführt und zerbricht die Ehe vollends. Die Frau schenkt dem Freunde nicht den Leib, aber die Seele und wird wiedergeliebt. Sie wird von dem Freunde verlassen und flieht dann ihn sowie den Mann, den sie anfangs belügt, dem sie zuletzt jedoch die Wahrheit über das nicht gebrachte Opfer gesteht. Die sich eigentlich nur zwischen zwei Personen abspielende Handlung hat der Verfasser straff und bühnenwirksam aufgebaut; er kennt das Theater von der Wurzel aus. Er hat das komplizierte Problem, das Spuren der Psychologie von Ibsen, Strindberg, Hebbel trägt, seelisch von allen Seiten durchleuchtet. Seine Menschen sind zwar pathologisch angekränkelt, aber sie handeln durchaus folgerichtig und sprechen zudem einen knappen scharfen Dialog. Mit unerbittlicher Logik und klarer Analyse konstatiert er das Chaos und die Zerstörung. Er stellt den Kranken die Diagnose, ohne von einem Heilmittel zu reden. So ist der Gesamteindruck trotz allem wenig erfreulich, und unbefriedigt fragen wir zum Schluß: „Wo ist die Deutung?"

Karl Arns

Mannheim

„Ragen." Eine Tragödie in fünf Akten. Von Max Zweig. (Uraufführung im Nationaltheater am 8. Oktober 1924.)

Dieses Werk ist eine Erstlingsarbeit und, was das Dichterische und rein Künstlerische anlangt, mit den Schwächen einer solchen behaftet, ohne ihre Vorzüge. Es ist ein außerordentlich scharfsinniges und gedanklich belangvolles Werk, aber eher das Werk eines Ethikers und Rechtsbeflissenen als das eines Dichters. Es steckt übervoll von Problemen, ohne daß von einem zu sagen wäre, es hätte Wesen und Form gewonnen. Der Titelheld Ragen steht an einem Scheideweg. Kindesliebe und Tradition befehlen ihm, den Mord des Vaters an dem Mörder-Oheim zu rächen. Die christliche Lehre, deren zwiespältiger Anhänger er ist (das Stück spielt in frühchristlicher Zeit), verlangt von ihm, dem Schuldigen zu vergeben. Ragen will sich zum Guten entschließen, aber er vermag nicht zu entscheiden, wo für ihn das Gute, wo das Böse liegt. Da vollzieht sein Freund Haimon, unangekränkelt von Gewissenskonflikten, an seiner Stelle die rächende Tat, die damit in Wahrheit zum Mord wird. Ragen läßt es entsetzt und dennoch im Innersten befriedigt geschehen und rührt sich nicht, als Haimon, gedrängt vom ersten Frevel, mit neuen Bluttaten sich befleckt. Wer ist nun schuldig? fragt Zweig. Bezeichnet dieser Mord überhaupt eine Schuld? Ist es möglich, das Problem des stellvertretenden Tuns und Leidens in die Wirklichkeit umzusetzen? Zweig schließt gewaltsam die Debatte, indem er sich dem klärenden Schlußwort mit dem Hinweis auf den Sühnetod der Freunde, herbeigeführt durch Wunder und die Gewalt des Glaubens, entzieht, gegen welche Instanz es auch ohne freiwillige Ausschaltung des Intellekts keine Berufung gibt. Somit ereignet sich hier der nicht mehr seltene Fall, daß ein abstrakter Kopf, um künstlerische Gestaltung sich bemühend, statt zum Leben durchzustoßen, sich ins unkontrollierbar Imaginäre verliert.

Paula Scheidweiler

Französischer Brief

Durch den Verlust der straßburger Universität ist auch der schriftliche Nachlaß Gobineaus, den Ludwig Schemann 1903 der Universitätsbibliothek gestiftet hat, in französische Hände übergegangen. Schemann, der sich um die Gobineau-Forschung und die Gründung der Gobineau-Vereinigung hohe Verdienste erworben hat, gelangte 1901 durch das Vermächtnis der Comtesse de la Tour in den Besitz des literarischen Nachlasses von Gobineau und hat gerade infolge dieses wertvollen Materials seine Studien fördern können. Es war zu erwarten, daß nach 1918 die Gobineau-Forschung in Frankreich neu aufgenommen werden würde. Das zeigte sich zuerst in mehreren Zeitschriftenaufsätzen. Eine zusammenfassende Arbeit legt jetzt die straßburger Librairie Istra vor unter dem Titel: „Le Comte Arthur de Gobineau, étude biographique et critique (291 Seiten Lexikonformat). Als Verfasser zeichnet Maurice Lange (1872—1923), ein Historiker elsässischer Abstammung, der bis zum Kriege Professor in Clermont-Ferrand und seit 1918 Historiker an der straßburger Universität war. Er hat sein Buch auf der deutschen Forschung aufgebaut, deren Fleiß, Eifer und Aktivität parteiloses Lob gespendet wird. Die Diktion des Buchs ist europäisch; unser verdienstvoller Ludwig Schemann wird stets mit Hochachtung zitiert, obwohl Maurice Lange an der deutschen Gobineau-Forschung Kritik übt und zu entgegengesetzten Ergebnissen kommt. Die in der Form so anerkennenswerte Arbeit sollte in deutschen Kreisen nicht übersehen werden, ja man sollte sich ihre Lehre zunutze machen.

Im Weltkrieg wurde es zu einer schlechten, allerdings aus den kausalen Zusammenhängen sich ergebenden Gewohnheit, Überläufer gegen das feindliche Land auszuwerten. Wie die Franzosen deutsche Zeugen gegen Deutschland mobilisierten, so haben wir Chamberlain gegen England, Gobineau gegen Frankreich als Zeugen auftreten lassen. In Zeiten des sich anbahnenden Friedens muß man sich darüber klar werden, daß Polemiker gegen ihr Vaterland wohl Lücken, Schwächen, Mängel ihrer Heimat aufdecken können, daß es aber bedenklich ist, auf ihre Polemik ein völkerpsychologisches System aufzubauen. Gobineau muß als Überläufer bezeichnet werden. Und gewisse Deutsche haben auf seiner Rassentheorie ebenso wie auf derjenigen Chamberlains eine Völkerpsychologie und Lebensphilosophie aufgebaut, die, wie Maurice Lange in den letzten Worten seines Buchs schreibt, „a contribué à nourrir en Allemagne une mentalité orgueilleuse et dominatrice qui ne pouvait aboutir qu'à une catastrophe". Lange geht den Gründen nach, die Gobineau zur Abkehr von Frankreich führten, und sieht den wesentlichsten darin, daß er „un vrai gentilhomme du 18e siècle" war, daß er nicht nur die französische Demokratie, sondern auch die Republik haßte. In Deutschland liebte er den Feudalismus und stände heute entweder in Frankreich auf der Seite von Barrès oder in Deutschland hinter Ludendorff. Lange zieht eine Parallele zwischen Rousseau und Gobineau und nennt ihn mit Ernest Seillière einen aristokratischen Rousseau. Der gleiche rücksichtslose Individualismus, der gleiche Haß gegen die Zivilisation, die gleiche romantische Einstellung. Gobineaus unwissenschaftliche Methode wird belegt u. a. durch das Zitat: „L'homme fait la vérité de ce qu'il croit." Lange stellt ihn als Vorläufer Nietzsches hin und beweist die These mit einleuchtenden Zitaten. Das vorzüglich geschriebene Buch stellt einen Markstein in der Gobineau-Forschung dar — vielleicht sogar einen Abschluß.

Der Zufall fügt es, daß gleichzeitig in der von Henri Berr geleiteten Sammlung „L'évolution de l'humanité" (La Renaissance du livre) der genfer Anthropologe Eugène Pittard ein Werk „Les races de l'humanité" herausgegeben hat — auch ein Werk, das aus europäischem Geist heraus geschrieben ist. In dem 600 Seiten umfassenden Buch fallen die Rassentheorien Chamberlains und Gobineaus fast ganz unter den Tisch, weil sie nur philosophisch oder gefühlsmäßig begründet sind und unter Rasse größtenteils die Nation begriffen wird. „A son époque, on parlait des races sans beaucoup les connaître: les analyses anthropologiques étaient à peine ébauchées." „... des preuves; elles ne sont jamais données." Der Fall Gobineau ist erledigt und hat nur noch historische Bedeutung. Pittard rühmt die exakte Forschung der Deutschen und bemängelt das Nachlassen in der Anthropologie und Ethnologie Frankreichs. Das Werk ist eine großzügige Zusammenfassung der gegenwärtigen Forschungsergebnisse und ein glänzendes Zeugnis für die strenge Methode des schweizer Gelehrten.

Wie sehr sich in den letzten Monaten die Gesinnung der französischen Gelehrten gewandelt hat, bezeugen zwei Bücher, die „La nouvelle revue française" herausgebracht hat. Die Schrift von Alfred Fabre-Luce „La victoire" hat selbst die Anerkennung der strengsten deutschen Propagandisten gegen die Kriegsschuldlüge gefunden. Auf das Buch kann hier nicht

näher eingegangen werden; aber der Mut dieses Schriftstellers, der dauernd steigende Absatz sollen wenigstens angemerkt werden. Jean Schlumberger hat „La victoire" in der „Nouvelle revue française" in Worten angezeigt, die von der ergreifenden Wirkung des Buchs in der Elite Frankreichs Zeugnis ablegen. Die Schrift sollte nicht unübersetzt bleiben. In der gleichen Reihe der „documents bleus" erschien neuerdings von Georges Girard „Les vainqueurs" — eine etwas spät gezogene Parallele zu Barbusses „Feuer". Girard schildert im militärischen Argot die Massenerhebung der Franzosen im Jahre 1914 bis zur Marneschlacht und bringt zum Ausdruck, daß auch die französische Soldateska keine Engelschar war.

André Gide hat unter dem Titel „Incidences" im gleichen Verlag seine Aufsätze aus den letzten Jahren vereinigt. Wer seine Zeitschrift nicht regelmäßig liest, findet hier seine Studien über den Klassizismus, Proust, Barrès, Cocteau, Souday, Dada usw., von denen im „L. E." bereits mehrfach gesprochen wurde, als sie in der „Nouvelle revue française" erschienen. Das Buch ist für die Beurteilung des neuen Frankreichs unentbehrlich. Es wird eingeleitet durch zwei Betrachtungen über das gegenwärtige Deutschland, die für unser Verhältnis zu Frankreich Beachtung verdienen.

Léon Treich, ein Mitarbeiter der literarischen Wochenschrift in Zeitungsformat „Les nouvelles littéraires", gibt neuerdings im Verlag von Crès & Cie. einen „Almanach des lettres françaises" heraus, von dem die ersten beiden Quartalsbände (Januar-Juli) vorliegen: je 350 Seiten in Folioformat. In dem Werk wird das ganze Geistesleben Frankreichs resümiert, wie es in den periodischen Publikationen in Erscheinung tritt. Der Almanach stellt eine umfassende Chronik in Notizen, Biographien, Kritiken, Zitaten, Buchanzeigen, Forschungsergebnissen und Anekdoten dar. Hoffentlich findet das mühselig gearbeitete und verdienstvolle Werk genügenden Absatz, damit es weiter erscheinen kann. Für den Ausländer stellt es ein Nachschlagewerk von höchstem Wert dar. Auch die fremden Länder sind stark berücksichtigt. In dem Personen- und Schlagwortregister, das über 10000 Namen enthält, sind viele Hundert ausländische Namen vertreten. „La nouvelle revue française" hat das Erstlingswerk von Marcel Proust „Les plaisirs et les jours", das Anatole France 1896 mit einem Vorwort versah, neu herausgebracht. Es enthält die Keime der großen Romandichtung Prousts, die demnächst im Verlag der Schmiede deutsch erscheinen wird. In den kleinen Skizzen wird die zarte Einfühlungsgabe bemerkbar, die milde Melancholie und die sanfte Müdigkeit, die den Zauber seines zwölfbändigen Romans ausmachen. Auch Anatole France sah im skeptischen Lächeln Prousts die stärkste Gabe des Dichters. Die zart umrissenen Bilder aus dem modernen Paris vermögen den Leser auf das umfangreiche Werk vorzubereiten und für dessen schwerere Lektüre zu gewinnen.

Henry Champly, dessen erfolgreiche Romane hier mehrfach gewürdigt wurden, hat im Verlag von Henry Goulet unter dem Titel: „Bobard, Chambard & Cie" einen kleinen Führer durch die burleske Menagerie des heutigen Bürgertums herausgegeben, der eine graziöse Umschreibung der Typen unserer Zeit bietet, die sich immer und überall zusammenfinden, um ihre Mitmenschen auszubeuten. Die diskrete Glossierung unserer Zeit zeugt von anmutiger Eleganz.

Jean Schlumberger hat in einem Roman versucht, die letzten Lebensjahre des Kardinals Retz, über die uns die historischen Dokumente im Ungewissen lassen, aufzuhellen. Da infolge der widerspruchsvollen und lückenhaften Überlieferung eine endgültige Aufklärung über das Ende des Kardinals nicht mehr zu erwarten ist, so ist diese dichterische Vision von dem „Lion, devenu fou" willkommen. Schlumberger gibt im Stil und in der Komposition ein farbensprühendes Zeitkolorit. Die wundervollen Memoiren des Kardinals sind klug ausgewertet. Aber sie bilden nur die Basis des Buchs. Der Verfasser hat sich in diese machtvolle und abenteuerreiche Persönlichkeit des 17. Jahrhunderts eingefühlt und in schöpferischer Intuition den Brief gedichtet, in dem ein imaginärer Zeitgenosse über die letzten Lebenswochen des Kardinals berichtet. Das Buch ist des großen Mannes würdig. Fügt es der Geschichtsforschung nichts Neues hinzu, so ist Schlumbergers visionäre Gestaltung doch von jener Überzeugungskraft, durch die das dichterische Talent sich oft dem Historiker überlegen zeigt.

Luc Durtains „La source rouge", der wie das eben genannte Buch im Verlag der „Nouvelle revue française" erschien, als zweiter Band einer Romanreihe „La conquête du monde", gehört zu den neuen Romanen Frankreichs, in denen internationales Leben eingefangen wird. Die Gegenwart Frankreichs und Rußlands ist in dem Buch gestaltet. Der Stil der Autoren und Bücher, die über französische Motive hinausgreifen und sich in der großen Welt bewegen, ist knapp, scharf und hat einen neuen Klang. Diesen übernationalen Geist pflegt auch Luc Durtain in einer spannenden, bewegten Handlung, deren Kühnheit auch in nichtfranzösischen Kulturgebieten Räsonanz finden wird.

Im Verlag von Edouard debütierte Benoit Alie

mit einem Versroman „Madiana“, in dem die Schönheit der Martiniques-Inseln besungen und die Enttäuschung geschildert wird, die ein dort Geborener in Paris erlebt. Allein die Frau seines Verlegers entschädigt ihn — der Glückliche!

Im Verlag von „Les amis du livre occitan“ in Samatan (Gers) ist eine Auswahl der lyrischen Werke von Navarrot (1799—1862) erschienen unter dem Titel: „Obres de Navarrot“, die der occitanische Dichter Michel Camélat mit einem Vorwort versehen hat. Es ist die erste Anthologie einer neu gegründeten Bücherreihe: „Dis aup i Pireneu“. Damit wird ein bisher mißachteter provenzalischer Dichter, dessen Name sich in keiner Literaturgeschichte findet, rehabilitiert. Der tapfere kleine Verlag hat sich mit dieser schönen Publikation, der ein Bildnis des Dichters beigegeben ist, ein Verdienst erworben. Der Auswahlband zeigt, daß zur Zeit Mistrals in der Provence noch mehrere Sänger lebten, die mit köstlichen Liedern die durchsonnte Provinz erfüllten. Navarrots Verse sind von reicher Klangfarbe. Ihre schwebenden Rhythmen bleiben unvergeßlich im Ohr haften.

Die letzten Nummern der Halbmonatsschrift „Le Feu“ geben wieder umfassende Überblicke über das geistige Leben in der Provence, reflektieren auch das Erwachen des Regionalismus in den übrigen Provinzen und enthalten u. a.: Joseph d'Arbaud, „Devant le fédéralisme provençal et la pensée universelle“, Jean Grand, „Joseph d'Arbaud“; „L'idéalisme de Miguel de Unanumo“ von Marcel Brion; eine Würdigung des Naturforschers Henri Fabre †, dem ein Denkmal errichtet wurde, von E. Bugnion; Gedichte von Farfantello, François Paul Alibert, Germaine Emmanuel Delbousquet usw. — Die kleine in Le Cailar (Gard) erscheinende Monatsschrift „Marsyas“ bringt wie „Le Feu“ französische und provenzalische Lyrik, Nachrichten über die Bewegung der Felibristen und philosophische Abhandlungen. S. André Peyre leitet sie mit Geschick und zieht neue Talente ans Licht. — Die Augustnummer des „Mercure de Flandre“ ist ganz dem Bericht der „Semaine d'amitié internationale“ gewidmet, während der auch zu Deutschen neue Beziehungen geknüpft wurden. Professor Honigsheim von der kölner Universität sprach auf dem Kongreß. Das Oktoberheft der Zeitschrift enthielt u. a.: Roger Avermaete, „Pierre Broodcoorens“; E. Douce-Brisy, „L'aube orientale“ sowie liller Kunst- und Literaturberichte. Die Zeitschrift hat an die Elsaß-Lothringer eine Sympathiekundgebung gerichtet, indem sie ihnen für ihren Widerstand gegen die Regierung dankt und sie ermuntert, noch kräftiger ihre regionalistischen Kulturwerte zu verteidigen. — „La Pensée française“, die in Straßburg und Paris erscheint, enthält außer politischen und wirtschaftlichen Beiträgen eine Studie von Henri Banal, „Jules Romains et Francis Carco“, über Puschkin von Philéas Lebesgue, den literarischen Kubismus von Fernand Dubreuil sowie Beiträge über französische und elsässische Erziehungs- und Literaturprobleme. — In „La Semaine littéraire“ wird über einen neuen bretonischen Volksdichter Tangery Malmanche berichtet, von dem im pariser Theater Vieux Colombier ein Stück aufgeführt wurde. Schmied von Beruf, soll er in Brest stark gefeiert werden. In derselben Zeitschrift schrieb Albert Thibaudet über „Benjamin Crémieux“, René Gillouin über „Charles Maurras“. — In „La Revue de Genève“ erscheint zur Zeit Thomas Manns „Tod in Venedig“, übersetzt von Felix Bertaux. Emile Cecchi berichtet über Cambridge, Francisco José Urratura über das literarische Leben im lateinischen Amerika, Pierre de Coubertin über die olympischen Spiele in Paris; von Iwan Chmeleff erscheint dort ein Roman „Cela fut“. — Die pariser Monatsschrift „Le Monde nouveau“, die mit holländischem Kapital arbeitet und in London eine englische Ausgabe herausgibt, veröffentlichte in ihren letzten Nummern Gedichte des Russen Charles Balmont, „Xavier de Magallon“ von Jean Royère, das Stück „La Fontaine aux Saints“ des Irländers J. M. Synge; „Le sang et le sol“ von Elie Faure; „Prosper Mérimée“ von Cl. d'Hablovillé; den Roman „Le Tour du monde“ von G. Denis sowie internationale Literaturberichte. — Die kleine Zeitschrift „Les Humbles“ gab im Sommer eine Sondernummer „Pour Henri Guilbeaux“ heraus, dessen Todesurteil immer noch nicht aufgehoben ist. Hoffentlich wird der neue Geist in Frankreich dem tapferen Kämpfer bald gerecht werden. Zahlreiche der besten Franzosen und Ausländer setzen sich in diesem Heft für ihn ein. Der Mensch und sein Werk werden ausführlich charakterisiert. — Die neuesten Hefte des „Esprit nouveau“ enthalten eine Würdigung André Gides von Paul Dermée, sowie eine sehr amüsante Sammlung von Ausschnitten aus französischen Zeitungen. Die Redaktion dieser Zeitschrift hat dauernd geistreiche Einfälle und gibt mit blitzender Ironie originelle Querschnitte aus der Zeit. Das letzte Heft wurde Guillaume Apollinaires Andenken gewidmet. Céline Arnauld, Paul Dermée, Fernand Divoire, Ivan Goll, Henri Hertz, Picabia, Picasso u. a. steuerten Beiträge bei. — „Les Images de Paris“: Gedichte von Pierre Camo, Leo Loups; Prosa von Robert Boudry, Joseph Delteil, Gabriel Ursin Langé. Die kleine mit schönen Holzschnitten

geschmückte Monatsschrift hat sich einen eigenen Kreis geschaffen, der der „Nouvelle revue française“ nahesteht. — Das Septemberheft dieser Zeitschrift wurde mit einem Aufsatz von Daniel Halévy zum Todestag von Charles Péguy eröffnet. Henri Hertz behandelte Alfred Jarry, Thibaudet, der kürzlich zum Professor für Literaturgeschichte an der Universität Genf ernannt wurde, „Le Tournoi du Latin“. Die Monatsschrift „Vient de paraître“ wurde vor einiger Zeit aufgebaut, so daß sie nicht nur für den eigenen Verlag Propaganda treibt. Unter der Leitung von René Gas und André Lacoste sammeln sich etwa zwanzig regelmäßige Mitarbeiter. Henri Hertz und René Lalou berichten über die deutsche Literatur. Die letzten Nummern enthielten: Persönliche Erinnerungen von Henri Becque, René Lalou über André Gide, „Der Sport in der Literatur“ von Léon Baranger usw. Die Zeitschrift ist besonders wertvoll durch viele literarische und wissenschaftliche Nachrichten. — Ivan Goll hat eine kleine Zeitschrift gegründet: „Surréalisme“, an der Marcel Arbaud, Albert Birot, René Crevel, Joseph Delteil, Robert Delaunay, Jean Painlevé u. a. mitarbeiten.

Otto Grautoff

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Der Apfel der Elisabeth Hoff. Roman. Von Wilhelm Hegeler. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 231 S.

Inmitten unserer Literatur der Revolution, der typisierenden Tendenz, des propagandamäßigen Aufbegehrens gegen das Überkommene — inmitten dieser Epoche, für die der „Vatermord“ das bedeutendste Symbol ist, erscheint dies Buch voll kluger Skepsis und zuchtvoller Gesetzlichkeit. Zwei Männer geraten aneinander: ein Gelehrter, der sich dem mächtigen Gebot des Tages entzieht, der auch seine bewegtesten Empfindungen zur Ruhe zu weisen vermag — und ein Mann des tätigen Lebens, gereift in der Schule Amerikas, mit Auto, Dollars und ungebändigter Leidenschaft. Sie kämpfen um eine Frau — wer wird siegen? Nach dem herrschenden Geist unserer Zeit dürfte nur der Amerikaner triumphieren, er, der Tische umzuwerfen pflegt, wenn er im Spiel verliert, er, dem kein Wagen schnell genug fährt, der Dritte, der Neue, der Junge. Aber die Lösung, die Hegeler findet, ist denn doch ein wenig eindringlicher, erfahrener, menschlicher: die skrupellose Willenssicherheit des einst geliebten Fremden verlockt zwar die Frau — aber der Gatte, der vornehme Forscher im Geistigen, überwindet den anderen, sobald er nur aus seinem noblen Vertrauen aufgestört ist, und nicht in Jubel, aber ehrfürchtig neigt sich die Umworbene ihm zu. Diese Entscheidung, von so tiefer Gerechtigkeit sie scheint, könnte doch wieder als Tendenz, diesmal zugunsten der anderen Seite, gedeutet werden, wenn — ja, wenn in diesem Kunstwerk wirklich nur Typen einander gegenüberständen. Jedoch — der Gelehrte ist gar nicht so kühl-geistig, der Tätige ist gar nicht so amerikanisch, wie sie dem ersten Eindruck erscheinen! Es sind keine konstruierten Begriffssymbole, es sind lebendige Menschen, und deren Urteil ist allerdings unanfechtbar. Nur eins scheidet den klugen Professor wesentlich von seinem Nebenbuhler, etwas hat er vor ihm voraus, was man in Amerika nicht lernt: den Zweifel; den Zweifel an seinem Glück und, darüber hinaus: an seinem Recht, an der Schuld des anderen. Und in diesem Zeichen siegt er, muß er siegen. — Vor dieser richtigen Erkenntnis müssen Fragen nach der Technik zurücktreten. Indes, es ist doch nicht ganz belanglos wenn dieses Buch beweist, daß auch heute noch der „Berliner Roman“ mit getreuer Schilderung, vom „Blauen Vogel“ bis zur Dollarkrankheit, geschrieben werden kann, daß man auch in unserer Gegenwart eine geschlossene Handlung, im Wechsel von Spannung und retardierendem Moment, aufzubauen vermag. Das Buch ruft anheimelnde Erinnerung, wach, an jene Erntezeit, als die Werke des alten Fontane denen des jungen Schnitzler begegneten.

Charlottenburg — Ludwig Fürst

Faber oder Die verlorenen Jahre. Roman. Von Jakob Wassermann. (Wendekreis, IV. Folge.) Berlin 1924, S. Fischer. 264 S. M. 3,50 (5,—).

Deutsche Charaktere und Begebenheiten. Gesammelt und herausgegeben von Jakob Wassermann. Erste Reihe (unveränderter Neudruck) und zweite Reihe. Wien 1924, Rikola-Verlag. 292, 239 S. Je M. 5,— (7,50).

Wenn man die letzten Bücher Jakob Wassermanns liest, könnte man sie, die genommen sind aus Erlebnis und Geschehnis unserer eigenen Tage und also meßbar am eigenen Daseinsgefühl, leichter als noch die früheren unlebendig, lebensfern, erdkühl finden. Alles, was mit Lärm und Geruch und Glut rings um uns geschieht, steht scheinbar gleichnishaft entkörpert in jenen Büchern übermenschlich gelassen auf. Aber das ist so, wie man Goethes Tasso und Iphigenie der leibhaften Existenz entrückt genannt hat; die Höhe der umbildenden Kunst, die Weisheit des Gleichnisses, die Harmonie, zu der das Chaos geläutert ist, schrecken den Leichtfertigen ab. Wer sich die beglückende Mühe macht, findet bald, daß die Elemente des Werks die urrealen, die ewig lebendigen, menschlich gesetzlichen sind und nur ihre Ordnung durch den Schöpfer so wunderbar, daß wir Unvollkommenen die Vollkommenheit mißverstehen können. Nichts ist schwerer, als zu begreifen, was nicht auch unser Vermögen ist. Und also: wo der Flüchtige Wassermann Erstarrung und Entleiblichung, gar Entseelung vorwerfen könnte, findet der Weilende erst das Werk in Weisheit, Gestaltung und Verdichtung vollendet. „Faber“ oder „Die verlorenen Jahre“ heißt das letzte Buch des Dichters, in dem er die Geschichte des nach Jahren (fast der Verschollenheit) zurückkehrenden Mannes für unsere Zeit erstmalig, ebenso wie sofort auch endgültig, festlegt. Nichts älter als dieses Motiv, nichts neuer als seine Behandlung hier. Es ist in eine Tiefe verlegt, die bisher noch nicht da war. Mit weniger Aufwand und mit mehr Durchdringung des Eigentlichen ist die Gestaltung des Stoffes nicht möglich.

Nichts geht vor, was zu erzählen wäre, und alles bereitet, zerstört und erfüllt sich, was zwischen Mann und Frau Leben, Liebe, Ehe ist. Von den verlorenen Jahren Fabers war kein Tag verloren, da jeder die Krise vorbereitete. Ohne diese Probe wären die Gatten immer Arglose geblieben, im Zustande der Gnade. Die Trennung erwies: das Glück, der Gleichton des Gefühls war Gottesgeschenk gewesen. Nun heißt es: Mensch werden und das Glück sich selbst verdanken, den Gott ins eigene Innere zwingen. Unsere Zeit leidet an einem Liebesdefekt, er ist es, der die Welt vergiftet mit Hysterie, Neurasthenie, Degeneration, der zu Wahnsinn, Versteinerung oder Rebellion treibt. Faber wird sich bewußt, und das ist schon der Anfang der Genesung, wenn es auch zuerst wie völlige Zerstörung aussieht. Aus diesem Buch, das vom Untergang des Menschen spricht, steigt die Bestimmung dieses Menschen zu Harmonie und Willensfreiheit strahlend auf.

Vielleicht bleiben die wenigen Menschen des Buchs wirklich ein wenig schattenhaft, solange man von ihnen liest. Sobald sie zu Erinnerung werden, vom Papier befreit, für sich existierende Geschöpfe unserer Besinnung, erfaßt man erst die wunderbare Beseelung und Lebendigkeit ihrer Gestalt. Kein anderer bisher hat die Kinder unserer Tage, die aus dem Geist des letzten Jahrzehnts Geborenen, die aus dem Kriegserlebnis Gestiegenen so typisch verdichtet wie Wassermann. Jedes Symbol spricht nur zu dem Wissenden. Ich weiß, vielen wird Faber nichts zu sagen haben; dafür den wenigen alles. In dieses eine Erlebnis eines Mannes von heute scheint mir das ganze Heute hineinverdichtet zu sein. Er steht dort, wo alle Spiegel sich schneiden, und sein eigenes Bild fällt mitbestimmend in alles, was sich darin formt.

Wassermann liest sich schwerer von Buch zu Buch. Jede Schöpfung wird mühsamer verständlich — weil größeren Tiefsinns voll, geheimeren Bestimmungen dienstbar —, wenn man sie vom allgemeinen Fundament verfolgt in die letzten krönenden und vollendenden Teile. Unser Dichter baut, immer bewußter, ein Abbild seiner erlebten Welt, also einer neuen Welt, da er sie erlebt, einer Welt, die uns das Unbegriffene begreiflich macht, das Unbegreifbare ahnen und des eigenen Sinnes uns bewußt werden läßt. Wie mancher Mann (und manche Frau) wird über diesem Buch der Erweckung Fabers selbst erwachen! Zu uns selbst uns zu verhelfen, war immer Dichters Amt, Kennzeichen, Verantwortlichkeit und Rechtfertigung.

Man hat an dem Buch das Unrecht begangen, vor seinem Erscheinen ein erstes Drittel in einer Tageszeitung abzudrucken und damit die Leser vor ein Rätsel, eine Befremdung zu stellen. Nachträglich, da man den ganzen Organismus kennt, erscheint jene Amputation um so furchtbarer. Vom ersten bis zum letzten Wort ist dieses Werk ein von Blut und Seele untrennbar zusammengehaltenes, und beides entströmt, wo man teilen oder eliminieren wollte. Wie eine Novelle für sich scheint die „Geschichte der Fides" in das Buch gestellt; ohne sie wäre doch das Ganze haltlos. Fides ist neben Martina eine der Hauptgestalten des Romans. Vier Frauen, die das Buch beherbergt, bilden überhaupt den ganzen Horizont der Weibwelt; was in ihm möglich ist, erscheint in diesem Viergestirn. Auch Faber hat in zwei, drei Partnern die Ergänzung seines Wesens zum Mann überhaupt. Daß die Fülle den Rahmen nie sprengt, diese Bändigung des gewaltigen Stoffes in eine den Maßen nach kleine Form zeugt von Wassermanns restloser Kunstweisheit.

Nun, Widersprüchler, auch ich weiß: man kann dieses tadeln, jenes bezweifeln. Aber soll ich wirklich weiser sein als der Schöpfer? Vielleicht wünscht ihr euch Tannen, wo Eichen stehen, und irgendeiner Wirkung zuliebe den Mond lieber im Norden statt im Osten am Himmel. Aber ich vertraue der Absicht des Schöpfers. Ich glaube nicht, daß ich es besser weiß als er. Und bin sehr glücklich, daß ich lieben statt kritisieren und mich hingeben statt zweifeln kann. Von einem Werk zu Demut gezwungen werden: o wie schön ist es, nicht länger klug sein zu müssen!

Jakob Wassermann: das ist aber nicht nur ein Dichter, sondern auch ein Zeitkapitel. Dieser Name umreißt den Zeitabschnitt: der Jude in Deutschland. Dieses Kapitel hat Wassermann mit seinem eigenen Leben schmerzvoll und schmerzhaft geschrieben. Wie ein Beitrag dazu mutet sein Sammelwerk an „Deutsche Charaktere und Begebenheiten". Wassermann — seine Sprache, die Fügung und Sinngebung seines Satzes beweisen es ohnehin — lebt tief im Deutschen; aus diesem Erleben noch der deutschen Vergangenheit sammelte er diese Bände, in dem ersten so etwas wie den Charakter der deutschen Seele erhellend, im zweiten den Glanz der deutschen Sinnlichkeit auffangend. So gibt er noch im altertümelnden Rahmen heut gültige Erscheinung. Wie weit der Deutsche sich auch verlieren mag, er zeigt ihm, in Liebe, in Ehrfurcht, in Verständnis noch vor seiner Verirrung: so bist du eigentlich und wirst es wieder sein. Und zugleich erhält diese Arbeit eine besonders persönliche Note: sieht man doch, was Wassermann liebt, achtet, beschmunzelt, betrauert. Was er aus dem, was er liest, sammelt; wie er es zusammenstellt: darin gibt er ein Bild von sich, das dem erhabenen Künstler jenen Zug menschlicher Liebenswürdigkeit verleiht, der unserer ehrfürchtigen Demut den Blick aufzuheben erlaubt zu liebender Nähe und brüderlicher Vertrautheit.

Berlin — Kurt Münzer

Die neuen „Falke"-Bücher. 20. Band: Grethe Auer, Ibn Chaldun. M. 1,—; 21. Band: Alfred Mohrhenn, Der Brand. Kart. M. —,70; 22. Band: Arnold Ulitz, Der verwegene Beamte oder Was ist die Freiheit? Kart. M. —,80; 23. Band: Friedrich Wolf, Der Sprung durch den Tod. Kart. M. —,70. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt.

Die Sammlung fährt fort Repräsentantin heutiger Erzählungskunst zu sein. Sie hat das Glück, in eine Zeit hineinzugeraten, die das Eruptive, Gesetzlose literarischer Produktion nicht mehr liebt und zu ruhigerer Begrenzung zurückgekehrt ist. Nur Arnold Ulitz hat sich in seiner Novelle „Der verwegene Beamte" noch ein wenig Überschwang bewahrt; aber der ist mehr romantisch als expressionistisch und besteht mehr im Inhalt als in der Form. Die fügt sich, trotz des allzu stark angewendeten Reizmittels des Präsens durchaus den Gesetzen der Epik. Die Erzählung interessiert. Ein Bureaubeamter, dessen Gesicht etwas von einem „Thalia"-Schauspieler hat ebenso wie sein ganz unbeamtenmäßiges Herz, und der nun abgebaut ist. Freiheit! Eine große Radtour wird unternommen. Von seinen achthundert Mark Abfindungssumme lebt er, bis — —. Eine Walsersche „Spaziergänger"-Gestalt, ins Derbe, mehr Animalische übersetzt. Viel Luft und Erde in dem Büchlein!

Es folgen zwei Kriegsnovellen. „Der Brand" von Mohrhenn und „Der Sprung durch den Tod" von Friedrich Wolf. Diesen Sprung macht zuerst ein Frosch, den eine Natter verschlang, dann aber, von einem Blindgänger getroffen, tot, den Verspeisten aus gespaltenem Leib wieder

entlassen muß. Um dies Sonderbare noch symbolischer zu machen, liegen unter der toten Schlange vier glatte weiße, vor Schreck noch schnell gelegte Schlangeneier. Dies das Präludium zu Betrachtungen und Gesprächen: „Ist der Tod die Geburtsstunde neuen Lebens?" Arzt und Hauptmann disputieren. Die Ereignisse der Schlacht und des Heerlagers werden mit hineinverwoben in diese Fragen. Freundschaft. Wiedersehen? Es ist ein erlebtes Buch.

„Der Brand" nun zeigt seelische Nöte eines Offiziers, dessen Charaktereigenschaften bisher ihm überall zu Befriedigung und Ruhm verhalfen. Bis ihm aus dem Auge eines mißwachsenen Halbidioten, den man von Haus und Hof gejagt hat, um der Garnison Quartier zu schaffen, ein Blick trifft, in dem die mißhandelte Gerechtigkeit, die verratene Menschlichkeit sich rächt. Dieses Auge war „durchsichtig bis in den Abgrund hinein, und es verschleierte die letzte Tiefe wie ein Geheimnis, das nicht preiszugeben ist". Dieser Blick ist es, der dem Rittmeister alle Berufssicherheit, jedes Gefühl der Berechtigung seines Tuns und Lebens nimmt. Überzeugend und ergreifend ist das geschildert.

Ein Werk reifster, bedachter, man möchte sagen gelehrter Kunst ist Grethe Auers Berbergeschichte „Ibn Chaldun". Die Verfasserin nutzt ihre einst in Afrika selbsterlebten Kenntnisse, sowie ihre Belesenheit in den alten orientalischen Legendenbüchern als Kanevas für anmutige Erfindung von Liebe und List. Reizend ist der Zufall, daß eine verliebte Schöne sich vor den Wünschen eines Sultans retten will, der sie vom Vater in sein Frauenhaus begehrt, reizend ist dieser Zufall als göttliche vorbestimmte Schicksalsfügung, teils weise, teils spielerisch gedeutet. Und wie Licht und Schatten spielen Frauenliebkosung und Schlachtbegierde des Mannes einen Reigentanz, der festlich die Liebe zweier junger Menschen umgaukelt.

Wie im Inhalt, so ist auch in der Erzählungsweise eine männliche Lust an Wissen mit der fraulichen Schelmerei des geschmeidigen Plauderns schön gepaart. Wir wünschen uns für die noch bevorstehenden „Falke"-Veröffentlichungen weiter so reife und liebenswürdig ernste Bücher.

Berlin — Anselma Heine

Die Insel der Großen Mutter oder Das Wunder von îles des Dames. Eine Geschichte aus dem utopischen Archipelagus. Von Gerhart Hauptmann. Berlin 1924, S. Fischer. 373 S. M. 4,50 (6,—).

Die Abschiedsstimmung des nahenden Alters hatte Gerhart Hauptmann schon in seinem Drama „Indipohdi" auf eine ferne Märcheninsel entführt, die aus seiner visionären Phantasie traumhaft und dennoch wirklich ans Licht stieg. Aus dem starken Gefühl der Zivilisationsmüdigkeit heraus flüchtete er sich nun zum anderen Mal in die magische Zauberwelt seiner inneren Gesichte. Er formte — mit zwingender Konsequenz und lebenerweckender Anschauung — eine Utopie, deren Heimat ein einsames Eiland ist, das in leuchtenden Farben, saftschwellend und früchtegesegnet irgendwo aus der Südsee emportauchte, um einige hundert schiffbrüchige Frauen, Geschöpfe der zivilisierten Menschheit, rettend und von den Schlacken ihrer Herkunft befreiend, aufzunehmen. Wie hier, von jeglicher Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten, ein Frauenstaat sich gründet, dem nur ein einziger Knabe, Phaon mit Namen, zugehört; wie die höchste Sehnsucht des Weibes, der Mutterschaftstrieb, durch eine mystisch-geheimnisvolle Empfängnis erfüllt, das Frauenreich in ein Mütterreich wandelt; wer schließlich das Aufwachsen der männlichen Nachkommenschaft den Geschlechterkampf wiedergebiert, der, aller Zügelung durch die neue Gesellschaftsordnung, ihre Gesetze und Kultgebräuche sich entwindend, das Leben der menschheitentronnenen kleinen Gemeinschaft revolutionär erschüttert — alles das wird in dieser Dichtung mit einer Tiefe der Anschauung und einer schier unerschöpflichen Erfindungskunst ausgemalt. Utopien pflegt man gewöhnlich mit einem gewissen Mißtrauen zu begegnen. Das Erdachte, Erkünstelte stört meist Einheit und Unmittelbarkeit des Eindrucks. Um so bewundernswerter ist die Art, wie es Hauptmann gelang, eine zweite, visionäre Wirklichkeit zu gestalten, Märchenhaftes mit Alltäglichem zu einem magischen Gewebe zusammenzuwirken, die Anteilnahme und den Glauben des Lesers suggestiv zu bannen. Der Stil seiner Dichtung ist durchaus barock. Ein lustiger, unbekümmert fabulierender Humor, mit leisen Ironien durchsetzt, umspielt die märchenhaften Begebenheiten, die selbst wiederum von Hauptmann in sattesten Farben einer sich an sich selber gleichsam berauschenden Phantasie geschildert werden. Es ist, als berührte der Stab eines Magiers die traumbefangene Welt und zauberte aus ihr ungeahnte Wirklichkeiten hervor. Verschwenderisch streut Hauptmann die Samen verschiedenartigster Kulturen über sein Märcheneiland aus, dessen üppige, lebensvolle Natur sich bald mit Göttern und Dämonen erfüllt. Es findet die mystische Hochzeit des hellenischen Olymps mit den buddhistischen Heiligenmythen statt. Die Lüfte hallen wider vom tausendfältigen Stimmengewirr, das aus längst vergangenen Menschheitszeiten und vom ganzen bewohnten Erdball herüberwehend die einstmals einsame Insel erobert. Es gibt Stellen in diesem Buch, die zu den köstlichsten, reifsten Gebilden Hauptmannscher Kunst gehören; so etwa das Liebeswunder an der schönen Anglohollånderin Laurence, der Lieblingsgestalt des Dichters, deren empfängliche Seele durch das göttliche Erlebnis zu priesterlicher Würdeanmut erblüht; oder der Tod dieser aus Irdischem längst entrückten Hohenpriesterin, in deren sanfte Auflösung eine unnennbare Musik von fernen Gestirnen herabdringt. Die gleiche Kraft visionären Erlebens, die Hannele Matterns letzten Fiebertraum schuf, läßt auf traumumfangener Höhe über dem Zaubereiland dem sehnsüchtig schweifenden Jüngling Phaon das Einhorn leibhaftig und in tiefster wahrster Wirklichkeit erscheinen. So ist die neue Schöpfung Gerhart Hauptmanns ein hohes Kunstwerk in jenem Sinne, der Kunst als ein magisch bedeutendes Spiel zwischen Tag und Traum offenbart.

Berlin-Wilmersdorf — C. F. W. Behl

Dr. Angelo. Von Erich Ebermayer. Drei Novellen. Leipzig und Wien 1924, Ernst Oldenburg Verlag. 271 S.

> „Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen
> Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden."

Dies könnte über dem Novellenband Ebermayers stehen. Denn die angeborene Natur des Dichters ging durch das Medium der Kunst, um sich aufs neue als Natur zu offenbaren. Die drei Novellen bergen in sich ein Lied von Liebe und Leid, das in seiner Wesensneuheit, reichen Modulation, Reinheit des Klanges und abgestimmten Harmonie nicht leicht seinesgleichen finden wird. Sprache, Form und Gehalt sind verwoben zu einem kostbaren Ganzen, das, einem kunstvoll gewirkten Teppich gleichend, vor dem Leser ausgebreitet liegt: lebendig der Atem der Landschaft, so vielgestaltig sie sein mag, reich der Hauch der Natur in all ihren mannigfachen Erscheinungen, Krone des Daseins der Mensch, der liebende wie der geliebte. Diese seltsam tiefe Wirkung,

dieser echte Zusammenklang aller einzelnen Töne der großen Skala wird erzielt, ohne daß Ebermayer sich zwingen muß, zu hohlem Prunk Zuflucht zu nehmen, ohne daß er sich einem Stil verschreibt. Sparsam, dem Leser oft das letzte zum eigenen Erfühlen überlassend, wendet Ebermayer mit überlegener Hand die Mittel seiner Kunst an. Er hat nicht nötig, gewaltsame Exaltationen als Thema seiner Novellen zu suchen, und trotzdem erhebt sich alles, was er sagt, zu einem „besonderen Fall". Der Adel der Gesinnung, die seelische Kultur, die der Schönheit des Wortes ebenbürtig ist, macht über allem Können des Verfassers das Buch so stark und liebenswert. „Nur die geistigsten Menschen haben die Erlaubnis zur Schönheit, zum Schönen: nur bei ihnen ist Güte nicht Schwäche. Pulchrum est paucorum hominum: Das Gute ist ein Vorrecht." sagt Nietzsche. Ebermayer gehört zu denen, deren Kunst nicht nur die Erlaubnis zum Schönen hat, — sie ist es selbst.

Leipzig — Karl Heinemann

Das Flammenhaus. Roman. Von Robert Kurpiun. Stuttgart 1924, Deutsche Verlags-Anstalt. 311 S. M. 4,50 (5,—).

Eine zähe, unerbittliche Hand hat dieses Buch eines tragischen Menschenschicksals und der endlichen Sühne geschaffen. Was sind Zufall und Schicksal? Die Tat allein entscheidet. „Auch im Schlimmsten liegt ein Keim zum Guten", läßt Robert Kurpiun den Helden seiner Geschichte am Schluß seines überstandenen Martyriums aussprechen. Zehn Jahre der furchtbarsten Gewissensnot hat er durchzukämpfen, weil er nach einer leichtsinnigen, kaum verantwortlichen Tat, ein Lebensgeächteter, widerrechtlich die Papiere eines Toten sich aneignet, mit deren Hilfe er sich Amt und Bürgerlichkeit, Weib und Haus erobern kann. Aber dieses Haus durchrasen Flammen des Zweifels, und die Erkenntnis wartet furchtbar hinter allen Türen der Zimmer und der Seele: „Nur wer durch Gluten 'gangen, darf frei nach Gott verlangen." — Gerade in unseren Tagen der seelischen Disziplinlosigkeit hat dieses starke Buch der unbedingten Verantwortlichkeit vor Gott und dem Nächsten eine hohe Mission zu erfüllen. Robert Kurpiun besitzt dichterische Kraft genug, die Ethik seines Werks darüber hinaus in die lautere, wenn auch herbe Strenge einer Kunst zu spannen, die mit deutlicher Heimatfreude die Seen und Landschaften des geliebten Ostpreußenlandes sich zum Hintergrund aussuchte. Und die ganze Tragik und Dramatik des Geschehens baut sich auf in einem äußerlich fröhlichen, humorigen und geruhigen Kleinstadtmilieu, dadurch nur noch zu einer intensiveren Wirkung gesteigert. Eins der wenigen wertvollen Bücher, die man in den Schrank stellt, um sie gewiß zum zweitenmal zu lesen.

Dresden — Heinrich Zerkaulen

Florians große Liebe. Roman. Von Franz Carl Endres. Leipzig 1924, Ernst Oldenburg. 131 S. M. 1,50 (3,—).

Die Geschichte von Florian van Kleentjes großer Liebe zu der schönen Maria Gonzales, ihrer Erfüllung und ihrem zeitlosen Weiterleben nach dem Tode seiner Frau in einem Dasein, das nur wieder der Liebe in anderer Gestalt, der hilfsbereiten Nächstenliebe, gewidmet ist, füllt die Blätter dieses eigenartigen und tiefen Buches. Auch in der Darstellung, im Stil ist diese Eigenart fühlbar: in Form von Tagebuchblättern und Aufzeichnungen, eigenen und denen seines Freundes, spricht Florian van Kleentjes gleichsam selber zum Leser, und die Schilderung gewinnt dadurch etwas Subjektives und Lebendiges, dem ein ganz besonderer Reiz innewohnt. Es ist ein Buch voll schwerwiegenden ethischen Gehalts, das an die letzten großen Fragen unseres Daseins rührt und darum für besinnliche Leser eine besonders dankenswerte Gabe bedeutet.

Frankfurt a. M. — Richard Dohse

Wanderjahre. Briefe an Peter Nansen. Von Herman Bang. Mit einem Vorwort von Peter Nansen. Herausgegeben von Lauritz Nielsen. Deutsch von Helene Klepetar. Wien 1924, Rikola-Verlag. 179 S. M. 3,— (3,80).

Eine Stimme aus dem Grabe, eine vielgeliebte, sehr entbehrte Stimme; und auch sie hat noch den sanften weichen Klang des Lebens, den einzig Bangschen Zauber, die Inbrunst des Schmerzes im klingenden Lächeln, allen Glanz des Lichtes im bitteren Tränentropfen. Der große Abenteurer der Seele ist in seinen Briefen derselbe, der er in seinen Romangedichten ist. Größere Einheit zwischen Kunst und Lebensführung, Mensch und Dichter, Erlebendem und Darstellendem als bei Herman Bang ist nicht denkbar. Da schreibt er an seinen geliebten Peter, aus den ersten Wanderjahren, aus der Zeit des ersten, oft fragwürdigen Ruhms, aus Tagen des Luxus und des Hungers; und nun, da man seine intimen, persönlichen Zustände kennenlernt, weiß man erst, wie persönlich seine Werke sind. Was einen vorher vielleicht Manier, Künstelei, Pose dünkte, enthüllt sich nun, da er maskenlos ist, als Natur, eingeborene Haltung, seelische Konstitution. Bang trug nie eine Maske. Er ist in seinen Briefen ein Künstler, und er schreibt seine Romane als derselbe unbefangene Mensch, der sich seinem Freunde mitteilt.

Nur wenig gehen diese paar Briefe über das eng Persönliche hinaus. Ein Streiflicht fällt auf die skandinavische Literatur und ihre Macher und Deuter in den neunziger Jahren, ein Streiflicht auf die damalige (auch deutsche) Politik. Herman Bang, den die verständnislos Liebenden nur in den Wolken, erdfern, idealentrückt suchen, wandelte durchaus auf Erden, war politisch interessiert; und wenn ihn auch seine realen Beziehungen seelisch verwirrten, so hatte er sie doch und war gern und eifrig allem Irdischen tributpflichtig. Um so besser! Ein kompletter Mensch wächst uns entgegen; und es wäre schön, wenn sich das Werk Bangs durch solche Zeugnisse des Alltags ergänzen würde. Sie tun dem Dichter keinen Abbruch und vervollkommnen ihn nur zu einer fast dämonisch sich auswirkenden Persönlichkeit, zu einer Menschlichkeit und einem Menschentum, das schon in seinen Werken geliebt zu haben das Vorrecht derer gewesen war, die mit tieferem Blick Kunst und Gestaltung durchdringen.

Berlin — Kurt Münzer

Verschiedenes

Das Heldenepos des Alten Bundes. Aufgespürt und in deutschen Worten von Friedrich Wolf. Stuttgart 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 141 S.

Friedrich Wolf, durch seinen „Armen Konrad" jetzt schnell bekannt geworden, wagt sich — und wer wagt, gewinnt! — an großes Unternehmen. Er hat den Mut zum Bekenntnis — es sollte längst gesagt sein! —, daß die Bibel uns heut schwer lesbar geworden ist, daß unter ihren Geschlechtsregistern, Priesterregeln, Stammeszwisten, unter ihrem Kultkodex, ihrer Rechtsprechung die Quellen der Dichtung verschüttet

liegen und der große Heldengesang, den sie enthält, in schwer findbaren Fragmenten zerstreut ist. So schlägt er denn in den Urwald der Bibel einen neuen Weg, der von Monument zu Monument führt. Es wird eine breite Straße des uralten Mythos, der gewaltigen Legende. Das große Heldenepos des Alten Bundes, eine Edda des Alten Testaments entsteht, nur weil einer, gerüstet mit dem Wissen des Exegeten, den Mut zu Textregie hat, zu einer Synthese des Bedeutsamen, des Eigentlichen.

Von den Büchern Mose bis zu denen Samuels geht der Weg Wolfs, also durch das Reich des Mythos. Dann beginnt die Geschichte. Man muß ein gewaltiger Textkritiker selbst sein, ein Bibelforscher, fast auch ein Sprachforscher, ein sicherster Beherrscher des großen Stoffs, um so frei — nicht ihn umzukneten, sondern in seinen Urelementen neu zu formen. Und weiter muß man das Ohr des Dichters haben, um aus dem hundertstimmig fugierten Satz die Urmelodie herauszuhören, das erste Lied, das große Thema, das dann Völker kontrapunktiert haben. Als Dichter war Friedrich Wolf schon ausgewiesen. Schöneres Ziel nun konnte er sich nicht setzen.

Man liest diese neu entdeckte Saga und sieht nun erst, wie verschüttet unter Dogmen, Gesetzestafeln, Kultregeln, Opferriten das eigentliche Gedicht lag. Im Schuttfeld, im Kieselgeröll ist die uralte Goldader freigelegt. Der Entdecker steht daneben und erläutert mit klugen und gelehrten, immer eingänglichen Worten den Gedanken, das Ziel, die Entstehung und den Ablauf seiner Arbeit, deren Fleiß den Lohn in der Freude des Beschenkten findet.

Was Jahrhunderte geheiligt haben, darf uns dennoch in der Forschung nicht heilig sein. Zumal vorsichtige Gelehrte selbst (S. Bernfeld) bekennen, daß die Überlieferung eine problematische ist. Wer hätte da mehr Recht als der Dichter, sich an das Werk zu machen, das die Gelehrten bis zu ihm vorgearbeitet haben! Wo diese am Ende sind, kann seine schöpferische Weisheit vollenden. Ein Stück Urbibel hat Wolf, ahnungsreichen Spürsinns voll, wiederhergestellt, die Heldenepoche des unsterblichen Volks, das erst dann Gottesvolk, Wandervolk wird, von Propheten geführt, von der Erlöserzukunft bestimmt. Was an der Bibel Gesetz und Religion ist, ist sicher nicht ihr Urbestandteil. Am Anfang steht immer die Dichtung.

Mit keinem Wort, geschweige denn mehr, vergeht Friedrich Wolf sich am heiligen Urgut des größten Menschheitswerks. Und wie er dann, nach seiner Einführung, die großen Kapitel der Bibel selbst in deutsch fügt, das weist sein Recht aus, dieses Werk gewagt zu haben. Strophe auf Strophe geht vorüber wie Holzschnitte der großen Meister: klar, kontur-gesichert, raumgefügt, Ausdruck in jedem Punkt. Es stehen Stellen da, die uns neu, eindeutig, endlich überzeugend eingehen. Und wird auch das alte Buch um keinen Hauch unserer Demut verkürzt, so wird das neue doch näher, leichter und willkommener unseren dankbaren Händen liegen.

Berlin — Kurt Münzer

Der Genius am Galgen. Von Wilhelm Lamszus. Leipzig 1924, Ernst Oldenburg. 109 S. M. 1.50 (3,—).

Wilhelm Lamszus, dessen „Menschenschlachthaus" seinerzeit berechtigtes Aufsehen erregte, hat ein neues Buch geschrieben, in dem er sich wiederum als ein beredter Anwalt der zertretenen und unterdrückten Menschheit erweist. Es sind Gesichte, aufwühlende Visionen, die ein Mensch in der letzten Nacht, bevor er wegen aufrührerischer Taten erschossen werden soll, gleichsam testamentarisch niederlegt. Es ist eine flammende, gewaltige und erschütternde Anklage gegen die Urheber all des Elends, das im Krieg und durch den Krieg breite Schichten des Volks in Tod und Not und Vernichtung geführt hat. Man muß ein solches Buch lesen; es läßt einen nicht wieder los, zumal Lamszus sich auch als ein glänzender Stilist erweist, der seinen nur allzu wahren Protest in die aufrüttelnde Form flammender Rhetorik kleidet.

Frankfurt a. M. — Richard Dohse

Politische Geschichte der Deutschen. Von Albert von Hofmann. Vierter Band. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 717 S. Geb. M. 12,—.

Unverhohlene Anerkennung verdient die Pünktlichkeit, mit der von dieser groß angelegten „Geschichte" ein Band nach dem andern erscheint. Denn wenn auch nach der ganzen Anlage eigene Quellenforschung ausgeschlossen war, so ist allein der Fleiß, womit sich der Verfasser in seine Riesenliteratur vertieft hat, hohen Lobes wert. Daß alles Kulturgeschichtliche beiseite gelassen wird, ist ja schade, kommt aber unbedingt der raschen Vollendung des Ganzen zugute. Als Vorzüge des Werks preise ich weiter: die Treffsicherheit des Urteils über die führenden Persönlichkeiten; mag es sich nun um Wallenstein oder Friedrich Wilhelm I. von Preußen handeln: der Verfasser läßt sich nicht bestechen, sondern zeichnet die Konturen der Charaktere schlicht und treu, wie er sie sieht. Ferner: die klare, knappe Ausdrucksform. Hofmann schreibt fast nur in Hauptsätzen. Gebraucht er wirklich mal einen Nebensatz (darüber hinaus geht er nie), dann verzichtet er sogar gern auf das übliche Komma, um das Satzbild recht geschlossen erscheinen zu lassen. (Man kann hierüber geteilter Meinung sein.) Ferner: die gleichmäßige Berücksichtigung der sonst meist über- oder unterschlagenen Jahrzehnte nach dem Westfälischen Frieden; hierin erblicke ich geradezu ein besonders großes Verdienst des vorliegenden Bandes. Endlich: die rührende Ehrlichkeit, womit der Verfasser bekennt, wie er hinterher zur inneren Gliederung des ungeheuern Stoffes gelangt ist. Theoretisch spricht er sich darüber in der Einleitung aus; praktisch erläutert er die Art seines Vorgehens, die durchaus an das Leopold Rankes erinnert, z. B. auf S. 293 für den Dreißigjährigen Krieg. Alles in allem: eine der erfreulichsten Erscheinungen der neueren Geschichtschreibung.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Holländische Erde. Erlebnisse eines Heimatlosen. Von Salamon Dembitzer. Leipzig, Ernst Oldenburg. 64 S. M. 1,50 (3,—).

Nächte im Vondelpark. Von Salamon Dembitzer. 139 S. Ebenda. M. 2,50 (4,—).

Man irrt, wenn man in den beiden Büchern Dembitzers Nurt holländisches zu finden hofft. Vor allem gewinnt man ein ganz anderes Bild von dem Lande, das wir als das des reichen Bürgertums zu sehen gewohnt sind, soweit der Verfasser uns — übrigens schöne — „Impressionen" aus Holland vermittelt. Was hier ein geistiger Proletarier, der noch dazu die weiche, melancholische, skeptische, oft todesbange Mentalität des armen Juden in sich trägt, in stiller Müdigkeit mit einer fast kindlichen tendenzlosen Sachlichkeit vorbringt, ist in aller Welt erlebbar. Wie sehr muß der deutsche Intellektuelle, der an der trostlosen Gegenwart leidet, diesem im besten Sinne empfindsamen Juden recht geben! Dembitzer geht das deutsche Gefühl der Volks- und Heimatgeborgenheit ab, er trägt am Heimweh der Seele schwerer als der Deutsche,

ihm erscheint „die Zeit schon wahrhaft reif für den Untergang der Welt". Vor allem beseelt ihn jenes echtjüdische soziale Einfühlungsvermögen, das dem Bürgertum aller anderen Völker, Gott sei's geklagt, so stark abgeht. Er übt Kritik, doch leidenschaftslos, da er hoffnungslos resigniert. Er weiß um alle Sehnsüchte blutwarmer Jugend, er kennt die Trauer der scheinbar Reichen und Glücklichen, er beneidet kaum. Karges Glück sieht er, vorahnend, versinken, selbst in der heiteren Natur entdeckt er Schwermut. So kommt er von dem Gefühl ewiger Fremdheit und tiefer Einsamkeit gegenüber den Weltdingen nicht los. Eigentümlich ist Dembitzer die Objektivierung des innerlich subjektiv erlebenden Künstlers gegenüber der Welt. Um einen den Dingen noch näheren Standort einzunehmen, begibt er sich — gelegentlich über die Grenze der Wirklichkeit — in die Rolle seiner Hauptgestalten, deren Erleben ganz deutlich das seine ist. Die „kranke" Psyche eines Wahnsinnigen, der Wind, der amsterdamer Vondelpark, er und sein eigener Kopf, das sind so seine Gestalten, aus deren Perspektive er sieht. Er übertreibt manchmal um der Deutlichkeit willen (einmal vielleicht etwas kitschig), er lügt gelegentlich aus Vergnügen, aber aus der Wahrhaftigkeit der Nichtverstellung heraus. Die Relativität der Vernünftigkeit von Objekt und Subjekt festzustellen, macht ihm besonderen Spaß. „Einer von uns beiden ist sicher verrückt, ich oder die Welt. Wer von uns beiden, das mußte ich eben feststellen." Selbstverständlich ist sein Narr in dieser verlogenen Welt ein Weiser. Man kann sich dem Bann von Dembitzers tiefernsten, aber auch grotesk-unterhaltlichen, hie und da etwas gemachten, im Gesamteindruck aber zu Herzen sprechenden Skizzen und Novellen auch als kühler Kritiker nicht leicht entziehen.

Wien — Friedrich Wilhelm Illing

Geistesleben und Politik in Schleswig-Holstein um die Wende des 18. Jahrhunderts. Das Buch der deutschen Nordmark. Von Otto Brandt. Mit 12 Tafeln. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 448 S. In Halbleinen geb. M. 12,—.

Der kieler Historiker, dem wir bereits das schöne Werk „A. W. Schlegel. Der Romantiker und die Politik" verdanken, zeigt uns in seinem neuen Buch in der gleichen zielsicheren Methode, wie man in Schleswig-Holstein aus dem engen Lokalpatriotismus zwischen Danizismus und Kosmopolitismus hindurch den Weg zum deutschen nationalstaatlichen Denken, den Weg zum deutschen Nationalgefühl fand. Er berichtigt mit seiner auf der breiten Basis gründlichster Literaturkenntnis und archivalischer Studien in den Herzogtümern und in Dänemark aufgebauten Darstellung die landläufige Ansicht, daß die Vorgeschichte von Schleswig-Holsteins Erhebung erst mit Dahlmann (1815) und U. J. Lornsen beginne. Und er zeigt als Wiege dieses deutschen Nationalgefühls in den Herzogtümern Schloß Emkendorf auf, das Schloß der Reventlows, das als „Musensitz" freilich schon längst genannt und bekannt war, das in seiner religiösen und politischen Bedeutung aber nun erst in helles Licht gestellt wird. Als Stern, dessen Leuchten die geistige Bewegung Emkendorfs folgt, nennt Brandt zunächst Klopstock, dann aber Claudius. Denn die jüngere Generation konnte sich auf die Dauer mit Klopstocks recht unbestimmten religiösen und politischen Anschauungen nicht begnügen. Sobald sich der Gegensatz zum Rationalismus verschärfte und die inneren und äußeren Verwicklungen für den von den Bernstorffs geschaffenen dänischen Gesamtstaat sich herausbildeten, ging diese Generation ihren eigenen Weg einer politisch wie religiös geschlossenen konservativen Gesinnung und fand nun in dem bodenständigen Claudius den Seelenfreund, Berater und Waffenbruder im Kampf um ihre Ideale. Die fünf großen Abschnitte des Buchs bringen zunächst die Darstellung des dänischen Gesamtstaates und Schleswig-Holsteins im 18. Jahrhundert, behandeln dann Emkendorf und seine Welt, die Gegner und die religiösen Kämpfe, die hauptsächlich um die Agende, die Universität und das Lehrerseminar gehen, schildern weiter die Anfänge der ritterschaftlichen Bewegung und die Entstehung des deutschen Nationalgefühls, das Auftauchen des Gedankens der Trennung von Dänemark, die Erneuerung und den Ausgang des ritterschaftlichen Kampfes, das Auftreten Dahlmanns und Lornsens und das Ende des Gesamtstaates. Die Hauptrolle spielen dabei die Reventlows, insbesondere Fritz Reventlow, und so ist Emkendorf immer Mittelpunkt von Brandts hochbedeutsamer, Neuland erschließender Darstellung. Daß sie nebenher das herkömmliche Bild von J. H. Voß, Boie Baggesen und dem Herzog Fr. Chr. von Augustenburg, Schillers Mäzen, nicht unwesentlich korrigiert, sei wenigstens kurz angedeutet.

Hamburg — Carl Müller-Rastatt

Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Von Johannes Dierauer. Erster Band. Bis 1415. Vierte Auflage. (Allgemeine Staatengeschichte. Herausgegeben von Hermann Oncken. Erste Abt. 26. Werk.) Gotha und Stuttgart 1924, Friedr. Andr. Perthes A.-G. XVIII, 412 S. M. 11,—.

Kein andres „Werk" des Heeren-Ukert hat einen so reißenden Absatz gefunden wie Dierauers „Schweiz". Der Verfasser steht jetzt im 83. Jahre. Daher hat der ebenfalls in St. Gallen tätige Traugott Schieß mit Unterstützung der zürcher Bibliographin Helene Wild die inzwischen zu registrierende Literatur nachgetragen und das Register ausgearbeitet. Wer sich über die Anfänge des Hauses Habsburg oder die der Eidgenossenschaft oder über die Tellsage usw. Rat holen will, der kann nichts Besseres tun als den „Dierauer" befragen. Bemerkt sei nur noch, daß die Auslieferung des Werkes nach der Schweiz lediglich in den Händen der zürcher Firma E. Waldmann liegt.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Die Form ohne Ornament. Werkbundausstellung 1924. 172 Abbildungen mit einer Einleitung von Wolfgang Pfleiderer und einem Vorwort von Walter Riezler. Bücher der Form, Bd. I. Stuttgart-Berlin 1924, Deutsche Verlags-Anstalt. 22 S. Geb. M. 5,—.

Walter Riezler gibt im Auftrage des Deutschen Werkbundes Bücher der Form heraus, deren erster Band hier vorliegt. Die Abbildungen stammen aus der Werkbundausstellung „Die Form", Stuttgart 1924. Die Ausstellung durchwandert eine Reihe größerer deutscher Städte. Sie ist zusammengestellt von der Württembergischen Arbeitsgemeinschaft des deutschen Werkbundes. Die „Form ohne Ornament" erscheint als Protest gegen die Formen, welche durch Ausschmückung und Verzierung überdeckt werden. Das Gesetz der Form bestimmt den Aufbau des gewerblichen oder kunstgewerblichen Gegenstandes, und diese Gesetzlichkeit soll rein zur anschaulichen Geltung gelangen. Ohne selbst grundsätzlich einem rigorosen Puritanismus beizustimmen — er scheint mir nur eine Lösung, gewiß nicht die einzig mögliche Lösung —, ist es zweifellos ein Verdienst, gegenüber der Verwilderung zumal der Nachkriegszeit,

gegenüber der Überwucherung mit pompöser und sinnloser Ornamentik, diese Strenge betont zu unterstreichen. Sie weckt kritische Besinnung. Und wenn auch viel absichtliches Ethos in ihr sich breit macht und recht wenig künstlerische Laune, wir brauchen jenes Ethos und jene Disziplin, schon als eine Art Reinigungsbad. Und darum ist dieser Abbildungsband hoch willkommen. Sicherlich; ein jeder hat wohl Wünsche, die durch das gebotene Material nicht befriedigt werden Aber darauf kommt es weniger an, als auf die unbestreitbare Tatsache, daß hier ein sehr reiches, interessantes und vielfach auch qualitäthaftes Material gezeigt wird. Mehr kann man nicht verlangen. Und Besseres kann auch der Band nicht zeigen als das, was gerade heute erzeugt wird.

Rostock Emil Utitz

Museumskunde. Von Otto Homburger. Mit 28 Abbildungen und 6 Skizzen. (Aus Jedermanns Bücherei.) Breslau 1924, Ferdinand Hirt. 124 S. Geb. M. 2,50.

Knapp und scharf skizziert Homburger in dem sehr empfehlenswerten Büchlein die verschiedenen Arten der Museen, ihr Wesen und ihre Aufgaben. Gut gewählte Abbildungen unterstützen den gediegenen Text, der auch ganz kurze historische Übersichten bietet. Gerade der Laie, der die Fachliteratur — welche Homburger in umfassendem Maße heranzieht — nicht kennt, ist gewohnt, in den Museen starre Gebilde zu sehen, und nur bei Neuordnungen wird er auf die eigentliche Museumsarbeit aufmerksam. Diese Schrift entwickelt nun klar das innere Leben der Museen, und es ist erfreulicherweise ein sehr reiches, stark pulsierendes Leben. Für eine zweite Auflage würde ich eine unterstrichenere Betonung der grundsätzlichen Fragen befürworten. Nicht als ob sie nicht erwähnt würden, aber sie tauchen nur nebenbei und ein wenig flüchtig auf.

Rostock Emil Utitz

Von den Naturreichen des Klanges. Von Paul Bekker. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 75 S.

Aus empirischer Erkenntnis heraus kommt hier Erleuchtung. Der philosophische Extrakt aus Bekkers Gesamtwerk ruht in dieser Schrift. Waren Bekkers frühere Arbeiten grundsätzlich von ästhetischen Gesichtspunkten geleitet, so finden wir ihn in diesem Buch als Philosophen in des Wortes bester Bedeutung: als einen, der die Weisheit liebt. Beim Studium des Bändchens von 75 Seiten drängt sich der Vergleich mit Kant auf. Die Klarheit seiner Diktion, die Schärfe seiner Dialektik ist von klassischer Ruhe. Der Grundstein, die Fundamente sind gelegt zu einem Riesenbau.

Der Untertitel des Buchs lautet: Grundriß einer Phänomenologie der Musik. Was ist Phänomenologie? Die Lehre von den Erscheinungen. Vielleicht die weitherzigste, toleranteste Ästhetik, die denkbar. Eine Ästhetik, die liebend all das umfaßt, was überhaupt in der Kunst Erscheinung war, Erscheinung ist. Keine Ästhetik, die, belastet von historisierender Wissenschaftlichkeit, die Erscheinung kategorisiert. Der Titel schon erwähnt es, daß das vorliegende Werk als Grundriß, nicht als Fertiges zu gelten hat, d. h. als Beendetes. Die Beendigung wird Bekker selbst und vielleicht noch Generationen nach ihm vorbehalten sein. Auf die Keimzelle der Idee werden alle zurückgreifen müssen.

„Musik ist Klangempfindung" — hier ist der ruhende Pol, wo Bekker-Archimedes steht, um die Kraft des Hebels zu erproben. Klang — Empfindung: schon sind zwei Begriffe in einen gegossen. Klang wird als Phänomen gedeutet. Und zwar als ein dualistisches (das Klangphänomen in „zweierlei Gestalt"): 1. als vokales, 2. als instrumentales Phänomen. In diesen beiden analogen Erscheinungen haben wir die Naturreiche des Klanges zu sehen.

Empfindung als Sinnesfunktion ist nunmehr der Untersuchung vorbehalten. Die Wahrnehmung des Klanges erfolgt nach zwei prinzipiellen Gesichtspunkten. Einmal kann der Klang als Einheit erfaßt werden, d. h. die scheinbare Einheit des Klanges bindet in sich organisch seine Obertöne, die wiederum „die Aufteilung des Haupttones in seine Einzelschwingungen" darstellt. Diese den Klang organisch geschlossen (als Klangmonade) erfassende Empfindung nennt Bekker „Zeitempfindung". Andererseits muß logischerweise die „Raumempfindung" jenen anderen Teil der Klangwahrnehmung umfassen, der den Klang als Synthese aus den Nebenklängen „analytisch gestaffelt" erscheinen läßt. Diese beiden Begriffe nun — Zeitempfindung und Raumempfindung — stellen sich dar als „Ordnungseinheiten des Erscheinungsaufbaus". — Die Klangmonade gebiert durch zeitliche Reihung die Monodie, und wiederum die zeitliche Ordnung der Monodie „beruht auf der Maßgesetzlichkeit des Zeitempfindens: der Metrik". Es werden die Bedingtheiten des Vokalklanges einhellig dargetan.

Durch Aufteilung der Klangmonade entsteht die Harmonie (instrumentale Harmonie). Die Teilung in Fundamentalton und seine „physikalisch bedingten Höhenausstrahlungen" unterwirft sie dem Gesetz der Schwerkraft, somit den Gesetzen der Statik, woraus schließlich die räumliche Ordnung der Harmonie resultiert. Physikalisch bedingt auch ist die Bewegung dieser Materie. Die Harmoniefolge (abhängig von statischen Gesetzen) muß der Dynamik unterworfen sein. Weiter kommt Bekker über die „Normen der Stilisierung" zu philosophischer Erklärung musiktheoretischer Dinge, und mit scharfsinniger Logik werden Fragen, die lange Zeit schon die Gemüter erhitzten und heute Brennpunkte des Interesses sind, auf einfachste Formeln gebracht. So geschieht es, daß diese musik-ästhetische Weisheitslehre eine neuartige Musikgeschichte oder besser eine erkenntnistheoretische Arbeit über das Musikgeschehen ab ovo wird.

Ist der erste Teil des Bändchens jenen zwei Phänomenen des Klanges gewidmet, jenen zwei Naturreichen der physiologischen Organismen hier, der physikalischen Mechanismen dort, so wendet sich der zweite Teil der „Metamorphose der Empfindungen" zu. Und betritt hiermit ein Gebiet, das variabel ist, ja das teilweise rational nicht mehr fixierbar erscheint. Bekker zeigt hier latent im Bewußtsein Schlummerndes mit unwiderlegbarer Schärfe auf. Erklärt, ohne davon direkt zu sprechen, die sogenannte Entwicklung aller Kunst schließlich eben aus dieser Metamorphose der Empfindung. Denn nicht allein die Kunstform entsteht aus der Variabilität des Empfindungslebens, auch die „Persönlichkeiten erhalten durch sie die Sonderbestimmung ihres Wesens". Innerhalb der Geschichte gibt es „keine ruhende Einheit, sondern stetes Weiterströmen".

Dies die Grundlage des Werks. Auf knapp bemessenem Raum nur einen Schein dieser Fülle wiederzugeben, muß aussichtslos erscheinen. Wer sich versenken wird in die Arbeit Bekkers, dessen Augen werden heller sehen, dessen Ohren werden feiner hören und dessen Herz wird leichter Fremdes verstehen lernen.

Berlin-Zehlendorf Ernst Viebig

Über die Heide hallet mein Schritt. Von Hans Rothardt. Berlin-Steglitz 1923, Orplid-Verlag. 30 S.

Gunfrieds Saitenspiel. Von Johannes Günther. Berlin-Steglitz 1924. Orplid-Verlag. 31 S.

Gemeinschaft. Novellistische Studie aus der Jugendbewegung. Von Kurt Herbst. Berlin, Verlag „Werdendes Volk". 32 S.

Diese drei verschiedenen Heftchen haben ein Gemeinsames: es ist von Menschen geschrieben, die, als Keimzellen eines neuen deutschen Volkes, dieses Volkes Wiedergeburt aus einer Verbindung mit der Natur vollziehen möchten, die, den Städten den Rücken zugewandt, ihre Freiheit im freien Raum der deutschen Erde suchen und finden. Solche Art der Jugendbewegung ist gewiß die einzig mögliche, denn sie gibt den Kräften des Volkes Nahrung und Wachstum, aber wo, wie hier, Dichtung vorliegt, die dieser Art Ausdruck gibt, oder politische Anschauungen, die des Volkes Richtung sein sollen, dürfen Dichtung und politische Anschauung nicht sentimental werden. Weder politisch sentimental: mit einem allerletzten Aufguß französischer Roheiten am Rhein, einer Nacht am Niederwald (die Germania ist nicht mehr das Symbol für das Nationalbewußtsein unserer Jugend!) und unruhigen Gedanken an das „blonde Mädel vom Rhein" — noch dichterisch sentimental: mit Nixen, Rehlein und aller Märchenromantik. Ich glaube an dieser Menschen menschliche Herzlichkeit, Stärke und Innigkeit — aber es ist ein großer Weg, und es gehört viel Kunst dazu, menschliche Qualitäten künstlerisch zu gestalten. Sie sollten handeln, wandernd mit Wanderern ihr Herz ausströmen lassen, aber nicht dichten, nicht beglückt Erlebtes in Worte fangen und ihre prachtvolle Ursprünglichkeit mit einem Ressentiment beflecken.

Stuttgart — Heinz Dietrich Kenter

Vor fünfzig Jahren in einem braunschweigischen Forsthause. Kindheitserinnerungen. Von Wilhelm Brandes. Wolfenbüttel 1924, Julius Zwißlers Verlag. 43 S. M. 1,50.

Wilhelm Brandes, der unermüdliche, jetzt siebzigjährige Vorkämpfer für Wilhelm Raabe, erzählt hier wohltuend einfach, geruhig und gegenständlich von seiner gesegneten Kinderzeit, die sich in einem Forsthause des braunschweiger Waldreviers abspielte. Die Leute aus dem Walde, niedersächsische Heimeligkeit, keine spannenden Effekte, keine psychologischen Turnkünste, im Gegenteil ein mildes Raabe-Lächeln über allerhand modernen Errungenschaften; und sehr viel volkskundlich und kulturgeschichtlich Wertvolles, Großvaterhausrat und Großvaterwesenheit mit Behagen vor uns ausgebreitet.

Daß es doch mehr solcher Erinnerungsbüchlein aus allen deutschen Landen geben möchte!

Waidmannslust — C. F. van Vleuten

Die neue Dichtung. Jahrbuch 1924. Herausg. von Alfred Happ. Regensburg 1924, Habbel & Naumann. 168 S. M. 3,— (5,—).

Das Vorwort von Alfred Happ läßt aufhorchen. Der Inhalt bestätigt das Vorwort: der Weg zu einer strömenden, bluthaften Dichtung wird sichtbar, noch leicht romantisch, noch ein wenig dünn und vernebelt, aber Namen wie Hans Franck, Max Krell, Josef Ponten, um aus vielen einige herauszugreifen, verbürgen sich mit Sicherheit, Kraft und Verantwortung für diese Keime neuer Dichtung.

Stuttgart — Heinz Dietrich Kenter

Die Philosophie des Als-Ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus. Mit einem Anhang über Kant und Nietzsche. Von Hans Vaihinger. Volksausgabe. Herausgegeben von Raymund Schmidt. Leipzig 1923, Felix Meiner. 366 S.

Vaihingers Philosophie des Als-Ob gehört mit Recht zu den erfolgreichsten philosophischen Werken der Gegenwart. Immerhin war für viele seine allzu große Dicke eine Abschreckung. Mit glücklicher Hand hat daher der junge und energische Vorkämpfer der Als-Ob-Philosophie, Raymund Schmidt, in engem Kontakt mit dem durch schwere Erkrankung an der Arbeit verhinderten Verfasser es unternommen, das mächtige Werk zu einem schlanken Bande zusammenzudrängen, der zur Not in eine Rocktasche zu schieben ist und der doch als ein beinahe vollgültiger Ersatz gelten kann. Denn Vaihingers Buch gehört zu dem Typus jener Werke, die einen einzigen, allerdings überaus fruchtbaren Grundgedanken in immer neuer Form variieren, auf immer neue Probleme anwenden. Die dabei zuweilen unvermeidlichen Wiederholungen sind in dieser Ausgabe zusammengedrängt, Belegmaterial, besonders veraltetes, ist ausgeschaltet, und doch ist die Struktur des ganzen Werkes erhalten geblieben. Die Leser dieser Volksausgabe können sie lesen, als-ob (um in Vaihingers Terminologie zu reden) sie die ursprüngliche Fassung in Händen hätten.

Berlin-Halensee — Richard Müller-Freienfels

Bekenntnisse eines Freimaurers. Von Johannes Ferch. Wien 1924, Anzengruber-Verlag. 175 S.

Es ist die Selbstbiographie eines Autodidakten, der offenbar in Österreich durch sein mutiges Eintreten für den Neo-Malthusianismus eine gewisse Berühmtheit gewonnen hat. Ich gestehe, daß ich dem Autor, der, nach einer angefügten Bibliographie zu urteilen, zahlreiche Romane, Novellen und Essaybücher geschrieben hat, bisher nicht begegnet bin. Daß er, bei seiner Herkunft aus Arbeiterkreisen — er hat lange als Setzer und Korrektor praktisch gearbeitet — Sozialist ist, versteht sich von selbst; daß er aus dieser Gedankenwelt heraus einem sehr nüchternen, zugleich aber humanitären Rationalismus huldigt, kann nicht überraschen. Er ist, als Typus, ein Vertreter der rationalistischen Weltanschauung, die gerade in der Arbeiterbewegung sich aus der Aufklärung des 18. Jahrhunderts erhalten hat und heut vielfach geistig antiquiert anmutet. Freilich ist es wichtig, daß diese Aufklärung als Korrektiv der grassierenden Neuromantik erhalten bleibt — und so ist denn auch in Ferchs Selbstbiographie ein Kern richtiger Einsicht enthalten, der stärkste Beachtung verdient. Vor allem da, wo er das Bevölkerungsproblem als ein Kernproblem der europäischen Lage und der sozialen Frage vorstellt, kann man dem Autor nur zustimmen, so wenig er der religiösen Strömung unserer Tage gerecht wird. Der alte Kampf zwischen Iwan und Aljoscha Karamasoff ist auch in Ferch lebendig; er hat ihn zugunsten der Weltauffassung Iwans zu entscheiden versucht. Die Selbstbiographie ist, im ganzen, höchst lesenswert, gerade weil sie die Selbstdarstellung eines sich mutig und ehrlich zur Tendenzschriftstellerei bekennenden Autors ist. Die Kühnheit des Ausdrucks erregt Interesse — und man fühlt sich angeregt auch die Tendenzromane Ferchs zu prüfen. So hat die Selbstbiographie denn wohl ihren propagandistischen Zweck erreicht, in dem sie für die Ideen Ferchs lebendig wirbt.

Grünberg i. Schl. — Werner Mahrholz

Nachrichten

Todesnachrichten. Luise Jung ist nach einer Meldung vom 2. Oktober im Alter von 81 Jahren in Karlsruhe gestorben. Sie war 1843 zu Meersburg am Bodensee geboren worden, hatte 1892—1895 als Oberin das Ludwig-Wilhelm-Pflegehaus in Baden-Baden geleitet und war eine intime Freundin von Ferdinand Freiligraths Stiefschwester, Gisberte Freiligrath, gewesen. Unter ihren Romanen ist das Buch „Dreißig Jahre" am bekanntesten geworden. Daneben fanden „Des Schwarzwalds schönste Sagen", „Schloß Favorite", „Das Buch vom Türkenlouis" sowie ihre Bearbeitung von Baden-Baden in der Sammlung „Europäische Wanderbilder" Beachtung.

Clara Sudermann ist nach einer Meldung vom 20. Oktober im Alter von 64 Jahren in Berlin gestorben. Sie war in erster Ehe mit dem Wasserbaudirektor Lauckner verheiratet gewesen und ist auch unter dem Namen Clara Lauckner schriftstellerisch hervorgetreten. Ihr Roman „Die Siegerin" und ihre Novellensammlung „An geöffneter Tür" fanden ihrerzeit ein Publikum.

Clemens Baeumker ist nach einer Meldung vom 14. Oktober in München gestorben. Er war im Jahre 1853 zu Paderborn geboren worden, hatte zunächst als Gymnasiallehrer in München gewirkt, war 1883 nach Breslau auf den katholischen Lehrstuhl für Philosophie berufen worden, hatte von 1902 an das Ordinariat Windelbands in Straßburg innegehabt und wirkte seit 1912 in München. Bedeutsam wurde vor allem seine breslauer Zeit durch seine entschiedene Wendung zur Gedankenwelt des Mittelalters, die 1891 zur Gründung der „Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters" führte, von der über 20 stattliche Bände zur Zeit vorliegen. Eine Gesamtcharakteristik der europäischen Philosophie des Mittelalters bot Baeumker 1909 in Hinnebergs „Kultur der Gegenwart". Belangvoll wurden auch seine Studien, in denen er den Positivismus Comtes und den Irrationalismus Bergsons bekämpfte; als selbständiger systematischer Denker trat Baeumker in dem Werk „Anschauung und Denken" (1913) hervor.

Anatole France ist am 12. Oktober im Alter von 80 Jahren auf seinem Besitztum bei Tours sanft entschlafen. Er war am 16. April 1844 in Paris als Sohn des Buchhändlers Thibault, der seinen Laden am Quai Voltaire hatte, geboren worden und hatte nach Vollendung seiner humanistischen Studien zunächst eine Staatsanstellung als Bibliothekar beim Senat erhalten, die er erst aufgab, als er sich bereits literarisch durchgesetzt hatte. Schon in seinen ersten Werken, der biographischen Studie über Alfred de Vigny, den „Poèmes dorés" und dem Theaterstück „Die Hochzeit von Korinth" (nach Goethes Ballade), trat seine Vorliebe für den klassischen Stil des 18. Jahrhunderts bestimmend hervor. Seine im „Temps" veröffentlichten Kritiken erschienen gesammelt unter dem Titel „La vie littéraire". In seinem ersten Roman „Das Verbrechen von Silvester Bonnard" zeigte sich, bei starker Abhängigkeit von Dickens, bereits ein Zug der für France später charakteristischen liebenswürdigen Ironie. Unter seinen Hauptwerken sind „Thaïs", „Die Bratküche der Königin Pedauque", „Die Meinungen des Jérome Coignard", „Die rote Lilie" sowie die Serie der Romane „Histoire contemporaine", aus denen die Figur des Monsieur Bergeret klassisch geworden ist, zu nennen. Die Gegensätze der Dreyfus-Affäre schilderte France in der „Insel der Pinguine", die große Revolution in „Die Götter dürsten". Das vielaufgeführte Drama „Crainquebille" bekundete Frances warme Anteilnahme an den Enterbten und Unterdrückten, die ihn schließlich auch dahin geführt hat, Mitglied der kommunistischen Partei zu werden. Im Krieg hat France durchaus französischen Standpunkt eingenommen, sich dann aber schnell zu den ihm eigentümlichen humanitären und pazifistischen Ideen zurückgefunden. Die Beerdigung fand auf Staatskosten statt. Sein entseelter Leib wird ins Pantheon überführt werden.

Walerij Jakowlewitsch Brjussoff, bedeutend als Dichter und einer der Schöpfer der russischen Moderne, ist am 9. Oktober in Moskau im Alter von 51 Jahren verschieden. Er entstammte einer kleinbürgerlichen Kaufmannsfamilie Moskaus, absolvierte dort die Universität und verbrachte sein ganzes Leben in Moskau. Seine eigentliche literarische Tätigkeit setzte um die Jahrhundertwende ein — das 25jährige Jubiläum derselben gab im vorigen Jahr Anlaß zu einer großen, offiziellen Feier — und konzentrierte sich vorerst in der von Brjussoff redigierten und von S. A. Poljakoff herausgegebenen Zeitschrift „Wjessy" (Die Wage), die das Leiborgan der Symbolistengruppe war. Vieles aus den zahlreichen Gedichtsammlungen Brjussoffs, „Tertia vigilia", „Urbi et Orbi", „Schattenspiegel", sein großer historischer Roman „Der feurige Engel", mehrere Novellen sowie die Tragödie „Erduntergang" sind auch ins Deutsche übersetzt worden. Von Brjussoff stammen außerdem viele russische Übertragungen fremdsprachiger Dichter, in erster Reihe Verhaerens und einiger lateinischer Klassiker. In den letzten Jahren hatte die literarische Produktion Brjussoffs stark nachgelassen; als Kommunist hatte er sich der Sowjetregierung eng angeschlossen und war hauptsächlich in einigen Behörden des Ministeriums der Volksaufklärung, u. a. in einer von ihm selbst gegründeten höheren literaturwissenschaftlichen Lehranstalt tätig. Die moskauer Regierung hat sein Andenken durch Unterstützung seiner Hinterbliebenen geehrt.

Andrés González Blanco, ein Romancier und Kritiker von Rang, ist nach schmerzvollem Leiden am 21. Oktober in Madrid gestorben. Der im besten Mannesalter und in Vollblüte seiner Schaffenskraft Dahingeschiedene hat über zwanzig Bände hinterlassen. Unter seinen erzählenden Werken sind am bekanntesten „Mathilde Rey" und „Mademoiselle Milagros". Als Mann von außergewöhnlicher Belesenheit kannte er das gesamte europäische Schrifttum und war so wie wenige zu großzügiger Literaturbetrachtung befähigt. Hiervon zeugen seine Hauptwerke „Geschichte des spanischen Romans", „Die zeitgenössischen spanischen Dramatiker", „Amerikas namhafteste Schriftsteller", „Menéndez Pelayos Leben und Schaffen" und viele andere.

Antonio Galdós López ist Anfang Oktober in Alicante im Alter von 77 Jahren gestorben.

Albino Pimentel ist in Lissabon Mitte Oktober gestorben.

Alfred Morel Fatio, einer der bedeutendsten Hispaniologen, ist am 10. Oktober in Versailles gestorben. Geboren 1850 zu Straßburg, war er durch lange Jahre an der Pariser Nationalbibliothek tätig. Später lehrte er als Professor am Collège de France und der École des Hautes Études, deren Direktor er war. Besonderer Wertschätzung erfreut sich seine „Historia de España en los siglos XVI y XVII".

* * *

Der Reichspräsident hat der „Deutschen Schiller-Stiftung" zur Unterstützung deutscher Dichter und Schriftsteller

eine jährlich wiederkehrende Zuwendung von 10000 Mark aus dem Dispositionsfonds bewilligt.

Jakob Boßhart hat in seinem am 22. Juli 1923 in Davos errichteten Testament die „Schweizerische Schiller-Stiftung" zur Rechtsnachfolgerin seiner Frau als Erbin aller Rechte an seinen Werken eingesetzt. Frau Boßhart hat diese Verfügung seither auf den gesamten literarischen Nachlaß ihres Gatten ausgedehnt und der Schiller-Stiftung bereits einen Teil davon übergeben.

Luiz de Camões', des großen Dichters der „Lusiaden" 400. Geburtsfest, wurde in ganz Portugal feierlich begangen. Camões ist 1524 in Coimbra geboren worden und gehört durch sein unsterbliches Hauptwerk, das zugleich das bedeutendste Epos der Neuzeit darstellt, der Weltliteratur an.

José Martinez Ruiz, der unter dem Pseudonym Azorin berühmt gewordene Dichter, wurde in feierlicher Weise als neues Mitglied der spanischen Akademie bewillkommt.

Der Schriftsteller Alfonso Vidal y Planas, der seinen Freund und Mitarbeiter, den Dichter Luis Antón del Olmet niedergeschossen hat, wurde zu 12 Jahren Kerker verurteilt.

Miguel de Unamuno, der berühmte freigeistige Philosoph und Dichter, wurde durch königliches Dekret seines durch lange Jahre innegehabten Lehrstuhls in Salamanka verlustig erklärt.

Im Preisausschreiben der „Kölnischen Zeitung" (Gruppe II: Novellen und Erzählungen mittleren Umfangs), bei dem Thomas Mann, Wilhelm Schäfer, Wilhelm Schmidtbonn, von der Leyen und drei Redakteure der „Kölnischen Zeitung" als Preisrichter gewirkt haben, wurde der 1. Preis (5000 Mark) Vicki Baum („Der Weg"), der 2. Preis (3000 Mark) Artur Ostermann („Das suchende Herz"), der 3. Preis (2000 Mark) Gertrud Lent („Die Taufe") zuerkannt. 28 weitere Arbeiten wurden zum Ankauf empfohlen: „Die Liebe Höldlins." Von Pauline Rinck, Stuttgart. — „Die Legende von Gautama und Yasodhara." Von Ernst Altkirch, Elbing. — „Die Novize." Von Karl Zimmermann, Köln. — „Die Schenkin." Von Sophie Hoechstetter, Berlin. — „Meine Hühner." Von Hans Luft, Marburg. — „Der Großkanzler." Von Bruno Frank, Feldafing bei München. — „Ungleiche Waffen." Von Kurt Martens, München. — „Der Vater." Von Georg Freiherr von Ompteda, Meran. — „Der Flug aus dem Neste." Von Ilse Franke, Freiburg (Schweiz). — „Auch du, meine Schwester." Von K. Struppe, München. — „Kama die Tänzerin." Von Artur Ostermann, Magdeburg. — „Die Kniewelsche Erbschaft." Von Alfred Michaelis, Hamm (Westfalen). — „Der sympathische Dr. Mansfeld." Von Lu Volbehr, München. — „Der Freier." Von Friede H. Kraze, Weimar. — „Die Blinden." Von Fritz Giese, Stuttgart. — „Die Braut des Papstes." Von Martha Granow, Berlin-Neukölln. — „Heimkehr." Von Axel Lübbe, Freiburg i. Br. — „Das gleißende Metall." Von A. Kett, Hamburg-Altona. — „Am Wasser des Todes." Von O. Gmelin, Wald (Rheinland). — „Ein Held des Alltags." Von Amalie Arndt, Chemnitz. — „Maria, Drei Eichen." Von Alfons Freiherr von Czibulka, Feldafing bei München. — „Der Tod im November." Von Bernhard Blume, Eßlingen. — „Der Verlobte." Von Adolf Knoblauch, Zehlendorf-West. — „Entscheidung." Von Pauline Rinck, Stuttgart. — „Marienlegende." Von Fridel Marie Kuhlmann, München. — „Der Schneider von Alen." Von Alfons Menne, Lemgo i. Lippe. — „Die Stärkere." Von Hagen Thürnau, Berlin-Südende. — „Advokat Knappitsch." Von L. Andro (Th. Rie), Wien.

Der wiener Volkstheaterpreis ist Raoul Auernheimer für sein Stück „Casanova in Wien" zugesprochen worden.

Der diesjährige Preis des italienischen Friedenskomitees in Höhe von 50000 Lire wurde einstimmig dem fünfunddreißigjährigen Philosophen Vincenzo Cento zuerkannt, der ein Schüler von Croce ist und sich aus einem Nationalisten zu einem Liberalisten entwickelt hat.

Bei den anfangs Oktober in Badajoz abgehaltenen poetischen Blumenspielen erhielt Marciano Zurita den höchsten Ehrenpreis für die Dichtung „España y América" zuerkannt.

Die Regierung von Venezuela hat, wie aus Caracas gemeldet wird, den ansehnlichen Betrag von 15 000 Piastern als „Kolumbuspreis" für den besten Roman des kommenden Jahres in spanischer Sprache ausgesetzt.

Den tschechischen Staatspreis für Literatur und Theater zu je 5000 tschechische Kronen erhielten: Karl Čapek für seinen Roman „Krakatit", K. M. Čhapek-Chod für seinen Roman „Vilém Rozkoč", Rudolf Medek für seinen Roman „Große Tage", Josef Susta für seinen Essay „Aus fernen und nahen Zeiten", Frantisek Langer für sein Lustspiel „Das Kamel geht durch das Nadelöhr", F. X. Šalda für sein Schauspiel „Das Kind".

Der Herausgeber des „Neuen Wiener Journals", L. Lippowitz, hat dem wiener Journalisten- und Schriftstellerverein „Concordia" eine Preisstiftung übertragen, aus deren Zinsen jährlich ein Preis von 10 Millionen Kronen für einen besonders wertvollen politischen Leitartikel ausgeschrieben werden soll. Einsendungen unter den üblichen Bedingungen bis zum 6. Dezember 1924 an die „Concordia", Wien I., Rudolfsplatz 12.

Der Thüringer Wald-Verein erläßt ein Preisausschreiben für ein volkstümliches Theaterstück zu Ehren des thüringer Waldes und seiner Schönheiten mit Szenen aus dem thüringer Volksleben, von eineinhalbstündiger Dauer. Näheres durch den Vorsitzenden des Zweigvereins Suhl, Verlagsbuchhändler Müller.

Der Edelweiß-Verlag in Salzburg widmet dem Einsender des besten Gedichtes für Festanlässe in Familie und Schule einen Preis von einer Million Kronen. Einsendung bis zum 31. Dezember 1924.

Die Rehmke-Gesellschaft schreibt als Thema ihres neuen Preisausschreibens „Willensfreiheit und Verantwortlichkeit" in gemeinverständlicher Darstellung aus (Preis 250 Mark).

Das russische Kunsthistorische Institut in Petersburg hat den berliner Dozenten für Theaterwissenschaft Max Herrmann zum Ehrenmitglied gewählt.

Josef Pontens Novellen „Der Meister", „Der Gletscher", „Die Insel" werden demnächst in schwedischer Übersetzung im Verlag von Ahlen & Akerlunds in Stockholm erscheinen.

* * *

Die Leiche Sienkiewicz' ist am 20. Oktober nach Warschau überführt worden. In Vevey, wo er bislang beigesetzt war, fand bei dieser Gelegenheit eine Feier statt, an der Vertreter des schweizerischen Bundesrats teilnahmen; auch wurde ein Gedenkstein errichtet.

„Weekly Westminster" hat ein Preisausschreiben veranstaltet, um aus dem Leserkreis Aussagen über die „bemerkenswertesten englischen Bücher des 20. Jahrhunderts" zu erhalten. Die Liste der zehn erfolgreichen Bücher weist folgende Titel auf: 1. „The Dynasts". Von Thomas Hardy.

— 2. „Life of Gladstone". Von Lord Morley. — 3. „The old Wives' Tales". Von Arnold Bennett. — 4. „The Outline of History". Von H. G. Wells. — 5. „The Life of Queen Victoria". Von Lytton Strachey. — 6. „The Forsyte Saga". Von John Galsworthy. — 7. „If Winter Comes". Von A. S. M. Hutchinson. — 8. „Kim" Von Rudyard Kipling. — 9. „1914, and other Poems". Von Rupert Brooke. — 10. „Autobiography". Von Mrs. Asquith.

Houdons in bemaltem Gips ausgeführte und seinerzeit dem Marquis de Girardin geschenkte J. J. Rousseau-Büste ist vom Institut de France erworben und im Jacquemart-André-Museum in Paris zur Aufstellung gebracht worden.

Bei Versteigerung der wertvollen Bücherei des in Paris verstorbenen Herrn von Bethmann, eines Verwandten des früheren Reichskanzlers, wurden folgende Preise, die hoch über den in Deutschland erzielten stehen, notiert: Erstausgabe von Goethes Werken mit Widmung von Herder, 13000 Franken; „Faust" (1790) 3500 Franken; „Die Leiden des jungen Werther" (1774) 5000 Franken; Schillers „Räuber" (1781) 5000 Franken; Wielands sämtliche Werke (1794 bis 1802) 8100 Franken; Goethes gedruckte Doktordissertation 4100 Franken.

Zwei dem Andenken Alexander Puschkins gewidmete Jubiläumsdaten wurden in diesem Jahr in Rußland feierlich begangen — die 125jährige Wiederkehr seines Geburtstags und die 100jährige seiner Verbannung auf das Landgut Michajlowskoje im Gouvernement Pskoff, wo der Dichter zwei Jahre unter Polizeiaufsicht verbringen mußte, wo er u. a. die Tragödie „Boris Godunoff" sowie vier Gesänge des „Eugen Onjegin" verfaßte und wo auch später seine Leiche, in dem nahegelegenen Kloster „Sswiatyje Gory", begraben wurde. Für den 12. bis 15. September war eine Wallfahrt dorthin angesetzt, die eine Anzahl russischer Schriftsteller und Verehrer Puschkins aus beiden Hauptstädten in Michajlowskoje zu einer stimmungsvollen Feier versammelte. Das Wohnhaus Puschkins existiert allerdings nicht mehr, aber glücklicherweise ist das Häuschen seiner „Njania" (Kinderfrau) Arina Rodjonowna erhalten, die während der langen Winterabende in der Verbannungszeit oft seine einzige Gesellschafterin war und deren volkstümliche Märchenerzählungen sein Schaffen nicht wenig befruchtet haben. — In Moskau kamen die Jubiläumsfeierlichkeiten besonders in zwei Ausstellungen zum Ausdruck. Von großem künstlerischen und ikonographischen Interesse war die Ausstellung „Puschkin in der Tretjakoff-Galerie", wo sämtliche Bildnisse des Dichters und seiner Zeitgenossen aus dem Besitz dieser russischen Nationalgalerie, sowie eine Reihe erstklassiger Illustrationen zu Puschkinschen Dichtungen von Somoff, Wrubel, Bilibin, Rjepin, Maljutin u. a. zeitweilig zu einem Ganzen vereinigt waren. Die zweite Ausstellung rein bibliographischen Charakters war von der staatlichen sogenannten „Bücherkammer" (Knischnaja Palata) arrangiert und zeigte sämtliche auf Puschkin bezugnehmende Druckwerke, die in Sowjetrußland seit 1917 erschienen sind. Ausgestellt waren über 600 Nummern, wovon 360 auf den Staatsverlag und 250 auf Privatverleger fallen. (Paul Ettinger, Moskau.)

* * *

Die Versammlung der Nietzsche-Gesellschaft beschloß Erhöhung des auf 8000 Mark zusammengelegten Stammkapitals auf 22000 Mark. Der Aufsichtsrat, zu dem auch Thomas Mann gehört, wurde wiedergewählt.

In Köln ist eine „Gesellschaft für Lebensphilosophie" unter Leitung des Privatdozenten Ernst Barthel gegründet worden, die durch Vorträge und Einführungen an der Gestaltung einer neuen Weltanschauung anregend mitarbeiten will, unter besonderer Berücksichtigung auch literarischer Philosophen (Goethe, Schopenhauer, Nietzsche, Richard Wagner, Strindberg). Eine eigene Zeitschrift „Antäus", Blätter für neues Wirklichkeitsdenken, erscheint seit dem 1. Oktober. Näheres durch Ernst Barthel, Köln-Klettenberg, Asbergplatz 2a.

* * *

Polnische Autoren, die ihre Bücher in den „Polnischen Briefen" der „Literatur" besprochen zu sehen wünschen, mögen dieselben direkt an unseren Mitarbeiter, Herrn Professor H. Sternbach, Sambor, Galizisch-Polen, einsenden.

* * *

Eine Sammlung von Theaterkritiken aus mehr als 200 der größten deutschen Tageszeitungen erscheint in zwei Ausgaben: A. Schauspielkritiken, B. Opern- und Operettenkritiken, seit dem 1. Oktober unter dem Namen „Die deutsche Kritik", herausgegeben von Frank Ducke, Chemnitz.

Uraufführung: Dortmund, Kammerspielhaus „Janusopfer", Kammerspiel in drei Aufzügen von Otto Ernst Hesse.

* * *

Als Fortsetzung der in der „Literatur" bereits gewürdigten, vornehm ausgestatteten Ausgabe von Hugo von Hofmannsthals „Gesammelten Werken" (S. Fischer Verlag Berlin) ist die zweite Reihe in drei Bänden zum Preise von M. 25,— in Pappband und M. 35,— in Halbpergament erschienen. Der vierte Band enthält die Lustspiele: „Christinas Heimreise", „Der Rosenkavalier", „Der Schwierige"; Band fünf den ersten Teil der Dramen: „Der Abenteurer und die Sängerin", „Elektra", „Jedermann", „Das Salzburger große Welttheater"; Band sechs den zweiten Teil der Dramen: „Die Hochzeit der Sobeïde", „Ödipus und die Sphinx", „Alkestis", „Das gerettete Venedig". Wir verweisen bei dieser Gelegenheit auf die eingehende Würdigung, die Hans Franck in der „Literatur" XXVI, 641 dem dramatischen Werk Hugo von Hofmannsthals hat zuteil werden lassen.

Kunstwart-Bücherei (Kunstwart-Verlag Georg D. W. Callwey, München) Bd. 11 Klopstock. Ein Bild seines geistigen Werkes. Herausgegeben und eingeleitet von E. K. Fischer. Erster Band: „Auswahl aus den Oden." 85 S. — Bd. 12 desgl. zweiter Band: „Messias in Auswahl." 107 S. — Bd. 13: „Gilgamesch." Eine Dichtung aus Babylon. Deutsch gesetzt von Hermann Häfker. 89 S. — Bd. 14: „August Kopisch." Heitere Gedichte. Ausgewählt und eingeleitet von Ernst Lissauer. 79 S. — Bd. 15: Albert Trentini, „Novellen." 68 S. — Bd. 16: Arthur Bonus, „Die Geschichte von den Verbündeten." Ein altisländischer Schwank. 79 S. — Bd. 17: Joseph Bernhart, „Geschichten aus der Fremde." 110 S. — Desgl., „Spanien." Bilder und Studien. 71 S. — Bd. 19: Maarten Maartens, „Sonette." Aus dem Englischen in deutsche Blankverse übertragen von Eva Schumann. 76 S. — Bd. 20: Hermann Lingg, „Gedichte." Ausgewählt und eingeleitet von Ernst Lissauer. 78 S.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Beyerlein, Franz Adam. Der Siebenschläfer. Eine Erzählung. Leipzig 1924, Sächsische Verlagsgesellschaft. 224 S. M. 3,— (4,50).
Birt, Th. Novellen und Legenden aus verklungenen Zeiten. (Novellenbücherei fürs deutsche Haus.) Leipzig 1924, Quelle & Meyer. 179 S. Geb. M. 2,—.
Bloem, Walter. Mörderin? Der Roman eines Verteidigers. (Schattenbilder des Lebens.) Berlin 1924, Otto Liebmann. 342 S. M. 4,— (5,—).
Busch, Paula. Aus dem Tagebuch der kleinen Lisinka vom Zirkus (Engelhorns Romanbibliothek). Stuttgart, J. Engelhorns Nachf 142 S.
Christaller, Helene. Das Reich des Markus Neander. Roman. Basel 1924, Friedrich Reinhardt. 331 S. M. 5,50 (7,50).
Colerus, Egmont. Pythagoras. Roman. Wien 1924. Paul Zsolnay. 543 S.
Daudistel, Albert. Die lahmen Götter. (Die Romane des XX. Jahrh.) Berlin 1924, Die Schmiede. 258 S.
Delmar, Karin. Gespräche im Zwielicht. Hamburg 1924, Gebr. Enoch. 179 S.
Ebermayer, Erich. Dr. Angelo. Drei Novellen. Leipzig 1924, Ernst Oldenburg. 271 S.
Ebner-Eschenbach, Marie von. Der Vorzugsschüler (Paetels Taschenausgabe 10). Berlin 1924, Gebr. Paetel. 70 S. Geb. M. 1,50.
Eichendorff, Josef von. Aus dem Leben eines Taugenichts. Die Glücksritter (Bd. 36 der Hausschatzbücher). Kempten 1924, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 205 S. Geb. 1,—.
Ertl, Emil. Karthago. Kampf und Untergang. Roman. Leipzig 1924, L. Staackmann. 481 S. M. 5,— (7,—).
Frank, Bruno. Tage des Königs. Berlin 1924, Ernst Rowohlt. 161 S. M. 3,— (5,—).
François, Louise von. Erzählungen (Langens Auswahlbände Bd. 18). Ausgewählt und eingeleitet von Josef Hofmiller. München 1924, Albert Langen. 186 S. Geb. M. 3,—.
Frey, Egon. Schakal. Ein Kampf um die Zukunft. Roman. Hamburg 1924, Gebr. Enoch. 258 S.
Geiger, Albert. Die versunkene Stadt. Roman. Karlsruhe i. B. 1924, Macklotsche Druckerei A.-G. 286 S.
Geiger-Gog, Anni. Peterle und andere Märchen. Mit Zeichnungen von Martha Welsch (Sonne und Regen im Kinderland Bd. 10). Stuttgart 1924, D. Gundert. 62 S. Geb. M. —,80.
Grünkranz, Forstrat. Der Baron Rothschild. Jagden, Reisen, Menschlichkeiten. München 1924, Verlag für Kulturpolitik. 137 S.
Haas, Rudolf. Heimat in Ketten. Roman. Leipzig 1924, L. Staackmann. 255 S. M. 3,— (4,50).
Hauff, Walter von. Im Siegeswagen des Dionysos. Ein Nietzsche-Roman. Berlin 1924, Concordia, Engel & Toeche. 247 S. M. 3,50 (5,—).
Hauptmann, Gerhart. Die Insel der großen Mutter oder Das Wunder von iles des Dames. Eine Geschichte aus dem utopischen Archipelagus. Berlin 1924, S. Fischer. 373 S. M. 4,50 (6.—).
Hermes, Gerhard. Parzival der Gralsucher. Erzählung nach Wolfram von Eschenbach. Mit 4 Bildern und Umschlagzeichnung von W. H. Brockmann. Köln 1924, J. P. Bachem G. m. b. H. 120 S. Geb. M. 1,20.
Heubner, Rudolf. Katastrophen. Novellen. Leipzig 1924, L. Staackmann. 272 S. M. 3,— (4,50).
Hildegardis. Inselkinder. Skizze aus der Dorfschule für solche, die Kinder lieb haben. München 1924, Franz A. Pfeiffer & Co. 162 S. Geb. M. 3,—.
Hoffmann, E. T. A. Das Fräulein von Scuderi. Erzählung (Novellenbücherei fürs deutsche Haus). Leipzig 1924, Quelle & Meyer. 106 S. Geb. M. 2,—.
Hohlfeld, Dora. Meerland-Menschen. Grenzroman. Köln 1924, J. P. Bachem G. m. b. H. 221 S. M. 3,50 (5,—).
Kafka, Franz. Ein Hungerkünstler. Vier Geschichten (Die Romane des XX. Jahrh.). Berlin 1924, Die Schmiede. 85 S.
Keller, Gottfried. Die Berlocken. (Dritter Druck der Friedrich-Plenzat-Presse Nr. 117.) Berlin 1924, Friedrich Plenzat. 45 S.
— Spiegel, das Kätzchen. Ein Märchen. Mit 8 Radierungen von Otto Pleß. Leipzig 1924, Baustein-Verlag. 71 S. Geb. M. 9,—, auf Bütten M. 80,—, auf Japan M. 50,—.
Keller, Paul. Die drei Ringe. Breslau 1924, Bergstadt-Verlag. 106 S.
Krane, Anna Freiin von. Eikenborn. Die Geschichte eines Hauses und eines Geschlechts. Köln 1924, J. P. Bachem G. m. b. H. 230 S. M. 4,50 (6,—).
Kügelgen, Wilhelm von. Der Dankwart. Ein Märchen mit Bildern von R. Poetzelberger. Stuttgart 1924, Chr. Besser A.-G. 77 S. Geb. M. 5,—.
Lindenau, Heinrich. Kriminalinspektor Dr. Stetter. Eine Polizeigeschichte. (Schattenbilder des Lebens.) Berlin 1924, Otto Liebmann. 148 S. M. 2,— (3,—).
Linzen, Karl. Die Glaskugel. Novellen (Bd. 35 der Hausschatzbücher). Kempten 1924, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 153 S. Geb. M. 1,—.
Mann, Heinrich. In einer Familie. Roman. Berlin 1924, Ullstein. 248 S. Geb. M. 1,50.
Motte-Fouqué, Friedrich de la. Fatamorgana. (Paetels Taschenausgabe 12). Berlin 1924, Gebr. Paetel. 112 S. Geb. M. 1,50.
Muschler, Reinhold Conrad. Bianca Maria. Roman. Leipzig 1924, Fr. Wilh. Grunow. 686 S. M. 5,50 (8,—).
Pasqué, Ernst. Goldengel von Köln. Kulturgeschichtlicher Roman aus Kölns Franzosenzeit. Neu hrsg. von Franz Bender. Köln 1924, J. P. Bachem G. m. b. H. 495 S. M. 6,— (8,—).
Petersen, Georg Julius. Um die Scholle. Roman. Köln 1924, J. P. Bachem G. m. b. H. 307 S. M. 4,50 (6,—).
Pollmanns, H. Der Agitator. Ein Leben. München-Gladbach 1924, Albert Dederichs. 118 S.
Rademacher, Carl. Caesarius von Heisterbach. Künstlergeschichte aus dem Klosterleben des 13. Jahrh. Mit 15 Bildern. Köln 1924, J. P. Bachem G. m. b. H. 405 S. M. 6,— (8,—).
Roer, Victoria. Holterdipolter. Ein Märchen-Allerlei. Gotha-Stuttgart 1924, Fr. A. Perthes. 132 S. M. 3,50.
Roth, Joseph. Hotel Savoy. Ein Roman. (Die Romane des XX. Jahrh.) Berlin 1924, Die Schmiede. 145 S.
— Die Rebellion. Ein Roman (Die Romane des XX. Jahrhunderts). Berlin 1924, Die Schmiede. 137 S.
Sapper, Agnes. Lili. Erzählung aus dem Leben eines mutterlosen Kindes. Mit Zeichnungen von Martha Welsch (Sonne und Regen im Kinderland Bd. 9). Stuttgart 1924, D. Gundert. 63 S. Geb. M. —,80.
Schneider, Albert. Der Einsiedler und sein Schicksal. Konstanz 1924, Oskar Wöhrle. 123 S.
— Madonna. Guntrams und Godelevas unheiliger Ehestand. Konstanz 1924, Oskar Wöhrle. 98 S.

Schneider, Manfred. Christoph Sauers Armut. (Kristall-Bücher. Eine Novellenreihe.) Stuttgart 1924, Fleischhauer & Spohn. 79 S. Geb. M. 2,25.
Schubin, Ossip. Boris Lensky. Roman in 6 Büchern. Bd. I. 4. Aufl. Berlin 1924, Gebr. Paetel. 401 S.
Schulze-Berghof, Paul. Wettersteinmächte (Im Kar). Eine Weltenschau. Roman. Leipzig 1924, Theodor Weicher. 581 S. M. 7 — (9,—).
Speyer, Wilhelm. Frau von Hanka. Roman. Berlin 1924, Ernst Rowohlt. 334 S.
Storm, Theodor. Aquis submersus. (Paetels Taschenausgabe 9.) Berlin 1924, Gebr. Paetel. 122 S. M. 1,50.
Strauch, Hugo. Valentin Magnificat. Roman. Köln 1924, J. P. Bachem G. m. b. H. 237 S M. 4,— (5,50).
Strobl, Karl Hans. Die Wunderlaube. Geschichten aus Geheimnisland. Leipzig 1924, L. Staackmann. 288 S. M. 3,— (4,50).
Volkmann-Leander, Richard von. Träumereien an französischen Kaminen. Märchen (Novellenbücher fürs deutsche Haus). Leipzig 1924, Quelle & Meyer. 146 S.
Waldau, Karoline. Bellinis Kinder und der Ziegen-Beppo. Erzählung für das kleine Volk. Mit 40 Bildern von C. H. Küchler. Köln 1924, J. P. Bachem G. m. b. H. 175 S. Geb. M. 4,50.
— Beppo und seine Freunde in Not und Bedrängnis. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 20 Bildern von C. Höchner. Köln 1924, J. P. Bachem G. m. b. H. 160 S. Geb. M. 4,50.
Waldeyer-Hartz, Hugo von. Werkstudent und Burschenband. Roman aus dem deutschen Studentenleben der Nachkriegszeit. Leipzig 1924, K. F. Koehler. 375 S.
Wassermann, Jakob. Faber oder Die verlorenen Jahre. Roman (Der Wendekreis IV. Folge). Berlin 1924, S. Fischer. 264 S. M. 3,50 (5,—).
Wencker-Wildberg, F. Atlantis. Der Roman einer untergegangenen Welt. Leipzig 1924, W. Borngräber. 343 S.
Zapp, Arthur. „Revanche für Versailles!" Eine Vision (Freiheit und Kultur Bd. I). Berlin 1924, Fritz Kater. 160 S. M. 1,50 (2,50).
Zobeltitz, Hans von. Die Fürstin-Witwe. Roman (Engelhorns Romanbibliothek) Stuttgart 1924, J. Engelhorns Nachf. 275 S.

* * *

Dickens, Charles. Bleakhaus. In der Übersetzung von Gustav Meyrink. 4 Bde. in einem Band. München 1924, Musarion-Verlag. 303, 290, 286, 259 S. Geb. M. 8,—.
Ossendowski, Ferdinand. In den Dschungeln der Wälder und Menschen. Deutsche Ausgabe. Hrsg. von Wolf von Dewall. Frankfurt a. M. 1924, Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. 395 S. Geb. M. 6,—.
Marriott, Crittenden. Die Insel der verlorenen Schiffe. Ins Deutsche übertragen von Ottomar Reichard. Berlin 1924, Kurt Ehrlich. 235 S.
Carco, Francis. Der Gehetzte. Roman. Deutsch von F. A. Angermayer. (Die Romane des XX. Jahrhunderts.) Berlin 1924, Die Schmiede. 161 S.
Benoit, Pierre. Königsmark. Roman. Ber. Übersetzung von Victor Auburtin. Berlin 1924, Kurt Ehrlich. 236 S.
Diderot, Denis. Platonische Liebe. Mit 10 Kupfern. (Zweiter Druck der Friedrich-Plenzat-Presse Nr. 31.) Berlin 1924, Friedrich Plenzat. 25 S.
Maupassant, Guy de. Toine. Mit 14 Kupfern. (Erster Druck der Friedrich-Plenzat-Presse Nr. 53.) Berlin 1924, Friedrich Plenzat. 33 S.
— Die schönsten Novellen. Ausgewählt und eingeleitet von Walter von Molo. In neuer Verdeutschung von Hanns Martin Elster. München 1924, Albert Langen. 215 S. Geb. M. 3,—.
Morand, Paul. Lewis und Irene. Roman. Aus dem Französischen übersetzt von Hans Jacob. Wien 1924, Herz-Verlag. 226 S.
Nocrion. Eine Geschichte aus Allobrogien. Aus der französischen Originalausgabe von 1747 übertragen von Karl und Friedrich Plenzat. (Vierter Druck der Friedrich-Plenzat-Presse Nr. 300.) Berlin 1924, Friedrich Plenzat. 35 S.
Rydberg, Victor. Der Korsar. Roman. Aus dem Schwedischen übertragen von Valeska Schmidt und Margarete Rabenow. Berlin 1924, Franz Schneider. 359 S. Geb. M. 5,—.
Čapek, Karel. Das Absolutum oder Die Gottesfabrik. Übersetzt von Anna Aufedniček (Die Romane des XX. Jahrhunderts). Berlin 1924, Die Schmiede. 205 S.
Mereschkowski, Dmitri. Peter und Alexej. Roman. Übersetzt von Alexander Eliasberg. München 1924, R. Piper & Co. 548 S.
Puschkin, A. S. Die Hochzeit im Schneesturm und andere Novellen (Bd. 37 der Hausschatzbücher). Kempten 1924, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 150 S. Geb. M. 1,—.
Chinesische Novellen. Aus dem Urtext übertragen von Hans Rudelsberger. Wien 1924, A. Schroll & Co. 296 S.
Hellberg, Eira. Gülesa Yayli. Briefe eines Haremsmädchens. Aus dem Schwedischen übersetzt von Rhea Sternberg. Hamburg 1924, Gebr. Enoch. 175 S.
Nomberg, H. D. Flügelmann. Novellen aus dem Jüdischen. Herausgegeben, übersetzt und eingeleitet von A. Suhl. Leipzig 1924, Schemesch. 75 S.

Lyrisches und Episches

Alte deutsche Balladen. Herausgegeben von Georg Lange. München 1924, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 88 S. Geb. M. 2,50.
Brand, Jürgen. Wir sind jung . . .! Gedichte. Berlin 1924, Arbeiterjugend-Verlag. 63 S. M. —,35 (—,70).
Das Kinderland im Bilde der deutschen Lyrik von den Anfängen bis zur Gegenwart. Auswahl und Nachwort von Ernst Lissauer. Mit 13 Federzeichnungen und einer farbigen Umschlagzeichnung von Josua Leander Gampp. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 216 S. Geb. M. 6,—.
Lessen, Ludwig. Wir wollen werben. Wir wollen wecken . . . (Gedichte für die arbeitende Jugend.) Berlin 1924, Arbeiterjugend Verlag. 42 S. M. —,35 (—,70).
Messer, August. Glauben und Wissen. Geschichte einer inneren Entwicklung. München 1924, Ernst Reinhardt. 173 S. M. 2,— (3,—).
Nadel, Arno. Heiliges Proletariat. Fünf Bücher der Freiheit und der Liebe. Konstanz 1924, Oskar Wöhrle. 180 S.
Petermann, Elisabeth. Blüten, die der Sturm verwehte. Gedichte. Herausgegeben und eingeleitet von Johannes Mayrhofer. Berlin 1924, Verlag der Germania A.-G. 88 S. M. 1,— (1,50).
Seelig, Carl. Erlösung. Sarnen 1922, Louis Ehrli. 161 S.
Sonntag, C. Rob. Brennend Volk. Worte an die Zeit. Marburg 1924, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 34 S.
Steinkopf, Wilhelm. Berglieder. Karlsruhe i. B. 1924, „Badenia" A.-G. 74 S. M. 1,40 (2,—).
Strobl, Karl Hans. Holzschnitte. Neue Gedichte. Leipzig 1924, L. Staackmann. 184 S. Geb. M. 3,50.
Wiener Comödienlieder aus drei Jahrhunderten. Herausgegeben von Blanka Glossy und Robert Haas. Wien 1924, A. Schroll & Co. 30 S. Einleitung 270 S. Noten. M. 20,—
Zertorf, Karl. Ausgewählte Gedichte. Leipzig 1924, Xenien-Verlag. 82 S.

Dramatisches

Bockemühl, Erich. Weihnachtsspiele für Kinder in Schule und Haus. Gotha-Stuttgart 1924, Fr. A. Perthes A.-G. 106 S. Geb. M. 3,—.

Fellner, Karl von. Periandros von Korinthos. Ein Drama in vier Akten. Aachen 1924, „Die Kuppel". 94 S. M. 3,—.
Flickschuh, d. J. O. Der ewige Jude. Fragment. Dramatisches Gedicht. Fürstenberg a. O., Gutenberg-Druckerei. 28 S.
Geyer, Ernst. Heliand und die Götter. Drama. Leipzig 1924, Bonavoluntas-Verlag. 246 S. M. 4,50 (6,50).
Kubli, Alfred. Die drei Tellen. Erster Teil. Abgründe un Grenzen. Berlin-Pankow 1924, Verlag der Deutschen Kulturgemeinschaft. 108 S.
Schlossarek, Emil. Die Tragödie der Geschlechter (1920). Tragödie in fünf Aufzügen. Im Selbstverlag des Verfassers. 64 S. M. 2,—.
Strobach, Enno. Freiheit. Ein Tag im Ringen eines Volkes. Tragödie in vier Aufzügen. 64 S.

* * *

Brügel, Fritz. Aischylos, Agamemnon. Freie Nachdichtung. Konstanz 1923, Oskar Wöhrle. 83 S.
— Aischylos. Die Rächerinnen. Freie Nachdichtung. Konstanz 1924, Oskar Wöhrle. 46 S.
— Aischylos. Die Totenspenderinnen. Freie Nachdichtung. Konstanz 1924, Oskar Wöhrle. 51 S.
Shaw, Bernard. Die Heilige Johanna. Dramatische Chronik in sechs Szenen und einem Epilog. Deutsch von Siegfried Trebitsch. Berlin 1924, S. Fischer. 212 S.
Shelley. Die Cenci. Drama in fünf Akten. In neuer deutscher Bearbeitung von A. Wolfenstein. Berlin 1924, Paul Cassirer. 105 S.

Literaturwissenschaftliches

Blumen-, Frucht- und Dornenstücke aus Jean Pauls Werk. Gesammelt von Richard Benz. Bd. I/III. München 1924, R. Piper & Co. 221, 277, 252 S.
Brandenburg, Hans. Friedrich Hölderlin. Sein Leben und sein Werk. Leipzig 1924, H. Haessel. 218 S. M. 3,20 (4,50).
Der werdende Nietzsche. Autobiographische Aufzeichnungen. Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche. München 1924, Musarion-Verlag. 455 S. M. 6,— (9,50).
Festschrift zur Enthüllung des Franz-Keim-Denkmals im Wertheimsteinpark (Wien-Döbling) am 5. Oktober 1924. Herausgegeben von der Franz-Keim-Gesellschaft. Wien 1924, C. Fromme G. m. b. H. 31 S.
Goethes sämtliche Werke. Herausgegeben nach einem von Georg Witkowski aufgestellten Gesamtplan von Curt Noch und Paul Wiegler. Bd. 13—20. Berlin 1924, Ullstein. 780, 634, 695, 644, 930, 668, 829, 727 S.
Kilian, Eugen. Goethes Egmont auf der Bühne. Zur Inszenierung und Darstellung des Trauerspiels. Ein Handbuch der Regie. München 1925, Georg Müller. 218 S.
Ludwig, Emil. Goethe. Geschichte eines Menschen. Volksausgabe in einem Band. Mit zwölf Goethe-Bildern. Stuttgart 1924, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 696 S. M. 9,— (11,50).
Nestroy, Johann. Sämtliche Werke in zwölf Bänden. Herausgegeben von Fritz Brukner und Otto Rommel. Bd. I/II. Wien 1924, Anton Schroll & Co. 713, 772 S. Je geb. M. 8,—.
Pamperrien, Rudolf. Das Problem menschlicher Gemeinschaft mit Richard Dehmels Werk. Tübingen 1924, J. C. B. Mohr. 103 S. M. 3,50.
Rockenbach, Martin. Jakob Kneip. Ein Hinweis. (Dichter der Gegenwart). Würzburg 1924, Wolfram-Verlag. 54 S. M. 1,—.
Weitbrecht, Marie. Eduard Mörike. Bilder aus seinem Cleversulzbacher Pfarrhaus. Stuttgart 1924, Fleischhauer & Spohn. 46 S. Geb. M. 3,—.
Widmann, Max. Josef Widmann, Ein Lebensbild. Zweite Hälfte. Frauenfeld 1924, Huber & Co. 368 S. Geb. M. 8,—.

* * *

Bang, Herman. Wanderjahre. In seinen Briefen an Peter Nansen. Herausgegeben von Lauritz Nielsen. Übersetzt von Helene Klepetar. Wien 1924, Nikola-Verlag. 179 S. Geb. M. 3,80.

Verschiedenes

Achtzehnter Jahresbericht der Schweizerischen Schiller-Stiftung, umfassend das Jahr 1923. Zürich 1924, Buchdruckerei Berichthaus. 30 S.
Asmis, Rudolf. Als Wirtschaftspionier in Russisch-Asien. Tagebuchblätter. Mit 96 Abbildungen nach eigenen Aufnahmen des Verfassers und einer Karte. Berlin 1924, Georg Stilke. 234 S. M. 13,— (15,—).
Badstüber, Hubert. Die deutsche Fabel von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart. Wien 1924, Carl Gerolds Sohn. 48 S.
Beitz, Egid. Grünewalds Isenheimer Menschenwerdungsbild und seine Quellen. Mit Abbildungen. Köln 1924, F. J. Marcan-Verlag. 66 S.
Binding, Rudolf G. Deutsche Jugend vor den Toten des Krieges. Dessau 1924, Karl Rauch. M. —,60.
Bittmann, Karl. Werken und Wirken. Erinnerungen aus Industrie und Staatsdienst, Bd. I. (In der Industrie und im Staatsdienst 1876—1902.) Karlsruhe i. B. 1924, C. F. Müller. 199 S. M. 5,50 (7,—).
Brandt, Otto. Geistesleben und Politik in Schleswig-Holstein um die Wende des 18. Jahrhunderts. Das Buch der deutschen Nordmark. Mit 12 Tafeln. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 448 S. In Halbleinen geb. M. 12,—.
Bülow, Paula von, geb. Gräfin von Linden. Aus verklungenen Zeiten. Lebenserinnerungen 1833 bis 1920. Hrsg. von Johannes Werner. Leipzig 1924, K. F. Koehler. 213 S. Geb. M. 7,50.
Coellen, Ludwig. Über die Methode der Kunstgeschichte. Eine geschichtsphilosophische Untersuchung. Traisa-Darmstadt 1924, Arkaden-Verlag. 83 S.
Das Kulturfilmbuch. Unter Mitwirkung namhafter Fachleute hrsg. von E. Beyfuß und A. Kossowsky. Mit 48 Tafeln. Berlin 1924, Carl P. Chryseliusscher Verlag. 384 S. Geb. M. 10,—.
Die Corbinians-Legende nach der Handschrift des Klosters Weihenstephan vom Jahre 1475. Hrsg. von Joseph Schlecht. Freising 1924, F. P. Datterer & Co. 72 S. M. 3,—.
Dopsch, Alfons. Die deutsche Kulturwelt des Mittelalters (Deutsche Hausbücherei Bd. 98). Wien 1924, Österreichischer Schulbücherverlag. 109 S.
Eckert, Chr. Altvater Nil. Reise-Radierungen aus einer Vorführungsfahrt durch Ägypten und dem Sudan. Mit 16 Aufnahmen. Bonn 1924, A. Marcus & E. Weber. 150 S. Geb. M. 5,—.
Emge, August. Die Idee des Bauhauses. Kunst und Wirklichkeit. Berlin 1924, Pan-Verlag, Rolf Heise. 35 S.
Foulon, Otto. Die Kunst des Lichtspiels. Totenrede, gehalten vor der Einäscherung des Lichtbildners Matthias Grüner am 22. Mai 2034. Aachen 1924, „Die Kuppel". 39 S. M. 1,— (2,—).
Geyer, Ernst. Hermann Hendrich. Leipzig 1924, Bonavoluntas-Verlag. 38 S. Geb. M. 3,—.
Graff, F. W. up de. Bei den Kopfjägern des Amazonas. Sieben Jahre Forschung und Abenteuer. Mit 31 Abbildungen und einer Karte. Leipzig 1924, F. A. Brockhaus. 326 S. Geb. M. 15,—.
Grisebach, August. Carl Friedrich Schinkel. Mit 110 Abb. (Deutsche Meister.) Leipzig 1924, Insel-Verlag. 205 S.
Hinz, Walter. Kritik der Musik. Die wahre Philosophie. Kiel 1924, Lipsius & Tischer. 90 S. Geb. M. 2,—.
Ihering, Herbert. Aktuelle Dramaturgie. Berlin 1924, Die Schmiede. 119 S.
Köhler, Werner. Rothenburg und das Taubertal. Mit 190 Bildern (Fränkische Fahrten 1. Bd. Der Deutschen

Fahrten 3. Bd.). Berlin 1924, Franz Schneider. 230 S. Geb. M. 8,—.

Korn, Karl. Die Arbeiterjugendbewegung. Einführung in ihre Geschichte. Berlin 1924, Arbeiterjugend-Verlag. 400 S. Kart. M. 1,85.

Lange, Helene. Die Frauenbewegung in ihren gegenwärtigen Problemen (Wissenschaft und Bildung Nr. 27). Leipzig 1924, Quelle & Meyer. 152 S. Geb. M. 1,60.

Littmann, Enno. Morgenländische Wörter im Deutschen. Tübingen 1924, J. C. B. Mohr. 161 S.

Lucka, Emil. Urgut der Menschheit. Stuttgart-Berlin 1924, Deutsche Verlags-Anstalt. 538 S. Halbleinen M. 10,—.

Magnus, Erwin. Lichtspiel und Leben. Filmplaudereien (Nr. 76 der Zellenbücherei). Berlin 1924, Dürr & Weber. 86 S. Geb. M. 1,50.

Martens, Kurt. Schonungslose Lebenschronik. Zweiter Teil 1901 bis 1923. Wien 1924, Rikola-Verlag. 206 S. Geb. M. 4,—.

Masereel, Franz. Die Passion eines Menschen. 25 Holzschnitte. München 1924, Kurt Wolff.

Melle, Werner von. Dreißig Jahre Hamburger Wissenschaft, 1891 bis 1921. II. Bd. (Schlußband). Hrsg. auf Anregung der Hamburger Wissenschaftlichen Stiftung. Hamburg 1924, Broschek & Co. 752 S. Geb. M. 22,50.

Mennicken, Peter. Anti-Ford oder Von der Würde der Menschheit. Aachen 1924, „Die Kuppel". 85 S. Geb. M. 2,—.

Messer, August. Die Philosophie der Gegenwart (Wissenschaft und Bildung Nr. 138). Leipzig 1924, Quelle & Meyer. 152 S. Geb. M. 1,60.

Patzelt, Erna. Die Karolingische Renaissance. Beiträge zur Geschichte der Kultur des frühen Mittelalters. Wien 1924, Österreichischer Schulbücherverlag. 169 S.

Pfandl, Ludwig. Spanische Kultur und Sitte des 16. und 17. Jahrhunderts. Eine Einführung in die Blütezeit der spanischen Literatur und Kunst. Kempten 1924, Jos. Kösel & Fr. Pustet, Komm.-Ges. 280 S. Geb. M. 12,—.

Pfuhl, Ernst. Meisterwerke griechischer Zeichnung und Malerei. Mit 160 Abbildungen. München 1924, F. Bruckmann A.-G. 90 und 126 S. M. 12,— (14,50).

Platz, Hermann. Um Rhein und Abendland. Rothenfels a. M. 1924, Deutsches Quickborn-Haus. 153 S. M. 4,— (5,50).

Rade, Martin. Glaubenslehre. Erster Band: „Gott". Gotha-Stuttgart 1924, Fr. A. Perthes A.-G. 182 S. M. 3,50.

Reuschel, Karl. Deutsche Volkskunde. II. Sitte, Brauch und Volksglaube. Sachliche Volkskunde (Aus Natur und Geisteswelt 645. Bd.). Leipzig 1924, B. G. Teubner. 136 S.

Richstätter, Karl. Mystische Gebetsgnaden und Ignatische Exerzitien (Das katholische Leben Bd. I). Innsbruck 1924, Tyrolia. 323 S.

Ritter, A. Kant. Der Retter der Menschheit. Berlin 1924, Concordia, Engel & Toeche. 60 S. M. 1,—.

Rocker, Rudolf. Johann Most. Das Leben eines Rebellen. Mit Vorwort von Alexander Berkmann. Berlin 1924, Verlag „Der Syndikalist", Fritz Kater. 435 S. M. 5,— (6,50).

Schwertschlager, Joseph. Die Sinneserkenntnis. Kempten 1924, Jos. Kösel & Fr. Pustet, Komm.-Ges. 300 S. M. 6,— (7,20).

Steinke, Hermann. Über tausend Rätsel. Rätsel und Sprachwunder aus alter und neuer Zeit. Gotha-Stuttgart 1924, F. A. Perthes A.-G. 181 S. Geb. M. 2,50.

Sternberg, Kurt. Moderne Gedanken über Staat und Erziehung bei Plato. Berlin 1924, Walther Rothschild. 128 S. M. 3,— (4,80).

Versuche zu einer Soziologie des Wissens. Hrsg. im Auftrage des Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften in Köln von Max Scheler. München 1924, Duncker & Humblot 450 S. M. 12,— (15,—).

Wassermann, Jakob. Deutsche Charaktere und Begebenheiten. Erste Reihe, unveränderter Neudruck; zweite Reihe. Wien 1924. Rikola-Verlag. 292, 239 S. je M. 5,— (7,50).

Weber, Max. Gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik. Tübingen 1924, J. C. B. Mohr. 518 S. M. 11,50 (14,—).

* * *

Desmond, Shaw. Körper und Seele. Autor. Übertragung von Franza Feilbogen. Zürich 1924, Orell Füßli. 270 S. M. 4,40 (5,60).

Wie Edward Bok Amerikaner wurde. Eines holländischen Knaben Lebensrückblick nach 50 Jahren. Deutsch von Rickmer Rickmers. Mit 7 Bildern. Basel 1924, Benno Schwabe & Co. 288 S.

Gorki, Maxim. Erlebnisse und Begegnungen. Übersetzt von Erich Boehme. Berlin 1924, J. Ladyschnikow. 369 S.

Kataloge

Antiquariats-Katalog Nr. 9. Deutsche Literatur. Berlin, Rolf Heise. 24 S.

Antiquariats-Katalog Nr. 288, 289. Graz 1924, Paul Cieslar. Je 32 S.

Antiquariatsliste 22. Leipzig, Margueriten-Verlag, Joh. Gräf. 16 S.

Auctores neolatini Saec. VII—XVII. Antiquariats-Katalog 706. Frankfurt a. M., Joseph Baer & Co. 122 S.

Aus der Bibliothek Victor Mannheimer. Von Gottsched bis Hauptmann. Auktion XXXVII. Berlin, Paul Graupe. 84 S.

Bibliothek Professor Richard Meyer. Katalog III. Literatur über Goethe nebst Anhang. Erstausgaben 1770 bis 1830. Berlin, Meyer & Mittler G. m. b. H. 68 S.

Bremer Büchermarkt XIX, 2. Bremen, G. A. von Halem. 48 S.

Bücher-Katalog 5. Länder und Völkerkunde. Leipzig, Hahn & Seifarth. 27 S.

Der Bücherkasten X, 7. Stuttgart, Oskar Gerschels Buchhandlung und Antiquariat. 63 S.

Deutsche Literatur. Erstausgaben und Frühdrucke in der deutschen Literatur. Antiquariats-Katalog 108. Stuttgart Oskar Gerschel. 48 S.

Goethe und Schiller. Antiquariats-Katalog 109. Stuttgart, Oskar Gerschels Buchhandlung und Antiquariat. 36 S.

Kostüme, Volkstrachten und Moden. 704 Antiquariatskatalog. Frankfurt a. M., Joseph Baer & Co. 146 S.

Theater und Musik. Antiquariatskatalog Nr. 111. Stuttgart, Oskar Gerschel. 98 S.

Versteigerung seltener und wertvoller Bücher. Deutsche Literatur, illustrierte Bücher. Katalog Nr. 2. Frankfurt a. M., Walter Schatzki. 96 S.

Verzeichnis aller Veröffentlichungen des Insel-Verlags. Leipzig 1899—1924. 126 S. u. Abb.

* * *

A List of new Books for the automn of 1924. London, William Collins Sons & Co. Ltd. 31 S.

Nijhoffs Mededeelingen (vom 15. Juli bis 15. Oktober 1924). Haag, M. Nijhoff. Von S. 57—71.

Redaktionsschluß: 5. November

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin, für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 57, Bülowstraße 107.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 3.60, Einzelheft Gm. 1.20.

I beg to introduce...

Von Max Meyerfeld (Berlin)

Mit besonderer Freude wird man, hoffentlich, dieses Heft begrüßen: es ist ausschließlich Beiträgen englischer Autoren gewidmet. Wir dürfen darin einen willkommenen Beweis für die Wiederannäherung der Völker erblicken. Einmal müssen die internationalen Beziehungen aufs neue geknüpft werden. Wer sollte bereitwilliger dazu die Hand bieten als die, welche durch das Wort wirken! Zu lange hat es die Welt ertragen müssen, daß der kläglichste politische Dunkelmann, der nichts zu sagen wußte als Verhetzendes und Verletzendes, mehr zu sagen hatte als literarische Lichtbringer, die Abgründe zu überbrücken beflissen sind. Indem wir schaudernd an diese finsteren Zeiten zurückdenken, wollen wir alles tun, ihre Wiederkehr zu verhindern.

Vier Engländer von Namen und Bedeutung sind bei uns zu Gaste. Sie haben auch im tollsten Tanz des Wahnsinns die Besinnung nicht verloren. John Galsworthy erhob seine edle Stimme, als es galt, die darbenden Kinder in Deutschland vor dem Untergang zu retten; sein schönes Gedicht machte damals die Runde durch deutsche Zeitungen, und er verzichtete großmütig auf seine Einnahmen, die ihm aus den verarmten Ländern Mitteleuropas zustanden. Hermon Ould wurde von den Quäkern nach Berlin geschickt und hat manches zur Linderung der Not unter den Studenten beigetragen. Siegfried Sassoon ließ in seinen Gedichten das Mitleid hell aufklingen, und Osbert Sitwell hielt mit dem Hohn für die heimischen Hyperpatrioten nicht zurück. Heißt Schriftsteller sein die Sache der Humanität höher werten als die des Nationalismus? Dann wäre der Welt nicht schlecht gedient.

Von diesen vieren braucht einer deutschen Lesern nicht vorgestellt zu werden: John Galsworthy. Sein Name hat universelle Geltung erlangt. Als Romancier wie als Dramatiker, als Novellist wie als Essayist ist er hall-marked. Und doch hat ihn Deutschland nicht so mit offenen Armen empfangen wie die irisierenden, ironischeren Iren. Es ist nicht ganz leicht, sich über die letzten Hemmungen, die hier zugrunde liegen mögen, Rechenschaft zu geben. Wahrscheinlich hat man den tiefsten Grund in Galsworthys fest verwurzeltem Engländertum zu suchen. Er schildert mit Vorliebe die Oberschicht des Mittelstandes, und bei der sind volkstümliche Eigenheiten wohl in allen Ländern am schärfsten ausgeprägt. Primitive und subtile Menschen, die Tiefen und die Gipfel der Gesellschaft ähneln einander überall weit mehr. Ein russischer Bauer wird nicht viel anders denken und fühlen als ein deutscher, ein französischer Vicomte nicht allzu verschieden von einem britischen Lord sein. Aber eine so typisch englische Mittelstandsfamilie wie die Forsytes, mit allen ihren großen Vorzügen und kleinen Schwächen, ist ein Ding sui generis, hat auf dem europäischen Festland ihresgleichen nicht zum zweitenmal. Man muß England kennen, um Galsworthy voll zu würdigen; man muß England sehr gut kennen, um die Feinheiten seiner Charakterisierungskunst zu genießen: das Unausgesprochene ist ein ausgesprochenes Darstellungsmittel des Dichters. Wer bei uns England kennt, hat den Romanschriftsteller Galsworthy darum ohne Bedenken anerkannt; wer ihm noch kühl gegenübersteht, wird von manchem fremd berührt. Aber je mehr seiner Werke herüberdringen — und sein neuer Verleger Paul Zsolnay scheint eine Gesamtausgabe anzustreben —, desto sicherer werden sie die Widerstände überwinden, die bisher ihnen den breiten Publikumserfolg verwehrt haben. Immerhin, Galsworthy ist in Deutschland nicht weniger bekannt als Thomas Mann in England. Die Nachwelt wird zu entscheiden haben, ob der Verfasser der „Forsyte Saga" oder der Verfasser der „Buddenbrooks" das Rennen machen wird.

Siegfried Sassoon ist erst seit der Schicksalswende in helles Licht gerückt. Er hat den Krieg mitgemacht, aber er hat nicht seine Dummheiten und Grausamkeiten mitgemacht. Für ihn bedeutete Kämpfer sein nicht: die Waffen des Geistes niederlegen. Seine zart besaitete Natur bäumte sich gegen die

Leiden der Völker und der Einzelwesen auf. Er sagte die Wahrheit, als persönlicher Mut dazu gehörte, und sie erwies sich in der allgemeinen Verblendung als so unbequem, daß nichts unterlassen wurde, ihren Verkünder kaltzustellen. Er übernahm dann die Leitung des literarischen Teils im „Daily Herald", der sozialistischen londoner Tageszeitung. Es ist erfreulich, daß wir durch ihn über die gegenwärtige Lyrik in England unterrichtet werden, und es bleibt nur bedauerlich, daß in dieser Würdigung Siegfried Sassoon selbst fehlt, dessen Gedichtsammlungen „The Old Huntsman" und „Counter-Attack" die Anlässe ihrer Entstehung überdauert haben. Ein so wählerischer Wortkünstler er ist, er verlangt von jedem Gedicht in erster Linie menschliches Gefühl. Seine allem rein Artistischen abholde, tiefe Menschlichkeit verrät sich auch darin.

Ein Fachmann nicht minder tritt Hermon Ould vor uns hin. Er hat bis vor kurzem (in Gemeinschaft mit Horace Shipp) innerhalb der „English Review" einen der zeitgenössischen Bühne gewidmeten Abschnitt „Theatre-Craft" herausgegeben und seinen Blick keineswegs auf das Heimatland beschränkt, sondern alle fortschrittlichen Bestrebungen auf dem Gebiet der Inszene mit förderndem Anteil verfolgt. Doch Hermon Ould ließ es sich nicht genug daran sein, die neuen Stücke anderer mit kritischen und die neuen technischen Errungenschaften der Bühne mit aufmunternden Worten zu begleiten: er ging mit eigenen dramatischen Werken von der Theorie zur Praxis über. Bei uns herrscht vielfach die Ansicht vor, der Theaterkritiker solle das Stückeschreiben lieber unterlassen — erstens, um die Angriffsflächen gegen sich selbst nicht leichtsinnig zu vermehren; zweitens, um sich Gewissenskonflikte mit den Direktoren zu ersparen. In London hört man wohl bisweilen den Theaterkritiker als „dramatic failure" bezeichnen; dadurch ließen sich aber die Könner, von Shaw angefangen, niemals an eigener Produktion hindern. Hermon Ould hat bisher drei Dramen veröffentlicht, von denen sich „Between Sunset and Dawn" durch das kraß realistische Milieu der Schlafstellen, „The Black Virgin" durch kühne Stoffwahl und „The Dance of Life" durch die Übernahme der expressionistischen Technik auszeichnet.

Wer wäre berufener, über Londons Koterien zu schreiben, als Osbert Sitwell? Steht er doch, an der Seite seiner Geschwister Edith und Sacheverell, mitten im literarischen Getriebe und versendet als Scharfschütze Pfeile nach vielen Richtungen. Ja, man möchte wetten, daß man auf die Frage, welche Koterie in London heute die einflußreichste sei, ziemlich allgemein die Antwort erhielte: die Sitwells. Sie haben mit einem großen Reinemachen in der stickigen guten Stube der englischen Lyrik begonnen, manchen Hausrat in die Rumpelkammer verwiesen und durch eigene Leistungen bei Widersachern Kopfschütteln erregt, doch auch eine Menge Bewunderer sich geschaffen. Osbert ist von den dreien wohl der aggressivste und darum der am meisten befehdete. Aber selbst den Gegnern blieb bloß übrig zu verstummen, als er im Sommer dieses Jahres seine erste Novellensammlung „Triple Fugue" herausbrachte, die eine seltene Meisterschaft in englischer Prosa bekundet. Dieser Osbert Sitwell kann also mehr, als die Götzen von ihrem Sockel stürzen; er hat nicht nur sein Ideal der Schönheit, er weiß es auch zu verwirklichen.

So ist es für den Kenner ein erlesenes Vergnügen, vier Engländern von solchem Rang zu lauschen, und es mag für die in diesem Bezirk weniger Heimischen eine Quelle der Belehrung werden.

Wir danken und salutieren.

Erinnerungen an Joseph Conrad

Von John Galsworthy (London)

Für die Übersetzung aus dem englischen Manuskript: Max Meyerfeld

Viele haben meinen toten Freund gekannt und werden besser über ihn schreiben als ich; aber kein anderer kannte ihn so lange oder kannte ihn als Seemann sowohl wie als Romanschriftsteller.

Im März 1893 machte ich Conrads Bekanntschaft an Bord des englischen Segelschiffs „Torrent" in Port Adelaide. Er war Lademeister. Im grellen Sonnenlicht sah er sehr dunkel aus — verbrannt,

mit spitz zulaufendem braunem Bart, beinahe schwarzem Haar und dunkelbraunen Augen, über die sich die Lider tief herabsenkten. Er war hager, nicht groß gewachsen, seine Arme sehr lang, seine Schultern breit, sein Kopf etwas vorstehend. Er sprach mich mit stark fremdländischem Akzent an. Auf einem englischen Schiff nahm er sich seltsam aus. Sechsundfünfzig Tage segelte ich in seiner Gesellschaft.

Der Obermaat trägt die Hauptverantwortung für ein Segelschiff. Während der ganzen ersten Nacht hatte er ein Feuer im Schiffsraum zu bekämpfen. Keiner von uns siebzehn Passagieren erfuhr etwas davon bis lange hernach. Er war es, dem der Orkan auf der Höhe von Leeuwin und später noch ein anderer Sturm am meisten zu schaffen machte: ein guter Seemann, achtsam auf das Wetter; von schnellem Entschluß in der Führung des Schiffs; rücksichtsvoll gegen die Schiffsjungen. Darunter war ein langer, unglücklicher Belgier, der sich unbeholfen anstellte und Angst hatte, aufzuentern. Conrad schonte ihn voll Mitleid, so sehr er nur konnte. Bei der Mannschaft war er beliebt; sie waren für ihn Einzelwesen, nicht eine bloße Horde; und noch lange später sprach er von diesem oder jenem unter ihnen, besonders vom alten Andy, dem Segelmacher: „Ich hatte den alten Burschen gern." Mit dem jungen zweiten Maat, einem heiteren, tüchtigen, sehr englischen jungen Seemann, war er gut befreundet, war ehrerbietig, wiewohl mit leise ironischem Anstrich, gegen seinen feisten, bärtigen, alten englischen Kapitän. Manche Abendwache brachten wir bei schönem Wetter auf Achterdeck zu. Von jeher groß im Erzählen, hatte er Geschichten, die schon fast zwanzig Jahre zurückreichten, auf Lager: Geschichten von Schiffen und Stürmen, von der polnischen Revolution, von seinem karlistischen Jugendabenteuer, von den malaiischen Gewässern und dem Kongo; und von Menschen insbesondere; alle für einen Hörer bestimmt, der die Unersättlichkeit eines Fünfundzwanzigjährigen besaß.

Auf diesem Schiff plauderte er vom Leben, nicht von der Literatur, und es trifft durchaus nicht zu, daß ich ihn in die Literatur eingeführt hätte. In Kapstadt lud er mich, an meinem letzten Schiffsabend, in seine Kabine ein, und ich erinnere mich der Empfindung, daß er alle anderen Erfahrungen der Reise bei mir in den Schatten stellte. Etwas Faszinierendes war Conrads bezeichnendster Zug — das Faszinierende einer ausdrucksvollen Lebendigkeit, seines tief gütigen Herzens und seines in die Weite zielenden feinen Geistes. Er besaß Wahrnehmungsvermögen und Aufnahmefähigkeit in ungewöhnlichem Maße. Einen Begriff von dem Umfang seines mitfühlenden Verstehens erhalten wir, wenn wir, eingedenk seiner vielen Zeichnungen schlichter Tatmenschen und halbwilder Gestalten in einigen seiner Bücher, zu der folgenden Stelle in einem Brief an mich vom Februar 1899 kommen, worin er mit hoher Wertschätzung von dem Werk des unendlich feinsinnigen Schriftstellers Henry James spricht: „Technische Vollkommenheit muß, wenn nicht eine wirkliche Glut da ist, die von innen heraus leuchtet und wärmt, notwendigerweise kalt bleiben. Ich halte dafür, daß bei Henry James eine solche Glut vorhanden ist, und zwar keine schwache; aber uns, die wir an den unkünstlerischen Ausdruck schöner, ungestümer, ehrlicher (oder auch unehrlicher) Gefühle gewöhnt und durchaus damit vertraut sind, kommt die Kunst eines Henry James herzlos vor. Die Umrißlinien sind so deutlich, die Figuren so ins kleinste ausgeführt, so gemeißelt, geschnitzt und herausgearbeitet, daß wir, an die Schatten der zeitgenössischen Romanliteratur gewöhnt, an die mehr oder weniger schlecht geformten Schatten, laut rufen: ‚Stein!' Keineswegs. Ich sage Fleisch und Blut — sehr vollendet dargestellt — vielleicht mit zu viel technischer Vollendung ... Sein Herz zeigt sich in der Feinheit der Behandlung ... Er ist nie in tiefer Düsterheit oder in prallem Sonnenschein. Aber er fühlt tief und lebhaft jede feine Nuance. Wir können nicht mehr verlangen. Nicht jeder ist ein Turgenjew. Außerdem hat Turgenjew keine Kultur (ein großer Teil seines Reizes für uns) in dem Sinne, wie Henry James Kultur hat. Satis."

Aus diesen zartfühlenden Worten geht hervor, daß er das Überfeinerte, das Hyperkultivierte ebenso zu würdigen wußte, wie er das Leben und Denken schlichter Menschen umspannte. Und doch gibt es, soweit ich mich erinnern kann, in seiner Galerie nicht ein einziges Porträt eines wirklich feinfühligen englischen Typus, denn Marlowe, wiewohl dem Namen nach englisch, ist es nicht seinem Wesen nach. Zwischen seinen Reisen in diesen letzten Tagen seines Lebens zur See bewohnte Conrad möblierte

Zimmer in Gillingham-Street am Victoria-Bahnhof. Dort las er so ungeheuer viel, und dort litt er unter Anfällen des schleichenden Kongo-Fiebers, das seiner Gesundheit zusetzte und tiefe, launenhafte Schwermut über ihn breitete. In einem Brief an mich schrieb er einmal: „Ich sage nichts von tatsächlichem körperlichem Schmerz, denn Gott ist mein Zeuge, daraus mache ich mir gar nichts." Ja, er war ein echter Stoiker, und sein von Haus aus heiterer Geist reagierte mit äußerster Plötzlichkeit. Doch während all der Jahre, die ich ihn kannte — einunddreißig —, hatte er um erträgliche Gesundheit zu kämpfen. Worte wie die: „Ich bin scheußlich krank gewesen — scheußlich ist der rechte Ausdruck" kommen immer wieder in seinen Briefen vor, und sein schöpferisches Leistungsvermögen in einer ihm nicht angeborenen Sprache grenzt angesichts dieser ständigen Krankheitsüberfälle ans Wunderbare.

Das Meer hat Conrad der englischen Sprache geschenkt. Eine glückliche Zufallsfügung — die Franzosen hätten ihn so leicht gewinnen können. Sozusagen der Start seines Mannesalters war Marseille. In einem Brief an mich, 1905, heißt es: „In Marseille habe ich vor einunddreißig Jahren mit dem Leben begonnen. In dieser Stadt hat der junge Hund die Augen aufgeschlagen." Er war von jeher mit der französischen Literatur vertrauter als mit der englischen, sprach diese Sprache mit weniger Akzent, mochte die Franzosen gern und verstand ihr klareres Denken besser. Und doch vielleicht nicht ganz ein Zufall; denn letzten Endes besaß er den Drang ins Weite, der die Engländer zum großen Seevolk der Welt gemacht hat, und vermutlich führte ihn sein Instinkt dazu, auf englischen Schiffen das weiteste Betätigungsfeld für seine vagierende Natur zu suchen. England war für ihn auch das romantische Land; schon als er noch Knabe in Polen war, hatte Charles Dickens es geweiht. Er sprach von Dickens stets mit der Liebe, welche wir Schriftstellern entgegenbringen, die uns in der Jugend für sich einnehmen.

Niemand hat je, meines Dafürhaltens, den frühesten Conrad gelesen ohne die faszinierte Bestürzung eines Menschen, der vor einer neuen Welt die Augen aufschlägt; tatsächlich ohne das Gefühl, das er selbst an der Stelle von „Youth" beschreibt, wo er im offenen Boot in seinem ersten östlichen Hafen aufwacht und „den Osten ihn anblicken" sieht. Ich bezweifle, daß er je als Schöpfer dessen übertroffen wird, was wir Okzidentalen mit „erotischem Milieu" bezeichnen. Die malaiischen Küsten und Flüsse in „Almayer's Folly", dem „Outcast of the Islands" und die ersten Seiten von „The Rescue"; der Kongo im „Heart of Darkness"; das Zentralsüdamerika in „Nostromo" neben vielen anderen Beispielen sind Proben einer Milieuzeichnung par excellence. Nur ein Ausdruck gibt vollkommen unsere Gefühle wieder, als wir im Jahre 1894 „Almayer's Folly" lasen: wir rieben uns die Augen. Es blieb uns nichts anderes übrig. Conrad wurde gleich bei seinem ersten Auftreten von der Kritik anerkannt; er hat nie ein Buch veröffentlicht, das nicht einen Chor von Lobrednern in Bewegung gesetzt hätte; doch es dauerte zwanzig Jahre, bis er vom Publikum so warm aufgenommen wurde, daß er anständige Einkünfte hatte.

„Chance" im Jahre 1915 — ein unwesentlicher Conrad — entschied endlich sein Glück. Von diesem Jahr an bis zum Ende fanden seine Bücher großen Absatz; doch außer „The Secret Sharer" und Teilen von „Victory" reichte kein Werk der späteren Zeit an seine eigenen hohen Anforderungen heran. Es war wohl natürlich, daß der Publikumserfolg mit einer Abnahme seines Wertes Hand in Hand ging; oder war es nur ein Beispiel dafür, wie lange Fremdartiges braucht, um in die widerstandsfähige Haut des Romanlesers einzudringen?

Meine erste Wiederbegegnung mit Conrad nach der Reise war ein gemeinsamer Besuch der Oper „Carmen" in Covent Garden. „Carmen" war bei ihm geradezu ein Laster, wie auch bei mir. Schon zum vierzehnten Male sah er diese wirklich dramatische Oper. Wagners Geschmetter ließ ihn so kalt, wie es mich kalt läßt; aber er hatte eine seltsame Vorliebe für Meyerbeer. Im Juni 1910 schrieb er: „Ich bin jetzt wohl das einzige menschliche Wesen auf diesen Inseln, das Meyerbeer für einen großen Komponisten hält; und ich bin noch obendrein Ausländer und nicht ganz vertrauenswürdig." Aber die Musik, so sehr er sie liebte, konnte keine große Rolle in seinem zur See und (nach seiner Verheiratung im Jahre 1895) fern von der Großstadt verbrachten Leben spielen. Er kam nur selten nach London. Er schrieb stets mit Blut und Tränen und brauchte dazu die Abgeschiedenheit. Ein Brief an mich aus „Pent-Farm" vom Juli 1900 beschreibt also die

letzte Arbeit an „Lord Jim“: „Das Ende von ‚Lord Jim‘ hat sich durch ständige Hemmungen einundzwanzig Stunden hingezerrt. Ich habe Frau und Kind aus dem Hause (nach London) geschickt und mich um neun Uhr früh hingesetzt mit dem verzweifelten Entschluß, fertig zu werden. Dann und wann ging ich um das Haus herum, zur einen Tür hinaus, zur anderen herein. Zehn Minuten für die Mahlzeiten — ein großes Schweigen. Zigarettenstummel türmten sich zu einem Wall, ähnlich dem Grabhügel für einen toten Helden. Der Mond stieg über die Scheune empor, schaute durchs Fenster und entschwand den Blicken. Die Dämmerung brach an, ward heller. Ich löschte die Lampe aus und schrieb weiter in der Morgenbrise, die die Manuskriptblätter über das ganze Zimmer hinblies. Die Sonne stieg hoch. Ich schrieb das letzte Wort. Ich ging ins Eßzimmer. Sechs Uhr. Ich teilte ein Stück kaltes Huhn mit Escamillo (sein Hund), der sich jämmerlich fühlte und Zuspruch entbehrte, da er das Kind den ganzen Tag über schrecklich vermißt hatte. War ganz wohl, nur schläfrig; nahm um sieben ein Bad und war um halb neun auf dem Wege nach London.“

Dieser Spurt war für Conrads Romanschlüsse bezeichnend: seine meisten Bücher hat er auf diese Art beendet — seine lebhafte Natur kam in dramatischen Anläufen zum Ausdruck. Überdies arbeitete er alle die langen frühen Jahre unter der Peitsche der Not. 1909 schreibt er an meine Frau: „Entschuldigen Sie diesen mißtönenden Akkord, aber Tatsache ist, ich habe gerade die Abrechnungen meiner sämtlichen Verleger erhalten, woraus ich entnehme, daß alle meine unsterblichen Werke (dreizehn insgesamt) mir voriges Jahr etwas weniger als fünf Pfund an Einnahmen gebracht haben. Derlei dämpft die joie de vivre, die wie eine Flamme in der Brust des Schriftstellers brennen und nach Art eines Sprengkörpers seine Feder zum Tempo von dreißig Seiten in der Stunde antreiben soll.“

Ich habe mich oft bei ihm von 1895 bis 1905 aufgehalten, zuerst in Stanford in Essex, hernach in Stanford in Kent. Er war unermüdlich gut zu mir, während mein eigener unreifer Blick sich der Literatur erschloß.

Sein wohlwollendes Interesse war durchaus hochherzig. In all seinen Briefen an mich, zwei- bis dreihundert, steht kein Satz, der die Empfindung aufkommen ließe, ihm sei es darum zu tun gewesen, daß einer etwas Tüchtiges leiste.

An wertvoller Kritik fehlt es nicht, doch nie verrät sich Ungeduld und eine Einschränkung im Anerkennen oder Ermutigen. Er hat Freunden gegenüber nie versagt. Er hat, glaube ich, nie gegenüber irgend etwas versagt. Das Wort „Treue“ ist von denen, die über ihn schreiben oder sprechen, oft angewandt worden. Es ist gut bei ihm angewandt. Er war stets treu dem, was ihm am Herzen lag. Seiner Weltanschauung, seiner Arbeit und seinen Freunden; er blieb sogar seinen Abneigungen (nicht wenigen) und seiner Verachtung treu. Man spricht von Conrad als einem Aristokraten; ich halte das für ein ziemlich albernes Wort in bezug auf ihn. Die Familie seiner Mutter, die Bebrowskis, waren polnische Grundbesitzer; auch die Korzeniowskis, seines Vaters Familie, stammten meines Wissens von Grundbesitzern ab; aber das Wort Aristokrat ist viel zu trocken, als daß es auf Conrad paßte. Er hatte kein Gefühl für „Herrschen“, keine Berührungspunkte damit, außer vielleicht, soweit es nötig ist, ein Schiff zu lenken. Er war in erstem und letztem Betracht der Vagant und der Künstler mit einer solchen, aus erster Hand stammenden Kenntnis der Menschen und Dinge, daß er gewohnheitsmäßig nichts übrig hatte für Etiketten und Rubriken, für billiges Theoretisieren und Wortschwelgerei. Er sah dem Leben kräftig ins Antlitz und mißtraute denen, die es nicht tun. Vor allem hatte er den schneidenden Humor, der auf Klassen und Kataloge, auf alle Ideale schlecht zu sprechen ist, und Bestrebungen, die nicht in den einfachsten Triebfedern der Menschennatur ihren Ursprung haben. Er lachte über die Klischees der sogenannten Kultur. Sein Humor war tatsächlich weit größer, als man es nach seinem Werk vermuten möchte. Er hatte am Absurden eine fast grimmige Freude.

Conrad besaß nach seiner Eheschließung sechs Wohnstätten auf dem Lande, ferner noch zwei zeitweilige Quartiere. Im Scherz schrieb er an meine Frau: „Häuser sind ihrem Wesen nach rebellisch und dem Menschen feindlich gesinnt.“ Und da er so viel auf Schiffen gelebt, hatte er vielleicht wirklich ein Gefühl dieser Art. Er bekam sie nach einer Weile satt.

Ich entsinne mich am besten der Pent-Farm — jenes kleinen, sehr alten, reizenden, wenn auch un-

bequemen Gutshauses mit seiner großen Scheune hinter dem Hof.

Es war eine freundliche Wohnung, wo man mit seinem Kopf auf der Hut vor dem Balkenwerk sein mußte und von deren Fenstern aus man Enten und Katzen und die Lämmer auf den entfernteren Wiesen beobachten konnte. Er liebte diese stillen Felder und den Schutz gewährenden Hügel. War Conrad auch nicht das, was wir einen Naturschwärmer nennen, also jemand, der lange Stunden in Betrachtungen verloren über das Leben der Vögel und Blumen, der Tiere und Bäume hinbringt, so konnte er doch lebhafte Eindrücke von der reizenden Mannigfaltigkeit solcher Dinge haben. Er mochte auch die Bücher von Hudson; und wer das tut, ist für Natur nicht unempfänglich.

In Conrads Arbeitszimmer am Pent haben wir um Mitternacht viele Kerzen, viel Tabak verbrannt. In diesem Haus entstand ein Teil von „Youth", „Lord Jim", „Typhoon" (zum größten Teil), „Nostromo", „The Mirror of the Sea", „The Secret Agent" und andere von Conrads besten Werken. Wenn man davon absieht, daß „The Nigger of the Narcissus" und die Erzählung „Youth" unmittelbar vorher in Stanford in Essex geschrieben wurden, so darf man sagen, daß der Pent mit Conrads bester Zeit zusammenfällt. Kent war unbedingt die Landschaft seiner Wahl, und dies war die erste seiner vier Wohnungen in Kent. Viele könnten auf den Gedanken verfallen, Conrad hätte sich naturgemäß an der See ansiedeln müssen. Er tat es nie. Er hatte zuviel von ihr gesehen; wie der Matrose, wenn er sich in seine Koje begibt, darauf achtet, daß ja keine Seeluft hereinkomme, lebte er stets tief im Binnenland. Die See war dem nicht Freund, der mit ihren Launen allzu vertraut war. Er konnte nicht vertragen, als Schilderer der See abgestempelt zu werden. Er schrieb von der See, wie vielleicht kein anderer, auch Herman Melville nicht, geschrieben hat; aber vorherrschend in allen seinen Seeschilderungen ist die Note von Kampf und Entrinnen. Sein Held ist nicht das Meer, sondern der Mensch im Ringen mit dem grausamen, tückischen Element. Schiffe liebte er, aber das Meer — nein. Nicht daß er es je verunglimpft oder mit Widerwillen davon gesprochen hätte; er nahm es hin, wie er die nicht zu ergründende Unbarmherzigkeit der Natur insgesamt hinnahm. Aufgabe des Menschen war es, der Natur mit treuem, beständigem Herzen gegenüberzutreten — das war Conrads Evangelium, sein Beitrag zur Erhabenheit des Lebens. Gibt es einen besseren? In erster und letzter Hinsicht interessierte ihn der Mensch, fesselte ihn das furchtbare Schauspiel seines Kampfes in einem Kosmos, über den er sich keinen Illusionen hingab. Er war sardonisch, hatte aber nichts von zynischem Wesen, wie es für kleine, kaltherzige Naturen bezeichnend ist.

Er pflegte morgens zu arbeiten und saß oft stundenlang über einer Seite.

In späteren Jahren, wenn sein Feind, die Gicht, oft seine schreibende Hand anpackte, mußte er häufig zum Diktieren des ersten Entwurfs seine Zuflucht nehmen. Ich lasse mir nicht ausreden, daß sein Werk unter diesem Zwange litt. Aber es waren noch andere Gründe für ein Nachlassen vorhanden — der Krieg, den er stark empfand, und die beständigen Anfälle des Unwohlseins, die an seiner erstaunlichen natürlichen Lebenskraft zehrten. Ich glaube, ich habe Conrad nie ganz in ruhigem Zustand gesehen. Seine Hände, seine Füße, seine Knie, seine Lippen — sinnlich, ausdrucksvoll und ironisch —, etwas war immer in Bewegung, der Dynamo in ihm nie ganz abgestellt. Sein Geist war außerordentlich rege und sein Gedächtnis überaus zuverlässig, so daß er alle Beobachtungen seiner dunkelbraunen Augen, die so durchdringend waren und doch so sanft sein konnten, mit wunderbarer Genauigkeit aufbewahrte. Er hatte die köstliche Fähigkeit, sich für Einzelheiten zu interessieren. Diesem Umstand verdanken wir den Reichtum seiner Gemälde, seiner Schilderungen lange versunkener Zeiten und Schauplätze, ihre überwältigende Wahrscheinlichkeit, die stark lebendige Buntheit ihrer Komposition. Die Schatzkammer seines unterbewußten Ichs war vermutlich so interessant und umfassend wie irgendein Museum in der Welt. Aus dem Material unseres Unterbewußtseins heraus schaffen wir. Conrads Augen wurden nie müde, Momentaufnahmen zu machen; und die Millionen Photographien, die sie anfertigten, wurden von ihm als Kapital zurückgelegt. Auch war er in seiner natürlichen Wachsamkeit nicht durch die vorgefaßten Meinungen einer egoistischen Persön-

lichkeit gehemmt. Er war kein Egoist; er hatte viel zuviel Wißbegier und echtes Interesse an Dingen und Menschen, um das zu sein.

Ich will damit nicht sagen, daß er kein Interesse an sich selbst und nicht den Glauben an seine eigenen Fähigkeiten besessen hätte. Seine Anspielungen auf sein Werk sind im allgemeinen geringschätzig; doch im Herzen kannte er den Wert seiner Gaben, und er ließ sich gern loben, besonders von denen (nicht vielen), auf deren Urteil er etwas hielt. Wahrscheinlich ist ihm mehr Anerkennung zuteil geworden als irgendeinem Schriftsteller unserer Zeit; aber er litt nie an der Parvenükrankheit: dem aufgeblasenen Dünkel; und „ich", „ich", „ich" spielte in seinem Reden keine Rolle.

Man hat Betrachtungen angestellt über die literarischen Einflüsse, die für ihn bestimmend waren. Flaubert und Henry James wurden als seine geistigen Väter namhaft gemacht. Das geht nicht an. Conrad war ein höchst gefräßiger Leser, und er war dreisprachig. Ein slawisches Temperament, ein Leben der Pflichten und Abenteuer, ungeheuer mannigfaltige Lektüre und die englische Sprache — das waren die Elemente, aus denen sein stark individuelles Werk stammte. Ich, der ihn so oft von ihnen sprechen hörte, will seine Bewunderung für Flaubert, Maupassant, Turgenjew und Henry James nicht leugnen; aber man braucht nur Conrads erstes Buch „Almayer's Folly" zu lesen, will man gewahren, daß er einen Sonderpfad einschlug mit einer ihm ganz eigenen (allerdings bis zu einem gefährlichen Grad verwickelten) Technik; und ich kann keinen bestimmten Einfluß irgendeines Schriftstellers für ihn aufspüren. Er war von Henry James so verschieden wie der Osten vom Westen. Beiden ist ein gewisses natürliches Gewirre und ein hyperpsychologischer Hang eigen, aber damit sind die Ähnlichkeiten auch zu Ende. Was Flaubert betrifft, den er ständig las, so konnte dieser gewissenhafte Franzose und entschiedene Stilkünstler nicht mehr für Conrad tun, als ihm Freude bereiten. Helfen konnte ihm keiner. Er mußte den Zwecken seiner Phantasie eine ihm nicht angeborene Sprache unterwerfen, in einem Stoff arbeiten, der nicht das natürliche Ausdrucksmittel seines polnischen Temperaments war. Es gab keine Führer in der Wüste, die er durchquerte. Meiner Ansicht nach fand er vielleicht höchstes Gefallen an den Schriften Turgenjews; aber es liegt nicht der mindeste Beweis vor, daß er sich von ihm beeinflussen ließ. Er liebte Turgenjews Persönlichkeit und verabscheute die Tolstois. Der Name Dostojewski wirkte auf ihn wie ein rotes Tuch. Man sagt mir, er habe einmal zugegeben, Dostojewski sei „tief wie das Meer". Vielleicht konnte er ihn deshalb nicht ausstehen, oder möglicherweise war für polnischen Geschmack Dostojewski zu sehr mit russischem Wesen durchtränkt. Auf jeden Fall hat dessen ungezügelt extreme Art ein tiefes Gefühl in Conrad verletzt.

Ich sprach schon von seiner Neigung zu Dickens. Trollope mochte er gern. Thackeray, glaube ich, nicht übermäßig, obschon er für Schöpfungen wie „Major Pendennis" eine gebührende Hochachtung hatte. Merediths Gestalten waren für ihn „sieben Fuß hoch" und sein Stil zu schwülstig. Er bewunderte Hardys Lyrik. Er sprach stets mit Wertschätzung von Howells, zumal von dem ausgezeichneten „Rise of Silas Lapham". Seine liebevolle Bewunderung für Stephen Crane kennt man aus seiner Einleitung zu Thomas Beers Biographie dieses begabten Schriftstellers. Henry James in seiner mittleren Periode — der Henry James von „Daisy Miller", „The Madonna of the Future", „Greville Fane", „The Real Thing", „The Pension Beaurepas" — war ihm teuer. Doch von seinem Gefühl für diesen feinsinnigen Meister, für Anatole France, Maupassant, Daudet und Turgenjew hat er in seinen „Notes on Life and Letters" geschrieben. Wie ich mich erinnere, besaß er eine große Vorliebe für zwei so verschiedene Schriftsteller wie Balzac und Mérimée.

Philosophie hatte er ein gut Teil gelesen, sprach aber im ganzen wenig davon. Schopenhauer gewährte ihm vor zwanzig oder mehr Jahren Befriedigung, und sowohl die Persönlichkeit wie die Schriften von William James sagten ihm zu.

Während des Krieges bekam ich wenig von Conrad zu sehen. Von wem bekam man denn viel zu sehen? Bei Ausbruch wurde er in Polen festgehalten, und es dauerte einige Monate, bis es ihm gelang, nach Hause zu kommen. Die hochtrabenden Worte „der Krieg zur Beendigung des Krieges" und ähnliches Zeug ließen ihn, den Festländer und Realisten, nach Gebühr kalt. Als es aus war, schrieb er: „Ich sende Ihnen diese wenigen Zeilen, um Ihnen

beiden alle nur denkbaren guten Wünsche für ungetrübtes Glück in Ihrem neuen Heim und viele Friedensjahre zu übermitteln. Gleichzeitig will ich einräumen, daß mir weder Glück noch Friede viel Vertrauen einflößen. Etwas von dem ‚gepackten Tornister' umschwebt diese beiden göttlichen, aber unzeitgemäßen Gestalten. Der Nordpol wäre wohl die einzige Ruhestatt für sie; dort ist weder Denken noch Hitze zu Hause, dort ist selbst das Wasser unbeweglich, und das demokratische Geschrei der tugendhaften Führer der Menschheit erstirbt zu gefrorenem, unsympathischem Schweigen." Conrad hatte von jeher Hochachtung vor Männern der Tat, vor Arbeitern, die bis zuletzt ausharrten und ihre Sache gut machten; er hatte ein entsprechendes Mißtrauen gegen dilettantenhafte Allwissenheit und gewandte Dummköpfe; er rümpfte die Nase über politische und journalistische Schlagworte; Marktschreiertum und Reklamewesen jeder Art entlockten ihm recht heftige Ausdrücke des Abscheus. Am meisten im Leben verachtete er wohl schlecht erzogenes, nur halb verdautes Wissen, und am meisten haßte er lärmendes Wesen und Arroganz. Er roch sie von weitem, wenn sie um die Ecke bog, und seine Stacheln sträubten sich sogleich. Er beurteilte Menschen äußerst schnell. Dieses triebhaft schnelle Durchschauen der Wesensart und ihm widerstrebender Personen wurde durch ebenso sichere Sympathien ausgeglichen, so daß seine Freundschaften immer oder fast immer von Dauer waren — ich weiß nur von einer Ausnahme. Er war ein sprechendes Beispiel für die tiefe Wahrheit, daß Freundschaft in hohem Grade Nervensache ist, mehr im Instinkt begründet als in der Vernunft und den Umständen, das Ergebnis einer Wahlverwandtschaft, die Mißhelligkeiten ausschließt. Sein Vorwort zum Leben Stephen Cranes liefert uns alles Material, das wir brauchen, für Conrads augenblickliche, doch dauerhafte Sympathie für gewisse Menschen; und für seine momentane Antipathie gegen andere. Darin findet sich auch die Versicherung, daß er „nie ein Tagebuch führte und nie ein Notizbuch besaß" — eine Angabe, die keinen überrascht, der die Hilfsquellen seines Gedächtnisses und das brütende Wesen seines schöpferischen Geistes kannte. „Genie" hat man einmal als die Fähigkeit bezeichnet, aus wenigem viel zu machen. In „Nostromo" hat Conrad aus der zwanzig Jahre zurückliegenden Landung eines einzigen Seemanns in einem Hafen Zentralamerikas einen Kontinent gemacht. In „The Secret Agent" schuf er eine Unterwelt, wahrscheinlich aus ebenso wenig wirklicher Erfahrung heraus. Andererseits haben wir im „Nigger", in „Youth" und „Heart of Darkness" das Rohmaterial seines eigenen Lebens in das Gold der Kunst verwandelt. Menschen, und es gibt solche, die glauben, Schriftsteller wie Conrad, sofern es welche gibt, vermöchten die Dinge aus dem Ärmel zu schütteln, würden stutzen, hätten sie die qualvolle Mühe seiner schriftstellerischen Tätigkeit beobachten können. In seinem vorletzten Brief an mich vom Februar 1924, worin er sich über „The Rover" ausläßt, sagt er: „Ich habe schon lange die ‚Heimkehr' eines Seemanns (vor meinem eigenen Heimgang) behandeln wollen, und dies schien mir ein Mittel zum Zweck zu sein. Die Aufnahme war gut, auch der Absatz des Buchs, doch als es herauskam, war ich so auf dem Hund, daß ich mir nichts daraus machte. Etwa zehn Wochen ging es mir recht schlecht. Meine Genesung vollzog sich schnell, aber meine Zuversicht ist stark erschüttert. Ich habe jedoch ein bißchen zu arbeiten begonnen — an meinem Durchgänger-Roman. Ich nenne ihn ‚Durchgänger', weil ich seit zwei Jahren hinter ihm her bin („The Rover" ist bloß ein Zwischenspiel), ohne ihn einholen zu können. Das Ende scheint so weit wie je! Es ist wie eine Jagd in einem bösen Traum — unheimlich und erschöpfend. Ihre Neuigkeit, daß Sie einen Roman beendet haben, tröstet mich ein bißchen. Es gibt also Romane, die man beenden kann — warum dann auch nicht meinen? Natürlich sehe ich in den Zeitungen ‚Belletristik' angekündigt — in Hülle und Fülle. Aber Inserate scheinen mir bloßer Spuk ... Ich glaube nicht an ihre Wirklichkeit." Dutzende solcher Hinweise auf fast verzweifelte Anstrengungen finden sich in seinen Briefen. Er muß aber auch wie alle, die gut arbeiten, seine Stunden gehabt haben, die ihm Entschädigung boten; doch wenn je ein Mann im Schweiße seines Geistes und seines Leibes arbeitete, dann war es Conrad. Darum geht von seiner großen Leistung etwas so Begeisterndes aus. Er harrte bei der Arbeit in jeder Art Wetter aus, das meistens miserabel war. Er hat

sich nie gedrückt. In einem immer mechanischer werdenden Zeitalter, das der Bequemlichkeit und dem Grundsatz vom geringsten Widerstand ergeben ist, ragt das Beispiel seiner Lebensarbeit leuchtend hervor, ihre triebhafte Treue, sein Künstlerwunsch, sein Bestes zu geben. Treue! Ja, das ist das Wort, das sein Leben und sein Werk am besten zusammenfaßt.

Das letztemal, als ich Conrad sah — ungefähr vor einem Jahre —, war ich nicht recht wohl, und er besuchte mich und saß bei mir im Schlafzimmer, voll gütiger Besorgnis. Es scheint noch kaum glaublich, daß ich ihn nie wiedersehen soll. Seine Frau erzählt mir, in den letzten Monaten seines Lebens sei der Trieb nach der Heimat in ihm gewesen, und er habe anscheinend manchmal den Wunsch gehabt, alles stehn und liegen zu lassen und nach Polen zurückzukehren. Die Geburt, die dem Tode zuwinkt — vielleicht nicht mehr als das, denn er liebte England, die Heimstatt seiner Wanderschaft, seiner Arbeit, seiner letzten langen Landkennung.

Wenn einem Menschen nach Verdienst der letzte Schlummer zubemessen wird, darf Conrad ruhig schlafen.

Englische Lyrik seit 1914

Von Siegfried Sassoon (London)

Für die Übersetzung aus dem englischen Manuskript: Max Meyerfeld

I. Einleitung

Leichtsinnigerweise habe ich diesen Aufsatz zugesagt. Erneutes nüchternes Nachdenken versetzt mich in einen Zustand kleinmütigen Erstaunens ob meiner ursprünglichen Keckheit. Ich habe mich verbürgt, Unmögliches zu leisten. „Die Entwicklung der englischen Lyrik seit dem Krieg" — wie einfach das klingt, bis ich anfange, die Dichter zusammenzuzählen. Einer nach dem andern schreiten sie friedlich durch den Torweg meines Hirns, wie die Tiere in die Arche Noah zogen. Und wenn die Arche zum Überfließen voll ist von den versammelten Sängern, dann begehrt noch immer eine ungeheure Menge Zutritt zu dieser Arche (die mein Aufsatz werden soll). Und die „Entwicklung" ist eine noch größere Schwierigkeit. Ich kann mir mindestens fünfzig bemerkenswerte Gedichte von fünfzig einzelnen Dichtern vergegenwärtigen. Aber ich bin nicht in der Lage, sie zu rubrizieren. Ich kann nur vor mich hin murmeln, daß gute Gedichte im Jahre 1914 und ebenso im Jahre 1924 geschrieben worden sind. Und damit ist doch dem Herausgeber nicht gedient, der auf einen ernsten, würdigen Aufsatz rechnet. Irgendwie muß ich den Lesern der „Literatur" ein wenig von den poetischen Begebenheiten der verflossenen zehn Jahre erzählen. Mein qualvolles Grübeln ist zu dem Ergebnis gelangt, daß ich nicht mehr tun kann, als ein paar bedeutende Erscheinungen im Bereich der zeitgenössischen Verskunst, die mir echte Freude bereitet haben, kurz zu würdigen. Indem ich mich also beschränke, schließe ich verschiedene namhafte lebende Dichter aus, die mit ihren Werken aus verhältnismäßiger Unbekanntheit seit 1914 hervorgetreten sind; in die erste Reihe stelle ich von diesen Walter de la Mare (geb. 1873) und W. H. Davies (geb. 1870). Es wäre auch fesselnd gewesen, die leichte Art eines John Masefield (geb. 1875), dessen erzählende Gedichte verdientermaßen jetzt überaus verbreitet sind, der gezierten und geglätteten Geistigkeit T. S. Eliots gegenüberzustellen, eines jungen, wenig bekannten Dichters, der Witz und Gelehrsamkeit mit ganz ungewöhnlichem technischem Geschick vereinigt. Ich kann nur noch hinzufügen, daß die poetische Ausbeute in England seit 1914 Fülle, Mannigfaltigkeit und Kraft aufweist; und man darf die Hoffnung hegen, daß es allen, denen um die künstlerische Reinheit unserer Sprache zu tun ist, gelingen möge, sich nicht unterkriegen zu lassen von der Sturmflut einer geschäftsmäßigen Bücherproduktion, die das gedruckte Wort auf den Nullpunkt der Zeitungen und der Unterhaltungsgeschichten hinabzudrücken droht.

II.

Unter den lebenden Lyrikerinnen in England haben (seit dem Tod Alice Meynells) Charlotte Mew und Edith Sitwell stärksten Anspruch auf kritische

Beachtung. Beide hatten vor dem Krieg noch keine Verse veröffentlicht (ein Prosastück von Charlotte Mew war im „Yellow Book" 1896 gedruckt). 1916 erschien „The Farmer's Bride", ein dünner Band, der nur siebzehn Gedichte enthielt (elf weitere sind in einer neuen Auflage hinzugekommen); wenige Monate später trat Edith Sitwells „Twentieth Century Harlequinade", ein noch schmaleres Heftchen, ans Licht; beide blieben im Getöse der Kriegszeit unbemerkt. In Edith Sitwells sieben frühen Gedichten finde ich bloß ein schmückendes Beiwort, das den in ihrer Reife entwickelten Stil vorwegnimmt. Es heißt „papageienhell" und ist der Vorläufer einer beängstigenden Schar, die sich, wie hellgefiederte Vögel, um die Lauben und Blüten ihrer späteren Leistungen drängt. (Eulensanft, gazellenleicht, heiligenblau, edelsteinkalt, glockenbehangen, sylphidenschlank sind charakteristische Beispiele.) Ich weise zuerst auf Edith Sitwells Wortbesonderheiten hin, lediglich um zu zeigen, daß sie den wesentlichen Vorzug originalen Schreibens besitzt: einen eigenen Wortschatz. Und ich will meine einleitenden Bemerkungen über sie damit beschließen, daß sie in ihrem letzten Buch „The Sleeping Beauty" die extravaganten Auswüchse, die sich gelegentlich in „Clown's Houses" und „Bucolic Comedies" bei ihr finden, zu einer nicht minder glänzenden, doch überlegteren Technik vervollkommnet hat. Charlotte Mew verwendet einen Wortschatz von ruhigeren Farben und weniger verschlungene Rhythmen als Edith Sitwell, und durch die größere Biegsamkeit ihres Tonfalls bringt sie den Gefühlsgehalt zu schärferem Ausdruck. In ihrer Welt sind

„The old known things that are the new,
The folded glory of the gorse, the sweet-briar air,
The larks that cannot praise us, knowing nothing of what we do,
And the divine wise trees that do not care",

während Edith Sitwell eher zu wandeln geneigt ist

„Across the fields as green as spinach
Cropped as close as Time to Greenwich."

Phantastisch und köstlich spaßhaft bewegt sie sich mit ihrer lebendigen, überschwenglichen Bildhaftigkeit durch eine Märchenlandschaft:

„Where rain falls with tinkling notes and cold
Like the castanet-sound of the thinnest gold
In chessboard gardens where, knight and pawn
Of ivory, scentless flowers are born."

Ihre Landschaften sind mit grotesken, seltsamen, bezaubernden Gestalten bevölkert, mit antiken Masken, die Edith Sitwells dichterische Unmittelbarkeit heraufbeschwört und zu neuem Leben erweckt.

Ihre früheren Gedichte stellen etwa die harte, hell gestrichene Erfindungsfreudigkeit eines hypermodernen Spielwarenladens zur Schau. Aber in „The Sleeping Beauty" (einer Folge von sechsundzwanzig Gedichten) hat sie eine entzückende Bestimmtheit, Anmut und Feinheit erreicht, die diesen Zyklus als wichtigen Beitrag zur phantastischen Literatur erscheinen lassen.

Die Gedichte der Charlotte Mew dagegen, wie schon angedeutet, sind mit eindrucksvoller Gefühlsstärke geschrieben, woran es Edith Sitwell vorläufig noch fehlt. Sie spricht mit sorgenvoller Zartheit und Kraft, mit aufrührerischer Leidenschaft: sie hat Schweres durchgemacht, und ihre Erinnerungen bilden eine Anzahl unvergeßlicher Elegien. Zu hoher Bedeutung steigt sie in dem Gedicht „The Cenotaph" hinan.

III. Kriegsdichter

Die Kriegspoesie in England, wie in anderen Ländern, rührte von zwei unterschiedlichen Gruppen her: von Zivilisten und Frontsoldaten. Die Zivilisten übernahmen die Tradition der Vergangenheit. Die Soldaten entdeckten, nachdem sich ihr erster Gefühlsüberschwang abgekühlt hatte, die Wirklichkeit und schrieben sachlich.

Die künstliche Kriegspoesie der viktorianischen Zeit stammte ausschließlich von Zivilisten. Die vorherrschende Note wurde von Tennyson angeschlagen, dessen „Kriegsbilder" (in der Unechtheit des Gefühls) den Kavallerieangriffen akademischer Maler glichen. Es ist schwer zu glauben, daß Tennyson „The Charge of the Light Brigade" geschrieben haben würde, wenn er in den Schützengräben der Krim gelegen oder aktiven Anteil an der Unterdrückung der indischen Meutereien genommen hätte. Aber von seinem Roßhaarsofa aus auf der Insel Wight vermochte er mit Entzücken über Helden zu schreiben, und seine Methode wurde von den Dichtern des Jahres 1914 aufgenommen. Den ersten Schuß feuerte wirkungsvoll Rudyard Kipling ab, als er schrie: „Der Hunne steht vor den Toren"; er blieb den Erwartungen seiner wärm-

sten Bewunderer nichts schuldig. Und er beruhigte hernach das britische Volk wieder, indem er ihm sagte:

„Be well assured that on our side
The abiding oceans fight";

(er hätte am Ende noch hinzufügen können:

„And don't forget that, while we hold together,
We can rely on God and on the weather.")

Von seinem Beispiel ermutigt, echote zum großen Teil die versemachende Bevölkerung der britischen Inseln seine Gefühle, und Northcliffe druckte in den „Times" Tag für Tag Schlachtrufe, Sonette, Elegien ab, als könne er nicht genug davon kriegen. Wörter wie Banner, Kreuzzug, Ritterlichkeit, Trompetenschall, Waldhorn, Trommel wurden von patriotischen Verseschmieden ohne Erbarmen ausgebeutet und der gesamte militärische Wortschatz des Mittelalters zum Felddienst herangezogen. Tatsächlich kam jede Kriegsphrase zur Verwendung, nur solche Ausdrücke nicht, die sich blutbefleckter Verbreitung unter den wirklichen Kämpfern erfreuten. Belgien vollends wurde unter dem Schnee gemütvoller Sonettdichter begraben. Nur die Soldaten blieben still. Und als sie anfingen, ihren Gefühlen Luft zu machen, schmähten sie nicht die Feindseligkeiten, an denen sie beteiligt waren. Ihre Gedanken weilten vornehmlich an den geliebten und vertrauten Stätten, die sie gekannt, ehe sie hinausgezogen waren. Inzwischen wandten die heimatlichen Vögel ihre Aufmerksamkeit der Flotte zu, den Minenlegern, den Unterseebooten und anderen maritimen Erfindungen. In der Mehrzahl riefen sie laut den eifersüchtigen Gott an, der vom Völkerbund nichts wissen will, er möge Rache an ihren Feinden nehmen. Selbst maßgebende Persönlichkeiten verloren anscheinend jede Fühlung mit ihrer künstlerischen Lauterkeit, die sie zu den „nicht anerkannten Gesetzgebern der Welt" macht. Sie wurden die anerkannten Lieferanten dessen, was das Publikum haben wollte. Ein paar hielten sich abseits — darunter besonders W. B. Yeats, der, als man ihn aufforderte, ein Kriegsgedicht zu verfassen, die Antwort gab:

„I think it better that in times like these
A poet keep his mouth shut, for in truth
We have no gift to set a statesman right."

Ich habe eben einen Ausspruch Shelleys zitiert; das war ein Dichter, der von der Beweiskraft der gepanzerten Faust nichts wissen wollte. „Die Dichtkunst", schrieb er, „rettet die Heimsuchungen des Göttlichen im Menschen vor Untergang." Rhetorik ist niemals göttlich; und die Dichtung in den Anfangsstadien des europäischen Krieges war hauptsächlich rhetorisch und unecht in ihrem Gefühl. Dichter hüllten sich eilig in die edlen Empfindungen der anderen; oder wenn sie gläubig den Greuelmären gelauscht hatten, kritzelten sie in der Glut redlicher Erbitterung Haßgesänge.

Es ist gut, sich der paar Dichter zu erinnern, die von Anbeginn den Adel ihres Berufs aufrechterhielten. Und wahrhaftig, gering an Zahl waren die vereinzelten Gedichte, die als würdige Denkmäler dieses Abschnitts der Katastrophe am Leben geblieben sind. Lascelles Abercrombies „Lover in Wartime" war ein schönes Gedicht, das sich von den nationalen Gegensätzen und den völkischen Ausbrüchen des Augenblicks losmachte:

„But now when all the world
Is monstrous with a crime,
Love, a great angel stands
Gazing far beyond Time."

Bald danach schrieb Laurence Binyon mehrere edle Gedichte, von denen „For the Fallen" als ein Meisterstück elegischen Stils hervorragt.

„They shall not grow old, as we that are left grow old;
Age shall not weary them, nor they years condemn.
At the going down of the sun and in the morning
We will remember them."

Und Thomas Hardy, der Patriarch der englischen Literatur, schrieb im Jahre 1915:

„Often when warring for he wist not what,
An enemy soldier, passing by one weak,
Has tendered water, wiped the burning cheek,
And cooled the lips so black and clammed and hot;

Then gone his way, and maybe quite forgot
The deed of grace amid the roar and reek;
Yet larger vision than the tongue can speak
He there has reached, although he has known it not."

Zartgefühl dieser Art hat alle, die erinnert sein wollten, an ihre Menschlichkeit erinnert in einer Zeit, als die zur patriotischen Tugend gewordene zerstörungswütige „Propaganda" eine Schande für den gesunden Verstand und die menschliche Gerechtigkeit blieb.

* * *

Indem wir uns den jüngeren Schriftstellern zuwenden, denen die Kriegswirklichkeiten nicht er-

spart blieben, finden wir an erster und vorderster Stelle Rupert Brooke. Dieser glänzende junge cambridger Akademiker äußerte in fünf, zu einer gewissen Unsterblichkeit gelangten Sonetten das geistige Hohelied der Selbstaufopferung für das, was ihm als gerechte Sache schien. Mit seltener persönlicher Schönheit und Anmut ausgestattet, bedeutete er allen, die ihn kannten, einen kostbaren Besitz. Sein Name ist zur Legende geworden. 1887 geboren, starb er am 23. April 1915, während er unterwegs war, um an dem unseligen Feldzug gegen die Dardanellen teilzunehmen. Wäre er am Leben geblieben, er hätte vermutlich andere und davon ganz verschiedene Ausschnitte des internationalen Schlachthauses von 1914 bis 1918 wiedergegeben. Die feine Ironie, die in seinen früheren Gedichten aufblitzt, ist Beweis genug für die hochherzige Empörung, die ihn ergriffen hätte, wäre er aus seinem Wahn gerissen worden. Sein denkwürdigstes Sonett heißt:

THE SOLDIER

„If I should die, think only this of me:
That there's some corner of a foreign field
That is for ever England. There shall be
In that rich earth a richer dust concealed;
A dust whom England bore, shaped, made aware,
Gave, once, her flowers to love, her ways to roam,
A body of England's, breathing English air,
Washed by the rivers, blest by suns of home.

And think, this heart, all evil shed away,
A pulse in the eternal mind, no less
Gives somewhere back the thoughts by England given;
Her sights and sounds; dreams happy as her day;
And laughter, learnt of friends; and gentleness,
In hearts at peace, under an English heaven."

* * *

Eine ebenso eindrucksvolle, doch weit weniger bekannte Gestalt ist Charles Sorley, der, erst zwanzigjährig, in der Schlacht bei Loos im September 1915 getötet wurde. Sorleys Verse sind bald launenhaft, bald streng, voll Zartgefühl und von erstaunlicher Frühreife. Alle Anzeichen ließen auf einen Dichter schließen, der kurz vor seiner Erfüllung den Tod fand. Sein Sonett „An Deutschland" darf mit tiefer Dankbarkeit für alles, was es zum Ausdruck bringt, zitiert werden. Es war (und ist) eine endgültige Abfuhr für Kipling und seine Nachahmer.

„You are blind like us. Your hurt no man designed,
And no man claimed the conquest of your land.
But, gropers both through fields of thought confined,
We stumble and we do not understand.
You only saw your future bigly planned,
And we, the tapering paths of our own mind,
And in each other's dearest ways we stand,
And hiss and hate. And the blind fight the blind.
When it is peace, then we may view again,
With new-won eyes each other's truer form,
And wonder. Grown more loving-kind and warm,
We'll grasp firm hands and laugh at the old pain,
When it is peace. But, until peace, the storm,
The darkness, and the thunder, and the rain."

Brooke und Sorley werden bei künftigen Geschlechtern fortleben. Sie werden in den Herzen der Menschen Symbole sein für alle „schönen Söhne eines ewig jungen Frühlings", die vor der Zeit im Krieg umkamen. Und mit ihnen wird man Wilfred Owens gedenken, der im Alter von fünfundzwanzig Jahren sieben Tage vor dem Waffenstillstand fiel. Zwei Jahre nach seinem Tod erschien ein Büchlein, das seine vierundzwanzig Kriegsgedichte enthielt. Das Interesse an der Kriegspoesie war abgeflaut, aber trotzdem fand Owens Buch als überaus wichtiger und schöner Beitrag zu ihr Anerkennung. Hier sprach einer, der seiner Zeit vorangegangen, mit höchster Glaubwürdigkeit. Es war die letzte Elegie, die endgültige Anklage alles dessen, was sich in jenen vier Jahren vernunftwidriger Zerstörung abgespielt hatte. Er schrieb mit dem Hohn und der Erbitterung eines ernüchterten Frontsoldaten. Er schilderte Greuel mit einem trostlosen Realismus:

„The poignant misery of dawn begins to grow ...
We only know war lasts, rain soaks, and clouds sag stormy.
Dawn massing in the east her melancholy army
Attacks once more in ranks or shivering ranks of gray."

Er schrieb von solchen, die in giftigen Gasen erstickten und durch „übermenschliche Unmenschlichkeiten" dem Wahnsinn anheimfielen. Aber er schrieb mit einer Fülle der Sprache, mit einem Bilderreichtum und einer Größe der Auffassung, die seine Inferno-Gedichte literarisch bedeutend machen. Eine letzte Heiterkeit des Geistes ist darin, und die verleiht ihnen ihren dauernden Wert.

„I have perceived much beauty
In the hoarse oaths that kept our courage straight;
Heard music in the silentness of duty;
Found peace where shell-storms spouted reddest spate."

Wilfred Owen gewann die Heiterkeit seines Geistes durch die Liebe zu seinen Kameraden. Einen Monat vor seinem Tod schrieb er an seine Mutter: „Ich bin wieder an die Front gegangen, um ihnen zu helfen; direkt, indem ich sie führe, so gut es ein Offizier vermag, indirekt, indem ich ihre Leiden beobachte, so daß ich davon sprechen kann, so gut es ein Sachwalter vermag." Auf seinem Grabstein mögen seine eigenen Worte stehen:

„Courage was mine, and I had mystery;
Wisdom was mine, and I had mastery."

IV. Zwei Heimatdichter

Ralph Hodgson und Edmund Blunden sind in ihren Gedichten von einer tiefen, verständnisinnigen Freude an der englischen Landschaft erfüllt — ein Vorzug, der mehr ererbt als erworben scheint. Sie mögen hier nebeneinanderstehn, weil sie, wenn auch in ihrem Stil verschieden, unsere ausgesprochensten Heimatdichter sind (abgesehen von Thomas Hardy und Robert Bridges, deren Führerschaft einem älteren Geschlecht angehört).

Es mag nicht unerwähnt bleiben, daß Hodgson und Blunden nahe Freunde sind; ihre Wahlverwandtschaft hat sie — glückliches Zusammentreffen — auch beide bestimmt, Professuren der englischen Literatur in Japan anzunehmen. Sie sind dieses Jahr nach Japan gegangen und haben ihre wie einen Schatz behüteten Erinnerungen an die englische Natur mitgenommen, denen sie so intimen und eigenartig schönen Ausdruck gegeben. Sowohl dem Alter wie dem poetischen Ertrag nach sind sie verschieden: Hodgson ist 1871, Blunden 1898 geboren. Blunden schreibt mit charakteristischer Fruchtbarkeit und Leichtigkeit, Hodgson dagegen schränkt seine lyrische Ernte mit ebenso charakteristischer Enthaltsamkeit ein und hat, seitdem sein Werk im Jahre 1917 weite Anerkennung fand, nur ein kurzes Gedicht veröffentlicht.

Blundens Dichtung mit ihrer ruhigen, pastoralen Luftschicht hat bei modernen, mehr experimentierenden Lyrikern wenig Gnade gefunden; ihnen ist zuviel vom „alten Meister" in seiner stillen, genau beobachteten Wortmalerei. Seine besonnene Philosophie, sein schlichtes menschliches Gefühl erscheint ihnen altmodisch und nicht subjektiv genug. Geistreiche Rezensenten bespötteln Blundens „Bauernpoesie". Doch wenn „Bauernpoesie" soviel heißt wie ein großer, passend angewendeter Wortschatz (den lebhaften Gebrauch von Dialektwörtern eingerechnet), eine feine metrische Begabung und das Vermögen, einzelne Zeilen von höchst denkwürdiger Schönheit und Bedeutsamkeit zu erfinden, — dann haben Englands Bauerndichter eine reiche Mitgift von der Natur erhalten! Blunden liebt es, uns über die Wiesen und durch die Gärten seiner Kindheitserinnerungen zu führen, an den sanft rauschenden Fluß, zum schäumenden Wehr, beim Klang ferner Glocken. Er liebt das Hochland im Herbst, wenn

„The great sun gives him wisdom, the wind sings
Clear to his simple heart the hardest things."

In Christ's Hospital aufgewachsen (der Schule von Coleridge, Charles Lamb und Leigh Hunt, deren Traditionen er fortsetzt), hat Blunden lange aktiv am Krieg teilgenommen, und seine Schilderungen der vom Tode heimgesuchten flandrischen Landschaften sind ebenso eindrucksvoll wie seine Friedensidyllen.

„ as one aloof
I saw the praying rockets mile on mile
Climb all too weak for those entangled there,
Climb for the help that would not help them there ...
Upon those ridges battered into chaos
Whence one deep moaning, one deep moaning came."

Indem ich mich dem dünnen Gedichtband Ralph Hodgsons zuwende, fühle ich die Versuchung, mich in höchsten Lobestönen zu ergehen. Doch ich muß es mir genug sein lassen, meine unbedingte Überzeugung zu beteuern, daß er Gedichte geschrieben hat, die man lesen wird, solange es ein Englisch gibt. Seine besten Verse haben die wundervolle, unerklärbare Vollkommenheit, die der größten lyrischen Poesie eigen ist — die offenbar sorglose Verzückung, die man nur göttliche Unmittelbarkeit nennen kann. Aus seiner Dichtung spricht ein zartes Mitleid mit Tieren und Vögeln, ein Entzücken an schlichter, direkter Äußerung und vor allem ein leidenschaftlicher Glaube an das gesamte Panorama des Lebens, erhellt von der Sonne, die Menschen Geist nennen.

Abgesehn von ein paar herrlichen kurzen Gedichten, steht sein schönstes in dem „Song of Honour", meiner Ansicht nach eins der größten getragenen lyrischen Gedichte in der englischen Sprache; mit

seinen zweihundert Versen sinkt es nie von seiner erhabenen Ausdruckshöhe hinab. Wäre es möglich, ich würde das ganze Gedicht anführen und so meine Begeisterung unwiderleglich begründen. Die Schlußverse müssen hier genügen:

> I stood and stared; the sky was lit,
> The sky was stars all over it,
> I stood, I knew not why,
> Without a wish, without a will,
> I stood upon that silent hill
> And stared into the sky until
> My eyes were blind with stars and still
> I stared into the sky.

Bibliographie:

Charlotte Mew: „The Farmer's Bride" (Poetry Book Shop)
Edith Sitwell: „Clown's Houses" (Blackwell)
" " „Bucolic Comedies" (Duckworth & Co.)
" " „The Sleeping Beauty" (Duckworth & Co.)
Rupert Brooke: „Collected Poems" (Sidgwick & Jackson)
Charles Sorley: „Marlborough and other poems" (Cambridge University Press)
Wilfred Owen: „Poems" (Chatto & Windus)
Edmund Blunden: „The Waggoner and other poems" (Sidgwick & Jackson)
" " „The Shepherd and other poems" (Cobden-Sanderson)
Ralph Hodgson: „Poems" (Macmillan & Co.)

Das englische Theater seit dem Kriege

Von Hermon Ould (London)

Für die Übersetzung aus dem englischen Manuskript: Ernst Heilborn

Zwei Entwicklungsmomente im englischen Theater seit Kriegsabschluß geben dem Enthusiasten guten Grund zu Optimismus. Das eine ist die erheblich gestiegene Möglichkeit, Stücke im Druck erscheinen zu lassen; das andere ist die Ausbildung dessen, was man „Gemeinschaftsgruppen" nennt. Vor dem Krieg konnten nur die bestbekannten Autoren, deren Stücke zur Aufführung gelangt waren, oder Schriftsteller, die sich auf einem andern Gebiet der Literatur ausgezeichnet hatten, hoffen, ihre Stücke gedruckt zu sehen. Bei einem Bernard Shaw und einem John Galsworthy folgte die Buchausgabe der Aufführung als etwas Selbstverständliches. Andere Dramatiker — Arthur W. Pinero, Henry Arthur Jones, John Masefield, H. Granville Barker und ein paar der weniger bekannten — konnten Verleger für ihre aufgeführten Stücke finden, aber den nicht aufgeführten wurde selten die Ehre im Druck zu erscheinen zuteil; es sei denn auf Kosten des Verfassers.

Heute ist eine Änderung in der Lage eingetreten, und wer sich mit dem englischen Drama beschäftigt, ist nicht nur darauf angewiesen, die Erfolge der Geschäftstheater ins Auge zu fassen, er kann auch wenigstens einige der Bestrebungen kennenlernen von Leuten, die sich die Bühne noch nicht gewonnen haben. Diese Wandlung ist zum Teil dem Wiederaufleben des Interesses am Theater als literarischer Kunst zu verdanken, zum Teil dem sozialen Geist einiger Verleger, die sich ihre Handlungen nicht nur durch Kassenrücksichten diktieren lassen. Zum Schluß des Aufsatzes gebe ich eine kleine Liste einiger seit dem Kriege veröffentlichten Dramen mit den Namen der Verleger, die an diesem ehrenvollen Werk teilhaben.

Das englische Theater befand sich während des Krieges im Zustand tiefer Ebbe. Es war ganz wesentlich Geschäftstheater gewesen ohne jede Staatsunterstützung, in seinem Bestehen ganz auf den Publikumserfolg angewiesen. Die wenigen Versuche, die von Bühnenleitern ausgingen, die ihre Kunst ernst nahmen — Granville Barker zum Beispiel, der Szenen aus Thomas Hardys „The Dynasts" zur Darstellung brachte, Sir Herbert Beerbohm Tree, der L. N. Parkers „Drake" aufführte, und Sir Frank Benson, der Shakespeares „Heinrich V." auf die Bühne stellte —, führten zu kläglichen Mißerfolgen, und die schlimmste Sorte von Stücken eroberte sich schnell die Bühne. Die Bühne wurde den „Spion"- und Detektivdramen und Singspielen überliefert, eine neue Art leichter Unterhaltungsstücke, Revuen genannt, nistete sich ein.

Vor Ende des Krieges hatte immerhin eine unvermeidliche Reaktion dagegen eingesetzt, und über ganz England hin hatten Gruppen von Theaterliebhabern, in dem Gefühl, bei dem Geschäftstheater nicht auf ihre Kosten zu kommen, sich daran gemacht, für sich selber zu sorgen. Kurz nach dem Waffenstillstand fanden sich allein in London nicht

weniger als vierzig dieser Gesellschaften, die sich zur Darbietung besserer Stücke verpflichteten, als die der Erfolgserien des Westends — nicht um Gewinne einzuheimsen, sondern als Mittel zu künstlerischem Ausdruck und künstlerischer Erziehung. Obgleich der Mehrzahl dieser kleinen Gruppen nur eine kurze Blütezeit beschert war, da die meisten aus Mangel an finanzieller Hilfe zugrunde gingen, darf ihre Wirkung auf den Spielplan der Geschäftstheater nicht unterschätzt werden. Sie zeigten immerhin, daß es ein Publikum für verständig aufgeführte verständige Stücke gab; und nach und nach erholten sich die Theater bis zu einem gewissen Grade von ihrer Kriegskrankheit.

Die Absicht, zu behaupten — und niemand, der meine Haltung kennt, würde mich dessen beschuldigen! —, daß das englische Theater sich irgendwie in gesundem Zustand befinde, liegt mir fern, wohl aber behaupte ich, daß die Grundbedingungen für ein gesundes Theater vorhanden sind, und wenn nicht ein anderes schauriges Vorkommnis, wie der große Krieg, sie ausschaltet, ist berechtigte Hoffnung vorhanden, daß die gegenwärtige Generation gesunde Theaterverhältnisse erleben wird. Und ich gründe diesen Optimismus, wie bereits betont, in weitem Maße auf die zunehmende Veröffentlichung in Buchform von Stücken, die den zur Aufführung gelangenden überlegen sind, und auf den Tatendrang kleiner Gruppen von Liebhabern in allen Teilen des Landes.

Die Verfasser, deren Renommee bereits vor dem Kriege feststand, haben in vielen Fällen die Höhe ihres Erfolges erst seit dem Waffenstillstand erreicht. Das gilt vor allem von Bernard Shaw, John Galsworthy und Somerset Maugham. Der Fall Shaw ist eigenartig. Während des Krieges gefiel er sich in einer Haltung von Objektivität, die den patriotischen Engländer nichts weniger als Verrat dünkte. Die Haltung des Vollblutpatrioten war leicht zu verstehen, selbst die Haltung des Vollblutpazifisten konnte als zulässig erscheinen, wenn auch nicht gerade Beifall finden: aber Shaws Haltung war weder die des Patrioten, noch die des Pazifisten, er stand über dem Schlachtfeld, fühlte die Tragik des Geschehens so tief als irgendein anderer, aber sein unparteiischer Urteilsspruch machte keinen Unterschied zwischen den Verbündeten und den Mittelmächten. Man sprach es offen aus, sein Tag sei vorüber ... Engländer würden ihn nie wieder anerkennen. In diesem Jahr nun, 1924, da sein Stück „Die Heilige Johanna" einer der größten Geschäftserfolge der Spielzeit gewesen ist — um es vorerst noch nicht höher zu bewerten —, tritt die Ironie dieser Prophezeiung zutage. Aber zwischen den Abschluß der Feindseligkeiten und die Aufführung der „Heiligen Johanna" schob sich Veröffentlichung und Aufführung seines Kriegsstücks „Heartbreak House".

Nach der Veröffentlichung wurde dies Stück in manchen Kreisen mit Hohn aufgenommen: ein bekannter Kritiker sprach davon, als zeigte es Shaws Verstandesverrückung. Aufgeführt wurde es zuerst in Neuyork, dann in Wien und München und schließlich in London im Court Theatre, einer unserer kleinsten Peripheriebühnen. Es war ein Mißerfolg. Drei oder vier Kritiker begrüßten es als eins von Shaws gewichtigsten Stücken, aber im allgemeinen lehnte die Kritik es ab, und das Publikum nahm keine Notiz davon. Ich zähle mich selbst zu denen, die es als den Gipfel von Shaws Werk ansehen. Als Probe seines Witzes steht es hoch. Wichtiger, daß es das erste seiner Stücke ist, in dem Empfindung und philosophische Betrachtung direkt durch das Medium der Charaktere und nicht nur aus ihrem Munde zum Ausdruck gebracht werden. Es ist das Stück von all seinen Stücken, bei dem sich das Wiederlesen am meisten lohnt, und wenn die Kritiker etwas Hirn darauf verwendet hätten, den innern Sinn des Stückes zu erfassen, und sich nicht damit begnügt hätten, dem äußeren Appell an ihre Lachlust Genüge zu tun, so würden sie wahrscheinlich sich selbst und das Publikum weniger irregeführt haben.

„Heartbreak House" ist das kultivierte Europa vor dem Krieg, Europa im Bann eines nutzlosen Dilettantismus: eine schöne Schale um einen siedenden Kern auseinanderstrebender Kräfte — proletarische Unzufriedenheit, kapitalistische Gefühllosigkeit, militaristische Überhebung. Kultureuropäer lebten ihr Leben ohne Ziel und Richtung, schützten sich selbst gegen die Wirklichkeit durch Hingabe an die billigeren Künste, durch ein akademisches und oberflächliches Interesse an sozialen Dingen, ohne sie zum Leben in Beziehung

zu setzen, und durch elegante Trivialitäten aller Art. Eines solchen Hauses wartet das Unheil mit Notwendigkeit. Das Unheil war der Krieg.

Unmöglich, in einem zusammenfassenden Aufsatz vorliegenden Charakters sich über die Vorzüge eines einzelnen Stücks zu verbreiten. Ich würde immerhin denen, die sich mit Shaw beschäftigen und bislang „Heartbreak House“ für eins seiner unwichtigen Stücke angesehen haben, empfehlen, es mit geschärftem Auge wieder zu lesen auf seinen verborgenen Gehalt hin. Sie werden dann darin beschlossen finden das Wesentliche der Philosophie, die der Name Shaws deckt, mit Einschluß jener Lamarck-Bergson-Samuel-Butler-Asketik, die so ausführlich in „Back to Methuselah“ dargelegt ist.

Jeder der Charaktere ist nicht nur eine Persönlichkeit, sondern die Verkörperung von Ideen und Auffassungen. In dem Zusammenspiel dieser Ideen und Haltungen, das durch Charaktere zum Ausdruck kommt, die eine durchaus folgerichtige, menschliche Wirklichkeit haben, besteht die Feinheit und Bedeutsamkeit des Stücks. Es ist Shaws Botschaft an diese unsere Zeit: eine Warnung vor Dilettantismus und Mangel an Glauben. Es ist nicht leicht, aus einem so gehaltvollen Stück eine Stelle herauszugreifen, die als typisch für das Ganze gelten kann. Aber vielleicht vermittelt diese kleine Dialogprobe so gut wie irgendeine andere die Lehre des Stücks:

(Der erste feindliche Flieger wird gehört, und die Bewohner von „Heartbreak House“ erwarten jeder in seiner Art die Möglichkeit der Vernichtung.)

Captain Shotover: Der Kapitän sitzt in der Schlafkoje und säuft Haferschleim; die Mannschaft spielt Karten im Back. Das Schiff stößt gleich, sinkt, zersplittert. Glauben Sie, Gottes Gesetze werden aufgehoben, zugunsten Englands, bloß weil Sie dort geboren sind?

Hector: Ich habe jedenfalls nicht die Absicht, mich wie eine Ratte in einer Falle ersäufen zu lassen. Ich habe noch den Willen, zu leben. Was soll ich tun?

Captain Shotover: Tun? Nichts einfacher! Tun Sie Ihre Pflicht als Engländer.

Hector: Und was wäre meine Pflicht als Engländer, wenn ich fragen darf?

Captain Shotover: Die Schiffahrtskunde! Lernt sie und lebt; oder laßt sie und geht zugrunde.

* * *

In der „Heiligen Johanna“ ließ Shaw viele seiner Vorzüge nicht zur Geltung kommen: er appellierte an allgemeine Gefühle, brachte die Eigenschaften zur Bewunderung, denen man ganz allgemein Hochschätzung zuerkennt; dehnte sein Mitleid selbst auf die aus (in der römisch-katholischen Kirche z. B.), welche die Geschichte einmütig verdammt hat, und schuf ein Drama, in dem Farbe, Rührung, Humor und Ritterlichkeit so geschickt verquickt sind, daß selbst die gefallsüchtigen Aufführungen der Geschäftstheater es damit an Popularität nicht aufnehmen können. Das Stück ist so kürzlich erst in den meisten europäischen Hauptstädten und in Amerika aufgeführt worden, daß es unnötig ist, dabei in größerer Ausführlichkeit zu verweilen.

* * *

Eine Überraschung des Nachkriegstheaters war der Erfolg von John Galsworthy, eines Autors, dessen Ruf sich bisher hauptsächlich auf die Fähigkeit gründet, soziale Probleme unparteiisch in gut gemachten Stücken aufzurollen, die eine Fülle feiner Beobachtung und eine Weltanschauung enthüllen, deren wesentlicher Bestandteil Mitleid ist. Nach dem Krieg erzielte sein Stück „The Skin Game“, das den Konflikt zwischen Aristokraten und Industrie-Magnaten enthielt, einen unvergleichlichen Erfolg. Es besteht kein Zweifel, daß Galsworthy in diesem Stück einen viel weniger feinen Dialog als in seinen früheren Stücken, wie „The Silver Box“, zur Geltung brachte. Aber an der Ehrlichkeit der Problemstellung und der theatralischen Wirksamkeit des Stücks kann kein Zweifel bestehen. Seine Absicht war, zu zeigen, daß in diesen Konflikten zwischen großen Interessen der Kampf leicht zu einer rohen Sache wird, bei der sich alle Parteien die Hände schmutzig machen. Die Anwendung auf den Kriegsausgang lag nahe, aber das Publikum (einschließlich der meisten Kritiker) schien das nicht zu bemerken.

Der Publikums- und Kassenerfolg des „Skin Game“ wurde noch durch den von „Loyalties“ übertroffen, und es gewann den Anschein, als wäre Galsworthy auf dem Wege, einer unserer populärsten Dramatiker zu werden. Spätere Stücke jedoch, einschließlich „Windows“ und „The Forest“ (eine teilweise symbolische Kritik am Aufbau des Weltreichs), haben das Publikum nicht in dem-

selben Maße angezogen, und es ist möglich, daß die Hochstimmung bereits vorüber ist.

* * *

Im Gegensatz zu Galsworthy versucht Somerset Maugham durchaus nicht, es mit dem Publikum zu verderben. Er begann mit stark intellektuellem Einschlag in „The Man of Honour", aber er gab bald danach dies unergiebige Feld auf und trat als Satiriker und Verfasser geistreicher Komödien auf den Plan. Er hat sicherlich den Erfolg erzielt, die Aufmerksamkeit eines breiten Publikums für Stücke zu gewinnen, deren hauptsächliche Vorzüge eine durchaus gesunde (wenn auch konventionelle) Technik, lebensvolle Intrige und viel zynischer Witz sind. „Our Betters", das tagtäglich (mit Ausnahme der Sonntage) über ein Jahr gespielt worden ist und noch gegeben wird, während ich schreibe, ist so weit entfernt von der gang und gäben englischen Tradition am einen Ende der Skala wie Tollers „Masse Mensch" am anderen. Der Mangel jedweden Gefühls in dem einen und die Heftigkeit der Empfindungen in dem andern sind in gleicher Weise unenglisch. Die Welt von „Our Betters" ist durch und durch zynisch. Alte Männer hinter jungen Frauen her; alte Frauen hinter jungen Männern her; jedermanns Weib eines andern Mannes Geliebte; der Gatte jedweder Frau auf der Suche nach anderer Männer Frauen — das sind die Personen des Stücks. Maugham macht diese Menschen zugleich widerlich und amüsant, und käme nicht, wenn auch selten genug, ein Charakter zur Geltung, für den die normalen Empfindungen über Ehe und Schicklichkeit maßgebend sind, so könnte man fast glauben, Maugham habe kein Gefühl für die Fäulnis der Welt, die er schildert.

* * *

Trotz seiner ungeheuren Popularität, die niemals größer als während und nach dem Krieg war, hat Sir James Barrie nur weniges während der letzten paar Jahre erscheinen lassen. Man ist einigermaßen gespannt, ob eine neue Phase seiner Kunst sich vorbereitet, eine Phase, die mehr dauernde Werte zeitigen wird als die theatralisch wirksamen, aber bis ins Letzte sentimentalen Arbeiten, die die Hauptmasse seiner Produktion vor dem Waffenstillstand ausmachten. „Mary Rose", die mit großem Erfolg kurz nach Ende des Krieges aufgeführt wurde, zeigte Ansätze eines Wandels, aber sie schien Barries übliche Lösung zu den Problemen der Lebensschalheit zu bieten: — man muß sich zurückziehen in eine Welt, die Phantasie sich baut — eine Philosophie der Drückebergerei, um es mit einem Wort zu sagen. Sein einziges anderes neues Stück, das sich bleibenden Erfolgs zu erfreuen hat, ist der Einakter „Shall we Join the Ladies?", in dem die zynische Note konsequent bis zum bittern Ende gespielt wird. Das sieht dem Typus Barrie so unähnlich, daß man auf sein nächstes Werk mit mehr als gewöhnlichem Interesse wartet. Wäre seine Bühnenbeherrschung mit irgendwelcher lebendigen Weltanschauung verbunden, so würde er in der Tat einen Faktor bedeuten.

* * *

Pineros einzige neue Darbietung ist „The Enchanted Cottage", in der er ein Barriesches Thema ohne Barrieschen Charme und Barriesche technische Feinheit aufgreift. Henry Arthur Jones trug einen Publikumserfolg mit einem guten, unmodernen Stück „The Lie" davon, aber John Masefield fand weder kritische, noch Publikumsanerkennung mit „Melloney Holtspur".

Diese kurze Aufzählung der neuen Werke von anerkannten Dramatikern erledigt die meisten der außer acht gelassenen, mit Ausnahme von H. Granville Barker, dessen Hauptbeitrag zum Drama die Veröffentlichung des Stücks „The Secret Life" war. Dies Stück ist noch auf keine Bühne gelangt, aber man darf es nicht übersehen. Barkers Drama behandelt Engländer in hohen Stellungen der Politik und Literatur. Will man ein Bild dieser Klasse der englischen Gesellschaft mit all ihren Vorzügen, erheblich idealisiert, so findet man es bei Barker besser als bei irgendeinem anderen lebenden Dramatiker. Es ist eine Empfindungszartheit in seinem Werk, verbunden mit einer Feinheit und Schlichtheit des Ausdrucks, die in einer Zeit, in der laute Trommeln nur zu oft gerührt werden, besonders wertvoll und liebenswert ist.

* * *

Die Jungen erweisen sich dem Experiment abgeneigt. Wir lesen in unseren Zeitungen von der Zerstörung der Form, die in den Theatern Ruß=

lands, Deutschlands, der Tschechoslowakei und anderwärts Platz gegriffen hat, aber wir zeigen wenig Wunsch, damit zu wetteifern. Die Stücke der Brüder Capek: „Das Leben der Insekten" und „R. U. R." sind hier mit bescheidenem Erfolg aufgeführt worden. Georg Kaisers „Gas" ist über die Bühne des „Birmingham Repertory Theatre" gegangen. Tollers „Masse Mensch" und „Die Maschinenstürmer" und Pirandellos Stücke sind hier aufgeführt worden, aber sie haben keine Nachfolge gefunden. Wir halten noch immer an unseren alten Formen fest — wenigstens soweit öffentlich aufgeführte Stücke in Frage kommen, wenn auch einige wenige Stücke in Buchform veröffentlicht worden sind, die das Bestreben, mit der Tradition zu brechen, dartun. Da der Wert eines Berichts dieser Art bis zu einem gewissen Maße in Vollständigkeit zu suchen ist, ist es vielleicht nicht unangebracht, zu erwähnen, daß meine eigenen Stücke „The Black Virgin" und „The Dance of Life" vielleicht die erste Widerspiegelung europäischer Entwicklung in unserem Lande bedeuteten. Andere Versuche sind seither gemacht worden — zum Beispiel „Peter and Paul" von H. F. Rubinstein, ein oder zwei schmächtige Stücke von Clifford Bax und zwei Stücke von C. K. Munro, „The Rumour" und „Progress".

C. K. Munro ist ein junger Dramatiker, der mehr Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat als irgendeine andere neue Erscheinung während der letzten Zeit. Vor einigen Jahren brachte die „Stage Society" (eine Gesellschaft, die sich seit vielen Jahren behauptet hat, mit dem Ziel, Stücke aufzuführen, die denen der Geschäftstheater unähnlich sehen) „At Mrs. Beam's", ein Stück, das eine Gruppe von Alltagsvolk in einem Boardinghaus auf die Bühne stellte. Es machte kein besonderes Aufsehen, aber als desselben Autors Stück „The Rumour" von derselben Gesellschaft aufgeführt und viel erörtert wurde, wurde „At Mrs. Beam's" auf der Bühne des „Everyman Theatre, Hampstead" wieder aufgenommen und brachte es zu einem Publikumserfolg. „The Rumour" ist ein sehr viel interessanteres Stück, das ein schwererwiegendes Thema behandelt, kein geringeres in der Tat als die Kräfte, die zu Kriegen führen. Es wurde von der Presse als ein expressionistisches Drama angesprochen, aber es hat schlechterdings nichts mit Expressionismus gemein. Es kennzeichnet sich durch eine kühn satirische, geradezu nüchterne, verstandesmäßige Abstraktion bei kaum einem Hauch von Erregung oder Leidenschaft. Das Thema ist von lebendigem Interesse, und man steht unter dem Eindruck sowohl der Aufrichtigkeit wie der Geschicklichkeit des Verfassers, aber man fühlt nicht dem Stück gegenüber, wie man wirklicher Kunst gegenüber fühlt. Die Technik, die in diesem Stück, wie in Munros anderen, zur Anwendung kommt, ist die der beständigen Wiederholung. Er häuft unbedeutende Merkmale, bis sie nicht allein bedeutend (das war die Absicht des Verfassers), sondern unerträglich aufreizend werden (was seine Absicht nicht war). Munro besitzt Klugheit genug und wirksames Interesse am Leben, und das wird ihm zustatten kommen, wenn er lernen wird, zu kürzen, zu verdichten und auszusondern; wäre er dahin zu bringen, eine Haltung größerer Freundlichkeit Menschen und ihren Schwächen gegenüber einzunehmen, so daß er es vorzöge, sie lächerlich zu machen, statt sie mit seinem Zorn zu überschütten, so könnte er wirklich Bedeutung auf der englischen Bühne erlangen.

* * *

Ein anderer junger Autor, dem eins seiner Stücke, „Outward Bound", beträchtliches Ansehen eingebracht hat, ist Sutton Vane. Das Thema dieses Stücks ist fraglos reizvoll: das Stück spielt auf einem Schiff, das von dieser Welt in die nächste fährt, und die Passagiere sind Männer und Frauen, die eben oder kürzlich gestorben sind. Die Spukatmosphäre ist klug verdichtet, das Stück ist ganz wesentlich bühnengemäß. Ich glaube, ich befinde mich in der Minorität, wenn ich behaupte, daß ihm wenig Bedeutung weder weltanschaulich, noch künstlerisch zukommt. Die Geschicklichkeit ist oberflächlich; das Thema ist mit erheblicher Vulgarität und ohne Feinheit angepackt. Die Mystik ist unecht, und das Ganze trägt den Anstrich der Effekthascherei. Ich würde dem Stück weniger Aufmerksamkeit zugewendet haben, wenn es nicht in ganz ungewöhnlicher Weise gerühmt worden wäre. Das nächste Stück von Vane wird zeigen, ob er ein Dramatiker ist, der etwas zu sagen hat, oder ein Taschenspieler mit einem Sack voll Kniffen.

Es bleibt kein Raum, auch nur kurz alle die Dra-

matiker zu behandeln, die gute oder leidliche Stücke in der Nachkriegszeit geschrieben haben. Ich muß mich mit einer nackten Aufzählung einiger der bekanntesten begnügen. Halcott Glover, der der Mode folgte, die mit John Drinkwaters „Abraham Lincoln" aufkam, erzielte erheblichen Erfolg mit seinem „Wat Tyler", einem Drama, in dem modernes Leben schief an mittelalterlichen Personen kommentiert wird. Dies Stück und das andere desselben Autors, „The King's Jewry", sind aber bemerkenswert für ihr außerordentlich reines Englisch. Sie stellen einen Versuch dar, den großen Stil wieder aufleben zu lassen, ohne auf Archaismen zurückzugreifen, und der Versuch ist erfolgreich. Drinkwater selbst ließ auf „Lincoln" Stücke erscheinen, in denen Cromwell, Robert E. Lee und Maria Stuart im Mittelpunkt standen. Aber mit keinem dieser Stücke hat er seinen ersten Erfolg wiedergefunden.

Clemence Dane, die auf die Bühne mit einem gut gemachten Problemstück „A Bill of Divorcement" kam, das einen starken Publikumserfolg hatte, gab uns als nächstes Stück „Will Shakespeare", das sie eine „Erfindung" nannte. Es hatte keinen Erfolg, trotz verschwenderischer Inszenierung; denn obwohl es geschrieben war in einem Englisch, so gut wie irgendwelches, das wir auf englischen Bühnen seit vielen Jahren gehört haben, fälschte es doch die volkstümliche Auffassung von Shakespeare, indem es ihn zu einem Schwächling machte und seine besten Eingebungen auf Anne Hathaway übertrug. Ein anderes Stück mit Shakespeare als Helden ist Rubinsteins und Clifford Bax' „Shakespeare". Diese geben ein viel überzeugenderes Bild von Shakespeare, aber die Tatsache bleibt bestehn, daß unser nationaler Dramatiker keine dramatische Figur ist, und alle Stilkünste der Welt werden ihm nicht mehr als eben nur literarischen Reiz geben können. Clemence Danes letztes Stück „The Way Things Happen" blieb in gleicher Weise erfolglos. Die Handlung überzeugt nicht, die Psychologie ist falsch. Man hatte Außerordentliches von dieser Verfasserin erwartet, aber ihre Tendenz, alle Tugenden Frauen, alle niedrigen Laster Männern zuzuschreiben, beruht auf einer schiefen Lebensanschauung, die für eine Welt, in der beide Geschlechter doch ungefähr gleichmäßig verteilt sind, keine Anziehungskraft haben kann.

Israel Zangwill, A. A. Milne, Gordon Bottomley, Lord Dunsany, Allan Monkhouse, Harold Brighouse, St. John Ervine, Arnold Bennett, Lennox Robinson, Miles Malleson und Francis Gribble stellen eine Handvoll Namen dar, die mir in die Feder kommen, indem ich diesen Aufsatz zum Abschluß bringe. Sie alle haben Stücke von ziemlich hohem Niveau geschrieben, aber es fehlt hier an Raum, darauf einzugehn.

In Summa: das englische Theater war niemals reichlicher mit guten Stücken versehen, aber unter dieser Masse guten Materials ist sehr weniges von erstklassiger Bedeutung. Shaw ist noch immer die beherrschende Figur in unserem Theaterleben, und obgleich das an sich kein Grund zur Unzufriedenheit wäre, würde es doch in höherem Maße zufriedenstellen, wenn man auf einen jüngeren Dichter deuten könnte, der berufen wäre, die Fackel weiterzutragen. Kein Zweifel, er lebt unter uns, unsere Kinder werden ihn ein Genie nennen und unsere Blindheit verdammen.

Stücke:

H. Granville Barker:	„The Secret Life" (Chatto & Windus)
Clifford Bax:	„Three Studio Plays" (Cecil Palmer)
Gordon Bottomley:	„Gruach and Britain's Daughter" (Constable & Co.)
Noel Coward:	„The Rat-trap" (Ernest Benn Ltd.)
Clemence Dane:	„Will Shakespeare" (William Heinemann)
„ „	„A Bill of Divorcement" (William Heinemann)
John Galsworthy:	„Windows" (Duckworth & Co.)
„ „	„The Skin Game" (Duckworth & Co.)
„ „	„Loyalties" (Duckworth & Co.)
	„The Forest" (Duckworth & Co.)
Halcott Glover:	„Wat Tyler" (C. W. Daniel, Ltd.)
„ „	„The King's Jewry" (C. W. Daniel, Ltd.)
„ „	„Hail Caesar!" (C. W. Daniel, Ltd.)
Miles Malleson:	„The Fanatics" (Ernest Benn, Ltd.)
Somerset Maugham:	„The Circle" (William Heinemann)
„ „	„Our Betters" (William Heinemann)
John Masefield:	„Melloney Holtspur" (William Heinemann)
Allan Monkhouse:	„The Conquering Hero" (Ernest Benn, Ltd.)
C. K. Munro:	„At Mrs. Beam's" (W. Collins Sons & Co., Ltd.)
„ „ „	„The Rumour" (W. Collins Sons & Co., Ltd.)
„ „ „	„Progress" (W. Collins Sons & Co., Ltd.)
„ „ „	„Storm" (W. Collins Sons & Co., Ltd.)

Hermon Ould: „The Black Virgin“ (Cecil Palmer)
" " „The Dance of Life“ (Ernest Benn, Ltd.)
Arthur W. Pinero: „The Enchanted Cottage“ (W. Heinemann)
H. F. Rubinstein: „Peter and Paul“ (Ernest Benn, Ltd.)
Rubinstein und Bax: „Shakespeare“ (Ernest Benn, Ltd.)
Rubinstein und Glover: „Exodus“ (Ernest Benn, Ltd.)
G. Bernard Shaw: „Heartbreak House“ (Constable & Co.)
" " " „Saint Joan“ (Constable & Co.)
" " " „Back to Methuselah“ (Constable & Co.)
Sutton Vane: „Outward Bound“ (Chatto & Windus)
W. B. Yeats: „Four Plays for Dancers (Mac Millan & Co.)

Literarische Koterien in London

Von Osbert Sitwell (London)

Für die Übersetzung aus dem englischen Manuskript: Max Meyerfeld

Bevor man über Londons Koterien schreibt, ist es zuerst vielleicht nötig, eine Definition des Ausdrucks selbst zu versuchen und alsdann die Geschichte solcher kleinen Gemeinschaften in England zu verfolgen. An anderer Stelle habe ich schon früher den ersten Teil der Aufgabe, der keineswegs leicht ist, unternommen. Eine Koterie, schrieb ich damals, hat — je nachdem man gut oder schlecht auf ihre Mitglieder zu sprechen ist — als „eine interessante kleine Gruppe von Denkern“ oder als „eine Clique“ zu gelten. Denn das Wort „Clique“ hat einen besonders üblen Beigeschmack. Ist man zufälligerweise also Kritiker und erfreut sich das Buch eines Verfassers, den man nicht leiden kann, einer guten Aufnahme, so sollte man die erste Gelegenheit wahrnehmen, seinen Erfolg als „das Werk einer kleinen, unbedeutenden Clique“ zu kennzeichnen.

So weit wäre alles in Ordnung; doch leider wurde mancherlei für eine Definition Wesentliches hier ausgelassen. Besser ließe sich Koterie vielleicht als eine kleine, aus eigener Wahl hervorgegangene Herde bezeichnen, die sich zu gegenseitigem Schutz und gegenseitiger Belobigung zusammenschließt. Bis zu einem gewissen Grad ist sie vom Herdengeist getränkt und bildet gewisse bestimmte Gruppenmerkmale aus, woran ihre Mitglieder zu erkennen sind, sollten sie sich auf anderes Weideland oder unter andere Herden verlaufen.

Nun ist die Frage nach der Zahl in Betracht zu ziehen. Wenn zwei dazu nötig sind, sich zu zanken, wie viele sind dann dazu nötig, eine Koterie zu bilden? Auf dieser Grundlage wäre das Problem etwa zu lösen, denn was, mit wenigen Ausnahmen, an Zänkerei in den londoner Koterien vorgeht, ist ungeheuerlich; ja, will man als Mitglied in einige der ungekämmten und struppigen gelangen, die sich in Nachtklubs und Spelunken ein Stelldichein geben, so hat man zuerst eine Flasche zu leeren und alsdann seinem Nachbarn damit auf den Kopf zu hauen.

Die Frage nach dem zur Bildung einer Koterie erforderlichen numerischen Kern ist überaus wichtig; wir werden darauf noch zurückkommen, weil sie sorgsamste Erwägung verlangt.

Das Wort „Koterie“ hat in seinem Gebrauch etwas weniger Anschwärzendes als „Clique“, denn dieses kommt fast einer Schmähung gleich. Doch auch „Koterie“ wird in London in unfreundlichem Sinn angewendet, wiewohl London seinem eignen und dem Wesen seiner Bewohner nach die koteriegesegnetste Hauptstadt Europas ist. Der Engländer hat nie etwas für die Gesellschaft im allgemeinen übrig gehabt und ist von Haus aus antisozial. Er hat die gleiche Abneigung gegen Salon, Café und Biergarten. Er bringt es nicht über sich, seinen Mitreisenden im Eisenbahnwagen anzusprechen, wenn er ihm auch täglich begegnet und vor Neugier platzt, etwas über dessen Beruf zu erfahren. Daraus ergibt sich: die paar Engländer, denen geistiger Verkehr ein Bedürfnis ist, müssen wie Verschwörer in einem Salon bei herabgelassenen Jalousien und matter Beleuchtung zusammenkommen oder sich in ziemlich üblen Cafés herumdrücken, die Buchmachern, Kneipenwirten und Verbrechern als Schlupfwinkel dienen; denn in jeder anständigeren Gesellschaft wären sie verfemt auf Grund ihres Interesses an Kunst und Literatur, das sie in den Augen der Begüterten von jeher verdächtig machte. Auf diese Weise entstehen Koterien.

Doch selbst wenn dem Londoner an einer umfassenderen Geselligkeit gelegen wäre, verböte sich ihm das schon durch das Wesen seiner Stadt. In Neuyork wäre es möglich, denn trotz der gewaltigen Ausdehnung drängt sich dort alles auf engem Raum zusammen. Auf ihrem granitnen Eiland fest verrammt, recken sich die Riesentürme dieser Stadt immer näher und näher der Sonne entgegen, emporgelockt von den glänzenden Strahlen, die sie in der hellen Luft anreizen, gleich so manchen jener schnell wachsenden Lilien, die, zwischen trockene Kieselsteine ohne alle Feuchtigkeit gepflanzt, in die Höhe schießen wie die Mangobäume, welche unter den Zauberhänden indischer Gaukler plötzlich zu ihrer vollen Größe erblühen. London jedoch, unter dem Druck seiner dicken, altehrwürdigen Luftschicht, wandert beschwerlich und bebuckelt über eine sich immer mehr erweiternde Fläche. Deswegen also und infolge des angelsächsischen Temperaments ist im englischen Leben stets die Neigung vorhanden, sich in Gruppen zu spalten und neue zu bilden. Das gilt politisch ebenso wie sozial und künstlerisch. Daher fürwahr die Kolonien! Die mächtigen Vereinigten Staaten von Amerika fingen als eine Koterie von englischen Puritanern an, während Australien seinen Ursprung hatte in einer britischen Clique (ich gebrauche mit Absicht Clique statt Koterie) von weniger sittenstrengen Grundsätzen.

Das gesellschaftliche Leben in London ist immer zersplittert gewesen und mehr denn je seit dem Tode des Prinzgemahls; denn die lange Trauer- und Selbstbetrachtungszeit der Königin Viktoria im schottischen Hochland ließ ihre Hauptstadt ohne sichtbaren Angelpunkt und gab der „Gesellschaft" einen zentrifugalen Stoß, von dem sie sich nie völlig erholt hat, denn der Prinz von Wales (der spätere König Eduard) wurde lediglich der Mittelpunkt dessen, was als der Kreis von „Marlborough-House" bekannt wurde. Und das literarische Leben dieser Zeit war noch abgesonderter und zerklüfteter als das gesellschaftliche. Es war auch vollständiger vom Kontinent abgeschnitten, als es je der Fall gewesen seit der sagenhaften Herrschaft König Arthurs — denn nie war England so sehr eine Insel wie von 1850 bis 1900.

Hundert Jahre früher bestand mehr Zusammenhang in der künstlerischen und literarischen Welt Londons und unter ihren Führern ein reger Gedankenaustausch. London war damals noch nicht so groß, diese Art Gemeinschaft zu verhindern, der Aufstieg der Mittelklassen hatte noch nicht Platz gegriffen, und sie hatten es noch nicht dahin gebracht, das alte „Kaffeehaus" in den Klubraum zu verwandeln und die geistige Unterhaltung an Stätten allgemeiner Zusammenkunft für ewig zu dämpfen. Doch im dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts änderte sich alles: das gesellschaftliche Leben war auseinandergebröckelt und isoliert geworden. Auch die Religion hatte dazu beigetragen. Ein altes Reisehandbuch von Italien aus dem Jahre 1840, dessen glücklicher Besitzer ich bin, ist in der Lage, zu schildern, wie Dr. Arnold (der Vater des Dichters Matthew Arnold und der Gegenstand eines von Lytton Stracheys glänzendsten Essays, der aus dem oder jenem, für unsere Generation unbegreiflichen Grund bei seinen Lebzeiten den Ruf eines der größten lebenden Engländer genoß) — wie Dr. Arnold auf einem Berggipfel bei Como ausruht und in dieser Tonart nach Hause schreibt: „Wenn man auf dieser wunderschönen Anhöhe sitzt und in den See hinunterblickt, ist es grauenvoll, über den Abgrund der moralischen Schändlichkeit des Menschen nachzudenken." Ungefähr zur gleichen Zeit verfaßte Dr. Reginald Heber, auch so ein „großer" Mann und Bischof von Kalkutta, die folgenden Verse eines Kirchenliedes, das noch oft gesungen wird:

„Von Ceylons Insel wehn
Die würzigen Lüftelein,
Ringsum ist alles schön,
Der Mensch nur ist gemein."

Man braucht sich bei so gearteten Empfindungen kaum darüber zu wundern, daß der „große" Durchschnittsmensch der viktorianischen Zeit keine sonderliche Lust hatte, mit seinesgleichen zusammenzukommen. Selbst Koterien bestanden daher im 19. Jahrhundert nur spärlich, und es ist sogar fraglich, ob zwei geistig so gleichgesinnte Männer wie Dr. Arnold und Dr. Heber je zusammengekommen sind. Die traditionelle Dummheit des englischen Kritikers, der über Lyrik urteilt, tat jedoch ihre Schuldigkeit und brachte es fertig, eine bemitleidenswerte Koterie (oder war es eine Clique?) auf dem englischen Friedhof in Rom zu gründen. Dort liegen, Seite an Seite, Keats

arme sterbliche Überreste und die von der Flamme, die ewig in ihm gebrannt hatte, und dem materielleren Feuer seines eigenen Scheiterhaufens zweimal verzehrte Asche Shelleys. Aus derselben Veranlassung war ein oder zwei Jahre vor Shelleys Tod eine Koterie in Pisa entstanden. Am Ufer des gelbbraun dahinfließenden Arno in dieser seltsam unlogischen Stadt der schiefen Türme, der wie wilde Tiere in den afrikanischen Dschungeln schwarz und golden gestreiften Kirchen und der goldenen Paläste lebte dort eine Zeitlang Shelley mit seiner verlästerten Gattin, Lord Byron mit seinem reichen Gefolge und seinen eleganten Kutschen voller Affen und Papageien (auch das eine Koterie!) und der arme verachtete Leigh Hunt, der der Welt frohe Kunde von Shelley und Keats brachte und dessen Name schon allein aus diesem Grunde für alle Zeiten gesegnet sein sollte.

Abgesehen hiervon und der Brüderschaft der Präraffaeliten gab es wenige Koterien in England bis zu den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, weil die viktorianischen Größen entweder fromm und wohlhabend wie Tennyson oder Atheisten und mißverstanden wie Swinburne sein mußten. Tennyson, geadelt und zu Reichtum gelangt und gegen jede Zudringlichkeit der Außenwelt durch eine wahrhafte Leibgarde von Lakaien in Familienlivree geschützt, träumte seine weltfremden Idyllen in einem schottischen Schlafrock in seinem gotischen Schloß auf der Insel Wight, oder schritt einsam im Zylinder durch Londons düstere Straßen, während Swinburne, in eine Gewaltkur genommen, sein armseliges Dasein zu Putney am Fluß eines steilen Hügels, der keine Aussicht gewährte, unter dem allzu gesunden und hemmenden Einfluß Watts-Duntons hinfristete.

Hier ist es angebracht, zu dem für das Verständnis einer Koterie so wesentlichen Problem der Zahl zurückzukehren. Die Brüderschaft der Präraffaeliten mit ihren sieben Mitgliedern war so unbedingt und so mit Bewußtsein eine Koterie, wie sie der eine Lichtblick englischer Kunst um die Mitte des 19. Jahrhunderts war. Doch geht es an, Swinburne und Watts-Dunton als Koterie aufzufassen? War Dr. Arnold in seinem Brief an einen Freund, worin er über die sittliche Verworfenheit der Menschen seine Betrachtungen anstellte, in sich selbst eine Koterie? War es Browning in seiner Abgeschiedenheit zu Asolo?

Wenn ich eine persönliche Ansicht vortragen darf, möchte ich die für eine Koterie wesentliche Zahl auf drei Personen festsetzen — zwei, die das Wort führen, und eine, die zuhört und den Dank abstattet. Aber kann — das andere Extrem — eine Gewerkschaft als Clique gelten? Welches sind die Grenzen für den Umfang einer Koterie? Allerhöchstens würde ich bis zu einer Mitgliederzahl von 150 gehen, aber das wäre schon bei tüchtiger Organisation eine sehr gewichtige Koterie; und im Fall der einflußreichen, auf die wir unser Hauptaugenmerk richten werden, dürfte wahrscheinlich, alle Zweiglinien eingerechnet, diese Mitgliederzahl noch überboten werden.

Die erste moderne Koterie, von der wir wissen, stand unter der Leitung von Whistler und Oscar Wilde; sie zerfiel jedoch, als sich die beiden Protagonisten veruneinigten, in zwei kleinere Planetensysteme. Zwischen den beiden brach eine Todfehde aus, so daß jeder, der im „White House" gern gesehen war, mit kühlem Empfang auf der anderen Straßenseite rechnen mußte. Trotz dieser Gegnerschaft brachte es jeder der beiden großen Plauderkünstler fertig, stets eine aufmerksame und dankbare Hörerschaft um sich zu versammeln.

Koterien haben immer ihre Besonderheiten in der Kleidung und im Gebaren, kleine persönliche Eigenheiten, die vom Helden auf die vielen Nebenfiguren übergehn, und Züge, deren der Führer wie seine Gefolgschaft häufig gar nicht inne werden — ebenso oft eine unbewußte wie eine bewußte Mimikry. So ist es bei den Überlebenden der Whistler-Koterie oft möglich, die Stimme, den Tonfall und das dreiste Gehaben des toten Meisters zu entdecken. Tatsächlich dienen Koterien nach dem Tod ihres Begründers und der ihm Ebenbürtigen dazu — eine Gepflogenheit, von der sie gar nichts merken —, die körperlichen Züge der Toten, gleich der Kunst des Balsamierens bei den Ägyptern, an künftige Geschlechter weiterzugeben. Heut ein Mitglied der Koterie des berühmten Toten auszugraben, ist beinahe so wie die Auffindung von Tutankhamens Grab; so viele kleine Dinge, die dem Toten persönlich eigen waren, liegen darin verborgen. Oder, um ein anderes Gleichnis zu gebrauchen: dieses Echo toter Stim-

men wird oft ein wenig entstellt durch die Zeit und die Weitergabe von einer Person an die andere; es wird abgeschwächt und verfälscht. Doch der scharfe Beobachter und Zuhörer kann gewöhnlich die Laute wie in einem Brennpunkt sammeln und durch diese Technik einen genaueren Eindruck von dem Toten gewinnen als durch irgendeine andere. So ist es mir einmal vergönnt gewesen, vermittels des empfindlichen Instruments meines Ohrs ein noch entfernteres, geheimnisvolles Echo aufzufangen: ein berühmter Maler, der ein Schüler Whistlers gewesen war, kopierte vor mir Whistlers Nachahmung von Rossettis Stimme und Art; über die lange Zeile der Jahre hinweg hörte ich das grobe, dämonische, gespenstische Poltern des Dichtermalers, wie er in seinem Atelier mit langen Schritten auf und ab ging und die Snobs und Pedanten seines Zeitalters verwünschte. Bei anderer Gelegenheit war es mir beschieden, den noch immer erkenntlichen Widerschein, so sehr er durch dieses Verfahren der Weitergabe wie von einem Spiegel zum anderen gelitten hatte, von Swinburnes groteskem, aber schönem Kopf zu sehen und seine vogelhafte Stimme zu hören, wie sie in heftigen Scheltworten gegen einen amerikanischen Feind in die Luft aufflatterte. Und wer weiß, welcher unvermutete, fast unglaubliche Widerhall von Byron und Shelley oder sogar von Dr. Johnson und Pope noch in vergessenen Winkeln säumen mag!

Faktisch kann eine starke Persönlichkeit, wenn sie sich mit jüngeren, empfänglichen Naturen und solchen, die von Anbeginn ihr ein wenig gleich gestimmt waren, umgibt, eine künstliche Nachkommenschaft zeugen, die ihr in den physischen und geistigen Wesensmalen weit ähnlicher ist als leibliche Kinder.

So läßt sich der Koterie ein Wert zusprechen, sogar nach dem Verschwinden der einen oder zwei bedeutenden Persönlichkeiten, die ihr Odem einbliesen. Es ist so, wie wenn bei Lebzeiten des Führers die Koterie um ihn herum sich im Fließen befunden hätte; aber nach dem Tode des Meisters erstarrt diese im Fluß befindliche Gruppe zu hartem, durchsichtigem Bernstein, der, solange er hält, des Meisters Abdruck bewahrt.

In London gibt es heute tausend Koterien. Aber die, welche am meisten Einfluß ausübt, ist fraglos die unter dem Gattungsnamen „Bloomsbury" oder „Die Bloomsburies" bekannte — eine Bezeichnung, die sich davon herleitet, daß ihre Mitglieder darauf bestehen, in dem besonderen londoner Viertel zu wohnen, das jedem vertraut ist, der einmal das Britische Museum besucht hat. Diese Gruppe betont vielleicht allzusehr ihre Modernität, aber sie ist gewiß die intelligenteste in London. Die Bloomsburies haben eine ausgesprochene Vorliebe für französische Kultur und finden gleichzeitig Gefallen an der Psychoanalyse. Ihre Mitgliederzahl beläuft sich, was für eine Koterie viel bedeutet, auf 100 bis 150. Dabei haben sie eine Ärgernis erregende Art angenommen, die übrige Welt zu ignorieren und vor sich selbst so zu tun, als ob ihre recht ungewöhnliche Lebensführung typisch und durchaus normal sei. So kommen sie nicht aus dem Staunen heraus über die Seltsamkeit oder Besonderheit der Lebensführung anderer Menschen. Ein Varieté, ein Gottesdienst oder eine Gesellschaft bei einem gewöhnlichen Sterblichen setzt sie so sehr in Verwunderung, daß sie monatelang darüber sprechen können in Ausdrücken wie „einfach unerhört" oder „es scheint mir über die Maßen befremdlich". Sie geben sich auch den Anschein, andere Teile von London nicht zu kennen, und erkundigen sich ständig mit unschuldsvoller Stimme: „Wo ist der Buckingham-Palast? Liegt er in London?" oder dergleichen.

Den Bloomsburies ist es gelungen, auf die Phantasie der Jugend Eindruck zu machen, und sie sind von einer fast nicht zu unterscheidenden Menge langhaariger Jünglinge aus Cambridge umgeben (denn sie schließen sich ebenso an Cambridge wie an Paris an) und kurzhaariger, psychoanalytischer junger Frauen. Bloomsburys Keimzelle stammt aus vornehmem Geblüt, besteht sie doch aus einem hervorragenden Kunstkritiker, einem berühmten Volkswirtschaftler, einem großen Philosophen, einer Romanschriftstellerin von hohem Rang, einem bezaubernden, witzigen Essayisten und verschiedenen anderen Männern und Frauen von gleichem Ansehen. Diese verheißungsvolle Schar ist ferner durch Bande viktorianischer und vornehmer Verwandtschaft verknüpft und durch die Ehe — ein mächtiges, aber „über die Maßen befremdliches" Band, wovon man besser nicht spricht. Und da von allen Koterien in London Blooms-

bury vielleicht die einzige ist, bei der man sicher sein kann, die gescheitesten Leute zu treffen, so wissen das die jüngeren Mitglieder zu würdigen und zeigen sich sehr anhänglich. Auch ist Bloomsbury nicht auf den Publikumsgeschmack angewiesen, denn mehrere Mitglieder sind von Haus aus reich, andere haben in den letzten paar Jahren bescheidene Vermögen erworben, und alle sind gewillt und bestrebt, den ärmeren Mitgliedern ihrer Gruppe ohne viel Aufhebens zu helfen. Deswegen und weil sie es strikt ablehnen, sich untereinander zu zanken, sind sie besonders unbeliebt. Dies gilt an und für sich in den Augen anderer Gruppen als eine nicht wieder gut zu machende Beleidigung, ebenso bei den paar alleinstehenden prophetischen Eiferern in Kunst und Literatur, die zu allen londoner Koterien der Reihe nach gehört, sich mit jeder überworfen und jetzt eine nicht überzeugende, von Nietzsche entlehnte Pose angenommen haben. Diese Jesajas würden den Bloomsburies alles verzeihen, wenn sie nur sich untereinander zanken möchten — und diese Friedfertigkeit ist der eigentliche Grund für die Beschuldigung, Bloomsbury arbeite immer nur für sich und sei voll Arglist. Von ihrer eigenen isolierten und dem Verständnis entrückten Warte aus prophezeien die Propheten jeder Gruppe Unheil, die Freundschaft pflegt und Bestand hat. Doch Bloomsbury zwinkert bloß mit den Augen, wie es bei ihm Brauch ist, und setzt seinen Siegeszug fort . . .

Will man ein Mitglied dieser nicht unbeträchtlichen Gemeinschaft entdecken, wenn es sich auf anderem Gelände als seinem eigenen befindet, fern von den quadratischen Verbandsräumen auf Bloomsburys großen Squares aus dem 18. Jahrhundert, so muß man zuerst nach den weit geöffneten, zwinkernden Augen und dem von nichts Notiz nehmenden Wesen Ausschau halten, wodurch sich ein über die „Seltsamkeit" der Menschen nachdenkender Geist verrät, und dann die ersten gesprochenen Worte hören, denn an ihrem Tonfall sollst du sie erkennen. An der nachdrücklichen Aussprache ihrer Silben, an der gelehrten und witzigen Art, wie sie französische Worte in ihre Unterhaltung mengen, und an der Klangfarbe ihrer Stimmen, die offenbar mit doppeltem Stellwerk, einem oberen und einem unteren, arbeiten, sind sie herauszufinden. Die Stimmen fangen in der Tiefe an und steigen dann wie ein Vogel auf, oder sie fangen wie ein Vogel an, stoßen plötzlich zur Erde nieder und werden sofort bullengleich an Kraft. Man darf nicht annehmen, daß die Stimme immer weich sei. Hier haben wir eine starke Spaltung — die einzige in dieser Koterie. Denn halb Bloomsbury spricht sehr zaghaft mit einer Stimme, die sich nach einem seiner Führer richtet, während die andere Hälfte, die sich einen anderen Führer zum Vorbild nimmt, den Mund nur öffnet, um zu brüllen. Diese zweite Schicht scheint beim Sprechen ihren Blick starr auf das Ohr des Angeredeten zu heften, von seinen Augen fortzusehen, dann mit dem Kopf näherzurücken, immer noch den Blick auf das Ohr zu richten, und mit einemmal überrascht sie den Fremden, indem sie ihm gerade ins Antlitz wie ein Stier losbrüllt.

Leider ist auch das eben beschriebene Sprachkriterium nicht untrüglich. Bei den jüngeren Mitgliedern der Gruppe — besonders bei den Novizen von Bloomsbury, die noch nicht so sicher in der korrekten Betonung sind, wie sie es gern sein möchten — ist das entschlossene Stummbleiben ebenso ein Zeichen für die Zugehörigkeit zur Koterie wie das Sprechen in einer der beiden Variationen des Doppelstellwerks. Es ist darum für den Forscher nötig, sich im voraus mit einem Wort zu bewaffnen, das, wenn er es ausspricht, bei dem Bloomsbury eine unmittelbare Reaktion hervorruft. Ein solches Wort ist der Name des französischen Malers Derain, ein Name, der ständig auf Bloomsbury-Lippen schwebt. Die beiden Silben lösen ihnen die Zunge, wenn die, mit denen der Versuch angestellt wird, Vollblut sind. Man braucht sich nur des Muhens der Kühe zu erinnern und das Wort Derain auf die gleiche Art auszusprechen, wenn man dem Verständnis dieser Cliquensprache nahekommen will.

Der Kunst ergeben, zumal der Kunst seit Cézanne, vergnügungssüchtig, soweit sie Vergnügen begreifen können, jeder religiösen Scheinheiligkeit gänzlich bar, stolz auf ihr vom Herkömmlichen freies Denken, sind die Bloomsburies doch, ohne es zu wissen, Puritaner und Quäker aus Instinkt und durch Erbschaft. Ein gut Teil Quäker- und Dissenter-Blut ist im Grunde vorhanden; es hat die falsche Bahn eingeschlagen, ist in die Kunst statt in die Religion geflossen. So verrät sich bei

ihnen eine bösartige Abneigung gegen das Leicht-Gefällige, das Dekorative und das Prunkvolle; sie geben ihrerseits einem aus einer alten Kokosnuß geschnitzten Kopf den Vorzug vor Berninis Daphne und Apollo. Doch das Lächerliche ihrer Herdenmerkmale, das Affektierte ihres Organs, die weit aufgerissenen und dabei blinzelnden Augen, der große schwarze Filzhut mit einem Rand, der wie der Heiligenschein eines Teufels wirkt, das Unterstrichene ihrer kosmopolitischen, unenglischen Erscheinung dürfen den forschenden Ausländer ihren Verdiensten gegenüber nicht blind machen; denn in dieser Koterie findet er bestimmt die lebhafteste, schärfste und am besten unterrichtete Intelligenz. Und vielleicht sollte der Ausländer in dieser Schule Englisch lernen. Wenn wir auf die interessanten Laute zurückkommen dürfen, die wie ein Echo durch die Zeiten hallen, so wäre zu sagen, daß das Bloomsbury-Organ sich allmählich die Universitäten erobert. Es fand sich zuerst bei einer in Cambridge herangebildeten Familie von erlesenem Geist. Nachdem es sich bei ihr einmal sicher eingenistet hatte, griff es dort auf den intelligenteren Teil der Gesellschaft über. Dann kam es wieder nach London, gewann sich viele neue Anhänger, und von der Hauptstadt aus hat es sich auf beiden Universitäten der intelligenten Kreise — sofern es solche gibt — bemächtigt. In hundert Jahren vielleicht werden alle Gebildeten die Sprache von Tavistock-Square reden — oder zum mindesten wird man die Stimmelodie einiger bedeutender Männer dem Studium künftiger Geschlechter in weitem Maße erhalten. So groß ist die Macht des Beispiels.

Einstweilen freilich gibt es noch viele andere Koterien, und sie reden mit vielen Stimmen. Da sind etwa die Verehrer der Schlichtheit in der Dichtung und im Geiste, die in Chiswick tagen und sich in den schalen Seiten des „London Mercury" austoben. Sie sind so ausgesprochen insular, wie die Bloomsburies kontinentfreundlich sind. Sie wissen nichts von Kunst, Literatur oder Musik in irgendeinem Lande außer ihrem eigenen und sind dem Kricket ergeben. Im Sommer kann man sie jeden Samstag in die Kremser einsteigen und zu einem Match aufs Land hinausfahren sehn. Unterwegs sollen sie „heitere englische Lieder" singen, alkoholfreies Bier trinken — obwohl auch stärkere Getränke manchmal nicht gefehlt haben sollen — und sich des wesenhaften Engländertums ihrer Tätigkeit rühmen. Einer oder zwei von ihnen haben sich allerdings zu faden kleinen Gedichten durch den Anblick eines Sonnenuntergangs an der italienischen Riviera zwischen Genua und Portofino begeistern lassen; doch das ist alles, was ihnen von der Welt bekannt ist außerhalb der Bannmeile von Chiswick und des Kricketplatzes. Aber wenn sie auch nicht entfernt so klug sind wie die Bloomsburies, so haben sie dafür einen weit besseren Pressedienst organisiert, denn sie sind in erster Linie durch die Bank Journalisten und danach erst Poeten, und es vergeht keine Woche, ohne daß einer ihres Klüngels einen Blutsbruder in einem von einem andern herausgegebenen Blatt bespricht; dieses ekelerregende Verfahren wird ad infinitum fortgesetzt.

Dann sind noch die literarischen Klubs da — Dutzende literarischer Klubs, wohin die Guten einmal wöchentlich gehen, um sich gegen die Geistreichen ungezogen aufzuführen, wenn sie ihrer habhaft werden können. Das ist ein angenehmer Zeitvertreib, denn jene sind nicht imstande, die Knoten zu durchschauen, mögen sie auch noch so ruppig und unverkennbar sein. In diesen Klubs herrschen Damen vor; doch sie sind untermischt mit schlacksigen Jünglingen, die einander sehr ähnlich sehen, meist mit sommersprossigem Gesicht und rotem Haar; sie lassen sich alle, wie man mir erzählt, von den Damen mit „Pete" anreden. Ein reichlich unkonventioneller Ton liegt in der Luft. Kein Mann steht auf, wenn eine Dame das Wort an ihn richtet, er qualmt ihr seine Zigarette weiter ins Gesicht. Mitglieder, die des geistigen Prozesses fähig sind, der als Denken bekannt ist, befinden sich anscheinend im Zustand gehemmter Entwicklung — obwohl sie ohne Ausnahme Sonette schreiben, die immer anfangen: „Ich denke oft ..." oder „Ich denke stets ..." Bittet man sie, sich über ihre Werke auszulassen, so geben sie gewöhnlich zur Antwort: „Ich schreibe im Stil Shelleys"; nur ist es schwer zu ermitteln, was sie auf diesen Gedanken bringt. Andere ahmen Dowson nach, während ein paar Vorgeschrittene, mit einem solchen Unterfangen nicht zufrieden, noch weiter gehn und die frühen Gedichte von W. B. Yeats verschandeln, indem sie für ihn sie

noch einmal schreiben. Vielleicht verstehen sie das unter „im Stil von" Yeats oder Shelley schreiben. Weit abseits von der zuletzt genannten Koterie stehen die modischen Gruppen, wo jeder unterschiedslos als „Darling" angeredet wird. Darunter gibt es einen oder zwei Autoritäten in Geschmacksfragen, die stets nach neuen Talenten fahnden. Für sie ist es, wie die Jagd, eine Form des Sports; jeder Dichter oder Maler, den sie aufspüren, ist ein neues zur Strecke gebrachtes Wild. Im Gegensatz zu den Bloomsburies haben diese Koterien eine Heidenangst vor allem, was nicht gefällig ist. Jedes Gedicht, Gemälde oder Musikstück wird von ihrem femininen Geschmack nach demselben Maßstab beurteilt, den eine Frau an einen neuen Hut anlegt: „Findest du, daß er mich kleidet, Darling?" — „Sehe ich gut darin aus?"

Fern von diesen und weit unten sind die zu Anfang erwähnten, die in Cafés zusammenkommen und um keinen Preis nüchtern zu Bett gehen. Von ihnen wird die Kunst betrieben nicht in Beziehung auf einen Damenhut, sondern als Hilfsmittel zum Saufen. Die Mitglieder dieser Gruppen sind ungewaschen und herkulisch und glauben an Kraftausdrücke. Sie tragen Vollbärte, Manchesterhosen und um den Nacken geschlungene, hinten heraushängende rote Tücher; sie alle sind bei ihren Genossen als Dichter akkreditiert, aber niemand hat je etwas von ihren Arbeiten zu sehn bekommen.

Zu guter Letzt ist noch Alfred Noyes da, der auf die alten Blechkannen seiner Reime mit der Wucht eines Jazz-Trommlers losbumst. Von seiner Koterie wird es mir schwer zu sprechen, da ich wenig davon weiß.

Proben und Stücke

Nocturne[1]

Von Osbert Sitwell

Des Tages eh'rner Ruhm verklingt;
Trompetenblumen
Umhüll'n der Blätter Glut:
Der Glanz entschwindet,
Verströmt ins Dunkel.

Bald flieht der Silbervogel nächtlich
Aus sommerlichem Waldesnest;
Strebt aufwärts
Zum stillen düstren Himmelsdome.
Der luftigen Bäume Blätter wandeln
Sich all' in starre Wasserfälle
— Zu kalten Tropfen,
Die unserm Blick entschweben.
Bis rauschend sie der Wind zerschmilzt
Und Kühlung auf uns niederträufelt;
Der Blumen Glockentürme schwanken, seufzen,
Der Abendduft
Entströmt der Sonnenhülle, —

Und wir sind wieder frei
Und ruh'n, geborgen in den würz'gen Wäldern.

[1] Aus „Britanniens neue Dichtung", verdeutscht von Karl Arns und Paul Selver, Verlag von August Greve, Münster i. W. 1923. Vgl. den Aufsatz von Max Meyerfeld, „Übersetzungen englischer Lyrik" (L. E. XXV, 873).

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Bernard Shaws „Heilige Johanna"

„Mit seinem Opus 37 gibt Shaw nicht nur sein Meisterwerk, sondern überhaupt ein Gipfelwerk dramatischer Kunst. Zum erstenmal in seiner langen Bühnenlaufbahn hat er sich ehrlich in eine Gestalt verliebt. Der sonst von ihm häufig und mit solchem Erfolg, selbst noch gegenüber einem Cäsar, einem Napoleon vertretene Kammerdienerstandpunkt ist völlig aufgegeben. Geschichtliche Figuren werden in dieser Historie nicht länger aus der Froschperspektive betrachtet. An die Stelle von witzgeladener Kritik ist hier Versenkung getreten. Bloßstellung kleiner menschlicher Schwächen ist nicht mehr die Hauptsache, sondern über Guten und Bösen oder vielmehr über Vernünftigen und Verbohrten schwebt Gerechtigkeit. Der Dichter befleißigt sich, seiner Heldin die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die ihr von den in religiösen und moralischen Vorurteilen befangenen Zeitgenossen verweigert wurde — verweigert werden mußte. Aber es macht die Größe seines Kanevas aus, daß er nicht einseitig für die verfolgte, die mißhandelte, die dem Scheiterhaufen überlieferte Unschuld Partei nimmt, sondern redlich bemüht ist, auch diesen Zeitgenossen Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Er zeigt mit einer von ihm kaum erwarteten Objektivität, warum sie so handelten, warum sie gar nicht anders handeln konnten. Shaws erster Vorstoß ins Reich der dramatischen Objektivität ist seine schlackenfreiste Dichtung geworden. Er kann es sich zwar an etlichen Stellen nicht versagen, seine bekannten Sticheleien gegen die Engländer anzubringen, aber sie tun der Größe und dem tiefen Ernst seiner Auffassung nicht wesentlichen Abbruch; es sind die kleinen Schönheitsfehler eines wundervollen Werks.

Shaws Johanna ist eine Mischung von Landmädchen und Visionärin. Sie hat sich auf den Triften ihrer lothringischen Heimat viel gesunden Menschenverstand angeeignet — eine Gabe, die keiner höher schätzt als ihr Dichter. Und weil er davon überzeugt ist, daß sie, mit diesem Vorzug ausgestattet, die Weltbühne betrat, zweifelt er auch nicht daran, daß sie davon überzeugt war, übernatürliche Stimmen zu hören. Der unverbesserliche Spötter Shaw scheint hier der Ansicht nicht abgeneigt, daß es mehr Ding' im Himmel und auf Erden gibt, als unsere Schulweisheit sich träumt. Er glaubt natürlich nicht an Okkultismus, doch an die Magie der Persönlichkeit. Der Glaube an ihren common sense, der nach Shaw so un-common ist, gibt diesem siebzehnjährigen Mädchen das Bezwingende im Auftreten gegenüber verbockten Heerführern und verknöcherten Kirchenleuten. Solange sie Erfolg hat, wird es ihr nicht schwer, sich durchzusetzen; sie kommt zu Fall, weil sie der kleinen weiblichen Eitelkeit erliegt, in der Schlacht ihre beste Rüstung anzuziehn. Ihre Tragik ruht darin, daß sie nicht um Haaresbreite von ihrer Wesenheit abgeht, als sich das Blättchen wendet und ihr Leben auf dem Spiele steht." Max Meyerfeld (N. Zür. Ztg. 554).

„Wahrscheinlich, daß es möglich wäre, die Wesenheit der ‚Heiligen Johanna' aus mystischem Eigenerlebnis tiefer zu erfassen, als Shaw es getan hat; unübertrefflich aber, ohne jede Spur von Übertreibung, im Tiefsten zwingend ist die Charakteristik all der andern, die schuldlos an ihr schuldig werden. Es ist die Tragödie der anderen, die Bernard Shaw geschrieben hat. Und vielleicht ist wirklich erbarmungsärmere Tragik über denen, die Scheite zu einem Holzstoß tragen müssen, als über denen, die man verbrennt.

Bernard Shaws ‚Heilige Johanna' ist ein ganz Neues und Großes. Ich glaube, einen Merkstein in der Entwicklung des modernen Dramas darin erblicken zu müssen. Denn hier ist in einem Grade, wie meines Wissens nirgends sonst, tragische Notwendigkeit.

Sie alle, von jenem armseligen Dauphin an, der Johanna die Krone zu verdanken hat, zu dem sehr sympathischen Bastard von Orleans, zu dem durchaus korrekten und politisch weitsichtigen englischen Oberbefehlshaber, zu dem klugen und skeptischen Erzbischof von Reims, der Unterwerfung unter seine Weisheit zum Maßstab setzen muß, zum Bischof von Beauvais und dem Inquisitor, die an der weltlichen Macht nicht vorbei können und allen Grund haben, um die Kirche besorgt zu sein, wo immer das Individuum sich vermißt, sich mit Gott selbst über alle ‚gottgewollte' Obrigkeit hinweg ins Einvernehmen zu setzen, sie alle können nicht anders handeln, als sie es tun. Ich und du an ihrer Stelle, wir verführen ganz wie sie. Notwendigkeit. — Und das eben ist es, was Shaws Drama über den Einzelfall der gewiß nicht gleichgültigen Johanna von Orleans weit hinaushebt und ihm allgemein menschliche Geltung, für jene Zeiten wie für den Tag von heute, sichert: es ist unser aller Tragödie, die wir durch unseren Beruf, durch unsere gesellschaftliche Stellung,

durch unsere Vaterlandszugehörigkeit und unsere religiöse Erziehung unfähig geworden sind, unfähig sein müssen, das Neue, das Ungewöhnliche aufzunehmen, zu begreifen und zu schätzen. Setzt einen Erfinder, einen Revolutionär, setzt den Mann des neuen Gedankens an Stelle der heiligen Johanna: es bleibt das gleiche. Ich und du, wir sind dazu verdammt, die Träger des Neuen zu verbrennen, sie um Amt und Brot zu bringen, sie lächerlich zu machen. Wir können gar nicht anders, weil das Gewohnte die Mauern um uns zieht; wir dürfen kaum anders, befinden wir uns in amtlicher Stellung. Das ist unsere, der anderen Tragik. Sie hat Shaw aus innerster Notwendigkeit heraus gestaltet und damit Grundstein zu Neuem gelegt.

Es erhellt ohne weiteres, daß diese neue Dramatik des Räsonnements als eines integrierenden Teiles der Handlung bedarf. Denn in unserem Nachdenken ist ja unsere Tragik; könnten und dürften wir unseren Gefühlen folgen, wir wären erlöst. Es treten demgemäß bei Shaw in die Handlung und als Teil der Handlung lange Szenen, die nur dem Räsonnement dienen. Ich kann nicht sagen, daß ich sie als Fremdkörper empfunden hätte; sie halten auch seelisch die Spannung; für den modernen Menschen ergänzen sie das Gefühl.

So neuer tragischer Wirkung gegenüber aber wird es zur Pflicht, sich Klarheit darüber zu verschaffen, welche Antwort ihr aus unserem eigenen Innern entgegentönt. Die Worte von der Furcht und dem Mitleid werden hier gegenstandslos. Weit eher könnte man von einer moralischen Wirkung reden. Denn in die tiefe Traurigkeit, daß es um die Welt und uns selber derart bestellt ist, eifert, aufgestachelt, der Wille hinein, für die eigene Person Ernst zu machen, berufliche und gesellschaftliche Schranken zu brechen, auf die Stimme des Gefühls vertrauen zu lernen, und das alles heißt ja wohl, Mensch zu sein. Diesem Drama von den überirdischen Dingen ist Kraft gegeben, dieser unserer Erde Licht zu bringen." — Ernst Heilborn (Frankf. Ztg. 779 A.).

Vgl. auch: H. Sch. (Bund, Bern 502); C. A. Bratter, „Die Pucelle von Shakespeare bis Shaw" (Voss. Ztg. 556).

*

John Milton

Zum 250. Todestag am 8. November

„Als am 9. Dezember 1908 die Welt die 300. Wiederkehr jenes Tages feierte, an dem der große Engländer John Milton im Hause ‚Zum fliegenden Adler' in London geboren worden war, da schien der Grabeshauch der Zeit auch den Ruhm dieses Mannes berührt zu haben. Man kannte ihn wohl als den Dichter des ‚Verlorenen Paradieses', jedoch er lebte nicht mehr als der Genius seiner Zeit, der berufen schien, in voller Lebenskraft Jahrhunderte zu überdauern. Und wie viele wissen heute, wo wir seines 250. Todestages gedenken können, daß seine Gedanken noch leben und alle Welt umfaßt haben? Alle sprechen sie aus, die für Freiheit und Schönheit kämpfen; wo Republik und Demokratie, wo Menschenrecht und Kultur ihre Heimstätte haben, da lebt der Geist John Miltons, auch in den Menschen- und Bürgerrechten der deutschen republikanischen Verfassung. Denn der blinde Sänger von Teufel und Engeln war in seines Daseins Wesen der große Kämpfer für Menschen- und Völkerrechte, der Welten befruchtet hat und dessen Ideen die amerikanische Menschheitsrevolution in das Leben umsetzte. Er war der Prophet von Millionen, die sich heute von dem alten Zwange des Gottesgnadentums befreit haben. — Milton lebte in einer der denkwürdigsten Zeiten der Weltgeschichte, der großen englischen Revolution, die wie ein Sturmwind die alten Formen zerbrach, er sah die freien religiösen Menschheitsideen aufsteigen und das Haupt des für den alten Geist kämpfenden Karl Stuart unter dem Henkerbeil in den Sand rollen. Er sah das Gestirn des einfachen Bürgers Oliver Cromwell aufsteigen und alle Throne seiner Zeit verdunkeln. Wie Goethe 1808 vor Napoleon stand und diesen Mann nicht genug bewundern konnte, weil er mit so viel Altem und Verrottetem einmal gründlich aufgeräumt hatte, so stand Milton vor Cromwell, der Mann des mahnenden Wortes vor dem der eisernen Tat: als freier Mann richtete er einen leidenschaftlichen Appell an ihn, die Freiheit der Person und der Meinung zu schützen." G. Hägermann (N. Bad. Landesztg. 572).

„Ja, eine kraftvolle Dichtergestalt ist John Milton, ein fester und furchtloser Charakter, der sein Vaterland und die Freiheit in jeder Gestalt über alles liebt, der aber zugleich auch warme und gefühlvolle Herzenstöne anzuschlagen weiß, wie so manche Stelle im ‚Verlorenen Paradies' bekundet, zumal das Idyll Adam und Evas. Milton war auch im Grunde eine tief religiöse Natur und forderte volle Freiheit und Duldung auch für andere Bekenntnisse. Nur eine Ausnahme müssen wir feststellen: Diese Duldung sollte sich nicht auf die Katholiken erstrecken. Hier lag die Schranke für seinen Freiheitssinn." K. Holtermann (Köln. Volksztg. 882).

„Wenn es überhaupt einen protestantischen Mythos geben kann, so hat ihn Milton im dem ‚Verlorenen Paradies' geschaffen: Die besten dogmatischen und religiösen Kräfte visionär schichtend und ballend, die mit Luther ins europäische Bewußtsein gehoben worden waren." Ernst Müller (Stuttg. N. Tagbl. 488).

Vgl. auch: Hans Gäfgen (Chemn. Allg. Ztg. 262); Hanna Ribeaucourt, „Miltons Ehetragödie" (Tag 269); Alice Flechtner-Lobach, „Milton und die Frauen" (Deutsche Allg. Ztg. 528).

*

Die neue Shakespeare-Entdeckung

„Früher standen die Deutschen im Rufe, haarspalterische Kleinuntersuchungen zu betreiben, allerdings in der Hoffnung auf überraschende, weitaussehende Endergebnisse. Jetzt haben englische Gelehrte sich auf die Vergleichung von Buchstaben, die Erörterung von Haarstrichen und das Studium einstmals verachteter Orthographiedinge eingestellt, um dem großen Rätsel Shakespeares eindringlich nachzuspüren. Die Frucht davon soll in der Erkenntnis bestehen, daß drei Seiten in einem handschriftlich überlieferten Stück, betitelt ‚Sir Thomas More', vom Stratforder geschrieben seien. Kunde davon geht mannigfach durch unsere Presse. Was ist davon zu denken?...

Es ist schade, daß die Götter vor die Tugend nicht bloß den Schweiß, sondern auch den Zweifel gesetzt haben. Auf die Gefahr hin, als Teufelsadvokat verwünscht zu werden, muß man die Sicherheit der Beweisführung bei aller Bewunderung für den aufgebotenen Scharfsinn zur Zeit noch bestreiten. Daß zwei Personen in ein und derselben Stadt und Zeit die gleichen Buchstabenformen verwenden, ist etwas durchaus Natürliches, durch Schulverhältnisse geradezu Gefordertes; wieviel Gleichheit von Verfasserschaft unter den hundert Autoren, die sich damals in London herumtrieben, wäre da noch zu vermuten! Zur Gegenkontrolle fehlt das richtige Material; denn die handschriftlichen Kopien, die wir aus Shakespeares Zeit von Dramen besitzen, lassen sich unter Berücksichtigung der kleinsten Fragmente an den Fingern abzählen. Dazu kommt, daß wir von Shakespeare nicht einen einzigen zusammenhängenden Satz in seinen eigenen Federzügen haben, nur Unterschriften von ihm liegen vor, schwankend und scheinbar mit Abkürzungen hingemalt, wie man eben den Namenszug hinwirft, wenn man vor dem Notar oder vor Gericht in oft sehr unbequemer Haltung sich binden soll. Seltsame Orthographie wie die vom Worte ‚silence' mit analogischem ‚sc' im Anlaut, als hätte der Schreiber an den gleich gesprochenen Anlaut von ‚science' u. dgl. gedacht und mit unhistorischem y, als wäre das Wort aus dem Griechischen herzuleiten, haben neueste Forscher zur Begründung mitangeführt, aber die Handschriften der Elisabethperiode bieten dafür in weitestem Umfange Parallelen. Wenn die Bücher jener Zeit etymologischere Wortbilder geben, so ist es einfach aus der nivellierenden Tätigkeit der Buchdrucker zu erklären: die englische Sprache war überhaupt bis ins 8. Jahrhundert noch sehr ungefestigt und bekam in vielen Punkten erst durch das Wörterbuch des Dr. Johnson ihr heutiges Aussehen. Selbst wenn man einräumt, Shakespeare habe vielleicht die betreffende Stelle im erhaltenen Texte des ‚Sir Thomas More' mit eigener Hand eingeschrieben, so ist damit noch nicht erwiesen, daß er sie mit eigenem Hirn erdacht habe; ein eifriger Regisseur kann auch eine schwer leserliche Stelle einmal deutlicher nachkopieren oder eine Reihe verwirrter Verse von einem anderen Autor ausglätten. Eine Seite der fraglichen Handschrift ist abgebildet in den Verhandlungen der Oxforder bibliographischen Gesellschaft, 1. Teil 1923, gegenüber S. 41; sie zeigt einige angestrichene Wörter und Zeilen, es wäre aber kühn, dies ohne weiteres als sicheres Zeichen für eine dichterische Improvisation von ihm selber auszugeben. Über diese Schwächen im Kerne der Beweisführung helfen keine allgemeinen Wahrscheinlichkeiten hinweg; hundert unverläßliche Argumente geben miteinander noch nicht ein verläßliches." Alois Brandl (Germ. 486 u. a. O.).

*

Stevenson

Im Hinblick auf die im Verlag Buchenau & Reichert, München erscheinende deutsche Stevenson-Ausgabe, die auf zwölf Bände geplant ist und von der vier Bände bereits vorliegen, schreibt Friedrich Schnack (N. Bad. Landesztg., Kunst 594):

„Stevenson ist längst tot. Aber in den Ländern englischer Zunge ist er einer der meist gelesenen Verfasser von spannenden Abenteuergeschichten.

Diese Tatsache würde ihm natürlich nicht seine besondere Bedeutung geben.

Denn Stevenson ist nicht nur ein Schriftsteller dieser Art. Aus seinen Werken spricht ein gründlicher Geist von edelster Bildung. Er ist einer der klügsten Köpfe, die nahe am Ausgang des 19. Jahrhunderts stehen. Seine Vielseitigkeit und Vielfältigkeit ist ebenso bewunderungswürdig wie seine Zartheit, die sich vor allem deutlich in seinen Briefen, seinen Kindergedichten und Essays ausspricht. Seine Essays sind von meisterhaftem Schliff.

Er war einer der liebenswürdigsten Menschen: seine Tagebücher und Briefe sind Zeugnisse dieser schönen männlichen Tugend. Sein Humor, der aus einem gütigen und weisen Herzen stammt, durchstrahlt seine Bücher und leuchtet besonders aus den beiden Erzählungen ‚Der Schatz von Franchard' und der ‚Geschichte einer Lüge'. Er ist aufrichtig und fröhlich, deshalb liebt er

auch so sehr die Erde, die nur die Aufrichtigen und die im Blute Fröhlichen so innig lieben können.

Aber er liebt auch das Meer, dem er in seiner grenzenlosen Hingabe alle Geheimnisse abgelauscht zu haben scheint. Er kennt die Ozeane, die blauen Riesen, die sich von Kontinent zu Kontinent strecken. Es ist, als wäre er durch ihre Traum- und Wogengründe gewandelt: tauchte er auf, triefte er von Perlen und Schätzen, eine grüne Algenschnur um seinen Hals gewunden. Er kennt das stille und traumschwere Sonnenmeer, das Meer, schwellend in üppiger Schönheit und Lust. Er kennt aber auch das raubhafte Meer, das todbringende, wilde und dämonische Meer. Er ist weit darüber gefahren, hinab in die Südsee, und gelandet an den einsamen Südseeinseln, noch ehe die Mode einen Hauch dieser Gestade verspürt hatte."

Vgl. auch: Rudolf Kurtz (Münch. N. Nachr. 316).

*

Jakob Böhme

Zum Gedächtnis seines 300. Todestages (17. November)

„Böhme sieht und lebt kosmisch — auch das Persönlich-Menschliche. Das religiöse Interesse umgreift nicht mehr nur Seele und Menschheit, umgreift das All und bettet das Persönliche und Menschliche darin ein. Dies ist der Unterschied der Art seines barocken Denkens von der des 16. Jahrhunderts. — Dem nachlutherischen deutschen Christen aber wird ganz notwendig die Frage nach Ursprung, Wert und Sinn des Lebens zur Frage nach Ursprung, Wert und Sinn des Bösen. Leben vor dem Moralismus zu retten, ist der geheime Trieb dieser zwieträchtigen Seele. Da alles aus Gott urspringt, muß auch das Böse in Gott sein. Böhme wagt diesen Gedanken und bannt mit ihm ein Gottbild vor unser Auge, das einer der großartigsten Versuche ist, das Absolute kosmisch und moralisch sichtbar zu machen. Er hat Ernst gemacht mit dem Wegreißen aller anthropomorphen Masken des Ewigen. Das Antlitz der Gottheit, wie er es ersah, ist von unerhörter, fast übermenschlicher Größe und Gewalt. In dieser allumwölbenden Gottidee schließt sich Böhmes zwiespältiges Wollen. Von ihr aus ist es ihm möglich, das Leben zu begreifen als Widerspruch in seiner Einheit, als Spannung aus Ja und Nein. Leben ist gut und böse, und es findet sich bei Böhme der großartige, souveräne Gedanke, daß das Leben nicht wertlos sei, weil in ihm auch Böses walte, sondern nur, wenn das Böse stärker sei als das Gute, der Haß größer als die Liebe." Paul Hankamer (Voss. Zeitung 544).

„Von den Niederlanden gingen Böhmes Bücher sehr bald nach England, wo sie bis heute eine große Beliebtheit fanden und eine starke Wirkung ausübten. Der Philosoph und Dichter Henry Moore war wohl der erste Philosoph, der Böhme zum Ausgangspunkt seines philosophischen Aufbaus machte, ihm folgte Robert Fludd. Seltsam ist das Interesse, das der englische König Karl I. an Böhme nahm. ‚Gott sei gelobt, daß es noch Menschen gibt, die von Gott und Gottes Wort ein lebendiges Zeugnis aus ihrer Erfahrung zu geben imstande sind', soll er beim Lesen eines Böhme-Buchs ausgerufen haben. Um mehr über den Philosophen zu erfahren, schickte er gelehrte Engländer nach Görlitz, um über das Leben und Wirken des Meisters Nachforschungen anzustellen und an Ort und Stelle die deutsche Sprache zu erlernen, so daß sie die besonderen Eigentümlichkeiten der Böhmeschen Ausdrucksweise ins Englische übersetzen könnten. Als Karl I. im Jahre 1649 das Schafott bestieg, soll er als Trostbuch eine Schrift Böhmes bei sich gehabt haben, auch ist Böhmes Einfluß bei den Schriften des Königs zu spüren. In England ist Böhme zweimal ganz übersetzt worden, und es ist sehr bezeichnend, daß in einer Sammlung, die etwa unserem Reclam entspricht, von der deutschen Literatur außer einem Band Goethe und Mommsen nur Böhme Aufnahme gefunden hat. Auch die englische Literatur über Böhme ist in England recht ansehnlich." Grabisch (Deutsche Allg. Ztg. 546).

Vgl. auch: Hans Benzmann (Berl. Börs.-Ztg. 543); Will Erich Peuckert (Berl. Börs.-Cour. 541, Münch. N. Nachr. 315 und Frankf. Ztg. 863 — 1 M.); Max Schütte (Vorw. 543); Simon (Köln. Ztg., Lit. Bl. 807, und Schles. Ztg., Unt.-Beil. 88); Eugen Peterson (N. Tagbl., Stuttg. 505); Walter Haeser (N. Zür. Ztg. 1719); Paul Hankamer (N. Zür. Ztg. 1709); Ernst Müller (N. Tagbl., Stuttg. 504); Bruno Lenz (Württ. Ztg. 271); Wilhelm Schulte (Germ., Neues Ufer 502); Michel Georg (Allg. Ztg., München 464); Franz Müller (Prag. Pr., Dichtung 46); Paul Berglar-Schröer (Münch. Augsburger Abendztg. 314); Hellmuth Falkenfeld (N. Bad. Landesztg. 580); Bruno Wille (Tag, Unt.-Beil. 278); Magdeb. Ztg. (586).

*

Zur deutschen Literatur

Über Bürgers Macbeth-Übersetzung schreibt Eugen Kilian (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 505). — Dem jungen Herder und der Geschichtsphilosophie widmet Karl Kerber eine Studie (Frankf. Ztg. 825 — 1 M.). — An Goethes „letzte Liebe" Ulrike von Levetzow erinnert R. (Münch. Augsb. Abendztg., Südd. Frauenztg. 44). — Vom jungen Goethe gibt Hermann Bräuning-Oktavio Nachricht mit einem ungedruckten Briefe Wielands (Frankf. Ztg. 837 — 1 M.). — Eckermanns

Glaubwürdigkeit prüft Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1640). — Schiller-Anekdoten teilt Heinrich Peters mit (Tag, Unt.-Beil. 271), Schillers Religion unterzieht Georg Lange einer Betrachtung (Mannh. Generalanz., Aus Zeit 47), über Schiller und unsere Zeit spricht Friedrich Schulze-Langendorff (Tag, Unt.-Beilage 271).

Das Bildnis Jean Pauls zeichnet Walther Harich im Hinblick auf den 99. Todestag (Münch. N. Nachr. 321). — Hölderlins Deutschtum widmet T. K. Betrachtungen (Münch. N. Nachr. 512), über Hölderlin und die junge Generation schreibt Joachim G. Boeckh (Deutsche Allg. Ztg., Welt 542). — E. T. A. Hoffmanns Verhältnis zu Spontini untersucht Erwin Kroll (Münch. N. Nachr. 311 u. a. O.). — An Gustav Anton Freiherr v. Seckendorff erinnert Graf N. Rehbinder (Deutsche Allg. Ztg. 548). — Vincenzo Errantes Paraphrasen über Lenau (München, Verlag für Kulturpolitik) würdigt K. Hoeber (Köln. Volksztg., Lit. Beil. 4).

„Rhodope das Weib", von Hebbel zu Unruh, überschreibt Hans Franke (Frankf. Ztg. 873—1 M.) eine psychologisierende Studie. — Mit Bogumil Goltz beschäftigt sich Richard von Schaukal (Hannov. Kurier 560/61). — Zum Weltbild Christian Dietrich Grabbes steuert Paul Adams Betrachtungen bei (Köln. Volksztg., Lit. Beil. 5). — Dokumentarisches zum Disziplinarurteil gegen Hoffmann v. Fallersleben wird (Frkf. Ztg. 853 —1 M.) mitgeteilt. — Eine vergessene Satire Friedrich Rückerts „Der leipziger Jahrmarkt" gibt Franz Thomas (Leipz. N. Nachr. 309) bekannt. — Mit dem „Geistlichen Jahre" der Droste beschäftigt sich Paul Adams (Köln. Volksztg., Lit. Beil. 1).

Die Nietzsche-Literatur erhält mancherlei Anregungen: Über die „Tragödie Friedrich Nietzsche" schreibt Heinrich Getzeny (Germ., N. Ufer 502); ein unbekannter Brief Nietzsches contra Wagner aus dem Jahr 1888 wird (Voss. Ztg., Musik 11) mitgeteilt, ebenda schreibt Max Marschalk über Nietzsche als Komponisten; zur Nietzsche-Kritik äußert sich F. Köhler (Köln. Volksztg., Lit. Beil. 3); eine Gedächtnisrede von Carl Albrecht Bernoulli auf Nietzsche wird (Basl. Nachr., Sonntagsblatt 43 bis 46) mitgeteilt; wie Friedrich Nietzsche seine Kindheit erzählt, schildert Richard Rieß (Münch. Augsb. Abendztg. 318).

Ein Gedenkblatt für David Friedrich Strauß schreibt Therese Köstlin (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 46). — Gottfried Kellers Leben und Briefe in der Auswahl der „Bücher der Rose" (Langewiesche) würdigt Josef Hofmiller (Münch. N. Nachr. 313). — Anzengruber, als Menschen und Kämpfer, schildert Hanna Ribeaucourt (Prag. Pr. 329). — Unter der Überschrift „Spielhagen und wir" äußert sich Heinrich Spiero zur Problematik des Ruhms (Frankf. Ztg. 847—1 M.). — Ein unbekanntes Gedicht von Mommsen aus dem Jahre 1877 teilt Alfred Kaczmarek (Berl. Börs.-Cour. 545) mit. — Ein unbekannter Brief Ernst Wicherts an Paul Heyse aus dem Jahre 1878 wird (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbeil. 539) veröffentlicht.

An den 80. Geburtstag von Timm Kröger wurde mehrfach erinnert: Kurt Voß (Hannov. Kur. 560/61); Hans Benzmann (Magdeb. Ztg. 609 und Berl. Börs.-Ztg. 565); Heinz Neuberger (N. Tagbl., Stuttg. 525); Jacob Bödewadt (Köln. Volksztg., Lit. Beil. 8). — Eine kritische Betrachtung zum „Löns-Kult" unserer Tage bietet Otto Steinbrinck (Germ., N. Ufer 490).

An Walter Calé, den „Halbvergessenen" erinnert Hans Bethge (Münch. N. Nachr. 301). — Die Gedichte des jüngst verstorbenen Jakob Boßhart würdigt Hugo Marti (Bund, Bern 513). — Ein Gedenkblatt an Gerrit Engelke gibt Walther G. Oschilewski (Vorw., Heimwelt 23). — Einen Nachruf auf Robert Müller schreibt Rudolf Utzinger (N. Bad. Landesztg., Aus Kunst 568). — Unter der Überschrift „Der Kritizismus" würdigt Ernst Müller das philosophische Werk des jüngst verstorbenen Alois Riehl; vgl. auch den wertvollen Aufsatz von Heinrich Rickert (Frankf. Ztg. 889 — 1 M.). — Eine gehaltvolle Studie über Hans Kaltneker, den mit 23 Jahren Gestorbenen, bietet Felix Salten (Berl. Tagebl. 528). — Als den „Wahrhaftigen" schildert Heinrich Eduard Jacob (Frankf. Ztg. 866 — 1 M.) den Dichter Franz Kafka.

*

Zum Schaffen der Lebenden

Einen Aufsatz über Josef Winckler (Hannov. Kur., Unt.-Beil. 520/21) leitet Kurt Voß mit dem Satz ein: „Der Weg unserer Zeit ist der Weg Josef Wincklers; der Sturz, den unsere Tage sahen, ist sein Sturz." — Als einen starken Könner, der überdies Sinn für die letzten mystischen Urgründe alles Seins habe, charakterisiert Georg Hermann (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 546) den Dichter Frank Thieß. — Werner Mahrholz erblickt (Hannov. Kur., Lit. Beil. 536/37) in Albrecht Schaeffer den echten Dichter, der sich nur noch nicht gelöst habe von einem bürgerlichen Artistentum. — Herbert Eulenbergs Studie über Gerhart Hauptmanns Persönlichkeit (Köln. Ztg. 810a u. a. O.) gipfelt in der Charakteristik, daß Hauptmann immer die Treue gegen sich selbst gewahrt habe. — Über Georg Hermanns Werk sagt Heinz Stroh (Berl. Börs.-Ztg. 549): „Weil dieses Dichters Bücher so lebenswahr, so tief empfunden und mit so echter Liebe geschrieben, weil in ihnen der Geist und die Art des Schöpfers miteingedrungen sind, so ist in ihnen jener Humor zu finden, der unter Tränen lächeln macht, der ganz zum Herzen spricht. So wahr und so

gemütvoll sind Hermanns Menschen, daß ihnen allen unsere Liebe gehört, und daß wir — mit einem bitteren Gefühl, aber ohne jeden Haß — denen recht geben müssen, die wissen, wie das Leben genommen werden muß." — „Innere und äußere Realität" nennt Rudolf Kayser (Berl. Tagebl. 562) den Grundzug der Lyrik (aber auch der Epik und Essayistik) von Oskar Loerke. — Als das echte Kind Altösterreichs begrüßt Fritz Trathnigg (Schleswiger Nachr., Nordmark 275) den Dichter Robert Hohlbaum: in Tausende deutscher Herzen habe er sich eingesungen. — „Werke voll Lebensmacht" rühmt Franz Alfons Gayda (Zeit, Schaffende Jugend 84) Hans Schliepmann nach. — Das Geheimnis der Erzählerin Juliane Karwath erkennt Hans Brandenburg (Münch. N. Nachr. 326) in dem: „Den Dingen geheimnisvoll nah", ein Geheimnis des weiblichen, insbesondere des slawischen Blutes. — „Rein und groß" nennt Melchior Vischer (Münch. N. Nachr. 303) den fränkischen Lyriker Friedrich Schnack. — Eine Stimme der Beseelung und Verinnerlichung rühmt Franz Alfons Gayda (Zeit, Aus Literatur 75) dem jungen Dichter Helmuth M. Böttcher nach. — Derselbe Verfasser kennzeichnet die kräftige, formenmächtige Hand in dem Werk Eberhard Königs, das er das „Erlebnis des Heldischen" nennt (Zeit, Schaffende Jugend 83). — Ein Selbstbildnis entwirft Friede H. Kraze (N. Bad. Landesztg. 562).

In dem Gruß zum 65. Geburtstag (22. November) nennt Hans Gäfgen (Münch. Augsb. Abendztg., Süddeutsche Frauenztg. 46 u. a. O.) Helene Böhlau auch eine Verfechterin der Rechte des Weibes, dazu aber eine stille, feine Dichterin. — Einen Brief über Fridolin Hofer mit flotter Charakteristik schreibt Linus Birchler (Vaterland, Luzern 277).

Hans Francks „Gottgesängen" rühmt Willibald Omankowski (Berl. Tagebl. 558) die Kraft nach, von dem Belanglosen des Tages zu wahrhafter Rast und Einkehr zu führen. — „Blutprall gesättigte Gedrungenheit" findet Hanns Schmiedel (Mannh. Tagebl. 306) in dem dramatischen Werk der Hanna Rademacher.

Mit Gerhart Hauptmanns Roman „Die Insel der großen Mutter" beschäftigen sich Julius Bab (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 527) und Erich Ebermayer (Leipz. N. Nachr., Lit. Rundsch. 308). Bab nennt den Roman ein außerordentlich amüsantes, auch pikantes Buch, das aber das Mysterium nicht verhöhne, sondern rechtfertige. — Über Thomas Manns „Zauberberg" bietet Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1781, 1788, 1800) eine ganz eingehende, das Wesentliche hervorkehrende Studie, die in den Schlußsatz ausgeht, die deutsche Literatur sei um eine gültige Leistung bereichert worden, die noch lange die Geister erregen werde. — Über Jakob Wassermanns „Faber oder die verlorenen Jahre" liegt eine Reihe von Aufsätzen vor: Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1701); C. Haensel (Deutsche Allg. Ztg., Welt 530); R. S. (Bund, Bern 473); K. (Basl. Nachr. 449): Korrodi rühmt vor allem die Größe der Lebenssubstanz in dem Buch, während Haensel bemängelt, daß alles auf das Wort gestellt sei. — „Ein originelles, stark und tief gesehenes und meisterlich geschildertes Stück Menschentum" nennt Wilhelm Hegeler (Hannov. Kur., Lit. Beil. 544/45) Vicki Baums Roman „Ulle, der Zwerg". — „Ein Buch, das anspannt, aufreizt und langweilt, das imponiert, aber nicht bezwingt" sieht Hugo Bieber (Deutsche Allg. Ztg., Welt 565) in Alfred Döblins neuem Roman „Berge, Meere und Giganten". — Das Wertvolle bleibe fragmentarisch und eingesprengt: so urteilt E. Kolliner (N. Zür. Ztg. 1753) über Werfels Verdi-Roman. — Das „Rosenwunder" der Handel-Mazzetti würdigt A. v. d. Angerzell (Tiroler Anz. 270/72): es errege durch die historische Treue, die scharfe psychologische Einfühlung besondere Teilnahme. — Dem neuen Roman von Helene Christaller „Das Reich des Markus Mander" wird (Basl. Nachr. 461) Gehalt nachgerühmt. — Nicht nur eine überragende Dichtung, sondern ein Weltanschauungswerk erblickt Hanns Martin Elster (Königsb. Hart. Ztg., Lit. Rundsch. 517) in der Romantrilogie von Hans Friedrich Blunck. — „Warme Liebe zur Natur, inniges Verständnis auch für die alltäglichen, angeblich unscheinbaren Vorgänge in ihr" findet Franz Muncker (Münch. N. Nachr., Einkehr 60) in Oskar Gluths Roman „Hans Fiedlers goldenes Jahr". — In Max Niehans' altisländischem Bauernroman „Björn und Thord" erblickt Hugo Marti (Bund, Bern 491) das Wertvolle des Buchs in der Zeichnung der Charaktere.

In einem Aufsatz über Holzapfels „Panideal" von Georg Foerster (Deutsche Allg. Ztg. 525) liest man: „Auch Holzapfel scheint mir einer Zeitströmung unterlegen zu sein, welche, im irrtümlichen Glauben an die eigene Tiefe und Innerlichkeit befangen, das Heil der ‚Menschheit' von der Psychologie, dasjenige des einzelnen von der Psychoanalyse erwartet; auch er scheint mir das Opfer einer trotz alles Betonens ihrer Geistigkeit recht materialistischen, ja primitiven Denkweise zu sein."

*

Zur ausländischen Literatur

Über den großen englischen Roman der Gegenwart schreibt Karl Arns (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 45). — Deutsche Literatur in englischer Übersetzung läßt Hans Jessen (Deutsche Allg. Ztg., Werk 530) Revue passieren. — Dem Amerikaner Jack London, von dem der Gyldendalsche Verlag mehrere Bände in deutscher

Übersetzung herausbringt, gilt eine Notiz (Deutsche Allg. Ztg. 542). — Über O'Neill schreibt Joseph Chapiro (N. Bad. Landesztg. 575).

Das erste Ergebnis der Rundfrage über den Einfluß der französischen Literatur auf das Ausland in Antworten Keyserlings, Shaws und Bunins teilt das N. Tagbl., Stuttgart (512) mit. — Ein Hinblick auf die demnächst erscheinende Gesamtkorrespondenz J. J. Rousseaus wird (N. Zür. Ztg. 1713) geboten. — Aus den Jugendbriefen heraus charakterisiert Oskar Loerke Flaubert als „Verächter des Lebens" (Berl. Börs.-Cour. 527).

Über jung-holländische Lyrik unterrichtet Fritz Huebner (N. Bad. Landesztg. 577). — Wertvollen Bericht aus Herman Heijermans' letzten Tagen bietet Wilhelm Mautner (Frankf. Ztg. 879 A.).

Über Giacomo Leopardi schreibt Kurt Warmuth (Frankf. Ztg. 896—2 M.). — Den Roman aus dem neuen römischen Ghetto der Clarice Tartufari würdigt Hans Barth (Bund, Bern, Kl. Bund 45). — In moderne spanische Lyrik gewährt Erwin Stranik (Magdeb. Ztg., Lit. Beil. 550) Einblick.

Das Bildnis des Emanuel Swedenborg zeichnet Gerhard Waldow (Berl. Börs.-Ztg. 519). — Die Briefe von Herman Bang würdigt Ludwig Marcuse (Hannov. Kur., Lit. Beil. 562/63), ebenda schreibt Erich Bockemühl über Knut Hamsuns neuen Roman „Das letzte Kapitel". — Aus persönlicher Bekanntschaft spricht Hermann Rößler über den norwegischen Erzähler Edvard Welle-Strand (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 522). — Über „August Strindbergs dritte Frau" läßt sich Erwin Stranik (N. Wiener Journ. 11126) vernehmen.

Eine Studie über Saltykow bietet Benno Nesselstrauß (Prag. Pr. 308). — Garschin (deutsch bei Georg Müller) nimmt Fritz Ernst (N. Zür. Ztg. 1674) zum Thema.

Mit Henryk Sienkiewicz, dem „Quo vadis"-Dichter, beschäftigt sich Wilhelm Baum (Köln. Ztg., Lit. Bl. 801). — Ebenda (789) findet sich ein wertvoller Aufsatz über Ossendowski, über den auch Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1656) schreibt. — Über den polnischen Nobelpreisträger W. S. Reymont liegt eine Reihe von Aufsätzen vor: Hugo Marti (Bund, Bern 497); Martha Charlotte Nagel (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 541 u. a. O.); Monty Jacobs (Voss.-Ztg. 543); Leonhard Adelt (Berl. Tagebl. 543 u. a. O.); Mayan Szyjkowski (Prag. Pr. 315, vgl. auch Prag. Pr. 326).

*

„Das alte und das neue Wiegenlied." Von Hans Benzmann (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 47).

„Die Gnade des Dichters." Von H. A. Berger (Germ., Neues Ufer 524).

„Die Pfalz und Hessen: Ein literarischer Aufriß." Von Paul Berglar-Schröer (Karlsr. Tagbl., Lit. Beil. 497).

„Die Kritik des Romans." Von Michael Charol (Germ. 528).

„Sinn der Kritik." Von Bernhard Diebold (Frankf. Ztg. 870—1 M.).

„Weinbrief eines alten Romantikers (Friedrich Creuzer)." Von Karl Ellmendinger (Bad. Pr., Volk u. Heimat 40).

„Die Dichtung in der Schule." Von Fritz Gerathewohl (Münch. N. N. 304).

„Ein Brief Gerhart Hauptmanns." (Berl. Tagebl. 544).

„Vergiftung" (Zur Charakteristik von Adolf Bartels). Von Fred Hildenbrandt (Berl. Tagebl. 561).

„Dichter als Seher." Von Erich Klein (Germ. 502).

„Schweizer Erzähler." („Der arme Heinrich". Von Immanuel Limbach.) Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1717).

„Vom Wesen des Volksliedes." Von K. A. Maier-Heuser (Bad. Presse, Volk u. Heimat 46).

„Jacob Burckhardt und die anonyme Dilettantin." Von Hugo Marti (Bund, Bern 515).

„Tiroler Dichter." Von Alfred von Mensi (Münch. N. N., Einkehr 64, 66, 68).

„Anachronismus auf der Bühne." Von Erik Reger (Tag, Unt.-Beil. 283).

„Der Künstler und der normale Mensch." Von Erik Reger (Frankf. Ztg. 899—1 M.).

„Eros als Dichtung heute und morgen." Von Martin Rockenbach (N. Bad. Landesztg. 561).

„Dichtung." Von Jakob Schaffner (N. Zür. Ztg. 1752).

„Das Schrifttum des Westerwaldes." Von Leo Sternberg (Köln. Volksztg., Lit. Beil. 3).

„Charakterologie." Von Emil Utitz (Voss. Ztg. 540).

„Jüngste Wandlungen im deutschen Geistesleben." Von Oskar Walzel (Bund, Bern, Kl. Bund 46, 47).

„Uraufführung." Von Georg Witkowski (Berl. Tageblatt 567).

„Dichtung und Volk." Von Heinrich Zerkaulen (Köln. Volksztg., Lit. Beil. 2).

Echo der Zeitschriften

Die Neue Rundschau. XXXV, 11. (Berlin-Leipzig.) In seiner intimer Kenntnis entwachsenen Studie „Englische Menschen" zeichnet Max Meyerfeld eine Reihe wohlgetroffener Porträtskizzen:

John Galsworthy

„John Galsworthy hat sich heute Weltgeltung erobert. Unlängst erst bemerkte der amerikanische Professor Archibald Henderson, in den Vereinigten Staaten sei Galsworthy ein Klassiker. Und er wird nicht nur erhoben, sondern auch fleißig gelesen, wofür die im Erscheinen begriffene, einundzwanzigbändige Gesamtausgabe seiner Werke zeugt.

Als ich ihm zuerst im Hause seiner Schwester, der translucid vergeistigten Mrs. Sauter, begegnete, sah er wie Gerhart Hauptmann aus — nur entfurchter, geglätteter, mondäner. Die Ähnlichkeit hat sich mit den Jahren abgeschliffen: heute wirkt Galsworthy in der äußeren Erscheinung, desgleichen in der die Worte sorgsam wägenden Sprechweise wie ein Diplomat. Und etwas davon ist in sein Wesen übergeflossen. Der Schriftsteller, der mit der Geißelung des Cant anfing (‚The Island Pharisees'), wird vornehmlich durch die Verherrlichung der breiten britischen Mittelschicht fortleben (‚The Forsyte Saga'). In diesen englisch gewendeten ‚Buddenbrooks' verleugnet sich durchaus nicht eine scharfe Beobachtung für die Schwächen des minuziös gemalten Standes, aber noch weniger eine große Bewunderung. ‚Mit all deinen Fehlern lieb ich dich doch,' hätte, frei nach Byron, der Schilderer als Motto darüber setzen können.

Heute, vom Weltruhm umschmeichelt, macht er ein wenig den Eindruck eines aus der Opposition in die Regierung gelangten Parlamentariers. Er schwebt ein bißchen olympisch über dem Getriebe. In der Reserve ruht seine reservatio mentalis. Sein Anschlag — darf man ihn mit einem Pianokünstler vergleichen? — ist weicher geworden. Er war immer ein Künstler des Piano, und im Unausgesprochenen, Angetippten, Leisen lag sein Forte."

William Archer

„Dieser Schotte mit dem Adlerblick hat schon zu einer Zeit Theaterkritiken geschrieben, da wir noch fast in den Windeln lagen. Man darf ihn getrost als besten Kenner des Welttheaters ansprechen; denn Amerikas und Japans Bühnenkunst sind ihm durch eigenes Studium nicht minder vertraut als die europäische. Man darf ihn wahrscheinlich den einzigen Theaterkritiker nennen, der von sämtlichen Erdteilen gekannt wird. Er hat Ibsen auf den Schild gehoben, Hauptmanns ‚Hannele' den Engländern vermittelt, alles Neue gefördert, woher es immer kam, und stets dem Theater gegeben, was des Theaters ist: kein verstiegener Doktrinär, sondern ein Bannerträger des common sense. Sein letztes theoretisches Werk ‚The Old Drama and the New' stellt die Summe einer ungeheuren Brettererfahrung dar; es läßt an den viel gepriesenen Elisabethanern, die auf Shakespeare folgten, kein gutes Haar und legt für die viel geschmähten modernen Realisten eine Lanze ein."

Die Sitwells

„Daß eine Schwester und zwei Brüder sich lyrisch betätigen, in holdestem Einvernehmen einander Konkurrenz machen, ist ein Hapaxlegomenon der Literaturgeschichte. Sir George Sitwell, der Vater, Besitzer von sechstausend Morgen Land und einer Handpresse, interessiert sich für Historie und Gartenkunst im regelmäßigen Stil. Seine Kinder Edith, Osbert und Sacheverell haben ganz in modernes Fahrwasser eingelenkt, sind, was wir mit einem Schlagwort von gestern aktivistisch nennen, haben den Kampf gegen poetische Tradition und Konvention auf ihre Fahne gesetzt und schreiten der neuen Bewegung als Führer voran. Sie sind schon so allgemein bekannt, daß ein londoner Revuetheater die drei Geschwister auf die Bretter bringt. Ediths Bild, von Guevara gemalt, hängt, Osberts Kopf, von Frank Dobson in Goldbronze geformt, steht in der Tate-Galerie ...

Am heftigsten befehdet wird Osbert; so schallt ihm das Echo seiner eigenen erquicklichen Attacken zurück. Seit Lord Byron die ‚English Bards and Scotch Reviewers' vornahm, hat kaum einer mehr in England die Epigonen mit solcher Vehemenz gezaust. Osbert bringt alles zu einem Satiriker großen Formats mit. Im programmatischen Einleitungsgedicht zu seinem Band ‚Argonaut and Juggernaut' heißt es unter den Aufgaben, die einer neuen Zeit harren: ‚Laßt uns den Baum der Sprache säubern von ihrer toten Frucht. Laßt die Klischees uns einschmelzen zu geschmolzenem Metall; Waffen schmieden, die sengen und schinden; laßt uns den ewigen Humor im Zaume halten und witzig werden.' Was die letzte Forderung angeht, so hat sie von sich aus Osbert Sitwell bereits erfüllt. Nichts wäre verkehrter, als in ihm einen Zertrümmerer zu sehen; er ist ein Schönheitsucher."

Siegfried Sassoon

„Die Sassoons kommen in England gleich nach den Rothschilds. Von der Mutter her hat Siegfried Künstlerblut in den Adern: sein Oheim ist der ehedem gefeierte Bildhauer Thornycroft, abgestempelter Akademiker. Natürlich war Siegfried ein Dichter, ehe der Krieg ihm die Zunge löste; doch seine edle Menschlichkeit entfaltete sich erst in ihrem ganzen Wuchs, als die Menschheit verkümmerte. Er muß Furchtbares im Felde durchgemacht und muß es furchtbarer empfunden haben als die andern, weil ihm ein Gott zu sagen gab, was er leidet. Und stärker noch in ihm war das Mitleiden. Er denkt, wenn die fliehenden Truppen über den Leichnam eines Feindes hinwegstürmen und ihn tiefer in den Schlamm treten, der deutschen Mutter die träumend am Fenster sitzt und Strümpfe für ihren Sohn strickt. Er stößt nicht in das Horn der hirnverbrannten Kriegsphraseologen, sondern brandmarkt sie als ‚Junker'. Für ihn bedeutet Kämpfer sein nicht: sich der Waffen des Geistes begeben. Er ist den Herrschaften daheim sehr unbequem geworden, weil er ihnen die Wahrheit zu sagen suchte. In aller Not vergißt er nicht seines Beethoven, Bach, Mozart, an denen sich seine Träume entzündeten, die in seinem Herzen Kathedralen bauten."

Hochland. XXII, 2. (München und Kempten.) Theodor Haecker bietet eine Studie über „Francis Thompson und Sprachkunst", der ein Wort Thompsons als Motto vorangesetzt ist, demzufolge Thompson die Rückkehr zur Natur als etwas Ansehnliches gelten läßt, sich selber aber die Rückkehr zu Gott als Ziel setzen möchte. Es finden sich aber gerade wertvolle Ausführungen über Thompsons Verhältnis zur Natur in Haeckers Studie:

„Es ist fraglich, ob Thompson je mit Shelley verglichen worden wäre, wenigstens in dem Maße, in dem es getan wird, wenn er nicht seinen berühmtesten Essay zur Würdigung Shelleys geschrieben hätte. In Wahrheit nämlich ist seine Verwandtschaft mit ihm eine recht entfernte, weshalb er auch so objektiv und erkennend von ihm reden kann. Vieles, was er so hoch an Shelley pries, hatte er gerade nicht, oder nur als beherrschtes, nicht als herrschendes Moment. Er hatte gewiß auch ein metaphysisches Verhältnis zur Natur, wie Shelley, aber nicht in dieser Einzigkeit und Verlorenheit; denn er war ein Christ und führte ein Leben im Geiste. Er hatte ein metaphysisches Verhältnis zur Natur, sonst wäre er kein Dichter gewesen, und der Bericht eines seiner Bekannten, daß er eine Eiche von einer Ulme nicht unterscheiden konnte und die Namen der gewöhnlichsten Feldblumen nicht wußte, ist nicht, wie es vielleicht leise gemeint ist, ein Einwand gegen seine tiefe Wesenserkenntnis der Natur, sondern eher ein Zeichen, daß sie tiefer als alle Empirie reichte. Nicht daß ich solche Ignoranz im allgemeinen für empfehlenswert hielte, aber die Weise der Dichter ist so individuell und der Nachahmung entzogen und nur ad hoc gültig, wie die so vieler Heiligen in einer höheren Sphäre. Ich vermute aber, daß auch Hölderlins Kenntnisse in der Botanik nicht weit her waren.

Dennoch hat Thompson niemals Verse so unmittelbar aus dem Mitleben mit der Natur herausgeschrieben wie Shelley oder Goethe oder Mörike. Freilich kann man dann sofort hinzufügen, daß auch Dante und Shakespeare es nicht getan haben; der große Unterschied ist aber, daß Thompson als Dichter das Erbe der Shelley, der Goethe, der Mörike anzutreten hatte; er brauchte die beiden letzten wenig oder — Mörike — nicht zu kennen, darum handelt es hier sich nicht, nämlich um das Lesen und das äußere Kennen, die metaphysische Naturlyrik war eine europäische Angelegenheit, wenn auch national differenziert, eine geistige Bewegung, die erst allmählich in unser Bewußtsein gelangte, die aber real in jedes geistigen Menschen Entwicklung mitwirken mußte: ein dichterisch errungener Wert, der nicht verlorengehen kann, der mit einbezogen werden mußte in Erleben und Schaffen eines Dichters, der höher steigen wollte. Und dieses hat Thompson getan, darum trägt er den Lorbeer."

Germanisch-Romanische Monatsschrift. XII, 9/10. (Heidelberg.) W. F. Schirmer untersucht den Einfluß, den Boccaccios Werke auf Chaucer ausgeübt haben, und kommt zu dem Resultat:

„Boccaccio war ein bahnbrechender Neuerer, und er wirkte auch auf Chaucer als Anreger; aber die Anregungen der Teseide und des Filostrato verfolgte Chaucer auf einem Wege, der nicht der Boccaccios war. Chaucers dichterisches Genie ist durch Boccaccio nicht umgeformt worden, und da sein Weg nicht der Boccaccios war, wäre er ihn auch ohne Boccaccio gegangen. Damit nimmt aber die ganze Frage der stofflichen Beeinflussung eine untergeordnete Bedeutung an."

Der Neue Merkur. VIII, 2. (Stuttgart-Berlin.) Seinen Aufsatz über das „Expressionistische Drama" leitet Ludwig Marcuse mit der Betrachtung ein:

„Die Dichter-Generation, die jetzt am Werk ist, hat drei entscheidende Zeitereignisse erlebt: die gewitterträchtige Schwüle des Vorkriegs; die Zertrümmerung aller leiblichen und seelischen Gestalt im Krieg und die Perpetuierung des ungehemmten Ausbruchs in der

revolutionären Gegenwart. Die aktuellen Geschehnisse trafen auf die beiden vom Anfang des vorigen Jahrhunderts her wirkenden Kern-Erlebnisse der modernen Ära: Skepsis gegenüber jeder Sinndeutung des Lebens und Willen, am irdischen Paradiese zu bauen.

Diese epochalen und aktuellen Elemente unseres Erlebens sind die Atmosphäre aller gegenwärtigen Geistigkeit; wie Trojanischer Krieg, Odysseus Sage und Olymp die Seelensituation Homers war oder französische Revolution, deutsche Reaktion und abstrakt-verflüchtigtes Christentum Schillers seelische Heimat. Dialoge, dramatische Konflikte, tragische Zuspitzungen sind erst Rationalisierungen oder Illustrierungen (d. h. Symbolisierungen) dieser Seelenmannigfaltigkeit. Wir sind über die Möglichkeit früherer Kulturen, diesen Seelenreichtum allgemeingültig zu verschmelzen, hinausgewachsen und empfinden dies — je nach dem Temperament — als reizvoll oder tragisch. Vergangenen Zeiten war der repräsentative Dichter zugleich der persönlichste und sachlichste: wer seine Seele am fugenlosesten zusammenhielt, war der Former der Zeitseele, zuletzt noch Goethe. Jetzt ist die Möglichkeit einer Koinzidenz von runder, in sich zentrierter Subjektivität mit der Polyphonie des Zeitgeistes deshalb so gering, weil jeder Ton im Vielklang Herr und Mitte einer eigenen Konsonanz geworden ist, und die Einzelseele zur Zeitseele sich deshalb nicht mehr wie ein Mikrokosmos zu einem Makrokosmos, sondern wie ein Blumenarrangement zu einem Blumenfeld verhält; statt Konzentration in einem Subjekt haben wir subjektive Auswahl. Deshalb — und weil keine moderne Dramatiker-Persönlichkeit eine Biographie herausfordert — ist es sinnvoller, über das moderne Drama zu schreiben als über moderne Dramatiker; sinnvoller, die Atmosphäre in Begriffe zu übersetzen als die individuellen Charaktere."

* * *

„Die Nibelungen im Lichte der neuesten Forschung." Von Gustav Neckel (Die Gartenlaube 1924, 45. Leipzig).

„Jakob Böhme." Von Heinrich Bornkamm (Der Türmer XXVII, 2. Stuttgart).

„Der Schusterphilosoph Jakob Böhme." Von Erich Tschirn (Die Geistesfreiheit XXXIII, 11. Bochum).

„Angelus Silesius." Von Georg Ellinger (Westermanns Monatshefte LXIX, 819. Braunschweig).

„Der cherubinische Wandersmann." Von Richard von Kralik (Der Gral XIX, 3. Essen).

„Aus Klopstocks dänischer Zeit." Von Leopold Magon (Germanisch-Romanische Monatsschrift XII, 9/10. Heidelberg).

„Faust." Von Julius Bab (Volksbühnen-Blätter II, 3. Düsseldorf).

„Humanist, Romantiker und Klassiker über Laach. [Johannes Butzbach, Dorothea von Schlegel, Goethe]." Von Thomas Michels (Rheinische Heimatblätter 1924, 10. Koblenz).

„Ist ‚Turandot' von Schiller?" Von Hans Knudsen (Blätter der Württembergischen Volksbühne VI, 4. Stuttgart).

„Zur Entstehung von Hölderlins ‚Empedokles'." Von Georg Neumann (Germanisch-Romanische Monatsschrift XII, 9/10. Heidelberg).

„Hölderlins Wanderungshymne." Von Conrad Wandrey (Die Horen 1924/25, 1. Berlin).

„Die heilige Schar. Vorklang zu einem Hölderlin-Bilde." Von Stefan Zweig (Die Horen 1924/25, 1. Berlin).

„Freut euch des Lebens. Sein Dichter [Martin Usteri] und seine Melodie." Von Eduard Korrodi (Velhagen & Klasings Monatshefte XXXIX, 3. Bielefeld).

„Amandus Gottfried Adolf Müllner." Von Kurt W. Herrmann (Baden-Badener Bühnenblatt IV, 66).

„Eichendorff als Dramatiker." Von Erich Dürr (Saarbrücker Blätter III, 3).

„Eichendorff und die Gestalt seiner Helden." Von Carl David Marcus (Ostdeutsche Monatshefte V, 8. Oliva).

„Joseph von Eichendorff, der Lyriker des oberschlesischen Waldes." Von Wilhelm Schuster (Ostdeutsche Monatshefte V, 8. Oliva).

„Unbekannte Gedichte und Äußerungen Heinrich Heines." Von Rudolf Schade (Der Schatzgräber IV, 2. Berlin).

„Hebbels ‚Agnes Bernauer'." Von Karl Schultze-Jahde (Preußische Jahrbücher CLXXXXVIII, 2. Berlin).

„Louise von François und Eisenach." Von Hermann Hoßfeld (Der Bergfried 1924, 2. Eisenach).

„Persönliche Erinnerungen an Jakob Burckhardt." Von Ludwig von Scheffler (Der Lesezirkel XII, 3. Zürich).

„Die Nachwirkung Scheffels in Webers Dreizehnlinden." Von G. van Poppel (Neophilologus 1924, Oktober. Holland).

„Unveröffentlichter Brief von Gustav Landauer." (Das Dreieck I, 3. Berlin).

„Landauer und Rathenau." Von Leo Hirsch (Das Dreieck I, 3. Berlin.)

„Rathenau." Von Heinrich Spiero (Die Christliche Welt XXXVIII, 46/47. Gotha).

„Bruno Arndt." Von Helmut Wocke (Ostdeutsche Monatshefte V, 8. Oliva).

„Aus Bruno Arndts Tagebuch." (Ostdeutsche Monatshefte V, 8. Oliva.)

„Jakob Boßharts Verkündigung." Von Felix Moeschlin (Der Lesezirkel XII, 1. Zürich).

„Gerhart Hauptmann." Von Hans Franck (Baden-Badener Bühnenblatt IV, 70).

„Ricarda Huch in Zürich." Von Hedwig Bleuler-Waser (Der Lesezirkel XII, 2. Zürich).

„An Ricarda Huch." Von Fritz Strich (Der Lesezirkel XII, 2. Zürich).

„Ein Roman der Seele [Hermann Stehr: Der Heiligenhof]." Von Felix Braun (Die Werber I, 2. Oppeln).

„Ein Lebensbuch [H. Stehr]." Von Willibald Köhler (Die Werber I, 2. Oppeln).

„Peter Brindeisener [Hermann Stehr]." Von Oskar Walzel (Die Werber I, 2. Oppeln).

„Jakob Schaffner." Von Hanns Martin Elster (Baden-Badener Bühnenblatt IV, 62).

„Jakob Schaffner." Von Wolfgang Goetz (Deutsche Rundschau LI, 2. Berlin).

„Über Jakob Schaffner." Von Hans Knudsen (Hellweg IV, 39. Essen).

„Karl von Felner." Von Oskar Jancke (Die Kuppel I, 2. Aachen).

„Hermann Burte." Von Siegfried Melchinger (Der Schönhof 1924, 7. Görlitz).

„Hans Franck." Von Joseph Risse (Vereinigte Sädtische Bühnen II, 5. Dortmund).

„Der Romandichter Ulitz." Von Werner Deubel (Ostdeutsche Monatshefte V, 8. Oliva).

„Hans Friedrich Blunck." Von Will Scheller (Hellweg IV, 47. Essen).

„Hermann Kesser." Von Hanns Martin Elster (Die Horen 1924/25, 1. Berlin).

„Fritz Droop." Von Hanns Schmiedel (Bühnenblatt II, 4. Dortmund).

„Egid Filek [Autobiographische Skizze]." (Die Kultur II, 18. Wien.)

„Über ein Gedicht von Ludwig Strauß." Von Albrecht Schaeffer (Die Kuppel I, 3. Aachen).

„Ludwig Huna." Von Viktor Wall (Der Fährmann 1924, 7. Wien).

„Walter Schimmel-Falkenau." Von Helmut Wocke (Ostdeutsche Monatshefte V, 8. Oliva).

* * *

„Shakespeare: König Johann." Von Julius Bab (Die Szene XIV, 10. Berlin).

„Shakespeare und der Stil des deutschen Dramas." Von Richard Benz (Masken XVIII, 4. Düsseldorf).

„Bernard Shaw." Von Julius Bab (Baden-Badener Bühnenblatt IV, 61).

„Bernard Shaw und Irland." Von Ernst Leopold Stahl (Baden-Badener Bühnenblatt IV, 69).

„G. Bernard Shaw über seine Jungfrau von Orleans." Von Fritz Homeyer (Die Szene XIV, 10. Berlin).

„Das Drama, das Theater, der Film." Ein Dialog zwischen Bernard Shaw und Archibald Henderson (Die Neue Rundschau XXXV, 11. Berlin).

„Zur Canonisation von Stendhal." Von O. L. (Das Tagebuch V, 44. Berlin).

„Anatole France." Von Kasimir Edschmid (Die Horen 1924/25, 1. Berlin).

„Anatole France." Von Maurice Gauchez (Der Stromer I, 1. Köln).

„Anatole France †." Von Josef Froberger (Der Gral XIX, 3. Essen).

„Anatole France." Von Max Herrmann-Neisse (Die Aktion XIV, 11. Berlin).

„Anatole France." Von Wilhelm Herzog (Das Forum VIII, 10/12. Berlin).

„Anatole France in der Anekdote." Von Walter Meier (Wissen und Leben XVII, 23. Zürich).

„Eine Bibliophilenreise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich." Von Otto Grautoff (Zeitschrift für Bücherfreunde XVI, 6. Leipzig).

„Calderon und das moderne Theater." Von Erich Dürr (Saarbrücker Blätter III, 5).

„Ein holländischer Dramatiker [Jan Fabricius]." Von Alfred Dreßler (Baden-Badener Bühnenblatt IV, 74).

„Strindberg." Von Werner E. Thormann (Blätter der Württemberg. Volksbühne VI, 5. Stuttgart).

„Ibsens Stellung in der Weltliteratur." Von Alexander von Gleichen-Rußwurm (Baden-Badener Bühnenblatt IV, 51).

„Abstrakte und wirkliche Revolution (Die Weltanschauung Dostojewskis und das heutige Rußland)." Von Hans Prager (Die Werber I, 2. Oppeln).

„Christus, Tolstoi und Marx." Von Hugo Marcus (Moslemische Revue I, 3. Berlin).

„Japanisches Theater." Von Fritz Rumpf (Der Querschnitt IV, 5. Berlin).

* * *

„Blitzbilanz heutigen Dramas." Von Fred Antoine Angermayer (Das Dreieck I, 1. Berlin).

„Bürgerliches Theater von heute." Von Franz Franklin (Das Forum VIII, 10/12. Berlin).

„Das junge deutsche Drama und der neue Lebensstil." Von Karl Lehmann (Crefelder Blätter I, 4).

„Dramatisches Ergebnis." Von Jo Lherman (Das Dreieck I, 2. Berlin).

* * *

„Die Bedeutung der Dichtung für unsere Zeit.“ Von Walther Auras (Volksbildung LIV, 11. Berlin).

„Der Geist der deutschen Stämme.“ Von Carl Beck (Der Schatzgräber IV, 1. Berlin).

„‚Es ist so still‘...“ Zur Geschichte und Deutung eines Naturmotivs. Von Alfred Biese (Pädagogische Warte XXXI, 21. Osterwieck a. Harz).

„Die Überwindung des Gebildeten.“ Von Paul Bourfeind (Der Stromer I, 1. Köln).

„Die Klärung. Auf dem Wege zu einem neuen Stil.“ Von Paul Bourfeind (Der Stromer I, 1. Köln).

„Der Detektiv in der Literatur.“ Von Max Brie (Der Schatzgräber IV, 2. Berlin).

„Geistiges Leben an der Saar.“ Von Eduard Faißt (Rheinischer Beobachter III, 43/44. Potsdam).

„Rheinische Dichter der Gegenwart.“ Von Ernst Hengstenberg (Rheinischer Beobachter III, 47/48. Potsdam).

„Im Aufgang neuer Kunst.“ Von Kurt Heynicke (Westdeutsche Blätter des Bühnenvolksbundes I, 1. Frankfurt a. M.).

„Der Kritiker.“ Von Max Hochdorf (Deutsche Presse XIV, 43/44).

„Der Mimus und die Ahnen des Mephisto.“ Von Friedrich Kuntze (Kunstwart XXXVIII, 2. München).

„Etwas vom Kunstkritiker.“ Von Max Osborn (Deutsche Presse XIV, 45. Berlin).

„Die Entwicklungskurve des Futurismus.“ Von Mario Puccini (Wissen und Leben XVII, 23. Zürich).

„Gedanken über Buch und Leser.“ Von Rudolf Reuter (Westdeutsche Blätter des Volksbühnenbundes I, 3. Frankfurt a. M.).

„Klang der Landschaft in gesprochener Dichtung.“ Von Fr. K. Roedemeyer (Hellweg IV, 44. Essen).

„Die Kogge.“ Schattenrisse aus dem Kreise meiner Freunde. Von Wilhelm Scharrelmann (Niedersachsen XXIX, November, Bremen).

„Romantik.“ Von Carl Schmitt (Hochland XXII, 2. München).

„Des deutschen Rheines Dichtung.“ Von Leo Sternberg (Rheinischer Beobachter III, 47/48. Potsdam).

„Wann entstand das Lutherlied [‚Ein feste Burg ...‘]?“ Ein Nachtrag von Georg Stuhlfauth (Zeitschrift für Bücherfreunde XVI, 6. Leipzig).

„Zehn Jahre.“ Von Ernst Toller (Das Dreieck I, 2. Berlin).

„Dokumente bayrischer Justiz. II.“ Von Ernst Toller (Die Weltbühne XX, 42, 45. Berlin).

„Was heißt dichterische ‚Form‘?“ Von Emil Winkler (Germanisch-Romanische Monatsschrift XII, 9/10. Heidelberg).

„Das schlechte Buch.“ Von Heinrich Zillich (Klingsor I, 8. Kronstadt).

Echo der Bühnen

Wien

„Der Komödiant.“ Ein Vorspiel und fünf Akte. Von Karl Schönherr. (Uraufführung im Burgtheater am 14. November 1924.)

Den zweiten Akt dieses Schauspieler-Schauspiels füllt eine Theaterprobe in Anwesenheit des Autors, der die Mimen zur Verzweiflung bringt, weil er immerfort an seinem Stück feilt, zusetzt und bis hart an die Premiere heran ändert, nicht etwa bloß Dialogstellen und Bühnenweisungen, sondern ganz wesentliche Dinge und zwar aus dem Positiven ins Negative: so soll z. B. der betrogene Ehemann des „Stücks im Stück“ die nahezu in flagranti ertappte Gattin nun plötzlich — drei Tage vor der Aufführung — nicht mit Schmähungen überhäufen und tätlich bedrohen, sondern, Gott weiß warum, erst recht in Liebe für sie entbrennen. Hier treibt Schönherr, der ewig Ändernde, mit sich selber Spott: auch dieser „Komödiant“ ist das Ergebnis solcher Häutungen und Metamorphosen, er entsteht durch den gründlichen, nur gerade zwei Steine aufeinanderlassenden Umbau einer von den Zeitgenossen bereits vergessenen Komödie „Über die Brücke“, die vor fünfzehn Jahren mit geringem Erfolg über dieselben Bretter gegangen ist, die der „Komödiant“ heut betritt. Die „Brücke“, das war 1909 die Grenzscheide oder der Engpaß, wie man will, zwischen Boheme und Philisterei, zwischen künstlerischer und banausischer Arbeit — und über diese Brücke kam ein einfaches Bürgermädchen, das Gretchen von heute, zu einem Schauspieler, der sie als einsamer und hilfloser Mensch erbarmte, ihr als Künstler aber unverständlich blieb und zuletzt hassenswert erschien; der Kampf beider ging um das Kind, dergestalt, daß jeder der Gatten es für seine Sonderwelt beanspruchte; zuletzt retteten sich Mutter und Kind „über die Brücke“ in das Reich solider Unkunst. — Von alledem ist dem neuen Burgtheaterstück nichts geblieben als Er und Sie, und wie sie sich

finden, und daß sie sich trennen; das Kind als Streitobjekt scheidet aus, denn die Mutter läßt es sich (gegen den von den Dramatikern der letzten Jahre, auch von Schönherr, nun schon recht oft bemühten § 144 ÖStG.) „nehmen", damit es nicht durch den Vater dem Lügenreich des Theaters verfalle, sie handelt also in dem neuen Stück gleichsam auf Grund der Erfahrungen des alten; nunmehr Strafprozeß, Freispruch, flüchtige Wiedervereinigung der Gatten, endgültige Trennung. Sie geht zurück über die Brücke; für ihn, einen Komödianten durch und durch, bei dem niemand und auch er selbst nicht weiß, wo das Sein aufhört und der Schein anfängt, für ihn wird diese Katastrophe von Weib und Kind sofort zum Deklamationsthema, wie Hedwigs Selbstmord für den Photographen Ekdal, und zugleich zum Stimulans seiner Kunst, zu einem Erlebnis, dessen Stimmungswerte der Komödiant im Komödianten dankbar, fast freudig begrüßt — denn vielleicht kommt nun endlich der große Triumph, auf den der Arme seit der Jugend wartet. — Ein mit den von Schönherr zu erwartenden geraden und dicken Strichen gezeichnetes Stück; der wichtige dritte, der schwierige fünfte Akt technisch meisterhaft; zwei Themen, der Zigeuner im Gegensatz zum Bürger und der Künstler im Gegensatz zur autonomen Individualität, stehen einander im Weg, hindern eins das andere an voller Entfaltung; Trivialität und Elementarstes nach Schönherrs Art in engster Verbindung. — Bei der Aufführung wurde das Stück aus der Gegenwart, der es mit Haut und Haaren angehört, in die Krinolinenzeit etwa des Konsuls Bernick oder des Advokaten Stensgaard geschoben; warum? Vielleicht um das „Verbrechen gegen das keimende Leben" noch als ein ganz unbezweifeltes, jeder Diskussion entrücktes hinzustellen; denn sonst müßte sich jenen zwei Problemen eigentlich noch ein drittes beigesellen.

Robert F. Arnold

Frankfurt a. M.

I

„Gewalt." Komödie in fünf Akten. Von Ernst Lissauer. (Uraufführung im Neuen Theater am 16. November 1924.)

Das Frankfurter Neue Theater brachte als Uraufführung Ernst Lissauers Komödie „Gewalt", die seitdem auch ihren Weg über andere Bühnen angetreten hat. Der Dichter hat sehr frei mit der historischen Vorlage, die er in der bekannten Liebesgeschichte des alten Dessauers fand, geschaltet und läßt den jungen Draufgänger, der in der Eifersucht ein harmloses Männlein fast umbringt, von seiner Geliebten so gründlich erziehen, daß er schließlich Heftigkeit und Gewalt abschwört, um das liebe Mädchen zu bekommen. Es ist Lissauer gelungen, die Handlung volkstümlich zu gestalten, ernste, brave, humoristisch umhauchte Menschen gehen durch den Abend, die freilich Ahnen in „Kabale und Liebe" und in „Minna von Barnhelm" haben, aber die letzten Akte geraten leider etwas mager, die Umkehr des Fürsten müßte ohrenfülliger sein, und der Schlußakt gar ist zu sentimental und gedehnt, „zielt" auch, gleich Szenen des vierten, zu sehr auf das deutsche Gemüt. Immerhin hielten die Vorzüge der Komödie, die ich vor allem in ein paar gut erfundenen kernigen Menschen sehe, den Abend hoch und sicherten freundlichen Erfolg und Rufe nach dem Verfasser.

Rudolf Geck

II

„Katalaunische Schlacht." Dreiaktiges Schauspiel. Von Arnolt Bronnen. (Uraufführung im Frankfurter Schauspielhaus am 27. November 1924.)

Wie der Titel bombastisch klingt und nicht zur Sache gehört — denn eine Weibergeschichte kann nicht ungestraft dies männermordende Schlagwort tragen —, so ist das ganze Drama von einem kolossalen Anspruch erfüllt, der durch keine Leistung gerechtfertigt wird. Man denke sich Wedekinds Lulu — aber von Männern verfolgt, statt Männer verzehrend. Bronnen macht also aus dem bald liebestollen und bald sentimentalen Mädchen Hiddie eine Märtyrerin der Liebe. Zwar: den ersten Geliebten betrügt sie mit dem zweiten; den zweiten bringt sie um aus Notwehr; den dritten, vierten und fünften wird sie aber nur durch Selbstmord los. Das „letzte Weib" ist nun an tierischer Männergier dahingegangen. Vielleicht meint es Bronnen so? Vielleicht auch anders? Denn das Drama ist ein wirres Sensationsgemisch von Realstil und Symbolstil; Reminiszenzen an Wedekind im Vorder- und Unruh im Hintergrund. Im ersten Akt wird der Weltkrieg zur Exposition bemüht: Hiddie im Betonunterstand vor Château Thierry mit Dauermusik des Trommelfeuers. Im zweiten Akt: Dauersurren eines pariser Kinofilms. Dritter Akt: Dröhnen der Schiffsschraube eines Meerdampfers sowohl als eines Grammophons. Dies mögen akustische Symbole des technischen Zeitalters bedeuten. Weniger technisch als okkultistisch wirkt die Stimme des toten ersten Liebhabers aus dem Grammophon; obgleich der Trick dem Publikum gefallen mußte. Bronnen, der mit „Vatermord" impulsiv begann, vertut sich hier in Künstlichkeit und Sensation. Talent ohne Selbstkontrolle.

Bernhard Diebold

Mainz

I

„Alexander." Schauspiel. Von Gerhard Halm. (Uraufführung im Mainzer Stadttheater am 26. September 1924.)

Als Kern seines Schauspiels bezeichnet der Dichter selber den Widerstreit zwischen dem falschen, herrischen, sich als Gott aufspielenden und dem wahren, gläubigen, beherrschten Herrenmenschen. Diesen Konflikt kleidet er folgendermaßen in dramatisches Geschehen: Der große Alexander hat das Heer der Perser vernichtet, ihre Stadt erobert; für die (auf der Bühne versammelten) Priester und danach auch für die Bevölkerung bedeutet das Niederlage, Tod ihres Gottes Ormudz; sie sind bereit, dem strahlenden Sohne Jupiter Ammons göttliche Ehren zu erweisen, — und dieser, dem sich hier lang gehegte, geheime Wünsche zu erfüllen scheinen, ist ebenso willens, sie anzunehmen. Als Mittler und Treiber, als „Impressario" des neuen Gottes, wie er sich selber (an einer freilich bös entgleisenden Stelle) nennt, bietet sich Spitamenes, ein neuer persischer Günstling, — sein Gegner wird Klitus, der mazedonische Jugendfreund und Waffengefährte des Königs. Erfolg und Mißerfolg im Streit dieser beiden Kräfte türmen den dramatischen Bau, führen die Handlung auf die Höhe der Szene, da Alexander den Freund, der ihn nicht anbeten will, mit dem Schwert niederstößt und so die Tat schafft, die ihm zum Schicksal, zur Umkehr und Läuterung werden — sollte.

Ich sage mit Absicht: werden sollte, — denn in Wirklichkeit wird sie es nicht. Vielmehr wirkt das Stück wie ein Fieber, das Alexander abschüttelt, um wieder gesund und der alte zu sein: seinen Zug nach Indien zu unternehmen. Halm sieht in diesem Zug ganz richtig die Tat des Gottes Alexander, des falschen Herrenmenschen; deshalb geht der Ruf „Nach Indien!", der immer wieder in dem Stück ertönt, immer von Spitamenes aus. Wie aber steht es nun mit Umkehr und Läuterung, die doch die Vernichtung des „Spitamenes" in Alexander bedeuten, — da der Zug doch tatsächlich stattfindet? Halm hätte besser getan, Indien aus dem Spiel zu lassen, denn anders verrät er, daß er seinen Konflikt an falscher Stelle in das Schicksal des griechischen Eroberers eingebaut hat. Die Frage Mensch oder Gott erhält als Alexander-Problem ihren dramatischen Akzent durch die Heerfahrt nach Indien. —

Im übrigen ist dieses Stück ein bedeutender Erstling. Klar im Aufbau, scharf in den Charakteren, voll gescheiter Dialektik und kluger Verteilung der dramatischen Entladungen. Daß Halm sich die Bühne erobern wird, daran zweifle ich nach diesem ersten Sturm nicht.

II

„Der verliebte Beifu." (Nach einer Novelle von Robert Austerlitz.) Lustspiel in vier Akten. Von Hellmuth Unger. (Uraufführung im Mainzer Stadttheater am 10. Oktober 1924.) Buchausgabe: Th. Weicher, Leipzig 1924.

Die Novelle, von der Unger ausgeht, kenne ich nicht; sein Stoff ist reizend, ein Komödienstoff, wie er im Buch steht. In Ungerscher Formung etwa so: Der arme, aber sehr pfiffige und geschäftszähe Beifu flößt bei einem Handel um einen Dachshaar-Pinsel dem gelehrten Li Pai soviel Vertrauen zu seiner Tüchtigkeit und seinem Charakter ein, daß er ihm die Eintreibung einer großen (für ihn selber aber kaum realisierbaren) Schuld überträgt. Abmachung: Teilung des Erlöses. Beifu tauscht den ihm anvertrauten Schuldschein — gegen die Tochter des Schuldners, gibt (ein Opfer seiner Verliebtheit) von sich aus eine neue hohe Schuldverschreibung hinzu; er wird von dem Wucherer hineingelegt. Immerhin genügt das Gerücht von seiner Heirat und der Summe, die er dem für vorsichtige Geldgeschäfte bekannten Geizkragen schuldet, ihm überall und unbegrenzt Kredit zu schaffen. Im Handumdrehen begründet Beifu ein großes Vermögen, baut einen Palast und glaubt eben, im Augenblick seiner Heirat, sein Glück zu krönen, — da taucht sein Teilhaber Li Pai auf und verlangt und erhält sein Recht: die Hälfte des Erlöses aus dem Schuldschein, die Hälfte der jungen Frau. Sie teilen: Beifu wählt den Körper, Li Pai die Seele. Hier lag der Kern des Stücks! Von hier aus galt es aufzurollen! Aber Unger hat, bis er hierher kommt, drei Akte verbraucht. Eile tut not, — und so geht es denn holterdiepolter dem Ende zu. Beifu, durch zwei Akte ein Muster an Zähigkeit, entpuppt sich im Streit um Körper und Seele der gemeinsamen Frau als weicher, verzagter Geselle. Unger tut es aber noch billiger: er schickt Beifu (schlechte Nachrichten über ein Schiff, Aufruhr der Gläubiger!) einen halben Akt ins Gefängnis und läßt ihn dort zur Einsicht kommen, daß er gar nicht seine Frau, sondern ihre Dienerin liebt. Und nun steht einem pärchenreichen Ende nichts mehr entgegen. — Das Stück ist schwach, keine Linie, ein Hin und Her. Gut durchgestaltet, anmutig und geistvoll ist nur der erste Akt, — aber er würde ein ganz anderes Stück einleiten, als es Unger geschrieben hat.

H. W. Eppelsheimer

Remscheid

„Rolands Knappen." Ein Märchenlustspiel. Von Karl von Felner. (Uraufführung im Städtischen Schauspielhaus am 2. November 1924.)

Der krefelder Karl von Felner, der sich wie sein rheinischer Landsmann Röttger um die Märchendichtung besondere Verdienste erworben hat, wurde kürzlich im remscheider Schauspielhause mit seinem neuesten Werk „Rolands Knappen" — das er ein Märchenlustspiel nennt — uraufgeführt. Hält man sich an das literarische Etikett, das der Dichter selbst seinem Werk beigegeben hat, so wird man ihm einmal entgegenhalten müssen, daß er sich mit dem Begriff „Märchen" in Widerspruch setzt, denn das Erleben seiner hungernd in den Pyrenäen umherirrenden Knappen ist ja — wie das Ende lehrt — nur mehr ein Traum. Man wird ihm weiter entgegenhalten müssen, daß in ein Märchen Gestalten wie die sinnlich-raffinierte Uraka oder ein Don Juan schlechterdings nicht hineingehören, daß dadurch vielmehr eine unerträgliche Zwiespältigkeit mit den sonstigen volksmärchenhaften Elementen hervorgerufen wird. Alle diese Bedenken würden dagegen fortfallen, wenn der Dichter in der Wahl seiner Etikettierung etwas vorsichtiger gewesen wäre und das Ganze gleich als ein Traumspiel angekündigt hätte. Dieses Traumspiel, das an einen alten, von Musäus aufgezeichneten Seitenzweig der Rolandssage anknüpft, ist nicht ohne symbolische Tiefe, hält es doch unter dem Schein leichten Gaukelspiels unserem Volk einen Spiegel vor, der zur Einkehr mahnt.
W. Rees

Breslau

„Hannibals Brautfahrt." Ein Schwank in drei Akten. Von Klabund. (Uraufführung im Lobetheater am 8. November 1924.)

Ein Nachzügler aus der Zeit, in der es zum besten Genieton gehörte, den „Spießbürger" zu verhöhnen. Hier wird damit schon im Vorspruch begonnen, der zunächst das Pseudonym des Autors enthüllt, um ihn dann als „geborenen" Alfred Henschke in Person auf den Brettern erscheinen zu lassen, bereit, schon jetzt den sonst erst am Schlusse gespendeten Beifall als Vorschuß in Empfang zu nehmen. Die Vorschußzahlung fiel ein wenig knapp aus. Wahrscheinlich saßen zu viele Spießbürger im Parkett.
Im übrigen wird die Vermutung, daß Klabunds brautfahrender Hannibal nicht identisch ist mit dem Sieger von Cannä, bald zur Gewißheit. Hannibal ist nur ein schlichter (wenn auch dreister) Zeitgenosse, der höchst leichtfertige Sohn eines streng soliden Vaters, mit dem er natürlich auf dauerndem Kriegsfuße steht. Hannibal haßt zwar, wie er uns ohne zwingenden Grund mitteilt, die Presse, aber er liest sie, und darum findet er eines Tages im Lokalblättchen die aufregende Nachricht, daß eine 770 Millionen Dollars schwere Miß direkt aus Amerika am Wohnort seines Mißvergnügens eingetroffen ist. Hannibal beschließt auf der Stelle, den Goldfisch für sich einzufangen, zu welchem Behuf er sich mit Beschleunigung (und natürlich auf Pump) einen giftgrünen Frack anfertigen läßt. Mit ihm geschmückt, eilt er ins Hotel und macht dort der Dame seines Herzens einen Heiratsantrag. Zunächst sagt ihr Hannibal schlicht und aufrichtig, daß er ihre vielen Dollars noch heftiger liebe als sie selbst, alsdann legt er ihr die Rechnung über den ihr zu Ehren gebauten Frack zur gefälligen Begleichung vor, endlich stiehlt er ihr das leider nur mit einigen lumpigen Rentenmark-Tausendern belastete Portemonnaie vom Tisch des Hauses. So vielen Beweisen uneigennütziger Liebe kann die Miß nicht lange widerstehen. Schon am nächsten Tage wird in der Spelunke des Stadtlumpen, genannt „Der schöne Oskar", standesgemäße Verlobung gefeiert, und aus einem Speach, den die Dollarmaid dabei hält, erfährt man, daß sie und ihr Hannibal die einzigen vernünftigen, gütigen, natürlichen Menschen auf der Welt seien und darum hätten auf Grund einer besonderen Schicksalsfügung zusammenkommen müssen. Hannibal hat also glänzend gesiegt, über die ihn befehdenden Philister im allgemeinen und über den Vater im besonderen. Da sollte er eigentlich Großmut üben und nicht noch rasch am Schluß des Stücks seinem alten Herrn nachweisen, daß er zeit seines Ehelebens der stillen Gemeinde der Hahnreie angehört hat. Dieser letzte und härteste Schlag gegen die unbewehrte Brust des Vaters ist zwecklos, ja strenge Genierichter könnten ein solches Übermaß der dramatischen Polemik am Ende dem Autor als — philiströse Eigenschaft anrechnen.
Erich Freund

Braunschweig

„Südsee." Ein Schauspiel in drei Aufzügen. Von Wilhelm Speyer. (Uraufführung im Landestheater am 15. November 1924.)

Je höher die Kulturstufe, um so stärker der Ruf Rousseaus: zurück zur Natur — im Sinne Speyers in modernes Gewand gekleidet: hinweg von der europäischen Überkultur mit ihren „sogenannten" Kulturwohltaten. Aber — und gerade darin liegt die Tragik eines jeden Europäers, der in seiner „Europamüdigkeit" sein Heil in der Europaflucht sieht — heutzutage kann man dieser

europäischen Kultur nicht mehr entfliehen; auf den entlegensten Inseln, in den Tiefen der Urwälder, überall wird man sie antreffen, diese nur materiellen Interessen nachjagenden Kulturträger, vornehmlich in Gestalt britischer Gouverneure, die sich über den Begriff Zivilisation hinwegsetzen, die die in Unschuld und stiller Beschaulichkeit dahinlebenden Naturvölker europäisieren durch — Alkohol und Prügelstrafen. Diese bittere Erfahrung macht auch der ehemalige britische Offizier O'Donell auf einer stillen Südseeinsel; gleichzeitig fühlt er, der Europaüberdrüssige, aber auch, wie dieses Europa, das er totgesagt, ihn doch wieder in seinen Bann zieht. Er fühlt, er kann das Europa der Überkultur nicht verneinen, er muß das Europa der Arbeit bejahen, wie es seine Jugendgefährtin, die Lady Gwendolyn, ihn lehrt, die nicht im Strudel der Weltstadt untergehn wollte, aber in Europa selbst Europa wiedergefunden hat — durch tatkräftige Arbeit. Europäer, entziehe dich nicht durch Flucht dieser fruchtbringenden Arbeit, die Flucht ist zwecklos, es kommt doch wieder zur Rückkehr von der Rückkehr zur Natur. — Soweit Speyer. Das Motiv ist nicht neu, auch nicht gerade originell, man wird zu oft an die scharfe Dialektik eines Shaw erinnert. Aber immerhin ist dies ganze Problem in der Kombination Europa—Südsee aktuell. Speyer ist mehr als angenehmer Unterhalter, aber kein Dramatiker. Das zeigt sich vor allem gegen Schluß seines Werks. Die groß angelegten Charaktere sind nicht konsequent durchdacht, die Handlung nicht konsequent zu Ende geführt. Warum mußte es sich gerade so entwickeln, warum nicht anders? — Speyer sagt es nicht, denn gerade in entscheidenden Augenblicken verläßt ihn, den sonst so Sprachgewandten, die Sprache; er wird dann bildhaft, allegorisch, aber auch — unverständlich, gänzlich undramatisch. Speyers künstlerisches Betätigungsfeld scheint mir doch mehr das Gebiet des Romans zu sein.

H. Kaufmann

Dortmund

„Maler Sandhas." Schauspiel in vier Akten. Von Fritz Droop. (Uraufführung im Dortmunder Stadttheater am 5. November 1924.)

Fritz Droop ist gewiß vom reinsten Idealismus beseelt, aber er weiß seine Ideen und Ideale nicht in eine dramatisch packende Form umzusetzen. Er verfügt auch über die Gabe des dichterisch schönen Worts, aber er weiß seinen Dialog nicht dramatisch zu spannen und zuzuspitzen. Er kennt wohl die Menschheitsnöte, aber nicht die Menschen, und versteht es daher nicht, seine Charaktere überzeugend psychologisch zu vertiefen. Wohl spürt man das Selbsterlebte und das Mitleiden in diesem seinem neuen „Schauspiel"; er möchte wieder die Bühne zur Weltanschauungskanzel machen für seine Gedanken über die Erneuerung der Menschheit im Geiste der Wahrheit und der Liebe. Jedoch von der Bühne und Tribüne aus kann er uns nicht im Innersten mit fortreißen, weil eben die dramatische Gestaltung unzulänglich ist. Der Vorkämpfer für Liebe und Wahrheit ist hier ein verstiegener Idealist, der gegen die rohen Herdeninstinkte und die überkommenen Vorurteile der Masse kämpfen muß, die sein Vater, ein engstirniger Vertreter des Christentums, leitet und verleitet. Die beiden ersten Akte sind ausgefüllt durch den Streit zwischen dem Pfarrer und seinem von ihm nicht anerkannten unehelichen Sohn, eben dem Maler. Der Vater mit seiner getreuen Herde zerstört das Bild des Sohns „Die Flucht nach Ägypten", dessen Personen die Züge der Mutter und der Geliebten tragen. In den beiden ersten Akten haben wir also wenigstens zwei greifbare Gegenspieler, obwohl manche Szenen ziemlich gesucht und konstruiert anmuten. Mit dem dritten Akt gleitet der Autor aus den Bahnen des Realismus in die einer schwer deutbaren Allegorik und dunklen Mystik. Der Maler ringt sich vom Menschenhaß zur Menschenliebe durch, aber er ringt nur mit unsichtbaren Geistern; wir hören viele tiefe und tiefsinnige Worte, ohne eine Spur von kämpferischer Handlung zu entdecken. Vom Standpunkt des Dramatikers sind also die beiden letzten Akte verunglückt, das Ganze eine unorganische Mischung von Naturalismus und Symbolismus.

Karl Arns

Leipzig

„Das Fräulein du Portail." Eine galante Komödie in drei Aufzügen. Von Wolfgang von Lengerke. (Schauspielhaus, 8. November 1924.)

Gemäß dem Grundsatz der „Literatur", dramatische Werke des Auslands nicht im „Echo der Bühnen" zu besprechen, brauchte eigentlich von diesem Erzeugnis hier nicht geredet zu werden. Denn es handelt sich um einen Mischling französisch-deutschen Blutes, zu dessen Wesenheit der gallische Vater den bei weitem größten Teil der Elemente hergegeben hat. Aus den ersten Abschnitten des Faublas-Romans Louvet de Couvrays stammt fast die gesamte Handlung, auch lange Strecken des Dialogs sind wörtlich einer — leider sehr erbärmlichen — Übersetzung des Romans entlehnt. Was der Verfasser aus Eigenem hinzugetan hat, ist eine Episode des zweiten Aufzugs und eine kleine Zahl von Vorgängen am Schluß, dem fremden Gewebe mit ungeübter Hand eingefügt. Dieser Mangel an Gewandtheit zeigt sich auch sonst allenthalben. Es fragt sich, ob überhaupt die gewagten Situationen des Romans im

grellen Bühnenlicht zu erträglicher Gestaltung gelangen können; jedenfalls bedürfte es dazu einer sehr diskreten Technik. Hier wird dagegen mit plumper Deutlichkeit vorgeführt, was nur durch verhüllende Schleier reizvoll zu wirken vermöchte, und so entsteht ein Gefühl von Widerwillen und Langeweile, ähnlich demjenigen, das uns vor den ungekonnt-lüsternen Bildchen des jüngst verstorbenen Marquis de Bayros (recte Beyer) überkommt. Vielleicht haben dessen Illustrationen zum deutschen Faublas diese Dramatisierung auf dem Gewissen; hier wie dort waltet der gleiche, unkultivierte und unsaubere Geist, der auf keiner Bühne von höherem Rang sein Wesen treiben sollte.

Georg Witkowski

Karlsruhe

„Doktor Guillotin." Schauspiel in drei Akten. Von Paul Winder. (Uraufführung in den Kammerspielen am 28. November 1924.)

Ein Theaterstück. Hie und da fühlt der Autor die Verpflichtung, etwas tieferen Gehalt hineinzulegen. So ist der Doktor Guillotin ein phantastischer Idealist, der seine Hinrichtungsmaschine aus Menschenliebe erfindet. Aber in seiner Besessenheit vernachlässigt er seine hübsche Frau, die sich dafür mit einem Tenor schadlos hält. Guillotin erfährt es und liefert die Ehebrecherin dem Revolutionstribunal aus, denn sie hat „Hochverrat an der Treue von Mensch zu Mensch" begangen. Aber auch seine Erfindung betrügt seine edlen Absichten. Die vergossenen Blutströme quälen und martern ihn. Es gelingt ihm, seine Frau wieder freizubekommen, da er einsieht, daß er an ihr gefehlt hat. Also stellt er sich selbst dem Gericht. Aber auch das Bewußtsein der guten Tat an der Gattin wird zuletzt zerstört; denn der Liebhaber, der Tenor, stiehlt in der Nacht die Guillotine, um die Hinrichtung zu vereiteln. Mit diesem anekdotischen Witz verfälscht Winder das, was als Idee in seinem Werk angedeutet ist. Er zerreißt auch damit die ernste Stimmung, wie sie zum Hintergrund der Schreckenszeit paßt und die sonst nicht übel charakterisiert wird. Am besten gelang der erste Akt mit seiner historischen Ironie: Guillotin, der reine Ideologe; der Scharfrichter Sanson als Musiker und Partner des deutschen Mechanikers Schmidt, welcher der eigentliche Erfinder der Hinrichtungsmaschine ist; Ludwig XVI. als Verbesserer des Fallbeils. Da stecken allerhand Humore. Aber dann wird es reines Theater mit Spannung, Verzweiflung und sentimentalem Schluß. Vielleicht entwickelt sich der junge Verfasser (aus der Gegend von Znaim in Mähren) zu einem effektvollen bühnensicheren Stückeschreiber.

W. E. Oeftering

Echo des Auslands

Englischer Brief

Im letzten „Englischen Brief" wurde an erster Stelle der Wellssche Roman „Men Like Gods" genannt. Auch diesmal muß der nunmehr 58jährige Schriftsteller an der Spitze dieses Berichtes stehen, denn sein allerjüngster Roman „The Dream" (Jonathan Cape, 7s 6d) ist ebenso merkwürdig wie das frühere Buch. Was Wells hier bietet, ist eigentlich eine Synthese seiner beiden Hauptrichtungen, Zukunftstraum gepaart mit Gegenwartsschilderung. Nach zweitausend Jahren erinnert sich der Held des Romans, der glückliche Bewohner einer Wellsschen Utopie, an sein einstiges Erdenleben, das er dann seinen Gefährten und Gefährtinnen erzählt. Es ist dies eins jener Schicksale aus unserer leidvollen Epoche, wie sie Wells namentlich in „Kipps" und „Tono-Bungay" schon festgehalten hat. Der Ausklang dieser Geschichte aber, deren Einrahmung ihm die Gelegenheit bietet, auf die Kontraste zwischen Wirklichkeit und Traum, zwischen den Übelständen unserer Zeit und den Vollkommenheiten seiner Idealwelt hinzuweisen, ist von eine düsteren Tragik. Die Wellssche Eigenart jedoch komm weniger in diesem mit Revolverschuß und Tod aus klingenden Liebeskonflikt zur Geltung, als in den Sittenbildern aus einer londoner Mietswohnung. Hier fühlt man erst recht, wie eng Wells mit seinem großen Vorgänger Dickens verwandt ist. Überhaupt möchte man fast vermuten, daß die Nachwelt ein größeres Interesse Wells, dem Satiriker, als Wells, dem Utopisten, entgegenbringen wird.

Arnold Bennetts neuer Roman „Riceyman Steps" (Cassell, 7s 6d) hat ebenfalls viel Aufmerksamkeit erregt. Die Kritiker, die nicht ohne Rechtfertigung angenommen hatten, daß Bennett rettungslos der Vielschreiberei verfallen war, mußten fast einmütig anerkennen, daß seine literarische Laufbahn doch noch nicht abgeschlossen ist. Ja, man ging so weit, „Riceyman Steps" als ein dem meisterlichen „Old Wives' Tale" ebenbürtiges Produkt zu bezeichnen. Dieses Lob jedoch ist etwas überschwenglich, denn „Riceyman Steps" macht den Eindruck einer mit spielerischer Ge-

schicklichkeit gelösten Aufgabe, zu welcher der Autor durch keinen starken Herzensdrang angeregt wurde. Bennett beschreibt das Leben eines geizigen Antiquars und seiner ebenfalls geizigen Frau in Clerkenwell, jenem düsteren Stadtviertel, mit dessen Mietskasernen er weniger vertraut ist als mit dem Treiben in den eleganten Hotels des Westend. Einprägsam, aber irgendwie ohne tiefere Teilnahme, wird hier die langsam fortschreitende, mit Krankheit und Tod endende Tragödie zweier Menschen aufgerollt. Belehrend ist in dieser Hinsicht der Vergleich mit dem unglückseligen und ungerechterweise vernachlässigten George Gissing, der namentlich in „The Nether World“ (1889) ein auf weit mehr als oberflächlicher Beobachtung beruhendes Bild des Lebens in Clerkenwell entworfen hat. Der Kontrast ist auffallend; Gissing war mit seinem Stoff organisch verwachsen, während Bennett den seinigen fast herablassend behandelt.

Die Herzensgüte, das menschliche Mitgefühl, die man als Grundbestandteile von Oliver Onions' Romanen betrachten muß, gelangen in seiner neuesten Erzählung „Peace in Our Time“ (Chapman & Hall, 7 s 6 d) abermals zu beredtem Ausdruck. Hier beschäftigt sich Onions mit dem Einfluß des Kriegs auf die heutige Gesellschaftsordnung. Insbesondere zeigt er an verschiedenen Beispielen, wie die jungen Leute, die im Kriege Offiziere gewesen sind, jetzt mehrfach ohne gesicherte Lebensstellung geblieben sind, was um so mißlichere Folgen hat, da sie sich während des Kriegs an eine verschwenderische Lebensführung gewöhnten. Diese unruhigen Existenzen, die zu allerhand zweifelhaften Geschäften ihre Zuflucht nehmen müssen, betrachtet Onions mit dem wehmütigen und mitleidigen Auge eines, der sich völlig bewußt ist, dem Schicksal seiner jüngeren, weniger glücklichen Freunde nur ganz zufällig entgangen zu sein. In diesem elegischen Buch fühlt man, wie Onions seinen Abschied von der Jugend genommen hat und sich bereits zu der älteren Generation rechnet.

Nicht mit den Nachwehen des Kriegs, sondern mit dem Krieg selber beschäftigt sich ein äußerst wertvoller Roman „The Natural Man“ (Grant Richards, 7 s 6 d), der Patrick Miller, einen völlig unbekannten Schriftsteller, zum Verfasser hat. Dieser Roman wurde in einem vom rührigen Verleger Grant Richards veranstalteten Preisausschreiben als erster gekrönt, was in Hinsicht auf seine literarischen Qualitäten überraschend ist. In den allermeisten Fällen pflegen englische preisgekrönte Romane vornehmlich dem mehr als unliterarischen Geschmack der Leihbibliotheksabonnenten zu entsprechen. Dieses herbe, männliche Buch aber gehört in eine ganz andere Kategorie. Es ist vielleicht der letzte englische Kriegsroman dieser Generation, aber es ist sicher einer der besten, die überhaupt erschienen sind. Dabei verfolgt er gar keine Tendenz. Der Verfasser berichtet in einer Folge von lose aneinandergereihten Episoden, jede einzelne ein scharf umrissenes Bild, von den Kriegseindrücken eines englischen Artillerieoffiziers, eines Mannes, der inmitten der im Krieg entfesselten Urmächte die einzige Gelegenheit zu sehen glaubt, sein wahres mit dem Absoluten ringendes Ich, den „natürlichen Menschen“, entdecken und somit seine edelsten Charakterzüge zur Geltung bringen zu können. Die Erlebnisse seines Helden, seine Hoffnungen und Enttäuschungen, die verschiedenen Offizierstypen, mit denen er in Berührung kommt, beschreibt der Dichter mit der Sachlichkeit eines objektiven Historikers, mit der Genauigkeit eines ehrlichen Augenzeugen. Er verfügt über eine ganz außerordentliche Wortkunst, deren Kraft und Reife um so auffallender sind, da es sich um einen Erstlingsroman handelt.

Weniger gehaltvoll, aber immerhin erwähnenswert ist Rose Macaulays Roman „Told by an Idiot“ (Collins, 7 s 6 d). Darin sucht die Verfasserin typische Bilder aus dem englischen Leben der letzten paar Jahrzehnte zu entwerfen, um zu zeigen, wie die wechselnden sozialen und politischen Strömungen auf die Schicksale einer Durchschnittsfamilie der Mittelklassen einwirken. Hätte sie diese Absicht voll und konsequent ausgeführt, so wäre aus ihrem Buch ein chronikartiges Meisterwerk von kulturgeschichtlicher Bedeutung geworden. Leider hat sie sich mit einer oberflächlichen Behandlung des Themas begnügt, aber auch so macht sie wiederholt den sarkastischen Humor geltend, mit dem sie namentlich in ihren früheren Büchern „Potterism“ und „What Not“ ganz treffliche Wirkungen erzielte. Es liegt darin ein gelinder Pessimismus, der schon durch den Titel dieses jüngsten Romans angedeutet wird, „Told by an Idiot“. Mit diesem shakespeareschen Zitat gibt die Autorin zu erkennen, wie sie über das ganze Dasein urteilt:

> Ein Märchen ist's, erzählt
> Von einem Tollen, voller Lärm und Wüten,
> Bedeutend nichts.

Schließlich sei mit allem Nachdruck auf einen Roman aufmerksam gemacht, den man ohne Übertreibung als ein literarisches Ereignis bezeichnen darf. Es ist dies E. M. Forsters „A Passage to India“ (Arnold, 7 s 6 d). E. M. Forster gehört zu jenen allzu seltenen Schriftstellern, die es nicht für nötig halten, alljährlich einen Roman zu veröffentlichen. Er ist ein gewissenhafter Künstler, dessen Bücher lebendige, aus einem

inneren Bedürfnis heraus entstandene Schöpfungen sind. Also tritt er nach zwölfjährigem Schweigen mit einem Roman auf, in dem das heutige Indien anschaulicher als je zuvor gestaltet worden ist. Der Grundton dieses mit erlogener Romantik restlos aufräumenden Buchs ist düster. Über dem Ganzen brütet die Trostlosigkeit der grauen, schwülen indischen Ebene. In seinen Schilderungen der Landschaft hat Forster es verstanden, prachtvolle und seltsame Stimmungsbilder zu entwerfen. Und in seinen Schilderungen der Menschen legt er eine nicht minder bezwingende Kunst an den Tag, die wegen ihrer strengen Objektivität um so überzeugender wirkt. Forster vertuscht den lächerlichen, aber tragischen Hochmut der englischen Beamten ebensowenig wie die gleichfalls lächerlichen und tragischen Schwächen der Indier. Den Höhepunkt dieses herrlichen, beunruhigenden Buchs bildet eine Gerichtsverhandlung, deren triviale, rührende, dramatische Episoden, deren beklemmende Atmosphäre von Fieberhitze, unausrottbarem Haß und aufgereizten Nerven ganz überwältigend wiedergegeben worden sind. Besonders bewundernswert ist die psychologische Finesse, mit welcher Forster das ihm so wesensfremde Seelenleben der naiven und listigen Orientalen zerlegt hat. Sprachlich bietet das Buch manchen interessanten Zug. Das englische Idiom der akademisch gebildeten Indier ist hier mit ungemeiner Gewandtheit getroffen worden. Dieses seltsame Gemisch, in dem hochtrabende, im 18. Jahrhundert übliche Redewendungen mit banalen und burschikosen Ausdrücken aus der modernen Umgangssprache bunt zusammengewürfelt sind, ist im Mißverhältnis seiner Bestandteile symbolisch für das aus dem Kontakt zwischen Westen und Osten entstehende Zwitterwesen. Denn offenbar hält Forster eine ersprießliche Zusammenarbeit von englischen Beamten und Eingeborenen für unmöglich.

Die Pflege der Novelle als Kunstform macht in England einen erfreulichen Fortschritt. Nennenswert sind in dieser Beziehung zwei neulich erschienene Novellenbände, „Little Mexican" von **Aldous Huxley** (Chatto & Windus, 7 s 6 d) und „Triple Fugue" von **Osbert Sitwell** (Grant Richards, 7 s 6 d). Diesen beiden jungen Schriftstellern gemeinsam ist ihre hohe Sprachkultur, die sie wahrscheinlich französischen und italienischen Einflüssen verdanken. (Der Umstand, daß sie mehr Zeit in Italien als in England verbringen, hat gewiß auf ihr literarisches Schaffen bestimmend eingewirkt.) Beide haben auch als Lyriker eine verdiente, wenn auch nicht ganz einstimmige Anerkennung gefunden. Beiden gemeinsam ist ferner ihre ausgesprochene Vorliebe für schonungslose Angriffe auf die englischen Oberklassen, eine Gesellschaftsschicht, aus der sie selber hervorgegangen sind. Aldous Huxley bietet in seiner Sammlung einige Kabinettstücke ironischer Erzählungskunst. Zuweilen, wie in der Skizze „Fard", nähert er sich der wirkungsvollen Knappheit, die Katherine Mansfields beste Novellen auszeichnet. Gewöhnlich aber bevorzugt er, gerade wie Sitwell, die längere Novelle, in welche er seine geistreichen, manchmal mit Blasiertheit kokettierenden Bemerkungen über Kunst und Leben gern einflicht. Ihm, dem enorm Belesenen, gelingen diese Exkurse ungemein gut. Sitwells Abschweifungen dagegen empfindet man gelegentlich als bloßen Ballast, der den Gang seiner Fabel überflüssig hemmt. Das gilt namentlich von den Novellen, in denen er satirische Motive behandelt, und seine Verulkung literarischer Zeitgenossen, wie J. C. Squire, Edward Shanks und J. Middleton Murry, entbehrt jener spielenden Leichtigkeit des Tons, die allein derartige Sachen genießbar machen kann. Aber als Stimmungsmaler muß man ihm das höchste Lob zuerkennen. Es gibt in diesem Buch Prosastellen, die mustergültig in ihrer Art sind, und zwei der darin enthaltenen Novellen — „Low Tide" und „The Greeting" — gehören zum Gediegensten, was seit langem auf diesem Gebiete geschrieben worden ist. Ja, es ist keine Übertreibung, wenn man die suggestive Art der letztgenannten Novelle, in der Bangnis und Grauen aus der satten Wortmalerei des Dichters unwiderstehlich aufsteigen, den schönsten Schöpfungen Edgar Allan Poes an die Seite stellt. Ein ähnliches Mordmotiv, das ohne Zweifel von einigen der hierzulande neulich mit erschreckender Häufigkeit vorkommenden Bluttaten eingegeben wurde, hat auch Huxley in seiner Novelle „The Giaconda Smile", aber bezeichnenderweise mit ironischem Beigeschmack behandelt.

Bemerkenswert ist auch der Novellenband „England, My England" (Secker, 7 s 6 d) von **D. H. Lawrence**. Wie alles, was dieser Autor schreibt, zeichnet sich das Buch durch den stark individuellen, wenn auch nicht immer ausgeglichenen und künstlerisch einwandfreien Ton seines Inhalts aus. Viele dieser Arbeiten sind eigentlich keine in sich abgeschlossenen Novellen, sondern gewissermaßen literarische Etüden, die wie Fragmente aus umfangreicheren Romanwerken anmuten. Die Menschen, die Lawrence vorführt, haben etwas Wildes, Brutales, Unerbittliches an sich, und krankhaft-leidenschaftliche Seelenzustände sind es, denen er vorzugsweise seine Aufmerksamkeit schenkt. Aber die Kunstmittel, die ihm zu Gebote stehen, sind seinem spröden Material gewöhnlich angemessen.

Weniger erfreulich sind die beiden Novellenanthologien

„Best Short Stories of 1923" (Jonathan Cape, 7s 6d) und „Georgian Stories 1924" (Chapman & Hall, 7s 6d), die, abgesehen von den Arbeiten der bereits erwähnten Dichter, fast nur Mittelmäßiges bringen. Erstere Sammlung, die vom amerikanischen Schriftsteller John Cournos herausgegeben wurde, enthält 26 Novellen, von denen „The Sniper" von Liam O'Flaherty, eine packend geschilderte Tragödie aus der irischen Revolution, und „Blessed Are The Meek" von Mary Webb, eine rührende, aber nicht rührselige Episode aus dem Leben in einem Armenhaus, achtungswerte Leistungen sind. Sonst wird meist nur platte Romantik in fadenscheiniger, realistischer Verkleidung geboten. Ein Schulbeispiel für diese Geschmacksrichtung ist die hier abgedruckte Novelle „Some Talk Of Alexander" von A. S. M. Hutchinson, dem Verfasser des äußerst erfolgreichen Romans „If Winter Comes". Was „Georgian Stories" betrifft, so ist die darin getroffene Auswahl womöglich noch minderwertiger als die des Herrn Cournos. Außer der obengenannten Novelle von Aldous Huxley „The Giaconda Smile" enthält die vierzehn Novellen umfassende Sammlung einen einzigen guten Beitrag, „The Ballet Dancer" von A. E. Coppard, die verständnisvolle und stilgerechte Wiedergabe eines grotesken Zwischenfalls aus dem Studentenleben.

London P. Selver

Amerikanischer Brief

Eins der dunkelsten Gebiete muß für den europäischen Beobachter unsere Betätigung auf dem Feld der reinen Dichtkunst sein. Allein schon die Verschiedenheit der Grundanschauungen, die für dieses Gebiet bei den Gebildeten beider Hemisphären maßgebend sind, wäre eines eingehenden Studiums wert. Sind wirklich in den unzähligen Amerikastudien deutscher Amerikafahrer Gedanken darüber geäußert worden, so sind sie mir bisher entgangen. Und doch wären hier gerade Pfade zu entdecken, die das Problem Amerika einer Lösung näher bringen könnten. Vorwegnehmen will ich, daß man den amerikanischen dichterischen Leistungen keineswegs ablehnend gegenüberzustehen braucht, namentlich wenn man sie an denen deutscher Auslese der Neuzeit messen wollte. Es wird auch bei uns gedichtet, und es wird viel gedichtet. Sogar die Tageszeitungen haben ihre tägliche Spalte für Gedichte, und es gibt Leute, die sich sehr angelegentlich damit beschäftigen. Wir haben, um nur einige weitere Tatsachen zur Beleuchtung der Lage anzuführen, sogenannte Poetry Societies, in denen sich die Mitglieder in regelmäßigen Sitzungen ihre Geistesprodukte vortragen und sie dann gegenseitig kritisieren. Hier in Neuyork beteiligen sich an solchem Gebaren sehr ernste Männer und Frauen aller Lebensalter, es sind nicht nur Geistesarbeiter, sondern auch Kaufleute und Industrielle. Wir haben ferner an unseren Universitäten und Colleges Lehrkurse in der Dichtkunst, mit einem Lehrbetrieb, der den Formen jener Societies entspricht. Und neuerdings haben mehrere Anstalten die besten Resultate dieser Bemühungen auf den Büchermarkt gebracht. So haben wir innerhalb der letzten achtzehn Monate Gedichtsammlungen der Universitäten von Chicago, Illinois und Nebraska, des Hunter und des Darmouth College und anderer Anstalten erlebt. Seit fünf Jahren sammelt Franklin Pierre Davis im Selbstverlag aus den Tagesblättern alles, was er für den wirklichen Weizen unter der Spreu in den poetischen Spalten findet, und veröffentlicht es jährlich als Anthology of Newspaper Verse. Ebenso haben wir eine jährliche Anthologie poetischer Ergüsse aus den Wochen- und Monatsschriften. Andere Sammlungen, nach den verschiedensten Gesichtspunkten geordnet und für die verschiedenartigsten Zwecke veranstaltet, z. B. für Reisende bestimmter Gegenden, erscheinen fortwährend auf dem Markt. Unter anderem ist auch im Frühjahr im Verlag des Trinity College eine Sammlung von Gedichten erschienen, die ausschließlich von Negern verfaßt sind, unter dem Titel „An Anthology of Verse by American Negroes". Die Zahl der Gedichtbände, die von einzelnen Personen herausgegeben werden, ist natürlich entsprechend groß. Die Bücherliste des Monats Juni bringt allein achtzehn solcher Titel. Einzelne Kritiker bemühen sich, von Zeit zu Zeit aus allen Zeitungsspalten, Monatsschriften und Sammlungen das Beste herauszufinden. Nicht nur tritt bei solchen Bemühungen der persönliche Geschmack stark hervor, sondern es verwischen sich auch die Grenzen zwischen rein amerikanischen und rein englischen Erzeugnissen. W. K. Seymour sammelt „A Miscellany of Poetry 1920—1922" von 61 Dichtern beider Länder. Dasselbe ist der Fall in der Sammlung von Thomas Moult: „The best Poems of 1923". Ohne weiter auf den Wert aller dieser Leistungen einzugehen, muß doch zugegeben werden, daß sie auf ein schöngeistiges Interesse schließen lassen, das zwar auf einem anderen Niveau steht als Ähnliches in Europa, das aber doch zum mindesten sehr rege und kulturell bedeutsam ist. Dem Europäer mag es fremd sein, und für den Durchreisenden sind es Pflanzen, die im verborgenen blühen.

Wo so viel ernstes Streben ist, kommt es wohl unvermeidlich vor, daß wirklich gutes Gelingen oft lange übersehen wird oder gar erst als posthumes Werk ans Licht kommt. Das ist der Fall bei Emily Dickinson,

jener feinen Frauennatur, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit einer Ausgabe lyrischer Gedichte die englische Welt in Staunen setzte. Den zünftigen Literarhistorikern fast unbekannt, hat sie sich bei Kennern echter Dichtkunst ihren Platz bewahrt. Eine Dichterin, die an Bedeutung irgendeinem amerikanischen Dichter gleichkommt, sagt ein Kritiker von ihr; die feinsinnigste Dichterin, die je die englische Sprache gebraucht hat, nennt er sie an einer anderen Stelle. Von ihrem Leben war bisher wenig bekannt; erst vor einigen Monaten erhellte ihre Nichte M. D. Bianchi das Dunkel mit ihrem Buch „Life and Letters of Emily Dickinson", dem sie gleich darauf auch eine vollständige Sammlung ihrer Gedichte folgen ließ. Ihr Leben (1830 bis 1886) verlief fast vollständig in der Abgeschiedenheit der kleinen neuenglischen Universitätsstadt Amherst. Früh gereift unter einer sehr unglücklichen Jugendliebe, zog sie sich von allem gesellschaftlichen Treiben ihrer Altersgenossen zurück in das reiche Innenleben ihrer feingestimmten Seele. Es war ein bewußtes und fast allzu ernst durchgeführtes Sichabschließen, von dem sie in einer ihrer Dichtungen sagt:

The soul selects her own society,
Then shuts the door;
On her divine majority
Obtrude no more.

Der Band ihrer Nichte bringt neben gedankenreichen Briefen, die die geistig hochstehende Frau selber der Vernichtung bestimmt hatte, manche neue Gabe ihrer Dichtkunst ans Licht. Ihr Ruf als lyrische Dichterin wird durch diese weiteren Gaben nur bestätigt.

In unserem sowieso nicht sehr stark pulsierenden literarischen Leben ist ein Verlust zu verzeichnen. Seidel Canby ist von der Leitung der „Literary Review", die er zu einem Mittelpunkt der Buchkritik von hervorragender Bedeutung entwickelt hatte, zurückgetreten. Leider war das zu erwarten, als die „Evening Post", ein neuyorker Abendblatt, mit der die genannte Wochenschrift verbunden war, in die Hände des hochkonservativen Curtis-Verlags überging. Mit ihm sind eine ganze Reihe berufener und durchgebildeter Kritiker aus den Spalten der Zeitschrift verschwunden. Er selbst wollte eine selbständige Zeitschrift ähnlichen Charakters unter dem Namen „Saturday Review" herausgeben, doch fehlen offenbar die Mittel dazu.

Die nationale Vereinigung der Buchverleger hat zu ihrer Jahressitzung ein Pamphlet veröffentlicht, in dem sie für den Beitritt der Vereinigten Staaten zu der International Copyright Union wirbt, ein Schritt, den man auch in Deutschland begrüßen wird. Außer Rußland und China sind die Vereinigten Staaten die einzige Großmacht, die noch nicht dieser Union beigetreten ist.

Ein großangelegtes Sammelwerk „The History of Civilisation" zeigt der Verlag von Alfred Knopf an. Vorbild und zum Teil Grundlage soll dafür die unter dem Namen „L'Evolution de l'Humanité" bekannte französische Serie sein. Der erste Band „The Principales of Social Organization" von dem englischen Universitätsprofessor W. H. R. Rivers ist im Juni erschienen, „The Earth before History" von Professor E. Perrier in Paris, „The Diffusion of Culture" von Professor G. Elliot-Smith und andere Bände sind im Druck. Die Leitung des ganzen Werks liegt in den Händen von C. K. Ogden von der Universität Cambridge.

Ein Sammelwerk von Neudrucken will der Verlag E. P. Dutton als „Library of Early Novelists" veranstalten. Henry Brookes „The Fool of Quality", Thomas Amorys „The Life and Opinions of John Buncle, Esq." sind bereits auf dem Büchermarkt.

Die Universität Chicago hat einen Ausschuß von Gelehrten mit einer amerikanischen Neuübersetzung des Alten Testaments beauftragt und dazu reichliche Mittel zur Verfügung gestellt. Das Hebrew Union College in Cincinnati ist in den Besitz einer wertvollen Sammlung von Exlibris-Platten gelangt. Sie enthält Stücke, die bis auf das Jahr 1730 zurückgehen, und hat insofern internationalen Charakter, als sie aus fast sämtlichen Ländern Europas zusammengetragen ist.

Die Verteilung der Pulitzer Preise, die alljährlich im Frühjahr stattfindet, hat diesmal ziemlich Staub aufgewirbelt. Es handelte sich um angebliche Schiebereien und Begünstigungen innerhalb der Fakultät der neuyorker Columbia-Universität, bei denen auch ihr Präsident N. M. Butler genannt wurde. Daß sich die Sache nicht zu einem wirklichen Skandälchen auswuchs, war nur möglich durch den Druck, den man auf die Tagespresse ausüben konnte, und durch den die Beschwerdeführenden einfach mundtot gemacht wurden. Margaret Wilsons Roman „Able McLaughlins", ein Erstlingswerk, war schon vorher vom Harper-Verlag mit einem Preise bedacht worden. Rober Frost, der als Dichter einen geachteten Ruf genießt, erhielt den Preis für den besten Band Gedichte eines amerikanischen Autors. Die eigentlichen Streitobjekte waren der Preis für das beste Drama, der Hatcher Hughes für sein „Hell-Bent for Heaven" zugesprochen wurde, und der für die beste Biographie, der dem in Böhmen geborenen Physikprofessor Michael Pupin für seine Autobiographie „From Immigrant to Inventor" zuerkannt wurde. Diese beiden Preisträger stehen in Beziehungen zum Lehrkörper der Universität und gelten literarisch als konservativ.

Einen merkwürdigen Streit hatte der Schriftsteller

Emerson Hough durchzufechten. Sein im Winter veröffentlichter Roman „North of '36" schildert auf Grund eigener Erfahrungen und Beobachtungen das Leben auf den Viehfarmen der weiten westlichen Prärien, besonders den als Rauhreitertyp bekannten Menschenschlag der Viehwärter und Herdenwächter. Diese Schilderungen wurden in den Besprechungen als unecht und übertrieben hingestellt und des Verfassers Kunst daraufhin angezweifelt. Während er nun selbst sich lediglich auf Tatsachen berufen konnte, traten in mehreren Zeitungen der Präriestaaten die ältesten und echtesten Vertreter jenes jetzt aussterbenden Typs als seine Verteidiger auf. Nicht nur bestätigten sie des Verfassers Schilderungen, sondern suchten sie durch eigene Erinnerungen zu überbieten, eine Ehrenrettung, die Hough sich kaum vermutet hätte, die aber auch ganz gewiß nicht gesucht war.

Mehr und mehr wächst das Interesse an den Erzeugnissen des deutschen Büchermarktes wieder. In verschiedenen Zeitschriften finden sich immer zahlreichere Aufsätze über deutsche Dramen, Romane oder auch Übersichten über ganze Literaturgebiete der Neuzeit. Auch die Übersetzungen mehren sich und erscheinen auf Gebieten, wo man sie nicht vermuten sollte. Solche Merkwürdigkeiten wären die Briefe der Elisabeth Charlotte von Bayern, die übersetzt als „Letters of Madame 1661—1708" bei D. Appleton erscheinen. Unter dem Titel „Master Johann Dietz" zeigen E. P. Dutton die Übersetzung eines Manuskripts an, das der Königlichen (es wird tatsächlich das Wort „royal" gebraucht) Bibliothek in Berlin gehört und von einem Arzt in der Armee und gleichzeitigem Bader am Hofe des Großen Kurfürsten stammen soll. Ein auffallend verspätetes Interesse gibt sich auch für Thomas Manns „Buddenbrooks" kund, das erst vor einigen Monaten eine amerikanische Übersetzung erlebt hat und in dieser Form sehr anerkennend besprochen worden ist. Ein anderer höchst seltsamer Spätling ist die Übersetzung von G. Hermanns „Jettchen Gebert", die sich die Umformung in Hetty Geybert hat gefallen lassen müssen. Als Beitrag zur leichteren Lektüre wird von einer Besprechung die Übersetzung von B. Kellermanns „The Sea" angesehen, während derselbe Artikelschreiber Wassermanns „Ulrike Woytich", die in ihrer Amerikanisierung unter dem Buchtitel „Gold" erscheint, als Lesestoff anspricht, mit dem sich zwar nicht der literarische Feinschmecker, aber doch der Durchschnittsleser die Zeit vertreiben könne. Volle Anerkennung seiner literarischen Bedeutung zollt aber eine andere Besprechung der „New York Times" demselben Roman. Eine große von K. Hilscher besorgte und mit einem Vorwort von G. Hauptmann begleitete Mappe stellen Brentanos in Neuyork aus unter dem Titel „Picturesque Germany". Und als Titel erwähnt seien schließlich noch folgende in den Bücherverzeichnissen aufgeführte Übersetzungen: H. Göbel, „Tapestry in Lowlands"; William Stern, „Psychology of early Childhood"; Maria Jeritza, „Sunlight and Song"; Erwin Freundlich, „The Theory of Relativity", und von demselben Verfasser: „The Foundations of Einstein's Theory of Gravitation".

Neuyork A. Busse

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Wenn der Winter kommt. Roman. Von A. S. M. Hutchinson. Übersetzt von R. von Scholtz. München 1924, Drei-Masken-Verlag. 496 S.

Das Schicksal eines Grüblers, den das Leben fast zerbricht, weil er jedem Standpunkt gerecht werden kann, weil er hinter den Erscheinungen einer aufgeregten Zeit nicht sucht, was dem einzelnen nützt oder schadet, sondern was der Sinn des ganzen Getriebes ist. Die Tragödie des guten Willens, den niemand versteht — meisterlich wird sie entwickelt von der Geschichte einer langsam zerfallenden Ehe bis zum Zusammenstoß mit der Gesellschaft. Gewiß, es ist die alte Erfahrung vom irdenen und eisernen Topfe, aber Hutchinson erzählt sie als Könner von vielen Graden: er läßt sich für Vorbereitung und Entwicklung reichlich Zeit, aber man wird nicht müde, denn er weiß seine Szenen mit solcher Fülle von feinen, auch nachdenklich humoristischen Zügen zu beleben, daß es an beste Überlieferungen englischer Romankunst gemahnt, nicht zuletzt auch in der dichterischen Stimmung. Und dann wandelt sich das Tempo; was trotz des sich zusammenziehenden Unheils immer noch idyllisch war, schwindet, als sich die große Weltkatastrophe mit dem Einzellos verknüpft. Nicht in der bedenklichen Art der Kriegsromane, sondern weil die Menschen dieser Zeit nun einmal dem Kriege nicht aus dem Wege gehen können; er ändert nichts an ihren Beziehungen, aber er ist ein Stück jener Wirklichkeit, vor der der Alltag so gern die Augen schließt und mit der sich abzufinden dem Leben doch erst Sinn gibt. Die eigentliche Katastrophe hat dementsprechend mit den Weltereignissen nichts zu tun; ein gelungener Kunstgriff ist, ihre Erzählung einem unparteiischen Beobachter teilweise in den Mund zu legen.

Die Übersetzung lohnte sich also; soweit man ohne das Original urteilen kann, ist sie auch gelungen, und die Aufgabe war nicht leicht. Nur im letzten Teil werden sich deutsche Leser wohl etwas schwer zurechtfinden, weil R. von Scholtz, statt das englische Verfahren zur Aufhellung eines Todesfalls in einer Anmerkung zu erklären, darauf die Ausdrücke des deutschen Rechtslebens anwendet, wodurch ein schiefes Bild entsteht.

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

Schooling. Von Paul Selver. London 1924, Jarrolds. 368 S.

Bei uns waren die Schulgeschichten komisch (man schüttelt sich noch vor Lachen, wenn man an Eckſteins „Besuch im Karzer" denkt), ehe sie anklagend wurden (Hesse, Emil Strauß, Heinrich Mann e tutti quanti). In England, scheint mir, waren sie anklagend (man denke nur an „Nicholas Nickleby" von Dickens), ehe sie komisch wurden (F. Anstey). Die unmenschlichen Prügelstrafen, wie sie bei Squeers in Yorkshire an der Tagesordnung waren, sind hoffentlich längst abgeschafft; aber an dem Erziehungssystem, das den Kleinkrieg zwischen Lehrern und Schülern von ständiger Dauer sein läßt, hat sich offenbar nicht allzuviel geändert. Paul Selvers Schulroman gibt, frei von jeder Tendenz, ein möglichst getreues Abbild der Wirklichkeit. Greendale Grammar School in Kent wird mit mehr kaustischer als komischer Ausführlichkeit beschrieben. Die Lehrer sind bornierte Knoten, die Knaben stupide Flegel. An der Spitze steht der aufgeblasene Scholarch Dr. Stack, der sich einbildet, ein Musterinstitut zu leiten. In diesem tritt Leonard Malden seine erste Stelle an. Mit den Schülern kommt er ganz gut aus, während es mit den Kollegen etliche Reibereien gibt. Des Dienstes ewig gleich gestellte Uhr droht sein Menschentum zu verkümmern. Da erlebt er ein kleines Abenteuer mit der koketten Mutter eines seiner Zöglinge, wodurch ihm wenigstens im Punkte der Liebe die Augen ein wenig geöffnet werden. Mir hat der Roman, der durchaus unromanhaft wirkt, willkommenen Einblick in das heutige Schulwesen Englands gewährt.

Berlin — Max Meyerfeld

Das Herz der Natur. Von Sir Francis Younghusband. Leipzig 1923, F. A. Brockhaus. 234 S.

Der bedeutende englische Erdkundler legt ein Buch von grundsätzlicher Haltung vor. Er tritt dafür ein, daß die Naturschönheit als ein rechtmäßiger Teil der Erdkunde anzusehen sei und daß Naturforscher und Künstler sich zu einer Einheit verschmelzen. Was den Menschen zur Natur hintreibt — und die Erdräume sind Natur —, ist nicht nur der Wille zu verstandesmäßig erfaßbaren Tatsachen, sondern die Freude an ihrer Schönheit. Hierin ruht die Einstellung Younghusbands. Die Probe auf seine Theorie wird durch ein wirkliches Beispiel geliefert: durch gewaltige Schilderungen des Himalaja und seiner Umgebung, Darstellungen, in denen der wissende Gelehrte und die kühne Schaukraft des Schönheitssuchers den Bildern die Farben geben. Die Wesensart der Bilder ist schon vorbestimmt durch die Eigenart des Gegenstandes: Blick und Gestaltung sind aufs Große gerichtet. So entstehen Natur- und Erdbilder von packender Großartigkeit. In einzelnen Zügen erinnern sie an die Größenschau Sven Hedins. Der Engländer hat uns damit ein Buch von eindringlicher Schönheit und klassischer Bedeutung gegeben. Störend wirken in den Betrachtungen, die so stark über das Kleinlich-Tägliche hinausstreben, die politischen Einstreuungen, gar noch die Beziehungen auf den Weltkrieg.

Frankenthal (Pfalz) — Karl Huber

Lord Byrons Pilgerfahrt. Roman. Von Zdenko von Kraft. Leipzig 1924, Grethlein & Co. 411 S.

Unter allen deutschen und ausländischen Dichtern, die einer nach dem anderen den Stoff für die Romanschriftsteller hergeben müssen und manchmal über Gebühr „verarbeitet" werden, ist vielleicht kein Einziger zum Helden eines Romans so geeignet wie Lord Byron, der „ewige Pilger", wie ihn Shelley einmal nennt. Ja, man möchte meinen, daß er es seinem „Dichter" leicht macht, insofern sein ganzes Leben an sich und ohne jede fremde Zutat ein einziger Roman ist.

Die flammende Leidenschaft, vereint mit heißer Abenteuerlust und wilder Freiheitsromantik, die die Hauptzüge in diesem Leben sind, die ungezählten Frauen voller jugendlichen Duftes oder reiferblühter Schöne, die den vergötterten Dichter in immer neue Liebesepisoden verwickeln, der nicht gemachte, deshalb um so bestrickendere Weltschmerz, der in der Brust des gefeierten Dichters wühlt, das große Auf und Ab in seinem Leben, das ihn einmal ganz hoch auf die Wogen fanatisch für ihn begeisterter Volks- und Gesellschaftsgunst hebt, um ihn dann wieder in den tiefsten und dunkelsten Grund der Abwendung und Verachtung zu schleudern, der Heroismus des Helden, der den englischen Lord zu den Griechen treibt, ihnen in ihrem Freiheitskampf wider die Türken zur Seite zu stehen, nicht zum mindesten sein Tod im fernen Lande, das um ihn Wochen und Monate wie um den größten Nationalhelden trauert — das alles sind Züge, die sich von selbst ergeben, die nicht erfunden zu werden brauchen, sondern eben da sind, so daß man nur zuzugreifen braucht.

Das hat Zdenko von Kraft denn auch getan und einen umfangreichen Roman geschickt gezimmert, der gerade recht zum 19. April, dem Todestag Lord Byrons (er starb an diesem Tage im Jahre 1824 in Missolunghi) von dem rührigen Verleger auf den Markt gebracht wurde.

Danzig — Artur Brausewetter

Das Bild im Spiegel. Geschichte einer Leidenschaft. Von Julius Berstl. Braunschweig 1924, Georg Westermann. 194 S.

Zuweilen ergreift einen Dichter die Leidenschaft, das Gleichnis vom Ich und Du, diesen jeglicher Dichtung zugrunde liegenden Begriff der Identität, nun einmal bewußt auch als Gleichnis hinzustellen. Denn nicht nur, daß alles, was er von der einzelnen Figur sagt und gestaltet, ein aufs Du projiziertes Ich ist, sondern daß alles eine (gespaltene) Einheit ausmacht, scheint ihm wesentlich. Das Beispiel des Spiegels war hierfür schon oft verlockend. In der physischen Spiegelung seiner selbst erwartet der Mensch das Unerklärliche, Fremde auszukundschaften, das seiner Psyche innewohnt, sie lenkt und sie zuweilen verwirrt. Aber stets bleibt der Spiegel Sphinx, das höllische Geschenk der Gottheit, das nur äfft und immer schweigt. Und so hat auch Berstls kleiner Roman schon den Knacks in der Voraussetzung. Denn wer du bist, wirst du auch in der Spiegelung nicht erkennen, noch dazu in einer Spiegelung, die sklavisch scharf, allzu getreu im Zeichnerischen bleibt. Berstl spricht nämlich von einer Frau, die ein geradezu groteskes Widerspiel an Ähnlichkeit hat, von einer sogenannten anständigen Frau, neben der eine Kokotte vom gleichen Ausdruck, Körper, Haar, Gestus, Ton existiert. Sowohl ihr Mann wie der Freund ihres Mannes suchen in der Kokotte die exzedierende Sinnlichkeit, die das anständige Weib aus keuscher Hemmung ihnen verweigerte. Dies eigentlich ist hier das Problem, und als Problem von unbedingtem Reiz; es vermag nur in seiner tragischen Tiefe ganz erfühlt zu werden. Wer versucht, es zu gestalten, muß sich auf einen Kompromiß einlassen: die äußere Wesensgleichheit darf dann nicht vollkommen sein (ich weiß wohl, wie sehr sie die Prämisse des Buches ist); denn ihre Vollkommenheit erfordert einen Lösungszwang, während ein Vagelassen den Konflikt von selber zur Entscheidung getrieben hätte. So also müht Berstl sich tapfer, doch vergeblich ab. Er verstrickt sich immer heftiger

in romantisches Beiwerk und muß, um rein erzählerisch zu einer gewissen Rundung zu kommen, kinohafte Effekte einsetzen, die mit der leisen Verhaltenheit des übrigen Teils nicht übereinstimmen wollen.

Leipzig Max Krell

Der Tod des Dietrich Grabbe. Erzählung. Von Wilhelm Kunze. Konstanz, 1924. Oskar Wöhrle. 66 S.

Endlich kann man einmal alle Hilfsmittel, mit denen man sonst ein Buch vergeblich schmackhaft zu machen versucht, hinter sich lassen; endlich fühlt man einmal, daß der leidenschaftliche Strom eines Herzens einfach und selbstverständlich Form geworden ist. Wichtig ist bei dieser Erzählung nicht die Feststellung der gekonnten Form, sondern die sichere Zustimmung zu dem, was Form geworden ist. Der Chronistenstil etwa eines Stendhal, vornehm, kühl, geistreich und skeptisch, gewinnt hier Pathos, Herz, hinreißende Menschlichkeit; das Phantastische wird nicht mit dem klugen Mittel einer ironisch durchleuchteten Historie real, vielmehr wird der historische Unterbau von einer heißen, aber formstarken Phantasie durchbrochen, und wo bei Stendhal der absolute Geist triumphiert, triumphiert hier die dichtende Größe des Herzens. Und so steht dieser Grabbe für einer besudelten Gegenwart besudeltes Herz, steht für jene ewigen Gottsucher und tollen Anbeter aller Herzen und Sterne, steht da als Maske für des Erzählers eigenes Herz, für einen zu blutvoller und sich verblutender Gegenwart auferstandenen Menschen. Nicht ein Zoll dieses Grabbe ist „historisch", will ich hoffen. Aber jeder Zoll ist echteste Gegenwart, grabbisch, schicksalhaft. Kurz — wie bei jeder Dichtung von Format, wie bei jedem Künstler von Ausmaß: die Welt von innen gesehen. Dazu: die Forderung des Lebens als dämonisches Schicksal. Dazu: trotz des Abgrunds, oder gerade wegen des Abgrunds, ein lustvolles „Ja"!

Der Verlag gab der Erzählung ein dankenswert unaufdringliches, vornehmes, äußeres Gesicht.

Stuttgart Heinz Dietrich Kenter

Lyrisches und Episches

Elsässer Idyllen und Elegien. Von Eduard Reinacher. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 150 S. Geb. M. 5.—

Dieses Buch bewährt Eduard Reinachers deutsche Form; es bestätigt seine Betrachtungen zum Versbau im Juliheft der „Literatur": neue deutsche Klassik ist Wirklichkeit geworden. Das Buch führt einen mehr als bescheidenen Titel, recht darauf angelegt, die Dutzendleser zu verscheuchen. Es soll nicht schade um sie sein. Oder ist diese Bescheidenheit nicht stolz? Ist es nicht das Höchste, was einer wagen und leisten kann, über und für seine Heimat zu schreiben? Für die Menschheit, gewiß, aber ist's nicht dasselbe? Bei Reinacher wird's dasselbe. Dies Buch ist nicht Heimatkunst, sondern Menschendichtung: man braucht das Elsaß nicht zu kennen, braucht bloß Mensch zu sein und die deutsche Sprache zu verstehen, um das Elsaß zu erleben, um seine Landschaft, seine Menschen zu sehen, seine Geschichte zu erfahren, wie sie Reinacher erlebt, gesehen und erfahren hat. Ihm freilich liegt die Heimat im Blut; aber er hat die Gabe des Dichters, sein Blut reden zu machen, es zur Deutlichkeit der Sprache zu erhöhen. „Idyllen und Elegien", auch ein verscheuchender Name für Zeitgenossen. Wenn Reinacher heller glänzen und lauter schellen wollte, er hätte vielleicht ebensowohl von Balladen, Romanzen, Monumentalbildern, Hymnen oder was immer reden können. Aber er hat die Versform der Idylle, den Hexameter, und zuweilen die der Elegie, das Distichon, gewählt, und sein sachliches Formgewissen hat recht getan. Zwar, seine Verse sind kein sanftes Säuseln einer durch gezwungene Beschaulichkeit verhüllten Weltunlust, sind noch weniger wehmütige Klagen um versunkenes Gut. Reinachers grundaufwühlende Leidenschaftlichkeit bohrt sich in die Gegenwart, und alles, was er anfaßt, wird augenblicksnah, lebendig, ungeheuer plastisch und beglückend lebensstark. So hebt er uns aus aller Problematik der Nur-Gegenwarts-Dichter heraus, fernab in die tönende Stille des Wesens; das ist seine Idylle. Bei Gängen durch die einsame oder menschenbelebte Landschaft, bei Überschau der Städte, geschichtlichen Erinnerungen, Sagen von Burgen und Schlössern, Gespenstergeschichten oder Naturmärchen, immer ist Reinacher von einer majestätischen Gelassenheit, einer Gewißheit des Unverlierbaren, aus der Wurzel Kommenden, die schlechthin überwältigend ist: Urkunde des Genesens in siecher Zeit, dieser breithin hallende Ruf aus dem Elsaß, Kraft, die über Tod und Leben in die Zukunft trägt.

Saarbrücken Erich Dürr

Gesammelte Dichtungen. Von Friedrich Wilhelm Weber. Drei Bände. Herausgegeben und mit Lebensbild und Vorwort versehen von seinen Kindern Elisabeth Weber und Friedrich Wilhelm Weber. Mit zwei Bildnissen des Dichters. Paderborn 1922, Ferdinand Schöningh. 357, 382, 384 S. Geb. M. 18.—

Für die Freunde des Dreizehnlinden-Dichters ist diese erste Gesamtausgabe ein willkommener Besitz. Unreife Jugenddichtungen, kleine Zeitgedichte und polemische Verse haben die Herausgeber nicht mit aufgenommen. Es hätte im zweiten Bande, der „Erzählendes und Spruchartiges" enthält, noch einiges ohne Schaden fehlen können. Im ersten Band sind außer einem Lebensbild Webers seine Lyrik und seine Übertragungen aus dem Dänischen, Schwedischen, Englischen und Schottischen, im dritten Band seine beiden größeren Epen „Dreizehnlinden" und „Goliath" enthalten.

Charlottenburg Hans Sturm

Literaturwissenschaftliches

Oscar Wilde. Sein Leben und sein Werk. Von Carl Hagemann. Mit einem Porträt Wildes. Vollständig umgearbeitete und erweiterte Fassung. Stuttgart, Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 243 S. Geb. M. 7,50.

Die Neuherausgabe von Carl Hagemanns Wilde-Biographie erscheint, als zu des Dichters 25. Todestage, gerade im richtigen Augenblick. Sie wird sicherlich mit dazu berufen sein, das Verständnis für das Leben und das Werk des so überreich begnadeten und vielleicht gerade darum so elend endenden Dichters weiteren Kreisen nahezubringen. Nur ein so feinnerviger Kulturmensch und Künstler wie Hagemann vermochte es, den heiklen Stof zu meistern, der tief in die gesellschaftlichen Untergründe einer Zeit greift, deren Art und Gestalt eben durch diese Gesellschaft bestimmt werden mußte. Sie hat denn auch Wilde emporgehoben und dafür um so tiefer fallen lassen. Soweit man von einem Biographen Objektivität verlangen kann, hat Hagemann diese gewahrt, ohne deshalb kühl oder gar temperamentlos zu werden. Seine Arbeit bildet deshalb eine treffliche Ergänzung zu Frank Harris' von freundschaftlicher Liebe

diktiertem Wilde-Buch. Besonders gelungen sind Hagemann die fast balladenhaft anmutende Schilderung von Wildes Leben, die feinsinnige Ausdeutung des „Dorian Gray" und die Analyse der dramatischen Werke. Das Kapitel über Wildes Lyrik hätte vielleicht doch etwas tiefgründiger sein dürfen. Die alte Streitfrage, ob „Der Priester und sein Ministrant" eine Originalarbeit Wildes oder die geschickte Kopie eines Unbekannten ist, versucht Hagemann dahin zu beantworten, daß Wilde tatsächlich der Verfasser jener Erzählung sei. Aber die Begründung seiner Annahme wirkt nicht sehr überzeugend. Man schließt sich lieber der Auffassung eines anderen ausgezeichneten Wilde-Kenners, Max Meyerfeld (L. E. VII, 985) an, der die Autorschaft Wildes meiner Ansicht nach mit Recht verneint. Famos ist dagegen die Formel, auf die Hagemann Wildes Gesamterscheinung bringt: „Dandy und Charmeur, Sybarit und Gourmet, Künstler und Mäzen, Schreiber und Erzähler in eins, sehr viel Herrscher und immer ein wenig Clown." Ebenso ausgezeichnet ist der Vergleich Wildes mit Shaw: „Wilde denkt spielerisch – paradox, Shaw im Grunde ernst – paradox." Bei der Betrachtung des Versagens der sogenannten Zensur anläßlich der „Salome" findet Hagemann über die heutige sogenannte Freiheit des Bühnenleiters bei der Ausgestaltung seines Spielplans Worte, die nicht genügend weitergetragen werden können. Dagegen wäre bei einer neuen Auflage zu vermeiden, daß Shakespeares „Antonius und Kleopatra" sowohl im Text wie im Namenverzeichnis als „Cäsar und Kleopatra" bezeichnet wird.

Krefeld Ernst Martin

Shelley in Germany. By Solomon Liptzin. New York 1924, Columbia University Press. 97 S.

Der Einfluß Shelleys auf die deutsche Literatur ist bisher nicht systematisch untersucht worden, daher verdient diese gründliche, auf einem umfassenden Quellenstudium beruhende Schrift nachdrückliche Beachtung und ausdrückliche Anerkennung. Der Verfasser sammelt sein Material aus den entlegensten Quellen, ordnet es nach höheren Gesichtspunkten und spürt zum Teil auch den tieferen Gründen für die Wandlung des Urteils nach. Er gliedert seine Studie in vier Perioden: Die erste reicht von 1814 bis 1834, die Zeit, da Byron das Idol der Dichter und Salons, da Shelley in Deutschland unbekannt oder mißachtet war. In der zweiten Periode von 1834 bis 1848, als das junge Deutschland und die politische Dichtung blühten, galt Shelley wie Byron als Vorkämpfer politischer Ideale und wurde viel übersetzt, gelesen und gewürdigt. In den folgenden dreißig Jahren wurde seine Dichtung als weltfremd und naiv verworfen, während Byron noch in hoher Achtung stand. Von 1880 an zeigt sich ein erneutes, aber wesentlich auf Gelehrtenkreise beschränktes Interesse an seiner Dichtung; es beginnt eine Art Shelley-Renaissance. Zu dem letzten Kapitel wäre nachzutragen, daß Shelleys Drama „Cenci" Anfang November 1919 im Landestheater zu Koburg in der Bearbeitung des Intendanten Anton Ludwig uraufgeführt wurde, daß die Übertragungen Wolfensteins in manchen Punkten zu beanstanden sind. Zu der Gegenüberstellung von Shelley und Byron möchte ich eine Stelle aus den „Sunday Times" (13. Juli 1924) anführen: „First execrated, then tolerated, then patronised, Shelley sometime since came into his political kingdom"; daß Shelley im heutigen England nicht populär sein soll, stimmt also wohl nicht ganz. Zu der noch immer geltenden deutschen Auffassung, der gemäß Byron der größte englische Dichter seit Shakespeare ist, stelle ich das gewichtige, anläßlich der Byron-Feier gefällte Urteil Edmund Gosses, das Byrons und Shelleys dichterische Wertung im heutigen England scharf charakterisiert: „Byron is no longer one of the poets beloved by English readers. Shelley and Keats have outstripped him, later bards have robbed him of popular devotion, and the decay of his reputation has been rapid, and may prove irreparable."

Bochum Karl Arns

The Contemporary Theatre 1923. By James Agate. London 1924, Leonard Parsons. 313 S.

The Organized Theatre. A Plea in Civics. By St. John Ervine. London, George Allen & Unwin Ltd. 213 S.

Zwei Bücher über das gegenwärtige englische Theater, beide von aufrichtigen, urteilsfähigen Enthusiasten geschrieben und doch grundverschieden in Form und Standpunkt. Es fällt manches Licht von dem einen Buch auf das andere: während Ervine die Theaterfrage zu einer allgemeingültigen sozial-ethischen erhebt, beleuchtet Agate die Einzelvorgänge des englischen Theaterlebens im Winter 1923. Sein Buch ist denn auch nur eine Sammlung seiner Theaterkritiken, die in Form von wöchentlichen Artikeln in der „Saturday Review" und den „Sunday Times" erschienen sind; was ihn nicht hindert, gelegentlich auch auf ein Buch, das den Theaterfragen nahesteht, einzugehen. So empfiehlt er angelegentlich Ashley Dukes, „The Youngest Drama" oder streicht Frank Vernons „Modern Stage Production" mächtig heraus gegen Gordon Craigs' „Scene". Hier begegnet er sich mit Ervine, den er außerordentlich hochschätzt. Beide werfen Gordon Craig unter Anerkennung seiner Genialität und Zeichenbegabung Unentschiedenheit und Verstiegenheit in bezug auf seine szenischen Forderungen vor. Agates Einzelurteile interessieren uns an dieser Stelle eigentlich nur, soweit sie das jüngere englische Drama betreffen, und da ist sein feuriges Eintreten für Noel Coward, Allan Monkhouse und C. K. Munro bemerkenswert. An der Erscheinung einer Schauspielerin möchte ich ebenfalls nicht vorbeigehen, die auch den strengen englischen Kritiker mit höchstem Entzücken erfüllt: Edith Evans. Wer einmal die kluge Schalkheit, echt weibliche Anmut und vollendete Formbeherrschung dieser englischen Sorma einen Abend lang hat genießen dürfen, wird freudig jedes seiner Lobesworte unterschreiben.

St. J. Ervines Buch ist aus den Vorlesungen hervorgegangen, die dieser in seinem Heimatlande zu Recht auch als Novellist und Dramatiker gewürdigte Kritiker an der Universität Liverpool im Winter 1923 gehalten hat. Von einer hohen Warte aus gesprochen, wirkt seine Anklagerede gegen die Theaterzustände Englands während und nach dem Kriege zugleich wie eine von wahrhafter Religiosität getragene Anklage gegen die kulturellen Zustände der Jetztzeit überhaupt. Ihm ist das Drama das Manometer der Volksseele, das Kulturniveau des Publikums entscheidend für die künstlerische Höhe des Theaters. Während Ervine auf der einen Seite diese Dinge im einzelnen belegt und dabei Amerika den Vorwurf nicht erspart, daß es sich an den Produktionen des kriegskranken Europa zu bereichern suche, obgleich es, vom Kriege so gut wie verschont, eigentlich die Aufgabe hätte, Europa neue und gesunde Anregungen zu geben, macht er auf der anderen Seite höchst beachtenswerte praktische Vorschläge zur Reorganisation des englischen Theaterlebens. Seine Aufforderung an die Kommunen der größeren englischen Städte, nicht nur für Schulen

und Museen, sondern auch für Volksbühnen größere Summen auszusetzen, unterstützt er mit Hinweisen auf die deutschen Verhältnisse vor dem Kriege, die ihm mit ihren Repertoirebühnen und den vielfachen provinziellen Zentren ernsthafter künstlerischer Versuche vorbildlich erscheinen. Und was sagen die berliner Stadtväter dazu?

Berlin — Fritz Homeyer

The Modern German Novel. A Series of Studies and Appreciations. By Harvey W. Hewett-Thayer. Boston 1924, Marshall Jones Company. 295 S.

The New Vision in the German Arts. By Herman George Scheffauer. New York 1924, B. W. Huebsch, Dnc. 274 S.

Man kann heute von einem neuerwachten amerikanischen Interesse für deutsche Literatur und Kultur reden. Dafür sprechen nicht nur verschiedene Übersetzungen, wie z. B. von Wassermanns, Gerhart Hauptmanns, Schnitzlers, Bonsels' Werken, sondern auch Aufsätze in den ernsteren Wochen- und Monatsschriften und etliche Bücher der Untersuchung und Betrachtung. Manches von diesem guten Interesse ist schon vor einem Jahrzehnt vorbereitet worden. Zuerst muß da ein großes Unternehmen genannt werden, das gerade bei Ausbruch des Weltkriegs erschien und leider der widrigen Zeitumstände wegen nicht zur Geltung kam, das deshalb auch in Deutschland nicht bekannt und voll gewürdigt ist, nämlich die von Professor Kuno Francke, Wm. G. Howard (beide Harvard), von Julius Petersen u. a. herausgegebenen „German Classics" des 18. und 19. Jahrhunderts. Es ist ein Sammelwerk mit mustergültigen Übersetzungen, gediegenen Einführungen und schönen Illustrationen, vielleicht nur unpraktisch geplant und deshalb viel zu teuer. Wie die Veröffentlichungen der „American Scandinavian Foundation" hätte es in einzeln käuflichen und wohlfeilen Bänden herauskommen sollen. In die modernste deutsche Literatur führt ein ebenso geistreiches wie praktisches Büchlein von Ludwig Lewisohn ein: „The Spirit of Modern German Literature" (Neuyork zuerst 1916, B. W. Huebsch). Für einen engeren Kreis bestimmt, aber deshalb nicht minder bedeutsam sind verschiedene Nummern der „Americana Germanica" (Philadelphia). Und ebenso gehören hierher Professor B. Q. Morgans (Wisconsin) monumentale „Bibliography of German Literature in English Translation" (Madison 1922), ein ganz vorzügliches und notwendiges Hilfswerk, und etliche Doktorarbeiten wie Erwin G. Guddes „Freiligraths Entwicklung als politischer Dichter (Berlin 1922 gedruckt), Walter Silz' „Heinrich von Kleists Conception of the Tragic" (Baltimore und Göttingen 1923) oder S. Liptzins „Shelley in Germany" (Neuyork 1924). Man sollte in Deutschland mit ganz besonderer Aufmerksamkeit und Liebe die Arbeit von Amerikanern, besonders Deutschamerikanern, aus dem Gebiet der Germanistik (samt Grenzfeldern) verfolgen. Schließlich sind auch Veröffentlichungen aus der älteren Zeit, z. B. J. E. Spingarns Auswahl von „Goethe's Literary Essays" (Neuyork 1921, Harcourt, Brace & Co.) nicht ohne Bedeutung.

Man muß so viel fleißige und gründliche Vorarbeit wirklich kennen, um Neuerscheinungen im rechten Licht zu erblicken. Der Dank an Vorgänger schmälert die Anerkennung für neue Leistungen nicht.

Hewett-Thayers Buch über den modernen deutschen Roman enthält neun Aufsätze über Amerika und die Amerikaner in der neuesten deutschen Erzählungsliteratur, Theodor Fontane als Realist, den Naturalismus und den deutschen Zola (Kretzer), Ricarda Huch und ihre moderne Romantik, den Aristokraten Ompteda, über religiöse Romane (Rosegger, Frenssen, G. Hauptmann), Ernst Zahn, über Kriegsromane und endlich über Romane, die abseits vom Kriege erschienen (u. a. Wassermann, Gabriele Reuter). Natürlich werden in diesen Kapiteln auch noch andere Verfasser und Werke behandelt. Im ganzen sind die Essays mehr beschreibend als kritisch, aber solche Art ist für das amerikanische Universitätspublikum heute ganz angebracht. Es ist daher zu hoffen, daß dies Buch an amerikanischen Colleges und Universitäten recht viel benutzt wird; denn es kann manchem „Angelsachsen" die Augen öffnen, der gelernt hat, daß nach Goethe noch Heine kommt und es dann mit der deutschen Literatur Schluß ist. Hewett-Thayer hat schon vor dem Krieg feines Verständnis für Fontanes Kunst gezeigt, auch in den älteren Kapiteln verrät er im allgemeinen literarischen Takt und gesundes Urteil, nur über die neuesten Phasen der deutschen Literatur spricht er öfters etwas von oben herab. Da hat man noch den Nachklang von Kriegsstimmungen oder einer gewissen „Princeton-Kultur". Von Einzelurteilen über moderne Schriftsteller ist vor allen das über Walter von Molos historische Romane (S. 230 f.) schief. Man kann mit manchem bei Molo nicht übereinstimmen, aber bloße „Hohenzollern-Romane" darf man seine Werke nicht nennen, und ebensowenig mit „Miß Mühlbach" in einem Atem. Alles in allem ist jedoch Hewett-Thayers Buch als eine höchst willkommene Neuerscheinung zu begrüßen.

Ganz anderer Art ist Herman George Scheffauers Buch. Hier will eine moderne Künstlerseele, in der Deutsches und Amerikanisches vereint ist, mit den neuesten Dichtern und Denkern Deutschlands mitfühlen und mitdenken. Die deutsche Seele sucht neue Formen für eine neue Geisteskultur, sagt Scheffauer, das ist neues Leben, neue Bedeutsamkeit, die befruchtend wirken muß. In siebzehn teilweise begeisterten Aufsätzen spürt er den verschiedenen Erscheinungen der deutschen Seele nach: dem Expressionismus (heute noch „eine Kunst allein für Künstler"!), Filmfortschritt („Dr. Caligari"), Otto Braun dem „Frühvollendeten", Otto Macks Lithographien, Blümners „absoluter Poesie", der Architektur der Brüder Taut, Arno Holz' „Blechschmiede", Georg Kaisers und Tollers Dramatik, Jeßners Shakespeare-Aufführungen, endlich Graf Keyserlings „Weisheit". Mit großer Liebe und Eindringlichkeit sucht Scheffauer dem neuen deutschen Suchen gerecht zu werden. Wenn er auch sicher manche der „Zeiterscheinungen" zu ernst nimmt, so muß doch ein Deutscher freudig anerkennen, mit welchem Ernst und welcher Wärme hier deutsches Ringen und Schaffen von einem Amerikaner erforscht und beschrieben wird. Wer die übrigen Schriften dieses kühnen Kaliforniers kennt, wird denselben Schwung der Darstellung und denselben literarischen Stil hier wiederfinden. Scheffauers Buch dient zur Aufklärung Amerikas über Deutschland, aber zugleich will es auch dem jungen strebenden Amerika einen großen Wert vermitteln: „A pronunciamento of liberation, a creed to illuminate and vivify." Möchte es mit beiden schönen Absichten vollen Erfolg haben!

Münster (Westf.) — Friedrich Schönemann

Restoration Comedy 1660—1720. Von Bonamy Dobrée. Oxford 1924, Clarendon Press. 182 S.

In behaglichem, nicht selten witzigem Plauderton, doch auf Grund eifriger Arbeit stellt Dobrée einen der interessantesten Abschnitte in der Geschichte des englischen, ja des

Dramas überhaupt dar: die durch Verve, Zynismus, Erfindungsreichtum gekennzeichnete Periode des englischen Lustspiels, die mit der Restauration der Stuarts, mit der Aufhebung der puritanischen Theatersperre einsetzt und bis zur Reinigung, Vertiefung, aber auch Ernüchterung der englischen Literatur unter der Regierung der letzten Stuart und des ersten Hannover reicht. Die nicht unbeträchtlichen Werte dieser schwer zu übersehenden Schöpfungen (denen sich eine parallele Entwicklung der Tragödie gesellt) sind den Kontinentalen heutzutage, wenn überhaupt, so höchstens durch den glänzenden, nach mehr als achtzig Jahren noch nicht veralteten Essay Macaulays (1841) und allenfalls aus Hettner bekannt, wiewohl seinerzeit, um nur von Deutschland zu reden, Congreve etwa und Farquhar auf die Entwicklung des Lust- und Schauspiels zwischen Lessing und Schröder stark eingewirkt haben. Über die Beschreibung und Bewertung der einzelnen hinaus befaßt sich Dobrée mit den literarhistorischen Voraussetzungen der ganzen vielköpfigen und fruchtbaren Gruppe und erfaßt sie mit Recht als eine Art Renaissance der elisabethanischen, der jakobäischen, der dem Bürgerkrieg unmittelbar vorangehenden Dichtung; französischer Einfluß wird zugegeben, aber verhältnismäßig gering eingeschätzt. — Von den gerade auf diesem Gebiete sehr verdienstlichen Arbeiten deutscher, zumal österreichischer Anglistik z. B. über Wycherley, Congreve, Vanbrugh nimmt Dobrée keine Notiz; nicht zum erstenmal stellen wir diese Gleichgültigkeit englischer gegen deutsche Autoren fest. Mindestens hätte doch in der kleinen Bibliographie des Werks neben Taine Hettner genannt werden müssen.

Wien Robert F. Arnold

Verschiedenes

Mein Rheinland-Tagebuch. Von General Henry T. Allen, Oberkommandierender der amerikanischen Besatzungsarmee im Rheinland 1919—1923. Autorisierte deutsche Ausgabe, gekürzt und mit einer Einführung versehen. Mit einem Bildnis und einer Übersichtskarte. Berlin 1924, Reimar Hobbing. 386 S. M. 10.— (12.—).

General Allens innere Haltung Deutschland gegenüber erinnert mich an ein Gespräch mit einem Mitglied der einstigen berliner Quäkermission, wobei mir ungefragt gesagt wurde: „Ich bin aber nicht prodeutsch." Mit dem Herzen ganz bei Frankreich („blutsverwandt"), muß der Verfasser dieses „Rheinland-Tagebuchs" mit allem, was an Vernunft, Korrektheit und Anstand in ihm ist, gegen Frankreich zeugen. Der Zwiespalt tritt oft genug zutage und ist für den deutschen Leser nicht gerade angenehm, zumal General Allen auch sonst geneigt ist, die wirtschaftlichen Schwierigkeiten Deutschlands infolge des Versailler Diktats zu gering einzuschätzen. Um so schwerer wiegen deshalb alle gegen Frankreich vorgebrachten Tatsachen und Vernunftgründe. In Amerika genügte das, um den Verfasser mit dem Kennzeichen prodeutsch zu belegen, auch hat dort das Buch leider nicht den durchschlagenden Erfolg gehabt, den es gerade dort haben sollte, um gewisse große Vorurteile zugunsten Frankreichs auszurotten. In Deutschland muß man dieses wichtige Dokument der Nachkriegszeit auf das ernsteste studieren und zur Aufklärung des eigenen Volkes wie der Welt auswerten. Wir Deutsche können daraus vielerlei lernen, hauptsächlich über Frankreich, über Amerika und über uns selbst.

Allen berichtet an zahllosen Stellen über das Verhalten der Franzosen als „Sieger", über ihre grenzenlose Anmaßung, über ihr ausgeklügeltes System der Demütigung Deutschlands, über ihren maßlosen Militarismus und — am schwerstwiegenden — über ihre unbekümmerte Verletzung des Rechts und der Gesetze. Als Chef der amerikanischen Besatzungsarmee hat sich Allen ständig gegen französische Übergriffe in seiner Zone zu wehren, weil er „nicht bloß der Schwanz vom französischen Drachen in der amerikanischen Zone sein" wollte; und als zeitweiliges Mitglied der Rheinland-Oberkommission, als Nachfolger von Noyes, hat er sich noch gegen bösartigere Anschläge der Franzosen zu verwahren; mit dem Engländer Robertson war er sich „darüber einig, daß Handel, Industrie und die Schaffung eines wirklichen Friedens die Aufmerksamkeit der Oberkommission und aller anderen Beteiligten mehr beanspruchen sollten als der dauernde Gedanke an Mobilisierung und Truppentransporte" (S. 107). Sehr wichtige Zeugnisse werden auch über Frankreichs Anteil an der Separatistenbewegung (Rheinrepublik) und seine Absichten gegen Rhein und Ruhr beigebracht, besonders auch über seine jahrelangen Vorbereitungen des Ruhreinfalls von 1923. Unterm 29. April 1922 schreibt Allen: „Die französische Abteilung der Kontrollkommission unter General Nollet erkenne an, daß Deutschland entwaffnet ist, daß aber politische Gründe erfordern, die Auffindung versteckter Waffen, seien sie auch noch so gering oder unbedeutend, an die Öffentlichkeit zu bringen." Manchmal enthalten Allens Feststellungen Trost für Deutschland, z. B.: „Es scheint so, als ob sich die Geschichte klar und deutlich im Elsaß selbst wiederholt. Möglicherweise kann in den nächsten 50 Jahren wieder umgekehrt eine Germanisierung stattfinden" (S. 44). Und endlich S. 183: „Schließlich muß Frankreich doch die Notwendigkeit anerkennen, freundschaftlich an der Seite eines stärkeren, feindlichen Staates zu leben, gerade wie es andere schwächere Staaten fortwährend in der Geschichte getan haben."

Interessante Aufklärung erhalten wir von General Allen auch über die Rolle Amerikas in der Rheinfrage. Schärfer als der Staatssekretär Hughes erkennt der Soldat (S. 234): „Wenn wir (Amerikaner) durch unsere Beteiligung am Rhein der Sache des Friedens dienen können, warum sollten wir dann in radikaler Weise von dem Wünschen und Verlangen eines einzigen Staates beeinflußt werden? (Frankreich ist gemeint.) Die Rheinfrage ist nicht ganz allein eine französische, sonst würden wir nicht hier sein." Noch deutlicher heißt es S. 264: „Meiner Meinung nach wäre ein Druck seitens der Vereinigten Staaten einzig und allein wirksam genug, um die französische Politik zu ändern, und vielleicht würde ein jetziges maßvolles Einschreiten spätere ernste Unannehmlichkeiten für uns verhindern." Und S. 307: „Es ist beinahe verbrecherisch von den Vereinigten Staaten, untätig zuzusehen, wie Deutschland zum Bankrott getrieben wird, sei es nun durch mißverstandene Überzeugungen oder bloße Untätigkeit oder Absicht." Solcher überraschend klaren Erkenntnis eines Amerikaners mit französischen Sympathien steht die jahrelange offizielle amerikanische Lauheit, Interesselosigkeit oder Unaufrichtigkeit gegenüber. Eine Bemerkung bei Allen (S. 294) über Amerikas „Interesse" an Europas Wiederherstellung beleuchtet die gesamte Lage blitzlichtartig: „Vielleicht kann sich nach den Wahlen, wenn mehr Zeit vorhanden ist, etwas daraus entwickeln."

Es ist unmöglich, auch nur andeutungsweise dem äußerst reichen und höchst bedeutsamen Inhalt des „Rheinland-Tagebuchs" gerecht zu werden. Über viele große europäische Fragen, z. B. Polen, wird so überraschend klar und gerade geurteilt, wie man es nur von einem klugen Soldaten ge-

wöhnt ist; freilich übersieht der militärische Verstand auch manche politische Verzwicktheit infolge des Versailler „Friedens" und stellt sich manche Lösung zu einfach vor. Aber immer ist es eine Wohltat, ein so ehrliches Buch zu lesen, auch wenn man als Deutscher nicht zuletzt über deutsche Halbheiten, wie das Buch sie zahlreich verzeichnet, Grimm und Empörung empfinden muß. Das ist ein böses Kapitel für sich. Um nur ein kleines Beispiel zu nennen: „Prinz Hatzfeldts Bemerkung zu General Allen, daß die Amerikaner als Feinde kamen und als Freunde schieden." Erstens hätte das der „Feind" selber sagen müssen, um dem Wort Inhalt und Nachdruck zu geben, und zweitens haucht der ganze Satz an der Sache selber vorbei, um Freundschaft handelt es sich in Politik und Diplomatie überhaupt nicht, und von „amerikanischer" Freundschaft zu reden, zeugt von Torheit oder Unaufrichtigkeit. Verkehrt „deutsch" ist auch mancher Satz in der Einführung zur deutschen Ausgabe.
Man vermißt am Ende ein Sachregister sehr schmerzlich. Das Personenregister könnte genauer sein, ebenso die Bearbeitung. Die Übersetzung wird dem Text nur im großen und ganzen gerecht.

Münster i. W. Friedrich Schönemann

Um Rhein und Abendland. Von Hermann Platz. Rothenfels a. M. 1924, Deutsches Quickbornhaus. 151 S. M. 4.— (5.50)
Das vorliegende Werk ist eines derjenigen Bücher, die zu besprechen fast unmöglich ist. Eine Inhaltsangabe genügt nicht, und eine sachliche Auseinandersetzung mit der Überfülle der hier gebotenen Anschauungen würde fast ein eigenes Buch notwendig machen. So müssen wir uns mit einigen Andeutungen begnügen. Was Platz hier veröffentlicht, ist eine Aufsatzsammlung, aber eine solche von seltener Einheitlichkeit und Geschlossenheit. Der erste Teil gilt dem Problem des rheinischen Lebens, und selten ist sowohl die Kraft wie auch die Not des rheinischen Geistes in unseren Tagen so deutlich und auch so erschütternd zum Ausdruck gekommen. Unter schärfster Abwehr der französischen Rheinpolitik sieht der Verfasser in den Rheinlanden, denen ein besonderes Stammesbewußtsein fehle, den Kern des deutschen Volks und denjenigen Teil, der dem deutschen Herzen am nächsten stehe, dessen Verhängnis es aber auch sei, daß es alle Zerrissenheit des Abendlandes am stärksten am eigenen Leib fühle. Daher erhebt sich für Platz von dem Rheinproblem aus auch das Problem des „Abendlandes", dem vor allem der zweite Teil des Buchs gilt. Auch Platz vertritt die heute oft zum Ausdruck kommende Anschauung, daß die Zerrissenheit des europäischen Volkes zum Untergang Europas und zum Siege der fremden Weltteile führen müsse, bringt aber dabei sehr viel Eigenes. Sehr fein hebt er z. B. hervor, wie der „Sendungsgedanke" der Nationalstaaten, d. h. die Entwicklung, daß jedes Volk und jeder Staat sich eine Weltmission zuschreibt, der Kern der Zerrissenheit Europas sei. Seine Forderung ist, daß unter aller Wahrung „der Eigenart und Eigenkraft charaktervoll bewußter Völker" diese doch auch dem Abendland, der gemeinsamen abendländischen Idee das geben, was ihr gehört, und daß sie das notwendige Nebeneinander, aber nicht Gegeneinander der verschiedenen europäischen Nationen einsehen lernen. Von diesem Standpunkt aus fordert er die Schaffung eines neuen übernationalen Europas, von dem er aber selbst sagt, daß es erkenntnismäßig noch ein Schattenbild sei. Wie seine Ausführungen überhaupt von dem Ethos katholischer Religion getragen und erfüllt sind und deren Kraft zeigen, so glaubt Platz, daß nur der Katholizismus diese Aufgabe vollbringen könne.
Man wird in manchem anders denken als der Verfasser, man wird an seinen Formulierungen manches auszusetzen haben, und doch wird man selten ein Buch finden, das so vertieft und fern von aller Oberflächlichkeit einseitiger Betrachtungsweise um die Zentralprobleme des heutigen politischen und geistigen Lebens ringt wie dieses Buch.

Göttingen W. Mommsen

Amerikanus. Amerikanische Lichtbilder. Von Herbert Eulenberg. Wien 1924, Thyrsos-Verlag. 183 S.
Von den verschiedenen oberflächlichen deutschen Amerika-Schriften der letzten Jahre ist Herbert Eulenbergs „Amerikanus" unstreitig eine der absonderlichsten und schlechtesten. Schon die Erfindung des „Amerikanus" ist banal, der „American Club" oft ordinär und die beigefügte Lyrik einfach unbeschreiblich. Das „Preislied auf Amerika" hat „nur" 34 Strophen, Wilson wird in reichlich 250 Versen „verflucht", zu dem „Wireless-Intermezzo" fehlt einzig die Jazzkapelle. Die paar neuyorker Bilder und ein, zwei ganz nette Bemerkungen über Amerika können das Buch nicht retten. Schade um Papier und Ausstattung, die dem wiener Verlag alle Ehre machen.

Münster (Westf.) Friedrich Schönemann

Südslawische Silhouetten. Von Hermann Wendel. Frankfurt a. M. 1924, Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. 219 S. M. 4.— (5.—).
Man übertreibt wohl kaum, wenn man sagt, daß auch der gebildete Deutsche vor dem Kriege von Art und Wesen der südslawischen Völker, insbesondere der Serben, so gut wie nichts wußte. Der Balkan galt als politischer Hexenkessel, über den man am besten einen luftdichten Deckel stülpte, und im übrigen waren die Serben Schweinezüchter und Nikita von Montenegro ein geriebener Spekulant. Viel mehr wußte man nicht, und die Kenntnis von Japan oder Chile stand im allgemeinen auf solideren Füßen. Dazu kam, daß das wenige, was man wußte, zumeist aus österreichischen Quellen übernommen war, deren Tendenz begreiflicherweise dem serbischen Fühlen und Wollen schwer gerecht werden konnte. Der Krieg brachte zunächst zwar keinen Wandel in der Wertschätzung — dazu war man hüben und drüben allzusehr in Psychosen verstrickt — aber im weiteren Verlauf doch eigenes Sehen, Erkennen und Abwägen. Und als schließlich durch den Auseinanderfall der Donau-Monarchie Hunderttausende von Deutschen, z. B. die Banater Schwaben, unter das rumänische und südslawische Staatsdach kamen und die Fragen des Minderheitenrechts in der ganzen Welt diskutiert und in ihrer Bedeutung anerkannt wurden, da hatten wir doppelte Veranlassung, uns mit den „Wirtsvölkern" unserer Stammesgenossen dort unten eingehender zu befassen. Ob Luka Vukalovic ein erfolgreicher Bandenführer war oder nicht, ob Branko Radicevic gute oder schlechte Verse gemacht hat, kann uns an sich ziemlich gleichgültig sein, aber es ist und wird wichtig für uns im Zusammenhang mit der Frage: Von welchen Kräften wird das fremde Land getragen, in dessen Mitte unsere Volksgenossen sich in ihrer Eigenart behaupten müssen? Wir wollen klar sehen und wissen, nicht um der Serben und auch nicht um unserer papierenen Bildung willen, sondern um der Rechte der Deutschen willen, die dort leben! Und darum ist jedes Buch ein Gewinn, das uns diese Kenntnis vermittelt.

Halensee-Berlin E. A. Greeven

Tage in Hellas. Blätter von einer Reise. Von Bernhard Guttmann. Frankfurt a. M. 1924, Frankfurter Sozietäts-Druckerei G. m. b. H., Abt. Buchverlag. 214 S. M. 4.— (5.50).

Ein Jahrhundert liegt zwischen uns und dem schönen Rausch des Philhellenentums. Wir wissen längst, daß sie zwei recht verschiedene Welten sind — das Griechenland von heute und das von einst, dem noch immer und immer wieder die sehnsüchtige Liebe nicht der Schlechtesten gehört. Aber wissen wir mehr? Die alten Griechen kennen wir oder vielmehr glauben wir zu kennen; die heutigen kennen wir kaum oder gar nicht — und doch verdienen sie eine gerechte Würdigung, nicht nur als die Bewohner klassischen Bodens, sondern viel mehr noch als die Träger schwerer politischer Geschicke, die die nahe Vergangenheit ihnen auferlegte. Unter diesem Gesichtspunkt sind die Blätter, die Bernhard Guttmann als Ertrag einer Reise in Hellas veröffentlicht, besonderer Beachtung wert. Guttmann, dessen bedeutsames Werk „England im Zeitalter der bürgerlichen Reform" große Schätzung genießt, verbindet mit der Kenntnis der Antike die gründliche Einsicht in die anthropologische und politische Eigenart des nahen Ostens von heute. Er vertritt überzeugend seine These: Griechenland gehört zum Orient, die Griechen sind „in ihrem Grundwesen Orientalen". Ob er an den Trümmerstätten von Eleusis und Epidaurus, Delphi und Mykenä melancholisch-erinnerungsreichen Betrachtungen nachhängt; ob er im lebendigen Umgang die soziale Schichtung des heutigen Griechenvolks und seine Geistesverfassung untersucht oder das so schwierige Problem der zweifachen Sprache entwickelt — immer fesselt er, gleich weit entfernt von Überschwang wie von pietätloser Nüchternheit, durch ein freies, wohlbegründetes Urteil und durch überlegene, sprachlich hochstehende Kunst der Darstellung. Der Anhang: „Ein Jahrzehnt neugriechischer Geschichte" liest sich wie ein packender Roman und ist in seiner erschütternden Wahrheit eine wuchtige Anklage, die die Schwächen und Fehler auf seiten der Griechen nicht verschweigt, aber vor allem die strupellose, pfuscherische Politik Europas gegenüber dem gesamten Orient vernichtend trifft.

Weimar — Heinrich Lilienfein

Politisches Gespräch. Von Leopold v. Ranke. Mit einer Einführung von Friedrich Meinecke. München 1924, Duncker & Humblot. 51 S.

Mit unverhohlener Genugtuung begrüße ich es, daß die lange verschüttete Wertschätzung der von Leopold Ranke von 1832 bis 1836 — also dreißig Jahre vor seiner Nobilitierung! — in der von ihm herausgegebenen „Historisch-politischen Zeitschrift" niedergelegten Abhandlungen von Jahr zu Jahr zunimmt. Die Zeitgenossen haben nichts damit anzufangen gewußt: sie waren ihnen zu hoch. In ihrer kühlen Objektivität waren sie zu gut für den Tag. Tagespolitik wollte Ranke nicht machen. Er nahm die Politik als Wissenschaft. Seine Ehrfurcht vor dem geschichtlich Gewordenen wie seine Weltanschauung überhaupt hinderten ihn, dem nationalen und liberalen Zeitgeist den Vorrang einzuräumen, der ihm gebührt hätte. Davon profitieren nun wir Nachfahren. Gerade weil namentlich der große abschließende Beitrag zum letzten Heft der „Zeitschrift" sozusagen zeitlos ist, führt er über den bloßen Fluß der Dinge hinaus und gibt auch der Gegenwart bedeutsame Richtlinien. Der Primat der auswärtigen Politik ist im Gespräch zwischen Carl (Savigny) und Friedrich (Ranke) prachtvoll klargelegt. Vielleicht denken einmal unsere Parlamentarier darüber nach, daß der Gegensatz im inneren Staatsleben zwischen Revolution und Reaktion sekundär ist gegenüber den großen Fragen der Machtpolitik und der auswärtigen Verhältnisse! Wann aber werden sie lernen, daß sich der Staat im Innern so einrichten muß, daß er sich nach außen möglichst gut behaupten kann? Lest Ranke!

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Die geistige Krise der europäischen Menschheit. Eine in die Zeit hineinleuchtende Betrachtung. Von Robert Saitschick. Zürich 1924, Schultheß & Co. 93 S.

Diese kleine Schrift Saitschicks übt scharfe Kritik an unserem Zeitbewußtsein, vornehmlich an dem, was er „politischen Intellektualismus" nennt und für ein Hauptcharakteristikum der Gegenwart hält. Lesenswert scheint mir besonders, was er hierbei über die Verwandtschaft von Nationalliberalismus und Macchiavellismus, über die nivellierende Wirkung des Nationalismus (Verwischung der Stammeseigentümlichkeiten usw.) und über die Philistrosität des „wissenschaftlichen" Sozialismus ausführt. Seine eigene Heilslehre lautet im Extrakt: „Die Keime des Friedens sind gesät in eine Welt des Kampfes. Eine unabsehbare, tragische Spannung ist die Folge davon. Das neuere Erleben wird notwendigerweise den höheren Sinn des Friedens immer deutlicher erfassen und zu verwirklichen suchen. Kann doch die eigentliche Aufgabe des Menschen auf Erden nur die ‚Erlösung vom Übel' sein, die Befreiung von physischer und geistiger Unruhe, aus der immer von neuem Krieg und Zerstörung geboren werden. Heil und Heilung sind göttlichen Ursprungs. Der uns vorbezeichnete Heilsweg ist die Erlösung von Gewalttätigkeit, nicht nur von der Vergewaltigung durch Menschen, sondern auch durch Gedanken. Was kommen muß, ist die Überwindung aller Extreme und zugleich alles Mittelmaßes, die Verkörperung des Wesentlichen im Leben der einzelnen und dadurch auch allmählich im Leben der Völker." Wo jedoch Saitschick über den Weg dieser „Überwindung" Näheres andeutet — es ist im Verhältnis zur Kritik „kräftiger Irrtümer" wenig genug — da verrät er eine spinozistische Sehnsucht nach völliger Überwindung der Affekte, die unverkennbar selbst wieder die Gefahr eines seelenflüchtigen Sokratismus in sich birgt.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Ästhetik. Von Emil Utitz. Aus: Quellenhandbücher der Philosophie. Berlin 1923, Pan-Verlag Rolf Heise. 204 S.

Im Rahmen der vom Pan-Verlag unter Lieberts Leitung herausgegebenen Quellenhandbücher behandelt Utitz die Ästhetik, indem er — wohl vor allem im Hinblick auf Universitätsseminarien — an einer Reihe von Lesestücken, die er den Schriften der bedeutendsten Ästhetiker der Vergangenheit entnimmt, den Gang der ästhetischen Forschung aufzeigt. Eine kurze Einleitung des Herausgebers läßt die Fäden, die die einzelnen Textproben verknüpfen, noch deutlicher heraustreten. Die Auswahl hebt eine Reihe charakteristischer Proben hervor, die von Aristoteles bis zu Ästhetikern, die in die Gegenwart hineinragen, geht. Bei der Enge des Rahmens darf man natürlich dem Herausgeber keinen Vorwurf daraus machen, daß seine Reihe unvollständig ist. Immerhin könnte eine Neuauflage doch Shaftesbury für England und Diderot für Frankreich heranziehen.

Berlin-Halensee — Richard Müller-Freienfels

Almanache und Kalender

Von Fritz Carsten (Berlin)

Dank der Rentenmark und der größeren Stabilität unserer politischen Verhältnisse zeigt auch der deutsche Verlagsbuchhandel wieder die angeborene Farbe der Entschließung. Das beweisen die Verlagsalmanache, die in diesem Jahr in reicher Fülle auf den Markt geworfen werden. Aber sie sind auch ein Zeichen dafür, welche Anstrengungen der einzelne machen muß, um die Aufmerksamkeit auf seine Produktion zu lenken; die Besorgnis, daß diese Produktion, nach Jahren des Stillstandes, gar zu schnell in Überproduktion ausarte, kann nicht ernst genug betont werden. Noch ist die Kaufkraft des deutschen Volkes weit unter dem Friedensniveau, und der Ausländer verspürt wenig Neigung, als gewichtiger Käufer deutscher Bücher aufzutreten, wie er es tat in guter alter Zeit. Aber die gute alte Zeit scheint doch wiedergekehrt zu sein, wenn man die vortrefflichen Almanache betrachtet, die einige unserer ersten Firmen, geschmackvoll und splendid, ihren Kunden als Lockmittel bescheren. S. Fischer, Verlag (Berlin) schmückt den seinigen mit einem Deckelbild nach Daumier und bringt in reicher Fülle Auszüge aus älteren und neuesten Werken seiner bekannten Autoren. Kaum einer der berühmten Namen fehlt darin, und alle Beiträge sind sorgfältig für den Zweck, die Neugier auf eingehendere Bekanntschaft mit den Werken zu reizen, gewählt. Besonders anziehend sind einige Briefe und Reiseschilderungen. Auffällig aber ist — Signatur der Zeit oder des Verlages? —, daß neue Namen ganz fehlen. Der junge Nachwuchs findet hier keine Stätte mehr. Auch der Insel-Verlag, G. m. b. H. (Leipzig), dessen Almanach Markus Behmer mit Titelbild und Vignetten geziert hat, beschränkt sich bei aller Reichhaltigkeit meist auf bekannte Mitarbeiter. An literarhistorischen Beiträgen sind Julius Petersens Aufsatz „Eckermanns künstlerische Leistung", Stefan Zweigs „Die Pathologie des Gefühls bei Kleist" und Anton Kippenbergs „Goethes weimarer Ahnen" hervorzuheben. Auch auf Max Friedlaenders schönen Aufsatz über „Beethovens Lieder an die ferne Geliebte" mag besonders aufmerksam gemacht werden. — Dem vorigen geistig verwandt ist der Almanach der Rupprecht-Presse für die Jahre 1923, 1924, 1925, den die C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck (München), gedruckt in Ehmckes Antiqua Rustika, herausbringt. Der Bildschmuck ist reichhaltiger, und die Beiträge entstammen fast allen literarischen Gebieten. Max Scheler gibt eine Einleitung zu Spinozas Ethik. Oswald Spengler tritt uns mit einer ostasiatischen Novelle aus dem Jahre 1910 entgegen, Max Öhler behandelt „Nietzsches Jugendschriften", Konrad Wandrey „Hölderlins Rheinhymne"; Hans Deinhardt steuert „Zwei Gesänge aus der Göttlichen Komödie" bei, J. Sandmeier spricht über „Knut Hamsun und seinen Pan" und Harald Weiß über „Goerres", Ludwig Klages über „Friedrich Huch", um nur einiges herauszuheben. Pietätvoll wird des in diesem Jahr verstorbenen Seniorchefs der Firma Oskar Beck gedacht. — Vornehm gleich den vorigen ist der Diotima-Almanach, den der Walter Hädecke-Verlag (Stuttgart) anläßlich seines fünfjährigen Bestehens herausgibt. Der prominenteste Dichter dieses Verlages, Wilhelm von Scholz, leitet ihn mit einem Glückwunsch zu diesem jungen Jubiläum ein und rühmt mit Recht die kluge und sparsame Auswahl zeitgenössischer Dichter, die neben den Klassikern, die in wundervoll ausgestatteten und sorgfältig redigierten Ausgaben dort erscheinen, das Rückgrat des Verlages bilden. Neben Wilhelm von Scholz, der aus seinen „Wanderungen" den Aufsatz über Würzburg beisteuert, kommen die Kunst- und Literarästhetiker Rudolf K. Goldschmit, Gustav E. Pazaurek und Hermann Uhde-Bernays zu Worte, daneben die Lyriker Manfred Schneider und Alfred Mombert. Ernst Heilborn erscheint mit seinem fein charakterisierenden Geburtstagsbrief an Wilhelm von Scholz. Einige Proben aus Werken von Lichtenberg, der Annette und von Novalis vervollständigen mit den gut reproduzierten Bildern das schöne Ensemble. — Der Amalthea-Verlag (Zürich-Wien) gibt hauptsächlich Vorabdrucke aus demnächst erscheinenden Werken, die zum Teil viel versprechen. So läßt der Aufsatz von Benedetto Croce über Schiller, der in einem Werk „Dichtung und Nachdichtung" erscheinen wird, auf besondere Einstellung des Italieners unserem Nationaldichter gegenüber schließen. Er schätzt ihn hoch als Philosophen, wenn auch „sein Werk aus der Geschichte der Poesie im eigentlichen Sinne fast gänzlich ausgeschlossen bleiben muß". Egon Cäsar Conte Corti finden wir mit einem Aufsatz aus seinem zweibändigen Werk über „Maximilian und Charlotte von Mexiko", dem die Winterhalterschen Porträts des unglücklichen Herrscherpaares beigegeben sind, vertreten. Kasimir Edschmid handelt über den „Gesellschaftsroman", Max Springer über den Jubilar dieses Jahres „Anton Bruckner den Organisten", Richard Ernst über „Wiener Porzellan des Klassizismus". — In weitem Abstand von diesen Almanachen ist der „Almanach der Freude", den der Verlag der Freude (Wolfenbüttel) herausbringt, zu nennen. Er liegt im 5. Jahrgang vor und soll wieder „ein heiterer Kranz für frohe Leute" sein. Daß er heutzutage viel frohe Leute finden wird, ist füglich zu bezweifeln, aber die Fritz Müller, Max Jungnickel, Roda Roda, Josef Winckler, Ernst von Wolzogen, um nur einige zu nennen, verstehen es ja, auch ernster gestimmten Leuten hier und da durch ihre heitere Kunst ein Lächeln oder Lachen zu entlocken. —

Nicht eigentlich den Almanachcharakter tragen ein paar Veröffentlichungen, die aber mit jenen den Zweck gemein haben, für den Verlag als Propagandamittel zu wirken. — Das „Niedersachsenbuch", dessen 8. und 9. Jahrgang der Richard Hermes Verlag (Hamburg) herausbringt, ist zugleich das Jahrbuch der Niederdeutschen Vereinigung und versammelt eine große Anzahl Lokal- und Dialektdichter, die im weiteren Vaterland wenig oder gar nicht bekannt sind, aber, zum Teil wenigstens, gekannt zu werden verdienen. Zu diesem Zweck ist dem unterhaltenden Teil unter dem Titel „Niederdeutscher Kürschner" eine Zusammenstellung der in Frage kommenden Schriftsteller und Schriftstellerinnen mit Geburtsjahr, Wohnort und Anführung ihrer Werke beigegeben; auch ein Verzeichnis niederdeutscher Bühnen und „Speeldeelen", sowie eine niederdeutsche literarische Jahresrundschau. — Als ein „vaterländisches Jahrbuch" bezeichnet K. F. Koehler (Leipzig) sein Luckner-Jahrbuch 1925. Es ist zum größten Teil diesem populären Seehelden gewidmet, den wir im Bilde nicht nur als Seemann, sondern auch als Eh'mann mit Vergnügen kennenlernen. Aber auch der anderen Autoren des Verlages ist gedacht. Neben Wilhelm von Kügelgen finden wir Wilhelm II., Lettow-Vorbeck, Hauptmann Hans Ritter und Großadmiral von Tirpitz. — „Den Freunden des Ver-

lages" nennt F. A. Brockhaus (Leipzig) seinen Almanach, der mit zahlreichen Abbildungen aus seinen Reisewerken geschmückt ist und literarische Beiträge aus einigen neueren Hauptwerken des alten angesehenen Hauses bringt, das durch die in diesem Jahr abgeschlossene neue Ausgabe seines Konversationslexikons eine Großtat des deutschen Verlages getan hat. — Der junge Verlag Karl Rauch (Dessau) sammelt unter dem Titel „Die planmäßige Arbeit zur geistigen Versorgung des deutschen Volkes" Selbstdarstellungen von 36 deutschen Verlegern mit Beigabe von deren Verlagssignets. Das Heft ist für jeden Bücherliebhaber von Interesse; die Einführung von Karl Nötzel ist lesenswert. —

Unter den Kalendern nimmt wieder der Goethe-Kalender (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung m. b. H., Leipzig) die erste Stelle ein. Er ist diesmal mehr als seine Vorgänger auf die Betrachtung der Goetheschen Umwelt vor hundert Jahren gestellt, kann er doch einen zeitgenössischen Bericht über die großartige Jubelfeier veröffentlichen, die Weimar und sein Fürst zu Goethes fünfzigjährigem Dienst- und Aufenthaltsjubiläum daselbst am 7. November 1824 veranstalteten. Ein großer Teil des Kalenders ist Goethes Prometheusfragment gewidmet, womit der Herausgeber Karl Heinemann denen dienen will, die nicht in der Lage sind, sich eine vollständige Goethe-Ausgabe zu kaufen. Es sollen andere, in den Auswahlausgaben nicht enthaltene Stücke von Jahr zu Jahr folgen. Ein informatorischer Aufsatz „Goethe und seine Verleger" von F. A. Hünich schließt sich an andere frühere Veröffentlichungen über das Thema an. — Der „Lahrer hinkende Bote", neuer historischer Kalender (Moritz Schauenburg, Lahr) bleibt als 125. Jahrgang in der Tradition und sucht sein Publikum kaum unter den Lesern unseres Blattes, findet es sicher aber um so zahlreicher in den Kreisen, an die er sich wendet. — Ebenso der Wörishofener Original-Kneipp-Kalender (Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet, Kommanditgesellschaft, Kempten), der belehrend und erziehend wirken will und die hygienischen Vorschriften seines Begründers immer mehr zu popularisieren strebt. — Dem „Kalender für das Trierer Land" (Verlag der Paulinus-Druckerei in Trier) ist das Interesse aller derer gewiß, die mitfühlen mit den besetzten, ach noch so lange besetzt bleibenden deutschen Landen im Westen. Er beschränkt sich nicht auf Schilderungen aus der engeren Heimat an Mosel, Saar und Rhein, er widmet einen Teil „Dem deutschen Vaterland", einen den historischen Erinnerungen „Aus alter Zeit" und einen letzten den einzelnen Berufen und Gewerben im Rhein- und Moselland. —

Aus Heimatliebe ist auch der Pommernkalender (Verlag M. Bauchwitz, Stettin) geboren, der, reich geschmückt mit Originalgraphik des jungen Fritz Hullmann, dem künstlerischen und geistigen Leben des Pommernlandes gewidmet ist. Über zwei pommerische Dichterinnen, Alwine Wuthenow, die Freundin Fritz Reuters, und Katharina Zitelmann, die soeben ihr 80. Lebensjahr vollendet hat, wird gehandelt, und Hans Benzmann entreißt alte pommerische Dichter, wie Runge, Müchler, Ramler, Kleist, Höfer, Furchen u. a. der Vergessenheit, indem er Proben ihrer Lyrik abdruckt. —

Auch die Abreißkalender beweisen in ihrer vornehmeren und reicheren Ausstattung, daß es besser geworden ist bei uns und daß man für die Freunde an der Wand, die uns ein ganzes Jahr hindurch täglich begleiten sollen, wieder gutes, festes Papier und einen schönen lesbaren Druck aufwenden kann. So präsentiert sich nach zehn Jahren zum erstenmal wieder der Dürer-Kalender für Kultur und Kunst (Dürer-Verlag Karl Maußner, Berlin-Zehlendorf) ganz friedensgemäß, und nicht nur äußerlich. Das gute Papier und die sorgfältige Drucktechnik sind ausgezeichneten Illustrationen gewidmet, deren Rückseiten Aufsätze, Aussprüche, Gedichte aus dem deutschen Geistesleben in reicher Fülle bringen. — Mit diesem in würdige Konkurrenz tritt der Kalender „Kunst und Leben" (Verlag Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf), der von über fünfzig Künstlern Originalzeichnungen und Holzschnitte reproduziert und ebenso viele Dichter und Denker mit Versen und Aussprüchen zu Worte kommen läßt. — Diesem verwandt ist wieder der „Greifen-Kalender", ein Jahreskreis für junge Kunst, herausgegeben von Willi Geißler (Greifen-Verlag, Rudolstadt), der seine künstlerischen und literarischen Mitarbeiter unter den Jungen und Jüngsten findet. Manch neuer Name taucht auf, den man sich merken muß. Für viele wird gerade dieser Kalender der reizvollste sein, weil er in die Zukunft weist. An die Vergangenheit dagegen anzuknüpfen und den Ruhm und die Herrlichkeit der alten Zeit der jungen Generation zur Nacheiferung einzuhämmern, bestrebt sich der „Preußen-Kalender" (Concordia-Verlag, Leipzig). Er ist von dem verdienstvollen Bibliothekar der vormaligen königlichen Hausbibliothek, Bogdan Krieger, herausgegeben und mit einem lebensvollen Bilde des Alten Fritz geschmückt. Am 24. Januar aber zeigt in farbiger Wiedergabe ein Gemälde von Georg Schöbel den eben geborenen Fritz als Wickelkind; auch seine Paladine und andere preußische Generale, preußische Erinnerungsstätten, Schlachtenbilder, kurz alles, was gewisse Kreise zur Aufrechterhaltung der Tradition und des monarchistischen Empfindens für nötig halten, wird in guten Reproduktionen geboten und mit dem entsprechenden Text in Vers und Prosa erläutert oder begleitet. — An das katholische Deutschland wendet sich der mit einem farbigen Umschlag, den Blick vom Monte Pincio auf die Kuppel der Peterskirche darstellend, geschmückte Kalender „Roma Aeterna" (Montana-Verlag, Zürich und Stuttgart). Er will den Millionen deutscher Pilger, die das „Heilige Jahr" in die ewige Stadt ziehen wird, einen Vorgeschmack all der Herrlichkeiten geben, die ihr trunkenes Auge dort sehen wird. Die wundervollen Abbildungen tragen als Baedeker-Ersatz zu wertende Unterschriften, die, in fünf Sprachen gegeben, sich also an die Katholiken der ganzen Welt wenden. —

Keiner Partei und keiner Konfession, aber auch der ganzen Welt, dient der dem Fortschritt der Menschheit in Kultur, Technik und Wissen gewidmete Kalender von Franz Maria Feldhaus: „Tage der Technik", Illustrierter, technisch-historischer Abreißkalender, (R. Oldenbourg, München-Berlin). Daß er dem Ausland einen weiteren Spielraum gönnen muß als Deutschland, bedauert der Herausgeber selbst am lebhaftesten. Er kanzelt in seinem Vorwort die lässige deutsche Großindustrie gehörig ab, daß sie den Wert seines Kalenders noch nicht erkannt habe und ihn nicht genügend durch ihre Mitarbeit unterstütze. Man kann den unermüdlichen Sammler und Historiographen der Technik nur zu gut verstehen. Möge sein Appell Erfolg haben und ihm fürs nächste Jahr die gewünschte Hilfe der Großindustrie bringen! Denn seine Arbeit ist eine sehr verdienstvolle, und seinem Kalender darf man nachrühmen, das: prodesse et delectare.

Nachrichten

Todesnachrichten. Hermann Katsch ist am 18. November im Alter von 71 Jahren in Frankfurt a. M. einem Schlaganfall erlegen. Er hatte, in seinem Hauptberuf Maler, auch als künstlerische Persönlichkeit geschätzt, den größten Teil seines Lebens in Berlin verbracht, war aber nach dem Krieg, in dem er als Berichterstatter in Frankreich gewirkt hatte, nach Frankfurt a. M. übergesiedelt. Katsch war auch als Bühnenschriftsteller geschätzt. Seine Stücke „Die Kollegin", „Siegesfeier", „Modell" haben bei ihren berliner Aufführungen ein freundlich gestimmtes Publikum gefunden.

Robert Hallgarten ist am 17. November in München gestorben. Als Sohn eines Deutschamerikaners in Frankfurt aufgewachsen, hatte er seit seiner Studienzeit in München gelebt und sich dort einen eigenen künstlerischen Wirkungskreis geschaffen, sich auch für notleidende Künstler wirksam eingesetzt. Seine Studien galten vorwiegend der Literatur und Musik, insbesondere den geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich.

Otto Richter ist nach einer Meldung vom 27. Oktober im Alter von 85 Jahren in Godesberg gestorben. Er hatte an den Schulen in Görlitz, Magdeburg, Eisleben und Berlin als Gymnasialprofessor gewirkt, war 1901 in den Ruhestand getreten und hat auf dem Gebiet der Jugendschriftstellerei eine sehr umfangreiche Tätigkeit ausgeübt; zumal während des Weltkriegs ist seine „Deutsche Seebücherei" weit verbreitet gewesen.

Hoffmann-Kutschke, bekannt durch das Spottlied „Was kraucht denn da im Busch herum?", ist nach einer Meldung vom 26. November im Alter von 80 Jahren in Breslau gestorben.

Ludo Moritz Hartmann, der Sohn des Dichters Moritz Hartmann, ist am 14. November einem langwierigen Krebsleiden erlegen. Er war im Jahre 1865 in Stuttgart geboren, hatte an den Universitäten Wien, Berlin und Straßburg studiert, war Privatdozent für Geschichte an der wiener Universität gewesen, unter dem alten Regime aber trotz seiner hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen, da er sich jederzeit offen zur Sozialdemokratie bekannte, nicht zum Professor ernannt worden. Nach dem Krieg, Ende 1918, war er als Gesandter Deutsch-Österreichs nach Berlin gekommen und hat als solcher eine unvergessene, wertvolle Tätigkeit entfaltet. Als Hauptwerk seines Lebens ist die von ihm herausgegebene, wertvolle Weltgeschichte anzusehen. Daneben hat Hartmann außerordentliches für Volksbildung geleistet.

Alois Riehl ist nach einer Meldung vom 25. November in Neubabelsberg bei Potsdam im Alter von 81 Jahren gestorben. Er war 1844 in Bozen geboren worden, hatte als Gymnasiallehrer in Klagenfurt gewirkt, hatte Lehrstühle für Philosophie an den Universitäten Graz, Freiburg, Kiel, Halle innegehabt und seit 1905 in Berlin gelehrt. Als seine Hauptwerke sind „Der philosophische Kritizismus", sein Buch über Friedrich Nietzsche, seine Einführung in die Philosophie „Führende Denker und Forscher" zu bezeichnen. Seine an Kant anknüpfende philosophische Richtung war wesentlich realistisch und geradezu antimetaphysisch. Sie st mit einer von ihm selbst geprägten Bezeichnung als philosophischer Monismus zu begreifen. Wettgemacht wurde diese heute unmodern gewordene Tendenz durch den Zug zur positiven Wertgebung. Nach Riehls eigenem Zugeständnis muß Philosophie mehr sein als reine Wissenschaft, nämlich ein schöpferisches Tun.

Frau Stephen Townsend, die Verfasserin des weltbekannten und beliebten Romans „Der kleine Lord" ist nach einer Meldung vom 31. Oktober im Alter von 75 Jahren in London gestorben.

Hermann Heijermans ist am 22. November in Zandvoort bei Amsterdam kurz vor Vollendung seines 60. Lebensjahrs einem schweren Krebsleiden erlegen. Er hatte mehrere Jahre in Berlin gelebt und gewirkt, war dann nach Holland zurückgekehrt, um auf Grund der berliner Erfahrungen und unter Anregung des Werks von Otto Brahm in Amsterdam ein Theater auf genossenschaftlicher Basis ins Leben zu rufen; eine Tätigkeit, die seine Kräfte überstark in Anspruch nahm und ihm arge Enttäuschungen bereitete. Heijermans eigentliche Bedeutung beruht auf seinen Dramen, von denen „Die Hoffnung auf Segen", „Ora et labora", „Kettenglieder" und „Allerseelen" mit Erfolg über holländische und deutsche Bühnen gingen. Sein Arbeiterroman „Diamantstadt" ist auch in der deutschen sozialen Presse viel gedruckt worden. Sein ganzes Leben hindurch war Heijermans gezwungen, neben seiner dichterischen Tätigkeit publizistischen Frondienst zu leisten, unter dem sein Talent nicht zu voller Entfaltung gelangen konnte. Noch in seinen letzten Lebenstagen unter den Qualen seiner Krankheit hat Heijermans unermüdlich geschrieben, um die Zukunft seiner Frau und seiner noch sehr jungen Kinder irgendwie sicherzustellen.

Edward Chvála, der sich als Musikkritiker große Verdienste um die Popularität Smetanas erworben hat, ist am 28. Oktober im Alter von 73 Jahren in Prag gestorben.

Gustav Zába, der letzte Vertreter der Herbartischen Richtung in der tschechischen Philosophie, ist am 17. Oktober in Prag verschieden, kurz nachdem er sein 70. Lebensjahr erreicht hatte. Aus Leitomischl gebürtig, war er jahrelang als Gymnasialprofessor in Prag tätig gewesen und hat eine umfassende Arbeit auf dem Gebiet der Logik, der Erkenntnislehre und der Geschichte der Philosophie geleistet. Seine letzten Studien haben der Kantischen Philosophie gegolten.

* * *

Wladislaw St. Reymont ist von der Schwedischen Akademie für sein Werk „Die Bauern" der Nobelpreis für Literatur verliehen worden.

Ernst Barlach ist der Kleist-Preis für 1924 zuerkannt worden. Professor Fritz Strich, München, der als Vertrauensmann wirkte, hat seine Entscheidung folgendermaßen begründet: „Ich bin mir bewußt, hierbei scheinbar in etwas gegen die Bedingungen zu verstoßen, weil Barlach in einem wörtlichen Sinn nicht mehr zu den jungen, um Durchsetzung und Existenz Ringenden gehört. Aber ich habe unter diesen jungen trotz gewissenhaftester und verantwortungsbewußter Prüfung, wenn auch gewiß manch starkes Talent, so doch niemanden finden können, dessen Weg zukunftsöffnender ist und von dem wir das Werk erhoffen könnten, auf das wir alle warten. Überall Epigonentum des Expressionismus, Manier gewordener, entseelter Stil, viel Geschicklichkeit, aber keine ursprüngliche, schöpferische Kraft. — Ernst Barlach allein scheint mir, die Jüngeren überragend, würdig, mit dem großen Namen Kleists in Beziehung gesetzt zu

werden. Gehört er nicht mehr zu den Jungen, so trat er ja doch so spät erst in die Literatur ein und steht noch mitten im heftigsten Streit der Meinungen, daß er in einem tieferen Sinn doch zu ihnen gerechnet werden muß, und, was entscheidend ist: dem Geiste nach ist er der Jüngste, weil der Zukunftsreichste. Ein Weg von großartiger und unbeirrter Konsequenz führte ihn von den ‚echten Sedemunds‘, ‚dem armen Vetter‘, ‚dem Toten Tag‘ zum ‚Findling‘ und endlich zu der ‚Sintflut‘. Die in den Anfängen noch allzu allegorische Formung weicht mehr und mehr einer wahrhaft mythischen Gestaltung, das plastische Genie bemeistert mehr und mehr den geistigen Gehalt. Das letzte seiner Werke ist von einer neuen und großartigen Einfachheit. Was ihn jedoch besonders über die anderen erhebt, ist der gewaltige Ernst, mit dem er an seine Aufgaben tritt, und daß die Tragik in seinen Dramen — sie sind ja alle von der einen Grundidee beseelt — aus einem ganz neutralen Erlebnis kommt und sich in diesem wiederum die ganze Tragik unserer Zeit zu überzeitlicher Gültigkeit zusammenfaßt. Ich kenne niemanden, der so wie er aus eigener, innerer Notwendigkeit zum tragischen Dichter dieser Zeit wurde und dessen Dichtung so zu einem Spiegel dieser Zeit wurde, in welchem sie sich, von Zufall und Willkür erlöst, so wesenhaft, so ewig spiegelt. Dies kann nur einer wahrhaft visionären, dichterischen Schau gelingen. Der Weg, den er bis zu seinem letzten Werk ging, scheint mir die Gewähr zu bieten, daß er in die Zukunft führt und daß Barlach, auch die letzten Reste ungestalteten Geistes überwindend, uns das Drama großen Stiles schenkt. Dies sind die Gründe, warum ich ihm den Preis zuerkenne."

Michael Georg Conrad ist vom Verein auswärtiger Presse in München die Ehrenmitgliedschaft zuerkannt worden.

In Heft 2 vom November 1924 dieser Zeitschrift Seite 123 ist von einem Plagiat-Prozeß in Bremen die Rede gewesen. Dazu teilen die Prozeßbevollmächtigten der beiden Parteien folgendes mit:

1. Bei der Kündigung der Schriftstellerin Gallwitz ist der Vorwurf eines Plagiats nicht erhoben worden, sondern nur der Vorwurf unerlaubter Anlehnung an das Buch von Rilke.
2. Das Gutachten von Professor Georg Witkowski-Leipzig ist nicht vom Gericht eingeholt, sondern von der Klägerin beigebracht. Das Gutachten von Arthur Eloesser-Berlin ist auf Veranlassung des Gerichts erstattet.
3. Fräulein Gallwitz hat ihren Prozeß nur in erster Instanz verloren, in der zweiten Instanz ist er verglichen worden.
4. Das erstinstanzliche, die Klage abweisende Urteil ist nicht darauf zurückzuführen, daß sich mehrere in Bremen wohnhafte Mitglieder des Vereins Niedersächsische Presse in ihrem Gutachten der Redaktion angeschlossen hatten, sondern darauf, daß das Urteil im wesentlichen dem Gutachten von Fritz Engel und Friedrich Hussong, Berlin, folgte.

Die polnische Regierung hat einen Preis von 5000 Zloty gestiftet, der alljährlich für das beste Werk auf dem Gebiet der schönen Literatur verteilt werden soll. Die erste Preisverteilung wird im Februar 1925 stattfinden, und zwar gelangen dann zwei Preise zur Verteilung für die besten in den letzten drei Jahren erschienenen Werke.

Auf Grund des Auktionsertrages der Bibliothek des im Jahre 1922 verstorbenen Kommerzialrats J. Reich ist testamentarischer Bestimmung zufolge eine Dichter-Stiftung gegründet worden, die Preise für begabte und aufstrebende Dichter verteilt, wobei alle deutschen Stämme und alle Gattungen der Dichtkunst in Betracht zu ziehen sind.

Zugunsten der Deutschen Bücherei in Leipzig findet eine Bücherlotterie statt. Der Vertrieb der Lose ist zunächst auf Preußen und Sachsen beschränkt, die Ausbreitung auf Süddeutschland aber für später in Aussicht genommen. Die Lose kosten 1,50 M. und sind in allen Buchhandlungen und nur dort zu haben. Die Wahl der Bücher ist dem Gewinner selbst überlassen. Die Gewinne lauten ganz wie bei den gewöhnlichen Geldlotterien auf bestimmte Geldbeträge, diese gelangen aber als solche nicht zur Auszahlung, sondern sind bei der jeweiligen Buchhandlung, in der das Los gekauft ist, in Bücher umzusetzen. Insgesamt gelangen 25800 Gewinne zur Verlosung in einem Gesamtbetrag von 116000 M. Die Höchstgewinne lauten auf 3000 M., 2000 und 1000 M., die niedrigsten auf 5 und 3 M., das Schwergewicht liegt indes auf den mittleren Gewinnen zwischen 20 und 200 M.

Das 70jährige Geburtsfest des populären tschechischen Romanschriftstellers und Humoristen Ignát Herrmann am 12. August hat sich zu einer spontanen Nationalfeier gestaltet. Seine Heimatstadt Königgrätz, sein langjähriger Aufenthaltsort Prag, sein beliebtes Bad Poděbrad, seine Sommerfrische Černošic haben ihren Ehrenbürger durch festliche Veranstaltungen, feierliche Umzüge, Ehrenmedaillen u. dgl. geehrt, und der Geschenke, mit denen der schlichte, bescheidene Mann aus allen Volksschichten überschüttet wurde, ist eine Legion. Bemerkenswert ist, daß der keineswegs vermögende Selfmademan, der sein Leben lang für die finanzielle Hebung des Schriftstellerstandes planmäßig gearbeitet hat, die Annahme einer Staatspension abgelehnt hat, nur aus dem Grunde, er bedürfe derselben nicht. Zahlreiche Arbeiten von Herrmann sind in fremde Sprachen, zumal ins Deutsche und Holländische übersetzt.

* * *

Ein neu aufgefundenes zehnseitiges Manuskript der Rede Ronsards über die Leidenschaften, die er 1575 vor König Heinrich III. in der Akademie du Palais gehalten hat, wird in dem ersten Band der „Lettres autographes et manuscrites de la collection Henri de Rothschild“ durch den Archivar Roger Gaucheron veröffentlicht.

Bei Armand Colin in Paris beginnt eine auf die Originale zurückgehende, mit Kommentar versehene Sammlung der Briefe Jean Jacques Rousseaus in 20 Bänden, von Théophile Dufour mit Unterstützung des Institut de France herausgegeben, zu erscheinen.

Dem großen tschechischen Publizisten und Satiriker aus dem Jahre 1848 Karel Havlíček ist in Deutschbrod, wo er seine Studien gemacht hat und später von der österreichischen Regierung verhaftet und nach Tirol deportiert wurde, ein Monumentaldenkmal, ein Werk des prager Bildhauers B. Kafka feierlich enthüllt worden; die Festrede hielt der Präsident der tschechischen Nationalversammlung.

Aus dem literarischen Nachlaß W. Brjussoffs. Wie verlautet, hat der verstorbene russische Dichter eine ganz zu Ende geführte Übersetzung des Goetheschen „Faust“ hinterlassen, an welcher er während der letzten Lebensjahre gearbeitet hatte. Außerdem ist vor kurzem in Leningrad das Manuskript eines unbekannten zweiaktigen Dramas Brjussoffs zum Vorschein gekommen, das 1893 der dramatischen Zensur eingereicht war, die Druckerlaubnis aber nicht erhalten hatte.

Eine Autobiographie Njekrassoffs. Beim Ordnen des umfangreichen Archivs des verstorbenen russischen Historikers Michail Jw. Ssemewskij und einstigen Redakteurs der Zeitschrift „Rußkaja Starina" in Leningrad wurde unverhofft ein wertvoller Fund in Gestalt einer bisher ganz unbekannten Autobiographie des Dichters N. A. Njekrassoff gemacht. Das Manuskript umfaßt zehn engbeschriebene Seiten, trägt das Datum 7. Juni 1872 und enthält einige neue Einzelheiten aus dem Leben des Dichters, die von keinem seiner Biographen erwähnt sind.
Der zweite Band der Vorlesungen über westeuropäische Literatur von A. W. Lunatscharskij, dem Kultusminister Sowjetrußlands, ist in einer Ausgabe des Ruſſ. Staatsverlags, Moskau, erschienen und umfaßt das 18., 19. und die Vorkriegsjahre des 20. Jahrhunderts. Die Hauptkapitel behandeln die französische Literatur vor und während der großen Revolution, den deutschen Klassizismus, die Epoche der Romantik, Byron und Heine, den Realismus des 19. und 20. Jahrhunderts, sowie die neueste westeuropäische Literatur. (Paul Ettinger, Moskau.)

* * *

Aus der deutschen Literatur sind kürzlich folgende Romane ins Tschechische übersetzt worden: Hauptmanns „Ketzer von Soana", Kellermanns „Yester und Li" und „Der neunte November".
Albert Schneiders Roman „Madonna. Guntrams und Godelevas unheiliger Ehebund", den Leo Weismantel bereits in der „Literatur" (XXVI, 341) gewürdigt hat, liegt nunmehr in Buchausgabe im Verlag von Oskar Wöhrle, Konstanz, vor.
Eine wertvolle Bereicherung der Jugendliteratur ist dadurch erzielt worden, daß Wilhelm Fronemann, dessen Name in sich Bürgschaft ist, es unternommen hat, Josef Winckler's westfälischen Schelmenroman „Der tolle Bomberg" in einer Jugend-Ausgabe herauszubringen. Die Ausgabe, die nicht nur eine Auswahl, sondern auch eine Bearbeitung bedeutet, ist in dem Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, zum Preise von gebunden M. 3,60 (farbiger Pappband mit Leinenrücken) erschienen.
Von der Ausgabe von Nietzsches Werken, die als Taschenausgabe in Alfred Kröners Verlag, Leipzig, erscheint, auf deren Vorzüge wir mehrfach bereits hingewiesen haben, sind zwei weitere Bände erschienen: „Vom Nutzen und Nachteil für das Leben" und „Schopenhauer als Erzieher". Die schlanken Pappbände mit Leinenrücken werden zum Preise von je M. 1,50 ausgegeben.
Im Verlag von K. F. Koehler, Leipzig, sind Wilhelm von Kügelgens „Jugenderinnerungen eines alten Mannes 1802—1820", neuherausgegeben von Johannes Werner, erschienen. Die neue Ausgabe geht auf die Originalmanuskripte zurück, wobei sich herausgestellt hat, daß selbst in der Erstausgabe längere Partien fehlten, die nun wieder hergestellt worden sind. Die Neuausgabe ist zudem nach dem Original-Briefwechsel berichtigt worden, so daß sie als erste ungekürzte und getreue Veröffentlichung von Kügelgens Handschrift zu begrüßen ist.
Claude Anets „Ariane, ein russisches Mädchen", das von René Schickele in seinem Aufsatz „Luxuszüge" (L. E. XVII, 71) eingehend gewürdigt ist, ist in deutscher Übersetzung von Georg Schwarz im Verlag von Paul Zsolnay, Wien, erschienen.
Im Verlag von Ferdinand Hirt, Breslau, erscheint eine sehr geschmackvolle Sammlung aus Märchen, Sage und Dichtung, die besonders zu Geschenkzwecken für die Jugend empfohlen werden darf. Erschienen sind: „Ausgewählte Märchen" der Brüder Grimm (2 Bde.), Wilhelm Hauff, „Das kalte Herz", John Brinckmann, „Högerup", Theodor Storm, „Pole Poppenspäler" und Robert Reinick, „Erzählungen und Märchen". Die Sammlung zeichnet sich durch klaren Druck aus und ist durch Scherenschnitte von Alfred Thon anmutig belebt. Sie erscheint in drei Ausgaben zum Preise von geheftet M. 0,60, kartoniert M. 0,90 und gebunden M. 6,—. Der Einband in Halbleder mit Goldschnitt, dazu ein künstlerisch gehaltenes Vorsatzpapier, gibt der Ausgabe ein besonders stattliches Ansehen.
Von der im Verlag H. Wigankow, Berlin, erscheinenden Serie „Die Bücher der Ernte" sind bislang fünf Bände herausgekommen. Bd. 1: Gottfried Keller, „Dietegen". Erzählung, 102 S. — Bd. 2: E. T. A. Hoffmann, „Meister Martin, der Küfer und seine Gesellen". Erzählung. 109 S. — Bd. 3: Theodor Storm, „In St. Jürgen", „Angelika". Zwei Novellen. 105 S. — Bd. 4: Franz Grillparzer, „Der arme Spielmann". Novelle. 77 S. — Bd. 5: Eduard Mörike, „Mozart auf der Reise nach Prag". Novelle. 105 S. Preis eines jeden Buchs in Pappband M. 1.—, in Halbleinenband M. 1.25.

* * *

José Francos Rodriguez, ein bedeutender Schriftsteller und Publizist, wurde Mitte November an Stelle des verstorbenen Dichters Jacinto Octavio Picón (S. 106) feierlich als Mitglied der spanischen Akademie eingeführt.
Am Sterbehause Benito Pérez Galdós' in Madrid wurde im November eine Gedenktafel enthüllt. Sie zeigt des Dichters Brustbild, darunter die Inschrift: A Galdós — el pueblo de Madrid. — In Bilbao soll Galdós eine Büste errichtet werden.
In Torquemada bei Valladolid wurde im November für Zorrilla eine weihevolle Gedächtnisfeier abgehalten. Des Dichters Geburtshaus wird eine Inschrifttafel gewidmet erhalten.
Dem kürzlich verstorbenen verdienstvollen Arabisten und Chroniqueur von Granada, Francisco de Paula Valladar (S. 109) wird in öffentlicher Anlage der Alhambrastadt eine Porträtbüste aufgestellt werden.
„La Publicidad" in Barcelona widmete die erste Novembernummer dem Gedenken des vor kurzem dahingeschiedenen großen katalonischen Dramatikers Angel Guimerà. Beiträge bedeutender Autoren und Bildnisse des Dichters verleihen der Publikation besonderen Wert.
Armando Palacio Valdés, dem angesehenen Romancier, wurden in Cadiz anläßlich der Juegos Florales mannigfache Ehrungen zuteil. San Fernando erwählte ihn zum Ehrenbürger.
Die beiden Andalusien entstammenden berühmten Komödiendichter Serafin und Joaquin Alvarez Quintero wurden im „Ateneo" zu Sevilla Mitte November lebhaft gefeiert.
Valladolid ehrte kürzlich Leopoldo Cano, den vortrefflichen Bühnendichter. (M. B.)
Die literarische Dotation des Landes Mähren von zusammen 15000 tschechischen Kronen ist diesmal an folgende tschechische Schriftsteller verteilt worden: Frau Gabriela Preissová, Frau Jirí Sumín, Otaraz Bystrina, Jaroslav Durpeh, Karel Handzel und Vít Nezval.

* * *

Brandenburg. Stadttheater, „Shakespeare und der Wind". Eine Groteske von Fritz Ebers (9. Nov. 1924). — Wien. Komödienhaus, „Das Sanktmartinihaus". Ein Nachtspiel von Hans Watzlik (7. Okt. 1924). — Lustspielhaus, „Die Großen läßt man laufen". Ein Börse-, Geist- und Leidspiel von Ernst Gutfreund (10. Okt. 1924). — Renaissancebühne, „Die blaue Liebe". Wiener Sittenbild von Hugo Bettauer und Klemens Weitz-Kleve (10. Okt. 1924). — Neues Wiener Stadttheater, „Moritz der Gute". Schwank von Armin Friedmann und Julius Horst (7. Nov. 1924). — Exl-Bühne, „Maria Christ". Drama von Friedrich Lichtnecker (12. Nov. 1924).

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Albert, Joseph. Der Gottversucher. Roman. Freiburg i. B. 1924, Herder & Co. 188 S. Geb. M. 3,50.

Auer, Grethe. Ibn Chaldun. Eine Berbergeschichte aus der Almohadenzeit (Der Falke 20. Bd.). Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 96 S. Kart. M. 1,—.

Bartsch, Rudolf Hans. Die Salige. Roman. Leipzig 1924, L. Staackmann. 383 S.

Berend, Alice. Betrachtungen eines Spießbürgers. München 1924, Albert Langen. 116 S. M. 2,— (4,—).

Berstl, Julius. Das Bild im Spiegel. Geschichte einer Leidenschaft. Braunschweig 1924, Georg Westermann. 194 S.

Blaß, Curt. Der Grund. Eine Novelle (Die Haessel-Reihe 14. Bd.). Leipzig 1924, H. Haessel. 93 S.

Bock, Alfred. Wirren und Wunder. Novellen. Leipzig 1924, J. J. Weber. 195 S.

Botsky, Katarina. Schafe auf dunklen Weiden. Novellen. München 1924, Albert Langen. 209 S.

Brento, S. Susanne. Lebensschicksale einer Überzähligen. Leipzig 1924, Xenien-Verlag. 200 S.

Buber, Martin. Das verborgene Licht. Frankfurt a. M. 1924, Literarische Anstalt Rütten & Loening. 214 S. M. 3,50 (5,—).

Carossa, Hans. Rumänisches Tagebuch. Leipzig 1924, Insel-Verlag. 229 S.

Der Westerwald. Herausgegeben von Leo Sternberg. Düsseldorf 1924, A. Bagel A.-G. 141 S. Geb. M. 6,—.

Die geheimen Denkwürdigkeiten der Gräfin Dubarry. Herausgegeben von Paul Frischauer. Mit einem Nachwort von Franz Blei. Wien 1924, Karl König. 412 S.

Die Schatzkammer. Norddeutsches Jahrbuch. Herausgegeben von Wilhelm Scharrelmann. Bremen 1925, Carl Schünemann. 406 S. Geb. M. 8,—.

Diel, Johannes Baptist. Novellen. Freiburg i. B. 1924, Herder & Co. 492 S. Geb. M. 4,20.

Echel, Anna Hilaria. Rings um ein Streichquartett. Breslau 1924, Bergstadt-Verlag. 169 S.

Ehrenberg, Rudolf. Zwischen Tod und Leben. Berlin 1924, Verlag der Arbeitergemeinschaft. 100 S. M. 4,— (5,50).

Eicke, Hermann. Am dunklen Tor. Ein Novellenkreis. Bremen 1924, Carl Schünemann. 67 S. Geb. M. 1,80.

Fechter, Paul. Die Kletterstange. Roman. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 331 S. Geb. in Ganzleinen M. 5,50.

Federer, Heinrich. Papst und Kaiser im Dorf. Eine Erzählung. Berlin 1924, G. Grote. 566 S. M. 5,50 (7,50).

Flake, Otto. Der gute Weg. Roman. Berlin 1924, S. Fischer. 344 S. M. 4,50 (6,—).

Franck, Hans. Heimgekehrt. Erzählung. Bremen 1924, Carl Schünemann. 124 S. Geb. M. 2,—.

Friedrich, Hans. Die gnadenlose Ferne. Roman aus zwei Weltteilen. Hamburg 1924, Weltbund-Verlag. 249 S. M. 3,— (5,—).

Fürst, Alfred. Sonnenkinder im Regenwinkel. Ein Sauter-Roman. Wien 1924, Vor-Verlag. 273 S.

Ganther, August. Der Vetter aus Siebenbürgen. Erzählungen. Freiburg i. B. 1924, Herder & Co. 189 S.

Ginzkey, Franz Karl. Der Weg zu Oswalda. Eine Erzählung. Leipzig 1924, L. Staackmann. 136 S. Geb. M. 3,—.

Greinz, Rudolf. Vorfrühling der Liebe. Roman. Leipzig 1924, L. Staackmann. 320 S.

Grimm, August Heinrich. Heidewig. Roman. Hamburg 1924, Quickborn-Verlag. 232 S.

Habina, Emil. Maria und Myrrha. Geschichte zweier Frauen und einer Liebe. Leipzig 1924, L. Staackmann. 160 S.

Hauff, Wilhelm. Mitteilungen aus den Memoiren des Satans. Phantasien im Bremer Ratskeller (Das Wunderhorn 27. und 28. Stück). Berlin 1924, W. J. Mörlins. 383 S.

Hausmann, Manfred. Die Frühlingsfeier. Novellen. Bremen 1924, Carl Schünemann. 70 S. Geb. M. 1,—.

Hoffmann, E. T. A. Erzählungen (Das Wunderhorn 13. u. 14. Stück). Berlin 1924, W. J. Mörlins. 401 S.

Hofmann, Katharina. Der reichste Fürst. Roman. Freiburg i. B. 1924, Herder & Co. 454 S. Geb. M. 5,80.

Holitscher, Arthur. Lebensgeschichte eines Rebellen. Meine Erinnerungen. Berlin 1924, S. Fischer. 246 S. M. 4,— (5,50).

Hollander, Walter von. Gegen Morgen. Der Roman des Mörders Karl Rasta. Berlin 1924, Elena Gottschalk. 205 S. M. 2,50 (3,50).

Kisch, Egon Erwin. Der rasende Reporter. Berlin 1925, Erich Reiß. 317 S.

Küchler, Kurt. Die Goldbarren. Zwei Novellen. Bremen 1924, Carl Schünemann. 43 S. Geb. M. 1,—.

Kukula, Richard. Erinnerungen eines Bibliothekars. Weimar 1925, Straubing & Müller. 245 S. M. 4,50 (6,—).

Kurpiun, Robert. Das Flammenhaus. Roman. Stuttgart-Berlin 1924, Deutsche Verlags-Anstalt. 311 S. In Halbleinen M. 4,50, in Leinen M. 5,—.

Kurz, Isolde. Der Despot. Roman. München 1925, Georg Müller. 189 S.

Lichnowski, Mechthild. Der Kampf mit dem Fachmann. Wien 1924, Jahoda & Siegel. 308 S.

Lieblich, Karl. Die Welt erbraust. Sechs Schilderungen. Jena 1924, Eugen Diederichs. 134 S. M. 2,75 (4,—).

Lindemann, Friedrich. Herbstschuld. Novelle. Bremen 1924, Carl Schünemann. 47 S. Geb. M. 1,—.

Löns, Hermann. Mein niedersächsisches Skizzenbuch. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Wilhelm Deimann. Hannover 1924, Adolf Sponholtz. 325 S. Geb. 6,—.

Löns, Hermann. Für Sippe und Sitte. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Wilhelm Deimann. Hannover 1924, Adolf Sponholtz. 121 S. Geb. M. 4,50.

— Gedanken und Gestalten. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Wilhelm Deimann. Hannover 1924, Adolf Sponholtz 119 S. Geb. M. 4,50.

Mann, Thomas. Der Zauberberg. Roman I/II. (Gesammelte Werke.) Berlin 1924, S. Fischer. 578, 629 S. M. 16,— (20,—), in Leinen M. 21,—, in Halbleder M. 25,—.

Mäuser, Albertine. Gottesfäden. Legenden. Paderborn 1924, Verlag der Bonifazius-Druckerei. 79 S. Geb. M. 2,—.

Meinhart, Roderich. Madonna Einsamkeit. Ein Roman. Mit zehn Originallithographien von Hans Strohofer. Leipzig 1924, Theodor Weicher. 198 S.

Mohrhenn, Alfred. Der Brand. Erzählung. (Der Falke 21. Bd.) Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 60 S. Kart. M. —,70.

Morgenthaler, Hans. Woly. Sommer im Süden. Roman. Zürich 1924, Orell Füßli. 228 S. M. 4,80 (6,—).

Müller-Guttenbrunn, Adam. Erinnerungen eines Theaterdirektors. Herausgegeben von Roderich Meinhart. Leipzig 1924, L. Staackmann. 237 S.

Niehans, Max. Björn und Thord. Eine Wikingergeschichte. Mit Zeichnungen von R. R. Junghanns. Bern 1925, A. Francke A.-G. 252 S.

Pauls, Eilhard Erich. Habenichts. Zwei Novellen. Bremen 1924, Carl Schünemann. 69 S. Geb. M. 1,—.

Petras, Maria. Herzschläge einer kleinen Stadt. Roman aus der Franzosenzeit. Freiburg i. B. 1924, Herder & Co. 300 S. Geb. M. 4,50.

Pohl, Hertha. Tina Stawicks Ernte. Roman einer Magd. Freiburg i. B. 1924. Herder & Co. 208 S. Geb. M. 3,50.

Rosegger, Hans Ludwig. Peter der Mensch. Roman. Graz 1924, Heimatverlag, Leopold Stocker. 135 S. Geb. M. 3,—.

Schmitz, Oscar A. H. Die Geister des Hauses. Jugenderinnerungen. München 1925, Georg Müller. 359 S.

Sterneder, Hans. Der Wunderapostel. Leipzig 1924, L. Staackmann. 450 S.

Trentini, Albert. Die Geburt des Lebens. Reichenberg 1924, Gebr. Stiepel m. b. H. 264 S. M. 3,70.

Ulitz, Arnold. Der verwegene Beamte oder Was ist Freiheit? Erzählung. (Der Falke 22. Bd.) Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 79 S. Kart. M. —,80.

Vetterli, Paul. Jack. Roman einer Krähe. Leipzig 1924, Grethlein & Co. 371 S.

Vorst, M. van. (G. Dorset.) Die Bekenntnisse einer erfolgreichen Frau. Berlin 1924, Erich Reiß. 403 S.

Watzlik, Hans. An Gottes Brunnen. Legenden. Leipzig 1924, L. Staackmann. 260 S.

Wolf, Friedrich. Der Sprung durch den Tod. Eine Erzählung (Der Falke 23. Bd.). Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 58 S. Kart. M. —,70.

Zur Mühlen, Hermynia. Der Rote Heiland. Novellen. Illust. von Max Schwimmer. Leipzig 1924, Verlag Die Wölfe. 96 S.

* * *

London, Jack. Abenteurer des Schienenstranges. Trampfahrten durch Nordamerika. Übersetzt von Erwin Magnus. Berlin 1924, Gyldendalscher Verlag. 268 S.

— Südsee-Geschichten. Übersetzt von Erwin Magnus. Berlin 1924, Gyldendalscher Verlag. 264 S.

Raisuli. Sultan der Berge. Englisch niedergeschrieben von R. Forbes. Ins Deutsche übersetzt und frei bearbeitet von Otfrid von Hanstein. Leipzig 1924, K. F. Koehler. 221 S. Geb. M. 5,—.

Vere Stacpoole, H. de. Die blaue Lagune. Ein Südsee-Roman. Aus dem Englischen von H. H. Warnken. Berlin 1924, Aug. Scherl G. m. b. H. 169 S. Geb. M. 6,—.

Dominique, Pierre. Unsere liebe Frau von der Weisheit. Roman. Übersetzt aus dem Französischen von Hans Jacob. Wien 1924, Paul Zsolnay. 226 S.

Anker Larsen, J. Der Stein der Weisen. Übersetzt von Mathilde Mann. Leipzig 1924, Grethlein & Co. 552 S.

Hamsun, Knut. Das letzte Kapitel. Roman. I./II. Teil. Ins Deutsche übersetzt von Erwin Magnus. Leipzig 1924, Grethlein & Co. 310, 324 S.

Madelung, Aage. Das unsterbliche Wild. Berlin 1924, S. Fischer. 227 S. M. 4,— (5,50).

Maartens, Maarten. Gottes Narr. Eine Geschichte aus Koopstadt. Übersetzt von Eva Schumann. München 1924, Albert Langen. 372 S. M. 4,— (7,—).

Tolstoi, Leo. Drei Märchen. Übersetzt von Pawel Barchan und Alexander Eliasberg. Wien 1925, Herz-Verlag A.-G. 57 S.

Litauische Märchen und Geschichten ins Deutsche übersetzt von Carl Cappeller. Mit Buchschmuck von Eleonore Holtz. Berlin 1924, Walter de Gruyter & Co. 168 S. M. 5,— (5,80).

Mendale Moicher Sfurim (Schulem Jaakew Abramowitsch). Die Mähre. Mit einer Vorrede. (Gesammelte Werke 5. Bd.) Aus dem Jiddischen übersetzt von Salomo Birnbaum. Berlin 1924, Jüdischer Verlag. 216 S. M. 4,50 (5,50).

Galwan, Gulam Rassul. Als Karawanenführer bei den Sahibs. Ber. Übers. von Paul Fohr. Mit 25 Abbildungen. Grunewald, Kurt Vowinckel. 267 S. Geb. M. 5,—.

Lyrisches und Episches

Althaus, Paul. Jack, der Aufschlitzer. Rund zwei Dutzend Lieder mit Zeichnungen von Rudolf Schlichter (Die tollen Bücher Bd. III). Berlin 1924, Elene Gottschalk. 31 S. M. 1,75 (2,75).

Bender, Julius. Die Rose von Jericho oder Das hohe Lied der Liebe zwischen Issachar und Rahab. Ein episches Lied in sieben Gesängen. Hildesheim 1924, Franz Borgmeyer. 112 S. Kart. M. 2,50.

Bertermann, Emil. Die Kohle. Dichtung. Essen 1924, G. D. Baedeker Verlag. 59 S. Geb. M. 2,—.

Boßhart, Jakob. Gedichte. Leipzig 1924, Grethlein & Co. 168 S.

Brand, Jürgen. Wir sind jung ...! Gedichte. Berlin 1924, Arbeiterjugend-Verlag. 63 S.

Bröger, Karl. Unsere Straßen klingen. Neue Gedichte. Rudolstadt 1925, Greifen-Verlag. 119 S.

Faißt, Clara. Hörst Du den Ton —? Freiburg i. B. 1924, J. Bielefelds Verlag. 104 S. M. 3,—.

Fritsch, Mathilde. Gott, du und ich. Gedichte. Habelschwerdt, Frankes Buchhandlung. 48 S.

Goll, Iwan. Der Eiffelturm. Gesammelte Dichtungen. Berlin 1924, Verlag Die Schmiede. 127 S.

Hempel, Gerhard. Verwehte Blätter. Aus vier Jahreszeiten. Leipzig 1924, Xenien-Verlag. 48 S.

Langewiesche, Wilhelm. Widerschein. Verse. München 1925, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 75 S.

Reinacher, Eduard. Elsässer Idyllen und Elegien. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 150 S. Geb. M. 5,—.

Saat und Ernte. Die deutsche Lyrik um 1925. In Selbstauswahlen der Dichter und Dichterinnen. Mit kurzer Eigenbiographie und Angaben ihrer Werke. Herausgegeben von Albert Sergel. Berlin 1925, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 502 S.

Salus, Hugo. Helle Träume. Neue Gedichte. München 1924, Albert Langen. 61 S.

Schönherr, Johannes. Herz der Zeit. Verse. Wien 1924, Verlag Die Wölfe. 78 S. M. 1,50 (2,—).

Ulitz, Arnold. Der Lotse. Gedichte. München 1924, Albert Langen. 97 S. M. 3,— (5,—).

Wildgans, Anton. Sonette aus dem Italienischen. Leipzig 1924, L. Staackmann. 49 S.

Wittner, Victor. Sprung auf die Straße. Gedichte. Berlin 1924, Verlag Die Schmiede. 70 S.

Dramatisches

Bachmann, Heinrich. Media vita. Ein fromm Reigenspiel von einer Maid Tode. Spiele deutscher Jugend, herausgegeben von Wilhelm Carl Gerst. Frankfurt a. M. 1924, Verlag des Bühnenvolksbundes. Geb. M. 7,50.

Barthel, Max. Der Eiserne Mann. Tragisches Lustspiel in einem Vorspiel und sechs Aufzügen. Wien 1924. Verlag Die Wölfe. 47 S. M. 1,—.

Grisar, Erich. Unser ist der Tag. Ein Spiel im Geist derer, die siegen werden. Wien 1924, Verlag Die Wölfe. 31 S. M. —,80.

Gudrun. Ein altdeutsches Spiel nach dem Lied bearbeitet von Julius Heiß (Spiele der Jugend). Frankfurt a. M. 1924, Verlag des Bühnenvolksbundes. 64 S. Geb. M. 1,50.

Haerten, Theodor. Kreuzzug. Ein Drama. Mit Holzschnitten von Hubert Schöllgen. Frankfurt a. M. 1924, Verlag des Bühnenvolksbundes G. m. b. H. 85 S. Geb. M. 6,—.

Hasenclever, Walter. Dramen. Berlin 1924, Verlag Die Schmiede. 292 S.

Hochdorf, Max. Gottes Fahnenträger. Dramen. Berlin 1924, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 72 S.

Jacobs, Karl. Retter Till. Ein Spiel (Spiele der Jugend). Frankfurt a. M., Verlag des Bühnenvolksbundes. 72 S. Geb. M. 1,50.

Jonen, Hans. D'r Bäumann. Schauspiel. Köln 1924, Paul Gehly. 46 S. M. 1,—.

Pocci, Franz. Die sechs schönsten Puppen-Komödien. Mit Spielanmerkungen herausgegeben von Leo Weismantel. Frankfurt a. M. 1924, Verlag des Bühnenvolksbundes G. m. b. H. 272 S. Geb. M. 4,—.

Wagner, Robert. Danton. Tragödie in drei Teilen. Bern 1924, Ernst Bircher A.-G. 191 S. M. 3,60.

* * *

Erdös, Renée. Johannes der Jünger. Drama in drei Akten. Aus dem Ungarischen übertragen von Joh. Mumbauer. Frankfurt a. M. 1924, Verlag des Bühnenvolksbundes. 116 S. Geb. M. 2,50.

Rolland, Romain, Liluli. Mit 32 Holzschnitten von Frans Masereel. Frankfurt a. M., Lit. Anstalt Rütten & Loening. 146 S. M. 2,50 (4,—).

Shakespeare, William. Sämtliche Werke. Nach der Schlegel-Tieckschen Übersetzung neu bearbeitet von Julius Bab und E. Levy in neun Bänden. Stuttgart 1924, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 300, 463, 338, 475, 340, 396, 416, 305, 502 S.

Literaturwissenschaftliches

Goethe als Lehrer. Sprüche der Weisheit aus seinen Erziehungsromanen. Ausgewählt und zusammengestellt von Heinrich Benfer. Dortmund 1924, Fr. W. Ruhfus. 86 S. M. 3,—.

Hagemann, Carl. Oscar Wilde. Sein Leben und sein Werk. Vollständig umgearbeitete und erweiterte Fassung. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 243 S. Geb. M. 7,50.

Hölderlins Werke. Herausgegeben von Hans Brandenburg. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Bd. I/II (Meyers Klassiker-Ausgaben). Leipzig 1924, Bibliographisches Institut. 526, 542 S.

Keller, Gottfried. Briefe und Gedichte mit lebensgeschichtlichen Verbindungen von Ernst Hartung. Ebenhausen bei München 1925, Wilhelm Langewiesche-Brandt. 428 S. M. 3,— (5,—).

Korff, H. A. Humanismus und Romantik. Die Lebensauffassung der Neuzeit und ihre Entwicklung im Zeitalter Goethes. Fünf Vorträge über Literaturgeschichte. Leipzig 1924, J. J. Weber. 141 S.

Kronenberg, M. Die All-Einheit. Grundlinien der Welt- und Lebensanschauung im Geiste Goethes und Spinozas. Stuttgart 1924, Strecker & Schröder. 103 S. M. 1,40 (2,20).

Lenschau, Martha. Grimmelshausens Sprichwörter und Redensarten. Frankfurt a. M. 1924, Moritz Diesterweg. 154 S.

Munck, Franz Camillo. Walter von Molo. Der Dichter und das Leben. (Vom Herzschlag meines Volkes. Eine Bücherfolge II. Bd.) Leipzig 1924, Max Koch. 225 S.

Scholz, Wilhelm von. Im Spiegel der Zeit. Stuttgart 1924, Walter Hädecke. 23 S.

Sturm und Drang. In einem Band. Herausgegeben von Rudolf K. Goldschmit. Stuttgart 1924, Walter Hädecke. 399 S.

* * *

Murray, Kathleen. Taine und die englische Romantik. München 1924, Duncker & Humblot. 78 S.

Verschiedenes

Agostini, Alberto M. de. Zehn Jahre im Feuerland. Entdeckungen und Erlebnisse. Mit 118 Abbildungen, 2 Panoramen und 3 Karten, sämtliche nach eigenen Aufnahmen des Verfassers. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus. 308 S. Geb. M. 16,—.

Allgeier, Arthur. Religiöse Volksströmungen der Gegenwart. Vorträge über die „Ernsten Bibelforscher", Okkultismus und die Anthroposophie R. Steiners. Freiburg i. B. 1924, Herder & Co. 154 S. Geb. M. 2,80.

Ball, Hugo. Die Folgen der Reformation. München 1924, Duncker & Humblot. 158 S.

Bekker, Paul. Von den Naturreichen des Klanges. Grundriß einer Phänomenologie der Musik. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 75 S. M. 2,— (3,—).

Bonsels, Waldemar. Vagabunden-Brevier. Gedanken und Betrachtungen. Aus seinen Werken ausgewählt und zu einem Bild seiner Weltanschauung zusammengestellt von Reinhold Bulgrin. Frankfurt a. M. 1924, Literar. Anstalt Rütten & Loening. 134 S. M. 2,— (3,50).

Burckhardt, Jacob. Die Zeit Konstantins des Großen. Vierte, nach der Ausgabe letzter Hand verbesserte Auflage. Leipzig 1924, Alfred Kröner. 493 S. Geb. M. 9,—, in Leder M. 16,—.

Buschbell, Gottfried. Selbstbezeugungen des Kardinals Bellarmin (Beiträge zur Bellarmin-Forschung). Krumbach 1924, Franz Aker. 113 S.

Cohen, Walter. Hundert Jahre rheinische Malerei (Kunstbücher deutscher Landschaften). Mit 80 ganzseitigen Abbildungen. Bonn 1924, Friedrich Cohen. 23 S. M. 2,50.

Czibulka, Alfons Freiherr von. Andrea Doria. Der Freibeuter und Held. Mit seinem Bildnis. (Stern und Unstern 3. Buch.) München 1924, C. H. Beck. 195 S.

Der Frauendienst des Minnesängers Ulrich von Liechtenstein. Frei bearbeitet von Michelangelo Baron Zois (Memoiren-Bibliothek VI, 10). Stuttgart 1924, Robert Lutz G. m. b. H. 316 S.

Dierauer, Johannes. Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, Bd. I bis 1415 (Geschichte der europäischen Staaten. 26. Bd. Allgemeine Staatengeschichte I). Gotha-Stuttgart 1924, Fr. A. Perthes A.-G. 411 S. M. 11,—.

Driesch, Hans. Relativitätstheorie und Philosophie (Wissen und Wirken Bd. XIV). Karlsruhe i. B. 1924, G. Braun. 52 S. M. 1,—.

— Hans und Margarete. Fern-Ost. Als Gäste Jungchinas. Mit 61 bunten und einfarbigen Abbildungen, einem Plan und einer Karte. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus. 314 S.

Eschweiler, J. Das Erzbischöfliche Diözesan-Museum zu Köln. Mit 42 Abbildungen. Köln 1924, J. P. Bachem. 12 S. M. 1,—.

Fischer, Oskar. Experimente mit Raphael Schermann. Ein Beitrag zu den Problemen der Graphologie, Telepathie und des Hellsehens. Mit 54 Abbildungen. Berlin 1924, Urban & Schwarzenberg. 200 S. M. 7,20.

Fuchs, Eduard. Tang-Plastik. Chinesische Grabkeramik des 7. bis 10. Jahrhunderts. Mit 6 farbigen und 53 schwarzen Tafeln. München 1924, Albert Langen. 62 S. Geb. M. 30,—.

Gröber, Konrad. Reichenauer Kunst. Mit 54 Abbildungen. Karlsruhe i. B. 1924, C. F. Müller. 80 S.

Hassert, Kurt. Australien und Neuseeland. Geographisch und wirtschaftlich. Mit neun Kartenskizzen und Diagrammen im Text. (Perthes' kleine Völker- und Länderkunde XII. Bd.) Gotha-Stuttgart 1924, Fr. A. Perthes A.-G. 178 S. M. 4,—.

Hofmann, Albert von. Politische Geschichte der Deutschen Bd. IV. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 717 S. Geb. M. 12,—.

Jansen, Bernhard. Wege der Weltweisheit. Freiburg i. B. 1924, Herder & Co. 368 S. Geb. M. 8,40.

Karpfen, Fritz. Der Kitsch. Eine Studie über die Entartung der Kunst. Mit 34 Abbildungen. Hamburg 1925, Weltbund-Verlag. 106 S. M. 3—, (5,—).

Klein, Fritz. An der Schwelle des vierdimensionalen Zeitalters. Darmstadt 1924, Auriga-Verlag. 120 S.

Kuhlmeyer, Georg. Melodie des Seins. Ein Hymnus. Stettin 1925, Hermann Moenck. 45 S. Geb. M. 1,80.

Künstle, Karl. Reichenau. Seine berühmtesten Äbte, Lehrer und Theologen. Zum 1200jährigen Jubiläum des Inselklosters. Freiburg i. B. 1924, Herder & Co. 38 S. M. 1,60.

Kunz, Fritz. Der heilige Franz von Assisi. Mit Text von Heinrich Federer. München 1924, Verlag der Gesellschaft für christliche Kunst G. m. b. H. 48 S.

Lehmann, Karl. Junge deutsche Dramatiker. Eine Einführung in die Gedankenwelt des neuen Dramas. Leipzig 1923, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 71 S.

— Vom Drama unserer Zeit. Ein Führer zu den jungen deutschen Dramatikern. Neue Folge. Leipzig 1924, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 75 S. M. 2,— (2,80).

Lüdtke, Gerhard. Der Verlag Walter de Gruyter & Co. Skizzen aus der Geschichte der seinen Aufbau bildenden ehemaligen Firmen nebst einem Lebensabriß Walter de Gruyters. Berlin 1924, Walter de Gruyter & Co. 103 S.

Lützeler, Heinrich Maria. Formen der Kunsterkenntnis. Bonn 1924, Fr. Cohen. 259 S. M. 10,— (12,50).

Oßwald, Cajetan. Die blaue Blume. Ein Büchlein von romantischer Kunst und Dichtung. Mit 50 Abbildungen und 4 farbigen Beilagen. München 1925, Gesellschaft für christliche Kunst G. m. b. H. 98 S. Geb. M. 8,—.

Mahler, Gustav. Briefe. 1879—1911. Herausgegeben von Alma Maria Mahler. Mit vier Bildbeigaben und einem Brieffaksimile. Wien 1924, Paul Szolnay. 492 S.

Muckermann, Hermann. Der Urgrund unserer Lebensanschauung. Freiburg i. B. 1924, Herder & Co. 106 S. Geb. M. 2,50.

Natter, Christoph. Künstlerische Erziehung aus eigengesetzlicher Kraft. Mit 9 farbigen und 29 schwarzen Abbildungen. Gotha-Stuttgart 1924, F. A. Perthes A.-G. 71 S.

Nippold, Erich. Das deutsche Theater von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Mit 12 Abbildungen (Perthes' Bildungsbücher). Gotha-Stuttgart 1924, Fr. A. Perthes A.-G. 85 S. M. 1,50.

Papesch, Joseph. Das Fegefeuer des deutschen Theaters. Dessau 1924, Karl Rauch. 93 S.

Przywara, Erich. Liebe. Der christliche Wesensgrund. Freiburg i. B. 1924, Herder & Co. 110 S. Geb. M. 2,60.

Ranke, Leopold von. Politisches Gespräch. Mit einer Einführung von Friedrich Meinecke. München 1924, Duncker & Humblot. 51 S.

Rohr, F. Parzival und der Heilige Gral. Eine neue Deutung der Symbolik der Gralsdichtungen. Mit sieben Abbildungen. Hildesheim 1924, Franz Borgmeyer. 420 S.

Sander, Max. Die illustrierten französischen Bücher des 19. Jahrhunderts (Taschenbibliographien für Büchersammler I). Mit acht Bildnissen. Unter dem Patronat der schweizer Bibliophilengesellschaft. Stuttgart 1924, Julius Hoffmann. 225 S. Geb. M. 12.—.

Schmitz, Oscar A. H. Der österreichische Mensch. Zum Anschauungsunterricht für Europäer, insbesondere für Reichsdeutsche. Wien 1924, Wiener Liter. Anstalt. 68 S.

Scholz, Wilhelm von. Lebensdeutung. Einfälle, Erlebnisse, Erkenntnisse. Stuttgart 1924, Walter Hädecke. 117 S. Halbleinen M. 5,—, Ganzleinen M. 6,—, Halbleder M. 8,—.

Sternheim, Carl. Gauguin und van Gogh. Berlin 1924, Verlag Die Schmiede. 72 S.

Stötzner, Walther. Ins unerforschte Tibet. Tagebuch der deutschen Expedition Stötzner 1914. Mit 150 Bildern und 2 Karten. Leipzig 1924, K. F. Koehler. 316 S. Gebunden M. 15,—.

Szittya, Emil. Malerschicksale. Vierzehn Porträts. Mit acht Bildnissen. Hamburg 1925, Johannes Asmus. 45 S.

Taube, Otto Freiherr von. Rasputin. Mit seinem Bildnis. (Stern und Unstern 1. Buch.) München 1924, C. H. Beck. 327 S.

Wehner, Josef Magnus. Struensee. Mit seinem Bildnis. (Stern und Unstern 2. Buch.) München 1924, C. H. Beck. 240 S.

Werden und Wirken. Ein Festgruß Karl W. Hiersemann zugesandt am 3. September 1924. Zum 70. Geburtstag und 40jährigen Bestehen seiner Firma. Herausgeber: Martin Breslauer und Kurt Koehler. Leipzig 1924, K. F. Koehler. 421 S.

Woermann, Karl. Lebenserinnerungen eines Achtzigjährigen. I. Band. Mit 19 Abbildungen auf 14 Tafeln. II. Band. Mit 14 Abbildungen auf 12 Tafeln. Leipzig 1924, Bibliographisches Institut. 487, 426 S.

Wolf, Friedrich. Das Heldenepos des Alten Bundes. Aufgespürt und in deutschen Worten. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 141 S. Geb. M. 5,—.

Zimmermann, Otto. Warum Schuld und Schmerz? (Das Dasein Gottes. Band 5.) Freiburg i. B. 1924, Herder & Co. Geb. M. 2,80.

* * *

Laien-Buddhismus in China. Das Lung shu Ching t'u wên des Wang Jih hsiu. Aus dem Chinesischen übertragen, erläutert und beurteilt von H. Hackmann. Gotha-Stuttgart 1924, F. A. Perthes A.-G. 347 S. Geb. M. 12,—.

Schoultz, G. von. Mit der Grand Fleet im Weltkrieg. Erinnerungen eines Teilnehmers. Deutsch von Hermann Soudhon. Mit zehn Schlachtskizzen. Leipzig 1925, K. F. Koehler. 478 S. Geb. M. 10,—.

Redaktionsschluß: 5. Dezember

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 57, Bülowstraße 107.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 4.—, Einzelheft Gm. 1,50.

Zur deutschen Lyrik der Gegenwart

Von Ernst Lissauer (Wien)

VI

Es dünkt mich ein wesentliches Ereignis, daß, wie es scheint, in weiterem Umkreis der Kritik und der Gebildeten die Bedeutung Wilhelm von Scholz' in letzter Zeit erkannt worden ist. Eine kleine Anzahl von Besonnenen und Besinnlichen wußte, seit ungefähr einem Vierteljahrhundert, was es mit Wilhelm von Scholz auf sich hat. Es gab einige Menschen in Deutschland, denen eine Anzahl Scholzscher Gedichte nicht anders vertraut war als gewisse Gedichte von Mörike oder Hölderlin, Meyer oder Hebbel. Freilich, bei der Breite des heutigen literarischen Betriebes ergab es sich, daß auch verständige Äußerungen über Scholz gedruckt wurden. Im allgemeinen aber war es verwunderlich, mit welcher Kälte und Kürze, mit welcher Intensität des inneren Widerstandes über Scholz hinweg gesprochen wurde. Und auch persönliche Bemühungen von Mund zu Mund — die menschlich erfreulichste und, bei der Entwertung der kritischen Äußerung in unseren Tagen, wohl auch die ergebnisreichste Art, einen Dichter zu verbreiten —, auch diese unmittelbarste Werbung stieß, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, auf unerklärliche Hemmungen. Die Teilnahme, die Scholz heute findet, gilt in erster Reihe seinen Novellen und seinem vorletzten Stück, dem „Wettlauf mit dem Schatten". Wie Zeitgenossen fast immer irren, so auch hier. Jene Kraft, welche das Wesen und die Bedeutung Scholz' konstituiert, die Fähigkeit, das Hintersinnliche mit unerhörter Prägnanz sinnlich zu greifen, wirken sich in seiner Lyrik, zumal der seiner mittleren Jahre, mit vollkommener Reinheit und Fülle aus. In einem Teil der Novellen und in den okkultistischen Dramen aber verflüchtigt sich eben das irrationale Fluidum. Der Scholz, den die wenigen seit fünfundzwanzig Jahren lieben, muß aufs klarste geschieden werden von dem Scholz, welchen die Menge zuerst erblickte, und selbst der Novellist ist nur in einigen Stücken, wie „Das Inwendige" oder „Antwerpener Sage", dem Lyriker ebenbürtig.

Die Gelegenheit, die Notwendigkeit, von diesem Lyriker an dieser Stelle zu zeugen, ergibt sich, da der Verlag Walter Hädecke, der sich in erster Linie um Wilhelm von Scholz bemüht, eine Gesamtausgabe seiner Werke vorlegt, deren erster Band die Gedichte enthält.

Hans Benzmann würdigt in der vierten, neubearbeiteten Auflage seiner bei Reclam verlegten Anthologie moderner Lyrik, einem wesentlichen Buch, von dem an dieser Stelle noch öfters zu sprechen sein wird, Scholz mit verstehender Eindringlichkeit. Er stellt ihn, mit anderen, in die zweite Reihe der älteren Generation und ordnet ihn Liliencron und Dehmel nach. Jedoch ich glaube, daß das lyrische Werk Liliencrons und Dehmels abnehmen, das Scholz' aber wachsen wird. Liliencron ist das, was man einen prächtigen Menschen nennt, voll Forschheit und Verve, Innigkeit und Wärme, aber, alles in allem, ist sein Wesen nicht breit und nicht geistig: es mangelt seiner Persönlichkeit und seiner Lyrik jenes welthaft Elementare, das unterhalb Raunende, es mangelt ihr die geistige Beglänzung. Richard Dehmel ist ohne Zweifel eine der entscheidenden Persönlichkeiten des Deutschlands um 1900, aber der Künstler, der spezifische Dichter in ihm, ist um so vieles geringer als seine energische und heroisch ringende Menschlichkeit, daß durch das ganze Werk ein Bruch klafft, dessen Risse fast in jedem einzelnen Gedicht verspürt werden. Was aber Dichtung zur Dichtung schafft, was Dichtung in der lebendigen Folge der geistigen Geschlechter lebendig erhält, ist ausschließlich jene Identität von Geist und Gestalt, die man mit einem entwerteten Begriff „Form" heißt. Form ist ein zentripetaler Zustand der Seele, formende Kraft ist das Vermögen, die Moleküle der Seele und zugleich die Wortmoleküle, welche diesen Zustand der Seele ausdrücken sollen, auf eine imaginäre Mitte auszurichten; in Dehmels Gedichten wird man fast immer zentrifugale Elemente finden, unbewältigte prosaische, unobjekti-



vierte Persönlichkeitsreste. Scholz ist ohne Zweifel als Persönlichkeit viel breiter angelegt, als er sich in seiner Lyrik darstellt. Dies erhellt aus seinen älteren Dramen, aus der Fülle seiner Aufsätze und Aufzeichnungen, Abhandlungen und Kritiken. Jedoch, er hat eine erhebliche Anzahl von Gedichten vollbracht, die in einem letzten Sinne lyrisch und lyrisch vollkommen sind. Nur ganz wenigen unter den heutigen Dichtern sind ungemein wenige Gedichte gelungen, die einer letzten Kritik standhalten. In der Geschichte des deutschen Geistes haben nur wenige wahrhafte Kenner des lyrischen Wesens gewirkt, Hebbel und sein Schüler Emil Kuh, Theodor Storm. Wenn man sich vorstellt, daß ein um fünfzig Jahre späterer und durch die Wandlungen dieser Jahrzehnte gewandelter Kenner in der Lyrik der letzten fünfzig Jahre nach Gedichten suchte, die im Sinne jener strengen Forderungen sowohl in einem spezifischen Sinne lyrisch als auch in eben diesem Sinne vollendet wären, er fände nur ganz wenige. Er fände allenthalben intellektuale, nüchterne, prosaische Reste, er fände musikalische, preziöse Überschüsse; Wortpauperismus und Wortluxus; ganz zu geschweigen von jener Erkrankung des Wortbluts, bis in die Sprachwurzeln hinab, an der ein Teil der neueren Produktion leidet. Bei weitem nicht alle Scholzschen Gedichte, aber doch eine bedeutende Anzahl halten diesen äußersten Forderungen stand. Es sei verstattet, einige dieser Gedichte mit Namen zu nennen, welche dem Schreiber dieser Zeilen durch Jahrzehnte persönlicher und öffentlicher Wandlungen als unverminderliche Werte sich bewährt haben: „Haus bei Nacht", „In einer Dämmerstunde", die zweite „Brunneninschrift", die „Inschrift für ein Bett", „Die Herbstburg", „Zwiegespräch im Raum", „Lichter", „Einsamkeit", „Am Söller", „Wolken im Herbst", dazu Vierzeiler wie „Was du dir ganz errungen hast" und „Was uns bleibt".

In zweiter Reihe — weil nicht so völlig rein, wenn auch nur unbedeutend durch Nachlassen der bindenden Kraft getrübt —: vor allem „Stete Verwandlung", „Der einsame Zecher", „Spruch" („Wenn die Jahreszeit wechselt, zittert die Liebe"), „Reisenacht", „Auf der Chaussee", „Der Wanderer", „Am Ettersberge", „Ein Mönch spricht zu Gott", „Fragment" und nicht wenige andere noch. Verschiedene Leser, welche Scholz' Lyrik sich nicht anzueignen vermochten, erhoben den Einwand jene eigentümliche Gräue, welche unverkennbar über den Scholzschen Gedichten ruht, trübe den Eindruck: ungestalt verschwömmen die Dinge und so auch die Gedichte selbst, ununterschieden. Gewiß, manche Scholzsche Gedichte ähneln einander zu sehr; es sind ganz bestimmt nicht Dubletten, aber der Wortvorrat des Lyrikers Scholz ist nicht übermäßig groß; er ist viel geringer als der des Dramatikers und mehr noch des Prosaikers. Dies ist überhaupt ein interessantes Phänomen, daß Dichter oft als Dichter viel ärmer sind denn als Prosaiker oder als Briefschreiber, Sprecher; gerade hier rühren wir an das eigentliche Wesen der sogenannten Begabung. Die Leitungen, mit denen das Wesen sich ins Sprachliche öffnet, sind oft von beschränkter Größe; sie führen nur einen Teil der menschlichen Substanz über. In diesem Sinn gehört Scholz ohne Zweifel zu den Lyrikern, die eine Auswahl zwar nicht erfordern, aber ertragen, ja durch sie gewinnen, und so wirkt allerdings die Gesamtausgabe auf den vertrauten Freund dieser Lyrik zunächst minder stark als etwa seinerzeit die erste Ausgabe des „Spiegel", eines der wichtigsten Ereignisse in der Geschichte der modernen Literatur, das, höchst bezeichnend, kaum beachtet wurde.

Auch das ist zuzugeben, daß Abstraktheit in einem Teil dieser Gedichte verspürbar ist.

Gewisse Worte, wie „Raum" und „Zeit", kommen neuerdings fast in jedem Scholzschen Gedichte vor, manchmal sogar gleichzeitig. Jeder Dichter — auch der Schreiber dieses Aufsatzes weiß sich nicht frei davon — ist von gewissen Worten besessen, die seinem tiefsten Wesen entsprechen, deren allzu häufige Wiederkehr aber eine Art Inzucht des Erlebnisses bezeugt; sie bieten sich, des weiteren, bequem und rasch zur Hand, und verhindern den Dichter, im schaffenden Vorgang langsam und in tiefatmender Mühe nach erneuertem Ausdruck zu ringen. Dies alles zugegeben — und anderes noch: dies ist ja kein Essay, sondern eine Umrißstudie —: was ist der Wert dieser Lyrik im ganzen, was der Wert jener ausgewählten Gebilde, für die ich durch Nennung Freunde gewinnen will?

> „Weit floß es vor dem Aug' mir eines Tags
> wie graue Flut, die mich in Arme nahm.
> Ein Muschelrauschen, als ob stilles Reden
> über die See herüberkam . . .

Ich schloß den Vorhang und die dunklen Läden,
da hört' ich ferner, doch noch deutlicher,
dies wunderbare Übers-Wasser-reden.

Wer spricht die stillen Worte übers Meer —
küßt sie ein Dichter leis zum Wanderzuge?
Sie kommen mit dem Schauerfluge
wie Vögel, die du fürchtest, bittend her."

Dies Gedicht ist „Fragment" genannt, doch ist es kein Fragment; im Gegenteil: es scheint mir ein fast vollkommenes Gebild. Zwei Wendungen trüben es leicht: das zu plane Wort „deutlicher", das zu süße „küßt". Was es scheinbar zum Fragment macht, ist, daß es mit seinem Ende nicht endet, daß es fortraunt. Mehr: das Gedicht tritt aller Enden über seine Ränder, ein unterirdisches Mitreden, eine Umhüllung von Raunen ist verspürbar; hat man dies einmal vernommen, so hört man ein unhörbares Raunen gleichsam, ehe man anhebt, das Gedicht von neuem zu lesen. Das Gedicht ist wie dunkler, fester Erdboden, unter dem Wasser verhohlen rauschen. Es ist für die Scholzsche Lyrik repräsentativ, denn dies Reden rings um das Gedicht herum, dieser Kranz von raunendem Laut ist um das Scholzsche Gedicht überhaupt. Benzmann sieht Scholz' Eigenart „in einer dumpfen Dämonie, die nach Erlösung und Befreiung ringt und weder das befreiende Gefühl noch das erlösende Wort finden kann", aber, fährt er fort: „sein Suchen, Tasten ... das Dunkle seines Stils und seiner Natur ... ist selbst das unerlöste und nicht zu erlösende Dasein". Hier ist an das Wesen dieser Lyrik gerührt; wenn aber überhaupt dieser Bann, dieser „Schlaf der Welt", so tief, so urhaft gefühlt, zu Laut, zu Klang, zu Wort geweckt ward, dann, mit fast biologischer Notwendigkeit, mußte jenes Ur-Raunen geschehen, welches die Grundmusik dieser Lyrik ist. „Kein Schrei und kein Schluchzen, keine Zärtlichkeit," und darum eine so langsame Erkenntnis und Verbreitung dieser Lyrik. Dieses große Raunen ist nicht nur in jenen aufgezählten Gedichten, sondern fast allenthalben, wo man diese Lyrik aufschlägt, und auch in einigen der balladischen und geschichtlichen Stücke. Ich nenne einige solcher Zeilen:

„Der Wurzelwipfel bebt im dunklen Grunde
Vom Wind, der durch den Wolkenwipfel rauscht;"

oder:

„Still geh' ich, schattenlos
im Grau, als wandle sich
der lange Weg in mich,
auf dem ich wurde groß.

Daß ich der Wandrer bin,
der diesen Weg gegangen,
sind Worte, die verklangen,
und haben keinen Sinn."

oder:

„Ich fühle, wie die Wände ragen
aus Erdengrund,
wie alle Böden mit traumhaftem Mund
die Stille meiner Schritte weitertragen."

Es ist wenig gesagt, wenn man diese Scholzschen Gedichte kosmische Lyrik nennt, denn die Zeit wimmelt ja von „kosmischer Lyrik". Der Unterschied ist, daß die meisten Kosmos reden, er aber hat Kosmos. Nicht um seiner Inhalte und Aussagen willen, sondern um seines Tonfalls. „Verirrte Ewigkeit", wie er es den mönchischen Mystiker sagen läßt, spricht aus seiner Stimme.

Eine frühere Weise der Betrachtung pflegte wohl den sprachlichen Schöpfer, den „Künstler", zu sondern von dem Erschaffer der Gestalten und Vorstellungen, dem Dichter. Nein: einzig und allein die sprachliche Wahrheit, Intensität, Geschlossenheit beglaubigt die Inhalte. Nach dieser älteren Terminologie würde ich sagen: diese kosmischen Gefühle und Schauungen vermag Scholz nun oft vollkommen zu gestalten. Es ist aber an dem, daß Scholz die kosmischen Inhalte nur innerlich zu besitzen, seiner inneren Wesenheit anzueignen vermag, indem er sie sprachlich erwirbt. Eben das macht den kosmischen Dichter: er hätte den kosmischen Besitz nicht so tief, wenn er ihn nicht so tief sprachlich besäße und meisterte. Das kosmische und das sprachliche Geblüt in Scholz ist ein und dasselbe. Wenn ich nicht fürchtete, mißverstanden zu werden, so würde ich formulieren: seine Technik — das Wort im höchsten Sinne genommen —, seine Art zu fügen und zu färben, Worte zu wählen und zu bevorzugen, ist kosmisch. Diesen Vorgang darf man sich, etwa irregeführt durch das bisher in einem ganz äußerlichen Sinne gebrauchte Wort Technik, durchaus nicht als einen kühl bewußten vorstellen, und dies wird auch nicht dadurch widerlegt, daß Scholz sehr kluge Dinge über die Gedichte anderer und über das dichterische Schaffen überhaupt geäußert hat. Diese „Technik" stammt aus der Gesamtheit des Organismus, sie bestimmt die erste Diktion und Struktur, und alles technische Bessern und

Feilen ist ihr gegenüber von sekundärer Bedeutung. Aber freilich hatte Scholz im allgemeinen die hörende Geduld, um ein Gedicht ganz auszubilden.
Dies Scholzsche Gedicht ist letztlich einfach, oder besser: es ist möglich, daß es einmal einfach wird; ausgenommen jene Gedichte, in denen das abstrakte Element überwiegt, und deren Satzbau, unlyrisch, ja undichterisch, sich verschnörkelt und verschachtelt. Das heißt: ich glaube, daß eine Anzahl dieser Gedichte in den Gesamtbesitz der Nation übergehen kann, soweit dergleichen überhaupt heute möglich ist, daß sie so bekannt werden wie heute die Gedichte Mörikes oder Storms, und ich glaube, daß sie nicht nur ihren Verfasser, sondern auch die dreißigjährige Schutzfrist überdauern werden. Scholz ist ein Glied in der großen Folge der deutschen Lyrik. Er geht, als Gesamtpersönlichkeit, aus dem deutschen Geistesleben hervor, er ist mit ihm rückwärts weithin, hier durch Jahrzehnte, dort durch Jahrhunderte, verbunden. Scholz haftet nicht an dem beschränkten Zeitort, der seine Gegenwart ist, er strebt immer überzeitliche Ziele an, er ist einer der wenigen, welche nicht ihre Zeit ausdrücken wollen, sondern denen es um die ewigen Erscheinungen geht. Diese Zeitlosigkeit nun kennzeichnet weithin die Sprache der Scholzschen Lyrik. Diese bei weitem wichtigste Tatsache kann im Umfang dieses Aufsatzes nur ausgesprochen, nicht dargelegt werden. Sie ist gelöst, aber niemals aufgelöst, sie vermeidet das banale und profane Wort und ist doch niemals preziös und artistisch affektiert, sie weitet die Strophe, sie baut neue, aber sie zerreißt niemals das Gefüge. Sie geht auf dem schmalen Wege zwischen Wort-Sybaritentum und Wort-Barbarei, sie vermag neue Gefühle — der Dämmerung, des Weltzusammenhangs, des Raumes, des Zeitablaufs — auszudrücken und bleibt immer klar, auch wenn sie gelegentlich dünn, allzu durchsichtig wird. Und so ist Scholz, wie alle wahren, dauernden Schöpfer, gekennzeichnet durch diese Tatsache: seine Lyrik wirkt nicht bestürzend neu; sie hängt zusammen mit Eckehart und Seuse, mit der Droste und Hebbel, mit Storm und Maeterlinck. Sie ist nicht bestürzend neu, weil sie über Begriffe wie alt und neu, modern und unmodern überhaupt erhaben ist. Jedoch sie wird neu sein noch in fünfzig Jahren, wenn sie in einigen Ausgaben und vielen Auswahlen über Deutschland verbreitet werden wird.

Vom tragischen Problem unserer Zeit

Von B. M. Bleicken (Cuxhaven)

Wir lebten und leben in Zeiten tiefgreifender Änderungen, schwerer Erschütterungen des ganzen Baues unseres wirtschaftlichen, politischen, geistigen Zusammenlebens. Kräfte der Mechanisierung des Lebens, des Erlebens, des nackten Ich-Daseins sind an der Arbeit, alle gewachsenen Kulturformen zu zertrümmern, und Gewalten der Tiefe drängen nach oben und ins Freie, um das nach ihrer Überzeugung mit ihnen geborene Recht an die Stelle des geschichtlichen Rechts zu setzen. Beiden Kräfte-Gruppen stehen andere Kräfte als Gegenspieler gegenüber. Ich spreche nicht nur von Deutschland, sondern von den germanisch-romanischen Kulturvölkern. Es sind Kämpfe von gewaltiger Wucht, voll dramatischer Spannung. Und doch klagen Kenner der Literatur und des Theaters, daß keine Dramatiker mehr erstehen, die dieses Leben künstlerisch bewältigen. Wir hätten zwar genug Theaterstücke, die diesen oder jenen Ausschnitt aus dem gegenwärtigen sozialpolitischen Leben unserer Gesellschaft in dramatischer Form behandelten. Aber die in der geheimnisvollen Tiefe des Lebens wurzelnde, zu neuer Höhe weisende Tragödie fehle, es fehle die Form des Dramas, in der Weltanschauungen in schicksalhaftem Aufeinanderstoßen miteinander rängen. Unsere Zeit sei nicht mehr die Zeit Hebbels oder Ibsens.
Kann man diesem Urteil zustimmen? Leben wir in einem Zeitalter, in dem sich echt tragische Gegensätze auswirken? Fehlt es also nur an Künstlern, die die Kraft haben, das unsere Zeit beherrschende tragische Problem zu erfassen und zu gestalten?

Welcher Art ist das Problem? Handelt es sich nur um ein einziges Problem? Auf diese Fragen will ich eine Antwort zu geben versuchen, und zwar auf dem Umwege über die Besprechung eines kleinen Werks, das, wie mir scheint, selbst in den Kreisen von Fachleuten, geschweige denn in denen der denkenden Gebildeten nicht so beachtet ist, wie es meines Erachtens verdient. Ich meine die schon 1913 erschienene Schrift „Die Idee des Schicksals in der Geschichte der Tragödie" von Albert Görland (Verlag J. C. B. Mohr). Görland stellt in den Mittelpunkt der Abhandlung über das Tragische die Idee des Schicksals. Hierbei denkt er allerdings an nichts weniger als an das besonders im Hinblick auf Schillersche und Grillparzersche Werke geprägte Schlagwort „Schicksalstragödie". Die notwendige Einheit des Dramas bedeutet ihm die Einheit in der notwendigen Gegensätzlichkeit der Handlungen. Die Handlungen der Menschen unterstehen der Selbstbestimmung des Willens, sie sind nicht denkbar, ohne daß der Wille sich vor einem Gesetz alles Wollens überhaupt verantwortet. Diese Freiheit des selbstverantwortlichen Willens ist notwendige Voraussetzung jeder Tragödie, der griechischen wie derjenigen Schillers und Hebbels. Die dramatische Idee der Freiheit des Willens bleibt durch alle Geschichte der Tragödie hin im Wesen dieselbe, hat also selbst keine Geschichte. Der „polare Gegensatz" dieser Idee ist die „Idee des Schicksals", die Idee eines notwendigen Widersachers der Willensfreiheit, die Idee, daß handeln notwendig kämpfen, leiden heißt. Diese Macht aber, die sich dem handelnden Menschen entgegenstellt, ändert durch die Jahrhunderte hin ihre Gestalt, und in diesen Wandlungen kann man die Geschichte der Tragödie verfolgen. Wie kommt es nun in dem Gegensatz zwischen dem in Freiheit handelnden Willen und der Schicksalsnotwendigkeit zur Einheit der Handlung? Dadurch, daß der Wille zur Tat übergeht. Diese Tat bedeutet notwendigen Kampf des Einzelwillens mit der Allgewalt fremder Notwendigkeiten d. h. des Schicksals. Hierbei muß der Mensch an der Macht des Schicksals zerschellen. Das bedeutet aber nicht Zerstörung seines freien Willens selbst. Nur das Kreatürliche des Einzelwesens geht in diesem Kampfe unter, aber der freie Wille zur Selbstverantwortung, das Wesen der Persönlichkeit bleibt unzerstört, ist unzerstörbar und stellt sich immer neu dem Schicksal zum Kampf. Soweit zunächst Görland. Ich möchte hier eine Anmerkung machen. Ich glaube, Görland erläutert nicht genügend die Idee der Freiheit des Willens, d. h. der tragischen Freiheit des Willens. Allerdings bemerkt er, daß dieser „freie Wille" sich vor einem Gesetz für alles Wollen überhaupt verantworte. Gilt aber ein solches Gesetz für diesen Willen, dann ist er wieder nicht frei, ist er durch dies Gesetz gebunden. Worin besteht die Lösung? Ich möchte sie mit folgenden wundervollen Worten Paul de Lagardes aus seinen „Deutschen Schriften" geben: „Es gibt Augenblicke in des Menschen Leben, in welchen er eines Plans gewahr wird, der durch sein Dasein hindurchgeht, eines Plans, den nicht er entworfen hat und den nicht er ausführt, dessen Gedanke ihn gleichwohl entzückt, als habe er ihn selbst gedacht, dessen Ausführung ihm Segen und allereigenste Förderung deucht, obwohl nicht seine Hände an ihm arbeiten. Er ist frei, wie der Schachspieler für jeden seiner Züge frei ist: er ist gleichwohl nicht sein Herr, wie der Schachspieler von einem überlegenen Gegner gezwungen wird; er hat das Bewußtsein, daß das Ende der Partie für ihn nicht ein Matt, sondern in einer Niederlage Sieg sein werde." Ich meine, den tragischen Helden leitet nicht sowohl das Bewußtsein des absoluten Freiseins, als vielmehr das der Gebundenheit an eine höhere Macht, die ihn ihrerseits erst für seine Aufgabe von dem frei macht, was ihm als Schicksal gegenübertritt. In dieser höheren Macht würde das „Gesetz" für den freien Willen zu erblicken sein, von dem Görland spricht.

Görland weist nun in Werken der großen Tragiker der Vergangenheit die Wandlungen in der Idee des Schicksals nach. Hierbei ergibt sich, daß er nur einer sehr beschränkten Zahl von Dramatikern die Bezeichnung „Tragiker" im höchsten Sinne zuerkennt, und diesen auch keineswegs für alle wichtigeren Werke. Äschylus und Sophokles, Shakespeare, Schiller, Hebbel und Ibsen sind ihm diese Tragiker, zwei Griechen und vier Germanen, zwischen diesen beiden Gruppen eine Leere von zweitausend Jahren im tragischen Schaffen, trotz all den gewaltigen, ja furchtbaren Erschütterungen des politischen, sozialen und geistigen Lebens der

europäischen Völker in diesen Jahrhunderten — oder vielleicht gerade deswegen? Ich kann hier nur kurz auf die drei letzten der genannten Tragiker eingehen und muß im übrigen raten, Görlands Schrift zu lesen. Görland entwickelt als die von Schiller, besonders im „Don Carlos" herausgearbeitete Idee des Schicksals den Kampf geschichtlich gewordener Staatsgewalt in der Form des „Despotismus", der Autokratie, mit dem Willen, der den Staat aus dem Allgemeinwillen der Menschenrechte erbauen und erhalten will. Der Despotismus ist nicht persönliche Willkür, sondern ein Amt, das die Geschichte zu fester unpersönlicher Form geprägt hat, in das der Herrscher hineingeboren wird, das ihn unter der Würde und dem Zwang geschichtlich gewordener Notwendigkeit als Menschen vernichtet und nur als Werkzeug benutzt. Bei Hebbel („Agnes Bernauer", „Gyges und sein Ring") gilt es den Kampf der notwendigen Autorität der unpersönlichen Staatsgewalt, des Gemeinwesens mit den das Mitbestimmungsrecht fordernden Bürgern dieses Gemeinwesens, den Kampf der Idee, daß das Staatsdienertum allein Art und Maß der Geschichte eines Volks, der „Untertanen" bestimmen darf, mit der Idee, daß das „Volk" das Recht auf Mitbestimmung seines Geschickes hat. Ibsen endlich ist der Gestalter des tragischen Kampfes der freien Persönlichkeit, die ihre Würde in ihrer Arbeit, in ihrem freien Schaffen für die Gesamtheit erkennt, mit der „Gesellschaft". „Der starke Wille will ein ganzes Werk aus eigenem Gesetz ... Die Gesellschaft läßt nicht den einzelnen frei, denn ihre Macht liegt in ihrer geschlossenen Mehrheit. Der Manneswille bedarf gegen diesen Widersacher der erhebenden Willigkeit des Weibes, der Weibeswille des dringenden Zukunftsehnens des Mannes. Und gleichwohl findet unsere Zeit noch nicht den Weg, der beiden zu gemeinsamem Leben möglich ist ... Das ist das Problem unserer Zeit ... Mit Ibsen ist das Problem noch nicht zu seiner letzten Darstellung gekommen. Das Höchste, was ein Tragiker vermag ... ist ...: er muß die widerstreitenden Gewalten der Gegenwart in monumentaler Reinheit und Strenge erfassen und mit aller Überzeugungskraft einer notwendigen Gegnerschaft darstellen ... Wen sollten wir nennen, der die Arbeit Ibsens fortgeführt habe? Bei der Strenge unserer ästhetischen Anforderungen an den Tragiker müssen wir mit Ibsen schließen als dem letzten Großen, den die Geschichte des Dramas bis heute aufweist." Görland antwortet also auf die im Anfang gestellte Frage, daß in der Tat auch unsere Zeit ein tragisches Problem in sich trägt, daß es aber noch nicht zu seiner letzten Darstellung, auch nicht durch Ibsen gekommen ist. Ganz kann ich dieser Ansicht nicht zustimmen. Hat Görland recht mit seiner Formulierung des tragischen Problems unserer Zeit, dann hat doch, wie mir scheint, Ibsen, wenn auch vielleicht nur in einem Werk („Brand") das Problem tragisch gestaltet. Andererseits mag Görlands Urteil über Ibsen gelten, wenn das tragische Problem unserer Zeit anders formuliert werden müßte. Und die Frage, ob dies der Fall ist, darf, ja muß gestellt werden. Sollte die Idee des Schicksals unserer Zeit vielleicht eine allgemeinere Fassung fordern, als Görland sie gegeben hat? Oder sollte gar unsere Zeit schon vor ein neues tragisches Problem gestellt sein? Für die Antwort auf die eine Frage kann uns die folgende Erwägung dienen. Die Würde der freien Arbeit im Dienste der Gemeinschaft als Grundforderung des einzelnen Mannes, des einzelnen Weibes, als Grundlage ihrer Persönlichkeit, die im Kampfe mit der Gesellschaft errungen werden muß — gilt dieses Problem nicht noch weit allgemeiner über das Individuum hinaus für große Volksteile, für Volksgruppen als Massenproblem? Beherrscht nicht diese Massen — bewußt oder unbewußt — die Idee, kämpfen zu müssen um das Recht für alle Glieder dieser Masse, in der Arbeit als Mensch, als Persönlichkeit, nicht als Maschinenteil, als Ware gewertet zu werden? Um die Pflicht aller Glieder des ganzen Volks, in der selbstverantwortlichen Arbeit im Dienste der Gemeinschaft ihre Würde zu sehen? Und dann die andere Frage: Ist etwa schon neben diesem schicksalhaften Massenproblem, ja aus ihm heraus mit gleicher Schicksalhaftigkeit ein anderes Problem erwachsen? Das Problem, das ein zugleich politisch wie künstlerisch fein empfindender Friedrich Naumann in dem Worte angedeutet hat: Demokratie bedeutet das Problem des Führers? Allerdings können hier „Demokratie" und „Führer" nicht als partei- oder interessenpolitische Begriffe im üblichen Sinne behandelt werden. Die „Demokratie" soll hier als die allgemeine Form gelten, die den großen Grup-

pen oder Teilen eines Volkes ermöglicht, in Abstimmungen und Beschlüssen sich zu äußern, aber damit auch zumeist nur den in der Oberfläche der Einzelinteressen ruhenden Willen klarzustellen, selten den in der Tiefe der Volksseele wurzelnden, den Willen der „Volkheit". Dies können nur Führer, die dazu geboren, nicht dazu gewählt sind, die tiefer sehen, höher stehen als die Volksgenossen. Ein Volk muß solche Führer haben, wenn es seinen höchsten geschichtlichen Aufgaben gerecht werden will. Diese Führer aber müssen Forderungen stellen, die das Volk nicht als seine eigenen anerkennen kann und will. Daß dies ein tragisches Problem im tiefsten Sinne ist, daß es nur in einem aus innerer Notwendigkeit aufsteigenden Zusammenprallen und Kampf der Geister gestaltet werden kann — wer wollte das bezweifeln? Auch unsere Zeit also geht mit tragischen Problemen schwanger. Wer aber wird die Arbeit Ibsens fortsetzen? Erst eine spätere Zeit wird die Frage beantworten können.

Lissauer der Sammler und Sichter

Von Heinrich Spiero (Berlin)

Ernst Lissauer gehörte von allem Anfang seines Werkes niemals zu denen, die eigenes Können (oder Nichtkönnen) vorerst durch ein schreckliches Erdreisten gegenüber dem älteren Dichtergeschlecht erweisen zu können meinen. Als Dichter wie als höchst einsichtiger und spürsam nachfühlender Kritiker hat er vielmehr sein Werk in bewußter Bindung an das Erbe der Vergangenheit gegründet und nicht nur seine musikalischen Götter in Vers und Prosa in den Tempel gestellt. Sein Essayband „Von der Sendung des Dichters" zeigte in einem von Luther über Goethe, Storm und Freytag bis zu Scholz und Morgenstern gespannten Rahmen die nie abirrende Ausrichtung auf das Wesentliche und Wesenhafte in so ganz verschiedenen dichterischen Charakteren. Seine Sammlung deutscher Balladen von Bürger bis zur Gegenwart erwies ungewöhnliche Beherrschung eines immer weitschichtiger gewordenen Stoffgebiets und feines Gefühl für bleibende Werte. Wandte er sich auf diesen Pfaden Kopisch zu (August Kopisch, Heitere Gedichte. Ausgewählt und eingeleitet von E. L., München 1924, Georg D. W. Callwey, Kunstwartbücherei, 14. Band), so kehrte er damit zu einer schon vor Jahren an Gedichten und Novellen des liebenswürdigen schlesischen Malerpoeten geübten und geprüften Neigung zurück. Hinzu kam ein Zug innerer Wahlverwandtschaft; denn Lissauers eigene Kunst hat unter den deutschen Lyrikern des 19. Jahrhunderts zwei deutlich erkennbare Vorgänger: Christian Friedrich Scherenberg, dessen eigentümlichen Halbballadenstil in seiner visionär-sachlichen Mischung Lissauer über Fontane, den anderen Scherenberg-Schüler, hinaus selbständig und moderner fortgebildet hat, und eben August Kopisch. Was Lissauer diesem in der vortrefflichen Einleitung des Bändchens nachrühmt: er besitze in nicht geringerem Maß als die hörende die sehende Phantasie, gilt auch von Lissauer durchaus, nur daß bei diesem der Nachdruck noch stärker auf dem Gesichtssinn liegt. Richtig hebt Lissauer hervor, wie in Kopischs ernsten Gedichten zumeist starke Einzelheiten von der Masse der ungestalteten Verse verschüttet werden, und bringt darum nur heitere Verse des auf diesem Gebiet noch heute unvergangenen Dichters der Kinderstube. Einige der 33 Stücke sind wie die Heinzelmännchen von Köln in aller Munde, sind klassisch, weil sie in der Klasse gelesen werden, lebendig, weil sie unseren Kindern in ihrem nachmalenden, Auge und Ohr anheimelnden Vortrag immer wieder das größte Vergnügen machen; andere, dichterisch nicht geringere hat Lissauer glücklich hervorgezogen.

Viel schwieriger war seine Aufgabe, indem er an das Werk des seit Jahrzehnten zu Unrecht übersehenen und vergessenen Hermann Lingg herantrat; alsobald nach dem Tode dieses Poeten, eines der wenigen Süddeutschen im münchner Dichterkreis, hat sein Freund, der so scharf kritische Paul Heyse, einen starken Band ausgewählter Gedichte herausgegeben, in dem er ihn einen großen Lyriker, aber auch eine echte Dichternatur mit hervor-

tretendem Mangel an kritischem Vermögen nennt. Heyses liebevolle Arbeit hat nicht den von ihm ersehnten Erfolg gehabt; er war sich selbst bewußt, dazu diesmal nicht recht geschickt gewesen zu sein, weil durch lebenslange Kenntnis und persönliche Nähe vieles von diesen Versen ihm zum lieben Besitz geworden war, was nun sein wägender Verstand immer wieder zweifelnd hätte aussondern müssen. Lissauer hatte uns vordem Johann Georg Fischers Dichtungen in einer vortrefflich begrenzten Ausgabe beschert; der Weg von dem einen zum anderen Schwaben war nicht weit, weil beiden ein eingebornes Gefühl, nicht für Menschen, sondern für Zustände, nicht für Taten, sondern für Stimmungen eignet. Bei Lingg erstreckt sich diese Wesenseigentümlichkeit nach Lissauers klarem Umriß in einziger Weise auf die Vergangenheit, auf das Wesen bestimmter Epochen, insbesondere von Zeiten epidemischer Erregung, wandernden Wahns, und Linggs wesentlichster Ton schwingt empor, „wo das Urtümliche aus der Geschichte der Menschen oder der Natur aufdröhnt". Von solcher Erkenntnis ausgegangen, hat Lissauer Linggs herrliche geschichtliche Sonette gleich an den Anfang seiner Auswahl gestellt und ihnen nur eine, freilich sehr kleine Zahl Meisterstücke geschichtlicher und geographischer Lyrik folgen lassen. Die von Lissauer, wie von seinem Vorgänger Heyse, betonte Kritiklosigkeit Linggs, sein Mangel an Feilarbeit und Durchkomposition im einzelnen hat den jüngeren Auswähler natürlich stärker beeindruckt, zu schärferem Sichten veranlaßt als den noch mit Lingg lebenden älteren. Bei Kopisch hat Lissauer wohl die letzte bleibende Auswahl getroffen, das Lingg-Heft (gleichfalls in der Kunstwartbücherei, als 20. Band, erschienen) soll nur den Anstoß zu einer Revision des literarhistorischen Urteils geben. Mit vollem Recht hebt Lissauer am Schluß seiner Einleitung das Lingg fortdauernd angetane Unrecht hervor; gerade ihm gegenüber herrschen wirklich „erstarrte Formeln", die einer an den andern weitergibt.

Nach der Beschränkung auf zwei einzelne Gestalten hat Ernst Lissauer es unternommen, ein großes lyrisches Gebiet zu umschreiten und im ganzen Umkreis Ernte zu halten: Das Kinderland im Bilde der deutschen Lyrik von den Anfängen bis zur Gegenwart. (Mit 13 Federzeichnungen und einer farbigen Umschlagzeichnung von Josua Leander Gampp. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.) In dreizehn, stets sorgsam in sich aufgebauten, an Umfang ganz verschiedenen Gedichtkreisen rollt sich die Welt des Kindes vor uns ab. Vom ältesten volkstümlichen Reimgut, von den Abzählverschen und Laternenliedern unserer Jungen und Mädel, von den Einsingereimen der Mutter und Wartefrau bis zu den in letzte Tiefen des Problems Kind und Eltern oder Kind und Welt dringenden Versen Kellers, Meyers, Heyses, der Agnes Miegel oder der Ina Seidel führt das Buch. Dabei hebt Lissauer neben uns allen bekannten Dingen abseits liegende Gaben auf, wie die unendlich ergreifende „Erinnerung hinter der Erinnerung" von Christian Wagner, oder Kindergedichte von Fontanes Freunden Merckel und Blomberg, von seltsam-nüchterner, anschaulicher Gestaltung. Man fühlt wieder die Schulung aller dieser berliner Tunneldichter an dem Kindererzähler Kopisch nach, der wohl Lissauer, wie wir sahen, zuerst den Weg ins Kinderland wies.

Bei der Gruppierung von Kunstwerken um eine nach äußeren Gesichtspunkten gewählte Achse — Gesellschaft, Zeit, Persönlichkeit, Stimmung — wird nur zu oft der stoffliche Gesichtspunkt hinter den künstlerischen zurückgestellt; die reinste Lösung wäre immer die, nur dichterisch Vollwertiges aufzunehmen, das sich gleichzeitig dem selbstgezogenen Umkreis um die selbstgefundene Mitte einfügt, ohne die Peripherie zu überschreiten; nur so entsteht mit dem realen ein ideales Rund. Von dieser Voraussetzung her gesehen, erscheint Lissauers Sammlung in sich vollendet. Selbstverständlich, daß bei dem außerordentlichen Reichtum unserer Lyrik noch eine Anzahl Gedichte mehr hätte aufgenommen werden können; aber das billige Vergnügen, das eine oder andere von solcher Art zu bezeichnen, schenke ich mir. Denn ich bin überzeugt, daß deutscher Reichtum vielleicht noch einen zweiten Band von gleicher Stärke hergeben würde. Nicht darauf kam es an, alles zu sammeln, sondern das in offenbar vieljähriger Prüfung vor Aug' und Ohr Bewährte so sinnvoll zusammenzufügen, daß wirklich Kinderland sich öffnet. Da erklingen etwa in dem Abschnitt „Der Tag in der Kinderstube", von Gampp mit einer reizenden Zeichnung eingeführt (zwei Sonnenblumen strahlen ihren Glanz

auf eine Kinderbühne, um die Puppen, Spielzeug und Wäsche schwingen), Klaus Groth, mit seinem von Hebbel gepriesenen Hasengedicht und anderen reizenden plattdeutschen Reimen, Gustav Falke, in diesem Betracht der Nachfolger des Landsmanns, Christian Morgenstern und Paula Dehmel neben einander, und dann erzählt Friedrich Rückert seine drei Märchen von Büblein und Bäumlein. Oder: der Tod tritt in das Leben der Eltern und raubt das Kind, er raubt den Kameraden, den Spielgefährten; da gruppiert Lissauer nur sieben Gedichte von Hebel, Jensen, Heyse, Hebbel, Keller und Meyer um die vier unvergänglichen Zeilen Ludwig Uhlands, die den flüchtigen Gast im Erdenland aus Gottes Hand in Gottes Hand führen.

In dem Nachwort geht Lissauer von Volkslied und Volksreim aus, die den einen Grundstoff des Buches bilden, und charakterisiert äußerst aufschlußreich, so gleichsam den Sinn des ganzen Werkes deutend, jenes herrliche Gedicht „Die Ammenuhr". Er setzt sich dann auch mit dem neueren Kinderlied auseinander, und man kann ihm nur zustimmen, wenn er etwa die sogenannten Kinderlieder Richard Dehmels mehr Werke eines lyrischen Schriftstellers von mächtigem Willen als eines singenden Bildners nennt. An anderer Stelle freilich muß Widerspruch einsetzen. Lissauer stellt die Weihnacht in Krippenliedern aus dem „Wunderhorn", in Luthers „Vom Himmel hoch" und in Stormschen Versen genau in die Mitte seines Buchs; er nimmt aber das von ihm selbst sehr hochgestellte Heysche Kinderlied „Weißt du, wieviel Sternlein stehen" nicht auf, weil es das Kind eine Vorstellung der Gottheit lehre, die vor seiner wachsenden Einsicht und durch die unabweisbaren Erfahrungen des Daseins nicht bestehen könne. Die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Anschauung einmal beiseite — wie kann ein Dichter von Lissauers Rang im Fortgang der Erörterung fordern, daß man schon zu Kindern nicht nur von den gegensätzlichen Gewalten im Weltall spreche — das ließe sich hören —, sondern sie auch die Gottheit als eine überpersönliche Macht verehren lehre? Gerade ein Dichter muß wissen, daß das Kind Gott nur als eine Persönlichkeit fassen kann und fassen soll. Die Berufung auf Deutungen und Weihehandlungen von David Friedrich Strauß und Friedrich Albert Dulk verfangen hier nicht — das Kind kann mit diesen Formen und ihrem Gehalt nichts anfangen, und der Erwachsene, der sie abweist, ist nicht mit dem Wort: „orthodox-dogmatische Religion" zu stempeln. Es ist hier nicht der Ort, sich mit Lissauer über die von ihm in einem Satze angeführte religiöse Krise des Protestantismus auseinanderzusetzen, aber gesagt muß werden, daß sie wesentlich aus anderem Urgrund stammt, als Lissauer meint. Im übrigen widerlegt er sich einigermaßen selbst. Ich war darauf gefaßt, nach diesen Ausführungen das wundervolle Abendgebet der Luise Hensel nicht im Buch zu finden — es steht aber darin.

Lissauers Kinderland ist eine Arbeit hingebender Liebe. Ihr Ziel, gleichsam die Kindheit selbst in den gesammelten Versen Gestalt und Stimme gewinnen zu lassen, ist voll erreicht. Möge die schöne und reife Frucht sammelnder und sichtender Arbeit in viele Hände, zu Erwachsenen wie zu heranreifenden Kindern gelangen.

Epistola[1]

Von Fred A. Angermayer (Berlin)

I

In zahlreichen Büchern und biographischen Versuchen war man bemüht, das Rätsel im Leben Oscar Wildes zu lösen und den Inhalt dieses einzig dastehenden Künstlerdaseins auszuschöpfen. Doch immer wieder meisterte der Gegenstand seine Untersucher, denn wie stets, war auch hier das reale Dasein viel stärker als die Phantasie seiner Betrachter. Blendende, von wahrer Freundschaft zeugende Lebensgeschichten dieses Dichters blieben immer weit hinter ihrem Vorbild zurück, und selbst so ausladende, wohldokumentierte Werke wie „Das Leben Oscar Wildes" von Harris

[1] Oscar Wilde: „Epistola." (Übersetzt von Max Meyerfeld.) Berlin, S. Fischer.

sind letzten Endes nur journalistische Versuche, eine Welt der Schönheit und Tragik mit unzulänglichen Mitteln zu analysieren. Das ist's: wir besitzen eine große Reihe fesselnder, ja teilweise sogar packender Analysen dieses Künstlerdaseins, die Synthese aber fehlt! Es fehlt die Gipfelung dieser schicksalhaften Struktur eines Dichterlebens, und trotz unermüdlicher Versuche wurde sie nie erreicht. Wenn wir die stattliche Anzahl der Wilde-Biographien überdenken, die wir im Lauf der vergangenen Jahre gelesen haben, kommen wir zu dem Ergebnis, daß wir — um nicht zu sagen irregeführt —, zu Gefühlen verleitet wurden, die das Gegenteil von Erlösung waren. Fast jede dieser Biographien legte man unbefriedigt, schweren Herzens, verstimmt, aus der Hand. Wir dachten viel über das Phänomen des Salome-Dichters nach, ließen uns von seinem schmetterlingshaften Dasein gefangennehmen, schwelgten mit ihm und seinen Biographen in den Zaubergärten dieses Künstlerlebens, ließen uns von seiner traumhaft schönen Renaissancepracht begeistern und beneideten den Träger solch ausgeprägter, fast einzig dastehender, bewußter Schönheitsexistenz. Und doch: wie weit waren wir von der Wirklichkeit dieses Lebens entfernt, wie tragisch irrten wir, wenn wir für manchen Zug dieses Dichters ein leichtes Achselzucken, einen bequemen Trost fanden, wo tiefe Erschütterung der einzig richtige Ausdruck gewesen wäre! Aber wir waren ahnungslos und wußten nichts um die brennenden Höllen, die sich hinter dieser schimmernden Prunkfassade verbargen, und die in der europäischen Literatur sicherlich einzig dastehen. Und wir hätten wohl nie das aufwühlende Geheimnis von Oscar Wildes Leben erfahren, wenn er nicht selbst, in sonderbarer Voraussicht, uns die Synthese, den großen, zeitüberdauernden Aufschrei, der aus Blut und Vernunft kommt und uns mitten in Hirn und Herz trifft, gegeben hätte, als er im Gefängnis zu Reading seine „Epistola: In Carcere et Vinculis" schrieb. Denn dieses Buch, das eigentlich ein einziger, langer Brief an seinen Freund Alfred Douglas ist, ist zugleich Wildes Testament an die Nachwelt. Sollte sein ganzes Werk einmal der Vergessenheit anheimfallen, die „Epistola" wird, mit der „Zuchthausballade", alle Generationen erschüttern, die an Kunst und Künstler glauben.

II

Denn diese „Epistola" ist nicht nur Dokument stärkster Moral und Ethik, nicht nur eine Präzisierung bisher unfaßbarer Anlässe, nicht nur der Schlüssel zur Tragödie Oscar Wildes und nicht nur ein Novum zu seiner Beurteilung, sondern sie ist, über alle psychologischen und moralischen Anlässe hinaus, das bedeutendste Prosawerk dieses großen Schriftstellers und vielleicht eins der allerstärksten Sprachmonumente überhaupt. Hier feiert die Sprache Wildes wahre Triumphe leuchtender, manchmal beinahe überirdisch keuscher Schönheit, Tiefe und Wahrheit. Nichts Verlogenes oder Erdachtes, nichts Erkünsteltes oder Bewußtes, nichts Pathetisches oder Spottendes beschwert die Silben dieser Sprache, affektiert ihren Stil, schraubt ihre Wendungen, betont ihre Prätention oder reklamiert ihre l'Art pour l'Art-Dekadenz. Jedes Wort ist brennend vor Hingabe, jede Zeile leuchtend vor Demut, jeder Satz gegipfelt in vollendeter Reife, jede Seite meisterhaft in edler Unberührtheit. Die Sprache der „Epistola" ist von evangelienhafter Einfachheit und dennoch von künstlerischer Perfektion; sie ist von unsagbarer Grazie und doch von erlesener Schwermut; sie ist von träumerischer Meditation und dennoch von vernichtender Wucht; sie ist cellosanft und doch posaunengewaltig. Sie ist in Mitteilung und Ausdruck, in Form und Farbe, in Klang und Rhythmus die Ebbe und Flut einer machtvollen Kunst, einer aristokratischen Seele, eines geläuterten, großen Menschen.

III

Ungemein aufwühlend scheint mir die groteske Tatsache, daß Oscar Wilde in der unendlich langen „Epistola" Anklagen formuliert, die durch die brennende Leidenschaft, mit der er seine Freundschaft für Douglas hinausschreit, eigentlich ohne Fundament sind. Es bleibt die größte unverzeihliche Schwäche in Wildes Leben, einer Freundschaft nicht entsagt zu haben, die er selbst als verderbnisvoll bezeichnet. Man konstatiert, selbst aus dieser, aus der tiefsten Schmach heraus geschriebenen Schilderung, die tragische Leidenschaft des Dichters für diesen Freund, die durch die Bitterkeit dieser „Epistola" nicht gekühlt wird. Ein Mensch offenbart sich uns in seiner größten Seelennot, der, man muß ihm den guten Glauben zu-

erkennen, flammenden Protest gegen sein verlorenes Leben erhebt, den Kameraden schöner Stunden mit Vorwürfen bedeckt, und es doch nicht vermag, diesen Freund aufzugeben, diesen Erlebnissen das „Pathos der Distanz" entgegenzustellen. So groß der Dichter Wilde, gerade in dieser „Epistola", ist, so verloren in seinem Schmerz und darum unterliegend ist der Mensch. Die große Leidenschaft seines Lebens wurde auch durch Schmach und Schande nicht gelöscht, die brennende Lust verlor nichts an ihrer schönen aber tragischen Glut. Er vermochte sich nicht, wie sein Lieblingsheiliger Franz von Assissi, in die härenen Gewänder des Verzichts zu hüllen, sondern er flammte, selbst unter Parias noch, lichterloh, ein heiteres Kind dieser Welt.

IV

Wesentlicher als die menschlichen Charakterdefekte sind die psychologischen Seiten dieses Freundschaftsverhältnisses. Wilde schreibt deutlich: „Tatsächlich schien Dich der Gedanke, daß Du der Gegenstand eines furchtbaren Streites zwischen Deinem Vater und einem Manne meiner Stellung sein solltest, zu entzücken. Er gefiel wohl, nur zu natürlich, Deiner Eitelkeit und schmeichelte Deinem Eigendünkel. Daß Dein Vater möglicherweise Deinen Leib, der mich nicht interessierte, zugesprochen bekam und mir Deine Seele überließ, die ihn nicht interessierte — das wäre für Dich eine schmerzliche Lösung der Frage gewesen."

Hier fiel das Wort, das dieses Werkes besonderes Novum bildet: Deinen Leib, der mich nicht interessierte!

Dieser wie unabsichtlich hineingestreute Satz bildet den Schlüssel zur ganzen „Epistola", ja zur ganzen Beurteilung dieser unglücklichen Freundschaft überhaupt. Damit hat Wilde alle Hypothesen umgestoßen, die sich seit Jahrzehnten um sein Verhältnis mit dem jungen Douglas gesponnen hatten. Damit hat er deutlich und klar festgestellt, daß es keineswegs homosexuelle Neigung war, die ihn an den jüngeren Freund fesselte, sondern eine Art stark erotischer Hörigkeit, fern von allem Sexuellen. So paradox im ersten Augenblick diese Wendung klingen mag, sie scheint wahr zu sein. Es ist eine ungemein fesselnde Frage, zu lösen von einem Psychiater oder Mediziner oder Philosophen, die damit in den Brennpunkt tritt, weil sie alle anderen Vermutungen über den Wilde-Komplex einfach negiert. Hier ist die große Enthüllung, die Sensationslüsterne in jeder Wilde-Biographie suchten — aber nie fanden. Hier, in der tragischen Einsamkeit dieser fast divinen „Epistola", sagt uns der Dichter selbst, einfach und still, daß ihn der Körper des Gefährten nicht einmal interessiert hat. Vielleicht war dieser Satz der größte Peitschenhieb, den Wilde dem jungen Lord versetzte. In aller Deutlichkeit, in aller Abweisung und von einem das Niveau dieses Lords turmhoch überragenden Standpunkt. Sein Leib hat ihn nicht interessiert. Ihm war die Kunst, seine Kunst, seine Glut, seine Träume, sein Rausch das Höchste und das Einzige. Das alles sagt er mit diesen wenigen Worten. Und das scheint mir der Angelpunkt seines Testaments zu sein, denn nun erst beginnt eine neue und fruchtbare Wilde-Forschung.

V

Dieses ungewöhnlich wichtige, die angelsächsischen Länder aufwühlende Dokument erschien zuallererst in deutscher Sprache. Nicht etwa eine Übersetzung einer englischen Ausgabe liegt hier vor, sondern das übersetzte Original selbst. Während aber England und insbesondere Amerika tief erstaunt sind, daß diese Erstausgabe in Deutschland herauskam, scheint man sich bei uns, zumindest bis zum heutigen Tag, keineswegs darum gekümmert zu haben. Man ging über eine Kulturtat, denn um nichts weniger handelt es sich hier, glatt zur Tagesordnung über. Oscar Wilde sagt in der „Epistola", als er von Douglas' Salome-Übersetzung spricht, die nebenbei indiskutabel schlecht war, daß keine Übersetzung, es sei denn, daß sie von einem Dichter herrühre, Farbe und Tonfall seines Werks in angemessener Weise wiedergeben könne. Diesen Ausspruch Wildes mit dem Anspruch, der darin liegt, reklamiere ich durchaus für die meisterhafte Verdeutschung dieses ungemein schwierig zu übersetzenden Werks durch Max Meyerfeld. Nicht nur die rein kulturelle Tatsache, die nicht minder wichtig ist, daß Meyerfeld, der einzige Deutsche, der Wertvolles über Wilde auszusagen wußte, auch dieses Dokument nach Deutschland brachte, gilt es hier festzustellen, sondern vor allem die ganz große Kunst, die dichterische Kraft, die überlegene

Reife und Sicherheit, mit der er die „Epistola“ deutsch umformte. Das Original, dessen Schönheiten in jedem Satz dieser Übersetzung aufleuchten, ist ohne allen Zweifel durch Meyerfeld in Farbe und Tonfall in unserer Sprache wiedergegeben. Man hat ja eine vage Vergleichsmöglichkeit, wenn man die englische Ausgabe von „De Profundis“ heranzieht, die einen Bruchteil dieser „Epistola“ enthält. Es bleibt erstaunlich, wie dieser Meisterübersetzer dem Dichter bis in die allerfeinsten Schwingungen seiner herrlichen Prosa nachgeht und mit klingender, manchmal berauschter Wortkunst, elastisch und schmiegsam, die Wildesche Syntax, ein Muster an Einfachheit und Schwierigkeit, deutsch umprägt. Bisher war jede Übersetzung Max Meyerfelds ein Genuß, eine Bereicherung deutscher Sprache, da dieser Dichter, denn er ist ein Dichter, eigene Töne aufrauschen läßt, um die englischen Worte haarscharf wiederzugeben; mit der Verdeutschung der „Epistola“ aber überbietet er seine früheren Leistungen, denn in keinem Werk Oscar Wildes ist die Prosa von so kristallener Reinheit und fast sinnlicher Wärme und schwärmerischer Mystik wie in diesem Testament. Wir können stolz sein, daß dieses wichtigste Werk Oscar Wildes in Deutschland zuerst und in einer unanfechtbaren, mitreißenden Übersetzung herauskam, und ich weiß, daß uns viele Länder darum beneiden!

Thomas Mann: „Der Zauberberg“

Von E. A. Greeven (Berlin)

In einem berliner Buchladen spielte sich vor wenigen Tagen folgende kleine Szene ab: Eine Dame hatte den neuen, zweibändigen Roman „Der Zauberberg“ [1] von Thomas Mann erstanden und brachte ihn kurz darauf mit der Bitte zurück, ihn gegen den Grafen von Monte Christo eintauschen zu dürfen, der ungefähr gleichen Umfanges, aber was bewegte Handlung und Begebenheiten angehe, dem Zauberberg bei weitem überlegen sei. Worauf der Buchhändler sich zu bemerken gestattete, daß durchaus nicht die Gabe der Erfindung, sondern die der Beseelung den wahren Dichter ausmache — ein vortreffliches Wort, welches bewies, daß der Buchhändler seinen Thomas Mann im Kopf hatte, denn ganz ähnlich findet sich dieser Satz irgendwo in des Dichters Buch „Rede und Antwort“. Aber er sprach vergebens goldene Worte; die Dame blieb dem Grafen von Monte Christo treu. — Über die Moral dieser kleinen Geschichte möge der freundliche Leser selbst nachdenken!

Tatsächlich verhält es sich so, daß in keinem anderen Werk Thomas Manns die Erfindung von geringerer Bedeutung und die Beseelung so sehr das Wesentliche, um nicht zu sagen: alles ist. Nämlich die Beseelung eines bedächtig sich vollziehenden Reifens, einer innerlichen Menschwerdung. Thomas Mann selbst hat sein Buch einen Bildungs- und Erziehungsroman genannt und ihn damit gleichsam eingereiht und ihm seinen Platz in der Literatur gewiesen. Er hat ihn zweckhaft und beinahe etwas didaktisch geschrieben und sub specie einer verantwortungsvollen Auseinandersetzung mit den mannigfachen geistigen Tendenzen und Problemen seiner Zeit. Das gibt dem Werk seine Bedeutung, seine gewichtige Schwere und stellenweise auch seine Unlebendigkeit. Da dies Umschreiten des geistigen Horizonts unserer Tage des Kunstwerks Dominante ist und der junge Mensch, dem die Erkenntnisringe langer Jahre sich um Herz und Hirn legen, darüber fast nur ein Anlaß, nur das Gefäß einströmender Weisheit wird, so hat nicht immer die Fülle des Bluts und Erlebens, sondern gar oft spekulativer Wille das Wort erzeugt.

Der Zauberberg ist ein Sanatorium bei Davos, in das der junge, wohlerzogene, aber nicht eben überragende hamburger Patriziersohn Hans Castorp durch einen Zufall beinahe verschlagen wird, und wo er statt der in Aussicht genommenen drei Wochen jahrelang bleibt, bis ihn der beginnende große Krieg wie eine Fanfare der vergessenen

[1] Berlin 1924, S. Fischer Verlag.

Welt da draußen seiner Verzauberung entreißt und dem chaotischen Wirbel eines dunklen Schicksals überliefert. Hans Castorp wird Bürger des Zauberreichs, da sich erweist, daß auch er krank ist wie jedermann dort oben, aber nicht sein Kranksein ist das Wichtige und Wesentliche, wiewohl es seine Sinne schärft und durch Verfeinerung bereichert, sondern die Schule seelischen Reifens in Erleben und Erkennen während dieser ruhig fließenden, zeitlosen Jahre. An die minuziöse Schilderung dieser von Krankheit, angstvoller Lust und qualvollem Sterben erfüllten Atmosphäre verwendet und verschwendet der Dichter ein Maß von Gestaltungskraft und Akribie, das uns bisweilen des Erträglichen ein wenig zuviel scheint; zumal die Unermüdlichkeit, mit der uns jede Phase und jedes Symptom wie ein klinischer Bericht eindringlichst vor Augen geführt wird, für den künstlerischen Gesamtplan, wie mir scheinen will, nicht unbedingt notwendig war. Hier liegt eine Schwäche des Werks, die in der epischen Besessenheit Thomas Manns und seiner kulthaften Liebe zum eigenen Wort ihren tiefsten Grund hat.

Um Hans Castorp läßt der Dichter ein System von Sonnen in sorgfältig abgezirkelten Bahnen kreisen, deren Licht in verschiedenster Brechung auf die offenen Tore seiner Seele fällt, ihn erhellt und von Stufe zu Stufe führt. Mit allen Mitteln einer aufs höchste gesteigerten Erzählerkunst werden uns vier oder fünf Gestalten der Zauberberg-Atmosphäre näher und immer näher gerückt, bis ihr Wesen sozusagen in uns eingegangen ist, bis wir sie als Grundtypen einer bestimmten geistigen Haltung anerkennen. So wie Hans Castorp sie, einen nach dem andern, als Mentor anerkannt hat. Gemeinsam ist ihnen allen, daß sie um keinen Preis jemals ein Wort zu wenig sagen, aber im übrigen sind sie wohltemperiert abgestuft; von Herrn Settembrini, dem Romanen durch und durch, Literaten von Beruf und Pädagogen aus Neigung, mit aller leidenschaftlichen Liebe des Lateiners für geschliffene, klare Form, bis zu Leo Naphta, seinem Gegenspieler, östlichem Juden von Geburt und katholischem Mystiker aus Wahlinstinkt, mit aller leidenschaftlichen Liebe des einen wie des andern für chaotisch kommunistische Ideen und erklügelte jesuitische Disziplinen.

Wirken diese beiden durch und auf den Intellekt, wenn auch im gegensätzlichen Sinne, so Mijnheer Peeperkorn als starke Persönlichkeit gewissermaßen intuitiv. Die Figur Peeperkorn ist vielleicht das beste Beispiel dafür, wie Thomas Mann hier arbeitet. Er legt seinem künstlerischen Ziel selbst Steine in den Weg, indem er zunächst fünfzig Seiten lang an diesem massiven Koloß in ständiger Wiederholung kleine, äußerliche Schrullen und Lächerlichkeiten betont, die nur durch die Selbstverständlichkeit und ihr Gesamtformat Peeperkorn davor bewahren, als Groteske und nichts weiter genommen zu werden. Erst wenn der Leser im Ringkampf mit dem überredenden Autor endlich mürbe geworden und der Suggestion erlegen ist, daß Herr Peeperkorn wirklich und wahrhaftig eine Persönlichkeit sei, erst dann bequemt sich Thomas Mann, der Meister mit dem längeren Atem, dazu, Peeperkorn und Hans Castorp in einer wundervollen, kunstvoll gebauten und den Höhepunkt bildenden Szene zusammenzuführen, in der Peeperkorn sich nun tatsächlich und aus seinem Innern heraus als Persönlichkeit offenbart. Dies Kapitel, in dem der gewaltige Alte und der wohlerzogene Junge einander gegenübersitzen und in der Dämmerung von Clawdia Chauchat reden, die für beide Leben und Sterben bedeutet: der Alte von Todesschatten umdüstert und der Junge geschlagen mit ohnmächtiger Liebe — und Worte hin und her gehen, tastend und in männlicher Scham, verhüllend noch in Geständnis und Entblößung und die seltsamen Troubadoure einer geliebten Frau zu Brüdern im Gefühl werden — — dies Kapitel ist bei Gott eine Messe wert so gut wie Paris und um seinetwillen dem Dichter manche Seite prätenziöser Gequältheit vergeben! Neben einer Gestalt wie Peeperkorn verblaßt sogar ein wenig das Bild Clawdia Chauchats, um das ein Hauch müden, kranken Reizes und die Luft geahnter Abenteuer weht; es verblaßt, weil die ganze irritierende Süße weiblichen Daseins eben nicht mit den Mitteln einhämmernder Erzählertechnik eingefangen werden kann. Ein Wesen der Sinne ist nicht greifbar allein mit den Netzen klug gesetzter Worte und Begriffe; es entweicht und entwischt, denn die Sinne sind mit nichten das Gröbere!

Überblickt man diese 1200 Seiten als Ganzes, dem jede Spur novellistischer Straffung und jeder

dramatische Akzent mit Vorbedacht fehlen, wo alles episch und nichts als rein episch ist, so wird man über alle Einwände und gelegentliche Bedenken hinweg sich verneigen müssen vor dem männlichen Ernst und der sittlich hohen Würde der Gesinnung. Dies aber sind Qualitäten, an denen weder wir noch ein anderes Volk heute Überfluß haben!

Werfels Verdi-Roman

Von Fritz Ph. Baader (Hamburg)

Vom „unvergleichlichen Rigoletto-Quartett", das „leise und dennoch mächtig angeschwellt" durch die süße Verwesung des „Sterben im Walde" sich breitet und jenseitiger Versunkenheit den Diesseit-Ja-Ruf „Du bist auf der Welt" entlockt, sang vor mehr als einem Jahrzehnt in seinem Erstlingsband der Lyriker Werfel. Dieser Anruf einer bestimmten Musik, unter Tausenden von Versen der einzige, konnte nicht Zufallslaune sein. Bedeutete Bekenntnis nicht nur zu einer einzelnen Künstlerindividualität, vielmehr — über den engeren musikalischen Bezirk hinweg — eine programmatische Erklärung zum Wesen des Schöpferischen. War Kampfruf eines Temperaments, dem Kunst, mochte sie der Wort- oder Klangsphäre entstammen, gleich der Welt in ihm und außer ihm ein rein noch aus der Sinnenfreudigkeit Erfaßtes galt: — Melodie, Rhythmus, Anschauung; ein „Naives, In-sich-Seiendes". Wer Werfels lyrische Entwicklung in ihrem ganzen Ausmaß kennt, seine Such- und Irr-Wege, die von der eingeborenen Melodie genießerischer Anschauung über alle Stufen Dantesker Gedankensünde und ethischen Flagellantentums sich wanden, der weiß auch um die geheime Sehnsucht dessen, der selbst die Form (die „Melodie") zerschlug, um in einer weit unpoetischeren Gestalt Ethiker der Ich-Aufgabe und der Erlösung vom Allzumenschlichen durch ein kosmisch tendiertes Allerweltsbrüdertum zu werden. In solchem Verstande betrachtet, ist also Werfels „Verdi"-Roman[1] mit dem etwas philologisch anmutenden Untertitel „Roman der Oper" nicht nur ein pietätvolles Zeugnis der „Liebe, Begeisterung, der ungetrübten Leidenschaft" für Verdis Musik. Sondern: Stoff, der, vor mehr denn zwölf Jahren geplant, im Künstler dessen entscheidendes Jahrzehnt mit durchlebte, wird in fremder Gestalt Ausdruck dieses eigenen Erlebens, weil Wesentliches des geistig-ästhetischen Inhalts im persönlichen Prozeß durchlitten wurde. Verwandtschaft ursprünglichen künstlerischen Temperaments in der Jünglingsseele wurde im Ringkampf des Mannes mit eigener Kunst- und Weltanschauung zu einer philosophisch-ästhetischen Überzeugung. Dem Verneiner alles Individuellen, Beelzebubs des Hochmuts und der Menschenfeindschaft („Feindschaft ist unzulässig!") wächst dieser Verdi über die zufällige Erscheinung zum Repräsentanten der Gattung auf: der italienischen Melodie, der überindividuellen Musikalität der Menschenstimme, einer naiveren, natürlicheren, rein aus dem Gefühl schöpfenden Lobpreisung kosmischer Anschauung. Und da der Name Verdi nicht zu nennen ist, ohne den Richard Wagners zu beschwören, ergibt sich folgerichtig als zweites Glied der Gleichung dieser: Repräsentant einer problematischen, vom gedanklichen Ballast beschwerten Musik; Kunst einer eitlen, in Ich-Kult verrannten Menschenirrung. — Oberflächlichem Blick mag es scheinen, als sei hier ein schon erloschenes Feuer ästhetischen Meinungskampfes neu entfacht. Als werde Nietzsches „Götzendämmerung" noch einmal beschworen und der Meister von Bayreuth statt mit Bizet diesmal mit dem Maëstro von Sant Agata „totgeschlagen". Schon wurde, seit Erscheinen des Romans, eine verschüttete Arena von wackeren kritischen Hidalgos neu durchwühlt. Mich dünkt: zu Unrecht. Der Prozeß, der hier erörtert wird, mündet mehr in ein Fragspiel denn in eine endgültige Antwort aus. Nicht um einen Rivalitätenkampf dreht sich, bei aller einseitigen Liebe des Autors, Werfels Buch, vielmehr um das Schicksal eines Menschen, eines Künstlers,

[1] „Verdi." Roman der Oper. Von Franz Werfel. Berlin 1924, Paul Zsolnay Verlag. 570 S.

einer Kunst; um eine innere Bereitschaft und die Erfüllung einer Sendung.

Engeres Thema dieses kunstvollen, in seiner geistigen Struktur beherrscht komponierten, dennoch als Kunstwerk ob der Fülle dieses Konstruktiven brüchig gewordenen Werkes ist die Schicksalsstunde eines Schaffenden, der, beinahe siebzig Jahre alt geworden, seinen rasch errungenen Weltruhm selbst auf nationalem Boden schwinden, seines Lebens Weg und Ziel an der Abendwende bedroht, wenn nicht vernichtet glaubt. Ihm, diesem Guiseppe Verdi, wurde das Schicksal, nicht wie andere seiner Kunst auf dem Gipfel oder Anstieg hinzuscheiden, einig mit sich selbst, des Nachruhms gewiß. Auf eroberter Bastion soll er sich neu verteidigen. Nicht vor der Welt nur, die der Musik des Neuerers aus dem Norden zujauchzt; vor dem eigenen Menschen- und Künstlergewissen, dem durch das fremde Phänomen verwirrten, in seinem Glauben erschütterten. Dichtung, wie dem Dichter freisteht, mit Wahrheit biographischer Treue mischend, verengert Werfel diesen Zweifelszustand zur dramatischen Spannung weniger Wochen: Der Abgestorbene, der schon zehn Jahre unfruchtbaren Kampfes mit einer wagnerisierenden „König-Lear-Partitur" durchblutet, faßt den Entschluß zur Entscheidung. Unerkannt reist er — das Geschehnis vollzieht sich im Winter 1883 — von seinem Landgut nach der Lagunenstadt, wo auch Richard Wagner lebt. Sehen, sprechen will er diese Inkarnation des Bedrohlichen, abrechnen mit ihm, auf irgendeine dunkel drängende Weise, die sein Ingenium ihm eingibt, sich von ihm befreien. Die halb gesuchte, halb immer noch gemiedene Begegnung wird ihm — aus der Ferne. Der Menschenscheue, der in sich Verbissene, der (in Werfels Auge) Unselbstische und Opferbereite erschaut im Theater, in der Gondel, auf der Straße nicht nur den künstlerischen, auch den menschlichen Antipoden. Einen selbstsicheren, ich-verströmenden Triumphator, eine die Seelen fangende Kundry. Und fühlt: — Zwiespalt nicht nur der Kunst, vielmehr: der Menschheit, Mannheit, Rasse. Erkennt: daß hier kein Weg der Anerkennung auf gleicher Ebene, bestenfalls vielleicht Umgarnung bei innerer Mißschätzung möglich wäre. Wider diesen Repräsentanten kalter nordischer Eroberung bäumt sich in Verdi der Italiener. Er erkennt: was er bisher zaghaft wollte, wäre in diesem Augenblick nicht nur Ich-Verrat, auch Verrat der Rasse, ihrer geheiligten Kunst. Was immer sein Schicksal: es heischt die Treue zu sich selbst. Aus dieser Erkenntnis vernichtet er, nagendem Zweifel überhoben, Opfer der Befreiung, die Partitur seines „Lear" im reinigenden Feuer, „Lears", dieses Bastards unwürdiger Liebschaft mit dem Blutfremden. Und nun kann er dem Künstler Wagner, wenn er schon den Menschen meidet, ins Auge sehen: Er schlägt — zum erstenmal, versichert Werfel — die Partitur von „Tristan und Isolde" auf. Das Wagnis, das die Demut möglicher Vernichtung unternahm, wird ihm zur Heilung: Er schaut in eine wesensfremde Welt, nicht Gegner mehr, ein Anerkennender und ein die fremde Seele erst Erkennender. Und es wird ihm klar, daß hier nicht Feindschaft sei: „Trotz allen Gegensatzes, wenn einer von allen Künstlern sein Bruder war, so er!" Er blickt in eine Kunst, die wie die seine „in ihrer Zeit und einem Menschen" nach einem ewigen Gesetz begründet liegt. Und aller Glanz und alle Eitelkeit zufälliger Erscheinung fällt für ihn ab von diesem Bruder-Künstler, diesem Einsamen, ins Ich-Versponnenen. Nun drängt es ihn, dem Menschen Wagner jenseits aller Rivalität die Hand zu drücken. Am 13. Februar 1883 betritt er, bescheidener Besucher, die Karte in der Hand, die Stufen des Palazzo Vendramin und stößt auf einen verwirrten Türhüter, der ihm die Kunde von Richard Wagners Tode bringt.

Dem aus sich selbst Befreiten ist der Vollendete kein Schatten mehr. Aufrecht wandert der jugendliche Greis zurück in die Stille seiner ländlichen Einsamkeit, seinem Glauben, seiner Kunst wiedergegeben. Neu strömen die Quellen des Blutes, die durch zehn Jahre versiegten: „Othello", die „reinste Konsequenz des Rigoletto", „Falstaff" heißen die Kinder der wunderbaren Fruchtbarkeit des Achtzigjährigen, Kinder der Treue zur angestammten italienischen Kunst nach Werfel (wenn auch die Musikästhetik darüber etwas anderer Meinung sein mag!).

Werfels Buch ist das Bekenntnisopfer einer Liebe, die seinem großen Erlebnis der italienischen Melodie einen vielleicht etwas allzu dithyrambischen,

darum, wie bei allen Seelenräuschen, nicht gerade objektiven Ausdruck verleiht. Müßiges Beginnen darum, mit ihm über seinen musischen Geschmack zu rechten, der nicht nur Wagners philosophierende Musik, vielmehr alle deutsche, also auch Bach und Beethoven, als von nordischer Ich-Sucht angefressen, ablehnt. Sie werden auch den Werfel überleben! Sein Ziel ist ja, ich betonte es schon, nicht nur Verdi. Der ist ihm, innerhalb der Kunst, nur Symbol jener ethisch-philosophischen Zwecke, die er in seinem Lyrikbuch „Der Gerichtstag" propagierte. Wie immer man sich also zur Tendenz des Buchs einstellen mag — persönliche Angelegenheit, mit Mozart zu sprechen, des „kürzeren" oder „längeren" Geschmacks —, wesentlich bleibt minder die Tendenz als die gestalterische Form. Und diese wäre künstlerisch reiner, organischer und — kürzer ausgefallen, hätte der Künstler Werfel dem Ehrgeiz des Historikers und Polemikers entsagt. Er empfand wohl diese Überfracht; sein Untertitel „Roman der Oper" beweist es. Der Ausflug ins musikästhetische Gebiet und, jenes zu stützen, ins operngeschichtliche mag auch dem, der seiner Ausdeutung widerspricht, an sich interessant sein. Der Roman, vom Kunstwerk-Standpunkt betrachtet, leidet darunter. Leidet trotz einer raffinierten Komposition, die Unorganisches als organisch Notwendiges vortäuscht, die mit der Zähigkeit dieser Materie bis zu einem gewissen Grade spielt, die den engeren Vorgang der „Sage von einem Menschen" mit allerlei Gestalten, von der Blässe der Symbolik angekränkelt, umrankt und mit Nebenhandlungen, die an sich gleichgültig sind und in ihrem Erfindungs- wie figurellen Material übliches Romanniveau nicht überragen, auf eine an sich virtuose Art der Filigrantechnik durchwirkt. Manche dieser Zwischenspiele freilich, so die Vision des alten Monteverdi, kühne Parallele der Tragik des Überlebtwerdens aus der venezianischen Operngeschichte des 17. Jahrhunderts, die Zeichnung eines hundertjährigen Sammlers alter Theaterzettel und wiederum die symbolische Deutung der Verbrennung seiner Schätze als eines Gleichnisses der versinkenden Arien-Epoche sind von einem kühnen romantischen Wurf, sind aus der Materie erlöste dichterische Schau! Anderes hinwiederum, so die Einfügung der Begegnung Verdis mit dem deutschen schwindsüchtigen, atonalen Musiker Fischböck, ist namentlich durch die Art, wie sie zwangvoll für die polemisch-ästhetischen Zwecke herangezogen wird, unerquicklich und peinlich.

Schade drum! Schade um ein Werk, das in seinem menschlichen Urerlebnis und seinem festgefügten Weltbild voll starker innerer Spannung ist. Dieses Künstlererlebnis ist von einer verwandten Seele erfühlt und durchlitten. Mensch und Schöpfer stehen hier im Aspekt des Menschen und Schöpfers, künden durch einen Mittler gleichen Blutes von ihrem tiefsten Geheimnis, von Zweifel und Zuversicht, von der zeugenden Wärme der Anerkennung, der lähmenden Kälte des Verkanntseins. Verdi, der Künstler, und Verdi, der Mensch, spiegeln sich klar, vollmenschlich, durchsichtig im Bilde dieses Liebenden: der Neidlose, der selbst für einen neidigen Pamphletisten noch Verständnis aufbringt; der Herbmännliche, der Freundschaft zu Männern hält und nicht viel Wesens aus ihr macht; der Bäurisch-Kindliche, Erdnahe, Fruchtehrfürchtige, Tröster der Frauen, Freund der Kinder. Hier ist, was Werfel an biographischem Material in sich sog, ins Gestalterisch-Erschaute aufgelöst. Und in manchen Szenen dieses engeren Schicksals, in der Schilderung der „Lear"-Vernichtung, der Todesstimmungen inmitten der Fleischeslust venezianischen Karnevals, der nächtlichen Fahrt auf den Kanälen neben dem vermeintlichen Widersacher, der Schicksalsversöhnung an der Pforte des Toten, steigert sich Werfels Umwelt und Innenwelt malende Begabung zu starken, die Bezirke des Dramatisch-Heroischen streifenden Wirkungen.

Kann man sich somit des neuen Werkes Werfels auch nicht mit reiner Anerkennung erfreuen, so legt man es doch mit einer dankbaren und respektvollen Hochachtung aus der Hand ...

Schollenbücher

Von Josef Winckler (Mörs)

Zwei Verlagsunternehmungen reißen augenblicklich im Westen Deutschlands ihr Profil auf: „Scholle" — und „Orplid!" Hier: bewußte Heimkehr zum nur Volkhaften, nur Erdhaften im „Ethos der Begrenzung" — dort: bewußtes Hinausschweifen in Tausendland, in mythische Ekstase unter katholischem Weltaspekt.

Die Schollenbücher (Otto Schlingloff-Verlag, Essen) „wollen nicht ungezählte Denkmäler literarischer Überkultur vermehren, sondern geflissentlich allen Moderichtungen ausweichen und bisher versprengte Führer mit starkem Bekennermut zur Sammlung aufrufen, denen die Tatkraft zielbewußter Lebensgestaltung und ein Verantwortungsgefühl für die Rechte und Pflichten ihres Volkes die Feder in die Hand zwang." Diese Einstellung gleicht wesenhaft jenem Bunde der „Werkleute auf Haus Nyland", den ich selber einst mitbegründen half, so daß die ersten Bände dieses Programms vielleicht in mir ihren berufenen Beurteiler finden.

Hanns Johst gibt in „Wissen und Gewissen" den Auftakt. In vier Abhandlungen umgrenzt er den Standpunkt des national fühlenden und gestaltenden Dichters in starkem Widerspruch zum Zeitgeist eines menschheitlich, übervölkisch eingestellten Europäertums und widmet diese von wahrhaftem Bekennermut durchglühten, oft hinreißenden Reden „den letzten Goten, den Kreuzfahrern, den Schwarmgeistern und Flagellanten, den Freikorps und Sturmtrupps der deutschen Sehnsucht". Alles wird hier auf die Tat ankommen! Mehr denn je! Die Jugendlichkeit dieses brünstigen Glaubens entzückt, wenngleich manches die Klippe bloßer Rhetorik nicht vermied, z. B. vom Wesen der Sprache; man vergleiche nur Leopold Graf von Stolbergs wundervollen Wurf „Über die deutsche Sprache". Johst prägt auch zu viel Behauptungen, statt Urteile. „Ich erinnere im Vorübergehen an eine modische Lyrik, die sich von klugen Agitatoren Großstadtlyrik taufen ließ und nichts anderes bedeutet als eine Interpretation des mechanischen Lärms." Allein schon die großartige Erscheinung Gerrit Engelkes widerspricht solch summarischer Aburteilung. Aber Flagellantismus, Kreuzfahrertum einer Überzeugung muß in heilige Blindheit sich entladen, hüben wie drüben, das Symptomatische waltet vor, und es ist wahrlich kein Fehler, daß eben der Hauptreiz dieser Ergüsse in der Aufhellung des Dramatikers Johst zur Gegenwart beruht! Möge es ihm gelingen, seine ans Kosmische streifende Forderung vom Sinn des neuen Dramas selbstschöpferisch zu verwirklichen, eines Dramas, das nicht mehr nur Lokalausschnitt, psychologisches Experiment sein will, sondern fortzeugende Kulturgemeinschaft! Wehe auf, reine Flamme stolzer Begeisterung inmitten verfinsterter Zeitkritik!

Conrad Rieneck, „Der Gefangene, Robbe (Novellen)". Ziseleurkunst minuziösester Kleinmalerei (oft gar kleinlich) unheimlicher, fast teleskopischer Beobachtungsschärfe, die aus scheinbar Zufälligem, Gleichgültigem, Hingeworfenem von Zeile zu Zeile gewitterhafter die Spannung baut, das Schicksal im wahrsten Sinn herausfordert mit Vorzeichen und Abschwere. Oft hintergründige Stimmungstiefe. Durch „Robbe" schreitet der Elementargeist nordischer Bergwelt, dunkel zerstörend, seelenvernichtend. „Der Gefangene" schildert das Schicksal eines Franzosen auf deutschem Adelsgut, der einer etwas hysterischen Haustochter zum Opfer fällt. Sternheims Ulrike taucht von fern auf, ohne deren Perversität. Dieser uomo nuovo läßt aufhorchen; bei der Selbstsicherheit durchgebildeter Sprache argwöhnt man „einen vom Bau" — aber wen?

Dierck Seeberg, „Die Mauer um die Stadt". Hinter diesem Pseudonym birgt sich in der Tat eine Persönlichkeit von übereuropäischem Namen, deren Haltung allerdings bisher mehr durch Politik als Literatur bestimmt gewesen ist. Gleich der Anfang, das Abendmahl der Kunstfreunde, das in 12 Schlemmergängen mit toller Komik (die einzelnen Gedecke bilden die Überschriften!) in tiefsinnigen und albernen Gesprächen grenzenlose Demaskierung fast aller Romanpersönlichkeiten bringt, ist ein Uzarskischer Schmiß. Was diesem Buch aber über die künstlerische Note seine besondere Bedeutung gibt, ist die Reife soziologischer, kultureller Weltbetrachtung, die nirgends Tendenz wird, die Typisierung bestimmter Gesellschaftsgruppen und Tatsachenkomplexe, die der Außenstehende mit solcher Eindringheit nur selten zu beobachten Gelegenheit findet. Man wird zuweilen an Sinclair erinnert, nur daß eben Verhältnisse unseres mehr spießbürgerlichen Kontinents den Schauplatz bilden. Seeberg verfügt auch über ungleich feinere Psychologie und liebevollere Detaillierung als der in rohen Tatsachen einherstürzende Amerikaner. Ein treffliches Hilfsmittel ist ihm auch der Humor. Man könnte trotzdem verzweifeln beim Unterliegen des idealistisch gesinnten Baumeisters und seiner Freunde, eines feurigen Journalisten und alten Eigenbrötlers,

im Kampf mit den heuchlerisch egoistischen Stadtverordneten — dem Oberbürgermeister an der Spitze —, diesen korrekten Hyänen öffentlicher Ehrenämter, wenn nicht die Gewissen aufrüttelnde Kraft des Buches den Pessimismus vergessen ließe über jene bürgerliche Korruption, die schließlich zur Katastrophe unser aller ward. Ein prachtvolles Buch! Ein mutiger Bekenner!

Hans Henning Freiherr Grote: „Heilige Saat. Dichtung von 1806/07." Nicht ohne Widerstreben begann ich zu lesen, eine jener übel patriotischen Zweckdichtungen vermeinend (scheußlich berührt schon der Titel!), um voll Herzenswärme diesem tapferen Menschen voll mich hinzugeben! In sparsamster Wucht hingemeißelte Szenen, locker gefügt, das Vielfältige, Durcheinander, Zusammenhanglose im niederen Sinn (zusammengeschweißt nur in gemeinsamen Schicksalsring), um also den Genius der Stunde desto plastischer, sinnvoller, lebensbunter heraufzubeschwören. Selbst die viel beschriene Spukbegegnung des Prinzen Louis Ferdinand mit der weißen Frau im Rudolstädter Schloß bleibt ganz Imagination, ohne romantisches Gruseln. Nur Fürst Hohenlohe scheint mir gar zu sehr „alter Knochengeneral aus dem Museum friderizianischer Requisiten", aber die Aventüre vom vergessenen Koppel ist welthistorische Ironie unsterblichen Kadavergehorsams. Eine der vollkommensten Darstellungen jener Epoche, erfurter Kriegsrat, Prinzentod bei Saalfeld, Jena, Übergabe Küstrins, Gneisenau, Tilsit— durch die Schule uns allen zerschundene Bilder feiern Auferstehung im Machtwillen ernstester Selbstzucht eines sich vollendenden Dichters. Stärker als Unruhs „Louis Ferdinand".

Christoph Wieprecht ist der bekannte essener Arbeiterdichter, der mit bedächtiger Beharrlichkeit schwer seinen Weg vorangeht. Seine ersten Gedichte überzeugten vor Lersch, Bröger, Petzold und den andern nicht; an Unmittelbarkeit und Kraft schien er ihnen nicht gewachsen. Aber Wieprecht ist Westfale, der nach der Legende erst lange gestoßen werden muß. Und so rangen sich nach und nach überraschend geformte, von großer Phantasie, von starker Bildwirkung zeugende Gedichte aus ihm los. Hans Benzmann trifft das Richtige, wenn er jetzt von Wieprechts Industrieroman „Nachtgesang" sagt: „Dieser Drang zum Dichtertum, dem Geburt, Stand, Bildung, vielleicht auch Familienverhältnisse entgegenstanden, so daß sich dadurch auch ein, wie ich ahne, immerwährender Kampf zwischen Pflichten, zwischen Gewissen, Eigenleben und heißester Sehnsucht nach Freiheit und Geltung sich ergab, wurde für den tief in sich versponnenen und doch impulsiven Dichter zu einem wahrhaft tragischen. Wäre dem nicht so, Wieprecht hätte dann nicht diesen ganz unmittelbar durchfühlten Roman schreiben können." Dies im letzten Sinn Unliterarische (immer ein wenig Naivität im Stil, über sich, Gott, Welt) nimmt den Leser sofort gefangen. Er ist auf reine Art treuherzig, ein unverfälschter Kerl. Darum blickt er selber immer wieder aus seinem Roman hervor, dessen Personen trotz stark realistischer Prägung immer etwas Wieprecht sind. Mächtig glückten wieder die Schilderungen der Werke, hier fühlt er sich unmittelbar zu Hause. Trotz der Objektivierung ein Bekenntnisroman. Endlich aber einer, der nicht „klassenbewußt" ist, nicht bewußt auch „Held im Schatten" — nur ringender, leidender, hoffender, jubelnder, verzagender Mensch. Dies Buch gehört mit Recht in eine Reihe männlicher Werke.

Vilmut Orb, „Morgenland", ein rhythmischer Roman. Hier scheint mir eine Kluft zwischen Wort und Stoff. Für ein Gewaltgeschehen großen Formats mag die Sprache orgiastisch dahergepeitscht sich überrasen. Der Wert dieses seltsam schwülen Erstlingswerks liegt denn auch durchaus in seiner scharfen Kampfeinstellung gegen moderne literarische Übelstände, gegen Snobismus, Erotismus, Somnambulismus, Asphaltvertierung, Cliquenwirtschaft, Feminismus usw. Wie der junge Poet sich hier verstrickt, durchringt, läutert, wie er sich hineinbohrt in die gärenden Probleme und Erkenntnisse ist oft, wie gesagt, geradezu frappierend und übt stärkste Wirkung im Stofflichen; die Sprache bleibt Rausch, nicht Rhythmus. Das Buch ist in wenigen Sommermonaten, wie der Autor berichtet, geschrieben. Aber die Kraft dieses Ergusses verblüfft wie die Öffnung eines Ventils zu einem Baalsofen des Zorns, der Richtergier, er platzt von Exkrementen, Verzückungen und Reinigungen. Der Held gründet ein Kampfblatt wider die Scheinkunst zynischer Allerweltsliteraten, Gefühl und Tat zerschwätzender Ironiker, zerstößt sich im Bann einer Geliebten, die ihn zur Ehe lockt ohne innere Gemeinschaft, fällt einem exotischen Vampir in Zunge und Kralle, erkennt die verschmähte Jugendfreundin als die wahre, sanft Beschwichtigende und strebt nach Erfüllung seines reinsten Wesens. Ein typisches Jünglingsbuch, höchst gespannten Willens zur Mitverantwortung, von fast berserkerhafter Kunst- wie Rassezucht.

Im ganzen also eine Bücherei, die ihr Programm auf überraschende Weise gleich im ersten Anlauf verwirklicht. Hier sind Schollenmänner an der Arbeit!

Exotische Bücher

Von Martin Brussot (Wien)

Afrikas dunkle Seele aufgehellt zu haben, kann als unvergängliches Verdienst ein deutscher Forscher für sich in Anspruch nehmen, Leo Frobenius. Noch vor einem Menschenalter wußte man wenig über Innerafrikas Völkerleben, geschweige denn kulturelle Vergangenheit. Um Mitte des vorigen Jahrhunderts aber galt es noch als der „dunkle Erdteil", dessen Erschließung unsägliche Schwierigkeiten entgegenstanden. Waghalsige Entdecker machten sich auf ins finstere Unbekannte, wo sie nur zu oft ihr Leben ließen. Doch ungescheut nahmen stets andere die Spuren der Verschollenen auf, und Gebiet um Gebiet wurde also erschlossen. Sie brachten oft seltsame Kunde von Völkern und Ländern. Nach diesen Pionieren kamen die Eroberer, ertrotzten, worum jene friedsam sich mühten. So bekam man Grund und Boden in Gewalt. Kannte nun die Länder und Gaue, die Völkerschaften und Stämme. Schloß Abkommen und trieb Handel mit ihnen. Indessen, ihr Seelenleben, ihre Sitten und Anschauungen aufzuhellen, Herkunft, Vorgeschichte, Sprachen und Kulturen zu deuten, solches blieb einer späteren Forschung vorbehalten. Leo Frobenius, dem hervorragenden Folkloristen dankt man vor allem, wenn heutigentags über Afrikas Völkerleben klarere Erkenntnis vorwaltet.

Unter der Ägide dieses Gelehrten erschienen kürzlich Sonderveröffentlichungen des Forschungsinstituts für Kulturmorphologie, die der Gesamttitel „Afrikanisches Heldentum" (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft) eint. Sie handeln von den Entdeckerschicksalen, den Völkern und Kulturen des letzterschlossenen Erdteils. Im einführenden Band „Zur Herrlichkeit des Sudans" berichtet Frobenius selbst in fesselnder Weise über eigene Wahrnehmungen und Forschungen. Vor allem von jenen Steinbauten aus dunkler Urzeit, die inmitten heutiger Wüstenei auf längst versunkene, blühende Kulturstätten chließen lassen. Bis Anbeginn des 19. Jahrhunderts wußte man von dem hinter der tripolitanischen Küste liegenden Innerafrika nur das, was unklare Berichte von Arabern dartaten. Erst 1798 drang der erste Europäer durch weite Wüstengürtel bis Fezzan und Mursuk, der Deutsche Hornemann, der nicht wiederkehrte. In den Jahren 1817 und 1822 folgten englische Expeditionen. Jener unter Oudney, Denham und Clapperton gelang es endlich, ungeachtet aller Gefahren, Mühsale und Hemmnisse, die Wüste südlich Fezzans zu durchqueren und Sudan, das Land der Wunder, das Gebiet der großen Kulturen vorgriechischer Zeit zu erreichen. So lernte man die rauhen Stämme der Sahara kennen. Besonders die äthiopischen Teda und deren gefürchtete Erbfeinde, die berberischen Tuareg. Überdem die intelligenten und herrischen, aber auch falsch und fanatisch gearteten, bronzefarbigen Fulbe ham'tischer Abkunft. Die Bemühungen der Deutschen Barth, Overweg, Beurmann, Vogel, Rholfs, Nachtigal, Schweinfurth und Pogge erbrachten weitere Kenntnis von Land und Leuten. Erst Frobenius aber hat, als rühriger Sammler und Deuter von Volksdichtungen, Spielmannsrhapsodien sowie religiöser Überlieferungen, ferner verschiedenartiger Funde, uralter Felszeichnungen usw. mit seltenem Scharfsinn klärendes Licht in eine Urgeschichte gebracht, die im Grunde weiter hinter der hellenischen Kultur zurückliegt als diese hinter uns. Man bedenke, welche Tiefe! Bedenke, welch gewaltiges Unterfangen!

Im zweiten Teil dieses Buchs, betitelt „Reise durch Kusch und Habesch", gibt Friedrich J. Bieber die Bearbeitung der Berichte eines vergessenen Forschers, Eduard Freiherrn von Callot wieder. Dieser Österreicher ist der eigentliche Begründer Khartums, der Hauptstadt des Sudans! Geboren 1792, kämpfte er während der Befreiungskriege als Jägeroffizier gegen Napoleon. Später nahm er Dienste des Zaren und machte von 1828 an den Krieg gegen die Türkei mit. Dann trat er den Osmanen näher. Doch da sich seine Bestallung in Konstantinopel verzögerte, folgte er einem Rufe Mehemed Alis, des Vizekönigs von Ägypten. Callot war der erste, der den Plan entwarf, die Meerenge von Suez zu durchstechen. Als Arslan-Bei betrat er, einer der ersten Europäer, jenseits der großen Katarakte den Boden des alten Kusch, um nach Habesch zu ziehen, kurz, das alte Äthiopien neu zu erschließen.

Der Band „Im Lichte des Orients" von Herbert Burmester bringt im ersten Teil das Wesentliche über die Aufschließung von Tunis, Algier und Marokko. Es ist dies größtenteils wohlbekanntes Morgenland, gleichwie das im zweiten Teil behandelte „Ägypten, das Land der ewigen Sonne". Nichtsdestoweniger finden sich auch hier mancherlei willkommene Einblicke in dessen Wesenheit. „Uralte Felsbilder sind in diesen Ländern", sagt Frobenius im Geleitwort. „Sie stammen aus der Periode der Eiszeiten; sie zeigen, daß auch damals schon Menschen orientalischen Geistes hier wohnten." Was aber, was ist das kennzeichnende Wesen des Orients? Der Orient, nun, das ist das Land der Würde.

„Pioniere im Westen" betitelt sich jener Band, darin Kurt von Boeckmann die Auffindung des bis dahin

sagenhaften Niger schildert. Man dankt dies dem Schotten Mungo Park, der als kühner Pionier allein und mit nur geringen Mitteln 1795—1797 seine Forschungsreise nach Innerafrika unternahm und auch erste Kunde von zahlreichen Volksstämmen brachte. Im zweiten Teil kennzeichnet Hans Scheel „Urwaldvölker und Graslandstämme" Westafrikas, insbesondere im Gebiet von Kamerun. — Von den Leistungen Emin Paschas, dem Mahdiaufstand und der Besitznahme Deutsch-Ostafrikas handelt Hans Christoph Ade im Band „Pioniere im Osten". Im zweiten Teil erörtert Arnold Hillen Ziegfeld die Bedeutung des Kongo als alten Kulturwegs ins Innere, sowie die Eigentümlichkeiten des Gebietes und seiner Bewohner.

„Der Kampf im Süden" von Kurt von Boeckmann berichtet von den blutigen Buschkriegen, die mit der Kolonisation Südafrikas einhergingen. Es leben äußerst kulturarme Völker hier, verglichen selbst mit Innerafrika. Am tiefsten stehen die unbekleideten Buschmänner, höher die Betschuanen- und Lundavölker, die Livingstone erforschte. Sämtlich bewohnen sie Südafrikas innere Hochfläche, während das ringförmig umschließende Terrassenland von drei anderen großen Völkergruppen besiedelt ist: den Kaffern, Hottentotten und Herero, durchweg äußerst kriegerischer Natur. Vier Jahrhunderte währte die kulturelle Durchdringung dieses blutgetränkten Bodens. — A. H. Ziegfeld entwirft in dem Band „Im Reiche des Meergottes" Bilder vom Blühen und Vergehen einer Kultur des atlantischen Afrika. Man erfährt von einer uralten Kultur aus einer Zeit, da nach Zeugnis der Bibel Salomos Schiffe gen Uphas — d. i. wörtlich: Goldküste — segelten, um Gold und Sklaven heranzuschaffen. Den Portugiesen des 16. Jahrhunderts blieb es vorbehalten, diese Länder neu zu entdecken, wo sie zu ihrem Erstaunen noch Überreste jener Kultur vorfanden. Die bekanntesten historischen Trümmerkulturen an der Guineaküste sind jene in den Bereichen von Weidah, Dahome und Aschanti. Das Buch beschließt eine Betrachtung der Völker des Kongogebiets und der Urwaldstämme im Kassaibecken.

„Vom Nil zum Kap" (Freiburg i. B., Herder) nennt Petrus Klotz O. S. B. den ersten Band seines großen Werks „Fünf Äquatorlängen um die Erde". Auch er dringt in kühnen Fußmärschen ins Herz des „dunklen Erdteils", zum Viktoria-Njansa, zum Kongo. Auch er schaut den majestätischen Kilimandscharo, die Viktoriafälle, wird mit Kaffern, Zulus und Hottentotten vertraut. Dann geht es über Transvaal und Natal nach Kapstadt. — Das uralte Nilland, das machtvoll dem neuen Zeitgeist sich anzupassen bestrebt ist, erlebte mit klugen Augen Frieda Schubart in ihrem Reisebuch „Von Wüste, Nil und Sonne" (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung). Schon der sinnreiche Titel zeugt von voller Erkenntnis: ist doch dies schmale Stromland, soweit es dem eingeborenen Hamiten Lebensmöglichkeit bietet, ein Produkt von Nil und Sonne; dahinter aber, auf Reichweite einiger Meilen, brütet der Tod im Wüstensand. Die Verfasserin geleitet in Fellachendörfer und Beduinenlager, durch Flußlandschaften und Palmenhaine, an Tempelstätten und in Moscheen, endlich nach Kairo mit seinem bunten Treiben, wo Orient und Abendland miteinander wetteifern. Handzeichnungen nach eigenen Aufnahmen ergänzen das Dargestellte. — Gesammelte Skizzen eines Reisefrohen birgt auch das Büchlein „In fremde Lande dahin" (Dresden, Giesecke). Friedr. Kurt Benndorf, sein Autor, führt eine bunte Welt vor Augen: Sizilien und andere welsche Gebiete, Holland, Dänemark, Frankreich, um schließlich über Spanien nach Marokko, Tunis, Algerien und in die Wüste zu versetzen. Kulturen und Landschaften finden einen verständnisvollen Betrachter. Voll sattsamer Lebensweisheit, das Werk eines reifen Geistes, eines weltkundigen Mannes ist Balder Oldens „Kilimandscharo" (Berlin 1924, Gyldendalscher Verlag). Dieser Roman aus Ostafrika gibt ein fesselndes Bild vom Dasein deutscher Kolonisten kurz vor und während der Kämpfe unserer Schutztruppen. Seltsame Gestalten tummeln sich da: das nach Afrika entwischte Lottersöhnchen, das als Weiberjäger sich austobt; zur Truppe gepreßte Verbrecher und Schelme; arbeitswütige Kleinsiedler, die zur Schmach der Kolonisten eigenhändig ihr Land bebauen; der pensionierte Titularoberst mit seiner greisen Dame auf einsamem Gutshof; Pfadfinder, Askari und Buschneger und allerhand Weibervolk. Als Seele aber: ein weißer Mann, ein weißes Weib und ihre große Sehnsucht, deren Erfüllung der Zwang nüchterner Verhältnisse entgegensteht. Ostafrikas Landschaft, Urwald, Pflanzung, Steppe und Bergwelt, soweit sie mit ihren Wesen eins ist, findet sich hier ungemein eindringlich verlebendigt. — „Bana Sikukuu" (Reutlingen, Enßlin & Laiblin), eine Abenteurererzählung, ebenfalls aus Ostafrika, von Josef Viera, stellt eine gut ausgestattete Jugendschrift dar, der der ehemalige Gouverneur Schnee den Wunsch vorausschickt, sie „möge dazu beitragen, den rechten kolonialen Geist in der deutschen Jugend anzufachen".

Asiatisches schildern einige andere beachtenswerte Bücher.

„Iwan Kuklinow" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), ein außerordentlich spannend entwickelter Roman von Johannes Boldt, hat Sibirien zum Schauplatz. Dumpf-mysteriöse Dostojewskigestalten, seltsam

irrlichternd die Seele, bärenplump von Wesenheit, dennoch oft scharfsinnig wie ein Luchs oder gütig-schwärmerischen Naturells, fromm wie ein Lämmlein, üben sie durchweg unsäglichen Reiz auf den von Anfang gepackten Leser. Eindrucksvoll werden die sibirischen Gestalten verlebendigt, fesselnd ihre Seelenregungen aufgezeigt. Prächtig wirkt die großartige Szenerie der stummen, vereisten Landschaft, mit der jene Menschen erwachsen sind, deren Erdduft sie atmen, deren wilder Rauheit ihr nordisch kaltes Weltgefühl entspringt. — Otfrid von Hanstein forscht mit Vorliebe der Frühvergangenheit exotischer Kulturen nach, mag es sich nun um Peru, Mexiko oder, wie diesmal in seinem Roman „Der blutrote Strom" (ebenda), um Innerasien handeln. Mit Geschick versteht er, ein fesselnder, anregender Erzähler, solche in all ihrer bizarren Vielgestalt um die Person eines interessanten Helden so anschaulich aufleben zu lassen, daß man unter lebhafter Anteilnahme der erdichteten Handlung folgt. Dschingisz Khan, der überlebensgroße Mongolenherrscher, ein anderer Alexander der Große, erhält in diesem Roman „aus der Zeit eines Titanen" ein imponierendes Denkmal gesetzt. Ringsum aber wuchtet Asiens Gebirgswelt, dehnen sich gewaltige Steppen oder Saatebenen, wo Nomaden und Städtebewohner einander befehden. Heiß lodert der Haß zwischen den Bekennern Buddhas und Mohammeds. Gewalt und Genie triumphieren über Intrige und Indolenz, und es wird durch einen einzigen Mann eine Welt unterworfen, die vom Schwarzen Meer bis zum Gelben sich ausdehnt.

Karl Mays sinnfälliger Exotenwelt erstand in Franz Kandolfs Reiseerzählung „In Mekka" (Radebeul, Karl-May-Verlag) das Werk eines Jüngers. Es handelt sich um eine Fortführung von Mays Erzählung „Am Jenseits", der May keinen entsprechenden Abschluß gegeben. Probleme blieben ungelöst, Schicksale ungeklärt. Mays Leitgedanken nun aufnehmend, versuchte Kandolf in dessen Geist, Stil und Ton das Verabsäumte nachzuholen. Er brachte eine zweifellos interessante Erzählung zuwege.

In 6. Auflage liegen vor Ernst Häckels „Indische Reisebriefe" (Leipzig, Koehler). Ihr Inhalt ist nicht veraltet. Berichtet doch hier ein geistvoller Naturforscher, dem zugleich Künstlersinn eignet und der Dinge schaut, Wesentlichem auf den Grund geht, davon andere oft nur das Äußerliche fassen. Der sehnlichste Jugendwunsch hatte mit dieser Indienreise Häckels Erfüllung gefunden. Und so spürt man denn die lebhafte Freude am Schauen, Genießen, Erfahren und Erkennen durch das ganze Buch, dem vier farbige Bilder nach Originalen des Verfassers beigegeben sind. — „Nava" (Jena, Diederichs) von Leopold v. Wiese ist eine Erzählung aus Ceylon. Sie schildert in zarter Seelenmalerei das Entbrennen der Leidenschaft eines Pflanzers zu einer Eingeborenen. Das Seelen- und Sinnenleben dieser selbstherrlichen Kolonisten unter Farbigen stumpft sich ab und erstirbt an der Unmöglichkeit gegenseitigen vollen Verständnisses; Mißtrauen, Haß, Begierde und Rachsucht schürzen den Knoten zu tragischen Schicksalen. Weiter noch gegen Osten, nach Sydney in Australien, versetzt E. Turners Roman „Lol" (Köln, Bachem). Er handelt von den Schelmenstreichen des kleinen Ausbunds Lol Carruth, die er gemeinsam mit seinem Gesellen Jimmy Smith ausheckt. Also Tom Sawyers und Huckleberry Finn nach Australien verpflanzt. Dazwischen die Lebensgeschichte seiner älteren Brüder, mit sentimentalen Liebesepisoden nach Art der seligen Currer Bell. Australisches Gesellschaftsleben und Städtekultur wird im übrigen recht interessant belichtet. — In „Vollschiff ‚Helgoland'" (München, J. M. Müller) schildert Ferd. Emmerich Erlebnisse eines Dreimasters, der von Neuseeland aus heimwärts segelt. Man vernimmt von Völkern der Südsee, den Mikronesiern, Melanesiern, Polynesiern und deren Bräuchen, erlebt gewaltige Seebeben, stößt auf ein Verbrecherschiff, sieht sich von Insulanern gefährdet, besucht Samoa und die von sächsischen Kolonisten besiedelte Robinsoninsel Juan Fernandez, kurz, durchkostet allen möglichen Zauber einer exotischen Welt. — Bilder aus altsamoanischer Kultur und Geschichte entwirft Augustin Krämer in seinem Buch „Salamasina" (Stuttgart, Strecker & Schröder). Der eigenartige Reiz jenes weltverschlagenen Inselvolks malaiischer Herkunft, bei dem sich hohe Gesittung mit Anmut und Edelsinn paart, und das anscheinend auf eine alte Eigenkultur zurückblickt, hat nicht nur den Scharfsinn von Forschern angeregt. Auch die Phantasie deutscher Dichter, deren einige selbst jene Inseln besuchten. Erzählungen, Novellen und Schilderungen aus Samoa begegneten uns in letzter Zeit mehrfach. Hier versucht nun ein Autor, dem schon ein zweibändiges Werk „Die Samoainseln" zu danken ist, auf Grund von mündlicher Überlieferung durch Eingeborene, eine romantische Erzählung aus Samoas verflossenen Tagen aufzubauen. Sie rankt sich um eine Königin Salamasina, die etwa in den Tagen des Kolumbus gelebt haben soll.

Amerika wird nicht mehr aufhören, Europas Geschicke mitzubestimmen. In solcher Erkenntnis läßt Otto Erich Kiesel in dem Roman „Der Golfstrom" (Braunschweig, Westermann) Amerika und England aufeinanderprallen. Ein phantastischer Roman, nach Art des H. G. Wells, der im Grunde aber all die Greuel des Weltkriegs breit rekapituliert, deren Nachwehen wir noch

selbst an Leib und Seele verspüren. Spannend, gewiß, und teilweise sogar aufregend, obschon stilistisch nicht auf der Höhe. — Von der halbwilden Urbevölkerung Nordamerikas und deren Bekehrung gibt ein Buch Kunde, das Joseph Kinzig S. J. veröffentlicht. Auf Grund eines französischen Werkes von Eugen Laveille, erzählt es vom Wirken des P. Peter Johannes de Smet, dem regsamsten Indianermissionar am Missouri und im Felsengebirge um Mitte des letzten Jahrhunderts. „Der große Schwarzrock" (Freiburg i. Br., Herder), wie P. de Smet S. J. bei den Eingeborenen hieß, war 1801 in Flandern geboren. Als Jüngling entfloh er dem Elternhaus und trat in Amerika der Gesellschaft Jesu bei. Er leitete eine Indianerschule, wirkte dann an einem Kolleg und unternahm schließlich als erster eine Missionsreise zu den Potowatomies. Auf gefahrvollen Unternehmungen bekehrte er Irokesen, Sioux und andere Völker, unermüdlich die Wildnis von Stamm zu Stamm durchstreifend. Ein reichbewegtes Leben im Dienste des Glaubens, dem entsagungsvolle Opfer auch Früchte der Befriedigung trugen.

„Südlicher" (Dresden, Pierson) von M. Talvez schildert in etwas breitgesponnenen Novellen Mexikos Menschen und Naturwelt. Am besten geriet noch „Die Goldsucher". Eine nicht ungeschickt gesteigerte, dramatisch wirksame Liebesgeschichte, die sich in entlegener Cañon-Wildnis unter Minenausbeutern und halbzivilisierten Rothäuten abspielt. Alle aber gewähren sie Einblick in die ebenso gutmütige wie leichtverführte Seele der eingeborenen Bevölkerung. — Otfrid v. Hanstein, der geschätzte Darsteller versunkener Kulturen, spürt in seinem Buch „Die Welt des Inka" (Dresden, Reißner) dem sagenhaften Ursprung des Inkareiches nach, dessen Entwicklung, Kultur, Glanzepoche und Niederzwingung erörtert werden. Als Sozialstaat unter despotischen Kaisern soll es durch tüchtige Verwaltung, strenge Gesetze, Ordnung und Werktätigkeit zu hoher Blüte gelangt sein. — Der in Brasilien lebende deutsche Franziskanerpater Petrus Sinzig hat Lebenserinnerungen unter dem Titel „Lebendig begraben?" (Freiburg i. Br., Herder) veröffentlicht, die übersetzt vorliegen. Ein Pater, dessen impulsives Naturell, dessen Genius die Enge der Klosterzelle weit aufgesprengt hat. Verfaßte er doch sogar Romane in portugiesischer Sprache, Werke ästhetischen und historischen Inhalts. Wirkte er doch auch vor allem als Journalist, in welcher Eigenschaft er die größte Presseorganisation Brasiliens schuf, die er persönlich leitet. Ein Mann von seltener Vielseitigkeit, der obendrein als Filmrezensent waltet, der Oratorien, Messen, Lieder komponiert und als Orchesterdirigent im Munizipaltheater von Rio de Janeiro den Taktstock schwingt. Besonders fesselnd lesen sich seine Erlebnisse während der Bürgerkriege; erinnert doch so manches an tragische Ereignisse in unserem eigenen Vaterlande.

Sein Buch „Der Weg zum Abgrund" (Leipzig, Eckstein Nachf.) widmet Egon v. Kapherr jenem Manne, der „einst zwei Welten eint: Deutschland und Rußland, das deutsche Volk mit dem russischen", davon er sich offenbar künftigen Segen verheißt. Dieser hervorragende Kenner der baltischen Verhältnisse läßt seinen Roman vor und zu Beginn des Weltkriegs handeln, unter Deutschen, Deutschbalten, Russen, Litauern, Letten und Ostjuden, die aus aufeinander angewiesenen Weggefährten jählings Widersacher werden. Adlige Grundbesitzer, Händler, Verwalter, Popen, Ärzte, Beamte, Bauern, kurz eine ebenso bunte wie verrottete Gesellschaft lernt man da kennen. Kein Wunder nach alledem, wenn der Koloß mit den tönernen Füßen am Ende zerschmettert den Abgrund hinabrollt. — „Jan Bagesens Fahrt" (Wien, Konegen), Roman von Franz Rebiczek, spiegelt die Welt nordischer Erzähler, in welches Milieu die mannigfaltigen, nicht gerade bedeutenden Erlebnisse eines unsteten Studenten aus der Provinz ebenso gewaltsam wie wenig glücklich transponiert erscheinen. — Hermann Wendel gab in seinem Buch „Von Belgrad bis Buccari" (Frankfurt a. M., Societäts-Druckerei) Reisebilder vom westlichen Balkan. „Nicht Reisebeschreibung, sondern das Erinnern an Lebensstunden", sagt der Verfasser sinnig mit Alfred Kerr. Danach durchaus subjektiv gehaltene, durchaus „unphilosophische" Eindrücke eines mit Volk, Land und Sprache Vertrauten. Wendel geleitet von Belgrad über Valjevo nach Bosnien, in die Herzegowina, nach Montenegro und schließlich Dalmatien. Zahlreiche Reproduktionen nach eigenen trefflichen Aufnahmen schmücken das Werk.

Welschlands Sonnenhimmel, Welschlands blinkende Sterne leuchten über Franz Herwigs Roman vom Gardasee „Die Stunde kommt" (Freiburg i. Br., Herder). Die Stunde — da ein tragisches Zusammenspiel von Zufällen, bedingt nur zu oft durch Tun und Unterlassen des Individuums, dessen letztes Geschick heranführt: — die Todesstunde. Drei lose verknüpfte Erzählungen eigentlich, in einem leicht angedeuteten Rahmen; im Stil der Erzähler des Quattrocento, wie ihn besonders Nodier einst so wundervoll hat wiederaufleben lassen. Plastische Anschaulichkeit, sinnenfrohe Buntheit der Fabel, prunkvolle Diktion weisen auf die großen Meister der italienischen Novelle. — Felix Salten spürt in seiner Erzählung „Der Hund von Florenz" (Wien, Herz-Verlag) dem Geschick einer ideal gestimmten Künstlerseele nach, die — im wahrsten Sinne — auf den Hund gekommen. Ein origineller Einfall von Seelenwanderung, die nicht nach dem Verscheiden,

sondern bei Lebzeiten vonstatten geht. Wechselweise wohnt die Seele jenes schwärmerischen armen Teufels auch im Leibe eines Hundes, der der erzherzoglichen Reisekarosse nach Welschland, dem Land seiner Sehnsucht, nachtrottet. Schier schon am Ziel und befreit sich wähnend, fällt ihn als wütende Bestie der Dolch. Trefflich sind die verschiedentlichen Regungen der Hundeseele von Salten festgehalten, der sich auch sonst als verständnisvoller Beobachter des Tierlebens erwiesen. Christian Rey kennzeichnet sein Büchlein „Der Hidalgo" (Wien, Tal & Co.) als „Novellen der Grandezza". Knappe Skizzen sind es, jeweils etwelche Seiten nur umspannend. Aber voller Bewegtheit, Farbigkeit, Sinnfälligkeit; vorgetragen in kultivierter Sprache. Fesselnder Zauber liegt über dem Ganzen, da ja diese Skizzen ein Ganzes ergeben: das buntgestaltete Dasein eines von sich selbst eingenommenen, überheblichen Edelmanns mit Halskrause, Mäntelchen und Degen, der tollkühn Tod und Teufel herausfordert, vermessen Liebe heischt und empfängt, notfalls selbst raubt. Dem das blaue Blut gleichwie der Xereswein zu Kopfe steigt, ein Nachfahr Don Quixotes, erpicht auf Ruhm und Bewunderung der Welt. — Concha Espina gilt in ihrer spanischen Heimat als beliebte Erzählerin, die insbesondere unter der Frauenwelt Wertschätzung findet. Sie ist eine Schülerin Emilia Pardo Bazans, obschon minder vielseitig, auch minder tief und klar als diese. Ihr Roman „Das Metall der Toten" (Berlin, Mörlins) rechnet zu ihren gelungeneren Arbeiten. Anschaulich, vielleicht sogar allzu breit erzählt sie darin vom Jammerleben der weißen Sklaven in den heimischen Kupferbergwerken, die im englischen Sold das begehrte Kanonenmetall, bestimmt zur Vernichtung von Europas Kultur, dem Mutterschoß der allgütigen Erde abtrotzen. Allzuviel larmoyantes Mitleid mit Menschen, mißverständliches Verkennen sozialer Verhältnisse, Unnatürliches, weil Erkünsteltes, verstößt gegen das Empfinden deutscher Leser. Doch gibt es auch reichlich richtig gestaltete, lebendig bewegte Szenen, die mit ihrer Art zu erzählen aussöhnen.

Proben und Stücke

Haus bei Nacht[1]

Von Wilhelm von Scholz

War das ein Ruf? — Das Haus ist tief und still,
auf allen Gängen, allen Treppen Dunkel.
Ich sehe meines eignen Blicks Gefunkel.
Wie schreckt mich euer Schlaf, der mich umarmen will!

Oh, lange loschen eure Lampen aus.
Kein Schritt mehr geht durch das erstorbne Haus.
In meinem Leuchter auch versinkt das Licht —
ich fürchte eure tiefen Träume nicht.

Wer wacht?
Mein Herz pocht durch die Mitternacht.

Nun fühl' ich ruhen Stein auf Stein,
nun fühl' ich alle Balken tragen,
nun fühl' ich alle Türen schließen
und alle Fenster nächtigen Schein
in nächtige Zimmer leer ergießen.
Ich fühle, wie die Wände ragen
aus Erdengrund,
wie alle Böden mit traumhaftem Mund
die Stille meiner Schritte weitertragen.
Im Dunkel fühl' ich jede Schwelle nahn
und ohne hinzutasten die Geländer
am Treppenstein. Als würden mir Gewänder
die weiten Räume, die mich rings umfahn.

Mein Schritt ist wunderlich und kalt,
mein Schritt geht hin, ist nicht mehr mein.
Das Haus hat über mich Gewalt
mit seinem Holz und seinem Stein,
mit seines Schlafs umwölkter Macht,
die durch geschloss'ne Türen dringt,
bis schwer mein Schritt in Treppennacht versinkt...

[1] Aus Wilhelm von Scholz' „Gesammelte Werke", Bd. I. Stuttgart 1924, Walter Hädecke. Vgl. Sp. 258/59.

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Carl Spitteler

(gestorben am 29. Dezember 1924)

„Mit dem vergehenden Jahr, mit der täglich sterbenden Zeitlichkeit ging der Dichter Carl Spitteler hinüber in das immerwährende Reich, das wir als Menschen zeitlos nennen, weil nur der allmächtige Gott die Ewigkeit zu messen weiß. Spitteler war unzeitgemäß; in steter Vorbereitung auf das Ewige. Wir Heutigen, gehetzt vom Tempo der Maschinen, erleben weder Zeitlichkeit noch Ewigkeit. Im banalsten wie im allertiefsten Sinne: wir haben ‚keine Zeit'. Wir empfinden nur Zeitpunkte; aber nicht die Linie der Kontinuität. Spitteler aber hielt Richtung. Wir rasen von Geburt zu Tod durch Milliarden Augenblicke. Aber wir halten keine Kurve ein, die — von der Richtung unseres Lebens mit Notwendigkeit bestimmt — über die Todesgrenze hinausführt ins Ewige. Der Tag wird kommen, da wir sterben müssen und unser fliehendes Leben mit Jammern und Geheul die Zeit als Ewigkeit zu retten sucht. Spitteler ist zeitlos. Sein Tod ist ein ruhiger Schritt ins Überzeitliche: für uns ein Anlaß der Vertiefung und Erhebung. Er war der große Unzeitgemäße — wie Nietzsche, jener Andere, der seine Zeit auch nutzte, um über seine Zeit hinaus zu leben. Unzeitgemäß zu sein war Spittelers Tragödie der Verkennung. Unzeitgemäß zu sein war seine Größe, die ihm das ewige Gedächtnis sichert." Bernhard Diebold (Frankf. Ztg. 1 — 1 M.).

„Die Schweiz verliert mit Carl Spitteler nicht nur ihren großen Dichter, ja ihren größten Epiker seit Albrecht von Haller, sie verliert die vornehmste und repräsentativste Figur ihres Schrifttums, eine edle, aristokratische Erscheinung in der Welt des Geistes. Das Letzte, was Carl Spitteler zu schreiben sich vornahm, war die Darstellung seines eigenen Lebens. Nun ist ihm der Griffel entfallen, die Hülle des Lebens zerbrochen, aber die Flamme seines Lebens hütet sein Vermächtnis — die hohen, feierlichen Dichtungen, die unser Gedächtnis als Segen und Zeichen seiner Größe bewahren wird. Unsere Totenklage um den Dichter übernationaler Werte ist zugleich eine bewegte Danksagung für die schönere Welt seiner Dichtung und ihrer großartigen Visionen." (N. Zür. Ztg. 1986.)

„Ein Leben, das in seiner großen Ruhe schon fast selber Legende geworden war, ist heute erloschen. Ein Mensch, der sich selber die Maße der Entwicklung gesetzt hatte, ist in das Reich des Todes geschritten. Der stolze Künder der eigenherrlichen Seele, der da sang: ‚Wie ist die Welt so klein! Wie ist der Mensch so groß!', hat in seinen letzten Tagen noch das Bekenntnis zur Allgemeinheit laut abgelegt: ‚Ich Alle!' Er hat in seinem letzten Werk beglaubigt, was er als Jüngling ahnte, als ihm die Gestalten des Prometheus und des Herakles groß und fordernd vor die Schau der Seele traten: seinen Idealismus. Als ihr gläubiger Verkünder wird er im schweizerischen Geistesleben genannt sein. Sein Werk war ihm stets größer als sein Leben; es wird auch größer als der Tod sein." Hugo Marti (Bund, Bern 556).

„Trotz dieser zeitlosen Größe seiner Dichtung ist aber Spittelers Kunst, wie jede echte Kunst, durchaus bodenständig erwachsen. Sein Schaffen wie seine Persönlichkeit sind in hohem Grade schweizerisch und fügen sich der Gesamtentwicklung organisch ein. Eine spätere Zeit erst wird darüber entscheiden können, ob Spitteler vielleicht die Krönung und Vollendung jener wundervollen Kunstblüte darstellte, die der Schweiz im 19. Jahrhundert beschert worden war. Jedenfalls erscheint in seinem Dichten gesammelt, was in seinen Vorgängern vereinzelt zutage trat; er war der glückliche Erbe einer großen Tradition. Mit ihm schließt nun würdig und großartig das klassische Zeitalter der schweizer Kunst ab, die alle ihre Reichtümer und Kräfte noch einmal in seiner Persönlichkeit zusammenfaßte." (Magdeb. Ztg. 661.)

Vgl. auch: Bernhard Diebold „Die drei Meister" (Frankf. Ztg. 970 — 1 M.); Hugo Bieber (Voss. Ztg. 616). — Gottfried Bohnenblust (Gedächtnisrede) (N. Zür. Ztg. 5). Carl Enders (Hannov. Kur. 3); Ernst Müller (Stuttg. N. Tagbl. 1); Otto König (Arb.-Ztg. Wien 358); A. von Gleichen-Rußwurm (Allg. Ztg. München 2); Paul Leser (Köln Ztg. 35); Gottfried Bohnenblust (Bund, Bern, Kl. Bund 2); J. M. (Bund, Bern 13); Max Oehler („Nietzsche und Spitteler") (N. Zür. Ztg. 29 u. a. O.); Bernhard Szana (Frankf. Ztg. 7 A.). — „Prometheus der Dulder" von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1868); Hugo Marti (Bund, Bern 524); W. A. (Basl. Nachr. 484); J. H. Wetzel (Berl. Börs.-Ztg. 13).

*

Zur deutschen Literatur

Einen Aufsatz über Jakob Böhme bietet auch Karl Kreisler (Tagesbote, Brünn, Sonntagsbeil. 542). —

Über Angelus Silesius schreiben Helmut Wocke (Zeit, Lit. 289) und Bruno Lenz (Württemb. Ztg. 305). — Als vaterländischen Dichter feiert Carl Meißner Friedrich den Großen (Deutsche Allg. Ztg. 591).

In einem Aufsatz „Dichtermütter" behandelt Erwin Stranik (neben Elisabetha Keller) Frau Rat Goethe (N. Wiener Journal 11 149). — Goethes Beziehungen zu Westfalen erörtert Beisenherz (Köln. Ztg., Lit. Bl. 901), über die Bewertung von Goethe-Erinnerungen einst und jetzt schreibt Kurt Mühsam (Frankf. Ztg. 905 — 1 M.). — J. P. Eckermanns Doktorpromotion nimmt H. H. Houben (Köln. Ztg. 878) zum Thema. — Napoleon in Weimar 1806 (mit ungedruckten Briefen der Herzogin Luise von Weimar) gilt eine Studie von Hermann Bräuning-Oktavio (N. Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 30. Nov.). — Schiller und die Zensur behandelt M. Z. (N. Zür. Ztg. 1977) im Anschluß an H. H. Houbens Veröffentlichung bei Rowohlt. — Unter der Überschrift „Ein frankfurter Demokritos" weist Louis Liebmann (Frankf. Ztg. 902 — 1 M.) auf neu zutage getretene Manuskripte von Louis Daniel Jassoy.

Das „Kind im Werke Jean Pauls" würdigt Hilde Wolff (Köln. Ztg., Lit. Bl. 904). — Juliane von Krüdener gelten Aufsätze von J. Levy (Voss. Ztg. 614) und von Tony Kellen (in Hinblick auf ihren Aufenthalt in der Schweiz) (N. Zür. Ztg. 1951). — Eine Jakob-Grimm-Erinnerung nach unbekanntem Originalblatt bietet Rudolf Schade (Frankf. Ztg. 911 — 1 M.). — Über E. T. A. Hoffmanns Poetenstübchen in Bamberg plaudert August Sieghardt (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 563); die neue Hoffmann-Ausgabe von Harich würdigt Lutz Weltmann (Berl. Tagebl. 575). — Über Adolf Müllner schrieben anläßlich des 150. Geburtstages Richard Hugle (N. Bad. Landesztg., Unt.-Beil. 616) und Paul Wittko (Hannov. Kur. 492). — Anläßlich des 125. Geburtstages von Heinrich Heine liegen Aufsätze von A. Hemberger (N. Bad. Landesztg. 633) und von einem Ungenannten (Allg. Ztg., Münch. 506) vor.

Mit dem Lieblingsbruder des Dichters, August Mörike, macht Karl Walter (Stuttg. N. Tagbl., Schwäb. Heimat 570) bekannt. — Peter Cornelius und Hebbel nimmt Siegfried Kallenberg (Münch. N. Nachr. 352) zum Thema.

Jeremias Gotthelf und die Gegenwart überschreibt Emil Ermatinger eine wertvolle Studie (Münch. N. Nachr., Einkehr 352); unveröffentlichte Gotthelf-Briefe bietet Theodor Bohnenblust (Bund, Bern, Kl. Bund 52). — Nietzsches ethische Ideale erörtert Paul Wittko (Königsb. Hart. Ztg. 460), der (Hamb. Korresp. Ztg. f. Lit. 241) auch über Nietzsche als Sozialpolitiker schreibt. — Die Briefe Jacob Burckhardts an eine basler Dichterin (Benno Schwabe & Co.) würdigt K. (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 48). — Den Textverwitterungen in C. F. Meyers Gedichten wendet Jonas Fränkel (N. Zür. Ztg. 1855) seine Aufmerksamkeit zu. — Über Ferdinand Lassalle und Gräfin Sophie von Hatzfeldt läßt sich M. Bausch-Stöven (N. Bad. Landesztg., Frau 49) vernehmen. — Erinnerungen an Rudolph Genée bietet Elise von Hopffgarten (Deutsche Allg. Ztg. 585). — Weihnacht bei Theodor Storm schildert F. V. Maximini (Germ. 563). — Mit dem Briefwechsel zwischen Rosegger und Hausegger beschäftigt sich Hermann Bahr (Frankf. Ztg. 959 — 1 M.). — Unter der Überschrift „Ein verkannter Poet" schreibt F. S. Frost (Salzburg. Chron. 23. Dez.) Glossen zu Dörrers Gilmbuch. — Auf den alemannischen Dichter Georg Uehlin weist Otto Raup (Bad. Presse, Volk 48).

Zum 80. Geburtstag von Timm Kröger bietet Hans Benzmann zwei Aufsätze (N. Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 2. Dez. u. Germ. N. Ufer 570). (Vgl. auch Heinz Neuberger Stuttg. N. Tagbl. 524 u. a. O.) — Mit Max Dauthendeys letzten Erlebnissen beschäftigt sich Oskar Loerke (Berl. Börs.-Cour. 575). — Aus dem Tagebuch von Mite Kremnitz macht Hermann Kienzl Mitteilungen (Voss. Ztg. 603). — Ein Nachruf auf den burgenländischen Mundartdichter Josef Reichl findet sich (Magdeb. Ztg. 662). — Jakob Boßharts nachgelassene Gedichte würdigt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1822).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Eine dankenswerte Studie über Emil Lucka, den Dichter-Philosophen (Berl. Börs.-Ztg. 587, 589), läßt Franz Servaes in die Worte ausklingen: „So stellt in Natur, Liebe und Kunst Lucka gleichsam eine neue Dreieinigkeit auf, in der sich die wiedererwachte mythische Kraft des Menschen schöpferisch betätigt. Und dies ist unseres Dichter-Philosophen eigenster und positivster Gedanke: daß hiermit ein ‚Urgut der Menschheit' für uns gerettet werde. Doch damit dieses geschehen könne, muß der ‚ganze' Mensch neu in uns lebendig werden, mit allen seinen sprudelnden Seelenkräften: befreit von der einseitigen Diktatur des Intellekts, unter der wir verknöchern." — Lienhards Gesamtwerk würdigt Fritz Hartmann (Hannov. Kur. 574/5): „Lienhard ist jetzt der gelesenste einer unter unseren Dichtern. Sein Oberlin hat 134 Auflagen, sein Spielmann 100, sein Thüringer Tagebuch 88, seine Westmark 50. Es dürften kaum weniger als eine Million Lienhard-Bände unter den Hausbüchern des deutschen Volkes auf dem Brett stehen. Und diese Ziffer wurde keineswegs etwa durch eine Inflation der Reklame,

sondern durch die Werbekraft gediegenen Goldwertes." — Zum Werk Walter von Molos bemerkt Otto Brües (Köln. Ztg., Stadtanz. 591): „Wissen, oder mehr: Glauben darf man, daß der Geist, aus dem diese Schriften entsprossen sind, mehr und mehr, mit dem Geist der auf ähnlichen Straßen Marschierenden vereint, Besitz unsers Volkes werden soll. Wer das lächerliche Verfahren angesehen hat, durch das Adolf Bartels seine Meinung über Molo zu finden trachtete — er hielt auch ihn für einen Halbjuden —, der muß wünschen, daß nicht diese bornierte Art, oder besser: Entartung des Deutschtums siegen möchte. Wer aber Deutschtum sieht in einem Versuch des heldischen Lebens, einem Willen zu höchster ethischer Stoßkraft, einer klugen Durchdringung der pädagogischen Provinz: dem wird Molo auch weiterhin viel bedeuten. ‚Wir können straucheln, fallen, Lumpen sein,' heißt es in den Sprüchen der Seele, und so ist es gut ‚Wir wissen durchs Gewissen, daß wir fielen: Wer seine Fehler kennt, kann in die Reinheit zielen'." (Vgl. auch Erich Feldhaus, Magdeb. Ztg., Lit. Bl. 631.) — Als Schatzgräber und Künder deutschen Kulturguts wird Ernst Lissauer (Saarbr. Ztg. 284) von Arthur Friedrich Binz geschildert. — Über das Werk von Ricarda Huch bietet Georg Witkowski eine wertvolle Studie (Deutsche Allg. Ztg. 1). — Eine sehr dankenswerte Ergründung des Werks und der dichterischen Persönlichkeit von Leo Sternberg gibt Willy Arndt (Köln. Volksztg., Lit. Beil. 9). — Mit dem fränkischen Dichter Alfred Graf macht Karl Willy Straub bekannt, ihm erhebliches Niveau zuerkennend (Saarbr. Ztg., Lit. Bl. 338).

Zum 40. Geburtstag von Albert Steffen grüßt Walter Über Wasser, den „Dichter der Ahnung, Andacht und Liebe" (Basl. Nachr. 486). — Zum 60. Geburtstag von Rudolph Stratz schreibt Fedor v. Zobeltitz (Tag, Unt.-Beil. 291) einen Aufsatz, in dem die Fülle der Phantasie, die feine Beobachtungsgabe, das ganz deutsche Fühlen gerühmt werden.

Arno Holz und sein Buch der Zeit rückt Alfred Kleinberg (Vorw. 587) dem Interesse des Tages nahe. — Hermann Burte wird als moderner Dialektdichter von Ernst Lissauer (Hannov. Kur., Lit. Beil. 577) gerühmt. — Von Theodor Däublers neuer Lyrik sagt Franz Spunda (Prag. Pr., Dichtung 51): „Der Thymianduft, der vom Hymettos streicht, das Braunrot der erglühten Heide, die runden Buchten vom Kap Kolias — die ganze attische Landschaft leuchtet in Farben und Lufttönen auf, die das Herz selig schlagen lassen und mit Götternähe erfüllen. Die plastische Kraft Däublers, die noch immer Idee bleibt, hat hier ihr Meisterwerk geschaffen."

Über Thomas Manns „Zauberberg" liegt eine Reihe von Aufsätzen vor: Bernhard Diebold (Frankf. Ztg. 946 — 1 M.); Felix Salten (Allg. Ztg., München 520); Joseph Chapiro (Berl. Tagebl. 596); E. A. Greeven (N. Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 7. Dez.); Heinz Stroh (Berl. Börs.-Ztg. 595). Man liest bei Diebold: „Hans Castorp hat Thomas Manns sämtliche Probleme und Antithesen — ‚Rede und Antwort' — durch seinen völlig neutralen Geist und seinen nur durch Krankheit geistwilliger gewordenen Bürgerkörper durchströmen lassen. Und er würde wirklich zu Thomas Manns Ebenbild, wenn er überhaupt ein Mensch wäre: mehr als ein Sammelapparat für die Enzyklopädie der Mannschen Bildung, die für den Dichter lediglich den Unterbau seiner wirklichen Persönlichkeit darstellt. Denn Mann hat ein Gesicht — Castorp hat keines." — Auch über Gerhart Hauptmanns neuen Roman „Die Insel der großen Mutter" liegen abermals zwei Aufsätze vor: Wilhelm Meridies (Germ., N. Ufer 537) und Julius Bab (Stuttg. N. Tagbl. 537). Bab schreibt: „So bleibt es ein amüsantes Buch — obwohl sich Hauptmann in rein gedankliche Ausbreitungen zuweilen mehr als gut verstrickt und in Nacheiferung des sich distanzierenden Goetheschen Altersstils nicht selten erschreckend papierne Satzkonstruktionen baut. Aber aus diesen Trockenheiten reißt uns dann immer wieder der Strom lyrischer Kraft fort, mit der die Landschaft der Insel und die ihr entquellende menschliche Naturkraft gestaltet ist." — Von Paul Fechters Roman „Die Kletterstange" sagt E. A. Greeven (Deutsche Allg. Ztg., Welt 589): „Und dann besteigt ein Mann, welcher Paul Fechter heißt, heiter grienend eine behaglich wattierte, gut federnde Postkutsche, aus der manch geruhiges Antlitz deutscher Prägung schaut, und kutschiert seelenvergnügt durch die erregten Gefilde höchst schaudervoller Inflationsjahre; durchlenkt sie, ohne umzuschmeißen oder die Kutsche in den Sumpf zu fahren, und hat zum Schluß das immerhin bemerkenswerte Resultat zu verbuchen, daß ein wohlgerundetes Bild schwankenden, abklingenden Geschehens aus epischer Versponnenheit heraus uns grüßt und besinnlich zulächelt." — Echt epische Behaglichkeit rühmt Heino Schwarz (Düsseld. Nachr. 594) Joseph v. Lauffs neuem Roman „Die Tragikomödie im Hause der Gebrüder Spier" nach. — „Ein breites, farbiges Bild deutschen Lebens" findet Karl Kreisler (Tagesb. Brünn, Sonntagsbeil. 7. Dez.) in Robert Hohlbaums Roman „Die deutsche Passion". — Eduard Korrodi nennt Cécile Laubers Erzählungen „Die Versündigung an den Kindern" eine „reine Dichtung" (N. Zür. Ztg. 1957). — Nach dem Urteil Carl Danzes steht E. v. Handel-Mazzetti mit ihrem Roman „Das Rosenwunder" auf voller Höhe (Linzer Volksbl.

281). — Als Roman einer Sehnsucht wertet Carl Albr. Bernoulli (Basl. Nachr., Lit. Beil. 486) Konrad Falkes „Der Kinderkreuzzug“, Sicherheit der Zeichnung und Beseelung anerkennend.
Wertvolle Gespräche mit Gerhart Hauptmann über die Religion des Dichters veröffentlicht Joseph Chapiro (Berl. Tagebl. 611, 614).
Zum Streit über die Theaterkritik sind zwei Aufsätze bemerkenswert: Fritz Engel „Melchior Vischer — und anderes“ (Berl. Tagebl. 587) und Alfred Kerr „Die launische Schlacht“ (ebenda 600).

*

Zur ausländischen Literatur

Mit den jungen Dichtern des Auslands macht (Berl. Tagebl. 1) eine besondere Beilage bekannt.
„Große Unterhaltung“ überschreibt Thomas Mann einen Aufsatz (Frankf. Ztg. 933 — 1 M. u. a. O.), in dem er über die Lagerlöf und Robert Louis Stevenson spricht.
Über Charles Dickens, in Hinblick auf die Kinderliteratur, läßt sich Joseph Chapiro (Berl. Tagebl. 607) vernehmen. — Die literarische englische Review charakterisiert Gregory Francis (Frankf. Ztg. 904 A.). — Wie Shaw Dramatiker wurde, schildert A. Hüppy (Bund, Bern 523 und N. Zür. Ztg. 1827). — Bernard Shaws Übersetzer gilt ein offener Briefwechsel zwischen Shaw und Hans Rothe (Allg. Ztg., München 515, 516). — Als Meister des Abenteuerromans feiert Friedrich Schnack (Berl. Börs.-Cour. 593) Robert Louis Stevenson. — Einen Überblick über die neuyorker Theater 1924 gewährt Gustav Kauder (Voss. Ztg. 575).
Blaise Pascal gilt ein Aufsatz von Gerhard Waldow (Berl. Börs.-Ztg., Welt 249). — Mit Romain Rolland beschäftigt sich Kurt Offenburg (Bad. Landesztg., Aus Kunst 633). — Noëlle Rogers neuen Roman „Le Nouvel Adam“ (Albin Michel, Paris) analysiert Walter Sandoz (Bund, Bern 546). — Über die Verteilung des Goncourt-Preises 1924 wird (N. Zür. Ztg. 1956) ausführlich Bericht gegeben.
Mit Pirandello und seiner dramatischen Weltanschauung beschäftigt sich Richard Smekal (Berl. Börs.-Cour. 609). — Ein gutes Bild von Benedetto Croce zeichnet Hans Feist (Berl. Tagebl. 618).
Strindberg und Björnson gelten Mitteilungen von Erik Lie (Berl. Tagebl. 591). — Harriet Bosse, Strindbergs dritte Frau, charakterisiert Erwin Stranik (Reichenberger Ztg. 276); über Strindbergs „letzte Liebe“ Fanny Falkner schreibt Stranik (N. Wiener Journ. 11159). — Zum 75. Geburtstage von Ellen Key grüßten H. O. Schönhoff (N. Bad. Landesztg., Frau 48) und ein Ungenannter (Magdeb. Ztg. 629). — Knut Hamsuns neuem Roman „Das letzte Kapitel“ gelten Aufsätze von Walter Hasenclever (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 563), Hermann Hiltbrunner (N. Zür. Ztg. 1942) und Hugo Marti (Bund, Bern, Kleiner Bund 51).
Die Romantrilogie „Christ und Antichrist“ von Mereschkowski nimmt Paul Friedrich zum Thema (Berl. Börs.-Ztg. 583).
Über Reymont und die Verleihung des Nobelpreises schreiben Leonhard Adelt (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 551) und Otto Gysae (Deutsche Allg. Ztg., Welt 601), über Reymont und Ossendowski Ernst Friedrichs (Germ. 564), über Ossendowski E. Wendling (Hannov. Kur., Unt.-Beil. 607).
Dem rumänischen Lyriker Eminescu gilt eine Studie von Lucian Blaga (Bund, Bern 532).
Dvijendra Lal Roy, den Dichter des modernen Bengalen, charakterisiert Helmuth von Glasenapp (Münch. N. Nachr. 343).
Über indische Liederdichter schreibt Hans Benzmann (Magdeb. Ztg. 660).

*

„Fragen zur Romantik.“ Von Ida Boy-Ed (Tag, Unt.-Rundschau 290).
„Drama — Dichter — Darsteller.“ Von Graf R. N. Coudenhove-Kalergi (Voss. Ztg., Unterhaltungsbl. 1).
„Von tiroler Legenden.“ Von Anton Dörrer (Münch. N. Nachr., Einkehr 75).
„Psychoanalyse und Dichtung.“ Von Paul Gutmann (Vorw. 305).
„Westfalen und seine Dichter.“ Von Adolf v. Hatzfeld (Frankf. Ztg. 949 — 1 M.).
„Buchgemeinschaften.“ Von Hermann Herrigel (Frankfurter Ztg. 921 — 1 M.).
„Der Dichter in der Demokratie.“ Von Heinrich Eduard Jacob (Berl. Tagebl. 585).
„Literarhistorische Kuriosa.“ Von S. Meisels (Stuttgarter N. Tagbl. 549).
„Die Politik und der Dichter.“ Von Walter v. Molo (Köln. Ztg. 852).
„Ein Stilistikum an der tübinger Universität um die Mitte des 18. Jahrhunderts.“ Von Ernst Müller (Staatsanz. f. Württ. Bes. Beil. 14).
„Tiroler Dichter-Anthologien.“ Von Josef Neumair (Reichspost, Wien 281).
„Der Hexameter als deutsches Versmaß.“ Von Eduard Reinacher (Stadtanz. f. Köln, Unt.-Beil. 49).
„Agnes Bernauer in der deutschen Ballade.“ Von Hans Schindlmayr (Münch.-Augsb. Abend-Ztg., Sammler 149).
„Bemerkungen zum Thema Kunst und Kritik.“ Von Arthur Schnitzler (Frankf. Ztg. 963 — 2 M.).

„Gestalten und Wandlungen schweizerischer Dichtung." Von Ewald Silvester (Allg. Ztg., Münch. 493).
„Bühnenverein und Volksbund." Zur Organisation des Theaterbesuchs. Von Joachim Tiburtius (Deutsche Allg. Ztg. 577).
„Mosel." Von Erich Troß (Frankf. Ztg. 953 — 2 M.).
„Hoffnungen und Aussichten deutschen Schrifttums." Von Oskar Walzel (N. Bad. Landesztg., Unt.-Beil. 646).

Echo der Zeitschriften

Der Neue Merkur. VIII, 3. (Stuttgart-Berlin.) Paul Fechter („Das Bekenntnis und die Dichtung") bringt zum Ausdruck, wohin das seelische Sehnen unserer Zeit und demgemäß der Kunstwille drängt: „Um die seelischen Werte geht es heute im wesentlichen. Sie sind es, die Wert und Wesen einer Dichtung bestimmen, und um ihretwillen bringen wir überhaupt Teilnahme an dieser seltsamen menschlichen Betätigung und ihren Ergebnissen auf. Es ist heute sehr gleichgültig, ob jemand durch Übung und Erfahrung sich die Fähigkeit erworben hat, ästhetisch einwandfreie, formal reizvolle Werke literarischen Gepräges hinzustellen. Selbst an einem Werk von dichterischen Qualitäten interessiert heute im Grunde wenig mehr von dem, was Kunst im alten Wortsinn daran ist. Ein Gedicht, eine Erzählung mag sprachlich, musikalisch, in Aufbau und Rhythmus noch so viel, sozusagen fachliche Reize enthalten; das geht (zunächst wenigstens) als unwesentlich, als Angelegenheit vergangener Betrachtungsweisen vorüber, weil es in eine Kategorie des Daseins fällt, die nur noch indirekt mit dem zusammenhängt, was wir im Innersten als die produktive Aktualität der Zeit empfinden. Was Werken der Kunst, der Literatur, der Musik Daseinsberechtigung verleiht, ist der Anteil, den sie zur Erkenntnis unser selbst, zur Erweiterung und Vertiefung des Bereiches der menschlichen Seele liefern. Aufgabe der geistigen Situation ist heute die Schaffung der Grundlagen einer wirklichen Psychologie, die wir nicht besitzen. Aufgabe der Dichtung, für diese große Selbsterkenntnis der abendländischen Seele das Material zu liefern. Dichtung hat nur dann Leben und Daseinsberechtigung, wenn in ihr ein schaffender Mensch auf dem Umweg über die Werkform direkt und indirekt Dinge von sich aussagt, um die wir bisher nicht gewußt haben, und von denen aus wir den Kreis des seelischen Bereichs der Menschheit weiter und weiter spannen können. Das Bekenntnis, das heißt das unmittelbare, nicht von Biographischem verhüllte Sichdarstellen einer Seele in den Erscheinungsformen des Werks ist Aufgabe der heute schaffenden Menschen — ohne daß sie im übrigen um diese Aufgabe zu wissen brauchen. Aufgabe der Betrachtenden ist es, diesen wirklichen Bekenntnischarakter der Dichtung zum Ausgang und Sinn jeder Betrachtung zu machen und vom Werk aus den Menschen, seine Seele da, wo sie allein noch spricht, ohne daß der Mensch selbst es hört, mit den Mitteln der Bewußtheit hinzustellen, auf daß von diesem Bilde aus die Zeit und die Menschen ihren Sinn erkennen und den Weg und die weiteren Möglichkeiten des Lebens."

Die Tat. XVI, 9. (Jena.) Walther G. Oschilewski schreibt einen Aufsatz „Gesinnung wider die Tendenz". Darin heißt es:

„Warum wir Jungen in der Literatur nun politische oder religiöse, oder geschlechtliche oder erotische Entscheidungen nicht achten? Wir achten sie schon, wenn es uns auch mitunter ungemütlich wird, bei den Schopenhauerschen Igeln zu sitzen. Aber es erscheint uns unwichtig, ob man an einer Frau oder einer Sternschnuppe, für einen unsinnigen Krieg oder für eine verrückte Idee stirbt. Die Welt ist ein Berg von Schicksal und Dämonie, eine Sandwüste, ein Kraftfeld, eine Paraphrase über Tod und Leben — aber keine Zettelregistratur, keine Richtungsbude, kein mißverstandener kategorischer Imperativ. Der gesunde Sinnesmensch, der noch nicht durch die Perversitäten des normalen Instinktes beraubt ist, entscheidet sich höchstens für das Leben und nicht für eine Partei! Für Blut, Luft und Feuer, nicht für einen degenerierten Zweig literarischer und parteiischer Konzeptionen. Der künstlerische Genius eines Menschen, einer Rasse oder eines Volkes findet immer nur seinen erhabenen Ausdruck im Zwecklosen, im Sinne einer ungewollten Schau, im eigentlich menschlich Sinnlosen. Das andere ist Mechanik, die intellektuelle Negation jeder wahrlich großen und aus dem Müssen entwundenen Schöpfung.
Die Sorglichkeiten, die Kleinigkeiten, die tausend Verpflichtungen an Traktätchen und blindem Material sind vielleicht logisch in ihrer in sich beruhenden Bedeutung, ohne aber für die Dokumentation der einmaligen Seele der Zeit.
Nun ist es heute billig geworden, vom Ende des Ex-

pressionismus zu reden. Die dieses tun — es sind die Unentwegten und Ungenügsamen, meistens Leute aus der Pension —, haben recht, wenn damit das Ende einer tendenziösen Phraseologie benannt werden soll. Wenn aber mit dem Blut und Gut einer verzweifelten jungen Generation Spaß getrieben werden soll, dann finden wir uns aufgefordert, energisch darauf hinzuweisen, daß ihr die Problematik und Baufälligkeit des eigenen Hauses näher steht als alle ihre sonstige Kritik dagegen."

Der Deutschen-Spiegel. 1924, 14. (Berlin.) In seinem Aufsatz „Barlach und das Drama der Gegenwart" charakterisiert Luma die Sprache des expressionistischen Dramas:

„Die Sprache des expressionistischen Dramas ist reich und wuchernd — bei aller Präzision: telegrammatische Prallheit und visionäre Üppigkeit sind ihre Pole. Sie hat nicht festumrissene Charaktere als Oberfläche zu decken, sondern Seelen-Eruptionen zu artikulieren. Die Sprache ist nicht idyllisch-erzählend, nicht pathetisch-erhaben. Sie ist pointiert-reflexiv bei Kornfeld; chaotisch-ekstatisch bei Unruh; malerisch-ausschweifend bei Kokoschka; präzis, intellektuell-explosiv bei Georg Kaiser; von edel-rhetorischem Schwung bei Toller; balladenhaft-sachlich, gedrängt bei Brecht; sinnlich-konzis bei Bronnen. Barlachs Sprache unterscheidet sich von der Diktion dieser Dramatiker wesentlich: sie ist stiller, schwerfälliger, weniger geistreich. Barlach ist Plastiker, und zwar einer der gewaltigsten, suggestivsten Plastiker unserer Generation. Man hat das Gefühl, als benutze er nur widerwillig das Wort. Niemand ist so unrednerisch, so wenig formulierungsfreudig wie Barlach. Das ist der Reiz seiner Dichtung. Hinter den unroutinierten Sätzen lauern die Geheimnisse. Man erlebt nicht vollendete Worte, sondern Wortbildungsprozesse. Und wird immer sofort in die Tiefen geführt, aus denen diese unschematischen Wortgefüge auftauchen.

Diese im religiösen Sinn individualistische Sprache entspricht am besten vielleicht dem religiösen Individualismus des modernen Dramas, der modernen Kultur. Das Individuum spricht nicht aus einer überindividuellen Kultur heraus, ist nicht eingebettet in ein Netz von Sitten, Konventionen, Selbstverständlichkeiten aller Art. Der Mensch des jüngsten Dramas ist zeitlos, abgelöst von bestimmten sozialen Konstellationen, ein ‚Bettler'."

Dithmarschen. V, 3. (Büsum i. H.) In Alfred Bieses lebensvoller Würdigung der schriftstellerischen Persönlichkeit von Hermann Löns liest man:

„Löns ist ganz Auge, ganz Ohr, ohne Schwärmerei und Empfindsamkeit, aber voll inniger Freude an dem Geschauten, an dem Erlauschten; er macht sich alles vertraut, was da draußen in der Natur vorgeht; jede Pflanze, jeder Baum, jedes Tier ist seiner Aufmerksamkeit wert. Nicht entwirft er ganze abgerundete Landschaftsbilder, aber er weiß doch um alle Einzelheiten, die er mit Sachkunde bucht, den Reiz einer Grundstimmung zu legen. Wie er in knappen Strichen zeichnet, so liebt er auch wurzelechte Worte, knorrige, derbe Wendungen der Jägersprache. Ein Ausdruck wie ‚um die Ulenflucht' vermag ihn mit Begeisterung zu erfüllen und erscheint ihm wie die Erfindung eines großen Dichters, denn dieses Wort, so bekennt er, bringt heilige Schauer, schenkt dem Herzen selige Träume wie eins der großen Werke Böcklins, es trägt hinauf zum Himmel und führt hinab zur Hölle wie Beethovens hohe Melodien; nichts bringt uns der Natur so nahe, wie diese Viertelstunde zwischen Tag und Nacht... so wundervoll hell und sonnig war es vor einer Stunde ... rundherum sang und klang, pfiff und trillerte es aus Hunderten von kleinen Kehlen ... jetzt ist all das laute Leben verstummt, der letzten Drossel Weise verklang. Rotkehlchens Silberlied erstarb, ein Mäusepfiff im Dürrlaub, ein Kibitzschrei vom Moor, ein Rebhahnruf vom Feld kommt dann und wann; aber die verlorenen Laute machen die Stille nur noch stummer, sie sind wie einzelne Sterne am tiefen dunklen Nachthimmel — tief im Holze klingt ein hohles, dumpfes Rufen — die Eule grüßt den Abendstern —".

Deutsche Rundschau. LI, 3. (Berlin.) Aus Alois Brandls wertvoller Studie „Neues über Shakespeare" heben wir den interessanten Abschnitt über Shakespeares natürliche Tochter heraus:

„Shakespeare hatte eine natürliche Tochter. Kürzlich erst hat ein Engländer den Vermerk ihres Begräbnisses im Pfarrbuch von St. Clement Danes gefunden, also im Südteil der City, nicht weit von dem Theater, an dem ihr Vater wirkte. Sie hieß Johanna wie seine Schwester, die er in einem seiner Häuser zu Stratford unentgeltlich wohnen ließ. Sie starb 1609, ungefähr um dieselbe Zeit, als er in der Heimat seine älteste legitime Tochter verheiratete. Sein erster Biograph Rowe, der seine Nachrichten wohl gesichtet 1709 an die Öffentlichkeit brachte, meldet, er habe drei Töchter ‚gehabt', worauf er die Heirat der beiden legitimen beschreibt, aber nichts weiter von der dritten sagt. Auch Theobald, wenige Jahre später, hat flüchtig von ihr gesprochen. Einrede ist bisher von englischer Seite nicht erfolgt. Sydney Lee in seiner bekannten Akten-

und Tatsachensammlung ‚Life of Shakespeare' will ihm auch einen natürlichen Sohn zuschreiben, auf Grund eines zeitgenössischen Privatbriefes von der Gräfin Southampton. Da ist jede böswillige Erfindung ausgeschlossen.

Mag man die Tatsache noch so leicht zu nehmen versuchen, sie brachte doch in Shakespeares Leben einige Disharmonie. London und Stratford fielen ihm schärfer auseinander, als bisher zu sehen war. Fräulein Johanna, im Pfarrbuch als ‚Tochter William Shakespeares' anerkannt, saß in der Hauptstadt nahe bei den mimenden und adligen Bekannten ihres Vaters und wird auch mütterliche Angehörige besessen haben; wie sprach sie wohl von den Ackerbürgern am Avon? Im heimischen Landstädtchen verwaltete Frau Shakespeare mit ihren alternden Schwiegereltern und heranwachsenden Töchtern die Güter des fürsorglichen, aber nicht ganz getreuen Gatten; ihre Umgebung war sehr puritanisch angehaucht. Viel Liebe wurde zwischen den beiden Familiensegmenten schwerlich verloren. In der Hauptstadt selbst hielten die Akademiker und die Bürgerlichen noch ungemein streng auf alte Sitte; auch da gab es jetzt Grenzen, Trennungsstriche, Kritikgelegenheiten. Vor kurzem erschien wieder einmal ein Drama über den Dramatiker selber; R. Rubinstein hat in einer Reihe wohl überdachter Szenen die Hauptmomente seiner londoner Jahre dargestellt und einmal auch Frau Shakespeare auf Besuch hereingeführt; er verrät aber keine Ahnung von diesen Wirklichkeitsdingen und begnügt sich als Engländer mit der Verherrlichung seines ohnehin schon weltberühmten Landsmannes. Es wird noch lange dauern, bis die biographische Wahrheit ins Bewußtsein der Briten und auch unserer Landsleute übergeht.

Die Tatsache ist nicht bloß eine biographische, sondern auch eine literarische. Manches in den Dramen erscheint jetzt in einem anderen Licht. Die lebhafte Absage Birons an die Jungfräulichkeit in ‚Verlorner Liebesmüh' verliert den Ton eines übermütigen Scherzes; sie klingt eher wie die öffentliche Rechtfertigung einer privaten Gepflogenheit. In den Sonetten braucht man die Liebesandeutungen Shakespeares nicht mehr so harmlos zu fassen, wie es die verklausulierten Bedingungswörtchen ermöglichen; ihr Bekenntnischarakter nimmt zu. Auf die Sehnsuchtsbilder und die Umarmungsplastik in ‚Romeo und Julia' fällt ein roter Schimmer von Erlebnisglut. Aber auch die Eifersucht der Frau auf den Gatten, die bei Shakespeare mehrfach durchbricht, empfängt einen Anhauch von biographischem Sinn. Wie wird Titania im ‚Sommernachtstraum' verlacht, weil sie Oberon seine Sonderneigung nicht gönnt! Später erscheint das ‚grünäugige Scheusal', das durch Einbildung so viele Leiden schafft, unheimlicher und gefährlicher. In ‚Antonius und Cleopatra' gewinnt die Ehefrau Julie nicht an Reiz, indem sie sittenstolz auf die ägyptische Buhlerin hinunterblickt; gegen das ausdrückliche Zeugnis des Plutarch hat sie bei Shakespeare eine gedrückte Haltung bekommen, eine langweilige Kühlheit. Dagegen hat die Mißgunst der Gattin auf den Herzensschatz des Gemahls keinen Platz in der Brust Katharinas, der ersten und durchaus edlen Königin Heinrichs VIII., die von Shakespeare in seinem letzten Stück fast wie eine Heilige verehrt wird. — Denken mag man über den Fall noch viel mehr, wenn man die Parallelen in Goethes Weimarleben nachliest; und doch hatte der Minister und Freund des Großherzogs keine Ehefrau beleidigt, besaß eine freiere gesellschaftliche Stellung und wurzelte in einer emanzipierteren Zeit als der Hofdramatiker Jakobs I., dem es die Würde seiner Krone verwehrte, einen noch so genialen Theatermann zum ‚companion' zu erheben."

* * *

„Luther als Symbol." Von Friedrich Langenfaß (Zeitwende I, 1. München).

„Die Welt Jakob Böhmes." Von Felix Voigt (Der Schönhof 1924, 8. Görlitz).

„Angelus Silesius." Von Hans Heckel (Hochland XXII, 3. München).

„Angelus Silesius." Von Hans Benzmann (Baden-Badener Bühnenblatt IV, 88).

„Johann Gorgias, ein verschollener Dichter [Siebenbürgen]." Von Egon Hajek (Klingsor I, 9. Kronstadt).

„Klopstock." Von Ernst Bertram (Zeitwende I, 1. München).

„Johannes Schrott." Zu seinem 100. Geburtstag. Von Peter Dörfler (Hochland XXII, 3. München).

„Ernestine Voß. Ein Frauenleben zwischen Rokoko und Biedermeier." Von Ludwig Bäte (Velhagen & Klasings Monatshefte XXXIX, 4. Berlin).

„Der Sendschreiben-Streit [Lavater]." Von Martin Hürlimann (Wissen u. Leben XVII, 25. Zürich).

„Goethes jüdische Anekdoten." Von E. Luman (Israelitisches Familienblatt 1924, 46. Hamburg).

„Görres und Heidelberg." Von Josef Nadler (Preußische Jahrbücher CLXXXXVIII, 3. Berlin).

„Annette von Droste-Hülshoff, ein Frauenschicksal." (Baden-Badener Bühnenblatt IV, 89.)

„Heines Gumpelino-Roman." Mit unveröffentlichten Stücken aus der Urschrift. Von Erich Loewenthal (Bimini 1924, 19. Leipzig).

„Josef von Auffenberg." Von Hermann Grußendorf (Baden-Badener Bühnenblatt IV, 83).

„Theodor Fontane und die ‚neue Ära'." Von Fritz Behrend (Archiv für Politik und Geschichte II, 10. Berlin).

„Wilhelm Raabe als Lyriker." Von Hanns Martin Elster (Baden-Badener Bühnenblatt IV, 76).

„Fünf Briefe Wilhelm Raabes." (Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes XIV, 4. Wolfenbüttel.)

„Wilhelm Raabe und der Maximiliansorden." Von Friedrich Normann (ebenda).

„Raabes Zitatenschatz." (ebenda).

„Unaufgeklärte Zitate bei Raabe." Von Fritz Jensch (ebenda).

„Ludwig Anzengruber." Von Karl Anzengruber (Der Fährmann I, 12. Wien).

„Kerngedanken der Weltanschauung Nietzsches." Von Reinhold Beneke (Der Schönhof 1924, 9. Görlitz).

„Erinnerungen an Christian Morgenstern." Von Ger Trud (Orplid I, 9/10. Leipzig).

„Tierdichtung. Hermann Löns zu Ehren." Von Walther Kühlhorn (Zeitschrift für Deutschkunde XXXVIII, 6. Leipzig).

„Zum Gedächtnis Alfred Walter von Heymels." Von Rudolf Alexander Schröder (Das Inselschiff VI, 1. Leipzig).

„Der alte und der neue Dichter nach Reinhard Sorges ‚Bettler'." Von Walther Kühlhorn (Hellweg IV, 50. Essen).

„Robert Müller." Von Arthur Ernst Rutra (Das Welttheater 1924/25, 3. München).

„Zum Bilde Thomas Manns." Von Ernst Lissauer (Orplid I, 9/10. Leipzig).

„Gerhart Hauptmanns neuer Roman." Von Arthur Eloesser (Die Neue Rundschau XXXV, 12. Berlin.)

„Das Mysterium von ‚Iles des Dames' [Hauptmann]." Von Wilhelm Meredies (Die Werber I, 3. Oppeln).

„Ernst Barlach." Von A. Holitscher (Volksbühne IV, 4. Berlin).

„Franz Werfel." Von Paul Zech (Volksbühne IV, 4. Berlin).

„Herbert Eulenberg." Von H. W. Keim (Volksbühne IV, 4. Berlin).

„Wilhelm Schussen." Von Karl Fuß-Essen (Der Türmer XXVII, 3. Stuttgart).

„Von literaturgeschichtlicher Wertung und Meschendörfers ‚Leonore' [Siebenbürgen]." Von K. K. Klein (Klingsor I, 9. Kronstadt).

„Besuch bei Walter von Molo." Von Carl David Marcus (Ostdeutsche Monatshefte V, 9. Oliva).

„Hermann Burte." Von Siegfried Melchinger (Der Schönhof 1924, 7. Görlitz).

„Wilhelm Schmidtbonn." Von Julius Bab (Volksbühne IV, 4. Berlin).

„Gottgesänge [Hans Franck]." Von Hans Franke (Die Fahne V, 5. Stuttgart).

„Hanns Johst." Von Hermann Hoßfeld (Volksbühne IV, 4. Berlin).

„Über Alfons Paquet." Von Kurt Kläber (Junge Menschen V, 9. Hamburg).

„H. F. Blunck, der Dichter Hamburgs." Von Kurt Siemers (Ostdeutsche Monatshefte V, 9. Oliva).

„Georg Kaiser." Von Leo Rein (Volksbühne IV, 4. Berlin).

„Carl Sternheim." Von Rudolf Kaiser (ebenda).

„Dietzenschmidt." Von Bernhard Diebold (ebenda).

„Alfred Brust." Von Paul Zech (ebenda).

„Rolf Lauckner." Von Julius Bab (ebenda).

„Robert Musil." Von Alfred Döblin (Die Lebenden 1924, 6. Berlin).

„Fritz von Unruh." Von Bernhard Diebold (Volksbühne IV, 4. Berlin).

„Bertolt Brecht." Von Rudolf Kayser (ebenda).

„Brecht, Bronnen und ihre Kritiker." Von Luma (Der Deutschen-Spiegel 1924, 16/17. Berlin).

„Arnolt Bronnen." Von H. v. Zwehl (Volksbühne IV, 4. Berlin).

„Paul Kornfeld." Von Bernhard Diebold (ebenda).

„Ernst Toller." Von S. Nestriepke (ebenda).

„Rudolf Paulsen." Von H. F. Christians (Dithmarschen V, 4. Büsum).

„Mein Werden." Von Rudolf Paulsen (ebenda).

„Emil Gött." Von W. E. Oeftering (Das Welttheater 1924/25, 1/2. München).

„Hermann Kesser." Von Oskar Walzel (Baden-Badener Bühnenblatt IV, 84).

„Ludwig Klages und sein Werk." Von Otto Lankes (Der Lesezirkel XII, 4. Zürich).

„Jakob Kneip." Von Helmut Wocke (Der Schönhof 1924, 9. Görlitz).

„Der Dialektdichter [Ernst Schenkes Schlesische Dichtung]." Von Georg Gabschuß (Die Werber I, 3. Oppeln).

„Ina Seidel." Von Heinrich Spiero (Eckart I, 1. Berlin).

„Margit Heusers Gedichten zum Geleit." Von Maria Lutz (Ostdeutsche Monatshefte V, 9. Oliva).

* * *

„Der Verfasser des Titus Andronicus [Shakespeare]." Von Ludwig Proescholdt (Das Welttheater 1924/25, 1/2. München).

„Die Wandlung des Titus Andronicus." Von Johannes Schlaf (ebenda).

„Über Shelleys Kunst." Von Alfred Wolfenstein (Die Kuppel I, 4. Aachen).

„Unheilige Bemerkungen zu Shaws ‚Heiliger Johanna'." Von O. L. (Das Tagebuch V, 48. Berlin).

„Zwei sozialistische Romane [Sinclair: ‚Der Sumpf' und ‚Samuel, der Suchende']." Von Max Herrmann-Neisse (Die Aktion XIV, 13/14. Berlin).

„Charles W. Eliot." Von Hermann Schoop (Wissen und Leben XVII, 25. Zürich).

„Von jüngster amerikanischer Literatur." Von Paul Bourfeind (Volksbühnen-Blätter II, 5. Düsseldorf).

„Aktueller Zola." Von Max Herrmann-Neisse (Die Blätter der Bücherstube am Museum 1924, Sonderheft Nov./Dez. Wiesbaden).

„Anatole France." Von K. O. Erdmann (Kunstwart XXXVIII, 3. München).

„Leopardi." Von Hermann Preindl (Orplid I, 9/10. Leipzig).

„Spanische Perspektiven." Von Ernst Robert Curtius (Die Neue Rundschau XXXV, 12. Berlin).

„Hákonar saga — kongsemnerne [Ibsen]." Von Walther Heinrich Vogt (Edda XI, 3. Kristiania).

„Der Dostojewski-Nachlaß." (Der Piperbote I, 4. München).

„Russische Literaturgeschichte [A. Luther]." Von Benno Nesselstrauß (Wissen u. Leben XVII, 25. Zürich).

„Aus neurussischer Lyrik." Von Heinz-Oskar Schönhoff (Der Schönhof 1924, 7. Görlitz).

„Das serbokroatische Heldenlied." Von Gerhard Gesemann (Der Schönhof 1924, 9. Görlitz).

* * *

„Die Märchenbühne." Von Karl von Felner (Masken XVIII, 6. Düsseldorf).

„Theaterkritik." Von Hans Lebede (Baden-Badener Bühnenblatt IV, 77).

„Theater der Nerven und des Blutes." Von Oscar A. H. Schmitz (Der Innwart I, 1. Innsbruck).

„Die Eroberung der Bühne durch die bildende Kunst." Von Wilhelm von Scholz (Der Ostwart I, 4/5. Breslau).

„Das Marionettentheater Sören Kierkegaards." Von Martin Thust (Zeitwende I, 1. München).

* * *

„Über das dichterische Kunstwerk." Von Joseph Bech (Heimaterde II, 6. Speier).

„Der Geist des naturalistischen Zeitalters." Von Alfred Döblin (Die Neue Rundschau XXXV, 12. Berlin).

„Buddha in der neueren deutschen Dichtung." Von Johannes Maria Fischer (Orplid I, 9/10. Leipzig).

„Glossen zur Kritik." Von Hans Franck (Baden-Badener Bühnenblatt IV, 81).

„Die gesehene Form." Von Otto Freundlich (Die Aktion XIV, 13/14. Berlin).

„‚Gotisches' in moderner Kunst." Von Helene Heine (Der Schönhof 1924, 8. Görlitz).

„Dichtung und Weltanschauung." Von Ernst Lohmeyer (Der Ostwart I, 4/5. Breslau).

„Die Triebfedern des künstlerischen Schaffens." Von Oscar A. H. Schmitz (Baden-Badener Bühnenblatt IV, 90).

„Der Typus des großen Schriftstellers." Von Oscar A. H. Schmitz (Baden-Badener Bühnenblatt IV, 80).

„Die Sendung des Expressionismus." Von Wolfgang Schumann (Kunstwart XXXVIII, 3. München).

„Auf dem Wege zu einer neuen Klassik? [Zum Streit um ‚Orplid']." Von Alois Stockmann (Stimmen der Zeit LV, 3. Freiburg i. B.).

„Von deutscher Sprache und schweizerischer Dichtung." Von Lulu von Strauß und Torney (Die Tat XVI, 9. Jena).

Echo der Bühnen

Dortmund

„Martha und Maria." Liebeskomödie in vier Akten. Von Hans Franck. (Uraufführung im Kammerspielhaus am 30. November 1924.)

Diese „Komödie", mit der Hans Franck ein neues, seinem Schaffen sonst fernliegendes Gebiet betritt, weist, vom Standpunkt der Bühne aus, unleugbar viele Qualitäten auf. Das in breiter Gegenständlichkeit vorgeführte norddeutsche Pfarrhausmilieu ist ganz ausgezeichnet getroffen, eine getreue Abbildung des Lebens. Die Gestalten sind mit einigen kraftvollen Strichen gezeichnet und stehen in scharfen Konturen vor uns. Alle bühnentechnischen Mittel sind angewandt, um dem Spiel Spannung und Energie zu leihen. Der Dialog ist schlagkräftig und streckenweise von blühender lyrischer Schönheit. Aber das Ganze ist keine Liebeskomödie, eher eine „Komödie der Liebe", eine komisch gefärbte und zugleich bitterernste Betrachtung des Liebesproblems. Wo der Humor in die Tragik

blicken soll, stößt er oft hart an die Grenze der Frivolität. Die schwüle Erotik in dem biederen Pastorenhause ist eine ziemlich peinliche Konstruktion, die beiden Gegensätze sind kaum vereinbar. Das Problem als solches ist nicht neu: Ist es des Weibes Bestimmung, zu arbeiten und zu leiden, oder zu lieben und glücklich zu sein? Die Synthese ist das einzig Richtige: nicht Martha oder Maria, sondern Martha und Maria. Dem alten, lebenserfahrenen, alles verstehenden und alles verzeihenden Pfarrer ist seine selige Frau im Lauf der Zeit beides zugleich geworden; vor der Ehe war sie ihm eine Maria, die ihm ein Kind der Liebe schenkte, in der Ehe auch eine mütterlich sorgende, schaffende Martha. Was an dem Stück am meisten fesselt, ist der schwere Franck, der selbst eine an sich banale, sittlich nicht sehr hoch stehende Liebesgeschichte psychologisch zu durchleuchten und zu vertiefen weiß. Vielleicht hätte er besser daran getan, ein Schauspiel daraus zu machen, wo neben dem lauteren, sich opfernden Menschentum nicht die hemmungslose Getriebenheit stände oder wo wenigstens die komödien- und fast possenhaften Elemente nicht so scharf kontrastierten zu einer tiefernsten Tragik.

Karl Arns

Dresden

I

„Der Galgenstrick." Eine Komödie in drei Aufzügen. Von Otto Erler. (Uraufführung im Staatstheater am 28. November 1924.)

In Erlers „Zar Peter" und „Struensee" war neben dem inneren Gehalt die dramatische Geste von eindringlicher Wirkung, in seinem „Galgenstrick" ist er ganz von der Zeichnung seiner Gestalten erfüllt. Voll Lebensfülle ist das Geschehen des kleinen Notvolkes der sieben Bewohner des siebenmal abgebrannten thüringischen Stadtfleckens im Dreißigjährigen Kriege; stark und echt, wie der Nothelfer, Pfarrer und Bettelkönig, durch die Tat den Glauben an die sittliche Weltordnung aufrechterhält; wie der Dichter die Liebe zur Scholle der verstörten Bewohner, das tiefe Heimatgefühl in feiner Geistigkeit zum Ausdruck bringt, die die Gefühlswerte des scheinbar Unbedeutenden ins Typische erhebt. Eine Komödie von wurzelhaft echtem Leben, die in feinem Ausgleich von Tragik und Humor starke innere Spannungen löst; die in ihrem deutschen Wesen, in ihrem heißen Wollen zur Lebenserneuerung, in ihrem Drange nach Wahrheit und Gerechtigkeit tragisches Symptom wird. Sie ist erfüllt von lebendigen Einzelzügen, die den inneren, motorischen Wert für die Entwicklung des Dramas wohl in sich bergen. Aber in ihrer Häufung schaden sie dem Dramatiker, der sich zu epischer Breite verleiten läßt. Man spürt das Ringen nach Form, man merkt die Feile und die besinnliche Kunstarbeit am Schreibtisch, die intuitive Gestaltungskraft, der letzte, mitfortreißende Ausdruck dramatischen Lebens fehlt. Die epischen Vorzüge dieser lebenserfüllten Komödie schaden dem Dramatiker, sie gehen auf Kosten naivgenialer Gestaltungskraft, die wir in seinen großen Dramen spürten.

II

„Schubart." Schauspiel in fünf Akten. Von Paul Hermann Hartwig. (Uraufführung im Neustädter Schauspielhaus am 1. November 1924.)

Kein Schauspiel, sondern ein dramatisiertes Lebensbild. Zweifellos enthält das Stück äußerst spannende Szenen, die auf der Bühne nie ihre Wirkung verfehlen werden. Aber die Bühnengestalt des schwäbischen Freiheitsängers aus Sturm und Drang ist verzeichnet. Sie mag historisch in ihrer Weichheit sein, menschlich allzumenschlich. Sie bleibt bei Hartwig Einzelschicksal. Man erlebt nicht den tragischen Konflikt, der sich zwischen den Geisteskräften der Vertreter zweier Weltanschauungen im Kampfe erhebt und in dem schließlich die lodernde Feuerseele, der ringende Mensch als Geschlagener Sieger wird; man sah ein Stück Literaturgeschichte auf der Bühne, ohne jede Gipfelung zum Symbol. Es schmerzte, in Schubart eine ewig jammernde, selbstanklagende, dem Trunk ergebene, willenlose Kreatur zu sehen, der alles zerrann, ihr Lieben und ihr Leben. Im deutschen Volk aber lebt Schubart als glühende Feuerseele vom Schlage eines Grabbe oder Günther.

Johannes Reichelt

Leipzig

„Der Teemeister." Eine japanische Legende in drei Akten. Von Melchior Vischer. (Uraufführung im Alten Theater am 9. Dezember 1924.)

Die Seele dieser Dichtung ist schon durch drei Existenzen gegangen. Zuerst gab ihr Kakuzo Okakura in seinem weitverbreiteten „Buch vom Tee" die reale Gestalt. Er berichtete von der japanischen Religion der inneren Schönheit, dem Teeismus, vergleichbar dem, was unser 18. Jahrhundert unter der „sittlichen Grazie" verstand. Hier wie dort kommt es darauf hinaus, in der trüben Welt ein Dasein voll Reinheit, voll Güte und Menschenliebe erstehen zu lassen, statt der Gerechtigkeit die Milde zu lehren und in enger Gemeinschaft, fern der Menge, sich zum Kultus dieser religiös-ästhetischen Dogmen zusammenzuschließen. Oberhaupt und Lehrer ist der Teemeister (wäre für seinen Titel keine bessere Verdeutschung zu finden gewesen?). Die Legende läßt diejenigen, die solcher Würde teilhaft wurden, mit dem

Opfer ihres Lebens die Ewigkeit des Symbols, der heiligen Teeschale, und die Kraft ihres Glaubens bewähren, und leicht stellt sich für westliches Denken die Parallele zu christlichen Vorstellungen her.

Aus dem erzählenden Teil der Schilderung Okakuras formte Melchior Vischer im Jahre 1922 seinen Roman „Der Teemeister". Hier umbranden leidenschaftlich hervorstoßende Worte die Mären Okakuras, und aufdringlicher als erwünscht deutet der Finger des Verfassers auf christliche Analogien: „Was ihr meinem Kelch getan habt, habt ihr mir getan", „Eine kleine Weile, und mein Kelch wird vergangen sein", „Ich bin der Tee des Lebens" usw.

Um aus dem geringen Geschehen der Erzählung etwas Schaubares erstehen zu lassen, bedurfte es gemehrter Entlehnungen aus dem Buch. Ein vom Taiko gesandter Räuber überfällt zur Mitternacht das geweihte Haus und wird vom Teemeister begnadigt; der Taiko kommt zweimal, vom Begehren nach der Schale und vom Haß gegen die Stillen, die Anbeter der Schönheit, gehetzt; völlig unverbunden die komische Episode zweier fetten, gefräßigen Bonzen und der von ihnen umgierten Geisha.

Auch hier hat Okakura den Weg gewiesen, und so bleibt an eigenem Verdienst des deutschen Dramatisierers das Wesentlichste, daß er die von dem Buch ausstrahlende feine Stimmung mit den handfesteren Hilfen der Bühne zu wahren und sogar an manchen Stellen zu verdichten vermochte. Bei so feinfühlig folgender Inszenierung wie in Leipzig wird da zwar nie rauschender Beifall, aber dankbare stille Teilnahme höher gearteter Zuschauer zu ernten sein. Georg Witkowski

Echo des Auslands

Schwedischer Brief

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die schwedischen Schriftsteller nur dann plastische Menschengestaltung erreichen können, wenn sie sich auf nationalem Boden bewegen. Dieses Phänomen kommt gewiß auch in der Literatur anderer Völker vor, und es ist an sich ein sehr begreifliches, da künstlerisches Schaffen nicht nur das Ergebnis der individuellen Begabung, sondern auch Konsequenz rassenhafter Vererbung ist — aber kein anderes Volk scheint derart in Hinsicht auf dichterische Formung auf die Grenzen des eigenen Landes angewiesen zu sein wie das schwedische. Ein typisches Beispiel liefert Selma Lagerlöfs „Jerusalem", dessen saft- und kraftvolle Einleitungskapitel, die die Dalarna-Bauern in ihrer Heimat schildern (sicher ein dauernder Besitz der Weltliteratur), in merkwürdigem Gegensatz stehen zu dem nur geschriebenen, aber sinnlich und optisch kaum erlebten weiteren Verlauf der Geschichte.

Betrachtet man die wichtigsten Neuerscheinungen des Jahres 1923, so ergibt sich eine deutliche Bestätigung dieser Beobachtung; Ausnahmen haben nur regelbestätigenden Wert.

Fredrik Persson hat in seinem großen Roman „Släkternas arv" (Das Erbe der Ahnen) ein echt schwedisches Thema behandelt und mit vollem Gelingen zu abschließender Gestaltung gebracht. Er schreibt die Chronik eines Eisenwerks im südlichen Norrland, das vor Jahrhunderten durch einen landflüchtigen und skrupellosen dänischen Adeligen angelegt wurde und die Familie des Besitzers durch viele Generationen mit Reichtum überschüttet — bis eine neue Zeit kommt, in die sich der letzte, müde und halb wahnsinnige Abkömmling des Geschlechts nicht mehr hineinfinden kann; das Schicksal will es, daß sein ärgster Konkurrent, der schließlich die Stillegung des Werks erzwingt, ein unlegitimer Abkömmling der gleichen Familie ist. Von dem rasenden, haßerfüllten Kampf der Blutsverwandten, in den der uneheliche Sohn des letzten Werkherrn vernichtend einbezogen wird, berichtet dieses Buch. In dem Schatten der großen Wälder wachsen denkwürdige Schicksale auf, erhaben oder grotesk, die sich mit der kampferfüllten und sinnlosen Energie von Naturgewalten erfüllen. Dies Thema: Familiengeschichte und Chronik eines Besitzes ist typisch schwedisch; nicht minder die Durchführung, bei der tiefes Naturgefühl und religiöse Mystik einen magischen Stimmungshintergrund bilden.

Pär Edvin Skölds „Den siste av Jeppesläkten" (Der Letzte der Jeppes) ist ein Roman von viel geringerem Kunstwert, der — abgesehen von einer glänzenden Zeichnung smaländischer Bauerncharaktere — das Interesse nur durch eine etwas detektivgeschichtsmäßige Fabel aufrecht erhalten kann. Der dargestellte und tragisch endende Kampf eines gebildeten Mannes mit einem herrschsüchtigen Großbauern ist — abgesehen von der nicht sehr belangreichen künstlerischen Gestaltung — als wertvolles Zeitdokument zu betrachten.

Viel stärker als diese beiden Bücher akzentuiert Albert Viksten „Bävarbäcken" (Der Biberbach) die Naturschilderungen. Sie füllen mit ihrer großen Exaktheit

der Beobachtung und Frische der Darstellung — ohne allerdings über einen gewissen guten Durchschnitt hinauszukommen — diese Erzählung aus dem Leben eines Baches und seiner tierischen und menschlichen In- und Anwohner, die deutlich durch den Dänen Svend Fleuron beeinflußt ist.

Sigfrid Siwertz, der vor mehr als zehn Jahren durch eine Übersetzung in Deutschland bekannt wurde, ist sicher unter den jüngeren Prosaerzählern das größte Formtalent. (Man könnte ihn vielleicht den schwedischen Thomas Mann nennen.) Mit einem respektablen, wenn auch keineswegs überwältigenden Kapital an dichterischer Erlebniskraft verbindet er eine Frische und Lebendigkeit des Vortrags, die manchen seiner zahlreichen Novellen eine unvergeßliche Prägung gibt. Er hat sich auch mit Glück im großen Roman versucht. Sein letztes Werk „Hem från Babylon" (Zurück aus B.) weist alle Vorzüge seiner liebenswürdigen Kunst. Es erzählt das merkwürdige Schicksal eines Ingenieurs, der mit einem philosophischen Schieber in Sowjetrußland Namen und Paß tauscht, dadurch Besitzer eines großen Vermögens wird, das ihn in stand setzt, in Paris ein Luxusleben zu führen, bis er durch seine Jugendgeliebte, nach mancher Irrung und Irrfahrt, in die alte Heimat zurückgeführt wird. Wie ausgezeichnet auch die Schilderung der Lichtstadt ist, unendlich schöner und menschlich reicher wirkt das, was der Autor über die schwedische Kleinstadt, an der der große Strom der törichten ruhelosen Welt vorbeigeht, zu sagen weiß, und ihrem stillen Wald- und Seezauber.

Dies ist auch der Fall bei dem stürmischen, hochbegabten C. A. Bolander, dem scharfe Kritik heimatlicher und europäischer Zustände die Feder führt. Ebenso wie in seinem früheren (bedeutenderen) Buch „Georg Vrede" erzählt er in „Kandidat Faust" die Geschichte der Enttäuschungen eines idealistischen jungen Menschen, der der heimatlichen Enge entflieht, aber auch in der großen weiten Welt nur das Allzumenschliche findet. Bolander versteht es, in ein paar Kapiteln einen wirklichen (und künstlerisch gestalteten) Überblick über die europäischen Unkulturverhältnisse zu geben und seiner Diktion ein für schwedisches Schrifttum überraschend schnelles Tempo zu verleihen, das seine besondere Eigenart ist. Dadurch fesselt sein neues Buch, obwohl es, bei aller Anerkennung muß es gesagt werden, doch nur eine mattere Umschreibung und Variierung seines früheren ist.

Gustaf Hellström, von dem vor Jahren einiges ins Deutsche übersetzt wurde, gab einen etwas bunten und ad hoc zusammengestellten Novellenband heraus, dessen beste Erzählungen auf schwedischem Boden spielen. Einzelne Sachen sind sogar hervorragend — die kleinere Kunstform liegt ihm sichtlich mehr als der mehrbändige Roman, in dem er nicht ohne einigen Erfolg sein Glück versuchte. („Dagdrömmar" und „En mycket ung man" — Tagträumer und Ein sehr junger Mann.) Nur die in Amerika sich abspielende, titelgebende Novelle „Olsson går i land" (O. geht an Land) macht eine scheinbare Ausnahme. Denn der Matrose, den nach einem stürmischen Jugendleben die Sehnsucht nach der Heimat und ihrer Stille und Reinheit zu grauenhaftem Verbrechen verleitet, ist so echt schwedisch wie nur einer. Mit amerikanischen Menschen aber kommt Hellströms feinziselierter Impressionismus nicht zurecht.

Dem begabten E. Norlind ist mit seinem Novellenbuch „Bland tiggare och tänkare" (Unter Bettlern und Denkern) ein seltener Wurf gelungen. Er verzichtet darin auf nationalen Stoff und erreicht doch volle künstlerische Gestaltung und plastische Lebendigkeit. „Bl. t. o. t." erzählt von den Schicksalen russischer Emigranten in London. In der besten Geschichte „Stroganoff" wird durch den Mund eines Aristokraten mit wehmütiger Heiterkeit und menschlich verstehender Ironie von allen Schrecknissen der russischen Revolution berichtet; es entsteht vor unseren Augen das lebende Bild der blut-, hunger- und flammenerfüllten Tragödie — deutlicher und eindrucksvoller noch als in Wassermanns „Wendekreis" (Bd. 1), das als beste künstlerische Darstellung dieses Themas gilt.

Man muß sich fragen, warum es Norlind anscheinend gelingt, die nationalen Schranken (die auch für einen Strindberg bestanden) zu verlassen und ins Rein-Menschliche unterzutauchen. Die Antwort ist: Weil eine tiefe Verwandtschaft zwischen der russischen und schwedischen Seele besteht: beide haben die Sehnsucht nach hohem Stil des Lebens und der Kunst gemeinsam, und beiden ist Monarchie und Aristokratie die adäquate Existenzform; sowohl Schweden wie auch Rußland haben diese, das eine Land durch extreme Demokratie, das andere durch extremen Sozialismus, verloren, und der Schmerz ist gemeinsam, gibt Verständigungs- und Einfühlungsmöglichkeiten.

Pär Lagerkvist, der einzige schwedische Expressionist von Bedeutung, publizierte ein Büchlein Novellen „Onda sagor" (Böse Geschichten), die wieder ein starker Beweis seines großen Talentes sind. Die Unruhe der Zeit und ihr Hoffen und Sehnen nach Erlösung findet eine gute Widerspiegelung in diesen kurzen Geschichten mit ihrem prägnanten Stil, der auf das Wesentliche ohne viel Umschweife losgeht. Ob nun Lagerkvist eine Jugenderinnerung erzählt (wie ihm durch einen Eisenbahnzug klar wurde, wie alles

Leben „ein sich Stürzen in Finsternis ist, die niemals endet") oder tragikomisch vom „Lift, der in die Hölle hinabfuhr", oder vom glücklichen und zufriedenen Leben eines vollkommen verkrüppelten Menschen — immer rührt er an tiefe Fragen menschlicher Existenz, die heute mehr denn je von der dunklen Wolke der Verzweiflung überschattet wird. Man legt dies Buch sicher nicht ohne das Gefühl aus der Hand, einen — künstlerisch übrigens belangvollen — Einblick in das groß-kleine Welttheater gehabt zu haben.

Hjalmar Bergman experimentierte nicht ohne Glück mit der schwierigen Form der Rahmenerzählung und bereicherte die schwedische Literatur, die an solchen sehr arm ist, um ein schönes Buch. „Eros begravning" (Die Begrabung des E.) ist eine Rahmenerzählung im engeren Sinne des Wortes, in der die Einzelnovellen Triebräder der Gesamtfabel sind. Gerade für den etwas blasierten Leser ist es eine Freude, dies Buch zu durchblättern, dessen erlesene Form glücklich durch einen graziösen und interessanten, hie und da auch frivolen Novellenkranz zum Ausdruck gebracht wird. (Nebenbei: es ist kein Zufall, daß gerade die einzige im Ausland, in Wien, spielende Novelle die matteste ist ...)

Indessen, im allgemeinen liegt Bergman solche ziselierte Arbeit fern. Seine Form ist der Roman. Er gab in einer Reihe von Romanen, die alle mit der gleichen Stadt, ihren Originalen, Tanten und Onkeln und mit Mitgliedern derselben Familien durch mehrere Generationen zu tun haben, einen wesentlichen, unpathetischen und ungeschminkten Durchschnitt durch schwedisches Leben, wie es wirklich ist. Er schreibt, wie Balzac (natürlich muß ich die Distanz betonen), die Geschichte der schwedischen Komödie, die ja eine ebenso menschliche und allzumenschliche ist wie die französische. Schicksale fallen und steigen, Lust folgt Leid, Leid auf Lust, oft sind beide Gefühle seltsam gemischt, Scharen von Menschen tauchen auf und vergehen — das ganze Chaos oder, wie andere meinen, der ganze Kosmos dieser kleinen Erdenwelt offenbart sich. Bergman verfügt über einen ausgesprochen maskulinen Humor, der auf illusionsloser Resignation beruht und fern allen hohen und hohlen Worten ist. Er weiß, daß Menschen nicht anders sind als Marionetten, die drahtgezogen klappernd hin und her springen, gleichsam von dämonischer Gewalt bewegt, und um seinen Mund liegt manchmal das tief ironische Lächeln des Verstehenden, aber doch nicht Verzeihenden. Sein letzter Roman „Jag, Ljung och Medardus" (Ich, L. und M.), der in dem so viel von Bergman geschilderten Wadköping spielt und sich sehr mit Mitgliedern der für ihn so interessanten Familie Arnfeldt beschäftigt, weist alle Vorzüge seiner halb humoristischen, halb gespenstischen Kunst auf, die persönliche Prägung hat und den erfreut, der zu ihr die richtige Einstellung gewinnt, — was allerdings nicht jedermann möglich ist.

An der Grenze von Schönliteratur und wissenschaftlichem Bericht steht Alfred Backmanns sehr interessantes Buch „Från det okändas värld" (Aus der Welt des Unbekannten). Der 1913 gestorbene Backmann war Arzt und hat sich als solcher viel mit psychologischen und okkultistischen Problemen beschäftigt. Die bekannte „Society for Psychical Research" in London ernannte ihn, nachdem sie eine eigene Kommission nach Schweden gesendet hatte, um Backmanns Angaben zu prüfen, zum korrespondierenden Mitglied, was immerhin als Beweis für die Glaubwürdigkeit dieses Mannes gelten kann. Leider hat später ein heimtückischer Presseangriff in der Heimat Backmann gehindert — seine Praxis wurde dadurch gefährdet —, seine Forschungen fortzusetzen und zu veröffentlichen. Nun wurden die Publikationen des Verstorbenen, durch einen Verwandten gesammelt, veröffentlicht. Die Phänomene, die Backmann, der übrigens ein Schüler von Charcot war, erzählt, sind höchst erstaunlich und können sogar einen berufsmäßigen Skeptiker wenn schon nicht bekehren — was Backmann gewiß nicht wollte, denn er selbst war kein überzeugter Okkultist — so doch sehr nachdenklich stimmen. Der Autor erzählt Geschichten von Hexen und Werwölfen, vom Erscheinen Gestorbener, prophetische Träume und zweites Gesicht, die er fast alle selbst erlebt hat — er war durch schottischen und finnischen Bluteinschlag dazu besonders auserlesen —, die man ohne weiteres für reine Phantasie erklären würde, kämen sie nicht von einem wissenschaftlich gebildeten — naturwissenschaftlich dazu — und kritischen Manne; er verbürgt sich stets für die Wahrheit seiner Erzählungen, und man hat keinen Grund, diese anzuzweifeln, zum mindesten nicht in subjektiver Hinsicht. Und andererseits will es doch schwer fallen, alles zu glauben ... Jedenfalls ist dies Buch ein interessanter Beitrag zu dem gerade jetzt so lebhaft umstrittenen Thema des Okkultismus. Vom literarischen Standpunkt aus ist zu bemerken, daß Backmann sich als guter Erzähler erweist, der trotz seiner etwas altmodisch schleppenden Art des Berichtens novellistische Hochspannungen hervorzurufen versteht.

Unter den auch für ein breiteres Publikum lesbaren wissenschaftlichen Büchern ragt das mit asiatischen Problemen und Reiseerinnerungen sich beschäftigende Buch von Rutger Essén hervor. Sein Werk „Mellan Östersjön och Stilla havet" (Zwischen Ostsee und Stillem Ozean) rollt den ganzen Komplex der asiatischen Fragen auf und beleuchtet die Tragikomödie

der russischen Revolution vom sibirischen Standpunkt aus. Man gewinnt wirklich tiefe Einblicke in eine ferne — allerdings vielen deutschen und österreichischen Kriegsgefangenen nur allzu vertraute — Welt, auf die die ungeheuren Erschütterungen des letzten Jahrzehnts nicht minder mächtig und zerstörend wirkten wie auf Zentraleuropa. Von besonderem Interesse ist, daß Essén viele Angaben Ossendowskis bestätigen kann, was vielleicht bei Entscheidung der Streitfrage, ob der Pole sich an die Wahrheit gehalten hat oder seiner Phantasie frei die Zügel schießen ließ, von Belang und Bedeutung ist. Deutlich wird auf jeden Fall, daß Ossendowski über die Dinge, die er berichtet, sehr gut, ja erstaunlich gut informiert gewesen sein muß. —
Überblickt man die Neuerscheinungen der schwedischen Literatur von 1923 — die hier angeführten sind natürlich nur die hervorragendsten Inseln aus einer mächtigen Bücherflut —, so muß man sagen, daß Fredrik Perssons „Släkternas arv" das menschlich und künstlerisch reifste Werk des Jahres 1923 war, das auch reichlich den für die neueste schwedische Literatur so wichtigen religiösen Einschlag besitzt; sonderbarerweise erschien in dem genannten Jahr kein Buch, das sich mit religiösen Fragen befaßt und als Kunstwerk zu werten wäre. Es mag damit zusammenhängen, daß die zwei jungen großen Talente, Ivan Oljelund und Agnes von Krusenstjerna, nur Gelegenheitsschriften im Druck erscheinen ließen. So kommt es, daß das dichterische Gestalten im großen und ganzen sich mehr in älteren Geleisen bewegt, was der Form zugute kommt, unter Verzicht auf Suchen nach neuen Erlebnissen und junger Weltschau, woran das deutsche Schrifttum so reich ist, das aber andererseits so selten wirklich beherrschte Form findet.

Arnhem (Holland) — Ernst Alker

Französischer Brief

Von Romain Rollands neuer Romanreihe ist der zweite Band: „L'été" (Paul Ollendorff, Paris) erschienen. Es ist hier oft ausgesprochen worden, daß Rolland in der großen Presse Frankreichs wenig Freunde besitzt; infolgedessen wird das Buch im großen und ganzen mit Stillschweigen übergangen. Trotz dieses Boykotts bleibt ihm seine Gemeinde treu, so daß auch in Frankreich ein Erfolg zu verzeichnen ist. Die Franzosen fügen sich selbst schweres Unrecht zu, daß sie ihren größten Epiker sozusagen totschweigen. Die nichtfranzösische Welt wird auch die neue Dichtung Rollands mit der Wärme aufnehmen, die ihm aus allen Ländern zuströmt; sie wird weiter in ihm den größten Menschengestalter Frankreichs erblicken.
Während im „Johann Christof" deutsches und französisches Lokal greifbar geschildert wurde, schweben in diesem Romanzyklus die Menschen sozusagen über der Landschaft und über den sozialen Schichtungen, glühen ihre brennenden Gefühlskräfte unmittelbar in unser Herz. Die beiden Heldinnen des Buchs, Annette und Sylvia, sind übernationale Frauengestalten, deren Schicksalsverschlingungen alle Länder gleichmäßig zu ergreifen vermögen. Aus dem Tiefsten ihres Wesens wächst ihr Handeln, Denken und Trachten heraus. Ich weiß keinen neuen Dichter männlichen Geschlechts zu nennen, der Frauenseelen so bis ins Letzte erfaßt hätte und ihre zartesten Verästelungen sinnfällig zu machen wüßte. Es gibt keinen Roman, in dem so eindringlich das Letzte und Verborgenste im Verhältnis zwischen Mutter und Kind gestaltet worden ist. Die Leser werden dadurch in ihrem Innersten ergriffen und zum Nachdenken über ihr Persönliches angeregt. Es ist ein Buch, das die Menschen besser macht. Nicht etwa, weil der Dichter sich didaktisch in Szene setzt, sondern weil er durch die Herausarbeitung letzter Tiefen uns dahin leitet, auch in den Beziehungen der Menschen untereinander das Schicksalmäßige zu begreifen. Die Tiefe der Charakterdarstellung ergibt sich auf die natürlichste Weise durch das reine Ethos, die epische Gestaltungskraft, den großen und leidenschaftlichen Atemzug des Dichters. Nichts Krampfhaftes, Unnatürliches, Modisches ist in dem Buch. Es ist ein Werk, das über unsere unselige Zeit hinweg noch Jahrzehnte die Menschheit beglücken wird. — Die deutsche Übersetzung erschien kurz nach der französischen Originalausgabe im Verlag von Kurt Wolff. Im ganzen hat Paul Amann das Buch flüssig übertragen, allerdings nicht ohne Entgleisungen. „Parfümiertes Reispulver" (S. 6) statt „Puder" ist grotesk. „Eine Zeit, wo", „eine gefahrlose Natur" (S. 394), „aber nie hat sich wer abhalten lassen" (S. 266), „Freund, Sie zerreißen mich" (S. 521), das ist nicht deutsch und auch nicht sinngemäß.
Romanreihen haben sich seit dem „Johann Christof" in Frankreich eingebürgert. Jacques Reboul, einst ein Weggenosse von Henri Guilbeaux, Vorkämpfer der keltischen Bewegung, beginnt im Verlag du Siècle unter dem Titel „Le Buisson du Feu" einen Zyklus I: „Le cavalier et la mort". Der Vierziger beruft sich auf die Jugendwerke von Barrès und d'Annunzio; aber sein Buch erinnert in Anlage und Aufbau mehr an den „Johann Christof". Den großen Absichten entspricht allerdings nicht ein gleich großes Können im Gestalten und in der Sprachbehandlung. — Im Verlag von J. Ferenczi hat Marion Gilbert in einem Roman „Celui qui reste" einen Gipfel der Unwahrscheinlichkeit erreicht: Ein Mann, dessen Frau irrsinnig ist. Die Tochter

Aline wird mit 17 Jahren von einem Opernsänger entführt. Darauf wird die Frau auf zwei Jahre gesund, gebiert eine zweite Tochter, die auch Aline genannt wird. Als sie 16 Jahre alt ist, wird auch sie entführt. Gleichzeitig kehrt Aline I mit einer Tochter Aline aus Amerika zurück; sie fordert, daß ihre Schwester Aline verstoßen werde. Der Vater verstößt aber Aline I mit ihrer Tochter. Da kehrt Aline II auch mit einer Tochter Aline zurück, und der Vater ist beglückt. Das Buch soll nicht humoristisch wirken.

„Les éditions de la nouvelle revue française", die jetzt Librairie Gallimard firmieren, haben in den letzten Monaten wiederum eine Reihe begabter junger Autoren ans Licht gebracht. Fernand Fleuret, bereits als Mitarbeiter der Zeitschrift bekannt, veröffentlichte unter dem Titel „Les derniers plaisirs, histoire espagnole" in historischem Kolorit einen Roman über Don Juans letzte Abenteuer, in dem der Kampf zwischen Körper und Geist leidenschaftlich gestaltet ist. — Ein neuer Name ist auch Armand Lunel. In seinem Roman „L'imagerie du cordier" ist ein farbiges Freskogemälde des Straßenhandwerkertums in Südfrankreich entrollt. Lunel hat damit ein neues Stoffgebiet in die Literatur eingeführt, das in allen seinen Schattierungen lebendig wird. Der originelle Roman bietet auch schöne Landschaftsschilderungen aus der Provence. — Marcel Arland debütierte mit zwei Büchern. „La route obscure" eine Reihe von Bildern, Gewissensprüfungen, ethischen Untersuchungen, die abschließen mit einem „Versuch zur Sammlung". Das kleine Büchlein zeigt einen ernsten jungen Menschen, der danach strebt, über sich selbst Klarheit zu gewinnen, der seine Beziehungen zu Gott und der Welt untersucht und umherirrt, weil er noch nicht weiß, wo er Anker werfen soll. Marcel Arland ist aufgewühlt durch die unselige Gegenwart, verliert sich unter der Wirkung der Psychoanalyse in Selbstverachtung. Das tritt in seinem ersten Roman „Etienne" erschütternd in Erscheinung, der Erzählung eines kranken Kindes, über die der Lehrer berichtet. Voll eindringlicher Wucht ist das düstere Leben Etiennes gestaltet. Leider ist in die Schicksalsgeschichte des Knaben noch eine Liebesgeschichte der Mutter hineingeflochten, durch die einerseits Etiennes Charakterentfaltung verunklart, andererseits das Schloßleben allzu tragisch gefärbt wird. Immerhin ist das Buch eine starke Talentprobe. — Louis Aragon gehört jenem Kreise französischer Jugend an, die in mehr oder minder geistreichen Paradoxen ihre Kräfte stählen. „Ich habe nie etwas anderes gesucht als den Skandal ... mir ist alles Wurst ... Wenn es einen Teufel gibt, so ist das Gottes Schuld". Aragon gefällt sich in Thesen und Antithesen. Er stürzt Götter und setzt den Philister auf den Thron. Er versteht wie der beste Dadaist zu verblüffen durch Umkehrung alter Werte, durch amüsante Plötzlichkeiten. Seine unter dem Titel „Le libertinage" vereinigten, rasch hingeworfenen novellistischen, dramatischen und essayistischen Entwürfe sind von blasphemischem Zauber, schlagen dem bürgerlichen Empfinden ins Gesicht. Zuweilen, wie in „La demoiselle aux principes" und „L'armoire à glace, un beau soir" tollen Shakespearesche Einfälle aus ihm heraus. — Ein älterer Schriftsteller, Jean Barriot, hat, wie schon in früheren Büchern, in „L'Homme qui avait un remords", alte Legendenstoffe verarbeitet, in denen er von neuem seine epische Kraft und besonders seine intensive Gabe in der Darstellung von Gewissenskämpfen bewährt.

Der 1922 mit dem Balzac-Preis ausgezeichnete Schriftsteller Emile Baumann veröffentlichte im Verlag von Bernard Grasset unter dem Titel „L'anneau d'or des grands Mystiques" historische und psychologische Charakterbilder der großen Mystiker vom heiligen Augustin bis Katharina Emmerich. Auch dies Buch ist ein Dokument für den Einfluß von Freud in Frankreich. Das sinnliche Grundelement des christlichen Märtyrertums ist in allen Gestalten herausgearbeitet. Die physiologischen Voraussetzungen und die psychologischen Auswirkungen sind in allen Porträts scharf und klar entwickelt. Das Werk ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der christlichen Mystik.

Für alle Verehrer von Anatole France ist das bei Crès & Cie. erschienene Buch „Anatole France en pantoufles" unentbehrlich. Jean Jacques Brousson hat auch etwa 400 Seiten Gespräche mit dem Meister und Anekdoten aus seinem Leben zusammengetragen: Anatole France, wie er saß und ging, wie er aß und bei und nach dem Essen im intimsten Kreise sich frei und unmittelbar äußerte. Allerdings zeugt es mehr gegen als für Anatole France und macht die starke Ablehnung verständlich, die er nach dem „Temps" vom 1. Januar in allen Kreisen der Jugend findet. Das Buch gibt mehr als eine streng philologisch gearbeitete Biographie.

In Frankreich streben alle führenden Staatsmänner nach literarischen Lorbeeren. Als der jetzige Ministerpräsident noch in seinen politischen Anfängen stand, hat er ein Buch über „Madame Récamier et ses amis" geschrieben. Es war seit langem vergriffen. Im vorigen Jahr hat er diese Jugendarbeit umgeformt und erweitert. Sie ist kürzlich in neuem Gewande von Payot in Paris herausgegeben, eine glänzende historische Leistung, die lebensvolle Porträts von Frau von Staël, Benjamin Constant, Châteaubriand, Ampère, Barante, Sainte-Beuve, Prinz August von Preußen und vor

allem der Heldin bietet, um die sich diese Schar erlesener Geister gruppierte. Herriot erweist sich als ein Historiker, der mit freiem Blick die Vergangenheit beurteilt und den gewaltigen Stoff großzügig gruppiert. Das Werk ist in blendendem Stil geschrieben.

Der Verlag Crès & Cie. hat die Memoiren von Boni de Castellane „Comment j'ai découvert l'Amérique“ herausgegeben. Es ist die Geschichte eines jungen Franzosen aus altadligem Geschlecht, der mittellos nach Amerika fuhr und nach wenigen Monaten sich in Neuyork mit der reichsten Erbin des Landes verheiratete. Nach einigen Ehejahren erfolgte die Scheidung. Das spannende Buch entrollt ein Gesellschaftsbild aus den höchsten Kreisen der internationalen Welt.

In „La Collection de litterature ancienne française et étrangère“, die Pierre Mac Orlan im Verlag der „Renaissance du livre“ herausgibt, erschien kürzlich Grimmelshausens „Simplizissimus“. Als neuester Band wurde veröffentlicht die gänzlich verschollene „Histoire de la Dragone, contenant les actions militaires et les aventures de Geneviève Prémoy sous le nom de Baltazar“, eine pikardische Jungfrau von Orléans, die von Ludwig XIV. mehrfach mit hohen Ehren ausgezeichnet wurde. Ihre Lebensschicksale, die Georges Girard neu bearbeitet hat, lesen sich wie ein spannender Abenteuerroman, der in Deutschland schon deshalb interessieren wird, weil diese Heldin auch gegen die Pfalz gekämpft hat. Dem Buch ist ein Bildnis der Abenteuerin nach einem alten Stich beigegeben. Im gleichen Verlag erschien eine neue Bacon-Ausgabe, für die A. Tralucco eine vorzügliche Einleitung geschrieben hat.

Im Verlag „Les Presses universitaires“ erscheint seit kurzem eine Zeitschrift: „Les cahiers du mois“, die Fr. und A. Berge leiten. Jedes Heft bildet, wie einst „Les cahiers de la quinzaine“ von Charles Péguy, ein abgeschlossenes Ganzes. Heft 6 war Deutschland gewidmet. Den Hauptteil nahm die Übersetzung von Sternheims „Busekow“ ein; im Anhang Berichte über die deutsche Literatur der Gegenwart, sowie über neue deutsche Bücher von Benoist Méchin, Maurice Betz, Michel Chaudun, Camille Schneider, Raoul Besançon, François Durand, André Desson, die alle guten Einblick in das moderne Deutschland besitzen. Ein früheres Heft ist Géricault gewidmet. Raymond Régamey verfaßte für diese illustrierte Sondernummer einen vorzüglichen biographischen Text. — „Les Tentatives“ (Chambéry) haben Stendhal eine Sondernummer gewidmet; sie enthält unveröffentlichte Tagebuchblätter aus dem Jahre 1806; einen für Deutsche hochinteressanten Beitrag „Stendhal et l'Allemagne“ von Christian Sénéchal; ferner „Stendhal et la Dauphiné“ von Gabriel Faure; „Stendhal et Taine“ von Emile Beuf; „Stendhal devant l'Arrivisme et les intrigues de Cour“ von Renée Dunan u. a. m. — In „Les cahiers idéalistes“ erschien ein Charakterbild Norman Angells von Pierre Larivière; Schneeberger schrieb über katalanische Probleme, Henri Guilbeaux über den Marxismus, eine entschiedene Ablehnung Anatole Frances von Edouard Dujardin. — „L'esprit nouveau“ hat im letzten Heft sich eingehend mit Deutschland beschäftigt. Geistreiche Gegenüberstellungen von altertümelnder und moderner Architektur. Ein Aufsatz von Gropius über den neuen Geist in der deutschen Architektur; ferner ein Aufruf für das Bauhaus in Weimar. Das Blatt verdient die Beachtung der Deutschen. — „Le Mercure de France“ dagegen verharrt eigensinnig in seiner scharfen Ablehnung alles Deutschen; er hat seine Berichterstattung über deutsche Literatur noch nicht wieder aufgenommen und ist mit der „Action française“ und der lausanner „Semaine littéraire“ ein Blatt, das auch heute noch von Boches spricht. Ambroise Got, Gustave Fuß-Amoré und Maurice des Ombiaux schilderten letzthin ihren Lesern von verschiedenen Standpunkten aus die deutsche Gefahr, die das arme Frankreich mehr denn je bedrohen soll. Die Zeitschrift gewinnt immer mehr den Charakter eines Parteiorgans des nationalen Blocks und veröffentlicht viele politische Beiträge. John Charpentier äußerte sich im Novemberheft sehr zurückhaltend über Anatole France. Bienstock schrieb über Dostojewski und Balzac; Henry Massoul über François Prétrarque; von Ronsard erschien eine unveröffentlichte Rede. — In „La Revue de Genève“ erschien ein schöner „Chant funèbre pour les morts de Verdun“ von Henry de Montherlant. Das Blatt, das sich tapfer für übernationale Zusammenarbeit einsetzt, hat die ältere „Bibliothèque universelle“ in sich aufgenommen. — Das Dezemberheft der „Nouvelle revue française“ ist dem Andenken Joseph Conrads (1857—1924) gewidmet. Der polnisch-englische Schriftsteller, der dem Gide-Kreis nahestand, hat in Frankreich ein großes Publikum. Jean Aubry, André Chevrillon, Edouard Estaunié, John Galsworthy, André Gide, J. Kessel, Paul Valéry widmen ihm Nachrufe. Otto Grautoff

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Wendel von Euw. Ein Roman. Von Meinrad Inglin. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 215 S.

Seinem ersten Roman, der von schmerzhafter Dialektik erfüllten und breit gewordenen „Welt in Ingoldau" hat der Schweizerdichter Meinrad Inglin den schmalen Band eines zweiten Romans folgen lassen: „Wendel von Euw". Man kennt den Stoff dieser Romane: Aus der Weltstadt, aus Berlin kehrt der junge Mann heim, in die Kleinstadt zurück. Es ergeben sich ihm drei Möglichkeiten: Er versinkt in das kleinstädtische Bürgertum und dessen Wertungen zurück, er rettet sich durch die Flucht, oder er erlebt den Glücksfall, sich mit Hilfe eines großen, liebenden Menschen eine Insel inmitten des Unwichtigen zu schaffen.

Dahin führt Inglin seinen Helden. Auf Wegen, die nicht immer deutlich zusammenhängen.

Vieles erinnert an Spittelers kleinen Roman „Imago". Hier wie dort dieselbe Schicht bildungseifriger Bürger. Auch da die Tragik der wurzeldürr gewordenen Geistigen. Auch da die oft knabenhaften Streiche des hochmütig Zurückgekehrten, den vergebens die prächtig harte Mutter an den richtigen bescheidenen Platz zu stellen versucht. Auch da die reife Schönheit einer Frau Direktor, die anbetungswürdig über dem kleinen Kreise steht. (Daß uns Inglin nach einer wundervollen, leidenschaftlichen Szene die schlecht gemachte Komödie der Schießerei um diese Frau nicht erspart, ist bedauerlich!) Auch hier wie in der „Imago" ein Dichter, der in dieser Welt nicht atmen kann. Freilich, Inglin ist ohne den Welttrotz Spittelers. Er hat Humor. Den Dichter läßt er nach einer Trinkerei von alemannischer Groteske sich in den Strick hängen. Den Helden aber rettet die Treue eines Weibes, das aus häßlichem berliner Norden ihn suchen ging. Gereinigt wird sie ihm Begleiterin auf dem Wege zur Vita nuova. Ist das nicht Hauptsinn jedes Romans, von diesem Wege zu erzählen? Es kann nicht geleugnet werden, daß es Inglin nicht überall gelungen ist, diesen Weg glaubhaft zu machen. Dennoch ist man erstaunt über das gewachsene Können! Von außerordentlicher Schönheit, und das zwingt zum Aufhorchen, ist die Darstellung des Hintergrundes der Tages- und Jahreszeiten. Ein herrliches kosmisches Gefühl bricht in das Geschehen, läßt das Kleine groß werden und verbindet reiches und dürftiges Schicksal mit der ergreifenden Kraft des Weltalls. Der letzte Sinn des Alls aber erscheint dem Dichter Inglin als göttliches Licht. – Nach dem zweiten Roman eines Dichters stellt sich die Frage, ob er zu denen gehöre, von denen wir Wertvolles zu erwarten haben. Nach dem Ausweis dieses Romans dürfen wir für Inglin diese Frage bei allen Einwendungen getrost bejahen.

Zürich — Ernst Aeppli

Die Toten klagen an. Von Erich Lilienthal. Berlin 1924, Pyramidenverlag Schwarz & Co. 64 S.

Vier Jahre. Von Eduard Lachmann. Darmstadt 1924, Litera A.-G. Verlag. 171 S.

Napoleons Fall. Von Arnolt Bronnen. Berlin 1924, Ernst Rowohlt. 83 S.

Diese drei Bücher, die vom Kriege handeln, nehme ich zusammen, weil sie typisch und drei Stufen des Bücherschreibens sind: Kolportage — Dilettantismus — Dichtertum. Der anmaßende Titel Lilienthals: „Die Toten klagen an", berechtigt zu nichts von seinem Inhalt. Agitationskitsch für Völkische, mit der Wertlosigkeit des Wortschwalls. Undichterisch bis in die Wurzel. Nummer X-tausend und eins. Es ist weiter nichts zu sagen darüber. Lachmann ist ernster. Vier Jahre sind vier Kreise, die einen Menschen eingeschnürt haben. Vier Jahre sind vier Klammern, die Herz und Hirn einkeilten in die Entsetzlichkeit des Krieges und in die Schönheit des Aufatmens in Morgenröten. Das wissen wir alle so gut wie Lachmann und im Grunde hätte er es nicht noch einmal zu sagen brauchen. Wie er es sagte, macht den Dilettanten. Die Größe wächst nicht aus dem Wort, sie bleibt gefangen zwischen den Sätzen. Das Ungeheure springt nicht auf aus Gesichten und Visionen. Es bleibt in der Wirklichkeit der Kriegsjahre haften. Lachmann hat es nicht gelöst. Ehrlich gemeint, hat er seine Erlebnisse der Folge nach hergesagt. Bleibt der Dichter Bronnen. Der Gestalter, der Visionär, der Schöpfer. Die Schlacht von Waterloo, die entsetzlichen, grauenhaften Stunden zwischen Morgen und Abend, in denen ein Schicksal entschieden wird. Drei Menschen, drei Heere: Napoleon und die Franzosen — Blücher und die Deutschen — Wellington und die Engländer. Ein urhaftes Gesicht von Mord und Krieg, von bangem, atemberaubendem Warten auf Wellington, von Roheit und tierischer Brunst um ein Weib auf Belle-Alliance. Mit der Herrschsucht des Dichters über Geschichte, mit der Besessenheit der Vision. Zusammengepreßt sind Geschehnisse von Sein oder Nichtsein in den Rhythmus einer bohrenden, die Dinge im Kern umkreisenden Sprache. Bronnen wittert das Wesentliche, das Symbolhafte. Alles Nebensächliche zerfällt vor dem Brennen seines Auges. Gehirn ist manchmal mehr da als Herz; aber als Wort stößt es uns ins Blut. Der Atem ist heiß und die Hände, die das schrieben, sind zitternd noch, vom Wühlen im Dunkel, im tausendfach zerflossenen Blut auf dem Schlachtfeld. Das macht manchmal zu nah uns den Blick, zu hart den Riß. Aber aus diesem Buch wächst etwas vom Mythus des Krieges.

Berlin — Guido K. Brand

Auferstehung. Eine Legende aus der Wahrheit des Krieges. Von Hermann Schützinger. Leipzig 1924, E. Oldenburg. 232 S.

Von manchen Dichtern hörte ich, daß sie durch Kritiken gefördert worden seien und daß sie für ihre Arbeit Nutzen daraus gezogen haben. Von Schriftstellern und Literaten ist mir dies noch nicht zu Ohren gekommen. So viel über Kriegsliteratur schon geschrieben worden ist, so wenig ist es scheinbar auf fruchtbaren Boden gefallen. Jeder, der irgendein Erlebnis im Kriege gehabt hat, scheint es irgendwie offenbaren zu müssen. Des ehrenwerten Hermann Schützingers „Auferstehung" ist weiter nichts als eine jener überflüssigen Darstellungen nackter roher Erlebnisse. Vom Mythus des Krieges ist kein Hauch zu spüren.

Berlin — Guido K. Brand

Heimat in Ketten. Roman. Von Rudolf Haas. Leipzig 1924, L. Staackmann. M. 3,– (4,50).

Rudolf Haas, dem wir die drei prächtigen Triebl-Romane verdanken, hat sich mit seinem neuen Buch ganz in den Dienst der vaterländischen Sache gestellt. Er schildert die große äußere Not unserer deutschen Heimat und zugleich diejenige, die unser Volk im Innern durch Parteihader, Neid, Mißgunst

und Gewinnsucht bedroht, in glühenden Farben und mit einer Wärme, die ans Herz greift. Als Schauplatz hat er die kleine Stadt Eger gewählt, die unter der Fremdherrschaft der Tschechen Schwerstes zu erdulden hat. Die eigentliche Romanhandlung, das Schicksal von vier für die Heimat begeisterten Freunden, tritt dabei, trotzdem es lebhafte Spannung erweckt, doch mehr und mehr zurück gegenüber dem großen Ganzen, um das es geht. Das hebt das Buch ins Typische und macht es zu einem Werk, das alle angeht, denen das Wohl und Wehe und die Zukunft unseres Vaterlandes am Herzen liegt.

Frankfurt — Richard Dohse

Das Testament. Roman. Von Arnold Ulitz. München 1924, Albert Langen. 356 S. M. 5,— (8,—).

Daß dieses Buch einen Augenblick lang „aktuell" war als Utopie einer möglichen, hoffentlich überwundenen deutschen Zukunft (was bedeuten schon ein paar Jahre Inflation im Tempo einer Völkerentwicklung, die nur auf dem Zeitgenossen träge lastet?!); daß es als Menetekel eines Geistigen erschien, mit dem Saft eines blutenden Herzens amerikanischem Siegerkapitalismus an die Wand gemalt: — dies alles, in der geistigen Kühnheit, der Tiefe des Blicks für Wesentliches bewundernswert, bleibt letztendlich gleichgültig für Wert und Urteil. War bedeutsam nur als Möglichkeit, dem Buch bei entsprechender Reklame Leser zu sichern, die Autor und Verlag verschmähten.

Das Geschehnis, so bizarr und phantasiereich es sein mag, ist nur thematischer Anlaß, auf ihm die unendlichen Varianten weltanschaulicher und welteinfühlender Melodien aufzubauen. Dieses Thema von wenig Takten, verborgen in den Arabesken meisterhafter Variationstechnik, lautet: ein „mögliches" Deutschland nach dem Kriege, verarmt, verfallen, Volk von Heloten, Provinz amerikanischen Kapitals. Als dessen Zwingburgen eine: Monstrehotel, ein Städteviertel umspannend und verschlingend, Denkmal Baals aus Eisen, Marmor, Prunk. Karawanserei der Nichts-als-Geldmänner, geiler Weiber; Stätte der Tanztourniere, bei denen die Besiegte wie im Märchen auf durchgetanzten Schuhen tot zu Boden sinkt. In diesem dance maccabre ein deutscher Dichter und ein deutscher Musiker, berühmteste Namen einst, ehe der große Wahn ausbrach. Kellner der eine, Automat, des Winks gewärtig an der Marmorsäule; der andere Tastenklopfer für die Verdauung satter Bäuche. Letzte Möglichkeit einer Existenz unter amerikanischem Namen. Man kennt hier nur den Kellner Fennymoore, Michael Keith blieb draußen auf der Strecke, wo Weib und Kinder, verhungert und verdorben, irgendwo verscharrt sind.

Dies alles — Kolportage im Stoff, nicht in der Behandlung — erfährt der Leser stückweise aus den stummen Monologen dieses Dichter-Kellners Fennymoore; das ganze Buch ist seitenweise nichts als ein Flimmerband eines erregten, geschundenen Gehirns, das traumhaft im Körper eines Automaten abläuft. Verzweiflung, Anklage, Schmerz, ohnmächtiger Hohn, in Satzgebilde von höchster rhetorischer Kraft, von lyrischer Süße des Gefühls gebannt, rechten mit dem Unausdenkbaren, dem Unaussprechbaren, überstürzen sich wie ein Krampf in höchster Raserei der Wortgebilde. Äußeres Geschehen, der Betrieb des Hotels, das Unten und Oben, das Draußen und Drinnen, Sklaven-„Stall" und Prunksaal, Tun und Gespräch der Gäste: — alle diese äußersten Gegensätze sind in einem Neben- und Ineinander, in ihrer schmerzhaften Reibung, ihrem stumpf-traumhaften Vorübergleiten mit meisterlicher Hellsichtigkeit für psychische Möglichkeiten erschaut, gepackt, in eine unheimliche Lebendigkeit und Bildhaftigkeit hingesetzt. Ein Formloses, Chaotisches (letzte Nervenzuckungen unter der Peitsche unmöglichen Schicksals) findet seinen Ausdruck in einem scheinbaren Chaos der Form, die, rückwärts besehen, ihre sicheren Maße und Zäsuren hat. Aus tausend Fetzen der Momentaufnahme gefügt: — die Idee vom Wesen dessen, was man, intellektuell ausgedrückt, den „deutschen Geist" nennt.

Diesem rasenden Kampf der Ohnmacht und Erloschenheit eines Künstlers, dem auch das angebotene und ausgeschlagene amerikanische Geld die Schöpferkraft nicht wieder geben könnte, folgt als Schlußkapitel ein, wenn man so will, „versöhnender Abgesang": Fennymoore-Keith, mit erfrorenen Händen, ein langsam Verlöschender, dem Leben Versöhnter, bei Freunden in ländlicher Gegend. Schreiben kann er nicht mehr, „dichten" will er nicht mehr, so erzählt er gütigen Menschen Erlebtes, die Geschichte von Pim, dem Knaben, seinem letzten, verschwundenen Kinde. Geschichte einer Menschwerdung und Welteroberung. Die schlichte Epopöe von den animalischen Freuden des Da-Seins. Sie zählt zum Zartesten und Empfindsamsten, das irgendwo, soweit ich sehen kann, geschrieben wurde.

Wir haben in den letzten Jahren manche „Bücher dieser Zeit" empfangen. Keins, das dem Kern des deutschen Wesensproblems näher käme.

Hamburg — Fritz Ph. Baader

Wirren und Wunder. Novellen. Von Alfred Bock. Leipzig 1924, J. J. Weber. 195 S.

Sechs Geschichten aus dem Alltag deutscher Menschen werden in diesem Buch erzählt. Die Wirren und Wunder, welche die unlösbare Verflechtung des inneren und äußeren Lebens jeden Tag aus unerschöpflichem Born ans Licht steigen und Schicksal spielen läßt, geben diesem Alltag sein bei aller scheinbaren Gleichförmigkeit schier stündlich wechselndes Gesicht, vor dem der Mensch erschrickt und zugrunde geht, oder an dessen Unerbittlichkeit er sich erzieht und zur Lebenstüchtigkeit erwächst. Es ist in jedem Einzelfall anders, und auch darin liegt jene unfaßbare Gesetzmäßigkeit, deren Ahnung die Grundlage des künstlerischen Schaffens bildet. Dieses hier gleicht dem eines Holzbildschnitzers, der das entstehende Werk vor seinem strengen, an der Wirklichkeit diesseitigen Lebens geschulten Blick hin und her wendet und mit sicherer Hand und scharfem Stichel bearbeitet, bis das Entstandene, von allen Seiten kühl betrachtet, keinen Anlaß mehr zu Bedenken gibt, bis es der Vorstellung, die im Innern des Künstlers aufgewachsen war, wie ein Zwilling gleicht. So verfährt Alfred Bock mit allen seinen Gestalten, ob sich's nun um Mütter handelt, die, immer in anderer Weise, ihren Kindern leben oder sterben, oder um Liebende, die aneinander sich entfalten oder vergehen, oder um Eheleute, die trotz aller Schicksalsschläge sich wiederfinden oder trotz aller günstigen Fügungen voneinandergetrieben werden. Sie sind alle, diese Männer und Frauen aus Stadt und Land, diese Jünglinge und Mädchen verschiedener Zeit, nicht ersonnen und im Feuer der Phantasie geformt, sondern mit dem magnetischen Spiegel realistischen Dichtertums aus dem Leben herausgeholt und nach den Einsichten, die der Dichter selbst in dieses Leben genommen und gewonnen hat, mit dem ganzen Ernst schöpferischer Verantwortung gestaltet worden. Herb wie plastische Bildwerke aus dunklem oder hellem Holz prägen sie sich aus dem Gang der Erzählung heraus und dem Gedächtnis des Lesers ein, wie sonst nur lebendige Wesen es vermögen. Das ist das Geheimnis der Kunst, in deren Übung

Alfred Bock mit diesem Buch einen neuen Triumph über die Vergänglichkeit des Irdischen und über allen Zufall dieser Welt errungen hat.

Kassel Will Scheller

Der Weg zu Oswalda. Eine Erzählung. Von Franz Karl Ginzkey. Leipzig 1924, L. Staackmann. 136 S.

Die Blinde hat schon vielen Erzählern ein feines Motiv geliehen: Dickens, Bulwer, Synge. Mit gesunden Nerven und einem gesteigerten Tastsinn begabt, aber beraubt des edelsten Sinnes, überläßt sie sich mit einer fast behaglichen, oft sogar verklärenden Resignation der Fürsorge anderer und weckt dadurch in empfänglichen Seelen einen ungewöhnlichen Zartsinn. Das Eigenartige an Ginzkeys Novelle besteht nun darin, daß nicht die Blinde selbst, sondern ein von ihr beeinflußter Mann in den Brennpunkt des Interesses gerückt ist. Gernold, ein Verlagsbuchhändler auf seinem Landsitz, hat es mit mehreren Frauen sehr unglücklich getroffen; seine Mutter, seine erste Gattin und die eines Freundes haben sich untreu erwiesen und ihn dadurch um alles Vertrauen auf die mitempfindende Hälfte der Menschheit gebracht. Mit dem geistigen Auge sieht er keine Sonne mehr — Oswalda nur mit dem leiblichen. Er ist bemitleidenswerter als sie, die sich an Blumen durch den Garten tastet und an der Musik zu erheben vermag. Unfähig, ihn zu betrügen, und sehr fähig, ihn zu beglücken, ist sie die Seine geworden, und wie das kam, berichtet er selber — mit innerlichster Erschließung — einem ihn besuchenden Jugendkameraden. Tiefe Herzenseinblicke belohnen den Leser, und die Seelenlosigkeit vieler moderner Frauen mit bestechenden Anstandsmanieren und Geistesreizen bildet einen vielsagenden Hintergrund.

Wohlgeformt und überzeuglich entwickelt sich die Handlung. Etwas mehr Erklärung der untreuen Weiber und der ahnungslosen Männer, etwas farbigere Umwelt und eindringlichere Zeitausmalung konnten die hübsche Geschichte zur genialen steigern.

Berlin Alois Brandl

Hugo. Tragödie eines Knaben. Von Ludwig Winder. Wien-Leipzig-München 1924, Rikola-Verlag. 246 S.

In „Kasai" war die Ekstase des Pragers noch gebunden, ging ein ins halberstarrte Schema expressionistischer Wortfügung. Dann kam der freie, glühende Ausbruch in „Die jüdische Orgel", erschütterndem Ruf aus Juda, gnadenlos gestürzt in Verzweiflung, doch am Ende ruhend in grundlos-tiefer Gläubigkeit. Nun „Hugo".

Das Thema erster Seiten der „Jüdischen Orgel" wird hier beherrschend: Einbruch der Pubertät in vereinsamtes, schmerzlich versonnenes jüdisches Knabentum. Und Einbruch wirkt volle Vernichtung. Ein hochgebauter Kinderglaube an reine Grundartung des Lebens jenseits alles Sinnlichen geht in Trümmer.

Gehüllt in diesen schützenden Glauben ist Hugo Bandler, Sohn unvermögender Eltern, dreimal guten Willens, die Welt zu versuchen, dreimal bricht er hin vor der nackten, enthüllten Sinnlichkeit. Und beim drittenmal scheint seine Kraft versiegt, sein Wesen gebrochen.

Den Turnlehrer, frauenhaft eleganten Schönling, ertappt er bei Knabenliebe, treibt ihn durch Drohung der Anzeige von Amt und Brot in amerikanisches Messerputzerelend. Der Wirtin, die er von seinem Mitmieter brutalisiert sieht, will er sein Mitleid antragen. Da beobachtet er nachts, wie sie zu jenem ins Bett schlüpft. Eine reiche Dame, als Frau im Verblühen, deren Mann ihn in freie Kost und Wohnung genommen, will seine unberührte Jugend versuchen. Ergibt er sich ihr? Es bleibt im ungewissen. Jedenfalls scheint der Frühreife am Ende. Seine Sensibilität vermag die Häßlichkeit der sichtbar-sinnlichen Existenz nicht zu ertragen.

Geruhigter im Ton als das vorige Buch, ist auch dies dunkle Seelenklage. Dort waren abgebrochene Schreie, hier ist gemessen geleiteter Bericht. In einer weichen, vollen, doch sicher gegrenzten Prosa. Jedes Wort in Fülle und am gebührenden Ort.

Und endlich sei's einmal summierend ausgesprochen: Es scheint einigen Jungen ein neuer Prosastil sich zu bilden, ein Stil, der Abwehr bedeutet gegen die aufgelöste Gegenwart, allem Sentiment sich weigernd, gefühlskarg, knapp und doch von gepreßter Fülle, nur berichtend, kaum reflektierend, auch das Abgründigste, äußersten Exzeß (meist im Sexuellen) nur so hinsagend, gehalten bis zur Grausamkeit. In Konsequenz schaltet sich der Erzähler schließlich so restlos aus, daß etwas Chronikartiges entsteht, wie von den Ereignissen selbst gezeugt. Dokumente sind bisher außer „Hugo" etwa: Arnolt Bronnen: „Septembernovelle", Hermann Ungar: „Die Verstümmelten", Gerhart Pohl: „Tagebuch merkwürdiger Verführungen". Wird hier ein neuer Naturalismus? Dann wäre es ein phantastisch erhöhter.

Berlin Werner Schickert

Not der Liebe. Roman. Von Hans Harst. Bad Rothenfelde (Teutoburger Wald), Holzwarth-Verlag. 232 S.

Ein münchner Roman. Die Isarstadt steigt auf, man füllt den Rahmen des Buchs mit eigener guter Erinnerung. Denn aus sich ist es unvermögend.

Ein teutscher Jüngling, aus Halle, „studiert" in München, nämlich die Frauen. Bis er — Lues II davongetragen. Trotzdem schreitet er, wie Autor versichert, ungebeugt in ein neues Leben, „heilige Sehnsucht" in den Augen, der Frau entgegen, die „seiner Liebe Not entsühnen" wird. Möge er.

Voraussetzung allen Schreibens fehlt: geistiges Bewußt-Sein, das regulierend wirkt. Hemmungslose Gefühlsverschwommenheit. Gehalt ist ersetzt durch Sentimentalität, in falsch getragenem Ton uns präsentiert. Zuckerkand für Backfische jeglichen Geschlechts und Alters. „Ideale" werden dem unerschöpflichen Fundus an Gemeinplätzen entnommen. Und das Fatalste: Ein junger Mensch steht fühlbar hinter allem, aber eben ein Durchschnittsmensch, künstlerisch ohne eigene Potenz.

Berlin Werner Schickert

Das Jahrbuch deutscher Erzähler 1925. Herausgegeben von Robert Walter. Mit acht Porträtzeichnungen von Willi Lange. Hamburg 1924, Vera-Verlag G. m. b. H. 302 S. Geb. M. 6,—.

Der gut ausgestattete Band umfaßt acht Erzählungen verschiedenen Umfangs und, wie bei solchen Sammlungen unausbleiblich, verschiedenen Schwergewichts. Willy Seidel, Josef Ponten und auch Johannes Schlaf haben sich die Sache sehr leicht gemacht und offenbar beigesteuert, was gerade zur Hand lag; diese Skizzen zeigen ihre Verfasser nicht und bedeuten auch an sich wenig. Die deutsch-böhmische Geschichte von Karl Hans Strobl ist schon viel charakteristischer, sie ist ein Bild der Umwelt, in der Strobl sich auch sonst literarisch bewegt, mit gut gezeichneten Typen. Hans Friedrich Blunck gibt den Entwurf zu einem Roman; diese „ewige Unruhe" verlangt breite, einläßliche Darstellung, bleibt aber freilich auch in dieser Zusammenpressung ergreifend. Rudolf Huch hat umgekehrt aus einem kargen

Stoff eine lange geschichtliche Novelle gemacht, weil ihn das Drum und Dran unterhielt; aber die hübschen Einzelheiten, mit allerlei archäologischen Schnörkeln vorgetragen, wirken. So ungefähr der äußerste Gegensatz zu diesem langsam vorschreitenden Stück aus alter Zeit ist die verrückte Geschichte „Die Amazone" von Kasimir Edschmid, ein im Galopp vorüberrauschendes Gewalterlebnis aus dem Randstaatenleben der Nachkriegszeit. Man fragt vor diesem filmhaft abrollendem Werkchen weder nach innerer noch äußerer Wahrscheinlichkeit, sondern legt es zum Schlusse verblüfft aus der Hand. Der Herausgeber wird freilich jeden Leser von Anfang an für sein Buch gewinnen, denn er hat die reichste, dichterisch am stärksten erfüllte, noch dazu mit schalkhaftem Humor gesegnete Erzählung an den Anfang gesetzt: Liebesdienst von dem prachtvollen alten Wilhelm Fischer in Graz. Dies ist eine mit völlig altmeisterlicher Reife vorgetragene, vom Goldglanz der Weisheit verklärte Novelle, der man nicht Unrecht tut, wenn man ihren Schöpfer einen echten Nachfahren Gottfried Kellers nennt.

Berlin — Heinrich Spiero

Ein fremder Mensch und andere Novellen. Von Philipp Langmann. Wien 1923, Rikola-Verlag. 285 S.
Der Akt Gerenus und andere Novellen. Von Philipp Langmann. Wien 1923, Rikola-Verlag. 255 S.

In diesen beiden Bänden liegen neben zwölf bereits in den „Verflogenen Rufen" und in „Wirkung der Frau" veröffentlichten Novellen elf neue novellistische Schöpfungen Langmanns vor. Die Tradition der deutschen Novelle von Kleist bis Conrad Ferd. Meyer liegt dem formalen Bau dieser Erzählungen zugrunde, eine Kunst, die zum typisch Novellistischen, dem zuchtvollen Aufbau einer in sich geschlossenen Eigenwelt aus der Einheit des Motivs heraus mit Bewußtsein strebt. Mit Vorliebe sind kriminelle Stoffe behandelt, in denen eine dominierende Leidenschaft rückblickend vom forensischen Abschluß der Handlungsfolge her in ihrer (gesetzwidrigen) Entladung geschildert und in ihrer Menschlichkeit begründet wird. Eine andere Gruppe nähert sich der Stoffwelt der Tierfabel. Spröde, ja trocken ist der Stil Langmanns; aber er gestaltet mit sicherer Beherrschung seiner Mittel. Und es ist ästhetischer Genuß, zu sehen, wie der Stoff modelliert, wie aus unscheinbaren Zügen die Beziehungskraft zum Hauptthema herausgeholt ist mit der sachlichen Hingabe des gereiften Lebens, die wohl starr anmuten kann, weil sie jenseits der Tagesmode steht.

Saarbrücken — Erich Dürr

Die Welt erbraust. Sechs Schilderungen. Von Karl Lieblich. Jena 1924, Eugen Diederichs. 134 S.

Abgesehen von der Übersteigerung in der Titelgebung der Abschnitte wie: „Die Stimmen des Menschenabgrunds und der Menschensehnsucht", oder „Die Stimmen ewigen Dunkels und zeugenden Lichts" und Unebenheiten einer hie und da verstiegenen Grammatik, bleibt dieses Buch wertvoll. Wertvoll durch die Problemstellung in geradezu mittelalterlicher Einfachheit — es ist immer von der unergründlichen, urtiefen, todnahen Liebe die Rede —, wertvoll durch die Sinngebung der Geschehnisse und Erlebniseinheit, durch die Sinnfüllung der Menschen, ihres Tuns, ihrer Gespräche und ihrer Erdenwanderung. In der Form klassischer Linienführung zur Geschlossenheit — klassisch also als Grundbegriff, nicht als literarhistorischer Hinweis auf Beispiele — ist jene innere Bewegung, jenes Ausweichen und Begegnen des lebendigen Seins wirksam, die aus dem einfachsten Motiv: ein Dienstmädchen verübt aus unglücklicher Liebe, verführt durch ein spielerisches Abenteuer eines jungen Menschen, Selbstmord — ein junger Musiker und die Tochter eines Fleischermeisters werden durch den Vater des Mädchens an der tiefsten Verbindung gehindert — goldsuchende Europäer scheitern an der Naturgewalt eines Plateaus —, die Geheimnisse des Lebens selbst herausholen kann. Diese Fähigkeit — ein Erweis dichterischer Kraft, Ereignisse und Handlungen nicht in ihrer platten Folgehaftigkeit hinzustellen, sondern in ihrer zwangsläufigen Notwendigkeit herauszuheben, wie sie in höchster Konzentration Kleist zu eigen — führt zur Gestaltung, zur Architektur der Inhalte. Der mir bisher fremde Verfasser hat diese Kraft der Formwandlung, des ewigen Gleichmaßes der Geschehnisse in die dichterische Objektivierung der Einmaligkeit. Der Dichter braucht letztendlich keine große Erfindung, denn nicht einmal die Liebe ist so erfinderisch, wie man annimmt; dem Dichter ist nur eines notwendig: Gestaltung. Daß irgendein junger Mensch in einem Badeort ein ebenso junges Mädchen kennenlernt, daß er sie aus den Augen verliert, der Krieg ausbricht, daß, in fürchterliche Erlebnisse und Einsamkeit gestoßen, ihr Bild wieder auftaucht, Gedanken um dieses Mädchen zum Wahnsinn sich verdichten, Rettung unmöglich ist aus der irren Sehnsucht („Die Genesung") — diese Gradlinigkeit des Motivs zu einem erschütternden Eindruck zu machen, ist das Werk eines Dichters. Zu sehr noch vielleicht ist Lieblich in die Tragik seiner Probleme verstrickt, aber da sie oft nahe jener ist, wie sie im Volkslied mit einer wehen Kindhaftigkeit ausgesprochen wird, spürt man ihre Geburt aus den Wurzeln des Lebens.

Berlin — Guido K. Brand

Der Richter der letzten Kammer. Roman. Von Paul Steinmüller. Stuttgart 1924, Greiner & Pfeiffer. 207 S.

Der Verfasser, durch seine „Rhapsodien von der Freude" und „Rhapsodien des Lebens" ein Freund und Erquicker von sehr vielen Tausenden in Deutschland geworden, hat nach einigen Liederwerken („Spielmannlieder" u. a.) und wenigen Novellen das Wagnis eines großen Romans unternommen. Ist es ihm geglückt?

Die schöne Eigenart des Dichters zeigt sich auch hier: die gedankenvolle Lyrik, wie ich sie nennen will. Er weiß nicht nur poetisch und anschaulich zu malen, Empfindungen und Stimmungen reich wiederklingend zu geben — er legt in seine feingetönten Bilder mitschwingende Gedanken, auch wenn er Naturschilderungen bringt, die ihm fraglos immer am besten gelingen. Und nicht nur Gedanken sind in diesen Bildern, eine Seele spricht aus ihnen. Ja, selbst seine Personen sind mehr lyrisch als episch oder gar dramatisch gesehen und gestaltet. Sie haben nichts Erdhaftes, kaum etwas Wirkliches. Weichen Schatten gleich gleiten sie durch die Blätter, manchmal fast weichlich anmutend.

Darin liegt des Romans Reiz und Schwäche. Der feingestimmte Beobachter, der seelensuchende Gestalter offenbart sich in ihm, es ist alles still und warm in ihm, alles geglättet und geebnet — selbst wenn es sich um schwere Schuld, um bittere Todessühne handelt. Der starke Zug fehlt, das große Erleben und Erbeben. Man wird von der Handlung, sofern man überhaupt von einer solchen reden kann, leicht und weich getragen, auch da, wo schwere Schicksale, wuchtende Ereignisse sich abspielen — aber man wird nicht von ihr mitgerissen oder gepackt. Diese Melissen, Vittorias, Marleens haben viel Ethos und blühende Lyrik. Aber sie

haben kein Blut, keine Glut, keine Dramatik. Dasselbe kann man von den Männern des Romans sagen, von dem durchaus sympathischen Nornegast wie dem jungen Henning, der lieb bleibt, auch wenn er sich dem Leichtsinn und wüsten Leben in die Arme wirft, und nicht zum mindesten von dem Professor Grafen Rhenschild.

Eine Novelle kann von der Stimmung leben, ein Roman nicht. Mag uns dieser Roman noch so manches schwere Schicksal schildern, das große Schicksal ist nicht in ihm. Aus seiner Entwicklung und Gestaltung spricht überall Paul Steinmüller, wie wir ihn kennen und lieb haben aus seinen seelisch und lyrisch feinen „Rhapsodien" und anderen Lebensbüchern.

Nur eine Gestalt hebt sich durch eigene Züge von den anderen oft gesehenen ab, hat Blut und Willen, wo die anderen nur Empfindungen haben: die Domina. Diese Frau ist stärker und interessanter als alle Männer des Romans. „Im Entsagen und Schweigen stark," diese ihre Losung betätigt sie; man glaubt ihr, wenn sie ihrer Tochter sagt, als diese ihren Fehltritt in den Schoß der Mutter beichten will: „Und was könntest du mir erzählen? Einen Irrtum, eine Schuld? Ach, wir irren alle, und schuldig werden wir auch, aber ich finde es so unwürdig, jede Irrung auszusprechen. Kleine Seelen tun das, die in sich selbst keine Kraft sammeln können und immer andere zu Hilfe rufen. Wer den Mut zum Sündigen hat, der muß auch den Mut haben, mit den Folgen allein fertig zu werden."

Danzig — Artur Brausewetter

... liner Roma ... Von Joachim Ringelnatz. Hamburg 1924, Johannes Asmus. 53 S.

Der Autor über sein Buch:

Ursprung des Titels: „... Wir sind auch Boot gefahren ... Gänse beknabberten ein Paket, das auf dem Flüßchen trieb. Als ich die nasse Hülle neugierig aufzupfte, enthielt sie Druckbogen einer Kolportageschrift, immer nur die Seiten 22 bis 29, und zwischen den mittelsten, ganz trocken gebliebenen, hing ein abgerissenes Stück vom Titelblatt, darauf noch zu lesen war: liner Roma ... Und was bedeutet liner Roma? Da fehlt was vorn und hinten. Ich hab' mir's ergänzt „Berliner Romane". Berliner Romane haben meist keinen ordentlichen Anfang und kein rechtes Ende ..." (Seite 34). Diese satirische Verurteilung von Werken anderer ist zugleich, man denke, Rechtfertigung für das eigene Werk, das gleichfalls keinen Anfang hat und kein Ende ...

Herbeigezogene literarische Beziehung zu E. T. A. Hoffmann (Bei Lutter und Wegner): „... Niemand außer Gustaven hört in dem Lärm, wie Hoffmann leise an der Wand kratzt, an der Stelle, wo früher das historische Bild hing. Gustav verläßt den Keller, springt drei Schritte rückwärts, weil Murr über den Weg huschte —" (Seite 47). Die Beziehung zu Hoffmann bzw. „Kater Murr" besteht darin, daß jedem Kapitel dieses Büchleins, das zum vorhergehenden und zum nachfolgenden in nur losem Zusammenhang steht, Ausschnitte aus Zeitungsnotizen des lokalen oder kriminellen Teils voranstehen, die, als Stimmungsmoment verwendet, sonst weder in sich, noch zum eigentlichen Hauptteil in Zusammenhang stehen — während die beiden Handlungen des „Kater Murr" sehr wohl im Zusammenhang sind: die eine das Heldenlied, die andere die Parodie darauf. In „Kater Murr" herrscht nur eine scheinbare, hier aber eine wirkliche Verwirrung. Diese erlauchte Parallele ist also keine.

Über das Chaos des Werkchens: „Miezko, lasest du mein Manuskript? — Ja, manches verstehe ich nicht. — Muß man denn, kann man denn alles verstehen? — ... Es sind Fetzen, aus Ort und Zeit herausgerissen, nicht die gute alte Zeit, nicht Gulitzsch an der Wipper ..." (Seite 51). Das Chaos von Ort und Zeit also als Entschuldigung des Chaos im Kunstwerk ... ist diese Entschuldigung eines Künstlers heute noch würdig?

Immerhin flattern und wehen einige Fetzen von der Seele Berlins, des Berlins der Revolutions- und Inflationszeit, der Schiebungen und der Nachtlokale und auch des ewigen Berlins: „... Es ist Fremde, unübersehbare, unerschöpfliche, offene See, also Weg, nicht Platz. Nur nicht als Wrack dort liegen bleiben, wo es verebbt oder zerschellt ... Hindernisse überwinden, ums Leben kämpfen, alle Sinne stets wach und gespannt, denn Strudel und Strömungen locken und drohen ... Woge um Woge, Moment um Moment ... Man muß Berlin visionär genießen ..."

Der Kritiker über dasselbe (Endurteil):

Den authentischen Feststellungen des Autors ist wenig hinzuzufügen.

Wo Chaos Schaffensprinzip ist, hat die Kritik nichts mehr zu sagen. Nur Gestaltetes ist erörterungsfähig. Ein Werk ist erörterungsfähig, insoweit es Gestaltung ist.

Die Kunst eine dadaistische Angelegenheit, Zusammenhanglosigkeit gepflegt aus Bewußtsein oder ... aus Mangel an Gestaltungsfähigkeit?

Joachim Ringelnatz erwies seine Fähigkeiten als neuer deutscher Bänkelsänger. Seine Fähigkeiten als neuer deutscher Epiker erwies er nicht.

Berlin — Leo Rein

Die Wunderlaube. Geschichten aus Geheimnisland. Von Karl Hans Strobl. Leipzig 1924, L. Staackmann. 288 S. M. 3,— (4,50).

Strobl beherrscht in diesem neuen Buch sein Handwerk bis zur Virtuosität. Krieg und Mordbrennerei sind der geschichtliche Hintergrund, Vergewaltigung und geheimnisvoller Tod die Ergebnisse einer schier atemlosen Spannung. Eine ganze Gefühlsskala des Grausamen wird mit förmlicher Wut durchrast, die, wie in der Geschichte vom „Hunzaches", selbst vor ekelhafter Perversität nicht haltmacht und dann nur das peinliche Gefühl eines wenn auch fabelhaft gekonnten Hintertreppenromans übrig läßt. Mit den reinen Gesetzen einer Dichtung hat die Schilderung derartig brutaler Erotik freilich nichts mehr zu tun. Dagegen wirken die Erzählungen vom „Marienzwanziger" oder dem „Teufelsbader" wieder wie mittelalterliche Holzschnitte lapidarer Legende. Schade, wenn Strobl etwa glaubt, es dem zweifelhaften Ruf eines „Dichters der Groteske" schuldig zu sein, mit seinem schönen Talent nun Purzelbäume der Verzerrung schlagen zu müssen. Eine Geschichte vom Niveau der „Reinen Magd" ist in ihrer herben Keuschheit mehr wert als hundert „Hunzaches".

Dresden — Heinrich Zerkaulen

Die See ruft. Roman. Von Jakob Kinau. Hamburg 1924, M. Glogau jr. 271 S. Geb. M. 5,—.

Jakob Kinau ist ein Bruder des leider zu früh verstorbenen starken Könners Gorch Fock und hat als Dichter viel mehr mit ihm gemein als der dritte Bruder Rudolf Kinau, weshalb sich sein erstes Buch auch als eine durchaus ernst zu nehmende erfreuliche Talentprobe darstellt. Wenn auch der Roman als solcher nicht ganz durchgeführt, die Komposition durch ein wenig haushälterisches Umgehen mit dem Stoff etwas mißglückt, eine konsequente Entwicklung des

helden auch nicht gelungen ist, so erfreut doch immer wieder die ursprüngliche Frische, das köstliche Drauflosgehen des Autors, das plastische Herausmeißeln mancher Gestalt, das klare Zeichnen der Natur, namentlich der See, der gesunde Humor und die Reinheit, die das Buch durchweht. Leider ist der Roman stilistisch stellenweise fürchterlich. Entgleisungen wie „dat hett se mi ok vertillt", bekam Tin es nun wichtig —" kommen zu Dutzenden vor und stören ebenso wie die Anwendung unzähliger plattdeutscher Ausdrücke im hochdeutschen Teil des Buchs. Der Dialog ist plattdeutsch; gut, was soll dann aber das Spicken der eigentlichen Erzählung, der Naturschilderungen, der Ausmalung seelischer Kämpfe usw. mit plattdeutschen Wörtern? Will der Autor dadurch das Milieu unterstreichen, echter erscheinen lassen? Dann wäre es besser, er hätte sich durch das ganze Buch hindurch nur der plattdeutschen Sprache bedient. Aber trotz allem bleibt für mich bestehen, daß sich Jakob Kinau neben seinem Bruder Gorch Fock sehen lassen kann und seinen Bruder Rudolf Kinau überragt.

Kiel Wilhelm Lobsien

Die Anarchistin. Von Maria Regina Jünemann. Leipzig 1924, Quelle und Meyer. 167 S.

In diesem Roman eines Mädchens aus dem Volke, das nach abenteuerlichen Irrfahrten zum Studium kommt, in die politisch radikale Strömung gerät und beim Erkennen seines unrechten Beginnens sich durch den Opfertod entsühnt, gibt die Verfasserin ein scharf beobachtetes, lebendig geformtes Stück erlebter Geschichte aus den dunkelsten Tagen unserer „glorreichen Erneuerung", kurz: ein Zeitdokument.

Charlottenburg Hans Sturm

Aus dem Tagebuch der kleinen Lisinka vom Zirkus. Von Paula Busch. Stuttgart 1924, J. Engelhorns Nachfolger. 142 S.

Ohne eben ein Kunstwerk zu sein, hat dies Buch doch recht angenehme Vorzüge und Verdienste. Es zeigt eine genaue Kenntnis der Zirkuswelt und wird dardurch den Leser spannen und interessieren; und die Einkleidung der einfachen Handlung in Tagebuchform ist so ausgezeichnet, an manchen Stellen frappierend, gelungen, daß dennoch ein Wille und Weg zur künstlerischen Formung des einfachen Stoffs zugestanden werden muß. Vor allem aber besticht das kleine Buch durch einen völligen Mangel an Sentimentalität, durch eine nüchterne und wortarme Darstellung, durch eine gelassene Führung, welche bei Büchern dieses Stoffgebiets selten und um so schätzenswerter ist.

Mannheim Vicki Baum

Das einsame Land. Geschichten aus den Nordseemarschen. Von Albrecht Janssen. Hamburg 1924, Richard Hermes. 131 S.

In fünf zarten und doch kräftigen Erzählungen malt der immer mehr und mehr Boden gewinnende ostfriesische Dichter Albrecht Janssen Land und Leute seiner flutbespülten Heimat. Wie er ein feines Ohr für die geheimsten Untertöne in den Melodien dieser seltsamen und eigenwilligen Welt hat, so eignet ihm auch die Kunst, alles, was er hört und sieht, festzuhalten und klar und plastisch wiederzugeben. Seine Sprache ist klangvoll, reich an Bildern und farbenreich durchsetzt von der dem friesischen Volk eigenen Ausdrucksweise, weshalb all seinen Erzählungen eine starke Wirkung sicher ist. Was er bietet, ist Heimatkunst in gutem Sinn und also frei von all dem Abgegriffenen und Abgeschabten einer zum Überdruß wuchernden und sich gespreizt als Heimatkunst gebenden Erzählweise, wie sie besonders in mundartlichen Schilderungen so vieler Bücherschreiber in die Erscheinung tritt.

Kiel Wilhelm Lobsien

Die Salige. Roman. Von Rudolf Hans Bartsch. Leipzig 1924, L. Staakmann. 383 S.

R. H. Bartsch hat sich in einer langen Reihe von Jahren einen großen Leser- und Verehrerkreis erworben. Das Charakteristische seiner Dichtungsweise beruht auf einer wundervollen, oft geradezu berauschenden Darstellung der Natur seiner Heimat und auf der stimmungsvollen und empfindungsreichen Schilderung seines einzigen Themas, der Liebe, das er in unerschöpflichen Variationen behandelt. In der Kriegszeit war der etwas frivole Dichter fromm geworden; er schrieb das Andachtsbuch „Er" (Christus) und den religiösen Roman „Lukas Rabesam". In den späteren Dichtungen ist von dieser Frömmigkeit wenig übrig geblieben, aber wohl eine Neigung zur Mystik.

In seinem neuesten Roman „Die Salige" ist Siriischa — ursprünglich eine Alpenfee — das Symbol für die Sehnsucht des Mannes nach dem Weibe. Sie ist eine Idealgestalt und nur hin und wieder von realer Wirklichkeit. Der Held des Romans, der österreichische Offizier Hill, durchlebt eine ganze Reihe von sehr irdischen Liebesverhältnissen, immer in dem Glauben, seine Siriischa zu lieben, der er durchaus treu bleiben will. So wird er gewissermaßen durch Treue untreu. Die Schilderung dieser zum Teil etwas schwülen Erotik wirkt auf die Dauer monoton. Besser wäre es, wenn der Dichter sich mit der Darstellung der letzten Liebe begnügt hätte. Denn diese letzte Gestalt ist mit großer Kunst und in blühender Sprache beschrieben, nur daß die Art ihres selbstverschuldeten Untergangs gar nicht zu ihrem Charakter passen will. Da der Roman in der Gegenwart spielt, ist selbstverständlich vom Krieg, seinen Ursachen und Folgen viel die Rede. Sehr fällt auf, daß der Herzog-Thronfolger als der böse Dämon Österreichs bezeichnet wird. Bei dem sonst glänzenden Stil des Dichters nimmt es — abgesehen von den unverbesserlichen Austriazismen — wunder, daß er solche Ausdrücke wie „Der irrsinnig blaue See" und „Es ist wahnsinnig heiß" aus der Studentensprache übernimmt.

Leipzig Karl Heinemann

Frau von Hanka. Roman. Von Wilhelm Speyer. Berlin 1924, Ernst Rowohlt. 334 S.

Wilhelm Speyer ist ein Mann von vielseitiger Einstellung, der häufig zu spannen, seltener zu fesseln und am seltensten nachhaltig zu wirken versteht, denn das Literatenhafte überwiegt bei ihm das rein Künstlerische und das Gekonnte das Gewachsene. Frau von Hanka, sein neuester Roman, ist zuerst in der „Dame" erschienen, und die elegante Haltung dieser die Dinge kapriziös betupfenden Zeitschrift hat in ihm einen vollkommenen Ausdruck gefunden. Er ist farbig, ohne bunt, beredt, ohne weitschweifig zu sein, er beschäftigt sich mit dem, was einer Frau von Welt, oder richtiger gesagt einer mondänen Frau von Bedeutung sein kann. Speyer zeichnet ihren Typus in der Betonung des Knabenhaften, Sportlichen, des geistigen Trainings und erotischer Undurchsichtigkeit, er zeichnet ihn in entsprechender Umwelt, dem Mann, dem Freund, den Kindern und der Freundin. Er beschreibt ihr Haus, die Landschaft, ihre Liebhabereien und Absonderlichkeiten. Damit beginnt er zu individualisieren, und der Einzelfall bekommt Macht über ihn. Er läßt Urtriebe spielen, in der beinahe mythischen Figur eines

Hirten verkörpert, der aus den Sabinerbergen in ostpreußische Ebenen verschlagen wurde, er läßt Trieb und regulierenden Verstand in Frau von Hanka sich wechselseitig auslösen, bis der Trieb, überwunden oder in seiner letzten Ohnmacht erkannt und gebrochen, endgültig aus dem Leben dieser Frau von gepflegter Haltung ausscheidet. Angelegt als ein Roman von großen Maßen, kurvt das Buch immer wieder am Spielerischen, Bizarren, am bloß Geistreichen hin. Es hat bezaubernde Ansätze, aber sie verlaufen im Outrierten, es gestaltet nicht Welt, wozu es zuweilen auszuholen scheint, nur die aparte Umwelt einer aparten Frau, los gelöst von Blutszusammenhängen und gesellschaftlicher Bindung, und eben darum erweist es sich weniger repräsentativ, als Speyer es seinem Aufbau nach zu meinen scheint.

Mannheim — Paula Scheidweiler

Wettersteinmächte (Im Kar). Eine Weltenschau. Roman. Von Paul Schulze-Berghof. Leipzig 1924, Theodor Weicher. 581 S. Geb. M. 9,–.

Ein erster Teil dieses in sich durchaus abgeschlossenen Romans ist hier (XXIII, 494) mit achtungsvoller Anerkennung begrüßt worden. Ich muß das erwähnen, weil ich wohl die Achtung vor der ehrenwerten Gesinnung, vor dem starken Wollen des Verfassers — er greift nach den höchsten Kränzen — teile, mit seinem Werk aber, sei es als Roman, sei es als Dichtung, wie er wohl lieber sagt, nichts anfangen kann. Was sind das für krause Symbole, für langatmige Visionen oder Träume, für Menschen, welche die Erde kaum mit den Fußspitzen berühren, wenigstens soweit sie die Sympathie des Verfassers haben — wahrhaftig, die Scheusäler gelingen ihm wie manchem Künstler des Mittelalters besser! Dazu endlose Gespräche in unheimlich wohlgesetzter Rede, in einem pathetischen Ton, von dem ich mir wenigstens nicht denken kann, daß er jemandem warm macht: da ist es eine schwere Mühe, sich durch die sechsthalbhundert Seiten durchzuackern, eine Mühe, die eigentlich erst in der zweiten Hälfte wenigstens stofflich durch Erinnerungen an allerlei in Kriegs- und Nachkriegstagen selbst Miterlebtes erleichtert wird. Ich notiere aus der Verlagsanzeige, daß „des Dichters Persönlichkeit und ihr starkes Schöpfertum die alte typische Form des Romans sprengten und sie zu einer neuen und höheren Kunstform weiteten"; danach hätten wir hier „das große Zeitepos unserer Tage" — nun, Leser, prüfe selbst, wenn du magst, wer recht hat.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Die Mütter. Novelle. Von Erwin Stranik. Kassel 1924, Max Ahnert. 73 S. Geb. Mk. 1,25.

Stranik entrollt in seiner Novelle „Die Mütter" ein blutrünstiges Sittenbild aus einer vergangenen Zeit. Warum der Leser all die Greuel, die ein vertierter feindlicher Feldherr über die eroberte Stadt und besonders über zehn Mütter verhängt, die er als Opfer verlangt, bis in alle sadistischen Einzelheiten miterleben muß, ist nicht recht ersichtlich. Es bleibt, trotz des ethischen Motivs des heldenmütigen Opferns, eine recht unerquickliche und unnötige Angelegenheit.

Frankfurt a. M. — Richard Dohse

Eden. Eine Feriengeschichte. Von Heinrich Schäff. Stuttgart 1924, J. Engelhorn Nachf. 142 S.

Zuerst denkt man an Max Halbes köstliche Geschichte „Der Frühlingsgarten". Auch in Schäffs „Roman" kommt ein junger Student auf seiner Fahrt in ein kleines Paradies, das ihm Rast und die Liebe eines frühererwachten Kindes schenkt. Dieser Teil des Buchs ist nicht ohne Reiz, besonders das Mädchen ist mit mancher psychologischen Feinheit bedacht. Aber dann gerät die ganze Angelegenheit auf allerlei tote Geleise. Die Handlung hat sich plötzlich vollkommen festgelaufen, und nun wird auf langen Seiten über Dinge debattiert, die mit der eigentlichen Handlung wenig oder gar nichts zu tun haben. Eine Reihe neuer Menschen und Schicksale wird eingefügt, die den Vorgang: den Aufeinanderprall junger Menschen, eher verschleiern als klären und so das Interesse des Lesers gänzlich verbrauchen. Dazu kommt, daß die Geschichte mit einer geradezu altjüngferlichen Umständlichkeit erzählt wird, und vielfach Plattheiten und stilistische Härten den ersten nicht üblen Eindruck rasch verwischen.

Danzig-Langfuhr — Willibald Omankowski

Briefe an eine tote Frau. Roman. Von Erwin Stranik. Kassel 1923, Max Ahnert. 103 S. Geb. M. 1,70.

In reichlich schwülstigen und nicht immer ganz klaren Gedankengängen entwickelt Stranik die Idee, daß der Mann im Bewußtsein seines Heims, seines Kindes und seiner künftigen restlosen Hingabe an das Leben über die geliebte tote Frau hinwegzukommen vermag. Die Idee ist nicht gerade originell; anzuerkennen jedoch ist die brünstige Hingabe des Verfassers an das Thema und die Sprache, die häufig trotz der Prosa beinahe lyrisch wirkt, so daß bei diesem rein gefühls- und empfindungsmäßigen Buch die Bezeichnung als Roman meines Erachtens irreführend ist.

Frankfurt a. M. — Richard Dohse

Die Heimkehrer. Roman. Von Ernst Schmitt. Jena 1924, Eugen Diederichs. 183 S.

Es ist mehr eine Erzählung als ein Roman. Mit den Gefahren des Lavierens zwischen beiden. Ansätze zu einem Aufschwung an den Roman hin — in Sprache, Aufbau, Tempo, Problematik, Darstellung — und plötzlich, in den gleichen Kategorien, ein Abbiegen der Erzählung. Das gibt dem Ganzen, der Idee und der Durchführung, etwas Gedrücktes, Schwerfälliges, Zähes, Gebundenes. Der Atem zu freier Bewegung wird vom Dumpfen, Ungestalteten erstickt. Schmitt, von dem ich „Im Anfang war die Kraft" als einen wirklich starken Anfang kenne, enttäuscht hier durch etwas gegen den Gestaltungswillen Ertrotztes. Daher die vielen Bruchstellen. So interessant das Problem: das Siedlungswerk eines Hauptmanns mit Hunderten von Heimkehrern — aus der Vergangenheit erinnern wir uns an den Hauptmann Schmude —, so wenig lebendig ist die Stimmung der revolutionären heimkehrenden Arbeiter, der feindlichen Bauern, der inneren Konflikte, so unbegreiflich ist letzten Endes der Mord an dem Hauptmann, der nur das Beste wollte.

Berlin — Guido K. Brand

Der Einsame von Sankt Laurin. Roman. Von Hanns Gobsch. Leipzig, Ernst Oldenburg. 286 S.

Ein Zeitroman, aber keiner, der tief in das geistige Unterreich vordringt und so zum titanischen Mythos oder Symbol würde. Es ist vielmehr die Geschichte einer aristokratischen Künstler- und Gelehrtennatur, die droben auf einsamen Höhen um die Höherzüchtung des Menschengeschlechtes ringt. Im Geistigen ist Nietzsches „Zarathustra", ist die Vision des „einsamen Nietzsche von Sils Maria" Pate gestanden; nicht aber auch im Gestalten, das ist durchaus epigonenhaft. Freilich sind die einzelnen Charaktere: Vinzent der Held, Aselind die Mutter, Albrecht der Freund und Ute die Geliebte, um deren Liebe Vinzent vergebens

ringt, gut und sympathisch gezeichnet. Aber wenn Gobsch dann die Welt gestaltet, in der diese Menschen leben, dann staunt man, denn diese ist so überkultiviert, so zivilisiert und dekadent, daß man an ihrer Ursprünglichkeit und Echtheit zweifeln muß. Da klafft ein Widerspruch, den man nicht zu überbrücken vermag, der der Dichtung schadet. Man bedauert diesen Mißgriff um so mehr, als die Handlung und der menschliche Gehalt beachtenswert ist, obwohl er vielleicht noch allzusehr aus Nietzsche angelesen und angelernt, noch zu wenig geistiges und bluthaftes Eigentum des Verfassers geworden ist. Aber auch die Sprache ist gut kultiviert, ohne überkultiviert zu sein. So steht das Buch immerhin noch stark über dem Durchschnitt der Unterhaltungsromane, und man möchte ihn gern eine Dichtung nennen, trüge er nicht jene unglückliche Zwiespältigkeit an sich, jene Mischung von Echtem und Gesuchtem, von Gewachsenem und Aufgepfropftem.

Waiblingen bei Stuttgart — Otto Heuschele

Unter der Geißel. Trauerspiel eines Volkes. Ein Moselroman aus dem 17. Jahrhundert. Von Ludwig Mathar. München-Kempten 1924, Josef Kösel & Friedrich Pustet. 452 S.

Mathar schickt seinem Roman einige Sätze voraus, wie die folgenden: „Auch ich bin durch die Lohe des Hasses geschritten, auch ich knirschte waffenheischend wider die Knechtschaft. Auch ich verlernte die Liebe zum Feind, der in Christo Bruder ist. Auch ich vergaß, daß Leid ... Gottesgnade ist, die löst und läutert." Und er schließt seinen Vorspruch mit den Worten: „Dies Buch ist meine Buße." Kann man nach einem solchen Bekenntnis einen historischen Roman erwarten, der wirklich historisch ist? Man muß zugeben, daß Mathar den Übermut und die Grausamkeit der Eroberer, die Leiden und Demütigungen der Bevölkerung ohne Beschönigung geschildert hat; daß er fleißig einwandfreie Quellen benutzt und mit Geschick verwertet hat. Aber daß er der französischen Regierung nur die Eroberungspolitik anrechnet, während er deren „Raub- und Verheerungspolitik" aus der romanhaften Leidenschaft eines teuflischen Königsleutnants zur tugendhaften, hochgemuten Ratsschreibertochter herleitet, gibt der Darstellung eine unechte Färbung. Und doch ist das Hand-in-Handgehen dieser beiden Politiken eine charakteristische Begleiterscheinung aller französischen Eroberungskriege. (Vgl. „Die Methoden der französischen Politik und Kriegsführung", dargestellt von einem französischen Historiker. Stuttgart-Berlin 1924, Deutsche Verlags-Anstalt.) Peinlich berührt es, daß das Mädchen, das das Opfer ihrer Ehre bringt, um ihren Vater und die Freunde von entsetzlichen Qualen zu erlösen, von den eigenen Landsleuten mißhandelt und verachtet wird. Aber das Leitmotiv des Buchs: „Herr vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun," soll ebenso die Grausamkeit und unmenschliche Härte der Landsleute entschuldigen, wie die Untaten der Fremden. Der Exponent dieser verzeihenden Liebe ist der bekannte Pater Martinus von Cochem, der, ein zweiter Christus, sein Kreuz, das Kreuz des Vaterlandes, durch das Buch trägt.

Mathar hat den Stil der alten Chroniken, die ihm zur Unterlage seiner Darstellung gedient haben, geschickt nachgeahmt, und die altertümelnde Schreibweise, die sich wohl auch an Liselottes Briefen geschult hat, trägt viel dazu bei, den Leser in die Stimmung jener Zeit zu versetzen. Jedoch stört es, daß durchweg im Präsens erzählt wird. Auch die Derbheit und Kraßheit im Ausdruck ist übertrieben. Das Wort „Hure" z. B. kommt wohl zweihundertmal auf den 400 Seiten vor und verstimmt schließlich auch den geduldigsten Leser. In all diesen Äußerlichkeiten wäre weniger mehr gewesen. Das Talent Mathars, der zum Heimatkünstler berufen ist, sollte sich selbst Zügel anlegen und von den Superlativen herabsteigen zum Positiven.

Berlin — Fritz Carsten

Die Heimkehr nach Deutschland. Roman. Von Hermann Sinsheimer. München 1924, Gunther Langes Verlag. 336 S.

Der Waschzettel behauptet, der vorliegende Roman stehe „jenseits aller Parteimeinung und jenseits jedes Dogmas". Das ist meines Erachtens aber durchaus nicht der Fall. Ich will nicht geradeswegs behaupten, daß er tendenziös sei, aber er ist und soll gewiß auch sein ein pazifistisches Buch, soll als solches wirken und ist daher einseitig. Der Verfasser will „die Kriegszeit aus einer Distanz und vor einem Horizont sehen". Aber er übersieht nur einen ganz kleinen Teil dieser Zeit und läßt diesen Teil sehen von krankhaften Menschen, die mit gebrochener Seele, falsch eingestellten Augen und verworrenen Anschauungen dieser aufgerüttelten Zeit gegenübertreten. Es gibt ein falsches, schiefes Bild, wenn man die Kriegsjahre schildert, ohne die ungeheure Größe zu zeigen, die unser Volk in seiner kämpfenden Truppe sowohl als in seinen leidenden Heimgebliebenen erfüllte; wenn man einseitig diese Jahre durchleben läßt zur Hauptsache von Menschen, die äußerlich und innerlich fast durch ein Menschenalter hindurch dem Entwicklungsgang der deutschen Volksseele ferngestanden und die Fähigkeit verloren haben, sie in ihren tiefsten Tiefen zu begreifen. Und so konstruiert der Verfasser ein Zeitbild, das nur ein kleiner und der kleinste Teil eines Riesengemäldes ist, und da er die Größe nicht sieht, hängt er sich zu viel an belanglose Kleinigkeiten, unbekümmert darum, ob sie wahr und lebensecht sind oder nicht, und es ist ihm nicht gelungen, was er doch plante, „den weltgeschichtlichen Sinn der Kriegsjahre mit dem Sinn von Menschenschicksalen zu verflechten".

Kiel — Wilhelm Lobsien

Das mondsüchtige Limonadenfräulein und andre Vorstadtgeschichten. Von Ernst Hoferichter. München 1924, Parcus & Co. 136 S.

Wälder und Laternenschein. Von Heinrich Zillich. Hermannstadt 1924, W. Krafft. 88 S.

Port San Isabel. Von Franz Rebiczek. Leipzig-Wien 1924, C. Konegen. 105 S.

Ich möchte wissen: warum! Ich möchte wirklich wissen: warum! Von diesen drei unnützen Büchern, die leider vor mir liegen, bemühen das erste sogenannte „Beobachtungen" zu einem Band „Vorstadtgeschichten" (mag ihn lesen, wer sich um 1900 daran noch nicht übergessen hat!), das zweite rekapituliert Halbes „Jugend" bei „Laternenschein" und sämtliche Tagebuchblätter verschwärmter Jugendlicher, und das dritte verwechselt sich mit Hamsun. Ich erschrak! Wie kann man Hamsun so mißverstehen! Herr Rebiczek zuckt mit den Achseln, überlegen, genau wie Hamsun. Nur mit dem Unterschied, daß bei Hamsun die Wälder wanken und bei Herrn Rebiczek höchstens der Mokka, mit dem er seiner Phantasie notdürftig Schwung (verstehst du!: Schwung) zu geben — versucht.

Stuttgart — Heinz Dietrich Kenter

Die Geschlagenen. Novellen. Von Carlheinz Hillekamps. Berlin 1924, Wir-Verlag. 55 S.
Die Natur dieses Schriftstellers ist allzu sensibel, als daß sie solche Augenblicke, wie sie von Kleist, Hölderlin, Grabbe und Nietzsche hier erlebt werden sollen, glaubhaft zu gestalten vermöchte. Weder der ebenso aktive wie distanzierte Griff des Chronisten (wie ihn Stendhal verstand), noch die psychologisch unterbaute, dichterisch geformte innere Haltung eines Essayisten leben in diesem Schriftsteller, der an Friedrich Huch geschult, in seiner Novelle „Besuch" seine ganze ästhetische Feinheit ausströmen läßt. Hier — und nur hier — liegt sein eigenes Feld.

Stuttgart — Heinz Dietrich Kenter

Bianca Maria. Roman. Von Reinhold Conrad Muschler. Leipzig 1924, Fr. W. Grunow. 686 S.
Es lebe die Auferstehung der Heimburg, der Eschstruth und der Ambrosius! Es lebe die Reklametrommel, Muschler einem Wassermann, Bonsels, Albrecht Schaeffer ebenbürtig zu machen, von ihm behauptend: „Dem Unterhaltungsroman Höhen und Tiefen von schier ungeahnten Ausmaßen verliehen" zu haben! Heil diesem Verleger, der uns endlich erlöst von den echolosen Stimmen des deutschen Literaturwaldes. „Er aber erfaßte den Ursprung ihrer Wortseile und knüpfte sie erbarmungslos auf." (Seite 657.) „Ellens Blicke tropften in ihn, daß die rote Heide seiner Wünsche auflohte" (Seite 75), „ihre Gedanken standen sich mit gesträubten Federn gegenüber" (Seite 94). Der erste Satz könnte von Sternheim stammen, die beiden anderen hat Muschler von der Courths-Mahler. Er ist also so die goldene Mitte deutschen Schrifttums.

Berlin — Guido K. Brand

Sem — der Mitbürger. Roman. Von Ernst von Wolzogen. Berlin 1924, Brunnen-Verlag (Karl Winckler). 255 S.
Auf dem Umschlag wird der Inhalt des Werks folgendermaßen gekennzeichnet: „Überbrettl-Erinnerungen ... Das Unterliegen des schöpferischen arischen Geistes gegenüber dem rücksichtslosen Ausbeutertum des Juden. Spannende Schilderungen über die Rolle des jüdisch zersetzenden Schmarotzertums in der inneren und äußeren Politik der Vorkriegszeit. Alles in allem: Ein Menetekel für alle Deutschen." Also nicht der Kunstwert, sondern die Tendenz soll diesem Roman den Weg zum Erfolg bereiten. Schade um den einstmals ausgezeichneten deutschen Schriftsteller.
Dem Stein des Anstoßes zu seinem Pamphlet, dem Philosophie-Professor Lesser, gibt er die Vornamen: Gotthold Efraim und verhöhnt damit den großen Deutschen, der die von Vorurteilen freie Menschenliebe gepredigt hat. Wolzogen kennt nur Vorurteile und Haß. Damit kann man kein Kunstwerk schaffen. Die Geschichte des Überbrettls und seines Zusammenbruchs hat Wolzogen objektiver in seinen Lebenserinnerungen geschildert, die romanhaften Zutaten hier sind belanglos und sogar dem Verfasser nebensächlich. Ihm ist die Hauptsache, als hellsichtiger Politiker und vaticinator post eventum aufzutreten. Mit einer bei diesem Schriftsteller schier unbegreiflichen Talentlosigkeit bezieht er den Fall Eulenburg in eine politische Verschwörung ein, die, vom Adel ausgehend, den Zweck verfolgt, den Kaiser abzusetzen, um Deutschland vor der, vom Verfasser und seinen Standesgenossen lange vorausgesehenen, Katastrophe zu erretten. Aber die Juden hintertreiben die verdienstlichen Bestrebungen des Adels, und einer der „Weisen von Zion" begründet die jüdische Kaisertreue also: „Wir werden das nicht dulden, denn dieser Herrscher ist einer von denen, die am wirksamsten unsere Geschäfte in der Welt besorgen. Es ist unsere Aufgabe, die Feinde dieses Herrschers unschädlich zu machen und uns um ihn zu stellen im Kreise wie eine Leibwache, so daß wir allein ihn lenken und beraten und treiben nach unserem Willen ... Und sein Reich wird vergehen, und sein Volk werden wir fressen und die Knochen vor die Hunde werfen, darum daß uns dieses Volk durch viele hundert Jahre der gröbste Stein des Anstoßes gewesen ist."
Auf einem Sockel vor dem weimarer Nationaltheater: Goethe und Schiller, — auf einem vor dem berliner Schloß: Wolzogen und Dinter — deutsche Nationaldichter zweier Jahrhunderte!

Berlin — Fritz Carsten

Lauensteiner Hexameron oder Die Geschichte der sechs Knasterbärte von hüben und drüben. Von Ernst von Wolzogen. Wolfenbüttel 1924, Verlag der Freude. 151 S. Mk. 2,50 (3,—).
Ein höchst originelles Werk, fesselnd und nachdenklich zugleich. Auf der romantischen, sagenumwobenen Burg Lauenstein sind sechs alte, welterfahrene „Knasterbärte" versammelt, die nun beschließen, ihre Abende durch je eine eigene Erzählung zu würzen. So entsteht nach berühmten Vorbildern eine Art Hexameron, das durch die Idee, den einzelnen Geschichten den gleichen oder wenigstens einen ähnlichen Hintergrund zu geben, zu einem einheitlichen Ganzen wird. Alle befassen sich mit okkulten, übersinnlichen Dingen, d. h. der eine der alten Herren gibt eine Erinnerung, der andere einen Traum zum besten; wieder ein anderer erzählt mehr in freier, phantastischer Gestaltung. Da nun auch jeweils die menschliche und berufliche Eigenart des Erzählers sich deutlich ausprägt, so ist auch der Stil in sehr amüsanter Weise wechselnd: teils fröhlich, teils ernst, teils ironisch, teils grotesk. Man mag nun zum Okkultismus stehen wie man will: durch diese auch durch ein ernsthaft nach Aufklärung forschendes Vorwort Wolzogens eingeleiteten Geschichten geht ein besinnlicher und nachdenklicher Zug, der trotz all der Seltsamkeiten des Geschehens gewahrt bleibt und dem Buch seine besondere Note gibt.

Frankfurt a. M. — Richard Dohse

Der Stein der Weisen. Roman. Von J. Anker Larsen. Deutsch von Mathilde Mann. Leipzig 1924, Grethlein & Co. 552 S. M. 5,— (9,—).
Das ist eins von den Büchern, die nur aus dem noch höheren Norden zu uns kommen können. Diese Verdichtung des Seelischen, diese Vertiefung des Daseinsgefühls, diese geduldige Durchdringung eines Problems bis zu seinem toten Punkt stammen aus der skandinavischen Atmosphäre. Dazu gehört — scheinbar widerspruchsvoll, doch in Wahrheit ganz harmonisch und kunstnotwendig — eine berückende Leichtigkeit der Gestaltung, Anmut der Modellierung, ein Sfumato der Konturen, das dem flüchtigen Blick Flüchtigkeit der Schöpfung vortäuschen könnte.
Dieser Roman vom Stein der Weisen, vom Sinn des Lebens, ist durchaus eine Schöpfung, ein wunderbar geballtes Stück Wirklichkeit aus unseren Tagen, aber verwurzelt in der Tiefe, aus der ewiges Leben in die Erscheinung strömt. Der uns unbekannte Anker Larsen (er war in Dänemark Preisträger eines Gyldendalschen Ausschreibens nach einem zeitgemäßen Roman) steht plötzlich als ein Meister des Schrifttums da

und stellt seinen stattlichen Band ohne weiteres und ohne daß es Überhebung wäre, in jene Reihe unserer Lebensbücher, darin Goethe, Keller die Führer der Erziehungsromandichter sind.
Unter den vielen Gestalten des Romans tauchen drei in ganz abgeschlossener Rundung hervor, drei Männer, von denen jeder in seiner Art das große Erlebnis sucht, findet und an ihm sich erfüllt. Dieses Erlebnis ist: der Glaube. Der Held des Buchs ist eigentlich die Religion, deren Formen viele in ihm Vertreter, Deuter und Märtyrer haben. Jens Dahl sah in seiner Kindheit den Himmel offen, aber das Leben blendet ihm den Blick. Fanatischer Sehnsüchtiger nach dem verlorenen Kinderhimmel, steigt er die Stufen der Theosophie hinauf, um ins letzte Licht zu gelangen, aber er stürzt ab. Er suchte den festen Punkt hinter dem Leben. Und der Dichter beweist — beweist es lebendig überzeugend an seinen Menschen! —, daß es nur eine Religion im Leben gibt, daß Gott im Tätigsein enthalten ist, nicht im Spintisieren; daß die Gnade vom eigenen Werk ausgeht, nicht vom zitierten Geist; daß nur die Tat — und selbst wenn sie noch Untat ist! — den Menschen zum Gotterlebnis befähigt.
Ein solcher Täter ist der zweite Mann des Romans, der Riese, das Kind Holger, das Genie der Gläubigkeit, Knecht und Schöpfer Gottes, den sein Mord menschlich vernichtet, damit er dann aus sich selbst das höchste Prinzip, den großen Geist, gebären kann, um dem Geschaffenen selbst zu dienen. Dieses Mannes Gotteskindschaft ist von einer Herrlichkeit — nicht nur in sich, sondern in der Übermittelung durch den Dichter, in ihrer Ausstrahlung aus gedrucktem Wort in lebendiges Gefühl —, die jedem Leser Erlebnis werden muß. Noch wenn man dieses Buch zweckvoll liest: zur Berichterstattung: wenn der Junge Holger dasteht und sich des Schwachen annimmt, wenn er dann liebt und das Geliebte tötet, von da ab liest das Herz! Dieser Mensch wächst über den Roman, der das Buch sonst ist, wundervoll hinaus als Erlebnis und Erschütterung. Holger hat nichts mit Gläubigkeit, Kirche, Religion, System zu tun; er ist Mensch, der sich im Wesentlichen gefunden hat, der aus dem Chaos der Menschlichkeit sein Menschentum gestaltet hat, der den Sinn unserer kurzlebigen Frist darstellt, der den ewigen Geist ins Vergängliche zwingt.
Der dritte ist Christian Barnes, der große Skeptiker, dem das Dasein Gelächter, Spott, bestenfalls Trauer wird. Wie der erste an Schwärmerei, will der dritte an der zersetzten Realität zugrunde gehen, aber er wird im letzten Augenblick ins tätige Leben gerettet. Holger findet sich im Geist, Christian im Tun, Jens scheitert an den Geistern.
Dieser drei Männer Leben wird von ihrer frühesten Kindheit an entwickelt, in Kapiteln, die mit das Bezauberndste an Kindheitsschilderung sind, was wir besitzen. Es gibt keine psychologischen Exkurse und analysierenden Betrachtungen, sondern alles seelische Geschehen und Wachsen ist umgesetzt in blühende, blutpochende Darstellung, in tönende Bewegung. Wenn später die Jünglinge in die Stadt kommen und die Problematik des Stadtlebens sie erschüttert, umwälzt, neu schichtet, muß es wohl notwendig Partien geben, in denen aus Gestaltung Bericht wird. Bei der Schilderung theosophischer Kreise gibt es vielleicht ein Zuviel an Mitteilung, nicht ein Zuviel an Episoden. Die Menschen, die da im Irrgarten ihres Glaubens taumeln, sind jeder doch ein Moment im Schicksal eines der Helden. Sie sind nur Absichten des Dichters und doch sofort von lebendiger Selbständigkeit. Anker Larsen ist ein Schöpfer: was er berührt, beginnt zu atmen.
Auch das Ende des Romans verläuft in Betrachtung. In seiner Mitte etwa hört die ungewöhnliche Gestaltungskraft auf, in der man fast schwindlig wird vor Fülle der Erscheinungen und Glut der Ereignisse. Auf den Dichter folgt der Philosoph, auf den Plastiker der Maler, auf den Schöpfer der Betrachter. Das ist auch eine Beruhigung für den Leser. Vielleicht ist es ein Versagen des Dichters, ein Fehler der kompositorischen Anlage: aber ein Buch, das so ganz Erlebnis ist und wird, steht über solchen Anfechtungen. Wichtiger als die Struktur ist die Beseelung.
Was ist der Stein der Weisen? Ein im Geist verirrt Gewesener und also ein wirklicher Weiser weiß es: er ist ein Meilenstein auf der Landstraße. Ja, und welcher von ihnen? — Der nächste! Gehen wir nur weiter und weiter: es ist ewig unveränderlich der nächste ...
Ein Zeitroman? Vielleicht auch das, alles in allem. Aber viel mehr darüber hinaus die Dichtung von Kindheit und die Saga vom suchenden Menschen, eins der schönsten Gedichte vom schöpferischen Mann. Alle darin sind Kinder der Zeit; nur Holger, der himmlische Mörder, ist eine Gestalt von jeher für immer.

Berlin — Kurt Münzer

Rund um die Frau. Kleine Geschichten. Von Heinrich Zerkaulen. Hildesheim 1924, Franz Borgmeyer. 58 S.

Auf rund 60 Seiten gibt Zerkaulen acht kleine Geschichten. Eine neunte, ähnlichen Charakters, ließe sich ohne weiteres aus seinen Überschriften zusammensetzen: „Grüne Träume"; „Die Rose", „Heimweg", „Aus der Jugendzeit" u. a. m. — Wer von Prosadichtung hauptsächlich Blickpunkt, Handlung und Temperament verlangt, wird dieses kleine Buch ungeduldig beiseitelegen. Wer jedoch mit Lyrismen stark durchsetzte Sprache liebt und bei wem seelisch subtile Reminiszenzen anklingen, der wird Freude an den kleinen Dichtungen haben, deren gehaltvollste: „Spielsachen", legendär eingekleidet ist. — Hier schaut ein Dichter ins Asyl für Obdachlose, und ein Menschenherz schenkt den Ärmsten der Armen seine Bruderliebe.

Braunschweig — Käte Schultze

Die Insel Thule. Eine Erzählung von Deutschlands Not. Von Heinrich Zerkaulen. Warendorf im Münsterland 1924, Heimatverlag der J. Schnellschen Buchhandlung C. Leopold. 82 S.

Dietrich Egge, der Künstler und gewesene Offizier, wird in eine Lebensmittelrevolte hineingedrängt. Seine überreizte Seele befreit sich stoßartig, und er spricht Worte zur Volksmenge, die falsch verstanden werden, denn die „Masse ist nicht Ewigkeit", — wird nie Ewigkeit sein. — Mit einem Schenkelschuß, der ihn brotlos macht, der Polizei ausliefert und Not über sein geliebtes Weib bringt, kommt er ins Spital. Aber Dietrich Egge findet zu sich selbst zurück und in sich selbst den „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht".
Der Dichter zeigt in einfachem Rahmen zwar, aber seelisch vertieft, den Kampf um „freies, königliches Menschentum", das da wachsen soll aus deutscher Notzeit durch Liebe und Schaffenskraft eines jeden einzelnen. Durch den Glauben an die sittlichen Kräfte der eigenen Seele und ihrer Höhensehnsucht.
Und wenn wir auch der großen Worte müde sind und großen Gesten mißtrauisch gegenüberstehen, Zerkaulens Innerlichkeit ist von so viel Idealismus getragen, daß er Herzen zwingen wird, zu glauben an die Insel Thule-Auferstehung.

Braunschweig — Käte Schultze

Das letzte Kapitel. Roman in zwei Bänden. Von Knut Hamsun. Deutsch von Erwin Magnus. Leipzig 1924, Grethlein & Co. 310 u. 324 S.

Musik rauscht auf, wenn der Name Hamsun ertönt. Zwischen diesen Buchdeckeln liegt eine Sprache, die ihre Materie verloren hat. Man spürt den Umweg nicht, auf dem sofort das Wort zu Vorstellung und Klang wird. Mit der ersten Seite geht Landschaft auf, steht Mensch da, schlägt Herz und dampft Blut.

Diesmal dichtet Hamsun, der im Alter mehr Worte braucht als früher — man erkennt seine Alterswerke schon von außen am Umfang; während er vielleicht dabei weniger sagt als vor zwanzig Jahren — Hamsun dichtet die Komödie des Todes und die Tragödie des Lebens. Aber, wie von jeher, gibt er dieser Tragödie so viel Süßigkeit und Melodie, Inbrunst und Farbe, daß noch Hamsunsches Unglück beneidenswert und beglückend erscheint. Er sperrt seine Menschen (siehe Bang, Thomas Mann) in ein Sanatorium und macht dieses zum Abbild der Welt. Dieses Haus auf dem Berge ist die ganze Erde, Behältnis der Menschheit, Museum aller menschlichen Merkwürdigkeiten, Spiegel der Seelen, in dem sie bis in ihre Untiefen durchleuchtet sind. Dieser ganzen in ihrer Dekadenz gebundenen Menschheit Gegenspieler ist ein einziger, der Bauer Daniel, der „bessere Wilde“, dem sich zu nähern schon Gesundung bedeutet. Eine Frau, bis auf den Grund des Kulturlebens getaucht, wird rein an ihm. Aber wie um sie zu erlösen, muß er erst in Schuld und Verbrechen fallen, seinen Tribut an den gemeineren Mitmenschen zahlen. Nach sieben Jahre Buße wird ein gereinigtes Paar das neue Leben beginnen. Aber die anderen, der Erhebung und Läuterung nicht mehr fähig, gehen zugrunde, lächerlich, komisch, überflüssig tragisch. Schicksale werden abgerissen, als wäre es Übermut gewesen, sie erst zu beginnen.

Vielfältiger als sonst baut diesmal Hamsun seinen Mikrokosmos auf. Er gibt nicht ein Leben, sondern das Leben in seiner Mannigfaltigkeit. Die Kunst, mit der er die Vielheit zusammenwebt, ist unnachahmlich. Schlichter kann man nicht ordnen; einfältiger nicht erzählen. Wir haben in der Literatur keine Kunst, die kunstloser wäre. Selbst Herman Bang ist daneben fast schwer und kompliziert. Hamsun schafft fast nur Atmosphäre; erst dem Mitdichter gestalten sich darin aus Duft, Klang, Farbe die Gestalten. Es wird Leser geben, die diese zwei (so unerhört leicht lesbaren) Bände spöttisch belächeln und als allzu geringfügig übergehen werden. Wer Kompaktes fassen muß, wird leere Hände behalten ...

Ja, je älter Hamsun wird, desto leichter wird sein Farbauftrag, desto knapper seine Mittel; er punktiert die Linien nur noch, gibt statt der Füllung nur noch den verwischten Umriß, aber in den bannt er den ganzen Gehalt der Figur hinein. Es wird immer schwerer, seine Kunst zu analysieren, weil es immer weniger davon gibt, und doch wächst sie im Verhältnis zu ihrem Verschwinden. Seine Menschenkenntnis ist von einer Einsicht, die zu haben Grausamkeit wäre, wenn sie nicht zugleich Liebe ist. Es ist furchtbar, wie er den Menschen in seinem Geheimnis offenbart, in seinem Versteck bloßstellt, einfach dadurch, daß er Geheimnis nennt und Versteck zeigt. Er faßt den Menschen selbst nicht einmal an; er deutet nur auf seine Art der Unsichtbarmachung. Also ist es eine ganz indirekte Darstellung, dabei eine erschauernd entblößende. Das ist das Geheimnis der Hamsunschen Kunst. Er läßt uns im Leitungswasser die Quelle schmecken ... Übrig bleibt von dem Buch, neben seinem Bergduft und Brandgeruch und Weltparfüm, der Mensch Daniel. Unter den wimmelnden Menschlein steht er wie Gottheit, heilig einfältiges Naturwesen. Man ahnt, man atmet noch die Hand des großen Schöpfers, die ihn auf seinen Berg gestellt. Und erst allmählich geht es einem auf, daß das nicht Gott ist, sondern — nur! — Knut Hamsun ...

Berlin — Kurt Münzer

Semmelweis, der Retter der Mütter. Der Roman eines ärztlichen Lebens. Von Theo Malade. München 1924, J. F. Lehmann. 125 S.

Von Theo Malade las ich vor Jahren eine Skizze, die mir unvergeßlich blieb, sie hieß „Auf der Draisine“ und stellte dar, wie ein Bahnarzt trotz aller Mühe im Kampf mit der Winterkälte und den Schwierigkeiten des Fahrplans schließlich zu spät kommt, um die Frau eines Weichenstellers, die in Lebensgefahr war, noch zu retten. Knapp in der Form, von sprühender Lebensechtheit, wurde die Idee „Pflicht“ gefeiert, Pflichterfüllung um jeden Preis. An diese kleine Arbeit mußte ich immer denken, als ich die vorliegende größere, erzählend-biographische Schilderung „Semmelweis“ las. Semmelweis ist der erste folgerichtige Bekämpfer des Kindbettfiebers und als solcher ein Wohltäter der Menschen ähnlich wie Jenner. In einprägsamen Bildern werden die Zustände vorher gezeigt, die furchtbare Ernte des Todes in den Gebäranstalten, wir erleben das Aufflammen der Entdeckung bei Semmelweis, wir hören — wir kennen es ja von Schleich — vom Widerstand der Fachgelehrten und der wissenschaftlichen Institute, wir sehen den Sieg des Forschers und erleben erschauernd seinen schrecklichen Untergang in Geisteskrankheit. Für mein Gefühl wäre es künstlerischer gewesen, dieses letzte Kapitel anders zu gestalten, vielleicht nur anzudeuten; nicht weil es furchtbar ist, sondern weil es innerlich nichts mit der Großtat des Helden zu tun hat. Aber dies Bedenken ist klein gegenüber dem starken Eindruck des Ganzen. Theo Malade wäre der richtige Mann, um uns die Kämpfe und Siege der älteren Ärzte zu schildern, des Swammerdan, des Jung und wie sie alle heißen mögen.

Weidmannslust — C. F. van Vleuten

Lyrisches und Episches

Liebe im Herbst. Gedichte. Von Peter Landgraf. Chicago 1924, im Selbstverlag des Verfassers. 88 S.

Eine Reihe Liebesgedichte mit einem menschlich-sittlichen Problem, das ein Ringen zwischen Neigung und Pflicht erklärlich macht. An der Echtheit des Gefühls ist kein Zweifel, nur ist mancher Ausdruck noch recht unklar oder naiv; auch gewisse große Vorbilder sind leicht erkennbar. Für einen Deutschamerikaner ziemlich befremdlich ist der Mangel an Heimatsmotiven. Jedenfalls darf man nach diesem „Liebesherbst“ Peter Landgraf als einen natürlichen Lyriker grüßen.

Münster (Westf.) — Friedrich Schönemann

Die Gedichte an Ophelia. Von Bernard Brentano. Paderborn 1925, Ferdinand Schöningh. 66 S. Geb. M. 4,—.

Mit stillen Worten köstlich bekleidet schreitet eine neue Dichterliebe hier durch die lauten Tage einer rauhen Gegenwart. Streng unter dem Faltenwurf dieser keuschen Verse verbirgt sich das Geheimnis zweier Liebenden, ringen Entsagung und Gewährung um den Preis: „Zwingend steht die Stille wie ein goldener Zweig“. Gewiß ist hier eine echte

Dichterkraft am Werke, die fieberndes Erleben in die feierliche Kühle der Gestaltung heute schon umzuformen vermag:

Der Abend klingt. Die Linden
Stehen jetzt leicht bewegt;
Und Träume sind von Winden
Auf ihre Äste gelegt.

Nach verheißenden Erstlingsversen vor Jahr und Tag jetzt diese Gabe einer frühen Reife. Noch eine leise Abhängigkeit gedankenschwerer Reflexion dann und wann, noch eine willkürlich starre Brechung des Wortes hier und da — es verringert nicht die Freude an der Kraft und dem gewissen Sieg eines unverkennbaren Dichters.

Dresden — Heinrich Zerkaulen

Lieder eines chinesischen Dichters und Trinkers (Po Chü-i). Von L. Woitsch. Mit Illustrationen von Richard Hadl. Leipzig 1925, Verlag der Asia Major, gedruckt bei W. Drugulin. 110 S. Sonderausgaben: 120 Exemplare auf deutschem Bütten, 20 Exemplare auf handgeschöpftem Van-Geldern-Bütten.

Pochüi dürfte in Deutschland noch kaum näher bekannt sein; er gehört zu den seltener übersetzten Dichtern Chinas. Von 742 bis 846 lebend, zählt er mit zu den Leuchten der Blütezeit chinesischer Lyrik im Tangzeitalter. Sein Talent ist zwar kleiner als das eines Litaipo oder Hanyü, war aber immerhin schon zu seinen Lebzeiten so geschätzt, daß sein Kaiser seine Gedichte nach seinem Tode in seinem Garten in Stein meißeln ließ. Das Leben des Dichters spielt sich in seinen Dichtungen selbst wieder. Die übersetzte Auswahl läßt das zur Genüge erkennen. Im übrigen kehren natürlich die Themen immer wieder, die allgemein die chinesische Lyrik beherrschen: die Vergänglichkeit und Nichtigkeit alles irdischen Lebens, Mahnung zur Genügsamkeit, zu Weltüberwindung und philosophischem Lebensgenuß, Verherrlichung von Freundschaft, Natur, Wein und Lied. Man findet viel allgemein-menschlich Sympathisches, das auch westlichem Denken ohne weiteres vertraut ist, wie etwa die Klage über die Lebenstragik in der „Frage an den Freund" (S. 63). Mit Interesse wird man vielleicht auch Pos Naturbetrachtung und -darstellung etwa mit der Litaipos vergleichen an Hand z. B. des Vierzeilers „Nächtlicher Schneefall" (S. 64) und des viel zitierten verwandten Gedichtchens des letzteren (Forke, Blüten chines. Dichtung S. 145). Die Form der Übertragung, die Woitsch gewählt hat, ist zu begrüßen. Sie bleibt dem chinesischen Original möglichst nahe und verzichtet auf „Umdichtung". Der Kenner chinesischer Dichtung wird so wirklich alle Feinheiten genießen können und herausfinden. Die reichlich eingestreuten, chinesischer Manier und Auffassung nicht ungeschickt nachempfundenen Federzeichnungen von Hadl geben einen guten Buchschmuck. Sie sind der Luxusausgabe außerhalb des Textes eingefügt.

Leipzig — G. Menz

Wien im Gedicht. Eine Anthologie. Herausgegeben von Josef Karl Ratislav. Wien o. J. (1924), Rhombus Verlagsaktiengesellschaft. 106 S. Mit 7 Vollbildern.

Unseres Wissens geschieht es zum erstenmal, daß eine Sammlung dieser Art unternommen wird, wiewohl, sollte man glauben, den Anthologen das Thema nahe genug lag, denn an lyrischen Abspiegelungen dieser Stadt mit ihrer uralten Geschichte, ihren künstlerischen und landschaftlichen Werten, ihrer nationalen und internationalen Geltung, ihrer wechselvollen und dennoch nicht zu verwechselnden Physiognomie ist wahrlich kein Mangel, und selbst wenn man, wie der Herausgeber (von Beruf Dramaturg des Burgtheaters), die große Masse dessen, was sich bei einer Razzia durch die deutsche Lyrik und bei gelegentlichen Streifzügen in die des Auslands ergibt, hinterher einer wohlangebrachten ästhetischen Sichtung unterwirft, bleibt noch zwischen Walter von der Vogelweide und unseren eigenen Zeitgenossen genug in Schriftsprache und Mundart übrig, um ein Buch zu füllen das, beneidenswert schön ausgestattet, ohne Pedanterie etwa hundert Gedichte aller Art vereinigt, denen der General, nenner Wien zukommt: eine durch den Reiz ihres bunten Reichtums selbst den Einheimischen überraschende Sammlung. Wie bei solchen Blütenlesen immer, wird auch hier der einzelne, z. B. der diesmalige Berichterstatter, dies oder jenes zugesetzt, dies oder jenes weggelassen, dies oder jenes anders eingeordnet wünschen, und vielleicht hätte auch der Pedant manche Kleinigkeit anzumerken, wäre ihm nicht durch die künstlerische Freiheit, durch die Anmut des Ganzen die Kreide entwunden.

Wien — Robert F. Arnold

Anekdoten. Von Johann Peter Hebel. Mit einer Einführung von Hans Franck. Reichenberg 1924, Gebr. Stiepel. 132 S.

Alemannische Gedichte. Von Johann Peter Hebel. Mit zehn Zeichnungen von Rudolf Dürrwang. Erlenbach-Zürich 1924, Rotapfel-Verlag. 177 S.

In der lebendigen Einführung sagt Hans Franck: „Das väterliche Erbteil in Johann Peter Hebel findet seinen künstlerischen Ausdruck durch die Anekdoten des ‚Rheinischen Hausfreunds'" und stellt den Erzähler dem Verfasser der „Alemannischen Gedichte" und dem Prälaten Hebel in geistvoller Weise gegenüber. Gleichzeitig zeigt er Wesen und Wert der Anekdote auf und öffnet mit wenigen Worten anregungsreiche Perspektiven ins Gestern und Morgen. Hans Franck hat alles Dozierende und Moralisierende ausgemerzt und so eine Ausgabe geschaffen, die dem Erzähler Hebel gilt und für das Volk gedacht ist.

Zu Hebels Zeit war es noch ein ziemliches Wagnis, Dialektdichtungen zu veröffentlichen; und daß auf diesen einmal in der Hauptsache seine Bedeutung in der Weltliteratur ruhen würde, hat der stets einfach gebliebene Dichter nicht geahnt. Zu der vornehm gedruckten Neuausgabe der „Alemannischen Gedichte" hat Rudolf Dürrwang zehn zarte Zeichnungen geschaffen, ich möchte sagen, zehn alemannische Landschaften, ganz aus des Dichters kindlichfrommer Anschauung heraus.

Charlottenburg — Hans Sturm

Verschiedenes

Kaiser Wilhelms I. Weimarer Briefe. Bearbeitet von Johannes Schultze. 2 Bde. Stuttgart 1924, Deutsche Verlags-Anstalt. 302, 241 S. Geb. M. 13,—.

Jede neue Quelle, die Einblick in das Wesen Kaiser Wilhelms I. gestattet, erhöht die Bewunderung für seine Charaktereigenschaften und verstärkt den Eindruck seiner Persönlichkeit. In besonderem Maße trifft das zu bei dieser Veröffentlichung von mehr als fünfhundert Briefen, die er an ihm Nahestehende gerichtet hat. Im Rahmen der großen vom Kaiser-Wilhelm-Institut für deutsche Geschichte geplanten Publikation seiner Briefe hat sie Joh. Schultze herausgegeben. Der Verlag hat ihnen ein erfreuliches äußeres Gewand verliehen; die Erläuterungen des Bearbeiters zeu-

gen von großer Sorgfalt, teilweise sind zu besserem Verständnis auch die Gegenbriefe abgedruckt.
Die Empfänger sind die weimarer Verwandten des Prinzen und späteren Königs und Kaisers, seine Schwiegereltern und sein Schwager. Die an den Schwiegervater, Großherzog Karl Friedrich, gerichteten Briefe, deren Zahl nur geringfügig ist, sind rein formellen Charakters, ohne größeres sachliches Interesse. Um so wertvoller sind dafür die an die Schwiegermutter, Großherzogin Maria Pawlowna, und an den Schwager, den späteren Großherzog Karl Alexander. In wahrer Intimität gibt sich der Schreiber hier ganz rückhaltlos, wie er wirklich gewesen ist. Alles, was ihn beschäftigt, klingt in diesen Briefen an, die Urteile, die er fällt, darf man als Ausfluß seiner aufrichtigen Überzeugung hinnehmen. Es ist keine von Berechnung und diplomatischer Vorsicht beherrschte Korrespondenz.
Sie setzt ein mit dem 29. August 1828 und endet mit dem 20. Oktober 1887. Fast sechs Jahrzehnte also dieses reichen Lebens ziehen an dem Leser vorüber. Der erste Band reicht bis zur Übernahme der Regentschaft für den unheilbar kranken Friedrich Wilhelm IV.; damit umfaßt er die Zeit, in welcher der Prinz zwar schon immer als höchst aufmerksamer Beobachter den politischen Ereignissen gegenüberstand, aber noch nicht bestimmend in sie eingriff. Mit der klugen und ebenfalls politisch stark interessierten Schwiegermutter liebte er die entscheidenden Fragen der Innen- und Außenpolitik zu besprechen, auf ihre Meinung hat er offenbar viel Wert gelegt. Besonderen Hinweis verdient der sympathische Brief aus London vom 9. April 1848 nach seiner durch die Revolution erzwungenen Flucht; er läßt das Wesen des Schreibers in hellstem Licht erscheinen. Dieser Band ist weniger vom rein sachlichen als vom biographischen Standpunkt aus wertvoll. Speziell über sein Verhältnis zu seiner Gemahlin ist aus ihm Klarheit zu gewinnen, und dabei bestätigt sich, was schon die vor einiger Zeit erschienenen Briefe an Friedrich Wilhelm III. gezeigt hatten, daß die Ehe im Anfang getragen gewesen ist von Gefühlsmomenten stärkster Art, so daß man sie nicht, wie das früher geschehen ist, als typisches Beispiel fürstlicher Pflichtheirat ansehen darf. Allerdings läßt sich dann deutlich verfolgen, wie das Gefühl allmählich erkaltet und wie Augustas Eigenart, vor allem die Richtung und die Methoden ihrer politischen Betätigung, Fremdheit zwischen den Gatten aufkommen läßt.
Der zweite Band umfaßt die Herrschertätigkeit Wilhelms. Hier tritt immer stärker das Persönliche hinter der Politik zurück. Mehrfach ist Karl Alexander infolge seiner guten Beziehungen zu Alexander III. von Bismarck durch Vermittlung Kaiser Wilhelms benutzt worden, um das deutsche Interesse in Petersburg zu vertreten; er spielt hier also eine ähnliche Rolle, wie sie Wien gegenüber König Albert von Sachsen innegehabt hat.
Mit diesen Andeutungen sei auf den Wert der Veröffentlichung hingewiesen. Allerdings muß gesagt werden, daß der Herausgeber besser getan hätte, manche der ganz intimen Briefe für sich zu behalten. Berichte an die Schwiegermutter über die Entbindung der Gattin gehen die Öffentlichkeit nichts an.

Heidelberg — Wolfgang Windelband

Aus dem Leben des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld. Von Johannes Haller Berlin 1924, Gebrüder Paetel. 427 S.

Diese Veröffentlichung ist eine der ganz besonders wichtigen aus der Periode Wilhelms II. Staatsgeheimnisse werden zwar im wesentlichen nicht enthüllt; aber nicht weniger bedeutungsvoll als die Öffnung der Archive ist die Klarstellung der psychologischen Zusammenhänge, und das Geheimnis der Geheimnisse ist schließlich nicht das geschriebene oder bedruckte Pergament, sondern es sind die Individualität, die individuellen Triebe und die individuellen Hemmungen der handelnden Personen bei historischen Vorgängen. Gewiß wird nicht gerade Wilhelm II. in unerwarteter Weise beleuchtet; nicht Überraschungen bringt dieses Werk, aber die beweiskräftigsten Bestätigungen über seine Eigenart, und daneben ist es eine Rechtfertigungsschrift für den verstorbenen Fürsten Eulenburg, den „intimen Freund“ des letzten deutschen Kaisers, dann den gestürzten und kriminell verfolgten und verstoßenen Hofmann.
Charakteristischerweise war die Zeit Wilhelms II. zugleich die Zeit der Hofskandale; sie stellt sich immer dann ein, wenn ein Regiment mit den Allüren der Autokratie in ihrem innersten Wesen schwach und schwächlich ist; wenn innere Haltlosigkeit sich paart mit Kraftmeierei; wenn die Intrige die besten Hoffnungen hegen kann, die Neigung zu unbesonnener plötzlicher Machtentfaltung für ihre gemeinen Zwecke auszunutzen und wucherisch auszubeuten.
Diese höfische Intrige hat gespielt gegen den Fürsten Eulenburg und hat ihn gestürzt, indem man ihn widernatürlicher Triebe bezichtigte. Johannes Haller bringt die Beweise, daß ein höfisches Gesindel und ein krankhaft veranlagter hoher Beamter des Auswärtigen Amtes und journalistische Helfershelfer, denen der schmutzige Skandal als hohe Politik erschien und eine melkende Kuh war, zur Erreichung dieses Ziels zusammenwirkten und Erfolg erzielten. Dieser Seite der Veröffentlichung im einzelnen nachzugehen, ist überflüssig. Die Tatsache, daß ein Mann wie der Historiker Haller sich für Eulenburg als Persönlichkeit einsetzt, genügt durchaus. Die andere Seite des Werks ist von weit größerer allgemeiner Bedeutung; sie bringt eine weitere Beleuchtung der Regierungsmethoden Wilhelms II., und sie wirft auch Licht auf den Charakter des Fürsten Bülow, kein verschönerndes Licht, und so ist für den Historiker wie Politiker dieser Band von hohem, von sehr hohem Werte.
Es können nur einige wenige Punkte an dieser Stelle andeutungsweise berührt werden.
Eulenburg hat dem Fürsten Bülow den Weg zum Reichskanzleramt ganz wesentlich geebnet, wohl erschlossen, darf man sagen. Beide waren intim befreundet; ganz intim. Als die Wolken, von den Intriganten geschickt geblasen, sich dann über dem Haupt von Eulenburg zusammenzuballen begannen, verschwand Fürst Bülow aus dem Leben des Fürsten Eulenburg — wenn man dieser Veröffentlichung traut — vollkommen, durchaus, absolut; auch ein Beitrag zur höfischen intimen „Freundschaft“. Der gefährdete Freund war auch sogleich der verlassene Freund, und zwar auf allen Seiten ...
Fritz von Holstein war seinerzeit, nach der Entfernung Bismarcks, eine fast mythische Persönlichkeit im Auswärtigen Amt; klug, intrigant, machthungrig im höchsten Grade, dabei mißtrauisch bis zur Krankhaftigkeit und von krankhafter Scheu besessen mit seiner Person hervorzutreten. Sein Ideal war, jeder Beobachtung entzogen, vom unsichtbaren Dirigentenpult aus das europäische Orchester in den Fragen der auswärtigen Politik zu leiten. Daß in diesem Manne sich geistige Begabung und geistige Abnormität mischten, steht außer jedem Zweifel. Und dieser gleichzeitig geistig überragende und geistig angestoßene Mensch leitete lange genug, im wesentlichen souverän, die deutsche auswärtige Politik. Er erkannte

mit dem Scharfblick des geistig Kranken die Individualität Wilhelms II.; er faßte lange, lange vor der Katastrophe das Ziel ins Auge, den Kaiser politisch unschädlich zu machen, ihn etwa zu entmündigen, um Deutschland zu retten; ein Tragödienstoff für einen Shakespeareschen Genius; der in Deutschlands Schicksalsstunde am klarsten Sehende ein geistig Gestörter.

Und das Bild Wilhelms II. in diesem Werk!

Nichts interessanter als die Tatsache, daß Eulenburg wie Bülow den Souverän in ihren Privatbriefen zunächst wieder und wieder als „genial" bezeichnen. Aus innerster Überzeugung oder in vorsichtiger Höflingsdevotion, die auch dem Freunde gegenüber die Vorsicht nie außer acht läßt? Wer soll das entscheiden? Aber da Eulenburg in den Schreiben an den Kaiser selbst stets Haltung bewahrt und sich von jeder Kriecherei und devoten Schmeichelei vornehm fernhält, so darf man ihn wenigstens als gutgläubig ansprechen. Er sah in dem Kaiser eine geniale Natur. Im Lauf der Jahre freilich schwindet dann aus den Eulenburgschen Briefen dieses Epitheton.

Es ist Tatsache, daß Wilhelm II. auf viele Menschen den Eindruck der Genialität machte, und zwar auf Deutsche wie Ausländer. Er war sprudelnd; er war vielseitig; er war ein Charmeur, wenn er es sein wollte; er schien kenntnisreich; und er war doch nur oberflächlich, wortgewandt; verschwenderisch und leichtfertig mit Worten, aber niemals und ganz und gar nicht tief; er verfügte über die Allüren der Genialität, nie über ihre Ursprünglichkeit und ihre Tiefe.

Wenn ein Mann wie Eulenburg, der Bildung, Lebenserfahrung und ansehnliche Begabung besaß, sich täuschen ließ, wenigstens zeitweise, so kann man sich den Ton eines Hofes vergegenwärtigen, an dem untergeordnete Geister sich hohe Stellungen erkämpften und bewahrten, indem sie durch verhimmelnde Liebedienerei gegen den Allgewaltigen einander zu überbieten suchten — dem Kaiser zum Verhängnis und Deutschland zum Verhängnis.

Der Kaiser, der schließlich nur noch solche Umgebung vertrug, richtete damit sich, die Monarchie und Deutschland zugrunde. Eine so ernste Lehre gibt das aufschlußreiche Eulenburgsche Buch mit dem, was es unmittelbar enthält, und mit dem, was zwischen Zeilen zu lesen ist.

Berlin — Paul Nathan

Deutsche Geschichte mit besonderer Berücksichtigung des Rheinlands und der Stadt Köln. Von Theodor Bützler. Erster Teil: Bis 1648. Mit 111 Abbildungen. Köln 1924, J. P. Bachem G. m. b. H. 203 S. Kartoniert Mk. 3,20.

Der Verfasser ist Rektor in Köln, hat schon 1911 mit Prof. Bender eine „Kleine illustrierte Geschichte von Köln und Umgebung" veröffentlicht, die bereits 25 Auflagen erlebt hat, und leitet seit zwölf Jahren die heimatgeschichtliche Sparte „Aus der Väter Tagen" in der im Auftrage der kölner Schulverwaltung herausgegebenen Jugendzeitschrift Jung-Köln. Er kann also nicht nur etwas, sondern kennt auch die Bedürfnisse seiner Leser, der Schüler in Köln und dem Rheinlande, genau. Dazu eine ordentliche Dosis Takt, Gemeinsinn und Vaterlandsliebe, im besonderen bei aller (begreiflichen) Vorliebe für das katholische Bekenntnis eine ausgesprochen irenische Weltanschauung, die ihn z. B. dem Reformator Luther gerecht werden läßt, wie wir Protestanten es nur überhaupt wünschen können. So ist ein Büchlein entstanden, an dem man nur Freude hat, von dem man bloß wünschen kann, daß es in den übrigen Teilen Deutschlands sinngemäße Nachahmung recht bald fände, und dessen Schlußband man heiß herbeisehnt. Die Abbildungen sind mit großer Umsicht ausgewählt; so stammen die Illustrationen zu Karl dem Großen auf Seite 63 und 65 aus meiner „Weltgeschichte" (VI, 79). Überall ist das Rheinland entschieden bevorzugt, oder doch sind Beziehungen zu ihm in den Vordergrund gerückt. Unverständlich ist mir allein der Copyright-Vermerk auf Seite 2 mit der Jahreszahl 1911.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Reformation und Gegenreformation. Von Eberhard Gothein. Mit einer biographischen Einleitung. Herausgegeben von Edgar Salin. München und Leipzig 1924, Duncker & Humblot. 290 S. M. 9,— (12,—).

Es gewährt einen ganz seltenen Genuß, die breit epischen Darstellungen Gotheins aus den Zeiten der Reformation und Gegenreformation zu lesen: ob es sich dabei um die Renaissance in Süditalien oder um politische und religiöse Volksbewegungen vor der Reformation, um das Zeitalter der Gegenreformation oder um den christlich-sozialen Staat der Jesuiten in Paraguay handelt, immer fühlt man die polyhistorische Breite und Fundiertheit des Autors, der man sich ruhig anvertraut, weil sie verbunden ist mit einer außerordentlichen Realistik und ideenhaft kombinatorischen Kraft der Darstellung. Gothein stammt als Historiker aus der Schule Diltheys und Jakob Burckhardts: von jenem hat er die Hinneigung zur Ideengeschichte, von diesem die Totalität des Gestaltsehens. Aber Gothein war nicht nur Historiker: er war vor allem Nationalökonom, und die dadurch bedingte Wirklichkeitsnähe wirkt sich auch in seinen historischen Darstellungen aus. — Die Arbeiten als solche sind bekannt. Wem hätten sie als Studenten nicht starke Impulse vermittelt! Eine Besprechung im einzelnen erübrigt sich. Man vermißt mit Bedauern in diesen „Gesammelten Schriften" die Spezialstudie über Ignatius von Loyola, die vielen als das Meisterwerk Gotheinscher Darstellung gilt. Edgar Salin hat als Herausgeber eine recht gute biographische Einleitung geschrieben, welche der komplexen Erscheinung des polyhistorischen Gelehrten und des humanistischen Menschen Gothein gerecht zu werden sucht. Gotheins Leben ist selber ein Stück bester deutscher Geistesgeschichte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Grünberg i. Schl. — Werner Mahrholz

Politische Geschichte der Französischen Revolution. Entstehung und Entwicklung der Demokratie und der Republik 1789—1804. Von A. Aulard, Professor an der Universität Paris. Berechtigte Verdeutschung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Eingeleitet von Hedwig Hintze. Zwei Bände. München und Leipzig 1924, Duncker & Humblot. XXII, VII, 774 S. Geheftet M. 20,—.

Dem ersten Wort des Titels kommt das Hauptgewicht zu. Es liegt darin die für die Beurteilung des Ganzen nötige selbstbewußte Einschränkung, die ein Konkurrieren mit dem berühmten, von Aulard bitter befehdeten Werk Taines über denselben Gegenstand von vornherein ablehnt. Aulard schreibt weder Kultur- noch Universalgeschichte, sondern begnügt sich damit, die Französische Revolution als einen innerpolitischen Ausschnitt aus der Entwicklungsgeschichte Frankreichs zu begreifen und mit der Kritik des wissenschaftlichen Forschers, aber auch mit der immanenten Liebe des Franzosen zu erfassen. Die Kanonade von Valmy oder den Basler Frieden, die Entwertung der Assignaten und die Valutaspekulation (tout comme chez nous) ignoriert er

selbstverständlich nicht völlig; aber sie interessieren ihn nur insoweit, als sie zur Klarstellung der verfassungsrechtlichen Vorgänge unentbehrlich sind. Auf diesem Felde nun wird man kaum eine wirklich wichtige Einzelheit vermissen oder nicht im kausalen Zusammenhang vorfinden. Darin beruht die unüberwindbare Stärke des Buchs. Was die Gesetzgebung der Revolutionäre, die damals einflußreichen Zeitungen, die Briefe aus jenen Tagen, die Protokolle über Beratungen und Wahlen, die Reden und Beschlüsse an quellenmäßigem Stoffe boten, das ist restlos ausgeschöpft. Jede Zeile ist sozusagen urkundlich zu belegen. Man darf das Ganze bezeichnen als die durch ihre Seltenheit glänzende Probe einer französischen Anwendung der historischen Methoden, wie sie die deutsche Geschichtswissenschaft — zugegeben: manchesmal auf Kosten der Form und des guten Geschmacks — zu üben pflegt.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Die neuen Ringe. Reden und Aufsätze zur deutschen Gegenwart. Von Alfons Paquet. Frankfurt a. M. 1924, Frankfurter Societäts-Druckerei. 218 S.

Alfons Paquet verkörpert einen Typus des politischen Schriftstellers, der in Deutschland stets selten war und dem man auch heute keineswegs oft begegnet, obwohl die Politisierung des Geistes und der Jugend durch die Ereignisse des letzten Jahrzehnts einen ohne weiteres verständlichen, starken Auftrieb erfahren hat. Auf diesem Wege zur Politisierung hin stolperte — wie nicht anders zu erwarten war — ein beträchtlicher Teil unserer Jugend in die zwei stets bereit liegenden Fußangeln aller politischen Betätigung, indem sie entweder sehr rasch der geistigen Versandung in öder Parteischablone und Parteiroutine anheimfiel oder auf neuem Podium das altgewohnte Spiel utopistischen Jonglierens mit ebenso großen wie unfruchtbaren Worten begann. Man dachte mit Vorliebe in Kontinenten, ohne eine präzise Vorstellung zu haben, wo diese Kontinente lagen; man rechnete großzügig mit Jahrtausenden ohne Wissen von Gestern, Heute und Morgen. Politische Fragen wurden ein beliebtes Jagdrevier neben Theosophie, Film und Psychoanalyse, auf dem man allwöchentlich einen faszinierenden Leitartikel zur Strecke bringen konnte. So sind wir um eine fette Weide literarischer Eitelkeit reicher und um einige Möglichkeiten realpolitischer Erkenntnis ärmer geworden — und das ist alles, beinahe alles, denn es gibt immerhin noch den Typus Paquet!

Paquet hat zunächst einmal den Vorsprung der Erfahrung, dieweil er sich bereits seit zwanzig Jahren mit politischen Problemen herumschlägt, ferner den Vorteil eines klaren Kopfes und schließlich noch die Gottesgabe eigener Gedanken. Mit diesem Rüstzeug läßt sich über Politik schreiben, ohne in die Fußangeln zu geraten. In seinen Reden und Aufsätzen zur deutschen Gegenwart ist Anfang und Ende die Bewegung der Jungen und die Frage nach Gewalt oder Nichtgewalt, vor der sich die Geister scheiden. Paquet glaubt an die Möglichkeit neuer Verbundenheiten von Volk zu Volk, zu denen die Jugend den Weg finden muß. Er sieht die neuen Ringe eines inneren Wachstums der Menschen — eines Wachstums, das zur Lösung der Weltaufgabe dieser Verbundenheit hinführt. Ich sehe diese Ringe nicht — oder vielmehr: ich sehe Anderes, Trennendes, das mir stärker zu sein scheint, aber das wird mich nie hindern, Paquet einen der wenigen, interessanten politischen Köpfe zu nennen, die wir in Deutschland haben!

Berlin — E. A. Greeven

Die Familie Feuerbach. In Bildnissen von Herbert Eulenberg. Stuttgart 1924, J. Engelhorns Nachf. 206 S.

Man kennt Herbert Eulenbergs Manier, Porträte zu umreißen aus den drei Bänden Schattenbilder, die ihn berühmt gemacht. Er beschwört jetzt noch einmal die alten Künste und gibt in bunter Folge von Prosa und Versen Bildnisse der Familie Feuerbach, angefangen bei dem alten Strafrechtslehrer und Gesetzemacher, b s zu Anselm, dem Maler, mit dem das rühm iche Geschlecht vergangen ist. Aber so sehr das Unternehmen zu begrüßen ist, alle Phasen produktiver Genialität, mit der das Haus von der Natur gesegnet war, uns menschlich nahe zu bringen, so sehr bleibt doch bei der Art, wie Eulenberg es tut, ein etwas fader Geschmack auf der Zunge. D.ese Seite Eulenbergscher Gestaltungskraft hat sich offenbar mit den drei Bänden Schattenbilder erschöpft, und man wird jetzt das Gefühl des Beabsichtigten in der Durchführung des Themas nicht los. Die Menschen werden hier zwangsmäßig in bestimmten Situationen zu bestimmten Äußerungen geleitet, die die von ihnen überlieferten Charakterzüge dartun sollen. Ihre Bewegungen haben etwas Marionettenhaftes an sich; gerade das, was früher bei Eulenberg so frappant war, daß sich die äußeren Ereignisse spielend wie von selbst fügten und nur der Reflex des inneren Erlebens seiner Gestalten waren, fehlt hier oft. Es ist zu bedauern, daß die ungemein sorgsamen Studien Eulenbergs auf diese Weise nicht zu der Wirkung gelangen, die hätte erreicht werden können, wenn ihm das Künstlerische, Instinktmäßige besser geglückt wäre.

Leipzig — Erich Ebermayer

Gustav Mahlers Briefe (1879—1911). Herausgegeben von Alma Maria Mahler. Wien 1924, Paul Zsolnay. 492 S.

Über ein Buch ist zu berichten, das seltenen Allgemeinwert hat. Für alle Sammler menschlicher Dokumente, für alle, die in die Seele eines großen Mannes blicken wollen, die analytisch Seelensubstanzen suchen. Nicht allein der Musiker Mahler, der Mensch in seiner Menschlichkeit steht hinter diesen Briefen. Und aus der Größe seines Menschentums eben entsteht sein Schaffen. Alles Erleben, jeder innere Kampf, jeder Schicksalstag formt sich bei ihm in Musik. 420 Briefe liegen uns vor. An seine Freunde. Vielleicht wird später noch ein anderer Band folgen. Zu weit muß es führen, die Freunde zu nennen. Ohnehin kennt ein jeder, der Mahler liebt, sie alle. Es waren ja nicht allzuviel. Manch Geschäftsbrief ist dabei, manches Unpersönliche und nur dem interessant, dem auch der kleinste Zug des Meisters liebenswert. Es ist wieder einmal ein Buch für die, die Mahler von Herzen lieb haben, wie es auch die Erinnerungen der Bauer-Lechner sind. Und darum weiß ich nicht, ob Frau Alma Maria recht daran tat, schon jetzt die Herausgabe der Briefe zu gestatten. Es mutet manches an, als wenn es nicht in Gustav Mahlers Sinn gewesen wäre, der sich so keusch vor der Welt verschloß. Und noch eine andere Frage ist aufzuwerfen: Frau Mahler hat die Briefe nicht chronologisch geordnet, sie hat vier Gruppen gemacht, die man etwa so benennen könnte: Lehrjahre, Budapest, Wien, Neuyork. Wohl ist mit dieser Einteilung für den Kenner die Entw cklung des Genius und des Menschen ersichtlich. Doch innerhalb der Gruppen, sind die Briefe nicht chronologisch gegeben, sondern die Briefe an denselben Adressaten sind zusammengelegt. So geschieht es, daß der Leser aus dem einen Jahr plötzlich in ein späteres, aus dem späteren dann wieder

zurück in ein früheres springen muß. Wer vertraut mit des Meisters Leben und Schaffen ist, dem steht das Geschehen des Jahres schnell vor Augen. So ist der Briefband eine Ergänzung zur Biographie. Ein Buch von einem großen Menschen, einem überragenden Künstler — ein Buch von menschlicher Güte und Liebe — ein Buch, aus dem man lernen muß.

Berlin-Zehlendorf — Ernst Viebig

Köpfe. Von Maximilian Harden. Vierter Teil. Berlin, 1924, Erich Reiß. 557 S.

Es ist, scheint mir, zu Hardens Schriftstellerei nicht viel mehr zu sagen als eben die Anmerkung, daß die Sammlung seiner Essays mit monographischer Tendenz einen vierten Band ergeben hat. Dann weiß jeder ungefähr, wo und wie er daran ist. Und die Temperamente scheiden sich in Begeisterung oder Verstimmtheit, in Verehrung oder Haß; der überlegt, ob er sich unterha ten, der, ob er sich belehren will, und ein dritter, ob er sich ärgern will oder nicht. Der Inhalt des Buchs, zwischen dem Apostel Paulus und Hölz, zwischen Penthe ilea und Sarah Bernhardt und einem starken Dutzend anderer „Köpfe" hin und her gewendet, entzieht sich einer „objektiven Auseinandersetzung"; es mag wohl in jedem Stück ein Reiz zum Widerspruch stecken, und es mag wohl jedes von dem, der auf muntere Weise lernen will, mit einigem Gewinn in Anregung und Mitteilung gelesen werden. Abgesehen von den sozusagen theologischen Kapiteln, die Harden sich und uns besser geschenkt hätte; ich denke an das Wort eines alten berliner Freundes, der, in einer theologischen Diskussion um seine Meinung befragt, antwortete: „Die Jungfrau Maria ist nicht meine Branche." Das trifft auch für Harden. Seine Branche ist das „Liebesleben" im Hause Wahnfried, sind Clemenceau und Lloyd George, sind Stinnes und natürlich auch Max Hölz, höchst geeignete Stoffe, um historische Kenntnisse im Anekdotenformat, um Paradoxe, Überraschungen, Übersteigerungen anzubringen. Er bleibt die Primadonna des journalistischen Impressionismus, der Zauberkünstler des Zitaten-Zettelkastens, der Virtuose der Indiskretion — amüsant in Einfällen, überraschend in der Fixigkeit, mit der das bunteste Material serviert wird, verstimmend in einer fast grundsätzlichen Ehrfurchtslosigkeit. Fleißig und behend in der Übung seines Geistes, hartnäckig bei allen unleidlichen Schrullen seines Stils ausharrend — man kann ihn nur mit Erholungspausen lesen, man ist dann immer dankbar, daß man etwas gelernt hat, und immer verstimmt über Koketterien der Darbietung. Wir, die wir im mittleren Alter stehen, haben als junge Menschen ihn schon gelesen und wissen, wie wir daran sind. Der jungen Generation muß, wenn ich richtig sehe, dieser Schriftsteller völlig fremd sein, eine Erscheinung von vorgestern, und vielleicht spürt Harden auch gelegentlich, in allem Krampf frischer Aktivität, daß er eine geistesgeschichtliche Figur der wilhelminischen Jahrhundertwende geworden ist.

Berlin — Theodor Heuß

Die Jugendfreunde des „Alten Mannes". Nach Briefen und Tagebüchern herausgegeben von Ludwig Volkmann. Leipzig 1924, Insel-Verlag. 261 S,

Der Dankwart. Ein Märchen. Von Wilhelm von Kügelgen. Mit Bildern von R. Pötzelberger. Stuttgart 1924, Chr. Belser A.-G. 77 S.

Die Herausgabe der „Lebenserinnerungen des Alten Mannes" im vorigen Jahre hat den Namen Kügelgen wieder in die Augenlinie geschoben; wie man vor Jahrzehnten als die „Jugenderinnerungen" in wohlfeilen Ausgaben zu Hunderttausenden verbreitet wurden, merkte, daß in dieser Selbstschilderung einer unserer besten deutschen Schriftsteller zu uns sprach, fühlte man jetzt, daß in diesem Hause alles das, was Goethe und unsere große weimarer Zeit wollte und träumte, mit einfacher Sicherheit und heiterer Weltfreude gelebt wurde. So kann uns das kleine Märchen „Dankwart", das aus dem letzten Lebensjahr des Meisters stammt, willkommen sein. Es wird in zwei Ausgaben geboten, einer des Verlags Koehler, gut gedruckt, würdig und unaufdringlich, wie es Kügelgens Art war, die zweite mehr für die Jugend geschaffen, mit bunten Bildern, die vielleicht ein wenig zu weich sind für diese Gotendichtung, vielleicht zu sehr im Heute wurzeln, während sie graue Vorzeit mit einer rauheren Faust fassen müßten. Von dem Märchen selbst kann man das sagen, was Friedrich I. unter seine selbstgemalten Soldatenbilder schrieb: in tormentis pinxit. „Mehr als halbtot bin ich zwar, weniger als Halbmensch, kann nichts mehr leisten, selbst das Zeichnen greift zu sehr an. Nur das Schreiben geht noch und ist meine einzige Ressource; ich arbeite jetzt auch an einem Märchen, was mich amüsiert," schreibt der von quälenden inneren Leiden, die ihm Atem und Leben langsam wegnehmen, gepeinigte Wilhelm an seinen getreuen Bruder Gerhard. So liegt der Reiz eines rührenden Sieges über die Not des Lebens in der anschaulichen, gediegenen Arbeit, die Erzählung und Märchen unmerklich zu einem bunten Teppich verwebt.

Das Wirken Kügelgens und der Seinen ist so sehr ein erschöpfendes Abbild der Kulturbreite seiner Zeit, daß es nur zu begrüßen ist, wenn wir von sachkundiger Hand auch mit dem Freundeskreise des „Alten Mannes" bekannt gemacht werden. „Mein lieber Schulgenosse und Freund Alfred Volkmann, ein hübscher und braver Junge, war mir bald der Liebste unter den Gespielen meiner Kindheit geworden; wie er denn auch der Ausgezeichnete und Begabteste war. Etwas älter, aber zugleich verständiger als ich und mir in allem überlegen, zeigte er schon damals Eigenschaften, die für sein Fortkommen in der Welt Erfreuliches erwarten ließen. Namentlich verband er mit einem klug aufmerkenden Sinn, in allem, was er trieb, gewissenhafte Ausdauer und viel Energie des Fleißes", so schreibt Wilhelm von Kügelgen über seine dresdener Schulzeit im Jahre 1809, und mit dem Vater Gerhardt, dem Goethe-Maler, waren die Beziehungen der Eltern so enge, daß dieser, als er im Sommer 1812 dem Wandel seiner religiösen Überzeugung äußeren Ausdruck geben wollte, dieses durch ein gemeinschaftliches Abendmahl mit der Familie Volkmann in der Kirche zu Zschortau geschah. Und dazwischen liegt eine lange und enge Freundschaft der Kügelgens und Volkmanns, und man muß sagen, daß sich durch die Schilderungen und Briefe Johann Wilhelm Volkmanns und seiner klugen und hochgebildeten Frau Friederike Tugendreich das Bild des alten Mannes und der Seinigen um vieles rundet. Den besten Ertrag dieser wertvollen Veröffentlichung Ludwig Volkmanns sehe ich aber im Bekanntwerden mit dem Kulturboden, aus dem Richard Volkmann-Leander, der große Chirurg und feinsinnige Träumer an französischen Kaminen und der deutsche Landschaftsmaler Hans von Volkmann und Arthur Volkmann, der Plastiker, erwuchsen. Beneidenswert eine Familie, die soviel Tüchtigkeit in sich birgt (von 28 männlichen Mitgliedern des Geschlechts einschließlich der Kinder zogen 18 in den ersten Tagen des Weltkrieges ins Feld),

beneidenswert eine Familie, die ihre guten Stammeserinnerungen so pflegt, beneidenswert eine Familie, die ihres Erbwertes so froh sein kann.

Waidmannslust — C. F. van Vleuten

Deutschlands geistige Erneuerung. Von Johannes M. Verweyen. Leipzig 1924, Quelle & Meyer. 190 S. Geb. M. 4.60.

Dieses neueste Werk des bekannten bonner Philosophieprofessors ist ein mutiges und eindringliches Bekenntnis zu den sittlichen Forderungen, mit deren Erfüllung jeder Gebildete Ernst machen muß, sofern ihm der Wiederaufbau Deutschlands mehr ist als eine leere Redensart oder als ein Parteischlagwort. Es gibt uns ein Wunschbild von der Erneuerung Deutschlands in vier großen Abschnitten. Der erste handelt von der „Erneuerung der Gesellschaft" und lehrt, daß sie nur erfolgen könne aus dem Geiste des Dienens und des sozialen Brückenbauens, der Redlichkeit und der Höflichkeit, der Einfachheit und der Freude. Im zweiten Kapitel, „Die Erneuerung der Politik", hält Verweyen gründliche Abrechnung mit den Gewaltpolitikern der Rechten und der Linken wie mit den feigen Kompromißlern, welche sich zwar zu demokratischer Staatsmoral bekennen, um eine „beherzte, zielbewußte Operation der Fäulnisprozesse innerhalb des Volksorganismus" sich jedoch drücken. Vor allem aber wendet er sich hier gegen den „Aberglauben an die Notwendigkeit des Krieges" und gegen den „Aberglauben an die alleinige Macht äußerer Verhältnisse oder geistiger Faktoren" bei der Vollendung unserer Menschlichkeit. Das dritte Kapitel, „Die Erneuerung der Schule", handelt in erster Linie von der Hochschule, wobei erfrischende Worte gegen den akademischen Dünkel fallen, und von der Volkshochschule, für deren richtige Zielsetzung Verweyen ein ganz besonders feines Verständnis bekundet. Die höhere Schule und die Volksschule kommen dagegen etwas zu kurz. Von den ideellen Richtlinien, die Verweyen für alles Schu'wesen unserer Zeit gibt, seien namentlich hervorgehoben die des „Lebensdienstes" und die eines „vertieften Gemeinschaftsdienstes" (hier vor allem die Nutzanwendung auf die Studentenschaft). An dem vierten Kapitel, „Die Erneuerung der Kirchen", ist hervorzuheben die ausgezeichnete Darlegung der tieferen Gründe, warum die katholische Kirche sich immer verhältnismäßig leicht auf das jeweilige Zeitbewußtsein einstellen konnte und gerade jetzt wieder starke Werbekräfte entfaltet. Aber auch was über die Entwicklungsmöglichkeiten der protestantischen Kirche und über die außerkirchlichen Organisationsformen des religiö'en Lebens unserer Zeit ausgeführt wird, ist sehr lesenswert. In einem besonderen Schlußabschnitt, „Aufstieg oder Niedergang Deutschlands?" weist Verweyen dann noch den Spenglerschen Pessimismus zurück. Deutschland habe noch eine Sendung; allerdings nicht die, einen „Befreiungskrieg" zu erzwingen; auch nicht die, in einem bloß materialistischen Sozialismus das Streben nach höherer Lebensgestaltung im seelischen Sinne aufzuopfern, sondern die, im Dienste edler Menschlichkeit seine Gesellschaft, seine Politik, sein Bildungswesen und sein religiöses Gemeinschaftsleben um- und auszubilden. — Es ist Verlag und Autor hoch anzurechnen, daß sie vor der Veröffentlichung eines Buchs nicht zurückgescheut sind, das den meisten Gebildeten unserer Tage zunächst recht unzeitgemäß er'cheinen wird. Aber unzeitgemäß sein, heißt nach Friedrich Nietzsche, der es ja wissen mußte: „gegen die Zeit und dadurch auf die Zeit und hoffentlich zugunsten einer kommenden Zei. wirken".

Stettin — Erwin Ackerknecht

Deutschland. Eine Rede in Köln. Von Wilhelm Schäfer. Dessau 1925, Karl Rauch. 88 S.

So jemand um die Nöte seines Vaterlandes weiß, so er mit Kenntnissen von der Größe und den Niedergängen seiner von ihm geliebten Heimat erfüllt ist, so er ein Dichter ist und der Dinge tiefstes Wesen aufspürt, so er um dessentwillen den freien, verstehenden Blick für die Geschehnisse, für verschüttete Kräfte hat und trotz aller Schwere Hoffnungen für eine Gesundung und schönere Zukunft hegt, ist es ein trostreicher Gedanke, ihm zu begegnen. Aber nicht hundert oder tausend müßten diese Rede hören oder gehört haben, sondern Hunderttausende müßten sie in sich aufnehmen, sich frei machen lassen von den einengenden Gedanken einer parteipolitischen Einstellung. Wilhelm Schäfer — einen raumgreifenden Überblick über Werden und Wachstum des deutschen Volks von seinen Anfängen bis in die neue Zeit herauf gebend, Licht und Schatten aus den Jahrhunderten aufdeckend, Wert und Wesen eines Volks aus den innersten Anlagen nachweisend — steht nicht hier oder dort in der Nähe einer Partei, sondern mitten im Schreiten einer Zeit, die Erbe ist und zukunftsweisend. Seine Rede über Deutschland ist von jener Liebe getragen, die erschüttert ist über das viele Weh und Leid, das über sein Volk hereingebrochen ist, und doch schöpft er gerade aus dieser schweren Last die Hoffnung. Seine Sprache ist frei von dem irrlichtelierenden Glanz der falschen Schlagworte, frei von der Verdunkelung durch Verschweigen der Schadhaftigkeit gewisser Teile und Epochen; sie ist von jener wundervollen Beschwingtheit und Fülle, die den Strom des Geschehens in die dichterische Erhebung wandelt. Hier spricht nicht einer allein, hier schildern, mahnen und frohlocken tausend Herzen. Er sagt im Grunde nichts, was wir nicht auch aus der Geschichte wissen, aber dieser umfassende Blick, dieses Zusammenschmelzen der Jahrhundertvorgänge in das gedrängte Wort eines Abends ist der eines Dichters.

Berlin — Guido K. Brand

Weltgeschichte in drei Bänden. Von Weber-Rieß. Zweite Auflage. XXVII, 1119; XVI, 683; XIX, 601 S. Leipzig 1924, Wilhelm Engelmann.

Der Wegfall der militärischen Zensur hat gegenüber der ersten Auflage (1918) nur die Darstellung der Ereignisse 1884 ff. verändern lassen. Im übrigen ist sie, durchweg überprüft, bis Ende 1922 fortgeführt. Aus technischen Gründen ist das Ganze diesmal in drei Bände zerlegt, die Grenze zwischen „neuer" und „neuester Zeit" von 1789 auf 1815 verschoben. Beachtlich ist die Wahl der Antiqua, bedauerlich der Rückfall in die Unart, die Titelblätter der drei stattlichen, mit je einem guten Register versehenen Bände durch den breiten Stempel „Rezensionsexemplar" zu verunglimpfen.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Genie und Charakter. Zwanzig männliche Bildnisse. Von Emil Ludwig. Berlin 1924, Ernst Rowohlt. 278 S.

Emil Ludwig, der seine Goethe-Biographie „Geschichte eines Menschen" nannte, hat jetzt eine Sammlung von Bildern großer Persönlichkeiten unter dem programmatischen Titel „Genie und Charakter" vorgelegt. Er zeigt damit an, daß es ihm nicht um Historie im positivistischen Sinne zu tun ist, sondern daß er, dem Vorbilde Plutarchs nacheifernd, „Lebensschicksale" niedergeschrieben habe. Nicht ein Bild vom Ablauf der historischen Ereignisse also, sondern die Verlebendigung des Menschen, der handelnd und leidend in ihnen

steht, ist das Ziel dieser Darstellungsart. Dabei aber begreift der Verfasser den Menschen nicht als eine rein geistige Gegebenheit, so wie etwa Gundolf Goethe gegenüber verfährt, sondern er verbindet die mythenbildende Kraft, die ein Bertram in seinem „Nietzsche" als einzig mögliche Absicht eines Biographen darstellt, mit der Intimität besonderer Charakterschilderung, die den Großen allmenschlichem Gefühl zugänglich macht. So erreicht er eine Synthese, kraft deren die große Persönlichkeit eine eminent sittliche und erzieherische Erscheinung wird. Es sind Emil Ludwig bei einer solchen Einstellung, die aus der großen Sehnsucht unserer Zeit heraus gefunden ist, Porträte von überzeugender seelischer Bildkraft gelungen, deren Darstellung die plastische Wortkunst des Verfassers glücklich dient. So ist ein Werk entstanden, das sich hoch über den Kreis nur literarischer Wirkung zu einem Buch voll lebendiger Werte erhebt.

Düsseldorf H. W. Keim

Shakespeare. Sämtliche Werke. Mit Einleitungen versehen und herausgegeben von Julius Bab. Stuttgart 1924, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. Neun Bände. Geb. M. 40,—.

Die Ausgabe hat zunächst durch die Anordnung ihren eigenen Ton: nicht, wie es sonst üblich ist, sind die Dramen nach Gattungen und Stoffen zusammengefaßt, sie folgen vielmehr nach der Zeit ihrer Entstehung aufeinander, und das gibt zweifellos dem Leser, der vorn anfängt und hinten aufhört, einen mächtigen Eindruck von der Entwicklung von Shakespeares Kunst. Freilich ist die Zeitfolge ein immer noch, mindestens teilweise, umstrittenes Gebiet, und der Herausgeber ist vielleicht allzu geneigt, sich von seinem ästhetischen Gefühl leiten zu lassen: das bringt „Troilus und Cressida" in den 8. Band, tatsächlich dürfte es früher anzusetzen sein. Aber Babs Ausgabe ist eben nicht die eines Shakespearegelehrten, sondern eines unzünftigen Shakespeareverehrers, der von der Philologie ihre Ergebnisse annimmt, ohne sich deshalb ihren Sprüchen zu unterwerfen. Darum schlägt er in der Haupt- wie in den Einzeleinleitungen auch nicht den Weg ein, den man von anderen Ausgaben her gewöhnt ist; für ihn ist Shakespeare zuerst und zuletzt der Beherrscher der großen dramatischen Form: wie er sie findet, erfüllt, zerbricht und wieder erneut, ist das, was er seinen Lesern anschaulich machen will. Dazu ist nun dieser die Überlieferungen unserer großen Kritik würdig wahrende freie Schriftsteller der rechte Mann; nicht umsonst hat ein guter Teil seiner Lebensarbeit dem leidenschaftlichen Bemühen um die Erkenntnis dramatischer Kunst gegolten, und so gelingt es ihm, Wesentliches zu sagen, wirklich seinen Lesern einen Begriff von der Einzigart dieser Tragik und Komik zu geben, sie vor das eigentliche Shakespeareproblem (das mit Baconfabeln nichts zu tun hat) zu stellen. Gewiß ist auch hier nicht zu vergessen, daß die Wirklichkeit dem Wunschbilde kaum immer entsprach — die Auffassung der Sonette, wie sie Herausgeber und Übersetzer (Emil Ludwig) vertreten, dürfte sich kaum halten lassen. Indessen hat die Art, wie hier aus der Überzeugung der Einheit von Erleben und Schaffen des Künstlers das Bild seiner dichterischen Persönlichkeit gegeben wird, ihr gutes Recht: Shakespeare ist solange lebendig, als ihn sich jede Zeit neu schafft, sei es auch nach ihrer Auffassung vom Ideal des schöpferischen Poeten.

Der Text, für den neben Bab Ernst Lewy zeichnet, stellt sich als eine durchgesehene Fassung von Schlegel-Tieck dar; die Arbeit früherer Herausgeber ist benutzt, aber (nach Stichproben) nicht ohne weiteres übernommen, und an eigenen glücklichen Änderungen fehlt es nicht, wenn sich schon manchmal die Sisyphusart dieses Mühens zeigt, indem die Besserung einer Wendung durch eine zweifelhafte andere erkauft wird. Die Ausgabe bringt neben den Sonetten auch die Epen und andere Gedichte (in Bodenstedts und Neidhardts Übertragung), dazu sparsame Anmerkungen; nur Heinrich VIII. fehlt, was vielleicht kein Schade, aber inkonsequent ist. Die Ausstattung ist gut: alles in allem, wir haben eine treffliche neue Shakespeareausgabe.

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

Walter von Molo. Gesammelte Werke in drei Bänden. München, Albert Langen. 865, 840, 838 S. M. 30,— (45,—).

Willensmenschen wie Walter von Molo haben vor denen, die aus weicherem Holz geschnitzt sind, bei Ebenbürtigkeit der natürlichen Anlagen immer einen gewaltigen Vorsprung. Molo hat seit Beginn seiner Dichterlaufbahn den zähen Willen zum Erfolg gehabt, und es ist ihm geglückt, binnen nicht ganz zwei Jahrzehnten sein Talent so hoch zu züchten, daß er heute als Vierundvierzigjähriger zu Deutschlands führenden Geistern zählt. Er konnte dies nur erreichen, weil sein ganzes Dichten auf ethischer Grundlage ruht. Wahrhaftigkeit gegen sich und andere geht ihm über alles, und nie hat er gezögert, die Wahrheitsliebe, wenn es sein mußte, auch mit Schroffheiten und Schonungslosigkeiten zu erkaufen. Ohne Beschönigung legt er die Sonde an die Gebrechen der Zeit; aber sein jüngster Roman „Auf der rollenden Erde" zeigt den Gesellschaftskritiker zum immer dienstwilligen Menschheitshelfer emporgewachsen. Vom kosmopolitischen Schwarmgeist hat er jedoch schon ganz und gar nichts an sich. Er, in dessen Adern das Blut verschiedener deutschen Stämme, untermischt mit italienischem, rollt, hat sich, nachdem er sich aus seiner mehr zufälligen österreichischen Verstrickung gelöst hatte, nach freier Herzenswahl dem preußisch-deutschen Staatswesen und Volkstum für immer ergeben und uns besonders erhabene und erhebende Stücke der Vergangenheit im poetischen Spiegelbilde gezeigt.

Molos Gesammelte Werke bedeuten einen Ruhepunkt nach langer und oft mühsamer Wanderung, den Abschluß einer vorläufigen Entwicklung, die noch keine endgültige sein kann; denn einem rastlos Vorwärtsstrebenden seiner Art entspringt aus dem Gewordenen immer neues Werden. Eine sinnvolle Anordnung verteilt den Stoff harmonisch nach inhaltlichen wie zeitlichen Gesichtspunkten. Der erste Band bringt den großen vierteiligen Schiller-Roman, den Begründer von Molos Ruhm, der umrahmt ist von den „Sprüchen der Seele" und den „Fugen des Seins", lyrischen Offenbarungen mehr des Geistes als des Gefühls, Herzensfragen und Weisheitsproblemen, gebannt in jambisch rhythmisierte Verse von eigenwilliger Struktur. Den Kern des zweiten Bandes bildet der dreiteilige „Roman meines Volkes" („Fridericus", „Luise", „Das Volk"). Auch er steht zwischen kleineren Schöpfungen: dem historischen Skizzenbuch „Im Schritt der Jahrhunderte" und der modernen Novellettensammlung „Im Zwielicht der Zeit" (aus dem älteren Bändchen dieses Namens und den novellistischen Studien „Die ewige Tragikomödie" kombiniert). Sie leitet zu den Gegenwartsromanen im dritten Band über: der die vier kleineren Romane „Die unerbittliche Liebe", „Die törichte Welt", „Der gezähmte Eros" und „Wallfahrer zur lieben Frau" (früher „Wir Weibgesellen") umfassenden „Liebes-Symphonie" und „Auf der rollenden Erde". Dazwischen sind fünf dramatische Dichtungen gestellt: „Die Erlösung der Ethel", „Der Hauch im All",

„Die helle Nacht", „Till Lausebums" und „Lebensballade". Der Dramatiker Walter von Molo ist ein Kapitel für sich: ein noch ungeklärtes. Bislang noch kein durchgreifender und unbestrittener Erfolg, der aber eines Tages kommen wird, so gewiß Molo eben Molo ist. Das Haupthindernis lag wohl zunächst in einer gewissen Unausgeglichenheit zwischen realistischer Theatralik und auf transzendentalen Höhen wandelnder Seelenkunst — eine in seinem letzten Stück, der „Lebensballade", fast schon völlig überwundene Unstimmigkeit.

Der Dichter hat aus dieser Gesamtausgabe wohlweislich alles ausgeschieden, was er selbst nicht mehr heute vertreten zu können glaubt: insbesondere etliche Jugendromane und vier Dramen. Daß auch der wenn nicht in künstlerischer Hinsicht, so doch für Molos Entwicklungsgeschichte bedeutsame Roman „Wie sie das Leben zwangen" fallen mußte, werden viele bedauern, denen er sich damit zuerst ins Herz hineingeschrieben hat.

Wer sich mit den einzelnen Werken des Dichters unmittelbar nach ihrem jeweiligen Erscheinen bekanntgemacht hat und sie jetzt von neuem vornimmt, wird staunen, was inzwischen daraus geworden ist. Er gehört nicht zu denen, die ihre einmal in die Welt hinausgesandten Geisteskinder hernach als Fremdlinge betrachten und behandeln. Rastlos hat er namentlich an seinen älteren Romanen weitergearbeitet und sie mehr und mehr einer zu seinen Kunstprinzipien gehörenden Konzentration unterworfen. Geht doch sein ganzer Stil darauf aus, durch äußerste Knappheit und Gedrängtheit das höchste Maß von Ausdrucksfähigkeit zu erlangen — kein Akt der Willkür, vielmehr Erfordernis seiner mit Energien geradezu geladenen Natur. Damit sind wir wieder beim Willensmenschen Molo angelangt, der, nunmehr in seiner Künstlerlaufbahn zweite Hälfte eingetreten, uns sicherlich noch mancherlei Überraschungen zugedacht hat.

Rohr-Stuttgart R. Krauß

Rasputin. Von Otto Freiherrn von Taube. München, C. H. Beck. 327 S. Geb. M. 4,50.

Struensee. Von Josef Magnus Wehner. Ebenda. 240 S. Geb. M. 4,—.

Andrea Doria, der Freibeuter und Held. Von Alfons Freiherr von Czibulka. Ebenda. 176 S. Geb. M. 3,50. (Stern und Unstern. Eine Sammlung merkwürdiger Schicksale und Abenteuer. Herausgegeben von Tim Klein. Bd. I—III.)

Fontane hätte an dem Gedanken der neuen Sammlung mit dem trefflich gefundenen Titel seine helle Freude gehabt. Gegenüber berühmten Vorgängern, die wie Pitaval und später Hitzig-Alexis dem Verbrechen oder wie Bülau (nicht Bünau!) dem Rätselhaften in Vorgängen öffentlicher oder mehr privater Natur nachspürten, werden hier große, geschichtliche Schicksale erzählt, bei deren Darstellung jedoch das persönliche Moment hervortreten soll. Dabei handelt es sich nicht um die auserwählten Lenker der Völkergeschicke, sondern um jene andern, welche eine Welle emportrug, denen es beschieden war, eine Zeitlang die Blicke auf sich zu ziehen, die dann aber wieder im Wellental verschwanden, Helden von Episoden, für welche die Geschichte nur knappe Erwähnung übrig hat, die aber in Aufstieg und Fall charakteristisch für ihre Zeit sind.

Mit einer Gestalt der jüngsten Vergangenheit, mit dem Wundermann Rasputin, beginnt die Reihe und hätte nicht besser beginnen können. Der Wert des Bandes kann nicht schärfer bezeichnet werden als durch die Antwort, die der Verfasser von dem besten Kenner neuerer russische Begebenheiten auf eine Anfrage erhielt: „Ernsthafte Literatur über diesen Mann, soweit ich übersehe, gibt es in deutscher oder russischer Sprache nicht"; um so größer ist das Verdienst, daß wir jetzt wenigstens in großen Zügen ein Bild seines Wesens und seiner Laufbahn, sowie der Zwecke, zu denen ihn andere benutzten oder benutzen wollten, erhalten. Viel bleibt natürlich im unklaren — wie sollte es anders sein bei diesem Gewirr von Intrigen, bei der Schwierigkeit, manche einfachen Tatsachen sicher festzustellen; um so dankenswerter ist der Überblick über das bisher vorhandene Quellenmaterial und seine kritische Prüfung. Einen Hauptreiz aber macht die Darstellung der russischen Gesellschaft und ihrer Strömungen aus, dazu treten die Charakterbilder einer ganzen Anzahl von Männern und Frauen, die im Rußland der Vorkriegs- und Kriegszeit eine Rolle spielten, nicht zuletzt das Bild des Hofes — nur hätte man erwartet, den Briefwechsel des Kaiserpaares stärker herangezogen zu sehen.

Struensee und Andrea Doria entbehren des aktuellen Interesses; dafür sind der verwegene Reformer, der Held so mancher Tragödie, und der seebeherrschende Admiral Kaiser Karls Männer von persönlichem Gewicht, Schöpfer ihres eigenen Schicksals, während der Russe, eine Spottgeburt von Dreck und Feuer, mit seinem Wollen kaum über nächste persönliche Ziele hinausreichte. Sie sind uns verständlicher, auch in ihren Widersprüchen; schließlich sind wir sogar in ihrer Zeit, der Aufklärung und der italienischen Renaissance, eher zu Hause als im trotz des westlichen Firnis halbasiatischen Rußland. Beide Bücher wissen ihren Stoff zu gestalten, sie lassen die Dinge reden und drängen dem Leser keine Auffassung auf: er mag sich selbst sein Urteil über ihre seltsamen Helden bilden. Zu wünschen wäre nur, daß sie nach dem Beispiel des ersten Bandes auch eine Übersicht der Quellen gäben; im dritten Bande stören einige Druckfehler.

Die Fortsetzung der Reihe ist angekündigt, und nach den Gegenständen, die für weitere Bände in Aussicht genommen sind, kann man nur sagen, daß wir noch manches erlesene Kabinettstück zu erwarten haben. Mögen die Verheißungen so glücklich erfüllt werden, wie dieser Anfang verspricht.

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

Klopstocks Sendung. Von Arnold E. Berger. Darmstadt 1924, Ernst Hofmann & Co. 40 S.

Vom lebenden Klopstock. Oden, Epigramme, Messias, Briefe. Quedlinburg 1924, Selbstverlag des Magistrats der Stadt Quedlinburg. 72 S.

Die 200. Wiederkehr von Klopstocks Geburtstag hat mannigfache Versuche zu seiner Würdigung und Wiederbelebung hervorgerufen. Ein recht gelungener Essay hat A. E. Berger zum Verfasser: mit knappen, klaren Worten wird Klopstocks Sendung nach Inhalt, Weite und Wirkung dargestellt, seine soziologische Bedeutung als erster „freier Dichter" in Deutschland gestreift, seine eigentümlich rasche, aber bald stockende Entwicklung umrissen. Es wird in diesem Essay alles gesagt, was über Klopstock heut zu sagen ist, dessen Tragödie es ja ist, daß das Wichtigste seines Wollens in den Werken anderer — Goethes, Schillers, Hölderlins — weiterlebt, ohne daß viel von seinem Eigenen zu ewiger Gestalt geworden wäre. Immerhin: es gibt ganz Lebendiges in seinem Werk, und es war ein trefflicher Gedanke des quedlinburger Magistrats, das Büchlein vom „Lebenden Klopstock"

herauszubringen und so durch Neubelebung des Werkes den größten Sohn der alten Stadt zu ehren. Es ist tatsächlich größtenteils lebendige Dichtung, die uns da in dem schmalen Heft entgegendringt. Der verantwortliche Herausgeber, Sparenberg, hat eine glückliche Hand bewiesen, daß er nicht nur Oden, sondern auch Stücke aus dem Messias heranzog, um den ganzen Klopstock zu zeigen, und daß er durch Briefe von, an und über Klopstock das Bild des Dichters nach der menschlichen Seite hin zu runden suchte. Ob freilich der Briefwechsel des arg moralistischen älteren Klopstock mit dem brausenden jungen Goethe sehr zu Klopstocks Ruhm beiträgt, sei dahingestellt. Mir scheint, gerade aus diesem Briefwechsel werden die Grenzen Klopstocks als Poet und Mensch überaus deutlich, denn charakteristisch ist dieser Briefwechsel sicher.

Grünberg i. Schl. — Werner Mahrholz

Nachrichten

Todesnachrichten. Carl Spitteler ist nach einer Meldung vom 29. Dezember im Alter von 79 Jahren in Luzern gestorben. Er gehörte zu den wenigen, bei denen man darauf verweisen muß, daß das Urteil über sein wesentliches Werk „Prometheus und Epimetheus", „Der olympische Frühling" und „Prometheus der Dulder" erst von der Nachwelt gesprochen werden kann. Aber auch die Mitwelt ist sich bewußt, in ihm einen Mann von seltenen dichterischen Fähigkeiten, herzhaftem Humor und starker Eigenwilligkeit verloren zu haben. Wenn sich Spitteler 1914 durch den Einfall der deutschen Armee in Belgien dazu veranlaßt sah, gegen Deutschland, dem er seine beste Wirkung und seinen Ruhm zum großen Teil verdankt, zu wenden, so wird ihm das in Deutschland heute niemand mehr nachtragen, in dem Bewußtsein, daß er seiner Meinung, und sei es auch eine irrige gewesen, ehrlich Ausdruck gab. Auch hatte Spitteler sein Verhältnis zu Deutschland innerlich wiedergefunden, so sehr er auch seiner ganzen Eigenart nach als schweizer Dichter zu begreifen ist. Die schweizer Landschaft, der er in seinen Gedichten „Glockenlieder" und „Schmetterlingsgedichte" als treuer Beobachter gerecht wurde, hat auch seinem großen Werk die eigentliche Wesenheit verliehen. Spitteler hat noch vor dem Kriege wertvolle Kindheitserinnerungen veröffentlicht, in seinem Gesamtwerk sind auch seine essayistischen Schriften „Lachende Wahrheiten" nicht zu übersehen. 1919 wurde er mit dem Nobelpreis bedacht.

Margarete Michaelson, die als Verfasserin der lustigen Erzählungen „Berliner Range" unter dem Namen Ernst Georgy bekannt geworden ist, ist am 11. Dezember im Alter von 52 Jahren gestorben. Sie entstammte einer berliner Familie, war wissenschaftlich interessiert, hatte das Diplom für das Russische an der berliner Universität erlangt und ihre Dienste dem diplomatischen Amt gewidmet. Ihr späterer Roman „Bodensatz" war ernsthaften sozialen Fragen gewidmet und behandelte das Thema der Tragik der idealistischen Wohltätigkeit.

Anna Plothow ist nach einer Meldung vom 19. Dezember im Alter von 71 Jahren in Berlin gestorben. Sie war journalistisch eifrig tätig gewesen, hatte ein Vierteljahrhundert dem Redaktionsstab des Berliner Tageblatts angehört, hatte sich jederzeit für das Frauenstimmrecht warm eingesetzt und nach Erreichung des Ziels für die politische Erziehung der stimmberechtigten Frauen gewirkt. Berliner Kinder liebten sie als ihre „Märchentante".

Alexander Helphand, der unter dem Pseudonym Parvus bekannt geworden ist, ist am 12. Dezember im Alter von 57 Jahren einem Schlaganfall erlegen. In Rußland geboren, hatte er zur deutschen sozialdemokratischen Partei Beziehungen angeknüpft, war mit Rosa Luxemburg befreundet gewesen, war bei Ausbruch der russischen Revolution 1905 in seine Heimat zurückgekehrt, hatte nachher in der Türkei sich kaufmännisch betätigt, um nach Abschluß des Krieges nach Deutschland zurückzukehren. Die sozialistische Wochenschrift „Die Glocke" war von ihm ins Leben gerufen worden.

J. A. Cavestany ist nach einer Meldung vom 24. Dezember im Alter von 63 Jahren in Madrid gestorben. Er war aus Sevilla gebürtig gewesen und hat bereits mit 17 Jahren mit seinem Drama „Der Sklave seiner Schuld" einen starken Bühnenerfolg errungen. Cavestany hatte sich später der Politik zugewandt und erst, als ihm auf diesem Gebiet Enttäuschungen zuteil geworden waren, sich erneut der Bühnenproduktion zugewandt. Von seinen späteren Dramen sind „Die Herzogin von Lavallière" und „Die Königin und die Schauspielerin" über viele spanische Bühnen gegangen. Er war seit 1902 Mitglied der Spanischen Akademie und hatte „Blumenspiele" nach dem Vorbild der Provenzalen im spanischen Süden ins Leben gerufen.

* * *

In dem Preisausschreiben der „Kölnischen Zeitung" Gruppe III (Romane und Erzählungen) sind drei Preise verteilt worden: I. Preis (10 000 M.) „Godekes Knecht" von Hans Leip in Hamburg; II. Preis (7500 M.) „Der Weg nach Emmaus" von Robert Hohlbaum in Wien; III. Preis (5000 M.) „Meister Eckehart" von Paul Gurk in Berlin.

In dem Wettbewerb der Meisternovellen (Velhagen & Klasings Monatshefte) sind drei Preise von je 5000 M. zuerkannt worden: Friede H. Kraze (Wien) „Das wahre Gesicht"; Oskar Jellinek (Wien) „Der Bauernrichter"; Wolfgang Goetz (Berlin) „Der Vater".

George Lecomte, geboren 1867 in Macon, Verfasser einer Anzahl von Romanen, Reisebüchern und Theaterstücken, die als gute Mittelware bezeichnet werden, ist in die Französische Akademie aufgenommen worden.

Der Goncourt-Preis der Akademie Goncourt ist Thierry Sandre für seine drei Bücher „Le Chèvrefeuille", ‚Le Purgatoire" und „Athénée" zuerkannt worden. Sandre ist 1890 in Bayonne geboren.

Der Preis „Femina Vie Heureuse" in Höhe von 5000 Fr. wurde Charles Derennes für sein Werk „Emile et les autres" zuerkannt. Derennes ist 1882 geboren und hat bereits über 20 Bände Romane, Novellen, Gedichte und Essays veröffentlicht.

In Kiew ist ein Volkshaus eröffnet worden, das dem Andenken an den Nationaldichter der Ukraine, Taras Schewtschenko, gewidmet ist und zahlreichen Büchern und Bildern Schewtschenkos zum Aufbewahrungsort dient.

100 000 M.-Preisausschreiben für einen Zeitungsroman. Zwecks Erlangung eines hervorragenden

deutschen Zeitungsromans haben sich zwei der größten deutschen Zeitungen, das „Hamburger Fremdenblatt" und die „Münchner Neuesten Nachrichten", zu einem Preisausschreiben vereinigt, das in den weitesten Kreisen Aufsehen erregen und dem Zeitungsroman zweifellos neue Begabungen zuführen wird. Für den bestbefundenen Roman ist ein Preis von 100 000 M. ausgesetzt. Werden vom Preisrichterkollegium, dem namhafte literarische Persönlichkeiten angehören, zwei Arbeiten als gleichwertig erklärt, so wird jeder der beiden Arbeiten die Hälfte des Preises zuerkannt. Über alles Nähere unterrichtet das Inserat in dieser Nummer.

* * *

Der unter dem Ehrenvorsitz des Freiherrn Karl von Eichendorff, Enkels und Erben des großen Romantikers, stehende „Deutsche Eichendorff-Bund" hat in seinen Vorstand gewählt: Freiherrn Hans von Hammerstein, R. F. Kaindl, Max Koch, Armin Knab, Matthäus Schiestl, Rudolf Schiestl, Georg Steinhausen. Bundesschriftleiter ist der Herausgeber des „Wächters", Wilhelm Kosch, Graz, Waldhof an der Ries. Interessenten wollen sich wenden an den Verlag Paul Gehly, Köln a. Rh., Cäcilienstr. 38/40.

Der Handschriften-Nachlaß Friedrich Haases ist von der Tochter des Künstlers, Frau Major Adamy in Heidelberg, jetzt der „Gesellschaft für Theatergeschichte" übergeben worden. Damit ist auch der letzte Teil des Haaseschen Nachlasses (der außer eigenen Aufzeichnungen vor allem zahlreiche Briefe bedeutender Zeitgenossen an ihn enthält) an die „Gesellschaft für Theatergeschichte" gelangt, die bereits Haases große Bücher- und Bildersammlungen besitzt. Diese bedeutenden Sammlungen sind neuerdings im „Theaterwissenschaftlichen Institut an der Universität Berlin" der Wissenschaft zugänglich gemacht worden.

Der Verlag Albert Langen, München, teilt uns im Hinblick auf den Aufsatz über Maarten Maartens (L. E. XXV, 985) mit, daß nachstehende Werke von Maartens in den Verlag übergegangen sind: „Die neue Religion." Ein moderner Roman. „Dorothea." Geschichte eines reinen Herzens. 2 Bände. „Auf tiefer Höhe." Eine Geschichte aus hohen Kreisen. „Die Liebe eines alten Mädchens." Roman. „Joost Avelings Schuld." Eine holländische Geschichte. „Eva." Roman. „Heilende Mächte." Erzählung. „Harmen Pols." Roman. Ferner sind die seinerzeit übernommenen Romane: „Der Preis von Lis Doris", „Gottes Narr" sowie der Auswahlband „Novellen" inzwischen in neuen Auflagen im Verlag Albert Langen erschienen.

Der in der Novembernummer (L. E. XXVII, 109) erschienene „Westschweizerische Brief" hat uns eine Zuschrift des pariser Verlegers G. Crès & Cie. eingetragen, der auf folgende Feststellungen Wert legt:

1. Neben der billigen wiener Manzschen gebundenen Ausgabe in zwei Bänden (Preis ca. 5 M.) des „Journal intime" H. F. Amiels geht die alte teurere Ausgabe im Verlag von Fischbacher-Paris und Georg-Genf nebenher, die 14 Auflagen erlebte und, völlig gleichlautend, etwas weiter und auf besseres Papier gedruckt ist.

2. Die neue erweiterte Amiel-Ausgabe erschien dreibändig im Januar 1923 bei Georg in Genf und G. Crès in Paris, welch letzterer zwei Drittel der Auflage (1650) übernahm und restlos absetzte, trotz ihres hohen Preises (ca. 21 M.). Doch schweben Verhandlungen zwischen den beiden Verlegern zwecks Herausgabe einer billigeren Ausgabe dieser vollständigen und neugruppierten Tagebuchblätter Amiels.

(Ed. Platzhoff-Lejeune)

Der Gyldendalsche Verlag A.-G., Berlin, Tauentzienstraße 5 sieht sich als Vertreter der Erben des im Jahre 1916 verstorbenen amerikanischen Schriftstellers Jack London zu folgender Feststellung veranlaßt: Die Kontinent-Korrespondenz, Vereinigte Pressebüros, Berlin, Michaelkirchplatz 15, und Wilhelm Strüver, Hagen i. W., Böhmerstr. 17, verbreiten gemeinsam Erzählungen Jack Londons in deutscher Übersetzung unter verändertem Titel und fingiertem Verfassernamen. — Wir machen die Zeitungen, Zeitschriften und Verleger, die mit der Korrespondenz oder mit Wilhelm Strüver in Verbindung stehen, hierauf aufmerksam, damit sie entsprechende Vorsicht bei etwaigen Abschlüssen mit den Genannten walten lassen und Regreßansprüche seitens der Erben Jack Londons vermeiden.

Unser Mitarbeiter A. Busse, Neuyork, schreibt uns: Nehmen Sie mir es übel, wenn ich mir zu Ihrer Spalte „Nachrichten" eine Bemerkung erlaube? Im Oktoberheft (L. E. XXVII, 55) sprechen Sie über das Studium der deutschen Sprache. Die Zahlen, die Sie dort angeben, beziehen sich ausschließlich auf die Stadt Neuyork. Der Abschnitt erweckt den Eindruck, als gelten die Zahlen für ganz Amerika. Für die Richtigkeit meiner Angabe verbürge ich mich; ich habe selbst die neuyorker Zahlen zusammenstellen lassen.

Zu der Ergänzung von Georg Altman (L. E. XXVII, 59) möchte ich hinzufügen, daß, als ich die Bemerkung schrieb, mir die Sekretärin der „Theatre Guild" telephonisch mitteilte, sie wüßten noch nicht, ob sie das Stück herausbringen würden. Das war im Februar. Durch das Hin und Her von Manuskript und Fahnenabzügen tritt natürlich eine solche Verzögerung ein, daß manche meiner Mitteilungen veraltet oder überholt erscheinen müssen. Ich möchte Sie bitten, gelegentlich darauf hinzuweisen. Über das, was Herr Altman sonst sagt, will ich nicht mit ihm streiten. Die Tageskritik war nicht so ungünstig, und die halben Preise gehen darauf zurück, daß die „Guild" ihren Mitgliedern halbe Preise gewährt. Ich sah die sechzehnte Vorstellung, und das Haus war ausverkauft. Das Theater, in dem „Masse Mensch" gespielt wurde, heißt „Garrick"-Theater.

F. Witz, Aarau, teilt uns im Hinblick auf die Besprechung von Dierauers „Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft" (L. E. XXVII, 183) mit, daß Dierauer im Jahre 1920 gestorben ist. Der Verlag hat die Fortsetzung des bis zum Jahre 1848 gehenden Werkes dem züricher Historiker Professor Hans Schneider übertragen, der seinerzeit schon von Dierauer zur späteren Übernahme der großen Arbeit aufgemuntert wurde.

Der Thyrsos-Verlag, Leipzig-Wien, legt drei Bände mit Zeichnungen und kolorierten Zeichnungen, erstens „Der Kaiser und der Architekt", 50 Zeichnungen (koloriert), zweitens „Moses", 50 Zeichnungen (koloriert), drittens „Der Seelenspiegel", 120 Grotesken (unkoloriert), von Uriel Birnbaum vor, die sich in schöner und geschmackvoller Ausstattung präsentieren. In den drei Bänden tritt das künstlerische Streben von Uriel Birnbaum zutage, der es versteht, in „Der Kaiser und der Architekt" ein phantastisches Märchen in einer Bilderfolge greifbar zu vergegenwärtigen. Ohne eine ausgeprägte künstlerische Persönlichkeit zu sein, erweist sich Birnbaum als ein an guter moderner Kunst geschulter Mann, der Phantasie besitzt und zumal aus den Anregungen neuester Bühnenkunst reichen Nutzen gezogen hat, um so, wenn nicht letzten künstlerischen Ausdruck, so doch in der Zusammenfassung und Stoffgestaltung ein sympathisches Werk zu bieten. Am höchsten ist seine Märchen-

folge „Der Kaiser und der Architekt“ zu werten, am wenigsten belangvoll scheint seine Groteskensammlung „Der Seelenspiegel“.

* * *

Uraufführungen. Brandenburg (Havel), Stadttheater, „Theater eines Gesichts“ von Otto Bernhard Wendler. (12. Dezember 1924.) – Nürnberg. Kammerspiele. „Der Dämon“, Drama von Alice Stein-Landesmann.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Becker, Julius Maria. Gestürzte Cherubim. Erzählungen. Aschaffenburg 1924, Wailandtsche Druckerei A.-G. 111 S. M. 2,–.

Bischoff, Fritz Walther. Alter. Roman. Trier 1925, Fr. Lintz. 219 S.

Bölsche, Wilhelm. Der singende Baum. Neue Geschichten aus dem Paradies. Dresden 1924, Carl Reißner. 316 S. Geb. M. 7,–.

Brehm, Helene. Das Pochen an der Herztür. Erzählungen (Hessenbücher 2. Reihe, 1. Heft). Marburg 1924, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 83 S.

Dang, Hans. Die Welle. Vier Erzählungen. Darmstadt 1925, C. F. Wintersche Buchdruckerei. 198 S. M. 3,–.

Die Chronik von Sankt Johann. München 1924, Kurt Wolff. 285 S.

Die Welt in Novellen. Bd. I. Deutsche, Nordländer, Angelsachsen. II. Slawen, Romanen, Exoten. Eine Auswahl für die Jugend. Mit einem Nachwort des Herausgebers Victor Polzer. Wien 1925, Herz-Verlag. 287, 289 S.

Diehl, Ludwig Ahasver. Roman. Hamburg 1924, Gebr. Enoch. 318 S. M. 4,50 (5,50).

Eckart, Walther. Die letzte Nacht. Novellen. München 1924, Bayern-Verlag. 99 S. Geb. M. 2,50.

Falke, Konrad. Der Kinder-Kreuzzug. Ein Roman der Sehnsucht in vier Büchern. Bd. I/II. Zürich 1924, Orell Füßli. 449, 472 S. M. 15,– (20,–).

Franck, Ludwig. Lurich und Larich. Ein Erlebnisbuch aus der Teichwelt. Braunschweig 1924, Amthorsche Verlagsbuchhandlung. 195 S.

Frenssen, Gustav. Lütte Witt. Eine Erzählung. Berlin 1924, G. Grote. 346 S.

Frommel, Otto. Schicksal. Neue Novellen. Karlsruhe i. B. 1924, C. F. Müller. 222 S. Geb. M. 3,80.

Funke, Alfred. Der Middelhof. Ein Westfalenroman. Halle a. d. S. 1924, Heimat-Verlag für Schule und Haus. 416 S. Geb. M. 5,–.

Haarhaus, Julius R. Maria Gloriosa. Eine rheinische Klostergeschichte. Leipzig 1924, Sächsische Verlagsgesellschaft m. b. H. 115 S.

Janoske, Felix. Michael Furtenbecks Geige. Roman. Leipzig 1924, Fr. Wilh. Grunow. 278 S.

Kahane, Arthur. Der Schauspieler. Roman. Konstanz 1924, Oskar Wöhrle. 364 S.

Kraze, Friede H. Dies war Mariebell. Kempten 1924, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 137 S. M. 1,60 (2,80).

Lienhard, Friedrich. Erzählende Werke in vier Bänden (Gesammelte Werke). Stuttgart 1924, Greiner & Pfeiffer. 454, 447, 397, 402 S. Geb. M. 30,–.

Madsack, Paul. Der schwarze Magier. Ein Roman in Schwarz und Weiß. Rothenfelde 1924, Holzwarth-Verlag. 272 S. Geb. M. 4,50.

Mayer, Theodor Heinrich. Cyprian der Abenteurer. Eine anscheinend heitere Geschichte. Leipzig 1924, L. Staackmann. 283 S.

Much, Hans. Akbar. Der Schatten Gottes auf Erden. Dachau bei München 1924, Einhorn-Verlag. 227 S.

Muschler, Reinhold Conrad. Komödie des Lebens. Ludwigsburg 1923, Chronosverlag G. m. b. H. 189 S. M. 2,– (3,50).

Oppermann, Karl. Vom Leben des Eide Sielken. Eine Küstengeschichte. Breslau 1924, Bergstadtverlag. 176 S. Geb. M. 4,–.

Pauls, Eilhard Erich. Der eine Mann. Ein Roman aus deutscher Notzeit deutscher Mark. Halle a. d. S. 1924, Heimatverlag für Schule und Haus. 373 S. Geb. M. 4,50.

Poeck, Wilhelm. Die Heiratsjacht. Ein lustiger Filmroman aus Karaibenland. Leipzig 1924, Fr. Wilh. Grunow. 229 S.

Reuß-Löwenstein, Harry. Klamauk. Grotesken und Burlesken. Mit Federzeichnungen. Hamburg 1925, M. Glogau jun. 120 S. Geb. M. 3,50.

Roer, Victoria. Der Zwergenlümmel. Ein drolliges Waldmärchen. Mit Bildern von Walter Siebert-Lemàn. Gotha-Stuttgart 1924, Fr. A. Perthes A.-G. 132 S. Geb. M. 3,50.

Schaeffer, Albrecht. Das Prisma. Erzählungen und Novellen. Leipzig 1925, Insel-Verlag. 516 S. auf Dünndruckpapier. Geb. M. 7,–.

Schmücker, Else. Die Straße des Unendlichen und andere Novellen. Oberhausen 1925, Verlag der Vereinigten Verlagsanstalten A.-G. 151 S. Geb. M. 3,–.

Schnitzler, Arthur. Fräulein Else. Novelle. Wien 1924, Paul Zsolnay. 135 S.

Simon, Max. Kuno Reimer. Roman. Liegnitz 1924, Carl Seyffarth. 223 S. M. 3,– (4,–).

Stickelberger, Emanuel. Ferrantes Gast. Neue Mären und Geschichten. Leipzig 1924, Grethlein & Co. 359 S. M. 4,– (6,–).

Thimme, Adolf. Im Märchenlande der Kindheit, Erinnerung aus einem hannoverschen Pastorenhaus. Göttingen 1924, Turm-Verlag W. H. Lange. 98 S. M. 2,50.

Übelhör, Max. Einer gegen Millionen. Der Roman eines Abenteurers von Ehre (Der Abenteuer-Roman). Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 371 S.

Wasner, Georg. Alix und Erdmuthe. Roman. Berlin 1924, Dom-Verlag. 439 S.

Windthorst, Margarete. Der Basilisk. Roman aus der westfälischen Adelswelt. Berlin 1924, G. Grote. 299 S.

Wolzogen, Ernst von. Sem – der Mitbürger. Roman. Berlin 1924, Brunnen-Verlag Karl Winckler. 255 S. M. 3,– (4,50).

* * *

Harte, Bret. Kalifornische Erzählungen. Mit 66 Bildern von Rudolf Schlichter. Deutsch von Paul Baudisch. Potsdam 1924, Gustav Kiepenheuer. 471 S. Geb. M. 6,–, in Leder M. 12,–.

Herr Fettwanst. Eine amerikanische Autobiographie. Aus dem Englischen übertragen von Erich Posselt. München 1924, Kurt Wolff. 259 S. Geb. M. 6,50.

Lewis, Sinclair. Babbitt. Roman. Ber. Übertragung von Daisy Bródy. München 1924, Kurt Wolff. 603 S. Geb. M. 6,50.

Lassen, John. Das andere Amerika. Bilder, Skizzen und Reiseschilderungen. Deutsch von Stefan J. Klein. Leipzig 1924, Verlagsanstalt Prol. Freidenker. 155 S. M. 2,—.

Der englische Boccaccio. Den erbaulichen und kecken Canterburygeschichten des seligen Herrn Chaucer nacherzählt von Kurt Offenburg. Dresden 1924, Sibyllen-Verlag. 273 S.

Rolland, Romain. Sommer. Roman. (Bd. II der Verzauberten Seelen.) Übertragen von Paul Amann. München 1924, Kurt Wolff. 573 S.

Alfieri. Leben des Vittorio Alfieri aus Asti. Von ihm selbst geschrieben. Herausg. von Ernst Benkard. Frankfurt a. M. 1924, Frankfurter Verlags-Anstalt A.-G. 465 S.

Aslagsson, Olai. Tiere der Einsamkeit. Aus dem Norwegischen übertragen von Erwin Magnus. Berlin 1924, August Scherl G. m. b. H. 161 S. Geb. M. 4,—.

Didring, Ernst. Hölle im Schnee. Roman. Autorisierte Übersetzung von Else von Hollander. Braunschweig 1924, Georg Westermann. 230 S. Geb. M. 5,—.

— Der Krater. Roman. Autorisierte Übersetzung von Else von Hollander. Braunschweig 1924, Georg Westermann. 264 S. Geb. M. 5,—.

Hamsun, Knut. Gesammelte Werke in zwölf Bänden. Bd. VII. Die Stadt Segelfoß. Bd. VIII. Segen der Erde. Deutsche Original-Ausgabe von J. Sandmeier. München 1924, A. Langen. 372, 387 S. M. 5,— (10,—).

Dostojewski, F. D. Die Dämonen. Roman. Bd. I/II. Übertragen von Gregor Jarcho. Berlin 1924, J. Ladyschnikow. 505, 594 S.

Ehrenburg, Ilja. Trust D. E. Die Geschichte der Zerstörung Europas. Deutsch von Lia Calmann. Berlin 1924, Welt-Verlag. 224 S.

Was Li-Pao-Ting erzählt. Chinesische Sagen und Märchen. Deutsch erzählt von S. Förster-Streffleur. Wien 1924, A. Schroll & Co. G. m. b. H. 140 S. Geb. M. 5,—.

Lyrisches und Episches

Baltisches Dichterbrevier. Herausgegeben von Werner Bergengruen. Berlin 1924, Georg Neuner. 127 S. M. 2,50 (3,75).

Barthel, Max. Überfluß des Herzens. Gedichte. Berlin 1924, Arbeiterjugend-Verlag. 85 S. M. —,70 (1,40).

Bischoff, Fritz Walther. Die Gezeiten. Gedichte. Trier 1925, Fr. Lintz. 85 S.

Brentano, Bernard. Die Gedichte an Ophelia. Paderborn 1925, Ferd. Schöningh. 66 S. Geb. M. 4,—.

Brincken, Gertrud Freiin von den. Schritte ... Neue Lieder und Balladen. Berlin 1924, Georg Neuner. 122 S. M. 2,50 (3,75).

Bröger, Karl. Der blühende Hammer. Gedichte. Berlin 1924, Arbeiterjugend-Verlag. 52 S. M. —,35 (—,70).

Dott, Friedrich. Frühlingskünder. Gedichte. Leipzig 1924, Xenien-Verlag. 38 S.

Fleischmann, Ludwig. Liebe, Leid und Leben. Lieder und Gedichte. Leipzig 1924, Xenien-Verlag. 62 S.

Haringer, Jakob. Weihnacht im Armenhaus. Amsterdam 1924, Christof Brundel. 64 S.

Hein, Alfred. Neue Gedichte. Berlin 1924, Reuß & Pollack. 39 S. M. 1,50.

— Pan und Elysia. Eine Tanzlegende. Mit 10 Holzschnitten von R. Budzinski. Königsberg i. Pr. 1925, Gräfe & Unzer. 48 S. Geb. M. 1,30.

Jacobi, Hugo. Die Ahnenden. Gedichte. Potsdam 1924, Gustav Kiepenheuer. 45 S.

Kirchhoff, Friedrich Ludwig. Ihre Gedichte. Leipzig 1924, Xenien-Verlag. 55 S.

Klassische Lyrik: Friedrich Hebbel, Gedichte. Ausgewählt und eingeleitet von Hans Vetter. 172 S. — Friedrich Schiller, Gedichte. Ausgewählt und eingeleitet von Otto Güntter. 217 S. — Aus des Knaben Wunderhorn. Alte deutche Lieder, gesammelt von L. Achim von Arnim und Clemens Brentano. 187 S. Stuttgart 1924, Strecker & Schröder.

Knauft, Karl. Heimat, Seele, Liebe. Ein Buch Gedichte. Hermsdorf 1923, Verlag der Turmgemeinde. 116 S.

Messarius, Gustaf. Zur Freiheit geboren! Bekenntnis einer Jugend. Marburg 1924, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 44 S. M. 1,—.

Michler, Karl. Teutvolk, wundersame Nation! Marburg 1924, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 35 S.

Omankowski, Willibald. Danzig. Antlitz einer alten Stadt. Danzig 1924, Danziger Verlags-Gesellschaft b. m. H. 41 S. In halb Pergament M. 12,—.

Pfaff-Joerissen, Elli. Lieder. München 1925, R. Oldenbourg. 40 S.

Schreyvogl, Friedrich. Ruf in der Nacht. Worte an ein Kind. Wien 1925, Paul Knepler. 42 S.

Schweizer Balladen. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Fischli. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben, 35. Bd.) Leipzig 1924, H. Haessel. 107 S.

Spitteler, Carl. Prometheus der Dulder. Jena 1924, Eugen Diederichs. 215 S. M. 5,— (8,—).

Trenck, Siegfried von der. Leuchter um die Sonne. Eine Lebensdichtung in einer und zwölf Gestalten. Gotha-Stuttgart 1925, Fr. A. Perthes A.-G. 207 S.

Verse der Lebenden. Deutsche Lyrik seit 1910. Herausgegeben von Heinrich Eduard Jacob (Das kleine Propyläen-Buch). Berlin 1925, Propyläen-Verlag. 211 S.

Wendlandt, Wilhelm. Galerie der Größten. Künstlerporträts. In Worten gemalt, in Sprache gemeißelt. Hermsdorf 1924, Verlag der Turmwartgemeinde. 40 S.

Wiegand, Carl Friedrich. Unterm Dach der Welt. Neue Gedichte. Zürich 1924, Grethlein & Co. 108 S.

* * *

Homers Odyssee. Die Wiederherstellung des ursprünglichen Epos von der Heimkehr des Odysseus. Nach dem Tageplan mit Beigaben über homerische Geographie und Kultur. Von Wilhelm Dörpfeld. Bd. I/II. München 1924, Buchenau & Reichert. 335, 345 S.

Gedichte aus der indischen Liebesmystik des Mittelalters (Krishna und Radha). Herausgegeben von Hermann Goetz und Rose Ilse-Munk. Leipzig 1925, Asia Major. 171 S.

Lettische Lyrik. Eine Anthologie. Übersetzt aus dem Lettischen von Elfriede Eckardt-Skalberg. Riga 1924, A. Gulbis. 383 S.

Lieder eines chinesischen Dichters und Trinkers (Po-Chü-i). Übersetzt von L. Woitsch. Leipzig 1925, Asia Major. 110 S.

Dramatisches

Stach, Ilse von. Petrus. Eine göttliche Komödie. Kempten 1924, Jos. Kösel & Fr. Pustet K.-G. 251 S.

Weismantel, Leo. Die Wallfahrt nach Bethlehem. Ein Weihnachtsspiel aus der Spielfolge „Das bekränzte Jahr". Frankfurt a. M. 1924, Verlag des Bühnenvolksbundes. 67 S.

Werfel, Franz. Juarez und Maximilian. Dramatische Historie in drei Phasen und dreizehn Bildern. Wien 1924, Paul Zsolnay. 195 S.

Literaturwissenschaftliches

Bernfeld, Siegfried. Vom dichterischen Schaffen der Jugend. Neue Beiträge zur Jugendforschung. Wien 1924, Internationaler Psychoanalytischer Verlag. 285 S.

Brandes, Georg. Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts. III. Bd. 5. Die romantische Schule in Frankreich. 6. Das junge Deutschland. Berlin 1924, Erich Reiß. 614 S.

Burckhardt, Jacob. Briefwechsel mit der baseler Dichterin Emma Brenner-Kron 1852–1866. Herausgegeben von K. E. Hoffmann. Basel 1925, Benno Schwabe & Co. 87 S. M. 2,–.

Dauthendey, Max. Letzte Reise. Aus Tagebüchern, Briefen und Aufzeichnungen. München 1925, A. Langen. 584 S. M. 7,– (10,–).

Dehnow, Fritz. Ludwig Thoma. München 1925, Albert Langen. 162 S. Geb. M. 2,–.

Doré, Gustav. Dantes Göttliche Komödie. In Bildern. München 1924, Josef Müller. 31 S. u. 135 Tafeln. Geb. M. 15,–.

Drahn, Hermann. Das Werk Stefan Georges. Seine Religiosität und sein Ethos. Leipzig 1925, Ferd. Hirt & Sohn. 160 S.

Everth, Erich. Conrad Ferdinand Meyer. Dichtung und Persönlichkeit. Dresden 1924, Sibyllen-Verlag. 363 S.

Fichte, J. G. Briefwechsel. Kritische Gesamtausgabe. Gesammelt und herausgegeben von Hans Schulz. Bd. I/II. Leipzig 1925, H. Haessel. 619, 638 S. M. 42,– (50,–).

Fraenger, Wilhelm. Deutscher Humor. Aus fünf Jahrhunderten. Mit 128 Bildern. I. Von Fischart bis zur Romantik. II. Vom Biedermeier bis zur Gegenwart. München 1925, R. Piper & Co. 529, 461 S. Geb. M. 18,–.

Heuschele, Otto. Briefe aus Einsamkeiten. Drei Kreise. Berlin 1924, Axel Juncker. 126 S.

Houben, H. H. J. P. Eckermann. Sein Leben für Goethe. Nach seinen neuaufgefundenen Tagebüchern und Briefen dargestellt. Leipzig 1925, H. Haessel. 634 S. Geb. M. 10,–.

Kommerell, Max. Jean Pauls Verhältnis zu Rousseau. Nach den Hauptromanen dargestellt. (Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft Nr. 23.) Marburg 1925, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 179 S.

Köster, Albert. Faust. Eine Weltdichtung. München 1924, Verlag für Kulturpolitik. 44 S.

Meisner, Heinrich. Rahel und Alexander von der Marwitz in ihren Briefen. Ein Bild aus der Zeit der Romantiker. Nach den Originalen herausgegeben. Gotha-Stuttgart 1925, Fr. Andr. Perthes A.-G. 309 S. Geb. M. 7,–.

Nestl, Wilhelm. Geschichte der griechischen Literatur. II. (Sammlung Göschen, 557 Bd.) Berlin 1924, Walter de Gruyter & Co. 144 S. Geb. M. 1,25.

Schneider, Hermann. Heldendichtung, Geistlichendichtung, Ritterdichtung. (Bd. I. der Geschichte der deutschen Literatur. Herausgegeben von Albert Köster † und Julius Petersen.) Heidelberg 1925, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 532 S. M. 20,– (22,50).

Vogel, Julius. Goethe in Venedig. Mit 16 Tafeln. Leipzig 1924, Klinckhardt & Biermann. 172 S. Geb. M. 5,20.

Wagner, Albert Malte. Heinrich Wilhelm von Gerstenberg und der Sturm und Drang. II. Bd.: Gerstenberg als Typus der Übergangszeit. Heidelberg 1924, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 373 S. M. 12,–.

Weltliteratur der Gegenwart: Bd. I/II. Deutschland. Herausgegeben von Ludwig Marcuse. Berlin 1924, Franz Schneider. 464 u. 288 S. Geb. M. 30,–.

Wolff, Eugen. Entwicklungsgeschichtliche Goethe-Kritik. Oldenburg 1925, Schulzesche Hofbuchdruckerei und Verlagsbuchhandlung. 58 S. M. 1,50.

* * *

Wilde, Oscar. Epistola in carcere et vinculis. Deutsch von Max Meyerfeld. Berlin 1925, S. Fischer. 183 S. M. 7,50 (10,–).

Berdjajew, N. Die Weltanschauung Dostojewskijs. München 1925, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 209 S. M. 3,50 (5,50).

Verschiedenes

Altmann, Ulrich. Vom heimlichen Leben der Seele. Eine Einführung in die Frömmigkeit der deutschen Mystik. Breslau 1925, Trewendt & Granier. 138 S. Geb. M. 3,–.

Aufsätze zur Geistesgeschichte und Religionssoziologie. Herausgegeben von Hans Baron. I. Hälfte (Gesammelte Schriften IV. Bd.). Tübingen 1924, J. C. B. Mohr. 400 S. M. 9,–.

Bittlinger, Ernst. Lebenskunst. Der Weg zum deutschen Kulturprogramm. Berlin 1924, Walter de Gruyter & Co. 249 S. M. 3,50 (5,–).

Böhm-Bawerk, Eugen von. Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Franz X. Weiß. Wien 1924, Hölder-Pichler-Tempsky A.-G. 515 S. M. 13,– (15,–).

Brandes, Georg. Julius Cäsar. Bd. I/II. Berlin 1925, Erich Reiß. 363, 400 S.

Braun, Felix. Deutsche Geister. Aufsätze. Wien 1925, Rikola-Verlag. 269 S.

Bühler, Johannes. Die sächsischen und salischen Kaiser. Nach zeitgenössischen Quellen. Mit 16 Bildtafeln und einer Karte. Leipzig 1924, Insel-Verlag. 476 S.

Conrad-Martius, Hedwig. Realontologie. I. Buch. Halle a. d. S. 1924, Max Niemeyer. 333 S. M. 6,–.

Corot, Camille. Briefe aus Italien. Mit einem Anhang: Briefe aus späterer Zeit und Aufzeichnungen über Kunst. Mit 12 Abbildungen. Leipzig 1924, Klinkhardt & Biermann. 94 S. Geb. M. 3,60.

Der schwarze Tod. Eine Chronik der Pest von 1348 bis 1720. Unter Benutzung zeitgenössischer Quellen bearbeitet von Joh. Nohl. Mit 54 Bildern. (Der Kulturspiegel Bd. II.) Potsdam 1924, Gustav Kiepenheuer. 373 S. M. 4,50 (9,–).

Die Jahreszeiten im Spiegel schweizerischer Volkssprüche. Gesammelt von Carl Seelig. Zürich 1925, Orell Füßli. Geb. M. 6,–.

Dienst an der Welt. Zur Einführung in die Philosophie Leopold Zieglers. Darmstadt 1925, Otto Reichl. 230 S. M. 3,–.

Dresler, Adolf, Mussolini. Leipzig 1924, Hammer-Verlag. 63 S. M. 1,–.

Eulenberg, Herbert. Gestalten und Begebenheiten. Dresden 1924, Carl Reißner. 284 S. Geb. M. 6,–.

Europa-Almanach. Herausgegeben von Carl Einstein und Paul Westheim. Potsdam 1924, Gustav Kiepenheuer. 282 S.

Freud, Sigm. Psychoanalytische Studien an Werken der Dichtung und Kunst. Wien 1924, Internationaler Psychoanalytischer Verlag. 138 S.

– Eine Teufelsneurose im 17. Jahrhundert. Wien 1924, Internationaler Psychoanalytischer Verlag. 41 S.

Friedrich, Caspar David. Bekenntnisse. Ausgewählt und herausgegeben von Kurt Karl Eberlein. Leipzig 1924, Klinkhardt & Biermann. 397 S.

Fuchs, Eduard. Dachreiter und verwandte chinesische Keramik des 15.–18. Jahrhunderts. Mit 6 farbigen und 52 schwarzen Tafeln. München 1924, Albert Langen. 62 S. Geb. M. 30,–.

Gleichen-Rußwurm, Alexander von. Von Art und Unart. Ein Zeitspiegel des guten Tons. Leipzig 1925, Carl Merseburger. 146 S.

Goldschmidt, Kurt Walter. Quintessenz. Ausgewählte Schriften. Berlin 1924, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt Engel & Toeche. 284 S. M. 4,– (6,–).

Hardt, Ludwig. Vortragsbuch. Die Hauptstücke aus seinen Programmen nebst Darstellungen seiner Vortragskunst sowie etlichen Glossen von ihm selbst. Hamburg 1924, Gebr. Enoch. 438 S. Geb. M. 6,–.

Hausenstein, Wilhelm. Das Werk des Vittore Carpaccio. Mit 41 Abbildungen im Text und 77 Tafeln. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 164 S. Geb. M. 20,–.

Jahrbuch der Sammlung Kippenberg, 4. Bd. Mit drei Bildtafeln und einem Faksimile. Leipzig 1924, Insel-Verlag. 327 S.

Kaiser Wilhelm II. Erinnerungen an Korfu. Mit 36 Abbildungen und 3 Karten. Berlin 1924, Walter de Gruyter & Co. 144 S. M. 5,– (6,50).

Kasperczyk, Paul. Reifende Menschen und Menschheitsreifung. Kempten 1924, Jos. Kösel & Fr. Pustet K.-G. 296 S. Geb. M. 6,50.

Klein, E. F. Gewaltmenschen in Jesu Umwelt. Zeitbilder aus den Tagen der ersten Makkabäer bis zur Zerstörung Jerusalems. Berlin 1925, Deutsch-evangelische Buch- u. Traktatgesellschaft. 294 S. Geb. M. 4,50.

Knauft, Karl. „Und ich bin doch!" Eine philosophische Betrachtung der Gegenwart. Hermsdorf 1924, Verlag der Turmwartgemeinde. 80 S.

Landauer, Gustav. Rechenschaft. Köln 1924, F. J. Marcan-Verlag. 194 S. M. 3,50 (4,50).

Lassalles Briefwechsel aus den Jahren seiner Arbeiteragitation 1862–1864. Herausgegeben von Gustav Mayer (Bd. V der nachgelassenen Briefe und Schriften). Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 45 u. 368 S.

Ludwig, Emil. Napoleon. Berlin 1925, Ernst Rowohlt. 695 S. M. 10,– (14,–).

Marcks, Erich. Geschichte und Gegenwart. Fünf historisch-politische Reden. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 168 S. Geb. M. 4,50.

Marx, Moritz. Die neue Laien-Bühne. Vorschläge, Pläne und Entwürfe zu einer Reform der Gasthaus- und Schulbühne. Leipzig 1924, Arwed Strauch. 46 S. u. 23 Abbildungen im Text und 50 farbigen Entwürfen. M. 6,–.

Moser, Hans Joachim. Geschichte der deutschen Musik in zwei Bänden. II. Bd. Zweiter Halbband. Stuttgart 1924, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 548 S. M. 12,– (15,–).

Mun, Richard. Die Juden in Berlin. Leipzig 1924, Hammer-Verlag. 141 S.

Mussolini, Benito. Reden. Eine Auswahl aus den Jahren 1914 bis Ende August 1924 mit einer Einleitung von Fred C. Willis. Herausgegeben von Max H. Meyer. Leipzig 1925, K. F. Koehler. 252 S. Geb. M. 7,50.

Neuburger, Albert. Physik und Chemie. (Wunder der Wissenschaft, Bd. I.) Mit 61 Abbildungen. München 1924, Albert Langen. 311 S. M. 5,– (7,50).

Papesch, Joseph. Das Fege-Feuer des deutschen Theaters. Dessau 1925, Karl Rauch. 93 S. M. 2,50 (4,50).

Ponten, Josef. Architektur, die nicht gebaut wurde. (Mit am Werk: Heinz Rosemann und Hedwig Schmelz.) Bd. I Text, Bd. II Tafeln. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 167, 209 S. Geb. M. 26,–.

Rank, Otto. Die Don Juan-Gestalt. Wien 1924, Internationaler Psychoanalytischer Verlag. 83 S.

Schemann, Ludwig. Lebensfahrten eines Deutschen. Hartenstein 1925, Erich Matthes. 402 S. Geb. M. 7,50.

Scheurmann, Erich. Das Hohe Lied der Kultur. Buchenbach 1924, Felsen-Verlag. 122 S.

– Handbuch der Kasperei. Vollständiges Lehrbuch des Handpuppenspiels. Buchenbach 1924, Felsen-Verlag. 62 S.

Thoms, Hermann und Luise Thoms. Weltwanderung zweier Deutscher. Mit 187 Abbildungen, 15 Tafeln und einer Karte. Dresden 1924, Th. Steinkopf. 306 S. Geb. M. 12,–.

Tröbst, Hauptmann. Soldatenblut. Vom Baltikum zu Kemal-Pascha. Leipzig 1925, K. F. Koehler. 330 S. Geb. M. 7,50.

Venzmer, Gerhard. Neuyorker Spaziergänge. Eindrücke und Betrachtungen aus der Metropole der Neuen Welt. Hamburg 1925, Weltbund-Verlag. 301 S.

Volkmann, Ludwig. Grundfragen der Kunstbetrachtung. Die Erziehung zum Leben. Naturprodukt und Kunstwerk. Grenzen der Künste. Mit 212 Abbildungen. Leipzig 1925, K. W. Hiersemann. 403 S. Geb. M. 10,–.

Vom Gottsuchen der deutschen Menschen. Herausgegeben von H. Reichmann, J. Schneider und W. Hofstaetter. (Ein Jahrtausend deutscher Kultur, Bd. III.) Leipzig 1924, Klinkhardt & Biermann. 310 S.

Weißmann, Adolf. Die Musik der Sinne. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 313 S. Geb. M. 7,50.

Wentscher, Max. Fechner und Lotze. (Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen, Bd. 36.) München 1925, Ernst Reinhardt. 207 S. M. 4,–.

Winderlich, R. Das Ding. Eine Einführung in das Substanzproblem. Teil I: Die Dinge der Naturwissenschaft (Wissen und Wirken). Karlsruhe i. B. 1924, G. Braun. 69 S. M. 1,–.

Ziegler, Leopold. Das heilige Reich der Deutschen. Drei Bücher in zwei Bänden. Darmstadt 1925, Otto Reichl. 476, 463 S. Geb. M. 30,—.

* * *

Ohanian, Armen. In den Klauen der Zivilisation. Autorisierte Übersetzung von Ernst Richard Eckert. Berlin 1924, Axel Juncker. 265 S.

Powell, E. A. Mit Auto und Kamel zum Pfauenthron. Ber. Übersetzung von Max Hesse. 83 Abbildungen. (Der Weltenbummler.) Berlin-Grunewald 1924, Kurt Vowinckel. 259 S. Geb. M. 5,–.

Ratcliff, A. J. J. Traum und Schicksal. Ber. Übertragung aus dem Englischen von Otto Francke. Dresden 1925, Sibyllen-Verlag. 328 S.

Aulard, Alphonse. Politische Geschichte der Französischen Revolution. Entstehung und Entwicklung der Demokratie und der Republik 1789–1804. Ber. Übertragung von Fr. von Oppeln-Bronikowski. Eingeleitet und herausgegeben von Hedwig Hintze. München 1924, Duncker & Humblot. 774 S. M. 20,– (27,–).

Haardt, G. M. und L. Audouin-Dubreuil. Die erste Durchquerung der Sahara im Automobil. Ber. Übertragung von Paul Fohr. 53 Abbildungen. (Der Weltenbummler.) Berlin-Grunewald 1924, Kurt Vowinckel. 201 S. Geb. M. 5,–.

Kataloge

Antiquariatskatalog Nr. 142, 143 (Oktober, November 1924). Bonn, Fr. Cohen.

Antiquariatskatalog N. 525 (Germanistik), 527 (Philosophie), 529 (Deutsche Literatur). Leipzig, Gustav Fock.

Antiquariatskatalog Nr. 112 (Staatswissenschaften). Stuttgart, Oskar Gerschel.

Bibliotheca Biographica Teil I (705. Antiquariatskatalog). Frankfurt a. M., Joseph Baer & Co.

Schweizerischer Bücherkatalog 1924/25. Herausgegeben im Auftrage des schweizerischen Buchhändler-Vereins.

* * *

Livres anciens et modernes. Nr. 508. Haag, Martinus Nijhoff.

Nijhoffs Mededeelingen vom 15. Oktober bis 15. November 1924. Haag.

Redaktionsschluß: 5. Januar

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 57, Bülowstraße 107.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 4.—, Einzelheft Gm. 1,50

Moderne Strömungen in der deutschen Literaturwissenschaft

V

Von den philologischen Grundlagen der Literaturgeschichte

Von Rudolf Unger (Breslau)

„Philologie" — wie die ältesten und gebräuchlichsten Termini insgemein zugleich die unbestimmtesten und vieldeutigsten zu sein pflegen, so auch hier. Seit sich der alexandrinische Polyhistor Eratosthenes im dritten vorchristlichen Jahrhundert erstmals als φιλόλογος bezeichnete, weil er, wie Sueton erklärt, „multiplici variaque doctrina censebatur", ist es noch niemandem geglückt, eine allseitig befriedigende und anerkannte kurze Definition und Verdeutschung des umstrittenen Begriffes zu geben. Auch die lange Zeit als klassisch geltende Bestimmung Boeckhs: Philologie ist „Erkenntnis des Erkannten", trägt für uns Heutige den Stempel ihrer Abkunft aus einseitig intellektualistischer Geistessphäre allzu deutlich zur Schau.

Wichtiger noch als die eigentliche Begriffsbestimmung und Wortdeutung erscheint unserem auf das Sachliche gerichteten Zeitgeist die Beantwortung der Frage nach dem Verhältnis der Philologie zu den mit ihr in enger Beziehung oder doch jedenfalls in naher Nachbarschaft stehenden Gebieten der Geschichte, Sprachwissenschaft, Altertumskunde, Literarhistorie, Volkskunde und endlich der allgemeinen Geistesgeschichte. Aber auch in dieser Hinsicht sind Männer wie Welcker, Georg und Ernst Curtius, W. Scherer, Usener, Eduard Meyer, Konrad Burdach u. a. zu weit voneinander abweichenden Ergebnissen gelangt. Und das Aufkommen so bedeutsamer sachlicher und terminologischer Verschiebungen innerhalb des herkömmlichen Wissenschaftsbetriebes und -systemes gerade in unseren Tagen, wie sie etwa durch die verhältnismäßig jungen terminologischen Neubildungen „Literaturwissenschaft" und „Deutschkunde" bezeichnet werden, ist natürlich, zunächst jedenfalls, nicht geeignet, die ohnehin schon so strittige reinliche Abgrenzung jener Problemgebiete gegeneinander zu fördern.

Indem ich für alle nähere Diskussion dieser Fragen, insbesondere soweit die uns hier vor allem interessierende philologische Beschäftigung mit unserem eigenen nationalen Leben in Betracht kommt, auf die umsichtige Betrachtung des jenenser Germanisten Viktor Michels („Über Begriff und Aufgaben der deutschen Philologie", Rede bei der akademischen Preisverteilung in Jena 1916)[1] und die dort genannte Literatur verweise, beschränke ich mich hier auf die einfache Feststellung, daß alle Philologie, und so auch die deutsche, es von jeher in erster Linie mit der Bearbeitung der Sprach- und Literaturdenkmäler zu tun hatte. Und sodann, daß als Grundfunktionen dieser im spezifischen Sinne „philologischen" Bearbeitung der literarischen Werke, seit den großen Alexandrinern und der Homerphilologie Aristarchs von Samothrake, Exegese (Hermeneutik) und Textkritik durch die Jahrhunderte und Jahrtausende methodisch durchgebildet wurden: mit dem Zurücktreten der streng dogmatischen Bindung in der Neuzeit auch in der biblischen Philologie; sehr spät, im Grunde erst seit Lachmann, der die eigentliche Textkritik, das Vordringen zur ursprünglichen Form der urkundlichen Überlieferung, von der sogenannten „höheren", über das urkundliche Material selbständig hinausgehenden Kritik als „recensio" von der „emendatio" erstmals scharf unterschied, auch im Gebiete der germanistischen Wissenschaft.

Auslegung und Kritik, die unter sich natürlich in unlösbarer Wechselbeziehung stehen, wurden dabei, die Jahrhunderte hindurch, mehr als eine Art Kunst — zumeist mit stark technischem Einschlag — denn als Wissenschaft, im Sinne eines aus obersten, letzten Endes philosophisch bestimmten Prinzipien

[1] Jena, Verlag von Gustav Fischer, 1917.

abgeleiteten Systems theoretischer Erkenntnisse, geübt. Eigentlich war es erst Schleiermacher, der — allerdings nach dem weniger wirksamen Vorgange des Schellingianers Ast (1808) — in berliner Akademieabhandlungen von 1829 und 1830 die Voraussetzungen für letzteres Unternehmen schuf und dann in Vorlesungen, die 1838 aus seinem Nachlaß hervortraten, sein System der Hermeneutik und Kritik selbst gab: „mit besonderer Rücksicht auf das neue Testament", in zweiter Linie auf die klassische Philologie, deren Meister er ja gleichzeitig war. In teilweisem Anschluß an ihn haben neuerdings namentlich Dilthey und dessen Schüler Spranger speziell das Grundproblem der Hermeneutik weitergebildet in der Richtung auf eine universale Theorie des Verstehens, die hoffentlich auch noch für unsere Literaturwissenschaft ihre Früchte tragen wird. Anderseits ist jüngst ein Holländer, H. J. Pos, mit „kritischen Studien über philologische Methode"[2] hervorgetreten, die, im Geiste der Phänomenologie Husserls, eine Art Gegenstandstheorie der philologischen Textbehandlung als erken[illegible] theoretische Grundlegung vornehm[illegible]-stilistischer Untersuchungen darstell[illegible] und dabei freilich über allgemeinste kritisch-formale Betrachtungen kaum hinauskommen.

Was speziell die neuere deutsche Literaturwissenschaft angeht, so fehlte es bisher an einer brauchbaren Methodenlehre der Textkritik und Textauslegung, deren praktische Handhabung, seit Lachmanns historisch-kritischer Lessingausgabe von 1838/40 und den kritischen und exegetischen Leistungen Michael Bernays', Wilhelm Scherers und ihrer Schulen, immer reicher und feiner ausgebildet worden war. Der Grund ist nicht fern zu suchen: die lange Zeit übliche, mehr oder minder unmittelbare Übertragung der altklassischen Methodik auf die Germanistik, verkörpert in den auf beiden Gebieten gleichmäßig tätigen Gelehrtenpersönlichkeiten Lachmanns und Moritz Haupts, und dann weiterhin der altgermanistischen Methodik auf die Bearbeitung der neueren deutschen Literatur, getragen besonders von Scherer, hemmte immer wieder auch auf hermeneutisch-kritischem Gebiete den Mut, sich auf eigene Füße zu stellen. Wenigstens in der Theorie, während man in der Praxis längst dazu fortgeschritten war, die ursprünglich gewiß sehr heilsame Vorbildlichkeit jener älteren Philologien den eignen, vielfach abweichenden Aufgaben und Bedürfnissen immer freier anzupassen. Diese empfindliche Lücke in der methodischen Ausrüstung unserer, sonst gegenwärtig in so vollem Safte stehenden Wissenschaft füllt nun, jedenfalls insofern eine Methodenlehre zunächst den Forderungen der Praxis dienen soll, in begrüßenswerter Klarheit, Umsicht und Sachbeherrschung Georg Witkowski in dem jüngst erschienenen Büchlein „Textkritik und Editionstechnik neuerer Schriftwerke. Ein methodologischer Versuch".[3]

Der Grundgedanke, von dem der durch eine Reihe vorzüglicher Ausgaben (Goethe, Schiller, Lessing, Opitz, Tieck, Gleim usw.) als Philolog und Bibliophile auch praktisch in Editionskunst und Editionstechnik vielseitig bewährte Verfasser ausgeht, ist der, daß gerade auf dem Gebiete der neueren Literatur, in Rücksicht auf die recht verschiedenartigen Bedürfnisse der einzelnen Bildungs- und sozialen Schichten des Publikums, eine zielklare Einstellung auf den jeweils in Aussicht genommenen Leserkreis und demgemäß eine weitgehende Individualisierung in Umfang, Auswahl, Kommentierung und Beigaben der herauszugebenden Schriftwerke geboten ist. Dementsprechend gibt er eingehende, aus erprobter Erfahrung geschöpfte Ratschläge für die mannigfachsten Typen von Editionen, wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche, erläuterte und unkommentierte, mit und ohne kritischen Apparat, für engere und weitere Kreise, Einzel-, Auswahl- und Gesamtausgaben. Außer bei den Bearbeitern solcher Editionen selbst sollten vor allem bei den zahlreichen Verlegern von sogenannten „Klassikerausgaben", die oft die Befriedigung der elementarsten Forderungen würdiger Behandlung des kostbarsten Geistesgutes unseres Volkes vermissen lassen, und überhaupt bei allen, die für das große Problem der Volksbildung mitverantwortlich sind, Worte wie diese ernste Beachtung finden: „Leider sind die Unternehmer von Auswahl-Ausgaben (für das größere Publikum) häufig nicht genügend auf wohlerwogene Zu-

[2] Beiträge zur Philosophie, Bd. 10. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1923. [3] H. Haessel, Leipzig 1924. 169 S.

sammenstellung des Inhalts und sorgsame Kontrolle des Wortlauts bedacht. Von irgendeinem beliebigen Literaten werden die Lebensbilder geliefert, das Aufzunehmende und seine Folge unterliegt willkürlichen äußeren Erwägungen und alles Weitere wird der Druckerei und ihren Korrektoren überlassen. Dadurch entstehen jene unerfreulichen, innen und außen schäbigen Klassiker-Ausgaben, auf Käufer ohne Urteil und Geschmack berechnet, in Massenauflagen hergestellt und verbreitet und immer wieder von den gleichen fehlerhaften Platten neu gedruckt, wenn der Vorrat erschöpft ist. Doppelt unrecht ist das, weil nur diese billigen Ausgaben von den Unbemittelten, nach Wissen und Schönheit Dürstenden zu erwerben sind und weil sie im Dienste der Volksbildung weit stärker wirken als ihre anspruchsvolleren Schwestern. Hier ist das Beste, was zu bescheidenem Preise geboten werden kann, gerade gut genug und der unverfälschte Wortlaut muß als oberstes Gesetz gelten" (S. 122).

Witkowski verkennt nicht, wie manches auch auf diesem Gebiete in den letzten Jahrzehnten sich gebessert hat, wie z. B. der Typus der schlecht gedruckten und geschmacklos ausgestatteten billigen Gesamtausgaben der Zeit vor 30 bis 50 Jahren durch das neu erstarkende Qualitätsgefühl des 20. Jahrhunderts entschieden zurückgedrängt worden ist, daß überhaupt im Verein mit der neuen deutschen Buchkunst auch die Editionstechnik erhebliche Fortschritte gemacht hat, die er durch seine theoretischen Darlegungen und programmatischen Forderungen im einzelnen zu sichern, auszubauen, weiterzuführen und nach den jeweiligen Zwecken genauer zu differenzieren sich bemüht. In einem grundlegenden Punkt bleibt freilich immer noch viel zu wünschen übrig; wenn Albert Köster in den „Prolegomena" zu seiner Storm-Ausgabe (1918), nur ein Menschenalter nach des Dichters Tode, in der gangbaren Sammlung der Sämtlichen Werke mehr als anderthalb Tausend über einfache Druckfehler hinausgehende Textverschlechterungen feststellen mußte, so spricht das für die Notwendigkeit strenger Textrevision auch bei neueren und neuesten Autoren eine deutliche Sprache — wofür Witkowski ergötzliche Belege aus den vom Autor selbst noch herausgegebenen Gesammelten Werken Wedekinds beibringt. Wir können daher seiner ...r alle Editionstypen, welchen Zwecken sie auch immer dienen mögen, auch für die volkstümlichsten, gleichmäßig erhobenen Forderung gewissenhafter Textkritik nur nachdrücklich zustimmen und wissen ihm für die eingehende, durch anschauliche Beispiele erläuterte Erörterung des Wesens und der Verfahrungsarten der „niederen" und „höheren" Kritik, die auch das scheinbar Unwesentliche, in praxi aber oft erheblich ins Gewicht Fallende nicht übersieht oder verschmäht, im Sinne der zahlreichen Jünger dieser zur Kunst veredelten Technik und noch mehr vielleicht ihres Publikums Dank. —

Witkowski hat sich in seinem methodologischen Versuch, der eben vor allem der Praxis dienen soll, geflissentlich von allen rein theoretisch-systematischen, geschweige denn spekulativen Erwägungen zu seinem Thema ferngehalten. Und von seinem Standpunkt aus sicherlich mit vollem Recht. Dem nachdenklich auch zwischen den Zeilen seines Buchs Lesenden aber drängen sich solche Überlegungen wie von selbst auf. Etwa die Frage nach der tieferen Berechtigung des heute fast als selbstverständlich angenommenen Grundsatzes, unter allen Umständen den authentischen Text des Dichterwortes zu wahren beziehungsweise wiederherzustellen, und der näheren Bestimmung dieser Authentizität. Neben der uns durch den Historismus und Philologismus des 19. Jahrhunderts anerzogenen und längst in Fleisch und Blut übergegangenen Andacht zum „Echten" — im Sinne des Ursprünglichen — wirkt dazu als jüngeres Motiv noch die eigentlich aus ganz anderen Zusammenhängen stammende, heute aber im Geist der alten Romantik wieder erneuerte Betonung des unendlichen Abstandes des schöpferischen Genius und seines Werks von dem profanum vulgus der Durchschnittsmenschen und ihrer beschränkten Einsicht, der daher jedes Antasten jenes Werks, auch in seinen unwesentlichen Äußerlichkeiten, als Sakrileg angerechnet wird. Wahrhaft schöpferische Zeiten waren hierin viel toleranter und zugleich aktiver und scheuten sich keineswegs, mit dem horazischen Scherz von dem bisweilen einnickenden Homer in dem Sinne Ernst zu machen, daß sie in solchen — doch auch bei den Größten nicht ganz seltenen — Fällen durch mehr oder minder kecke und glückliche Eingriffe nach eigenem Gutdünken

nachzuhelfen suchten. Ich [illegible]stverständlich, beileibe nicht dies[illegible]verfahren, das ja eben vielfach erst di[illegible]kritik älterer Literaturwerke so schwierig, aber auch so nötig gemacht hat, einer ganz anders gearteten Gegenwart zur Nachahmung anempfehlen: und zwar um so weniger, als jenes philologische Verantwortungsbewußtsein gegenüber dem Urkundlichen eins der wenigen festen Bollwerke bildet, die uns heute noch vor der Hochflut des hemmungslosen Subjektivismus in unserer Wissenschaft schützen. Aber ich setze folgenden, ganz einfachen Fall: Köster zitiert in seinen obengenannten „Prolegomena zu einer Ausgabe der Werke Theodor Storms" (S. 36) die erste Strophe des bekannten Liedes „Die Nachtigall":

> Das macht, es hat die Nachtigall
> Die ganze Nacht gesungen;
> Da sind von ihrem süßen Schall,
> Da sind in Hall und Widerhall
> Die Rosen aufgesprungen.

Er fährt fort: „Wir haben hier zwei Perioden, die erste mit einfachem Vorder- und einfachem Nachsatz, die zweite mit doppeltem Vorder- und einfachem Nachsatz. Durch die Strophe hin reimen alle drei Vordersätze miteinander, und ebenso die beiden Nachsätze unter sich. Wenn nun die zweite Strophe lautet:

> Sie war doch sonst ein wildes Kind;
> Nun geht sie tief in Sinnen,
> Trägt in der Hand den Sommerhut
> Und duldet still der Sonne Glut,
> Und weiß nicht, was beginnen,

so sagt sich jeder aufmerksame Hörer: Da muß im ersten Vers einmal gestanden haben:

> Sie war doch sonst ein wildes Blut.

Und diese Vermutung wird auch bestätigt durch den Vergleich mit der Novelle ‚Hinzelmeier' (in welche die Strophen eingelegt sind, und zwar mit der Version ‚Blut' im fraglichen Verse). Warum der Dichter die Entstellung[!] vorgenommen hat, weiß ich nicht. Sie rückgängig zu machen, hielt ich mich nicht für befugt."

Vom Standpunkt heutiger philologischer Gewissenhaftigkeit und des strengen textkritischen Grundsatzes, unter allen Umständen den vom Dichter selbst — gleichviel aus welchen Gründen, vielleicht nur aus Unachtsamkeit — letztwillig gegebenen Wortlaut festzuhalten beziehungsweise wiederherzustellen, hat Köster mit seinem Verzicht, der für den feinen Form- und Storm-Kenner sicherlich eine gewisse Resignation in sich schloß, unzweifelhaft so korrekt gehandelt wie in seiner ganzen, gerade in dieser Hinsicht musterhaften Ausgabe überhaupt. Dem nicht philologisch Geschulten, dem unbefangen Genießenden wird es freilich schwer einleuchten, daß sogar zu offenbaren Ungunsten des Autors selbst und der künstlerischen Wirkung seiner Schöpfung, rein um des Prinzips der „Echtheit" willen, eine Verschlimmbesserung als „authentisch" passiv hingenommen werden müsse, die möglicherweise nicht einmal vom Dichter selbst bewußt beabsichtigt war, da er ja anderwärts bereits die bessere Fassung formuliert und für den Druck bestimmt hatte. Ich glaube, ein solcher Grenzfall, der aber keineswegs isoliert dasteht, vermag doch auch dem im Historismus des vorigen Jahrhunderts und seinen textkritischen Grundsätzen Festgewurzelten ins Bewußtsein zu rufen, daß diese Grundsätze, so richtig, ja selbstverständlich sie uns heute erscheinen, in Wahrheit vielmehr — nicht etwa unrichtig sind und noch weniger praktisch mißachtet werden dürfen, daß ihre tiefere Begründung aber doch prinzipielle Probleme in sich birgt, die aus erkenntnistheoretischen Prinzipien und in logischer Systematik keineswegs leicht zu lösen sein dürften. Und daß es sich mit den hermeneutischen Grundsätzen nicht anders verhält, hat uns die durch Dilthey eingeleitete Debatte über das Problem des Verstehens ohnehin wohl zur Genüge deutlich gemacht. Vielleicht schenkt uns ein speziell für methodologische Prinzipienfragen veranlagter Kopf, als Seitenstück zu Witkowskis trefflicher praktischer Wegleitung, in nicht zu ferner Zeit eine Theorie oder gar eine Philosophie der Textkritik und Textinterpretation und füllt damit eine weitere Lücke aus zwischen Literaturwissenschaft und Philosophie, den lange Zeit feindlichen, nun aber so glücklich versöhnten Schwestern.

Vom Drama der Gegenwart

Von Hans Franck (Frankenhorst)

VI

Subjektivismus

Es ist im Verlauf dieser Aufsatzreihe mehrfach von mir betont worden, daß die bleibende Bedeutung einer Kunstrichtung nicht durch die Fülle mittlerer und kleiner Begabungen gewährleistet wird, die sich ihr anschließen, sondern einzig durch die unvergleichlichen Werke überragender schöpferischer Persönlichkeiten, in denen sie kulminiert. Dennoch darf man die lebenweckende Kraft nicht unterschätzen, die aus der Gemeinsamkeit gleichgerichteter künstlerischer Bestrebungen hervorgeht. Löscht das Genie durch seinen unirdischen Glanz auch die Lichtwirkung tausender Talentflammen aus — es zieht seine Nahrung nicht nur aus dem Gleichen wie sie, sondern die vielfältige Glut ist zu nicht geringem Teil notwendige, mitschaffende Voraussetzung für die Übermacht seines Leuchtens. Welche Schicksale ihm ohne die Hilfe Gleichstrebender drohen, deren Wesensverwandtschaft sich freilich auch in schöpferischem Empfangen erweisen kann, wie das Geniale alsdann unfehlbar zum Genialischen verkümmert und erschütternde menschliche und künstlerische Tragödien unausbleiblich sind, das hat die Entwicklung des neueren deutschen Dramas nur zu oft gezeigt. Denn während die Neuromantik und der Neuklassizismus, wenn auch mehr willensgemäß als wesensgemäß, an unvergängliche geistige Bewegungen der Vergangenheit anknüpften und dem Empfinden, der Sehnsucht, dem Herzensverlangen wenigstens weiter geistiger Kreise durch die Absicht und die Art ihrer Schöpfungen Rechnung trugen, lockerte sich in der Folgezeit auch diese Bindung. Die Vereinzelung der wesentlichen Menschen nahm in der Vorkriegszeit so zu, daß der Künstler schließlich völlig allein dastand. Der ungeheuerliche, unsinnige Subjektivismus, der allen geistigen Leistungen das entscheidende Gepräge gab, mußte sich auch der Kunst bemächtigen. Dadurch aber wurden die naturgegebenen Voraussetzungen geradezu umgekehrt. Der Künstler war nicht mehr Diener, Beauftragter einer gesteigerte Erlebnisse begehrenden Allgemeinheit, sondern die Allgemeinheit war das Auswirkungsobjekt des Künstlers, hatte seine gesteigerten, oft nicht einmal wirklichen, sondern fiktiven inneren Erlebnisse hinzunehmen, nachzuleben und mit Zustimmung, Ruhm, erhöhter künstlerischer und privater Existenz pflichtschuldigst zu lohnen. Denn nicht mehr war der Künstler um seines Volkes, sondern das Volk (als Aufnahmereservoir) um des Künstlers willen da. Nicht mehr schuf der Dichter aus dem Volk heraus, sondern (bestenfalls) in das Volk hinein oder (in der Regel) gegen das innerste Begehren seines Volkes. Ein Zustand, der um so widersinniger war, als Mißverständnisse hüben und drüben bald eine Entfernung und Entfremdung zur Folge hatten, daß kaum noch Worte von den Schaffenden zu den Empfangenden, von den Empfangenden zu den Schaffenden drangen. Schließlich schufen die Künstler in einem so sehr luftverdünnten Raum, daß selbst die lautesten Worte, daß selbst Schreie und exaltiertestes Gebaren nicht den Weg zu den Herzen der Hörer fanden. Ein Zustand, unter dem gerade die Besten, die Begabtesten am meisten leiden mußten. Aus dem aber selbst die heroischste Willensanspannung, selbst tragische Aufopferung nicht hinausführen konnte. Den nur eine große Wandlung des Volks zu beseitigen vermochte, die den Subjektivismus auf beiden Seiten hinwegfegte, eine neue Gemeinsamkeit notvollen Erlebens schuf, aus der heraus eine neue Kunst über Nacht von selber erstehen mußte.

Auch dieser Subjektivismus der Vorkriegskunst kulminierte wie der Neuklassizismus, den er ablöste, auf dem Gebiet des deutschen Dramas in zwei Dichtern: in Herbert Eulenberg und Frank Wedekind.

Denn nicht der Anschluß an Shakespeare ist das Wesentliche an dem Drama Herbert Eulenbergs.[1] Shakespeare ist selber schon zu sehr individuelle Künstlererscheinung, nicht Ausdruck einer allge-

[1] Die Werke Eulenbergs erscheinen jetzt bei J. Engelhorns Nachf., Stuttgart, der auch eine Gesamtausgabe vorbereitet.

meinen geistigen Macht, als daß er für die Kunst eines Einzeldichters oder gar einer Richtung in fruchtbarem Sinne formbestimmend zu sein vermöchte. Er kann nur seine Nachfahren mit seinem Geiste taufen. Diesen ist dann nichts als ein Zwiefaches möglich: wenn sie Knie und Haupt ungefährdet gebeugt haben, sich aufzuraffen und eigenen Zielen zuzugehen oder, wenn (Hebbels Wort zu nützen) die Feuertaufe ihr Haar, ohne Bild: ihre Eigenkraft versengt hat, liegen zu bleiben und Nachlallen der Worte und Weisen ihres unsterblichen Ideals zum Inhalt ihres weiteren Lebens zu machen. So daß nicht (parallel zum Romantizismus und Klassizismus) ein Shakespeareismus möglich ist, sondern nur eine unfruchtbare Shakespeareomanie. Soviel Herbert Eulenberg auch dem bewunderten Briten (neben anderen künstlerischen Beeinflussungen) verdankt, nicht hier liegt das Schicksalbestimmende für seine Dramatik. Sondern in dem zeiterzwungenen Subjektivismus. Er hat es bewirkt, daß ihr Weg ein einziges Hinab wurde, obwohl sie von einer Begabung getragen wurde, die zwar nicht im Dramatischen, aber im Reindichterischen während der nachnaturalistischen Epoche kaum ihresgleichen hatte. Dieser Subjektivismus höhlte von innen her die Kunst Eulenbergs aus. So daß er, von dem man mit Recht bei seinen Anfängen Außerordentliches, Ungemeines erwartete, lange eine Hoffnung blieb, die immer wieder Teilerfüllungen, aber niemals Überragendes gab, dann sich zu zerspalten, zu vergeuden, zu verspielen, zu verläppern begann und nun längst zum Schatten seiner selbst, zu einer Persiflage seiner Anfänge geworden ist. Die Entfernung von der Allgemeinheit, die wuchs und wuchs, die quälende Ehrlosigkeit, die innere Unwirksamkeit, gerade des Besten, mußte seine geistige und künstlerische Haltung schließlich entscheidend bestimmen. Wollte er, in einer ebenso gott- wie kunstverlassenen Zeit, nicht entweder aufhören zu dichten oder zugrunde gehen an der Paradoxie des Tuns: zu schaffen aus einer Voraussetzung, die nicht vorhanden war, zu einem Zweck, der unerreichbar blieb — so mußte er zu einer Tat der Rettung schreiten, die ihm wenigstens den Schein des Künstlertums erhielt. Diese Tat war die Abtrennung der Welt der Dichtung von der Welt der Wirklichkeit. In Eulenberg erzwang der Subjektivismus ein Drama, das neben der Zeit, das für sich selbst besteht: eine wunderlich-wundervolle Welt im Kleinen. Denn auch nach seiner Selbstrettung warf die reiche Begabung dieses Dichters dramenähnliche Kunstgebilde mancherlei Art aus sich heraus, in denen Traum seltsam leuchtende Blüten treibt, Phantasie mit buntschillernden Flügeln vor unseren Augen auf- und abgaukelt, Witz kunstvoll auf den Zehenspitzen tanzt, Laune graziös jongliert, Humor halsbrecherische Purzelbäume schlägt. Und manchmal wird eine Parallelität der Vorgänge dieser Scheinwelt mit denen der Wirklichkeitswelt sichtbar, die (auf Umwegen des Vergleichs) nicht ohne Bedeutsamkeit ist. Da aber die unmittelbaren Beziehungen fehlen, da hier einer, der aufs Dichtenmüssen als Subjekt angewiesen ist, mehr für sich, als für uns, mehr zu seiner Aufsteigerung und Lösung dichtet als zu unserer, so können letzte Beglückungen und tiefste Erschütterungen von den oft holden, oft skurrilen (vielfach auch langweiligen und läppischen) Dramen und Dramoletts dieses Nur-Dichters nicht ausgehen. Denn sie sind nicht aus Überhöhungen der Wirklichkeit, sind nicht aus dem Erleben des Belangvollen der Zeit hervorgegangen. Sondern sie sind Ersatz für die Wirklichkeit, zuweilen selbst im Surrogatsinne, sie gehen neben der Zeit her. Daß sie zu einer Ganzheit wurden, die ihre Berechtigung und ihre Maße in sich selber trägt, macht ihre Bedeutung aus. Daß sie dem Atem der Wirklichkeit, dem Licht der Zeitwahrheit nicht standhalten, begrenzt ihren Wert an sich sowohl wie als Erscheinungen der Entwicklung. Diese ist unerbittlich über sie hinweggegangen. Lange schon steht der Dichter abseits und „begreift die Welt nicht mehr". Schilt mit greinenden Worten auf die Unbekümmerten. Verbirgt sein Gesicht hinter Spott über sie und sich. Wird nicht müde zu fordern, daß seiner Kunst die ideellen und materiellen, die öffentlichen und privaten Vorbedingungen von der Allgemeinheit geschaffen werden, die für ihre gedeihliche Fortsetzung notwendig sind.

Erstes tragisches Endergebnis des künstlerischen Subjektivismus, der (naturgemäß) nicht über seinen Schatten springen kann: Gefordert wird, was geleistet werden sollte, erwartet, was dargebracht werden müßte, vorausgesetzt, was sich als letzte Summe eines schöpferischen Lebens ergeben sollte. Was kann anderes dabei herauskommen als Unfruchtbarkeit, als

Sterilität? Nicht infolge Mangels an Begabung. Dann lohnte es nicht, den Fall festzustellen. Sondern trotz ungemeiner (in ihrer sich selber negierenden Auswirkung behinderter) Begabung.

So wenig die inneren Beziehungen der Kunst Herbert Eulenbergs zu dem Drama Shakespeares für sie in gutem oder bösem Sinne wesensbestimmend und schicksalträchtig waren, so wenig ist es in beider Hinsicht, obwohl man es oft so darzustellen suchte, der vielbeschrieene Moralismus Frank Wedekinds. Wie sehr dieser (im Gegensatz zu dem mehr lyrisch determinierten Eulenberg) spezifische Dramatiker ursprünglich Künstler im vollsten und reinsten Sinne des Wortes war, das mag den Mitlebenden seiner Spätzeit schwer zu erkennen gewesen sein, aber der erste Band der Biographie Arthur Kutschers und der erste[2] der beiden von Fritz Strich herausgegebenen Briefbände,[3] durch die Wedekinds Anfänge vor uns lebendig werden, zeigen es uns auf Schritt und Tritt, wie sehr er eine reindichterische Natur war, die zu einer anderen Zeit, welche ihn der Qual des Subjektivismus überhoben hätte, in vielem einen anderen Schicksalslauf genommen hätte. Gewiß wollte Wedekind die Welt umgestalten, höher heben, bessern. Das ist der Wille aller großen Dichter gewesen, denen ihre Kunst nicht müßiges Spiel war. Aber er wollte auf lange hinaus dieses Ziel durch nichts anderes als durch Gestaltung erreichen. War doch seine Begabung so genienahe, war er trotz geringfügiger Berührungen mit Vorgängern (vor allem Büchner) doch so sehr ein aus sich selber rollendes Rad, das er zunächst gar nicht anders konnte, als sich und sein Werk als zeitbewegendes Faktum zu setzen und das Weitere vertrauensvoll der darin angesammelten Kraft zu überlassen.

Aber auch dieser Größte der nachnaturalistischen Zeit, der selbst einem Gerhart Hauptmann gegenüber das Neue, Weiterweisende seiner Kunst von Anbeginn mit staunenswerter Sicherheit erkannte und betonte, stand schließlich vor der Erkenntnis der Echolosigkeit seiner Worte, zu der in zerfallenden Zeiten die Künstler in sehr viel grauenvollerem Maße verdammt sind als in Epochen, die durch Allgemeinerlebnisse zusammengehalten werden. Seine explosive, fanatische Natur, der Kampf seit ihren Anfängen das Wesenselement gewesen war — Kampf gegen den Vater, Kampf gegen die Schule, Kampf gegen engende Bürgerlichkeit, Kampf gegen den Polizeistaat — mußte auf dieses entscheidende Erlebnis völlig anders reagieren als die weichere Natur Eulenbergs. Wedekind war die Aufteilung in Wirklichkeit und Kunst, eine öffentliche und private Existenz, in Bürgerdasein und Dichterdasein unmöglich. Für ihn gab es nur ein ganzes, ungeteiltes Dasein: Das des Künstlers. So baute er sich nicht ein zweites Leben neben dem vorhandenen auf, zu dem es mehr oder minder geschickt zeitweilig hinüberzuwechseln galt, sondern er formte sich ein Leben außerhalb der Gesellschaft: ein Caféhausdasein, eine Montmartreexistenz, die mit dem spielerischen, kitzelnden Bohemientum nicht das Mindeste zu tun hatte, sondern eine bittere, eine todernste, eine tragische Sache war. Denn hier war im Gegensatz zu der Halbheit Eulenbergs, der in zwei Welten lebt und von Hüben nach Drüben jederzeit die rettende Brücke bereit findet, eine völlige Identifizierung mit dem abgegrenzten Sein. Ergaben sich dennoch Notwendigkeiten zu der Berührung mit der verachteten Welt der Gegenseite, so war die jedesmalige Wirkung: explosive Zusammenstöße. Da aber selbst in der stärksten Natur die Kraft zu einer unaufhörlichen Folge solcher Explosionen auf die Dauer nicht ausreicht, so mußte Wedekind einen Schutzpanzer um sich legen: stählerne Förmlichkeit. Der Prozeß nicht der inneren Verkrustung — denn Wedekind blieb lebendig bis zum letzten Augenblick — sondern der äußeren gewollten Abschließung ist in den Briefen mit erschütternder Deutlichkeit zu verfolgen. Die Unmittelbarkeit der Mitteilung schwindet von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Der gleiche, der Jugendbriefe von unerhörter kämpferischer, persönlicher Lebendigkeit geschrieben hat, ließ, als er eine der markantesten Persönlichkeiten Deutschlands geworden war, fast nur noch Skripta von eisiger verbindlicher Unpersönlichkeit hinausgehen. Durch die völlige Abgrenzung seines privaten Lebens von dem Leben der Allgemeinheit

[2] Arthur Kutscher, Frank Wedekind „Sein Leben und seine Werke", erster Band, Verlag Georg Müller, München. [3] Frank Wedekind, Gesammelte Briefe. Zwei Bände. Herausgegeben — im Verlag von Georg Müller, München — von Fritz Strich, der (ebenfalls bei Georg Müller) neben der großen neunbändigen Gesamtausgabe der Werke Wedekinds eine fünfbändige Auswahlausgabe erscheinen ließ, deren Inhalt für den unfachmännisch gebildeten Literaturfreund durchaus zureichend ist.

wurde die Entfernung für sein Wort nur noch größer. Die Einsamkeit wuchs. Die Widersinnigkeit nahm zu. Der Subjektivismus steigerte sich ins Gigantische. Wedekind aber wollte gehört werden. Wollte verstanden sein. Wollte wirken, neugestaltend, bessernd wirken. Wollte die Welt bewegen.
Was blieb in dieser Situation anderes, als: die Stimme zu verstärken, als: zu schreien. Und Wedekind erhob die Stimme. Wedekind schrie. Aber man verstand ihn weniger als je. Da kroch er in seine Gestalten. Spielte sie. Man nahm es als eine Sensation. Kritisierte ihn. Lehnte ihn ab. Erkannte ihn an. Belustigte sich an seinem Spiel, seinem Werk. Auch das konnte ihn nicht müde machen, konnte nur seine Besessenheit steigern. Im Eifer, seinen dichterischen Gestalten zu Hilfe zu kommen, trat er neben sie hin. Erklärte, verdeutlichte, redete dazwischen, dozierte, predigte. Ward — ein Vollkünstler wie wenige — Unkünstler. Ward Moralist. Man schüttelte den Kopf. Wies auf das Gegenständliche seiner Kunst, deren Zielwillen man verkannte. Lachte, lachte. Je mehr der Wutschäumende zappelte, desto mehr. Der aber ward auch jetzt nicht müde. Schrie seine Not in einer Schamlosigkeit heraus, daß durch diese Übersteigerung, diese Beispiellosigkeit das Pathos der Distanz sich von selber wieder ergab und das Subjektivste seiner Dramen zuweilen allgemeineren, dezenteren Charakter gewinnt als die formbeflissenen, Distanz erstrebenden Briefe. Doch der Siedegrad der Existenz wurde immer beängstigender. So daß das Zerspringen nur noch eine Frage der Zeit war.
Und der Tragödie folgte die Farce: der Erfolg. In den allermeisten Fällen ein Ergebnis des Mißverständnisses war er es hier in beispiellosem Maße. Der Moralist fand Zulauf des Unmoralischen wegen, das er mit immer schonungsloserer Wahrheitswut, in immer grellerer Manie aufzeigte. Er schwang die Peitsche. Aber die Getroffenen empfanden nicht Schmerz, sondern wollüstigen Kitzel. Er wollte abschrecken, die Menschen fortscheuchen. Aber sie fühlten sich angezogen, sie verweilten grinsend. Sie fühlten sich, da sie durch die Tat den Mut nicht dazu hatten, in der Vorstellung des Schmutzes, in dem Erfühlen der Perversitäten. Wedekinds Kunst — immer moralsüchtiger, immer zweckbesessener, immer fanatischer, immer dürrer — hob sich in ihrem Erfolg schließlich selber auf. Denn sie wurde nicht zu einem Agens für neues, vertieftes, gereinigtes Leben, sondern zu einem Tummelplatz des Auslebens für unüberwindliche, entfesselte, schmutzige Kräfte. Das lag zu einem großen Teil in den Menschen ihrer Zeit begründet. Aber nicht nur in ihnen, sondern auch in ihr selbst. Denn — sich wechselweis bedingend — ward sie dadurch mitschuldig, daß sie die Erlebnisse der abgetrennten Montmartreexistenz für das Ganze nahm und in ihrem blinden Eifer die unberührten, urgesunden Kräfte verkannte, die in den nicht von den Großstädten aufgesogenen Volksschichten zukunftschaffend am Werke waren. Selbst die Wenigen, die verstanden oder doch nach besten Kräften verstehen wollten, wurden je länger desto mehr von den Werken Wedekinds erschreckt statt erschüttert. Denn seine Kunst war schließlich nicht eine stetige steile Flamme, vor der man, obwohl auch sie vom Verzehren lebt — hingerissen von der Majestät des Schauspiels — die Kniee beugt. Sondern sie befreite sich, wenn sich genug an Haß, Ekel, Verachtung und Zorn in ihrem Innersten angesammelt hatte, wie ein Vulkan durch tosende, tobende Eruptionen, vor deren zerstörenden Wirkungen man, flüchtend, das erhaben schöne Schauspiel nicht sah, weil immer mehr im Verlauf der Entwicklung das Gewaltsame statt des Gewaltigen ihr Wesenselement wurde.
Zweites tragisches Endergebnis des künstlerischen Subjektivismus: die Abtrennung der künstlerischen Welt von der Wirklichkeitswelt, auf die sie nicht nur um ihrer Wirkung willen ewig angewiesen ist, wird so grauenhaft groß, daß kaum noch Wortzeichen über die Kluft dringen, die Wirkungszeichen aber nur noch mißdeutet werden können und in vielem das Gegenteil des Erstrebten erreicht wird. Was anderes kann den Ausgleich schaffen als Selbstauflösung, damit die Heimkehr zu den Urgründen, dem Bewußtsein je länger desto mehr unmöglich, im Unbewußten sich vollziehe!
Ein entscheidend neues Stadium konnte, wie eingangs angedeutet, für das deutsche Drama erst dann anheben, wenn der Subjektivismus, der einerseits zur Sterilität, andererseits zur Selbstaufhebung verdammt ist, hinweggefegt wurde von einem gewaltigen, das ganze Volk umfassenden, aufrüttelnden Erlebnis und aus diesem Erlebnis heraus die Kunst sich verjüngte. Dieses schicksalhafte, gigantische Erlebnis brachte der Krieg.

Spittelers Prometheus

Von Bernhard Diebold (Frankfurt a. M.)

Am 29. Dezember des ausgehenden Jahres 1924 ist Carl Spitteler gestorben; und Deutschland ahnt nicht, daß an diesem Schicksalstage einer seiner Größten vom dichterischen Werkplatz abgetreten ist. In deutschen Zeitungen fanden sich ein paar karge Nekrologe, die nicht von tieferer Vertrautheit mit dem Geist des Toten zeugten; und auch die meisten Nachrufe der schweizer Presse, die dem Landsmann eine besondere Ehrung schuldig waren, blieben im Bekenntnis zu der Dichtung Spittelers vag und vorsichtig. Die einen kennen sein Werk überhaupt nicht, oder lassen sich von den weniger gelungenen Kleinarbeiten des sonst nur ins Große zielenden Epikers abschrecken; die anderen haben den Eingang in die mächtigen Epen ob ihrer „Unzeitgemäßheit" nicht gefunden, weil kein modischer Maßstab zur Wertung bereit lag. Man bedenke auch die Fatalität für deutsche Literaten: sie müßten Homer oder Ariost in unserer Zeit zur Mode machen! Wer liest Epik? Wer nimmt sich Zeit zur Verharrung im Tempo unserer rasenden Mechanik? Denn daß zum Jubiläum Dantes unlängst einige zwanzig Neuausgaben auf den deutschen Büchermarkt gelangten, ist wirklich kein Beweis dafür, daß diese Produktion einem entsprechenden Bedürfnis entgegenkam und wirklich ihre Leser gefunden hat. Das Epos ist unzeitgemäß, selbst wenn es wie bei Spitteler die eigene Gegenwart, die Geltungsepoche Schopenhauers und Nietzsches, in mächtigen Bildern spiegelt und aus dem Sein und Tun der Zeitgenossenschaft einen Mythus von Göttern, Menschen und Geistern schafft.

Man hat Spitteler ob der griechischen, indischen und hebräischen Namen im „Olympischen Frühling" und in dem Gleichnis von „Prometheus und Epimetheus" ganz fälschlich für einen Klassizisten gehalten: einen jener epigonischen Nacherleber der Antike und der Renaissance, wie es Klinger, Böcklin oder Conrad Ferdinand Meyer waren. Aber Spitteler ist kein dichterischer Klassizist: er braucht die mythologischen Namen nur zum Stil des Mythus, der Distanz und Typik fordert. So sicher Corneilles Römer und Wielands Griechen mehr ihr Barock und Rokoko als die Antike zeichneten, so gewiß Wagners Wotan weit weniger von der Edda als von Schopenhauer geistig vorgebildet wurde, ebenso tragen Spittelers Gestalten nur die altehrwürdigen Namen und Kostüme, während ihre Seele die neue Luft der Jetztzeit glühend ein- und ausströmt. Daß Spitteler außerhalb der mythischen Dichtung den realistischen Ton der Gegenwart mit größter Kunst bemeisterte, beweisen seine naturalistische Novelle „Conrad der Leutnant" und der psychologische Roman „Imago": die Leiden des modernen Don Quichotte. Aber Carl Spitteler kümmerte sich nicht um die formale Forderung des Zeitgeistes, wo er das ewige Abbild einer Welt zu schildern hatte: im Mythus.

Wie Parzival uns zur mythischen Gestalt des reinen Toren, wie Faust zum immerwährenden Symbol des geistigen Erkenners geworden ist, so werden spätere Geschlechter Spittelers Prometheus-Figur als den Kämpfer der seelischen Selbstbehauptung sprichwörtlich anerkennen und zitieren. Die Seele, die des Dichters „strenge Herrin" wird, ist ihm nicht vom Gott der Liebe verliehen; sie ist Sinn, Trieb und Geist des freien Individuums: der Persönlichkeit.

Dieser Prometheus kämpft nicht gegen einen machtvollen und weisen Göttervater, sondern gegen einen unsichtbaren Gott, der über alle Theodizeen der Rechtfertigung des Übels in der Welt an sich selbst verzweifelt und gramvoll im Zirkelgang des Kosmos nutzlose Kreise wandelt. Von diesem armen Gotte, der sich wohl um die Schöpfung der Welt bemüht hat, doch für das Schicksal der von ihm geschaffenen Seelen nicht zu verfügen und zu raten weiß, wird der „Engel Gottes" auf die Erde gesandt, um mit den Geboten der Moral für Alle eine Gemeinschaft der Menschen künstlich in Ordnung zu halten. Dieser Engel heißt, streng und gerecht, Jehovah; und in diesem Zeichen tritt er in edel finsterer Haltung unter die Menschen, um aus ihnen einen König auszuwählen.

Zwei Brüder erspäht er: Prometheus und Epimetheus, die beide sich vom gemeinen Haufen sondern: Epimetheus, weil er im Rechttun und im nützlichen Handeln die anderen überragt; Prome-

theus, weil Eigentrotz und Schöpferlust des Genies aus seinen Augen sprühen. Sie beide sind ein Ich, ein Selbst, das aus der eigenen Seele sich verantwortet und die Kraft zur außerordentlichen Tat bezieht; und nicht aus stumpfer Ergebenheit unter die schematischen Moralgesetze der Nützlichkeit, des kargen Gemeinsinns ohne Ideal. Da aber bietet der Engel Gottes ihnen einen grauenvollen Tausch: der dürfe König sein über die Menschen, der seine eigenständige geniale Seele von sich gebe für ein Gewissen in den Formen Heit und Keit — -heit und -keit als den sinnlosen Anhängseln der wahrhaften Ideen: Gerechtig-keit oder Wahr-heit. Epimetheus gibt seine Seele hin und wird ein braver Bürgerkönig, der im Frieden gutes und braves Regiment führt, jedoch im schlimmen Jahr des Teufelskrieges mit den Finstermächten des Behemot und des Leviathans umsonst den Rat seines Formelherzens Heit und Keit befragt. Denn er hat sein Ich und Eigentum, die Seele, verloren, die allein die Ideale rein in sich bewahrt und so der Macht des Bösen widerstanden hätte. Prometheus aber fiel in des Engels Ungnade; ging alles Ruhms und aller Freude des Lebens in Einsamkeit verlustig. Er muß die „Hündlein" seiner Lebenswünsche töten, und ihm folgt der „Löwe" der reißenden Reue über ein scheinbar lebenslang verfehltes Leben. Nur seine Seele steht, die „strenge Herrin", immer hinter ihm als Riesenschatten und vor ihm als ein leuchtend weisendes Licht. Doch als der Behemot die Gotteskinder — die Liebe und die Hoffnung künftiger Menschheit — zu rauben und zu töten anhub, da hat einzig Prometheus die übermächtige Kraft, das Böse und die Bösen zu besiegen und den Messias, das eine und letzte der himmlischen Kinder, zu retten. Der Engel Gottes erkennt in tiefer Scham, daß Heit und Keit die Seelenideale nicht zu schützen wußten, daß nur der heroische Mensch aus eigener Seelenkraft das Göttliche in sich zu bergen und zu retten weiß. Da bewirkt er den untertänigen Epimetheus mit Schande und bietet dem Prometheus die Krone über die Menschen. Aber der hat sein Werk getan, und sein sterbliches Leben ist verbraucht. Nur den ewig lebenden Göttern sind die großen Irrtümer gestattet; für sie muß der große Mensch einstehen; das Gegenwerk des Ich-Willens leisten; und dann sterben.

So ungefähr verlief in großen Zügen die Handlung der Spittelerschen Dichtung „Prometheus und Epimetheus" von 1880. Und so verlief sein achtzigjähriges Leben. Ein Gedicht in dunkler Sprache und alttestamentarischem Pathos: nach Haltung, Würde und Prophetenton vergleichbar dem „Zarathustra" Friedrich Nietzsches; und nach den Ideen des Herrenmenschentums, des Hasses gegen die Moral, der Verachtung der Herdenmenge, der Umwertung der bürgerlichen Wertungen und der Übermoral des Übermenschen — in tiefer Wahlverwandtschaft mit dem Philosophen. Und doch erschien, gänzlich unabhängig von Nietzsches Offenbarung, das Gleichnis Spittelers drei Jahre vor den ersten Bänden des „Zarathustra". Ein furchtbares Schicksal hat diese Duplizität der Fülle ganz einseitig zugunsten Nietzsches ausgedeutet. Wir harren der großen wissenschaftlichen Rechtfertigung und Neuentdeckung des prophetischen Geistes, der aus Spitteler zuerst die Weisungen verlauten ließ, denen die späteren Hasser der Moral (wie Wedekind) im Zeichen Nietzsches moderneren Ausdruck liehen.

Die neue Fassung der Dichtung, Spittelers letzte Gabe zum Jahresschluß von 1924, heißt: „Prometheus der Dulder" (Verlag E. Diederichs in Jena). Der geistige Typus der Hauptgestalt blieb unverändert wie der Hauptzug der Handlung sich gleich erhielt. Doch ist alles gestrafft, gekürzt, von Varianten befreit; aus dem Dunkel heraus ans Licht der Verständlichkeit geholt; von weiterem mythischem Personal (wie von der bösen Dora, der theologischen Freundin des Engels Gottes) verschont; von den drei Gotteskindern blieb nur ein einziges Symbol der ewigen Menschheitshoffnung übrig: das „Gottesknäblein". Es ist viel Duft und holder Wahn verloren gegangen; die Wut und der Schmerz des jüngeren Dichters verebbten vor der stilleren Weisheit. Der Bürger Epimetheus hat an Würde gewonnen. Die Geheimnistiere des Hündleins und des Löwen — vergleichbar Adler und Schlange Zarathustras — sind nicht mehr Störer des Begreifbaren. Die allzubreite Pandora-Episode, in der die Göttin den Menschen das Symbol der Kunst vom Himmel auf die Erde bringt, ist in der engeren Fassung in einem einzigen klaren schönen Zug erzählt. Die Politik des Behemot gibt sich immer noch in grausigen Humoren, doch ohne die schauerlich sich entladende terribilità der Urschrift,

die mit der Schilderung der bösen Seelen die höchsten Höhen weltliterarischen Schrifttums erreichte. Die wesentlichen Änderungen der neuen Fassung aber sind: Als erstes: der versöhnende Schluß, in dem Prometheus über die Ich-Herrschaft des Individuums hinaus die ungeheure Formel des Ich-Alle ausstößt. Als zweites: die Umwandlung der pathetischen Prosa in die sechsjambigen Verse des „Olympischen Frühlings".

Kein Beweis könnte überzeugender gegen den artistischen Schönformer und „Klassizisten" Spitteler sprechen als dieser sechsjambige Holperschritt seiner Verse. Wie die zackige Häßlichkeit der Gotik ist dieses unelegante Versmaß ein gewollter Widerspruch gegen klassische Glätte und abgeklungene Tradition. Ohne die Pose einer allzu gleichschwebenden Rhythmik wird hier die größte Feierlichkeit offenbar wie in Grünewalds gekreuzigtem Christus. Und wie dort vereinigt sich in Spitteler die Schilderung der schonungslosesten Realität mit dem übermenschlichsten Pathos. So großartig Spittelers Rede schwingt — sie tönt aus Menschenmündern, die wir aus dem Alltag kennen. Wie sich in Wagners „Meistersingern" Knittelvers und Wucht des Ausdrucks mischen, und wie bei Shakespeare Tragik und Komik unbefangen wechseln, so wird bei Spitteler die Welt total; im Größten und Kleinsten nebeneinander und ineinander erschaut. Der schweizerische Realist, der Landsmann Kellers und Gotthelfs, ist der Handwerker zur Ausführung der kosmischen Pläne: Steinmetz und Dombaumeister in einem türmte Spitteler die Kathedrale seines Werks; schmückte sie mit Fratzen, komischen Erdendingen, beschwerte sie mit Ankern in der Wirklichkeit; und fügte doch alles Erdenkleine unter die mächtige Vision eines Domes, dessen Turm ins Unendliche ragt.

Das größte Kunstwerk Spittelers bleibt in diesem Sinne sein „Olympischer Frühling". Ihn soll man als sein Hauptwerk zuerst studieren: erwerben, um es zu besitzen. Aber des Dichters persönlichstes Bekenntnis (außer dem Seelenexperiment des „Imago") erlebt man in der ersten Fassung: „Prometheus und Epimetheus". Das Alterswerk vom „Dulder" Prometheus liest man zuletzt. Es ist ein Vermächtnis: blasser und weiser; durchsichtiger aber bis auf einige Stellen heißen Ausbruchs ohne die alte Farbenkraft.

Farbe, Landschaft, Augenwelt ist in Spittelers Epik. Alles Denken wird bei ihm zum Bilde. Die Allegorie lebt wie in altdeutschen Heiligen und Drachentötern. Zeus und Apoll stellen wir uns besser vor als gotische Erzengel, Prometheus und Epimetheus als königliche Patriarchen im Barte — statt in antiken Rüstungen und Togen. Es gibt nichts Deutscheres als Spittelers Wort und inneres Bild. Deutschland muß um ihn mit ganzer Seele werben.

Ludolf Wienbarg

Eine pathographische Skizze

Von C. F. van Vleuten (Berlin-Waidmannslust)

Selbst in einer literarischen Zeitschrift muß man, wenn über Ludolf Wienbarg in pathographischer Beziehung gesprochen werden soll, zunächst die Grundtatsachen seines Lebens kurz erwähnen, so sehr ist dieser einstmalige Wortführer und Heros des jungen Deutschland, den ein Heinrich Heine um seinen glänzenden Stil beneidete, verschollen und versunken. Das bekannte Verbot der preußischen Regierung, des Justizministers von Mühler, gegen das Junge Deutschland vom 7. November 1835 nennt neben Karl Gutzkow zuerst Ludolf Wienbarg, dann noch Heinrich Laube und Theodor Mundt. Heinrich Heine sogar erschien wohl viel weniger gefährlich, denn er wurde bei diesem ersten Ansturm vergessen und erst in einer besonderen Verfügung vom 11. Dezember verboten. Wienbargs „Ästhetische Feldzüge", die 1834 erschienen, waren für das „junge Deutschland" ebensoviel und vielleicht noch mehr, wie für die sogenannte Moderne der achtziger Jahre die „Kritischen Waffengänge" der Brüder Hart und die Revolutionsbroschüre Bleibtreus. Und es läßt sich nicht

leugnen, ein Aufsatz wie Wienbargs „Goethe und die Weltliteratur" ist so vollendet in Stil und Gedankengang, so zeitlos in seinen Ausdrucksformen, daß man die Erwartungen, welche die Zeitgenossen von Wienbarg hegten, sehr wohl verstehen kann. Desto seltsamer, daß dies Leben, dieser reckenhafte Mann sich in Ansätzen, Entwürfen, Versprechungen, vorweggenommenen Vorreden und Nachworten und ein paar kleinen Abhandlungen verzettelte, daß dieser künstlerisch empfindende Mensch, dieser Künstler, dessen Möglichkeiten man aus Bruchstücken erschließen kann, nie ein zusammenhängendes Dichtwerk schrieb, sondern immer, besonders aber später nur Bündel von einigen zufälligen Manuskripten herausgab, deren erste Blätter vielleicht noch Berechtigung haben, während die letzten schwache und unmotivierte Füllungen der Bogen darstellen. Die beste und wohl auch einzige Zusammenstellung alles dessen, was man über Wienbarg weiß, findet sich in H. H. Houbens Buch „Jungdeutscher Sturm und Drang" (Brockhaus, Leipzig 1911), und abgesehen von der durch die Freundlichkeit der Schleswiger Anstalt mir im Wortlaute vorliegenden Krankengeschichte beziehe ich mich auf diese Darstellungen, die alles Bekannte und sehr viel Neues über den unglücklichen „Senior des jungen Deutschland" beibringen.

Wienbargs Ahnen waren aus Vorpommern, vielleicht sogar aus Schweden nach Altona gekommen. Sein Vater Wilken war 51 Jahre alt, als Ludolf am 25. Dezember 1802 geboren wurde, er war Hufschmied wie seine Vorfahren und befand sich in geordneten, auskömmlichen Verhältnissen. Irgendeine erbliche Anlage für nervöse Leiden läßt sich in der Familie nicht nachweisen. Ludolf war ein lebhafter, gesunder Junge, die Heiterkeit eines fröhlichen Familienkreises wärmte seine Jugend, er war keineswegs ein Sonderling, Einspänner oder Verträumter, sondern ein derblustiger „Taugenichts, Perückenzupfer seiner Lehrer und Dachkletterer". Bis Ostern 1822 besuchte er das Gymnasium in Altona, dann studierte er zunächst in Kiel Theologie, um darauf von 1825 bis 1828 eine Erzieherstelle beim Grafen Bernstorff-Gyldensteen anzunehmen, eine Tätigkeit, die sich auf den großen Gütern der Familie in Lauenburg und auf Fünen abspielte und wegen ihrer Eintönigkeit und Einsamkeit Wienbarg nicht befriedigte. So wandte er sich wieder seinen Studien zu, sattelte zur Philologie um, besuchte 1828—1829 Bonn und promovierte 1829 in Marburg. Das Jahr 1830 findet Dr. Wienbarg in Hamburg in Verbindung mit H. Heine, Zimmermann, Maltitz, Lyser; 1831 gewann er eine Stellung als Erzieher beim dänischen Gesandten im Haag, und ein zweibändiges Werk „Holland in den Jahren 1831 und 1832" ist die Frucht dieser Zeit, in glänzendem Stil geschrieben, voll von wertvollen Beobachtungen, Einfällen und Charakteristiken. Das Werk ist nicht ohne eine gewisse Anlehnung an Heines Reisebilder, aber doch keineswegs eine Nachahmung, sondern in manchem viel zufassender, weniger spielerisch, mit weiterem Gesichtswinkel, ernster, deutscher. Die Rückkehr des Gesandten nach Kopenhagen benutzte Wienbarg, um einen längst gehegten Plan zur Ausführung zu bringen; er habilitierte sich 1833 an der Universität Kiel; ein außerordentlich besuchtes Publicekolleg, das er im Sommersemester las, wurde zu seiner bekanntesten Schrift, zu den „Ästhetischen Feldzügen", die 1834 erschienen; zugleich aber machte er sich durch die freien Worte über akademische Einrichtungen im allgemeinen und Kiel im besonderen als zukünftiger Professor dort unmöglich. Die Feldzüge waren „dem Jungen Deutschland" gewidmet und haben damit die Marke für die Literaturbewegung einer ganzen Epoche gegeben. Diese Vorträge wurden Feldgeschrei und Heroldsruf, und die preußische Regierung beeilte sich, sie am 4. Juni 1834 zu verbieten. Damit beginnt die staatliche Verfolgung Wienbargs, die ihn, äußerlich wenigstens, gebrochen hat. Im Anfang des Jahres 1835 hatte Karl Gutzkow den neun Jahre älteren, abgesägten Kieler Dozenten als Mitherausgeber der von ihm beabsichtigten Zeitschrift „Deutsche Revue" gewonnen, und zu den Vorarbeiten zu dem Unternehmen hat dieser wohl mit beigetragen. Da kam am 14. November das Verbot des Jungen Deutschland durch die preußische Regierung. Gutzkow saß im mannheimer Gefängnis, Wienbarg wurde aus Frankfurt ausgewiesen und begann ein unstetes Flüchtlingsleben. Heidelberg, Mainz, Ingelheim, Kassel und schließlich wieder Altona waren Stationen dieses Leidensweges. Ostern 1835 waren die „Wanderungen durch den Tierkreis" erschienen,

die übrigens auch auf dem Index der verfemten Schriften standen. Sie sind aphoristisch, in Einzelheiten schön und stark, als Ganzes sicher kein rundes Kunstwerk, sondern eine Sammlung von Zufälligem, von Absonderlich-Unausgetragenem, das, ohne grade den Stempel des Psychotischen zu tragen, doch durch eine merkwürdige Trübung der ganzen Anschauung, durch ein gewisses nebuloses Sich-weiter-treiben-lassen bedeutsam an den späteren Verlauf des Schicksals von Wienbarg erinnert. Seitdem hat Wienbarg Bücher oder Werke von literarischer Bedeutung nicht mehr veröffentlicht. Er hat, offenbar von seiner Familie über Wasser gehalten, ein freud- und friedloses Leben im Dunkel geführt, das mehr als zehn Jahre später noch einmal kurz aufflammte, als nämlich der Befreiungskampf der Schleswiger gegen Dänemark begann, weil Friedrich VII. am 24. März 1848 die völlige Vereinigung Schleswigs mit Dänemark widerrechtlich erklärte. Als „Generaladjutant" im Freikorps und später als einfacher Jäger hat Wienbarg den Freiheitskampf gegen Dänemark mitgemacht, vor allem aber durch Broschüren, „Der dänische Fehdehandschuh" und andere, in den Kampf eingegriffen. 1848 war er sogar in Frankfurt und wirkte vergeblich für Deutschlands Eintreten gegen Dänemark. In diesen Broschüren, die übrigens rein politisch in Form von Volksreden gehalten sind, muß er nach dem Urteil der Zeitgenossen seinen Gegenstand keineswegs erschöpft haben, denn einer, der Übersicht hatte, beklagt sich darüber, daß „die beste Feder der Herzogtümer mit der Fortsetzung länger zögere, als selbst der deutschen Geduld nötig und wünschenswert erscheint". Ebenso jäh, wie Wienbarg sich in den Strudel der Öffentlichkeit geworfen hatte, so verschwand er auch wieder und war verschollen. 1852 erschien ein Büchlein „Das Geheimnis des Wortes", worin er andeutend und entgleisend einer vermeintlichen Entdeckung nachging, die alle Worte aller Sprachen auf gewisse mythische Urlaute zurückführen wollte, die er — und hier äußert sich die Psychose — durch eine innere Erfahrung erkannte. Hebbel lernte ihn damals persönlich kennen und äußerte sich anerkennend und feierlich über ihn; Hebbel war kein Philologe. Sachverständige sehen und sahen in dem „Geheimnis des Wortes Hirngespinste und wunderliche Abwege". Fraglos war es so, daß schon damals Sinnestäuschungen des Gehörs, „das sylphenhafte Weben, Schweben und Flüstern der Buchstabengeister", bei Wienbarg bestanden, und daß jenes von ihm gepriesene Sich-mitteilen der einzelnen Worte, so daß jedes einzelne Wort eine Stimme hat und seinen innersten Sinn sagt, nichts anderes war als eben Sinnestäuschungen des Gehörs. Im Jahre 1854 gründete er eine Zeitschrift für die männliche Jugend: „Armin". Der Inhalt der 26 erschienenen Hefte ist derart, daß man allein daraus auf einen bemerkenswerten Schwachsinn schließen kann. Zunächst ein langer Aufsatz über „Eulenspiegel", ein anderer über „Armin", das geht an. Dann aber „Das Frühjahr in symbolisch-mythischer Bedeutung", „Die Unsterblichkeitsmahle der alten Völker" und schließlich sogar einmündend in Wienbargs sprachliche Wahnideen, „Das geistige Wesen der Artikulation", dazu noch ein Aufsatz über „Samuel Heinicke", der ihn auch wieder von seinen Sprachideen her interessierte: es handelt sich um den Gründer der ersten Taubstummenanstalt in Deutschland, der sich auch mit der mystischen Bedeutung der Sprache befaßt hatte. Wenn man sich vor Augen hält, daß knapp zwanzig Jahre später der erste Band von J. Lohmeyers „Deutscher Jugend" vorlag, der neben Storms „Poppenspähler" die größte Fülle anregender, lustiger und belehrender Beiträge brachte, die nun wirklich für die Jugend waren, so wird die absolute Kümmerlichkeit und Unmöglichkeit der Wienbargschen Leistung offenbar; es war eben Demenz, Geistesschwäche. Jetzt trat allmählich immer auffallender eine Leidenschaft bei Wienbarg in die Erscheinung, die aber schon vorher, so bei Gutzkow in Frankfurt und während der Tage des Freikorps sich störend bemerkbar gemacht hatte: die Neigung zum Alkoholismus. Gutzkow sagt 1835 in seiner bekannten Bissigkeit, daß sein damaliger Genosse bei der geplanten „Deutschen Revue" nichts gearbeitet habe, sondern von Morgens bis Mitternacht in den Weinkneipen ... gelegen habe. Und beim Freikorps soll er sich 1848 durch unmenschliches Trinken unmöglich gemacht haben. Der Verleger Kampe beschreibt ihn mit den Worten: „In den 50er Jahren, aus denen ich Wienbarg persönlich kannte (eine Hünengestalt mit weiblicher Flüsterstimme und zerrissenen Schuhen), war er schon weit dem

Alkoholismus verfallen und führte nur noch ein verfallenes Dasein, welches ihn ab und zu zu uns führte, um meinen Alten anzuschnorren und ihm dann auf seiner Bratsche vorzupeipen, die er die Manie hatte, zu einem Solokonzertinstrument erheben zu wollen — das lag ihm mehr am Herzen wie die Literatur." So hauste Wienbarg kläglich, nachdem auch die Verwandten sich mehr und mehr von ihm zurückgezogen hatten, auf einem Stübchen bei kleinen Leuten, bis er im September 1868, da sich Zeichen akuter Geistesstörung einstellten, ins altonaer Krankenhaus eingeliefert wurde, von wo er am 25. Oktober nach der Irrenanstalt Schleswig kam.

Aus der mit bemerkenswerter Sorgfalt geführten Krankengeschichte seien folgende Notizen erwähnt: Eine erbliche Anlage ist nicht bekannt. Der Kranke führte seit Jahren ein ganz unregelmäßiges, vereinsamtes Leben, rauchte täglich ein Viertelpfund Tabak, trank sehr viel, sah äußerlich ganz verbummelt aus. Tabak- und Alkoholmißbrauch hatten ein starkes Versagen der Augen herbeigeführt, so daß Wienbarg kaum mehr lesen konnte. Im Anschluß an einen offenbar belanglosen Vorgang stellten sich heftigste Angst und Unruhe ein, verbunden mit dem Hören beschimpfender Stimmen. Wienbarg eilte auf die Straße und verteidigte sich einem Rudel von Jungen gegenüber, die natürlich mit Spott und Hohn antworteten. Als er in der Anstalt sich befand, hatte er diese Stimmen in ein System gebracht, es ist eine Bande von sieben Personen, deren Anführer einmal Bartels, dann wieder Martin oder Bramson genannt wird, außerdem machen noch drei Männer, zwei Mädchen und ein Junge mit. Bartels alias Bramson ist der Bruder eines Herrn, den Wienbarg in der Zeitung einmal beleidigt hat. Dafür wird er jetzt mit den unmöglichsten Schmähungen, Beschimpfungen und Scheußlichkeiten begossen, seine geheimsten Gedanken werden verkündet und mit höhnischen Glossen versehen. Der Führer dieser Bande, die mit einem Schandkarren und einer Schandglocke durch die Straßen fährt, hat absolute Gewalt über die anderen Mitglieder, er ist dabei gebildet, kann Latein und hat Wienbarg sogar einmal verbessert, als dieser einen lateinischen Grammatikfehler machte. Anfang des Jahres 1869 war der Kranke sehr erregt, befand sich zeitweise in der damals noch gebräuchlichen Zwangsjacke und machte, da er sich mit heftigsten Angst- und Affektzuständen quälte, nicht selten Flucht- und Selbstmordversuche. Selbst durch Vögel und leblose Gegenstände, wie einen Ofen, wird zu ihm gesprochen, sein Körper wird bearbeitet, er wird „kreiselnd" hingeworfen und mit dem Kopf gegen die Wand gestoßen. Im Juni äußert er primitive Größenideen. Er hält seinen Zustand für ein höheres, ganz besonderes Geschenk, worüber die Welt nach Jahrhunderten noch staunen werde, es sei dies eine Sache, die kein Arzt je erlebt habe und die auch nicht durch die gewöhnliche Wissenschaft erklärt werden könne. Das Wesen, das ihn beherrscht habe, setze sich jetzt vollständig an seine Stelle, vertrete ihn so durchaus, daß er zuzeiten nicht wisse, ob er oder der andere spreche, es sei der vollkommenste Dualismus bei ihm eingetreten. (Wem fiele da nicht Maupassants Horla ein?) Im März 1870: „Ich kann nur sagen, daß ich völlig gesund erscheine, klar denke, meines Willens vollkommen Herr bin und daß meine sogenannte Krankheit nicht die meinige ist, sondern die eines anderen, mir völlig in seiner Seins- und Erscheinungsart unbegreiflichen Wesens." Dieses Wesen ernährt sich von seinem Essen, nagt an seinem Mark, so daß ein wüstes Durcheinander entsteht, denn dies Wesen muß geisteskrank sein. Immer wieder wird in ruhigen und erregten Eingaben und Ansprachen eine polizeiliche Untersuchung verlangt. Im Juli 1870 meint er, daß die Tatsache dieses Wesens nur vergleichbar sei mit dem Verkehr der Propheten mit Gott. Im Dezember 1870 bringt er zahlreiche Beschwerden vor, das Essen wird verschmutzt, alle Ärzte und die Wärter sind beeinflußt, Mordmaschinen werden auf ihn gerichtet, er ist in qualvoller Angst, Erregung und Unruhe. Feine Nadeln werden in seinen Körper gesteckt, durch die Nase wird Gift geblasen, mit einem Instrument werden die Ohren „gespannt" und unerträgliche Schmerzen verursacht. Die Bande, die er jetzt übrigens Hansen und Schmidt nennt, hat einen Bund mit dem Direktor geschlossen, feiert nebenan Bacchanalien und zerstört dabei hohnlachend seinen und seines Bruders guten Ruf. Am 2. Februar befreit ihn eine allmählich zunehmende Herzschwäche von seinen Leiden, die letzten Monate hatte er Chloraldosen erhalten, die

damals wohl berechtigt waren, einem heutigen Arzte aber einen tiefen Schreck einjagen.

Ich muß mir versagen, auf die große Fülle von Beobachtungen und Einzelheiten der Krankengeschichte einzugehen, nur das Wesentliche konnte mitgeteilt werden. Die sorgfältige und wohltuend humane ärztliche Begutachtung Wienbargs bei Einlieferung in die Anstalt weist auf den Alkoholismus als die Ursache der Geistesstörung hin, und dies wiederholen auch die zeitgenössischen und späteren Urteile. Nur H. H. Houben äußerte sich auf Grund von Unterhaltungen, die ich mit ihm über das Thema Wienbarg hatte, daß „hier eine ursprüngliche kranke Veranlagung vorliegt, die sich durch eine Reihe von Symptomen schon Jahrzehnte lang vorher bemerkbar machte und erstaunlicherweise so lange latent geblieben ist". An den Alkoholismus als alleinige Ursache zu denken, lag besonders nahe, weil ein zu dem Gehirn in nächster Beziehung stehendes Organ, das Auge, sicher durch den Alkoholmißbrauch fast zur Erblindung gebracht war. Trotzdem handelt es sich nicht um eine primäre Alkoholerkrankung; ein Eingehen auf die feinere Differenzialdiagnose ist des Raums wegen nicht möglich, hier sei nur hervorgehoben, daß von den Alkoholpsychosen nur die sogenannte Halluzinose der Trinker in Betracht käme, da das beherrschende Symptom bei Wienbarg das Stimmenhören bei erhaltener Orientierung war, dagegen aber spricht vor allem die jahrelange Dauer der Sinnestäuschungen, ihre kraus paranoische Verarbeitung, das demente Systematisieren, das Bestehen von Größenideen, die Gemütsstumpfheit. Auch würde durch die Annahme einer Alkoholhalluzinose vor allem nicht erklärt sein, wieso ein künstlerischer Mensch wie Wienbarg plötzlich noch in jungen Jahren versagte und mehr als ein Menschenalter im Dunkeln hindämmert. Man darf bei Beurteilung von Psychosen sich eben nicht an eine einzelne Erscheinung klammern, sondern muß den ganzen Verlauf und die ganze Persönlichkeit, ihre Anfänge und ihr Ende im Auge behalten. Der Alkoholismus ist bei Wienbarg nur eine sekundäre Erscheinung gewesen, etwas, das hinzukam, das sozusagen leere Räume ausfüllte. Offenbar ist Wienbarg ein Fall von Dementia praecox, die jetzt mit Vorliebe Schizophrenie genannt wird. Diese meistens zur Zeit der Pubertas schleichend einsetzende, in Schüben verlaufende Erkrankung entwickelt eine eigentümliche geistige Schwäche, charakterisiert durch Gemütsstumpfheit, Zerfahrenheit, Teilnahmlosigkeit, zunehmenden Verlust von Urteilsfähigkeit und Arbeitsfreude. Dabei können Sinnestäuschungen bestehen, Wahnbildungen auftreten, vor allem aber eine Neigung zu auffallenden „Manieren" und unerklärlichen Affekthandlungen. Die geistige Schwäche kann schon nach dem ersten Schub voll in Erscheinung treten, sie kann aber auch ganz allmählich im Verlauf der Jahre sich entwickeln und erst spät manifest werden, während der betreffende Kranke vorher falsche Beurteilungen erfuhr, man hielt ihn für faul, verschwenderisch, bockig, unbegabt, man sagte, er hat mit seinem Pfund schlecht gewuchert, ohne zu ahnen, daß man von einem Kranken sprach. Den ersten Schub möchte ich in die bonner Studienzeit setzen. Vorher finden wir bei sorgfältiger Durchsicht der Lebensgeschichte keinen Anhalt. Damals aber kam es zu dem rätselhaften Streit mit der Landsmannschaft der Westfalen, der dem Rektor so unheilbar erschien, daß er Wienbarg den Rat gab, für den Rest des Semesters Bonn zu meiden. Wienbarg schildert später in einem Bruchstück die Zerrissenheit dieser Monate und vergleicht sie einem Eisgang des Rheins unter Ruinen. Auch die Sonderbarkeiten seiner Doktorbewerbung in Marburg bezeugen es. „Auffallend ist an den amtlichen Schriftstücken die sorglose Art der Abfassung, die allenthalben Worte vergißt und über Sprachfehler hinwegeilt. Flüchtigkeit ist dafür kaum mehr der richtige Ausdruck. Die Unsicherheit in der Federführung tritt sogar bei der Unterschrift hervor, sogar seinen eigenen Namen muß er verbessern." Er bringt es fertig, sich in seiner Doktorarbeit als Dr. phil. zu bezeichnen und erregt damit einen Sturm im bürokratischen Wasserglase. Aber dieser Schub scheint ohne tiefste Schädigung der Psyche vorbeigegangen zu sein, 1831 und 1832 schrieb er sein einziges vollständiges Buch über Holland, 1833 habilitierte er sich in Kiel, hielt seine Vorträge, die 1834 als „Ästhetische Feldzüge" erschienen, die aber bei aller Wirkung doch die einfachste, gegebene Klugheit vermissen ließen, indem der junge Privatdozent, der alles daran gesetzt hatte, dies Ziel zu erreichen, den Universitäten und besonders der Universität Kiel

soviel Peinliches sagte, daß seine Laufbahn damit abgeschlossen war. Dann kam Frankfurt und die „Deutsche Revue“. In diese Monate fällt der zweite verhängnisvollere Schub. „Er lag von morgens bis Mitternacht in den Weinkneipen, schrieb in Frankfurt ein halbes Jahr keine Zeile, während ich ihm durch meine Bürgschaft glänzende Honorare verschaffte; er trennte sich von mir, und was hat er seit 1836 geleistet? Er versank in eine solche geistige Impotenz, daß er vom Almosen seiner Familie lebte,“ sagte Gutzkow in seiner unliebenswürdigen (auch krankhaft bedingten) Art. Seitdem ist von Wienbarg nichts Neues mehr erschienen, viel sauerstoffreiche Pläne und kein Atem, Vorreden ohne nachfolgende Werke, Romanvorschläge an Verleger, die nie zu einer Zeile geführt haben. „Allenthalben demnach Prospekte, Zusagen, Versicherungen und allenthalben der Mangel an schöpferischer Kraft, die sich kaum mehr zu einem Zeitungsartikel aufraffen konnte, vor lauter ‚Scheu des Wortes‘, wenigstens des geschriebenen, wie Wienbarg selbst dies traurige Versiegen seiner bedeutenden Fähigkeiten erklärt wissen wollte.“ Mit dieser Scheu des Wortes wird es schon wortwörtlich seine Richtigkeit gehabt haben, er sah eben schon damals im Worte mehr als Normale, er hörte vielleicht schon damals die Stimmen der Buchstaben wie später. Sehr bezeichnend ist folgendes: Gutzkow fand nachher in Wienbargs frankfurter Papieren 30 Bogen, die alle mit den gleichen, wenig veränderten Anfangszeilen eines literarischen Aufsatzes beschrieben und unter dem Druck hemmender Zweifel weggelegt waren. 1838 kam noch ein „Tagebuch von Helgoland“ heraus, das aber schon sehr ein Ausdruck der Schwäche war. Er gibt Stoffe, die er früher gemeistert hat, in schwachem Aufguß, im Nachklang, er kommt wieder auf seine bizarre Polemik gegen die plattdeutsche Sprache, sogar wörtliche Wiederholungen ganzer Sätze und Gedanken sind zu verzeichnen. Sein Stil in jener Zeit, meist platt und saftlos, kann sich aber auch zu Musterbeispielen schizophrenen Ausdrucks versteigen, wie bei einer Besprechung von Laubes Jagdbrevier: „Jawohl, daß er den Maiwuchs vernichtet, das hat ihn gerichtet für die Verfolgung — und daß ihr, nicht immer wie des Waldes König, aus allmächtigem, süßem Naturtriebe, sondern oft nur in Übermut und Leckerheit, mit überreizten Freß-Preß-Organen und Eitelkeit ob der herrlichen Blumenschau in der durchsichtigen Magengegend (der Himmel verleihe all diesen Worten eine sanfte Urstätte und eine fröhliche Auferstehung, wie in unserer Gegend die Totengräber einem in die Gruft hinabgelassenen Menschenleben nachmurmeln), und daß ihr, sage ich, die Maiblüte einer nach langem Winterschlafe aufkeimenden Jugendwelt beschadet hebt, das und das allein rechtfertigt eine Verfolgung, welche sonst nur Missetat gewesen wäre!“ Kaustisch, aber scharf gesehen beschreibt ihn Gutzkow 1842. Von Freunden war für Wienbarg in der Börsenhalle eine Reihe von sechs Vorlesungen zusammengebracht worden, zehn bis zwölf Zuhörer waren anwesend. „Er tritt ein um 1/21 statt um 12 Uhr, mit allen Zeichen bedeutungsvoller Erinnerung an seine kieler Dozentenschaft sich räuspern, ein Glas Zuckerwasser leeren, ein Manuskript entfalten, es langsam ablesen und sich nach — 15 Minuten schon wieder mit den Blättern, die ein plötzliches Leersein gezeigt hatten, entfernen ... Näherte man sich dann aber dem ‚Nordlandsrecken‘, so schlug er seine oben geschilderten Augen auf und sprach mit lispelnder Stimme einzelne bedeutungsvolle Worte.“ Besser könnte man einen Schizophrenen nicht charakterisieren. Die Schilderung des Verlegers Kampe wurde schon mitgeteilt. Dann kam das Zwischenspiel von 1848/49, in der dienstlichen Stellung macht sich Wienbarg bald unmöglich, selbst in derartig losgelösten Zeiten. Und die leichten, in Form von begeisterten politischen Reden gehaltenen Broschüren „Der Fehdehandschuh“ usw. machten der Gesinnung ihres Verfassers alle Ehre, befriedigten aber die Intelligenz nicht, die nur einen Anfang und ein Versprechen darin sah. Und dann kam als letztes, ganz psychotisch einzuschätzendes Werk „Das Geheimnis des Wortes“ mit den Buchstabengeistern und den Wissenschaft gewordenen Halluzinationen. Wienbargs Persönlichkeit wurde bis Ende der 60er Jahre nicht so vollständig eingerissen von der Schizophrenie wie die Hölderlins, er verhält sich ähnlich wie Reinhold Lenz, der in Moskau, wie er schnorrend und vegetierend, sein ausgehöhltes Leben zu Ende lebte. Tragisch ist, daß Wienbarg in der Literatur noch immer als aufrechter Nordlandrecke und Herold herumgeisterte, als er schon längst eine leere Attrappe war.

Es mag manchem so scheinen, als sei es verlorene Mühe gewesen, den vertrocknenden Quellen dieses Geistes nachzugraben und aufzuklären, weshalb Wienbarg, der nur dem Namen nach ein Führer war, sich im Lauf der Jahrzehnte so ganz als Niete erwies. Aber der Vorgang ist in der Geschichte der Literatur und Kunst keineswegs vereinzelt, und wie es ihm ging, ging und geht es Hunderten. Hunderte, die als Meteore auftauchen und verschwinden, die Hoffnungen waren und verschollen sind, Verkommene, Untergetauchte, Versager. Vieles, sehr vieles, was man Bohemekunst nennen kann und in seinem plötzlichen Auftauchen und Verschwinden rätselhaft erscheint, findet seine Erklärung in der Schizophrenie, und es dürfte nicht ohne Wert sein, von diesem Standpunkt aus die Literarisch-Versunkenen und -Verkommenen zu betrachten.

Paul Fechter und sein Roman

Von Monty Jacobs (Berlin)

Der Theater- und Kunstkritiker der „Deutschen Allgemeinen Zeitung", Doktor der Philosophie Paul Fechter, Westpreuße von Geburt, 44 Jahre alt, gehört zu den Geräuschlosen der berliner Presse. Er feiert keine Jubiläen und er hat keine Affären. Wenn der Kabarettist Morgan irgendeinen alten Operettentext durch Anspielungen auf die Theaterkritik würzen will, so wird er bestimmt auf dieses Objekt seiner satirischen Laune verzichten. Fechter eignet sich nun einmal nicht zum Parodiertwerden. Denn er schreibt ein klares, persönliches, aber durchaus nicht „individuell" frisiertes Deutsch, er berichtet weder über sein wertes Befinden noch über den letzten Krach in seiner lieben Familie, und er geht der Kunst auch nicht mit der Logarithmentafel zu Leibe.

Wer aber nach einer wichtigen Première auf die Stimmen der Kritik lauscht, wird aus seinem Munde stets die Stimme einer festen Männlichkeit hören, die in sich selbst wurzelt, allen guten Geistern der Zeit zugänglich, aber ohne Furcht, sich auch einmal gegen die Zeit einzusetzen. Fechter hatte das Glück, in Dresden jene entscheidenden Jahre zu verleben, in denen gerade dort die Saat der neuen Malkunst aufging. Als ein Betrachter beider Künste darf er seitdem die Erfahrungen der Bildner für die Versuche der Dichter verwerten. Niemand kann ihn, den Verfasser des besten Werkes über den Expressionismus, zu den Widersachern des Neuen rechnen, und gerade deshalb muß sein Votum ernst genommen werden, wenn es einmal eine Erscheinung der neuesten Kunst verwirft.

Als Kritiker spricht er für eine Generation, die nicht mehr den Naturalismus passiert hat. Früh spielte er Frank Wedekind gegen Gerhart Hauptmann aus, und es fügt sich lehrreich, daß er später beide Dichter in Monographien dargestellt hat. Sein Buch über Hauptmann bedeutet die Bezähmung eines Widerspenstigen und gerade darin, in dieser Überwindung der Skepsis durch Liebe, beruht sein Wert. In dieser Schrift gibt es kein Offiziosentum, aber auch kein kaltherziges Mißverstehen, und der ganze Fechter steckt etwa in einer Bemerkung über die „Einsamen Menschen", daß nämlich ihr Plus an Wärme ihr Minus an Geistigkeit entschieden ausgleiche.

Vor Wedekinds Gestalt tritt der Biograph mit einem solchen Plus an Wärme. Er sieht in ihm die tragische Gestalt, er vernimmt in seinen Schöpfungen die Stimme des Bekenners und heimlichen Moralisten, er ist endlich feinhörig genug, um aus Wedekinds Zynismus die tiefe Lebensangst herauszuhören. Wie er in dem vermeintlichen Erotiker die letzte Bitterkeit der Anti-Erotik nachweist, das erledigt das Problem endgültig.

„Literatur" heißt im Vokabularium des Rezensenten Fechter das Todesurteil. Er stimmt überall gegen die Literatur für das Leben, für das Gefühlte gegen das Erdachte. Wagnisse sind ihm recht, aber der leiseste Verstoß gegen den Herzenstakt macht ihn rebellisch. Besonders wachsam horcht er

auf die Behandlung der Frau, und wie er sie verteidigt, gegen Schnodderigkeit und gegen männliche Undankbarkeit, das entlarvt den scheinbar so gelassenen, nüchternen Skeptiker als einen heimlichen Troubadour.

Troubadoure aber begnügen sich nicht mit der Abfassung von Rezensionen. Wer dem Kritiker Paul Fechter aufmerksam zuhört, wundert sich also nicht, wenn er sich plötzlich als Dichter entpuppt. Ich möchte schwören, daß er irgendwo in seinem Schreibtisch ein Heft Lyrik verbirgt. Aber beim Sortimenter kann ich vorläufig nur einen Roman von ihm kaufen: „Die Kletterstange" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart).

Darin steckt nun freilich der ganze Mensch und der ganze Kritiker Fechter. Denn der Humor dieses Buchs wurzelt in einer Überzeugung, die allen literarischen Konstruktionen absagt, um das Leben allein gelten zu lassen.

Es ist das Leben einer abgeschlossenen Vergangenheit, die doch noch jedem von uns klar wie die Gegenwart vor Augen steht, das Leben der Inflationszeit. Ein historischer Roman, aber ein Roman aus dem Jahre 1923.

In diesem Jahre unserer Bitterkeit, in diesem Chaos deutschen Lebens einen feinen nachdenklichen Klang guter Laune schwingen zu hören, ist das Gnadengeschenk des Humors. Fechter ist Herr dieses Humors, weil er den Takt hat, mit zarten Fingern an unsere schlimmen Erinnerungen zu rühren. Man dreht sparsam die Gasflammen aus, man schiebt einander von Hausfrau zu Hausfrau Zucker und Mehl zu, man ist dem Wohnungsamt untertan, man spekuliert, um dem Fortschmelzen seines Geldes notdürftig zu wehren. Lauter peinliche Dinge, die jeder gern vergessen hat. Aber jeder findet sie ohne Widerstreben in einem Roman wieder, wenn nur ein fröhliches Herz Armut in Reichtum zu verzaubern weiß.

Das Bürgertum sinkt, neue Schichten steigen auf. Der Herr Rat, zur Industrie abgeschwenkt, verliert seinen Posten — sein Dienstmädchen, mit dem gerissenen Chauffeur Kiesewetter verheiratet, schwimmt im Dollarsegen, bis es in aller Freundschaft den Dienstherrn aus der Wohnung verdrängt hat, um selbst darin zu hausen. Im Symbol der Kletterstange spiegelt sich die Wandlung: der Kühne greift bereits nach der bekränzten Wurst, da schüttelt ihn sein Nachfolger ungeduldig von der Höhe hinunter.

In dieses Spiel des sozialen Schicksals ist ein Privatschicksal verflochten. Frau Rat, eine junge Frau Rat, gleitet von ihrem Eheherrn fort in die Arme eines Tischlers. Wieder das Aufsteigen neuer Schichten? Nein; denn der Tischler, eine Figur neuen Bluts, hat eben erst den Rock des Marineleutnants ausgezogen, um im Handwerk das Heil zu suchen.

Bei dieser Liebesgeschichte hat Theodor Fontane Pate gestanden. Ganz in seinem Sinn heißt einmal die Parole: „Ohne Geschrei und Szenen und Romantik". Wie sich die Lippen zum erstenmal finden, wie ein Zufall das Paar den Blicken der Welt preis gibt, das ist alles milde verschleiert, märkisch einfach, ohne falschen Temperamentsknall. Das Herz des Dichters schlägt für seinen Tischler, der ununterbrochen Anstoß erregt, beileibe nicht etwa wie ein Bohêmien, sondern wie ein großer rebellischer Schuljunge. Aber Humor quillt aus einem warmen Herzen, und so verstößt Fechter um dieses Lieblings willen den Ehemann nicht. Im Gegenteil. Er läßt den Tischler und seine Frau Rat viel zu früh verschwinden, um sich väterlich dem Herrn Rat zuzuwenden und auch in ihm das große Kind zu entdecken. Dieser Spießbürger braucht nur seine Haltung zu verlieren, braucht sich nur vor dem kalten Fischblick seines Vorgesetzten zu fürchten, und sofort gewinnt er alle Herzen.

„Lerne lachen ohne zu grinsen", hat Hartleben uns als Testament hinterlassen. Fechter bescheinigt seinem Tischler häufig, daß er grinst. Aber diesem jungen Mann, der alle Prätentionen und alle romantischen Schrullen ablehnt, ist sogar das Lachen noch zu pathetisch. Er grinst also nicht im Hartlebenschen Sinne, sondern er schmunzelt, Sendbote eines Humors, dessen Anziehungskraft jedem Leser den Abschied von dieser Gestalt schwer macht. Wer die „Kletterstange" lachend seinem Nachbarn weiterreicht, fordert den Dichter auf, bald wieder eine neue Gabe zu bringen, die Gabe eines männlichen Humors „ohne Geschrei, ohne Szenen, ohne Romantik".

Gedenkblätter

XXIX

Elisabeth von Heyking

Von Marie von Bunsen (Berlin)

Zu den erfolgreichsten deutschen Romanen wird man auf lange Jahre hin die „Briefe, die ihn nicht erreichten" zählen, und auf die Nachwelt kommt sicherlich ein Widerhall dieser anziehenden und wertvollen Frau. Der von ihr mit einer eigenen, entwaffnenden Anmut getragene literarische Ruhm ist ja auch im wahrsten Sinn Begleiterscheinung, Ausfluß ihres Wesens. Denn es gelang ihr, die Empfindungswelt, die Luft einer unter exotisch fremdartigen Bedingungen lebenden vornehmen Frau mit leichter Feder wiederzugeben, so ist etwas in seiner Art Neues entstanden, so erklärt sich ihr einzigartiger Erfolg. Immer wieder wird ihre nahe Verwandtschaft zu Bettina betont, in Wirklichkeit scheinen mir Großmutter und Enkelin sich recht wenig zu gleichen. Beweisen läßt es sich nicht, ich möchte jedoch annehmen, daß die beiden sich schwerlich verstanden hätten, sie wären sich vermutlich auf die Nerven gegangen. Elisabeth von Heyking mag die Flüssigkeit einer schriftlichen Ausdrucksweise, mannigfache künstlerische Veranlagung und warme Herzensgüte von der Bettina geerbt haben, sie erbte nichts von ihrer Genialität, ihrer fortreißenden Beredsamkeit, von ihrem kühn auffackernden Geist. Nichts von ihrer häufigen Geschmacklosigkeit, ihrer der Formen spottenden Unbekümmertheit im Verkehr. Geradezu als Gegensatz erscheint die Grazie, die Formvollendung, die eigenartig verfeinerte Eleganz dieser Gesandtin.

Sie war keine Brentano, sie war eine Gräfin Flemming, und erst als ich hörte, daß sie einige polnische Prinzessinnen zu ihren Ahnen zählte, erfaßte ich den Schlüssel zu manchen mir vorher undurchsichtigen Seiten dieser Frauengestalt. Gewiß war sie keine Polin in der üblichen Bedeutung; sie hatte ernste Interessen, las gediegene Bücher, verfolgte aufmerksam politische Ereignisse. Lag Großzügigkeit der Ausgaben auch der in äußerst verwöhnender Umgebung Aufgewachsenen, war sie, trotz der sympathischsten Freigebigkeit, keineswegs verschwenderisch, meines Wissens, hat sie immer gut Haus gehalten. Ohne Eleganz konnte man sich Elisabeth von Heyking nicht denken, und doch konnte sie sich mit dem Darüberstehen einer vornehmen Natur, wenn es sein mußte, in die einfachsten Verhältnisse finden. Als die Heykings einmal zu einem etwas abenteuerlichen kleinasiatischen Ausflug aufgefordert wurden, beeindruckte, wie Teilnehmer mir erzählten, die Anspruchslosigkeit und Genügsamkeit dieser Frau. Gab es in diesen Gegenden mal nachts nur eine Pritsche, fiel die Verpflegung mal etwas dürftig aus, sie war mit allem zufrieden.

Als Erscheinung, wie für die Gesellschaft erschaffen, zuvorkommend, gewandt, fiel jedoch ihre Zurückhaltung auf. Sie gehörte zu den Schriftstellern, die sich mit der Feder geben, aber nur selten im Gespräch. Ich erinnere mich einer kleinen Tischgesellschaft bei den Rodenbergs, sie war ihr, die damals im Lichtschein des sensationellen Buchererfolgs stand, zu Ehren gegeben. Nachher entwickelte sich ein lebhaftes Gespräch, der Ball flog zwischen dem Hausherrn und Erich Schmidt und noch ein bis zwei anderen; sie, die Hauptperson, saß still auf dem Sessel, reizvoll, liebenswürdig, hörte aufmerksam zu, hat nur ausnahmsweise, und dann ohne Farbe zu bekennen, ohne einen Standpunkt zu vertreten, sich geäußert. War das diplomatische Zucht, oder hatte sie das in der Schule einer lieblosen Kritik, ja, man darf sagen Verfolgung seitens eines gewissen Kreises gelernt? (Das Trauerspiel ihrer ersten kurzen Ehe hat ihr ferneres Leben beschattet.) Unter den verschiedensten Verhältnissen bin ich mit ihr zusammengekommen, weder unter vier Augen, noch im großen Gesellschaftsrahmen ging sie leicht aus sich heraus. Diese überraschende Zurückhaltung beeinträchtigte keineswegs den geradezu ungewöhnlichen Scharm, den sie als Hausherrin ausübte. Einige berühmte Meisterinnen der Gastfreundschaft waren glänzend im Gespräch, bei mindestens ebenso vielen wird wiederum vor allem die Fähigkeit des stillen Zu=

hörens, des klugen Eingehens, der leisen, vorsorglichen Anteilnahme hervorgehoben, zu diesen gehörte die Baronin Heyking.

Ihr würde das plötzliche, schmerzlose Ende kaum unerwünscht gewesen sein; das blasse Gesicht mit den feinen, regelmäßigen Zügen hatte einen müden Zug erhalten. Den Verlust ihres Gatten, mit dem sie in glücklichster Ehe gelebt hat, den Tod ihrer Söhne, draußen in Frankreich hat sie nie überwunden. Auf ihren nicht unbedeutsamen Freundeskreis wirkte die unerwartete Trauernachricht erschütternd; das Scheiden der Elisabeth von Heyking hinterläßt sehr Vielen eine trauernd empfundene Lücke.

XXX

William Archer

Von Max Meyerfeld (Berlin)

Theaterkritiker; Ibsen-Übersetzer; Verfasser der „Grünen Göttin" — wird es genügen, ihm Nachruhm zu sichern?

Dreiundzwanzigjährig fing er mit Theaterkritiken an. Zuerst am londoner „Figaro" (längst eingegangen). Dann über zwanzig Jahre bei der „World" (auch längst verschollen). Hernach an der „Tribune" (wohl der besten Tageszeitung, die es je gegeben hat; dafür hielt sie sich auch kaum länger als ein Jahr, während Schundblätter leben, wachsen, gedeihen). Im ganzen hat William Archer mehr als vier Jahrzehnte den Beruf des Theaterkritikers ausgeübt, was ihm wenigstens ökumenischen Ruf einbrachte.

Wieviel Stücke mag er gesehn, wievielmal mag er einzelne Stücke gesehn haben! Es ist nicht auszurechnen. So ernst er sein verantwortungsreiches Amt nahm, es fehlte ihm nicht an Humor, über die Absurditäten einer solchen Tätigkeit zu scherzen. Wenn er es so lange ausgehalten habe, verdanke er das der Fähigkeit, im Theater zu schlafen und nur bei wichtigen Stellen aufzuwachen. Konnte er sich doch rühmen, dieses Kunststück einmal in einer Première an der Seite des Autors in dessen Loge durch drei Akte hindurch fertiggebracht zu haben! Quandoque dormitat...

Von früh auf stellte Archer in seinen Kritiken die Sache, der er diente, höher als seine Person. Er wollte nie mehr scheinen als die unglücklichen Opfer, die er unter der Feder hatte. Er war kein bluffer, kein humbug, kein quack, kein mountebank, weder freak noch clown. Er fühlte auch, daß jedem Schreibenden die Gefahr droht, sich zu wiederholen, und daß sich nichts so schnell überlebt wie die Manier. Deshalb hielt sich sein Stil von allen Extravaganzen fern. Ihm war es mehr darum zu tun, ein Stück zu preisen als sich selbst anzupreisen, sachlich zu beschreiben, wie ein Werk in Szene gesetzt worden war, als sich selbst in Szene zu setzen. Manche fanden das auf die Dauer „dry" (keine üble Sektmarke); doch ich erinnere mich, mit wie ehrlichem Beifall die Artikel, die er für das „Berliner Tageblatt" über seine berliner Theatereindrücke schrieb, gerade von Bühnenleuten damals begrüßt wurden.

Der Kritiker Archer hatte das Mißgeschick, in einer Zeit trostlosester Ebbe zu beginnen. Dafür hatte er das Glück, sein Ideal in einem lebenden Dramatiker zu finden: er wurde Henrik Ibsens erster Herold in England; ja, er hat ihn für Europa recht eigentlich entdeckt (es gab also schon Propheten vor Elias). Er wurde ferner sein Übersetzer und sein Durchsetzer, allen Widerständen des britischen Zensors wie des Publikums zum Trotz. Und er harrte, treu wie er war, bei ihm aus, als es schon zum guten Ton gehörte, den nordischen Baumeister für überholt zu erklären.

Neben dem Frondienst im Parkett hatte Archer mancherlei, was ihn beschäftigte. Auch fern von Theater und Literatur erwuchsen ihm Bücher: er beschrieb eine Reise nach Amerika, behandelte die indische Frage, trat tapfer für den Anarchisten Ferrer ein. Und in der stillen Klause verfaßte er Dramen. Das war all die Jahre seine geheime Sehnsucht, eines Tages die Welt damit zu überraschen, daß er mehr könne, als die Stücke der andern zu richten. In früher Jugend hatte er einmal mit Bernard Shaw zusammengearbeitet; aber dieses ungleiche Paar zog so sehr nach verschiedenen Seiten, daß es der Schotte vorzog, den Iren allein fertig werden zu lassen.

Der mehr als Sechzigjährige kehrte zu seiner Jugendliebe zurück und fand späte, doch nicht zu späte Erhörung. „Sie werden erstaunt sein, zu vernehmen," schrieb er mir am 26. Juli 1921, „daß ich mich zum Dramatiker entwickelt habe und, was mehr besagen will, zum erfolgreichen. Ein Stück von mir, ‚Die grüne Göttin', steht in Neuyork schon mehr als zweihundertmal auf dem Spielplan und zieht noch immer ... Das Stück ist ein romantisches Melodrama. Schauplatz: Zentralasien. Hauptperson: der Radscha eines imaginären Staats — eine Rolle, die Henry Irving gespielt haben könnte. Ich habe sie für seinen Sohn H. B. Irving konzipiert, der leider, während ich daran schrieb, gestorben ist." Und in seinem letzten Brief an mich vom 1. Oktober 1924 heißt es: „‚Die grüne Göttin' hat genau ein Jahr in London gedauert. Sie ist zwischen England und Amerika mehr als zwölfhundertmal aufgeführt worden, worüber sich nicht klagen läßt."

Das Tragikomische des Falls liegt künstlerisch darin, daß der Bekämpfer des Melodramas mit einem Melodram endete, menschlich darin, daß ein Geistesarbeiter mit einem pot-boiler mehr Geld verdiente als mit sämtlichen Arbeiten, die seines Kopfes beste Kraft in Jahrzehnten erforderten; immerhin, diese letzte Tragik wurde durch enorme Tantièmen gemildert. Archer hatte sich sein Leben lang geschunden und nicht viel mehr davon gehabt als allgemeine Wertschätzung. Nun konnte er lächeln, wenn ihm die unentwegten Literaten so etwas wie Verrat an der eigenen Sache vorwarfen. Es freute ihn darum besonders, als ich ihm im Mai des vorigen Jahrs erzählte, George Moore habe mir gegenüber den Wunsch geäußert, sich die „Grüne Göttin" anzusehn. Prompt erhielten wir zwei Karten zum St. James' Theatre, doch im letzten Augenblick bekam George Moore einen so rauhen Hals, daß er seine Augen schonen wollte. —

Ein Vierteljahrhundert hab' ich diesen William Archer gekannt, und er ist mir stets ein wahrhaft guter Freund gewesen. Ohne das bißl Falschheit, das allweil dabei sein soll. Sooft ich in London war, hat er mich in allen literarischen Fragen beraten, und man durfte schwanken, ob man die Fülle des Wissens oder die Summe der Erfahrungen mehr bewundern sollte. Die höchste Bewunderung freilich empfand man vor der Lauterkeit seines Charakters. Etwas Unbestechlicheres als Archer gab es nicht. Ihm konnte die Eitelkeit dieser Welt, zumal der Welt, in der er sich vornehmlich bewegte, nichts anhaben; er war mit dem dreifachen Erz der Überzeugung von der Nichtigkeit aller irdischen Dinge gewappnet. Er gönnte gern andern ihren Ruhm, wenn sie seine Kreise nicht störten. Nur wo er Ungerechtigkeit, offenkundiges Unrecht witterte, ereiferte er sich mannhaft.

Das hab' ich selbst erlebt, als ich ihm von meinem Zerwürfnis mit Bernard Shaw Mitteilung machte. Archer wollte es nicht glauben, daß Shaw im londoner „Athenaeum" — wohlweislich ohne Namen zu nennen — die Beschuldigung ausgesprochen hatte, die kritischen Angriffe gegen seinen deutschen Verschandeler gingen von Leuten aus, die sich bei ihm erfolglos um die Übersetzungsrechte seiner Dramen beworben hätten; wollte diese Verdächtigung so wenig glauben, daß er Shaw deswegen zur Rede stellte. Voll Trauer im Herzen berichtete er mir, das einzige, was Shaw auf seine Vorhaltungen erwidert habe, sei gewesen, er lasse sich von keinem in die Suppe spucken. „And there was an end to it." Uns aber wollte es bedünken, daß es leichter sei, einer ganzen Welt Ethik zu predigen, als diese Ethik für die eigene Person zu befolgen.

... Im Krieg hatte William Archer die Contenance verloren, war über Nacht ein Deutschenfresser geworden. Wie konnte dieser geruhige Mensch, der es anders wußte, sich so vergessen? Später wurde mir alles klar, als ich erfuhr, daß sein einziger Sohn gefallen war. Solche Schicksalsschläge können auch dem Besten die Selbstbeherrschung rauben.

Umso größer war meine Freude, als ich im Juni 1921 folgendes Schreiben von ihm erhielt: „Ich weiß nicht, wie Sie über die Ereignisse seit 1914 denken, aber ich für meinen Teil sehe keinen Grund, warum wir nicht die Vergangenheit vergangen sein lassen und unsern alten Briefwechsel wiederaufnehmen sollen." Ich antwortete mit der gebotenen Zurückhaltung, sah aber für meinen Teil keinen Grund, die mir hingereichte Hand nicht zu ergreifen.

Im Sommer des vorigen Jahrs war ich öfters mit ihm in London zusammen. Ich fand ihn äußerlich kaum verändert, völlig ungebeugt, hilfsbereit wie immer, nur vielleicht müder geworden,

fast elegisch. Lud er früher in den National Liberal Club ein, so trafen wir uns jetzt im Reform Club. Auch eine Reform in seiner Kleidung fiel mir auf: ging er früher manchmal im Straßenanzug, mit dem Regenschirm bewaffnet, ins Parkett, so versäumte er jetzt nicht, da sich andere diese Abweichung von der Norm gestatteten, sich so anzuziehen, wie es des Landes der Brauch ist. Viel Vergnügen gewährte dem Privatmenschen das Theater nicht mehr; er hatte es zu gründlich genossen.

Ibsen wird ihn an der Schwelle des Paradieses feierlich empfangen und ihm Skål zurufen.

Neue Musikliteratur

Von Wolfgang Golther (Rostock)

Leopold Schmidt, „Beethoven, Werke und Leben". Berlin 1924, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag. 8°. 293 S.

Richard Wagner, „Schriften über Beethoven". (Musikalische Volksbücher, herausgegeben von A. Spemann.) Stuttgart 1923, Engelhorn. 8°. 296 S.

Theodor Frimmel, „Beethoven im zeitgenössischen Bildnis". Wien 1923, Verlag Karl König. 8°. 62 S.

Max Reinitz, „Beethoven im Kampfe mit dem Schicksal". Wien-Leipzig-München 1924, Rikola-Verlag. 8°. 163 S.

Arnold Schmitz, „Beethovens zwei Prinzipe, ihre Bedeutung für Themen- und Satzbau". Berlin und Bonn 1923, Ferd. Dümmlers Verlag. 8°. 106 S.

Karl Kobald, „Alt-Wiener Musikstätten". 2. Auflage. Zürich-Leipzig-Wien 1923, Amalthea-Verlag. 8°. 132 S.

Hans Teßmer, „Der klingende Weg". Eine Schumann-Erzählung (Deutsche Musikbücherei von G. Bosse). Regensburg 1924, G. Bosse. 8°. 128 S.

Siegfried Loewy, „Johann Strauß der Spielmann von der blauen Donau". Lebensfragmente, mit 14 Tafeln. Wien 1924, Wiener Literarische Anstalt 1924, 8°. 191 S.

Oskar Lang, „Anton Bruckner, Wesen und Bedeutung". München 1924, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 8°. 115 S.

Der Bär, „Jahrbuch von Breitkopf & Härtel auf das Jahr 1924". Leipzig 1924. 8°. 130 S.

Karl Holl, „Rudi Stephan, Studie zur Entwicklungsgeschichte der Musik am Anfang des 20. Jahrhunderts". 2. Auflage. Weimar 1922, Feuerverlag. 8°. 40 S.

Julius Bistron, „Joseph Marx, Bildnis des Menschen und Künstlers". Wien 1923, Literarische Anstalt (Die Wiedergabe, Wiener Gegenwart und ihr Besitz, eine Sammlung kleiner Bücher, herausgegeben von Paul Stefan, 2. Reihe 9). Kl.-8°. 104 S.

L. Andro, „Marie Gutheil Schoder". Wien 1923, Literarische Anstalt. (Wiedergabe 2, 10.) Kl.-8°. 31 S.

Kurt Singer, „Vom Wesen der Musik". Psychologische Studie. Stuttgart 1924, J. Püttmann (Kleinere Schriften zur Seelenforschung, Heft 7). 8°. 45 S.

„Ich lebe nur in meinen Noten" — nach des Meisters eigener Überzeugung war die Musik in seinem Dasein alles, die äußeren Umstände bedeuteten so gut wie nichts. So schreibt Leopold Schmidt auch nicht über Leben und Werke, sondern über Werke und Leben. Auf die Entwicklung des Musikers, auf die Schilderung seiner Tonschöpfungen entfällt das Hauptgewicht des auf gründlicher Kenntnis beruhenden Buchs. „Beethovens Entwicklung ist gekennzeichnet durch das allmählich, man möchte sagen fast planmäßig Fortschreitende des Aufstiegs. Nichts vollzieht sich sprunghaft oder voreilig, in wiederholten Ansätzen. Nach und nach von den Vorbildern sich loslösend, erwacht er zur schöpferischen Selbständigkeit, er erobert sich mit kluger Zurückhaltung die darstellerischen Mittel und macht sich ein Gebiet nach dem anderen zu eigen. Er geht vom Klavier aus, dem Instrument, das er als Virtuose beherrscht, dem er seine Gedanken von Jugend auf anzuvertrauen gewohnt ist. Er bemächtigt sich der Variationenform, der Sonate, in der er zuerst als Neuerer auftritt, zu einer individuellen Gestaltungskraft gelangt. Dann wendet er sich der Kammermusik zu. Zunächst bleibt auch hier das Klavier der Hauptfaktor; erst mit op. 18 wagt er sich an das Streichquartett. Das Vokale beschritt der ganz im Instrumentalen wurzelnde Musiker nur zögernd. Am längsten hat Beethoven mit seinem symphonischen Schaffen zurückgehalten. Er hatte sich in fast allen anderen Zweigen der Tonkunst versucht und war bereits ein Mann von dreißig Jahren, als er mit seiner ersten Symphonie vor die Öffentlichkeit trat." Zu Beethovens Schaffen bemerkt Schmidt: „Er ist der erste Musiker, der mit dem Stoffe ringt, schwankt, ändert, sich nicht genug tun kann. Langsam entsteht das Werk, zunächst in Skizzen, niedergeschrieben in wenigen, für andere unverständlichen Takten." Und zuletzt die merkwürdige Erscheinung, daß bei Beethoven Sturm und Drang nicht am Anfang, sondern am Ende seiner künstlerischen Entwicklung steht. „In den Spätwerken gärt und brodelt es. Unerhört Neues drängt zur Gestaltung und bricht sich eigene, noch ungebahnte Wege. Der reife, alternde Meister fühlt sich seiner Umgebung entwachsen, souveräner Gebieter in neueroberten Reichen." Die bonner (1770—94) und ersten wiener Jahre (1795—1802) bis zur zweiten Symphonie könnte man als Lehrjahre fassen. Dann folgen die

Meisterjahre 1803—27, unterbrochen durch einen gewissen Stillstand 1813—17; vor dieser Zeit die dritte bis achte Symphonie und Fidelio, nach ihr die Missa, die Neunte, die letzten Sonaten und Quartette. Im heiligenstädter Testament (1802) nimmt Beethoven von der Welt Abschied, er war dem Leiden vertraut geworden. Aber gerade jetzt erwuchs er zu seinen größten Taten, die ganz und gar seinem innersten Erleben entspringen. Auch Beethoven erfuhr das Schicksal aller großen Meister, die zeitgenössische Kritik empfand das, was sie nicht begriff, als „Längen". Und doch errang Beethoven noch zu seinen Lebzeiten eine gewisse Volkstümlichkeit. Bei aller Bewunderung flicht Schmidt auch kritische Bemerkungen ein, z. B. über Beethovens Persönlichkeit, die nicht immer den Formen der Gesellschaft sich fügen konnte, oder über einzelne Werke, z. B. die Eroica, die in den zwei letzten Sätzen den einheitlichen poetischen Gedanken des Heldengedichts nicht festhielt. Daß die Neunte erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts populär wurde, ist nicht richtig: mit der dresdener Aufführung vom Palmsonntag 1847 vollzog sich ein Umschwung in der öffentlichen Meinung. Richard Wagner als Vorkämpfer für die Erkenntnis Beethovens darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Das ist doch wichtiger als „die Hypothese von der bewußten Bankerotterklärung der reinen Instrumentalmusik", die nur als subjektive, zeitweilige Meinungsäußerung für R. Wagners eigene musikalische Entwicklung Bedeutung hat.

In einem handlichen Sammelband sind Wagners Beethovenschriften vereinigt, in drei Abteilungen: Zum Wesen Beethovens, Programmatische Erläuterungen, Zum Vortrag Beethovenscher Werke, woraus die umfassende Arbeit Wagners für Beethoven anschaulich wird und nach allen Seiten Ausblicke eröffnet. Wohl erscheint Beethoven in diesen Schriften in besonderem Licht, aber als eine neues Leben spendende und Kunst und Kultur fördernde Macht, als ein unvergänglicher und unverlierbarer Teil deutscher Art. Was Wagner Beethoven gegenüber empfand und immer betätigte, was auch bei abweichender Meinung im einzelnen jeden Leser ergreifen und begeistern muß, prägte Liszt in die Worte: „der Name Beethoven ist heilig in der Kunst".

Theodor Frimmel veröffentlichte in Ergänzung früherer Studien eine kleine Schrift über Beethoven im zeitgenössischen Bildnis mit dem Hauptziel, herauszufinden, was die zuverlässigsten Abbilder seien, nach denen wir eine der Wirklichkeit entsprechende Vorstellung von der Erscheinung des großen Mannes erhalten. Das Buch bringt 28 Bildnisse, 1 Schattenriß und 2 Zeichnungen mit kritischen Bemerkungen des Herausgebers über die Bildnisähnlichkeit, den Kunstwert, die Entstehungszeit und die Urheber der einzelnen bildlichen Darstellungen, Gemälde, Zeichnungen, Büsten. Wir begegnen hervorragenden Namen, M. von Schwind, Schnorr von Carolsfeld, Jos. Stieler. Am bekanntesten ist Stielers Bild des über der Missa solemnis sinnenden Meisters mit dem ausdrucksvollen Auge. Schwind und Klöber betonen mehr die titanische Leidenschaft. Beethovens Gestalt und Haltung vermitteln die Zeichnungen von Böhm und Lyser, den sterbenden und toten Helden haben Teltscher und Danhauser festgehalten. Den Maßstab der Ähnlichkeit entnimmt Frimmel der Gipsmaske und Büste von Franz Klein (1812). Nach seiner Überzeugung hat das Gemälde von Ferdinand Schimon (1819) und die erstmals veröffentlichte Kreidezeichnung von Hippius den meisten Anspruch auf Naturwahrheit. Mit den Beethoven-Bildern steht es ähnlich wie mit den Goethe-Bildern, die freilich in größerer Anzahl vorliegen. Karl Bauer hat geistvoll über Goethes Kopf und Gestalt geschrieben (Berlin 1908), wie wir aus mangelhafter Überlieferung ein treues und künstlerisches Bild herzustellen vermögen. Wir sehen die großen Männer der Vergangenheit doch meist durch das Auge eines Bildners, z. B. Friedrich den Großen nach Menzel. Frimmels dankenswertes Büchlein belehrt über die große Schwierigkeit, eine richtige Vorstellung von Beethovens Zügen zu erreichen. Bei dem von ihm so gelobten Schimonschen Gemälde stört der Blick; auch Letronnes weitbekannte Bleistiftzeichnung befriedigt uns nicht ganz. Jedenfalls besitzen wir jetzt ein schätzbares und bequemes Hilfsmittel, Beethoven-Bilder aus späterer Künstlerhand mit zeitgenössischen Darstellungen zu vergleichen und sie danach zu bewerten.

Das Größte ist Beethovens heldische Gesinnung, die sich in vielen seiner Aussprüchen offenbart und statt Verzweiflung mutigen Kampf mit dem Verhängnis bewährt: „Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen; ganz niederringen soll es mich gewiß nicht." „Kraft ist die Moral der Menschen, die sich vor anderen auszeichnen; sie ist auch die meinige." Trost findet er in der Gewißheit seiner auserwählten Sendung: „Höheres gibt es nicht, als der Gottheit sich mehr als andere Menschen nähern und von hier aus die Strahlen der Gottheit unter das Menschengeschlecht verbreiten." Beethoven war in eine schwere Zeit hineingestellt, die von der unseren nicht viel verschieden ist: Krieg und Zusammenbruch des Landes, in dem er lebte, Vernichtung vieler Hoffnungen, Enttäuschungen und Entbehrungen aller Art. Aber er blieb stark und beugte sich nicht. Reinitz führt uns Beethoven im Kampf mit den äußeren Lebensnöten vor: „Es soll einmal nicht

der Künstler, sondern dessen wirtschaftliche Individualität zur Grundlage seiner Lebensbeschreibung gemacht werden." „Seine unbeugsame Willenskraft hat Beethoven auch in ökonomischen Angelegenheiten stets behauptet und bei Durchführung eines einmal gefaßten Vorhabens niemals Kleinmut bekundet." „Er mußte sein Interesse angesichts des Staatsbankerotts und der gesunkenen sozialen Zustände, und nicht zuletzt infolge mangelnden Rechtsschutzes seines geistigen Eigentums auch realen Dingen zuwenden." Beethoven selber kommt zu Wort in seinen Rechtsstreitigkeiten mit Gönnern und Verlegern, in den Schutzmaßnahmen gegen Nachdruck, in seiner Vermögensverwaltung usw. Aus den Archiven ist viel Unbekanntes zutage gefördert, so daß das Büchlein eine Ergänzung zu den bisherigen Lebensbeschreibungen bildet.

Eine ganz andere, nur den Fachmusiker berührende Frage behandelt Arnold Schmitz in Beethovens „zwei Prinzipen". Nach Schindlers Erklärung sind die zwei Prinzipe Gegensätze, die im Themen- und Satzbau sich ausprägen. Beethoven bezeichnete einmal die zwei Hauptstimmen der Sonate op. 14 II als „das bittende und widerstrebende Prinzip". Nach eingehender Prüfung gelangt Schmitz zum Ergebnis, daß Beethovens Satzbau die gegensätzliche Zweiheit durch die „kontrastierende Ableitung" gewinnt.

„Wie Weimar seine Goethe-, Schiller-, Herder-, Wieland-Erinnerungen besitzt und erhält, so hat die Musikstadt Wien ihre Gluck-, Haydn-, Beethoven-, Mozart- und Schubert-Stätten, die gleich jenen der Verehrung würdig sind. Sie enthalten ein ruhmreiches Stück von Alt-Wien, ehrwürdige Wahrzeichen, Symbole im Gesamtbild der Stadt. Zum Teil prunkvolle Paläste, zumeist aber alte, schlichte Bürgerhäuser, atmen sie in ihrer Pracht oder bezwingenden Einfachheit und anmutigen Schönheit den Geist echten Wienertums und Österreichertums, und ihre verwitterten Mauern bringen uns Kunde von dem Genius loci. Betreten wir den Flur eines dieser unscheinbaren, alten Gebäude, gehen wir sinnend über die Treppen, Stiegen und Gänge, so ist es, als ob wir in einem vergilbten, stillen, alten Buch blättern, das uns Kunde gibt von der Glanzzeit Alt-Wiens. Und dieses Haus, an dem wir sonst achtlos vorübergegangen, erstrahlt uns plötzlich in verklärtem Licht. Wir horchen in seine Seele, leise klingen Melodien, Töne einer stillen, sanften Melancholie auf. Ein mystischer Zauber scheint von diesen Erinnerungsstätten auszugehen, und sie bleiben, einmal gekannt und gewürdigt, unserem Leben Weihestätten der Seele, kleine Tempelchen, zu denen wir in heimlichen Stunden immer wieder gern pilgern." Das sind die Leitgedanken des hübschen, sinnigen Buchs von Karl Kobald, das in Bild und Wort die Umwelt schildert, worin jene Meister gewohnt und gewirkt. Der Abschnitt über Beethoven ergänzt die oben erwähnten Bücher: vor unserem Auge ersteht der Meister und seine wiener Umgebung, wir schauen den rastlosen, eigentlich doch immer einsamen Wanderer und empfinden die Tragik seines Lebens in den Spuren der Stätten, wo er hauste. In Schuberts Werk klingt am reinsten und vollkommensten das Wesen Wiens, „die Romantik des Stefansdomes, die Poesie der stillen, verträumten Gassen und Höfe der alten Stadt, das heitere, gesellige Leben des wiener Volkes." Die Stätten seines Lebens und Wirkens eröffnen sich unserem Blick bis zum Währinger Friedhof, wo Beethoven und Schubert nebeneinander ruhen." „Die feine, wundersame Seele Alt-Wiens, ihre heitere Anmut, ihr melancholischer Zauber ward mit Schubert zu Grabe getragen." Nach einem einleitenden Abschnitt über alt-wiener Musikleben führt der Verfasser in fein abgetönten und der jeweiligen Zeit angepaßten Schilderungen uns Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert in ihrer wiener Umgebung vor, wie sie mit der Stadt, die ihnen zur Heimat ward, aufs engste verwuchsen.

Hans Teßmers Erzählung vom klingenden Weg entwirft ein paar stimmungsvolle Bilder aus Schumanns Leben und Leiden. Im November 1840 mit dem Beginn der Krankheit setzt der Bericht ein, in dem Klara die führende Rolle hat. Mendelssohn, Hiller, Wagner, Liszt, Brahms greifen mit Gesprächen in die Handlung ein. Zwischen Dur und Moll geht der klingende Weg, das Gewölk verdichtet sich allmählich, die Nacht bricht herein, der erlösende Tod. Ein ergreifendes Stimmungsbild, skizzenhaft hingeworfen!

„In seinen Walzern ist Österreich. Das alte Österreich Metternichs war mit Strauß Vater, dem Begründer der Dynastie des weltumfassenden Walzerreichs, zur Rüste gegangen, und sehr fein wurde als das musikalische Testament dieser Epoche der Radetzky-Marsch bezeichnet. Was wiegt indes das Erbe, das Strauß Vater hinterlassen, im Vergleich zu dem von Johann Strauß Sohn: ein Juwelenschrein voll Kleinodien, die heute schier noch köstlicher glitzern und funkeln als ehedem." „Walzerfrühling", „Die Meisterwalzer", „Als die Fledermaus flügge wurde", „Walzerfahrten" — so lauten die Überschriften der einzelnen Lebensabschnitte. Mit erneuter Verwunderung liest man, daß die Wiener im April 1874 für die „Fledermaus" kein rechtes Verständnis hatten, daß sie erst im Juni 1874 in Berlin sich durchsetzte und über diesen seltsamen Umweg Wien und die ganze Welt eroberte! Das Jahr 1924 war ein Strauß-Gedenkjahr: am 3. Juni waren 25 Jahre seit dem Tode von Johann Strauß

verstrichen; am 25. April feierte die „Fledermaus“ ihr fünfzigstes Jubeljahr, am 25. September runden sich die 75 Jahre seit dem Tode von Johann Strauß Vater. So kommt das Büchlein von Siegfried Loewy „Johann Strauß, der Spielmann von der blauen Donau“ gerade recht, um „ein bescheidenes Sträußlein aus den Lebensblüten des großen Sohnes der alten Musikstadt Wien zu winden und es seinen Manen huldigend darzubringen“. Einige bisher unbekannte Quellen sind erschlossen, so z. B. zum erstenmal der vollständige Wortlaut der biographischen Einleitung, die Strauß Sohn zur Ausgabe der Werke von Strauß Vater im November 1887 schrieb. Bilderbeilagen beleben die von herzlicher Wärme getragene Schilderung des Verfassers.

Oskar Lang sucht die künstlerische Persönlichkeit Bruckners in ihrer vollen Eigenart zu erfassen. „Zwei erlauchte Namen werden genannt, wenn es gilt, die Ahnen der Brucknerschen Tonwelt aufzufinden: Beethoven und Wagner.“ Von Beethoven übernahm er den strengen Aufbau der Symphonie, von Wagner, der das stärkste Erlebnis Bruckners war, die orchestrale Behandlung. Auch Schubert, der Symphoniker, darf als Anreger Bruckners genannt werden. Aber diese Einwirkungen sind eigentlich nur äußerlich, formal: „Bruckner blieb zeitlebens, was er von früh auf gewesen war, der gläubige Sohn St. Florians, der Mönch in der Klosterzelle, der sein ganzes Leben dem Dienst am Göttlichen — denn nichts anderes war für ihn Musik — geweiht hat.“ Seine Ahnen dem Geiste nach sind die altdeutschen Kirchenmusiker, Bach und seine Vorläufer, „überhaupt die Mystiker und Ekstatiker des Mittelalters. Seine wahre Heimat ist die Gotik, sein Urerlebnis tiefste Religiosität mittelalterlicher Prägung, reine Gotteskindschaft“. Der Vortragsstil muß für Bruckner aus dem innersten Geist seiner Werke gewonnen werden, nicht durch Übertragung des Beethoven- oder Wagner-Stils, der den Forderungen der Brucknerschen Partituren nicht gerecht werden kann. In einem Festspielhaus für symphonische Kunst, nach gründlicher Vorbereitung unter einem mit Bruckner seelenverwandten Dirigenten, wäre eine vollkommene Wiedergabe seiner Werke möglich. Das Bild, das Lang von Bruckner entwirft, ist richtig; aber schwerlich hätte dieser deutsche Meister von tiefster Frömmigkeit den Beifall eines Nietzsche gefunden. Der Ton, den Lang gegen Wagner anschlägt, ist in einem Bruckner-Buch fehl am Ort!

Vor vier Jahren beging das Haus Breitkopf & Härtel die ruhmreiche Feier seines 200jährigen Bestehens. Oskar von Hase schrieb damals unter dem Titel „Arbeitsbericht“ eine vollständige Geschichte des Verlags. Das reichhaltige Archiv, das inzwischen neu eingerichtet wurde (vgl. den Bericht von W. Hitzig), ist eine wahre Fundgrube für das deutsche Geistesleben. Aus seinen Schätzen ist das Jahrbuch hervorgegangen. Hermann Abert ist darin mit einem Aufsatz über „Musikwissenschaft und Musik im Zeichen des Bären“ vertreten, worin ein Überblick über die Bedeutung des Hauses in musikgeschichtlicher Hinsicht geboten wird. Das Archiv spendet eine Sammlung erster Autorenbriefe, darunter Faksimiles von Leopold Mozart, G. P. Telemann, Beethoven, R. Wagner und Schumann. Sie reichen von 1757 (Graun) bis 1899 (Reger). Auch R. Strauß begegnet mit einem Brief vom Februar 1881, worin er mit dem Verleger anknüpft. Ein Verzeichnis der Musikhandschriften des Archivs gewährt Einblick in die hier lagernden Schätze, ebenso eine Auswahl eigener und fremder Musikdrucke bis 1800. Das „Deutsche Lied“ von Felix Dahn aus dem Jahr 1859 klingt wie eine Mahnung an die Gegenwart. Helmut von Hase berichtet über Verlagstätigkeit und Wirtschaftslage. Das mit dem Bildnis von B. Chr. Breitkopf (1695 bis 1777) eröffnete Jahrbuch ist ein schätzbarer Beitrag zur Musikgeschichte und belehrt über das zum Heil der deutschen Kultur so wichtige gute Einvernehmen zwischen Verlegern und Verfassern.

Über den im Weltkrieg gefallenen jungen Komponisten Rudi Stephan (geb. in Worms 1887, gefallen vor Tarnopol 1915), über sein Schaffen und seine Stellung in der Musik im 20. Jahrhundert unterrichtet die Studie von Karl Holl. In den zierlichen Bändchen der „Widergabe“ schreibt J. Bistron über den auf Bach und Reger fußenden steiermärker Joseph Marx, L. Andro über die Sängerin Marie Gutheil Schoder.

Kurt Singer entwirft in einer gedrängten Skizze die Psychologie der Tonkunst, er versucht „von der Seele der Musik zu sprechen, von der verborgenen Kraft des Genies, von den Stadien künstlerischen Schaffens, vom Wesen des Kunstwerks überhaupt, von dem Zusammenhang körperlicher und seelischer Funktionen, von unserer Empfindung beim künstlerischen Genießen, von den Darstellungsmethoden. Das Leben stellt sich in der Musik vor unsere Sinne, gewandelt, geadelt, verändert, in mystischer Unbestimmbarkeit. Eros leitet die begnadete Schöpferphantasie.“ Das Geheimnis der Musik nach allen Seiten zu ergründen, ja nur zu erfassen, ist unmöglich. Nur Streiflichter fallen auf Einzelheiten, das Ganze bleibt ein mystisches Rätsel. „Gefühl ist alles, Name — Rauch und Schall, umnebelnd Himmelsglut.“ Mir scheint, wir gewinnen aus der Betrachtung großer Persönlichkeiten, aus den Werken der Meister greifbare Tatsachen, tiefere und klarere Kenntnisse als aus allgemeinen Erörterungen.

Echo der Zeitungen

Elisabeth von Heyking

„Nur einmal in meinem Leben bin ich ihr begegnet, und das war (1906) bei einem kleinen Frühstück im Hause von Theodor Barth. Man hätte zu ihr hinübergeblickt, auch wenn sie nicht die Verfasserin der ‚Briefe, die ihn nicht erreichten' gewesen, wenn ihr nicht das blutdunkle Märchen ihrer Liebe vorangegangen wäre. Eine sehr zarte und sehr schmächtige Gestalt. Ein überaus schmales, doch weiches Gesicht, unter dem Hut das reiche Blondhaar. Morbide Müdigkeit über den Zügen, und schon war der ‚Tag Anderer' für sie hereingebrochen, — weiße Rose, die das Welken vielleicht verschönt. Die Augen hielt sie fast ständig niedergeschlagen; schlug sie sie auf, so war das Geschenk. Sie sprach so leise, daß man sie kaum verstand; sie hauchte. Um sie war Geheimnis, etwas von mädchenhafter Scheu schien ihr geblieben. Sie war sehr adelig, und mit der Müdigkeit sehr alten Bluts. Eine Enkelin Bettinas, aber mit den entschwebenden Generationen war die Romantik selber alt geworden, oder sie gab sich bewußt ein gealtertes Aussehn, und wem sie sich nun zeigte, der sah sie nicht anders, als sie die englischen Präraphaeliten gemalt haben, und hier auf diesem Schnittpunkt müder Romantik und blutmüden Adels lag Elisabeth von Heykings Wesenheit. Weiße Rose, die das Welken verschönt, eine überzüchtete Blüte der Zivilisation. Und das ist es ja auch, was den Büchern der Frau von Heyking den Reiz verlieh und verleihen wird: man betritt in ihnen Gemächer, mit wählerischem Geschmack ausgestattet. Man geht auf Teppichen. Man begegnet erzogenen Menschen. Man wahrt die Haltung. Leidenschaft ist nur ein raunendes Märchen, aber man stirbt daran. — Das also war der Eindruck, den ich bei dieser einzigen Begegnung von Elisabeth Heyking erfuhr, ein Jahr darauf aber erhielt ich doch noch einen Brief von ihr, in dem sie mich wegen einer novellistischen Arbeit ‚Paquitos Befreiungsfest' um Rat bat, und auf mein Antwortschreiben hin eine Karte mit ihrem Bilde. Der Brief ist von beschämender Bescheidenheit, das Bild auf der Karte zeigt den eigenen Zug um den Nasenflügel, den hochmütigen Zug. Heute nun, unter dem Eindruck des Heimgangs dieser weit und schmerzlich Umhergetriebenen, fällt mein Blick auf einen Satz auf dieser Karte: ‚Das ganze Leben ist eben ein Suchen.' Sie sagte das in bezug auf ihr literarisches Mühen, aber es gilt für sie und ihre letzte Wesenheit. Sie besaß, und suchte. Sie war sehr reich, und suchte. Sie hatte den großen Erfolg, und suchte. Sie wurde immer müder, aber Bettinas Enkelin suchte weiter. Eine nervöse Beseeltheit. Man schellt dem Diener, läßt anspannen, und fährt — ins Märchen." Ernst Heilborn (Frankf. Ztg. 30 A.).

Vgl. auch Friedrich Rosen (Berl. Tagebl. 25); (Berl. Tagebl. 7); Erich Mosse (N. Bad. Landesztg., Frau 2); Georg Karo (Deutsche Allg. Ztg. 16); Hanns Martin Elster (Hannov. Kur., Frau 10/11); Münch.-Augsb. Abendzeitung (Südd. Frauenztg. 2); E. M. (Voss. Ztg. 7); Karlsr. Ztg. (Wissenschaft 20).

*

Zur deutschen Literatur

Über die „Tragödie des Paracelsus" schreibt Albert Bovenschen (N. Tägl. Rundschau, Unt.-Beil. 20. Dez.), über Paracelsus und die Geheimwissenschaft Oskar A. H. Schmitz (N. Bad. Landesztg., Kunst 17). — Eine Studie über Hans von Sagan (geb. 1345) bietet Fritz Jencio (Königsb.-Hart. Ztg., Ostpreußen 17). — Eine Plauderei über Grimmelshausen findet sich (Allg. Ztg., München 30). — Mit dem „Cherubinischen Wandersmann", Angelus Silesius, beschäftigt sich Carl Gebhardt (Frankf. Ztg. 27 — 1 M.). — Als „mystischen Seelsorger" feiert R. F. Merkel (Münch. N. Nachr., Einkehr 5) Gerhard Tersteegen.

„Das Licht in Goethes Faustgedicht" nimmt Theodor Kappstein (Berl. Börs. Ztg., Welt 13, 14) zum Thema. — „Nur." Eine Goethebetrachtung von Albert Koester wird (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 80) bekanntgegeben. — Über Goethes Reiselust plaudert Alfons Oslender (Rhein.-Westf. Ztg. 9). — Zu Goethes Farbenlehre, die Problematik herauskehrend, nimmt Fr. Kr. (N. Zür. Ztg. 96) Stellung. — Unbekannte Gespräche mit Goethe (Houbens Buch über Eckermann im Verlag H. Haessel) erörtert Hugo Marti (Bund, Bern 6). — Aus den Erlebnissen eines Zeitgenossen (August Lewald) erzählt Heinrich Spiero eine Wallfahrt nach Weimar (N. Tägl. Rundsch., Unt.-Beil., 14. Dez.). — Goethe in Berlin (auf Grund der Veröffentlichung Otto Pniowers) gilt ein Hinweis (Allg. Ztg., München 7). — Die „schöne Seele", Susanna von Klettenberg, charakterisiert Hanns Martin Elster (N. Tägl. Rundsch., Unt.-Beil., 13. Dez.). — „Verschollene Lenz-Forschung" ruft Werner Reiser (Berl. Tagebl. 8) in die

Erinnerung. — Schillers Mitarbeit am „Faust" wird (Bund, Bern 10) gedacht. — Über einen „anstößigen Vers" Schillers („Und wer's nie gekonnt, der stehle weinend sich aus diesem Bund") plaudert Eduard Behrend (Münch. N. Nachr. 27).

Von den Gedenkblättern zu Schellings 150. Geburtstag machen wir namhaft: Ernst Müller (Stuttg. N.Tagbl.41); Paul Wittko (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 4); Simon (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 66 u.a.O.); Bruno Wille (Münch. N. Nachr. 26); Alfred Brunswig (Hannoverscher Kur. 40/41); Hellmuth Falkenfeld (Magdeb. Ztg. 47); Friedr. Emil Egid Schelling (Berl. Börs.-Cour. 39); Heinrich Levy-Koref (Allg. Ztg. München 46). — Rahel Varnhagen charakterisiert Carola Freiin von Crailsheim (N. Bad. Landesztg., Frau 3). — Über die Günderode schreibt Heino Schwarz (Karlsr. Tagbl., Pyramide 48). (Ebenda teilt Heinrich Funck sieben Briefe von Lavater an den Markgrafen Karl Friedrich von Baden mit.) — Hölderlin nimmt Karl Justus Denauer zum Thema (Münch. N. Nachr. 22), das Diotima-Erlebnis Theodor Stiefenhofer (Bad. Pr., Lit. Umsch. 1). — Harichs Hoffmann-Ausgabe würdigt Erwin Kroll (Königsb.-Hart. Ztg., Sonntagsbl. 41). —

„Eltingen, das Solitude-Rennen und Eduard Mörike" überschreibt Karl Hölder einen Aufsatz (Württemb. Ztg. 6). — Über Adalbert Stifter läßt sich Felix Braun (Frankf. Ztg. 31 — 1 M.) vernehmen. — Victor Scheffels Wartburgroman nimmt August Sieghardt (N. Bad. Landesztg., Kunst 4) zum Thema. — Eine Studie über Jeremias Gotthelf bietet Hermann Bahr (Berl. Börs.-Cour. 25). — Bemerkungen zur Flugschriften-Sammlung Gustav Freytags macht Hans Lindau (Frankf. Ztg. 34 — 1 M.). — Mitteilungen aus Fontanes Freundeskreis bietet Friedrich Holtze (Voss. Ztg., Unterhaltungsbl. 6), Unveröffentlichtes aus Fontanes londoner Tagebuch wird (Deutsche Allg. Ztg., Welt 18) mitgeteilt. — Nietzsche als Sozialpolitiker behandelt Paul Wittko (Hamb. Korresp. Ztg. f. Lit. 241). — Persönliches über Ludwig Thoma erfährt man durch J. K. Brechenmacher (Württ. Ztg., Schwabenspiegel 2).

Eine Charakteristik Peter Altenbergs bietet Albert Ehrenstein (N. Bad. Landesztg., Kunst 43). — Ein Gedenkblatt an Timm Kröger zeichnet Paul Wittko (Weser-Ztg., 14. Dez.) auf. — An Walther Heymann und seinem zehnjährigen Todestag erinnern Heinrich Spiero (Voss. Ztg. 13 und Königsb.-Hart. Ztg. 10) und Felix Borchardt (Allg. Ztg. München 17).

An Spitteler-Nachrufen bleibt nachzutragen: Gottfried Bohnenblust (Bund, Bern, Kleiner Bund 3 u. 4); Carl Seelig (Basl. Nachr. 4); J. H. Brassel (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 80); das dem Andenken Spittelers gewidmete Sonntagsblatt der Basler Nachrichten (1); M. „Der Dichter im Kind" (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 20).

*

Zum Schaffen der Lebenden

In einer Studie von Albert Ehrenstein über Bert Brecht (N. Bad. Landesztg. 15) liest man: „Bert Brecht, Bayer mit vielleicht allzubetont germanisiertem Vornamen, ist vorläufig eine feudale Symbiose: aus seinem Bauche reden Friedrich Hölderlin und Georg Büchner, aus seinem Bauche katern Georg Heym, Christian Morgenstern und Ringelnatz, aus Walt Whitman kommen Holzfäller gekrochen und setzen sich an sein Lagerfeuer — manchmal dort auch Einfällen à la Heine ausgesetzt. Trotzdem kann man nicht behaupten, die Muse ‚hat ihn ja nur auf die Schulter geküßt', sie hat ihn auf die Stirn geküßt und auch sonst. — Berthold Brecht gehört zu den genialsten; er weiß noch nicht, daß Begabung verpflichtet — vor allem zur Arbeit und jede Geschwätzigkeit ausmerzenden Selbstkritik. Sein Talent, echt in seinem Sturm und Drang wie Reinhold Lenz, verfällt oft in einen saloppen schwabinger Trott, als sei er die Klabundform von Arnolt Bronnen; mitten in seinen Dramen werden an sich schöne, aber unzugehörige Lieder zur Laute gesungen — vielleicht nur, weil der Dichter deren Veröffentlichung in einem Gedichtbuch abzuwarten nicht die Geduld hatte." — Ein eingehender Aufsatz von Ernst Iros (Germ., N. Ufer 2) über Leo Weismantel als Dichter und Politiker läuft in die Frage aus: „Wird Weismantel zeitig genug aus dem Labyrinth gedanklicher und gefühlsmäßiger Theorien und Theoreme herausfinden in die klare, reine Sphäre naiver Intuition, um als Dichter, nicht als Dichterphilosoph, dem deutschen Volk eine von Problematik befreite, große religiöse Dichtung geben zu können? Nur die Zeit vermag diese Antwort zu geben?" — Als einen Abseitigen charakterisiert Jo L'herman (Berl. Börs. Ztg. 27), den Dichter Wilhelm Schmidtbonn: „Es ist kaum möglich, einen letzten Romantiker nicht zu lieben, schon weil jedermann irgendwie Verwandtes fühlt, da wir ja als Kinder alle Romantiker waren. Es ist unmöglich, Schmidtbonn nicht zu lieben, weil wenige so wie er, durch ungezählte Träume und Abenteuer hindurchgegangen, so rein und kindhaft und ohne Schuld geblieben sind. Dabei ist er ein Dichter mit klugen Augen und hellem Gesicht, ein eklektischer Geist, der vieles gesehen, gelesen, in sich aufgenommen hat, er entlehnt niemals aus der Vergangenheit, aber er lehnt sich gern an sie, weil ihre Schätze in sein Wissen und sein Blut übergegangen sind." — In die vorderste

Reihe der modernen katholischen Dichter stellt Heinz Manthe (Germ. N. Ufer 4) Peter Dörfler, weil seine Werke eine „bedeutende, in sich geschlossene Dichterpersönlichkeit offenbaren." — Einen Deuter der Deutschheit begrüßt Friedrich Wilhelm Illing (Zeit, Lit. 309) in Ludwig Bäte, in Bätes zeitloser Kunst erblickt er bleibende Bereicherung unseres Schrifttums. — Einen „Berufenen" glaubt Karl Plenzat (Truhe 3) in Ernst Wiechert („Die Flucht", „Der Wald", „Der Totenwolf") zu erkennen: „Wenn wir von Agnes Miegel absehen, die ja das Gebiet erzählender Prosa nur gelegentlich anbaut, und deren Genius andere — lyrische und balladeske — Wege wandelt, dann ist noch kein Dichter Ostpreußens so der unsere gewesen, wie es Ernst Wiechert ist. Ihm wurden die Heimat und ihr Wald Erwecker und Löser; ihm werde der Heimat und ihrer Kinder Liebe und Dank." — „Eine imaginäre Ansprache" an Arthur Schnitzler richtet Hugo Marti (Bund, Bern 23). Darin heißt es: „Wort und Ton: Ihnen sind sie von jeher hohe, ja in der Kunst heilige und nie zu trennende Wirklichkeiten gewesen. Sie wußten, daß es keine Worte gibt, die für sich allein in der Welt bestehen; wie der Mensch das Blut seiner Vorfahren in sich herumträgt, zu seinem Segen oder Fluch, so tragen die Worte das Erbe ihrer Herkunft. Auch sie haben ihre undurchdringlichen Hintergründe, die im Dunkel verschwinden; sie haben die Keime der ewigen Mißverständnisse in sich als süßen Giftstoff, und sind so oft eher dazu da, zu verhüllen als zu entschleiern. Das Geheimnisvolle im Wort, seine Kraft und seine Schwäche zugleich, ist das Wesen Ihrer Kunst, und Sie meistern diese Kunst, wie vielleicht kein Zweiter."

„Edelgeformte Gedichte" begrüßt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 122) in Gustav Billeters „Deutung" unter den wenigen Gedichten etwa zwei, denen man wahre Verehrung bekunde. — Else Lasker-Schülers Anklageschrift „Ich räume auf" wird (Prag. Pr. 25) hoher Wert zuerkannt; menschlich und dichterisch wiege das Heftchen schwerer als ganze Foliantenreihen (vgl. Eduard Korrodi N. Zür. Ztg. 80).

Über Clara Viebigs Roman „Der einsame Mann" spricht Käte Schultze (N. Nachr., Braunschweig, 18. Januar): „Es muß einmal deutlich gesagt werden: Clara Viebig, die Realistin, ist — Idealistin. — Von der gläubigen Melda mit ihren hochgespannten Zielen des Erstlingsromans: „Rheinlandstöchter" bis zum „Einsamen Mann" ist die innere treibende Kraft ihrer Kunst, jener Idealismus, der sich auf Erden durch die Tat auswirkt und der in dem Glauben verankert ist, immer über sich selbst hinaus seiner Seele Ziel geben zu müssen. Weil nur im Zuviel genug ist. — Und diese seelische Überanspannung, dieses innere Pathos ist eine Seite der Einsamkeit, die die Seele hindurchtreibt durch Familie, Freundschaft und Gesellschaft, und sie doch immer wieder zurückholt. — Einsamkeit! Urgewollt und von Gott also gedacht. — Und ob sie Kraft wirkt und Glück bringt, oder Schwäche zeugt und Unglück beschwört — beide, das Genie des Herzens und der Verbrecher an der Menschheit, müssen ihre Leben erfüllen in ihrer ureingeborenen Einsamkeit." — Über Thomas Manns „Zauberberg" liegt abermals eine Reihe von Aufsätzen vor: Berthold Litzmann (Stuttg. N. Tagbl. 28); Erich Ebermayer (Hamb. Fremdenbl. 10); Paul Hankamer (Köln. Volksztg., Lit. Beil. 2); E. A. Greeven (Deutsche Allg. Ztg., Welt 6); Wilhelm Kunze (Nürnb. Morgenpresse, 25. Dez.). Litzmann beschließt seine Ausführungen: „Zum Schluß sei eins, und zwar mit einem lauten Gottseidank hervorgehoben: Trotz Ludovico Settembrini — der „Zauberberg" ist kein politisches Buch — — er ist niemand zulieb und niemand zuleide geschrieben. Mag Hans Castorps Objektivität, die jedem, der das Wort hat, Recht zu geben geneigt ist, reinen Bekennernaturen nicht behagen — Thomas Mann steht diese Objektivität gut, sie gehört zu seinem ureigentlichen Wesen, und immer gibt es den reinsten Klang, wenn er diesen seiner Natur getreu gestaltet. Und eben deshalb steht er mit diesem seinem neuesten Werk auf der freien Höhe unbestrittener Meisterschaft." — Heinrich Federers Meisterwerk nennt Arthur Friedrich Binz (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 1 u. a. O.) „Papst und Kaiser im Dorf". „Was nicht vorauszusehen war, der Schluß des Buchs hat mich ergriffen, durchschüttert in einer nachhallenden Gewalt, wie sie schon lange kein Erzähler mehr über mich gewonnen hat. Ganz einzigartig ist die unaufdringliche und hohe, ja unbestreitbar höchste Erzählungskunst dieses Dichters. Keine einzige Situation ist in diesem Buch, die auch nur ein leises Erlahmen des Atems anzeigte, jede Seite ist gleich vollkommen gefügt, nirgendwo ein Spalt, nirgendwo eine Narbe." — Als den letzten Idylliker begrüßt Karl Willy Straub (Saarbr. Ztg. 306) Hermann Meister: er setze seinen Stolz darein, nur eben sich selber jährlich ein Büchlein auf den Tisch zu legen, jedwedem Erfolge ausweichend. — In Arthur Schnitzlers neuer Novelle „Fräulein Else" erkennt Hugo Marti (Bund, Bern 19) das Beste seiner Kunst im Extrakt. — Über Roda-Roda und sein neuestes Buch „Roda Rodas Roman" plaudert Erwin H. Rainalter (Berl. Börs. Ztg. 48): das Buch werde unbeabsichtigt zu einer Spiegelung der österreichisch-ungarischen Monarchie. — Auf Hans Friedrich Bluncks einzigartige Bedeutung als Märchendichter aus dem Geist

der Landschaft heraus weist Heinrich Ehl (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 14).

In einem Aufsatz von Albert Malte Wagner (Nürnb. Ztg., 10. Dez.) heißt es, Herbert Jhering habe die Mission des Kritikers begriffen, „Gegner der Zeit zu sein, um der Zukunft willen." — Von Fritz von Unruhs „Flügel der Nike" sagt Fritz Engel (Berl. Tagebl. 39): „Von solchen Sätzen hallt und schallt priesterlichen Sinnes das Buch. Und die genährte Glut über dem Sarge des unbekannten Soldaten unter dem Triumphbogen zu Paris, stetig genährt auch vom Haß, reinigt sich unter diesem Anhauch und schlägt als Flamme des Friedens denen entgegen, die guten Willens sind. O Flug menschheitszärtlicher Phantasie! Traum der Inbrunst! Aber von allen Träumen der schönste!" — Auf Albert Schweitzer, den Verfasser von „Das Christentum und die Weltreligionen" weisen Otto Heuschele (Stuttg. N. Tagbl. 11) und A. Albers (Münch. N. Nachr. 12). Heuschele schreibt: „Schweitzer ist eine jener faustischen Naturen, die immer zuzeiten unter uns aufstehn. Er fühlt sich dem Leben und aller Kreatur nahe und eins mit allem Lebendigen. Dabei ist er ein werkfroher Tatenmensch, dessen ganzer Zauber in Tat und Wort, in Rede und Schrift ausströmt. Seine Reden haben schon viele beglückt, seine Gegenwart seine Freunde beseligt. Flammende Augen zieren den ehernen faustischen Kopf dieses starken Mannes, der das Leben liebt, ehrt, formt, und wie Doktor Faust ist er ein wahrer Humanus. Meilenfern von ihm liegt das gewöhnliche Gelehrtentum der Studierstube. Das Leben ist das Buch, aus dem er sein Weltbild schaut, so wie Spengler, Frobenius, Raoul H. Francé, die mit ihm jenes Comprehensive der Natur teilen. Ergreifende Demut vor dem Leben, Schlichtheit des Wesens verklären den Mann, den eine Flamme gebrannt zum Sucher und Bildner, zum Helfer und Diener des Lebens."

*

Zur ausländischen Literatur

Zu Stendhals Kunstkennerschaft bietet Lutz Weltmann eine Studie (Frankf. Ztg. 69—1 M.). — Napoleon und Madame de Staël nimmt Berthold Vallentin zum Thema (Voss. Ztg., Unt.-Beil. 8). — George Sands letzte Jahre schildert Lisbet Dill (Hannov. Kur., Frau 19). — Von Henry Bordeaux' erstem literarischen Versuch erzählt Scherer (Köln. Volksztg. 18). — Unter der Überschrift „Ein französischer Faust" würdigt Eugen Lerch Cazottes „Biondetta oder der verliebte Teufel" (deutsch im Propyläenverlag) (Frankf. Ztg. 43 — 1 M.). — Der literarischen Jugend in Frankreich widmet Fred A. Angermayer eine eingehende Studie (Berl. Börs. Ztg. 9, 17, 21).

Über Alfieris Selbstbiographie läßt sich Franz Servaes (Berl. Börs. Ztg., Welt 15) vernehmen. — Mit Pirandello beschäftigt sich ein Aufsatz (Musenhof 2), über „Pirandellismo" schreibt P. M. (N. Zür. Ztg. 62). — Vincenzo Errantes Buch über den Mito di Faust rühmt G. B. Amoretti (Köln. Volksztg., Lit. Beil. 3).

Auf Hindernisse der Shakespeare-Forschung wird (Münch.-Augsb. Abendztg. 9) hingewiesen. — Über Robert Louis Stevenson schreibt Siegfried Raetzer (Berl. Börs. Ztg. 25). — „Rudyard Kiplings Januskopf" ist ein Aufsatz von Willy Seidel (Münch. N. Nachr. 13) überschrieben. — Sehr interessante Berichte von persönlichen Begegnungen André Gides mit Oscar Wilde werden (Frankf. Ztg. 5 — 1 M.) wiedergegeben. — Über Joseph Conrad schreibt Karl Arns (Augsb. Postztg. 16). — Nachdenkliches über Shaws „Heilige Johanna" teilen Karl Hagemann (Wiesb. Tagebl. 17) und Robert Drill (Frankf. Ztg. 62 — 1 M.) mit. — Dem Mittler deutscher Literatur in Amerika Bayard Taylor gelten Ausführungen von C. A. Bratter (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 20).

Über Vicente Blasco Ibañez orientiert F. H. Reimasch (N. Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 5).

Mit August Strindbergs letzter Liebe, Fanny Falkner, beschäftigt sich ein Aufsatz von Erwin Stranik (Magdeb. Ztg. 5). — Eine stimmungsvolle Schilderung „Bei Harriet Bosse" gibt Hermann Rößler (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 7 b).

Über Michael Saltykow schreibt Heinrich Spiero (Königsb.-Hart. Ztg., Sonntagsbl. 5). — Als einen russischen Wilhelm Raabe charakterisiert Bernhard Arne Nikolaj Leßkow (N. Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 9). — In Nikolai A. Berdjajews „Die Weltanschauung Dostojewskis" führt Otto Freiherr von Taube ein (Münch. N. Nachr. 13). —

Über Reymonts „Polnische Bauern" schreibt Otto Gysae (Hannov. Kur., Unt.-Beil. 4/5). — Aus Ossendowskis Leben wird (Germ. 12) erzählt, den „Fall" Ossendowski behandelt Edgar Stern-Rubarth (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 28), Ossendowski und Kipling nimmt Fritz Noetling zum Thema (Deutsche Allg. Ztg. 18).

Tagores neuen Roman „Gora" (Kurt Wolff) würdigt Heinrich Meyer-Benfey (Hannov. Kur., Unt.-Beil. 16/17).

*

„Das literarische Weimar von heute." Von Ernst Barthel (Köln. Ztg. 63).

„Der Brocken und sein Gebiet in der neuen deutschen Dichtung." Von H. Drees (Magd. Ztg., Montagsblatt 2).

„Geistesströmungen im 20. Jahrhundert." Von Kurt Engelbrecht (Tag, Unt.-Rundsch. 15).

„Betrachtung über das Lesen." Von Hermann Hesse (Münch. N. Nachr. 15).
„Das Drama der Gegenwart. Einblick und Ausblick." Von Kurt Heynicke (Hannov. Kur., Unt. 40/41).
„Die ältesten deutschen Zeitungen." Von Johannes Kleinpaul (Augsb. Postztg., Lit.-Beil. 2).
„Die Grenzen des Kritikers." Von Franz Leppmann (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 34).
„Der Zufall als Dichter." Von Eugen Lerch (Köln. Ztg., Lit. Bl. 40).
„Situation der Prosa." Von Richard Mattheus (Frankf. Ztg. 24 — 1 M.).
„Okkulte Romane." Von Theodor Heinrich Mayer (N. Fr. Presse, Wien 21 675).
„Autor und Bühne." Von Erik Reger (Rhein.-Westf. Ztg. 18).
„Künstler und Mensch." Von Hubert Schrade (Germ. N. Ufer 3).
„Die tiefere Tragik." Von Erwin Stranik (N. Wien. Journ. 11 181).
„Vom Werden der deutschen Seele (Romantik)." Von Karl Weidel (Magd. Ztg. 46).
„Dichtung und Volk." Von Heinrich Zerkaulen (Germania, N. Ufer 4).

Echo der Zeitschriften

Der Neue Merkur. VIII, 4. (Stuttgart.) Ernst Robert Curtius konstatiert eine Unterhöhlung der lateinischen Zivilisationsidee („Zivilisation und Germanismus") im modernen Frankreich:
„Die lateinische Zivilisationsidee ist unterhöhlt. Sie besitzt nicht mehr die Alleinherrschaft über die Geister. Das junge Frankreich will sich nicht festlegen lassen auf die bis zum Überdruß erörterten Traditionswerte. Es will nicht Reproduktion, sondern Produktion. Der politische Idealtypus Frankreichs war seit 1789 der „Citoyen". Er scheint heute verdrängt zu werden vom Ideal des Werkschöpfers, des „Producteur". Produktion wird dabei nicht marxistisch als Gütererzeugung, sondern aristotelisch als Poiesis verstanden. Ein ständischer Korporatismus, der an den Geist der mittelalterlichen Bauhütten anknüpft und neue Formen demokratischen Aufbaus sucht, spricht sich in dem Programm der Hochschulreform aus, das unter dem Titel „L'Université nouvelle" von der Gruppe der „Compagnons" herausgegeben wurde. Der mathematisch-konstruktive und zugleich mystisch-enthusiastische Geist der französischen Gotik scheint hier nachzuwirken, wie er in Péguy lebendig war, wie er in anderer Abwandlung den Zukunftsglauben eines Elie Faure kennzeichnet. Unter welchem Bilde stellt sich ihm der französische Geist dar? „Chaque fois que nous évoquons l'esprit d'un peuple, le nom de l'homme qui le représente le plus évidemment à son heure la plus décisive nous vient aux lèvres. Beethoven nous apporte l'Allemagne, Shakespeare l'Angleterre, Dante ou Michel-Ange l'Italie, Cervantes l'Espagne, Rubens la Flandre, Rembrandt les Pays-Bas. Quand nous pensons à la France, nous hésitons. Michelet n'a pas su gouverner ses sens et son cœur. Il manque à Hugo la noblesse. Il manque à ceux qui nous racontèrent le mieux, à La Fontaine, à Molière, à Rabelais, cette sorte de passion mystique qui héroïse l'âme humaine et fait qu'en un seul homme et un seul moment elle peut concentrer en elle et résumer toutes les puissances de vie qui à ce moment-là définissent à nos yeux l'orientation de la destinée et du monde. Eh bien! la cathédrale a tout ce que nous aimons dans Hugo et Michelet, tout ce que nous retrouvons de nous dans Rabelais, Molière et La Fontaine, mais elle soulève cela par ses voûtes et ses tours dans un tel emportement lyrique, qu'elle fait monter la foule française jusqu' aux pressentiments suprêmes que les plus grands de nos artistes n'ont presque jamais atteints. Le héros français, c'est la cathédrale."
Es gibt nicht nur das lateinische Frankreich. Es gibt auch das Frankreich des gotischen Geistes — von Chartres bis Rodin."

Die Neue Bücherschau. V, 3. (Berlin.) Rudolf Kayser leitet seinen Aufsatz „Ost und West" mit der bemerkenswerten Betrachtung ein:
„Hierin liegt das Seltsame und immer aufs neue Verwirrende des deutschen Geistes: daß er keinen festen Wohnsitz besitzt, daß sein Dasein nicht zur Ruhe kommt, sondern in alle Himmelsrichtungen sich ausströmt. Deutschland ist politisch wie geistig stets ein Land ohne Hauptstadt gewesen. Paris ist Frankreich. London zentriert alle Kräfte der englischen Wiesen und Küsten, und die Glocken des Kreml tönen von Archangelsk bis Odessa. Aber weder das mittelalterliche Groß-Bayern, noch die Rheinachse im 17. und 18. Jahrhundert, noch das slawisch unterbaute Kolonisationsgebiet Ostelbiens und seine Städte besitzen Plastizität

genug, um ein deutsches Gesicht und eine deutsche Tradition zu schaffen. Es blühen die Landschaften, die Stämme, die Gruppen, und die Pole der literarischen Geographie streiten und wechseln in ihrer Herrschaft.

Vor allem sind es Ost und West, die die eigentliche Polarität des deutschen Geistes ausmachen. Ja, man möchte das dialektische Hin und Her zwischen Formschaffen und Formauflösung als West- und Ostorientierung bezeichnen. Die Grenzen schwanken, spannen, bewegen sich, sie zittern vor Eifersucht und Haß aufeinander. Der Westen wandert oft bis zur Weichsel hin, um danach dem Osten wieder bis zum Rhein Raum zu geben. Formalismus und Sturm und Drang; sentimentalisch und naiv; klassisch und romantisch; impressionistisch und expressionistisch — letzten Endes bedeuten diese Begriffe nichts anderes als diesen ständigen Wandel: von östlicher Inbrunst und Revolte des Gefühls zu westlicher Formklarheit und Sachlichkeit einer skeptisch lächelnden Vernunft (und umgekehrt)."

Deutsche Rundschau. LI, 4. (Berlin.) In seinem Aufsatz „Literatur auf Bestellung" spricht Paul Fechter auch über den Zeitungsroman, in dem er ein wesentliches Propagandamittel politischer und weltanschaulicher Ansichten sieht:

„Der Zeitungsroman ist die bisher am falschesten und unüberlegtesten behandelte Rubrik in den deutschen Zeitungen. Einzig die ausgeprägten Parteiblätter der äußersten Linken, also in den Jahren vor dem Kriege die Blätter der Sozialdemokratie, hatten eine dunkle Ahnung, daß ihnen mit dem Roman, mit dieser fortgesetzten täglichen Bearbeitung der Vorstellungswelt in den ihnen ausgelieferten Lesern ein Mittel in die Hand gegeben war, Seelen in einer Weise zu beeinflussen, daß damit nicht einmal ein Pfarrer wetteifern konnte. Wer sich einmal die Mühe macht, die Romane durchzusehen, die diese Blätter der Linken bis zum Kriege veröffentlicht haben, wird mit Staunen erkennen, wie stark auch die belletristische Zugabe in den Dienst des Parteigedankens oder besser noch des Parteigefühls gestellt worden ist. Und wenn er dann von da zu den bürgerlichen Blättern übergeht, wird er erleben, daß hier von einer Erkenntnis dieser Wirkungsmöglichkeiten nicht mehr die leiseste Rede ist. Die Organe der bürgerlichen Linken legen noch Wert auf literarische Haltung, gemildert durch einen Zusatz von Spannung, der gelegentlich auch einmal Sensation werden darf; die Blätter des Zentrums und der Rechten legen überhaupt nichts mehr. Einzig die Tägliche Rundschau hat wenigstens den Versuch gemacht, zugleich ein gewisses Niveau zu halten und auch den Roman mehr oder weniger bewußt in die gleiche Richtung einzustellen wie die übrigen Teile des Blatts. Wer sich aber einmal die Mühe macht, die Romanlisten etwa der „Kreuzzeitung", der „Post", der „Germania" oder auch der ehemaligen „Freisinnigen Zeitung" durchzusehen, der erlebt Grotesken, von denen er sich nichts hat träumen lassen. Gerade die Blätter der Rechten, die bewußt das Nationale betonten und die deutsche Neigung für alles Ausländische scharf und bitter kritisierten, brachten in ihrem Romanteil zuweilen bis 50 Prozent Beiträge aus fremden Sprachen, teils aus dem Englischen, teils aus dem Französischen, ohne daß der literarische Wert der betreffenden Werke auch nur die Arbeit des Übersetzens gerechtfertigt hätte. Man vergleiche einmal, was die „Germania" und was die „Freisinnige Zeitung" ihren Lesern vorsetzten; man wird mit vergnügtem Staunen feststellen, daß diese politisch einander so feindlichen Blätter unter dem Strich im Roman ohne Bedenken häufig dasselbe brachten, obwohl der eine für katholische, der andere für freisinnige Leser zu sorgen hatte. Auf die Idee, daß gerade der Roman ein Mittel ist, auf die Seelen der Leser ähnlich stark bestimmend zu wirken, wie es das Theater auf dem Umweg über die Szene vermag, kam niemand.

Hier aber müßte für mein Gefühl gerade heute eine bewußte Korrektur einsetzen. Denn auf dem Umweg über den Zeitungsroman ließe sich, sobald dieses indirekte Mittel seelischer Beeinflussung richtig gehandhabt würde, eine solche Summe wertvollster Arbeit an der Nation leisten (sogar ohne daß die Nation es merkte), daß die sinn- und gedankenlose Behandlung dieses Instruments eigentlich kaum mehr zu verantworten ist. Wir können uns heute den Luxus nicht mehr leisten, Zeit und seelische Kraft von Millionen von Menschen in der Lektüre sinn- und wertlosen Geredes vergeuden zu lassen; gerade auf diesem Gebiet liegt eine fast absolute moralische Verpflichtung zur Arbeit mit größtmöglichem positivem Ergebnis für alle Beteiligten.

Um Irrtümer zu vermeiden: ich trete hier nicht etwa gegen den sogenannten Zeitungsroman und für die hohe Literatur in Fortsetzungen ein. Im Gegenteil."

Die Blätter der Bücherstube am Museum. Januar 1925. (Wiesbaden.) Oskar Walzel bietet eine sympathische Charakteristik Hermann Kessers: Er bemängelt die einseitige ästhetische Einstellung des modernen Expressionismus, und fährt dann fort:

„Um so wertvoller ist mir eine Persönlichkeit von Kessers Prägung. Aus seinem Werk spricht, was heute not

tut, die Selbstbesinnung, Aufruf zu echterer Geistigkeit, Abwehr der Irrlehren, die nur verführen und vernichten können, mit solcher Deutlichkeit, daß ihm nicht nachgesagt werden darf, er laufe Kunstmoden nach. Ein Mensch von ausgesprochen sittlicher Weltschau und Verstehen, traf er in seinen Anfängen auf eine Umwelt, die dem bloßen Betrachten des Lebens sich ergab. Im Expressionismus stieß er dann auf die ihm wesensverwandte Kunstform. Er gab sich ihr zeitweilig mehr, später minder hin. Allein aus Eignem brachte er das künstlerische Bedürfnis des Expressionismus zu kraftvollem Zusammendrängen, zu jähen Wendungen mit. Als ich vor Jahren zum ersten Mal über Kesser mich äußerte, erinnerte ich an Schiller. Kesser liebt es, seine Menschen in eine engumgrenzte Zwangslage zu versetzen, die unmöglich macht, was sonst selbstverständlich wäre. Schiller neigte zu Verwandtem. Wollte er doch einmal ein Drama auf einem Schiff mitten im Weltmeer spielen lassen. Die Reisenden (Ernst Rowohlt, Verlag) Kessers, die in einem entlegenen Alpenhotel, nicht nur durch Schneefall von der Welt abgeschnitten, den Weltuntergang zu erleben meinen, sind ein rechtes Gegenstück zu Schillers Plan. Da besteht noch anderes als bloße Verwandtschaft der Gestaltung. Ein verwandtes sittliches Bedürfnis deutet, wie Schiller es liebt, auf innere Freiheit, wo die äußere vernichtet zu sein scheint."

Hellweg. V, 2. (Essen.) Prägnant charakterisiert Werner Mahrholz die literarische Einstellung zu dem Werk Albrecht Schaeffers:

„Man ist, als kritischer Mensch, Schaeffer gegenüber in einer peinvollen Situation, die zu einer scharfen inneren Diskussion führt. Man sieht sehr wohl das Vortreffliche seines schriftstellerischen Handwerks, die Tiefe und Schärfe seiner Psychologie, die schwingende Lyrik seiner Naturempfindung, die sorgfältig gewählten Halb- und Vierteltöne zwischen seinen Menschen, kurz, die Zartheit und Distinktion seines Künstlertums; aber man kann zugleich gegen ihn ins Feld führen, daß er sich vor kolportagenhaften Knalleffekten in der Handlungsführung, vor geradezu monströsen Abenteuerlichkeiten, vor kitschigen Situationen nicht scheut, ja, daß er mit einer gewissen Vorliebe, auch in der Charakteristik seiner Helden, marlittschen Schilderungen nicht aus dem Wege geht. Es ist hart, bei einem Autor von dem inneren Anspruch Schaeffers zu so scharfer Beurteilung zu kommen. Aber gerade seine bedeutende Prätention, die Linie des großen deutschen Romans weiterzuführen und darüber hinaus vorbildliches und in dieser chaotischen Zeit wegweisendes Menschentum zu schaffen, fordert ein schärferes Urteil heraus, als man es an ein minderes Wollen legen würde. Und da will es denn, ästhetisch wie menschlich keinen reinen Klang geben, daß zu der zarten und distinguierten Haltung seiner Menschen so krasse Kolportageabenteuer passen sollen, daß diese Welt von Ästheten und feinen Halbnaturen Vorbilder von Menschen sein sollen, die geboren sind, eine aus den Angeln gerissene Welt wieder einzurichten. Man spürt vielleicht in dieser zugleich ganz menschlich und ganz ästhetisch gerichteten Kritik, worauf hier gezielt wird; im Grunde auf die Prätention eines sehr geschmackvollen, gebildeten und klugen Betrachters, Führer in einer bis zum Grunde erschütterten Zeit zu sein. Schaeffer ist im besten Fall ein Führer in die klassische Idylle vornehm-blasser Geistigkeit; an den Problemen dieser Gegenwart geht er, mit einer lässigen Geste der Abwehr, vorüber. Mit einer Ausnahme: er schuf den Roman ‚Elli oder sieben Treppen'."

* * *

„Jakob Böhme." Von Hans Benzmann (Der Schatzgräber IV, 3. Berlin).

„Der Cherubinische Wandersmann. Zum 300. Geburtstag von Angelus Silesius." Von Hans Benzmann (Eckart I, 2/3. Berlin).

„Kant und die Romantik." Von Herbert Cysarz (Zeitschrift für die österreichischen Mittelschulen I, 3. Wien).

„Lessing und wir." Von Erich Dürr (Saarbrücker Blätter III, 8).

„Ist Wieland der Verfasser der ‚Unmaßgeblichen Gedanken eines Laien über Bahrdts Glaubensbekenntnis'?" Von Julius Steinberger (Euphorion XXV, 3. Leipzig).

„Matthias Claudius und die Musik." Von H. Rüter (Niedersachsen XXX, Januar. Bremen).

„Theorie des Paradoxen. Eine bisher unbekannte Schrift Wilhelm Heinses." Von Georg Stefansky (Euphorion XXV, 3. Leipzig).

„Entstehungsgeschichte und Gehalt von Faust II, 2. Akt." Von Wilhelm Hertz (ebenda).

„Von Goethe bis Raabe." Zur Entwicklung der deutschen Erzählung. Von Richard von Schaukal (Literarischer Handweiser LXI, 1. Freiburg i. B.).

„Goethes Verskunst." Von Andreas Heusler (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte III, 1. Halle a. S.).

„Faust's Tod und Verklärung." Von Heinrich Rickert (ebenda).

„Goethe und die Luftschiffahrt." Von Max Geitel (Der Schatzgräber IV, 3. Berlin).

„Kriminalität bei Schiller." Von Carl Fries (ebenda).

„Hölderlin." Von Hans Bethge (Klingsor II, 1. Kronstadt).

„Ein Wort über Hölderlin." Von Hermann Hesse (Der Neue Merkur VIII, 4. Stuttgart).

„Hölderlins abendländische Wendung." Von Ernst Michel (Orplid I, 11. Leipzig).

„Hölderlins dreigestaltiges Werk." Von Stefan Zweig (Preußische Jahrbücher CIC, 1. Berlin).

„Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter." Von Rudolf Schade (Der Schatzgräber IV, 3. Berlin).

„Kleistens Kampf um den Guiscard." Von Stefan Zweig (Die Neue Bücherschau III, 1. Berlin).

„Die Pathologie des Gefühls bei Kleist." Von Stefan Zweig (Masken XVIII, 8. Düsseldorf).

„Rückerts Liebesfrühling." Von Hans Wiedemann (Euphorion XXV, 3. Leipzig).

„Adam Müller in seiner Bedeutung für die Gegenwart." Von Otto Michel (Junge Republik I, 6. Werther bei Bielefeld).

„Dichter und All: zum Verständnis Hebbels." Von Carl Riessen (Krefelder Blätter I, 7).

„Die Baronin von Krüdener." Ein Lebensbild von Tony Kellen (Velhagen & Klasings Monatshefte XXXIX, 5. Berlin).

„Ein unbekanntes Gedicht Gottfried Kellers." Mitgeteilt von K. E. Hoffmann (Basler Jahrbuch 1925).

„Was kann Nietzsche der Schulreform sagen? Von Regina Barkan (Sozialistische Monatshefte XXXI, 1. Berlin).

„Zarathustra oder der Gekreuzigte." Von Otto Michel (Die Tat XVI, 10. Jena).

„Nietzsche und das Christentum." Von Reinhold Lindemann (Der Gral XIX, 4. Essen).

„Die neue Nietzsche-Literatur." Von Reinhold Lindemann (ebenda).

„Erinnerungen an Liliencron." Von A. Obst (Niedersachsen XXX, Januar. Bremen).

„Hermann Löns und die Grenzmark." Von Wilhelm Deimann (Ostdeutsche Monatshefte V, 10. Oliva).

„Wie wir das Geburtshaus Hermann Löns' fanden." Von Erhard Kraemer (ebenda).

„Zum Tode Carl Spittelers." Von Jonas Fränkel (Der Lesezirkel XII, 5. Zürich).

„Die Insel der großen Mutter [Hauptmann]." Von Bruno Goetz (Der Bücherwurm X, 4. Dachau bei München).

„Ein Frauenstaat. [Hauptmanns neuer Roman]." Von Luma (Der Deutschen-Spiegel 1925, 2. Berlin).

„Der Zauberberg [Thomas Mann]." Von Hermann Fauler (Der Freiburger Figaro 1925, 2).

„‚Der Zauberberg' von Thomas Mann." Von Hanns Martin Elster (Baden-Badener Bühnenblatt IV, 94).

„Arthur Schnitzler." Von Carl Helbling (Der Lesezirkel XII, 5. Zürich).

„Arthur Schnitzler." Von Josef Körner (Baden-Badener Bühnenblatt V, 3).

„Wilhelm Schäfer." Von Erwin Ackerknecht (Der Bücherwurm X, 2. Dachau bei München).

„Der Lyriker Franz Karl Ginzkey." Von Stefan Denk (Der Türmer XXVII, 4. Stuttgart).

„Ernst Barlach." Von Paul Fechter (Die schöne Literatur XXVI, 1. Leipzig).

„Franz Werfel." Erste Hälfte. Von Hans Schimmelpfeng (Die Christliche Welt XXXIX, 1/2 u. 3/4. Gotha).

„Fritz von Unruh." Von Joseph Sprengler (Hochland XXII, 4. München).

„v. Unruh—Kaiser—Barlach." Von Werner Schendell (Der Deutsche Gedanke II, 1. Berlin).

„Bronnen." Von Stefan Großmann (Das Tagebuch V, 49. Berlin).

„Bert Brecht." Von Friedrich Bethge (Der Fechter IV, 1. Berlin).

„Paul Zech." Von Paul Bourfeind (Der Stromer I, 2/3. Köln).

„Fred A. Angermayer." Von Leo Rein (ebenda).

„Gottfried Benn." Von Walter Petry (Die Neue Bücherschau III, 1. Berlin).

„Franz Lüdtke, der Dichter und Pädagoge." Von Franz Alfons Gayda (Ostdeutsche Monatshefte V, 10. Oliva).

„W. O. von Horn, ein rheinischer Erzähler." Von Walter Diener (Rheinische Heimatblätter 1924, 12. Koblenz).

„Henriette Brey, die Dichterin der Güte." Von Heinrich Heimanns (Alte und Neue Welt IL, 7. Einsiedeln).

* * *

„Walter de la Mare." Von Karl Arns (Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht, Bd. 23. Berlin).

„Walt Whitman." Von Otto Zareck (Orplid I, 11. Leipzig).

„Alfred Edward Housman." Von Karl Arns (Die Neueren Sprachen XXXII, 5. Marburg).

„Querschnitt durch die französische Literatur von 1923." Von Benjamin Crémieux (Die Neue Bücherschau III, 1. Berlin).

„Le bal de Comte d'Orgel [Radiguet]." Von Walter Mehring (Das Tagebuch VI, 3. Berlin).

„Anatole France" [Schluß]. Von K. O. Erdmann (Kunstwart XXXVIII, 4. München).

„Verlorene Illusionen [Honoré de Balzac]." Von Wilhelm Kunze (Anthroposophie VI, 23. Stuttgart).

„Das deutsche Drama in Polen und Frankreich." Gründe und Abgründe. Von Leo Koszella (Die Volksbühne, Köln III, 5).

„Die neuesten Richtungen der italienischen Literatur." Von Karl Voßler (Die neueren Sprachen 1925, 2. Beiheft. Marburg).

„Ein Brief des Märchendichters H. Chr. Andersen an Emma Brenner-Kron." Mitgeteilt von K. E. Hoffmann (Basler Jahrbuch 1925).

„Strindbergs geistiger Entwicklungsgang." Von Karl Möhling (Die Bücherwelt XXII, 1. Köln).

„Dostojewski und der deutsche Geist." Von Emil Lucka (Hellweg V, 2. Essen).

* * *

„Zur Carlos-Dramaturgie." Von Siegfried Anheißer (Die Scene XIV, 12. Berlin).

„Theater." Von Kasimir Edschmid (Das Dramatische Theater I, 2. Leipzig).

„Drama — Theater — Publikum." Von Fritz Gaupp (Hellweg V, 3. Essen).

„Das Theater." Von Else Lacker-Schüler (Das Dramatische Theater I, 1. Leipzig).

„Bühne, Publikum und Volk." Von Alfons Paquet (Das Dramatische Theater I, 3/4. Leipzig).

„Anmerkung zum dramatischen Schaffen." Von Ernst Weiß (Das Dramatische Theater I, 2. Leipzig).

* * *

„Geistige Führung." Von Felix Braun (Der Neue Merkur VIII, 4. Stuttgart).

„Die Revolution im jüngsten Drama." Von Erhard Jurrian Bruder (Orplid I, 11. Leipzig).

„Der Kampf um die bürgerliche Welt- und Lebensanschauung in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts." Von Fritz Brüggemann (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte III, 1. Halle a. S.).

„Zur Erforschung der deutschen Barockdichtung." Von Herbert Cysarz (ebenda).

„Die Entwicklung der sozialen Lyrik." Von Carl Enders (Orplid I, 11. Leipzig).

„Zur Kunst der Rede und Gegenrede." Von Karl Grunsky (Hellweg V, 1. Essen).

„Formen in der Lyrik." Von Julius Havemann (Fortunatus 1924/25, 6. Lahr i. B.).

„Neuere deutsche Kabarettdichtung." Von Max Herrmann (Die Neue Bücherschau III, 1. Berlin).

„Die deutsche Literatur und das Ausland." Von J. K. von Hoeßlin (Die schöne Literatur XXVI, 1. Leipzig).

„Die Beseelung der dichterischen Gestalten." Von Karl Irmler (Vereinigte Städtische Bühnen, Dortmund II, 7).

„Kritik." Von Gustav Keckeis (Literarischer Handweiser LXI, 1. Freiburg i. B.).

„Der künstlerische Mensch." Von J. Kreitmaier (Stimmen der Zeit LV, 4. Freiburg i. B.).

„Tierdichtung." Von Walther Kühlhorn (Zeitschrift für Deutschkunde XXXVIII, 6. Leipzig).

„Das Werturteil in der literarischen Praxis." Von Albert Rumpf (Die Bücherwelt XXII, 1. Köln).

„Katholische Lyrik der Gegenwart." Von Cornelius Schröder (Der Gral XIX, 4. Essen).

„Die Wiederkunft des Gleichen in der Wissenschaft." Von Alfred Seeliger (Der Türmer XXVII, 4. Stuttgart).

„Stilkunst und Sprache." Von Erwin Stranik (Hellweg IV, 53. Essen).

„Naturalismus und Kunst." Von William Wauer (Kunstwart XXXVIII, 4. München).

„Der deutsche Soldatenroman." Von Fedor von Zobeltitz (Velhagen & Klasings Monatshefte XXXIX, 5. Berlin).

Echo der Bühnen

Wien

„Sie selber nennt sich Helsinge." Eine ernsthafte Komödie in drei Akten. Von Wilhelm Stücklen. (Uraufführung im Deutschen Volkstheater am 10. Januar 1925.)

„Sie selber nennt sich Helsinge", wiewohl sich ihrer Visitenkarte auch andere Möglichkeiten böten: z. B. ihr Mädchenname oder der ihres durch Scheidung erledigten Gatten; aber vor einer strengen literarischen Behörde würden alle diese Falschmeldungen zunichte, dort möchte sie mit einem Doppelnamen, wie er in der züricher Heimat des Dichters üblich ist, Wedekind-Sardou heißen, denn diese ernsthafte Komödie stammt — wie schön wäre der Referentenberuf, wenn man Lopes „Ring des Vergessens" am Finger trüge! — stammt, das läßt sich nun einmal nicht leugnen, geradlinig vom Erdgeist Lulu und von Sardous „Ferréol"; ob unmittelbar oder durch Zwischenglieder, wer mag

das wissen; jedenfalls ist die Verwandtschaft von Vater- und Mutterseite her groß genug. Also Sie, eine übrigens sehr anmutige und geistreiche Variation des Erdgeists, und um sie herum und bedingungslos in ihrem Bann ein Mann und noch einer und noch einer und eigentlich noch einer; allerlei Dialektik (gottlob aber einmal keine Handgreiflichkeiten) der Liebe; jene Dialektik kompliziert durch die frei ausgestaltete Fabel des „Ferréol" eines Ferreoliden. Nämlich so: der erste Liebhaber wird schwer verletzt aufgefunden und klagt sterbend den zweiten als Mörder an; Frau Helsinge schenkt, wie alle Welt, dieser Anklage Glauben, entlastet aber vor Gericht den (wirklich) Unschuldigen, indem sie (falsch) schwört, dieser sei im kritischen Augenblick mit ihr, also sagen wir, in flagranti gewesen; als sie dann durch den dritten Liebhaber, der unter seinen Nebenbuhlern das Phlegma vertritt, erfährt, der zweite sei in der Tat schuldlos, da der erste nicht als Opfer fremder, sondern eigener Eifersucht, nicht durch Mord, sondern durch Selbstmord gefallen ist, da verliert der Ex-Mörder mit dem Nimbus des Verbrechens alles Interesse und der dritte, der zynische Verehrer, beherrscht, wenn der Vorhang fällt, die Situation, wenn sich nicht gar, in Gestalt eines Dieners, ein neuer Mitbewerber ankündigt. Nebenbei bemerkt: den Meineid, ein Faktum, das weiland stark genug schien, um eine Anzengrubersche Tragödie zu tragen — den lassen die Insassen unserer Komödie leichten Herzens auf sich beruhen. — Dies Stück eines nicht unrühmlich bekannten Autors steht auf höherem Niveau, als der affektierte Titel befürchten läßt; viele hübsche Einfälle, gepflegter Dialog. Jeder Akt gehört einem der drei Freier, der zweite überdies dem Untersuchungsrichter, einer sogenannten sicheren Nummer; dennoch steigt im dritten, wo Stücklens eigene Erfindung in den Vordergrund tritt, das Interesse — wider alles Herkommen, und der einmal angeschlagene ironische Ton, zudem sich eine mit Selbstmord einsetzende Komödie gleichsam verpflichtet, wird bis zum letzten Augenblick festgehalten. Daß die billigen groben Reizmittel, mit denen Stücke ähnlicher Themensetzung zu wirken pflegen, hier verschmäht sind, sei nochmals dankbar anerkannt.

Robert F. Arnold

Weimar

„Die Erlösung des Parricida." Ein Mysterium in drei Akten. Von Heinrich Lilienfein. (Uraufführung am 17. Januar 1925.)

Der Dichter knüpft in seinem Werk an die Vorgänge in der Schlußszene von Schillers „Tell" an. Sein Held ist natürlich der Mörder Albrechts, aber er geht nicht, wie bei Schiller, nach Rom, sondern nach Avignon, um dort sich vom Papste Absolution zu erflehen. Er ist's im „Mysterium" Lilienfeins, der die nach verschiedenen Richtungen laufenden Fäden unkontrollierbarer Geschichte und Sage zu einem in den düstern Zauber der Romantik und unerforschliche Tiefen der Mystik getauchten Bild zusammenknüpft, der Unbehauste, von furchtbaren Reuequalen gepeinigte Sünder, dem nach vergeblichem Bittgang zu dem ihn in alle Ewigkeiten verfluchenden Papste an der Seite eines jungen Weibes kein menschliches Leid erspart bleibt. Nach dem Tode der sich aufopfernden Frau sucht er im Hochgebirge, wo er bei einem einsam wohnenden Klausner Zuflucht gefunden, durch die Rettung in Eis und Schnee verlorener Wanderer für seine Tat zu büßen. Aber auch von ihnen verabscheut und verflucht, sinkt er, am Ende seiner Kraft, in grausiger Einsamkeit zusammen, bis ihm nach unseligen Visionen endlich im Mondenglanz unter gestirntem Himmel die verklärte Erscheinung des geliebten Weibes Erlösung bringt. Himmelschöre bestätigen die Verzeihung des barmherzigen Gottes.

Die vorstehende Skizze gibt natürlich kein Bild vom kunstvollen Aufbau der einzelnen, in ihrer wohldurchdachten Steigerung sich überbietenden Szenen. Jedes Moment der wechselvollen inneren und äußeren Handlung ist psychisch aufs sorgsamste vorbereitet. Dazu kommen allerlei feinempfundene symbolische Andeutungen zur Untermalung oder Klärung der sich überstürzenden Ereignisse; auch wird mit Geschick mehrfach das Mittel einer die Vorgänge begleitenden Natursymbolik äußerst wirksam verwendet. Den Charakteren mit ihrer differenzierten Eigenart ist die Sprache angepaßt, die in wohlklingenden Jamben mächtig dahinrauscht, in prachtvollen Gleichnissen mit ungesuchter Natürlichkeit ungewöhnliche Wirkungen ergibt. Getragen ist das Ganze von dem alten Motiv des Ewigweiblichen, das sich, wie im „Armen Heinrich" oder im „Tannhäuser" R. Wagners, in der Gestalt des erlösenden Weibes kundgibt.

Otto Francke

Altona

„Karfreitag." Ein Kammerspiel in drei Akten. Von Alfred G. Nagel. (Uraufführung im Altonaer Stadttheater am 11. Januar 1925.)

Der Held dieses Kammerspiels heißt auf dem Zettel einfach „Der Dichter". Aber schon die ersten Szenen lassen erkennen, daß der Dichter August Strindberg ist. Aus tiefer Liebe zu ihm und aus umfassender Kenntnis der Strindberg-Literatur heraus ist das Stück geschaffen, das im Caféhaus anhebt, wo Strindberg mit einem

Freund den Erfolg der Première seines letzten Werks erwartet, und in dem bescheidenen Zimmer schließt, in dem er seinen schweren Tod stirbt. Es handelt sich hier nicht um eins jener Künstlerstücke, denen der Name des Helden den größten Reiz gibt, vielmehr um eine psycho-pathologische Charakterstudie in dramatischer Form. Was Nagel seinen „Dichter" im Dialog sagen läßt, das sind fast alles wirkliche, dokumentarisch beglaubigte Strindberg-Worte. Und doch wirkt das Ganze nicht wie ein Cento, sondern Rede und Gegenrede fließen natürlich und lebensecht. Die Tragik des Strindbergschen Lebens ist hier in die enge Spanne von vierundzwanzig Stunden zusammengepreßt. Dramatisch wirksam, trägt das Stück in seiner intimen, verhaltenen Art die Bezeichnung „Kammerspiel" zu Recht. Carl Müller-Rastatt

Hamburg

„Haßberg" oder „Die neuen Karamasoffs". Drama in fünf Akten. Von Arthur Sakheim. (Uraufführung in den Hamburger Kammerspielen am 22. Januar 1925.)

Auch Arthur Sakheim hat die entschiedene Wendung vollzogen, mit der sich so mancher, der das Theater ent-theatralisieren wollte, wieder zu den immanenten Forderungen der Schaubühne bekannte. Von dem geistreich graziösen Geplauder seiner „Pilger und Spieler" zu der szenischen Wucht des „Haßberg" scheint keine Brücke zu führen, und nur gelegentlich erkennt man den alten Sakheim an der üppigen Breite wesentlicher Gespräche wieder. Er hat diesmal seinen Stoff nicht selbst erfunden, sondern von Dostojewski geholt. „Die Karamasoffs" haben es ihm angetan. Aber er hat sie nicht einfach dramatisiert, sondern aus Rußland ins deutsche Grenzgebiet verpflanzt und in die heutige Zeit hineingestellt. Leider ist er dabei nicht gründlich genug vorgegangen, hat manches typisch Russische übernommen. Und ebenso hat er das Epische nicht radikal genug ins Dramatische übertragen. So ist das Stück noch keine Vollendung, aber doch eine starke Verheißung. Die Charaktere sind plastisch herausgearbeitet, die Hauptszenen von starker dramatischer Wirksamkeit. Man darf erwarten, daß dieser kluge und feine Kopf auf dem neuen Weg sehr rasch ans Ziel gelangen wird. Carl Müller-Rastatt

Freiburg i. B.

„Arete." Tragödie in fünf Aufzügen. Von Ernst Bacmeister. (Uraufführung im Stadttheater am 15. Januar 1925.)

Bacmeisters neues Werk gehört zu den Bemühungen um die Wiedergewinnung des strengen Stildramas. Und der Denker Bacmeister verleugnet sich weder in der Problemstellung noch den scharfgeistigen Dialogen. Die Heldin ist eine Schwester von Hebbels Rhodope und Mariamne, eine Vertreterin echter und edelster Frauenwürde. Obwohl dem Dion vermählt, läßt sie sich während einer Belagerung durch ihren Bruder, den Tyrannen Dionys von Syrakus, an dessen Günstling verschenken, und sie überlebt dies Geschick, weil sie ihren Geist dem geliebten Gemahl treu und deshalb auch ihren Leib unbefleckt weiß. Erst als Dion ihr ohne Verständnis begegnet, als auch der um sein Urteil befragte Plato letzten Endes versagt, sieht sich Arete einsam im Leben, dem sie nun gern entsagt.
Bacmeister hat das Thema mit einbohrender Vertiefung, mit hohem Ernst und geistvoller Dialektik behandelt, zum Schluß auch mit bühnensicherer Gestaltung; aber es setzt von dem mitgehenden Zuschauer einen Verzicht auf gewohnte Moralanschauungen voraus, um die höhere Reinheit dieser geschändeten und doch treuen Arete zu begreifen.

Wilh. E. Oeftering

Coburg

„Königin Signy." Trauerspiel in vier Aufzügen. Von Hans von Lepel. (Uraufführung im Coburgischen Landestheater am 28. November 1924.)

v. Lepel, der vor Jahren schon einmal mit einer „Bathseba" auf die hiesige Bühne gelangte, hat diesmal den Wölsungenstoff aufgegriffen und schloß sich dabei der Überlieferung an, wie Wolters und Petersen sie in ihren „Heldensagen" (S. 23—28) erzählen. Der Gedanke der Blutrache, dessen Trägerin Signy ist, geht groß und mächtig durch das Stück. In Einem geht Lepel über die Vorlage hinaus: während in der Sage Signy in fremder Gestalt zu ihrem Bruder Sigmund kommt, um einen Sohn von ihm zu empfangen, verlangt sie im Stück offen das gleiche, wodurch die Racheidee eine stark gestaltete Steigerung erfährt. Daß der Verfasser bei aller Selbständigkeit gelegentlich Reminiszenzen an Richard Wagner, Shakespeare (der bucklige Skalde!) oder Kleist wachruft, ist im Thema begründet. Die ersten drei Akte wachsen in langsamem, aber stetem Aufstieg empor. Der vierte Akt — der mittlerweile einer Umgestaltung unterzogen wurde — fiel leider ab. Die Schwierigkeit, daß zwischen dem dritten und vierten Akt anderthalb Jahrzehnte liegen, ist nicht bewältigt worden. Wenn das noch gelingt, kann das im freien, vierhebigen Heldenmaß geschriebene Drama einer allgemeinen Wirkung sicher sein — soweit der Stoff der Teilnahme des heutigen Publikums begegnet. Auf jeden Fall ist das günstig aufgenommene Stück eine starke Talentprobe, die noch manches Wertvolle von dem Verfasser erhoffen läßt. Julius Kühn

Leipzig

„Lebensballade." Ein Schauspiel in zwölf Bildern. Von Walter von Molo. (Uraufführung im Schauspielhaus am 24. Januar 1925.)

Diese dramatische Dichtung, die siebente Molos, zeigt die gleichen, unveränderlichen Eigenschaften wie ihre Vorgängerinnen. Was darüber hier gesagt wurde (siehe L. E. XIX, 422; XX, 792; XXI, 94 und 220; XXIII, 1117; XXIV, 921) ergibt im Querschnitt das einheitliche Bild des Dramatikers Molo. In folgenden Sätzen läßt es sich umreißen: „Innerlich fehlt der Raum, in dem das geistige Erlebnis ausschwingen könnte" (Wolfgang Schumann). „Aus der Idee hat sich Molo die Tragödienhelden filtriert... Nur da, wo er das Licht seiner Idee nicht leuchten läßt, in ein paar Nebenzügen, in einem menschlichen Zufallslaut tritt Künstlertum in Erscheinung" (Heilborn). „Laune, verquickt mit idealistischer Moral und schwärmender Idealität" (Enders). „Vergeblicher Kampf aller menschlichen Gruppen und Mittel gegen das Schicksal" (Fritz Droop). Ich selbst konnte an dem deutschen Volksstück „Friedrich Staps" die Stileinheit rühmen, freilich dem Werk nur durch begeisterte Liebhaber vor begeisterungsfähiger Jugend Erfolg zusprechen. Als ich über die „Helle Nacht" redete, nannte ich Molo einen Dichter; denn als solcher bewähre er sich gerade durch die Mängel, die der Macher zu meiden wisse.

In den Stimmen über wenige Dramatiker der Gegenwart wird ein solcher Gleichklang hörbar sein. Aus allen tönt die hohe Achtung, die warme Sympathie für die Gesinnung, das Wollen Molos; aber zu unbedingtem Lobe kommt es kaum je. Und was dem Wunsch, solcher Persönlichkeit gebührende Anerkenntnis zu gewähren, die Erfüllung verbietet, ist nicht etwa mangelndes Vermögen im Technischen, zu geringer Kontakt mit der Bühne, wie sonst zumeist. Die Ursache liegt nicht in einem Zuwenig, eher in einem Zuviel. Was jedem höheren dramatischen Schaffen eingeboren sein muß, das im Untergrund witternde Ideenhafte, Symbolische, tritt bei Molo wie ein flüssig hervorquellendes Urgestein an die Oberfläche und übergießt die sorgsam angelegten Gärten mit einer erstarrenden Lavaschicht.

So auch in der „Lebensballade". Der Titel deutet auf große, dämonische Kräfte, denen im Halbdunkel seelischer Dickichte Helden tragisch erliegen. Die Dämonen heißen hier: Gesetz, Pflicht, Alter. Von ihnen umstrickt, ringt der jung, naiv Gebliebene um sein Recht auf ein spätes Glück, die ihm zufliegende junge Frau um die freie Hingabe an den Naturtrieb. Bis sie beide im Sumpf des Alltags ertrinken, versinken. Wie schön, wie einfach groß hat Molo das bildhaft gesehen! Nun kam ihm aber zweierlei in die Quere: sein glühendes Verlangen, die Menschen zu bessern und zu bekehren, dem seine Gestalten mitten im Sturm der Leidenschaft Worte leihen müssen, und die aufgepfropfte Absicht, den Widerstreit von Alter und Jugend, Vätern und Kindern, in den Rahmen hineinzumalen. So ergibt sich eine doppelt verbildete Komposition, und an so manchen Stellen das Ungenügen des Kolorits. Nicht etwa ein stumpfes Grau, wo man glühendes Rot fordern möchte; aber zu viel Hellblau und Weiß ohne scharfe Konturen. Immerhin: es sind doch freundliche Farben, und wer diesem Werk zürnt, tut es, wenn er den Dichter erkannt hat, aus gekränkter Liebe.

Georg Witkowski

Dortmund

„Die Gesteinigten." Drama in drei Akten (sechs Abteilungen). Von Karl Irmler. (Uraufführung im Dortmunder Stadttheater am 10. Januar 1925. Buchausgabe im Verlag von Fr. Wilh. Ruhfus in Dortmund.)

Die Quelle zu diesem Drama aus dem mittelalterlichen Metz um 1430 ist eine dürftige Notiz in einer metzer Chronik des 15. Jahrhunderts, der gemäß zwei wegen Gattenmordes zum Tode verurteilte junge Frauen in letzter Stunde begnadigt werden mußten, weil Henker und Gehilfe sie zu ehelichen bereit waren. Dem Dichter wurde dieser an sich eines tieferen Motivs bare Stoff reizvoll und ausbeutungsfähig erst durch die Frage nach Veranlassung und Folge der Begebenheiten. In deren Mittelpunkt stellt er den Henker Heinrich, genannt Hein Graully, und Madeleine, die Frau des Hauptmanns Ulmer. Von dem rohen Gatten entwürdigt, tötet sie ihn im Affekt und wird aus Selbsterhaltungstrieb des Henkers Weib. Als der zweite Gatte brutal seine ehelichen Rechte geltend macht, rettet sie sich vor dieser zweiten Entehrung durch Selbstmord. Neben Hein Graully und Madeleine stellt der Autor ein zweites Paar: des Henkers Sohn Raoul und die Abenteurerin Claude, die bis zu ihrer Entlarvung als Jungfrau von Orleans gilt. Diese Nebenhandlung dient aber nicht bloß zur Füllung der Haupthandlung, sondern ist mit ihr dadurch verknüpft, daß Raoul durch seine Verbindung mit Claude Vater und Stiefmutter in sein Abenteuer reißt und den Vater selbstsüchtig seinem Geschick überläßt. Die Verquickung von Haupt- und Nebenhandlung ist zwar nicht so innig, daß daraus ein organisches Ganzes entstanden wäre. Die beiden ersten Akte sind zu breit angelegt, aber die beiden dramatischen Momente — der Gattenmord und die Überführung der Betrügerin, sind ungemein wirkungsvoll, und überall ist es Irmler gelungen, das Zeitkolorit so kräftig herauszuarbeiten, daß die

ungewöhnlichen Vorgänge durch die Zeitverhältnisse erklärbar erscheinen. Die wuchtigste Szene ist die letzte, wo Madeleine angesichts der drohenden Lebenshölle durch Selbstaufopferung ihr Weibtum rettet. Alle Charaktere sind anschaulich gezeichnet, die hochstehende Madeleine nicht minder als die zu ihr scharf kontrastierende, tiefstehende Claude. Indem er zwischen beide eine naiv fühlende, leichtlebige Frauengestalt einfügte, gelingt Irmler eine feine Abschattierung der weiblichen Charaktere. Psychologisch tief ausgedeutet ist die Figur des Henkers, so daß auch dieser veredelte Blutmensch der Lebenswahrheit nicht ermangelt. Dem Dramatiker Irmler, dessen Hauptstärke vielleicht die heitere Novelle ist, ist mit diesem „Drama", das er als bürgerliches, nicht als historisches Trauerspiel aufgefaßt wissen will, der große dramatische Wurf noch nicht gelungen. Das „noch" bedeutet eine Hoffnung. Daß er ein phantasiestarker Dichter ist, beweisen eine Reihe gut gesehener Szenen, die er aus Eigenem in den an sich kargen geschichtlichen Stoff verwoben hat, und die blühende, bilderreiche Sprache, die freilich mitunter Sprachrätsel aufgibt. Karl Arns

Köln

„Till Eulenspiegel." Ein Schelmenstück in fünf Bildern. Von Mie Paulum und Adam Kuckhoff. (Uraufführung im Schauspielhaus am 8. Januar 1925.)

Es ist immer eine nicht gerade angenehme Aufgabe, die sich ein Dichter stellt, einen allgemein bekannten Stoff in eine neue Form zu übertragen. Besteht schon ein großer Unterschied zwischen einem Streich und einem Schelmenstück, das in Wirklichkeit ausgeführt wird, und seiner Nacherzählung, so besteht ein noch größerer zwischen dieser Erzählung eines Streiches und seiner Darstellung auf der Bühne.

Wenn wir auch heute noch das Volksbuch von Till Eulenspiegel mit Genuß lesen, so kann man doch dem Bühnen-Till Eulenspiegel kaum noch Geschmack abgewinnen. Er bleibt auf der Bühne trocken, spießig, ohne uns sonderlich zu erregen, und dadurch, daß Kuckhoff jedem der fünf Bilder den Schwätzer vorausschickt, der die Geschichte des Till Eulenspiegel, soweit sie ein Zuviel für die Bühne bildete, erzählte, wurde er sich des Widerspruchs zwischen Epischem und Dramatischem wohl selbst bewußt. Auch die Durchführung einer Entwicklungslinie vom Schalkslehrling zum Schalksgesellen und Schalksmeister, die Verbrämung mit einzelnen gedanklichen Motiven über Wahrheit und Lüge, Scherz und Ernst konnten das Stück nicht zu einem großzügigen Theaterwerk erheben, so verlockend auch die Gestalt des Till Eulenspiegel gerade hierfür erscheinen mag. Es geht dem Volksbuch genau wie der Bibel; beide verlieren, wenn man an ihre ursprüngliche Gestalt rührt.

Zwar zeigt das vierte Bild in der Gestalt des Todes einen leicht possenhaften und deshalb bewegteren Einschlag, aber es hilft über die Langeweile des letzten Bildes auf der Himmelswiese nicht hinweg, und es ist Kuckhoff nicht gelungen, in Eulenspiegel ein ergreifendes, menschliches Schicksal vor uns hinzustellen.

Paul Bourfeind

Frankfurt a. M.

„Der Kreidekreis." Spiel in fünf Akten nach dem Chinesischen von Klabund. (Uraufführung im Frankfurter Schauspielhaus am 3. Januar 1925.)

Gegenüber so vielen „Bearbeitungen", „Übersetzungen" und arroganten „Nachdichtungen", in denen einfallslose Poeten berühmte Werke der Vergangenheit auf neu drapieren, um sich mit fremden Federn großartig zu zieren, darf Klabunds „Kreidekreis" als eine echte Neudichtung gerühmt werden. Denn die altchinesische Geschichte vom „Kalkzirkel" aus dem 14. Jahrhundert ist hier wirklich nur als Stoff übernommen worden. Die Puppen aber sind verwandelt zu Charakteren, Handlungen wurden Motivationen, Liebesszenen blühen in Lyrik, wo früher sprachliche Öde war. Auch das Symbol des Kreidekreises wird vertieft. Das arme Freudenmädchen Haitang wird von Herrn Ma zur zweiten Frau genommen, worauf die erste Gemahlin aus Eifersucht und Haß auf Rache sinnt. Als nun Haitang dem Ma ein Kind gebärt, vergiftet die Böse ihren Mann, beschuldigt die Haitang fälschlich des Mordes und spricht ihr selbst das Kind ab, um des Erbes nicht verlustig zu gehen. Ein salomonisches Urteil des neuen Kaisers läßt die Frauen mit dem Kreidekreis prüfen. Welche von beiden das Kind aus dem am Boden des Gerichtssaals gezogenen Kreis zu reißen vermag — so sagt der Kaiser listig — sei die Mutter. Die wahre Mutter wird aber gerade in Haitang erkannt, weil sie sich weigert, in diesem körperlichen Kampfe dem Kinde weh zu tun und es vorzeitig fahren läßt. Bei Klabund wird in vorbereitenden Gleichnissen der Kreidekreis zum Zeichen der Wahrheit und des Schicksals. Bernhard Diebold

Echo des Auslands

Elsässischer Brief

Es ist verschiedentlich im Lande unangenehm aufgefallen, daß in unseren Mitteilungen Ebbe im literarischen und künstlerischen Leben konstatiert werden mußte. Nun erscheint seit dem 15. Oktober eine neue elsässische Halbmonatsschrift für Kultur, Literatur und Kritik unter dem Titel „Der eiserne Mann" im Verlag von Deppen in Erstein (Unterelsaß), herausgegeben von einer Gruppe jüngerer Literaten und Künstler, und sie sagt das, was hier angedeutet war, ganz ungeschminkt schon im zweiten Heft: „Der Elsässer gehört zu den Leuten, die von der Manie des Fremdartigen befallen sind. Alles ist schöner und besser, wenn es von auswärts kommt. Unsere Frauen tragen die Hauptverantwortung, sie kranken an der Sucht der Äußerlichkeit. Der Snobismus des Mannes ist bei uns vielfach die Folge der Verflachung der Frau. Der Volksmund sagt nicht mit Unrecht: Unsere Frauen schwärmen für zweierlei Tuch. Es liegt darin ein Stück Volkstragödie. Der Krieg hat eine recht traurige Verödung namentlich bei den jungen Leuten hervorgerufen. Der „Jazz-Band" ist das Universum ihrer Gedanken, der Konzentrationspunkt ihrer Intelligenz. Dazu kommt als Pendant die Sportshysterie. Die Folgen dieser Zustände sind für die Künstler recht traurig: die Bevölkerung kümmert sich kaum um sie, von Achtung ist schon gar keine Rede, eine große Interesselosigkeit für alles, was Kunst heißt, greift im Lande um sich. Der Schriftsteller und Dichter ist hier übel daran, er gehört zur „génération sacrifiée" (zur geopferten Generation). Die französische Sprache meistert er nicht so, daß er mit seinen französischen Kollegen wetteifern könnte. Die Sprache des Dichters ist keine Unterhaltungs- und Zeitungssprache, sie muß Seelenfluidum sein. Das kann sie nur, wenn sie die Sprache der Jugend gewesen ist. Die Sprache unserer Jugend war eben deutsch. Mit Politik hat das nichts zu tun. Das ist mal so. Mit den deutschen Kollegen und dem deutschen Leserkreis stehen wir aber nicht in Verbindung. Somit sind wir isoliert. Infolge dieser Isolierung und der Interesselosigkeit unserer eigenen Bevölkerung hält es schwer, für unsere Publikationen Abnehmer zu finden. Auch nehmen die elsässischen Verleger unsere Werke nicht mehr in Verlag. Der elsässische Schriftsteller ist also verurteilt zur geistigen Impotenz. Nur der finanziell gut gestellte Schriftsteller kann noch was veröffentlichen. Mäzene gibt es keine im Elsaß. Und die Regierung, das verstehen wir ganz gut, wird einen artistischen Partikularismus nicht lancieren helfen. Der Regionalismus ist zwar ganz schön und willkommen, wenn er sich auf Kostüme beschränkt."

Was der eine allein nicht mehr fertig bringt, das geht immer noch in Gesellschaft, und Gott sei Dank gibt es noch Verleger, die nicht nur Geldverdiener sind. So konnte eine unterelsässische Gesellschaft, an deren Spitze der weißenburger Abgeordnete Chr. Altorffer steht, mit Hilfe der Oberelsässischen Verlagsanstalt (Dr. Haegy) einen Prachtband herausgeben, „ein Heimatbuch" von Sulz u. W. und Umgebung mit über 100 Seiten Text und zahlreichen Illustrationen von H. Bacher und Ch. Kamm. Unter den Mitarbeitern finden wir neben den Geistlichen und Lehrern der drei Kulte unter anderen den straßburger Bibliothekar Lefftz, den bekannten Verfasser des Murner-Buchs, Professor Luzian Pfleger, Professor Alfred Pfleger, Michel Deutsch, Arzt in Sulz. Es wäre zu wünschen, wenn auch andere Regionen solche Monographien veröffentlichen möchten.

Während kürzlich eine neue Zeitschrift erstanden ist, scheint eine andere eingegangen zu sein; von den „Neuen Elsässer Heften", herausgegeben vom Maler Solveen, sieht man längst nichts mehr. Dafür hat das Literarische wieder mehr in die Tagespresse Eingang gefunden. Entweder führen unsere Zeitungen besondere Beilagen, wie die „Kleine Revue" der „Elsässer", die seit Oktober 1923 wieder erscheint und über die Publikationen aus beiden Kulturbereichen berichtet (wohl unter Leitung des Abgeordneten Seltz); oder sie bringen literarische Feuilletons, wie die „République", von R. Buchert und René Schickele. Das mag dem öffentlichen Ankläger im „Eisernen Mann" einigermaßen zum Trost gereichen, denn so wird erst der Boden bereitet, aus dem dann die berühmten Bäume unserer Dichter versuchsweise in den Himmel wachsen...

Wenn die Regierung, wie es in der Klage heißt, für heimische Dichtung nichts übrig hat, so finden sich staatliche Unterstützungen wohl zu den Publikationen der philosophischen Fakultät an der Straßburger Universität in bezug auf Landesgeschichte und Bibliographie. Der erste Band der „Bibliographie alsacienne" war allerdings eine Niete. Die Presse hat, insofern sie sich mit Literatur befaßt und ihre Stellungnahme nicht auf Höflichkeiten beschränkt, über die vollkommene Unzulänglichkeit dieser Veröffentlichung keinen Zweifel gelassen; stellenweise kam das ganz massiv zum Ausdruck. Man war sich einig darüber, daß Gesinnungstüchtigkeit, heute nicht mehr als früher, zum Kriterium wissenschaftlicher Tüchtigkeit genommen werden dürfe. Lo-

bend wurden dagegen hervorgehoben die unter derselben Ägide erschienenen Veröffentlichungen über die elsässische Revolutionsgeschichte, die aus dem Rahmen offizieller Legenden in mancher Hinsicht herausfallen. Auf dramatischem Gebiet sei die Aufführung von Schillers „Don Carlos" durch eine basler Truppe am Straßburger Stadttheater hervorgehoben. Es waren studentische Demonstrationen dagegen in Aussicht gestellt, die schließlich unterblieben. Der mit der Stadtverwaltung zufriedene Teil des Publikums hatte sich nämlich auf diese Möglichkeit auch vorbereitet. Eine Vorstellung von Goethes „Faust" durch dasselbe Ensemble ist in Aussicht genommen. Dagegen will sich die Stadtverwaltung auf musikalische Aufführungen in deutscher Sprache nicht einlassen. Sie sagt, die Musik sei an sich schon leichter verständlich, und vor allem scheut sie die hohen Kosten. Wir müssen also auf den „Ring" vorläufig verzichten, was die Kunstbeflissenen sehr bedauern. Vielleicht wird nun den immer wiederkehrenden Beschwerden über die Verdrängung der schriftdeutschen Sprache von den Theatern Rechnung getragen. In der „Heimat" von Haegy wurde die Beschwerde zuletzt mit einer gewissen Vehemenz erhoben im Hinblick auf die Erstaufführung von Abbé Schmidlins Festspiel „David". Die ist seither im „Sängerhaus" Tatsache geworden. Die Kritik spricht sich lobend darüber aus, namentlich auch über die von Professor Erb dazu geschriebene Musik. Der bekannte Dialektdichter F. X. Neukirch hat sich mit dem Umstand abgefunden, daß mit großen Sachen bei den Verlegern nicht viel zu machen ist. Er läßt darum Vorspiele und Zwischenakte erscheinen, „levers de rideau", wie das in der Theatersprache heißt, und ist sicher, dafür ein dankbares Publikum zu finden. Man muß sich nur zu helfen wissen.

Straßburg P. E. Baldeck

Französischer Brief

Die Laufbahn Paul Valérys ist recht merkwürdig. Der 1872 geborene Schriftsteller trat gegen 1895 mit zwei kleinen Arbeiten hervor, schwieg dann über fünfzehn Jahre; 1917 erschien „La Jeune Parque". Als 1921 die Zeitschrift „La Connaissance" durch eine Umfrage festzustellen versuchte, wer der bedeutendste Dichter der Gegenwart sei, fiel die größte Stimmenzahl auf Valéry. Es erschienen dann in schnellerer Folge: „Introduction à la méthode de Léonard de Vinci" (1920), „Eupalinos et l'âme et la danse" (1923), „Poésies" (1923). Im vergangenen Jahr legte die Librairie Gallimard einen Band: „Variété" vor, der ältere und neue prosaische Schriften des Dichters vereinigt. Das Buch wird eingeleitet durch Fragmente: Briefe an das englische Athenaeum und Bruchstücke aus einem Vortrag in Zürich. In beiden behandelt Valéry das europäische Problem, nicht vom politischen, sondern vom geistigen Standpunkt aus. Er nennt Europäer jeden, der den Einfluß Roms, Griechenlands und des Christentums in sich aufgenommen hat; wenigstens eine dieser Einwirkungen muß er erfahren haben, um den Anspruch zu erheben, als Europäer zu gelten — eine etwas künstliche Konstruktion. So kann man doch kaum über das europäische Rassenproblem hinweggehen. Eine solche These kann nur im Kopf eines französischen Klassizisten reifen. Abgesehen von dieser Einseitigkeit ist Valérys Definition vom Europäer einleuchtend, wenn er ihn als Ausdrucksgestalt von Maximalleistungen des Gefühls und des Willens hinstellt. Dadurch wird seine Tragik gekennzeichnet. In sie hat Valéry sich intuitiv eingelebt. Durch dieses Erlebnis lotete er in Tiefen, die vielen anderen verschlossen sind. Die Verankerung seiner Erkenntnisse in Urgründen weitete seinen Geist und ließ ihn, sich wieder aufschwingend, im kosmologischen Prinzip das Heil erblicken. Immer wieder klagt er, daß die Europäer sich in allzuvielen Systemen verstricken. In seiner Analyse von Lafontaines „Adonis" heißt es: „Unsere Epoche hat fast ebensoviele Prosodien entstehen sehen, wie sie Dichter zählt, d. h. einige Systeme mehr als Köpfe; denn einige haben mehrere entwickelt ... Man wird sie einst ebenso mitleidig betrachten wie wir die Scholastik." Der universale Geist Leonardos zog ihn daher in seinen Bann. Aus diesem Bedenken heraus ist seine Einleitung zu dessen Werken entstanden, die, hier schon früher angezeigt, in diesem Band neu abgedruckt ist. Mit bewundernswerter Überlegenheit tritt Valéry vor literarische Themen. Seine Betrachtungen über Adonis, Eureka, sein Vorwort zu den Gedichten von Fabre stehen auf einer Höhe, die sich weit über den Durchschnitt der Literaturkritik erhebt. Die beste Einführung in das Werk dieses bedeutenden Franzosen ist Thibaudets hier schon besprochene Apologie. Alfred Droins bei Flammarion erschienenes Buch: „Paul Valéry et la tradition poétique française" hat seinen besonderen Wert darin, daß einige vergessene Gedichte Valérys darin abgedruckt sind. Droin verteidigt den pedantischen Akademismus und wendet sich gegen Thibaudet und Valéry. Das Buch ist als Zeitdokument nicht uninteressant. Droin steht sozusagen auf dem „bloc national" und wettert: „... La nouvelle revue française qui préconisait, comme chacun le sait, l'entente intellectuelle franco-allemande, alors que nos soldats étaient massacrés en Haute-Silésie, et, plus tard, dans la Ruhr." Solche verspätete Zyniker

muß man in ihren reaktionären Systemen ersticken lassen.

Als ein Kritiker von Rang ist auch der junge Benjamin Crémieux zu werten, der, im Kreise der „nouvelle revue française" seßhaft, unter dem Titel: „XXe Siècle" eindringliche Studien über Proust, Giraudoux, Duvernois, Hamp, Larbaud, Romains, Orlan, Drieu de la Rochelle, Luc Durtain in der Librairie Gallimard herausgegeben hat. Ein Teil der jüngeren Autoren sind zum erstenmal in diesem Buch zusammenfassend behandelt worden, leider ohne bibliographische Hinweise. Da einige dieser Dichter bereits über Frankreichs Grenzen hinaus bekannt sind, werden die Würdigungen auch Nichtfranzosen nützlich sein können. Crémieux hat offene Augen für seine Generation und setzt die einzelnen klar und entschieden voneinander ab. Er zeichnet Jeden innerhalb des Kreises, in dem er steht, und malt den Kreis in seiner Ideologie und in seinen Stimmungswerten; etwa in der Art wie bei uns Klemperer. Vom Sprachlichen, wie bei uns Voßler und Spitzer, nimmt in Frankreich die psychologische Untersuchung der gegenwärtigen Literatur selten ihren Ausgang. Voßler und Spitzer haben für die Erkenntnis der Modernsten viel beigetragen. Spitzers Einzeluntersuchungen über Péguys Stil in der Festschrift für O. Walzel und seine Untersuchung: „Der Unanimismus Jules Romains'" im Spiegel seiner Sprache im italienischen Archivum Romanum sind sehr aufschlußreich. Es ist leider nicht möglich, hier näher auf diese Untersuchungen einzugehen, die der Sprachforschung ganz neue Gebiete erschlossen haben; aber ausdrücklich soll auf sie verwiesen werden; denn sie eröffnen ungeahnte Perspektiven.

Pierre Charron hat sich in Epigrammen zum Schrifttum der Gegenwart geäußert. Seine „epigrammes du siècle" erschienen im Verlag „du siècle". Ein älterer Kritiker, André Beaunier, hat bei Crès & Cie. ein Buch: „Critiques de romanciers" herausgegeben, in dem Zeitschriftenaufsätze über Anatole France und Paul Bourget als literarische Kritiker, Paul Adam, Octave Mirbeau, Louis Pergaud, Henri de Régnier, Jules Renard u. a. vereinigt sind. Es sind verbindliche, elegante Salonplaudereien, wie sie in den Kreisen um die französische Akademie gefallen. Als Kandidat für die Unsterblichen lebt er schon in jenen abgeklärten Höhen, in die die Kämpfe der gegenwärtigen Jugend nicht dringen.

Das junge Geschlecht ist aufgewühlt, ringt und sucht. André Maurois hat bei Grasset drei Dialoge „sur le commandement" herausgegeben, in denen ein Leutnant und ein Philosoph über philosophisch-politische Ideologien diskutieren. Das Buch klingt in eine Apotheose des Mannes der Tat aus; es zeigt, daß man auch in Frankreich nach Persönlichkeiten von großem Format sucht und nur durch sie aus der Krisis erlöst werden zu können glaubt. Ähnliche Erwartungen werden auch in Deutschland gehegt. Ganz wie bei uns kann man auch in Frankreich von einer „vague théosophique" sprechen, über die André Thérive in seinem Buch: „Les portes de l'enfer" bei Bloud & Gay referiert. Thérive sieht in Theosophie und Spiritismus satanische Lockungen, die aber im Grunde genommen doch für die Menschheit nicht gefährlich seien, weil hinter diesen Versuchungen immer wieder der Heiland erscheine. Das beweist Thérive durch den Lauf der Geistesgeschichte von Dante bis André Gide mit der Klarheit und Entschiedenheit, die man von einem gläubigen Katholiken erwarten darf. Jules de Gaultier eröffnet in den „Editions du siècle" eine „Collection de philosophie intellectualiste" mit einer eigenen Arbeit: „La sensibilité métaphysique" in der er im Gegensatz zu Nietzsche die Moral als Instinkt des Individuums in der Masse erkennt, und sie nicht als Endzweck sondern als Mittel wertet, das eng an den Messianismus gebunden sei. Die Untersuchungen über den Messianismus entsprechen einem aktuellen Bedürfnis; denn der Messianismus ist nur ein Teil des metaphysischen Dranges unserer Zeit, der seit Bergson auch Frankreich durchzieht.

Vor einigen Monaten hat André Gide seinen engeren Freunden ein Buch übermittelt, das unter dem Titel: „Corydon" eine Apologie der Knabenliebe darstellt. Sollte es eine Herausforderung an seine Gegner sein, die sich gewiß freudig die Hände gerieben haben, daß der Meister ihnen neues Material gegen sich selbst zuführte? „La nature a horreur du Gide" kreischte Henri Béraud, und Doktor François Nazier veröffentlichte in den „Editions du siècle" einen „Anti-Corydon", in dem sich Sappho, Casanova, Diogenes, Alkibiades, Lucian, Rabelais, Verlaine und Aspasia teils in wissenschaftlichem, teils in moralischem Ton über die Knabenliebe im allgemeinen und den Fall Gide im besonderen unterhalten. Die didaktischen Gespräche wirken teilweise komisch. Diese Polemik hat nun endlich auch in Frankreich eine Revue der Homosexuellen ins Leben gerufen. Wie im „Mercure de France" zu lesen ist, berufen sich „Inversions" in ihrer ersten Nummer auf Goethe, Voltaire, Oscar Wilde, Henry Marx, Tibull, Theokrit, Shakespeare und Swinburne und eröffnen ihr Heft mit einem „kollegialen" Gruß an die Lesbierinnen: „Elles s'embrassent".

J. Kessel und J. Suarez, die vor den letzten Wahlen eine Umfrage über die Aussichten des Linksblocks veranstalteten, die unter dem Titel „Le onze mai" bei

Gallimard erschien, haben jetzt eine Enquete „Au camp des vaincus ou la critique du onze mai“ zusammengestellt, die H. P. Gassier mit schlagkräftigen Karikaturen geschmückt hat. Schon in ihnen liegt ein zeitdokumentarischer Wert. Die persönlichen Äußerungen von Millerand, Bérard, Le Trocquer, Maginot, Bainville, Romier, Mandel u. a. werden jedem, der die französische Politik verfolgt, wichtig sein. Diese Buchidee ist zweifellos ein guter Gedanke.

„Vient de paraître“, das Verlagsorgan von Crès & Cie., veröffentlichte außer zahlreichen literarischen Notizen eine Studie über den Romanschriftsteller Edouard Estaunié von Jules Sageret, über René Dumesnil von André Billy, einen Bericht aus der welschen Schweiz von Emmanuel Buenzod und eine Würdigung des japanischen Malers T. Bando von Léon Baranger. — Auch Rieder & Cie. geben neuerdings unter dem Titel „L'Archer“ eine Verlagszeitschrift heraus: Henri Strentz über Henri Hertz, Léon Bazalgette über „Les prosateurs étrangers modernes“. — „Le mercure de France“: Emil Magne über Georges Lecomte; Ambroise Got, „L'avenir des relations franco-allemandes“: Louis Lefebvre, „Le Poème de la faim“; Eugène Langevin, „Louis le Cardonnel“; A. Chaboseau, „La Bretagne, musée des religions“. — „La nouvelle revue française“: Valéry Larbaud, „A propos de James Joyel et de Ulysses“; Henri Pourrat, „Jean Lolague“; Joseph Delteil, „Jeanne d'Arc“; Jean Cosson, „Propos sur le surréalisme“. — „Le monde nouveau“: J. H. Rosny aîné; „Pluralisme et relativisme“; Gaston Marin, „Mariage et divorce“; ferner literarische Porträts von J. H. Rosny, Aurel, Camille Mauclair, Marcel Batilliat, die auch biographisches Material enthalten. — „L'Europe nouvelle“: Albert Thibaudet, „Le roman du merveilleux“, F. de Miromandre, „La vie des chefs d'œuvre ou les ironies de la gloire“; A. Droin, „L'offensive contre Valéry“; H. Clouzot, „Paris aura-t-il un musée du geste?“; H. Lajusan, H. de Montherlant“. — „La revue de Genève“: Robert de Traz, „Nietzsche et les hauteurs“; André George, „Arthur Honegger“, Hermann Hesse, „Knulp I“; L. Hersch, „La guerre et la grippe“. — „Le Feu“ widmete im Dezember Louis Le Cardonnel eine Sondernummer und im Januar dem alten Kanal in Marseille, wie er sich in Kunst und Literatur spiegelt. — „Le Mercure de Flandre“: J. E. van Driessche, „Guido Gezelle“; Jan Jordens, „Lino grave“; Maurice Wullens, „Propagande“; E. Donce Brisy, „L'Evangile de la Non Violence“. — „Les Lueurs“ (Lyon) geben einen Überblick über das literarische Leben in Lyon. Otto Grautoff

Polnischer Brief

Im Januar vergangenen Jahres ist in Warschau eine neue Zeitschrift begründet worden. Sie heißt „Wiadomości literackie“ („Literarische Nachrichten“), erscheint wöchentlich, und nach dem Material, das sie bis nun geboten, sowie auch nach den Federn, die in ihr vertreten sind, ist es gestattet, über sie zu berichten und zu urteilen. Als ihre erste Nummer erschienen war, mochte wohl mancher glauben, daß der Zeitschrift kein langes Leben beschieden sein werde, da in den breiten Massen das Interesse für Literarisches und Ästhetisches nicht wach und lebhaft genug sei. Man erlebte indessen eine angenehme Enttäuschung. Die „Wiadomości literackie“ verbreiteten sich immer mehr, fanden Leser sowohl wie Käufer — der relativ geringe Umfang und billige Preis taten das Ihre — und sind heute aus dem literarischen Getriebe Polens fast nicht mehr wegzudenken. Ein Beweis, daß die Zeitschrift zu gelegener Zeit kam, daß sie notwendig ist, daß sie einen bisher leeren Kreis ausfüllt. Es sind ja hierzulande noch andere, an Umfang ansehnliche literarische Zeitschriften vorhanden, die aber zumeist die bestimmte Physiognomie einer Partei (nicht gerade in schlechtem Sinne), einer Schule oder eines Programms tragen und daher wohl nur zu den Mitgängern derselben sprechen. Es ist bezeichnend, daß sie unregelmäßig und in großen Zeitabständen erscheinen oder nach kurzfristigem Dasein ihr Erscheinen einstellen. Liegt es vielleicht daran, daß man Schulen, Parteien und Programme satt hat? Die „Wiadomości literackie“ repräsentieren keine Schule, kämpfen für keine Doktrin, predigen kein Dogma, das die Freiheit des Schaffenden irgendwie behinderte oder einschränkte. Sie treten ein für jede Schaffensart, in was immer für Form sie sich äußert, sofern sie nur ehrliches Wollen und redlichen Wert an den Tag bringt. Sie richten sich gegen Dunkelmännerei, Reaktion, Lüge, Falsch und Heuchelei auf sozialem sowohl wie auf künstlerischem Gebiete. Und noch eins, das zu betonen ist. Die Kriegs- und Nachkriegszeit hat aus den einzelnen Staaten Käfige und Gefängnisse gemacht, und es fehlte nirgends an dunkel waltenden Elementen, die diesen Zustand zu erhalten redlich bemüht waren und mancherorts auch heute noch bemüht sind. Die behandelte Zeitschrift hatte es nun als ihren ersten Programmpunkt aufgestellt, „nach Kraft und Möglichkeit den seit langem verlorenen Kontakt mit der europäischen Kunst und Kultur wieder aufzunehmen. Sie ist bestrebt, an dem Werk sich zu beteiligen, das das Niederreißen der uns von der Zivilisation scheidenden Mauer bezweckt. Sie will dabei alle, die guten Willens und Glaubens sind, unterstützen.“ Ein erfreuliches Kredo: Ein Kredo, das Wege bahnt, Brücken baut

und Menschen menschlich einander zuzuführen vermag. Von der Zeitschrift sind bisher 53 Nummern erschienen, die zeigen, daß die angekündigten Grundsätze nicht Phrase waren, und zur Hoffnung berechtigen, daß sie auch fernerhin sich bewähren werden.

Von der heimischen Literatur, die selbstverständlich Mittelpunkt ist, abgesehen, informieren die „Wiadomości" ihren Leser in belehrenden Aufsätzen über die Literaturen anderer Völker und lassen ihn auf diese Weise Einblick in die Geisteswerkstätten Europas und Amerikas tun. So werden allmählich die Türen immer weiter geöffnet, und man sieht in die Welt hinaus. So wird die Zeitschrift zur Mittlerin zwischen Mensch und Welt. Daß neben anderen auch die deutsche Geisteswelt nicht außer Sicht gelassen wird, ist bei dem Bestreben der Zeitschrift selbstverständlich. So informieren die „Wiadomości" ihren Leser über „das deutsche Drama in Paris" (Nr. 6) unter Berufung auf „Die Literatur", die übrigens unter deutschen Zeitschriften am meisten zitiert wird, über die neuesten Schöpfungen Fritz von Unruhs und Georg Kaisers, dessen Drama „Von Morgen bis Mitternacht" im „Teatr polski" in Warschau aufgeführt und vom Publikum abgelehnt wurde („Georg Kaiser in Polen und Frankreich" Nr. 11) und zu dessen Schöpfungen Karl Irzykowski in einer diesem Geiste eigenen und dem allgemeinen Urteil widersprechenden Art besonders Stellung nimmt. In der neunzehnten, der Kant-Nummer schreibt Jan Łukasiewicz über „Kant und die neuzeitliche Philosophie"; Marcel Handelsmans zur zweihundertjährigen Geburtsfeier des großen Denkers in dem „Wissenschaftlichen warschauer Verein" gehaltene Ansprache „Über die Bedeutung Kants" ist wiedergegeben; Kazimierz Bleszynski feiert Kant in einem schönen Aufsatz „Magnus parens". Von Kants Schriften ist in polnischer Sprache nur die „Kritik der reinen Vernunft" vorhanden in der Übersetzung des bedeutenden Literarhistorikers, weiland Piotr Chmielowski.

Rainer Maria Rilke, von dessen Gedichten einige Übersetzungen geboten werden, erfährt warme und verständnisvolle Würdigung (Nr. 27). Er findet in Olwid einen liebevollen Fürsprecher. „Das Profil des literarischen Deutschland" wird gezeichnet (Nr. 30); nach dem Aufsatz Hans Francks wird über das deutsche Drama der jüngsten Zeit Bescheid gegeben. Daß auch Dichter und Künstler anderer Völker in den „Wiadomości" nicht zu kurz kommen, versteht sich nach dem bisher Gesagten von selbst. Denn neben der Literatur wird auch der Kunst Rechnung getragen und dem Film Sorgfalt und Aufmerksamkeit geschenkt. So bietet die Zeitschrift in extenso ein Bild des Geistes, wie er webt und schafft, nicht nur in Polen, sondern auch in anderer Herren Ländern.

Von dem dichterisch schaffenden Polen habe ich diesmal nicht viel zu berichten, weil mir seit meinem letzten Brief nur weniges zu Gesichte kam. Da verdient Beachtung die von Lorentowicz herausgegebene Anthologie „Polska pieśń miłosna" („Das polnische Liebeslied"), meines Wissens die erste Sammlung dieser Art in polnischer Sprache. Juljusz Ejsmonds „Podręcznik całowania" („Das Handbuch des Küssens"), das im Titel schon an ähnliche deutsche Anthologien erinnert, notiere ich nach anderen Zeitschriften, kann aber, da ich das Buch nicht kenne, über dessen künstlerischen Wert nichts aussagen, ebenso über andere Lyrikbände, die ich im Einlauf einzelner Zeitungen angekündigt finde. Jozef Mirskis Gedichtband „De profundis" bedeutet eine Stufe in der Entwicklung dieses Dichters. In der Sammlung schwingen noch Nachklänge des Krieges mit, aber im ganzen rettet sich das Buch in die neue Zeit hinüber, mit ihrem neuen Wollen, Wünschen — ja, und mit ihrer Mystik. Die Form seiner Lieder ist nicht neu, aber der Kreis, den sie fassen, hat sich erweitert, der Ausdruck ist trotz mancher Neuerungssucht recht abgetönt und gewinnend, wenn man auch das Pathos, das an manchen Stellen unnützerweise mitläuft, leichten Herzens vermissen könnte. Mirski ist ein ernst Suchender, der keine Mühe scheut, dem Wesen der lyrischen Kunst beizukommen. In diese Rubrik will ich — wenn sie auch von der Lyrik weit abstehen — A. Siedleckis „Fabeln" („Bajki") einreihen, denen Gutes nachzusagen ist.

Von den Romanschriftstellern flüchtet sich Stefan Grabinski ins Phantastische. Sein Roman „Salamandra" („Der Salamander") bedeutet einen Sprung ins E. T. A. Hoffmannsche, Okkulte, in die Welt geheimnisvoller Kräfte in Mensch und Natur, in das Reich utriusque artis magicae, der weißen und schwarzen Magie. — Zofja Nalkowska nimmt in dem „Roman der Therese Hennert" unter ihre Beobachtungslupe — und sie ist eine gute Beobachterin — die Helden des Krieges, wie sie im täglichen Leben aussehn. — Juljusz Germans Roman der Schauspielerin Lili („Twarz z za Kurtyny") kommt den Ansprüchen, die heutzutage an den Romanschriftsteller gestellt werden, nicht nach. — Plastik, Farbenreichtum und Einfachheit eignen der Erzählung von Zofja Kossak Szczucka „Beatum scelus". Es ist dies die Geschichte eines von Rom nach Polen entführten Wunderbildes. Auch das Novellenbuch Michalina Szwarcownas ist zu loben. In ihrem „Tajemnicze święto" („Das heimliche Fest") stehen fünf Novellen, Novellen um die Liebe — Ziselierarbeit, die aus den Herzen die delikatesten Heimlichkeiten herauszubekommen weiß. Guter Stoff ist hier gut geformt. Casanova wird hervorgezaubert, die Tafelrunde

des feinlebigen letzten Polenkönigs Stanislaw August, der Salon der Frau von Staël mit Madame Recamier, Zacharias Werner, Wilhelm Schlegel, Benjamin Constant u. a. Man atmet eine Weile die Luft der Zeit, die heraufbeschworen wird, und den Zauberduft der Liebe, die der Herzen Herrin ist.

Wladyslaw Witwicki führt die Übersetzung platonischer Dialoge fort. „Das Gastmahl", das vor Jahren schon als Einzelausgabe erschienen war, ist nun der von der „Polnischen Bücherei" veranstalteten Gesamtausgabe platonischer Werke als sechster Band eingefügt worden. Hintergrund und Gedankenatmosphäre, in der sich die personae agentes des Dialogs bewegen, sind auch in diesem Dialog in gelungener Weise wiedergegeben. Die Fachphilologen machen Witwicki Mangel an philologischer Exaktheit zum Vorwurf, aber der Nichtphilologe, der gebildete Laie wird gern den Plato lesen, wie Witwicki ihn ihm bietet, und die platonische Welt nicht minder kennen und lieben lernen und an dem Buch reine Freude haben — mögen hie und da auch nur eben dem Berufsphilologen sichtbare philologische Ungenauigkeiten mitunterlaufen. (Auch eine neue Übertragung der Odyssee ist jüngst gemeldet worden; sie ist mir aber bis heute unbekannt geblieben.)

Die wie überall auch hier herrschende und wohlbekannte Wohnungsnot gab A. Siedlecki Stoff zu einer leichten Komödie („Sublokatorka" — „Die Aftermieterin") — während Waclaw Grubinski diesen Stoff in der Person Lenins („Lenin") glücklich gefunden zu haben vermeinte.

Von Hoene-Wroński's „Prolegomena zum Messianismus" ist der zweite Band in der „Polnischen Bücherei" erschienen. Kazimierz Morawski behandelt in seinem Buch „Rzym i narody" („Rom und die Völker") das Verhältnis Roms und Griechenlands in der hellenistischen Epoche zur jüdischen Altertumskultur. Ein Buch von tiefdringendem und weitreichendem Blick. — Roman Dybośki macht „Goethe und unsere Epoche" („Goethe i nasza epoka") zum Gegenstand seiner Betrachtung.

Goethe nimmt auch unter den Übersetzungen einen ansehnlichen Platz ein. „Faust", „Hermann und Dorothea", „Römische Elegien", „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter", „Gespräch von den Geistern" liegen zum Teil in neuer, zum Teil in erster Übersetzung vor. Außer Goethe sind übersetzt worden: Brentano: „Die Geschichte vom braven Kasperl und schönen Nannerl"; E. T. A. Hoffmann: „Die Elixiere des Teufels", „Serapionsbrüder", „Das fremde Kind". Von zeitgenössischen Autoren: Holländers „Tänzer", „Jesus und Judas"; Meyrinks „Das grüne Gesicht", „Das Wachsfigurenkabinett"; Ewers' „Alraune", „Die Besessenen", „Die Geliebte Tofars" (?); Th. Manns „Tristan" und Franz Bleis „Handbuch der Liebe" (?). Hegels „Einleitung in die Philosophie" hat ihren Übersetzer in J. E. Skiwski gefunden. Auch von Freuds und Kautskys Werken sind einzelne Arbeiten in jüngster Zeit übertragen worden. Eine Übersetzung der Werke Kants in Auswahl zumindest wird in den „Wiadomości literackie" gefordert, um Kants Gedankenwelt einem weiteren Kreis zugänglich zu machen. Über „Friedrich Nietzsche und dessen Ethik, ein moralisch-apologetisches Studium" („Fryderyk Nietzsche i jego etyka, studyum moralno-apologetyczne") schreibt Pater Zygmunt Kozubski, dessen Einstellung zu dem Philosophen und dessen Gedankenwelt eine ex officio gegnerische ist. Der Verfasser übersieht den engen Zusammenhang zwischen Nietzsche und dem Hellenentum, somit die wichtigste Quelle, aus der ihm „das Heidentum" zufloß, und das Studium läuft in den unausgestoßenen Ruf aus: Cave Fridericum!

Sambor — Hermann Sternbach

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Stelling Rotkinnsohn. Die Geschichte eines Verkünders und seines Volkes. Von Hans Fr. Blunck. München 1924, Georg Müller. 303 S.

Mit diesem Buch vollendet Blunck eine Romantrilogie, deren äußerer Schauplatz Niedersachsen, das Land an der unteren Elbe ist, und die ganz fast aus Blut und Geist dieser Bauern aus der Marsch und Geest gefügt ist. Stelling ist ein Sucher Gottes, wie auch Hein Hoyer und Berend Fock es waren. Der Stoff bemächtigt sich eines Kapitels aus den Sachsenkriegen Karls des Großen, in denen es um Heidentum und Christentum ging. Das sind für Blunck keine historischen, sondern weltanschauliche Begriffe. So ist auch Stelling Rotkinnsohn so wenig wie Hein Hoyer und Berend Fock ein historischer Roman. Der Held sucht und findet wie alle Helden des Dichters sich selbst, seine innere Vollendung als Mensch. Das ist der wesentliche Inhalt dieses gedankenreichen Werks, das wie alle Romane der Trilogie einen hinreißend balladesken Ton anschlägt, dessen tragischer Grundakkord von der Sehnsucht des Dichters nach Schönheit des Menschentums erfüllt ist.

Hamburg — H. Ehl

Einer gegen Millionen. Der Roman eines Abenteurers von Ehre. Von Max Übelhör. (Romanreihe: „Der Abenteuer-Roman".) Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 371 S. Geb. M. 5,—.

Charles Hohlander ist ein anderer Sherlock Holmes, aber beileibe kein geringerer. Brilliert jener Engländer durch Mätzchen, mit Bluffs, wie eben solches in seiner Wesensart begründet ist, so bewährt sich dagegen dieser Auslandsdeutsche durch praktische Werktätigkeit. Gestachelt von Abenteuerlust, der prickelnden Freude an dräuender Gefahr, leistet er dem deutschen Spionagebüro in Rotterdam, dem er sich freiwillig anbietet, entschlossen und mutig mancherlei außerordentliche Dienste. Der Reiz all dieser Abenteuer, die mit seinem Wirken verknüpft sind, liegt nun nicht allein, wie so oft, im besonderen Spannungsmoment. Hier erlebt man obendrein manches Selbsterfahrene mit; hat doch der Verfasser sein Milieu: London, Brüssel, Paris offensichtlich selber scharfen Auges erkundet. Zutreffende Darstellung der oft so sympathischen gallischen Psyche findet ihr Gegenstück in den nicht selten bitteren Wahrheiten, die er manchen seiner Landsleute zu schlucken gibt. Satire und Humor suchen ihre Zielscheibe in gut gezeichneten weltmännischen Typen, in getreulich abgelauschten Allgemeinzuständen. Manche originelle Welt- und Lebensbetrachtung, mancherlei überraschende Beobachtung der menschlichen Seele macht jäh aufhorchen, daß man nachgerade verlockt ist, ein zweitesmal nachzulesen. Das Hübscheste aber, wie dieser unbeirrbare deutsche Vaterlandsfreund, trotz aller Schlauheit, am Ende dennoch einer entschlossenen Gegenspionin unterliegt. Einer kleinen Französin nämlich, deren Anmut ihn entwaffnet, und die ihm Liebste und Gattin wird. Ach, wollten doch auch beider so herrliche Völker einmal sich ähnlich vergleichen, einander verstehen lernen und das Kriegsbeil begraben. Europas Kultur wäre der letzten Schlacken blutgieriger Barbarei entlastet und ein Alb von der Brust aller Menschheit würde weichen.

Wien — Martin Brussot

Vom Akademiker zum Siedler. Abenteuer und Erlebnisse. Von G. A. Küppers-Sonnenberg. Berlin 1924, Deutsche Landbuchhandlung. 235 S. M. 3,—.

Der Verfasser wird im Kriege schwer verwundet. Der sehr energische Chirurg stellt ihn vor die Entscheidung, zwischen einem Sarg oder der Amputation seines Beins zu wählen. Bis dahin hatte er den Wert des Lebens nicht allzu hoch angeschlagen. Jetzt geht ihm die Erkenntnis vom Reichtum des Lebens, von dem geheimen Sinn des Organismus auf: Was er behält, erscheint ihm so verlockend, so vielseitig, daß demgegenüber der Verlust völlig in den Hintergrund tritt. Ein Trieb wird geweckt und wach gehalten: der nach ungeschändeter, freier, reiner Natur. In dem Sumpf der Überzivilisation erscheint die Natur als das schlechthin Vollkommene, Reine und Schöne und Große.

So wird er Siedler. Philosophischer Siedler, der in seine Arbeit die Welt seines Gedankenlebens hineinträgt, praktischer Siedler, der seine Arbeit auffaßt als das radikale Erlebnis eines volkswirtschaftlichen Praktikums.

Bis ein einfaches Naturereignis ihn zwingt, mit der verachteten Kultur, ohne die es für den Menschen unserer Tage nun einmal doch nicht geht, wieder Fühlung zu nehmen und er sich, vollständig hilflos, mit ihren Mitteln wieder emporarbeiten muß.

Ein gutes und vor allem gesundes Siedelungsbuch, das sich nicht haltlos in der Verherrlichung überwundener Ideale verliert, sondern nüchtern und doch voll Romantik den Siedelungsgedanken auf dem Grunde heutiger Lebensverhältnisse in dichterischer Gestaltung und künstlerischer Ausgestaltung zur Tat zu machen sucht.

Danzig — Artur Brausewetter

Der Sohn der Wälder. Ein Schicksal. Von Kurt Arnold Findeisen. Leipzig 1922, Grethlein & Co. 258 S.

Findeisen hat für eine Romangestaltung einen eigenartigen und nicht undankbaren Vorwurf gewählt: Der Träger ist ein schuldlos Entgleister, ein Deserteur, der sich nach seinem Bruch mit der Gesellschaft als Wildschütz im Erzgebirge durchs Leben schlägt. Aber kein Wilderer gewöhnlichen kleinen Formats ist dieser Karl Stülpner, sondern ein Ritter der großen freien Wälder, ein im Adeligen sich haltender Herr in seinem leidenschaftlich geliebten Reich, ein Schützer von Schutzlosen, Helfer den Hilflosen, Rächer an Gemeinen. Mit feinfühliger, fast zarter Hand hat Findeisen die Erzählung geformt. Aus Abenteuer und Waldfreiheit ist eine feine Romantik gesponnen. Die gewinnenden Züge des aus unersättlicher Jägerlust sich behauptenden Abenteurers sind überzeugend herausgeholt. Aus beherrschter Sprache, durch die verhaltene Musik rinnt, ist eine Schicksalsdichtung gewachsen, in der Naturdrang und Lebenswille, Waldluft und Wildwuchs leben und durch die fern der Ruf des Waldhorns klagt.

Frankenthal (Pfalz) — Karl Huber

Vom Pfarrer Mathias Hirsekorn und seinen Leuten. Von Fritz Philippi. Leipzig 1924, J. J. Weber. 150 S. M. 3,— (3,50).

Wie ein junger Pfarrer sieben Jahre lang im weltfernen Westerwalddorf Wildendorn amtet und was er unter und mit den hartschädeligen Hochlandbauern erlebt, ist mit guter Laune in durchaus individueller Schreibweise erzählt. Den Verkehr mit dem Volk und die Hingabe an die Natur wird dem allzusehr ans Städtische Gebundenen zur Lebensschule und wichtigen Station auf dem Wege zur Menschwerdung. Es ist ein buntes Bilderbuch von ernsten und heiteren Erfahrungen und Beobachtungen, mit demokritischen Betrachtungen untermischt. Der Verfasser läßt seine Gedanken da und dorthin abschweifen; aber seine Gabe prägnanten Ausdrucks bewahrt ihn vor Weitschweifigkeit. Man darf ohne weiteres annehmen, daß viel Selbsterlebtes in dieser Geschichte vom Pfarrer Hirsekorn und seinem Frauchen steckt, und daß wir in ihm das geistige Ebenbild seines Dichters zu erblicken haben.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Der Lilienstrauß. Der Ruf. Novellen. Von Johannes Schlaf. Bremen 1924, Carl Schünemann. 78 S. M. 1,80.

Beide Erzählungen sind künstlerisch ziemlich belanglos. An der ersten, nach der das Büchlein seinen Titel hat, interessiert noch allenfalls der Stoff: ein halbidiotisches, sehr schönes achtzehnjähriges Mädel wird durch einen Mann, der sich ihr gütig nähert, ihre schlummernden Sinne weckt und sie schließlich zur Geliebten und Mutter macht, von ihrer geistigen Erkrankung geheilt. Das Ganze ist in der bei Schlaf bekannten Breite und Umständlichkeit erzählt, ohne daß auch nur irgendwo ein Ansatz zu künstlerischer Gestaltung erkennbar würde. Schlimmer ist der Fall bei der zweiten „Novelle", in der es um das Thema „Liebe auf den ersten Blick" geht. Das Sprachliche ist hier oft derart verschludert, daß man sich immer wieder überzeugen muß, ob das wirklich Schlaf ge-

schrieben hat, von dem man als dem Träger einer Tradition gern mit einigem Respekt sprechen möchte, es aber danach beim besten Willen nicht mehr kann.

Danzig-Langfuhr Willibald Omankowski

Die liebe Not. Ein Schicksalsbuch. Von Ferdinand Zacchi. Neumünster i. H. 1924, Karl Wachholtz. 226 S. Geb. M. 5,—.

In der Diktion oft an Löns erinnernd, läßt das Buch des Friesen Zacchi die Frage offen, ob seine naiv-gesunde — man möchte fast sagen: „wangenrote" — Sprache mehr von allgemein niedersächsischer Art oder lönsischer Frische gelernt hat; jedenfalls ist die irgendwie steile, knappe Erzählweise, sofern sie nicht aus allzu großem Originalitätsstreben zu absichtlich und daher etwas fremd erscheint, dem Wesen der Menschen im meerumschlungenen fernen deutschen Lande gemäß. Sehr störend wirkt das ewige „als wenn", noch dazu mit dem Indikativ, wo es „als ob" heißen sollte. Zacchi ist voll starker Zuversicht nicht trotz, sondern eben wegen der uferlosen Not seines Volkes. Er zeigt an den wetterharten Friesengestalten, Einzelschicksale mit dem Gesamtgeschick symbolisch verflechtend und zu guter Zukunft emporführend, die Kraft des Optimismus, der den Untergang negiert. Sehr angenehm wirkt das Fehlen jeglichen Moralisierens und Polemisierens, selbst da, wo er den gefährlichen Boden der Schilderung politischer Gegensätze betritt, für die er volles Verständnis aufbringt. Seine Gestalten sind fast durchweg in einem gleichmäßig blumenreichen Dialoge sprechende Idealisten, was aus dem Prinzip des Ganzen ja erklärlich ist; ob der nur flüchtig gestreifte Eigennutz, die Ideallosigkeit und Unduldsamkeit der Menschen untereinander nicht eine wirklichkeitsnähere Ausführlichkeit erheischt hätte ...? In der Erfassung des Landschaftlichen leistet das Buch nicht Übles. Alles in allem: das Buch eines Deutschen, der sich seines Volkes nicht schämt. Und darum ein erfreuliches Buch.

Wien Friedrich Wilhelm Illing

Der Herr Professor. Eine kleinstädtische Geschichte. Von Hermann Herz. Freiburg 1924, Herder & Co. G. m. b. H. 71 S. M. 1.50.

In das gemütvolle Schwabenstädtchen kommt ein unbekannter Professor aus Köln als Leiter einer neu eingerichteten Knabenschule. Voll von Geheimnissen ist seine Persönlichkeit, voll von Andeutungen sein Wirken. Und die ganze Schuljugend ist mobil im Rätselraten. Man fühlt förmlich das hellhörige Pflaster der Kleinstadt und erlebt lächelnd und immer wieder von neuem, wie sich in jedem harmlosen Menschenleben Welten stoßen müssen, als gälte es, Katastrophen aufeinanderzutürmen. Schmunzelnd genießt man diese fröhlichen Jugenderinnerungen eines gereiften Mannes wie ein Gläschen alten Weines. Es regt keinesfalls auf, aber ein feiner Geschmack bleibt genießerisch auf der Zunge zurück.

Dresden Heinrich Zerkaulen

Spitzfindigkeiten. Schwarzweißgeschichten. Von Johannes Boldt. Hamburg 1924, Weltbund-Verlag. 138 S.

Erfundene Spitzfindigkeiten mit Stacheln ohne Widerhaken, Messer ohne Schneide. Alltägliche Feuilletons mit Familienblattpointe. Es mangelt diesen Schwarzweißgeschichten und ihrem Verfasser noch an der großen Kunst, im Kleinsten alles zu sagen. Der Worte sind allzu viele, und die Perspektive verflüchtet sich darüber ins Alltägliche. Die gute Veranlagung weist deutlich auf einen besseren, wenn auch schwierigeren Weg pointierter Kleinkunst, wenn erst diese und ähnliche Geschichten mehr aus dem Erleben, als aus dem Tintenfaß geschrieben werden müssen.

Dresden Heinrich Zerkaulen

Die stille Insel. Ein Buch von der Ehe. Von Reinhold Braun. Chemnitz 1924, Max Müller. 190 S. Geb. M. 4,—.

Ein neues Buch von den vielen über die Ehe, jener gesellschaftlichen Einrichtung, die allerpersönlichste Erfahrung und Kultur voraussetzt. Der eine wird in diesem reichen Bekenntnisbuch köstliche Werte entdecken, der andere finden, daß allzu Selbstverständliches mit neuer Breite behandelt wird. Reinhold Braun geht von der richtigen Voraussetzung aus, daß viele Ehen gleich von Anfang an zum Scheitern verdammt sind, weil der eine von beiden sich nicht in die winzige und doch nun ein Schicksal und eine neue Welt bergende Zahl „zwei" einleben kann. Dementsprechend plaudert hier ein geschmackvoller Mensch mit zartem Takt über eine delikate Angelegenheit. Probleme werden nicht mit dem Verstand erklügelt, weil schon das Herz ein Mißverständnis im Keime auszubalancieren versteht. Die selber glücklich sind, werden Gelegenheit haben, wiederholt und stellenweise begeistert zuzustimmen: „Immer, wenn ich eine glückliche Ehe erlebe, denke ich an Bachs wohltemperiertes Klavier."

Dresden Heinrich Zerkaulen

Werkstudent und Burschenband. Roman aus dem deutschen Studentenleben der Nachkriegszeit. Von Hugo von Waldeyer-Hartz. Leipzig 1924, K. F. Koehler. 375 S.

Hier regieren grobkörnige Stofflichkeit, routinierte Mache, Romanschablone und Tendenz im Sinne von „Mit Gott für König und Vaterland". Also alles, was ein — Dichter miede als den Tod aller Kunst. Der Verfasser kommt aus der Marine, ist Kapitän zur See a. D., begann mit Seekriegsgeschichten. Er ist ein Sohn des verstorbenen berliner Anatomen.

Er gibt einen Zeitroman, etwa aus der Spanne 1920 bis 1922. Ein junger Offizier, altem Militäradel entstammend, kehrt aus französischer Kriegsgefangenschaft zurück. Als ein halb Gebrochener. Nach einer Siechtumsfrist rafft er sich auf zu neuem Beginn: zum Studium an der Universität Godingen (natürlich Göttingen). Er tritt ins Korps Vandalia ein, dem sein Vater angehörte, klimmt die übliche Stufenfolge empor vom Fuchs bis zum Ersten Chargierten. Zwischenhin ist er fabrikarbeitender Werkstudent, betätigt sich anläßlich eines Gaswerkstreiks bei der Technischen Nothilfe (wobei der Verfasser den Sozialdemokraten eins auswischt), hilft sogar die Polen aus Oberschlesien vertreiben. Ende gut, alles gut: staatswissenschaftliches Examen, Verlobung mit einer Professorentochter, Anstellung in der Industrie mit oheimlicher Hilfe.

Im wesentlichen der typische Studentenroman mit Mensur, Kommers und Salamander, in Bloemscher Nachfolge, stofflich geschickt der Nachkriegsepoche angepaßt.

Der Stil meist Heeresjargon, ins „Zivile" übernommen. Die Menschen „straffen sich" fortgesetzt, sind von permanenter „Knappheit" in Wort und Gehabe.

An solchem Buch sind Revolution und große Umwertung im Grunde spurlos vorbeigegangen. Es hat die wilhelminische Gesinnung von 1914.

Berlin Werner Schickert

Woly. Sommer im Süden. Von Hans Morgenthaler. Zürich 1924, Orell Füßli. 228 S. M. 4,80 (6,—).
Morgenthaler nennt die 228 Seiten, die er um das Mädchen Woly schrieb, kühnlich einen Roman, obwohl sie bestenfalls das Rohmaterial dazu enthalten. Wenn ein Mann von dreißig Jahren, der sich den Dichter Hamo nennt, seine sogenannten Gedanken über das weite Feld Liebe ungesiebt und mit der eitlen Wichtigkeit eines Seminaristen zu Papier bringt und den zweifelhaften Wert solcher Äußerungen durch eingestreute, belanglose Briefe zweier jungen Mädchen zu heben glaubt, so ist ihm zu sagen, daß Schreibübungen an sich durchaus noch keinen Anspruch auf die Bezeichnung Roman machen können und mit Kunst nicht notwendigerweise verwandt oder verschwägert zu sein brauchen. Es ist ein Unterschied zwischen gestalten und daherreden; Morgenthaler redet daher, ein Roman fordert Gestaltung. Immerhin wäre abseits von künstlerischen Qualitäten noch denkbar, daß Hamo über sein Erleben des Eros uns Wesentliches und Neues aus Eigenem zu künden hätte, aber dem ist leider nicht so, und weder der oft zitierte Hermann Hesse noch eine Dosis Psychoanalyse können den Kohl fett machen. So bleibt zum Schluß ein Haufe großer Worte und uferloses Geschwätz, und man fragt sich lächelnd, was für Gänse Woly und Elly gewesen sein müssen, daß sie so viel Porto an einen phrasenreichen Literatur-Jüngling verschwendeten!

Halensee-Berlin — E. A. Greeven

Briefe eines Einarmigen. Von Edward Stilgebauer. Leipzig 1924. Ernst Oldenburg. 240 S. M. 2,50 (4,—).
Hätte Stilgebauer den Rat des großen Subjektivisten und Malers, den dieser dem Einarmigen angesichts einer herrlichen Alpenkette gibt, befolgt: „Wenn Sie das in dem Strahle dieser Morgensonne, wie es jetzt eben vor uns liegt, sehen, und wenn Sie dann noch über die Politik und den Krieg und über die Narren, die dabei etwas verdienen wollen, quasseln können, mein Herr, dann sind Sie unheilbar, dann sind Sie rettungslos verloren, dann sind Sie kein Künstler und sind nie einer gewesen" (S. 237). — Es ist eine der schönsten Selbstkritiken, die ich je gelesen habe, denn Stilgebauer hat das Buch doch geschrieben.

Berlin — Guido K. Brand

Heidewig. Von Aug. Heinr. Grimm. Hamburg 1924, Quickborn-Verlag. 232 S.
Von Aug. Heinr. Grimm hat der Quickborn-Verlag vor ein paar Jahren „De Füerböter. En lütt Geschicht tom Nahdenken" veröffentlicht, die Geschichte eines Bauernmädchens, das aus Heimweh zur Brandstifterin wird. Die starken Vorzüge dieses kleinen Buchs — das ausgezeichnete, gewachsene, nicht konstruierte Platt, die lebendige Milieu-Schilderung und die scharfe, klare, psychologische Ausmalung der Charaktere — finden sich in erhöhtem Maß in dieser umfangreichen Erzählung — nennen wir sie ruhig Roman. Wieder ist die Hauptperson ein Bauernmädchen. Der Konflikt, in den sie gestellt wird, ergibt sich aus den Verhältnissen des Kriegs. Auf dem Hof, wo Heidewig dient, arbeiten zwei Kriegsgefangene. Mit einem von diesen vergeht sie sich ein einziges Mal, nicht aus Lüsternheit, sondern durch unglückliche Schickung der Umstände. Wie sie die Schuld, die doch keine Schuld ist, büßt, wie sie endlich trotzdem ihr Glück findet, das ist der Inhalt des Romans. So spannend das Grimm darstellt, das Wesentliche an dem Buch ist doch die Echtheit der Menschen, die er in ihrer Verschiedenheit scharf erfaßt, ist der lebenswahre Vortrag. Das Buch ist eins der wertvollsten Erzeugnisse moderner niederdeutscher Epik.

Hamburg — Carl Müller-Rastatt

Der Middelhof. Ein Westfalenroman. Von Alfred Funke. Halle a. d. S. 1925. Heimat-Verlag für Schule und Haus. 416 S. Geb. M. 5.—.
Ein unterhaltsames Buch, das wohltuende Wärme durchströmt. Der Verfasser in seiner kräftigen Selbständigkeit zeigt sich von echtem deutschen Geist erfüllt. Er kennt die hartköpfigen Bauern, die ihren eigenen Gesetzen, ihren eigenen Regeln folgen. Drastische Gestalten treten in geschickter Gruppierung auf, ohne daß psychologische Probleme erörtert würden. Der Geist der Gründerzeit wird in der Erzählung wach. Fritz Storck, der ehemalige bonner Korpsstudent, dem die gebratenen Tauben nur so in den Mund fliegen, der als Habenichts das Glück erlebt, die schöne, reiche Ile Borgschulte vom Middelhof an den Traualtar zu führen, geht an seiner Spekulationswut zu Grund. Seine Witwe in ihrer schlichten Größe findet nach Jahren herzzerreißender Leiden an der Seite des aus Brasilien heimgekehrten Jugendfreunds ein dauerndes Glück. Der Verfasser bringt der retardierenden Momente zu viele. Es gibt eine Fülle des Details, die ermüdet. Wenn Funke es unternimmt, die ungeheuere Umwälzung, die sich unter dem Druck der Franzosenherrschaft im Westfalenland vollzogen hat, die noch ihre unheimlichen Kreise zieht, dichterisch zu gestalten, wird er für seine Kunst einen höheren Anknüpfungspunkt finden.

Gießen — Alfred Bock

Die deutsche Passion. Roman. Von Robert Hohlbaum. Leipzig 1924, L. Staackmann. 294 S. M. 3.— (4.50).
Ein starkes und ein deutsches Buch. Beides muß heute Hand in Hand gehen: das Deutsche und das Starke, das Aufrüttelnde. Hohlbaums Roman spielt im Dreißigjährigen Kriege und ist doch ein Gegenwartsroman. Denn er behandelt, was uns alle angeht, worin wir leben und wirken und leiden. So wird er ein Buch der Leiden. Und dadurch wiederum ein deutsches Buch.
Der Verfasser schont seinen Leser nicht. Er muß mit ihm hindurch durch alle Grauen und Schrecken einer furchtbaren Zeit, durch Krieg, feindliche Willkür und Grausamkeit. Michel Moschewin ist der Träger der aufwühlenden Handlung, zugleich der das ganze Werk durchziehenden Idee. Seinen Vater haben sie in seiner eigenen Kirche mitten in der Verrichtung seiner gottesdienstlichen Handlung hingemordet, seine Mutter hat dann einen Obersten geheiratet, der als Falschmünzer vom empörten Volk gelyncht wird. Während sie selber dem Wahnsinn verfällt, tritt die einzige Tochter zum Katholizismus über, wird Michels Geliebte unter der Anschuldigung, die Pest ins Land gerufen zu haben, vermöge der Intriguen eines Priesters auf dem Scheiterhaufen verbrannt.
Gewiß, es gibt auch Lichtblicke in dem düsteren Geschehen: eine zuerst glückliche Ehe, bis auch sie durch einen französischen Offizier zerstört wird, der Heldentod Michel Moschewins im Kampfe gegen die Franzosen, nachdem er den Verführer seiner Frau getötet hat.
Ein wuchtiger und zugleich blühender Stil, der neben dem Grausigen und Derben, das den Hauptbestandteil des Buchs

einnimmt, auch Schilderungen voll zarter Lieblichkeit und stiller Innerlichkeit zu geben vermag.

Danzig — Artur Brausewetter

Der Einsiedler und sein Schicksal. Von Albert Schneider. Konstanz 1924, Oskar Wöhrle. 123 S.

An die titelgebende reihen sich fünf weitere novellistische Studien: legenden-, märchen-, naturmythenhaft — alles dunkel und geheimnisvoll genug, daß auch der Deutungslustigste dabei auf seine Rechnung kommt. Wie mag nur jemand, der poetischer Ausdrucksmittel mächtig ist, sie zu einer solchen Spielerei wie „Der Weggenoß des Verwachsenen" mißbrauchen! Dem Künstler, der die vorderen Stücke mit Holzschnitten bedacht hat, wie sie heutzutage üblich sind, ist bei den beiden letzten der Atem ausgegangen.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Schakal. Ein Kampf um die Zukunft. Roman. Von Egon Frey. Hamburg 1924, Gebrüder Enoch. 258 S.

Die Welt kennt nur eine Zeitungsnotiz: „Raubmord an einem lemberger Großkaufmann. Die Schreckenstat eines verkommenen Studenten. Selbstmord des Täters" — eine weiß es besser, die „Frau vom Walde", die Heinrich Maurers Aufzeichnungen in Händen hält. Das ist die Einkleidung, und sie ist vielleicht nicht neu. Aber was will das sagen bei dieser Tragödie, die sich zwischen dem Träger des ritterlichen Geistes und der Verkörperung des Händlertums abspielt; der Mann, dem diese beiden Gestalten, die sich so geheimnisvoll anlocken und abstoßen, aufgegangen sind, hat etwas gespürt von den Wehen der Zeit, und mehr als das, er versteht, sie dichterisch darzustellen. „Am Balkan war es, am bunten Balkan..." da, wo in stillen Städten die Schätze orientalischen Kunstgewerbes zur Spekulation locken, treffen sich in den Tagen österreichisch-bulgarischer Besetzung die beiden Gegner; der eine erlebt in immer neuen Eindrücken die Wunder der Fremde, die Klosterstadt der Derwische, die Rosenfreude der Gärten, Männerweisheit und Frauenschönheit, der andere sieht nur die Gelegenheit zu Geschäften — was jenem ein selig-unseliger Traum ist, wird diesem Handelsobjekt. So fühlen wir das Unheil kommen und verweilen vorher, die Zukunft fürchtend, bei jeder Episode, möchten die letzte, schier die köstlichste, den Besuch in der „Halle der Seligen", dieser lachenden Herren über Leben und Tod, so gern verlängern und wissen doch, daß sie nur die Vorbereitung zur Katastrophe sein kann. Dieser Roman ragt weit über die Alltagserscheinungen hinaus; seinen Verfasser wollen wir uns merken.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Kriminalinspektor Dr. Stretter. Eine Polizeigeschichte. Von Heinrich Lindenau. Berlin 1924, Otto Liebmann. 148 S. M. 2,– (3,–).

Mörderin?! Der Roman eines Verteidigers. Von Walter Bloem. (Schattenbilder des Lebens. Eine Romanreihe.) Ebenda 1924. 341 S. M. 4,– (5,–).

Die neue Sammlung von Kriminalromanen ist in ihrem Ursprung etwas lehrhaft: sie will „ernste, dem Juristen wohlbekannte Probleme" behandeln, sie wendet sich einerseits gegen jene „Schmutz- und Schundliteratur, die ... den Anfall an das Verbrechen zu fördern und das Verständnis für die Notwendigkeiten der Rechtspflege zu erschweren" beiträgt, sie hofft andererseits, die einmal vorhandene und an sich wohlbegründete Neigung der Leser für derartige Stoffe durch Erzählungen zu befriedigen, die sich „auf praktische und wissenschaftliche Erforschung des wirklichen Verbrechens und genaue Kenntnis der Staatsabwehr gründen", wobei sich auch zugleich zeigen werde, daß „manche irrige Auffassung weniger auf Weltfremdheit der Richter als auf Rechtsfremdheit des Volkes beruht".

Das ist vom sozialen Gesichtspunkt aus sehr schön; wenn Lessing noch lebte, würde er aber vielleicht einer Neuauflage seines „Laokoon" ein Kapitelchen über den Unterschied von Dichtkunst und Juristerei anhängen. Dem schaffenden Schriftsteller legt das löbliche Programm jedenfalls von vornherein recht drückende Fesseln an — es ist darum bezeichnend, daß der Verfasser des Buchs, mit dem die Sammlung eröffnet wird, praktischer Jurist ist und sich den Ausflug in die Gefilde Conan Doyles wohl nur nebenher verstattet hat. Darum ist es auch eigentlich keine Geschichte geworden (der Titel Dr. Stretter paßt gar nicht), sondern eine auf dünnen Faden aufgereihte Folge von Bildern aus der Tätigkeit der Polizei, ganz gut lesbar, weil der Verfasser ein Mann von Erfahrung und Bildung ist, von Interesse aber nur, soweit es der soziale Stoff hergibt.

Anders steht die Sache mit Bloem: der erfolgreiche Romanschriftsteller hat den Vorteil, einmal Rechtsanwalt gewesen zu sein, und nun verwertet er Wissen und Erfahrungen mit glänzender Erzählungstechnik. Man kann sagen, daß die Geschichte um des Programmes willen konstruiert ist, daß sie es schier zu gewissenhaft erfüllt, aber die Konstruktion ist gelungen, sie entspricht dem einem Werke der erzählenden Literatur eigentlich fremden Zweck, den ganzen Verlauf eines hochnotpeinlichen Prozesses von der Verhaftung bis zur Schwurgerichtsverhandlung genau nach den Vorschriften des Strafverfahrens darzustellen, ohne daß ein unbefangener Leser die Absicht merkt, ohne daß bei einem gewiegteren es zur Verstimmung kommt — die schwindet vor ehrlichem Staunen über die Geschicklichkeit, mit der die technischen Einzelheiten in den Dienst der Entwicklung der Handlung gestellt sind. Das eigentliche seelische Problem liegt zwar vor Beginn des Buchs, die Voraussetzungen muß man also annehmen und mit dem äußeren Ablauf der Geschehnisse zufrieden sein, aber der ist spannend bis zur letzten Seite, steigert seine Wirkungen und bewahrt sich als letztes einen Trumpf auf, den freilich nur ein Jurist finden konnte. Der Herausgeber der Sammlung wird Mühe haben, für die weiteren Bände so glücklichen Verbindungen von Fachmann und Schriftsteller zu finden wie den Verfasser von „Mörderin".

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Die Macht der Dinge. Novellen. Von Theodor Heinrich Mayer. Leipzig 1924, L. Staackmann. 228 S.

Die zehn Geschichten zerfallen deutlich in zwei Gruppen. Was die erste, kleinere (Nr. 1—4) von der Macht der Dinge fabuliert, ist Spuk, Ausgeburt geschwächter Gehirne und dabei leider ohne die unheimliche Kraft der Darstellung, die mehr erzeugen kann als eine gewisse äußerliche Spannung. Die zweite Gruppe ist in der Auffassung des Problems überlegen, und wie im „Wunder" die Legende von der Jungfrau Maria als Pförtnerin sich der Zeit der Naturwissenschaft anpaßt, ist dem Gedanken nach reizvoll genug. Dafür tritt in dieser größeren Hälfte des Bandes der Novellencharakter derart zurück, daß man an Fabeln oder Parabeln denkt; die paar Eigennamen und Ansätze zur Individualisierung wirken eher störend — Beweis: „Der Weichensteller", bei dem der novellistische Bestandteil ebensogut den entgegengesetzten Ausgang rechtfertigt, als ihn der Gedanke fordert. Darum

erscheint mir die „Osterlegende“ als reine Parabel am gelungensten, während freilich „Die Geburt des Wortes“ zur Rhapsodie zerfließt.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Kind Heiland. Ein Buch vom Glück. Von Benno Ludwig Manns. Braunschweig 1924, Amthorsche Verlagsbuchhandlung. 80 S.

Diese 80 Seiten sind mit dem Herzen geschrieben und müssen mit willigem Herzen gelesen werden. — Angestaubte Seelen, vom „Bacchantenzug“ des Lebens müde und traurig gemacht, betretet das „Eiland“ Bubis, des sonnigen kleinen Helden! Er gibt euch Glück, „mit ungeschickten Händchen“ zwar, aber mit der ganzen Süße eines plaudernden Kindermundes in seiner unbewußten und darum so bezwingenden Weisheit. — Der „Regentag“, die „Wolke“ sind kleine Meisterstücke des Verfassers, der mit den Lesern dem Kind Heiland Dankbarkeit schuldet für so viel Sonne und Wärme und glückhafte Erlösung aus Problematik und Zerrissenheit der Zeit und des eigenen Herzens.

Schade, daß Manns die eigenen philosophischen Betrachtungen nicht ganz unterdrückt hat. Sie schieben sich oftmals störend vor die Anschaulichkeit des Bildes und drängen den kleinen Glückbringer zu sehr zurück.

Braunschweig — Käte Schultze

Der Tanz um die Retorte. Ein Chemikerroman. Von August Jean Kieser. Leipzig 1924, Hermann Degener. 118 S. M. 2,— (2,60).

Kieser führt uns in seinem neuen Roman in eine Umwelt, die in der Literatur noch recht wenig behandelt worden ist. Ein wenig trocken freilich ist der Werdegang des Chemiestudierenden Kurt Krantzberg geschildert. Die künstlerische Gestaltung des Stoffs fehlt vielfach, wenn auch nicht verkannt werden soll, daß der anerkennenswerte Versuch gemacht worden ist, den immerhin etwas spröden Stoff mit Geschick zu bewältigen.

Frankfurt a. M. — Richard Dohse

Erlebnisse. Von Carl Seelig. Dortmund 1923, Der Garten Eden. 116 S.

Anspruchslose Arbeiten, schlicht und selten mit einem Anlauf zu stärkerer Formung erzählend, oft nur berichtend von bürgerlicher Untragik in Plüschmöbel-Atmosphäre, bar jeglichen ersichtlichen Zwecks, schwach im sprachlichen Schwung und ohne nachtönende Melodie.

Charlottenburg — Hans Sturm

Die Reise nach Deutschland. Von Adolf Uzarski. Potsdam 1924, Gustav Kiepenheuer. 340 S.

Seit Montesquieus „Lettres persanes“ ersannen immer neue Autoren, denen an ihrem Vaterland manches mißfiel, irgendeinen kritischen Weltreisenden aus Exotia, durch dessen Mund sie den lieben Kompatrioten die Wahrheit sagen ließen. Auch Uzarski, der treffliche Karikaturist, hat verschiedenes daheim auszusetzen. Und so läßt er denn den Spanier Don José Maria Borrico nach Deutschland gelangen und manches da unheimlich finden, recht unheimlich sogar, was man sich vor etwa einem Jahrzehnt kaum auszudenken gewagt hätte. Tolle Zeiten, tolle Menschen; trauriger aber anscheinend noch die Zukunft, die eine aberwitzige, gedankenlose und durch stupide Schlagworte irregeleitete Jugend vorzubereiten scheint. Ein paar Zeilen nur, und man kennt den Autor. „Als ich aus dem Gerichtsgebäude kam, begegnete mir ein großartiger Umzug mit Musik und vielen Fahnen. Man sagte mir, es seien Nationalsozialisten. Es waren alles junge Leute zwischen acht und zehn Jahren. Was für die politische Frühreife in Deutschland ein beneidenswertes Zeichen ist. Auf den von vergoldeten Knöpfen bekrönten Fahnen war eine Art Feuerwerksraketenrad abgebildet. Es ist das nationalsozialistische Zeichen der Nächstenliebe, das Hakenkreuz. Wie schön, wenn der Jugend schon im frühesten Alter der erhabenste aller moralischen Grundsätze auf Fahnen vorangetragen wird. Deutschland erwirbt sich durch solche nachahmenswerten Einrichtungen immer mehr die Sympathien der ganzen Welt.“ Uzarski ist zwar kein Swift noch Jean Paul, dessen Stil er nachahmt, aber seine Geißelhiebe sitzen.

Wien — Martin Brussot

Literaturwissenschaftliches

Der Taschen-Goedeke. Von Leopold Hirschberg. Berlin und Frankfurt a. M. 1924, Tiedemann & Uzielli. VI, 815 S.

Ich möchte den literaturkundigen Bücherfreund sehen, der dieses handliche, sehr hübsch auf dünnes Papier gedruckte, vielversprechend betitelte Ganzleinenbändchen nicht mit den freundlichsten Erwartungen zur Hand nähme. Und gar das Vorwort scheint ihn dann gleich durch seine ersten Sätze zu den kühnsten bibliographischen Hoffnungen zu berechtigen. Da wird schlicht und volltönend verheißen: „Die ‚deutsche Literatur‘ von etwa 1650 an, die ausländische in Übersetzungen vom grauesten Altertum bis zur Neuzeit, die Philosophie von Plato bis Nietzsche, die Graphiker von Chodowiecki bis Wilhelm Busch, die Musikwissenschaft von Bach bis Robert Franz, Zahlloses aus den Grenzgebieten (Kulturgeschichte, Volkskunde, Theologie usw.) — all das wird man auf den 816 Seiten des Taschengoedeke in übersichtlichster, sofort verständlicher Anordnung finden und sich von ihm wie vom ‚Baedeker‘ begleiten lassen.“ Donnerwetter, sagt man sich, das ist ja ein Nachschlagewerk, wie es uns für Privatbüchereien und für kleinere öffentliche Büchereien, die sich den großen Goedeke nicht leisten können, längst gefehlt hat! Im weiteren Verlauf des Vorworts wird jene Verheißung freilich bereits dahin eingeschränkt: „Von vielen Autoren, namentlich neueren und drittgradigen älterer Zeit, gab ich meist Stichproben (die meiner Ansicht nach wichtigsten und charakteristischsten Werke).“ Gut, denkt man, Vollständigkeit ist ja ohnedies eine Utopie und zudem meist ein Übel, und ein Mann, der uns so sicher aus dem Garten der Weltliteratur heraus begrüßt, wird gewiß mit der Gartenschere richtig umzugehen wissen. Und nun fängt man guten Mutes an, seinerseits Stichproben zu machen und — den Kopf zu schütteln. Daß keine Lebenden (außer Gerhart Hauptmann!) aufgenommen sind, hat man sich vorweg gedacht, schon bei dem Namen Goedeke, und ist deshalb darüber nicht enttäuscht. Aber mit welch unglaublicher Willkür sind die Toten behandelt! Bei der „deutschen Literatur“ (warum setzt sie Hirschfeld eigentlich in Anführungsstriche?) fehlen ganz (um nur zu nennen, was mir so ohne planmäßige Vergleichung mit Literaturgeschichten und anderen Nachschlagewerken aufgefallen ist): Marie von Ebner-Eschenbach, Friedrich Huch, Greif, Lingg, Eyth, Christian Wagner, J. G. Fischer, Ludwig Thoma, Löns, Gorch Fock, Schmitthenner, Morgenstern, Hans Hoffmann, Heinrich Seidel, Trojan, J. V. Widmann, Dauthendey, Flaischlen, Schönaich-Carolath. Vielleicht hielt sie Hirschberg noch nicht einmal für „drittgradige“ Autoren? Aber auch dann hätte er sie bringen müssen, denn

er berücksichtigt viert-, fünft- und sechstgradige Autoren aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts und aus weiter zurückliegenden Zeiten in Unmengen und zum Teil mit einer Unzahl von Werken; so z. B. Raupach mit 45, Saphir mit 50, Lyser mit 65, Vulpius mit 103 und Bechstein mit 111 Werken. Noch merkwürdiger liegt die Sache bei den Übersetzungen ausländischer Literatur „vom grauesten Altertum bis zur Neuzeit". Da sind wohl Rousseau, Voltaire, Beaumarchais, Balzac und viele ihrer kleineren Landsleute, aber kein Rabelais, Tillier, Beyle, Flaubert, Coster, Maupassant, Zola; da sind wohl Chaucer, Shakespeare, Swift, Defoe, Byron, Dickens, Thackeray, Longfellow, Poe usw., aber kein Irving, Cooper, Wilde, Norris; da sind Dante, Tasso, Aretin, Ariost, Manzoni (allerdings ohne die „Verlobten") usw., aber kein Fogazzaro; da sind Cervantes und Calderon, aber kein Echegaray und Coloma; da ist Andersen, aber kein Kierkegaard, Jacobsen, Ibsen, Björnson, Kielland, Jonas Lie, Strindberg, Geijerstam; da ist Puschkin und Turgenjew, aber kein Dostojewski und Tolstoi; und da ist schließlich kein Multatuli und Maartens. Bei den Philosophen fehlen beispielsweise Eduard von Hartmann und Friedrich Albert Lange, J. E. Erdmann, Sigwart, Kuno Fischer, Wilhelm Dilthey, Deussen. — Neben diesen sachlichen Lücken fallen einige formelle Mängel kaum ins Gewicht. Doch möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß es grundsätzlich bedenklich ist (und überdies angesichts der wenigen Fälle auch keine bemerkenswerte Raumersparnis bedeutet), wenn bei den Illustratoren die Werke nicht aufgeführt werden, die von einem „auch ohne seinen Illustrator des Sammelns werten" Autor stammen. Es geht hier, gerade wenn man den Sammler im Auge hat, wirklich nicht ohne Doppelaufführungen ab. Sonst ist der Nachschlagende in Gefahr, z. B. bei Hosemann ganz dessen Illustrationen der Werke von E. T. A. Hoffmann zu übersehen.

Alles in allem: Das Handbuch ist, namentlich auch seines Verzeichnisses der nicht gelüfteten Anonyma und Pseudonyma und seiner Anhänge (über die Werther-, die Faust- und die Xenien-Literatur) wegen, wertvoll für den Antiquar und den Büchersammler, dem es auch auf Schriftsteller xten Ranges ankommt, wenn sie nur lange genug tot sind. Für den an den wesentlichen literarischen Erscheinungen der Weltliteratur namentlich der letzten Menschenalter interessierten Bücherfreund ist es, trotzdem es darauf Anspruch macht, kein Hilfsmittel, das eine oft schmerzlich empfundene Lücke in der bücherkundlichen Fachliteratur ausfüllt.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Ausgewählte Werke. Von Giacomo Leopardi. Übertragen von Ludwig Wolde. Leipzig 1924, Insel-Verlag. 327 S.

„Aufgabe dieses Buches soll es sein, das deutsche Publikum mit dem Dichter Leopardi vertraut zu machen." So erklärt in seiner Einleitung Leonello Vincenti, der die gegenwärtige Auswahl getroffen hat. Und in der Tat läßt er alle Schriften Leopardis fort, die nicht so sehr einen ästhetischen, als einen philosophischen Wert haben, alles, was bei demselben Begriff geblieben und nicht Poesie geworden ist. So fehlen in seiner Auswahl einige der bekanntesten Gedichte Leopardis, wie „Consalvo", „Aspasia", „Traum", „Der Ginster", und andere sind dagegen aufgenommen worden, die, wie „Nahen des Todes", „Scherz", weit weniger bekannt sind, aber uns in die Werkstatt des Dichters versetzen oder dichterisch bedeutend sind; so sind auch von den Prosaschriften diejenigen bevorzugt, in denen sich das Phantasieleben des Dichters spiegelt. Man kann dem Herausgeber nicht unrecht geben; er konnte nicht den ganzen Leopardi bieten und hat das wirklich Bedeutendste gewählt, und da er Geschmack und Sinn für Poesie hat, so ist er im Grunde in seiner Auswahl glücklich gewesen. Von seiner Arbeit als Herausgeber gibt er Rechenschaft in der Einleitung, wo er sich nicht anmaßt, in einigen hastigen Seiten ein Bild des großen Dichters zu zeichnen, aber nichtsdestoweniger dem Leser wichtige Winke über den dichterischen Wert der einzelnen Schriften gibt.

Die Übersetzung, die Ludwig Wolde bietet, ist im allgemeinen ausgezeichnet. Höchst schwierig war seine Arbeit; denn Leopardis Sprache ist so einfach und zugleich so musikalisch und bildreich, jedes nackte Wort hat bei ihm einen so präzisen Wert, eine so unabänderliche Stellung im Satzgefüge, daß sehr leicht beim Übersetzen entweder die Einfachheit verloren geht oder die Poesie in Prosa ausartet. Das ist bei verschiedenen Übersetzern Leopardis, besonders bei Gustav Brandes (1869) und neulich bei Heinrich Mück (1909) geschehen; es ist dagegen bei Wolde nicht der Fall. Er hat sich in den Dichter hineingefühlt, hat sich die innige Harmonie seiner Sprache zu eigen gemacht, hat in den Versen seiner Übersetzung den Rhythmus, den schlichten, klaren und tiefen Ton des Originals zu bewahren gewußt. Freilich ist ihm nicht alles gleich gelungen; z. B. die Übersetzung der Kanzone „An Italien" ist ihm etwas schwach und künstlich geraten; kleine Freiheiten konnte er nicht immer vermeiden, viel kleinere aber als die der vorigen Übersetzer; aber andere Übersetzungen (z. B. „Das Unendliche", „An den Mond") sind so fein und geheimnisvoll musikalisch, andere (z. B. die von Voßler als „Heldendichtungen" bezeichneten Lieder) sind so innig treu, daß sie nicht nur glücklich mit den schon vorhandenen wetteifern, sondern sie oft übertreffen und die Frische eines Originals in sich haben. Auch die Übersetzung der Prosaschriften (worunter wir gern „Das Lob der Vögel" und „Gesang des magischen Hahnes" sehen, die bei Paul Heyse fehlten) ist treu und, trotz des schwierigen Satzbaus, sehr gut.

Palermo — G. A. Alfero

Leben des Vittorio Alfieri, von ihm selbst geschrieben. Herausg. von E. Benkard. Frankfurt a. M. 1924, Frankfurter Verlags-Anstalt A.-G. 465 S.

Ich weiß nicht, ob ich mit Ehrgeiz oder mit Neid von dieser prächtigen Veröffentlichung sprechen soll; denn wenn es uns schmeichelt, eine so reiche deutsche Ausgabe eines italienischen Schriftstellers zu sehen, so müssen wir doch zugleich gestehen, daß leider bei uns keine so schöne Ausgabe desselben zu finden ist. Es ist in der Tat ein prächtiges, reiches Buch, das die Frankfurter Verlags-Anstalt herausgegeben hat, um die Selbstbiographie Vittorio Alfieris den Deutschen aufs neue zu bieten. Mit einem reichen Einband versehen, auf sehr feinem Papier und sehr sorgfältig gedruckt, enthält es 32 Bildbeigaben in Offset nach Gemälden und Stichen der Zeit, die der Herausgeber sehr passend gewählt hat, um die im Buch besprochenen Personen und Ortschaften vor uns zu führen. So versenken wir uns wirklich beim Lesen in die alte Zeit, sehen die Trachten, die Städte usw. wieder, wie sie zu Alfieris Zeit waren, und folgen dem Verfasser besser auf seinen Wanderungen und in seinem interessanten Leben.

Und es ist eine höchst lohnende Lektüre: denn Alfieri lebt in einer der bewegtesten und wichtigsten Epochen, im ausgehenden 18. Jahrhundert, während sich die Franzö-

sische Revolution vorbereitet und abspielt; er durchreist halb Europa und nimmt lebendigen Anteil an allem, was um ihn geschieht, er bildet sich und reift, durch einen unerbittlichen Kampf mit sich selbst, aus einem ruhe- und regellosen, genußsüchtigen Jüngling zu einem charakterfesten Mann, zu einem strengen und hohen bürgerlichen Dichter. Seine Bedeutung ist also eine allgemein-menschliche, und das Buch kann die Deutschen nicht weniger als die Italiener interessieren.

Die Übersetzung ist die von Ludwig Hain, im Jahre 1812 im Verlag des Kunst- und Industrie-Comptoirs erschienen (die einzige deutsche Übersetzung); der Herausgeber hat sie aber aufs neue mit dem Original verglichen und verbessert. Er gibt auch ein passendes Nachwort, sehr nützliche Erläuterungen der beigegebenen Bilder und Anmerkungen zum Text, ein Personen- und ein Ortsregister.

Palermo G. A. Alfero

Dante. Raccolta di studi a cura di Alojzij **Res**. Görz 1924, Giovanni Paternolli. IX, 183 S.

Anläßlich der sechshundertjährigen Gedenkfeier von Dantes Geburt hat A. Res, ein junger görzer Gelehrter, die besten italienischen und slawischen Dante-Forscher zur Mitarbeiterschaft an einem Sammelband aufgefordert, der den größten italienischen Dichter bei den slawischen Völkern gebührend und zusammenfassend feiern und ein Symbol der zu bewirkenden Annäherung zwischen Italienern und Slawen sein sollte. So ist gegenwärtiger Band zustande gekommen, der zuerst in Laibach bei Kleinmayer & Bamberg in slawischer Sprache (1921) und dann in Görz bei Giovanni Paternolli in italienischer Sprache (1924) erschienen ist. Das Buch enthält, nach einem Vorwort des Herausgebers, einige Aufsätze über Dantes Persönlichkeit und Werke, dann andere über Dantes Einfluß auf die slawische (besonders auf die slowenische) Kultur, über Dantes Übersetzungen ins Slawische usw. Unter den italienischen Gelehrten haben Gaetano Salvemini, Guido Mazzoni („Dolce stil nuovo"), Tommaso Gallarati Scotti („La vita nuova"), E. G. Parodi, Benedetto Croce („Carattere e unità delle poesie di Dante") und Vittorio Rossi mitgearbeitet; unter den slawischen Aleš Ušeničnik („Dante e la filosofia"), Oton Župančič, Vojeslav Molè („Dante e i romantici polacchi"), Milko Kos („Le tracce di Dante fra gli jugoslavi"), Josip Puntar, Jozè Debevec, Francè Stelè. Der Band ist mit sechs originellen Bildern des Malers Mirko Rački geschmückt. Der Druck ist sorgfältig, die Ausstattung prachtvoll. Es ist eine Veröffentlichung, die nicht nur dem Herausgeber und Verleger Ehre macht, sondern auch eine tatsächliche Bereicherung der Dante-Literatur bedeutet.

Palermo G. A. Alfero

Deutsche Geister. Von Felix **Braun**. Wien 1925, Rikola-Verlag. 269 S.

Das ist nicht ein Buch, das an Historie rührt, oder das auch nur wie eine Sammlung von Essays empfunden werden könnte; ein Dichter schreibt von dem, was ihm in der deutschen Seele teuer ist, und so ist es ein Buch des Bekenntnisses und der Liebe geworden. Mit sehnsüchtigem Herzen hebt Braun an, von Tauler, dem großen Gottsucher, zu reden, und dann versenkt er sich in die Seele mittelalterlicher Nonnen, die in gotischen Domen ihr Leben hingeträumt haben und zu denen Gestalten vom Himmel herabgestiegen sind — eine Welt, die erst kürzlich durch emsige Gelehrtenarbeit vor uns wieder auferstanden ist. Mancher, der gedichtet, und auch einer, der als ein Dichter gemalt hat — Anselm Feuerbach — steht dem Herzen Brauns nahe, wir werden zu ihnen hingeleitet, ganz ohne Lehrhaftigkeit, und wir erfassen ihr Wesen. Da ist Matthias Claudius: er zuerst hat aus dem Volkslied die deutsche Melodie gehoben, die dann Goethe harmonisiert. Dieser Claudius lebt mit Wiese, Feld und Sternen; der Landmann, der Hirt, der Jäger sind seine Genossen. Er ist der erste Dichter seit Neidhart von Reuenthal, der unter Bauern heimisch ist, den Späteren erscheint ja die ländliche Welt schon wie ein arkadischer Traum. „Erst Eichendorff lag die Natur wieder so aufgetan zu Füßen, aber in einem magischen Licht, nicht in dem natürlichen des irdischen Tag- und Abendhimmels." Wir tasten an das Geheimnis Uhlands, des scheinbar wohlgekannten, in Wahrheit rätselhaften Genius, mit philosophisch tiefem Besinnen wird uns Platen erschlossen. Sein Schicksal erscheint in einer weiten Perspektive, es ist das Schicksal des Seltenen, der sich völlig der Kunst ergeben hat und der mit solcher Ausschließlichkeit zum Untergang verdammt ist. Dieser Aufsatz, der reichste und gedankenschwerste des Bandes, eröffnet eine weite Sicht in das Wesen der Kunst, in Gestaltung und Sprache. „Magie der Prosa" heißt ein folgendes Stück; es führt den Weg weiter, dringt in die Probleme der Prosa ein, bildet, selbst ein Meisterstück deutscher Prosa, die Schillerschen Begriffe von naiver und sentimentalischer Dichtung eigen und fruchtbar zu neuer Erkenntnis. — Felix Braun ist einer der zartesten und sprachsichersten Dichter unserer Tage. Er fühlt aus Goethes Versdramen Geheimes heraus, auch was in ihnen der echten Dramatik widersteht. Liebend geht er diesen Dichtungen nach, findet allerlei, was mancher wird beachten müssen, der sich die Erforschung Goethes zum Lebenswerk gesetzt hat. Uns wird ein neuer Blick in das Wesen Goethes erschlossen, wenn wir hören, daß Entsagung vielleicht innerstes Motiv seiner Dichtung sei — seines Daseins. Es gibt nicht viele Aufsätze über Goethe, schön und tief wie die beiden, die hier stehen. Goethe ist ja, so scheint es, in allem Parteihaß und in aller Wirrnis von heute das Gestirn, das immer leuchtender über der deutschen Erde am Himmel steht, das letzte Gemeinsame, dem sich alle beugen und das alle lieben. — Es zieht durch diese auf gegründetem und doch verborgenem Wissen ruhende Schrift etwas, was den Leser ergreift und mit hinaufführt: Liebe und Ehrfurcht. Die Liebe zu allem Echten und Hohen im deutschen Geist, sonderlich wo es in der Dichtung offenbar wird, und die Ehrfurcht; wie unwillkürlich wird zweimal die Szene geschildert, da Grillparzer vor Goethe hintritt — und plötzlich, von Tränen bedrängt, dem Greise die Hand küßt.

Dies ist eine Freundeskritik. Aber gerade auf dem Freund, der den andern lang begleitet hat, liegt die Pflicht, einmal das zu zeigen, was hier Reines, Schönes und Gutes blüht, von einem zu sprechen, der liebend durch die deutsche Dichtung wandelt und der, was schon manch einer gesehen und beschrieben hat, neu, anders und verklärt schauen darf.

Wien Emil Lucka

Vor und hinter den Kulissen der Welt- und Kulturgeschichte. Von Alfred von **Mensi-Klarbach**. München 1925, Parcus & Co. 248 S.

Der treffliche Feuilletonredakteur der „Münchner Allg. Ztg.", der über dreißig Jahre dort, später bei der „Bayrischen Staats-Zeitung" als Theater- und Musikreferent verdientes Ansehn genoß und 1923 mit einem sofort zur zweiten Auflage gelangten, durch Nachträge und Bilder-

beigaben bereicherten Buch „Alt-Münchner Theatererinnerungen“ dauerhafte Bildnisse aus der Glanzzeit der münchner Hofbühnen vor Augen führte, sammelt in dem vorliegenden Band stoffreiche Studien, die schönes Zeugnis geben für den Ernst und die Vielseitigkeit seiner künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen. Mensi, der am 16. Dezember 70 Jahre alt wurde, hat seit Jahrzehnten mit größter Beflissenheit in Schopenhauer- und buddhistische Studien sich vertieft: die Blätter, die von seinen nahen Beziehungen zu Karl du Prel, Deussen, Georg Grimm, Karl Neumann als Träger einschlägiger Forschungen berichten, sind nicht für einen Tag geschrieben und der Buchausgabe ebenso würdig wie seine Charakteristiken der Bildhauerin Elisabeth Ney, deren Porträt, ebenso wie ihre Büste Schopenhauers in hübscher Wiedergabe als willkommene Zierden des Buchs wirken. Wesentliche Beiträge zur Richard-Wagner-Biographie bringt das Kapitel: Briefe Richard Wagners und König Ludwigs II. von Bayern. Belangreiche Inedita der Droste-Hülshoff, wertvolle Mitteilungen, „wie Lassalle zu seinem ehernen Lohngesetz kam“, tirolische Heimatstudien, Betrachtungen über Wilhelm Busch als Philosoph und Schillers Verhältnis zur Weltverneinung seien als lesenswerte Proben von Mensi-Klarbachs durch diesen knappen Hinweis lange nicht erschöpfend beredeten inhaltreichen Essayband besonders ausgehoben.

Wien — Anton Bettelheim

Die karolingische Renaissance. Beiträge zur Geschichte der Kultur des frühen Mittelalters. Von Erna Patzelt. Wien 1924, Österreich. Schulbücherverlag. 169 S.

Der Begriff einer „karolingischen Renaissance“ im Sinne einer von Karl dem Großen bewußt durchgeführten Erneuerung antiken Kultur- und Geisteslebens, die nötig gewesen wäre, weil nach dem Untergange des weströmischen Reichs eine Art völlig kulturleeren Raumes entstanden sei, ist seit den Zeiten Montesquieus, der das Zeitalter der Merowinger als in tiefste Barbarei versunken auffaßte, in der Geschichtswissenschaft herrschend. Er geriet erst einigermaßen ins Wanken durch die Forschungen des wiener Professors Alfons Dopsch, der in seinem zweibändigen Werk „Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung“ (1918/20) andere Wege wies und zeigte, daß ein völliger Abbruch oder Zusammenbruch der antiken Kultur auch nach der Auflösung des römischen Reiches nicht stattgefunden hatte. Auf diesen Anschauungen baut die Verfasserin des obengenannten Buchs ihre gewissenhafte und fleißige Arbeit auf und untersucht nach einer gründlichen Betrachtung des Problems überhaupt das Bildungswesen, die Kunst, die politischen Verhältnisse, die äußere Kultur im Zeitalter Karls, immer rückschauend auf die entsprechende Lage der Dinge während der Merowingerherrschaft. Sie kommt zu dem Ergebnis, daß im eigentlichen Sinn von einer „Renaissance“ nicht gesprochen werden könne, daß vielmehr ein organischer Zusammenhang mit den Überlieferungen des Altertums vorhanden gewesen sei, den Karl allerdings bewußt, aber stets unter dem Gesichtspunkt der christlichen Kirche wieder aufgenommen habe.

Breslau — H. Jantzen

Morgenländische Wörter im Deutschen. Von Enno Littmann. 2. Aufl. Tübingen 1924, J. C. B. Mohr. XII u. 163 S.

Daß unsere Sprache einen schier unheimlichen Reichtum an Lehn- und Fremdwörtern aus dem Lateinischen, Griechischen und Französischen aufweist, viele auch aus andern europäischen Sprachen übernommen hat, ist allgemein bekannt. Daß aber auch ein sehr beträchtlicher Teil unseres Wortschatzes aus dem Morgenlande stammt, dessen ist man sich nicht in gleichem Maße bewußt. Der Verfasser des vorliegenden Buchs hat es verstanden, in außerordentlich fesselnden und aufschlußreichen Ausführungen, ohne durch überladene Gelehrsamkeit zu ermüden, die große Zahl von Wörtern, die aus dem nahen oder fernen Osten in unser gutes Deutsch eingedrungen sind und da Heimatrecht gewonnen haben, aufzuführen und nach ihrer Herkunft und ihrer Bedeutung, die sich nicht selten erheblich verändert hat, zu besprechen. Selbstverständlich ergeben sich dabei, wie immer bei sprachgeschichtlichen Betrachtungen, auch außerordentlich zahlreiche und reizvolle kulturgeschichtliche Beobachtungen. Es sind etwa 1200 Wörter, die in diesen Zusammenhang gehören. Sie stammen aus dem alten Orient, aus dem Hebräischen, Arabischen, Neupersischen, Türkischen, Indischen, Tibetanischen, Malaiischen, Chinesischen, Japanischen; auch Australien und Afrika sind vertreten, und in einem Anhang sind auch noch Vertreter aus den amerikanischen Sprachen zusammengestellt. Das Werkchen, das eine äußerst wertvolle Ergänzung zu jedem etymologischen Wörterbuch ist, ist nicht nur für Sprachforscher bestimmt und geeignet, sondern ist für jeden Gebildeten lesbar und lesenswert, dem es daran liegt, ein tieferes Verständnis für die Muttersprache zu gewinnen.

Breslau — H. Jantzen

Bauern und Helden. Geschichten aus Alt-Island. Herausgegeben von Walter Baetke. 1. Bd.: Glum, der Totschläger. 2. Bd.: Die Schwurbrüder. Beide übersetzt von Baetke. Hamburg 1923 u. 1924, Hanseatische Verlagsanstalt. 125 u. 144 S.

Die starke Welle erwachenden Volksbewußtseins, die infolge unserer äußeren Unterdrückung einen guten Teil unserer Bevölkerung erfaßt hat, wirkt sich allmählich immer kräftiger auf den verschiedensten Gebieten aus. Am wichtigsten sind dabei Schule und Literatur. In der Schule gewinnt die Förderung und Pflege der Deutschkunde die lange erstrebte und notwendige Beachtung, in der Literatur häufen sich die neuen Ausgaben oder Bearbeitungen älterer Denkmäler, die den deutschen Geist in seiner eigentümlichen Ausprägung möglichst klar enthüllen. Das alte Volkslied erfreut sich neuer Beliebtheit, und die germanische Vorzeit begegnet hier und da schon regerer Teilnahme. Die Sammlung „Thule“, die ich in diesen Blättern schon oft dankbar und anerkennend begrüßen konnte, macht rüstige Fortschritte, und andere Unternehmungen ähnlicher Art stellen sich ihr zur Seite. Die obengenannte Reihe „Bauern und Helden“ ist eine solche. Die beiden ersten Bände, die vorliegen, sind gut ausgewählt, indem sie zwei der lebensvollsten und fesselndsten Proben aus dem ganzen altnordischen Schrifttum darbieten. Die Ausstattung ist gut und würdig, mehrere Bilder und Karten sowie brauchbare Einleitungen sind beigegeben. So ganz unbekannt, wie der Herausgeber meint, sind aber diese Geschichten doch nicht. Die Glumssaga liegt schon in „Thule“ XI (1921), die Skaldengeschichte von den Schwurbrüdern ebenda in Bd. XIII (1912) in guter Verdeutschung vor (s. meine Anzeige L. E. XXIV, 883 u. XV, 1449). Daß die Übertragungen sich ziemlich ähneln, ist bei der Art des Urtextes nicht eben verwunderlich. Die hamburger Sammlung hat vor „Thule“

den Vorzug, daß die Bände dünner und daher volkstümlicher und billiger sind.

Breslau H. Jantzen

Schwedische Literatur. Von Helmut de Boor. Aus: Jedermanns Bücherei. Mit 21 Abb. Breslau 1924, Ferd. Hirt. 116 S. Geb. M. 2.50

Man hat im allgemeinen ein berechtigtes Mißtrauen gegen den wissenschaftlichen Wert und die Selbständigkeit von Bändchen popularisierender Serien. Sehr häufig werden sechs längst bestehende Werke des betreffenden Fachs so lange mit alleiniger Zuhilfenahme von Muskelkraft geschüttelt, bis der Abfall die nötige Aufblähung erreicht hat und als Novität gegen die Menschheit losgelassen werden kann. — Dieses Mißtrauen ist bei De Boor erfreulicherweise nicht am Platze. Er kennt die schwedische Literatur nicht aus dem Häuflein aller früheren Literaturgeschichten, sondern aus den Werken selbst und hat den Werken gegenüber seine eigenen Augen bewahrt. Wie er die zwei Pole schwedischen Wesens, die heitere Diesseitigkeit und die Neigung zu überstiegener Mystik klar erkennt und beide wiederum zurückführt auf den lyrischen Grundzug des Volkes, das ist ein Wissen um die schwedische Psyche, das man anderwärts bisher vergebens gesucht hat.

Halensee-Berlin E. A. Greeven

Beiträge zur Geschichte der Visionenliteratur im Mittelalter. Von Max Voigt. Leipzig 1924, Mayer & Müller. 245 S.

Aus dem Nachlaß eines jüngeren, hochbegabten Germanisten, dem G. Roethe in einer Einführung Worte warmer und verständnisvoller Würdigung zuteil werden läßt, sind hier zwei Arbeiten über mittelalterliche Visionsdichtungen zusammengefaßt, deren Behandlung alle Sorgfalt philologischer Akribie und hellen Wissens verrät. Es handelt sich um die „Visio lazari“ und die „Visionen des Ritters Georg aus Ungarn“. Beide Untersuchungen stellen ihren Gegenstand in weitem Umkreis kultur- und literaturgeschichtlicher Erkenntnis dar. Trotz minituösester Detailforschung fehlt es nicht an Perspektiven auf große Zusammenhänge.

Berlin-Halensee Richard Müller-Freienfels

Lichtenbergs Werke in einem Band. Herausgegeben von Rudolf K. Goldschmit. (Diotima-Klassiker.) Stuttgart 1924, Walter Hädecke. 435 S.

Alfred von Berger hat Georg Christoph Lichtenberg einen modernen Menschen im 18. Jahrhundert genannt und ihm das letzte Geheimnis der Schriftstellerei zugesprochen: was man wirklich denkt und fühlt so unumwunden wie möglich zu sagen. Wie recht Berger mit diesem Wort hatte, lehrt auch diese neue Ausgabe Lichtenbergs, vor der man sich erinnert, daß dieser große Schriftsteller erst vor dreißig Jahren durch knappe Auswahlbände Adolf Wilbrandts und Eugen Reichels wieder entdeckt wurde. Goldschmits Band bietet nach der Selbstbiographie, die freilich nur ein frühes Bruchstück ist, eine reiche Fülle von Aphorismen und zwischen ihnen die an Heinrich Christian Boie gerichteten aufschlußreichen londoner Theaterbriefe. Einer Anzahl Aufsätze, unter denen heute die über Physiognomik besonders fesseln werden, folgt eine Briefauswahl, von der man nur wünscht, sie hätte größer sein können. Man meint den kleinen, mißgewachsenen Mann mit Augen zu sehen, wie er, alle Sinne sperrweit offen, durch die Straßen Londons läuft, und man meint ihn zu hören, wenn er Goethe in Erwiderung auf den Wilhelm Meister schreibt: „Sollte es wohl ganz ein Roman sein? Ich habe mit dem Gefühl von Gegendruck gelesen, ohne welches ich in keinem Buch fortfahren kann. Ich kann nicht recht deutlich sagen, was ich unter diesem Ausdruck verstehe, ich glaube aber der Sache nahe zu kommen, wenn ich es oft wiederkehrendes Gefühl von der Superiorität des Schriftstellers über mein wertes Selbst nenne; diese bestehe nun in der Anordnung, dem Ausdrucke, den Gedanken oder den Empfindungen. Mit einem Wort: ich lese gar keine Bücher, wo ich noch beim dritten oder vierten Bogen sagen kann; das kann ich auch.“ Dieses Buch läuft diese Gefahr nicht, denn man verkehrt hier mit einem der selbständigsten Geister. Gern würde man über ihn mehr hören, als der in der Auswahl so sichere Herausgeber in seiner allzu knappen Biographie bringt, die nach heutiger Mode keine Einleitung, sondern eine Ausleitung ist.

Die Ausstattung des Bandes ist musterhaft.

Berlin Heinrich Spiero

Verschiedenes

Lassalles Briefwechsel aus den Jahren seiner Arbeiteragitation 1862—1864. Herausgegeben von Gustav Mayer. Stuttgart und Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 45 S. Einleitung u. 368 S.

Es ist dies der fünfte Band des von Professor Mayer herausgegebenen Lassalleschen Nachlasses. Aber während in den vorangehenden Bänden die unmittelbaren Äußerungen Lassalles stets dominierend hervortraten, figuriert er hier vorwiegend als Adressat. Von seinen Antworten an die Briefschreiber hat sich nur weniges erhalten. Aber der Reichtum seiner Individualität und die rastlose Energie des Willens fühlt man auch hier beim Lesen hindurch. Er setzt alle die verschiedenen Menschen, die mit ihm in Verbindung treten, in Bewegung, spannt sie, soweit wie irgend möglich, in die Dienste seiner Sache. Die Einführung des Herausgebers orientiert unter knapper Andeutung des historischen Hintergrundes über die namhaftesten der hier zum Worte kommenden Freunde Lassalles, wie über die Arbeiter, von denen er aus Leipzig den entscheidenden Anstoß zur Verfassung seines berühmten „Antwortschreibens“ erhielt, und die als Mitglieder im Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein ihn durch Berichte unterstützten. Von der Kleinheit der Verhältnisse, in denen sich die Propaganda zunächst bewegte, und die Lassalle, der von einem stürmischen Siegeszuge seiner neuen Partei geträumt hatte, zuweilen zur Verzweiflung brachten, erhält man in diesen Partien der Korrespondenz einen anschaulichen Eindruck.

Individuell charakteristische Färbung tragen vornehmlich die Briefe aus dem näheren Lassalleschen Freundeskreise: so die Hans von Bülows, des berühmten temperamentvoll leidenschaftlichen Musikers; die Rüstows, des früheren preußischen Artillerie-Offiziers, der unter Garibaldi in Italien focht und in seinem züricher Exil noch immer mit Möglichkeiten einer bewaffneten revolutionären Erhebung in Deutschland rechnete; die Briefe des gleichfalls in Zürich lebenden politischen Freiheitsdichters Georg Herwegh, der für Lassalles Arbeiterverein das von Bülow komponierte packende Proletarierlied: Bet' und arbeit', sagt die Welt, beisteuerte; die des damals noch jünglingshaft für Lassalle schwärmenden Fortschrittlers und späteren Waffenfabri-

kanten Ludwig Löwe; vor allem aber die Briefe Franz Zieglers, des eigenwüchsigen alten Demokraten und Steuerverweigerers von 1849, der, durch reaktionären Richterspruch aus seiner Bürgermeisterstellung und seinem Rechtsanwaltschaftsberuf geworfen, nach Jahren journalistischen Frondienstes durch sein ungewöhnliches Organisationstalent es zum Leiter und Besitzer eines bedeutenden gewerblichen industriellen Etablissements gebracht hatte.
Von den Dokumenten aus Lassalles Feder, die der Band bringt, ist das persönlichste ein Schreiben an Bülow, in welchem er sich als enthusiastischer Verehrer der Richard Wagnerschen Kunst bekennt. Der (ihm durch von Bülow zugesandte) Text der Wagnerschen Nibelungen-Trilogie „hat mich — so schreibt er — in eine unendliche Aufregung wie eine schäumende See versetzt". Der Entschluß sich von diesem übermächtigen Eindruck loszureißen, zur unaufschiebbaren Tagesarbeit zurückzukehren, „kostete mich einen solchen Kräfteaufwand, daß ich schwach und erschöpft bin, als hätte ich Holz gehackt". Jener alte Mythos habe ihn selber stets von neuem angezogen und oftmals eingehend beschäftigt. Hier habe derselbe eine „Behandlung von wahrhaft erdrückender Genialität" gefunden. Und die Frage, ob gewisse Einzelheiten von Wagner aus der Edda- und der Wölsungensage übernommen oder frei erfunden seien, läßt ihn so wenig zur Ruhe kommen, daß er Bülow bittet, ihm die alten Texte aus der Königlichen Bibliothek zu besorgen. Selber dorthin zu gehen, dürfe er nicht wagen, denn „sowie ich mich noch länger diesem Stoff hingebe, komme ich gar nicht wieder los". Das Bild, das man von dem erstaunlichen Umfange und der noch erstaunlicheren Intensität Lassalles geistiger Interessen aus seinem Briefwechsel mit Marx (dem dritten Bande der Sammlung) gewann, wird durch den Erguß dieses „glühenden Selbstgespräches", wie Lassalle selbst sein Schreiben bezeichnet, bedeutsam eindrucksvoll ergänzt.

Charlottenburg — Conrad Schmidt

Die Musik der Sinne. Von Adolf Weißmann. Stuttgart 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 313 S. Geb. M. 7.50.

Wenn Adolf Weißmann ein Buch herausgibt, so hat er etwas zu sagen. Und er sagt es mit höchster Verfeinerung und schier unglaublicher Intensität, nicht eng umgrenzt, sondern mit Ausblicken in alle Gebiete, die seine Domäne berühren. Seine geistige Klarheit durchleuchtet die Materie so, daß keine Schatten bleiben.
Drei frühere Arbeiten, „Der Virtuose", „Die Primadonna", „Der klingende Garten" sind zu einem Ganzen zusammengeschweißt. Und das ist gut so. Mag auch ein jeder Band seine Eigenberechtigung gehabt haben, erst die Verbindung der drei schafft die Einheitlichkeit, die die Entwicklung aufzeigt. Eros ist Triebkraft hier wie dort. Weißmann weiß zu lehren, wie Erotik Antrieb der Kunst wird, wie Sinnlichkeit, der Wesensurgrund aller Musik, das Spielerische gebiert, das niemals mit dem Intellekt, nur allein wieder mit den Sinnen erfaßt werden kann. Das Historische wird ohne Doktrin mit bezaubernder Selbstverständlichkeit eingefügt. Immer steht Weißmann mitten in der Zeit, von der er spricht, als ob er sie gekannt hätte, die Kastraten des Italien von einst, als ob er der Malibran, der Patti, den Garcias in der Grand opéra selbst zugejubelt hätte; wir erleben mit ihm die Zeiten der Liszt, Paganini, Rubinstein. Wie scharf werden die Konturen eines Mozartschen, Wagnerschen, Berliozschen Schaffensdaseins! Weißmann hat Augen, die mit der Liebe für das Sinnliche in der Kunst unumstößlich das Wesentliche finden.
Die Knappheit seiner Diktion ist wohltuend und liebenswert, sie macht das Buch zu einem, das man nimmer aus der Hand legen möchte, hat man sich hineinvertieft. Es werden viele daraus lernen; viele — und das sind die Beneidenswerten — werden es beglückt genießen.

Berlin-Zehlendorf — Ernst Viebig

Traum und Schicksal. Von A. J. J. Ratcliff. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen. Von Otto Francke. Dresden 1925, Sibyllen-Verlag. 328 S.

Man mag sich zu Sigmund Freud und seiner Schule noch so skeptisch, ja ablehnend verhalten — unbestreitbar bleibt ihr Verdienst, das Problem des Traums in Würdigung seiner Bedeutung nachdrücklicher als je zuvor der wissenschaftlichen Erforschung und darüber hinaus der allgemeinen Aufmerksamkeit zugeführt zu haben. Auch das Buch Ratcliffs, im englischen Original „A History of Dreams" betitelt, dürfte den ersten Antrieb zu seiner Entstehung von den Lehren Freuds und Jungs empfangen haben, in denen es die derzeit „lichtesten Höhen für die Erklärung von Träumen" erblickt. Nicht in der schweren Form wissenschaftlicher Abhandlung, sondern in der von den Engländern immer wieder so glücklich gehandhabten des Essays gibt das Werk einen fesselnden geschichtlichen und ethnographischen Überblick über Bedeutung und Wertung der Träume in der Vergangenheit, um an der Hand zahlreicher, geschickt gewählter Beispiele schrittweise von den primitiven Künsten abergläubischer und geschäftstüchtiger Deutung zu vertiefter Erkenntnis des Wesens der Träume und zu den wissenschaftlichen Theorien der Gegenwart fortzuleiten. In zwei Schlußkapiteln wird das Problem „Dichtung und Traum" mehr gestreift als erschöpft. Die Stärke des Ratcliffschen Buchs liegt nicht in der denkerischen Selbständigkeit des Verfassers: entscheidende eigene Ergebnisse werden nicht geboten, auch gar nicht gesucht. Die Stellung zu Freuds und Jungs Traumanalyse und Traumdeutekunst ist so gut wie ganz unkritisch. Verblüffend ehrlich und echt englisch ist der Satz: „Da ... beide Theorien einem äußerst nützlichen Ziele zustreben, die Freuds, die üblen Folgen der Vergangenheit zu heilen, und die Jungs, üblen Folgen für die Zukunft vorzubeugen, so ist es nicht nötig, sich mit leidenschaftlicher Entschiedenheit auf eine der beiden Seiten zu schlagen." Die Wissenschaft dürfte sich nicht bei der vermeinten „Nützlichkeit", sondern nur bei der größtmöglichen Wahrheit dieser wie aller Lehren beruhigen und fortfahren, das Traumproblem nicht nur von der psychopathischen und sexuellen Seite aufzuhellen. Was das Buch von Ratcliff überaus anziehend und lesenswert macht, ist die lebendige, geistreiche und geschmackvolle Art der Darstellung und Stoffbeherrschung, ganz dazu angetan, den bedeutsamen Gegenstand einem weiteren Kreis nahezubringen. Ein nicht geringes Verdienst gebührt dabei dem Übersetzer, Otto Francke: er hat nicht nur ein recht schwieriges Englisch in flüssiges und gutes Deutsch übertragen; seine Einführung schließt eine Lücke, indem sie aus erstaunlicher Fülle des Wissens reiche Beiträge zur Verwendung des Traums in der deutschen Dichtung, einschließlich der der Gegenwart, bietet und ergänzende Ausführungen über den Traum im Bild und in der Musik hinzufügt. Was er bescheiden „Rohstoff" nennt, ist eine Grundlage, auf der weitergebaut werden kann.

Weimar — Heinrich Lilienfein

Körper und Seele. Von Shaw Desmond. Übersetzt von Franza Feilbogen. Zürich 1924, Orell Füßli. 270 S.

Dies mag für englische Verhältnisse ein Buch von unerhörter Kühnheit sein; bei uns wird man nicht umhin können, es als zäh, ledern und überflüssig zu empfinden. Es ist eine Auseinandersetzung über die Ehe, etwas unbeholfen in Romanform gesteckt, ein Gemisch von armer und banaler Handlung, Dialogen, Briefen, physiologisch-ärztlich-dilettantischen Versuchen, die alle an dem Problem der Ehe — besser an einem einzigen Problem der Ehe — kauen, um schließlich zu einem romanhaften und keineswegs psychologisch erfüllten Schluß mit gutem Ausgang zu kommen.

Ach ja, wenn es so einfach wäre mit der seelischen, geistigen, körperlichen, sinnlichen und tausendfältigen Problematik der Ehe! Und wenn sich alles, wie der engstirnige Autor meint, auf diese Gleichung zwischen der „eigenen" Frau und der „fremden" Frau (die Gänsefüßchen sind geistiges Eigentum des Autors) bringen ließe!

Übrigens hat uns Arnold Zweig in seinen „Novellen um Claudia" gezeigt, wie ähnliche Dinge, wie sie hier bis zum Unerträglichen breitgetreten werden, zart und schamvoll und erlösend als Kunstwerk zu gestalten sind.

Mannheim — Vicki Baum

Das Tanzbuch.[1] Als Anhang: Drei Tanzspiele. Von Hans W. Fischer. München 1924, Albert Langen. 162 S.

Dies kleine Buch über den Tanz ist — um es vorwegzunehmen — eins der besten, wenn nicht das beste, welches in den letzten Jahren über Tanz geschrieben wurde. Die Gefahr solcher Tanzbücher liegt auf der Hand: Wie Musik nur durch Musik, so kann Tanz nur durch Tanz ausgedrückt werden. Alle Versuche, den Tanz im Wort einzufangen, sein Traumhaftes, Rauschhaftes, nur Ahnbares und Metaphysisches durch das Mittel der Sprache auszudrücken, versagen, und die Schilderer, Bewunderer oder Kritiker des Tanzes sehen sich bedrückt an eine Reihe von mundvollen, aufgeblasenen und letzten Endes unbrauchbaren Redensarten gefesselt. Davon ist wenig in diesem Buch zu spüren. Es bringt fast überall nur das zum Ausdruck, was sich in Worten ausdrücken läßt, und ihm steht das Mittel einer geschliffenen, klaren und sachlichen Sprache zur Verfügung. Manchmal gibt es Erhellungen von schlaglichtartiger Kraft, und Wesentliches wird an den Wurzeln gefaßt. Hans W. Fischer führt in knappen Kapiteln, deren jedes einen Essay für sich darstellt, in die Urgründe und Wege des Tanzes ein, zeigt, wo wir heute stehen, weist die zwingenden Notwendigkeiten von Weg, Ziel und Richtung. Das Buch ist ganz frei von einseitiger oder eingeengter Betrachtung, und das ist mit sein größter Vorzug. Zum Zweiten aber ist dem Autor — scheinbar aus der Berührung mit Laban und der Wigmann — eine sachliche und technische Kenntnis tänzerischer Bedingungen und Leistungen zu eigen, welche man in den meisten Büchern über den Tanz schmerzlich vermißt. Auch ist er — wenn ich recht berichtet bin — der erste, welcher das Labansche System eben als System in die Entwicklungsgeschichte des Tanzes einzureihen weiß und das dort wirksame Gesetz von Spannung und Entspannung in seinem ganzen Gewicht erfaßt hat.

Drei Tanzspiele, welche dem Buch als Anhang beigegeben sind, stehen freilich nicht auf der gleichen Ebene wie die vorangehenden Kapitel, und das ist schade. Hier klafft noch der Spalt zwischen Literatur und Tanz, und hier ist noch viel Mißverständnis nach einem ganzen Buch voll von reinem und starkem Verstehen!

Mannheim — Vicki Baum

Gegen den Strom. Eine amerikanische Chronik. Von Ludwig Lewisohn. Übersetzt von Thea Wolf. Frankfurt a. M. 1924, Frankfurter Sozietäts-Druckerei G.m.b.H., Abteilung Buchverlag. 300 S.

„Die Geschichte einer Seele" nennt der Verfasser an einer Stelle sein Werk. Und daß es das wirklich ist, macht es uns wertvoll, macht es überhaupt verständlich, daß diese Autobiographie eines in Deutschland fast unbekannten Amerikaners, dessen positive Leistungen selbst in seinem „Vaterlande" bisher nur in engeren Kreisen Beachtung und Anerkennung gefunden haben, einer ausgezeichneten Verdeutschung und des Erscheinens in einem großen Verlag für würdig befunden wurde. In seinem — Adoptivvaterlande muß man sagen, ist er — in Berlin geboren und als achtjähriger Knabe 1889 nach Amerika gekommen — einer der maßgebenden Theaterkritiker, angesehener Journalist und Romanschriftsteller. Nicht seine äußeren Schicksale, nicht seine literarischen Leistungen interessieren, und doch fesselt diese „Amerikanische Chronik" von der ersten bis zur letzten Zeile. Denn sie enthüllt eben eine Seele, eine gemarterte, ringende, hoffende, liebende Seele, ihre Martern, ihr Ringen, ihr Hoffen, ihr Lieben. Unwillkürlich denkt man an Wassermanns „Mein Weg als Jude und Deutscher". Auch Lewisohn hätte sein Buch so überschreiben können, aber er hätte noch hinzufügen müssen: „und als Amerikaner und Idealist". Nicht nur sein Judentum und seine deutsche Abstammung, mehr noch seine mit größter Energie erreichte völlige Assimilierung als Amerikaner und seine Illusion, trotzdem ein Idealist, ein Streber nach den höchsten Zielen der gesamten Kulturmenschheit bleiben zu können, ließen ihn Schiffbruch erleiden inmitten einer demokratischen Gesellschaft, die ihren Mitgliedern jedes „Anders-als-die-Masse-sein" verbietet. Das Buch ist außerordentlich lehrreich, besonders in jetziger Zeit für uns, die wir auf dem besten Wege sind, die amerikanischen Ideale zu den unseren zu machen. Jeder Deutsche sollte es lesen, und wenn von hundert Lesern nur einer dadurch bekehrt wird, die deutschen Ideale, die er im Begriff war, den amerikanischen zuliebe in die Rumpelkammer zu werfen, wieder hervorzuholen und weiter heilig zu halten, so ist dies Buch für uns nicht umsonst geschrieben, nicht umsonst übersetzt. Dieser amerikanische Jude, jahrelang Professor der deutschen Literatur an westlichen Universitäten, jetzt Journalist und Vorkämpfer für deutsche Dichtung in den Vereinigten Staaten, ist im tiefsten Herzen treu der Heimat seiner Eltern und Vorfahren. Er ist — und darum haben die Amerikaner recht, wenn sie ihn trotz seines vorzüglichen Englisch und seiner tiefsten Kenntnis amerikanischer und englischer Literatur nicht für einen der Ihrigen halten — mit der Seele ein Deutscher.

Berlin — Fritz Carsten

Wille und Weg. Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Von Franz Hein. Leipzig 1924, K. F. Koehler. 285 S. Geb. M. 7.50.

Die Selbstschilderungen der Maler haben in der Literatur einen guten Klang, Wilhelm von Kügelgens „Jugenderinnerungen", Ludwig Richters „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers", Feuerbachs „Vermächtnis" und Hans Thomas „Im Herbst des Lebens", jedes in seiner Art

unvergleichlich, der erste ein Dichter, begnadet wie wenige, der zweite eins mit dem Pulsschlag des deutschen Herzens, der dritte ein geheiligter Ringer mit Priestergebärde und Priestergewand, der vierte mit seiner selbstverständlichen, scheinbar so einfachen Weltweisheit und Welterkenntnis, dem fünften, heimlichen Maler, dem „Grünen Heinrich" am nächsten kommend.

Man würde Franz Hein, dem verdienten leipziger Professor, dem bekannten früheren karlsruher Maler und Graphiker, Unrecht tun, wenn man ihn mit diesen ganz großen Meistern vergleichen wollte. Seine Absichten sind ganz andere. Er wollte zeigen, mit wieviel Hemmungen er kämpfen mußte, um überhaupt erst in die Kunstbahn zu kommen. „Auch heute noch, da ich auf das meiste davon als auf Überwundenes zurückblicke, kann ich den Gedanken nicht abweisen, daß die Lebenskraft, die ich habe aufwenden müssen, um meiner Arbeit nur die Grundlage zu schaffen, ihr doch an ihrer freiesten Entfaltung hat fehlen müssen." So entstand ein reizvolles Bild einer menschlichen und künstlerischen Entwicklung von 1863 bis etwa 1900, belebt durch zahlreiche Schilderungen und novellistisch gefärbte Abrisse von Lebensschicksalen, die sich in seiner Nähe abspielten, durch eingestreute hübsche Malerlieder und, besonders wertvoll, erläutert durch eine vom Verlag in vorbildlicher Weise gewährte Mitteilung fast aller für das Werden Heins wichtigen Bilder und Studien in Reproduktionen, deren Vorzüglichkeit nur gepriesen werden kann. In einem aber, glaube ich, täuscht sich der Verfasser, wenn er nämlich, wie oben angedeutet, glaubt, er habe im Ringen um den Aufstieg soviel seiner Kraft verbraucht, daß er später sich nicht mehr frei entfalten konnte. Das ist sicher nicht der Fall; Kampf läßt reifen, Widerstand stählt, Hemmungen befreien, ebene glatte Wege machen träge und flach, gepolsterte Sitze lassen schläfrig werden, Wunden behandelt man am besten offen, ohne Verband. Wie auch Völkerschaften, die durch eine Arbeit von ein paar Tagen ihre Lebensbedürfnisse fürs ganze Jahr gewinnen können, niemals aus ihrer Steinzeit in die höhere Kultur kommen.

Vor zwanzig Jahren etwa, als Franz Hein in der ursprünglich sezessionistischen Künstlervereinigung „Künstlerbund Karlsruhe" mit Kalckreuth, Kallmorgen, Grethe, von Volkmann, Kampmann und anderen zusammenwirkte, hatte er den Gipfel seines Wesens und seiner Kunst erklommen, und sein Schaffen ist und bleibt zusammenhängend mit der Wahlheimat seiner Mannesjugend, mit Karlsruhe. Seltsam genug, daß F. Hein diese Zeit nur ganz kurz erwähnt und nicht zu dem ausbaut, was es wohl wirklich war, sein Gipfelpunkt, sein Schlußstein; daß er so wenig Worte der Feier für diese Großen findet, mit denen er damals zusammenwirken durfte. Er ist mit einer gewissen norddeutschen Überlegsamkeit begabt, eigentlich nach Richtung eines klaren sichtenden Verstandes eingestellt, und darin, nicht so sehr in den Hemmungen seiner Jugend, möchte man sein Problem sehen, da eine seltsame Neigung ihn zugleich als Künstler zu dem trieb, was von seiner Grundanlage möglichst weit entfernt war, zum zarten Märchen, zum phantastischen Naturmythos, zur heimeligen Sage. So lag der Kampf, den er durchfechten mußte, nicht so sehr in Äußerlichkeiten des Lebens, wie im Innern, wie das wohl meistens der Fall ist.

Waidmannslust — C. F. van Vleuten

Krise der Weltanschauung. Von R. N. Coudenhove-Kalergi. Wien 1923, Pan-Europa-Verlag. 145 S.

Es sind in diesem handlichen Buch eine Reihe von Essays zusammengefügt, die keine Fragen von geringer Bedeutung behandeln. Es wird darüber gesprochen, ob die Erdenkultur ihrem Untergang entgegengeht, und wenn der Untergang abgewendet werden soll, mit welchen Mitteln und auf welchen Wegen die Zukunft gerettet werden kann; keine Unerheblichkeiten!

Gibt es Möglichkeiten, über die zukünftige Kultur, über die zukünftigen Wirtschaftsfragen, über die zukünftige Politik der Menschheit eine Antwort von einiger Zuverlässigkeit zu geben?

Wir folgern aus den vorhandenen Tatsachen; aber wir können keine Folgerungen ziehen aus Tatsachen, die erst später zutage treten werden, die im Augenblick für den menschlichen Intellekt noch nicht vorhanden sind; und somit können wir in unsere Berechnungen die Faktoren der Fortentwicklung, der Neuentwicklung nicht aufnehmen. Auch der umfassendste Geist wäre vor der Entdeckung Amerikas nicht imstande gewesen, die sich entwickelnden Zustände nach der Entdeckung Amerikas vorauszusehen; auch der umfassendste Geist hätte vor der Entdeckung der Dampfkraft nicht voraussehen können, welche Wandlungen das Wirtschaftsleben auf der Erde nach dieser Entdeckung nehmen würde, und die Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens wirkt natürlich auf das stärkste, wirkt völlig revolutionierend zurück auf die Entwicklung des geistigen Lebens, auf die Weltanschauung; also das Prophezeien bleibt eine trügerische Kunst; bleibt ein Ahnen und niemals mehr; gewiß niemals mehr in der modernen Zeit, in der die Technik von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die größten Umwälzungen herbeiführt. Der Weltkörper, den wir bewohnen, und der vor fünfzig Jahren dem Menschengeschlecht für seine Bedürfnisse noch riesengroß erschien, wird übermorgen bereits durch die Luftschiffahrt ein winzig kleiner Ball geworden sein mit all den unübersehbaren Folgen, die sich aus dieser einen einzigen Tatsache ergeben werden, in materieller und in intellektueller Beziehung, für das Geschlecht des homo sapiens.

Es hat in der Menschheitsentwicklung lange Perioden gegeben, in denen ein einschneidender Wandel sich kaum vollzogen hat; selbst das Prophezeien damals war nicht leicht und meist trügerisch; es ist heute im besten Fall ein unterhaltsames, nachdenkliches Geistesspiel, nicht mehr, das freilich zur Zeit in Aufnahme gekommen ist. In umfassender Weise hat sich diesem Sport Oswald Spengler gewidmet; anregend, auf beschränktem Raum widmet sich ihm Coudenhove-Kalergi in den obengenannten Essays. Sie sind angenehm zu lesen; man mag diesen Möglichkeiten nachdenken, aber dem Entweder—Oder, das der Verfasser aufstellt, wird man ein vorsichtiges Vielleicht—Vielleicht auch nicht hinzufügen. Der kluge Montaigne sagte: „Que sais-je?"

Den Darlegungen über die Entwicklungstendenzen unserer Zeit sind knappe Ausführungen über einige Persönlichkeiten unserer Tage hinzugefügt, die noch leben oder die vor kurzem gestorben sind, ein merkwürdiges Kollegium: Jean Marie Guyau; Harden; Heinrich Mann und Popper-Lynkeus. Wer das Lob, das hier ausgeteilt wird, wägt, wird zu der Überzeugung kommen, daß der Verfasser angenehm zu plaudern, aber mit zuverlässiger Einsicht nicht gerade abzuwägen vermag; und soll man ihn nach solcher Entdeckung als einen nützlichen Führer in die Nacht der menschlichen Zukunft betrachten? Ein Buch voll interessanter Anregungen — und das ist nicht wenig; aber kein Leuchtfeuer, das die Nebel der Zukunft durchstrahlt. Die Methode hierfür ist nicht gefunden. Du Bois-Reymond, der dieses Problem in einer seiner akademischen Reden prinzipiell behandelte, sagte: Ignoramus et ignorabimus.

Berlin — Paul Nathan

Moderne Gedanken über Staat und Erziehung bei Plato. Von Kurt Sternberg. Berlin 1924, W. Rothschild. 128 S.

In Erkenntnis, daß der revolutionäre Prozeß unserer Zeit nicht nur die politisch-sozialen Gebiete, sondern auch das künstlerische und sittliche Leben erfaßt hat, betrachtet K. Sternberg die platonische Ideenlehre auf Wirkung und Bedeutung in der Gegenwart. Er geht von dem Standpunkt aus, daß alle kulturbeherrschenden Probleme auf das Problem des Staates hinweisen, und richtet deshalb den Blick auf „Plato, den Begründer und zugleich unerreichten Höhepunkt der staatsphilosophischen Theorie". Der Ewigkeitsgehalt von Platons Lehre ist allerdings die moralische Grundlegung des Politischen. Aber hat je ein moralisch arbeitender Staat existiert? In Wirklichkeit hat immer der Sophistenstandpunkt recht behalten, und Platons Idealismus blieb im philosophischen Kolleg der Universitäten hängen. Trotzdem, ja vielleicht gerade deshalb, ist Sternbergs Büchlein zeitgemäß, denn es zeigt, wo die Staatskrankheit ihren Sitz hat, und legt damit den praktischen Wert antiker Studien dar. Ich bezweifle nur Sternbergs Ansicht, daß wohl zu keiner Zeit das Streben so rege gewesen sei wie heute, dem Leben des Staats eine sittliche Basis zu geben (S. 21); unliebsame Einblicke und Erfahrungen in Menge beweisen das Gegenteil. Prächtig ist Begriff wie Notwendigkeit der Einheit entwickelt und das Prinzip der Arbeitsteilung nach dem grundlegenden platonischen Gedanken glücklich zergliedert. Vollkommen modern wirkt der Ausspruch des Atheners: „Der größtmöglichen Beschränkung des Tätigkeitsfeldes entspricht der größtmögliche Erfolg der Tätigkeit." Damit sind aber die Zwangsmaßregeln, wie allgemeine Wehr- oder Arbeitspflicht, gerichtet und sollten ausgeschaltet sein, wo von wirklicher moderner Entwicklung die Rede geht. „Plato docet." Man kommt auf mancherlei Gedanken, wenn man die anregende Schrift liest, vielleicht auf manche, die dem Verfasser ferngelegen. Das Buch ist sehr lebendig geschrieben, kein Politiker und kein Liebhaber der schönen Wissenschaften sollte daran vorübergehen.

München — A. von Gleichen-Rußwurm

Naturphilosophische Vorlesungen über die Grundprobleme des Bewußtseins und des Lebens. Von Melchior Palágyi. Zweite, wenig veränderte Auflage. Leipzig 1924, Joh. Ambr. Barth. 302 S. M. 9,— (10,50).

Dies Buch gibt eine Art System einer Psychologie von vitalistischem Standpunkt aus, das sich gegen die noch herrschende, aber bereits auf vielen Fronten im Rückzug begriffene assoziationistische Psychologie sehr kritisch stellt und reiche Anregungen enthält. Obwohl mit guter Kenntnis auch der Ergebnisse der Experimentalpsychologie geschrieben, stellt es doch deren Voraussetzung mannigfach in Frage und weist neue Wege. Sehr beachtenswert erscheint mir besonders, was da über die Intermittenz des Bewußtseins, die Bedeutung der Bewegungen für den Wahrnehmungsvorgang, die Raumvorstellung, die Irrationalität der Empfindung usw. gesagt ist. Auch wie die Besselschen „persönlichen Gleichungen" für Biologie und Psychologie nutzbar gemacht sind, ist sehr interessant. Für den Referenten war es eine besondere Freude, zu sehen, wie hier von wesentlich anderen Ausgangspunkten aus auf Ziele hingearbeitet wird, die ihm selbst in den beiden Bänden seiner „Lebenspsychologie" (J. A. Barth, 2. Aufl. 1924) vorschwebten. Allen denen, die das Seelenleben nicht nach dem üblichen Mechanismus verstehen wollen, die einer lebensnäheren Behandlung der Psychologie zustreben, wird dies Buch wertvolle Anregungen geben.

Berlin-Halensee — Richard Müller-Freienfels

Versuche zu einer Soziologie des Wissens. Herausgegeben im Auftrage des Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften in Köln. Von M. Scheler. 1924, Duncker & Humblot. 450 S.

Dieses Sammelwerk enthält anderthalb Dutzend Abhandlungen verschiedener Forscher über mannigfache Sonderfragen der Soziologie, unter denen an Umfang und Gewicht besonders der Einführungsaufsatz des Herausgebers hervorragt. Dieser Abhandlung über die „Probleme einer Soziologie des Wissens" kommt zweifellos nicht nur prinzipielle Bedeutung zu, sie ist auch außerordentlich reich an tatsächlichen Ergebnissen und Einzelanregungen. Sie bedeutet offenbar auch in der Entwicklung des Verfassers, der eine Zeitlang stark im Bann der Husserlschen Phänomenologie stand, eine starke Wendung. Zwar unterscheidet er die Kultursoziologie, für die eine Geistlehre des Menschen, und die Realsoziologie, für die eine Trieblehre des Menschen Voraussetzung sei, voneinander, doch scheint mir der Schwerpunkt der Untersuchungen auf der Trieblehre, die den Unterbau des gesamten menschlichen Lebensinhalts liefert, zu liegen. Als besonders wichtig dünkt mich das Ordnungsgesetz der drei Phasen, die in jedem zusammenhängenden Ablauf eines relativ räumlich und zeitlich geschlossenen Kulturprozesses zu scheiden sind: 1. Die Phase, da die Blutverhältnisse die Spielräume bestimmen für das, was aus anderen Ursachen geschehen kann, 2. die Phase, in der das Wirkprimat auf den Staat übergeht, 3. die Phase, wo die Wirtschaft das Wirkprimat erhält. Was die spezielle Soziologie des Wissens anlangt, so legt Scheler dar, wie die Auswahl der Gegenstände des Wissens durch die Struktur der Gesellschaft mitbedingt ist. Sehr interessant ist, von vielen anderen Perspektiven abgesehen, was Scheler über die soziologischen Voraussetzungen der modernen Wissenschaft darlegt, insbesondere ihren Zusammenhang mit der „Technik". Auch auf religiöse, politische, wirtschaftliche Verhältnisse fallen interessante Lichter. Es wäre nur zu wünschen, daß vieles von dem, was hier mehr in der Form von Anregungen gegeben ist, vom Verfasser noch systematischer ausgebaut würde. Doch auch in dieser Form bereits ist diese Soziologie des Wissens höchst wertvoll. — Die andern Beiträge sind z. T. recht ungleichmäßig an Richtung und Wert. Daß der Herausgeber nicht einseitig in der Auswahl der Mitarbeiter vorging, beweist z. B. die Aufnahme des Beitrags von W. Jerusalem. Außer Problemen der formalen Wissenssoziologie werden auch Themen der materialen Wissenssoziologie behandelt. Mancherlei Interessantes bringen die Einzelabhandlungen über geschichtliche Typen wissenschaftlicher Kooperation, so der aristotelischen Schule, der Scholastik, der psychoanalytischen Bewegung u. a. Solche Abhandlungen beweisen, daß die Soziologie, die lange eine Neigung hatte, in rein methodologischen und prinzipiellen Streitfragen stecken zu bleiben, sich anschickt, auch für aktuelle Probleme fruchtbar zu werden.

Berlin-Halensee — Richard Müller-Freienfels

Das verborgene Licht. Von Martin Buber. Frankfurt a. M. 1924, Rütten & Loening. 214 S.

In seinen ersten Büchern über den Chassidismus hat Buber eine subjektive Bearbeitung der einfachen Wiedergabe der Überlieferung vorgezogen. Mit dem vor zwei Jahren er-

schienenen Buch „Der große Maggid und seine Nachfolger" hat er einen neuen und treueren Weg gewählt: den der schlichten Wiedergabe der Texte. In diesem neuen Buch setzt Buber diesen Weg fort. In dem Buch über den großen Maggid war der Stoff so gruppiert gewesen, daß die Worte der einzelnen Lehrer zusammengestellt waren, so daß der Leser sich ein Bild der großen Persönlichkeiten der chassidischen religiösen Bewegung machen konnte. Diesmal hat Buber den Stoff nicht nach Gestalten, sondern nach den großen Gegenständen der Lebenslehre der letzten jüdischen mystischen Bewegung gruppiert: Von Gott und den Menschen; vom Gebet; von Himmel und Erde; vom Dienst; von der Lehre, von Lehren und Lernen; vom Weg; von dem Führer und der Gemeinde; von der Liebe; von Gut und Böse; von Stolz und Demut; von Wahrheit und Lüge; von der Umkehr; von Leid und Freude; vom Tod; von der Erlösung. Diese Anordnung war dadurch bedingt, daß in der letzten Epoche des Chassidismus nicht mehr die überragenden Gestalten herrschend sind, sondern der volkstümliche Charakter der Lehre hervortritt, wobei freilich sehr viele Anekdoten auf die großen Begründer der chassidischen Lehre zurückgeführt werden. Das Buch enthält etwa fünfhundert legendäre Anekdoten.

Jerusalem Hugo Bergmann

Verleger-Propaganda

Von Fritz Carsten (Berlin)

Seit einer Reihe von Jahren benutzten einige gorße belletristische Verleger als wirksamstes Propagandamittel den Almanach. Sie veröffentlichten in ihm Proben und Stücke aus älteren, kürzlich erschienenen oder vorbereiteten Verlagswerken, Bilder und Autogramme ihrer Autoren, Illustrationen aller Art, kurz, sie zogen dem Zeitungsinserat und den Prospekten ein geschlossenes Werk vor, das die Eigenart des Verlags veranschaulichte. Diese eigene Note prägte sich dem Publikum ein und schuf damit gewissermaßen für die Autoren einen ganz bestimmten Heimatboden. Der Erfolg war, daß die Autoren als solche eines scharf charakterisierten Verlages bekannt wurden, daß die Qualität des Autors schon allein durch seinen Verlag abgestempelt war. Einige der vorjährigen Almanache dieser Art sind in diesem Blatt (L. E. XXVII, 248) bereits gewürdigt worden. Inzwischen scheint der Wert solches vornehmen Propagandamittels allgemein erkannt worden zu sein. Über ein Dutzend Verleger kommen jetzt mit mehr oder weniger luxuriös ausgestatteten, zum Teil recht umfangreichen Publikationen heraus, die lediglich dem oben bezeichneten Zweck dienen. Es ist zu befürchten, daß diese Massenhaftigkeit das Mittel entwerten und daß die Protagonisten sich bald vor ihren Epigonen auf andere Propagandawege zurückziehen werden. Nur bei ausgesprochener Eigenart des Verlages hat ja ein solches Propagandabuch wirklichen Wert. Und wenn das Publikum damit überschwemmt wird, ist auch die Wirkung des einzelnen aufgehoben.

Es ist nicht möglich, dem ganzen Segen an dieser Stelle gerecht zu werden, und wir müssen uns mit kurzen Hinweisen begnügen. Ein besonderes Wort jedoch verdient der, zum vierzigjährigen Bestehen und gleichzeitig siebzigsten Geburtstag seines Inhabers, von Freunden des Verlages der Firma Karl W. Hiersemann gewidmete Festgruß „Werden und Wirken" (K. F. Koehler, Leipzig 1924). Hier ist von Außenstehenden und doch innerlich Verbundenen einer großen, in der ganzen Welt angesehenen deutschen Antiquariats- und Verlagshandlung ein Spiegel ihrer selbst geboten, wie er kostbarer und leuchtender nicht gedacht werden kann. Nicht nur die illustren Namen der Mitarbeiter, die durch ihre Beiträge ihrem Freunde und Verleger eine seltene Huldigung bereiten, auch die ausgezeichnete Redaktion des Monumentalwerks, seine splendide und künstlerische Ausstattung, sowie die Fülle hochwertiger Bildbeigaben und Faksimilia schufen für die gefeierte Firma ein unvergleichliches Propagandamittel. — Auch einem Jubiläum, dem des fünfundzwanzigjährigen Bestehens, gilt der elegante „Almanach des Verlages Grethlein & Co. 1899—1924" (Grethlein & Co., G. m. b. H., Leipzig 1924), der nach einer kurzen geschichtlichen Betrachtung zur Entwicklung der Firma, die sich besonders um die moderne schweizerische Belletristik und, mit grundlegenden Werken, um den Sport verdient gemacht hat, eine ganze Reihe von Autoren zu Worte kommen läßt und sie im Bilde vorführt. Nicht das Jubiläum des Verlages, sondern der 175. Geburtstag Goethes gaben dem Verlag Breitkopf & Härtel Veranlassung, ihr Jahrbuch für 1925 unter dem Titel „Der Bär" herauszubringen. Der goldene Bär ist ja das Wahrzeichen des Breitkopfschen Hauses, in dem Goethe 1765 aus und ein ging. Das Jahrbuch ist ein köstlicher Schatz für alle Goethefreunde und enthält neben Bekanntem eine ganze Reihe zum erstenmal gedruckter Beiträge, alles um und mit Goethe, dazu prächtige Abbildungen, Faksimiles, Vignetten u. dergl. Daß Goethes Verhältnis zur Musik, speziell zu Beethoven, besonders berücksichtigt wird und auch die modernen Kompositionen Goethescher Lieder beleuchtet werden, versteht sich bei einer Firma, die in der Musikliteratur führend ist wie Breitkopf & Härtel,

von selbst. Einen köstlichen Satz aus einem jedenfalls im Winter 1769 in Frankfurt geschriebenen Briefe Goethes an Christoph Gottlob Breitkopf wollen wir zitieren: „Nur eins will ich Dir sagen, hüte Dich ja für der Lüderlichkeit. Es geht uns Mannsleuten mit unsern Kräften, wie den Mädgen mit der Ehre, einmal zum Henker eine Jungfernschaft, fort ist sie. Man kann wohl so was wieder quacksalben, aber es will's ihm all nicht thun." Bei einem Zwanzigjährigen läßt das immerhin tief blicken. — Das letzte Dezennium seines Verlages läßt Eugen Diederichs in seiner „Tätigkeit des Verlages Eugen Diederichs in Jena während des letzten Jahrzehnts 1914—24" an uns vorüberziehen und wirbt mit einem „Selbstentfaltung" betitelten, persönlichen Bekenntnis um Vertrauen zu den Werken seiner Autoren. Auch sein eigenes lebensvolles Porträt paßt gut zu den Bildern derer, für die er stets mit ganzer Seele eingetreten ist. — „Das Lustrum 1920—24" der Frankfurter Verlags-Anstalt A.-G., Frankfurt a. M., erzählt vom „Werden des Werkes in Kunst und Wissenschaft" in Bild und Wort. — „Der eiserne Steg" ist das „Jahrbuch 1925" der Frankfurter Sozietäts-Druckerei G. m. b. H., Abteilung Buchverlag, Frankfurt a. M., genannt, und es ist wahrlich eine feste Brücke zu den Werken des Verlages. Dieser hat sich mit Ossendowski in die vorderste Reihe der erfolgreichen Verlage stellen können. Aber sein eigentliches Feld ist natürlich die Politik, und Namen wie Bernhard Guttmann, Conrad Haußmann, Francesco Nitti, Friedrich Payer, Hugo Preuß, Walter Schücking, Fritz Schotthöfer, Alfred Weber, Hermann Wendel, neben dem unvergeßlichen August Stein und vielen anderen vertreten dieses Arbeitsgebiet, während Finanzwissenschaft, Philosophie und Wirtschaftslehre gleichfalls von ersten Fachleuten behandelt werden. Daß auch die schöne Literatur nicht zu kurz kommt, dafür bürgt schon Fritz von Unruh. Besonders schön und reichhaltig ist der Buchschmuck, der, wie überhaupt die ganze Ausstattung, auch für die Werkstätten des Verlages mit Erfolg wirbt. — „Das Buch der Wolkenwanderer" (Wolkenwanderer-Verlag, A. Hilmar Huber, Leipzig 1924) lenkt die Aufmerksamkeit auf diesen jungen Verlag, der „allen haltlosen Zeitströmungen die Idee des Unverlierbaren und Unwandelbaren" entgegenstellen will, indem er sich in die „lichtdurchfluteten Hallen lebensvoller Vergangenheiten" versenkt. Dieser Almanach ist eines eingehenden Studiums wert und verdient für Inhalt und Ausstattung höchste Anerkennung. — „1925. Ein Almanach für Kunst und Dichtung aus dem Kurt Wolff Verlag" bringt eine Überfülle von Beiträgen aus der Feder seiner bekannten Autoren, unter denen das Ausland einen großen Prozentsatz stellt. Einen ganzen Bilderzyklus „Die Sonne" steuert Franz Masareel bei. — Dichtung, schöpferische Kritik, lebendige Philosophie will das von Ludwig Goldscheider herausgegebene Lesebuch „Phaidon" (Phaidon-Verlag, Wien 1925) propagieren, wozu er sich der Mitarbeiterschaft von Ovid, Michel Angelo, Swift, Musäus, Meister Ekkehardt usw., einer großen Anzahl englischer Lyriker und auch einiger moderner deutscher Dichter, wie Wilhelm Schäfer, Hermann Hesse, R. A. Schröder und vieler, vieler anderer mit Erfolg bedient. Ein sehr reichhaltiges und anregendes literarisches Jahrbuch. — Bescheiden nennt sich „Die Stufe, eine Auswahl aus den Werken des Verlages" der Almanach der Firma Strecker & Schröder, Stuttgart, und bringt aus Ethnographie, Philosophie, Kunst und Dichtung zahlreiche wertvolle Beiträge. — Georg Müller, München, versendet ein „Verzeichnis der lieferbaren Bücher des Verlages", das seinen Wert für jeden Bücherfreund durch eine musterhafte bibliographische Anordnung und bibliophile Ausstattung erhält. — „Das Werk des Volksverlages der Bücherfreunde" (Wegweiser-Verlag G. m. b. H., Berlin 1924) ist anziehend durch seinen außerordentlich feinen, zum Teil farbig ausgeführten bildnerischen Teil und durch die geschickte Auswahl seiner literarischen Beiträge. — Im Almanach des Arbeiter-Jugend-Verlages, Berlin 1924, interessieren nicht nur die Beiträge junger Sozialdemokraten, sondern besonders auch die sehr gut ausgeführten Porträts der meist aus dem Arbeiterstande hervorgegangenen Dichter. Namen, wie Max Barthel, E. R. Müller, Bruno Schönlank, Hermann Claudius, Karl Bröger u. a. haben schon einen Klang, der aus der Parteidichtung hinaustönt ins Allgemeine. — In „Der Verlag Walter de Gruyter & Co.", der früher „Vereinigung wissenschaftlicher Verleger" firmierte, wird von Dr. Gerhard Lüdtke, der bereits vor einigen Jahren in diesem Blatte (L. E. XXIII, 1) die Geschichte des Verlages Karl J. Trübner veröffentlichte, die Geschichte dieses und der anderen Verlagshäuser erzählt, die heute der Firmenkomplex umschließt. Männer, deren Namen dem deutschen Buchhandel zur höchsten Ehre gereichen, wie G. J. Göschen, J. Guttentag, G. A. Reimer, Karl J. Trübner, Moritz Veit werden in ihrem Werden und Wirken charakterisiert und im Porträt gezeigt. Den wehmütigen Schluß der Reihe bildet die Charakterisierung des unvergeßlichen Walter de Gruyter selbst, den der Tod aus einem taten- und erfolgreichen Leben plötzlich abgerufen hat. Möge unter den jungen Verlegern, die heute dem deutschen Buchhandel frisches Blut zuführen, das Andenken dieser hochgeachteten Männer, die in ihrem Werk fortleben, niemals erlöschen!

Nachrichten

Todesnachrichten. Elisabeth von Heyking, geb. Gräfin Flemming, eine Enkelin Bettinas, ist in der Nacht vom 4. auf den 5. Januar im vierundsechzigsten Lebensjahr in Berlin einem Schlagfluß erlegen. Sie war mit Professor von Putlitz in erster Ehe vermählt gewesen, hat später an der Seite ihres zweiten Mannes, des Gesandten von Heyking, Ägypten, Mexiko, Indien kennengelernt und hat die letzten Jahrzehnte in Deutschland zugebracht. Der große Erfolg, der ihren „Briefen, die ihn nicht erreichten", zuteil wurde, ist ihr in ihren späteren Veröffentlichungen „Der Tag anderer", „Ille mihi", „Tschun" nicht treu geblieben, doch wahrte sie immer literarische Haltung.

Franz Hermann Meißner ist am 14. Januar im Alter von 62 Jahren verschieden. Von Hause aus Kunstkritiker — er hat Werke über Klinger, Tiepolo und Veronese veröffentlicht, war er später durch äußere Verhältnisse gezwungen worden, sich kaufmännischem Wirken zu widmen. Als Verwalter des Zoologischen Gartens in Berlin hat er sich Verdienste erworben. Sein einst vielgelesener Roman „Moderne Menschen" schilderte das Berlin der achtziger Jahre.

Rudolf Klußmann ist nach einer Meldung vom 14. Januar in München gestorben. Er nahm unter den Bibliographen Deutschlands eine hervorragende Stellung ein und hat sich durch Bearbeitung der Programme der deutschen Mittelschulen und die Bibliotheca scriptorum classicorum et Graecorum et Latinorum Verdienste erworben.

William Archer ist am 27. Dezember im Alter von 68 Jahren gestorben. Er war 1856 in Perth in Schottland geboren, hatte sich zunächst als Journalist in Edinburg betätigt, hatte sodann Reisen unternommen, die ihn nach Australien und Norwegen führten. In Norwegen war ihm Ibsens überragende Persönlichkeit entgegengetreten. Er übertrug Ibsens Werke ins Englische, und es ist sein Verdienst gewesen, daß sie auf londoner Bühnen Fuß faßten. Als Theaterkritiker begann Archer im „Londoner Figaro", trat 1885 in die „World" über, der er 21 Jahre treu blieb. Viele Jahre hindurch war er auch londoner Kritiker des „Manchester Guardian". 1920 zog er sich von der kritischen Tätigkeit zurück. Die erfolgreiche Aufführung seines Melodramas „The Green Goddess" hatte ihm die Möglichkeit dazu verschafft. Als Theaterkritiker hat Archer wohl das größte Ansehn unter den Fachgenossen der ganzen Welt genossen.

Savage Landor ist am 26. Dezember im Alter von 50 Jahren in Florenz gestorben. Er war in Florenz geboren worden, in Italien und Paris erzogen, hatte sich zunächst der Malerei und Bildhauerei zugewandt, hat dann aber große Reisen nach Nordamerika, Tibet, Durchquerung Südamerikas, Durchquerung Afrikas, Aufenthalt auf den Philippinen und im Sulu-Archipel unternommen, die seinem dreizehnbändigen Lebenswerk Inhalt gaben. Sein vierzehntes Buch unter dem Titel „Everywhere" ist kurz vor seinem Tode veröffentlicht worden.

T. W. H. Crosland ist nach einer Meldung aus den ersten Januartagen gestorben. Er galt als guter Lyriker und als ein Mann von eigenartiger, satirischer Veranlagung. Unter seinen Büchern hat „The Unspeakable Scot" die größte Verbreitung erlangt.

Gustav Vermeersch ist nach einer Meldung vom 9. Januar in Aalst in Belgien gestorben. Selbst in kümmerlichen Verhältnissen lebend, hat er als Romanschriftsteller in der Schilderung hoffnungsloser Proletarierexistenzen sein Bestes gegeben.

Leonhard Böhm ist am 16. Januar im Alter von 92 Jahren in seiner Vaterstadt, dem jetzt jugoslawischen Weißkirchen gestorben. Sohn eines Schmiedemeisters, mußte er seine Studien unterbrechen und sich als Bauer und Weinhändler in Weißkirchen ansiedeln. Seinem geschichtswissenschaftlichen Interesse war er aber treu geblieben, und so konnte im Jahre 1861 seine viel beachtete „Geschichte des Temescher Banats" erscheinen, die sechs Jahre später ins Ungarische übersetzt wurde.

Juan Antonio Cavestany ist am 8. Dezember in Madrid gestorben. Er war als Lyriker und Dramatiker geschätzt und Mitglied der Akademie.

Antolin Garcia Sapela, bekannt als kundiger Übersetzer italienischer Dichtwerke, ist Mitte Dezember in Madrid gestorben.

José Roca y Roca ist im Dezember in Madrid gestorben.

Federico Domenech Cervera ist Mitte Dezember in Valencia gestorben.

Rafael Urbano ist Ende Dezember gestorben. Er wirkte als Bibliothekar am madrider „Ateneo".

Modesto Moyron ist im Alter von 75 Jahren in Madrid gestorben.

Zwei namhafte tschechische Orientalisten sind unlängst kurz nacheinander in Prag gestorben, der ehemalige Gymnasialprofessor Justin Prášek, dessen Arbeiten vorzüglich der Geschichte Vorderasiens galten und der Professor an der theologischen Fakultät in Prag Jaroslav Sedláček, der sich der Erforschung der semitischen Sprachen gewidmet hat; ersterer erreichte ein Alter von 71, der letztere von 65 Jahren.

Am 14. Januar starb in Prag der tschechische Philosoph und Pädagoge František Drtina. In Hněvšín am 3. Oktober 1861 geboren, widmete er sich zuerst der Mittelschulprofessur, habilitierte sich alsbald in Prag und gehörte zu der engsten Schule Masaryks. Seine zahllosen Arbeiten bewegten sich auf dem Gebiete der Geschichte, der Philosophie, des Schulwesens und der historischen Pädagogik, auch als Politiker, Schulorganisator und Volkserzieher war der ungemein beliebte Gelehrte tätig.

Der namhafte tschechische Literatur- und Kunstkritiker Arnošt Procházka starb in seinem sechsundfünfzigsten Lebensjahre am 16. Januar in Prag, wo er geboren worden und sein ganzes Leben verbracht hatte; seines Amtes war er Landesausschußrechnungsrat. Seine im Jahre 1894 gegründete „Moderní Revue" war durch dreißig Jahre ein wichtiger Mittelpunkt des literarischen Lebens in Prag; auch seine zahlreichen Übersetzungen wirkten bahnbrechend.

Infolge eines Automobilunfalls starb am 24. Januar in Prag der 51jährige Journalist Karel Pelant, ein rühriger, vielseitiger und witziger Schriftsteller, der seine Leser besonders mit den amerikanischen Lebensverhältnissen bekannt zu machen wußte.

* * *

Der Verleger von Velhagen & Klasings Monatsheften, August Wilhelm Velhagen, ist von der philosophischen Fakultät zum Ehrendoktor der Philosophie ernannt worden.

Ernst Barthel, Privatdozent an der Universität Köln, hat für sein Buch „Lebensphilosophie" den Strindberg-Preis 1925 erhalten.
Karl Hans Strobl ist von der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die tschechoslowakische Republik in Prag zum korrespondierenden Mitglied ernannt worden.
Georg Witkowski hat einen Ruf als Austauschprofessor an die Reichsuniversität in Peking erhalten, dem er nach Ablauf des Sommersemesters auf ein Jahr Folge leisten wird.
Ramón Menéndez Pidal wurde von der pariser Sorbonne das Ehrendoktorat verliehen.
Der angesehene Literarhistoriker Bonilla San Martin kehrte kürzlich von einer großen Vortragsreise zurück. Er hat sich u. a. an den Universitäten von Illinois, Kalifornien, Manilla, Tokio, Shanghai und Hongkong vernehmen lassen.
Vicente Blasco Ibáñez, einer der Hauptverfechter der republikanischen Idee in Spanien, ist auf Grund seiner Publikation „Una nación secuestrada" vor ein Kriegsgericht geladen worden. Der Dichter lebt in Paris.
Miguel de Unamuno, der spanischen Diktatur nicht minder mißliebig, verbringt die Verbannung gleichfalls in Paris, wo er ein emsiges literarisches Schaffen entfaltet.
Eduardo Zamacois, der unermüdliche Reiseschriftsteller und geschickte Romancier hat sich nach Mittelamerika eingeschifft, um dort eine Reihe Vorträge zu halten. (M. B.)
Das „Neue Stuttgarter Tagblatt" hat einen Wettbewerb ausgeschrieben, für den insgesamt 10 000 Mark an Preisen verteilt werden sollen. Der Wettbewerb teilt sich in drei Gruppen: Schwabenroman — Schwäbische Gestalten — Schwäbische Landschaft. Bei dem Wettbewerb Schwabenroman ist an einen für die Zeitung verwertbaren Roman von literarischer Qualität gedacht, der im Schwaben der Vergangenheit oder Gegenwart spielen soll. Umfang: 40 Fortsetzungen zu etwa 200 Zeilen. Spätester Einsendungstermin: 1. Juli 1925. Bei den beiden anderen Wettbewerben werden künstlerische Skizzen verlangt von höchstens 100 Druckzeilen Umfang. Einsendungstermin für Schwäbische Gestalten 1. April 1925, für Schwäbische Landschaft 1. Mai 1925. Für den Schwabenroman sind zwei Preise ausgesetzt: 5000 und 2500 Mark; für Schwäbische Gestalten drei Preise: 800, 500 und 200 Mark; für Schwäbische Landschaft drei Preise: 500, 300 und 200 Mark. An den Wettbewerben können sich alle deutschen Schriftsteller beteiligen. Nähere Bedingungen gibt der Verlag des „Stuttgarter Neuen Tagblatts" auf Anfrage gern bekannt.
Dem Krapotkin-Museum in Moskau ist vor kurzem die ganze Hinterlassenschaft des verstorbenen Fürsten Peter A. Krapotkin überwiesen worden, die sich bisher noch in London befand, wo der anarchistische Schriftsteller, wie bekannt, bis zum Ausbruch der russischen Revolution als Emigrant ständig lebte. Erst jetzt sind die Privatbibliothek Krapotkins, seine Manuskripte und sonstige Habe in 74 Kisten aus London nach Rußland befördert worden.
Im August 1924 waren hundert Jahre seit dem Entstehen des klassischen russischen Lustspiels A. S. Gribojedoffs „Weh' dem Klugen" („Gore ot uma") verflossen. Dieses Jubiläum gab dem moskauer Sowjet Anlaß, eine Denktafel mit dem Bildnis Gribojedoffs an dem noch existierenden Hause anzubringen, in welchem der Dichter sein Meisterwerk geschaffen hat. —
Im vierten Heft der moskauer Monatsschrift „Russkij Sowremennik" veröffentlicht K. Tschukowskij eine Reihe von Briefen Leonid Andrejews an seine heißgeliebte Mutter und seine Geschwister, mit denen der verstorbene Schriftsteller in engster Freundschaft lebte. Im Laufe von fünf Jahren, von 1918 bis 1923, ist die ganze zahlreiche Familie in tragischer Weise dahingegangen, und nur eine einzige Schwester Andrejews ist noch am Leben. Sie hat Tschukowskij sämtliche Briefe ihres Bruders an seine Angehörigen nebst Familienarchiv zur Veröffentlichung übergeben.
Der moskauer Verlag M. & S. Sabaschnikoff, eine der nicht allzu vielen, privaten Verlegerfirmen, die jetzt in Sowjetrußland existieren, beginnt eine Memoirenserie herauszugeben, deren Redaktion S. W. Bachruschin und M. A. Ziawlowskij anvertraut ist. Den ersten, noch im Januar erscheinenden Band der Reihe bilden die Erinnerungen von Tatjana A. Kusminskaja, einer Schwägerin des Grafen Lew N. Tolstoi, unter dem Titel „Mein Leben zu Hause und in Jasnaja Poljana". Frau K., eine leibliche Schwester der Gräfin Sophia Andrejewna T., gehörte zum intimen Freundeskreise der großen Schriftsteller und, wie bekannt, diente sie gewissermaßen als Modell zur Natascha Rostowa, der weiblichen Hauptfigur der Epopöe „Krieg und Frieden". Es sei bei dieser Gelegenheit noch bemerkt, daß der Herausgeber der erwähnten Memoiren, M. Ziawlowskij, als Redakteur der großen, auf 80 Bände berechneten Gesamtausgabe der Schriften Tolstois fungiert, welche vom russischen Staatsverlag in Angriff genommen ist. —
Als zweiter Band der „Sabaschnikoffschen Memoirenserie" erscheinen in kurzem die biographischen Aufzeichnungen eines deutschen Abenteurers des 16. Jahrhunderts, Heinrich Staden, der nach Moskau an den Hof Iwan des Grausamen gekommen war und eine Zeitlang in der Leibwache des Zaren diente. Die Stadensche Selbstbiographie wirft neues Licht auf das Leben und gewisse Episoden im moskauer Zarenreich jener Epoche und war bisher der russischen Geschichtsforschung ganz unbekannt geblieben. (P. E.)
Kurt Bocks Zeitschrift für junge Dichtung „Romantik" hat ihr Erscheinen wieder aufgenommen. Angeschlossen ist eine Kulturgemeinschaft „Wille und Weg", die Vortragsabende veranstaltet.
„The American Mercury", die von H. L. Mencken und George Jean Nathan herausgegebene Monatsschrift, zeichnet sich nicht gerade durch die Reichhaltigkeit oder die Bedeutung ihrer literarischen Beiträge aus. In den letzten Heften des ersten Jahrgangs finden sich die folgenden:
September: „Voilà, Anatole France!" von Jean-Jacques Brousson, eine Plauderei, die sich auf siebenjährigen vertrauten Umgang stützt. „Wenn er nicht immer ein Mann war, so war er doch wenigstens immer ein Schriftsteller. Der erlauchte Skeptiker ging mit einer Feder hinter dem Ohr durchs Leben." Er müßte kein großer Schriftsteller gewesen sein, wenn er nicht schwer geschrieben und unendliche Sorgfalt auf das Stilistische verwendet hätte.
Oktober: „Walt Whitman über sich selbst" nach den Aufzeichnungen seines Eckermanns Horace Traubel (gest. 1919). Darin wird, unter dem Datum des 28. März 1889, dieser Ausspruch Whitmans bekanntgegeben: „Mir entgeht eine Menge, dadurch daß ich nicht Deutsch kann — aber das ließe sich auch von anderen Sprachen, die man nicht kennt, sagen. ... Das Deutsche gibt mir den Boden unter den Füßen. Vielleicht ist das ein unbegründetes Vorurteil. Immerhin, ich habe dieses Gefühl."
November: Über „Jesus und seine Biographen" spricht, wohl von Papini seinen Ausgang nehmend, Alphonse B. Miller. Er nennt die Darstellung des viel gelesenen Italieners die „uninspirierte Predigt eines bigotten Landpfarrers".

Dezember: Aus einem Notizbuch Walt Whitmans, das der Zeit vor Veröffentlichung der „Grashalme" angehört, werden Proben durch Emory Holloway mitgeteilt. (M. M.)

* * *

Nach einer Mitteilung des „Bär", des Jahrbuchs von Breitkopf & Härtel, Leipzig, hat sich im Archiv des Verlages im Akzidenzdruckbuch vom Monat März 1768 die Eintragung gefunden: „H. Goethe, ein Gedicht auf H. D. Pfeil. 150 Cavalierpp." — Es handelt sich dabei um ein Gedicht, das der junge Goethe kurz vor seinem Fortgang aus Leipzig auf Dr. jur. Johann Gottlob Benjamin Pfeil (1732—1800) in Druck gab und das in 150 Exemplaren auf „Cavalierpapier" offenbar unentgeltlich hergestellt wurde, trotzdem aber völlig verschollen ist und als verloren gelten muß.
Die Stadtväter von Santander beschlossen die gesammelten Dichtungen und Prosaschriften José del Rio Sáinz aus öffentlichen Mitteln herauszugeben.
Der 100. Geburtstag Juan Valeras wurde mit Veranstaltungen literarischen Charakters feierlich begangen.
Anläßlich des 400. Geburtsfestes Luiz de Camões, des Dichters der „Lusiaden", wurde in Madrid eine einzigartige Gedächtnis-Ausstellung eröffnet. Sie birgt außer einer reichen Sammlung der Erstauflagen seiner Werke, die einen unschätzbaren Wert repräsentieren, Übersetzungen in alle möglichen Idiome und zwar aus vier Jahrhunderten, sodann Kommentare und Biographien, das erste gestochene Bildnis des Dichters, seltene zeitgenössische Gemälde und Gravüren, Ansichten vom einstigen Lissabon, Alt-Portugals, Bilder, Karten und Trachtenbilder von verschiedenen Schauplätzen der Handlung, darunter den spanischen Grenzmarken, aus Lusitanien, Afrika usw.
Der 100. Geburtstag des hervorragenden katalonischen Dichters Victor Balaguer wurde am 11. Dezember in Barcelona festlich begangen. Sein Denkmal wurde mit Blumen bekränzt.
Pi y Margall, der verdienstvolle katalonische Schriftsteller, wird in Barcelona ein Denkmal erhalten.
Dem Andenken des portugiesischen Romanciers Eça de Queiroz, der lange Jahre in Frankreich lebte, soll an dessen Wohnhaus in Neuilly eine Gedenktafel gewidmet werden. (M. B.)
Im Verlag von Albert Langen, München, erscheint soeben unter dem Namen „Bücher der Bildung" eine Sammlung, die nach Buchausstattung und Inhaltswahl lebhaftes Interesse erwecken darf. Die „Bücher der Bildung" präsentieren sich bei klarem Frakturdruck auf gutem Papier in schmuckem blauen Leinenband und bieten höchst wertvolles Bildungsmaterial, das unter vielseitigen Gesichtspunkten gewählt, bisher auch den Gebildeten nicht ohne weiteres zugänglich war. Sieht man von den beiden Goethe-Bänden ab, die in ihrer Zusammenstellung aber auch eigenartige Physiognomie gewinnen, so sind die anderen Bände nicht eben von der breiten Straße hergenommen. Viktor Hehn, Italienische Reise, Ignaz von Döllinger, Geschichte und Kirche, Wilhelm Scherer, Von Wolfram bis Goethe, Ferdinand Gregorovius, Rom im Mittelalter (2 Bände), Karl Hillebrand, Abendländische Bildung, Rudolf von Ihering, Recht und Sitte, Tainesche Essays in der Auswahl bilden in gewissem Sinne eine innere Gemeinschaft und gehören zu den Werken, die über die Frist ihrer Entstehung hinaus gerade unserer Gegenwart Entscheidendes zu sagen haben. Der billige Preis der Sammlung (M. 3,— pro Band) macht die „Bücher der Bildung" zu einem Volksbildungsmittel im besten Sinn des Wortes.
Wilhelm von Humboldts Briefe an eine Freundin sind in neuer und schön ausgestatteter Ausgabe in braunem Leinenband mit schwarzen Rückenschildern zum Preise von M. 9,— im Verlag von F. A. Brockhaus, Leipzig, erschienen. Die Neuausgabe mit Einleitung und Anmerkungen von Hermann Meisner wird dadurch besonders wertvoll, daß hier auf die Originale zurückgegangen ist; man weiß, daß Charlotte Diede aus kirchlich-religiösen Interessen heraus die Briefe vielfach nicht unbeträchtlich abgeändert hatte. Hier wird die ursprüngliche Form geboten, die bei wissenschaftlicher Verwertung allein in Betracht kommen kann.

* * *

Im Mittelpunkt von Tokio ist eine freie Bühne „Tsukiji Sho-Keki jio" mit einem Zuschauerraum, der 500 Plätze faßt, und mit einer Bühnentiefe von zehn Metern ins Leben gerufen worden, die zunächst Werke von Romain Rolland, Pirandello, Kaiser, Capek, Schnitzler und Gorki bringen wird.
Fred Antoine Angermayers „Komödie um Rosa" ist von Renée Lauret ins Französische übertragen worden und soll in Paris im Theater „des Champs Elysées" zur Aufführung gelangen.
Fritz von Unruhs „Ein Geschlecht" wird von Benoist-Merchet ins Französische übertragen, um in der „Comédie française" aufgeführt zu werden.
Uraufführungen. Wien. Neues Wiener Stadttheater: „Sanatorium G. und G.", drei heitere Akte von Ludw. Stärk und Adolf Eisler (12. Dez. 24). — Exl-Bühne: „Die Probenacht", Dorfkomödie von Julius Pohl (12. Dez. 24). — Neue Wiener Bühne: „Die keusche Susanne", Schwank in drei Akten von Armin Friedmann (15. Dezember 24).

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Dallago, Carl. Der große Unwissende. Innsbruck 1924, Brenner-Verlag. 650 S.
Geiger-Gog, Anni. Der Heilige und das Blümlein. Neue Legenden vom heiligen Franz. Mit einem Geleitwort von Alexander Beyer. Bildschmuck von Walter Schulz-Matan. Leipzig 1925, Frankenstein & Wagner. 76 S.
Goldmann, Karl. Die 21 Gelben und das Juwel. Ein grotesker Roman. Berlin 1925, Trowitzsch & Sohn. 263 S. Geb. M. 4,80.

Hanstein, Otfrid von. Das Licht im Osten. Der Roman der Erschließung Sibiriens. Dresden 1924, H. G. Münchmeyer G. m. b. H. 311 S.
– Die donnernden Wasser. Ein Roman aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Niagarafälle. (Ebenda.) 246 S.
Heim, Georg. Heitere Geschichten. Kempten 1924, Jos. Kösel u. Fr. Pustet. 123 S.
Hürlimann, Martin. Tut Kung Bluff. Das unvermeidliche Buch eines Weltreisenden. Zürich 1924, Orethlein & Co. 281 S.
Kreutz, Rudolf Jeremias. Außenseiter des Lebens. Novellen. (Tagblatt-Bibliothek 169.) Wien 1925, Steyrermühl-Verlag. 56 S.
Loewenberg, Jakob. Der gelbe Fleck. Berlin 1924, Philo-Verlag. 143 S.
Müller-Rüdersdorf, Wilhelm. Der Spiegel mit dem Bildrand. Fabelgeschichten. Görlitz 1925, Verlagsanstalt Görl. Nachr. u. Anzeiger A.-G. 55 S. Geb. M. 1,25.
Mynona. Das Eisenbahnglück oder der Antifreud. Mit Zeichnungen von Hans Bellmer. (Die tollen Bücher, 2. Bd.) Berlin 1925, Elena Gottschalk. 184 S. M. 3,– (4,–).
Obst, Erich. Russische Skizzen. 174 S. und eine Karte. (Der Weltenbummler.) Berlin-Grunewald 1925, Kurt Vowinckel. 251 S. Geb. M. 7,50.
Pauls, Eilhard Erich. Jan Jites Wanderbuch. Eine Erzählung (Die Bücher der Rose). Ebenhausen bei München 1925, Wilh. Langewiesche-Brandt. 189 S.
Roda-Rodas Roman. Mit Zeichnungen von Andreas Szenen. München 1925, Drei Masken-Verlag. 634 S.
Roselieb, Hans. Meister Michels rätselhafte Gesichter. Roman. Kempten 1924, Jos. Kösel & Fr. Pustet K.-G. 465 S.
Schremmer, Wilhelm. Erzählungen aus den schlesischen Bergen. Frankfurt a. M. 1925, Moritz Diesterweg. 223 S.
Sommer, Fedor. Die Zillerthaler. Ein Heimwehroman. Halle a. d. S. 1925, Buchhandlung des Waisenhauses. 342 S. Geb. M. 7,–.
Soyka, Otto. Der entfesselte Mensch. Roman. (Engelhorns Romanbibliothek 38. Reihe, Bd. 7.) Stuttgart 1924, J. Engelhorns Nachfolger. 143 S.
Terramare, Georg. Stimmen am Weg. Ein Buch um Franz von Assisi. Kempten 1924, Jos. Kösel & Fr. Pustet K.-G. 116 S.
Wode, Alwin. Um ein Jugendheim. Novelle. Bremerhaven 1924, Hansa-Bücherstube. 44 S. M. 1,–.

* * *

Atlantis Bd. IX. Volkserzählungen und Volksdichtungen aus dem Zentral-Sudan. Herausgegeben von Leo Frobenius. Jena 1924, Eugen Diederichs. 427 S. M. 7,50 (9,–).
Indianermärchen aus Nordamerika. Herausgegeben von W. Krickeberg. (Die Märchen der Weltliteratur.) Jena 1924, Eugen Diederichs. 419 S. Geb. M. 4,–.
Thompson, Francis. Shelley. Ein Korymbos für den Herbst. Der Jagdhund des Himmels. Übertragen und mit einem Essay über Francis Thompson und die Sprachkunst von Theodor Haecker. Innsbruck 1925, Brenner-Verlag. 95 S.
Tagore, Robindranath. Gora. Roman in 2 Bänden. Ins Deutsche übertragen von Helene Meyer-Franck. München 1924, Kurt Wolff. 364, 349 S. Geb. M. 10,–.
Kazemzadeh, H. Nâs-o-Niâs. Der Seele Sehnen und Verlangen. Lieder. Berlin 1924, Iranschär. 64 S.
Lettisch-Litauische Volksmärchen. Herausgegeben von M. Boehm & F. Specht. (Die Märchen der Weltliteratur.) Jena 1924, Eugen Diederichs. 334 S. Geb. M. 4,–.

Lyrisches und Episches

Arnold, Otto. Musik der Liebenden. Sonette. Wien 1924, Rikola-Verlag.
Billeter, Gustav. Deutung. Gedichte. Zürich 1925, Rascher & Cie. 32 S.
Blunck, Hans Friedrich. Der Wanderer. Gedichte. München 1925, Georg Müller. 259 S.
Casanova, Silvio di. Wald und Elemente. Stuttgart 1925, J. Engelhorns Nachfolger. 89 S.
Fleck, Konrad. Flore und Blancheflur. Altdeutscher Versroman. In neuem Reime und mit Erklärungen dargeboten von Johannes Ninck. Frauenfeld 1924, Huber & Co. 240 S. Geb. M. 6,40.
Hönig, Johannes. Der Heimweg. Ein Gedicht in acht Gesängen. Schweidnitz 1925, Berglandgesellschaft. 63 S. M. 1,–.
Kaspar, Heinrich. Aufklang. Zweibrücken 1924, Im Selbstverlag. 30 S. M. 1,50.
Kellner, Ottokar. Das Buch der Scheine. Verse. Leipzig 1925, Feuer-Verlag. 180 S.
Paulsen, Rudolf. Die hohe, heilige Wandlung. Leipzig 1925, H. Haessel. 86 S. M. 4,50 (5,80).
Reindl, Ludwig Emanuel. Sonette. München 1925, Heinrich S. Bachmaier. 23 S. M. 10,–.
Roth, Hans. Lieder eines deutschen Bettelstudenten in Italien. Bad Ems 1924, Georg Heil. 64 S.
Woike, Fritz. Lichter am Wege. Gedichte. Barmen 1925, Emil Müller. 149 S. M. 2,– (3,–).

Dramatisches

Diesel, Eugen. Die Söhne Fortunats. Tragödie in 5 Akten. Berlin 1925, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 115 S. M. 2,80.
Himer, Kurt. Till Eulenspiegel. Ein lustiges Spiel für die Puppenbühne. Leipzig 1925, Lehmann & Schuppel. 26 S. M. 1,–.
– Prinz Drosselbart. Ein Märchenspiel für die Puppenbühne. Ebenda. 52 S. M. 1,60.
Idel, Wilhelm. Irmgard von Berg. Dramatisches Gedicht. Elberfeld 1924, A. Martini & Grüttefein G. m. b. H. 95 S.
Sternheim, Carl. Oscar Wilde. Sein Drama. Potsdam 1925, Gustav Kiepenheuer. 120 S. M. 3,– (4,–).

Literaturwissenschaftliches

Behrend, Fritz. Aus Theodor Fontanes Werkstatt (Zu Effi Briest). Mit einer Handschriftnachbildung in Lichtdruck. Berlin 1924, H. Berthold A.-G. 43 S.
Goethe. Schriften der Goethe-Gesellschaft. 37 Bd. Gedichte Goethes an Frau von Stein. In Faksimile-Nachbildung herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Julius Wahle. Weimar 1924, Verlag der Goethe-Gesellschaft.
Henz, Rudolf. Die Landschaftsdarstellung bei Jean Paul (Deutsche Kultur I). Wien 1924, Österr. Schulbücher-Verlag. 190 S.
König, Fritz. Georg Büchners „Danton". Halle a. d. S. 1924, Max Niemeyer. 85 S. M. 3,–.
Köster, Albert. Die deutsche Literatur der Aufklärungszeit. Fünf Kapitel aus der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts mit einem Anhang: Die allgemeinen Tendenzen der Geniebewegung. Heidelberg 1925, Carl Winters Universitäts-Buchhandlung. 298 S. M. 10,– (12,–).
Linden, Georg. Arische und semitische Dichtung. Bonn 1925, Kurt Schroeder. 163 S. M. 5,– (6,–).

Müller-Rüdersdorf, Wilhelm. Rosegger-Brevier. Berlin 1925, Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H. 187 S. Geb. M. 3,50.

Peuckert, Will-Erich. Das Leben Jakob Böhmes. Jena 1924, Eugen Diederichs. 185 S. M. 5,– (7,–).

Pniower, Otto. Goethe in Berlin und Potsdam. Mit 55 Abbildungen. Berlin 1925, E. S. Mittler & Sohn. 101 S. Geb. M. 8,–.

Schneider, F. J. Die deutsche Dichtung vom Ausgang des Barocks bis zum Beginn des Klassizismus 1700–1785 (Epochen der deutschen Literatur, Bd. III). Stuttgart 1924, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung. 492 S. Geb. M. 11,–.

* * *

Dostojewski-Nachlaß, Bd. I. Die Lebenserinnerungen der Gattin Dostojewskis. Herausgegeben von René Fülöp-Miller und Friedrich Eckstein. München 1925, R. Piper & Co. 535 S. M. 5,– (6,–).

Verschiedenes

Auburtin, Victor. Nach Delphi. München 1924, Albert Langen. 81 S. M. 1,50 (3,50).

Aus der Brautzeit eines deutschen Gelehrten 1788—1791 (Fr. A. Schmelzer). Herausgegeben von August Nebe. Halle a. d. S. 1924, Buchhandlung des Waisenhauses. 91 S. Geb. M. 2,50.

Benninghoff, Ludwig. Lucifers Geschlecht. Bilder und Gedanken. Mit 20 Bildern. Hamburg 1925, Weltbund-Verlag. 216 S.

Corvin, Otto von. Ein Leben voller Abenteuer. Herausgegeben und eingeleitet von Hermann Wendel. Frankfurt a. M. 1924, Frankfurter Sozietäts-Druckerei G. m. b. H., Abteilung Buchverlag, 406, 449 S. Geb. M. 15,–.

Deutsche Sprichwörter. Ausgewählt und eingeleitet von Walther G. Oschilewski. Jena 1924, Eugen Diederichs. 121 S. M. 2,50 (3,50).

Furtwängler, Franz J. Arbeit und Volksklassen im Wandel der Geschichte. Berlin 1925, Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. 144 S.

Gurlitt, Cornelius. August der Starke. Ein Fürstenleben aus der Zeit des deutschen Barock. Dresden 1924, Sibyllen-Verlag. 415, 359 S.

Hans, Wilhelm. Das Buch mit sieben Siegeln. Eine Untersuchung über die Problematik der Geschichtswissenschaft. Hamburg 1925, C. Boysen. 52 S.

Hohenlohe, Alexander von. Aus meinem Leben. Mit 12 Bildtafeln. Frankfurt a. M. 1925, Frankfurter Sozietäts-Druckerei G. m. b. H. 413 S. M. 7,50 (10,–).

Hürlimann, Martin. Die Aufklärung in Zürich. Die Entwicklung des zürcher Protestantismus im 18. Jahrhundert. Leipzig 1924, Alfred Kröner. 243 S. Geb. M. 8,–.

Jahrbuch deutscher Bibliophilen. Zehnter und elfter Jahrgang. Herausgegeben von Hans Feigl. Wien 1924, Moritz Perles. 215 S. Geb. M. 6,–.

Kaergel, Hans Christoph. Schlesiens Heide und Bergland. Mit 10 Bildern von Max Odoy. Breslau 1924, Bergstadt-Verlag. 72 S. Geb. M. 8,–.

Karberg, Bruno. Zehn kleine Negerlein. Originalholzschnitte, handkoloriert. Hamburg 1924, Bücherstube Hans Götz. Geb. M. 15,–.

Kaufmann, Paul. Rheinische Tausendjahrfeier. Berlin 1925, Reimar Hobbing. 31 S.

Kroner, Richard. Von Kant bis Hegel. II. Bd. (Grundriß der Philosophischen Wissenschaft.) Tübingen 1924, J. C. B. Mohr. 526 S. M. 12,50 (15,–).

Lewinsohn, Richard (morus). Die Umschichtung der europäischen Vermögen. Berlin 1925, S. Fischer. 356 S. M. 5,50 (7,50).

Linzen, Karl. Zug der Gestalten. Kempten 1924, Jos. Kösel & Fr. Pustet K.-G. 264 S.

Mahn, Paul. Kaiser und Kanzler. Der Beginn eines Vermächtnisses. Berlin 1924, Alf. Häger. 249 S.

Moreck, Curt. Das weibliche Schönheitsideal im Wandel der Zeiten. Mit 213 Abbildungen. München 1925, Franz Hanfstaengl. 295 S.

Mühsam, Erich. Alarm. Manifest aus 20 Jahren. (Dichter und Rebellen, Bd. I.) Berlin 1925, Der Syndikalist. 100 S. M. 1,–.

Nordafrika. Tripolis, Tunis, Algier, Marokko. Baukunst, Landschaft, Volksleben. Aufnahmen von Lehnert und Landrock. Einleitung von Ernst Kühnel. (Orbis Terrarum.) Berlin 1924, Ernst Wasmuth A.-G. XII u. 240 S.

Östliches Christentum. Dokumente. Herausgegeben von Nicolai von Bubnoff und Hans Ehrenberg. II. Philosophie. München 1925, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 411 S. M. 6,– (9,–).

Rintelen, Fritz-Joachim von. Pessimistische Religionsphilosophie der Gegenwart. München 1924, Franz A. Pfeiffer & Co. 227 S.

Roth. Stürmen und Stranden. Ein Stephan Ludwig Roth-Buch, zusammengestellt und eingeleitet von Otto Folberth. Stuttgart 1924, Ausland und Heimat Verlagsanstalt A.-G. 197 S. Geb. M. 3,60.

Schneider, Hermann. Erziehung zum Deutschen. Berlin 1925, Ferd. Hirt. 351 S. Geb. M. 10,–.

Thalhammer, Hans. Das Singen meines Blutes. Mysterium einer Menschwerdung. Wien 1924, Heinrich Kirsch. 24 S.

Überlinger Almanach. 1925. Überlingen a. B., Benz & Gen. 136 S.

Unruh, Fritz von. Flügel der Nike. Buch einer Reise. Frankfurt a. M. 1925, Frankfurter Sozietäts-Druckerei. 403 S. Geb. M. 7,50.

Zillich, Heinrich. Kronstadt. Mit 8 Zeichnungen von Fritz Kimm. Kronstadt 1925, Klingsor-Verlag. 51 S.

* * *

Regensburg, Berthold von. Deutsche Predigten. Übertragen und eingeleitet von Otto H. Brandt. Jena 1924, Eugen Diederichs. 284 S. M. 7,– (9,–).

Thule Bd. 19. Die Geschichten von den Orkaden, Dänemark und der Jomsburg. Übertragen von Walter Baetke. Jena 1924, Eugen Diederichs. 461 S. M. 9,– (11).

Wells, H. G. Die Grundlinien der Weltgeschichte. Eine einfache Schilderung des Lebens und der Menschheit. Übersetzt von Erna Rodtenbacher, Helene Maria Reiff und dem Herausgeber Otto Mandl. Berlin 1925, Verlag für Sozialwissenschaft G. m. b. H. 670 S.

Popoff, Georg. Die Tscheka. Ein Staat im Staate. Erlebnisse und Erfahrungen mit der russischen außerordentlichen Kommission. Frankfurt a. M. 1925, Frankfurter Sozietäts-Druckerei. 306 S. M. 4,50 (6,–).

Iging. Das Buch der Wandlungen. Aus dem Chinesischen verdeutscht und erl. von Richard Wilhelm. Bd. I/II (1.-3. Buch). Jena 1924, Eugen Diederichs. 285, 267 S. M. 10,– (14,–).

Redaktionsschluß: 5. Februar

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 57, Bülowstraße 107.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 4.—, Einzelheft Gm. 1.50

Zur Lyrik der Gegenwart

Von Ernst Lissauer (Wien)

VII

1.

Im vorigen Kapitel ward versucht, die Lyrik Wilhelm von Scholz' als wahrhaftige, als „lyrische Lyrik" zu deuten. Beispiele der Pseudolyrik bieten sich allenthalben dar. Da ist Paul Zech, von dem mir kaum jemals ein wirkliches Gedicht vor Augen gekommen ist, außer jenem „Zudenken, mein Sohn ...", das im Kriege entstand. Zech läßt — im Greifenverlag zu Rudolstadt — einen Band erscheinen „Die ewige Dreieinigkeit"; immer wieder habe ich versucht, einen dichterischen Abglanz in diesen Versen zu erkennen, und immer wieder bin ich von diesen gänzlich unmächtigen, verstandeshaft dürren Gedichten angefroren worden. Dichtung stammt aus einem heftigen oder sanften Glühen der Seele, und nichts ist für den musisch Spürsamen peinvoller, als wenn der Kalte sich einbildet zu brennen. „Die Allegorie", sagt Hebbel, „entsteht, wenn der Verstand sich einbildet, Phantasie zu haben"; man muß erweitern: dann entsteht das Häßliche; mehr: das Häßliche entsteht, wenn der Verstand sich einbildet Gefühl zu haben. Unsere Zeit ist voll von Verstandesmenschen, die wähnen zu fühlen, von Eiskalten, die sich und andern vortäuschen zu glühen; und auch manche, die in manchen Stunden wahrhaft geglüht und sich glühend abgeformt haben, wähnen häufig kalte Stunden als glühende, und frostige Gedichte, ihre Bücher entstellend, bezeugen es. Dieser Zech nun — wo immer ich diese Sonette aufschlage, erblicke ich das schlechthin Widerdichterische, ob es dasteht als das Abstrakte, das Umständliche, das Erquälte, das Widergrammatische. Beispiele:

Seite 31: „Noch der Feind, den jäh mein Mordstoß traf,
regnete Verzeihn in meine Hände."

Seite 65: „Dein Auge kreist mich völlig ein."

Seite 11: „Als schon einmal mich dein Atem weckte,
Samtfell deines Leibes mich befror."

Den Schweiß eines Sterbenden nennt er „Silbertau" und schreibt über dies Ergreifendste die frosteklen Verse:

„Ich trank den Silbertau von deinem Fiebermund
Wie Blut des Sakraments im Meßgesang;"

Weiter im selben Gedicht:

„Ich trug dich in das kalte Nichtgeborensein
zurück und schrie: ‚Betrug!' laut durch das Haus."

Gewiß eine hochmenschliche und hochdichterische Art Leid zu fühlen und zu bekunden. Weiter:

„Sie haben dich statt mich in einen Sarg gelegt;"

und mich statt meiner. Auch wenn man es verschworen hat, Ironie, diese billigste Art ablehnender Kritik, zu gebrauchen: es ist schwer vor diesem Gespreize einer sterilen Seele Sachlichkeit zu wahren. Und für diese Gemächte wird ein Titel von letzter Herrlichkeit mißbraucht: „Die ewige Dreieinigkeit".

Ich frage mich, warum solche Verse erbittern: ist nicht das Bemühen eines Menschen um Gestaltung seines Erlebnisses im Vers, selbst wenn es mißglückt, würdiger und edler als das meiste Tun der Menschen, die über die Enge ihres Nutztages nicht eine Spanne weit hinauszublicken vermögen? Und es stehen ja auch manche leidliche, wenn auch wenig persönliche, Zeilen in dem Buch. Jedoch die Sphäre der Dichtkunst ist eine oberste Region, und in ihr gelten eigene strengste Gesetze. Der Stümper mag als fühlende Kraft auf der Erde, unter den Menschen ein Ausgezeichneter sein; aufgestiegen in das Bereich der gestaltenden Wesentlichkeit, verflüchtigt er sich. Hier gilt ein anderes Gesetz und Maß, und wer unter den Menschen ein Fühlender wäre, ist in dieser Sphäre ein Unfühlender. Und noch ein anderes: schlechte Dichtung läßt den Bestand der Welt nicht nur unvermehrt, sondern sie verdünnt, ver-

dorrt, entstellt ihre Substanz. Ich bekenne, daß das skeletthafte Grinsen abstrakter Verse, wie sie heute allenthalben zu lesen sind, mich wie ein Welt-Eiter, Welt-Aussatz peinigt: widerdichterische Dichtung ist kosmische Krankheit.

2.

Die Gedichte Manfred Schneiders bilden bislang zwei Bände: „Im Atem der Welt", bei Engelhorn; „Dom unter Sternen", bei Hädecke in Stuttgart erschienen. Schneider stand durch mehrere Jahre in persönlicher Berührung mit Scholz, als beide Dramaturgen des Landestheaters in Stuttgart waren; so hat Schneider die Einwirkung Scholz' erfahren, und sein erster Gedichtband steht in der Nachfolge der Scholzschen Lyrik:

„Rauchleichte Dämmerung erfüllt die große
Und müde Abendleere;"

oder:

„Lautlos umkreisen mich kämpfende Schichten
Erdfernen Raumes und erdferner Zeit;"

oder:

„Dunkel ist der Weg, in den du schreitest:
Vorhang hinter Vorhang hüllt das Wachsen."

Auch noch im zweiten Band währt diese Einwirkung fort. Mannigfaltig trifft man Scholzsche Vorstellungen. Die Bäume in der Sternennacht stehen „wie am Meeresgrunde"; gleich daneben „Blick auf die nächtliche Stadt" sieht Scholzhaft die Häuser:

„Haus hat zu Haus gefunden,
Gemach greift in fremde Gemächer.
Durch alle Wände und Fenster breitet
sich eine strömende Seele, ein Schlaf."

Jedoch, es erweist sich auch, daß Schneider nicht einer zufälligen Begegnung erlag, sondern, daß eine verwandte Seele einem Meister nachfolgt. Überhaupt wird viel zu wenig beachtet, daß dichterische Nachfolge oft nicht in der Hauptsache auf Einfluß beruht, sondern daß der Frühere und der Spätere dem gleichen menschlichen Typus angehören. So gleichen sich viele Dramen, viele Lyrikbücher der heutigen jungen Generation, nicht weil sie voneinander beeinflußt wären, sondern weil sie ähnlich geartet sind. Und so findet man im Inhaltsverzeichnis von Schneiders „Dom" Titel, die an Scholz denken lassen — „Seeherbst", „Steingestalten aus dem bamberger Dom", „Ufernacht" —, ohne daß die Gedichte selbst von Scholz bestimmt sind. Noch freilich ist Schneiders dichterische Gestalt nicht rein entfaltet. Was ihn von Scholz scheidet, ist ein weißerer Erdenschein über dem Gedicht, in dem die Dinge schärfer konturiert, nebellos, taghafter dastehen.

Verwandtschaft, unzweifelhaft, bindet die Gedichte von Fritz Walter Bischoff an die von Friedrich Schnack. Und wiederum: selbst wenn Bischoff unter dem Eindruck Schnackscher Weise geschrieben haben sollte, so war diese Einwirkung nur bei verwandter Struktur der Seele möglich.

In Bischoffs erstem Band, „Gottwandrer" — 1921 bei Recht in München verlegt —, stehen viele Gedichte, die von Schnack verfaßt sein könnten, sie gemahnen aber sonderbarerweise weniger an Schnacks vorausgegangenen Band „Das kommende Reich" als an den später erschienenen „Vogel Zeitvorbei":

„In traumgrünen Wäldern, die zaubrisch die heilsamne Kräuter zur Mondzeit bereiten,
Kehre ich ein, ruhe ich aus.
Harzduftende Quellen kühlen die unreine Stirne. Heilige Tiere schreiten
Um mein einsames Haus.
Innig lausch' ich den Lebenslegenden der Walduralten."

Oder aus dem zweiten Bande, „Die Gezeiten" — 1925 bei Lintz in Trier erschienen —:

„Im Pflanzenschoße rinnt das Weltlicht klar,
Schwingt weltentzündet Gottes tiefes Jahr,
Durch das die Traumplaneten reisen wunderbar."

Und eine Strophe, eine beliebige Strophe, aus Schnacks neuestem Band, „Das blaue Geisterhaus", — in einer wunderschönen holländischen Antiqua des 17. Jahrhunderts gedruckt bei Hegner in Hellerau —:

„Die blaue Nacht, die frauenblaue Nacht ist da
Mit Gartenspezerein und Wasserklang.
Ihr Duftgeheimnis atmet nah,
Der Wald vergeht vor ihr am Hügelhang."

Fast wörtlich gilt von Bischoffs Gedichten, was ich über Schnack in diesen Heften schrieb: „Dieser Dichter breitet die Fülle der Erde aus, wirklich und mehr als wirklich, greifbar taghaft und dennoch heiter verwunschen, als ob wir in einem Märchentag gingen, oder heiter geheiligt, als wandelten wir in Legende . . ." Daneben dann ein anderer Ton und Schein: untererdhaft finster, meerdüster, dunkleres Licht als gemeinhin über dem Schnackschen Gedicht ruht, neben Schnacks

ewigem Lenz und Sommer Novemberklänge, neben seinen Märchen- und Legendenklängen Mythen- und Sagentöne:

„Erdmutter molk im Moorlichtschein
Aus Feuereutern Feuerwein,
Ursalze mischte sie hinein;
Die Krüge kühlte alter Stein.

Die zottigen Söhne zechten schon ...“

Und umgekehrt, die Wurzeln gewinnen mythisch Gestalt:

„Die Wurzelmütter lauschen.“

Aber selbst diese Strophen könnten bei Schnack stehen, vollends innerhalb des düsterer gefärbten letzten Gedichtbuchs, und auch die Charakterisierung der Schnackschen Grammatik ist zu wiederholen: „Fast immer stellt der Dichter kurze Hauptsätze, gleichgeordnet, durch Kommata getrennt, nebeneinander; manche Gedichte bestehen nur oder fast nur aus solchen Sätzen, dazu eine gewisse Einförmigkeit der Rhythmen: daktylisch, vierzeilig, weit ausladend, oft Zeilen nur durch Häufung verdehnt ...“ Doch tritt diese Form nicht so überaus häufig auf wie in manchen Büchern Schnacks. Jedenfalls aber: ein wirklicher Dichter ist dieser bislang unbekannte Fritz Walter Bischoff, inwendig teilhaft der seienden Dinge und voller Kraft sie aus Glanz eigenen Geblütes zu umleuchten:

„Weltalltrümmer liegen tief in deinem Blut,
Große Monde aus verschollenen Traumgezeiten.“

Und auch diese Sätze gelten für ihn mit: „Nicht als Lyriker, von wechselnder innerer Gelegenheit aufgerufen, erklingt der Dichter in immer gewandeltem Ton, sondern episch, in langem Zuge ertönt er, heimlich ununterbrochen und ohne tiefere Notwendigkeit sich unterbrechend. Dies der Eindruck, im großen genommen; im einzelnen löst sich dennoch manches Gebild, lyrisch, bisweilen liedhaft ab.“ Jedoch bei Bischoff häufiger als bei Schnack.

Und schon zeichnet sich für Bischoff die gleiche Gefahr ab, die ich, ebenfalls in jenem Essay, andeutete: Einförmigkeit im Gebrauch gewisser Wörter, etwa der Verbindungen mit Ur-, Welt-, Schlaf-, Traum-.

In dem neuen Bande sind diese Schnackschen Lieblingswörter weit seltener geworden, die Eintönigkeit der sprachlichen Manier ist minder spürbar und aus dem Wortschatz nicht so offensichtlich zu belegen. Jedoch, es erweist sich die Gefahr, von der alle wesentlich aus der Phantasie lebende Dichtung bedroht ist. Es ist zuletzt immer wieder dasselbe traumhaft melancholische Visionsgedicht, das Schnack schreibt. Eine Fülle bestrickend schwermütiger, von süßer grundloser Trauer überflorter Gesichte, jedoch alles letztlich in holder Phantasmagorie vorbei wehend und nicht recht haftend. In den ersten Gedichten „Herauf, uralter Tag!“, die Schnack längst überwachsen hat, war dennoch in höherem Maße menschliche Substanz spürbar und greifbar. In den folgenden Bänden überraschte und berauschte jene holdselige Welttrunkenheit, auch in diesem Bande ist allenthalben und vielleicht auf jeder Seite bildhafte Schönheit, betörende Melodik (zuweilen auch recht nüchtern-trockene Tonfülle), dennoch: die Schnacksche Fabelwelt, die er sich aus und über der wirklichen in Schimmer und Farben emporgeglänzt hat, ist uns nun bekannt, und gewiß, aus Chiffer- und Bildersprache können wir das Wesen eines Menschen lesen, aber Schnacks Chiffern und Bilder sind einander zu gleich, seine Melodie, wir hören es, klingt in dem neuen Bande dunkler gefärbt, jedoch ist es immer die gleiche Melodie. So mag, wer nur einen Gedichtband liest, vielfältig entzückt sein, wer an der Gesamtheit des Schnackschen Schaffens Anteil nimmt, wer es als Ganzes überblickt und fühlt, wünscht dem Dichter inneren Umsturz und Erneuerung.

Über das Magische

Von Wilhelm von Scholz (Konstanz)

In der Reihe dieser Aufsätze über okkulte Bücher sollen heute einige Schriften, die sich mit Magie beschäftigen oder magischen Inhalts sind, das Thema geben. Bei keinem aber wie diesem Vorwurf, selbst das ganze Gebiet des Okkulten hinzugenommen, ist es so nötig, erst wieder unsere

grundsätzliche Einstellung zu überprüfen. Wenn wir den übernormalen Dingen nähertreten und sie durch vieler einwandfreier Zeugen Mund und durch eigene, nur übernormal deutbare Erlebnisse immer wieder bestätigt finden — wie kommt es, daß doch stets nach einiger Zeit erneute Gefühlszweifel in uns aufsteigen? Da wirkt die uns in unserer Schulzeit und auf der Universität dogmatisch und apodiktisch anerzogene naturwissenschaftlich-materialistische Weltanschauung, die wie der Glaube eines Frommen an sein Bekenntnis in uns hochkommt und uns die Meinung aufzwingen möchte, diese trotz aller Großartigkeit arme Scholastik der richtig erkannten äußeren Naturgesetze müsse das ganze Wesen und Weben der Welt, des Daseins zum Grunde erklären können. Vielleicht rührt unser Zweifelgefühl auch daher, daß wir uns nicht vorstellen können, ganze Generationen ehrlicher Forscher und der von ihnen unterrichteten Menschheit könnten das wirkende, unsichtbar-sichtbare Geheimnis, wenn es keine Einbildung wäre, könnten alles Mystische, Magische, Okkulte überhaupt geflissentlich übersehen haben und fast einmütig leugnen; kurz: es scheint uns nicht vorstellbar, daß die abendländische Kultur in ihrer Wissenschaft, ihrer Technik und ihrem Leben an dem Geheimnis immer sollte vorbeigesehen haben, wenn es wirklich vorhanden wäre.

Es erklärt sich einfach: das tiefe wirkende Geheimnis ist in der abendländischen Kultur aus dem Vorhandensein einer dunklen und dumpfen seelischen Kraft in eine geistige, intellektuelle helle Bewußtheit verwandelt worden. Es ist als Kraft der Seele geschwunden und als höchste Leistung einer genialen Technik wiedergekehrt. Es ist aus dem freien unberechenbaren Walten systematisiert und in den Apparat, die Maschine gezwungen worden; dabei naturgemäß im Spiel der uns umgebenden Kräfte als freies Wesen verloren gegangen, selten und unsichtbar geworden. Etwa: aus den telepathischen Strahlen hat sich die drahtlose Telegraphie entwickelt, das wanddurchdringende Auge des Hellsehers wird mit wanddurchdringenden Strahlen ersetzt.

Die Frage drängt sich auf: wie kann eine dunkle Kraft eine helle Bewußtheit werden? Wo ist der Zusammenhang? Warum schwindet die Kraft, wenn die Bewußtheit auftritt? Der Vorgang solchen Übergangs, solcher Verwandlung, solcher Versickerung an einer, zugunsten neuen Aufquellens an anderer, Stelle ist ähnlich im Leben vielfältig zu beobachten. Das künstlerische Schaffen ist ihm verwandt: ein Erlebnis, das den gewöhnlichen Menschen bedrückt, belastet und schließlich zerstören kann, wird im Künstler zur Bewußtheit, zur hellen leuchtenden Anschauung entkörpert und schwindet damit als dumpfes Wirklichkeitsdasein dahin; es schwindet als unbewußte, drängende Macht dahin, um im Bewußten eine Erkenntnis zu werden, eine Form, ein Gesetz; aus der dunklen, unheimlichen, ihren eigenen, unerkennbaren Weg gehenden Kraft eine lichte, erkannte, geheimnislose und beherrschte Kraft; aus Schwere Leichtheit. Ich halte es für wahrscheinlich, daß der Erfinder mit jeder Erfindung, die er macht — und die Menschheit, deren Exponent er ist, mit ihm — irgendeine ihm unbekannte, verborgene Kraft verliert, die sich in die Erfindung verwandelt hat, indem er ein Wirkendes in ein Bewußtes überleitet. Ganz parador gesagt, um deutlich zu machen, was ich meine: mit der Erfindung des Fliegens mußten die Levitationsmedien, welche die Kraft in sich hatten, zu schweben, aus der Menschheit verschwinden. Diese Kraft, in den Geist der Menschheit tretend, erzeugte Gedanken, Bild, Ausführung des Flugzeugs und war darin vergangen.

Es ist dies offenbar nicht ein willkürlicher, sondern ein im wesentlichen Streben der Natur liegender Vorgang, der sich weit zurück annehmen läßt: die geistigen Energien und Bildkräfte, aus denen die Menschen und Tiere hervorgegangen sind, verwendeten ihre noch an kein Organ gebundenen Fähigkeiten der Durchdringung des Raumes dazu, bei der Körperwerdung als Mensch oder Tier die Sinneswerkzeuge zu schaffen, mit deren Schöpfung die Kraft systematisiert, aber wahrscheinlich auch verkleinert, instinktloser und irrender wurde; zugunsten einer größeren Sicherheit im Alltäglichen ihre Orientierung im Kosmischen verlor.

Diese Gedanken erklären zur Genüge, daß alles Magische bei den abendländischen Völkern selten und kaum findbar sein muß, weil die abendländischen Völker all ihre magischen Kräfte, die offenbar die größten auf der Erde waren, in eine ungeheure, zauberhafte Technik umgewandelt haben;

indem sie alle Magie der Seele zur Technik systematisierten, damit eine gewaltige Zivilisation gewannen — um den Preis, das Leben der seine Erscheinungen durchwirkenden Magie in hohem Maße zu berauben, deren es zum Glück, zum Sinn und zur Erfüllung bedarf. Es ist derselbe Vorgang, wie wenn man durch Abholzung eines Gebirges und rücksichtslose Ausnützung seiner Fruchtbarkeitskraft ihm mit den Wäldern auch alle Feuchte nimmt und es in unfruchtbaren Fels, in Karst und Steinwüste verwandelt.

Daß sich die Abendländer am meisten ihres Besitzes an Geheimnis entäußerten, ist nicht wunderbar. Stets ist zu beobachten, daß der, der auf einem Gebiete die größten Gaben hat, sie am leichtesten falsch verwendet und verschwendet. Das ist wahrscheinlich in bezug auf das Magische — und alles andere Okkulte — der Fall des Europäers gegenüber dem Orientalen. Der Orientale erscheint uns heute als der mystisch und magisch weit Überlegene — vielleicht indessen nur, weil ein ursprünglich nicht so übergroßer Besitz an verborgener Weltkraft ihn davor bewahrte, davon für das Trugbild einer Zivilisation zu verbrauchen; ihm wurde vielmehr das Gefühl für den Wert seines dunklen Urgrundes und Wurzelreiches mit dessen nährenden Kräften durch die Gefahr geweckt, die sofort eingetreten wäre, wenn er es nicht gespart und geschützt hätte. Die Urväter der europäischen Stämme fühlten bei ihrem Reichtum an Geheimnis keine Gefahr und Warnung, als sie begannen, aus diesem kosmischen Gut ein irdisch materielles zu gewinnen, welches das Dasein angenehmer machte. Es war hier, wie es immer ist: der Wohlhabende ist mehr in der Gefahr, ein Verschwender zu werden und zu verarmen, als der gemäßigt Besitzende. Wenn wir uns in Europa mit dem Geheimnis beschäftigen, so wird das immer etwas den Charakter haben, als wenn sich ein Verwöhnter des äußerlichen Luxus Übungen und Entbehrungen auferlegt, um wieder gesund, natürlich zu werden und seine ursprünglichen Kräfte aus Verweichlichung und steter Bedienung zurück zu gewinnen.

Im Zusammenhang dieser Gedankengänge möchte ich die heute vorliegenden Bücher zu charakterisieren versuchen. Das als Tatsache interessanteste Werk über das Problem der Magie ist die „Theorie einer natürlichen Magie, gegründet auf Kants Weltlehre" von Ernst Marcus (Verlag von Ernst Reinhardt in München), weil es im Gegensatz zu den meisten okkulten Büchern nicht neue sonderbare Tatsachen beibringt, sondern theoretisch auf Grund der Kantischen Weltanschauung die Möglichkeit einer Magie erweist; indem es das Magische schon im kleinsten Lebensvorgang, der Bewegung eines Fußes, eines Armes, nachweist. Das Magische, d. h. hier: das mit aller unserer wissenschaftlichen Erkenntnis ursächlich nicht zu Erklärende und nicht zu Begründende des Vorgangs; wie nämlich aus einer bloß allgemeinen und verschwommenen Bewegungsvorstellung, die keinerlei ins Einzelne gehende Ausführungsanweisungen enthält, der hochkomplizierte Ausführungsakt dieser Bewegung hervorgeht. Mit Recht sieht der Verfasser hier Magie, d. h. eine Einwirkung rein seelischer Gebilde, auf das, was wir Stoff, Körper nennen. Denn in der Tat ist zwischen dieser meiner Vorstellung, daß ich den Arm heben will, und dem Armheben selbst keine ursächliche Verbindung zu finden (weshalb die Psychologie früher die Theorie des sogenannten psychophysischen Parallelismus erfand, nach welchem in völliger Parallelität eine physische und eine psychische Ursachskette nebeneinander herlaufen sollten). In ganz logischer Folgerung geht Ernst Marcus nun, indem er die Kantsche Ansicht von der Welt als unserer Vorstellung vertritt, weiter, indem er zwischen unseren Körper, den wir mittels unserer Willensvorstellungen bewegen, der auch ja nur unsere Vorstellung ist, und der übrigen Welt keine einschneidende Grenze annimmt. Das Buch ist, trotzdem es sehr abstrakt, sehr philosophisch, sehr logisch ist, doch von Anfang bis zu Ende interessant, wobei sich die Grundposition und später die Theorie des Verfassers über Gesundheit, Krankheit, Altern als besonders bedeutsam noch heraushebt. Wenn ich dennoch nicht glaube, daß hier Wesentliches und Letztes gesagt ist, so beruht diese meine Einschränkung auf der Überzeugung, daß unser Denken keine Wesenswahrheiten erfassen kann, sondern daß alle Wesenswahrheiten als unbeweisbare Gedanken und Vorstellungen in unseren Geist tauchen. Hebbel hat einmal gesagt: beweisen kann man nur, was zu beweisen sich nicht lohnt. Ich möchte in bezug auf die letzten Fragen und Dinge noch weiter gehen als diese Behauptung, möchte sagen:

scheinbare Beweisbarkeit ist fast ein Gegenbeweis. Ich möchte noch deutlicher sagen: es sind uns über die letzten Dinge nur Fragen, nicht Antworten gestattet. Das Maß unserer Erkenntnis ist eine Frage, nicht eine Antwort. Der Fehler all dieser abstrakt-philosophischen Bücher ist, daß sie unsere Denkgesetze, unsere Anschauungsnotwendigkeiten noch für so wirklich und gültig nehmen, wie die Vor-Kantische Menschheit die sogenannte Außenwelt, und glauben, es gäbe im All nur unsere Art zu denken, und nur die uns bekannten Wirkungsweisen des Seins.

Wenn ich von diesem auf Kant fußenden Werk zur Betrachtung von Schrenck-Notzings „Experimente der Fernbewegung" (Stuttgart 1924, Union Deutsche Verlagsgesellschaft) übergehe, so lese ich von vornherein mit viel mehr Einverständnis, als wenn ich etwa von einem naturwissenschaftlichen Werk herkäme. Das neue Buch von Schrenck-Notzing scheint mir eine der allerwichtigsten und wesentlichsten Veröffentlichungen, die seit langem zu dem Thema mediumistisch-physikalischer Betätigung erfolgt sind. Nicht etwa, weil es besonders wertvolle und interessante Versuche enthielte — die Experimente überschreiten nicht das Durchschnittsmaß dessen, was auf diesem Gebiet behauptet und bestritten wird —, sondern, weil die Art der Zeugenbefragung, der Beweisbeibringung hier so gewichtig ist, so klug und geschickt, daß man kaum wird versuchen können, die behaupteten und beschriebenen Ergebnisse auf Grund dieses Buchs zu widerlegen, wie es vielen okkulten Werken und namentlich auch Schriften des Freiherrn von Schrenck-Notzing gegenüber geschehen ist. Denn das Neue ist hier, daß der Verfasser weniger selbst spricht, als vielmehr eine große Anzahl so bedeutsamer Zeugen und Eideshelfer aufstellt, daß der Kritiker des Buchs schlimmstenfalls sagen kann: „Ich möchte nun, um ganz überzeugt zu sein, daß es solche Dinge gibt, zu dem andern auch noch selbst einmal dabei sein, wenn die Phänomene geschehen; mir ist keinen Augenblick zweifelhaft, daß ich genau dasselbe sehen und genau so urteilen werde wie diese siebenundzwanzig Hochschullehrer des In- und Auslandes (Ärzte, Mathematiker, Naturforscher, Juristen, Philosophen), wie Thomas Mann, Klages, Meyrink, Kemmerich und andere bekannte Leute des Schrifttums; aber ich halte mich doch erst dann für berufen, davon zu sprechen und zu schreiben, wenn das geschehen ist." Ein wenig befinde ich mich in diesem Fall. Was ich selbst (vor Jahren) in einer spiritistischen Sitzung sah, reicht nicht an das heran, was hier unter Einwirkung des Mediums Willi S. geschieht; und ebensowenig waren damals die Kontrollmaßnahmen auch nur entfernt so exakt und streng, wie sie hier sind, wo Leuchtnadeln an Arm und Bein des Mediums selbst bei der dämmrigsten Beleuchtung immer anzeigen, wo das Medium und seine Extremitäten sich befinden, und mehrere andere neuartige Sicherungsmaßnahmen einen Betrug völlig auszuschließen scheinen. So möchte man sich doch nicht allein auf das Buch verlassen, so wenig man es bezweifelt. Ich glaube, etwa so eingestellt zu sein, wie ich es vor Jahren den ersten Flugleistungen Farmans, der Brüder Wright gegenüber war, als sie in der Zeitung erzählt wurden, aber noch nicht einmal eine photographische Aufnahme zu sehen war, wie ein Mensch flog. Ich weiß mich hier aber außerdem von dem Wunsche frei, daß sich die erzählten Geschehnisse bestätigen mögen, scheine mir also ein halbwegs objektiver Leser zu sein (das Gebiet, wo ich leidenschaftlicher für die Dinge einstehe, ist das Gebiet rein seelischer oder sich als Schicksal darstellender übernormaler Erscheinungen). Wenn ich also durch aufmerksame Lektüre gewonnen werde, nicht nur die vorgebrachten natürlicherweise unerklärten Geschehnisse als wirklich zu erkennen, sondern, trotzdem es sich um Dinge wie das berührungslose Anhalten einer Spieldose, Läuten und Werfen einer Glocke (freilich auch um einige Materialisationen) handelt, als wichtig und der Forschung wert anzusehen, so muß die Art des Buchs eine starke Überzeugungskraft haben. Ich zweifle nicht daran, daß wie bei der Hypnose, die auch in der ersten Zeit ihrer Erkennung und Anwendung als Unsinn verlacht und bekämpft wurde und der gegenüber es sich heute nicht mehr um irgendein Glauben oder Nicht-Glauben handelt, sondern nur noch um ein Wissen — das ebenso auch für die parapsychischen und paraphysischen Erscheinungen in absehbarer Zeit eine allgemeingültige Ansicht, ein Wissen gefunden werden wird. Bücher, wie das vorliegende, müssen in absehbarer Zeit völlig anerkannt oder bündig widerlegt sein. Ich bin sogar

der Überzeugung: die Menschheit wird sich bald irgendwie Klarheit über die behaupteten Phänomene, deren Vorkommen noch immer auf seltene kleine Zirkel beschränkt ist und sich der Teilnahme und Kontrolle der Allgemeinheit entzieht, erzwingen.

In unserem heutigen Zusammenhang sind die Sitzungsprotokolle dieses Buchs deshalb von Wichtigkeit, weil sie offenbar ganz dem entsprechen, was wir als magische Vorgänge bezeichnen müssen. Und doch werden wir hier wohl kaum von Magie, von Zauber sprechen. Magie, die nicht den ausdrücklichen Zusatz „unbewußte" Magie erhält, ist für den Sprachgebrauch nur da vorhanden, wo ein Wille, ein klarer auf ein menschliches Ziel gerichteter Wille sich übernormaler Mittel zu seiner Ausführung bedient. Bei den Experimenten, die hier geschildert werden, scheint aber kein bewußter Wille vorhanden zu sein; sondern eine Art dunkler, zielloser Spieltrieb der Traumseele des Mediums betätigt sich an den Möglichkeiten, die ihm von den Experimentatoren aufgestellt sind. Jedenfalls ist der Begriff der Magie als einer freien, Raum und Zeit überwindenden Betätigung der Vorstellung und des Willens gefaßt in dem mir wertvoll und bedeutend erscheinenden Buch von Ernst Schertel, „Magie, Geschichte, Theorie, Praxis" (Prien 1923, Anthropos-Verlag). Nicht zu Unrecht sagt Schertel von seinem Buch: „Das vorliegende Werk repräsentiert deshalb in seiner Wurzel nichts Geringeres als das Emportauchen urtümlichster Religionsvorstellungen in moderner, wissenschaftlich-erkenntnistheoretischer Form, und die angegebenen praktischen Vornahmen bedeuten das Wiederaufleben verschollener Kulttatsachen einer früheren Menschheit." Im geraden Gegensatz zu Marcus, der vom Geist und der Vorstellung als den einzigen sicher existierenden und wirkenden Dingen ausgeht, betont Schertel von vornherein ganz stark den Leib, den Körper als Sitz der magischen Kräfte. Sein Rückblick durch die Geschichte magischer Erscheinungen, seine Schilderung alter magischer Vornahmen scheint mir sowohl gut unterrichtet — als auch ein wenig gewaltsam in der Zusammendrängung. Nach der Geschichte geht er zur Theorie über. In diesem Abschnitt ist eine Fülle von kosmischen, von Evolutionsideen, von okkulter Philosophie und dichterischen Anschauungen zusammengetragen. Widerspruch und Anerkennung werden geweckt, Rätsel werden gelöst, neue Rätsel aufgegeben. Doch fühlt man hinter der Fülle der hier heraufbeschworenen Erscheinungen die Einheit eines intensiven, wenn auch vielleicht noch tastenden Geistes. Der dritte Teil, die Praxis, ist durch einen hohen Ernst charakterisiert, der es durchaus ablehnt, diese Dinge zum Gesellschaftsspiel oder zum Experiment zu entwürdigen und als ihr tiefstes Wesen das Religiöse festhält. Gleichwohl schildert er Vornahmen, die zur Erweckung und Steigerung magischer Kräfte dienen sollen. Dies jedenfalls ist Gewinn seines Buchs — und damit kehren wir erfahrener zu den Anfangsgedanken unseres Aufsatzes zurück — daß wir erkennen: nichts ist ferner von jedem tieferen und wesenhaften Wirklichkeitserfassen als Materialismus und Rationalismus.

Wilhelm Matthießen

Von Franz Strunz (Wien)

Die neue kritische Paracelsus-Forschung hat in Wilhelm **Matthießen** (geboren in Düsseldorf, jetzt in München lebend) einen ihrer wertvollsten und verheißungsvollsten Mitarbeiter und Pfadfinder. Es ist nicht verwunderlich dem, der Paracelsus kennt, daß es so oft Dichter[1] sind, die sich

[1] Über Matthießens Paracelsus-Arbeiten schrieb ich im L. E. XXVI, 464: Die neue Paracelsus-Ausgabe. Das dichterische Werk umfaßt folgende Bücher: Regiwissa, 2. Aufl. 1924, Erich Matthes, Leipzig und Hartenstein im Erzgebirge; Der große Meister, ebenda 1920; Der große Pan, ebenda 1921; Der verlorene Hund ebenda 1921; Das Gespensterschloß, ebenda 1921; Das Ende derer von Knubbelsdorf, ebenda 1922; Die Königsbraut. Musikalische Märchen, 1923, Gustav Bosse in Regensburg; Das alte Haus. Ein Märchenbuch für Kinder zum Vorlesen. Herder & Comp., Freiburg i. Br. 1923; Die Sündflut, eine Dichtung. Der Weiße Ritter-Verlag, Berlin 1923, C. Alte Leipziger Straße; Wolf Holderkautzens Leben, Taten und Meinungen, E. Matthes, Leipzig und Hartenstein im Erzgebirge 1923; Julinächte, ebenda 1923; Karl Mays wunderbare Himmelfahrt, ebenda 1923. Neuausgabe von Dedekinds „Grobianus", G. Müller in München

zu dem seltsamen, tief religiösen Mann hingezogen fühlen, zu ihm, der in einer dem Alltäglichen so fremden Zwielichtfarbe Menschen und Dinge (immer zwischen Gott und Natur schwingend) mit einer Lebhaftigkeit der Empfindungen und Naturbeseelung widerspiegelt, die einer neuen Sinngebung des Lebens gleichkommt. Das ist ja das Einfachste und Höchste, ja das Metaphysische und die Naturnähe bei Paracelsus. Hier wurzeln die poetisierenden Kräfte, aus denen er handelt und denkt. An ihm hat sich auch Wilhelm Matthießen entzündet, denn auch er kommt aus einem Lande, wo sonst niemand wohnt, aus einem Lande, das nirgends ist und überall, nur dem Gefühl und dem Traume zugänglich und dem märchenhaft schaffenden Vermögen der Phantasie, das aus einer erwartungsvollen Unruhe des Herzens zögernd emporsteigt. Es ist nicht wahr, zu behaupten, das Märchen sei schon lang verstummt und dahingegangen, der Gott Pan sei gestorben — nein, „alles ist Pan und nichts"; in Paracelsus lebt diese Welt ein wirkliches, historisches Leben, und in den romantischen Dichtungen seines jungen Herausgebers und Exegeten Wilhelm Matthießen blüht es süßduftend und waldtief. Das „Geläut der versunkenen Vineta tief in dem Meere" klingt herauf zum trostlosen und lauen Menschen. Er ist der Dichter der unwirklichen Wahrheiten, der ins innere Antlitz der Dinge blickt und die Geheimschrift der unteren Welt des seelischen Geschehens kennt. Matthießen kommt nicht aus der Literatur. Er hat weite wissenschaftliche Gebiete, die Philosophie und Theologie, durchwandert und hier reiche Schätze gesammelt. Nie verlor aber sein Blick die Wolkenburgen des Unerforschlichen und Märchenhaften am Horizont. Er sah die Welt nicht nur aus dem Gesichtswinkel eines bestimmten Systems von Erkenntnissen, des verständigen Erfassens und Erklärens der Dinge in ihrem Mitbestehen und ihrer Aufeinanderfolge, sondern auch unter dem aufblühenden Sternenhimmel des Märchentraumes. Er glaubt an die Wunder der menschlichen Vernunft, aber auch an den Gott, der, wie Paul Claudel sagen würde, die großen Wagen des Mondes und der anderen Götter lenkt. Damit ist ihm das Problem des Menschen offenbar geworden. Ohne Okkultismus spricht er davon, freilich es gelingt ihm, die einfachsten Worte unserer Sprache vom alltäglichen Ton und von trostloser Banalität zu befreien. Wenn er Gott sagt, meint er auch Gott, und das Wort „der Mensch" hat wieder heiligen, fast liturgischen Klang. Aber auch hier bemüht er sich, überall schlicht zu sein und sich natürlich zu halten. Aus stiller Begeisterung steigt sein Werk gewaltig ins Elementare empor. Matthießen unterwirft sich keiner literarischen Mode, seinen Schöpfungen haftet nicht der Zwang geistiger Vergewaltigung durch andere an; das Freiwillige, das, was sich jeder ästhetischen Markierung zu entziehen wußte, gibt diesen Büchern die Farbe. Seine Sprache bedarf nicht der literarischen Sprache, um sich verständlich zu machen. Alles ist gleichsam zufällig und absichtslos geschildert mit „Kühnheit zu sich selbst". Getauft ist der Dichter am Brunnen der Romantik und des Märchens. Wer ihm Pate stand, ist ungewiß. Das Blatt im Taufbuch ist leer. Vielleicht war es niemand. Vielleicht war's der Heidengott aus den heiligen Wäldern Arkadiens, der Gott der Triften, der Waldeslichtungen und des Lichtes: Pan mit dem Bockfuße. Aber er ist auch eingeweiht an einem Heidenaltar mitten im Walde, „wo im Winter der Schnee am heimlichsten fällt", da Gebirge und Tal in atemloser Stille liegen. Die Sendung empfing er unter dem Kreuze Jesu in einer dunkeln, tiefen und hohen Kirche. Das heimliche Gotteshaus der Erwählten träumt irgendwo in seinen Wäldern wie eine blaue Blume: der begrabene Tempel des Theophrastus Paracelsus, der die Wiederkehr des „Menschen Gottes" bringen wird:

> Doch werden einst sie mich erkennen! Wenn
> Ich in ein dunkel furchtbar Meer von Wolken
> Versinke — 's ist auf kurze Zeit! Ich presse
> Die Lampe Gottes an die Brust — ihr Glanz
> Wird früher oder später doch durchdringen
> Die Finsternis: ich tauche einst empor!
> Verstehst du mich? Ich hab' genug geredet!
> (Robert Browning)

Ihnen Allen, die aus diesen Welten kommen, Menschen und Dingen, Blumen und Steinen, Sternen und Stunden, Stimmungen und Sorgen und Sünden singt er sein herzbewegendes Lied, wundervoll innig und kindlich klingt es, silbernen Lachens voll, oft wie Mozart, den der Dichter so liebt, oft wie träumerische Hörner aus den Wäldern der musikalischen Romantik. Die Flamme des Herzens leuchtet über unserem Weg, der durch

eine ungefestigte Zeit führt ... In seinem weisheitsvollen und trauerbeladenen Lebensbuch „Regiwissa“, das ein Buch des Waldes ist, bekennt er im Eingange, daß das Entsagende, das Klagende das Glück sei, nicht das Helle und Laute, denn das überschreit alles, was Feines und Reines in der Seele ist. Herbstgefühl, Oktoberelegie, Spätglück, Heimweh nach Gott bleiben am Ende das letzte menschlich Bedeutsame und heben den Sinn eines jeglichen Dinges ins Metaphysische, aus innerer Vollendung reifend zu religiöser Verklärung. „Bloß im Herbst kann man über sich selbst hinaussehen und hinter die Berge schauen. Sommer und Sonne ist nur diesseits. Aber im Herbst kommt uns die Seele in die Augen. Dann sehen wir im Nebel und durch den brausenden Sturm hin die tiefe, reine und wunderbare Welt, die jenseits der Berge liegt.“ Das ist Matthießens stille Botschaft vom göttlichen Reich in uns. Hölderlins Musik klingt auf, und es glänzt ein Sonntag auf der Erde:

In seiner Fülle ruhet der Herbsttag nun,
Geläutert ist die Traub' ...

Und doch flieht der Mensch, Verheißung im Herzen, er weiß vom Ende, vom „Schnee des Elends“, der auch dem heimatlosen Paracelsus auf den Scheitel fiel. Wie eine Blume blüht der Mensch. Der Frost des Todes schmilzt an dem Hauch seiner Liebe. Der Dichter umfaßt alle Wunder des Herzens, alle Inbrunst eines sehnenden Menschen, Finden und Verlieren, Lachen und Tränen, Liebe und Tod und vor allem die farbige Kinderwelt der Romantik und des Märchens. Ohne frömmelnde Sentimentalität und Schwärmerei sagt er fest und ruhig den Namen Gott. Er grenzt ihn scharf ab vom anderen. Das Ganz-anders-Sein ist sein Rätsel. Aber oft geht er wie ein Traum vorüber als das Unfaßliche, das Tausendnamige, Zusammenbindende, Bündelnde, Vereinheitlichende, die tragende Wirklichkeit und Weltzusammenfassung, in der wir leben, weben und sind. Er ist der Gott, der die Welt gemacht hat und alles, was darin ist, er als Herr des Himmels und der Erde wohnt nicht in Tempeln mit Händen gemacht, noch läßt er sich von Menschenhänden bedienen, als ob er eines bedürfe, er, der allen Leben und Odem und alles gibt. Er hat keinen Verursacher. Deus est ens a se. Die Welt ist ens ab alio. Auch unser Dichter glaubt an die Allursächlichkeit Gottes, daß Gott in allem ist und daß alles in Gott ist, auch Finsternis und Tod, die aber dasselbe sind wie Licht, Wirkendes, Fließendes, Stufenfolge und Herrlichkeit. Gott hat alles Leben in sich selbst. Die altertümliche, wunderlich ergreifende Liebe zu ihm, dem Gütigsten und Furchtbarsten, stimmt zu dem Märchenhaften und Biblischen (denn auch alles Biblische ist Märchen und Traum der Menschheit), das sich als Problem ins Allgemein-Menschliche vertieft. Ihm haften alle Kennzeichen der Ausbildung eines religiösmetaphysischen Systems an. So steigt aus dem Gesamtwerk dieses fremdartigen und einsamen Dichters die Welt, die von der Romantik des Gemütes ihr Leben nimmt und im Kernhaften die tiefste Begründung der Wunder, Unbegreiflichkeiten und Begehrungen der Menschenseele bedeutet.

Der Gott Pan, der Weidende, geht durch Matthießens Bücher. Immer taucht er irgendwo auf. Im Frack ist er der vielgewanderte, vielgewandte und weltalte Weltdedektiv „Kabeuschen“, der Mann der unbegrenzten Möglichkeiten und Himmelsräume, der aber auch, da er das Bocksfell abgelegt hat, „des närrischen Fauns gliederverrenkenden Sprünge“ nicht vergißt. Er steht im Dienste des Weltschöpfers, er ist sein Advokat und ein Vollstrecker seines Willens. Er ist nicht umzubringen. Jahrtausende schaden ihm nicht. Sie ziehen wie Wolken über ein Felsengebirge. Alles ist Pan und nichts. Er ist die personifizierte Natur, ein Vegetationsdämon mit göttlicher Sendung, er ist die freie Natur, er waltet über Hirten und Herden, über Kultur und Zivilisation, er sendet ihnen den panischen Schrecken und äfft als Kobold sogar den vielgeschäftigen und modernen, technisch gebildeten Teufel. Und doch waltet in Kabeuschen-Pan das gute, aufbauende Prinzip, getragen von Gottes Willen, ein Bevollmächtigter Gottes — er weidet die Menschen als Hirt Gottes und hilft, daß sie zu sich selbst kommen und wiedergeboren werden zu neuer Kreatur. In novam renata creaturam progenies coelestis. Diesem Geschehen in der menschlichen Seele dient Kabeuschen. Eins und Alles, Pan und Christ! Pan im Wasser, Pan im Brote — in mir Christus, in mir Pan ... Im „Großen Pan“ hat der Dichter diese über-

quellenden Erlebnisse, Abenteuer, Robinsonaden des Weltraums, Wandlungen der Aonen und Symbole einer metaphysikschaffenden Phantasie mit bezwingender Magie aufgezeichnet, die um Leben und Sterben den immergrünen Kranz ewigen Seins schlingt. So erzählt er auch im „Verlorenen Hund" und in der „Sündflut". Der Wille zum Ende ist der Wille zum Anfang. Herbstgefühl ist das Vorgefühl des Neuen. Abendrot und Morgenrot sind dasselbe. Alles kommt aus der gleichen Kraft des Wachstums, und auch dort, wo man im Bodenlosen und Sinnlosen zu vergehen glaubt, ist Boden und Sinn. Katastrophen und Aonen sind nur wie Zwischenzustände zwischen der Gottesnähe und Gottesferne, aber alles ist zur Gottesschau bestimmt.

Matthießen spricht einen bisher noch nicht gehörten Dialekt des Traumes. Er spricht ihn ohne jede moderne „okkulte" Verfälschung. Er hat den Ton biblischer Einfachheit. Der Dichter erzählt Märchen, aber erzählt sie aus sich heraus, ohne Vorbild, aus erster, eigenster Hand, aus der Wahrheit seines innigsten Wesens, weil er nicht anders kann; er erzählt sie auf dem Goldgrund der Heiligenleben, unsagbar liedhaft und musikalisch, heiter und sonnig im wechselnden Himmelslicht der menschlichen Seele. Manches freilich wie die Bibel, manches das Herz erquickend und erhellend wie eine Melodie von Mozart! So sind die Geschichten und die Rahmenerzählung in der „Regiwissa" und in der „Königsbraut". Matthießen hat auch ein spannendes Märchenbuch für Kinder geschrieben, in dem wirklich kindhaft gesprochen wird, mit echter Empfindung, still und einfach. Dieses schöne Märchenbuch ist (ich wiederhole das nochmals) spannend, ohne verblüffendes Kino zu sein. Es heißt „Das alte Haus". Schon dieses eigenartige Buch beweist mir, daß Matthießen wohl eins der stärksten Märchentalente unserer Tage ist. Ein lebendiger Protest gegen die Entzauberer alles Wunderbaren!

Die leise, rührende Stimme des Liedes ist in seinen Märchen, verschwiegene und reine Wunder der menschlichen Stimme bringt dieses Erzählen zum Ausdruck. Es sind gesprochene Märchen, lebendige Wortmärchen, nicht Leseliteratur. Die Stimme ist der Mensch. Sie ist das akustische Symbol des inneren Menschen. Märchen sind zum Hören da, eigentlich ist es (praktisch gesprochen) ein Dialog: der Erzähler spricht, der Lauschende redet hörend mit. So muß es sein, und bei Matthießen ist es so. Wo diese Wechselrede, getragen von einer Stimme der unbewußten seelischen Vorgänge, nicht zustande kommt, ist das Märchen kein Märchen, denn wie bei jedem Vorlesen und Erzählen ist die Schaffung dieser seelischen Gemeinschaftsbildung die Voraussetzung der Vision des Lesers oder Hörers. Matthießens Märchenkunst vereint Äußeres (die Requisiten des Märchens) mit einem Inneren (der musikalischen Beseelung durch den Klangreichtum der Sprache). Er weiß, daß auch der Märchenerzähler sein Gefühl erzählen muß — durch alle bunte Handlung hindurch —, und daß man das nur kann, wenn Wortwahl, Stil, die kindlichen Kadenzen, Musikalität, Farbe und seelische Stimmlage mitwirken und Träger seelischen Geschehens werden. Der Dichter findet immer den Ausdruck von absichtsloser Unmittelbarkeit, vermöge dessen man kindliche Seelen zum Klingen bringt. Die Stimmung des Herzensgrundes muß sich vernehmlich machen. Im Wort ist der Himmel und aller Reichtum der Seele. Wo es echt ist, ich meine, wo es nicht zum Lesesymbol geworden ist, bringt es immer etwas mit herauf vom versenkten Bodensatz seelischer Ereignisse, von den Untertönen schwingender Gefühle in uns. Das ist der Dunstschleier, die Aureole (beim Monde und der Sonne nennt man das bläulich-weiße Feld, in dessen Mitte sie sind und das stets deutlich mit den Farben des Regenbogens gesäumt ist, Hof oder Halo), die sich um Wörter legen muß, wenn sie leben wollen und als lebend empfunden werden sollen. Der gute Erzähler ist das Wort. Er lebt, denkt, leidet mit jedem einzelnen seiner Wörter. Sie gehören ihm an wie seine Kinder. Er sieht die Wörter aus sich herausgehen. Er muß sie sagen. Er erlöst sich von ihnen. Hinter jedem Satz wird es still, er ruht aus. Instinkthaft gibt der Dichter die graphischen Zeichen (wie die Zeichensprache einer Partitur), welche andeuten, was mit den Vokalen und Konsonanten zu geschehen hat. Er kommt ganz nahe an das natürlich, ungezwungen gesprochene Wort heran, in ihm schwingt das Leben; Herz an Herz wohnen Märchenstoff und Erzähler. Atemnahe ist diese Nachbarschaft. Matthießen empfindet eine Art Verantwortlich-

keit für die innere Wahrheit seiner Rede. Der Klang paßt zum Wort, das Wort paßt zum Klang, alles paßt zur Seele. Muß das nicht so sein? Gewiß. Hat doch das Kind und vor allem auch das Kind im Menschen das gute sprachmusikalische Gehör. Das ist unseres Dichters feine Kunst, daß er anders erzählt als die theoretischen und pädagogisch überschminkten Märchenbücher, die mit einem kleinen Vorrat von mechanischen Tönen arbeiten und die darum (ein echtes Kind lehnt mit Recht das falsche und auch das „moralische" Märchen instinktiv ab) in dem alles beherrschenden, heuchlerischen und lehrhaften Aufsageton der Schule untergehen. Man kann nicht Märchen verschulen, zerklären und zerreden. Matthießen ignoriert als Märchenerzähler die unkindliche Kunst der Reflexion. Alles ist innerlich einheitlich und mit den Augen zu sehen. Er erzählt biblisch, das heißt, er schildert innere Vorgänge durch Handlungen. Das Geschehen wird zum Ausdrucksmittel für das seelische Leben. Er steigt zu den Müttern hinab.

Diese Bücher künden in ihrer Art die Gerechtigkeit, Weisheit und den Ausgleich alles Geschehens. Es ist darin so oft vom übergeschichtlichen Sinn alles Geschehens, von der rechtfertigenden Kraft des Lebens und des Todes und von dem, was unsere Schicksalsbereitschaft ist, die Rede. Matthießens Kunst gleicht der alchemistischen Kunst: sie sucht das Arkanum der Seligkeit; sie bekennt sich zum Himmel unten, Himmel oben und erprobt, was das Gold des Lebens sei. Edles wird aus Unedelm, Wertvolles aus Wertlosem, das Gute aus dem Bösen, Glück aus Unglück — das ist die ewige Transelementation der Welt, der Zeugungsprozeß, dessen Symbolik Ewigkeit und Kreislauf ist. Alles führt zum Menschen zurück (so lehrt auch Paracelsus in seinem Evangelium vom inneren Himmel) oder wie die Alchemisten es sagen: der gesamte Kreis der Welt schließt nicht so große Geheimnisse und Wunderdinge ein wie „ein kleiner Mensch", von Gott nach seinem Bilde geschaffen. Und wer zuvorderst sein will unter den „Forschern der Natur," der wird nirgends ein größeres oder besseres Feld für sein Studieren finden als sich selbst. Gibt es im Grunde ein kleines Leben? Nein, alles ist groß, weil alles in der Alchemie der Wiedergeburt steht. Klein ist das Leben nur dem, der es nicht sieht und der es nicht an die göttliche Kette unerschöpflicher Menschlichkeit knüpft. „Leg' dich in die Ruhe deiner Seele, deines Tempels" — sagt Paracelsus. Auch hier wieder der Weidende, der große Pan, der alles mit seinem wachsamen Auge umfassende Hirt, alles sieht er durch das Medium eines objektiven und allgemeinen inneren Zusammenhanges, der überempirisch ist und im ausgleichenden Willen Gottes wurzelt. Metaphysik wird zu religiösem Leben, darin sich mythisches Vorstellen und Selbstbesinnung mischen: Ganzes und Nichtganzes, Übereinstimmendes und Verschiedenes, Akkorde und Dissonanzen; und aus Allem wird Eines und aus Einem Alles. So sann schon Herakleitos, der Dunkle aus Ephesos, so klingen die Mythensprache und die Gedankenmärchen eines Parmenides und Platon. Über allem aber schwebt der Himmel des Dichters, die Glocken tönen, die Sterne singen, heilige Herzen beten in liturgischer Mysterienfeier zu Gott, und ergreifend klagt alle Kreatur. Langsam entschleiert sich das Mysterium der Eucharistie als die Wirklichkeit des Königreiches Christi. Die mystische Kirche des Reiches Gottes, die Gemeinschaft der Heiligen, die unio sanctorum, das große Heer aller Märtyrer und Seligen, eine augustinische civitas dei und das Gottesreich der mittelalterlichen Bekenner, Ketzer, Rebellen und Weisen, eine religiöse Gesinnungsgemeinschaft von idealster Geistigkeit erstrahlt im Dunkel der Nacht und erhebt sich über der „Sündflut" der Zeit.

Und du, lausche mit mir betend liturgischem Lied.
Sieh in dem rinnenden Wasser erblühn die schönere Seele.
Sieh in dem mystischen Lied Himmel und Erde erlöst.

Das Ende ist der Anfang. Aus der Tiefe kommt das Neue. Aus der großen Flut kommt die Wiedergeburt. Regenerationis speciem in ipsa diluvii effusione signasti, singt die Karsamstagsliturgie. Aus welcher Tiefe muß doch der Mensch rufen, um Gott inne zu werden! Das Böse ist nicht zwecklos, das Dunkle ist da, damit das Lichte um so heller erstrahle, und die Fackeln der Hölle sind Flammen nur, um in der Krone der Gottheiligkeit zu strahlen. Ne putetis gratis esse malos in hoc mundo, sagt Augustinus. Wie nötig ist doch die Sünde! O felix culpa! O glückliche Schuld! In herrlicher Apotheose entsteigt der wiedergeborene Mensch, die erlöste Kreatur, der Flut: über

alle Berge erklingt silbern das Geläut. Die schöne Himmelskönigin tritt aus dem Tor der mystischen Kirche und küßt das Weib des Menschen auf die Stirn: „Eva, führtest Mensch und Stern und Baum und Tier zu der Erlösung Thron.“ Heilige Hände heben das weiße Sakrament, das wie eine Schneeflocke über der Welt zittert. Tantum ergo sacramentum! Alle stimmen an das neue Lied zur Verherrlichung der liturgischen Opferfeier, die das Symbol der Gemeinschaft wird. „Die Fluten verdampfen, und leuchtend wölbt der Regenbogen sich von Land zu Land ...“ Die beiden neuen Menschen gehen nun in die Welt hinab. Die ist herrlich wie am ersten Tag.

In die Tiefen augustinischer Philosophie und Gottesweisheit führen letztlich die Wege dieses gelehrten Dichters, da er nur noch von der Unsichtbarkeit hinter aller Sichtbarkeit redet. Ihm schwinden die Bilder und Gleichnisse in überzeitliche und raumenthobene Fernen, viele Meilen fern vom banalen Leben der greifbaren, wechselnden Dinge, die doch kein volles Sein haben. Denn nur das ist in Wahrheit, was unwandelbar bleibt. Der Mensch kann aber nicht in sich gefestigt sein und bleiben, wenn er nicht im Göttlichen bleibt: an Gott sich klammern, das ist seine Kraft. Er bleibt in sich und erneut Menschen und Welt und die Wunderseligkeiten des Herzens. Alles, was ist, kommt von Gott und ist darum gut. Nur das Nichtseiende ist böse und hat alles Gute verloren. Alles hat ein eigenes Sein, weil das einzelne gut ist und zugleich das Ganze über die Maßen gut ist, denn „Gott hat alles herrlich geschaffen“. Alles ist wahr, weil es ist. Es ist sinnlos und lästerisch, etwas in der Natur schlecht zu finden, da sie ja ein Nicht-Seiendes nicht enthält. Manches erscheint wohl als böse, weil es sich anderem nicht harmonisch angliedert. Aber das ist Irrtum. Die Ordnung wird nirgendwo durchbrochen. Alles steht am rechten Ort und in der rechten Zeit. Auch das Schauspiel der menschlichen Dinge ist nicht böse, am Ende verkehrt sich alles Unheil der Welt in Heil, und alle Tragik des Unzulänglichen hat einen übergeschichtlichen Sinn. Die Welt ist eine wesenvolle Einheit und göttlich. Warum sieht man im Fernen umher? Vor uns und in uns liegt das Märchen.... Wundersam weiß der Dichter die Härten des großen Feuergeistes Augustinus zu dämpfen, er nimmt den Schatten dieser oft furchtbaren Weisheit die Schwere, denn Träume träumt das Herz, nicht der Kopf. Alle Gotteswerke sind weise, alles wird erlöst und „alle Götter und alle Menschen treten hin zu dem heiligen Mahle, das ihnen Maria gibt, die blonde, sternengleiche, angetan mit sternblauem Mantel“. Da stimmen ein im Chore die Götter. Da erheben sich die Toten in ihren Bänken. Und stimmen ein und singen:

Tochter Sion, freue dich —

Maria, das Mädchen, schreitet strahlend zwischen ihnen durch und reicht allen das heilige Mahl. Sie hält den Kelch in der Linken und drüber das Brot des Lebens und sagt die Worte aus der Liturgie der letzten Wegzehrung:

Viaticum corporis Dominis Nostri Jesu Christi
Custodiat animam tuam in vitam aeternam.

Die Orgel rauscht wie ein Meer. Sebastian Bach sitzt am Werk.

Wie ein großes schönes Jugendwunder erblüht dieser Himmel aus der metaphysisch-augustinischen Welt des Denkers und dem romantischen Heidentum des Märchendichters. Beide Gesinnungen widersprechen sich nicht, sie passen zueinander, weil beide voll tiefem Glauben sind. Sie sind jenseits irgendeines Zwanges, sie kennen nur ein letztes und tiefstes Symbol, nur ein Gesetz: den unendlichen Wert der Menschenseele und das heilige Gesetz des Menschenherzens. Es gibt nichts, das der Märchenbildung widerstehen könnte, jener zweiten Geschichte, die die Sinngebung der ersten ist. Wir alle leben und denken im Märchen, sobald wir darum wissen, daß alles unsterblich, richtunggebend und fortwirksam ist. „Sterben ist nur Leben.“ Das eine lebt vom anderen, das eine trägt des anderen Tod und Leben und Last. Wir geben dem Tode ewiges Leben und zeigen damit, daß das Sterben keine Entwicklungen abreißen kann, und daß die Undurchdringlichkeit, Grausamkeit und Gewaltsamkeit der Todesstunde nur scheinbar ist. Wir binden die Gestorbenen und uns mit einer festen Gedankenkette an die Ewigkeit und an das Ganze, von dem der einzelne (ob lebend oder gestorben) erst seinen ordnungsmäßigen Sinn und seine tiefste Selbstverwirklichung empfängt. Das ist die beschwörende Magie aller Erinnerung, aller Geschichte; und etwas,

was sonst der größten Menschenkraft unerreichbar ist, gelingt: Tode zu frischem Leben zu rufen durch Symbole der Ewigkeit! Wilhelm Matthießen kennt die Herzenssprache dieser stillen Weisheit, der Innigkeit und Leidseligkeit voll, weise und fromm, wie alles Märchen, das einer anderen, einfacheren und reineren Welt entstammt und deren Zusammenhänge und Ordnung wir in den metaphysischen Spekulationen der Philosophie ahnen.

Flügel der Nike[1]

Von Alfons Paquet (Frankfurt a. M.)

Über der aufwühlenden Musik dieses Buchs steht als Sinnbild der Torso der Göttin, in deren Gewandfalten die heftigste Bewegung nachbebt; der noch aufgerichtete Flügel des Weibes, das schon auf der Erde schreitet. Vor einem Jahrhundert gab es den Sturm und Drang der jungen deutschen Literatur. Es ist, als sei er seelenlos gewesen solange nicht die Not des Lebens selber ihm in Büchern wie diesem Fleisch und Blut gab. Unruh wirft in Bildern, Gesprächen, Briefen seiner Göttin die Fragen, Gebete, Visionen unserer Zeit vor den Schritt: aus der siedenden Masse dieses Buchs steigen Blasen, aufreizende Dämpfe, Lichter hierhin und dorthin, eine brausende Botschaft, Stern und Glaube über Paris und London vom Sommer 1924 mit den Angelegenheiten ihrer diplomatischen und literarischen Salons, ihrer Klubs, ihrer Ateliers vor dem Hintergrund der tobenden Weltstädte und ihrer durcheinandergewirbelten, brennenden und ausgebrannten Seelen, zu deren Füßen Europa liegt und stöhnt.

War je der Name eines Dichters symbolischer? Unruh fordert Antwort auf die Fragen, die sich aus dem Grauen vor Verdun erhoben, er pocht auf Schwüre, die aus tausend Gräben zu den Sternen stiegen. Glühte nicht dieser Dichter von einem Deutschland und einem Frankreich, die beide einmal aus einem Geist die Kathedralen von Senlis, Laon, Reims, von Freiburg, Straßburg und Köln erbauten, er hätte niemals dieses Buch einer Reise geschrieben, die aus acht Tagen einen Vulkan von vierhundert Seiten wirft. Ist es nun die Angelegenheit einer kleinen Kaste erlesener Geister, die sich verbrüdern: das Wunder der neuen inneren Einigung zu schaffen, eines schöpferischen Vertrauens, das den Abgrund überwindet? Von Ingenieuren des Friedens, von Soldaten der Vision — der Schriftsteller, der Dichter zuletzt, die einander kennen, einander persönlich kennen und besuchen! Vielleicht wird es das Ergebnis sprühender, kämpfender, alles enthüllender Freundschaften sein, wie der des Fritz von Unruh zu Jacques, dem Musiker dort drüben und der Haßliebe dieses jungen Franzosen zu dem rheinischen Weibe, dessen Bild er heimlich bewahrt!

Die unwägbare Schönheit des Buchs ist sein ehrfürchtig fester Glaube, auf alle die Opfer gerichtet, die nicht dieser Welt gebracht wurden, sondern der Frucht ihres schmerzenden Schoßes. Aus dem Heroismus des Gedankenträgers, des bekehrten Samurai, der noch die schroffe Unbedingtheit des Schwertadels verkörpert, ein herrischer Anruf an die Schwankenden, Gelähmten, allzu Mittelständlichen! Noch verbindet nichts diesem Europäer das Grab Rousseaus im Schloßpark mit dem Grab an der Mauer des Kreml in der brodelnden Ferne unseres Erdteils. Fehlt ihm nicht doch zum glühenden Herzen die Klarheit einer eisigen Erkenntnis? Er verläßt Barbusse befremdet, fast mitleidig. Wir sind im Westen. Rauchen unsere westliche Zigarre.

Unruh steuert seinen Glauben wie ein Schiff durch die teuflische Neugier und Dialektik der Salons, die mit allem, was in ihnen schwebt und funkelt, geschildert, durchschaut, als Gleichnis tief begriffen werden, nicht anders als die Kirmes von Montmartre oder von Wembley. Er geht tapfer durch alle Spritzer des Zweifels, des Mißverständnisses, des fremden, abgleitenden Willens. Die Spannung der sanft aufdröhnenden ersten Seiten strafft sich, um erst mit den letzten, plötzlich ausgehöhlt, zu versinken. Was ist die Dominante?

[1] Buchverlag der Sozietätsdruckerei, Frankfurt a. M.

Die immer klarere Sicht eines geistig-politischen Ziels? Dieses Kämpfen selbst, das im festen germanischen Wortsinn edel und eitel zugleich ist? Die Gebärde des Fackelträgers, der sich gekannt und gesehen weiß und die Fackel hochhebt, um Nebeldecken durchzustoßen?
Seltsamer, fast mythischer Kampf in der maßlosen Dämonie dieser Gesellschaft, auf deren Glatzen, Brüste, zigarrensaugende Mienen die knappen Lichter dieses Buches fallen, — dieses Kämpfen für eine Harmonie, die höher ist als die kühle Vernünftigkeit des Pazifismus, höher als das narzissische Fürsichsein der Literatur um ihrer selbst willen, ohne Aufgabe in dieser sehr gefährlichen Zeit. Diese Reise ist ein Schnitt quer durch das Bündel geliebter und gehaßter Dinge, die Europa heißen, und von dort aus immer neuer Situation ein Blick herüber auf Deutschland, dessen Tragik Fremden und Freunden Angelpunkt der Fragen ist.
„Wer die Wahrheit sucht, findet die Kunst; wer die Kunst sucht, findet die Lüge", heißt es an einer Stelle.
Das Buch ist Kunst, aber nicht einfach ein Roman, der rasch und kühn Erlebtes, Erhaschtes, Erdichtetes in einen Guß verschmilzt und das Uneingeschmolzene gruppiert. Zu viel Wirklichkeit ist in dem Schwung, in der Vielbezogenheit dieses Bekenntnisses zu den strengen, eigenwilligen Hoffnungen einer jungen, dürstenden Generation. Die Sprachgewalt dieses Buches taucht auch die Klugheiten, auch die Verhüllungen, die es ausspricht, in Feuer. Es ist ein Buch des alles sagenden, das Letzte preisgebenden Pathos, daherfahrend, erobernd. Eine Kampfschrift, ja, und von der schroffen Gebärde des Engels, der den Fuß auf die Erde setzt. Wehe, wenn der Engel eines Tages wieder davonflöge, so leichtfüßig, ohne Arme.

Vom Fremdwort

Von F. M. Huebner (Im Haag)

Im Wort lebt das Ding. Die Wörter sind mehr als nur Namen und Lautzeichen für die Dinge. Wären sie nur dies, so könnten die Wörter willkürlich vertauscht, die Buchstaben auf den Kopf gestellt, Benennungen aus dem Nichts erfunden werden, und alles Sprechen würde letzten Endes auf ein leeres, unverantwortliches Plappern hinauslaufen. Indessen sind die Wörter den Dingen verhaftet wie der im Winde schwankende Kopf der Blüte seinem in der Erde ruhenden, mütterlichen Wurzelstocke ... und wie die Blüte aus der Tiefe ihren Saft und ihr Geleucht, so saugt das Wort seinen Sinn, sein Gesetz, seinen Inhalt aus dem verborgenen, dem anderswie nicht erkennbaren Dinge, von dem es Meldung tut.
Wortbewegung-Dingbewegung. Mittels der Wörter reichen die Dinge bis heran zum Menschen und bis in ihn hinein. Wo sich Mundlippen bewegen, um den Zeilen eines Briefs, einer Buchseite entlang stillschweigend Schriftbilder aufzufangen oder um den Hauch zu formen, der zum Ohr eines anderen Menschen den Schall lebendiger Rede hinübertragen soll, da begibt sich ein Heran- und Hinweg-, ein Hinaus- und Hineinschweben von Dingteilchen, die, gebunden an die Wörter und Wortwendungen, von diesen durch den Raum befördert werden gleichwie im Freien von den Strömungen der Luft Feuchtigkeit, Gedüft und Samenkörner.
Zwiesprache. Der Gehalt an dinghaftem Leben in den Wörtern erschafft, wo Wörter gelesen, gesprochen, gehört werden, ein flimmerndes, schwingendes Strahlungsfeld, welches die Brücke legt, auf der sich die Menschen mit den Dingen und die Menschen untereinander nahe kommen und berühren können. Weit mehr als eine unverbindliche Verständigung vermag stattzufinden. In den Wörtern vermischt, verwebt, verstrickt man sich miteinander, tut sich wohl oder weh, wandelt im Ergusse der Wörter möglichenfalls ganz aus sich heraus und läßt in sich statt seiner selbst fremden Willen, fremdes Geschick Haus halten.
Unterschied zwischen Gedankenmitteilung und Gedankenübertragung. Wo es um den heraufbeschwörenden Zweck des Redens geht, nämlich um die wechselseitige Einflußnahme der

Seelen bis zu ihrer Verwandlung, da sind jene Wörter fehl am Ort, die lediglich Dienste der Verständigung, des Meinungsaustauschs zu verrichten haben. Diese wenden sich nicht an den ganzen gesammelten Menschen und seine Schauenskraft; der Bewegungswille, der sich in ihnen anstaut, ist ein abgeleitetes, ein rein verstandesmäßiges Erzeugnis. Die Dinge sind darin nicht leibhaftig, sondern nur mit ihrem Schattenbilde anwesend. Wer mit solchen Wörtern nach den Dingen tasten, ihre Wesensspur in sich überleiten will, greift ins Leere.

Fremdwörter hemmen die Gedankenübertragung. Wesenlose Schatten, nicht Heimstätte für die Dinge, sind die Fremdwörter. Wo sie innerhalb einer Rede, einer Schreibe auftreten, schaltet sich die volle und sinnfällige Wirkungsweise der Dinge in eine beziehentliche, eine mittelbare Aussageform um. Beim Leser oder Hörer hat dies ein kurzes, stutzendes Haltmachen zur Folge, das nicht nur deswegen entsteht, weil dem Leser oder Hörer das betreffende Fremdwort allenfalls ungeläufig ist und der bloße Versuch, jenes zu entziffern, ihm schon Kopfzerbrechen bereitet. Vielmehr muß sich der Leser oder der Hörer im Augenblick, da er es mit einem Fremdwort zu tun bekommt, einer allgemein und förmlich bis in seine Nerven hineinreichenden geistigen Umstellung unterwerfen. Sieht er doch den Hauch, den er mit den Wörtern auf sich einströmen fühlte, den körperlichen Hauch der Dinge, Vorkommnisse, Gesinnungen unversehens durchkreuzt von einem Begriff ohne mitschwingenden Dingbestand, und somit ohne runde, im menschlichen Innern mögliche Nachbildbarkeit.

Wortschöpfung und Wortentlehnung. Das Fremdwort ist ein Ergebnis der verstandesmäßigen Aneignung. Dabei bleibt es dasselbe, ob der Sprechende in eigener Person diese Verstandesaneignung vornimmt, oder ob sie für ihn etwa durch ein verflossenes Zeitgeschlecht vorgenommen wurde, so daß der Sprechende, wo er ein Fremdwort gebraucht, sich einfach die Arbeitleistung von anderen zuleitet. In beiden Fällen wird das Fremdwort im Zusammenhang der Rede nicht als ein ursprünglicher Teil derselben mitgeboren, sondern es wird zum Bedarf willentlich entlehnt. Es wird herausgebrochen aus einem fremdländischen Sprachganzen und steht nun zwischen den übrigen, unter sich verwandtschaftlich geeinten Worten zu schwach, um jene mit dem Geiste seiner Sprachherkunft zu überwältigen, aber meisthin doch eben noch stark genug, um den Fluß des Sprechens ins Stocken zu bringen und zu zerrütten.

Empfindungswechsel. Wo ein Fremdwort steht, ist es ein Anzeichen, daß derjenige, der es anwendete, unter den Druck einer ihm von Haus aus fremden Sprachluft geriet, er also gezwungen wurde, seine natürliche Geisteshaltung den Dingen und sich selber gegenüber zwischendurch umzumodeln. Er hat das Verhältnis zu seiner eigenen sprachlichen Persönlichkeit plötzlich gelockert, so daß er in dem fremden Worte sich selber nur mehr mit halber Kraft durchzusetzen vermag. Dieser allerflüchtigste geistige Zustandswechsel auf seiten des Sprechenden greift auf den Zuhörer zwangsläufig über. Auch dieser muß sich ruckweise umstellen, dieweil er sich von der ihm wohlvertrauten Weise der Gedankenübertragung einen Augenblick lang im Stich gelassen fühlt. Dies verwirrt ihn; er findet sich nicht mehr in sich selber zurecht. Zu seiner Sicherheit und um sich im Gange zu halten, aber auch aus Lässigkeit, aus Gleichgültigkeit überhört er darum gemeiniglich nach Kräften die Zuflüsterung des fremdländischen Worts, was eine Ursache mehr bildet, daß die Fremdwörter höchstens bis an das Verstandesvermögen des Hörers, nicht in seine menschliche Gesamtperson eindringen.

Erlebnishafte und verstandesmäßige Klarheit. Die Anwendung des Fremdworts entspringt, wo es nicht ein Verlegenheitsbekenntnis und schon damit hinlänglich gerichtet ist, dem Bedürfnis nach kürzerer, klarerer und treffender Gedankenzusammenfassung. Man sucht sich damit die Zeit und die Mühe langwieriger Umschreibungen zu ersparen. Die Abkürzung und Zusammendrängung der Gedanken, die auf die Weise entsteht, ist jedoch nur für den Verstand und alle die Mitteilungen nutzbar, die sich von Verstand zu Verstand wenden. Der flache Schattenumriß der Dinge, allein dieser, wird gepackt, wogegen jene andere Klarheit ganz ungefördert bleibt, die für die inneren Sinne und für das Gemüt vonnöten ist. Dieser Art raumvertiefender Klarheit wird gegebenenfalls mit einer Umschreibung besser als mit einer Abkürzung gedient.

Seele und Wissenbildung als Gegensätze. Das Fremdwort wurzelt, statt in den Dingen, im Bereich der Wissensbildung. Zu seinem Gebrauch drängt das Urteil, der Geschmack, die Geistreichigkeit, nicht die Seele in ihrem Unbewußten. Dementsprechend wendet es sich an das, von der Wissensbildung geformte Denkvermögen im Menschen, welches seiner ganzen Anlage nach fest umgrenzt ist und weder Neigung noch Befähigung hat, sich auf Verwandlung und Wesenstausch, auf den rauschhaften Übertritt der Seele in die Dinge überhaupt einzulassen. Auch werden Fremdwörter darum selten oder nie aus Sprachen entnommen, die bildungsmäßig tiefer stehen, d. h. aus solchen, die gegenüber dem eigenen Redemittel des Sprechenden als unentwickelter, als triebhafter und strömender zu gelten haben, wohl aber aus bildungsmäßig höher stehenden, jenen nämlich, die in ihrer gesamten Gliederung bereits bei einem weiter vorgeschrittenen Zustand der Ausgeglichenheit angelangt sind.

Formelhafte Erstarrung. Die Schlagkraft des Fremdworts sitzt in seiner formelhaften Erscheinungsweise. Eben in dieser aber begrenzt sich auch die Möglichkeit seiner Auswirkung. Es wandelt durch die Rede als ein endgültiges, ein für allemal abgestempeltes Gedankenglied. Der Zeugungs- und Werdegang des Dinglebens ist in ihm ausgeklungen. Der Leser oder Hörer empfängt in ihm einen geschlossenen und fertigen Inbegriff, den er nicht zu ergänzen, aus dem er für sich keine Wesensausdehnung zu erwittern hat, weshalb er sich im Fremdwort der eigenen Verwirklichung überhoben und auch sich selber zur Formel gerinnen fühlt.

Selbstentfremdung. Das Fremdwort unterbindet den Vorgang der Verwirklichung nach beiderlei Richtung. Wie es den Sprechenden oder den Hörenden hindert, sich durch seine Vermittlung mit den äußeren Dingen zu berühren und mit denselben eins zu werden, so hebt der Zustand formelhafter Erstarrung, der sich beim Gebrauch eines Fremdworts des Sprechenden oder Hörenden einen Augenblick lang bemächtigt, den seelischen Anschluß auch nach innen hin auf: der Betreffende vermag es nicht, sich unmittelbar selber zu erfahren. Dieser plötzliche Eindruck äußerlichen und innerlichen Abgeschnitten- und Preisgegebenseins kann sich so nachhaltig in das Denkvermögen des Sprechenden oder Hörenden eingraben, daß die Wörter der eigenen Sprache ihn gleicherweise kalt lassen und er sich fortab nicht einmal in diesen erkennt.

Erst das Denken, dann die Sprache reinigen. Das Gebot, keine Fremdwörter zu gebrauchen, kann natürlich nicht heißen, daß aus der Rede auch alle diejenigen Ausdrücke von fremdem Ursprung ausgemerzt werden sollen, die durch langen Gebrauch ihr formelhaftes Gepräge aufgegeben und sich nachträglich wieder mit vertrautem Dingleben gesättigt haben. Überhaupt ist es nicht damit getan, daß der Sprechende oder Schreibende nach dem bloßen Aussehen urteilt und alle Wörter, über deren ausländische Herkunft er gewiß ist, vielleicht gar unter Zuhilfenahme des Fremdwörterbuchs in seine Muttersprache rückübersetzt. Der so verfährt, reinigt seine Sprache höchstens an der Oberfläche. Der entscheidende Eingriff hat nicht hier, sondern in der Tiefe des Denkens selbst zu geschehen, dort, wo sich die Wörter zuerst vordrängen und formen. Hinter dem fremden Lautgebilde gilt es die starrgewordene Begriffsmasse zu treffen, aus der das Gebilde aufgebaut ist und diese in den Mutterschoß des heimischen Redemittels herabzuziehen, so daß sich dieselbe dort aufspaltet und zerlöst und nun unter vollkommen neuen Bedingungen an ihrer Wortgestalt schafft.

Vorbildliche Sprache. Rat einholen über die Anwendbarkeit von Wörtern, über den Lebensgehalt von Ausdrücken läßt sich nicht in Lehrbüchern und Leitfäden. Die entscheidende Auskunft liefert die Dichtersprache. In dieser bewahren und prägen sich die Dinge gerade heraus. Auch die geistigsten Erfahrungen und die fremdartigsten gibt die Dichtersprache als Schaubarkeiten, nämlich mit Mitteln, in denen es ahnungsvoll von Dingbestand schwingt. Greift der Dichter zu Fremdwörtern? Er unterläßt es, doch nicht aus Reinigungseifer oder aus sonst einem bewußten Entschlusse, sondern einfach, weil er die Dinge und das Triebleben der Dinge zu Worte kommen läßt.

Gefahren der Fremdwörterei. Reich durchgebildete, stimmschöne, naturnahe Sprachen können gleichwohl wie z. B., die deutsche gegenüber dem Eindringen von Fremdwörtern, besonders empfänglich und widerstandslos sein. In dieser Sachlage

offenbart sich eine Gefahr, welche denen, die mit dieser Sprache geboren werden, rein menschlich droht, indem sie, nicht sicher genug in sich selber, nur allzu leicht zur Annahme einer landfremden und folglich erkünstelten Wesenshaltung hinneigen. Es entsteht dann ein öffentlicher Redebetrieb, der mit Wortfremdkörpern so durchspickt ist, daß es auf den ersten Blick kenntlich wird, wie wenig einheitlich in einem solchen Volke Bildung und Sinnlichkeit zusammenfließt. Bei Sprachen dieser Art die Einwanderung von Fremdwörtern gutzuheißen und sie etwa ausdrücklich für eine Bereicherung zu erklären, beruht auf irrigen Voraussetzungen über das hier sowohl formenhaft wie seelisch Zuträgliche. Wo solche Sprachen das Fremdwort, den Fremdgeist nicht zu verarbeiten, nicht völlig zum eigenen Besitz zu machen vermögen, um sich auf diese Weise davon zu reinigen, fordert es von ihnen der Selbsterhaltungstrieb, die Fremdkörper auszuschwären.

„Puristen". Fremdwörter sind einer Sprache nicht aus den gewöhnlicherweise vorgegebenen Ursachen bedrohlich, also nicht weil sie die schönheitliche oder die schulgerechte Abrundung stören, oder weil sie etwa dem vaterländischen Stolze eines Volks ins Gesicht schlügen. Aus derlei Gründen die Sprache von Fremdwörtern reinigen wollen, heißt sich leiten lassen von bildungsmäßig gezüchteten Beweggründen. Es wird damit unwissentlich jener selben geistigen Erstarrung das Wort geredet, der an und für sich die Sprachen bei zunehmender Selbstbesinnung ausgesetzt sind. Indessen geht es nicht um äußere Ebenmäßigkeit und bildungskünstliche Übereinstimmung mit sich selber, noch weniger um völkischen Vorrang, sondern um die Stärkung der unbewußten, der vorbegrifflichen Ausdruckseigenschaften der Sprache, auf daß nämlich der Mensch in ihr das Mittel behalte, sich in die Dinge hinaus zu verlängern, sich in dieselben einzuhüllen, mit ihnen dahinzuschwingen und sich als Ding zu Ding, Mensch zu Mensch aufzuschließen.

Ansporn zur Erlernung fremder Sprachen. In seine Sprache Fremdwörter mischen, ist etwas anderes als zeitweilig überhaupt in einer fremden Sprache denken, sprechen und schreiben. So sehr derjenige seine Überzeugungsmacht schwächt, der in die eigene Sprache den Geist eines fremden Denkens bruchstückweise herüberzieht, so gewiß vermag der reicher auszuwachsen und mehr Leben um sich zu bannen, der es versteht, sprechend und hörend in eine fremde Sprache mit seiner ganzen Person überzutreten. Wo sich die Persönlichkeit dort entfärbt und verhärtet, da vervielfältigt sich hier das Seinsgefühl, und der Mensch leitet sich den Genuß aller derjenigen Anblicksseiten der Dinge zu, die sich in seiner eigenen Sprache nicht abbilden. Indem er fremden Dingbestand in sich einsaugt, vermag sein Wille und sein Atemzug auch unterschiedliche, gesteigerte Beeinflussungsströme zurückzusenden.

Neue Kunstliteratur

Von Emil Utitz (Rostock)

Die Krisis der Geisteswissenschaften. Vorgeführt am Beispiele der Forschung über bildende Kunst. Ein grundsätzlicher Rahmenversuch. Von Josef Strzygowski. Wien 1923, Kunstverlag Anton Schroll & Co. XII u. 350 S.

Die altdeutsche Malerei. Von Curt Glaser. München 1924, F. Bruckmann A.-G. Mit zahlreichen Abbildungen. VIII u. 510 S.

Vorträge der Bibliothek Warburg. Herausgegeben von Fritz Saxl. Vorträge 1921—1922. Leipzig und Berlin 1923, B. G. Teubner. 185 S.

Michelangelo Buonarotti. Von Georg Brandes. Mit vielen Bildern. Berlin 1924, Erich Reiß. 448 S.

Kunstgeschichte und Kunstwissenschaft. Von Walter Timmling. Mit einer Abhandlung: Meinungen über Herkunft und Wesen der Gotik. Von Paul Frankl. Leipzig 1923, Köhler & Volckmar A.-G. & Co. (Kleine Literaturführer, Band 6.) 303 S.

Die komische Bibliothek. Herausgegeben von Wilhelm Fraenger. Erlenbach-Zürich, München und Leipzig, Eugen Rentsch. Der Bauern-Bruegel und das deutsche Sprichwort. Mit 49 Abbildungen. 160 S. Gustave Doré, Die Taten des Herkules. Mit über hundert Bildern. Charles Baudelaire, Vom Wesen des Lachens. Mit 96 Abbildungen. 108 S.

Ernst Fuhrmann, Der Sinn im Gegenstand, nebst Beitrag über die Bedeutung der Ornamente. Mit 26 Tafeln und 99 Ornamentskizzen. München 1923, Georg Müller. 46 S.

R. A. Pfeifer, Der Geisteskranke und sein Werk. Eine Studie über schizophrene Kunst. Mit 45 Abbildungen. Leipzig 1923, Alfred Kröner. 147 S.

L. W. Rochowanski, Psychopathische Künstler. Leipzig und Wien, Otto Clauß. 23 S. und 18 Tafeln.

Die gotische Holzfigur, ihr Wesen und ihre Technik. Von Hubert Wilm. Mit 86 Abbildungen im Text und 226 Abbildungen auf 196 Tafeln. Leipzig 1923, Klinkhardt & Biermann. X und 188 S.

Hans Much, Vom Sinn der Gotik. Mit 60 Abbildungen. Dresden 1923, Carl Reißner. 156 S.

Norddeutsche gotische Malerei. Von Oskar Beyer. Mit 67 Abbildungen. Braunschweig und Hamburg 1924, Georg Westermann. (Nr. 5 der Bände: Hansische Welt; herausgegeben von Hans Much.) 48 S.

Der Maler Joh. Friedrich August Tischbein und seine Familie. Ein Lebensbild nach den Aufzeichnungen seiner Tochter Caroline. Von Adolf Stoll. Mit 23 Tafeln. Stuttgart 1923, Strecker & Schröder. VIII und 236 S.

Gustave Doré. Von G. F. Hartlaub. Mit 141 Abbildungen. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. 176 S. (12. Band der „Meister der Graphik".)

Einführung in die Kunstgeschichte. Von Richard Graul. 8. Auflage. Leipzig 1923, Alfred Kröner. Mit 1054 Abbildungen. VI und 178 S.

Paul Brandt, Vorschule der Kunstbetrachtung. Breslau 1924, Ferdinand Hirt. 3 Hefte. Durchschnittlich 60 S. mit zahlreichen Abbildungen.

Sehen und Erkennen, Eine Anleitung zu vergleichender Kunstbetrachtung. Von Paul Brandt. Mit 709 Abbildungen. Leipzig 1923, XVI und 416 S.

Fritz Klimsch. Eine Auswahl seiner Werke. Mit einer Einleitung. Von Wilhelm von Bode. Freiburg i. Br. 1924, Pontos-Verlag. 28 Seiten und zahlreiche Bildtafeln.

Fritz Stahl, Max Kruse. Berlin, Ernst Wasmuth A.-G. 40 S. mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln.

Ewald Bender, Die Kunst Ferdinand Hodlers. Erster Band. Mit 279 Bildern im Text. Zürich 1923, Rascher & Co. A.-G. X und 344 S.

Max Klinger und seine Vaterstadt Leipzig, ein Kapitel aus dem Kunstleben einer deutschen Stadt. Von Julius Vogel. Mit 21 Abbildungen. Leipzig 1923, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, D. Werner Scholl. 116 S.

Briefe von Max Klinger aus den Jahren 1874—1919. Herausgegeben von Hans Wolfgang Singer. Leipzig 1924, E. A. Seemann. Mit einem Druck der Originalplatte von Max Klingers radiertem Ex libris. 232 S.

Hans Thoma, Aufzeichnungen und Betrachtungen. Von Ernst Würtenberger. Erlenbach-Zürich und München, Rotapfel-Verlag. 96 S.

Hans Thoma, ein Meister der Menschheit. Von Karl Anton. Karlsruhe i. B. 1924, G. Braun. Mit 50 Abbildungen. 100 S.

Schwarze Fahnen, Ein Künstlertotentanz. Von Arthur Roeßler. Wien-Leipzig 1922, Carl Konegen (Ernst Stulpnagel). 262 S. und 54 Bildtafeln.

Schwäbische Bilderhefte. Tübingen, Alexander Fischer. Bäume in der Landschaft. 25 Naturaufnahmen. Von Otto Feucht. — Hans Reyhing, Rund um Tübingen. Mit 26 Federzeichnungen. Von Otto Ubbelohde.

Die gotische Holzplastik des Laucherttales in Hohenzollern. Von Albert Waldenspul. Mit Vorwort von G. Weise. 54 Abbildungen. Tübingen 1923, Alexander Fischer. 96 S.

Bibliothek der Kunstgeschichte. Herausgegeben von Hans Tietze. Leipzig, E. A. Seemann. Durchschnittlich 12 S. und 20 Bildtafeln.: 31. Der spätgotische Kirchenbau in Oberdeutschland. Von G. Dehio. 32. Römische Barockbrunnen. Von W. Friedlaender. 33. Die diluviale Kunst. Von J. Bayer. 34. Handzeichnungen Michelangelos. Von E. Panofsky. 35. Neuattische Kunst. Von E. Löwy. 36. Nicolo und Giovanni Pisano. Von A. E. Popp. 37. Deutsche Graphik der Gegenwart. Von H. Tietze. 38. Die altchristliche Elfenbeinplastik. Von J. Sauer. 39. Leonardo da Vinci. Von G. Pauli. 40. Lucas Moser und Hans Multscher. Von A. Stange.

Richard Seewald. Von Heinrich Saedler. Mit 36 Abbildungen. München-Gladbach, Führer-Verlag. 32 S.

Junge Kunst. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. Durchschnittlich 16 S. und 32 Abbildungen: 33. D. Coubine. Von Georg Biermann. 34. Christian Rohlfs. Von Carl Emil Uphoff. 35. Marc Chagall. Von Karl With. 36. Paul Gauguin. Von Erich Wiese. 37. Georg Schrimpf. Von Oskar Maria Graf. 38. Gustaaf de Smet. Von F. M. Huebner. 39. Wilhelm Schmid. Von Curt Bauer. 40. Alexander Archipenko. Von Erich Wiese.

In allen Wissenschaften ist heute der Kampf um die Methode entbrannt. Es erscheint fast selbstverständlich, daß Strzygowski — der kühne Anreger und Pfadfinder — Stellung nimmt. Und ebenso, daß diese Stellungnahme radikal und auch — ungerecht wird. Mit einer fast dramatischen Bewegtheit entwickelt Strzygowski aus den reichen Erfahrungen eines großzügiger Forschung gewidmeten Lebens seine Lehren. Aber diese Lehren werden nicht abgewogen gegen die Ergebnisse methodologischer Besinnung, die Philosophie, Phänomenologie oder Ästhetik vollzogen haben. Nach Namen — wie Rickert, Windelband, Simmel, Husserl, aber auch Konrad Fiedler, Dessoir — wird man vergeblich suchen. Darum überwiegen bei Strzygowski die dunkeln Schatten; die hellen Lichter sieht er nicht oder wenigstens die Versuche einer Erhellung. Darum eignet auch nicht ruhige Objektivität dem von ihm gemalten Bilde, vielmehr das leidenschaftliche Pathos starker Subjektivität. Die Nöte, mit denen er ringt, die Grenzen, an denen er sich reibt, das sind die Probleme. Und sie führen tief ein in die Werkstatt seiner Arbeit, damit werden sie aber zugleich auch allgemein bedeutsam. Nicht etwa in dem Sinne, als ob ihre Lösungen einfach übernommen werden könnten; nein: die Fragen sind das Entscheidende. Und sie empfindet Strzygowski mit besonderer Schärfe, weil er wahrhaft der Weltkunst zugewandt ist, nicht irgendwelchen Einzelgebieten der Kunst. Und zugleich fühlt er das Bedrückende und Einengende eines bloßen Historismus,

der angesichts der Kunst scheitern muß. Das ungeheuere Problem — Versöhnung des Systematischen mit dem Geschichtlichen — hat ihn ganz erfaßt. Damit nicht genug: auch die Unzulänglichkeit eines bloßen Psychologismus — der vielen als Retter erschien — ist Strzygowski klar. Er will nicht alles in „Erleben" verflüchtigen und fürchtet seine relativen Bedingtheiten. Die „Wesen", die gegenständlichen Strukturen sollen zu ihrem Rechte kommen. Da meldet sich wieder der systematische Gedanke, und doch scheut er vor dem letzten Schritt zurück: vor dem in Philosophie und Phänomenologie. Er meidet die „Spekulation", an ihren Klippen will er nicht scheitern. Und so ist sein Werk nicht nur Darstellung einer Krise, sondern selbst beredtes Zeichen einer Krise. Weil sie nicht verschleiert wird, vielmehr offen durchbricht, zeigen sich Möglichkeiten endlicher Befriedung. In planmäßig vergleichendem Verfahren — so skizziert Strzygowski die Linien — soll eine strenge Sachkunde „beschreiben", die Wesensforschung „betrachten" und die Feststellung der Kräfte die Entwicklung „erklären". Und endlich muß eine „Beschauerforschung" sich anschließen. Mit einem Ausblick auf ein umfassendes Forschungsinstitut für bildende Kunst entläßt uns das Buch, das so oft zu energischestem Widerspruch reizt. Aber dabei darf nicht verkannt werden, daß bedeutsame Strebungen hier zum Ausdruck gelangen, wenn auch gewiß zu keinem endgültigen.

Auf ein ruhiges, stilles Gebiet begeben wir uns, wenn wir die altdeutsche Malerei von Curt Glaser zur Hand nehmen. Nicht als ob es hier an Streitfragen fehlte, aber es leuchtet mild die Schönheit der Kunstwerke, und vorsichtig und doch energisch verfolgt Glaser seinen Weg. Und wir empfinden die Gewissenhaftigkeit und Begabung dieses Führers. Das Buch ist aus einem anderen herausgewachsen, den vor fast einem Jahrzehnt erschienenen „zwei Jahrhunderten deutscher Malerei". Das einstmals stiefmütterlich behandelte Feld altdeutscher Malerei ist allmählich zu einem Brennpunkt historischen Bemühens geworden. Glaser war nun verpflichtet, alle neuen Ergebnisse zu berücksichtigen, nachzuprüfen und damit zugleich seine eigenen Anschauungen zu erproben. Ihre Tragfähigkeit hat sich behauptet. Es ist ein reines Vergnügen, in diesem Buch zu lesen, das klar und gewandt die Entwicklung schildert. Ausgezeichnete Abbildungen unterstützen das Wort. Von der böhmischen Malerschule bis zu Hans Holbein führt der Weg. In einen Hymnus auf Holbein klingt es aus: Er illustrierte nicht Legenden, er schuf Gestalten. „Er wetteiferte nicht mit den Gelehrten, deren Freund er war. Er sprach eine andere Sprache als sie. Aber in dieser Sprache war er so vollkommen Herr, wie nur jemals einer in der seinen. Und wenn Deutschland das Land der Dichter und Denker hieß, so darf es auf Holbein weisen, der ein Maler war, so ganz und so rein wie wenige sonst." Um die Mitte des 16. Jahrhunderts endet das goldene Zeitalter deutscher Kunst. Und erst im 19. Jahrhundert gibt es wieder eine Geschichte deutscher Malerei.

Von gleichem Ernst getragen sind die Vorträge der Bibliothek Warburg. Die glanzvollsten Namen — wie Ernst Cassirer, Adolf Goldschmidt, Gustav Pauli, Eduard Wechsler — scharen sich um den Herausgeber Fritz Saxl. Das einheitliche Problem der Bibliothek ist die Frage nach Ausbreitung und Wesen des Einflusses der Antike auf die nachantiken Kulturen. Da das Problem in seiner weitesten Bedeutung gefaßt wird, erweist es auch eine segensreiche Fruchtbarkeit und staunenswerte Fülle. Eine Forschungsstätte von Rang unterbreitet vollgültige Beweise ihrer stillen und vorbildlichen Tätigkeit.

Mit einem recht beträchtlichen Sprung von dieser methodologischen Exaktheit greifen wir nach dem Michelangelo-Werke des greisen Georg Brandes. Es ist nicht moderne Kunstgeschichte, gewiß nicht, aber ein fülliger historischer Roman, voll bunter Begebenheiten und Persönlichkeiten. Und aus ihm selbst spricht die weise, lebenskundige und kunstfreudige Persönlichkeit seines Verfassers. Ein Buch am Rande der Wissenschaft; aber sie darf sich dieser Gabe freuen, nur sollte sie nicht sie unkritisch benutzen. Was jedoch Kunstgeschichte und Kunstwissenschaft heute sind und was sie wollen, darüber belehrt in ausgezeichneter Weise der kleine Literaturführer von Walter Timmling. Zahlreiche Stichproben haben mich von der Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit dieses Handbuches überzeugt, von der klugen Sicherheit seiner Urteile und von dem Reichtum seiner Angaben. Der ernste Leser kann sich freuen, einen so gediegenen Ratgeber zur Hand zu haben. Und auch der Fachmann wird mit Nutzen in diesen Blättern nachschlagen. Sie künden beredt von der vielen und sicherlich nicht vergeblichen Arbeit, die Kunstwissenschaft und Kunstgeschichte in letzter Zeit geleistet haben; sie sind ein schlichtes Ehrenmal dieser Arbeit, auf die wir stolz sein dürfen. Für das breitere Publikum wird sie gewöhnlich durch die üppig fließende popularisierende „Kunstliteratur" verdunkelt; hier aber eröffnet sich der Zugang zu den echten Quellen. Wenn viele aus ihnen schöpfen, werden manche für den Kunstforscher nicht gerade schmeichelhafte Vorurteile verblassen. Denn man sieht ihn gemeinhin zu sehr unter dem verzerrten Bilde des interessanten Ästheten, und man sieht zu wenig die harte, strenge, entsagungsvolle Arbeit. In

ihr unterscheiden sich die Kunstdisziplinen von keiner anderen Wissenschaft. Das schließt aber gewiß nicht aus, daß die Wissenschaft uns zuweilen mit heiteren Leckerbissen beglückt, wie z. B. mit der komischen Bibliothek, die Fraenger herausgibt. Ich finde eigentlich den Titel zu grob für den köstlichen Inhalt. Denn selbst wo er derb ist, rechnet doch diese Sammlung mit einem kennerischen Feinschmeckertum, einem etwas raffinierten Genießen und keinem hungrigen Kauen. Ein glücklicher Einfall war es, von dem Erstlingswerk Gustave Dorés einen Neudruck zu veranstalten. Und vom Bauern-Bruegel rühmt Fraenger mit Recht, daß hier in ergötzlichen Gemälden die „Klugreden" des deutschen Volkes dargestellt sind. „Ein Jahrmarkt aller Eitelkeiten drängt sich in diesen fastnachtsbunten Schöpfungen zusammen, die zu dem besten Erbteil volkstümlicher Komik zählen." Und bei der amüsanten Darbietung merkt man kaum die kenntnisreiche Beschlagenheit des Herausgebers, die den soliden Unterbau legt. Nicht minder dankenswert ist die erste vollständige Verdeutschung von drei Aufsätzen Charles Baudelaires, die unter dem Gesamttitel „Vom Wesen des Lachens" zusammengefaßt werden. Ursprünglich erschienen sie im Sammelband seiner „Curiosités esthétiques". Eine sehr ansprechende Illustrierung begleitet den Text. Weit von der Wissenschaft abgetrieben werden wir aber, wenn wir uns um den „Sinn im Gegenstand" bemühen, wie ihn Ernst Fuhrmann deutet. Da wuchert wilde Fantastik empor, die mit verblüffenden Behauptungen wirtschaftet ohne Sorge, sie durch Beweise zu stützen oder durch Tatsachen zu sichern. Man ist einfach erstaunt über diese Genügsamkeit, die jeden festen Halt verschmäht. Dabei will ich nicht leugnen, daß vielleicht bedeutende Gedanken aufblitzen. Aber ihr wissenschaftlicher Ertrag müßte mit ganz anderen Mitteln herausgearbeitet werden, als mit denen, über die Fuhrmann verfügt. Wissenschaft ist kein Feuerwerk von Gedanken, die man wie Raketen abbrennt. Sie verpuffen dann auch wie Raketen. Das Buch erinnert an Arbeiten mancher unbegabten Psychoanalytiker: sie sind von einem derartigen Deutungsfieber befallen, daß sie jeden realen Boden unter den Füßen verlieren. Fuhrmann beginnt: „Wenn man mich fragen würde, was ich unter Kunst und unter Kunstgewerbe verstehe, so müßte ich sagen, daß ich unter Kunst verstehe, was das Wort in der Sprache sagt: Kan ist der König, der Fürst und der Priester. Set ist die Niederlegung, die Ruhe, die Unterwelt. Kunst ist daher die Dokumentation des priesterlichen oder königlichen Geistes im Werke irgendwelcher Art." Nach dieser Antwort bereut man, gefragt zu haben, und will wohl unwillig das Buch zuklappen. Und das ist schade, denn Fuhrmann könnte Ersprießliches leisten, wenn er statt zu phantasieren forschen wollte. Gerade das Gebiet primitiver Kunst ist so schwierig wie kaum ein zweites. Seit kurzem wird ein neuer Zugang angebahnt auf dem Umwege über die Kunst der Geisteskranken durch die überraschenden Parallelen, die sich da eröffnen. Nur darf man nicht vorschnell wieder Analogien zu Identifizierungen verdichten. Und nicht nur nach dieser Seite hin wird das Studium pathologischer Kunst bedeutsam, umkreist es doch u. a. das große Problem, ob und inwieweit seelische Erkrankung geniales Schaffen zu begünstigen vermag. Sicherlich, das schmale Bändchen von Rochowanski ist eine Bagatelle, der nur die Abbildungen ein bescheidenes Interesse verleihen. Es geht wirklich nicht mehr an, derartige Untersuchungen mit der Versicherung einzuleiten, daß es „jedenfalls" nichts unangenehmeres, nichts „schrecklicheres" gäbe, als mit „sogenannten Normalen" zu tun zu haben. Das ist Gefühls- und Geschmackssache, keinerlei Angelegenheit der Wissenschaft. Die weiß, daß es gewiß nicht normal ist, die Neunte Beethovens zu komponieren oder Kants Kritiken zu schreiben, aber das Problem lautet, ob das Nicht-normale — in diesem Fall das Übernormale — auch ein Krankhaftes sein muß. Und diese Frage ist allgemein zweifellos zu verneinen; sie verengt sich zu den Forschungen, ob das Übernormale auch ein Krankhaftes sein kann, oder ob bestimmte Formen des Übernormalen diesen Charakter aufweisen. Und da ist die besonnene Untersuchung des bekannten leipziger Psychiaters Richard Alfred Pfeifer recht klärend. Allerdings krankt sie auch an einem Mangel: die lebendige Kunstnähe fehlt. Aber es wird ein vorzügliches Material unterbreitet, teils sogar experimentell gewonnen. Pfeifer gelangt zu dem Ergebnis, daß überall dort, wo die ersten Kunstwerke in der Krankheit entstehen, es sich stets um spät erwachte Talente handelt. Geht man dem nach, was in der Krankheit an dem schlafenden Talent rüttelt und ihm zu seinem Offenbarwerden verhilft, so sind es eigentlich drei Symptome, die man als Ideenflüchtigkeit, als innere und äußere Betriebsamkeit und Unterschätzung und Nichtbeachtung von Bedenken und Hindernissen bezeichnen kann. „Die Kranken haben Einfälle. Wenn es auch pathologische Einfälle sind, so sind es doch eben Einfälle." Ich habe die möglichen Wirkungswerte des Pathologischen etwas anders umschrieben, aber über diese Differenz hinweg sei nochmals Pfeifers gediegene Arbeit anerkannt.

Doch vom Kranken zum Kerngesunden! Wahrhaft erfrischend wirkt das schöne Werk von Hubert Wilm über Wesen und Technik der gotischen Holzfigur. Eine

verschwenderische Fülle vortrefflicher Abbildungen schmückt das Buch. Und ich glaube, daß viele der abgebildeten Arbeiten nicht nur für mich eine Überraschung bedeuten. Auf jeden Fall sind Art und Auswahl dieser Illustrierung mustergültig. Gerade weil man so oft unter dem Unfug leidet, immer wieder den gleichen Clichés zu begegnen, ist man doppelt erfreut und dankbar. Der Text erscheint als ausgereiftes Ergebnis langer Erfahrungen beim Sammeln und bei der Restaurierung gotischer Skulpturen. Die ganzen technischen Vorgänge werden eingehend und klar dargestellt, die Fälscherpraktiken gekennzeichnet. Ganz mit Recht meint Wilm, daß Fälschertum nur durch rücksichtslose Offenheit mit Erfolg zu bekämpfen sei „und der Nutzen, den Veröffentlichungen über die Schliche der Fälscher stiften, wird in jedem Fall unvergleichlich größer sein, als der etwaige Schaden, der dadurch entstehen könnte, daß sich die Fälscher solche Rezepte erst zunutze machen". Die Entstehung einer gotischen Figur durch die Arbeit des Bildhauers und die darauffolgende des Faßmalers wird genau und lebendig geschildert. Faßmaler ist derjenige, der einen Gegenstand mit schmückenden Zutaten einfaßt. Unter Fassen einer Figur versteht man ihre Bemalung und Vergoldung. Ungefaßt heißt nicht bemalt, beziehungsweise nicht vergoldet. Aus dem sicheren, geschützten Hafen dieses Buchs werden wir hinausgerissen, wenn wir nach dem Sinn der Gotik greifen, wie Hans Much ihn begeistert und begeisternd deutet. Visionen glühen auf, dichterische Kraft entzündet sich an ihnen. Schon der Umschlag besagt, daß der Absicht Muchs nichts ferner liegt „als die hergebrachte Art der kunstgeschichtlichen Darstellung". Wer wissenschaftliche Anforderungen stellt, wird also nicht auf seine Kosten kommen. Er sei ausdrücklich gewarnt. Und doch — so wenig es mir selbst entspricht — möchte ich keineswegs vor diesem Buch warnen: es ist für viele ein Führer zur Gotik. Nur müßten sie dann — einmal angeregt — nach einem nüchterneren Führer sich umsehen. Denn Gefühlsseligkeit ist noch keine Kunsteinsicht. Aber manche wollen nicht nüchtern sein, sie wollen nicht Einsicht, nein: Rausch, Stimmung, das große Erlebnis. Die sollten aber bedenken, daß auch das große Erleben nur im tiefsten Erfassen der Objektivität wurzelt, sonst schwärmt es vorüber. Und ähnliches gilt von der norddeutschen gotischen Malerei, wie sie der vielseitige Oskar Beyer charakterisiert. Gewiß erscheint es mir sehr verdienstlich, daß der Tempziner Altar aus dem Schwerner-Museum, daß Arbeiten aus Wismar, Doberan, Toitenwinkel usw. ins helle Licht gerückt werden. Sie verdienen nicht jene nur von wenigen Kunstforschern gestörte Verborgenheit. Aber nur echte Kunstforschung kann jene Schätze heben. Und eine Popularisierung ohne diese tragfesten Grundlagen ist ein nicht unbedenkliches Beginnen. So lange sie bescheiden und ihrer Grenzen bewußt auftritt, ist ja die Gefahr nicht groß. Wenn sie sich aber den Anschein höherer Weihe gibt gegenüber der Engstirnigkeit der Wissenschaft, kann man sich zwar des Höhenfluges freuen: aber die Steuerung muß so sicher und zuverlässig sein wie die der Wissenschaft. Oder es muß wenigstens alles Hypothetische klar als solches gekennzeichnet werden. All diese Besorgnisse entfallen, wenn wir uns dem pietätvollen Lebensbilde zuwenden, das Adolf Stoll von Johann Friedrich August Tischbein entworfen hat auf Grund von Aufzeichnungen seiner Tochter Caroline. Hier ist geduldige und zähe Kleinarbeit; das Ganze ein Steinchen, aber eins, das dann in das Gefüge einer Mosaik eingestellt werden kann. Gewiß, solche Bücher sind nicht sensationell und nicht beschwingt; aber man sollte sie nicht unterschätzen: der große Linienzug der Wissenschaft ist unmöglich, so lange die einzelnen Punkte verwischt sind. Wenn auch jene großen Linien als Ideal vorschweben, sie zu ziehen ist bloß dem Genie gestattet, und bloß dann, wenn es genügend Vorarbeit findet. Aber die prangende Geste des Genies mit Verzicht auf jene Andacht zum Kleinen bedeutet auf die Dauer den Ruin der Wissenschaft. Dagegen muß sie sich wehren, selbst auf die Gefahr hin, für pedantisch angesehen zu werden. Reinheit und Sauberkeit des Arbeitsverfahrens sind jedoch der Lebensnerv der Wissenschaft. Und selbst ein Himmel voll zuckender Blitze schafft nicht jenes ruhige, ausgeglichene Tageslicht, das eben die Wissenschaft braucht, das ihr Stolz und Adel ist und zugleich auch — ihre Grenze. Nach dieser kurzen Abschweifung sei gleich noch einer Monographie gedacht, nämlich der sehr prächtigen, die G. F. Hartlaub dem großen Graphiker Doré gewidmet hat. Es ist ein Vergnügen, die Abbildungen langsam zu durchblättern, und diese Freude wird gesteigert durch den lebendigen, klugen Text. Eine Darstellung gerade dieses Künstlerdaseins ist nicht leicht. Mit wenig über dreißig Jahren war es ausgeschöpft, die letzten zwanzig Jahre scheiden fast aus. Aber in dieser kurzen Zeitspanne drängt sich ein verblüffender, quellender Reichtum zusammen. Zu lauter Erfolg verschüttete ihn. Heute gilt es, die Perlen wieder zu finden. Hartlaub verknüpfte sie zu schöner Reihung. Die Periode ist wohl vorüber, in der Doré einfach verstaubt und veraltet schien. Gerade weil sein Werk historisch geworden ist, spricht es wieder zu uns. Das „Unmoderne" stört nicht mehr, der Anspruch auf Modernität ist erloschen. Und damit sind auch alle Vorurteile entwaffnet. Man muß nicht abwehren, man kann frei genießen.

Bevor wir aber der „Moderne" uns zuwenden, sei einiger „einführender" Bücher gedacht. Es ist ein heikles Thema. Die Ansichten über Art und Wesen einer Einführung gehen weit auseinander. Ich persönlich bevorzuge die genaue Analyse einiger weniger Werke. Dann mag der Lernende seine Kreise weiterziehen. Beginnt er anders, droht ihn die Stoffülle zu ersticken. Ein Wissenskram bedrängt ihn, der sich doch zu keinem eigentlichen Wissen verdichtet, und das Ergebnis ist jene berüchtigte kunsthistorische Verbildung, die Karikatur sowohl des künstlerischen wie des kunstforschenden Menschen. Aber trotzdem: es muß für Schulzwecke und ähnliche Bedürfnisse ganz knappe Zusammenfassungen geben. Und dann kann man dankbar sein, wenn sie so brauchbar sind, wie die Einführung von Richard Graul, deren bereits achte Auflage den Beweis für ihre Beliebtheit erbringt. Was innerhalb des sehr engen Rahmens zu bieten ist, wird auch geboten. Und es ist keine geringe Leistung, auf etwa 170 Seiten das ganze Thema — von der Vorgeschichte bis zum Expressionismus — abzuwandeln. Aber ist es wirklich notwendig, bis Kandinsky, Klee, Archipenko, Gies vorzudringen? Eine allererste Einführung in die Kunstgeschichte kann wohl vor dem unmittelbaren Leben der Gegenwart Halt machen. Von Paul Brandt liegt seine bekannte und erprobte Anleitung zu vergleichender Kunstbetrachtung „Sehen und Erkennen" in neuer Auflage vor, und dazu noch eine kurze, „Vorschule der Kunstbetrachtung". Pädagogisch erfreulich ist, daß Text und Abbildung stets auf der gleichen Seite sich finden. Peinliches Blättern wird vermieden, jedes Wort sogleich durch Anschauung gestützt. Ich weiß, daß viele Einwände gerade gegen Brandts Kunstanalysen erhoben wurden, und nicht mit Unrecht. Aber die Erfahrung hat gezeigt, daß man sehr viel theoretisch und praktisch von ihm lernen kann. Und schon die Zusammenstellung des Bildmaterials ist ein nicht gering anzuschlagendes Verdienst. Es wird am besten ausgewertet, wenn über den Brandtschen Text hinaus die zum Vergleich nebeneinander gesetzten Illustrationen zu weiterer Übung verwendet werden. Die bequeme Möglichkeit hierzu — von der meines Wissens reichlich Gebrauch gemacht wird — ist wieder ein Erfolg der glücklichen Anordnung Brandts. Auch er geleitet die seinem Schutze Anvertrauten bis zur Kunst des jüngsten Tages. Und von der Kunst der Gegenwart wollen wir jetzt sprechen. In zwei würdigen Veröffentlichungen wird das Werk von zwei Vertretern der älteren Generation vorgeführt. Wilhelm von Bode setzt sich für die edle, ausgewogene, in gutem Sinne akademische Kunst von Fritz Klimsch ein. Vorzügliche Bildtafeln geben eine anschauliche Vorstellung seines Schaffens. Fritz Stahl feiert den siebzigjährigen Max Kruse. Man kennt ihn heute fast nur als Plastiker, dessen man mit Achtung, aber ohne Wärme gedenkt, denn die meisten haben bereits vergessen, daß er 1903 das Bühnenbild zu Wildes „Salome" schuf, eine Leistung, die in gewissem Betracht beispielhaft wurde. Einem leider schon Verstorbenen gilt das Buch Ewald Benders, der Kunst Ferdinand Hodlers. Bisher besitzen wir nur den ersten Band. Er hebt sich weit über das durchschnittliche Niveau moderner, schnell geschriebener Monographien, die aus jäher Begeisterung geboren sind und laut für ihren Helden werben. Gewiß ist auch Bender begeistert; es ist sein gutes Recht, und der Gegenstand gestattet es. Aber die Begeisterung ist nicht das Entscheidende; vielmehr die gründliche, hingebende Kenntnis des Künstlers und seines Schaffens. Es scheint mir nicht zu viel gesagt, wenn ich diesem Buch einen Ehrenplatz in der Hodler-Literatur zuspreche, wenn ich es für eine unentbehrliche Voraussetzung eines gründlicheren Hodlerstudiums erkläre. Und in gewissem — allerdings weniger umfassenden — Sinne gilt dies auch von den folgenden zwei Max Klinger gewidmeten Arbeiten. Der mächtige Ruhm Klingers dunkelt schnell nach. Die meisten sind von ihm abgerückt. Und es ist still um seinen Namen geworden. Die maßlose Überschätzung rächt sich durch mitleidslose Unterbewertung. Denn mindestens erheischt historische Gerechtigkeit Anerkennung eines künstlerischen Wollens, an dem Zahllose sich schulten. Ich meine nicht die Klinger-Nachahmer, sondern jene, die von seiner Problematik ergriffen wurden. Und die künstlerischen Probleme sah er, die Lösung verdarb häufig grübelnde Intellektualität, gerade sie, die seine Erkenntnis scharf zuspitzte. Und wenn nun Julius Vogel über ihn schreibt, dürfen wir aufhorchen: denn mehr als dreißig Jahre stand er Max Klinger nahe. So wird zuverlässiges Tatsachenmaterial ausgebreitet; und wo die Subjektivität des Verfassers bekenntnismäßig durchbricht, wird der zukünftige Biograph auch diese Schilderungen eines Augenzeugen zu schätzen wissen, dabei sich aber Urteilsfreiheit bewahren. Eine wichtige, sehr willkommene Ergänzung bilden die Briefe von Max Klinger aus den Jahren 1874—1919, die Hans Wolfgang Singer herausgegeben hat. Es ist bloß eine Auswahl, und Singer bedauert selbst, daß die Zeitumstände eine annähernde Vollständigkeit verhindert haben. Vorläufig — bis zu einer günstigeren Gelegenheit — wird alles Erreichbare im dresdener Kupferstichkabinett gesammelt. Es ist zu bedauern, daß nicht Schlagwortregister die Benutzbarkeit des Buchs erhöhen. Denn Klinger äußert sich über die verschiedensten Persönlichkeiten, Zustände — z. B. sehr schroff ab-

lehnend über den Expressionismus und Kokoschka — und da wäre die Möglichkeit raschen Nachschlagens recht erwünscht. Auch die Hans Thoma-Literatur erfährt durch zwei — allerdings bescheidene — Arbeiten eine kleine Bereicherung. In neuer, stark veränderter und erweiterter Auflage würdigt Karl Anton Hans Thoma als einen Meister der Menschheit, und mit dieser Titelgebung ist schon das Thema angeschlagen. Der Kunstforschung wird damit wenig gedient. Näher an das eigentlich Künstlerische heran führen die Aufzeichnungen und Betrachtungen von Ernst Würtenberger. Die sachlich befriedigende Thoma-Monographie ist aber jedenfalls eine Angelegenheit der Zukunft. Ich glaube, daß sie den Weg wird verfolgen müssen, den Karl Scheffler in seinen verschiedenen Besprechungen Thomascher Kunst betreten hat. Denn er zeigt die Größe seines Werks und die Grenzen dieser Größe. Einen „Künstlertotentanz" führt Arthur Roeßler vor: „schwarze Fahnen" flattern zum Andenken der Verstorbenen. Aber die Öffentlichkeit flaggt nur, wenn es sich um allgemein bedeutsame Angelegenheiten handelt. Roeßler hat zu wenig gesichtet; hätte er dies getan, dann wäre auch mehr Platz für die wirklich Großen geblieben. Manche seiner Toten deckt heute schon Vergessenheit, und es besteht kein Anlaß, ihre Ruhe zu stören. Andere sind mit Unrecht unbekannt. Aber die eine Seite, die Roeßler dem früh verschiedenen, hochbegabten Eugen von Kahler schenkt, bedeutet keine Rettung, und die eine Abbildung auch nicht. Und für Ferdinand Hodler, Monet, Renoir, Degas usw. wehen schon so viele Fahnen, daß die winzigen, die Roeßler aushängt, kaum ins Gewicht fallen. Von diesem bunten Sammelband gehen wir weiter zu den heute so beliebten Sammlungen, von denen immer wieder neue auftauchen: so z. B. die schwäbischen Bilderhefte. Sie verzichten fast ganz auf das Wort. Ungemein reizvoll sind die „Bäume in der Landschaft"; weniger behagen mir die Federzeichnungen von Otto Ubbelohde „Rund um Tübingen". Diese anspruchslose Folge wird ergänzt durch die ernsten Forschungen zur Kunstgeschichte Schwabens und des Oberrheins, die G. Weise in Tübingen herausgibt. Die schöne — gut illustrierte — Arbeit von Albert Waldenspul „die gotische Holzplastik des Laucherttales in Hohenzollern" ist ein Beweis dieser künstlerischer Heimatkunde geweihten Bestrebungen. Und von der Heimat zur Welt! Rüstig schreitet das großzügige Unternehmen der Bibliothek der Kunstgeschichte weiter, vorzüglich gesteuert von Hans Tietze. Und daß das Fortschreiten nicht die Qualität verschlechtert, ist besonders zu loben. Erste Kenner werden aufgeboten; und jedes der kleinen Bändchen ist durchdrungen vom Geiste der Wissenschaft. Man darf herzlich wünschen, der Erfolg möge dieser Bibliothek treu bleiben. Ich hege diesen Wunsch und bewundere die Einzelleistungen, obgleich die von mir einmal schon vorgebrachten Bedenken nicht zerstreut sind, die sich gegen eine so weitgehende Atomisierung wenden. Aber wenn unsere Zeit sie verlangt, dann kann diesem zwingenden Bedürfnis nicht besser und würdiger entsprochen werden als gerade hier. Kaum zu zählen sind die literarischen Bemühungen um jüngste Kunst. Fast jeder ihrer Vertreter erfreut sich schon einer eigenen „Publikation". Über Richard Seewald schreibt Heinrich Saedler. Seewald hat einmal gewünscht, so malen zu können, daß ein jedes Bild wäre „wie ein Vers aus dem hundertundvierten Psalm Davids, dem großen Schöpfungspsalm". Dieser Wunsch hat sich leider bisher nicht erfüllt. Aber Seewald zählt zu den Bekannten und Begabten aus der Schar „der Jungen". Und so ist ihm gewiß diese kleine liebevolle Monographie zu gönnen. Die Sammlung „Junge Kunst" ist um eine ganze Serie angewachsen. Schade, daß das interessante Prinzip der kurzen Selbstdarstellungen immer mehr zurücktritt. Denn an sich müssen ja die Texte ermüden: huldigendes Lob in verschiedenster Abstufung. Man stumpft ab gegen diese Variationen. Darum wäre es wohl vorteilhafter, neben dem Bildteil möglichst nur sachliche Angaben zu bringen, ferner jene kurzen Selbstdarstellungen, oder Bruchteile aus Schriften der Künstler, aus Briefen oder anderen Dokumenten. Die aktuellen Würdigungen vollzieht ja die Tageskritik. Und mehr können nach dieser Richtung hin die schmucken Bändchen auch nicht bieten. Mein Vorschlag dient also der Versachlichung. Und die brauchen wir überhaupt in der Kunstliteratur.

Proben und Stücke

Traumreiselied [1]

Wir fahren mit dem Traumschiff fort
In eine große, tiefe Reise.
Ein altes Liebeszauberwort
Löst uns vom Lande leise.

Wir tauchen in die fremde Welt,
Von Wind und Schlaf hinabgenommen.
Wir haben keinen Gast bestellt
Und wollen nicht mehr wiederkommen.

Die blaue Schlummerwoge steigt
Gelassen aus den untern Meeren,
In die sich kühl die Seele neigt
Von goldnen Flüssen und Galeeren.

[1] Aus Friedrich Schnack, „Das blaue Geisterhaus". Verlag von Jakob Hegner in Hellerau, 1924, vgl. S. 386.

Echo der Zeitungen

Ernst von Wildenbruch

Am 3. Februar jährte Wildenbruchs Geburtstag zum 80. Mal. Man dachte des Tages in der Presse: „Deutschland war und lebte in ihm und lebt in seinen Werken. Und zwar nicht nur ein einseitiges, etwa das kaiserliche, materialistische Deutschland, nein, jenes gesamte Vaterland der Deutschen, das neben Friedrich dem Großen, Stein und Bismarck, Goethe, Schiller, Kleist, Beethoven gebar. Wildenbruch ist von Natur und war durch Werk und Leben der Dichter des nationalen Gewissens und des nationalen Idealismus." Hanns Martin Elster (N. Tägl. Rundsch., Bilder-Rundsch. 5). — „Wildenbruch hat bewußt von Schillers hoherpriesterlicher Warte, von dem Altar des deutschen Volksgefühls aus seinen Weg eingeschlagen, hat dem deutschen Volk eine nationale Dramatik schaffen wollen. Er hat aus dem Krankenstubendunst einer selbstgefälligen und wichtigtuerischen Weltverzweiflungsliteratur seine Volksgenossen emporheben wollen. Auf seinem Schilde stand das Wort Pathos, auf dem seiner Gegner das Wort Pathologie." Paul Wittko (Hannov. Kur. 56/7). — „Das Regiment der großen Worte, der Entschlußlosigkeit und der Widersprüche konnte ihm kein Vertrauen einflößen, und noch in seinem letzten düsteren Warnruf ‚Deutsches Neujahr 1909' bot er dem herrschenden Geist mannhaft die Stirn. Alles aber, was der Dichter auf dem Herzen hatte, war schon zur Jahrhundertfeier Kaiser Wilhelms I. in der dramatischen Legende ‚Willehalm' zum Ausdruck gekommen. Damals erschien den meisten diese Gelegenheitsdichtung als eine ‚mit pathetischen Gebärden einherschreitende Haupt- und Staatsaktion', ‚wer aber heute das Lied von der unsterblichen deutschen Seele liest', so bemerkt B. Litzmann, der Herausgeber der demnächst mit dem 16. Band abschließenden Sammlung von Wildenbruchs Werken (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung), ‚der spürt in tiefen Schauern, daß hier wieder einmal der Seher gesprochen, und im Munde des Sehers düsterer Schicksale, die im Bilde einer weit hinter uns liegenden Vergangenheit sich vor unseren Augen vollziehen, gewinnt das Wort von Not, Verzweiflung, Schande, frecher Fremdherrschaft, schnöder Bedrückung und das Lied von der unsterblichen, ewig jungen deutschen Seele, die frei wird, wenn der rechte Mann kommt, einen ehernen Klang und eine sieghafte Größe, für die das Ohr der Generation von 1897 bis 1918 verschlossen war'." Karl Berger (Deutsche Allg. Ztg. 4. Febr.). Vgl. auch: Hans Lebede (Tag, Unt.-Beil. 29); Paul Wittko (Weser-Ztg., 3. Febr. u. a. O.).

*

Benno Rüttenauer

Zum 70. Geburtstag dieses Einsamen gibt Wilhelm Schäfer einen Aufsatz (Frankf. Ztg. 88—1 M.), aus dem ein paar sehr charakteristische Ausführungen hier wiedergegeben seien:

„Paquet ist in Wiesbaden, Rüttenauer in Oberwittstadt im badischen Frankenland geboren; beide sind also Franken, was allgemein soviel wie freier Mann heißt. Aber Paquet ist von Herkunft Protestant, und zwar von sektiererischer, also schärfster Prägung; und Rüttenauer ist Katholik. Gerade in unseren Tagen sind wir bereit, diesen konfessionellen Unterschied für nebensächlich zu halten; und für Hinz oder Kunz ist er es auch. In seiner Konsequenz bedeutet er aber die Scheidung nicht nur in zwei Weltanschauungen, sondern in zwei Naturen: soweit der gebildete Mensch überhaupt, also nicht nur der Abendländer, in Frage kommt, scheint er protestantischen oder katholischen Wesens zu sein. Und um es kurzweg zu sagen, eben der Revolutionär, als den wir Paquet nannten, ist der protestantische, und eben der Konservative, als den wir Rüttenauer nannten, ist der katholische Mensch. Nicht, daß der eine frei und der andere unfrei wäre, unterscheidet die beiden, sondern daß sie einen verschiedenen Urbesitz der Freiheit haben."

Und weiterhin:

„Eben das, was den Romanen auszeichnet und wodurch die Stefan-George-Schule in unserer Sprachverwilderung so bestechend wirkt, die Form an sich, ist Rüttenauer in einer verblüffenden Weise unzugänglich. Er kann nicht viele Sätze über eine Sache schreiben, ohne daß er sich selber zwischen die Beine kommt; wodurch er gerade dann, wenn er sich so recht ungebunden auf fremden Straßen und in fremden Häusern seiner Geschichten bewegt, ganz unverhüllt seine deutsche Landsknechtsnatur offenbart.

Er ist nach dieser Natur kein Novellist im strengen Sinn, sondern Erzähler, und zwar so, daß er wohl die entzückendsten novellistischen Verknüpfungen finden und erfinden, sie aber nicht für sich selber, sondern nur samt seiner Meinung mitteilen kann. Auf diese Weise ist freilich sein Novellenkranz, den er ‚Pompadour'

hieß — aber nicht nach der in Frankreich regierenden Mätresse, sondern nach dem Beutel, in dem die Damen ihr Allerlei tragen —, ein Buch mit köstlichen Ein- und Ausfällen geworden, das auch novellistisch ein paarmal wirklich an den Altmeister Boccaccio erinnert; ein Buch, das sich wohltuend aus dem grauen Einerlei der zeitgenössischen Erzählungsliteratur abhebt."

Vgl. auch: Otto Ernst Hesse (Voss. Ztg., Unt.-Beil. 56); Wilhelm Weigand (Münch. N. Nachr. 30); Paul Wittko (Hannov. Kur., Unt. 82/83 u. a. O.); Martha Charlotte Nagel (N. Bad. Landesztg., Kunst 56 u. a. O.).

*

Maurus Jokai

Hundert Jahre waren am 19. Februar seit seinem Geburtstag verstrichen. Ernst Lorsy schreibt (Arb.-Ztg., Wien 49):

„Worin bestand die Kraft dieses Genies? Ich glaube, die Formel zu haben; sie stammt nicht von mir: Er trat an die Dinge des Westens mit einer orientalischen Phantasie heran; seinem östlichen Volke erzählte er Europa, erzählte er das 19. Jahrhundert wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Worauf er ausging, war das Wunder. Er fand es überall."

Und weiterhin:

„Die Deutschen müssen den Ungarn aufs Wort glauben, was diese ihnen von Jokais Sprache sagen. Die seltene Natürlichkeit, Unmittelbarkeit und Modulationsfülle dieser Sprache fühlen sie auch in der Übersetzung. Was sie glauben müssen, ist, daß dieser Märchenerzähler, in dem die große romantische Schule weiterlebt, der gewiß nicht als Naturalist bezeichnet werden soll, die Sprache aller Stände, Alter und Temperamente und dazu die Sprache des Windes und der Heide spricht. In der Tat: Jokai ist vogelsprachenkund wie Salomo. Die Sprache ist sein unsterblich Teil. Es könnte sein, daß seine vielen Bücher einmal in ein einziges verschwimmen, und es könnte sein, daß sich der Mikrokosmos seiner Figuren eines fernen Tages verflüchtigen wird: lange, lange wird dann noch ein Klang von dem Ton, in dem er von ihnen erzählt, über den Wassern des Vergessens schweben. Heute und auf absehbare Zeit ist das Land voll von seiner und seiner Figuren Atmosphäre. Die Donau fließt zwischen Schauplätzen seiner Romane hin; die Karpathen sind eingesponnen in seine Romantik. Siebenbürgen ist's, die Steppe von Hortobagy ist's; seiner Magie untertan ist der ganze Plattensee. Hier, auf der Strandpromenade von Balaton-Füred, habe ich ihn als Kind gesehen. Er war schon alt, er hatte einen weißen Bart und herrliche blaue Augen. Sein Wesen strahlte hohe Sanftheit aus."

Vgl. auch h (Frankf. Ztg. 126 — 1 M.); Max Herzfeld (Preßb. Ztg. 48); A. K. (Voss. Ztg., Unt.-Beil. 84); L. P. (Münch. N. Nachr. 49); Paul Wittko (Leipz. N. Nachr. 50); Magdeb. Ztg. (91).

*

Zur deutschen Literatur

Über Abraham a Sankta Klara, im Hinblick auf das Formproblem, schreibt Albert Klöckner (Frankf. Ztg. 81 — 1 M.). — Gottscheds Bedeutung für die deutsche Literatur untersucht Albert Raetz (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbeil. 53). — Des 200. Geburtstages von Karl Wilhelm Ramler wurde gedacht: Hans Benzmann (N. Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 47 u. a. O.); Kurt Poppe (Deutsche Allg. Ztg. 91); Heinrich Täschner (Germ. 90); Walther Lampe (Zeit 72).

Über Herder und Spengler läßt sich G. W. Heinemann vernehmen (Köln. Ztg., Lit. Bl. 104). — Wichtige Briefe der Herzogin Luise von Weimar aus den Jahren 1780 bis 1813 werden (Berl. Tagebl. 100) mitgeteilt. — Goethes Theaterkunst erörtert Reinhard Goering (Berl. Börs.-Cour. 87). — Goethe und der „Brennende Berg" (bei Saarbrücken) gibt Karl Willy Straub zu Erinnerungen Anlaß (N. Bad. Landesztg. 61). — In Erwiderung auf einen Aufsatz der Arb.-Ztg., Wien vom 25. Dezember schreibt Oskar Katann (ebenda 30) über Grillparzer und die österreichische Literatur; den Kampf gegen „König Ottokar" schildert Karl Kreisler (Tagesb. Brünn 81).

Wege zu Jean Paul weist Will Scheller (Karlsr. Ztg., Wissenschaft 8). — Sehr interessant erörtert Karl Zimmermann das eheliche Geschick Brentanos und Sophie Mereaus (Frankf. Ztg. 84 — 1 M.). — Fichtes Briefwechsel (H. Haessel, Leipzig, in 2 Bdn., Krit. Gesamtausgabe) analysiert Wolfgang Bretholz (Berl. Börs.-Cour. 91). — Eingehend beschäftigt sich Michael Birkenbihl mit Karoline von Günderode (N. Bad. Landesztg., Frau 6).

Das Bild der Annette (Droste) versucht Martha Charlotte Nagel zu zeichnen (Berl. Börs.-Ztg. 87). — An Robert Reinick, den Vielkomponierten, erinnert Hans Kaeslin (Bund, Bern 78). — Büchners Helden widmet Karl Viëtor eine Studie (Berl. Tagebl. 95).

Erinnerungen an Rudolf Lindau („Diplomat und Dichter") zeichnet Heinrich Spiero auf (Voss. Ztg., Unt.-Beil. 70). — In Hinblick auf Heinrich Spieros Raabe-Biographie schreiben J. Hengesbach (Frankf. Ztg. 132 — 1 M.) und Fritz Hartmann (Hannov. Kur., Unterh. 52/53) über Wilhelm Raabe. — Das Problem der „neuen Geburt" bei Wilhelm Raabe erörtert Wilhelm Fehse (Magdeb. Ztg., Montagsbl. 7). — Unter der Überschrift „Von armen Teufeln, frommen Fabri-

kanten und einem vergessenen Dichter" weist Karl Gvatter (Arb.-Ztg., Wien 32) auf den Volksdichter Jakob Stutz, der in Sternenberg lebte und in dem Volksstück „Der Brand von Ulster" ein Gegenstück zu Hauptmanns „Webern" schuf. — Adolf Freys Bild zeichnet Gottfried Bohnenblust (Bund, Bern 76). — Seinen Aufsatz „Spitteler und seine Richter" bringt G. Bohnenblust (ebenda, Kl. Bund 5) zum Abschluß; Persönliches von Spitteler bietet Jos. Herm. Meyer (Frankf. Ztg. 149 — 2 M.); einen Aufsatz über Spitteler veröffentlicht Gisbert Klingemann (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 7). — „Neues über Fontane" hat Otto Pniower (Voss. Ztg., Unt.-Beil. 60) zu erörtern. Gorch Focks Elternhaus schildert R. Kaulitz-Niedeck (Deutsche Allg. Ztg. 96). — Ein Gedenkblatt an Timm Kröger bietet Paul Wittko (Leipz. N. Nachr. 332). — An den 1910 verstorbenen schweizer Dichter Arnold Ott erinnert Oskar Schär (Bund, Bern, Kl. Bund 9) im Hinblick auf die Ott-Biographie von Eduard Haug (Rascher & Co.).

Über Franz Kafka, den „Dichter aus Gewissen" spricht Armin Artur Kesser (Vorw., Wissen 76). — Mit dem jüngst verstorbenen Albert Matthäi, dem Dichter der Strophe „Deutschland, Deutschland über alles, Und im Unglück erst recht" macht von Behr (Tag, Unt.-Beil. 45) bekannt. — Nachrufe auf Isabelle Kaiser wurden geboten: Bund (Bern, Frau 79), Germ. (91); P. H. (Vaterland, Luzern 45); Jonas Fränkel (Frankf. Ztg. 179 — 1 M.). — Zu den Nachrufen auf Elisabeth von Heyking bleibt Gustav Manz' wichtiger Aufsatz (N. Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 51) nachzutragen.

*

Zum Schaffen der Lebenden

Über die Dichtung Alfred Momberts gibt Ernst Michel (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 5 u. 6) eine eingehende Studie, unter dem Gesichtspunkt: „Es wird dem Dichter Alfred Mombert heute, nach den Erschütterungen und Zusammenbrüchen des letzten Jahrzehnts, zwar nicht mehr wie so häufig früher von den literarisch ‚Gebildeten' mit dem Hinweis auf das Irrenhaus geantwortet. Man ist vorsichtiger geworden, denn man kann ja nie wissen ... Aber der literarische Zeitgeist, der in einem Anfall von hemmungslosem Radikalismus Begeisterung für ausgegrabene Mysterien, für fernste Hymnendichtung, für gewagteste expressionistische Sprachexperimente und dunkelste Exotik aufbrachte, ist seiner Verlegenheit, die er durch drei Jahrzehnte vor den Dichtungen Momberts bewiesen hat, in diesem Fall auch bis heute treu geblieben. Die gewichtigen Stimmen eines Rich. Benz, Martin Buber, Rich. Dehmel, Fr. X. Benndorf, Max Fischer, die von verschiedenen Seiten her auf die säkulare Bedeutung insbesondere der späteren Dichtung Momberts nachdrücklich aufmerksam machten, sind geflissentlich überhört worden. Eine kleine Zahl hat schließlich auf dem Weg über die hohe deutsche Musik oder über Hölderlin den Zugang zu Mombert gefunden, und hier liegen denn auch wesentliche Zusammenhänge vor." — Eine Einführung in Josef Pontens Werk bietet Friedrich Sacher (Deutsch-österr. Tagesztg. 22). Er präzisiert seinen Standpunkt: „Josef Ponten. Für die, die seinen Namen zum erstenmal lesen: er ist einer der größten lebenden deutschen Prosaisten, kam vom Roman, ging dann zur knapperen, strafferen, formenstrengen Novelle über, um sie bald (wie etwa unter den lebenden Deutschen nur noch Wilhelm v. Scholz, Schmidtbonn, die Huch, Wilhelm Schäfer und etwa noch der Österreicher Otto Stoessl) zu meistern. Im Ausland liest und liebt man ihn bereits, in Deutschland beginnt man langsam über ihn zu schimpfen." — In Guido K. Brands Aufsatz über J. Pontens dichterisches Schaffen (Germ., Werk 4) liest man: „Der Roman ‚Salz', vorläufig auf vier Bände angelegt, bedeutet für Ponten die Erkenntnis des Zieles und des Weges, den er gehen muß. Auch im Sprachlichen. Sind die ersten Romane noch üppig im naturalistischen Ausdruck, in einem gewissen Gefallen an der Wucherung einer gelösten, rhythmisch uneingeengten Grammatik geschrieben, so findet Ponten mit der Novellenform auch die weit sensiblere Tonalität des ‚Expressionisten'. Das Melos ist harmonischer in der Gebundenheit des Rhythmus, geschlossener im Tempo, einheitlicher in der Satzfüllung. Die Kunst des Verschmähens ist bis zur Nacktheit der Geschehnisbezeichnung geübt, bis zur Konzentration auf den seelischen Mittelpunkt. Die Grenzen des Wortes sind eng um den Leib der Menschen gezogen und dadurch vitaler geworden." — Walther Harich erzählt (Berl. Tagebl. 76) von Jakob Haringer und charakterisiert seine Gedichte: „Welche Welt ist in diesen Versen Form geworden? Von Hölderlinscher Einsamkeit sind diese Gedichte durchtränkt. Aber das ersehnte Hellas? die befreite Seele? ‚Eine Tür steht plötzlich mitten in der Wand und öffnet sich leis.' Es ist diese Türe, die plötzlich da ist. Von verzweifelten Zähnen sind die Hüllen ganz dünn genagt, ist die Haut der Dinge von Armut und Angst zerschlissen und durchsichtig geworden. Unmittelbar geht der Hauch durch alle diese aufgehobenen Gegenstände und Stimmungen und Geräte und Situation ins Transzendente. Alles ist da und ist einfach, und doch durch einen Schöpferwillen verwandelt. Außen ist innen, Innen ist außen geworden. ‚Das Leben, Freund, ist nicht so schwer,

der Tod ist nicht so dunkel.' Die Stadt der Welt ist auf einmal in die Höhe der Spiegelung gehoben. „Kinder jauchzten und warfen goldene Bälle ins Gras.' Das ist auf der Straße gesehen und doch schon paradiesisch. Kein ideales Wunschbild der Welt mit kräftigen Strichen herausgestellt, aber Armut und alles Leid ist zum kosmischen Geschehen geworden und ins Transzendente transponiert." — Eine Studie über Leo Sternberg (Rhein-Main. Volksztg., Lit. Beil. 7) läßt A. Kruhm in die Worte ausklingen: „So deutet Leo Sternberg in ‚unendlicher Verkettung des Lebens ganzen Sinn'. Treu im Bekenntnis zu ehrlich strebendem Künstlertum, rein in seiner reichen Gedankenwelt, fromm in seinen Naturgefühlen, wußte Sternberg in den letzten zwei Jahrzehnten in edlem Schaffensdrang die überaus reichen Fähigkeiten einer starken Dichterpersönlichkeit zu entfalten, die berufenes Künstlertum in zielbewußter Auswirkung verraten. Unberührt und unbeschwert von den Modeströmungen der Zeit geht Leo Sternberg seinen eigenen, gerade-sicheren Weg." — Über Walter von Molo liegen zwei Aufsätze vor, von Robert Hohlbaum (N. Fr. Pr., Wien 21677) und von Alois B. (Oppelner Nachr., Lit. Beil. 1). Hohlbaum sagt: „In Walter von Molos literarischem Ringen — sein privates Leben mag dabei so still wie immer verlaufen — steckt etwas Heldenhaftes, das sich auf die Gestalten seiner Phantasie überträgt oder, besser gesagt, er trifft seine künstlerische Wahl schon aus diesem Instinkt heraus. Seine Gestalten sind bei aller Kompliziertheit im einzelnen doch in ihrem letzten Ziel sozusagen preußisch geradlinig und höchst bestimmt: Schiller, Fridericus, der Bobenmatz aus der ‚Rollenden Erde'. Am österreichischesten ist noch die Luise oder sonderbarerweise Friedrich Wilhelm III. Er ist wohl Molos einziger problematischer Held, der in der österreichischen Literatur von Jason und Rudolf II. bis zum Botzenhardt aus dem ‚Deutschen Leid' so häufige Vertreter gestellt hat. Das alles mag der Grund sein, daß Walter von Molo im Vergleich mit den gewaltigen Erfolgen, die seine Werke im gesamten Deutschland errangen, in Österreich den verhältnismäßig geringsten Widerhall gefunden hat. Es muß daher wieder einmal gesagt werden: Er ist Österreicher, wenn auch sein neues Wahlvaterland Preußen ist, wenn er auch einem uralten italienischen Adel entstammt. — Als Freiluftmenschen schildert Hans von Hülsen (N. Bad. Landesztg. 68) Gerhart Hauptmann. — Von einem Besuch bei Frenssen plaudert Otto Alfred Palitzsch (Münch. N. Nachr. 29): „Frenssens Erscheinung überrascht mich beim ersten Anblick. Er ist nicht derb und vierschrötig, sondern mittelgroß, schmalschultrig und wirkt fast zierlich. Das Haar ist silbergrau, das Gesicht jugendlich lebhaft, und die fein durchgebildeten Hände tragen die Spur eines Lebens, das geistig schöpferischer Arbeit gewidmet ist." — Unter der Überschrift „Träger des Ringes" spricht Berthold Litzmann (Münch. N. Nachr. 34) über Hanns Johsts neue Bücher: „Für alle die aber, die über eine Stunde hinaus den lebendigen Atem dieses ‚famosen Kerls' spüren und sich das Herz durchwärmen wollen, sind gerade jetzt zwei Bücher erschienen: ‚Wissen und Gewissen' heißt das eine (in Otto Schlingloffs Verlag in Essen als zweites Buch der ‚Schollenbücher') und ‚Lieder der Sehnsucht' das andere (bei Albert Langen, München). Zwei schmale Bändchen von 104 und von 81 Seiten, die aber mit andächtiger und empfänglicher Seele gelesen und immer wieder gelesen sein wollen. Sie führen tief in die geheimsten Kammern seiner Seele, zu den Quellen seines Fühlens und Denkens und halten auch den fest, der vielleicht nicht immer aus derselben Perspektive Menschen und Dinge sieht."

Zu Fritz Droops 50. Geburtstag (1. März) schrieben Hanns Schmiedel (Deutsche Allg. Ztg. 102), Richard Dohse (N. Tägl. Rundsch. 75), H. Zerkaulen (Germ. 100) gute Grüße. Bei Schmiedel heißt es: „Die geistige Physiognomie Fritz Droops sticht unter den Charakterköpfen der erfolgreichen jüngeren Generation hervor, weil sie die westfälische, erdschwere Gebundenheit mit der Weite des schriftstellerischen Horizontes und dem allmenschlich-zeiterlösenden Ethos eines machtvollen Sozialgefühls in reiner, starker Harmonie verschmilzt. Durch die Ruinen einer zerbröckelnden Zeit läßt er den Festgesang einer zeit- und menschenerlösenden Liebe brausen. Das Lied von Wiedergeburt im Geiste der Liebe ist wohl nirgends so orgeltönig, erlebnisschwer und von überirdischer Weisheit durchdrungen gesungen worden! Aus chaotischen Nöten der Gegenwart ersteht gralskräftig neue Menschlichkeit. Der Bannkreis der Bühne weitet sich zur Weltanschauungskanzel, der Prediger darauf schmiedete in heißer Fron seine stählerne, wesenseigene Sprache, die Ruhe, Festlichkeit und Erfülltheit atmet. Die Meisterhand eines Radierers umreißt in knapper und karger Geste das Äußerliche an Menschen und Zeiten, stellt es im ersten Wort ins Thema, schlägt mit dem ersten Hammerhieb den großen Funken seiner dichterischen Idee daraus. Menschen werden Gefäße höchster Erkenntnis, werden ergriffen vom Wehen des neuen Geistes, jauchzen auf, Mittagshelle umstrahlt sie, und gingen sie auch den letzten unvermeidlichen Weg. Aber sie gehen ins Licht!" Vgl. auch: Ernst Barthel (Pfälz. Rundschau vom 1. März u. a. O.); Karl Wilhelm Büring (Postillion von Leipzig-Land 26); Emma Fulda (Allg. Ztg. Chemnitz 51); Gustav Herrmann (Leipz. N. Nachr. 60) Rudolf Hunek

(N. Mannh. Volksbl. 59); Moritz Lederer (Stadt-Anz. Mannheim 174/6); Willibald Omankowski (N. Wien. Journ. 11 250); Kurt Sonnemann (Frankenthaler Ztg. 50); Heinrich Zerkaulen (Stadt-Anz. Köln 105 u. a. O.). Zu den Geburtstagsgrüßen zu Oskar Walzels 60. Geburtstag (28. Okt. 1924) bleibt der schöne Aufsatz von Karl Holl (Karlsruher Ztg., Wissensch. 256) nachzutragen. — Zum 75. Geburtstag des tirolischen Dichters Bartholomäus Del-Pero grüßt Anton Dörrer (Tirol. Anz. 25).

Mit der Frühzeit Rainer Maria Rilkes beschäftigt sich Fritz Adolf Hünich (N. Bad. Landesztg., Kunst 97), im Traum die wahre Heimat Rilkes erkundend. — Ein Bekenntnis zu Gustav Schüler legt P. Mehlhase (N. Tägl. Rundsch., Dienst 2) ab: „Mir war Gustav Schüler mit seinen Liedern, neben Paul Gerhardt und Schiller, ein treuer Begleiter im Felde. Wie oft habe ich sein Büchlein ‚Gottes Sturmflut' auf dem Marsch oder vor dem Schlafengehen oder in den oft fast ohne Beschäftigung hinschleichenden Nachtstunden des Fernsprecherdienstes aus der Rocktasche gezogen und mich daran erquickt. Und wie freute ich mich, als nach einer Abendandacht in Libau ein Matrose zu mir kam, dem die Augen leuchteten, weil ich mit dem Abendgebet eines Dichters geschlossen hatte, den er persönlich kannte und verehrte." — Lina Rosenberg weist (Deutsch-österr. Tagesztg. 35) auf die Gedichtsammlungen von Otto Voß („Fährmannslieder" und „Gastmahl der Liebe"): „Die späteren Gedichte gleichen natürlich nicht mehr dem Frühlingsstrauß der ‚Fährmannslieder'. Ganz selten, daß noch eins im Ton das Echo jener Zeit ist. So die beiden wunderschönen Liebesgedichte ‚Glück' und ‚Holdes Geheimnis', die im Buch duften wie eine Schale voll roter Rosen in einem weißen Marmortempel. Alle übrigen sind Kreuze auf schwerbezwungenen Erkenntnisgipfeln, mit blutenden Füßen hinaufgetragen, mit zerschundenen Händen aufgestellt. Aber der Wanderer, dem sie im Tal als Ziel und Wegweiser auf seiner Höhenfahrt dienten, beugt andächtig das Knie vor ihnen und genießt, an ihren Stamm gelehnt, in seligem Entzücken die Weiten, die sich von hier seinen Blicken erschließen."

In eine Kontroverse mit Alfred Kerr über Georg Kaisers dramatische Technik tritt Bernhard Diebold (Frankf. Ztg. 106 A.) ein.

Thomas Manns „Zauberberg" gelten Aufsätze von Otto Stoessl (Prag. Pr., Dichtung 8), Karl Schönewolf (N. Bad. Landesztg., Kunst 67), E. Kurt Fischer (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbeil. 53), Hanns Martin Elster (Karlsr. Ztg., Wissensch. 26); Arthur Friedrich Binz (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 7). Stoessl schreibt: „Eine vollkommenere künstlerische Leistung, was die Sinnfälligkeit des Geistigen und Physischen, die Gewandtheit und die Tiefe der Anschauung wie der Darstellung angeht, läßt sich kaum denken. Es ist ein unheimliches Kunststück epischer, diskursiver Technik, ein Tanzen auf dem Seil über den menschlichen Abgründen mit offenen Augen. Technik freilich unterliegt im äußersten Verstande dem Fluch des Gelingens, indem sie das Mittel zur Sache selbst macht. Aus der höchsten Kunst wird ein höchstes Kunststück: ein Artistentum der Selbstdarstellung und Selbstvollendung, das am Ende tatsächlich die Freiheit zur Krankheit macht. Thomas Manns bedeutendem Scharfsinn ist ja diese eigentliche eigene Not, dieses Dilemma nicht entgangen, indem er sich ihm unterzogen hat. Wenn auch widerstrebend und unter Protest begibt er sich auf den Weg der Technik, indem er durch strengste Arbeit die bedenkliche Zügellosigkeit seines Triebes rechtfertigen will. Das Gewissen, die einstige bürgerliche Zucht, die Vornehmheit, vielleicht sogar eine Mahnung absoluter Sittlichkeit, den ‚Ansprüchen' der Menschheit vollends zu genügen, und zugleich eine schuldbewußte Schwäche, eine innerliche Zersetzung — Freiheit als Krankheit — mögen diesen verklausulierten Prosastil von wenn und aber hervorgebracht haben, der seine Behauptungen so vorsichtig, seine Anschuldigungen so verbindlich, seine Verallgemeinerungen so einschränkend, zwei Schritte vor, drei Schritte zurücktreten heißt, der ihn Hauptsachen hinter Gedankenstriche flüchten, in Anspielungen schwelgen, in Andeutungen wie mit lauter Verbeugungen, fast koketten Blickes aufs Gespenst: Zeit, rückwärts durch die Tür abgehen läßt. — Einem großen Menschentum, dem klassischen Goetheschen Humanismus oder der Brüderlichkeit der gewaltigen Russen wäre eine solche Kunst an sich ohne Wille und ohne Folge schlechthin undenkbar: das Böse selbst." — Unter der Überschrift „Durchleuchtung" prüft Hans Rothpletz den „Zauberberg" unter ärztlichem Gesichtspunkt (Bund, Bern, Kl. Bund 9) mit einigermaßen negativem Resultat. — Thomas Mann und Gerhart Hauptmann als Erzähler werden (Weser-Ztg., Lit. Beil. 244 u. 245) behandelt. — Über Gerhart Hauptmanns neuen Roman schreibt Ludwig Marcuse (Arb.-Ztg., Wien 34) unter der Überschrift „Ein Frauenstaat", auch auf das künstlerisch nicht Geleistete weisend. — Ein Herz voll brennenden Mitleids und viel Wissen um Verborgenes rühmt Käte Schultze (N. Nachr., Braunschw., 25. Jan.) Vicki Baum in Hinblick auf ihren neuen Roman „Ulle, der Zwerg" nach. — Über Meyrink und den Okkultismus läßt sich Will Scheller (Karlsr. Ztg., Wissensch. 268) vernehmen. — In Victor Walls Aufsatz „Hunas Umdichtung der Edda" (Deutsch-österr. Tagesztg. 306) liest man: „Ludwig Hunas Epos

von Wieland, dem Schmied, ist nichts weniger als der Roman des deutschen Volks, ein Spiegelbild seiner überragenden Kraft, seiner tückischen Bezwingung, aber auch, wie wir hoffen wollen, seiner künftigen phönixgleichen Wiedergeburt." — Von Kasimir Edschmids Erzählungen „Der Engel mit dem Spleen" sagt Emil Belzner (Frankf. Ztg. 78 — 1 M.): „Alles ist da. Nur die letzte Einheit fehlt, die letzten Möglichkeiten der Synthese. Und das ist so viel, so furchtbar viel, daß man — so man intelligent genug ist — bewegt das Buch schließt."

In einer Auseinandersetzung mit Josef Nadler von Ernst Howald (N. Zür. Ztg. 199) heißt es: „Ich glaube, kein moderner Mensch wird Nadler ohne Zorn lesen. Aber was er aus seinem Zorn an Wissen, an Aufrüttelung, an Einblicken trotz allem davonträgt, das läßt sich nicht ermessen. Auf alle Fälle ist Nadler mit seiner Betonung der Wirklichkeit ein Mahner, die jetzt herrschende Literaturschau nicht zur Literaturfrömmelei entarten zu lassen; er ist uns ein Warner, daß wir einer nächsten, uns kritisch gesinnten Generation, die wieder zurückpendelt, Rede und Antwort stehen müssen, ob wir Bleibendes gebracht haben. Dann wird Nadler fein dastehen." Berthold Litzmanns „Erinnerungen" nennt Josef Hofmiller (Münch. N. Nachr. 52) „frisch und unbekümmert" unter Betonung des „Allezeit deutsch sein". — Ebenda (47) weist Emil Pretorius mit Nachdruck auf die Bücher von Ludwig Klages, insonderheit auf „Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft" im Hinblick auf das Problem der Begabung. — Der Übersetzertätigkeit Rudolf Borchardts ist (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 324) ein eingehender und im wesentlichen rühmender Aufsatz gewidmet. — Eine eingehende Kritik von Fritz von Unruhs „Flügel der Nike", in der Mangel an Interesse am Schaffen der anderen zum Vorwurf gemacht wird, läßt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 326) in die Worte ausklingen: „Wir haben vor Unruhs theatralischem, der Psychologie baren Frankreich-Buch das Wort nicht unter der Zunge verborgen. Mit redlicher Begeisterung ist hier früher seiner dichterischen Sendung gedacht worden. Wir hoffen, daß, was im Plusquamperfekt geschah, wir in der Zukunft wieder tun dürfen: einen Dichter verehren, der sich der Grenzen bewußt ist, die ihn determinieren. Alle die großen Künstler, in deren Gesellschaft sich Fritz von Unruh so selbstverständlich einreiht, kennen die Marksteine ihres Gebietes." — Im Hinblick auf die „Geschichte der deutschen Literatur" nennt Leonhard Schrickel (Tag 52) Adolf Bartels einen der wenigen bedeutenden Literarhistoriker, die wir in Deutschland jetzt haben.

*

Zur ausländischen Literatur

Über Frankreichs Dichterruhm, das heißt die zeitgenössische französische Literatur und das Ausland, schreibt Friedrich Hirth (Hannov. Kur. 46/47). — Die geistige Haltung des heutigen Frankreichs schildert Eugen Lerch (Köln. Ztg., Lit. Bl. 85). — Lerch unterwirft auch (Frankf. Ztg. 89 — 2 M.) Balzacs Bauernschilderung einer Untersuchung. — „Balzac, Stendhal und Deutschland" überschreibt Johann Albrecht eine Betrachtung (Deutsche Allg. Ztg. 94). — Revision in Sachen Zola unternimmt Eugen Lerch (Köln. Ztg., Lit. Bl. 142). — Über „Anatole France in Pantoffeln" plaudert Arthur Eloesser (Frankf. Ztg. 81 — 1 M.). — Ein Bild von Aristide Bruant zeichnet Ludwig Bauer (Köln. Ztg. 130). — „Paul Valéry und der französische Geist" ist eine Studie von Bernard Guillemin (Voss. Ztg., Unt. 50) überschrieben. — Das französische Jungfrau von Orleans-Drama „La vierge au grand cœur" von François Porché kritisiert M. K. (N. Zür. Ztg. 208) ziemlich abfällig. — Einen Nachruf auf Jacques Rivière bietet B. Guillemin (Berl. Börs.-Cour. 90).

Über Benedetto Croce liegen Aufsätze vor: N. Zür. Ztg. (165) und von P. Pizzo (ebenda 151); von Carlo Sganzini (Bund, Bern, Kl. Bund 7 u. 8). — Ada Negris neueste Lyrik charakterisiert E. N. Baragiola (N. Zür. Ztg. 203). — Über Pirandello läßt sich Kasimir Edschmid aus (N. Bad. Landesztg. 57).

Mit neuen englischen Dramatikern macht Jack Benvenisti bekannt (Berl. Börs.-Cour. 89). — Einen Nachruf auf Savage Landor veröffentlicht René Gouzy (Bund, Bern 50). — Über Bret Harte spricht Werner Schickert (Deutsche Allg. Ztg. 82). — Amerikanische Romane behandelt Werner Richter (Berl. Börs.-Cour. 65). — Drama und Kritik in Amerika erörtert Erik Reger (Köln. Ztg., Lit. Bl. 154). — Einen Einblick in Haldanes „Leben Goethes" gewährt Roman Woerner (Münch. N. Nachr. 59).

An Tegnér und seine „Frithjofsage" erinnert Eugen Wolbe (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 52). — Ibsens Vaterhaus schildert Karl Haugholt (Berl. Tagebl. 54). — Über Strindberg schreibt Paul Wittko anläßlich des 75. Geburtstages (Königsb. Allg. Ztg., Unt.-Bl. 36), neue Strindberg-Dokumente bietet Carl David Marcus (Bad. Pr., Lit. Umsch. 3). — Das „Hauptwerk des dänischen Literaturkönigs", die „Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts" von Georg Brandes versucht Julius Knopf zu charakterisieren (Berl. Börs.-Ztg. 61). — Über Knut Hamsuns „Letztes Kapitel" spricht Martin Roehl (Bad. Pr., Lit. Umsch. 5). — Als Dichter sucht Armin T. Wegner Sven Hedin (Münch. N. Nachr. 48) zu begreifen. —

Emil Rasmussens „Lösung des Hamleträtsels“ wird (Köln. Ztg., Lit. Beil. 110, 116) bekanntgegeben.
Die russische Literatur und das russische Schicksal erörtert Karl Nötzel (Karlsr. Ztg., Wissensch. 286). — Ebenda (44) äußert sich Nötzel zu der Frage: „Wie war Dostojewski?“ — Dostojewskis Weltanschauung charakterisiert Hans Prager nach den „Brüdern Karamasow“ (Köln. Ztg. 138). — Ein Bild von Dostojewskis Frau zeichnet Karl Nötzel (Hannov. Kur., Unt. 76/77). — Über Anna Grigorjewna Dostojewskas „Erinnerungen“ schreibt Paul Friedrich (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 63).
„Der Herbst in der chinesischen Lyrik“ ist ein Aufsatz von Hans Benzmann (Karlsr. Ztg., Wissensch. 244) überschrieben.
Vom Lappenschriftsteller Johan Turi erzählt Fritz Löwe (Berl. Börs.-Ztg., Welt 43).

*

„Aus Gertrud Storms Stammbuch.“ Von Ludwig Bäte (Tägl. Rundschau 27).
„Der Kritiker.“ Von Artur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg. 31).
„Zur Frage der katholischen Literaturkritik. Ein Brief und eine Antwort.“ Von Artur Fr. Binz an Fr. Muckermann (Germ., N. Ufer 7).
„Die Situation der Literatur.“ Neuklassische Lyrik. Von Guido K. Brand (Köln. Volksztg. 100).
„Vergleichungen. (Schnitzler, Strindberg, Spitteler, Sternheim.)“ Von Bernhard Diebold (Frankf. Ztg. 103 – 1 M.).
„Zu Diltheys gesammelten Schriften.“ Von Fritz Heinemann (Frankf. Ztg. 154 – 1 M.).
„Fritz Strich: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit.“ Von Karl Holl (Karlsr. Ztg., Wissen und Bildung 38).
„Kant als Lustspielfigur.“ Von Erich Jenisch (Köln. Ztg., Lit. Beil. 148).
„Ein Dichter der südmährischen Mundart (Karl Bacher).“ Von Karl Kreisler (Tagesbote, Brünn 87).
„Romantik als periodische geistesgeschichtliche Erscheinung.“ Von Hermann Preindl (Germ., N. Ufer 8).
„Der Literat.“ Von Helmut Rosenthal (Berl. Börs.-Cour. 93).
„Klassiker und Romantiker (J. Körner, Romantiker und Klassiker).“ Von Karl Viëtor (Frankf. Ztg. 135 – 1 M.).
„Kleine Anmerkung zur Schauspielkunst.“ Von Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 63).

Echo der Zeitschriften

Der Neue Merkur. VIII, 5. (Stuttgart.) Aus Conrad Wandreys Aufsatz „Thomas Mann und sein Zauberberg“ mögen die Ausführungen prinzipieller Stellungnahme zu Manns schriftstellerischer Persönlichkeit hier wiedergegeben werden:
„Erstaunlich, wie Thomas Manns Künstlerschaft sich früh zu gebietender Höhe hob, erstaunlicher noch, wie er, von Natur ein sparsames Talent ohne überströmende Fülle und angeborenen Reichtum, seinen Rang zu wahren wußte. Aber der kämpferische Zwiespalt einer bis zur Durchsichtigkeit dünnen Substanz mit einem unverhältnismäßig stolzen und ehrgeizigen Können, der Gegensatz eines schmächtigen Wesens zu einem herrisch gespannten Willen, diese schwere Mitgift eines Spätlings von Geschlechtern und Zeiten war der Problematik seiner Epoche so innig verschwistert, daß die Augen der Mitlebenden immer wieder und unwillkürlich auf dem schlanken, wohlgeformten, lauteren Werk zu verweilen liebten, das da, aller Hinfälligkeit und Skepsis zum Trotz, als Roman, Novelle und kritische Betrachtung im Lauf der Jahrzehnte sich heraufgliederte.
Was ein starker Wille vermag, wenn geschmeidiger Intellekt und analytischer Spürsinn sich zugesellen, dafür scheint Thomas Mann in der Geschichte der deutschen Kunstprosa, soweit sie sich absehen läßt, das eindrucksvollste Beispiel. Form und Art seiner Epik zeigen sich von diesen Energien her mit voller Eindeutigkeit bestimmt. Nie trug sie die Merkmale des Gewachsenen, nie floß vom Blute her dem werdenden Werk der geheimnisvolle Zauber des Irrationalen ein. Gemacht, nicht geworden sind schon die Buddenbrooks, wenn es auch, im Gegensatz zur Königlichen Hoheit, ein gewachsener, kein gesammelter Stoff war, der hier unter der souverän bildenden Hand des Künstlers, im Licht seiner klärenden Geistigkeit sich formte. Einen Blick rückwärts auf den Grünen Heinrich oder den Wilhelm Meister, und man erkennt, daß der proportionierteste, untadelig gebauteste aller großen deutschen Romane diesen Vorzug der Ablösung des schönen Ungefähr der Natur durch die logosfreundlichste aller Künste, die Architektur, verdankt. Schon die Buddenbrooks des jugendlichen Gestalters sind in so ebenmäßigen Entsprechungen, so kunstvoll durchrationalisiert in ihrer sachlichen Einteilung aufgebaut, wie es nie bei einem Gebilde möglich ist, das von der dunklen Sicherheit des Instinktes genährt wurde.
Nicht anders steht es mit der Sprache Thomas Manns.“

Die Neue Rundschau. XXXVI, 2. (Berlin-Leipzig.) Die neueste dramatische Produktion, nicht eben frohen Herzens, überblickend, wirft Alfred Kerr („Sech-

zig Millionen suchen einen Autor") die Frage auf: „Wo liegt, zwischen dem Undramatiker und dem Theatraliker, die trächtige Mitte?", um zu antworten:

„Ich sage jetzt nicht: bei Pirandello; oder: bei Shaw mit dem Johannastück. Hinweisen will ich auf einen Sachbestand.

Ich stelle nur gegenüber.

Erstens. Shaws Johanna vermeidet das Lionel-Schema. Die Rückwärtser von heut kleben daran ... Shaw lacht über das steinalte Rezept: daß ‚Liebe' zwischen den Vertretern der zwo feindlichen Mächte konfliktelt.

Wer ist moderner?

Zweitens. Niemand in Johannas Gegenpartei wird als Schmachbold gestäupt — (wie bei den Rückwärtsern). Menschen sind es. Alle.

Wer ist moderner?

*

Und Pirandello ... (Ich sehe Pirandellos Ahnherrn in Deutschland — für das Vexierspiel: wo der Dichter mit den Gestalten verkehrt; wo Spiel und Wirklichkeit verschwimmen, verbranden. Ich nenne: Jean Paul; die romantische Ironie Brentanos; den ‚Grünen Kakadu' von Schnitzler; die ‚Junge Welt' von Wedekind; ein Stück des wertvollen Max Herrmann-Neisse; eins von Apelt.)

Gleichviel. Pirandello, trotz dieser Verwandtschaft, sucht in spiegelnder Vertiefung neue szenische Möglichkeiten für Neu-Erschütterndes.

Wer ist moderner?

Der Sizilianer und Shaw, grundgetrennt, bringen ... weder Zerleiertes noch Effektgeschleudertes."

Westdeutsche Monatshefte. I, 1. (Bonn.) Für die westdeutschen Theater sieht Paul Bourfeind besondere Entwicklungsmöglichkeiten:

„Die westdeutschen Theater sind im wesentlichen nach Herkunft und Tradition anders geartet als die Theater in Wien, Berlin, Dresden, München. Sie verdanken ihre Entstehung und Entwicklung nicht dem Repräsentationsbedürfnis oder dem Kunstsinn irgendwelcher Höfe und Fürsten, sie sind bedingt durch das wirtschaftliche Emporkommen der Städte und das Bildungsbedürfnis einer mehr oder minder großen Schicht der bürgerlichen Bevölkerung. Vor allem trifft das für die Theater des Nordwestens zu, die niederrheinische Tiefebene und das Industriegebiet, das mit seiner zahlreichen Bevölkerung erst jetzt im Begriffe steht, theatermäßig erschlossen zu werden. Etwas anders gelagert sind die Verhältnisse des Südwestens, wo Wiesbaden, Darmstadt, Mannheim u. a. O. teils eine weiter zurückreichende ununterbrochene fürstliche Tradition aufweisen als Residenz-, Landes- oder Staatstheater. Es soll auch nicht verschwiegen werden, daß sich bei den kommunalen Theatern etwas wie Repräsentationsbedürfnis mit Volksbildungseinschlag herausgebildet hat, indem die Städte die Unterhaltung eines eigenen Theaters als eine Art Kulturpflicht ansehen.

Immerhin ist der Nordwesten für die Beurteilung der Entstehung von Theaterunternehmen ein sehr interessantes Gebiet, weil es Neuland bedeutet und die Parallelität zwischen wirtschaftlicher Blüte und Theater an mehr als einem Fall zu beobachten Gelegenheit gibt. Es ist eigentlich eine selbstverständliche Erscheinung, daß eine Häufung der Theater besonders in dichtbevölkerten Gebieten beobachtet wird, und doch standen bis vor nicht zu langer Zeit die Zahl der Unternehmungen im Nordwesten in einem Mißverhältnis zu der großen Einwohnerzahl. Jedenfalls ist eine Häufung der Theater an zwei Stellen im Nordwesten und Südwesten zu beobachten, einmal Düsseldorf, Köln, Bonn, Duisburg, Bochum, und dann wieder Wiesbaden, Mainz, Frankfurt, Darmstadt, Mannheim stellen auf verhältnismäßig engem Raum zusammengedrängt die Hochburgen westlicher Theaterkunst dar. Allerdings spielt ja für die Beurteilung das rein Zahlenmäßige keine entscheidende Rolle, sondern das künstlerische Niveau und die überlokale Auswirkung der Theater ist ausschlaggebend. Aber auch von diesem Gesichtspunkt aus wird man die Bedeutung der Westbühnen für die deutsche Theaterkunst gerade in der laufenden Spielzeit anerkennen müssen. Das Schwergewicht hat sich entschieden zugunsten Westdeutschlands verschoben. Von einer Zentralstellung der berliner Bühnen oder der wiener Theater wird man nicht mehr reden können — auch München kann höchstens für Bayern noch eine Vormachtstellung in Anspruch nehmen."

*

„Im ganzen stellt das westdeutsche Theater einen wesentlichen, durchaus auf Eigenleistung eingestellten Teil des deutschen Gesamttheaters dar. Nicht unbeträchtlich ist sein Anteil an den deutschen Uraufführungen, und wesentlich wird die Bedeutung sein, die ihm als Vermittler großer westeuropäischer Bühnenkunst zukommt. Entscheidend ist dabei der künstlerische Wille in der Spielplangestaltung, Unabhängigkeit der Regie und Bühnenraumgestaltung selbstverständlich vorausgesetzt. Es kann niemals darauf ankommen, ausländische Modeware zu kolportieren, wohl aber die Dramatik, in der sich der europäische Gesamtcharakter zeitlich abgewandelt spiegelt, als Ergänzung zu der entsprechenden deutschen Dramatik herauszustellen."

Die Heimat. XXXV, 1. (Kiel.) Den eigenartigen Landschaftsausdruck rühmt Hans Ehrke in dem dichterischen Werk, zumal der Lyrik und den Märchen, von Hans Friedrich Blunck:

„Wenn ich sagte, die Landschaft, Niederdeutschland, gewinne in Blunck Ausdruck, Gestalt und Sprache, so trifft dies unumschränkt für seine Lyrik zu. Hier erlebt der Mensch unsere Landschaft in ihrer tiefsten Eigenart, der Mensch schlechthin. Sie klingt in ihm wiederum, ohne daß ihr Rhythmus gewandelt scheint, daß man den Einklang zwischen Mensch und Natur überrascht gewahrt, und der Mensch lediglich als Teil der Alleinheit dasteht. Diese Naturstimmungen sind belebt mit den Gestalten der menschlichen Phantasie, die wiederum nur Sinnbilder der in der Natur waltenden Kräfte sind. (De Krumm.) Herb und verhalten ist diese Lyrik, nordisch-spröde im Klang, aber von innen schwellend und quellend. Ihre starke Leucht- und Klangfülle birgt sie tief innen wie einen kostbaren Kern.

Und wieder, in noch weiterem Maße, trifft die unlösliche Volks- und Schollenverbundenheit des Dichters für seine ‚Märchen von der Niederelbe' zu. Nur ein im Tiefsten des Blutes ruhendes Einssein mit dem Elementarsten, dem ursprünglichen Wesen der Heimat vermag so das Wesenlose und Tote zu beseelen. Fast mystisch und unfaßbar mutet dies Quellen und schöpferische Gestalten der dichterischen Phantasie an. Gänzlich unabhängig vom überkommenen Volksmärchen wird hier Neuland des Kunstmärchens erobert. Eine hochgestimmte Geistigkeit vermählt sich mit naiver Anschaulichkeit zur Belebung des Unbelebten. Zu den alten, vom Volksmund überlieferten Phantasiegestalten (Puk, Klabauter, Riesen, Unterirdische u. a.) treten neue. (Windische, Kieskuhlenkerl, Buhmann, Haselfrau, Rauchkerl u. a.) Selbst die Technik bietet den Dichteraugen ihre Poesie. (Lattensänger, Maschinenkerle, Jan Smook, Kesseljule.) Er sieht wie Löns die Natur: ‚Es ist nichts Totes auf der Welt . . .'"

Wissen und Leben. XVIII., 3. (Zürich.) Mit gebotener Ironie spricht Max Rychner, der wohl ein Recht dazu hat, über die Carl-Spitteler-Totenfeiern der schweizerischen Presse:

„Bei einem Todesfall wird von den Überlebenden leicht ein wenig übertrieben. Es fängt sogar schon bei Lebzeiten an, wenn der Betreffende ins Alter kommt. Es wird darüber gewacht, daß dem Alter an sich Ehrfurcht bezeugt werde. Wer es verdient, wird darüber hinaus geliebt. Ein Mann der Feder pflegt sodann seine willige Gemeinde zu haben, und auch Spitteler hatte die seine.

Eine hervorstechend wichtige Mission der von des Meisters geistiger Hochspannung zur Gefolgschaft Mitgerissenen, der von seinem Wesen entscheidend ergriffenen Jünger und Anhänger besteht darin, dem für ihr Leben zum Schicksal gediehenen Geiste sogleich den Rang inmitten der gültigen Werte seiner Epoche zuzuweisen. Nicht ohne apodiktisches Gebaren ward eines Tages zum Beschluß erhoben, in Spitteler habe man den größten lebenden Dichter im deutschen Sprachgebiet zu erblicken. In dieser Fassung schon herausfordernd, wie alles ungebärdig Superlativistische, wurde die Formel bald noch weiter vereinfacht: der größte lebende Dichter, so hieß es von da an. Weil nicht gleich von Anfang an gegen diese Werttheorie eingeschritten wurde — das Interesse am Dichter war nun einmal flau, leider, leider —, gewöhnten sich die den Paroleausrufern ergebenen Nachbeter, von der Gedankenlosigkeit Blässe angekränkelt, diese mathematisch bequeme Formel als allgemein verpflichtend zu wähnen, und solcherweise ballte sich um die Figur des Dichters allgemach ein Mythos, an dem zu deuteln oder etwa gar zu zweifeln als Anzeichen seelischer Unfeinheit, als Stumpfheit dem Propheten im Vaterland gegenüber und als hämische Philisterversäuerung vor allem Großen ausgelegt und recht überlegen abgetan wurde. Es soll nun nicht verhehlt und nicht geleugnet werden, daß ein Forte mit verstärktem Orchester für eine mit Spittelers Bedeutung korrespondierende Anerkennung zunächst nötig war; es bedurfte Weingartners und noch anderer Harfner, damit überhaupt die Blicke sich an die das Mittelmaß überragende Gestalt gewöhnten.

Aber daß nun das Hinscheiden eines großen Mannes zum Anlaß würde, um ihm allen historischen Vergleichsmöglichkeiten zum Trotz halbgöttliche Ausmaße zuzuerkennen, das war nun doch selbst für Schwarzseher überraschend und nahm mancherorts die Formen eines Satyrspiels an, obschon die Agierenden sich noch mitten in der Tragödie vermeinten. Sicherlich soll keinem ein Wort der Einrede Halt gebieten, der von dem einzig und einsam ragenden menschlichen und geistigen Phänomen Spitteler vor Begeisterung und Hingerissenheit nicht anders als in Zungen reden kann; das bleibt im tiefsten Grunde eine Glaubenssache und selbst bei schriftstellerischer Darstellung eine lyrische Privatangelegenheit. Wenn die Sache aber so liegt, daß Männer der Wissenschaft jede Haltung verlieren und in die blaue Luft zu dichten anfangen, wirkt es sonderbar und in hohem Grade eigentümlich. Dann nämlich, wenn der literarhistorische Apparat herbeigerückt wird und mit seinen Windflügeln zu schwirren anhebt. Warum in aller Welt müssen nun die Namen

Homer, Dante und Goethe herhalten, um sich mit der unverantwortlichsten Konjunktion, welche die Sprache hat, an Spitteler hängen zu lassen?"

* * *

„Jakob Böhme." Von Will-Erich Peuckert (Ostdeutsche Monatshefte V, 11. Oliva).
„Volkssprachliches und Heimatsprachliches bei Matthias Claudius." Von F. Kuphal (Die Heimat XXXV, 1. Kiel).
„G. A. Bürger, J. F. G. Unger und Chr. Fr. Voß." Neue Beiträge zu Bürgers Beziehungen zur Buchhandlung. Von Erich Ebstein (Zeitschrift für Bücherfreunde XVII, 1. Leipzig).
„Der historische Hintergrund für Goethes ‚Torquato Tasso'." Von Hugo Willrich (Der Türmer XXVII, 5. Stuttgart).
„Ein neuer Faust-Kommentar [Expeditus Schmidt]." Von Alois Stockmann (Stimmen der Zeit LV, 5. Freiburg i. B.).
„Jean Paul in ungedruckten Briefen." Von H. Voß (Niedersachsen XXX, Februar. Bremen).
„Schwarzenbach. Ein Kapitel aus Jean Pauls Jugend." Von Friedrich Burschell (Der Neue Merkur VIII, 5. Stuttgart).
„Hölderlins dramatische Werke." Von Hans Gäfgen (Baden-Badener Bühnenblatt V, 7).
„Zwei Christushymnen Hölderlins." Von Conrad Wandrey (Zeitwende I, 2. München).
„Bogumil Goltz als Grenzdeutscher." Von Wolfgang Federau (Ostdeutsche Monatshefte V, 11. Oliva).
„Detlev von Liliencron an Georg Vollerthun." Von Arthur Delte (ebenda).
„Conrad Ferdinand Meyer und der Protestantismus." Von Emil Ermatinger (Zeitwende I, 2. München).
„Aus Scheffels Reich. Unveröffentlichte Briefe." (Der Türmer XXVII, 5. Stuttgart.)
„Adolf Stuhlmann." Ein Gedenkblatt, niedergelegt auf dem Grabe des Dichters." Von F. Wippermann (Quickborn XVIII, 2. Hamburg).
„Nietzsche und Jesus." Von Hermann Klöß (Klingsor II, 2. Kronstadt).
„Otto Julius Bierbaum." Von Hans Benzmann (Baden-Badener Bühnenblatt V, 9).
„Ein Brahm-Buch [Georg Hirschfeld]?" Von Arthur Eloesser (Die Weltbühne XXI, 1. Berlin).
„Christian Morgenstern und seine Leser." Von Carl Christian Bry (Hochland XXII, 5. München).
„Carl Spitteler †." Von Eugen Kurt Fischer (Kunstwart XXXVIII, 5. München).
„Carl Spitteler †." Von Thomas Roffler (Die Tat XVI, 11. Jena).
„Elisabeth von Heyking †." Von Hans Martin Elster (Baden-Badener Bühnenblatt V, 5).
„Wilhelm Brandes." Von P. M. (Der Türmer XXVII, 5. Stuttgart).
„Ricarda Huch und das Problem der Liebe in ‚Ludolf Ursleu'." Von Edmund Schopen (ebenda).
„Hermann Burte." Von Carl Albrecht Bernoulli (Der Lesezirkel XII, 8. Zürich).
„Friedrich von Gagern." Versuch einer Würdigung. Von Ernst Sander (Reclams Universum XXXXI, 19. Leipzig).
„Hugo von Hofmannsthal und unsere Zeit." Von Hans Gäfgen (Neue Rheinische Schaubühne 1924/25, 4. M.-Gladbach).
„Thomas Manns ‚Zauberberg'." Von Arthur Eloesser (Die Neue Rundschau XXXVI, 1. Berlin).
„Vom ruhigen Ende im Sanatorium oder von der falschen und echten epischen Ruhe [Knut Hamsun, Thomas Mann]." Von Th. Reismann-Grone (Hellweg V, 4. Essen).
„Zwischen gestern und morgen." Zu Thomas Mann. Von Wolfgang Schumann (Kunstwart XXXVIII, 5. München).
„Ernst Lissauer." Von Werner Illing (ebenda).
„Der Dichter Richard von Schaukal." Von Franz Alfons Gayda (Westermanns Monatshefte LXIX, 822. Braunschweig).
„Rudolf G. Binding." Von Felix Braun (Die schöne Literatur XXVI, 2. Leipzig).
„Arnold Ulitz." Von Kurt Voß (Deutsche Kunstschau II, 2. Frankfurt a. M.).
„Stefan George in der Zukunft." Von Will Scheller (ebenda II, 3).
„Hans Friedrich Blunck als Märchendichter." Von Heinrich Ehl (ebenda I, 23/24).
„Hans Friedrich Blunck." Von Karl A. Kuhlmann (Deutsche Nordmark [Dithmarschen] V, 7. Büsum).
„Autobiographische Skizze." Von Hans Friedrich Blunck (ebenda).
„Anton Wildgans, der ethisch-soziale Lyriker." Von Werner Hirschel (Die Werber I, 4. Oppeln).
„Otto Stoessls Künstlerroman." Von R. Petsch (ebenda).
„Naturhafte Dichtung [Hans Kaboth]." Von Wilhelm Meridies (ebenda).
„Dichterin aus der Zeitseele [Friede H. Kraze]." Von Wilhelm Meridies (ebenda).
„Der Schatten der Lebenden [Felix Salten, Geister der Zeit]." Von Hugo von Hofmannsthal (Das Tagebuch VI, 6. Berlin).
„Leo Weismantel — ein Wegbereiter des neuen Dramas." Von Otto Steinbrinck (Die Bücherwelt XXII, 2. Köln).
„Ein Journalist [Bernhard Guttmann]." Von Arthur Eloesser (Die Weltbühne XXI, 4. Berlin).

* * *

„Die kymrischen Einlagen bei Shakespeare." Von Max Förster (Germanisch-romanische Monatsschrift XII, 11/12. Heidelberg).
„Mark Twains Reisebuch: ‚A Tramp Abroad' oder ‚Reise in die Fremde'." Von A. Hüppy (Alte und Neue Welt LIX, 9. Einsiedeln).
„Die heilige Johanna [Bernard Shaw]." Von Heinrich Spiero (Die Christliche Welt XXXIX, 5/6. Gotha).
„Port-Royal und Pascal." Von Ernst Robert Curtius (Hochland XXII, 5. München).
„Das geistige Leben in den französischen Provinzen." Von Otto Grautoff (Preußische Jahrbücher CIC, 2. Berlin).
„Benedetto Croce." Von Rudolf Borchardt (Der Lesezirkel XII, 6/7. Zürich).
„Benedetto Croces Wirkung auf das geistige Leben Italiens." Von Piero Pizzo (ebenda).
„Gang und Wesen der spanischen Literatur." Von Adalbert Hämel (Germanisch-romanische Monatsschrift XII, 11/12. Heidelberg).
„Strindbergs geistiger Entwicklungsgang [Schluß]." Von Karl Möhlig (Die Bücherwelt XXII, 2. Köln).
„Håkonar Saga — kongsemnerne." Von Walther Heinrich Vogt (zu Ibsen) (Edda XI, 4. Kristiania).

„Die Mission Wladimir Ssolovjeffs." Von Karl Pfleger (Seele VII, 2. Regensburg).
„Die Jenaer und Heidelberger Romantik in der russischen Forschung." Von Arnulf Hoyer (Germanisch-romanische Monatsschrift XII, 11/12. Heidelberg).
„Henryk Sienkiewicz." Von Emil Ermatinger (Wissen und Leben XVIII, 3. Zürich).
„W. S. Reymont." Von Will-Erich Peuckert (Die Werber I, 4. Oppeln).

* * *

„Die geistigen Ziele der Volksbühnen-Bewegung." Von Julius Bab (Volksbühnen-Blätter II, 6. Düsseldorf).
„Uraufführungspflicht — Uraufführungsjagd." Von Franz Dülberg (Das Blaue Heft VI, 9. Berlin).
„Der Traum auf der Bühne." Von Rudolf K. Goldschmit (Neue Rheinische Schaubühne 1924/25, 4. M.-Gladbach).
„Ernst Barlachs ‚Sündflut' — ein Drama unserer Zeit." Von Wolfgang Hoffmann-Harnisch (Deutsche Kunstschau II, 3. Frankfurt a. M.).
„Vom Wesen des christlichen Dramas." Von Hanns Johst (Der Ostwart I, 6/7. Breslau).
„Bemerkungen zur deutschen Bühnenkunst." Von J. M. Lepanto (Der Deutschen-Spiegel 1925, 6. Berlin).
„Hans Rehfisch und seine Dramen." Von Carl David Marcus (Crefelder Blätter I, 9).
„Bühne, Publikum und Volk." Von Alfons Paquet (Deutsche Kunstschau II, 3. Frankfurt a. M.).
„Der Brecht-Skandal." Von Leo Rein (Das Blaue Heft VI, 9. Berlin).

* * *

„Vom modernen Roman." Von Josef Bech (Heimaterde III, 2. Karlsruhe i. B.).
„Zur Entwicklung des Naturgefühls." Von Wilhelm Brepohl (Die Tat XVI, 11. Jena).
„Offener Brief an einen katholischen Literaturkritiker [Muckermann]." Von Arthur Friedrich Binz (Das Heilige Feuer XII, 5. Paderborn).
„Zur Technik der Psychologie in der Novelle." Von Maria Emonts (Germanisch-romanische Monatsschrift XII, 11/12. Heidelberg).
„Der Kainsstempel der Dichtung." Von Wilhelm Fehse (Der Türmer XXVII, 5. Stuttgart).
„Die Jungen und die Alten." Von Philipp Funk (Hochland XXII, 5. München).
„Weg zur Form." Von Kurt Heynicke (Masken XVIII, 9. Düsseldorf).
„Volk und Dichtung der Zeit." Von Kurt Heynicke (Der Ostwart I, 6/7. Breslau).
„Zur Entstehungsgeschichte zweier berühmter Rheinlieder." Von Georg Hölscher (Rheinische Heimatblätter II, 1. Koblenz).
„Über die Künste im allgemeinen und die Architektur im besonderen." Von Josef Ponten (Deutsche Kunstschau II, 3. Frankfurt a. M.).
„Die geistige Pulsader Deutschlands." Von Leo Sternberg (Deutsche Kunstschau II, 2. Frankfurt a. M.).
„Hamburg in der neuzeitlichen Literatur." Von Paul Wittko (ebenda I, 23/24).
„Ihr glücklichen Augen ..." Erinnerungen von Eugen Zabel (Velhagen & Klasings Monatshefte XXXIX, 6. Berlin).
„Dichtung und Volk." Von Heinrich Zerkaulen (Ostdeutsche Monatshefte V, 11. Oliva).

Echo der Bühnen

Wien

1.

„Steile Berge." Tragödie in vier Akten. Von Hermann Heinz Ortner. (Uraufführung auf der Exl-Bühne am 13. Februar 1925.)

Diese Tragödie macht in jedem, im schlechten wie im guten Sinn, so völlig den Eindruck eines Erstlings, eines Wagnisses, der typischen Talentprobe, daß man hernach befremdet den Autor, einen Sohn Oberösterreichs, bereits mit einem halben Dutzend durchaus ernsthafter Dramen belastet sieht, die sämtlich das Rampenlicht erblickt, zum Teil sogar den Weg ins Ausland, ja nach Amerika gefunden haben. Augenfällige Reminiszenzen, unbefangene Fehlgriffe und Wiederholungen, naive Freude an Selbstverständlichem, die auf dem Hintergrund der Mundart doppelt auffälligen Papyrismen der Sprache: alles weist auf einen ersten Versuch hin. Und doch sind die „Steilen Berge" nichts dergleichen, vielmehr das Schlußglied einer zu zwei Dritteln bereits aufgeführten Trilogie „Mütter", deren Teile nicht durch ihren poetisch-geschichtlichen Tatbestand, sondern eher motivisch und stimmungsgemäß zusammenhängen. Jedesmal eine andere Spielart der Mater dolorosa; diesmal ein merkwürdiger Sonderfall, der aber allzusehr bedingt und errechnet ist, als daß er starken Widerhall finden könnte. Ein alter Bildschnitzer — Stil und Technik des Stücks stehen in Schönherrs Bann — ein Bildschnitzer also, der viel vom alten Grutz und nicht wenig vom Wurzelsepp hat, verläßt in Empörung über seine Mitmenschen im allgemeinen und den Weltkrieg im besonderen das „Tal", das Dorf, die normale Gesellschaft, um auf einem steilen Berge sein Handwerk, aber nun nicht mehr in herkömmlicher Frömmigkeit, sondern im Sinn sozialer Anklage zu üben. Konflikt mit der Frau und ihrem Sohn aus erster Ehe, mit der Partei des „Tals"; Zusammenstoß bis hart an die Grenze des Mordes; Selbstmord des Sohns, dann der Frau; Bekehrung des bäuerlichen Timon zur Menschenliebe. Dies Geschehen wird durch den Helden und einen richtigen Vertrauten nach Art der Anzengruberschen Dorfphilosophen beständig erläutert, aber mit keinem anderen Erfolg als dem, daß sich zeigt, Abstraktion

sei die Sache unseres Autors eben nicht. Dagegen spricht er überraschend gut und stark die Sprache der Leidenschaft, und die Szenen, in denen Mann und Weib, Stiefvater und Mutter zusammenstoßen, dürfen sich wohl sehen und hören lassen, zumal in der ausgezeichneten Darstellung auf einer Bühne, die, fast ohne Rivalen hier, das alte wie das neue Volksstück mit weitherziger Liebe pflegt und gerade an Dichtungen wie dieser, einem Gesellen-, keinem Meisterstück, ihre Leistungsfähigkeit dartut.

2.

„Wunder." Tragödie in drei Akten. Von Walter Lieblein. (Uraufführung im Raimundtheater am 1. März 1925.)

Ein Jüngling, Sohn eines zu fünfjähriger Kerkerhaft verurteilten Kinderschänders, flieht, wie er wähnt, vor der über den Vater hinweg ihn selbst treffenden Schande, in Wahrheit aber vor der Gefahr, eine so verhängnisvolle Erbschaft des Blutes anzutreten, also vor sich selbst, von dem Ort jener Katastrophe in irgendeine abgelegene ländliche Gegend, wo er nun fast eremitisch lebt und fast apostolisch wirkt und vom Volk, zumal von Frauen und Mädchen, als Wundertäter und Heiliger verehrt wird — ein Zustand, der, wenn wir ihm als Voraussetzung eines Dramas begegnen, nicht eben lange Dauer verspricht. Dem neuen Heiligen ergeht es vielmehr ähnlich wie dem Überbüßer in der „Thais" von Anatole France; der Pendel schwingt aus einer Elongation in die entgegengesetzte hinüber. Kaum haben wir Piero Dadi kennengelernt, so wird schon von drei oder vier Seiten Bresche in die Mauern der Askese geschlagen, die im Heiligen schlummernde bête humaine aufgeweckt, vollends in einer nicht uninteressanten Szene zwischen Vater und Sohn, die diesem verbrauchten Gegenüber neue Züge abgewinnt, und nun geht dieser den von jenem betretenen Weg bis ans Ende, bis zum Lustmord. Die Tragödie schließt damit, daß die beiden der Volksjustiz harren und verfallen. — Ist nun auch gerade dies Kapitel der Psychopathia sexualis vom modernen Drama bisher noch nicht so gründlich durchgesprochen oder breitgetreten worden wie so ziemlich jedes andere, so sieht man doch alsbald, wes Geistes Kind der unseres Wissens bisher unbekannte Autor ist, und muß den Brustton seiner psychoanalytischen Überzeugungen, seine Apotheose oder mindestens Apologetik des Trieblebens ebensowohl gelten lassen wie die Tatsache, daß er, nicht als erster und schwerlich als letzter, aus der Not dramatischen Unvermögens eine expressionistische Tugend macht. Stünde es anders, das wäre wirklich, was diese Tragödie verspricht und nicht erfüllt: ein Wunder. — Robert F. Arnold

Berlin

„Pankraz erwacht oder die Hinterwäldler." Ein Stück aus dem fernen Westen (drei Akte). Von Carl Zuckmayer. (Uraufführung durch Die junge Bühne im Deutschen Theater am 15. Februar 1925.)

Gegen Zuckmayers erstes Drama („Lit. Echo" XXIII, 471) bedeutet „Pankraz erwacht" geradezu erschreckenden Fortschritt. Aus tastendem Beginnen setzte der Poet mit waghalsigem Sprung über die Kunst hinüber ins Beinahe-Virtuosentum.

Sein neues Stück ist Geste und Trick. Geste: denn dieser Pankraz, der bereits ein arges Vorleben auf dem Buckel hat, entbrennt in blutschänderischer Leidenschaft zu seiner Tochter und schlägt sie mit dem Beil nieder; lebt aber zum guten Abschluß ungeschoren weiter, und wer will es sagen, ob er nicht mit seiner älteren Tochter das gleiche Spiel wiederholen wird? Geste also gegen das, was Menschen bislang unter Schuld und Sühne und tragischem Ausgang verstanden. Trick, denn mit dem Ausbleiben jeder Motivierung fällt jeder Einblick in die Taten dieser äußerlich scharf profilierten Menschen. Was war das? Hat dieser Pankraz die Tochter erschlagen, um sich vor einem Äußersten seiner eigenen Leidenschaft zu bewahren, oder liegt hier Lustmord vor? Man erfährt es nicht. Ganz so wenig wie man ausmachen kann, warum der andere, dieser falsche Kaplan, der seinerseits einen Beliebigen zweck- und ziellos niedergeschossen hat und deshalb Ast und Strick entgegensieht, mit einer Geste Pankrazens Mord auf sein Schuldkonto nimmt und dadurch ermöglicht, daß der Tochtermörder sein Dasein unangefochten weiterfristen kann. Und so durchaus. In dieser Ansiedlerhütte in den großen Wäldern des fernen Westens haust ein Gesindel beieinander, denen man ihre Art von der Nasenspitze ablesen zu können meint, und deren Taten just die unvorgesehenen, die unwahrscheinlichen sind —: Trick.

Daß durch diesen Trick Spannung erzeugt wird, begreift man. Es kommt aber auch etwas wie eine künstlerische Wirkung dabei heraus.

Wenn hier Menschen beieinander sind, deren Kommen und Gehen, deren Tun und Lassen, bei aller äußerlich scharfen Profilgebung, undurchsichtig, und zwar für alle in gleichem Maße undurchsichtig ist, so entsteht etwas wie Milieu. Auch im innerlichen Sinne. Das Befremdende wird zum Bindungsmittel. Es erzwingt eine bestimmte seelische Einstellung des Zuschauers. Das ist nicht anders, als stünde man nächtlicherweile zwischen den Bäumen dieses großen Waldes und sähe um ein unnahes Feuer herum sich Gestalten bewegen, grotesk in Schattenwerfung, wild in Gesten: ihr Gehaben fesselt, gerade weil man ihr Tun nicht begreift.

Darüber hinaus: mit nur gelinder Paradoxie ließe sich sagen, die Unerklärbarkeit des Tuns beim einen erklärt die Undeutbarkeit des Handelns beim andern.
Das ist es, was ich das Beinahe-Virtuosentum in diesem neuen Carl Zuckmayer nenne. Für die Kunst bleibt nach wie vor die Frage offen, wer dieser Carl Zuckmayer ist.
Denn es steht fest: in artistischer Hinsicht, in Profilgebung, Ballung und Spannung, Geste und Trick hätten nicht gar so viele unter den Heutigen sein neues Drama zu schreiben vermocht; in Hinblick aufs Persönlichkeitskonto — jeder. Ernst Heilborn

Nürnberg

„Maruf, der tolle Lügner." Märchenkomödie in fünf Aufzügen aus Tausendundeiner Nacht. Von Wilhelm Schmidtbonn. (Uraufführung im Alten Stadttheater am 15. Januar 1925.) — „Die feindlichen Brüder." Trauerspiel in fünf Akten. Von Paul Alverdes. (Uraufführung ebenda am 29. Januar 1925.)

Während das alte Jahr auf dem Gebiete des Schauspiels in unserer Stadt nicht eben reich an bedeutsameren Momenten gewesen war, hat uns bereits der erste Monat des neuen Jahres rasch nacheinander zwei Uraufführungen beschert, deren jede als ein wohlüberlegtes, wohlvorbereitetes und wohlgelungenes Bühnenereignis gewertet werden darf. Am 15. Januar ging erstmalig Wilhelm Schmidtbonns Märchenkomödie „Maruf, der tolle Lügner" in Szene, mit der einmal wieder Zauber, Farbenpracht und liebenswürdige Grazie des Orients ihren Einzug bei uns hielten. Der arme Schuhflicker Maruf wird seiner zankfüchtigen jungen Gattin, der Tänzerin Zarifa, durch den Erdgeist Bugu mitten durch die Erde hindurch von Kairo nach dem fernen Nischapur entführt, wo er, sobald er nur auf dem Straßenpflaster abgesetzt ist, einem Jugendgespielen, dem inzwischen zu einem wohlhabenden Kaufmann gewordenen Ali, begegnet. Dieser weiht den unerfahrenen, ahnungslosen, unverdorbenen Naturburschen alsbald in die Geheimnisse der höheren Kaufmannschaft ein: wie man vor allem, um sich an der Börse leicht einzuführen und immer Kredit zu haben, das Schwindeln im größeren Stil lernen müsse. So werde er, Ali, den Freund bei den Handelsleuten Nischapurs für einen steinreichen Kaufherrn aus Kairo ausgeben, und Maruf habe dann weiter nichts zu tun als die ihm zugeteilte Rolle möglichst glaubwürdig zu spielen und stets auf seine in Kürze nachkommenden zahllosen Kamele zu verweisen, die alle nur erdenklichen Waren und Schätze in Massen nach Nischapur bringen würden. Das Spiel gefällt Maruf, und er weiß sich so gut in die neue Rolle einzuleben, daß dem schlauen Ali allmählich die Haare zu Berge steigen vor Angst, Freund Maruf aber hochgemut und unbesorgt darauf loslügend und angeblich in beständiger Erwartung seine Karawane, immerfort an Ansehn gewinnt, von Stufe zu Stufe steigt und schließlich die Liebe und die Hand der schönen Sultanstochter Mahmurah erringt. Wie dann, als die Entdeckung immer näher rückt, die liebende neue Lebensgefährtin, der er ein reumütiges Geständnis ablegt, — ihm weiter lügen hilft, wie ein paar gütige Luftgeister Gül und Schir sich seiner erbarmen und wirklich die langersehnten Kamele für ihn ankommen lassen, wie der Erdboden, d. h. der Erdgeist Bugu, zu guter Letzt auch noch die verlassene Zarifa auswirft, die dann in aller Eile mit dem gerade des Wegs kommenden Bauern Tulubuk verheiratet wird — das alles ist zwar nicht besonders wahrscheinlich, auch nicht in eigentlichem Sinne dramatisch oder mit Notwendigkeit aus den Charakteren erwachsend, aber von so wahrhaft märchenhaftem Reiz und bei nahezu vollendeter Aufführung und Inszenierung von so fesselnder Art, daß man wie entrückt schaut und lauscht und die weniger poetische deutsche Wirklichkeit, die aber in puncto Handel und Kaufmannschaft doch auch nicht ganz ohne Parallelen ist, völlig vergißt.
Nicht minder dankbar wird man der Intendanz der nürnberger Stadttheater dafür sein müssen, daß sie uns weiterhin mit dem dramatischen Erstlingswerk eines jungen Dichters der bisher nur als Novellist und Lyriker hervorgetreten war, bekannt gemacht und ihm die Bühne erschlossen hat. Wenn man Fritz von Unruhs Drama „Ein Geschlecht" wohl nachrühmte, daß darin die dumpf-verzweifelte Stimmung des Stellungskampfes und der Schützengräben der letzten Kriegszeit ihren stärksten dichterischen Ausdruck gefunden habe, so ließe sich von dem Alverdesschen Trauerspiel „Die feindlichen Brüder" etwa das gleiche mit Bezug auf die Stimmungen, Wünsche, Leidenschaften, Umtriebe aussagen, wie sie in den von feindlicher Waffengewalt besetzten und bedrückten Gebieten mit Naturnotwendigkeit wachgerufen werden. Während aber Unruhs Werk seine düsteren Farben unverblümt der Gegenwart und den mitteleuropäischen, den deutschen Geschicken entnahm und bei ihm außerdem der Untergang einer einzelnen Familie in den Mittelpunkt gestellt ist, hat der Dichter der „Feindlichen Brüder" sein Drama in ein durchaus zeitloses Gewand gekleidet und auch in den handelnden Personen nicht sowohl individuelle Schicksale zu verkörpern als bestimmte, scharf ausgeprägte Typen zu geben gesucht. Nur die Zerrissenheit innerhalb der unter sich un-

einigen und selbst gegenüber dem gemeinsamen, in sich gefestigt dastehenden Feinde zum Teil doktrinär oder religiös befangenen Bevölkerung gemahnt an uns besonders naheliegende Zustände der eigenen, gegenwärtigen Zeit, und machtvoll ist der Hauptgegensatz in dem alles wagenden, alles opfernden Verschwörer Anselm und seinem älteren Freunde, dem Propheten Sebastian, der jeden Gedanken an Gewalt und Blutvergießen weit von sich weist, da man christlicherweise dem gottgewollten Übel nicht widerstreben dürfe, herausgearbeitet. Mit echt dramatischer Kraft ist dann dieser Prophet, der um seiner von jeher verfochtenen religiösen Überzeugung willen an dem geliebten Blutsbruder zum Verräter, zum Judas, wird, dabei aber bis zum letzten Augenblick hofft und erfleht, Gott werde es nicht zum Äußersten kommen lassen, sondern dem Vollzuge Einhalt gebieten etwa wie er dem gehorsamen Abraham, da er auf des Herrn Geheiß den eigenen Sohn opfern wollte, in den Arm gefallen ist, zum eigentlichen tragischen Helden des Trauerspiels entwickelt und gestempelt. Rechnet man zu diesen hohen Vorzügen des von Szene zu Szene spannenden und die tiefe Wirkung einer wenig komplizierten Handlung bis zum Schlusse steigernden Stücks eine ganz originale dichterische Diktion und eine hinreißende Sprache von so geradezu shakespearescher Kraft, daß dagegen kleine Unausgeglichenheiten in Metrum und Rhythmus nicht ins Gewicht fallen können, so ist es nur zu begreiflich, daß dem große Hoffnungen weckenden Werk ein unbestrittener, ja ungemein starker Erfolg beschieden war.

Theodor Hampe

Dresden

„Lucifer." Ein Mysterium in sieben Bildern. Von Eduard Stucken. (Uraufführung im Dresdener Staatstheater am 29. Januar 1925.)

Eduard Stuckens Gesamtschaffen gilt den mittelalterlichen Sagen und fremden Kulturen. Weder dem Naturalismus noch dem Expressionismus dienend, gestaltete der einsame Schönheitssucher die Sehnsucht der Menschen in farbigen Symbolen und edler Wortkunst. Mehr als je in seinem Mysterium Lucifer, das als Vorspiel zu den Gralsdramen „Lanval" (1902), „Gawan" (1903) und „Lanzelott" (1909) geschrieben wurde. „Lucifer" erschien unter dem Titel „Merlins Geburt" 1903 in Buchform. Sein poetisches, philosophisch-religiöses Bekenntnis in gedichtetem Brokat fand wegen der szenischen und darstellerischen Schwierigkeiten erst jetzt den Weg zur Bühne. Es ist ein dialogisiertes Epos. Ein Bühnenwerk von tiefgründiger Geistigkeit, bei dem Goethes Faust problematisch Pate stand. Er gibt dem Goetheschen Mephisto einen Widerpart, den gefallenen Engel Gottes, den stolzen Hasser und Verneiner, der ein Gottsucher wird, ein mit der Gralskrone gekrönter Amfortas. Die Tragödie des Gottes-Widersachers und seine Erlösung durch die reine Jungfrau werden vermenschlichtes Symbol. Heidnisches und Christliches klingt im Mythus und fließt durch des Dichters Glaubensbekenntnis in unseren Zeitstrom. Kühn an Phantasie und schwer an Symbolen ist das Ewig-Menschliche und -Göttliche in überladene Wortkunst gehüllt. Eine dramatisierte, gedankenschwere nordische Ballade klingt auf. Ein kühner Wurf, der über Goethes Mephisto hinausgeht und den gottsuchenden Widersacher als büßenden Amfortas zur Erde führt. Aber des Dichters Symbolik fehlt die letzte Kraft des Wunders, die Kraft, die in der Heilssehnsucht schlummert, die im Alltag wurzelt und zur Ewigkeit rankt. Die Handlung ist in gebundene Rede gepreßt. Gesuchte Reime stehen neben papierenen Ausdrücken, und ausgeklügelte Wortkunst, deutungsreiche Symbolik und Allegorien überwuchern tiefe, wunderschöne Gedanken. Die doppelt gereimten Verse, die mit ihrem Innenreime eine ermüdende Einförmigkeit geben, zerstören manch sprachkünstlerisches Bild. Bildhaft starke Szenen leuchten auf, reich in ihrem Farben- und Klangrausch. Stark ist das Mysterium, wo hinter der balladesken Handlung warmes, pulsierendes Leben leuchtet, brüchig, wo es in farbiger Sprach- und Bildweberei sich verliert und im Symbol erstickt. Die gehäufte Symbolik und das dichterische Kunstgewerbe nehmen der Glut des Erlebens die unmittelbare Wirkung.

Johannes Reichelt

Weimar

„Der rote Mond." Ein Schaustück in drei Akten. Von Herbert Eulenberg. (Uraufführung an der Neuen Bühne am 16. Februar 1925.)

Es ist ein trauriges Milieu, in das Eulenberg sein Publikum hineinführt, eine moralisch verseuchte Spelunke, in welcher Wand an Wand miteinander hausen der an eine üble Vettel, Frau Sinister, gekettete, einem asketischen Karfreitagsgeheimbunde verfallene Leichdorn, Nachtkellner des unter dem Namen „Der rote Mond" berüchtigten Kabaretts, ferner die auf Frist an den Boxer Brutto verheiratete widerliche Kokotte Vita, weiter ein von Eigendünkel geblähter Jünger der Musik, Musil mit Namen, und endlich ein gealterter, trotz vergilbter Lorbeeren wahnbetörter Schauspieler, Genius heißt er, bei dem ein im Weltkriege zum Krüppel geschossener Oberst, Namens Flügel, dramatischen Unterricht nimmt, ein Jammerbild vergangener Herr-

lichkeit. Da fragt man sich denn: Was kann dieser Misère Großes begegnen?

Einige Glieder dieser unseligen Gesellschaft versuchen dem „steinreichen Manne", Namens Seraphim, dem Oheim jenes musikbeflissenen Jünglings, die Bürde seines Reichtums zu erleichtern, während es der Musiker in seinem unbegreiflichen Eigensinn verschmäht, sich von dem dazu bereiten Oheim aus dem Sumpf seines Daseins befreien zu lassen. Wie sich die Träger der „Handlung", die fast alle die Vernunft nur brauchen, um tierischer als jedes Tier zu sein, gegenseitig betrügen, wie die Eifersucht des Boxers zur Ermordung des Liebhabers seines wollüstigen Weibes führt, wie sich so der ideologische Seraphim damit begnügen soll, dem toten Neffen ein anständiges Begräbnis zu rüsten, dieser aber dank der Phantasie des Dichters wieder zu kurzem Scheinleben erwacht (eine an den Haaren herbeigezogene Vision), wie schließlich auf unsichtbarem Harmonium Franz Schuberts „Litaney zu Allerseelen" ertönt, unter deren unsterblichen Klängen am 23. September 1888 die exhumierten Gebeine des Dichters in einem Prachtsarge auf dem wiener Zentralfriedhofe beigesetzt worden: all das bildet den Inhalt des wüsten, dramatischer Spannung nicht ermangelnden Getriebes in dem tollen Erzeugnis von Eulenbergs Muse, das er — ein Verlegenheitstitel ohne Zweifel — ein „Schaustück" zu nennen beliebte. Die auf niedrigstes Niveau gestellten Personen reden natürlich die entsprechende Sprache, deren bedenklichste Auswüchse, wie verlautet, von den für die Aufführung verantwortlichen Instanzen klugerweise etwas gemildert worden sein sollen. Im übrigen wird dieses für „die Neue Bühne Weimars" erworbene Stück nur einmal gegeben, und das ist vielleicht im Interesse des Dichterruhmes nur zu begrüßen.

Otto Francke

München

„Dummes Zeug wird hier getrieben." Lustspiel nach Francisco de Rojas. Von Johannes von Guenther. (Uraufführung durch die Kammerspiele am 29. Januar 1925.)

Francisco de Rojas, einer von den szenisch Schaffenden der Calderonzeit, dichtete wie sie alle sowohl Tragödien wie Komödien. „Entre bobos anda el juego": zwischen Narren (noch besser: zwischen Vernarrten) geht das Spiel, hat äußerlich die Lustspieltechnik der Irrungen, Wirrungen und Entwirrungen. Von den drei Akten, deren erster rasche Exposition, deren zweiter tolle Höhe ist, gibt der letzte nichts mehr als die Auflösung. Und eben daß dabei aber auch nicht ein Jota von Erfindung und Witz neu und von außen angefügt zu werden brauchte, weil sich alles aus den Handlungsfäden, der Dialektik, dem Dialog und den eifernden Menschen von selber spann, darin zeigt sich erst die Vollendung dramatischer Komposition. Daß sich hingegen Guenther in seinem dritten Akt noch krampfhaft um Zutat, Beweggründe, Bewegung und Wirrwarr bemüht, zeigt nicht bloß, um wieviel weniger er dramatisch, konzentrisch empfindet, sondern auch um wieviel ferner dem menschlich Feinen, dem psychologisch Zwingenden seine Empfindung ist. Wiederum hat deutsche Umbildung aus einem Lustspiel der Weltliteratur, sei es eine Posse, sei es eine Operette ohne Musik gemacht. „Dummes Zeug wird hier getrieben."

Sehr wahrscheinlich, daß den Bearbeiter erst der Titel kühner inspirierte. Der aber stammt von C. A. Dohrn, der, in der Nachfolge August Wilhelm Schlegels gehend, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Hauptdramen der verschiedenen Spanier übertragen hat. Während sich nun Dohrn sonst sehr gewissenhaft an den Wortlaut hält, glaubte er gerade dem leitenden, stets wieder aufklingenden Titelgedanken eine „Weitsinnigkeit" schuldig zu sein. Und traf den Tiefsinn nicht. Innerlich ist nämlich Rojas' Spiel voller Philosophie. Zwar nicht um Gott, aber doch um das, was dem Spanier eine Welt bedeutete: die Liebe. Sie ist es, die uns das Leben zum Narrenspiel verwebt. Auch die romantische, idealische Liebe wird Narretei, sobald am Morgen der Hunger vor leeren Töpfen sitzt. Hat Cervantes den Roman, so hat Rojas das Lustspiel von den zwei Seiten, von den Sachen hart im Raum geschrieben. Auch in der Form. Wie da neben dem Fuhrmannsderben ein galantes Ritterwesen, nein, eine echte, grazile Höflichkeit des Herzens gegenüber jeder Frau offenbar wird, das hat Guenther schon deshalb übergangen, weil er den Typ der komischen Alten für wirkungsvoller hielt. Und wie bei Rojas trotz aller Vertraulichkeit ein Abstand zwischen Herrn und Diener, ja von Figur zu Figur ist, auch das hätte in die heutige Demokratie der Kunst nicht mehr gepaßt. Daß etliche Einfälle Guenthers glücklich sind, daß im zweiten Akt sogar etwas wie eine Poesie der Stimmung, ein Zauber der spanischen Nächte, Herbergen und Innenhöfe darüber streift, sei nicht verkannt. Da nun aber der freie Nachdichter von Dohrns Versen, gleichgültig, ob zwei Fünftel oder zwei Viertel, herübernahm, so wäre es justament auf die Angabe des Vor- und Zunamens seiner nächsten Quelle auch nicht mehr angekommen.

Joseph Sprengler

Heilbronn a. N.

„Untergang." Drei Akte. Von Hans Franke. (Uraufführung im Stadttheater Heilbronn a. N. am 17. Februar 1925.)

Die Krisis des Expressionismus wird wohl im Untergang enden. Die nachrevolutionäre Psychose, der Kampf gegen Klassik und Goetheanum in Lyrik und Drama, die Verzweiflungsstimmung der Inflationszeit zeigte sich nicht eigenkräftig genug, um einen Stil bühnengültig zu erobern. Der Größte, Alfred Mombert, hat sein Theater zwischen Himmel und Erde nur erlauchten Zuschauern wahrnehmbar zeitlos geschaffen. Alles andere versumpfte in der Zeit, oder im schwächlichen Symbol. Dies bewies wieder die Bühnendichtung Hans Frankes, die dreiaktige Symboltragödie „Untergang". Die Diktion des Stückes wäre 1919 noch wirksam gewesen, ist 1925 aber ein Verrat am Geist, bestenfalls noch eine echte Schülerschrift, dankbar Mombert gewidmet. In der Gesinnung tüchtig, so wie in der Ausführung unmöglich. Das Freie und Schöpferische im Menschen empört sich wider die Versachlichung des Ichs, die Verwirtschaftlichung der Erde und die Einkerkerung des Menschen in den Turm der Fron, in den Palast der gröbsten Lust. Die Forderungen des Herzens, das Glück eines neuen Äon, dargestellt durch den „Eros platonicos" der Symbolfiguren Jasag und Candida werden verschlungen vom Rachen und Rasen der marxistischen Produktivkräfte, die in grausigster Weise im Götzen Moloch verkörpert auftreten. Aber das Blut der reinen Seelen opfert sich umsonst, das neue Leben dämmert kaum auf. Selbst der Wille, Weib, Kind und Körper nicht mehr dem Hammer der Maschinenmonotonie und der Vergänglichkeit sexueller Lüste zu überliefern, zerschellt am Gesetz des Molochs, dessen Peitschenschläge die Masse stumm erträgt. Kühn ist das Stück nur in der konsequenten Durchführung des Nihilismus. Das wäre einmal alles gewesen, heute ist diese Spenglerei nur noch Negation. Das Fragezeichen „Mensch" wurde bereits an eine andere Stelle des Kosmos gesetzt, näher dem Osten und dem Aufgang. Ernst Müller

Echo des Auslands

Ungarischer Brief

Die führende Zeitschrift der ungarischen Reform- und Revolutionsliteraten „Nyugat", von der wir an dieser Stelle bereits gesprochen haben, sucht seit einiger Zeit durch Herausgabe von Festnummern die Aufmerksamkeit ihres Leserkreises auf prominente Gestalten der schönen Literatur mit besonderem Nachdruck zu lenken. Solch festliche Breite ehrt und spornt gewiß, aber sie trägt zugleich ihr Scherflein bei zur Verwässerung des Wesentlichen und überbrückt die Kluft zwischen dem Publikum der illustrierten und kritischen Revüen. Überhaupt tritt Kult an Stelle der Kritik, und was dann übrig bleibt, ist im besten Fall nur noch die Opposition der Andersgesinnten, sofern Gesinnung bei solchen Dingen eine ausschlaggebende Bedeutung hat.

Besonders grell tritt dieser Zwiespalt im Fall Franz Molnárs zutage. Doch gehört Molnár nicht zu denjenigen, die unter den Fittichen des „Nyugat" zu Ruhm gelangten. Als ein Bevorzugter dieses Zirkels macht der hier öfters behandelte Siegmund Móricz besonders viel von sich sprechen. Die Móricz-Festnummer des „Nyugat" feiert diesen unausgeglichenen Schilderer von Bauern- und Salonfiguren, der das Dorfmilieu gern mit salonhafter Erotik umschwirrt, in die städtische Tändelei hingegen häufig gewollt-robuste Töne mengt, als ein Genie von beispielloser Urwüchsigkeit. Die Erzeugnisse des letzten Jahres rechtfertigen dies Kunsturteil keinesfalls. Im Schauspiel „Buzakalász" (Weizenähren) spinnt sich das Lieblingsthema des Verfassers, der Kampf zwischen herrischen Bauern und entnervten Herren, fort und wird durch das zweite Móriczsche Grundproblem, den Haß- und Liebeskampf der Geschlechter — unter Strindbergs Einfluß, aber ohne Strindbergs Naturkraft — mit Übereifer gekreuzt. Neuerdings versucht sich Móricz mit Vorliebe auch in der historischen Kunstgattung. Der Roman „Tündérkert" (Feengarten) jedoch, ebenso wie das Drama „Vadkan" (Der Eber), zeigt starke Mängel an geschichtlicher Einfühlung durch ein überpeitschtes Temperament ersetzt.

Übertrieben dünkt uns auch das Lob, das dem Essayisten Ignotus, einem der Herausgeber dieser Zeitschrift, gespendet wird, der als Problemsucher und Aufklärungsherold von Zähigkeit immer neue Brücken nach dem angebetenen Westen schlagen will. Weit überzeugender berührt uns der Kult des Dichters Babits, dessen vielseitige Begabung hier schon in einem selbständigen Aufsatz (L. E. XXIV, 69) gewürdigt wurde. In diesem rezeptiven Geist, dessen klassizistische Andacht sich mit der schwebenden Beschaulichkeit eines zeitgeschwänger-

ten Impressionismus paart, ergänzen sich die heterogenen Eigenheiten des Lyrikers, Übersetzers, Novellisten und philosophisch begabten Chronisten zu einer harmonischen Runde. Als Kunstübersetzer, der sich von Sophokles über Dante bis zu den Neuesten an Dichter aller großen Völker heranwagt, versteht er bei treuester Nachempfindung die allmählich erstarrte Manier der ungarischen Übersetzungskunst durch einen modernen Schwung zu adeln. Als kontemplativem Dichter aber glücken ihm Ausblicke, die Goethe im Vollbelang seiner gedanklich-lyrischen Schaffungsepoche hätte verfassen dürfen, so in der Dithyrambe „Credo", deren erste Zeilen in Heinrich Horváths gediegener Übertragung fürs Ganze sprechen mögen:

„Ich glaube nicht an den einzigen Gott, wohin ich auch blicke,
Erschau ich die waltende Schar von tausend Göttern zumal:
Götter des Rausches, des Mordes, der guten und bösen Geschicke,
Gott ist die schweigende Blume, Gott ist der donnernde Strahl.
Alle sind mächtig, doch ungleicher Stärke zu göttlichen Zielen,
Es zürnet der stärkere Gott — und siehe, der schwächere bebt,
Der strahlt, der ist blind, wie wären sie eins, diese zahllos vielen
Einfach ist einzig das Nichts, vielfach ist alles was lebt."

* * *

Auch ein zweiter darf in Babits Gefolgschaft ehrend genannt werden, Desider Kosztolányi, ein Schilderer von Geblüt, der in romanhaften Verschachtungen die breite Skala eines intensiven Erlebens zu offenbaren weiß. Seine Stoffe wählt er aus mannigfachen Gebieten, bald aus der altrömischen Geschichte, bald aus der ungarischen Gegenwart, am nächsten liegen ihm jedoch die Kleinstadt und deren Bewohner.
Ein neuer Roman des Dichters „Pacsirta" (Die Lerche) gibt uns in kleinem Umfang, gleichsam nur episodenhaft, einen Querschnitt der aus kleinstädtischem Gebaren entströmenden Menschlichkeit. Dies mutet uns hier umso faszinierender an, als von einer Handlung eigentlich kaum gesprochen werden kann. Die Begebenheit — artig und geruhsam wie eine epische Idylle — rollt in wenigen Tagen ab, große Leidenschaften kommen ebensowenig zum Durchbruch wie niedrige Instinkte. Der liebe Alltag lächelt zu uns herüber, bisweilen auch mit etwas tränenumflorten Augen, und was sich dennoch an menschlichen Ahnungen und Gebrechen ergibt, das ist zwischen den still dahinschleichenden Zeilen weise verteilt. Im Geschehen einer kurzen Zeitspanne künden sich die Konturen eines großen Scheiterns; dem Rahmen eines kleinen Horizonts entlockt der melancholisch ergriffene Dichter kaum merkbar die Umrisse einer großen Tragödie.

* * *

Zu einer ganz anderen Dichtungskategorie, zu jener kapriziöser Handlungen und Wandlungen zählen die Schöpfungen Alexander Bródys, einer auffälligen Grenzerscheinung zwischen Illuminationssucht und Sentiment, zwischen publizistischer Begabung und Freude am kunstbewegten Spiel der Phantasie, — eines einst Vielumschwärmten, der nun vor einigen Monaten mit wenig Sang und Klang zu Grabe geleitet wurde. Auf seinem Grabstein wäre die Aufschrift „der letzte Bohemien" am Platze, wenn die Gattung nicht doch immer wieder verspätete Blüten triebe. Was der Dichter auf seinem Sterbebett gesagt haben soll, ein magyarischer Poet jüdischer Abstammung zu sein, war in der Tat sein Schicksal und — zuletzt auch — sein Verhängnis. Bródy waltete als ein formbegabter Repräsentant dieser Doppelwelt, mit einem draufgängerischen Leichtsinn, den er mehr der ungarischen, und einem bewußten Gefallen am Effekt, den er wohl eher der anderen Hemisphäre entlehnte. Seine Schöpfungen berühren mannigfaltige Gebiete, bleiben aber fast stets nur Ansätze, weil es ihnen an innerer Ausgeglichenheit gebricht. Einiges davon ist zweifellos echt, so vor allem die tiefempfundene Jugendschrift „Egri diákok" (Die Studenten von Erlau), die eine fruchtbare Entwicklung auf diesem Gebiet erhoffen ließ. Aber eine zielsichere Entwicklung war nun einmal Bródy nicht beschieden. Auf einen wuchtigen rhapsodisch-naturalistischen Anfang folgte eine phänomenalistische Verflachung. Da bemühte sich nun Bródy als Dramatiker mit geschickten, sozialen Einfällen („Die Lehrerin") und Salonstücken („Lisa Timár") vergeblich, die internationale Volkstümlichkeit des Bühnentrios Molnár, Lengyel und Biró zu erreichen. Bei aller Empfindsamkeit und technischen Fertigkeit fehlte ihm die Ruhe zur Abrundung. So verblieb ihm denn für die Dauer das Gebiet, auf dem sich mehr oder weniger alle Literaten Ungarns zusammenfinden: die Journalistik. Zweifellos gab es in Bródys publizistischen Aufzeichnungen manche bunten und bizarren Einfälle, die dann der budapester Geschmack mit einer launigen Gloriole umwob. Wie in vielen anderen Fällen wurde auch hier Talent für Genie hingenommen.
Bis dann vom überhitzten Offenbarungstrieb nur noch die Geste übrigblieb. Und es ist gewiß nicht ohne Tragik, daß dieser Mitteilsame und Gerngehörte von einst, durch langes Siechtum zum Schweigen gebracht, durch die politischen Vorurteile der Zeit im rechten und linken, im arischen und semitischen Wetterwinkel gleicherweise kaltgestellt, noch bei Lebzeiten der Vergänglichkeit des literarischen Ruhms innewerden mußte.

* * *

Von beiden Gruppen, von jener der Zeitungs- und Bühnenphänomenalisten ebenso wie von jener der poetischen Deuter einigt etwas in seinem Wesen Friedrich Karinthy, eins der stärksten Talente Neu-Ungarns. Die Bindung gedeiht jedoch erst durch das Hinzutreten eines dritten Elements, der treffsicheren Urkomik, zur glücklichen Einheit. Einen präzisen Grundton, der sich diesseits von gewissen Formgrenzen verhält, sucht man unter der großen Zahl Karinthyscher Skizzen vergeblich. Gleich dem ungebändigten Gamain des jung-ungarischen Schrifttums, Ernst Szép, gestattet sich auch Karinthy allerhand groteske Seitensprünge und überlegt sich nicht zweimal, was er niederschreiben soll. Er ist böser Bube, dummer August und Conférencier in einem, dessen Geistesblitze sich breite Schichten als eine drollige Erscheinung für den Alltag mit heiterer Ahnungslosigkeit zu Gemüte führen. Nur wenigen dämmert der tiefere, ironisch-humoristische Kern, den der Ulkmacher in sich birgt und den er nur in einigen, von dem großen Leserpublikum als langweilige Entgleisungen aufgenommenen Kabinettstücken eindringlicher hervortreten läßt. Denn diese Begabung ist ihrem tiefsten Wesen nach sphärenumfassend, auch tief ernst, wenn es sein muß, doch vom tändelnden Schabernack bis zum schneidenden Sarkasmus sämtlichen Skalen der Komik in der Maske eines burschikosen Witzboldes gleicherweise gewachsen.

Das neueste Werk Karinthys „Harun al Raschid" ist eine Humoreskensammlung, der Gedanken und Symbole entsprießen. Namentlich entbehrt die Erzählung, die dem weisen Herrscher von Bagdad gewidmet ist, nicht einer besonderen Weisheit. Der reisende Kalif, der zum Komödianten ward, um Wesenszüge des Menschentums entdecken zu können, bleibt hier im Komödiantengewande stecken und wird — durch die Tücke der Umgebung entwaffnet — vom Seelenforscher zum psychologischen Fall. Am meisten packt uns jedoch eine Erzählung, die sich „Alt und Jung" nennt, und die auf das heute so sehr bezeichnende Verhältnis zwischen einem fortschrittlichen Alter und einer starrköpfig verharrenden Jugend anspielt. Da erscheint irgendein technisch beflügelter Greis mit seinem weltdurchdringenden Aeroplan in einem Städtchen von Anno-dazumal und verstrickt sich mit einem jungen Stürmer, dessen Weltanschauungen noch auf dem Niveau vergangener Jahrhunderte fußen, in eine Debatte, die von seiten des Jungen ins Ungebührliche auszuarten droht. Wir werden in zeitgemäßer Umrahmung lebhaft an die Famulusszene aus dem zweiten Teil von „Faust" erinnert, während der verärgerte Alte mit seinem Flugzeug der erstarrten Jugendidylle enttäuscht den Rücken kehrt.

* * *

Vor kurzem verließ Desider Szabó, ein Muskulöser, der sich selbst indes noch viel stärker vorkommt, nicht ohne seinen Entschluß weitläufig zu kommentieren, die Grenzen Ungarns, um fortab unter italienischem Himmel magyarische Literatur zu betreiben. Seine dichterische Entkeimung und die darauffolgenden Verirrungen ins Politische wurden erörtert.

Als Abschiedsgruß beschert uns nun Szabó die Novellenauslese „Jaj" (O weh!), Erzählungen, die nicht ohne die aufdringliche Tendenz, den Weltschmerz des Verfassers widerzuspiegeln, grundverschiedene Situationen immer wieder in Universalelend auslaufen lassen. Von diesen Schilderungen, in denen eine expressionistisch beschwingte Erzählungskunst durch ihre Absichtlichkeit zumeist arg über die Schnur haut, scheint uns eine Skizze aus der ungarischen Vergangenheit besonders bemerkenswert, weil hier die Wotansklänge gewisser neudeutscher Rechtsschwärmer aufs ungarische Sehfeld übertragen sind. Gegen das Bekehrungs- und Besiedlungswerk von König Stephan dem Heiligen kehrt sich hier mit Mord und Tücke ein ungarischer Edelmann als Repräsentant des Szabóschen Weltbildes. Mit Wollust versetzt der Dichter diesen Kämpfer des altungarischen Heidentums jenseits von jeder Moral, läßt ihn zum Wortbrecher und Bischofstöter werden, nur damit die tausendjährige Entwicklung des ungarischen Staates aus Herzensgrund verneint werden könne, und der Rasse ihr Recht geschehe. Und dieser Hochgesang des turanischen Rassenideals ist durch eine Pathetik umwölbt, die — wie Szabós jüngste Schriften im allgemeinen — den Zusammenhang mit der expressionistischen Richtung nicht verkennen läßt. Da entbietet sich denn dem Betrachter ein belustigender Widerspruch, durchweg bezeichnend für die literarpolitische Verwirrung in den ungarischen Gauen: das Zusammentreffen von Expressionismus und Rassenschutz.

* * *

Um bei dem Thema Expressionismus zu verharren, so hat diese Kunstströmung in Ungarn einen typisch extremen Vertreter nach dem Muster der berliner „Sturm"-Gruppe in der Person von Ludwig Kassák aufzuweisen. Neuestens hat Kassák seine Selbstbiographie verfaßt, und was er uns in dieser Schrift zu lesen gibt, läßt sich mit seinem literarischen Konterfei schwerlich reimen. Ein kräftig und ketzerisch veranlagter Junge brennt frühzeitig aus der Schule durch, um Schlosserlehrling zu werden. In klaren, wohlgeformten Sätzen wird uns erzählt, wie der Hammer immer wuchtiger darniedersaust und wie der junge Siegfried im Kreise robuster und oft auch rabiater Arbeitsgenossen

flügge wird. Mit den Lehrjahren endet die plastisch aufgebaute Entwicklungsgeschichte. Wie der Übergang aus der gradlinigen Handwerkerlaufbahn zur literarischen Wirrnis erfolgt, diese Erklärung bleibt uns der Verfasser schuldig. Es ist eine Frage, mit der wir uns selbst abplagen müssen, ohne eine Lösung zu finden, vielleicht weil sie mit zu den vielen Problemen unserer problematischen Zeit gehört, einer Zeit, die verzärtelte Kinder des großstädtischen Überflusses dazu nötigt, den Heldentod zu sterben, und die aus Schlossergesellen Expressionisten wirbt...

Budapest Gustav Erényi

Französischer Brief

Am 16. Dezember ist Abbé Rousselot, Professor am Collège de France und der Erfinder der Experimental-Phonetik, gestorben. Wenn an dieser Stelle dem bedeutenden Gelehrten einige Worte nachgerufen werden, so geschieht es nicht nur, weil er ein freier und offener Geist war, sondern als Autodidakt eine der seltsamsten Gelehrtenlaufbahnen zurückgelegt hat. Er wurde am 14. Oktober 1846 in Saint-Claud, einem kleinen Dorf in der Charente als Sohn eines Arbeiters geboren. Seine Mutter war des Lesens nicht mächtig. Er sprach in seinen ersten Jugendjahren nicht Hoch-Französisch, sondern wie seine kleinen Mitschüler Patois. Er sollte Priester werden und wurde auf dem kleinen Seminar von Richmont vorbereitet. Schon in seinen Jünglingsjahren hat er die Dialekte seiner Heimat studiert und sie in ihrem Tonfall mit dem Lateinischen verglichen. Er nahm sich für die ersten Vorstudien Tourtoulon und Breingnier (1873) auf diesem Gebiet zum Muster, durchwanderte zu Fuß alle Dörfer der Charente und machte phonetische Aufzeichnungen. Weitere linguistische Studien unternahm er an seiner Mutter und an seinen Verwandten. So entwickelte er aus den bescheidensten Anfängen die ersten Grundlagen zu einer genealogischen und geographischen Phonetik. Darauf baute er am 28. Mai 1892 eine Doktor-These auf, die er in Paris einreichte: „Les Modifications phonétiques des langages étudiés dans le patois d'une famille de Cellefrouin (Charente)." Zwischendurch war er mehrfach in Paris gewesen und hatte am Collège de France, an der Ecole des Chartes, an der Ecole des Hautes Etudes, und dem Institut Catholique seine Studien vertieft. Gaston Paris nahm sich seiner an. Rousselot erfand ein System, durch das er die Töne aufzuzeichnen vermochte. Durch seine Verbindung mit Marey gelang es ihm, dies System zu verbessern und sich kompliziertere Apparate zu bauen. 1908 hat er seine Methode und Ergebnisse in dem Werk: „Principes de Phonétique Experimentale" zusammengefaßt. Nach vielen Jahrzehnten bitterer Armut wurde ihm im Collège de France ein Laboratorium eingerichtet, das vor dem Kriege einige deutsche Romanisten besucht haben. Abbé Rousselot hat auch die Ergebnisse der phonetischen Forschung in Deutschland in sich aufgenommen und verarbeitet. Es ist geplant, in einem größeren Werk die Gestalt und das Wirken dieses verdienstvollen Gelehrten zusammenzufassen.

Edgar Allen Poe, der von jeher mit E. T. A. Hoffmann zusammen in französischen Literatenkreisen sehr geschätzt wird, ist gelegentlich seines 75. Todestages von neuem in Frankreich gefeiert worden. In den „Nouvelles littéraires" schrieb H. R. Woestyn eine längere Studie über ihn; gleichzeitig erschien in Lausanne von Louis Seylaz eine Arbeit: „Edgar Poe et les Premiers Symbolistes français", die Edmont Jaloux in den „Nouvelles littéraires" ausführlich besprach.

Zur Feier des 300. Geburtstages von Ronsard hat die Bibliothèque Nationale eine Ausstellung „Ronsard und seine Zeit" veranstaltet, die einen kultur- und literaturgeschichtlichen Überblick über das Frankreich der Valois gab.

Von André Michels Kunstgeschichte (Paris, Armand Colin) ist im Anfang dieses Jahres der 13. Band erschienen, der die französische Kunst von 1750 bis 1789 behandelt, und viele kunsthistorische Einzelheiten heraushebt, die sich in den deutschen Handbüchern von Springer und Woermann nicht finden. Daneben ist die fast 150 Seiten umfassende Geschichte der englischen Kunst besonders begrüßenswert. In keinem deutschen Handbuch ist ihr ein so breiter Raum zugebilligt, so daß Biver und Marcel das Verdienst gebührt, eine lang empfundene Lücke ausgefüllt zu haben. Auch dieser Band, in dem die sechs Heliogravüren und 250 Autotypien wieder sauber und scharf gedruckt worden sind, macht der französischen Wissenschaft ebensoviel Ehre wie dem französischen Verlegerstand.

Die „Librairie Larousse" hat kürzlich den 50. Todestag ihres Begründers gefeiert. Dieser Verlag hat in den letzten Jahrzehnten einen außerordentlichen Aufschwung genommen und sich im französischen Sprachgebiet einen ersten Platz erobert. Außerhalb Frankreichs ist das Unternehmen hauptsächlich durch viele enzyklopädische Werke bekannt geworden. Als eins der letzten monumentalen Werke von Larousse erschien zu Anfang dieses Jahres eine zweibändige französische Literaturgeschichte, die auf etwa 700 Textseiten über 500 farbige und schwarze Abbildungen aus der Geistesgeschichte Frankreichs enthält. Der auch in Deutschland bekannte Literarhistoriker Joseph Bédier,

Professor am Collège de France, und Paul Hazard, außerordentlicher Professor an der Sorbonne, haben dies Handbuch im Verein mit zwanzig französischen Gelehrten herausgegeben. Im Gegensatz zu früheren französischen Publikationen ähnlicher Art waltet in diesem neuen Handbuch ein moderner Geist, der auch die Forschungsergebnisse der letzten zehn Jahre in allen Ländern berücksichtigt. Aus der sachlichen Art der Darstellung ergibt sich daher, daß die Quellenstudien der Deutschen für die mittelalterliche französische Literatur berücksichtigt und hervorgehoben sind. Allerdings wird gerade in den ersten Abschnitten manchen deutschen Thesen entgegengetreten; aber man entnimmt doch aus der Darstellung, daß die deutschen Arbeiten von Andresen, Foerster, Koschwitz, Vollmöller, Stengel u. a., sogar deutsche Dissertationen, durchgearbeitet worden sind, und kein Mitarbeiter hat darauf verzichtet, in seinen Literaturangaben darauf hinzuweisen. Im Gegensatz zu André Michels Kunstgeschichte ist auch auf Kriegs- und Nachkriegsschriften in allen Ländern verwiesen worden, so daß schon die den einzelnen Kapiteln vorangestellten bibliographischen Angaben von besonderem Wert sind. Der Text des Werks ist so klar und übersichtlich gruppiert, wie man es in französischen Werken gewohnt ist. Besonders scharf, konzentriert und erschöpfend sind die Abschnitte über Descartes, Pascal und Molière. Diese einzelnen Kapitel beweisen, daß Verlag und Herausgeber nicht nur danach strebten ein Nachschlagewerk, sondern auch eine Ideengeschichte der französischen Literatur zu schaffen. Die Entstehung und Ideologie der Romantik ist scharf gegen den Klassizismus abgesetzt. Es findet sich in dem Werk auch eine Charakteristik des Symbolismus; aber gegen Schluß des zweiten Bandes ertrinkt die Ideengeschichte allzusehr in der Aufreihung von Namen. Nicht unwichtig ist die Einbeziehung der welschen Schweiz und Belgiens in die französische Literaturgeschichte, sowie ein Abriß über die Entwicklung der französischen Literatur in Kanada. Diese beiden Kapitel sind zusammengefaßt unter dem Titel: „Les Lettres au 19. Siècle dans les Pays étrangés de Langue française". Voran geht ein kurzer Abschnitt „l'extension des lettres françaises", der allzu fragmentarisch gehalten ist. Es ist darin von Übersetzungen und von Dichtern die Rede, die sich der französischen Sprache bedienten: wie: Friedrich der Große, Leibniz, Heine, D'Annunzio u. a. Eine ausgedehntere Behandlung dieser interessanten Probleme hätte den Rahmen des Buchs sprengen können, aber es ist bedauerlich, daß hier nicht etwas mehr Material zusammengetragen wurde. Im großen und ganzen wird diese Literaturgeschichte auch allen Ausländern willkommen sein, zumal ihr zur Zeit Gleichwertiges in keinem Lande an die Seite zu stellen ist.

„Les Presses universitaires de France" haben unter dem Titel „Le Problème du Régionalisme" von Henry Hauser, Mitglied des Instituts, einen Band der „Série française de l'histoire économique et sociale de la guerre mondiale" veröffentlicht, das, von der Dotation Carnégie pour la Paix internationale herausgegeben, die die gesamte wirtschaftliche und soziale Geschichte des Weltkrieges in allen Ländern behandelt. Dem Ausschuß der deutschen Publikationen stehen Carl Melchior und Professor Mendelssohn-Bartholdy vor. Das vorliegende französische Werk gibt einen tiefen Einblick in die Art, wie die pariser Zentralregierung während des Krieges des Regionalismus Herr geworden ist. Das Buch ist von grundsätzlicher Bedeutung für die Geschichte des neueren Frankreichs.

Die Dotation Carnégie pour la paix internationale hat im vorigen Jahr auch eine „Enquête sur les livres scolaires d'après guerre" herausgegeben, die J. Prudhommaux zusammengestellt hat. Auch dies Buch ist bedeutungsvoll, obwohl — oder ich möchte sagen gerade weil — es keineswegs objektiv gehalten ist. Hier tritt noch einmal das französische Pharisäertum in peinlichster Weise in Erscheinung.

Paul Gsell, der sich dadurch einen Namen erworben hat, daß er Gespräche mit bedeutenden Meistern der Gegenwart wie Rodin und Anatole France herausgab, hat soeben bei Bernard Grasset Unterhaltungen mit Gémier unter dem Titel „Le Théâtre" veröffentlicht. Das illustrierte Buch bietet eine Geschichte des Theaters von der Antike bis zur Gegenwart, gesehen durch das Temperament eines der größten Schauspieler des gegenwärtigen Frankreichs. Gémier, der mit dem ganzen geistigen Frankreich Beziehungen unterhält, plaudert in geistreicher Weise über viele Autoren, die er aufgeführt hat, erzählt, wie er Shakespeare, Corneille, Molière und Beaumarchais inszenierte, und gibt Schauspielern, Regisseuren und Autoren aus seinen jahrzehntelangen Erfahrungen vielfältige Ratschläge.

„Le Mercure de Flandre" hat den vortrefflichen Gedanken gehabt, dem Dichter Théo Varlet eine Sondernummer zu widmen, die eine vollständige Bibliographie auch seiner Veröffentlichungen in Zeitschriften enthält, so daß dies Heft bleibenden Wert behalten wird. Théo Varlet, den Erna Grautoff schon 1911 übersetzt hat, ist einer der Dichter, den das große, mondäne Paris übersieht, während seine flandrische Heimat und die Provence ihm verschiedentlich gehuldigt haben. Er ist ein Lyriker, der im Anschluß an Romains, Duhamel und Vildrac begann, und aus ursprünglicher Kraft

einen eigenen, männlichen, saftigen Ton gefunden hat, ein nordisches Temperament von schwerem Lebensernst, in dem Faustisches nach Gestalt ringt. Auf weiten Reisen besang der Flame Sizilien und Griechenland, schrieb in flämischer Einsamkeit eingeschlossen vier Romane und eine Erzählung und übersetzte zahlreiche Romane aus dem Englischen. Joseph Billiet, André Blandin, Léon Docquet, Valentin Bresle, Paul Castiaux, Renée Dunan, Jean Leger, Charles Rochat u. a. haben ihn in dem Sonderheft gefeiert. Das Januarheft des „Mercure de Flandre“ würdigte Théo Varlet als Übersetzer in einer sprachwissenschaftlichen Untersuchung von allgemeinerer Bedeutung und charakterisierte gleichzeitig den Engländer Robert Louis Stevenson, den Varlet hauptsächlich übersetzt hat. — Die „Librairie Gallimard“ gibt neuerdings im Format und in der Ausstattung der „Nouvelle revue française“ eine „Revue juive“ von internationalem Charakter heraus. Den Redaktionsausschuß bilden: Georg Brandes, Albert Einstein, Sigmund Freud, Charles Gide, Chaïm Weizmann, Léon Zadoc-Kahn; Herausgeber ist Albert Cohen. Das Blatt erscheint monatlich, veröffentlicht Romane, Gedichte, Essays und Aufsätze über jüdische Probleme, die nicht ausschließlich von Juden behandelt werden sollen. Die Mitarbeiterliste weist Juden aus aller Herren Länder auf. Das erste Heft enthält u. a.: Albert Cohen, „Déclaration“; Albert Einstein, „Message“; Pierre Hamp, „In Memoriam“; Max Jacob, „Lex yeux au centre“; André Spire, „Henri Franck“; Pierre Benoit, „Le puits de Jacob“; Raymond Geiger, „Histoires juives“; sowie zahlreiche Dokumente und Anmerkungen. — „L'esprit nouveau“ hat im letzten Heft den Plan einer Zukunftsstadt veröffentlicht, der beweist, daß auch in Frankreich ein neuer Bauwille herrscht. Es ist wieder ein Heft von grundsätzlicher Bedeutung, das die mannigfachsten Anregungen enthält. — „Images de Paris“ brachten eine reizende Studie: „Le beau Danube bleu“ von v. Roch Grey, eine Ablehnung Paul Valérys von Robert Boudry und von Kiyo Komatz (Antibes) eine sehr eindrucksvolle Würdigung des japanischen Dichters Matsuo Basho (1624—1675). — „La Revue de Genève“: Gottfried Bonnenblust, „Carl Spitteler“; Hermann Hesse, „Knulp“; Pierre de Coubertin, „Sport“; Serge Wolkonsky, „Fall“. — „Les Lueurs“ (Lyon): Paul Bergeron, „Sus au bagne“; Léon Bongard, „Presse de langue allemande“; Tristan Rémy, „Pierre Creixams“. — „L'Europe nouvelle“, die mutige Wochenschrift, die Frau L. Weiß seit Jahren mit opferwilliger Hingabe leitet, sucht im schönsten Sinne einen neuen europäischen Geist vorzubereiten. Sie veröffentlicht gelegentlich Sondernummern und hat schon mehr als einmal Deutschland Spezialhefte gewidmet. Letzthin erschienen hier außer politischen und wirtschaftlichen Aufsätzen: Thibaudet, „La vie d'un président de la République“, „Les coureurs de planète“, „La jeunesse peinte par elle-même“; Henri Clouzot, „Ronsard et son temps“; Robert Rey, „Marc Chagall“. Die Zeitschrift verdient in hohem Maße die Beachtung der Deutschen. — „Le Crapouillot“ ist eine illustrierte Halbmonatsschrift für Kunst, Literatur, Theater, die sich durch eine neuartige, sehr amüsante Reklame durchzusetzen versucht. Nicht im äußeren Gewand, wohl aber im Geist ist sie dem deutschen „Querschnitt“ verwandt: leicht, heiter, ironisch und zuweilen boshaft. Führende Dichter und Essayisten arbeiten an dem Blatt mit, wie Dominique Braga, Paul Morand, Robert Rey, Jean Rostand, Renée Dunan, Alexandre Arnoux, Jean Louis Vaudoyer — eine ganze Schar junger pariser Talente, die auch einen Kreis begabter Zeichner und Karikaturisten um sich versammelt haben. Otto Grautoff

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Fräulein Else. Novelle. Von Arthur Schnitzler. Wien-Berlin 1925, Paul Zsolnay. 135 S.

Schon einmal hat Arthur Schnitzler diese Technik der monologisierenden Novelle angewandt. Das geschah 1901 mit dem „Leutnant Gustl“. In jenem wie in dem heutigen Fall wird durch fast ephemeren Anlaß ein breites Seelenbild ganz aus dem Selbstgespräch heraus aufgerollt. Es spricht Einer im wahrsten Sinne des Wortes mit sich selbst. Alle jene zarten wie heftigen Wechselreden, die der Druck einer Schicksalsfrage in Hirn und Herz auslösen, treten ihm sozusagen auf die Zunge, alle diese werden mit ihren hunderten Abschweifungen und Einwürfen, die bald drängend, bald lässig aus der Umgebung und der Zufallsbeobachtung quellen, zu weit tieferen Bekenntnissen, als ihre realistischen Pointen zu bedeuten scheinen. Das Totalwesen des Reflektierenden legt sich geradezu musivisch bloß, ohne daß es der sonstigen Kunstmittel von Gegenspieler und Milieu bedürfte. Ein sogenannter „Ramsch“ punktierte bei „Leutnant Gustl“ den leidigen Ehrenstandpunkt des vormärzlichen Offiziers und damit das Sein oder Nichtsein eines Menschenlebens, das vom eigentlichen Leben kaum etwas wußte. Ein leichtes Über-die-Dinge-Huschen gab dem tragödischen Hintergrund die heitere Note. Und auch Fräulein Else, ein neunzehnjähriges Ding, kultiviert, ziemlich unverdorben und spiele-

risch, hat bis in die schärfsten Krisenaugenblicke den heiteren Ton zwischen aller Besorgtheit. Ein Brief der Mutter schiebt sie vor den Auftrag, bei einem reichen älteren Mann Fürbitte für den eigenen, dem Kriminal fast verfallenen Vater zu leisten — womit der sexuale Komplex angeschnitten und breit zur Entfaltung gebracht wird. Nun, sie bringt ein Opfer eigener Art, das ihre Kräfte und Sinne übersteigt, zugleich aber die hohe Reinheit und Naivität des jungen Menschen offenbart. Man kann es schon ein Wunder nennen, mit welcher Eindringlichkeit der sechzigjährige Dichter ein neunzehnjähriges Mädchenherz erforschte und beschrieb. Freilich will uns Fräulein Else ein klein wenig historisch anmuten, auch sie ein Geschöpf aus dem Vormärz, noch ganz ohne die Herbe und Schärfe der Gegenwartsmädchen, vertändelt den nichtigen Träumereien hingegeben, zu denen eine ahnungslose Gesellschaft sie erzog, um von der Unvorbereiteten plötzlich eine Größe und Erhabenheit zu fordern, die aus dieser Erziehung kaum zu erwarten war. Der kleine, eben historische, Einwand entwertet nicht die Bewunderung für eine Gestalt, die in seltener Blutwärme und Plastik bei uns bleibt, wenn wir mit dem Buch zu Ende sind.

Leipzig — Max Krell

Das Prisma. Novellen und Erzählungen. Von Albrecht Schaeffer. Leipzig 1925, Insel-Verlag. 516 S.

Das Werk Schaeffers auf einem herrlich-fruchtbaren Boden aufgebaut, war nicht allen zugänglich, da vieles in Einzel- und Luxusdrucken nur im Besitz Weniger war. Der Verlag hat jetzt dreizehn Novellen und Erzählungen aus den Jahren 1918—1923 gesammelt, wobei der Titel Prisma symbolisch wirkt für das Schauen des Dichters. Er sieht die Geheimnisse des menschlichen Herzens, die urtiefen Triebe der Seele, die ursächlichen Zusammenhänge der Menschen untereinander, die Liebe, Abneigung und Haß, die sich auf dem inneren Auge eines Dichters spiegeln, durch einen Brennpunkt hindurchgehen und in den Raum hinausstrahlen in Gestalten mit seltsamen Begegnungen, Handlungen und sinnvollen So-Seins. Diese Novellen offenbaren die Intensität einer dichterischen Spürkraft zu den innersten Regungen einer Seele hin, zu den großen, alles überwindenden Gewalten der Liebe. „Das Prisma teilt den einen Strahl", beginnt der Epilog und schließt:

„Es glänzt mit wandelndem Gesicht
Unwandelbar das eine Licht."

Das eine Licht aber ist die große, unerschütterliche, unerforschliche Bindung der Menschen zueinander. Die Liebe in ihren unendlich süßen Begegnungen, in ihren dumpfen Qualen, ihrem Herrischsein und in ihrer Demut. Über horizontlose Fernen, in dunkles Land hinein, durch niederdrückende Schwere des Lebens, bis zu Gott hin: der Mensch findet aus Urtiefen das Ziel. Die Liebe ist wie ein Stern, auf den seine Menschen zugehen und endlich vor ihn hinstürzen, bewußtlos vor Seligkeit und Schmerz. Ob Bruno Galba seine Schwester sucht (Das Gitter), ob Lene Stelling von den inwendig brennenden Taubstummen begehrt wird (Lene Stelling), ob Suzette den rauhen Herzog überwindet und bezwingt (Die Treibjagd), ob Geoffroy seinen Bruder Ernestus sucht (Der Reiter mit dem Mandelbaume): es ist immer die Begnadung mit dem unendlichen Gefühl, irgendwo in dem weiten Raum einen Menschen zu haben.

Berlin — Guido K. Brand

Alarm. Manifeste aus 20 Jahren. Von Erich Mühsam. (Dichter und Rebellen, Bd. I.) Berlin 1925, Der Syndikalist. 100 S.

Zwischen dem täglichen Schachspiel des Erich Mühsam vor zwanzig Jahren mit Roda Roda im Café Maria Theresia in München und heute liegt sicher für den Menschen Mühsam eine entsetzliche Zeit. Ewiger Rebell, der schon 1913 in einer herrlichen Rede gegen die Kompromißlerei der Sozialdemokratie eifert und nach heftigem Niedergeschrienwerden die Internationale pfeifend ins Kaffeehaus geht. Literat, den eine poetische Ader nicht über ein papierenes Deutsch hinauskommen läßt. Ein Mensch, der Not und Elend der unteren Menschheitsschichten in allen Fasern verspürt, um seiner Liebe zu dieser Klasse willen in die Festung wandert. Aber: Rebell, Literat, Mensch haben kein Format. Weder in der Rede, noch im politischen Lied, noch in seinem Menschentum liegt ein zündender Funke. Wenn dieses Büchlein Alarm einen Sinn hat, so die Aufdeckung und Beleuchtung dieses Negativen. Die Gedichte um 1900 haben einen heftigen Rhythmus. Heute lesen sie sich alt. Die Reden und Manifeste sind mehr Idee als aufstürzendes, hinreißendes Wort. Fast ist sein Name Symbol: sein ganzes Leben, sein Literatentum ist ohne ersichtlichen Erfolg, es ist mühsam, so zu leben, so zu schreiben. Daran ändert der begeisterte Empfang durch die Parteifreunde nach seiner Entlassung aus der Festung nichts.

Berlin — Guido K. Brand

Lütte Witt. Erzählung. Von Gustav Frenssen. Berlin 1924, Grotesche Verlagsbuchhandlung. 346 S.

Es ist immer irgendeine große Not, die diesem norddeutschen Meister die Feder in die Hand drückt. War es in „Jörn Uhl" die Bauernnot, in „Hilligenlei" teils die religiöse, teils die Jungmädchennot, im „Pastor von Poggsee" die Nachkriegsnot, so ist es in seinem letzten Werk die deutsche Not im Ruhrgebiet, und mir will scheinen, als habe er, der nach meinem Empfinden in seinen letzten zehn bis fünfzehn Schaffensjahren Wege einschlug, die von seinem ursprünglichen Kraftgebiet abwichen, sich in diesem neuesten Buch selbst wiedergefunden und als sei er nur noch schlichter, inniger und tiefer geworden. Gewiß ist manches darin, was dichterisch unmöglich ist, wenn nämlich der Pastor mit ihm durchgeht und seine Gestalten zu Predigern seiner Wünsche und Gedanken macht. Zugegeben, daß diese Gedanken rein, groß und schön sind; aber sie verlieren ihre Überzeugungskraft, wenn er sie elfjährigen Kindern in den Mund legt. Dieser Lütte Witt, ein elfjähriger Knabe, ist ein Allerweltskerl, der wie ein abgeklärter Alter spricht und eine verblüffende Fixigkeit im Ehestiften hat; aber leider oder Gott sei Dank sind solche Jungen auch noch in unserer heutigen Zeit der allgemeinen Freiheit und Aufklärung unmöglich. Und das zerreißt für mich die ganze Erzählung. Auch das in dauernden Gesprächen mit der toten Mutter sich äußernde innige Verbundensein des Knaben mit seiner Mutter, das all sein Denken und Handeln beeinflußt und leitet, wirkt zwar anfangs rührend und schön, wächst sich aber immer mehr zu einer störenden Unmöglichkeit aus. Selbstverständlich ist das in schöner, plastischer Sprache geschriebene Buch reich an wundervollen, dichterischen Schönheiten, an prachtvoll gestalteten Menschen, an lebendigen, meisterhaften Naturschilderungen, an Stimmungsfülle, an tiefen, wegweisenden Gedanken und verrät überall den geborenen Erzähler, der in der ersten Reihe der deutschen Epiker steht, und so wird kein Leser das Buch aus der

Hand legen, ohne das Gefühl zu haben, daß die Fülle des Schönen das Undichterische darin bei weitem überwiegt.

Kiel Wilhelm Lobsien

Maria Gloriosa. Eine rheinische Klostergeschichte. Von Julius R. Haarhaus. Leipzig 1924, Sächsische Verlagsgesellschaft. 115 S.

Ahnen und Enkel. Erinnerungen. Von Julius R. Haarhaus. Ebenhausen, W. Langewiesche-Brandt.

Julius R. Haarhaus ist einer unserer besten rheinischen Erzähler; besonders geschichtliche Stoffe reizen ihn, und er meistert das Künstlerische dabei ebenso wie die historischen Einzelheiten. Mit Behagen denken wir noch an Erzählungen wie „Der Bopparder Krieg" und „Pankratius Capitolinus" aus dem leider vergriffenen Novellenband „Unter dem Krummstab". Diese neue Novelle „Maria Gloriosa" ist wieder ein Spiegel vergangener Zeit, sie schildert die Schicksale eines kleinen bei Koblenz am Rhein gelegenen Klosters in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges. Franzosen, Schweden, Kaiserliche, alle kommen, rauben, schatzen und zerstören nach Herzenslust. Die ehrwürdige Mutter Maria Emmerichs, geistvoll, klug, lebenssicher, dabei, wie sie selbst empfindet, stolzer, als es einer armen Nachfolgerin des großen Franziskus gebührt, findet einen Weg zum Heil, indem sie sich selbst die erlösende Strafe aufgibt. Man muß an dieser reizvollen und anmutigen, dabei von heiterem rheinischem Humor durchwehten Geschichte bewundern, wie der Geist des Klosterlebens gefaßt ist, nicht vergoldet, wie ein Legendenschreiber es möchte, und nicht verschwärzt, wie bei aller Kunst Denis Diderot es nur fertig brachte.

„Ahnen und Enkel" erzählt mit Behagen die Jugendgeschichte des Verfassers, die sich in den ersten Kapiteln in der Nähe von Elberfeld, später in Honnef am Siebengebirge, in Neuwied und in Bonn abspielt; so hätte der Untertitel vielleicht deutlicher noch gelautet „rheinische Erinnerungen". Aus den dreihundert Seiten des Buchs weht uns wirklich rheinische Luft entgegen, und wer, wie ich, in seiner Jugend, abgesehen von Elberfeld, genau dieselbe Landschaft erlebte in derselben Zeit, der wird in jeder Zeile von altvertrauten Bildern, Gestalten und Schilderungen beglückt und ergriffen, die von einem feinsinnigen Poeten gesehen und ausgedeutet wurden. Dies Buch müßte im Rheinland in jeder Familie sein, und gerade in den Nöten des Augenblicks müßte es eine Art Trostbuch werden, zu zeigen, wie es war und wie es wieder werden muß. Und unsterbliche rheinische Krätzchen findet man in diesem reichen Buch. Da gab es in der Vorkriegszeit bekanntlich einen allmächtigen Herrn in Berlin, der die Universitäten unter sich hatte und in dieser Eigenschaft auch in Bonn nicht selten auftauchte, vor allem, da er ein Freund des Humors und des Weines war, um die Karnevalszeit. Dieser Große nun war an einem Rosenmontag mit dem guten Tropfen so eilig gewesen, daß er von dem Erzähler in eine Droschke mit herrlichem rotem Plüschpolster verpackt wurde, deren Lenker das Geld am anderen Tage holen sollte. Der Biedere kam und verlangte nur zwei Mark. Auf die verwunderte Frage, ob der Heimfahrende denn „nicht den roten Plüsch völlig verdorben habe, antwortete der Rosselenker in seinem bönnschen Platt: „Oh nä, Hähr, et eß nix passiert. Ech hatt' ihm der Fodersack (Futtersack) vorgebonge!"

Waidmannslust C. F. van Vleuten

Christoph Cauers Armut. Von Manfred Schneider. In der Reihe der Kristallbücher. Stuttgart 1924. Fleischhauer & Spohn. 79 S. Geb. M 2,25.

Der seelische Takt dieser Novelle entscheidet! Ein an Effekten und Sentimentalitäten reiches und also bedenkliches Thema wird aus seiner groben Realität in der Atmosphäre eines durchgeistigten Seelenlebens mit subtiler Feinheit umgeschaffen. Diese Art der formellen wie geistigen Überwindung macht Manfred Schneiders Erzählung sehr sympathisch.

Der Verlag hat die von Manfred Schneider auch herausgegebene Reihe der Kristallbücher ausgezeichnet ausgestattet.

Stuttgart Heinz Dietrich Kenter

Der närrische Freier. Roman. Von Leo Weismantel. Freiburg 1924, Herder & Co. 91 S. Geb. M. 2,40.

In diesem lust- und leidreichen Roman steckt viel von des Dichters aus früheren Werken bekannten erzählerischen Begabung, aber auch manches bedenkliche Plaudern aus dem Handgelenk. So entsteht der Eindruck künstlerischer Unausgeglichenheit, und man hat das Gefühl, der Verfasser habe dem im Vorwurf starken Werk nicht gerade kühl, aber auch nicht immer sonderlich erschüttert gegenübergestanden. Hier und dort allerdings, wo sein leidenschaftsheißes Miterleben zum Wesenskern der Darstellung wird, erreicht er im Gestalten seelentiefster Vorgänge die Gipfel seines kraftgespannten Könnens.

Charlottenburg Hans Sturm

Drei Frauen. Novellen. Von Robert Musil. Berlin 1924, Ernst Rowohlt. 166 S. M. 3.— (4,50).

Auch in diesen neuen Novellen zeigt der Dichter seinen Blick für geahnte Zusammenhänge und sein klares psychologisches Gestaltungsvermögen, das allem Absonderlichen zuneigt und in klugen Gedanken und subtilen Empfindungen der unscheinbarsten seelischen Regung den treffendsten Ausdruck leiht. In den drei Arbeiten kehrt immer das gleiche Grundmotiv wieder: die Frau tritt zerstörend oder verwirrend in das Leben des Mannes. Die erste Novelle „Grigia" schildert die sozusagen primitive Liebe einer Bauernfrau zu einem Ingenieur. „Tonka" erzählt die etwas eigentümlichen Beziehungen eines einfachen Mädchens zu einem Studenten und steht nicht auf der künstlerischen Höhe der beiden anderen Arbeiten. „Die Portugiesin" ist ein Meisterstück deutscher Novellenkunst, stark in der psychologischen Entwicklung der Hauptcharaktere, glücklich in der Komposition und in der Zustandsschilderung des Seelischen, und ruft die Erinnerung an Musils eigenartiges (weshalb so wenig aufgeführtes?) Drama „Die Schwärmer" wach. Diese historische Novelle zeigt so recht des Dichters aristokratisches Stilgefühl und seine epische Begabung, die, fern jeglicher Alltagsweisheit, phrasenlos ist und von ureigener Prägung.

Charlottenburg Hans Sturm

Alter. Roman. Von Fritz Walther Bischoff. Trier 1925, Friedr. Lintz. 219 S.

Wehmut wird in diesem zweiten Roman des jungen Schlesiers zum Klingen gebracht, Wehmut und Verzicht zweier alten Menschen. Der einzige, verlorene Sohn stirbt irgendwo auf ferner Weltwanderschaft. Da bleibt nicht mehr viel, was sie hält. Den „Vater", Kaufmann in schlesischer Kleinstadt, sein Geschäft, das altangesehene, an dessen Bestand der Sturm der Inflationszeit rüttelt. Die „Mutter", die träumerisch versonnene, eine leise Neigung zu einem sehr

menschlichen Sonderling, dem Nachbar Apotheker. Sie musizieren zusammen. Stadttratsch natürlich. Doch auch dies vergeht, immer ruhvoller mündet das ausgelebte Leben in den Tod. Schlaganfall des Vaters. Bald wird das ungleiche Paar — der trinkfeste Diesseitsgläubige und die Zartversehnte —, das sich in langer Ehe einander angeglichen, zu Grabe gehn.

Wie man sieht, keine großen Erregungen. Dafür die melancholischen Untertöne des Alltags, der Schmerz ungelebter Stunden, die ohne Wiederkehr vergleiten. Stille Wasser werden ohne viel Wellenschlag befahren. Man denkt bisweilen an Storm.

Berlin — Werner Schickert

Katastrophen. Von Rudolf Heubner. Leipzig 1924, L. Staackmann. 272 S. M. 3,– (4,50).

Es ist das erste Buch des bereits nicht unbekannten Verfassers, das ich zu Gesicht bekam. Ich muß sagen, daß mich die Lektüre dieser acht Novellen nicht gereut. Heubner hat einen Sinn für die Problem-Pointe, aber er muß sich hüten, sie allzu durchsichtig zu geben wie in der Einleitungsgeschichte „Leidenschaft". „Singspieltragödie" und „Der yserne Mann", auch „Karneval" sind nicht sehr stark und die erste und dritte im Stoff herkömmlich. Aber „Doktor Kalmäusers Erlösung" ist schon sehr fein und liebevoll in der Zeichnung des sonderbaren „Helden".

Den Wert des Bandes machen zwei ausgezeichnete psychologische Studien aus: „Messalina", wo nur der Tod des rotbärtigen deutschen Riesenkindes etwas nach Verlegenheit aussieht und „Amor vincit omnia". Diese beiden Arbeiten erweisen, daß Heubner ein starkes Talent ist. Erzählen können ist keine besondere Kunst. Darum: Nicht Quantität, sondern Qualität! Es kommt ja doch nur auf das Beste an.

Berlin. — Paul Friedrich

Alix und Erdmuthe. Roman. Von Georg Wasner. Berlin 1924, Dom-Verlag. 439 S.

Der Roman führt in die Offiziers- und Adelskreise der Vorkriegszeit und gibt ein erfreulich klares, lebendiges und anschauliches Bild. Die Zeitverhältnisse sind scharf beobachtet und sehr gut wiedergegeben, die Personen keck aus ihrer Umwelt herausgegriffen und lebenswahr gezeichnet, das spannungsreiche Geschehen sehr geschickt erzählt, so daß die bei der heutigen Massenproduktion nicht eben häufige und daher doppelt begrüßenswerte Tatsache registriert werden darf, daß Georg Wasner einen ernst zu nehmenden, in allen Teilen guten und durchaus lesenswerten Unterhaltungsroman vornehmen Stils geschaffen hat, der als lebensechtes Zeitbild auch einen gewissen kulturhistorischen Wert hat.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Gespräche im Zwielicht. Von Karin Delmar. Hamburg 1924, Gebrüder Enoch. 179 S.

Eine schöne Frau empfängt zur Teestunde — doch zieht sie Kaffee vor — ihre Freunde, die meistens ihre unerhörten Verehrer sind, und plaudert mit ihnen von ihren Nöten. Das ergibt manch hübsches Gespräch, in dessen leichtbeflügelter Heiterkeit ein wehmütiger Unterton mitschwingt; auch sorgt die Verfasserin für Abwechslung, denn nicht immer ist die Szene der Salon dieser Circe, deren Zauberstab, harmloser als der ihrer klassischen Vorfahrin, die Besucher nicht in schnöde Ungestalt verwandelt, sondern ihre menschlichen Züge unter der Hülle der gesellschaftlichen Formen hervortreten lassen will. Die Aufgabe ist nicht leicht, und man wird wohl einige dieser Gespräche als Füllsel für das volle Dutzend ansehn dürfen; das hindert nicht, daß die Plaudereien gar unterhaltsam zu lesen sind, und allzuviel solcher anmutigen Sächelchen besitzen wir ernsten Deutschen ja nicht. Drum wollen wir der Verfasserin ihre Gabe gern danken.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Sieben Nächte. Novellen von Lust, List und Leid. Von Edgar Mojsisovics. Cassel 1923, Max Ahnert. 176 S.

Die Fabeln dieser sieben abenteuerlichen Liebesnächte sind z. T. nicht ohne Eigenart der Erfindung oder Überlieferung. — So der „Erbschnapper", dieser alte, geizige und eitle Geck, der sieben reiche, aber nur kranke Frauen ehelichte, um sie recht schnell beerben zu können, steinreich wurde und nun von einer gemieteten, abgetakelten Dirne überlistet und geschröpft wird für die Stadtarmen. — Ebenso humorvoll geschildert ist der alte „gehörnte" Ehemann, der — sozusagen als flötende „Amsel" — auf einem Baume sitzend das zärtliche Stelldichein seines hübschen Weibchens mit dem jungen Galan belauschen muß. — Auch des Ritters Liebesprobe um Mitternacht am „Wasserfall" ist überzeugend geschildertes Liebesleid, wenn auch wohl nur für eine Nachtes Länge.

Was bei diesen Novellen angenehm berührt, ist der Geschmack des Verfassers, der ohne larvierte Nebenabsichten die z. T. gewagten Situationen immer mit ein wenig Schwank und Heiligkeit, ein bißchen Realistik und Romantik in vergangenen Zeiten spielen läßt, und sie streng künstlerisch und liebenswürdig durchführt. Frau Aventiure und Frau Venus sind ihre angesehenen Paten. Und bis auf die erste Novelle: „Die schöne Juliane", die stofflich und sprachlich zu breit und umständlich angelegt ist, selbst für jene Zeit, hat der Verfasser humorvoll überlegen all die viele irdische Liebe in himmlisches Aroma getaucht und ihr zur gläubigen Seligkeit schon hier auf Erden verholfen.

Ohne überragend wertvolle Bereicherung der galanten Literatur zu sein, ist dieses Werkchen doch ein amüsanter Beitrag zu jener „Liebe als ältest neuste — einz'ge Weltbegebenheit".

Braunschweig — Käte Schultze

Madonna Einsamkeit. Roman. Von Roderich Meinhart. Mit zehn Originallithographien von Hans Strohofer. Leipzig 1924, Theodor Weicher. 198 S.

Die Stadt ist laut, schwül, sündig, verderbt — und so flieht Manfred Hegen, der Held dieses Romans, aufs Land, in die Berge, in die Einsamkeit. Die Krankheit aber, der er zu entgehen dachte, findet er dort verstärkt wieder. Auch oben, im Hochwald, sind die Menschen nicht mehr einfältig und reinen Herzens, wie zu Adalbert Stifters Zeit. Nein, sie sind alle ein wenig angefault, oder haben doch irgendeinen Knacks, der spiritistische Lehrer sowohl, wie sein brünstiges Weib, der geizige Bauer und der gestrafte Pfarrer mit dem heimlichen Sohn. Und Manfred Hegen, der stadtflüchtige Neurastheniker, kann selbst auf die Dauer das harte Leben in Bergeinsamkeit nicht ertragen. Einen Sommer lang blüht ihm wohl ein rauscherzeugtes Glück, dann aber versagt sich ihm die Frau, deren gesundes Temperament sich gegen die eisige Ödheit des Bergwinters empört, und bald nach ihrem Verlust muß er auch seinen Knaben der verachteten Stadt abtreten. Gänzlich vereinsamt, wird er nun allmählich zum Sonderling, bis die Berge, die ihm seine übersteigerte

Liebe nicht erwidern, seinem Leben ein gewaltsames Ende bereiten. — Dies ist der Eindruck, den die Handlung des Romans bei einem Unbefangenen hervorruft. Doch es steht zu befürchten, daß Roderich Meinhart mit dieser unentstellten Wiedergabe nicht zufrieden wäre. Aus dem Titel, der Einkleidung und, deutlicher noch, aus den zahlreichen reflektierenden Exkursen des Romans erhellt nämlich, daß der Autor, seinem Plan nach, ein „hohes Lied der Berge" schreiben wollte; die Bezeichnung „Madonna Einsamkeit" ist ohne Zweifel ernst gemeint, nicht als lästerliche Ironie, wie sie dem objektiven Leser erscheint. Es ist viel von einer gnadenreichen Mutter die Rede, die den von den Händeln und Süchten der Welt Erschöpften befriedet und zur Seligkeit führt — geformt aber wurde, um in dem von Meinhart gewählten Gleichniskreis zu bleiben, statt der Madonna eine kranke, bösartige, mörderische Verführerin. Mit Worten ließ sich für das Idol der Weltferne trefflich streiten, doch als es ans Gestalten ging, versagten die Kräfte. Mit noch soviel Pathos in der Naturschilderung, mit noch so viel metaphorischem Schwulst in gedanklichen Monologen wird nichts erreicht, denn weder die Landschaft, noch vor allem die Menschen, die sie erleben, haben glaubhafte Gestalt gewonnen. Und daher ist dies Buch nichts anderes als ein blinder Schuß: es wird zwar Lärm gemacht, aber kein Ziel getroffen.

Charlottenburg — Ludwig Fürst

Atlantis. Der Roman einer untergegangenen Welt. Von F. Wencker-Wildberg. Leipzig 1924, Wilhelm Borngräber. 344 S.

Atlantis ist einigermaßen aktuell geworden, denn in den Prophezeiungen, die seit einigen Jahren durch deutsche Lande schwirren, spielen Erdkatastrophen keine kleine Rolle, und dabei sind sicherlich die Überlieferungen vom Untergang eines ganzen Festlandes als Quelle beteiligt; denn was einmal war, kann sich ja wiederholen; außerdem ist der fromme Wunsch hie und da Vater des Gedankens. Hier findet man nun alles beisammen, was in Vergangenheit und Gegenwart von Atlantis bewußt gefabelt, aus angeblicher oder wirklicher Überlieferung berichtet, vermutet und bewiesen ist. Leider ist sehr schwer zu sagen, wieviel zur letzten Gruppe gehört; der Verfasser selbst ist durchaus nicht unkritisch, geht aber in seiner Bereitwilligkeit, Zusammenhänge anzunehmen, doch wohl weiter als mancher andere, der zögert, auf schwer nachzuprüfenden Einzelheiten weitgehende Folgerungen aufzubauen. Aber es kommt am Ende weniger auf Annahme oder Ablehnung all dieser Theorien an (von denen einem der Kopf manchmal schwindelt) als auf den Einfluß, den der Atlantisgedanke auf die Phantasie so verschiedener Zeiten und Menschen ausgeübt hat, und hier findet ein „curieuser" Leser reiche Ausbeute. Zur Atlantisliteratur sei übrigens noch als dem Kreise wenigstens nahestehend Hermann Schmids vergessenes Epos „Die Fahrt nach Winland" genannt.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Erzählungen. Von Louise von François. München 1924, Albert Langen. (Langens Auswahlbände, begründet von Walter von Molo. Bd. 18.) 186 S. Geb. M. 3,—.

Josef Hofmiller gibt in den durch Walter von Molo begründeten Auswahlbänden des Langenschen Verlages drei Novellen der Louise von François heraus und leitet sie auf vier Seiten vortrefflich ein. Dabei klagt er selbst, in der getroffenen Auswahl durch die Länge gerade der beiden schönsten Françoisschen Novellen, Judith die Kluswirtin und der Katzenjunker, beschränkt gewesen zu sein. So hat er denn drei kleinere Stücke ausgesucht, die immerhin einen Einblick in das Wesen der großen Erzählerin geben. Fräulein Muthchen und ihr Hausmeier mit der glänzenden Einstimmung in das Jahr 1813, zu Füßen des Monarchen mit der schalkhaften, ganz weiblichen Reisestimmung und die Goldene Hochzeit, mit dem erschütternden Schwergewicht der Lösung verketteter Lebensschicksale unter dem Glück und Glanz einer lastenden und befreienden Stunde.

Berlin — Heinrich Spiero

Ein Wanderer. Von Arthur van Schendel. Deutsch von Robert Monjé. Leipzig 1924, Insel-Verlag. 252 S.

Das zweite Buch dieses holländischen Dichters, das uns der Insel-Verlag schenkt, bestätigt die zarten Wunder und lieblichen Offenbarungen des ersten. Wie ein unserem trüben Tage noch ferner mittelalterlicher Legendenerzähler, mit nichts haftend im Schrecken dieses Jahrhunderts, nirgends angekränkelt von der schrecklichen Bewußtheit unserer Geistigkeit, dichtet Schendel gleichnishaft das Leben eines Mannes, seine ziellose Wanderung ins immer Lichtere, seinen Vorübergang an Mensch, Welt, Ereignis. Er dichtet in einer (restlos fein übersetzten) schlichten, innigen, einfältig sachlichen und darum poetisch um so überzeugenderen Sprache, die nur die Hälfte sagt. Die andere Hälfte, so man hingegeben liest, erblüht diesem Leser im Herzen. Daher die Beglückung, die von diesem stillen, sanften, holden Buch ausgeht. Das Erlebnis setzt sich nie unmittelbar in Ausdruck um. Es ist wie ein Glas zwischen uns und dem Vorgang. Aber dieses nur fühlbare, nicht sichtbare Medium gibt dem Buch jenen dichterischen Reiz, den robustere Naturen als weichlich und süß werden ablehnen mögen.

Berlin — Kurt Münzer

Lobgesang aus der Tiefe. Erzählungen. Von Martin Andersen Nexö. 3. Auflage. Konstanz 1923, Oskar Wöhrle. 149 S.

Alles, was der große Nexö aus der Tiefe des Volkes, seines Volkes, zu sagen hat, wird zum Lobgesang auf das Volk, das Leben, noch auf die Not. Es scheint, als gäbe es da unten nichts als Not. Und erst der Dichter muß kommen, um auch im Grau die Farbe aus Himmelslicht zu sehen. Fünf (nicht mehr unbekannte) Novellen vereint das schmucke schwarzrote Bändchen, Fragmente aus dem ewigen Epos vom Proletariat. Es ist die Welt von Stine und Pelle, aus der die Menschen dieser Erzählungen kommen, alle Brüder und Schwestern jener beiden in ihrer Ärmlichkeit riesigen Gestalten. Auch diese kleineren Geschwister wachsen ins Typische und Symbolische empor und sind umwittert von der mit Liebe und Gram erfüllten Atmosphäre, wie sie so echt nur bei Nexö quillt.

Berlin — Kurt Münzer

Fräulein Fob. Roman. Von Anders Eje. Deutsch von Hugo Greinz. Wien 1924, Nikola-Verlag. 351 S.

So wie man zwischen „Candida" und „Wallenstein" ins Kino geht, zwischen Mahlers Achter und Bruckners Romantischer ins Kaffeehauskonzert, so liest man zwischen Wassermann und Stehr eines der reizenden Eje-Bücher. Man spannt darin aus, und Kräfte, die nicht beansprucht werden, sammeln sich zu neuer Energie. Nichts kann geringere Forderungen an uns stellen als ein Roman von Anders Eje, denn man ärgert sich nicht einmal! Mag er den kuriosesten Unsinn

erzählen, komischen Kriminalfall, abenteuerlichste Liebesgeschichte: er tut es mit so viel Humor, Geschick und liebenswürdiger Burschenhaftigkeit, daß man lacht. Und also hat er gewonnenes Spiel. Nur: diesmal beginnt sein Roman hübscher, als er sich fortspinnt und endet. Diese Ehegeschichte benutzt einen schon banal gewordenen Konflikt des Mädchens, das sich dem Ungeliebten opfert, um den Vater zu retten. Einfälle, die originell sein sollen, sind gewaltsam und unglaubhaft. Aber es bleibt der Vorzug eines beweglichen Dialogs, einer leicht fließenden Entwicklung, eines menschenkennerischen Augenzwinkerns. Und, wie gesagt, das ist genug, wenn man es nicht als Selbstzweck nimmt, sondern nur als Zwischengericht, als Verdauungspause, Entspannung und Erheiterung.

Berlin — Kurt Münzer

Frau Marie Grubbe. Von Jens Peter Jacobsen. Übertragen von J. Sandmeier. München 1922, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 357 S.

Niels Lyhne. Von Jens Peter Jacobsen. Übertragen von J. Sandmeier. Ebenda. 313 S.

Ich besitze bei weitem nicht alle deutschen Jacobsen-Ausgaben, nur vier oder fünf, teils besser, teils schlechter übersetzt, keine so miserabel wie die von Sandmeier, dem Herausgeber der Knut Hamsun-Gesamtausgabe, neu übertragen. Hier hat Jacobsen wahrlich seinen Schering gefunden! Die Übersetzung wimmelt von Danismen, kaum je hat der Übersetzer sich von den Fesseln der fremden Sprache befreien können. Die Lektüre erheitert zuweilen (Herr Sandmeier sagt „muntert auf" — dänisch: opmuntre), meistens aber stimmt sie melancholisch und man wünscht sich, daß diese verballhornte Jacobsen-Ausgabe den „schwierigen" Tod sterben möchte, den Herr Sandmeier Niels Lyhne sterben läßt.

Berlin — Erwin Magnus

Südseegeschichten. Von Jack London. Übersetzt von Erwin Magnus. Berlin 1924, Gyldendalscher Verlag. 264 S. Geb. M. 5,–.

Abenteuer des Schienenstranges. Von Jack London. Übersetzt von Erwin Magnus. Ebenda. 268 S. Geb. M. 5,–.

Exotische Geschichten aus sehr verschiedenen Bereichen; dort ist es die Welt des Stillen Ozeans, in deren seit undenklichen Geschlechtern in Gutem und Bösem stillstehende Verhältnisse die Betriebsamkeit des weißen Mannes eingreift, hier die Welt der Vagabunden, deren Denken um die Frage kreist, wie man, ohne zu arbeiten, essen und trinken, ohne zu bezahlen, Eisenbahn fahren und dabei dem Zugriff der Polizei entgehen kann. Jack London ist ein viel umgetriebener Mann, der selbst die Länder, Städte und Menschen gesehen hat, von denen er erzählt — als eigene Erinnerungen gibt er die Erfahrungen zum besten, die er als blinder Passagier auf den Bahnen der U. S. A. und Kanadas, als Fechtbruder und, wenn es sein muß, Gelegenheitsarbeiter an den großen Straßen, manchmal auch im Gefängnis gesammelt hat. Das sind denn freilich eher Blätter aus einem Skizzenbuch als Erzählungen, und die soziologische Anteilnahme überwiegt bei der Einförmigkeit der Geschehnisse die literarische. Anders steht es mit den „Südseegeschichten": das sind in sich abgeschlossene Lebensschicksale sonderlicher Käuze von weißer und farbiger Haut, lebendig und mit grimmigem Humor erzählt. Es ist starke und derbe Holzschnittkunst, einprägsam und mehr darauf bedacht, realistisch Vorgänge miterleben als die Wunder einer fernen Welt romantisch mitempfinden zu lassen, vielleicht gerade darum aber packend. Die Übersetzung beider Bände lag bei Erwin Magnus in guten Händen.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Don Quixote von la Mancha. Von Miguel de Cervantes Saavedra. Drei Leinenbände. Mit Holzschnitten. Wien 1923, A. Schroll & Co. 488, 565 und 688 S.

Der rühmlichst bekannte Kunstverlag hat hier, unangesehen der schwierigen Verhältnisse im Buchhandel, ein Werk herausgebracht, das sich sehen lassen kann. Eine Prachtausgabe auf einwandfreiem Dünndruckpapier in Ganzleinen, handlich und geschmackvoll. Den beliebten Publikationen des Inselverlages ist dieser Neudruck durchaus ebenbürtig. Der Ausgabe liegt Tiecks Verdeutschung zugrunde. Hans Alexander Müller in Leipzig hat hierzu 81 künstlerisch bemerkenswerte Holzschnitte, vielfach ganzseitig, beigesteuert, die stilgerecht das Werk illustrieren. Bibliophilen wird diese Ausgabe Freude bereiten.

Wien — Martin Brussot

Literaturwissenschaftliches

Raabe. Leben, Werk, Dichtung. Von H. Spiero. Mit drei Bildnissen und einer Briefnachbildung (Geisteshelden, Bd. 73). Darmstadt 1924, Ernst Hofmann & Co. 318 S. 8°.

Aus der kaum mehr übersehbaren Flut von Bekenntnissen zu und Untersuchungen über Raabe (beides geht leicht ineinander über) hebt sich hier die erste große, einheitliche, zusammenfassende und zugleich fortführende, im besten Sinne biographische Darstellung des Mannes und seines Werks heraus. Die erste — gewiß nicht die letzte. Noch mancher wird desselben Weges ziehen, mit sehr verschiedener Kraft und Ausrüstung zum Werk, auch mit verschiedener Einstellung des Blicks. Möge jedes Wanderers Blick so frei und offen sein wie der H. Spieros, der sich in dem letzten Lebensjahre Raabes eines genaueren Umgangs mit dem Meister rühmen, der ihn aus nächster Nähe kennen lernen durfte und der sich doch die Haltung oberhalb seines Gegenstandes bewahrt hat. So gelingt es ihm vor allem, die menschliche, künstlerische und schriftstellerisch-technische Entwicklung Raabes von den mehr zufällig-chaotischen oder von der Überlieferung belasteten Anfängen zu immer größerer persönlicher Freiheit, geistiger Klarheit, formaler Vollendung zu zeichnen, ohne daß darüber die nun einmal mit Raabes Wesen und Werten aufs innigste verbundenen „Absonderlichkeiten", die Ecken und Schroffen seiner Denk- und Schreibweise verschleiert oder blind überschätzt würden. Spiero nimmt seinen Helden, wie er ist und wie er genommen sein will: ganz hingenommen oder ganz abgelehnt. Und Spiero nimmt ihn ganz und legt ihn uns aufs neue ans Herz, um die für Raabe eingestimmten Gemüter, die ihn noch nicht kennen, zu ihm hinzuführen. Deren sind nicht wenige; wer freilich diese Einstellung nicht besitzt, dem wird keine noch so liebevolle Würdigung helfen. Man muß auch, um ein Buch wie das Spieros zu lesen und zu genießen, schon ein vollgerüttelt Maß von Raabe-Belesenheit mitbringen. Denn eigentlich widerstreitet die knappe Form eines solchen Bandes (und überhaupt das Streben nach Übersichtlichkeit) diesem Lebenswerk, das immer in

die Breite geht, das sich jeder Vereinheitlichung zu widersetzen scheint und in jedem seiner Momente wieder ein Eigenes, ein Ganzes ist. Die Zeit ist wohl noch fern, da eine solche Gesamtdarstellung jedem Werk nach Gedankengehalt, Komposition, sprachlicher Form usw. sein volles Recht geben, jedes mit seinem Maße messen und mit seinem eigenen Farbton darstellen kann. So wird jeder Raabe-Kenner an dem vorliegenden Buch vieles preisen, vieles vermissen oder anders wünschen. Näher auf Einzelheiten einzugehen ist hier der Ort nicht. Aber wir heben mit besonderer Freude hervor, wie Spiero in seinem leider zu kurz gehaltenen und nicht recht durchsichtigen Schlußkapitel die einseitige Charakteristik Raabes als „großen Humoristen", die dumme Phrase von dem Dichter der „barocken Ecken und behaglichen Winkel" abwehrt; wie er das ungeheure Ringen des Dichters auch mit den düstersten Seiten des Lebens, mit der vollen Tragik des Menschheits- und zumal des deutschen Schicksals verfolgt, wie er die ganz besondere Stellung des alten Achtundvierzigers zum Weltbürgertum und Nationalismus umreißt und wie er seinen Realismus an Goethe und Keller, an Flaubert und Dostojewski mißt: dafür verzichten wir einstweilen auf eine ausgiebigere Betrachtung des Kunststils, etwa der Novellen u. a. m.

Gewiß werden im Anschluß an Spiero zahlreiche Einzeluntersuchungen angestellt werden, die mit seiner Einstellung wirtschaften, und sie werden in ihrer Gesamtheit wieder auf neue Zusammenfassungen hindrängen. Möge in der Zeitspanne zwischen dem Buche Spieros und seines nächsten Nachfolgers eine neue Ergründung der eigentlich metaphysischen Tiefen von Raabes Werk erfolgen; nur auf dieser Grundlage wird sich eine neue Darstellung seines äußeren Lebens und seiner Werke lohnen, vor allem aber werden gewisse Eigenheiten seines andeutungs- und beziehungsreichen Stils, die Spiero mehr von außen her mustert, erst von da aus ins rechte Licht gerückt werden können. Einstweilen verweisen wir auf die gehaltvollen Aufsätze von Helene Dose „Aus Raabes mystischer Werkstatt". Hamburg 1924, Hanseatische Verlagsanstalt.

Hamburg — Robert Petsch

Thule. Altnordische Dichtung und Prosa. 2. Reihe. 21. Bd.: Isländische Heldenromane. Übertragen von Paul Herrmann. — 22. Bd.: Die Geschichte Thidreks von Bern. Übertragen von Fine Erichsen. Jena 1923 und 1924, Eugen Diederichs. 311 u. 476 S.

Diesen beiden neuen Bänden der Sammlung „Thule" kommt eine ganz besonders große Bedeutung zu. Sie sind neben den beiden Eddabänden wohl überhaupt die wichtigsten und haben Aussicht, am volkstümlichsten zu werden. Denn der erste von ihnen enthält als Kernstück, was leider im Titel nicht zum Ausdruck kommt, eine neue Übertragung der Völsungensaga, die ja eine der vornehmsten Quellen für unsere Kenntnis der Siegfried- und Nibelungensage ist und vor allem auch Richard Wagner die nachhaltigsten Anregungen zur „Walküre" wie zum ganzen „Ring" gegeben hat, und der zweite bringt die umfangreiche und gleichfalls hochbedeutende, leider bei uns sehr wenig bekannte Thidrekssaga, in deren Mittelpunkt Dietrich von Bern steht. An die Völsungensage schließt der Übersetzer mit Recht die auch in der nordischen Überlieferung aufs engste mit ihr verbundene Geschichte von Ragnar Lodbrok, einen typischen, an Abenteuern reichen dänischen Wikingerroman, dann die kurze Erzählung von Norngest, die Motive vom Ewigen Juden und von der Lebenslichtsage verwendet, und endlich noch die Geschichte von Hrolf Kraki, die eine der schönsten und reichsten altdänischen Königssagen ist.

Die Thidrekssaga ist ein in der altnordischen Literatur einzig dastehendes Denkmal, denn sie beruht durchaus auf deutscher Überlieferung; sie verknüpft mit der Gestalt und sagenhaft geformten Geschichte des großen Ostgotenkönigs noch eine Reihe anderer bekannter Sagen, so die von Wieland dem Schmied, von Siegfried und den Nibelungen, von Walther und Hildegund und noch andere.

Beide Bände sind in gewissem Sinne ein Ersatz für das alte, vortreffliche Buch von August Raßmann „Die deutsche Heldensage", das 1856 zuerst erschien und seit der zweiten, unveränderten Auflage von 1863 nicht wieder aufgelegt worden ist. Für wissenschaftliche Zwecke ist freilich dieses Werk auch in Zukunft noch unentbehrlich; doch der allgemein gebildete Leser, der die größten und schönsten germanischen Heldensagen in einer ganz eigenartig ausgeprägten Form kennenlernen und ohne gelehrtes Beiwerk genießen will, findet in diesen beiden Thulebänden, die übrigens mit guten und inhaltreichen Einführungen versehen sind, alles Erforderliche und wird an der herben Kraft dieser alten Welt seine helle Freude haben.

Breslau — H. Jantzen

Volk und Kunst. Berlin 1924, Volksbühnen-Verlags- und Vertriebs-Gesellschaft m. b. H.

Die berliner Volksbühne hat sich einen eigenen Buchverlag angegliedert und möchte in einer Schriftenreihe „Volk und Kunst", von der bis jetzt fünf Hefte erschienen sind, ihren Mitgliedern und darüber hinaus einem großen Publikum mannigfache Probleme nicht ausschließlich, aber doch vornehmlich des Theaters nahebringen. Die Schwierigkeit dabei ist die Innehaltung einer gewissen Niveaueinheit. Während nun Nestriepke („Der moderne Theaterbetrieb") voraussetzungslos und elementar auseinandersetzt, mit welchen Schwierigkeiten, Hemmungen, Forderungen die Theaterkunst ein Stück in das Bühnenleben übersetzt, liest der doch offenbar angenommene einfachere Leser Rudolf Kaysers Überblick über die dramatische Entwicklung vom Naturalismus bis zu Brecht und Bronnen („Das junge deutsche Drama") gewiß viel schwieriger. Eine gute Mitte hält Julius Bab („Arbeiterdichtung"), der mit immer bewährter Sicherheit in glücklichen Formulierungen das Wesentliche bestimmt und heraushebt und mit vielen und erhellenden Beispielen begründet. Arthur Holitscher („Das Theater im revolutionären Rußland") gibt Berichte von dem, was er in Rußland selbst gesehen hat, nicht in allem gerade neu. Aus der übersichtlichen Erörterung von J. Schikowski („Der neue Tanz") habe ich, hier mehr Aufnehmender als Beurteiler, allerhand gelernt.

Berlin-Steglitz — Hans Knudsen

Gemeinschafts-Bühne und Jugendbewegung. Herausgegeben von Wilhelm C. Gerst. Frankfurt a. M. 1924, Verlag des Bühnenvolksbundes. 224 S.

Ein klares, offenes und darum beachtenswertes Buch. Ich teile weder den Pessimismus des Herausgebers Gerst (der den landläufigen Theatern den sicheren Untergang voraussagt), noch stehe ich dem Laientheater mit besonderer Liebe gegenüber (wofern es sich nicht um große Volks- und Heimatfestspiele handelt; wohl aber, wenn man mir Schönheiten und Vorzüge einer „Faust"-Wiedergabe durch Primaner klarmachen will — grober Unfug!). Aber mit gleichmäßigem

Interesse habe ich die Berichte und Abhandlungen in dem Buch gelesen, die das Thema alle von verschiedenen Seiten her bestrahlen. Ganz besonders wichtig und klärend ist mir der Aufsatz von Theodor Hüpgens (Grundsätzliches zum Laienspiel) erschienen, der den Mut hat, auch von den Dingen zu reden, die unsereinem das Laienspiel so oft unerträglich gemacht haben, dann aber seinen Glauben „an die erlebnisbildende Kraft des Gemeinschaftsgefühls, wie es in unseren Standes- und besonders in unseren Jugendvereinen wirkt", tiefer begründet. Das ist so besonnen und voll verständiger Programmatik, daß man beinahe bekehrt werden könnte. So viel jedenfalls geht aus den Darlegungen der Beteiligten hervor, daß von den Verantwortungsbewußten das Laienspiel sinnvollen Zielen zugeführt wird; und ganz gewiß ist diese Bewegung von solcher Bedeutung und Tragweite, daß sich jedermann mit ihr in irgendeinem Sinne auseinandersetzen muß. Dazu aber gibt dieses Buch, das ein ausgezeichnetes Niveau hat und mit lockendem und leitendem Bildschmuck ausgestattet ist, die beste theoretische Möglichkeit.

Berlin-Steglitz — Hans Knudsen

Quattro corde della cetra germanica. Von Elio Gianturco. Florenz 1924, Le Monnier. 28 S.

Der Verfasser bietet in dem kleinen Heft einige Übersetzungsproben in Versen aus Klopstock („Salem", „Der Jüngling"), Goethe („Herbstgefühl", „An Luna", „Philomele"), Novalis (Zweite Hymne „An die Nacht") und Lenau („Am Grabe Höltys", „Waldlied VII", „Schilflieder"). Hie und da glückt ihm ein guter Ausdruck; einige Verse (z. B. in der Übersetzung aus Novalis) bewahren etwas vom Geiste des Originals; im ganzen aber sind diese Übersetzungen unreife Versuche. Zu willkürlich verändert zuweilen Gianturco die metrische Form; oft verkürzt er oder läßt ganze Verse und Strophen fort; manchmal gibt er eher freie Umarbeitungen als innig treue Übersetzungen. Es fehlen auch nicht einige Versehen: z. B. im Goetheschen Gedicht „An Luna" liest Gianturco „Höhen" statt „Höhlen"; im „Waldlied VII" (nicht II, wie er schreibt), übersetzt er „Biene" mit „farfalla".

Palermo — G. A. Alfero

L'oltretomba nell'Eneide di Virgilio. Saggio critico di G. Funaioli. (Biblioteca Sandron di Scienze e Lettere N. 105.) Palermo 1924. 184 S.

Der Essay, den G. Funaioli dem sechsten Buch der Äneis widmet, vereinigt zwei große und nicht leicht zu vereinbarende Verdienste in sich: er kann den anspruchvollsten Gelehrten und Kritiker befriedigen, und ist zugleich auch noch für ein großes Publikum höchst anziehend und interessant. Mit einer gründlichen Sachkenntnis versehen, schreitet der Verfasser zur Auslegung von Äneas' Reise in die Unterwelt, die er sowohl mit den alten Ansichten über das Leben nach dem Tode und die Unterwelt, wie mit den vorherigen und nachherigen Reisen in die Unterwelt in Beziehung setzt. Es ist für den geübten Leser nicht schwer zu sehen, was für eine erschöpfende und genaue Vorarbeit der Verfasser geleistet hat; Funaioli liebt es aber nicht, seine Gelehrsamkeit zur Schau zu stellen, und nur wo es notwendig ist, um eine zweifelhafte Lesart zu untersuchen, eine strittige Frage zu lösen, eine fremde Deutung aufzunehmen oder eine eigene zu verfechten, bietet er Anmerkungen und Zitate. Er will vielmehr, den Leser durch Vergils Unterwelt führen, vor ihm die Gestalten und die Formen lebendig und plastisch aufleben, ihn den unsterblichen dichterischen Wert des Gesanges fühlen und genießen lassen. Und das ist ihm vollkommen gelungen. Vergil spricht durch ihn zu uns wie ein moderner Dichter; einige Episoden, wie Äneas' Begegnung mit Dido, mit Delphobus, mit dem Vater, werden von ihm wirkungsvoll vergegenwärtigt und vertieft; jede verborgene Bedeutung des Textes weiß er zu ergründen, jede Feinheit hervorzuheben, so daß der Leser oft vor dem ungeahnten Leben staunt, das, durch die Auslegung, plötzlich aus Vergils Worten hervorquillt.

Ich glaube, daß gerade in dieser stilistischen und ästhetischen Analyse der unsterblichen Dichtung der größte Wert der interessanten und empfehlenswerten Studie besteht.

Palermo — G. A. Alfero

A Historical and Bibliographical Survey of the German Religious Drama. Von Maximilian J. Rudwin. Pittsburgh 1924, Publikation der Universität (Studies in Language and Literature) 286 S.

Eine Veröffentlichung nach der andern (vgl. z. B. das von mir seinerzeit angezeigte Werk B. Qu. Morgans) schärft uns ein, daß wie im Bibliothekswesen schlechthin, so auch in der Bibliographie die Führung heute — und nicht erst seit gestern — in Nordamerika liegt: eine Tatsache, zu deren Erklärung wirtschaftliches Übergewicht allein nicht ausreicht. Daß freilich ein Werk wie das vorliegende sein zum Teil ganz obskures, daher weitum verstreutes, schwer zugängliches Material zum allergrößten Teil mit Hilfe amerikanischer Büchereien beschaffen konnte, das wäre ohne die fortgesetzte Abwanderung großer germanistischer Buchbestände, der Sammlungen Zarnckes z. B. oder Scherers in die Neue Welt undenkbar. M. J. Rudwin, Professor an der Universität Pittsburgh in Pennsylvanien, auch den europäischen Fachleuten seit mehr als einem Jahrzehnt durch erfolgreiche Studien zur Geschichte des altdeutschen Dramas wohlbekannt, legt hier eine sehr genaue und, wie mich Stichproben überzeugt haben, nahezu lückenlose Bibliographie eines Teils seines Arbeitsgebietes vor — nämlich des geistlichen Volksschauspiels (der Titel verspricht also mehr als das Buch hält) im Mittelalter und der neuzeitlichen Ausläufer, und zwar registriert er unter den verschiedensten Gesichtspunkten nach Stoffen, Orten und Autoren nicht bloß die Texte, deren ja das Mittelalter nur eine bescheidene Zahl überliefert hat, sondern auch die gesamte Literatur über jene Texte, desgleichen unter anderem die fast uferlose über Oberammergau usw. Mit kleinen Verbesserungen und Ergänzungen sollen weder Autor noch Publikum behelligt, vielmehr Gründlichkeit und Handlichkeit dieser Arbeit, die sich sofort dem unentbehrlichen Rüstzeug des Bibliothekars und Altgermanisten beigesellt, anerkannt werden.

Wien — R. F. Arnold

From Goethe to Byron. The Development of „Weltschmerz" in German Literature. Von William Rose. London 1924, Routledge & Sons. 210 S. Geb. 7 s 6 d.

Der Verfasser findet den Grund für die große Rolle, die Byron als Mensch und Dichter im geistigen Leben Deutschlands während des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts spielte, nicht nur in der Gesamtstimmung der Zeit der Reaktion, sondern auch darin, daß die Schilderung des Weltschmerzes schon vorher eine beträchtliche Rolle in unserer Literatur gespielt hatte, der Boden also wohlvorbereitet

war. Er läßt in langer Reihe auf Grund ausgebreiteter Lektüre Weltschmerzlertypen aufmarschieren, wobei denn freilich manches unter diesen Gesichtspunkt gebracht wird, was wir kaum so zu sehen gewohnt sind, während andererseits in einer Studie, die Jean Paul einschließt, auch für den jungen Tieck (William Lovell!) sich ein Platz hätte finden, auch ein Blick auf die Geistesnahrung der breiten Masse der Gebildeten (Kotzebue: Menschenhaß und Reue) hätte fallen können. Die monographische Behandlung eines solchen Themas bringt den Nachteil mit sich, daß etwas, was doch nur als Nebenströmung vorhanden war, zu stark hervortritt; das Entscheidende scheint mir, daß das 18. Jahrhundert eine Gesamthaltung des schaffenden Dichters, wie sie Byron, Heine, Lenau u. a. zeigen, nicht kannte; der Verfasser will, wie sein Schlußabschnitt zeigt, anderes auch nicht behaupten — das wertvolle Material des Buchs hätte an Überzeugungskraft gewonnen, wenn er schon in den einzelnen Kapiteln durch stärkeres Eingehen auf die Persönlichkeit des Schaffenden eine gewisse Einseitigkeit vermieden hätte.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Geschichte der griechischen Literatur (II). Von W. Nestle. 1924. W. de Gruyter & Co. (Sammlung Göschen. 557. Bd.) 144 S. Geb. M. 1,25.

Man muß die beiden Bändchen der griechischen Literatur (deren erstes ich Ende 1923 besprach) als einheitliches Ganzes auffassen, denn der Abschnitt über Platon und Aristoteles schließt den großen Zeitraum des klassischen Hellas und scheint nur aus buchtechnischen Gründen an seine Stelle im zweiten Band verwiesen zu sein. Mit guter Übersicht zeigt er das Wesen des „jenseitig" und des „diesseitig orientierten" Philosophen, die beide für die „Riesenschlacht um den Begriff des Seins die Welt- und Zeitparole" ausgegeben. Hat Nestle bis hierher auf einem allgemein bekannten Gebiet gearbeitet, so tritt er bei der Schilderung des Zeitalters des Hellenismus und der späteren Literatur in manches Neuland, das sich nur langsam den Fachgelehrten erschloß. Deshalb ist diese Übersicht besonders begrüßenswert, sie stellt von der attischen Komödie bis zu den byzantinischen Kirchenvätern Dichter, Philosophen und Schriftsteller an ihren richtigen Platz, so daß der Laie gut orientiert wird über Wesen und Jahrhundert wichtiger Geistesströmungen, die in das Weltbild unseres Wissens gehören. Wir erfahren, daß schon der Hellenismus eine Überproduktion an Büchern kannte, die Kallimachos mit dem Wort traf: „ein großes Buch, ein großes Übel" und die etwas später der sogenannte Prediger Salomonis geißelte, als er schrieb: „Des Büchermachens ist kein Ende." Dann sehen wir das Entstehen des Romans, als dessen Keimzelle die dramatische Erzählung erscheint, wie sie in den Übungen der Rhetorenschule gepflegt wurde. Diese Bemerkungen sind beispielsweise herausgegriffen und sollen andeuten, welche Fülle an Interessantem das übersichtliche Büchlein (früher hätte man es Leitfaden genannt) enthält.

München — A. von Gleichen-Rußwurm

Verschiedenes

Architektur, die nicht gebaut wurde. Von Josef Ponten. Textband mit 167 S. und Abbildungsband mit 400 Tafeln. Stuttgart 1925, Deutsche Verlags-Anstalt.

Josef Ponten, der feine Dichter, zeigt in diesem Werk Architektur, die nicht gebaut wurde, die papierener Entwurf oder Modell blieb. Schon in seinem Roman „Der babylonische Turm" ließ Ponten einen alten Baumeister seinem Sohne sagen: „Das Beste, was gebaut wurde, mein Sohn, ist nur auf dem Papier gebaut worden ... Wenn ich gelehrt wäre wie du, Gabriel, so ging ich in die alten Büchereien und auf die Trödelmärkte und stellte das zusammen an Rissen und Zeichnungen, was nicht gebaut wurde. Es gibt soviele Bücher über das Gebaute. Das ist auch da und steht leidlich da und braucht keine Bücher. Aber es gibt auf der Welt kein wahrhaft großes Bauwerk, das nicht Ruine wäre, im einen oder anderen Sinne. Und wenn es scheinbar auch vollendet wurde, so konnte es nie vollendet werden, wie der Baumeister es sich gedacht hatte, tausend Rücksichten verhinderten das. Das alles nun würde ich ergänzen — ich würde dir helfen und zeichnen, aber du müßtest das Nötige dazu schreiben und überhaupt forschen, und wir geben es dann heraus als die Architektur, die nicht gebaut wurde." Dieses Programm hat nun Ponten erfüllt, wobei ihm zwei Wölfflinschüler — Heinz Rosemann und Hedwig Schmelz — treffliche Dienste leisteten. Und der lang gehegte Plan ist zu einer gelungenen Tat gediehen, weil Ponten keine Entwürfe unterbreitet, die durch unarchitektonische Fantastik wesensgemäß zu einem bloß papiernen Dasein verurteilt erscheinen; sondern bei aller Vorliebe für kühn ausschweifende und keine Kosten scheuende Architektur wird nur das herangezogen, was grundsätzlich bauliche Möglichkeit gestattet. Obgleich ich nun keineswegs alle Wertungen Pontens teile, unbestreitbar zieht in stolzer Folge eine Fülle bedeutsamer, interessanter, ja genialer Arbeiten an uns vorüber. Die ausgezeichneten Abbildungen werden durch den klugen, besonnenen und bescheidenen Text unterstützt. Denn Ponten lehnt es ab, sein Buch als Werk der Wissenschaft auszugeben. Er schreibt als Schriftsteller über wissenschaftliches Material, und was ihn zum Schreiben drängt, das ist eben das Erlebnis angesichts dieser nie gebauten Architektur. Wo sie sich der Gegenwart zuwendet — Ponten durchwandert die Zeiten von der Gotik bis zu unserer Zeit — taucht besonders häufig die Tragik auf, daß Krieg und Nachkriegsjahre so viel großes und kräftiges Wollen behinderten. Aber es regt sich auch manches Wollen, das hoffentlich in Zukunft fruchtbar wird, und vielleicht wird doch noch einiges von der ungebauten Architektur zu einer gebauten. Wenn ich die wichtigsten und reizvollsten Stationen des langen Weges — den Ponten gegangen — kurz benennen soll, um von dem inhaltlichen Reichtum Kunde zu geben, so verweise ich nur auf die Ausführungen über die Westseite des Münsters von Straßburg, auf die Türme von Ulm und Regensburg, das hohe Haus von Perret (den Plan eines Wolkenkratzers in der Renaissance), den Marktturm Dürers, auf Sankt Peter in Rom, auf das Kapitel über Michelangelo oder Piranesi, dann auf die Erörterungen über Dresden oder das Schloß in Schleißheim. Schinkel und Weinbrenner werden besonders gewürdigt. Mit den Plänen für Riesenbauten in Eisen stehen wir an der Schwelle unserer Zeit. Idealentwürfe und Pläne nationaler Denkmäler am Rhein aus den letzten Vorkriegsjahren schließen sich an. Es folgen Hochhäuser, Pläne von Pölzig, die der Revolutionsarchitektur und endlich ein Ausblick in Städte der Zukunft. Ich glaube, daß jeder mit Genuß in den Abbildungen und im Text blättern wird. Und dieser Genuß wird ihm wohl auch manche Belehrung schenken. Vielleicht sogar zu der grundsätzlichen Besinnung anregen über die Bedeutung der architektonischen Skizze. Dieser Frage wäre eine eingehende ästhetische Untersuchung dringend zu wünschen.

Rostock — Emil Utitz

Das Werk des Vittore Carpaccio. Von Wilhelm Hausenstein. Mit 47 Textabbildungen und 77 Tafeln. Stuttgart 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 164 S.

In prachtvollen Abbildungen — die auch durch vorzügliche Detailaufnahmen unterstützt werden — zieht das reiche und schöne Werk Vittore Carpaccios an uns vorbei. Wilhelm Hausenstein hat es in dieser Auswahl vorgelegt und einen lebendigen, werbenden Text dazu geschrieben, der seltsam fesselt durch intime Kunstnähe, durch die Atmosphäre Venedigs, die in ihm lockend zittert, und durch die Widersprüche, zu denen er anregt. Denn „gerecht" ist Hausenstein gewiß nicht, begeistert und dann wieder peinlich berührt ablehnend; denn aus beglückendem Erlebnis quillt das Buch, und das Erlebnis leiht ihm alle Maßstäbe, Wertungen, Grenzen und Weiten. Und darum zieht auch dieses Erlebnis in seinen Bann. Bewundernswert ist dabei, wie viel Wissensstoff in die Darstellung verarbeitet wurde, ohne sie irgendwie zu belasten und zu ernüchtern. Sie bleibt frei und heiter, betont persönlich und eigenwillig. Und sie ist in einem weit tieferen Sinn — als dem durch das Material gegebenen — ihrem Gegenstand zärtlich angepaßt. Man bereist die gewiß nicht erschütternde aber sehr reizvolle Welt Vittore Carpaccios in der beneidenswerten Gesellschaft eines gebildeten, wach sich einfühlenden Führers, der niemals langweilt, nie zu schwer wird, aber auch nie unter ein gewisses, gepflegtes Niveau taucht.

Rostock — Emil Utitz

Jacob Burckhardt. Briefwechsel mit der baseler Dichterin Emma Brenner-Kron 1852—1866. Herausgegeben von K. E. Hoffmann. Basel 1925, Benno Schwabe & Co. 87 S. M. 2.—.

Basler Heimat-Gedichte. Von Emma Kron. Herausgegeben im Auftrag der Kommission zur Förderung des heimischen Schrifttums von K. E. Hoffmann. Buchschmuck von Arthur Riedel. Basel 1924, Benno Schwabe & Co.

Wer einmal den Zauber der ungezwungenen Aussprache in der Korrespondenz des großen baseler Humanisten kennengelernt hat, wird mit Begierde nach jeder neuen Bereicherung seines nun schon ziemlich umfänglichen Briefschatzes greifen, der uns am unmittelbarsten die unwiderstehliche Wirkung dieses wahrhaft überlegenen Geistes mit seiner doch so herzlich liebenswürdigen Menschlichkeit lebendig empfinden läßt. Auch das vorliegende Büchlein, das wir dem verdienstlichen Spürsinn und der liebevollen Sorgfalt K. E. Hoffmanns verdanken, fügt dem abwechselungsreichen Festmahl der Burckhardtschen Briefe in sauberer, geschmackvoller Zubereitung einen neuen erlesenen Leckerbissen hinzu. Schon der Anlaß dieser Briefe ist von reizvoller Eigenart: Burckhardt kennt seine Partnerin gar nicht — anonym hat die junge, aber schon seit Jahren verheiratete Dichterin dem damals vierunddreißigjährigen Professor ihre Gedichte zur Beurteilung zugeschickt, und zwei Jahre lang geht die schriftliche Zwiesprache mit der „schönen Maske", bis Frau Brenner-Kron ihn in ihr Haus einladen darf und der mündliche Verkehr den schriftlichen bis auf ein paar kürzere Nachzügler verdrängt. Fehlen demnach die weiteren persönlichen Beziehungen und Ausblicke, die den Briefen an die Dichterfreunde Paul Heyse und Gottfried Kinkel noch einen wesentlichen Reiz hinzufügen, so sind darum doch die grundsätzlichen Ausführungen über Dichter und Dichtkunst nicht minder gehalt- und wertvoll. Der große Kunstkenner, der sein Dichterherz und seine eigenen dichterischen Versuche nicht verleugnet, nimmt es „als eine Pflichtsache, der Schönheit zu Hilfe zu kommen, wo sie irgend zutage treten und Gestalt annehmen will".

Diesem genialen Lehrmeister gegenüber hat die Schülerin einen schweren Stand. Aber sie behauptet sich tapfer und selbstwillig; die drei einzigen Briefe von ihr, die erhalten sind, machen es wohl verständlich, daß auch ein so anspruchsvoller Geist wie Burckhardt sich von ihr gefesselt fühlte. War sie doch vorher auch schon die Jugendliebe Heinrich Leutholds gewesen! Unter ihren hochdeutschen Gedichten, die den Briefen dankenswerterweise hinzugefügt sind, gehört eins der an diesen gerichteten mit seiner rhythmischen Beschwingtheit zu den besten („Ob ich an dich gedacht"). Eigenartiger erscheint sie aber in ihrer mundartlichen Dichtung, und so war es ein guter Griff der baseler Literaturkommission, daß sie zum hundertsten Geburts- und fünfzigsten Todestag von Emma Brenner-Kron (1823—1875) eine Auswahl ihrer „Basler Heimat-Gedichte" durch K. E. Hoffmann sorgfältig und in hübscher Ausstattung herausgeben ließ. Freilich reichen diese Dialektgedichte nicht heran an das Juwel Jacob Burckhardts, sein „Hämpfeli Lieder"; aber auch sie entbehren in ihren idyllischen Schilderungen nicht wahrhaft dichterischer Auffassung und Anschaulichkeit, eines glücklichen Humors und tieferer Gemütstöne, die ihnen über ihren zeit- und kulturgeschichtlichen Reiz hinaus einen ehrenvollen Platz in der baseler Heimatdichtung sichern.

München — Erich Petzet

Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung. In Verbindung mit G. Bourgin, E. Ciccotti, E. Hanslik, K. Hara, S. Hellmann, K. Kaser, E. G. Klauber †, E. Kohn, J. Kromayer, C. F. Lehmann-Haupt und A. Rosthorn. Herausgegeben von Ludo Moritz Hartmann. Erster Teil. (Einleitung und Geschichte des alten Orients. Von E. Hanslik, E. Kohn, E. G. Klauber † und C. F. Lehmann-Haupt. Dritte, erweiterte und veränderte Auflage.) Gotha-Stuttgart, Fr. Andr. Perthes A.-G. XVII, 246 S. M. 6,—.

Nun muß man auch hinter dem Namen des Herausgebers ein Kreuz einschalten. Mit Trauer nimmt man Hartmanns letzten Anteil an seiner unvollendet gebliebenen „Weltgeschichte" in die Hand. Da der Verfasser des Hauptstücks des ersten Teils, Ernst Georg Klauber (Göttingen), der Wissenschaft durch den Weltkrieg entrissen worden ist, hat es C. F. Lehmann-Haupt (Innsbruck) auf sich genommen, seinen Beitrag gründlichst neu zu gestalten. Während die Geschichte des alten Orients früher nur 94 Seiten umfaßte, brauchte der neue Mitarbeiter dafür nicht weniger als 219 Seiten! Der Umsturz erstreckte sich bis auf die beigegebene Zeittafel, die jetzt ungeheure Dimensionen hat, dafür aber auch die Gleichzeitigkeit der Dynastien in Ägypten, Mitanni, Syrien und Palästina, Damaskus und Phönizien, Babylonien und Assyrien famos veranschaulicht. Nur die Karte bedarf dringend einiger Aufmunterung.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Geschichte Rußlands. Von W. O. Kliutschewskij. Herausgegeben von Friedrich Braun und Reinhold von Walter. Erster Band. (Mit einer Kartenbeilage.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt; Berlin Obelisk-Verlag. XXIII, 382 S. 8 .

Wassilij Ossipowitsch Kliutschewskij (1841—1911), 1885 bis 1909 ordentlicher Professor der moskauer Universität, hat einen viersemestrigen „Kursus der russischen Geschichte"

wiederholt gelesen, immer wieder ergänzend, feilend, abrundend, bessernd. In den Jahren 1904—1910 hat er ihn in vier Bänden drucken lassen; bei der Ausarbeitung des vom Schluß des 18. Jahrhunderts bis zur jüngsten Vergangenheit reichenden fünften Bandes entriß ihm der Tod die Feder. Der Charakter dieses Lebenswerks ist erhalten geblieben in der zunächst befremdenden Anrede an die Zuhörer (z. B. „Ich habe Ihnen diese chronologischen Details auseinandergesetzt, um Ihnen zu zeigen" usw.); wer die zwanzig Kapitel des vorliegenden ersten Bandes etwa als einstündige Vorlesungen auf sich wirken läßt, wird ihren ursprünglichen Zauber bald spüren. Kliutschewskij gilt als der verständnisvollste Geschichtschreiber seines Volks, in dessen Werden er den tiefsten Blick getan hat. Wie wenige (Karamsin, Ssolowjow) vor und neben ihm, hat gerade Wassilij Ossipowitsch den Russen nach der guten wie nach der schlechten Seite voll erfaßt und verstanden. Seine russische Geschichte ist bodenständig wie kaum eine andre, ist Miterlebnis. Die Erwägung, daß wir Deutschen alle Ursache haben, die Wurzeln der Entwicklung dieser Nachbarschaft klar kennenzulernen, veranlaßte K. J. von Voß, bei Reinh. von Walter die Übertragung des Vierbänders anzuregen. Sollte jedoch die Übersetzung ins Deutsche den üblichen deutschen Ansprüchen an das „Up to date" vollauf genügen, so mußte ein zweiter Redaktor helfend und beratend danebenstehn. Dieser fand sich — nach Professor K. Stählin, der nur die vier ersten Kapitel erledigte und dann die Mitarbeit aufgab — in Friedrich Braun (früher in St. Petersburg, seit 1920 in Leipzig), der auf dem Felde der germanischen Frühgeschichte Rußlands Autorität ist. Nach meinem Dafürhalten hätte er seine Aufgabe getrost etwas weniger pietätvoll auffassen dürfen und sollen. So hätte er vielleicht im Hinblick auf die deutschen Benutzer hie und da genauere Angaben über Personen, Ereignisse, Daten anmerkungsweise zufügen, im zwölften Kolleg über die Entstehung des großrussischen Volkstums die Theorie von der vollständigen Verödung des Dnjeprgebiets im 12. und 13. Jahrhundert und seiner Neubesiedlung im 15. Jahrhundert mindestens etwas erläutern, die Ausführungen über den Einfluß der finnischen Sprache auf die Bildung des großrussischen Idioms linguistisch besser fundieren können u. a. m. Umgekehrt hat Braun an anderen Stellen leise geändert, ohne dies jedesmal besonders anzumerken. Doch das ist Sache der Auffassung und tut natürlich der Meisterschaft der Gesamtleistung schlechterdings keinen Abbruch. Die Deva hat ihre russische Abteilung um ein vortreffliches Stück bereichert.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Politische Geschichte Finnlands 1809—1919. Von M. G. Schybergson. Mit einer Karte. (Allgemeine Staatengeschichte. Herausgegeben von Hermann Oncken. Erste Abt.: Geschichte der europ. Staaten, herausgegeben von Heeren, Ukert, v. Giesebrecht, Lamprecht, Oncken. 41. Werk.) VII, 500 S., 8°. Gotha und Stuttgart 1925. Friedrich Andr. Perthes A.-G. Geheftet M. 12,—.

Als 1896 von demselben Verfasser in demselben Rahmen eine Geschichte Finnlands erschien, die das letzte (19.) Jahrhundert bis 1894 nur im Fluge behandelte, da waren es — außer dem Kreise der Abonnenten auf den Heeren-Ukert — wohl nur wenige, die sechzehn Mark daran wandten, um ihr Interesse für das in russischen Fesseln seufzende Land der tausend Seen auch auf dem Felde der Geschichte zu betätigen. Heute liegen die Dinge wesentlich günstiger. Finnland ist und bleibt einer der ganz wenigen Plus-Posten Deutschlands aus der unwahrscheinlich schrecklichen Bilanz des Weltkriegs. Und das Gefühl der dankbaren Zusammengehörigkeit beruht durchweg auf Gegenseitigkeit. Darum wird dieser trotz der geringen Zeitdistanz bis zuletzt möglichst objektiv gehaltene Rückblick auf die vorletzten 110 Jahre finnländischen Leidens und Erlöstwerdens gerade in Deutschland zahlreiche Leser finden und bald vergriffen sein. Der Freiheitskampf besonders, dessen Wurzeln mindestens bis zum Krimkriege zurückreichen, wird mit seiner bei aller Gewissenhaftigkeit hinreißenden Schilderung hellen Beifall erwecken. Die älteren unter uns, die sich noch der juristisch-literarischen Fehden „Pro Finlandia" 1899 und 1910 erinnern, werden den braven Finnländern zu ihrem Siege herzlich Glück und Segen wünschen. Vielleicht verdienen bei einer zweiten Auflage neben den schon zitierten auch die Schriften von M. Chalhoub (1910) auf der einen, von G. v. Ewreinow (1909), P. Suworow (1910) und Kasimir Waliszewski (1910) auf der andern Seite eine kursorische Erwähnung.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Der wirtschaftende Mensch in der Geschichte. Gesammelte Reden und Aufsätze. Von Lujo Brentano. Leipzig 1923, Felix Meiner. 498 S.

Brentano, der soeben das achtzigste Lebensjahr vollendet hat, gehört zu den ganz Großen jener Gelehrtengeneration, die etwa nach der Mitte des vergangenen Jahrhunderts, in Deutschland wirkend, hervorzutreten begann. Brentano ist heute ein mit Recht gefeierter Jubilar und doch noch eine aktive Kraft, die Verehrung genießt und gestaltende Wirkung ausstrahlt.

Sein obengenanntes Werk ist eine köstliche Gabe nicht allein für den engen Kreis der Fachgelehrten, sondern für jeden Gebildeten. Es sind offizielle Reden, bei Universitätsfeiern und ähnlichen Anlässen gehalten, und einzelne Aufsätze, die beide sich an weite Kreise wenden, Festtagsspeise, die von der strengen Wissenschaft bei besonderem Anlaß der großen Zahl der Gebildeten serviert wird; nahrhaft und um so wertvoller sind diese Darlegungen, da nicht flatternder Wortpomp als Begleiterscheinung des besonderen Anlasses aufgesteckt ist. Sachliche, fesselnde Klarheit soll sachlich bedeutungsvolle Erkenntnis dorthin tragen, wo ein Bedürfnis nach Bildung, nicht ein Bedürfnis nach Überraschung bringenden Sensationen vorhanden ist.

In den wissenschaftlichen Ausführungen von Brentano findet sich bezeichnenderweise nur eine einzige Stelle mit sehr scharfen polemischen Ausfällen und zwar gegen Professor Sombart. Dieser kenntnisreiche und mit Geist begabte Mann ist allmählich ein Talmi-Gelehrter geworden; was er produziert, glänzt wie Gold, und bei ernster Prüfung erweist es sich als unecht, als Talmi. Bei ihm der überraschende und wissenschaftlich haltlose, aber blinkende Einfall; bei Brentano der festgefügte architektonische Aufbau in Linien voll einfacher Schönheit und beruhigender Solidität; das, was man als eine klassische Form bezeichnen kann, die, wenn sie nur wahrhaft klassisch ist, von steifer Langeweile unendlich weit entfernt bleibt.

Brentano handelt nicht abstrakt von den Gesetzen der Nationalökonomie; er handelt von den Menschen der verschiedenen Epochen und von der Art, wie diese Menschen sich praktisch und theoretisch mit den wirtschaftlichen Problemen auseinandergesetzt haben, vor die ihre Zeit sie gestellt hat; zugleich ein Beitrag zum Wandel und zum Fortbestand

menschlicher psychologischer Einstellung im Hinblick auf ein bestimmtes Problem des Zusammenlebens; das wirtschaftliche Problem; ein Werk von hohem Reiz.

Berlin — Paul Nathan

Napoleon. Von Emil Ludwig. Berlin 1925, Ernst Rowohlt. 695 S. 8°. M. 10,–, (14,—).

Aus dem fabelhaft reichen Wollen und Wirken Napoleons I. ein neues Mosaik zusammenzusetzen, ist an sich nicht schwer; ich selber habe 1921/22 ein „Napoleon-Brevier" verbrochen. Selten kommt bei solchem Unterfangen etwas wirklich Neues, Förderndes heraus wie etwa Berthold Vallentins grandiose Psychoanalyse von 1923. Auch Emil Ludwigs Buch macht keine Ausnahme. Daß es nicht langweilig ist, braucht nicht bewiesen zu werden. Das Geistreichste daran ist wohl die Gliederung: Die Insel — Der Sturzbach — Der Strom — Das Meer — Der Felsen. In dieses glückliche Pentagramm wird mit kluger Wahl das Wichtigste aus Napoleons Leben, Schaffen und Zertrümmern eingetragen, möglichst mit den eigenen Worten des großen, einmaligen Korsen. Zwanzig der charakteristischsten Bildnisse von ihm gereichen dem fesselnden Buch wirklich zum Schmuck.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Ein Leben voller Abenteuer. Von Otto von Corvin. Herausgegeben und eingeleitet von Hermann Wendel. Frankfurt a. M. 1924. Sozietäts-Druckerei. Zwei Ganzleinenbände 406, 449 S. M. 15,–.

Otto von Corvin (1812—1886), der Verfasser des hier neu vorgelegten, zuerst 1861 erschienenen und dann erweiterten Memoirenwerks hat wirklich „Ein Leben voller Abenteuer" verlebt. Sein Lebenslauf ist so vielgestaltig, seine Betätigung so vielseitig, daß es hier kaum möglich ist, auch nur die Hauptetappen wieder zu geben. Nach dem Kadettenhaus war er preußischer Leutnant in der damaligen Bundesfestung Mainz, dann lebte er seit 1833 als freier Schriftsteller, beteiligte sich 1848 an der Februar-Revolution in Paris, dann an den Kämpfen des badischen Aufstandes 1848/49, um schließlich als „Generalstabschef" der Aufständischen in Rastatt von den preußischen Truppen gefangen genommen zu werden. Er wurde zum Tode verurteilt, dann zu zehn Jahren Zuchthaus begnadigt, schließlich 1855 freigelassen. Bei Beginn des amerikanischen Bürgerkriegs ging er als Zeitungskorrespondent nach Amerika, blieb dort bis 1867, um schließlich wieder nach Deutschland zurückzukehren, auch hier im wesentlichen als Zeitungskorrespondent und Publizist tätig. Bücher über die Schwimmkunst, Jagdzeitungen, historische und politische Bücher der verschiedensten Art, darunter eine weitverbreitete „Illustrierte Weltgeschichte" hat er verfaßt, und vor allem ist er bekannt durch den in zahlreichen Auflagen verbreiteten „Pfaffenspiegel".

Der Reiz dieses wechselvollen Lebens, das den Verfasser die Zustände der verschiedensten Länder kennen lehrte, das ihn mit einer großen Anzahl historisch wichtiger Persönlichkeit zusammenführte, wird dadurch erhöht, daß Corvin das, was er erlebte, anschaulich und interessant zu erzählen weiß (freilich fallen die späteren Teile des Buchs, die Schilderungen des Zuchthauslebens und der Zustände Amerikas ab). Der erste Band vor allem liest sich wie ein spannender Roman und sicherlich veranlaßt Corvin sein Erzählertalent, Dichtung und Wahrheit manches Mal zu vermischen (z. B. bei der ziemlich unwahrscheinlichen Schilderung einer Unterredung mit Bismarck 1871). Trotzdem gibt nicht nur der Reiz der Darstellung, sondern auch das historische Material, das in dieser Lebensschilderung enthalten ist, dem Buch seinen Wert. Interessant vor allem ist die Schilderung des deutschen Lebens vor 1848, das Corvin an den verschiedensten Plätzen und Erscheinungsformen kennen lernte, köstlich z. B. die Schilderung des Soldatenlebens der österreichischen und preußischen Truppen in der Bundesfestung Mainz zu Beginn der dreißiger Jahre. Historisch besonders wertvoll ist aber naturgemäß die Schilderung des badischen Aufstandes 1848 und 1849, die Charakteristik der beteiligten Personen, die meist, wie etwa Struve, Hecker und auch Herwegh dabei sehr schlecht wegkommen. Im ganzen wird das Buch trotz mancher Längen auch bei dem heutigen Leser Eindruck machen, und der Neudruck ist deshalb mit Dank zu begrüßen.

Göttingen — Wilhelm Mommsen

Karl Fürst zu Löwenstein. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Von Paul Siebertz. Kempten 1924, Kösel & Pustet. 577 S.

Dieses Werk, ein Zeitspiegel des deutschen Katholizismus aus der Zeit Bismarcks und Wilhelms II., zeichnet das Leben und Wirken eines Mannes, der neben Windthorst, Mallinkrodt, Brandt, Hertling, Schnütgen und anderen sich besondere Verdienste um den kulturellen und wirtschaftlichen Aufstieg der Katholiken Deutschlands erwarb, an Hand von zahlreichen, zum Teil erstmalig veröffentlichten Dokumenten. Wegen seines sehr reichhaltigen Materials und der hieraus gewonnenen gänzlich neuen Aufschlüsse in kirchen- und sozialpolitischen Fragen ist dieses Geschichtswerk eine äußerst wertvolle Ergänzung der durch Sachkunde und Belesenheit gleich ausgezeichneten „Geschichte des Katholizismus von 1800 bis 1870" von George Goyau und Kißlings großangelegter Geschichte des deutschen Kulturkampfes.

Charlottenburg — Hans Sturm

Die Schatzkammer. Norddeutsches Jahrbuch. Herausgegeben von Wilhelm Scharrelmann. Bremen 1925, Carl Schünemann. 408 S.

„Gedenkt der Lebenden!" steht als Leitspruch auf der ersten Seite dieses schönen Buchs. Der Herausgeber will in ihm „eindrucksvolle Zeugnisse norddeutscher Kunst und norddeutschen Schrifttums sammeln und darbieten, damit zugleich eine Brücke vom schöpferischen Menschen unserer Tage zum Empfangenden schlagen." Über dies Programm geht der Inhalt, wenigstens was bildende Kunst betrifft, hinaus: da spricht Gustav Pauli von Oldach, Emil Waldmann von Leibl als Radierer, John Eimers von norddeutscher Fayence-Manufaktur. Aber das ist gut so: ist doch der schöpferische Mensch unserer Tage nicht vom Himmel gefallen, sondern aus dem Grund erwachsen, den seine Vorgänger gerodet und bebaut haben. Und wie in dieser Beziehung, so hat sich Scharrelmann durchweg als der berufene Organisator und Leiter dieses Jahrbuchs erwiesen. Er ist nirgend einseitig gewesen, sondern hat aus ganz Norddeutschland erlesene Kräfte um sich zu scharen und wertvolle Gaben von ihnen in seine Schatzkammer zu sammeln verstanden. Wertvoll wie die wissenschaftlichen Abhandlungen sind die dichterischen Beiträge in Poesie und Prosa. Und da der Verlag den Band mit besten Geschmack ausgestattet und bebildert hat, darf man die „Schatzkammer" aufs herzlichste begrüßen und dem weiteren Fortgang des so glücklich inaugurierten Unternehmens erwartungsvoll entgegensehen.

Hamburg — Carl Müller-Rastatt

Schonungslose Lebenschronik. Von Kurt Martens. Zweiter Teil, 1901–1923. Wien 1924, Nikola-Verlag. 206 S.

Ob Martens diesen Band seiner Erinnerungen mit gleicher Freude schrieb wie er den ersten seiner „Schonungslosen Lebenschronik" geschrieben hat? Er muß von Krieg, von Revolution, von der so bedrückenden Atmosphäre der Auflösung sprechen. Er muß zu Problemen Stellung nehmen, die nicht seine Probleme, die der eigenartigen Zartheit und aristokratischen Zurückhaltung seiner Natur geradezu zuwider sind. Und so ist es auch weniger sein Blut, das durch diese Erinnerungen strömt, als ein kritischer Blick, der Erinnerungen Revue passieren läßt: diese mit Humor und Noblesse begrüßend, jene mit Klugheit, aber auch mit Distanz beobachtend und sezierend.

Was er dem Leser, was er dem Chronisten bringt, ist reich und interessant, zumal es reizt, 1925 schon als historisch betrachten zu können, was man 1923 noch „schaudernd selbst erlebte".

Und wie im ersten Teil, bezwingt auch in diesem Teil wieder: die Gradheit, Schonungslosigkeit und angeborene aristokratische Haltung seines Wesens — feinste und letzte Eigenschaften einer nicht starken, aber vornehmen und — vergangenen Kultur.

Stuttgart — Heinz Dietrich Kenter

Zug der Gestalten. Von Karl Linzen. Kempten 1924, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 264 S.

Ein stattlicher, vom Zauberhauch der Erinnerung umwitterter und von tiefschürfenden Studien getragener Zug eigenartiger Gestalten huscht, vom Führerstab eines Dichters geleitet, an unserem Auge vorüber. Den Reigen eröffnet „Der Zauberer" Franz Liszt, dessen Erdenwallen Linzen mit dem Auge der Liebe gar köstlich zeichnet. Im zweiten „Ein Malerleben" überschriebenen Essay berichtet er von dem tragischen Leben und Leiden des thüringer Bauernmalers Karl Buchholz, den die Verständnislosigkeit in frühen Tod getrieben. Im Kapitel „Die Ruhelosen" gedenkt er in zarter Wehmut des unglückseligen Loses der beiden Goethe-enkel. Dramatisch zugespitzt ist die spannende Schilderung der Vorwehen und des brodelnden Hexenkessels der französischen Revolution in den beiden „Die letzten Schäferspiele" (in Versailles) und „Der Schreckensmann" (C. Desmoulins) bezeichneten Essays, auf die er am Schluß des prächtigen Buchs unter dem Titel „Ein Briefschreiber" die plastische Schilderung der Riesengestalt Bismarcks folgen läßt. Der durch seine Romane rühmlichst bekannte Dichter hat sich in den vorliegenden einzigartigen Aufsätzen in einen Essayisten gewandelt, dessen bildhafte, zuweilen von mildem Humor durchsetzte Darstellung dem Leser ungetrübten Genuß bereitet.

Weimar — Otto Francke

Zeitgeschichtliche Anmerkungen

XIV

Der klassische Reporter

Von Leo Rein (Berlin)

Egon Erwin Kisch ist um eine Apologie seines Reporter-Berufes bemüht. So schreibt er in seinem Buch „Der rasende Reporter" (Erich Reiß, Berlin):

„Einleitend darf dieses Buch Bedeutung für sich ansprechen, ohne daß damit ein Lob des Autors ausgesagt wäre. Im Gegenteil: ‚Ganz gewöhnliche oder platte Menschen können vermöge des Stoffes sehr wichtige Bücher liefern, indem derselbe gerade nur ihnen zugänglich war...'"

„Der Reporter hat keine Tendenz, hat nichts zu rechtfertigen und hat keinen Standpunkt. Er hat unbefangen Zeuge zu sein und unbefangene Zeugenschaft zu liefern —, so verläßlich, wie sich eine Aussage geben läßt..."

Der Reporter „...ist vielleicht jener ‚platte Mensch' Schopenhauers, und doch ist sein Werk ‚vermöge des Stoffes sehr wichtig'."

*

Soweit Kisch, der seinen Beruf über alles liebt. Es ist reizend und anscheinend sogar ohne Koketterie gesagt, wenn er nur seinem Buch, nicht sich Bedeutung beimißt. Er faßt sich gewissermaßen nur als Spiegel seiner Zeit auf. Aber da dieser Spiegel ein Mensch ist; da die Arbeit dieses Buchs immerhin nicht ohne eine gewisse beobachtende, einordnende, richtende, gruppierende Fähigkeit möglich war; so muß schon dem Autor ein wenig von der Bedeutung zukommen, die dem Buch zugesprochen wird.

*

Zwischen Reporter und Reporter sind Unterschiede... Kisch verteidigt großmütig noch die schlechten, die unzuverlässig sind oder übertreiben; er aber ist der ideale Reporter. Er hat die Einfühlungskraft, die sich in die jeweilige Materie einsaugt. Und eine verlorene, verschollene dichterische Ader beginnt dann geheim zu pulsen — die Ader des Gymnasiasten, der Dichter werden wollte — und „nur ein Reporter" ward. Tragik des Journalisten spricht hier — die aber bei Kisch heiter sich auflöst.

Dabei geht er überaus gründlich und sachlich vor; oft treibt er richtige Vorstudien. Immer kennt er sich in seinem Thema aus, es mag politisch oder historisch, volkswirtschaftlich oder künstlerisch sein. Man erzählt einem Journalisten viel, er braucht es „nur aufzuschreiben". Aber man bemerkt sehr wohl, ob solch ein Artikel innerlich verarbeitet ist oder nicht. Auch hier wird nur das Verstandene verständlich, nur das Zwingende zwingend.

Darum ist Kisch der ideale Reporter: weil seine Sachen durchgearbeitet sind bis zur Vehemenz des Erlebnisses.

*

Er beschreibt das große Abenteuer, das da Leben heißt. Er zeigt, in einem ernsten Bilderbuch, die bunte Fülle des Lebens. Die heterogensten Dinge wirbeln durcheinander, keine ähnlichen Stoffe werden zu Gruppen zusammengefaßt, das Kaleidoskopartige ist Prinzip, die Einheit liegt in der Vielfalt. Ob Whitechapel oder Balkan, ob Meeres-

grund oder der Markt von Kaschau, ob er dem Golem auf der Spur ist oder einer Generalversammlung der deutschen Schwerindustrie beiwohnt: immer fördert er interessantes Material zutage.
Es bliebe ihm nur noch, mit Nansen im Zeppelin den Nordpol zu entdecken.
Doch nicht immer reist er weit, um interessante Stoffe zu finden. Er hat die brauchbaren journalistischen Ideen, die das Interessante aus Gleichgültigem, das Unbekannte aus Bekanntem herausheben. Natürlich geht er auf Sensation, auf „Aufmachung"; so, wenn eine seiner lockenden Zwischenüberschriften von einem nackten Mädchen handelt, das im Börsensaal stände, keusch und unberührt im Toben — es ist aus Bronze.
Er zeigt Pointierungen, Spitzungen des Stoffes, die über bloße Reportage, über bloße Spiegelung, über bloßes Beschreiben weit hinausgehen.

*

Natürlich ist das Buch kein Kunstwerk im eigentlichen Sinne. Die stofflichen Reize wirken und sollen auch wirken. Aber Kisch bringt den solange Eingeschlossenen, Abgeschlossenen Kunde von draußen. Er ist der Abenteurer, der uns Abenteuer vorsetzt. Immer wahre, nur ein wenig zugespitzt, nur ein wenig gelenkt.

Der Reporter habe keine Tendenz, keinen Standpunkt, meinte Kisch eingangs. Wirklich? Kisch ist eine Persönlichkeit; also hat er auch einen Standpunkt. Seine Menschenliebe lodert, sein kriegerischer Pazifismus grollt. Ich habe als stärkste und künstlerischste seiner Skizzen empfunden die „Feldpost nach dem Sturm": Komposition harmlos-idyllischer Heimatnachrichten mit den Schrecklichkeiten der Vorgänge im Schützengraben; furchtbarer, mörderischer Kontrast, kalt, tatsachenhaft hingestellt!

*

Kisch hat das Talent des „Beschreibens". „Geistvoll" darf er nicht sein; wenn er z. B. von einer schwerbetroffenen „Lloydtragenden" Versicherungsgesellschaft spricht, scheint er eher aus Kalau, denn aus Prag zu stammen. Und doch gelingt ihm oft ein hübsches Wortspiel, wie das von den Kanonenkönigen, die „lieferten und lieferten, bis wir geliefert waren".
Eine an sich niedrige Gattung kann durch Leistungen gehoben werden ... So geschieht es bei Kisch. Er adelt den Reporter. Er, der rasende Roland der Journalistik, ist der ideale Journalist, der klassische Reporter. Mögen seine Arbeiten nach zwanzig Jahren verweht, zersprüht sein — sie haben in uns gewirkt, in uns Wurzel geschlagen: ein Mensch sprach, „und das heißt ein Kämpfer sein".

Literargeschichtliche Anmerkungen

LVI

Der schwarze Roman

Von Alexander v. Gleichen-Rußwurm (München)

Den Namen „schwarzer Roman" erhielten die romantisch spannenden, von dunklem Zauber umwobenen Romane, die etwa von 1790 bis 1825 das Lesepublikum fesselten. Sie bezeichneten einen Umschwung in der erzählenden Literatur, der von einer starken Veränderung der philosophischen und sozialen Strömung herrührt. Denn bis zur Jahrhundertwende hatte entweder der unmittelbar aus den Ritterromanen stammende Abenteuerroman geherrscht oder die Familiengeschichte, das heißt eine moralphilosophische Studie auf dem Hintergrund einer Liebesverwicklung; geheimnisvolle Schauer der eigentlichen Sensation, Nervenkitzel im heutigen Sinn fanden sich noch nicht in diesen Erzeugnissen.
Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts war der Roman hauptsächlich sittengeschichtlich, zuweilen mit ironischem Beigeschmack. Nach dieser Richtung wirkten Fielding und Richardson in England, Lesage und Marivaux in Frankreich, Gellert mit der „schwedischen Gräfin" und Thümmel in Deutschland. Und auch Defoë erzählt die Abenteuer seines Helden Robinson mit moralisierender Tendenz. Nicht anders verfahren Voltaire, Johnson, Montesquieu, Wieland, wenn sie ihre Romanhelden in fremde Gegenden führen und in fremde Kostüme stecken, sie erzählen auch die unglaublichsten Dinge, die ihren Figuren zustoßen, mit einer gewissen Behaglichkeit, ohne je darauf zu spekulieren, ihre Leser in Aufregung zu versetzen. Ihr Zweck ist, dem Leser die eigenen Ansichten in unterhaltender Weise beizubringen.
Die große Neuerung, sein Publikum auf die Folter zu spannen, ihm womöglich die Haare zu Berg steigen zu lassen, den sensationell romantischen ersten „schwarzen" Roman brachte Horace Walpole, der englische Freund der Enzyklopädisten. Er hatte echt romantisch als englisches Originalgenie eine Vorliebe für den zu seiner Zeit verachteten gotischen Stil und eröffnete die Modeleidenschaft dafür, etwa wie in unseren Jahren die Erzeugnisse primitiver Kunst durch einige Malerdichter zur Mode gemacht wurden. Walpole gab der Bewegung dadurch einen besonderen Antrieb, daß er sein Schloß Strawberry Hill gotisch oder vielmehr in dem Stil, den er für gotisch hielt, umbauen ließ und daselbst auf eigener Presse in altertümelnder Weise den schwarzen Roman „Das Schloß von Otranto" in Druck legte.
Er gab dies Werk aus für die Übersetzung eines italienischen Manuskripts, das in der Zeit der Kreuzzüge verfaßt worden sei. Wir sind nicht weit von Macphersons berühmter Ossian-Fälschung, der Nachahmungsperiode mittelalterlicher und noch früherer Dinge.
Walpole hat in seinem Roman mit nichts gespart, was Phantasie, Schwärmerei und naive Geschichtsauffassung irgend hervorbringen konnten. Spukgeschichten und Erscheinungen aus der Geisterwelt spielen die erste Rolle. Später erklärte der Autor selbst, er habe das Buch zu einer Zeit geschrieben,

in der es notwendig gewesen sei, die Welt der Leser aus Nüchternheit und kühlem Kritizismus heraus zum freien Spiel der Phantasie zurückzuführen.
Verschiedene Unterströmungen verhalfen zuerst in England dem schwarzen Roman zur Herrschaft. Man sehnte sich tatsächlich von der Prosa des puritanischen Protestantismus hinweg und empfand doch Grauen vor der „Papisterei", wie sie vordem geherrscht, sah dieselbe als dämonischen Zauber an und interessierte sich leidenschaftlich für Mönche, Nonnen und Ritter, holte aus dem geträumten Mittelalter ein Rüstzeug diabolischer Romaneffekte und zielte auf unwillkürlich mystischen Schauer ab, auf die Erregung von Schrecken und mitfühlender Angst.
So fand Lewis (1796) großen Erfolg mit seinem grotesk phantastischen Schauerroman „Der Mönch". Ähnlich wirkte in Deutschland Schillers „Geisterseher", dann das Modebuch „Siegwart, eine Klostergeschichte", Klinger mit seinem „Fausts Leben, Taten und Höllenfahrt", Cazotte mit „Der verliebte Teufel" und Beckford mit „the history of Caliph Vathek", einem der verbreitetsten und meist übersetzten Bücher. Zahlreiche Nachahmer stellten sich ein. Schließlich erreichte Anna Radcliffe einen Rekord mit ihren Erzählungen, die filmartig sensationell wirkten. Sie brachte jedoch ein neues Element in die Romanliteratur, indem sie die Schauermären mit dem Alltag verquickte und das Übernatürliche darin meist rationelle Erklärung finden ließ. In gleicher Art arbeiteten die späteren Romantiker Coleridge, Edgar A. Poe und mit höchster Kunst E. T. A. Hoffmann. Ausläufer des mittelalterlich romantischen Tons, wie ihn Walpole zuerst in seiner interessanten Fälschung angeschlagen, kann man bei allen romantischen Dichtern entdecken, bei Tieck und Fouqué, bei Heinrich von Kleist, bei Eichendorff, in Balzacs Jugendwerken, in Vignys „Cinq Mars" und in Victor Hugos „Notre Dame de Paris". Überall finden sich Züge, deren ursprüngliche Anlage auf den Stil des schwarzen Romans zurückdeutet.
Heute scheint er daran, eine Auferstehung zu feiern. Man sucht die nervöse Sensation, das Gruseln, das geheimnisvoll Schauerliche. Die Sammlungen „Romane und Bücher der Magie", die Sindbad-Bücher und ähnliche Erzeugnisse bringen den Beweis. Schwarze Romane werden wieder Mode, wenn man auch noch nicht auf den Namen zurückgegriffen hat. Nur liefert nicht mehr mittelalterlicher Hexenspuk die nötigen Ingredienzen, sondern das Spukhafte moderner Wissenschaft, je in welcher die alten Zauber mächtiger und schrecklicher denn aufblühen. Nach der einstigen Bezeichnung sind viele moderne Romane vor allem in Deutschland, dann auch in England und Frankreich „schwarze Romane", und wir fallen in den Geschmack der Ahnen zurück, die damals aus dem Sprachschatz der Magie einen treffenden Ausdruck für ihre Modebücher wählten. In den Lesezirkeln, den Leihbibliotheken, in den Bücheranzeigen gab es besondere Spalten für den schwarzen Roman, wie man heute unter verschiedenen Bezeichnungen die mystischen Geschichten, die Wunder- und Zauberromane, die psychopathischen Entwicklungsstudien in jedem Katalog und fast in jeder Auslage sehen kann.

Nachrichten

Todesnachrichten. Isabelle Kaiser ist am 17. Februar in der Ermitage bei Beckenried in der Schweiz im Alter von 59 Jahren sanft verschieden. Sie war zunächst mit französischen Gedichten hervorgetreten und hatte für ihr Buch „Marcienne de Flue" einen Preis der französischen Akademie erhalten, hat dann auch mit ihren Romanen „Cœur de femme" und „Notre père qui êtes aux cieux" ein Publikum gewonnen. Später erst hat sie sich der Dichtung in ihrer eigentlichen Muttersprache, der deutschen, zugewandt und neben deutschen Gedichten die Romane „Der Roman der Marquise", „Friedenssucherin" und „Der wandernde See" veröffentlicht. Eine eigene Pathetik war ihr, nach einem Worte Korrodis, zugeboren und darum an ihr beinah natürlich geworden. Als die letzte Romantikerin der Schweiz wurde die seit vielen Jahren schwer Leidende zu Grab getragen.
Mathilde Mann, Dr. h. c. und zuletzt Lektorin der deutschen Sprache und Literatur an der rostocker Universität, ist nach einer Meldung vom 16. Februar gestorben. Sie hat eine weit umfassende, gewählte und formsichere Übersetzertätigkeit aus Werken der skandinavischen Literaturen mit großem Fleiß geübt und innerhalb des Zeitraums von vierzig Jahren mehr als fünfhundert Bände vorgelegt. Eine Tätigkeit, die auch der Lagerlöf, Andersen, Jacobsen, Björnson, Sophus Michaelis und Knut Hamsun galt. Noch über diese Übersetzertätigkeit hinaus ist sie als Vermittlerin der Literaturen kraftvoll wirksam gewesen.
Charitas Bischoff ist nach einer Meldung vom 27. Februar im Alter von 77 Jahren in Blankenese gestorben. Sie hat sich durch das Buch über das Leben ihrer Mutter „Amalie Dietrich" sehr vorteilhaft bekannt gemacht und hat später auch „Bilder aus meinem Leben" veröffentlicht.
Wilhelm Jacoby ist nach einer Meldung vom 21. Februar, kurz vor seinem 70. Geburtstag, in Wiesbaden gestorben. Er war von Hause aus Journalist gewesen und hatte zuletzt als Chefredakteur das „Mainzer Tageblatt" geleitet. Von den zahlreichen Schwänken, die er zumeist mit andern Autoren gemeinsam verfaßt hat, ist „Pension Schöller" der belangvollste geblieben.
Heinrich Klenz ist am 25. Januar in Berlin-Steglitz einem langen schweren Leiden erlegen. Er hatte eine umfassende literarische Tätigkeit entfaltet, der bemerkenswerte stilistische und sprachliche Untersuchungen (u. a. auch über Fritz Reuter und Felix Stillfried) zu danken sind. Auch für die Kuriositäten der Literaturwissenschaft hatte er Organ besessen.
Heinrich Steinbauer, langjähriger Mitarbeiter des berliner Redaktionsbüros der „Kölnischen Zeitung", ist nach einer Meldung vom 19. Februar in Berlin gestorben. Sechsunddreißig Jahre hindurch hatte er die parlamentarische Berichterstattung für die „Kölnische Zeitung" geleitet.
Jacques Rivière ist nach einer Meldung vom 18 Februar im Alter von 38 Jahren in Paris einer Lungenentzündung erlegen. Er war der vielbeachtete, kenntnis- und ideenreiche Leiter der „Nouvelle Revue Française" gewesen und hatte es als solcher verstanden in enger Verbindung mit Marcel Proust, Gide und Thibaudet die geistigen Anschauungen seines Kreises, die von nationaler Grundlage ausgingen, doch keineswegs ängstlich daran haften blieben, zu lebhaftem Ausdruck zu bringen. Er selbst war mehr kritisch als produktiv

veranlagt, doch trägt sein sehr belangvolles Essaybuch „Etudes“ in der zweiten Auflage das bezeichnende Bekenntnis „J'ai introduit les mœurs de l'amour dans la critique“. Frucht zweijähriger Kriegsgefangenschaft in Deutschland ist das Buch „L'Allemand“ gewesen, das wenigstens Streben nach Gerechtigkeit aufweist.

Pauline Kergomard ist nach einer Meldung aus den letzten Februartagen im Alter von 87 Jahren in Paris gestorben. Ihre Lehren über die mütterliche Erziehung sind eindrucksvoll gewesen, vor allem kommen in Betracht „L'éducation maternelle“ und „L'ami de l'enfance“.

Ralph Schropp, der beste Goethe-Übersetzer in Frankreich, ist nach einer Meldung vom 11. Februar im Alter von 83 Jahren in Paris gestorben.

Enrico Thovez ist nach einer Meldung vom 26. Februar im Alter von 55 Jahren in Turin gestorben. Er war der vielbeachtete Kritiker der nationalen und internationalen Literatur und Kunst in Italien gewesen, hatte als solcher auch der deutschen Literatur und Kunst, besonders Böcklin ein warmherziges Gefühl entgegengebracht. Nach dem Urteil des Referenten der „Neuen Zürcher Zeitung“ gehört er zu denen, denen Ernst und Liebe ein verzehrendes Feuer sind. Unter seinen gesammelten Schriften kommt, nach Thovez' eigener Meinung, „Poema dell' Adolescenza“ besondere Bedeutung zu. Aber auch sein „Mimi dei Moderni“, seine Polemik gegen D'Annunzio „Arco di Ulisse“, seine Impressionen aus Griechenland „Il Viandante e le sue orme“ sind von dem italienischen Publikum als Bestes der zeitgenössischen essayistischen Literatur gewertet worden.

Guido Biagi ist nach einer Meldung vom 28. Januar siebzigjährig in Florenz gestorben. Ursprünglich Journalist, als solcher auch an der „Fanfulla della Domenica“ beteiligt, war er im ersten Ministerium Giolitti Kabinettschef des Unterrichtsministers und später Vorstand der Handschriftensammlung der „Laurenziana“ geworden. Von seinen Publikationen kommen der „Codice diplomatico Dantesco“, Erläuterungen zu den Gedichten Giustis, sowie ein Bändchen „Aneddoti letterari“ hier in Betracht.

Ottawano Daverno, als italienischer Dichter auch über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus nicht unbekannt geblieben, hat seinem Leben, wahrscheinlich infolge geistiger Störung, durch einen Sprung aus dem Fenster in Prato ein Ende gesetzt.

Antonio Sardinha, ein hochbegabter portugiesischer Lyriker, verstarb Mitte Januar im Alter von 36 Jahren. Seine bekanntesten Versbücher betiteln sich „Quando as nascentes despertam“, „A epopeia da planicie“ und „Na Corte da saudade“, letzteres eine Sonettsammlung.

Ricardo Fuente, ein vielseitiger Schriftsteller, verschied in Madrid am 10. Januar. Als seine Hauptwerke sind zu nennen „Reyes, favoritos y validos“ und „Vulgarizaciones históricas“. Geboren 1870 in Madrid, betätigte er sich nach zurückgelegten Rechtsstudien einige Jahre hindurch beim Verlag Granier in Paris, später als Redakteur des „El Pais“ bzw. Chefredakteur des „El Radical“. Gemeinsam mit Blasco Ibáñez unternahm er seinerzeit eine vielerörterte Propagandareise mit revolutionären Zielen ins Ausland. Zuletzt war er Direktor der Biblioteca Municipal in Madrid.

Manuel Aranaz Castellanos, ein beliebter baskischer Schriftsteller, setzte in der Nacht zum 28. Februar seinem jungen Leben ein jähes Ende. Seine „Cuadros vascos“, die durch grotesken Humor und getreue Darstellung baskischer Typen und Sitten sich auszeichnen, ließen ihn in ganz Spanien bekannt werden. Sein tragisches Ende steht im schlagenden Gegensatz zu seinem Leben und Schaffen; galt er doch für einen der amüsantesten, ja übermütigsten Literaten.

In Madrid verstarb am gleichen Tage Carlos Soler, ein schaffensfroher, dabei ungemein feinsinniger Schriftsteller. Nichtsdestoweniger führte er das Leben eines unentwegten Bohemiens, der zu mancherlei Ausschweifungen neigte. Er starb auch den Tod des Kunstzigeuners: an einem ansteckenden Leiden im Hospital. (M. B.)

* * *

Josef Nadler hat den Ruf auf den Lehrstuhl der deutschen Literaturgeschichte an der Universität Königsberg i. Pr. als Nachfolger von Professor Unger angenommen.

Der Jacob-Minor-Preis der wiener Akademie der Wissenschaften ist Adolf Hauffen für sein Buch „Johann Fischart“ zuerkannt worden.

Der Alberti-Verlag hat die Frist für sein Lustspielpreisausschreiben bis zum 1. November 1925 verlängert.

Die Kant-Gesellschaft hat die Frist für das Preisausschreiben über „Personalismus und Idealismus als Grundtypen der Weltanschauung“ bis zum 1. April 1926 verlängert.

Alfonso Vidal y Planas, der den Dichter Anton del Olwet ermordete und deshalb zu einer Gefängnisstrafe von zwölf oder fünfzehn Jahren verurteilt wurde, hat im Gefängnis einen Roman „Cielo y Fango“ (Himmel und Schlamm) geschrieben, dem literarischer Wert zuerkannt wird. Zu der Ermordung Olwets soll Planas durch Neid, oder, wie andere sagen, Ausbeutung aufgereizt worden sein, doch trug auch die Rivalität um eine Frau das ihre dazu bei. Diese Frau hat Planas nunmehr im Gefängnis geheiratet.

Vicente Blasco Ibáñez, der vor den spanischen Behörden in Paris ein Asyl gefunden, verlor kürzlich in Valencia die Gattin. Zwei Söhne trauerten an ihrer Bahre (deren einer den germanischen Namen Siegfried führt, denn Blasco Ibáñez bekannte sich vor zwanzig Jahren noch als Bewunderer alles Deutschen) und eine Tochter, Gattin des Schriftstellers Fernando Llorca. Der Witwer weilte fern, dahingegen wurden der Verblichenen seitens der spanischen Schriftstellerwelt, der republikanischen Parteifreunde usw. außergewöhnliche letzte Ehrungen zuteil.

Rafael Sabatini, der bekannte mexikanische Novellist, hat den Adolph-Zukor-Preis für die Erzählung, welche den wirksamsten Film hergeben könnte, in Höhe von 10 000 Doll. erhalten.

Die polnische Regierung hat auf Antrag des Leiters des Kunstdepartements den Dichtern Kasimir Temajer und Josef Weyssenhoff eine lebenslängliche Rente von 400 Sloty monatlich bewilligt.

Unamuno, der bekannte spanische Dichter und Philosoph (Führer der antifaszistischen Bewegung Spaniens) hat dem Verlag Meyer & Jenssen, München, die alleinige deutsche Autorisation seiner Gesamtwerke gegeben. Die ersten Bände werden in Kürze erscheinen.

* * *

Byron und die österreichische Polizei. Unter dieser Überschrift veröffentlicht der innsbrucker Anglist Professor Brunner im Archiv für das Studium der Neueren Sprachen, Bd. 148 S. 28 ff. neue Mitteilungen aus den wiener Regierungsakten, aus denen sich die auffällige Tatsache ergibt,

daß, während die österreichische Beamtenschaft 1819 eine italienische Übersetzung von „Childe Harold", Gesang 4, verbot und verfolgte, der österreichische Staatskanzler Fürst Metternich denselben Gesang aufs höchste bewunderte und sogar auswendig lernte. Mit der Person Byrons beschäftigte sich dann die wiener Behörde zwei Jahre später anläßlich des Carbonari-Aufstandes und hätte den unerwünschten Ausländer am liebsten vor die Tür gesetzt, wenn nicht Metternich dem Herrn Polizeipräsidenten in den Arm gefallen wäre, um politischen Verwicklungen vorzubeugen.

In dem Haus Daughtystreet zu London, wo Dickens vom März 1837 bis zum November 1839 wohnte, ist ein Dickens-Museum mit Büchern, Manuskripten und Pamphleten sowie einer Porträtsammlung eröffnet worden.

Ein Freund der Philosophie Leopold Zieglers hat dessen soeben im Otto Reichl Verlag in Darmstadt erschienenes Werk „Das heilige Reich der Deutschen", drei Bücher in zwei Bänden, den deutschen Universitätsbibliotheken und anderen wichtigen Stellen, wo die deutsche Jugend nach solchen Büchern verlangt, gestiftet.

Vorlesungs-Chronik

Von den für das Sommersemester 1925 an den deutschen, österreichischen und schweizerischen Hochschulen angekündigten Vorlesungen zur neueren Literaturgeschichte sind die folgenden bisher zu unserer Kenntnis gelangt:

AACHEN (Techn. Hochschule): Brüggemann, Über die Dramen von Franz Grillparzer. — BASEL: Zinkernagel, Die deutsche Literatur im Zeitalter des Klassizismus; Geschichte des deutschen Dramas und Theaters III (vom Impressionismus bis zum Expressionismus); Herders Shakespeare-Aufsatz; Lyrik des jungen Goethe. Binz, Interpretation Kydscher und Marlowescher Dramen. Schöffler, Englische Literaturgeschichte von 1500—1700. Roches, Anatole France. Tappolet, E. Rostand, Cyrano de Bergerac. Walser, Die französische Literatur des 19. Jahrhunderts im Überblick; Ideali artistici ed etici attraverso la letteratura italiana. Barth, Kierkegaard, und der deutsche Idealismus. — BERLIN: Herrmann, Geschichte der deutschen Literatur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Petersen, Die deutsche Romantik; Theorie der Dichtung II (Stilistik). Roethe, Von Leibniz bis Klopstock. Brandl, Englische Literaturgeschichte von Chaucer bis Milton (ausgenommen Dramatik). Dibelius, Englische Literaturgeschichte im 19. Jahrhundert. Pender, Einführung in die englische Poesie von heute; Robert Louis Stevenson. Van de Kerckhove, Die Nachkriegsliteratur der Flamen; Die Toten in der holländischen Literatur (1923/24). Marcus, Björnsons Leben und Dichtung; Zur neueren nordischen Literaturgeschichte; Zur schwedischen Literatur. Milléquant, La prose française de 1700 à nos jours. Wechßler, Französische Geistesgeschichte II (von der Renaissance bis zur Gegenwart). Petrone, Die geistigen Strömungen des heutigen Italiens. Fernández, Spanische Literatur. Da Providencia, Neuere portugiesische Literatur. Gragger, Geschichte des ungarischen Dramas; Geschichte der ungarischen Literatur im 19. Jahrhundert. Von Farkas, Ungarische Literatur in Siebenbürgen. Markwart, Neupersische Prosaschriftsteller. Lane, Russische Literatur der Gegenwart. — BERN: Fränkel, Conrad Ferdinand Meyer; C. F. Meyers Fragmente. Von Greyerz, Geschichte der bernischen Literatur vom 16. bis 19. Jahrhundert. Maync, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert; Geschichte der deutschen Romantik; Das Drama Gerhart Hauptmanns; Ausgewählte Dramen des 18. bis 20. Jahrhunderts. Tumarkin, Die Gattungen der Poesie. Schöffler, Englische Literaturgeschichte im Zeitalter des Pseudo-Klassizismus und der Vorromantik (1650—1800); Studies in English Literature. Kohler, Origines et formation de la tragédie française. De Reynold, Histoire de la littérature française moderne: Alfred de Vigny et le romantisme. Jaberg, Storia della letteratura italiana (19° secolo). Niggli, La letteratura italiana nella seconda meta del secolo XIX. Gawronsky, Tolstoi und Dostojewski (Vergleich zweier Weltanschauungen). — BONN: Enders, G. Keller und C. F. Meyer als Dichter des poetischen Realismus; Rheinische Dichtung vom Barock zum Klassizismus; Goethes „Faust". Hankamer, Hölderlin. Walzel, Über die Geschichte deutscher Dichtung. Binder, Dickens. Gaufinez, Entretiens littéraires et historiques sur les „Caractères" de La Bruyère; La vie et les œuvres de J. J. Rousseau. Platz, Französische Romantik im abendländischen Zusammenhang. Amoretti, La poesia della Rinascenza. Ramondt, Geschichte der niederländischen Literatur im 19. Jahrhundert. — BRESLAU: Drescher, Literaturgeschichte der Romantik; 19. Jahrhundert (das junge Deutschland). Siebs, Poetik, mit besonderer Berücksichtigung der neueren Literatur. Unger, Gottfried Keller und C. F. Meyer; Sturm und Drang, Herder, der junge Goethe. Von Schaubert, Das englische Drama neben und nach Shakespeare. Schücking, Geschichte der englischen Literatur im Zeitalter Richardsons und Fieldings. Yates, John Galsworthy; Bernard Shaw. Klapper, Vie et œuvres de Victor Hugo. Palgen, Le théâtre français depuis 1850; Baudelaire et le parnasse. Hanisch, Die polnische Romantik. — DANZIG (Technische Hochschule): Frotscher, Goethe und die Musik. Henning, Friedrich Nietzsche. — DARMSTADT (Technische Hochschule): Berger, Geschichte der deutschen Lyrik von den Anfängen bis auf Goethe; Kunstlehre der Dichtung; Über Lessings Dramen, Heinrich von Kleists Leben und Werke; Das Zeitalter Goethes und Schillers. Heyfelder, Der italienische Humanismus und seine Bedeutung für das Denken der Neuzeit. — ERLANGEN: Brotanek, Geschichte der englischen Literatur seit der Romantik. II. Teil; Miltons Leben und Werke; Gedichte von Robert Browning. — FRANKFURT a. M.: Hasse, Friedrich Nietzsche: sein Leben und sein Werk. Schultz, Die deutsche Literatur im Zeitalter des Humanismus, der Reformation und der Renaissance; Kleist und Hölderlin; Probleme der Goetheschen Lyrik. Sommerfeld, Geschichte der literarischen Theorie und Kritik, vom Mittelalter bis zur Gegenwart; Novalis' Schriften. Viëtor, Geschichte der neueren deutschen Literatur in Umrissen; Die deutsche Literatur im 18. Jahrhundert I; Der junge Goethe. Curtis, Chaucer. Lincke, Shelley, select Poetry and Prose. Von Petzold, The modern English Drama; Oscar Wilde, The Picture of Dorian Gray. Friedwagner, Geschichte der französischen Literatur im 19. Jahrhundert. Hatzfeld, Form- und Stilprobleme in der französischen Literatur. Bernay, Le réalisme dans la poésie française de Leconte de Lisle à nos jours. Petriconi, Das neuere spanische Theater. — FREIBURG i. B.: Götze, Geschichte der deutschen Literatur im 17. Jahrhundert; Das deutsche Märchen. Witkop, Goethe und seine Zeit; Die deutsche Lyrik seit Liliencron; Die deutsche Dichtung des 17. Jahrhunderts. Brie, Englische Literatur im 17. Jahrhundert (Ben Jonson bis Dryden); Über victorianische Dichtung. O'Sullivan,

Der englische Roman der Gegenwart. Schirmer, Byron und Shelley. Heiß, Französische Literatur des 19. Jahrhunderts. Paufler, Die französische Literatur von heute. Heiß, Spanische Lyriker des 16. und 17. Jahrhunderts II. GENF: Bohnenblust, Histoire de la littérature allemande: le XVIIIe siècle; Nietzsche; Spitteler. Choisy, Histoire de la littérature Anglaise: E. A. Poe, poète et conteur; Shelley, Poems; Shakespeare: Hamlet. Roget, Langue et littérature anglaises; La poésie anglaise au XIXe siècle. Courtois, Histoire générale de la littérature française, de la renaissance au romantisme: II. De Montesquieu à Victor Hugo. Thibaudet, Histoire de la littérature française: Sainte Beuve et Pascal. — GIESSEN: Behaghel, Erklärung Schillerscher Dichtungen. Collin, Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts: von Hebbel bis Hauptmann. Korff, Von Hebbel bis Nietzsche (Literaturgeschichte im Zeitalter Bismarcks). Bayliß, Some english Novels of the 18th Century. Horn, Die englische Literatur des 18. Jahrhunderts in ihren Beziehungen zur Gesamtkultur Englands. Blamynck, Los grandes escritores dramáticos espanoles en los siglos 18 y 19. Collin, Ibsen, sein Werk und seine Weltanschauung. — GRAZ: Polheim, Die Deutsche Literatur im 17. Jahrhundert; Vom deutschen Stil. Seuffert, Goethes Faust. Eichler, Die englische Literatur des 17. Jahrhunderts; Interpretation lyrischer Dichtungen John Miltons. Hibler, G. B. Shaw, St. Joan. Zauner, Der französische Roman seit 1600. Schmid, Geschichte der serbischen und kroatischen Literatur bis zum Ausgang der Romantik. — GREIFSWALD: Markwardt, Das Drama von Hebbel bis zur Gegenwart. Merker, Einführung in das Studium der Literaturgeschichte; Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter des Barock und der Aufklärung (1580—1750); Goethes Jugendlyrik. Bockeradt, Abschnitte aus Byrons „Childe Harold". Lommatzsch, Einführung in die romanische Sprach- und Literaturwissenschaft; Geschichte der französischen Literatur im Zeitalter der Renaissance; Neuere französische Lyrik; Molière. Olivier-H., Über moderne französische und belgische Autoren. Nordlund, Schwedische Literatur, Aufklärung und Romantik. Brüske, Puschkins „Boris Godunow". N. N. Über die finnische Literatur. — HALLE-WITTENBERG: Baesecke, Goethes Sprache und Vers. Von Galléra, Geschichte der neueren deutschen Literatur: die Romantik. Liepe, Geschichte des Theaters in Deutschland; Methodische Probleme der gegenwärtigen Literaturwissenschaft. Schneider, Die deutsche Dichtung im Zeitalter des Klassizismus; Literaturwissenschaftliche Übungen an Schriftstellern des 17.—19. Jahrhunderts. Pughe, The modern English Novel (late XIXth Century and after); Literatur des 19. Jahrhunderts. Weyhe, Geschichte der mittelenglischen Literatur bis Chaucer einschließlich; Das englische Drama des Mittelalters. Lavoipière, Les Conteurs français contemporains, I. Jules Lemaître; Etudes sur la littérature de guerre en France. Lezius, Geschichte der neueren russischen Literatur. — HAMBURG: Berendsohn, Über den Stil Wilhelm Raabes; Über Frank Wedekinds dramatischen Stil („Hidalla"). Meyer-Benfey, C. F. Meyer; Ernst Lissauer; Über Goethes Balladen. Petsch, Deutsche Dramatiker des 19. Jahrhunderts: Grillparzer, Grabbe, Büchner; Literaturwissenschaftliche Probleme aus dem Bereich der deutschen Romantik. Wendt, English Prose. Wolff, Die Romantik in England; Shaftesbury. Urtel, Übungen zur französischen Literatur des 18. Jahrhunderts. Meriggi, Letture dantesche. Krüger, Die Romantik in Spanien und im spanischen Amerika. Pino Saavedra, Zur spanisch-amerikanischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Montesinos, La lirica moderna española. Mendes dos Remedios de Souza Brandão, Erklärung moderner portugiesischer Schriftsteller. Dempwolff, Die Dichtung der Südseevölker. Skalberg, Hans Christian Andersen und seine Märchen; Dansk litteratur mellem 1835 og 1870. Ruge, Norsk literatur i 2nen halvdel det 19de århundrede. Meyer-Benfey, Über Ibsens Dramen. Berendsohn, Über Strindbergs dramatischen Stil. Von Propper, L. N. Tolstoi als Dichter, Denker und Mensch. Von Reybekiel, Wyspianski und seine Zeitgenossen. Florenz, Geschichte der japanischen Literatur. — HEIDELBERG: Boucke, Die Frühromantik; Hebbel, Ludwig und das realistische Drama. Gundelfinger, Deutsche Literatur im 19. Jahrhundert. Freiherr von Waldberg, Vorgeschichte des klassischen Zeitalters (von Gottsched bis Lessing); Geschichte des Romans in Deutschland. Hoops, Die englische Literatur im Zeitalter der Aufklärung. Lewis, The English Novel in the XIXth Century. Boucke, Einführung in die amerikanische Kultur und Literatur. Curtius, Die französische Literatur des 17. Jahrhunderts. Olschki, Voltaire und seine Zeit. Curtius, Dantes Paradiso. Olschki, Über Dantes Lyrik. Von Bubnoff, Russische Dichter und Denker. — JENA: Brinkmann, Romantikfragen. Leitzmann, Deutsche Literatur- und Geistesgeschichte seit 1760; Heinrich von Kleist. Michels, Deutsche Literaturgeschichte seit Goethes Tod; Gedichte von C. F. Meyer. Jordan, Shakespeares Meisterdramen; Shakespeares Sonette. Kirchner, American Literature. Gelzer, Französische Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts I. Olivier, Der französische Roman in den letzten 75 Jahren. — KARLSRUHE (Bad. Techn. Hochschule): Holl, Sturm und Drang; Heinrich von Kleist. Braunger, Französische Literatur. — KIEL: Wolff, Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert. Kölbing, Modern English Dramatists; Über den englischen Roman. Ebeling, Gedichte von André Chénier. Gallay, Littérature française du XIXe siècle. Ebeling, Dante. Skalberg, Dansk litteratur mellem 1835 og 1870. N. N., Über neue schwedische Literatur. Menzel, Türkische Literaturgeschichte. — KÖLN: Barthel, Goethe, Schopenhauer, Nietzsche und ihre Nachfolger. Bertram, Nordische Grundkräfte in deutscher Dichtung. Von der Leyen, Deutsche volkstümliche Dichtung; Deutsche Mystik; Deutsche Dichtung der Gegenwart; Deutsche Dichter d s 17. Jahrhunderts. Wrede, Das Volkslied im Rheinland. Davis, English Humorists; Problems in Modern English Drama. Schröer, Robert Burns. Lorck, Molière: Les femmes savantes. Amoretti, La poesia italiana della Rinascenza. — LEIPZIG: Witkowski, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter der Renaissance und des Barocks (1450—1750); Goethes „Faust". Borowski, Geschichte der englischen Literatur im Zeitalter des Barocks und Rokoko. N. N., Geschichte der englischen Romantik. Wildhagen, Der englische Roman. Becker, Französische Verslehre. Friedmann, Die französische Komödie von Molière bis Beaumarchais. Neubert, Die französische Literatur im 18. Jahrhundert. Friedmann, Lektüre moderner italienischer Literatur; Dantes Inferno. Weigand, Spanische Lektüre moderner Autoren. Jolles, Blütezeit der niederländischen Literatur. Braun, Lektüre moderner russischer Schriftsteller. — MARBURG: Elster, Geschichte der deutschen Dichtung des Sturmes und Dranges sowie des klassischen Zeitalters; Kleists „Hermannsschlacht". Maaß, Goethe und das klassische Altertum. Pongs, Lyrik des deutschen Barocks. Deutschbein, Die Dichtung der Victorianischen Zeit. Freund, American Literature. Glaser, Zum modern-französischen Roman. Blamynck, Die nordniederländische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. — MÜNCHEN: Borcherdt, Prinzipien der Literaturgeschichte; Deutsche Romantik. Kutscher, Die klassische Zeit unserer Literatur von Goethes italienischer Reise bis zu Schillers Tod; Zur deutschen Stilkunde über die Literatur des Expressionismus. Muncker, Geschichte der deutschen Literatur vom Auftreten Klopstocks und Wielands bis zum Tode Lessings; Über Schillers Dichtungen. Strich, Geschichte der deutschen Lyrik von den Anfängen bis Goethe; Dichtung der Gegenwart. Woerner, Geschichte des deutschen Dramas von Heinrich von Kleist bis zur Gegenwart; Stilistik und Ästhetik der deutschen

Prosa. Förster, Shakespeares Leben und Werke; Literaturgeschichtliche Übungen an englischen Gedichten des 19. Jahrhunderts. Wells, Englische Prosaschriftsteller am Anfang des 19. Jahrhunderts. Voßler, Die Dichtungsformen der Romanen. Simon, Französische Literatur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Berneker, Die russische Volksepik. — MÜNSTER: Brunswig, Goethes Weltanschauung. Schwering, Goethe, sein Leben und seine Werke; Die deutsche Lyrik seit Goethes Tod; Poetik. Keller, Englische Literatur der Renaissance. Schönemann, Nordamerikanische Literatur des 19. Jahrhunderts. Decroos, La poésie française (1850 à nos jours). Heinermann, Die spanische Literatur des 18. Jahrhunderts. — ROSTOCK: Golther, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter der Klassiker. Teuchert, Geschichte des deutschen Romans. Imelmann, Die englische Romantik; Literarisches Repetitorium. Zenker, Einführung in das Studium der provenzalischen Sprache und Literatur. — TÜBINGEN: Bebermeyer, Deutsche Lyrik seit Goethe. Schneider, Deutsche Romantik. Coll, The short story in English Literature. Gauger, Milton und Bunyan. Haas, Französische Literatur von 1800—1850. Rebensburg, Molière, sa vie et ses œuvres. — WÜRZBURG: Roetteken, Geschichte der deutschen Literatur von Opitz bis zur Sturm- und Drangperiode; Kleists „Penthesilea". Franz, Die französische Literatur im 19. Jahrhundert. Bernay, Le Réalisme dans la poésie française de Leconte de Lisle à nos jours. — ZÜRICH: Ermatinger, Deutsche Literatur im Zeitalter der Aufklärung; Roman und Novelle vom Ausgang der Romantik bis in die Anfänge des Realismus; Analyse von Dramen; Das Problem der Literaturgeschichte. Faesi, Hauptvertreter des Dramas und Romans von G. Hauptmann an; Übungen aus dem Gebiet der modernen deutschen Dichtung. Fehr, English Literature in the 18th Century. II; A Survey of English Literature 1880—1920. III. Spoerri, Histoire de la littérature française au commencement du XXe siècle; La poésie lyrique contemporaine. Bargiola, Lettura ed interpretazione d'un testo recente. Gauchat, Italienische Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts; Lektüre moderner italienischer Lyriker. Spoerri, Italienische Literatur: das Zeitalter des Humanismus. Von Leontieff, Richtlinien und Probleme der russischen Literatur. — Ermatinger, Goethe als Lyriker; Friedrich Hebbels Leben und Werke; Jeremias Gotthelf und C. F. Meyer. Schaer, Deutsche Lyriker der neueren Zeit; lyrische Motive und ihre Fassungen; Neuere Schweizer Lyrik. Pfändler, Bernard Shaw: Saint Joan, Pygmalion; Modern England. Seippel, Le Théâtre français moderne depuis Henri Becque; Romanciers français contemporains. Pizzo, Carlo Goldoni; Antonio Fogazzaro; Lettura di autori moderni.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Baltzer, Friedrich. Hans Friedemann. Seelengemälde. In Tagebuchblättern. Halle a. d. S. 1924, Buchhandlung des Waisenhauses. 275 S.

Banse, Ewald. Sonnensöhne. Ein Wanderfries. Bremen 1925, Carl Schünemann. 190 S. Geb. M. 5,50.

Böhlau, Helene. Die leichtsinnige Eheliebste. Ein Liebeswirrwarr. Roman. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 261 S.

Bruder, Otto. Die Krankheit. Ein Tagebuch. Schlüchtern 1924, Neuwerk-Verlag. 61 S. M. 1,50 (2,—).

Dante-Novellen. Herausgegeben von Albert Wesselski. Mit Zeichnungen von Wolfgang Born. Wien 1924, Rikola-Verlag. 134 S. M. 11,—, in Pergament M. 20,—.

Gasser, Paul. Zum Steinernen Erggel. Erzählung. Basel 1925, Rhein-Verlag. 138 S.

Godwin, Catherina. Die Treppe. Roman. Leipzig 1925, Philipp Reclam jr. 189 S. M. 2,40 (3,60).

Heinrich, Karl Borromäus. Menschen von Gottes Gnaden. Erzählung. München 1924, Franz A. Pfeiffer & Co. 199 S.

Kreutz, Rudolf Jeremias. Evas Rutschbahn. Böse Geschichten. Berlin 1924, Dr. Eysler & Co. A.-G. 160 S.

Lutz, Georg. Der einsame Liebesweg. Das Brautjahr einer Ehelosen. Nach ihren Aufzeichnungen mitgeteilt. Wiesbaden 1924, Hermann Rauch. 101 S.

Marti, Hugo. Ein Jahresring. Roman. Basel 1925, Rhein-Verlag. 185 S.

Niederer, Gertrud. Palmiro. Erzählung. 1925. (Ebenda.) 131 S.

Rausch, Albert H. Ephebische Trilogie. Berlin 1924, Verlag Landsberg. 159 S.

Schurek, Paul. Entfesselung. Ein Roman. Bremen 1924, Carl Schünemann. 227 S. Geb. M. 5,50.

Supper, Auguste. Heimkehr (Kristall-Bücher). Stuttgart 1925, Fleischhauer & Spohn. 98 S.

Ziegler-Studer, Rosa. Märchen und Scherenschnitte. 18 Bilder. Freiburg i. B. 1925, Herder & Co. G. m. b. H. VIII u. 40 S. Geb. M. 4,20.

*** Die Zerrütteten. Roman. Basel 1925, Rhein-Verlag. 292 S.

* * *

Die alten Volksbücher I. Till Eulenspiegel, nach den ältesten Druckvorlagen neu übertragen und mit neuen Figuren. Neu herausgegeben von Fedor v. Zobeltitz. Hamburg 1924, Alster-Verlag. 176 S. Geb. M. 10,—.

Vigny, Alfred de. Sklaventum und Größe des Soldaten. Übersetzt von Wilken von Alten. Freiburg i. B. 1925, Pontos-Verlag. 272 S.

Traz, Robert de. Brautzeit. Roman. Berechtigte Übersetzung von Amélie Großmann. Basel 1925, Rhein-Verlag. 363 S.

Ruysbroeck, Jan van. Das Reich der Geliebten. Erstmals aus dem Altflämischen neuhochdeutsch übertragen von Willibrord Verkade. Mainz 1925, Matthias Grünewald-Verlag. 129 S.

Lyrisches und Episches

Hiltbrunner, Hermann. Winter und Wende. Eine Dichtung (Die Gedichtbände der Neuen Schweiz). Basel 1925, Rhein-Verlag. 75 S.

Langgässer, Elisabeth. Der Wendekreis des Lammes. Ein Hymnus der Erlösung. Mainz 1924, Matthias Grünewald-Verlag. 63 S.

Lersch, Heinrich. Mensch im Eisen. Gesänge von Volk und Werk. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 205 S.

Marti, Hugo. Der Kelch. Gedichte (Die Gedichtbände der Neuen Schweiz). Basel 1925, Rhein-Verlag. 49 S.
Mühsam, Paul. Der Ewige Jude. Dichtung. Leipzig 1925, Ernst Oldenburg. 82 S. Geb. M. 3,–.
Prahm, Margarete. Kind, worauf horchst Du? ... Gedichte. Riga 1925, A. Kramer. 39 S. M. 1,–.
Seelig, Carl. Himmel und Erde. Rudolstadt 1925, Greifen-Verlag. 109 S.
Wachtel, Wilhelm. Der Waffen Schmied und Führer. Leipzig 1925, Xenien-Verlag. 165 S.
Weber, Fr. Wilhelm. Dreizehnlinden. Mit Erläuterungen des Dichters. Warendorf i. W. 1925, Peter Heine & Co. 258 S. Geb. M. 4,50.

* * *

Risberg, Bernhard. Föhrenrauschen. Nordische Weisen. Übertragen von Heinz Hungerland. Mit einem Bild und einer literarischen Einführung (Aus Thules Gärten). Osnabrück 1924, Artur Baumert. 84 S.

Dramatisches

Blachette, Walther. Des Kaisers neue Kleider. Ein Spiel nach dem gleichnamigen Andersenschen Märchen (Spiele deutscher Jugend). Frankfurt a. M. 1925, Verlag des Bühnenvolksbundes G. m. b. H. 52 S. Geb. M. 1,–.
Bruder, Otto. Himmelsschlüssel. Ein liebend mütterlich Märchenspiel. Schlüchtern 1924, Neuwerk-Verlag. 48 S. M. 1,– (1,50).
– Ein Spiel vom heiligen Franz wie das Wort zu ihm kam. (Ebenda.) 62 S. M. 1,50 (2,–).
Ritter, Karl Bernhard. Das Brandenburger Domspiel vom Menschensohn. Frankfurt a. M. 1925, Verlag des Bühnenvolksbundes G. m. b. H. 61 S. Geb. M. 3,20.
Wiesebach, Wilhelm. Das böse Weib. Ein Spiel nach einem mittelalterlichen Geschichtlein. (Ebenda.) 50 S. M. 1,20.
Zerzer, Julius. Das Drama der Landschaft. Graz 1925, Leuschner & Lubensky. 131 S.

* * *

Rolland, Romain. Ein Spiel von Tod und Liebe (Theater der Revolution). Übertragen von Erwin Rieger. Erlenbach-Zürich 1925, Rotapfel-Verlag. 247 S.

Literaturwissenschaftliches

Arns, Karl. Gilbert Keith Chesterton (Dichter des Auslands). Dortmund 1925, Wolfram-Verlag G. m. b. H. 88 S.
Becker, Michel. Reinhard Johannes Sorge. Versuch einer Deutung. Mit Bild und Faksimile des Dichters. Würzburg 1924, Wolfram-Verlag G. m. b. H. 59 S. M. 1,20.
Frey, Lina. Adolf Frey. Sein Leben und Schaffen. II. Bd. Leipzig 1925, H. Haessel. 428 S.
Grimmelshausen, J. J. Ch. von. 1624–1924. Festbuch, herausgegeben von Ernst Batzer im Auftrage der Gemeinde Renchen. Haslach i. K. 1924, Buchdruckerei W. Engelberg. 40 S.
Hedin, Sven. Ossendowski und die Wahrheit. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus. 111 S.
Heines Werk. Herausgegeben von Ernst Elster (Meyers Klassiker-Ausgaben). 4 Bde. 2., krit. durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig 1925, Bibliographisches Institut. 512, 410, 462, 566 S. Geb. M. 16,–.
Modes, Theo. Goethes Fausttragödie für jede Bühne. Eine theaterwissenschaftliche Arbeit. Mit einem Geleitwort von Albert Köster und 26 Bildbeigaben von August Wanner. Graz 1925, „Leykam"-Verlag. 270 S.
Roffler, Thomas. Henrik Ibsen. Winterthur 1925, Komm.-Verlag A. Vogel. 142 S.
Schäfer, Wilhelm. Benno Rüttenauer zum 70. Geburtstag. München 1925, Georg Müller. 13 S.
Teweles, Heinrich. Goethe und die Juden. Hamburg 1925, W. Gente. 205 S. Geb. M. 3,50.
Wagner, M. L. Die spanisch-amerikanische Literatur in ihren Hauptströmungen. Leipzig 1924, B. G. Teubner. 81 S. M. 2,60 (3,40).
Weltzien, Otto. Der Rosenjäger. Ein Löns-Buch. Berlin 1925, Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H. 163 S.

Verschiedenes

Aly, Wolf. Geschichte der griechischen Literatur (Handbibliothek des Philologen). Bielefeld 1925, Velhagen & Klasing. 418 S.
Bô Yin Râ. Der Weg zu Gott (Volksausgabe). Basel 1924, Rhein-Verlag. 133 S.
Bölsche, Wilhelm. Tierseele und Menschenseele. Mit sieben Abbildungen im Text. Stuttgart 1925, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde.
Cassirer, Fritz. Beethoven und die Gestalt. Ein Kommentar. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 258 S.
Deutsch, Michael. Deutsch oder „Preußisch"? Eine Lebensfrage für jeden Deutschen. München 1925, Franz A. Pfeiffer. 30 S. M. –,80.
Enking, Ottomar. Mensch und Schrift. Bremen 1924, Carl Schünemann. 148 S. Geb. M. 5,–.
Enns, A. B. Die Hütte (2. der Lübecker Bücher. Herausgegeben von Paul Brockhaus). Lübeck 1924, H. G. Rathgens. 57 S.
Freytag, Willy. Die methodischen Probleme der Pädagogik allgemein untersucht und mit Beispielen aus ihrer Geschichte (Abhandlungen zur Philosophie und Pädagogik. III. Heft). Leipzig 1924, O. R. Reisland. 206 S.
Grünberg, Max. Meister der Violine. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 257 S.
Hahnewald, Edgar. Die Reise nach Sylt. Eine Elbfahrt. Mit Abbildung nach alten Stahlstichen und Zeichnungen. Bremen 1924, Carl Schünemann. 88 S. M. 2,50.
Hampe, Theodor. Der Zinnsoldat. Ein deutsches Spielzeug. Mit 186 Abbildungen. Berlin 1924, Herbert Stubenrauch. 116 S. Geb. M. 5,50.
Haußmann, Conrad. Schlaglichter. Reichstagsbriefe und Aufzeichnungen. Herausgegeben von Ulrich Zeller. Frankfurt a. M. 1924, Sozietätsdruckerei G. m. b. H. 315 S. M. 6,– (8,–).
Hedin, Alma. Mein Bruder Sven. Nach Briefen und Erinnerungen. Mit 61 Abbildungen. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus. 410 S. Geb. M. 15,–.
Kolbenheyer, E. G. Die Bauhütte. Elemente einer Metaphysik der Gegenwart. München 1925, Albert Langen. 501 S. M. 7,50 (10,–).
Lehmann, F. W. Paul. Japan (Jedermanns Bücherei. Abt. Erdkunde). Mit 32 Abbildungen und 17 Karten. Breslau 1925, Ferdinand Hirt. 184 S. Geb. M. 3,–.
Lungwitz, Hans. Über Psychoanalyse. Leipzig 1924, Ernst Oldenburg. 86 S. M. 2,50.
Müller-Lyer, F. Die Zähmung der Nornen. II. Soziologie der Erziehung. München 1924, Albert Langen. 447 S. Geb. M. 10,50.
Oellers, Prosper. Wilhelm Killing † (Seraphisches Leben). Werl i. W. 1925, Franziskus-Druckerei. 70 S. Geb. M. 1,–.
Paul, Johannes. Nordische Geschichte (Jedermanns Bücherei, Abt. Geschichte). Mit 37 Bildern und 5 Karten. Breslau 1925, Ferdinand Hirt. 120 S. Geb. M. 3,–.
Radowitz. Aufzeichnungen und Erinnerungen des Botschafters Joseph Maria von Radowitz. Herausgegeben von Hajo Holborn. Bd. I 1839–1877. II 1878–1890. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 372, 339 S. Geb. M. 20,–.

Richstätter, Karl. Eine moderne Mystikerin. Leben und Briefe der Schwester Emilie Schneider. Freiburg i. B. 1925, Herder & Co. G. m. b. H. X u. 250 S. Geb. M. 4,80.

Schatten, Eugen. P. Januarus Grewe. Ein Beitrag zur Geschichte des Kollegs St. Ludwig. Werl i. W. 1925, Franziskus-Druckerei. 87 S. Geb. M. 2,—.

Schybergson, M. G. Politische Geschichte Finnlands 1809—1919. Mit einer Karte. Gotha-Stuttgart 1925, Fr. Andr. Perthes A.-G. 499 S. M. 12,— (15,—).

Steffes, Johann Peter. Religionsphilosophie (Philosophische Handbibliothek, Bd. 9). München 1925, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 280 S. M. 6,50 (7,70).

Thormann, Werner E. Prophetische Romantik (Das neue Münster). Mainz 1924, Matthias-Grünewald-Verlag. 123 S.

Wittig, Joseph. Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo, 2 Bde. München 1925, Jos. Kösel & Fr. Pustet. K.-G. 513, 464 S. Geb. M. 13,—.

Zulliger, Hans. Unbewußtes Seelenleben. Die Psychoanalyse Freuds in ihren Hauptzügen. Stuttgart 1925, Franckhsche Verlagsbuchhandlung. 88 S.

* * *

Die Väterlesungen des Breviers. Übersetzt, erweitert und kurz erklärt von Athanasius Wintersig. I. Abt. Winterteil. Freiburg i. B. 1925, Herder & Co. G. m. b. H. XVI. u. 390 S. Geb. M. 6,20.

Fluch den Waffen. Urteile großer Männer Frankreichs über den Krieg. Übersetzt und herausgegeben von Gustav Höft. Leipzig 1924, Ernst Oldenburg. 151 S. M. 2,— (3,—).

Seneca, Lucius Annaeus. Philosophische Schriften. 4. Bändchen: Briefe an Lucilius. 2. Teil: Briefe 82—124. Übersetzt, mit Einleitung und Anmerkung versehen von Otto Apelt. Leipzig 1924, Felix Meiner. 364 S.

Kliutschewskij, W. O. Geschichte Rußlands. Herausgegeben von F. Braun und R. v. Walter. Bd. I. Mit einer Karte. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. XXIV. u. 382 S. In Leinen geb. M. 12,—.

* * *

Aus Märchen, Sage und Dichtung: Till Eulenspiegel. Nach der ältesten Ausgabe vom Jahre 1515 ausgewählt und übertragen von Hanns Gieseler. Scherenschnitte von Ada Steiner. 72 S. — Achim von Arnim und Clemens Brentano, Des Knaben Wunderhorn. Auswahl in 2 Bänden. Scherenschnitte von Jul. P. Junghanns (durchgesehen von Walther Ziesemer). 78, 79 S. — Breslau 1925, Ferdinand Hirt. M. —,70 (1,—). Geschenkausgabe M. 4,50.

Außenseiter der Gesellschaft Bd. I: Alfred Döblin, Die beiden Freundinnen und ihr Giftmord. 117 S. — II. Egon Erwin Kisch, Der Fall des General-Stabchefs Redl. 90 S. — III. Eduard Trautner, Der Mord am Polizeiagenten Blau. 193 S. — IV. Ernst Weiß, Der Fall Vukobrankovics. 203 S. — Berlin 1925, Die Schmiede.

Einzelausgaben von Gottfried Keller: Der Landvogt von Greifensee. Novelle. 115 S. — Pankraz der Schmoller. Erzählung. 66 S. — Die drei gerechten Kammacher. Erzählung. 56 S. — Kleider machen Leute. Erzählung. 58 S. — Von Theodor Storm: Der Schimmelreiter. Novelle. 143 S. — Immensee. Ein grünes Blatt. Zwei Erzählungen. 39 u. 18 S. — Zur Chronik von Grieshuus. Novelle. 143 S. — Freiburg i. B. 1925, Herder & Co. G. m. b. H.

Hausschatzbuch Nr. 38. Marie von Hutten, Der immergrüne Kranz. 240 S. — Nr. 39. Nikolaj Gogol, Taras Bulba. Ein Kosakenroman. 195 S. — Nr. 40 Anton Höfer, Der Buckelschneider. Drei Erzählungen. 173 S. — Nr. 41. Franz Freiherr von Gaudy, Venezianische Novellen. 266 S. Kempten 1925, Josef Kösel & Fr. Pustet K.-G. Geb. je M. 1,—.

Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6521. Rudolf Huch, Der tolle Halberstädter. Erzählung. Mit einem Nachwort von Werner Mahrholz. 78 S. — Nr. 6524—27. F. W. Weber, Dreizehnlinden. Epische Dichtung. 367 S. — Nr. 6530. Benno Rüttenauer, Weltgeschichte in Hinterwinkel. Aus den Denkwürdigkeiten eines ehemaligen schwäbischen Ziegenhirten. 73 S. — Leipzig 1925, Ph. Reclam jr.

Seldwyla-Bücherei: Minnesänger der Schweiz. Eine Auswahl mit freien Nachdichtungen. Herausgegeben von Wilh. von Scholz. 117 S. — Adolf Vögtlin, Die Dame. Ein Lied von deutscher Freundestreue aus der Ritterzeit. Konrad von Würzburg frei nachgedichtet. 175 S. — Max Pulver, Kleine Galerie. Prosa. 101 S. — Griechische Liebesepigramme. Nachgedichtet von Karl Preisendanz. 75 S. — Albert Steffen, Pilgerfahrt zum Lebensbaum. 61 S. — Regina Ullmann, Die Barockkirche. Von einer Votivtafel herab gelesen und ausführlich berichtet zugleich mit etlichen Volkserzählungen. 105 S. — Cécile Lauber, Die Versündigung an den Kindern. 206 S. — Lisa Wenger, Der Garten. Erzählung aus dem Tessin. 127 S. —

Almanach des Arbeiterjugend-Verlags. Berlin 1924, Arbeiterjugend-Verlag. 168 S. — Almanach der Deutschen Musikbücherei auf das Jahr 1925. Herausgegeben von G. Bosse. Regensburg, Gustav Bosse. 352 S. —

Kalender für das Jahr 1925. Herausgegeben von der L. C. Wittichschen Hofbuchdruckerei, Darmstadt. — Rheinisches Schatzkästlein. Taschenbuch für Bücherfreunde auf das Jahr 1925, Köln, Paul Gehly. 72 S. —

Vom neuen Wollen. Das erste Jahrbuch. Herausgegeben von Heinz Ludwig. Leipzig 1925, Ernst Oldenburg. 248 S. M. 1,— (2,—).

Kataloge

Antiquariats-Katalog Nr. 144 (Deutsche Literatur), 145 (Philosophie). Bonn, Fr. Cohen.

— Nr. 290. Graz, Paul Cieslar.

— Nr. 110 (Deutsche Literatur) 112 (Staatswissenschaften). Stuttgart, Oskar Gerschel.

Armarium (Alte bibliophile Seltenheiten). Stuttgart, Oskar Gerschel.

Bibliotheca Biographica. Teil II. Frankfurt a. M., Jos. Baer & Co.

Der Bücherkasten. XI, 1. Stuttgart, Oskar Gerschel.

Deutsche Literaturgeschichte. Charlottenburg, Hellersberg.

Die Wasa-Bibliothek. Hamburg, L. Friedrichsen & Co.

Orientalia. Hannover, Heinz Lafaire K.-G.

Philosophie. Charlottenburg, Hellersberg.

Sprachen des Orients. Hannover, Heinz Lafaire.

* * *

Livres anciens et modernes. Nr. 509. Haag, Martinus Nijhoff.

Catalogue Nr. 510. (Ebenda.)

Nijhoffs Mededeelingen vom 15. November bis 31. Dezember. (Ebenda.)

Redaktionsschluß: 5. März

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 57, Bülowstraße 107.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 4.—, Einzelheft Gm. 1.50

Talent und Genie

Von Paul Fechter (Berlin)

Der Versuch, die Grenzen zwischen Talent und Genie abzustecken, ist mehr als einmal innerhalb der ästhetischen wie der psychologischen Betrachtungsweise künstlerischer Dinge versucht worden. Die meisten Feststellungen laufen darauf hinaus, den Unterschied gewissermaßen quantitativ zu bestimmen, als auf einem mehr oder weniger großen Besitz an künstlerischer Produktionskraft oder darstellerischen Fähigkeiten beruhend. Diese Betrachtung erweist sich bei näherem Eingehen als unhaltbar: die Differenz ist durchaus qualitativer Art. Talent und Genie sind nicht graduell unterschieden, sondern wesentlich: es handelt sich um zwei nicht nur ganz getrennte sondern fast feindlich gegensätzlich eingestellte Menschentypen.

Das Problem, der Unterschied zwischen diesen beiden Menschentypen, läßt sich auf eine ganz einfache Formel bringen — mit der bekannten Variante eines bekannten Lutherworts. Für das Genie gilt: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen! Für das Talent heißt es: Hier stehe ich, ich kann auch anders, Gott helfe mir, Amen. Das klingt wie ein Scherz und zeigt doch den tiefsten Punkt des ganzen Unterschiedes auf.

Denn dieser Unterschied liegt im Sein. Die Voraussetzung des genialen Menschen ist die Totalität des Seins, die des Talents die Gespaltenheit. Der Mensch, dessen Wesen unter dem Schatten einer genialen Begabung steht, befindet sich außerhalb der Möglichkeit, sich selbst als Objekt unter Objekten zu nehmen. Er kann nur Subjekt sein, weil er nur sein kann, und lediglich unter dem Gesetz dieses seines Seins steht. Seine Seele ist von einer viel dichteren Konsistenz als die der nicht unter diesem Schicksal stehenden Menschen: dieses Schicksal aber ist, daß sein Leben sich darin auswirkt, eben diese dichte Konsistenz der eigenen Seele im Werk zu lösen, faßbar zu machen, d. h. auffaßbar für andere und für ihn selber. Der geniale Mensch ist der soweit ungespaltene, daß er eigentlich ohne Vorstellung seiner selbst lebt, wenigstens ohne eine aus dem Gefühlsbereich abgerückte. Er ist nur für sich, geschlossene Wirklichkeit, und aus dieser Wirklichkeit heraus entläßt er das Werk. Er wirkt sich sozusagen organisch von unten herauf aus; seine Seele ist aus sich selbst ohne Zutun seiner bewußten Hälfte produktiv, weil sie ihn ganz erfüllt, fast räumlich überall in ihm ist und nicht auf den Ich-Punkt hin zentriert. Er ist nicht nur im Besitz des Materials seiner Seele, sondern er ist als Totalität dieses Material. Oder besser noch: er selbst ist auch Material seiner Seele (und nicht umgekehrt), die nun rein aus sich die Mittel ihrer eigenen Realisierung im Werke schafft.

Dem gegenüber ist der Mensch des Talents der Mensch ohne Sein, der stärker als irgendein anderer dem Gesetz des Werdens verpflichtet ist. Er untersteht sozusagen sich selbst, d. h. er hat einmal die Freiheit der Wahl zu bestimmen, welchem Gesetz er sich unterordnen will, während der geniale Mensch von vorneherein ohne Wahl unter die unentrinnbare Notwendigkeit seines Seins gestellt ist. Bei ihm bestimmt das Wesen der seelischen Substanz alles, weil er dieses Wesen ist; der Mensch des Talents hat dieses Wesen nicht, sondern schafft es sich gewissermaßen erst in seiner Produktion. Das heißt, er hat eine vollkommen andere innere Ordnung: er ist nicht durch und durch Wesen, Substanz wie der andere, sondern er ist eigentlich gar nicht Wesen, sondern Ordnung. Und zwar Ordnung an sich, ohne daß eigentlich das zu Ordnende substantiell vorhanden wäre. Der Ichpunkt ist das Zentrum seiner Welt; in ihm schneiden sich die Linien, die den Bezirk des Subjekts von dem des Objekts sondern, beziehungsweise beide miteinander verbinden. Das isolierte, nur als ordnende Funktion bestehende Subjekt ist bei dem Menschen des Talents das Entscheidende; das Objektive, die

Substanz der Seele ist sozusagen nicht vorhanden, bestenfalls als Anlage, de facto nur als Begriff. Der innere Besitz des Menschen von Talent wird gewissermaßen erst gesammelt, indem er schaffend lebt; er ist die Folge, nicht die Voraussetzung des Werks. Die Entscheidung steht über diesem Besitz: der Mensch des Talents wird eigentlich, was er will oder was er wenigstens einmal gewollt hat. In jener Entscheidung stellte das Talent neben der Vorstellung des Werkes auch eine Vorstellung seiner selbst über sich auf, etwas, das es sein, besser noch, das es werden, am präzisesten, als das es erscheinen wollte. An dieser Vorstellung und auf diese hin verwirklicht es sich auf dem Umweg über das Werk. Der Mensch der genialen Anlage wirkt aus dem Material seiner Seele; das Talent wirkt auf dieses hin, indem es mit den erkannten Mitteln der Realisierung sich nach und nach das, was eigentlich diese Mittel seinerseits erst schaffen müßte, das seelische Material, sozusagen in verkehrter Richtung schichtweise zulegt.

Eine Zwischenbemerkung: die Formeln genialer Mensch und Mensch des Talents bedürfen schärferer Bestimmung. Der Begriff Genie ist mit Pathos belastet, der Begriff des Talents mit der Vorstellung partieller Fähigkeiten. Beides ist falsch und richtig zugleich, und zwar ist merkwürdigerweise die pathetische Bezeichnung des genialen Menschen als Genie noch die richtigere. Denn der Mensch, über dem das Schicksal einer genialen Begabung auf irgendeinem Gebiete hängt, ist durch diese wenn auch vielleicht nur partielle Begabung tatsächlich als Totalerscheinung bestimmt, weil eben die Voraussetzung einer wirklich genialen Begabung eine bestimmt determinierte menschliche Haltung, ein so und nicht anders Sein gegenüber dem ganzen Leben ist. Man könnte so sagen: der in irgendeiner Richtung genial bestimmte Mensch ist als Totalität, als Sein genial bestimmt, wirkt sich aber nur in dieser bestimmten Richtung lebend oder schaffend aus. Er ist als Gesamterscheinung genial, d. h. unmittelbar seiend, erster Mensch in der Welt, unbeeinflußbar von außen, nur aus seiner so und nicht anders sein könnenden seelischen Substanz heraus lebend und zwar als Ganzes lebend, außerhalb der Diskussion der anderen, die machtlos an ihm abgleitet; seine produktive Betätigung aber geht trotzdem in einer bestimmten Richtung. Der Mensch des Talents dagegen ist Talent nur auf dem Sondergebiet seiner Wirksamkeit und ist im übrigen, als Totalität eigentlich gewöhnlicher Mensch im Sinne Shaws. Was er wirkend erwirbt, schlägt sich ebenfalls sozusagen in einem Teilgebiet seiner Seele nieder; er wird mit den Konsequenzen seines Werkes, in denen er sich gewissermaßen erst schafft, nur Teilprodukt, nicht Totalität. Es wird infolgedessen richtig sein, von einem genialen Menschen zu sprechen und daneben vom Menschen des Talents, nicht vom talentvollen oder talentierten Menschen, weil eben die Bestimmung genial sich in der Tat auf den ganzen Menschen bezieht, während das bestimmt begrenzte Talent sozusagen Lokalbesitz der Seele ist.

Die Differenzen der menschlichen Bestimmtheiten, die zu diesen verschiedenen inneren Energieverteilungen und -abläufen führen, werden sehr deutlich bei einer Betrachtung des beiderseitigen Arbeitsprozesses. Der geniale Mensch arbeitet von innen heraus. D. h. eine Kraft mehr oder weniger gefühlsgebunden, mit einer persönlichen Gefühlssituation verflochten, drängt nach Auswirkung, damit diese innere Situation von der Spannung befreit werde, die sie rein durch ihr Vorhandensein bewirkt. Das Gefühl tastet nach Bildern, an denen es sich aussprechen oder Gestalt werden kann; in der langsamen Erfüllung der Worte, Töne oder Bilder mit seinem eigenen Leben findet es die Befreiung vom Druck, der recht eigentlich zum Arbeitsprozeß führt. Das Ergebnis steht nachher in seiner Wirklichkeit ebenfalls fast überraschend für den, der es fertigte, in der Welt, weil es von unten herauf aus dem Dunkel in die Sichtbarkeit geschoben wurde. Man kann auch dieses eine realisierte Vorstellung nennen, aber nur in dem Sinne, daß diese Vorstellung erst vorhanden, fertig ist, sobald sie im Werk realisiert ist. Die ursprüngliche Vorstellung will wohl wirklich werden, drängt Produktion erzeugend nach Verwirklichung; sie wird selbst aber erst vollkommen Vorstellung, indem das Werk entsteht und Wirklichkeit wird.

Wesentlich anders geht dieser Prozeß beim Menschen des Talents vor sich. Auch er besitzt eine Energie, die nach Tätigkeit verlangt und Auswirkung will; aber ihm fehlt die seelische Substanz, sozusagen das Material, in dem diese Kraft sich sinngemäß

schaffend ausgeben könnte. Die Energie schwingt im Leeren; infolgedessen bleibt die Lebensspannung, deren Vorhandensein den ganzen Schaffensprozeß überhaupt erst als wirkliche Lebensangelegenheit legitimiert, aus; es fehlt die Notwendigkeit des Produktiven, die der geniale Mensch hat, weil er ohne das Ventil der Selbstentladung im Werk zerspringen würde. Der Mensch des Talents will ebenfalls eine Vorstellung verwirklichen; aber bei ihm vollzieht sich dieser Vorgang vollkommen anders. Die Vorstellung des Talents ist eine grundsätzlich andere als die des genialen Menschen. Es ist hier genau umgekehrt wie bei den inneren Grundlagen der beiden Menschentypen: beim Talent ist diese Vorstellung, beim genialen Menschen wird sie. Beim Talent ist sie früher da als das Werk, beim genialen Menschen wird sie erst mit dem Werk. Der Mensch des Talents geht aus von der Vorstellung des fertigen Werks; die Vorstellung drängt nicht wie die des genialen Menschen nach Entfaltung aus der Dumpfheit in die Klarheit, sondern nach Erfüllung ihrer Gerüstleere mit Material. Die Vorstellung des genialen Menschen drängt von unten herauf, die des Talents zieht von oben her. Die eine wächst aus dem seelischen Material heraus, indem sie sich realisiert; die andere muß zur Verwirklichung ihrer Existenz Material an sich heranziehen, das die Welt bieten muß, weil ihr Träger es nicht bietet. Die eine findet die Substanz sozusagen um sich selbst herum in der Seele des Subjekts; die andere sucht die Substanz im Objektiven, reißt sie von außen an sich heran. Der geniale Mensch braucht gewiß ebenfalls einen äußeren Anlaß, einen Gegenstand, um zum Werk zu kommen; aber dieser Anlaß wirkt auf ihn wie der zufällige Erreger eines Kristallisationsprozesses in einer gesättigten Lösung. Die Kristalle schießen aus der Lösung selbst um den Erreger zusammen und formen das neue rhythmische Gebilde. Der Anstoß, den der Mensch des Talents empfängt, fällt nicht in solch eine latent formbereite Substanz: die Kristalle, die sich hier um den Kern ordnen sollen, müssen von außen herangeholt und angeschlossen werden. Man könnte vielleicht von einer subjektiven und einer objektiven Energie des Produktionsprozesses sprechen, falls das nicht zu Mißverständnissen Anlaß geben könnte.

Man könnte den Unterschied auch so formulieren: der geniale Mensch weiß in seinem Schaffen zunächst nicht das Ziel, sondern kennt nur den Start. Das Talent dagegen geht gerade vom Ziel, d. h. von der Vorstellung des fertigen Werks aus und bestimmt danach erst die Ausgangs- und Wirkungskräfte. Das Talent wird vom Ziel, dem Werk, bestimmt; der geniale Mensch nur von sich und seinen inneren Bedürfnissen. Der geniale Mensch beginnt am Anfang, das Talent am Ende. Das Werk des einen wird wie die Pflanze, der Baum, von unten her gedrängt, emporgehoben; das des anderen wird gezogen von der Endvorstellung — ein Prozeß, für den es keinen Vergleich aus dem Bezirk des Organischen mehr gibt.

Das eigentlich Entscheidende ist wohl der Unterschied in den Gestaltungsmethoden. Der geniale Mensch baut mit einem Material, das zwischen dem Realen und dem rein Vorstellungshaften, Phantasiegeschaffenen eingebettet ist wie der Traum zwischen Wirklichkeit und Geist. Er baut sozusagen mit wirklich erst zu verdichtendem Material seine Welt und weiß so wenig um das Endergebnis wie der Träumende. Er arbeitet mit erst Vorwirklichem, erst in seiner Tätigkeit real Werdendem; der Mensch des Talents dagegen kann seine Welt nur mit schon verwirklichtem Material bauen, weil er im Hinblick auf das Ziel, auf das antizipierte Ergebnis schafft. Der eine steht lediglich unter dem Gesetz seines Schaffensprozesses, d. h. unter einer inneren Ablaufsformel, von der er selbst nichts weiß, da sie sich erst mit der Entstehung des Werks manifestiert und verwirklicht; der andere steht unter dem Gesetz seiner Wirkungsvorstellung, d. h. unter der Vorstellung eines Fertigen, das als Resultat den Entstehungsablauf bestimmt, das Werdende auf sich hinzieht.

Von hier aus fällt ein eigentümliches Licht auf eins der Grundprobleme der alten Ästhetik, nämlich auf das Problem von Stoff und Form. Das enthüllt sich von hier aus im Wesentlichen als reines Talentproblem, falls man die ganze Zweiteilung nicht überhaupt als die Betrachtungsweise des gewöhnlichen Menschen — im Gegensatz zum künstlerischen — behandeln will. Der geniale Mensch ist von sich aus gar nicht in der Lage, an einem Werk der Kunst Form überhaupt als solche isoliert aufzufassen oder gar sich als Ziel

vorzusetzen, weil er produzierend oder reproduzierend eben von innen her wirkt, formschaffend, aber ohne jede Formvorstellung. Die Fähigkeit, an einem fertigen Werk das Formale, d. h. das abstrakt Äußere, sozusagen abstrakt Sichtbare aufzufassen und als entscheidende Realität, als Leergerüst vor den ganzen Schaffensprozeß zu setzen — diese Fähigkeit ist recht eigentlich nicht nur Sache sondern fast Definition des Talents. Der geniale Mensch weiß nämlich genau genommen überhaupt nicht, was Form ist. Er hat wohl eine dunkle Vorstellung von dem Verwirklichungsergebnis dessen, was in ihm nach Realität drängt, aber er stellt die Ergebnisse seiner Produktivität aus sich heraus, ohne Rücksicht auf Formales, weil dieses erst im Prozeß der Realisierung seines inneren Lebens entsteht, weil er Form gar nicht als unabhängig von diesem Gelebten existierende Wesenheit zu sehen vermag. Es gibt vielleicht Ausnahmen; der Fall Hölderlin müßte einmal daraufhin untersucht werden, wie weit bei diesem Dichter die formale Grundstruktur seiner Kunst Resultat sozusagen latenter, ungewußter, sich von selbst auswirkender Formtendenzen war, die rein aus den genialen Instinkten des nur dichterischen Menschen heraus lebten — oder ob hier in die rein von innen bestimmte Welt des Genialen nicht zuletzt doch eine halb ererbte, halb erworbene große Formvorstellung eingriff, die neben alle Genialität plötzlich Züge stellt, die man im übrigen durchaus dem Talent vorzubehalten geneigt sein wird.

Damit tut sich das Problem auf, ob und wieweit diese qualitativ unterschiedenen Formen der menschlichen Gestaltungsbegabungen rein geschieden sind oder wieweit diese beiden Grundtypen sich vermischen können. Wir sind im allgemeinen geneigt, die Grenzen der natürlichen menschlichen Besonderheiten oder besser der menschlichen Typen, die durch diese bestimmt werden, mehr oder weniger fließend anzunehmen, sie zwischen je zwei rein fast nur idealen Grenzfällen anzusiedeln, wie etwa bei der Aufteilung der Menschheit in männlich und weiblich. Hier auf dem Gebiet künstlerischer Betätigung scheint indessen der Fall so zu liegen, daß jede tiefere Betrachtung zu einer immer schärferen Sonderung der beiden Typen des Genies und des Talents führen muß. Jede von einer genialen Anlage gespeiste Lebensäußerung, sei es nun eine unmittelbare, gelebte oder eine wenn auch noch so primitiv gestaltete oder aufgezeichnete: jede steht besonders, unvergleichbar in sich geschlossen da, nur von innen her aus Gefühl und Erlebnis bestimmt, d. h. von den Kräften, die sich in dieser Wesenheit verwirklichten. Jede von einem Talent getragene menschliche Auswirkung dagegen, sei es eine Handlung, sei es ein Dokument, ordnet sich sofort mehr oder weniger in die Reihe des bereits Vorhandenen ein, wenn auch vielleicht oft erst aus dem Gegensatz, der Negation bisheriger Lebens- oder Kunsttendenzen. Sie setzt, wollend oder nicht, Traditionen fort, während dieser Begriff für den genialen Menschen in seiner Produktion lediglich auf dem Umweg über ererbte Energien, die sich seinem Zugriff entziehen und selbstherrlich auswirken, in Frage kommt. Bestimmtheit von innen und Bestimmtheit von außen stehen sich hier so reinlich gegenüber, daß die Begabungstypen sich schon von den Ergebnissen ihrer Betätigung aus fast immer ziemlich reinlich scheiden lassen. Es gibt eigentlich nur einen Fall, der auch diese beiden Pole menschlicher Geistigkeit zugleich umfaßt — das ist Goethe. Ebenso wie er die drei zeitlich aufeinander folgenden Begabungsstufen in sich in eines zusammennimmt: den jungen Menschen, der zwischen zwanzig und dreißig sich auswirkt und dann verstummt, den Mann, der erst um die vierzig beginnt und reif anfängt, und schließlich den Altersschaffenden, der erst mit sechzig als Weiser einsetzt — ebenso weist er in seinem Werk und zwar nicht nur in Nebenwerken gelegentlich deutliche Spuren von Talentauswirkungen auf, obwohl die durch und durch geniale Grundanlage die reine Entfaltung der Talentzusätze natürlich hindert. Die Möglichkeit des Zusammen der beiden Begabungsformen ist gegeben, zuweilen wie im Fall Hölderlin sogar Problem; trotzdem wird man bei näherer Untersuchung feststellen müssen, daß, wie gesagt, im allgemeinen die beiden Typen sehr reinlich auseinandertreten, und das talentlose Genie ist eigentlich sogar die sauberste Formel für gewisse tragische Erscheinungen etwa im Sinne Hermann Essigs.

* * *

Es wäre zu fragen, ob und wie eventuell eindeutige Merkmale aufzuzeigen wären, an denen

man vom Werk aus feststellen könnte, zu welchem Begabungstypus sein Verfertiger zu zählen ist. Voraussetzung für diese Möglichkeit ist zunächst einmal eine im Beurteiler, der diese Entscheidung zu treffen versucht, vorausgegangene Klärung auf Erfahrungsbasis über die wirklichen Grundvorgänge des Seelischen überhaupt. Nicht etwa nur des Seelischen produktiver Menschen; denn in leicht variierter Form geht diese Zwieteilung in Menschen des Talents und geniale Menschen natürlich durch die ganze Welt hindurch, ist keineswegs nur auf künstlerische und literarische Gebiete beschränkt. Der Betrachter, der den Produktionskern eines Werks auf seine menschliche Wesensart prüfen will, wird an sich selbst festgestellt haben müssen, auf welche Seite der Welt er gehört. Er muß die eigentlichen Wirkungsweisen seiner eigenen seelischen Kräfte erkannt haben, muß Wirkliches vom Unwirklichen, Reales vom nur Wortbedingten zu unterscheiden wissen: dann wird es für ihn ein Kleines sein, am jeweils vorliegenden Werk entweder das ihm Verwandte oder das ihm Gegensätzliche aufzuzeigen. Und zwar wird sich dieser Prozeß automatisch so vollziehen: das Talent wird immer sofort das Talent wittern und sich positiv zu ihm stellen, dagegen der genialen Anlage fremd und, falls es aufrichtig ist, feindlich gegenüberstehen (weil es sich zuletzt lediglich schon durch die Existenz des Genialen in seiner Wesenlosigkeit verneint und zur Anerkennung der eigenen Hochstaplerrolle gedrängt fühlt). Der geniale Mensch wird das Talent in den meisten Fällen nicht erkennen, weil es ihm wesensfremd ist, seine Produktion wird er ablehnen, vielleicht zuweilen mit Unrecht ablehnen. Er wird vielleicht zur Genialität in einem fremden Werk ein inneres Verwandtheitsgefühl empfinden und wird sie als Kraft bejahen, mindestens ebenso oft aber sie als von der Gegenseite des Lebens stammend und darum, weil sie wesentlich und nicht nur mit Talent aufgefüllt ist, doppelt feindlich verneinen. Man braucht nur an den Fall Kleist-Goethe zu denken: diese beiden Pole menschlich-genialer Möglichkeiten mußten automatisch zu gegenseitiger Abstoßung im schärfsten Sinne gelangen. Die Bejahung eines auf genialem Boden gewachsenen Produkts fordert vom Betrachter eine menschliche Selbstentsagung, die so wesentlich Ingredienz des Auffassens einer genialen Anlage beziehungsweise ihrer Ergebnisse ist, daß man sie fast unter die entscheidenden Merkmale für die Bestimmung eines Werkes genialen Ursprungs rechnen kann. Ein Teil der Leiden, die der geniale Mensch schicksalsmäßig auf sich nehmen muß (und die man moralisch nicht ganz mit Recht den ebenso schicksalsmäßig ungenialen auf das Schuldkonto schreibt), hat in dieser unvermeidbaren, weil aus dem tiefsten Wesen der genialen Veranlagung selber wachsenden Gegensätzlichkeit seine Quelle.

Fast als schwieriger erweist sich die Bestimmung der Punkte, an denen die Fragen an das Werk selbst einzusetzen hätten, weil eben die Feststellung des genialen Moments im Grunde nur auf dem Weg über das Gefühl erfolgen kann. Immerhin läßt sich einiges aufzeigen, wobei hier im wesentlichen auf Beispiele aus dem Gebiet der Literatur exemplifiziert werden soll. Es ließe sich Analoges ebenso an Werken der bildenden Kunst entwickeln: das Entscheidende wird innerhalb des Dichterischen vielleicht am klarsten. Es läßt sich nämlich zeigen, daß Menschen einer genialen Beziehung zur Welt in ihrer Arbeit fast immer von bestimmten Gestalten, vom Erlebnis menschlich-seelischer Erscheinungen, d. h. von innen ausgehen, während der Mensch des Talents, entsprechend der Grundanlage des Begabungstypus, den er darstellt, von einer Idee ausgeht, d. h. von einer Vorstellung, in der sich an und mit den Gestalten ein Sinn, eine Bedeutung, ein zu demonstrierendes Geistiges darstellt. Es geht somit auch hier wieder, wie oben gezeigt, vom unbewußt als fertig vorgestellten Ganzen aus, d. h. von außen, von etwas Ziehendem, nicht von unten her Treibendem. Der geniale Mensch von Shakespeare bis zur Gegenwart hält sich an das, was seinem Wesentlichen entspricht: an den Menschen. Erst aus dessen dargestellter Wirklichkeit vermag ihm die umfassendere Totalität des Werkes zu entstehen. Der Mensch des Talents dagegen hält sich an das, was seinem Wesen entspricht, an das unausgefüllte Gerüst, die leere Form, d. h. an eine Idee. Diese sucht er nachträglich mit menschlichen Zügen und Gestalten von außen her zu verlebendigen. Man spürt den Gegensatz der Herkunft und der Wesensarten: sobald man einmal von ihm aus als Entscheidungsprinzip an die obige Frage herantritt, kommt man zu sehr

merkwürdigen Einsichten. Das Problem Vitalität oder Dünne, die Frage nach der tragenden Kraft, ob diese wirklich oder nur dargestellt, durch Selbstentscheidung als Objekt gewählt oder selbstverständlich treibendes Moment ist, rückt z. B. von hier aus in die allein sinngemäße Perspektive. Die entscheidende Kraft, die treibend von innen heraus wirkt, das, was man als die Vitalität des Werkes, seine Gestaltungs- und Lebenskraft empfindet — das wächst nur von unten herauf aus sich selbst, d. h. aus einer genialen Anlage. Das Talent vermag vielleicht, von außen betrachtend, die äußeren Züge und Merkmale dieser Kraft zu erfassen und ebenfalls ihre Symptome zu geben; es bleibt aber bei diesen Symptomen stehen; man erlebt die Kraft nicht selbst als den motorischen Antrieb des Ganzen. Der geniale Mensch wirkt sich im Wesentlichen vital aus, das Talent, schon zurückgewendet, in seinen besten Fällen geistig. Die Konsequenz trägt das Werk. Das Talent ahnt die Klippen und verzichtet infolgedessen meist instinktiv auf Wirkung aus dem Vitalen, das ihm fast schicksalsmäßig unzugänglich ist; es sucht Ersatz bei der Idee, d. h. bei etwas im voraus als Sinn des fertigen Werks Gedachtem und günstigen Falles Vorgestelltem.

Hier wäre indessen zu sagen, daß diese Sonderung von Geist und Vitalität auf der einen und Genie und Talent auf der anderen Seite nicht ganz zutrifft, insofern als eine geniale Beziehung zur Welt nicht allein auf das Getragensein von den vitalen Kräften der Seele beschränkt ist, sondern ihre Auswirkung in gleicher Weise auf dem Weg über Geistiges finden kann. Es ist eine Frage der Instinktläuterung, wie weit die unmittelbare Erlebnisenergie klärbar und von der ursprünglichen, unvermittelten Allgemeinheit des Gefühls zu der abgeleiteten, verpflichtenden der Objektivität, d. h. des Geistes zu sublimieren ist. Es gibt menschliche Fälle, die von einem ungeheuren Reichtum des Gefühls erfüllt, an und in diesem Gefühl verhaftet bleiben. Gottfried Keller ist das reinste Beispiel dieser Anlage, die unterhalb des eigentlich Geistigen verbleibt, sozusagen in der Genialität dieser Welt. Sein Gegenpol wäre Friedrich Hebbel: die geniale Grundlage wendet sich bei ihm ganz früh schon, vielleicht unter den belastenden Eindrücken der kindlichen Umwelt einseitig aufwärts. Die Tendenz zur Geistigkeit zehrt das Vitale auf, so daß zuletzt Gestalten wie die der Nibelungen von einem sozusagen genialen Talent von außen her hingestellt zu sein scheinen, während über ihnen ein geistiges Schicksal hängt, dessen Konzeption durchaus nur auf der Voraussetzung einer genialen Beziehung zu der kristallenen Welt oberhalb des Empirischen möglich ist. Erscheinungen wie Wedekind wiederum wären durchaus zu dem genialen Typus der Instinkte zu zählen, aber ohne Beziehung auf Geistiges; die Romantik, Novalis, Friedrich Schlegel, wird deutbar als Verschwendung der Vitalität im Abstrakten. Eine allgemeine Formel und ein allgemeines Gesetz läßt sich hier kaum feststellen; man wird von Fall zu Fall aufzuzeigen haben, wie sich die Energien auf die beiden Richtungen nach unten und nach oben verteilen.

* * *

Diese Verteilung wird reinlich zu sondern sein von Betrachtungen über die Beziehung zwischen dem Bewußten und dem Unbewußten und über den eventuellen Anteil des Persönlichen am Werk. Ungeklärte Betrachtung pflegt dem genialen Menschen die Schöpfung aus der Tiefe des Unbewußten, dem Talent die minderbewertete bewußte Arbeitsweise zuzuschreiben. Bei näherer Beobachtung wird dieses unhaltbar, und die Sonderung des Anteils der beiden Faktoren am Schaffen erweist sich hüben wie drüben gleich schwer. Der entscheidende Unterschied liegt sozusagen in der Entstehungsrichtung des Werkes bei den beiden Typen, oder zum mindesten im Beginn dieser Entstehungsrichtung. Im genialen Menschen steigt, dem Traum verwandt, etwas bildhaft Vorstelliges, das noch nicht Vorstellung ist, aber werden will — Gestalten und menschliche Situationen, Bilder und Umwelten — aus der Gestaltlosigkeit des Ungreifbaren empor, werdenwollende Gegenständlichkeiten, die in ihrer eigenen Wirklichkeit leben, Raum und Realitätsgrad aus dem Reich der Mütter mitbringen. Im Talent sinkt etwas von oben herab, eine Vorstellung des Fertigen, die Idee eines zu schaffenden Werks, als mögliche Kombination von Bedeutsamkeiten. Woher aber beide kommen, was sie empor- oder hinabtreibt, wie und wodurch sich die Glieder zu dem Organismus oder der neuen Konstruktion zusammengeschlossen haben, das bleibt ungreifbar,

unbewußt, deutbar, aber kaum noch beobachtbar. Und zwar bei beiden. Der geniale Mensch weiß genau so wenig, wie er zu dem Seinen kommt, wie das Talent. Einfall und Auftrieb unterstehen beide nicht der Willkür, sondern der Gnade, sind Geschenke aus dem Dunkel, aus der Freiheit geboren. Freilich: sind sie einmal gegeben, so greift das Gesetz ein, und damit beginnt das Reich der Bewußtheit. Das Wie der Gestaltung von innen her, die Frage, was die nur von Worten getragenen Wesen der Dichtung, die bloßen Farben des Bildes mit Leben erfüllt, daß sie stehen und wandeln, — das bleibt Geheimnis und unzugänglich. Das Stück gehöhten Lebens aber, das aus der Tiefe oder das von oben her ergriffen wird, nun sinnvoll zu der Totalität des Werkes zu entwickeln, das wird nun auch Sache der bewußten Sphären. Nicht etwa allein: denn die unbewußten bleiben auch während der Realisierung nach wie vor am Werk. Sie helfen nicht nur mit Nebeneinfällen und Zutaten, die jetzt bereits vom Zwang der Kernanlage bestimmt und herangezogen werden; sie tragen vor allem das Tun, das Auswirken und das Niederlegen und Hinstellen von Menschen und Dingen, zuletzt sogar ebenfalls wieder von sich aus. Denn der Mensch mag noch so bewußt sein, noch so sehr im Reich der Klarheit leben: sobald er die Feder ansetzt, den Pinsel ergreift, regiert sein Sein, nicht sein Bewußtsein. Und zwar beim Talent genau so wie beim genialen Menschen. Aufgabe der bewußten Regionen der Seele ist es lediglich, dieses Tun mit den Mitteln der Erfahrung und des Wissens zu stützen und nachträglich zu kontrollieren, inwieweit der Gang der Verwirklichung dem immanenten Gesetz entspricht, das mit dem Ansatz im ersten Auftrieb oder Einfall gegeben ist (und dessen Auswicklung recht eigentlich den Sinn dessen ausmacht, was wir den Kunstanteil am Werk nennen). Die Bewußtheit kann versuchen, den Prozeß zu lenken; das, was zu lenken ist, die führende Kraft und deren Wirkungsweise bleibt ihrem Machtbereich entzogen. Sie vermag vielleicht Material heranzuschieben, das die andere Seite der Seele dann für ihre Zwecke ergreift. Beim genialen Menschen behält diese dabei konsequent die Führung, insofern sie annimmt oder ablehnt, je nachdem das Vorgeschlagene ihrem Wesen homogen ist oder nicht. Beim Talent verwirrt die Bewußtheit zuweilen diese Sicherheit des unwissenden Instinkts, führt aus werkfremden Rücksichten Dinge ein, die nur bewußt von außen motivierbar sind. Sie kommen nicht aus dem Wesen, d. h. dem Sein des Schaffenden, sondern aus seinem Seinwollen — aus dem Bilde, das er von sich vor sich aufrichtet und verwirklichen will. Sie wachsen nicht auf den unmittelbaren, mit ihm gegebenen Wesensseiten seiner Seele, sondern auf einem Mangel, der Wunsch wird, und nun Züge und Besonderheiten selbstherrlich zu schaffen versucht, die wenn nicht das Wesen so doch wenigstens das Wesensbild bestimmend verändern. Es ergibt sich das seltsame Schauspiel, daß das Talent in seiner Arbeit und an seiner Arbeit im Grunde viel persönlicher beteiligt ist als der geniale Mensch. Dieser wirkt aus sich, d. h. aus dem, was er von dem mehr oder weniger allgemeinen Besitz der Menschheit an innerer Gefühlskraft mitbekommen hat; das Talent dagegen kämpft um ein persönliches Ideal einer Besonderheit, die ihm vorschwebt, und um seiner selbst willen wenigstens im Werk konstatiert werden muß, da das Leben, d. h. die unmittelbare Anlage der Seele jenseits alles Mittelbaren, bloß Gewollten, sie nicht hergibt.

Hier wird die Stelle sichtbar, wo diese beiden wunderlichen Kräfte der menschlichen Seele einander am nächsten kommen und zugleich ihre ganze Wesensfremdheit offenbaren. Die eine, die bewußte, will ein anderes dokumentieren, als die andere, die unbewußte, wesentliche ist und zugeben kann, selbst wenn die bewußte den Reichtum der anderen oder wenigstens das Bild dieses Reichtums vergrößern und steigern möchte. Feindlich stehen sich auf einmal Ich und Wesen gegenüber, Welt des Seins und Welt des Wirkens, das Zusammengefaßte und das, wodurch es gefaßt wird — einander verneinend und bekämpfend auf Kosten des Dritten zwischen ihnen, der vielleicht der eigentliche Kern des Menschen jenseits von Genie und Talent, bewußt oder unbewußt ist.

Aber damit tun sich neue Probleme auf.

Die Entstehungsgeschichte der „Wasserjungfern" von Hermann Löns

(Mit unveröffentlichten Lönsbriefen)

Von Wilhelm Deimann (Werne a. d. L.)

Die Lönsschen Tiererzählungen sind verwahrt in den Büchern: Mümmelmann, Ein Tierbuch, 1909, Widu, Ein neues Tierbuch, 1917, in der Jugendschrift: Was da kreucht und fleugt, Ein Tierbuch, 1909,[1] dazu in Hermann Meerwarths „Lebensbildern aus der Tierwelt". Den größten Teil der Lönsschen Beiträge zu diesem bedeutenden Sammelwerk des braunschweiger Zoologen hat der Verlag (Voigtländer) nachträglich noch zu einem Sonderbande vereinigt, von dem Herausgeber Karl Soffel betitelt: „Aus Forst und Flur, 40 Tiernovellen". Löns selbst hat das Wort Novellen, wie man sieht, in seinen Büchertiteln vermieden. Für diese zumeist runden Lebensbilder, die den Blick mehr auf das Ganze und Allgemeingültige, denn das Zwischenfällige und Seltsame gerichtet haben, ist dieser Name auch schwerlich der rechte und sicherlich keinen tieferen begrifflichen Erwägungen des Herausgebers entsprungen. Weiterhin veröffentlichte der Verlag unter dem Titel „Wasserjungfern, Geschichten von Sonnenboten und Sonnenkündern" die Lönsschen Libellenschilderungen für den ursprünglich geplanten Insektenband der „Lebensbilder", zu dessen Herausgabe der Verlag sich nicht mehr hatte entschließen können.

Die Lebensbilder sind der Hauptausgangspunkt und eigentliche Kern der Tiererzählungen des Hermann Löns. Die Anregung brachte ihm im Sommer 1907 ein Brief Meerwarths, der ihn zur Mitarbeit aufforderte. Nicht als ob Löns jetzt erst die Tiergeschichte überhaupt ins Auge gefaßt hätte; die erste Auflage seines Braunen Buches hatte bereits Tiererzählungen gebracht: „Den Wald der großen Vögel", die Schilderung einer Reihersiedlung, und eine später im „Mümmelmann" untergebrachte Heidhasengeschichte; Ansätze hatten auch die Jagdgeschichten seines Grünen Buches gezeigt. Aber durch die Annahme der Mitarbeiterschaft und der Meerwarthschen Ziele wurde Löns kräftiger in weiterführende Wege und neue künstlerische Erwägungen geschoben, zu fleißigem Schaffen genötigt und auch nebenher zu mancher verwandten Geistesgabe bewogen.

Die Meerwarthsche Zuschrift an Löns im Sommer 1907 eröffnete einen Briefwechsel, der ohne Unterbrechung bis zum August 1914 ging. In den Vorarbeiten für meine Löns-Biographie war mir vor allem der Briefwechsel zwischen Löns und Meerwarth ein starker, wenn nicht der stärkste Helfer zur Erfassung des unruhig, an der Oberfläche proteusartig schillernden Lönsschen Wesensbildes. Das von Meerwarth aufgestellte Ziel, die Vermählung des Strengwissenschaftlichen mit dem Künstlerischen, lockte Löns mächtig als Fachzoologen und Dichter.

Nach ein paar Wochen Sinnens und Suchens, tagtäglichen Hinundherschreibens und mündlicher Aussprache mit Meerwarth, nach Klärung grundsätzlicher Fragen und Überbrückung auftauchender Meinungsunterschiede glaubte Löns die Form gefunden zu haben. „Die Darstellung strengt an," schreibt er am 15. Juli 1907, „denn ich muß bei jedem Bilde eine neue Form suchen". Ich nehme diese Binsentatsache aus einem Briefe heraus, weil selbst ernsthafte Leute, Löns' gelegentlichen Übertreibungen folgend und oberflächlichen Wesensdarstellern nachbetend, ausschließlich das Unbewußte in Löns' Schöpfungsvorgang gelten lassen wollen und mit überheblicher Gebärde es für das Törichteste auf der Welt erklären, wollte man bei Löns von „künstlerischen Erwägungen" oder von ihm als einem „Künstler" sprechen.

Mit Lust und Liebe machte sich Löns an die Arbeit. In der Zeit vom Sommer 1907 bis zum Frühjahr 1909 schuf er seine Beiträge zu den „Lebensbildern" in stetem Gedankenaustausch mit dem Herausgeber, dessen persönlichem Einfluß es zuzuschreiben ist, daß der oftmals infolge Überarbeitung, Widrigkeiten und Nervenschwäche Er-

[1] Aus Wald und Heide (1909) und Goldhals, Ein Tierbuch (1909) sind Auslesen für die Jugend aus Mümmelmann, dem Grünen und dem Braunen Buche.

lahmende immer wieder zu neuen Schöpfungen kam. Eine Glanzleistung für das Meerwarthsche Werk vollbrachte Löns noch einmal im Juli 1909 mit der Meisterung des spröden Libellenstoffes. Diese Schilderungen kamen, wie bemerkt, nach seinem Tode unter dem Buchtitel „Wasserjungfern" heraus; es befremdet, daß der Herausgeber, trotzdem er eine Einleitung schreibt, das Woher und die Entstehungsgeschichte (wie übrigens auch bei der Sammlung „Aus Forst und Flur") völlig unterschlägt, auch daß er den Namen Meerwarths, dessen glücklichem Einwirken und unverdrossenem Spornen mit in der Hauptsache diese Geschichten von den Sonnenboten zu verdanken sind, mit keinem Worte erwähnt; wenn man schon Einleitungen schreiben wollte, gehörte dergleichen unbedingt hinein.

Über die Entstehungsumstände der „Wasserjungfern" werden wir genau unterrichtet durch die folgenden Briefe. Sie sind zugleich ein Beitrag zu der vielseitig erörterten Frage nach dem Verhältnis des Bewußten zum Unbewußten im Schaffensvorgange eines Künstlers und zeigen im besonderen, welche Rolle das Absichtliche auch bei Löns spielte. Dessen selbsttätige dichterische Phantasie auf der anderen Seite eine Sondermacht darstellt, halluzinatorisch, nicht ohne pathologischen Einschlag, unentrinnbar manchmal, stoßend, leibzerstörend, verwandt den peinigenden Gesichten fieberischen Blendwerks; so wurden unter anderem die Kernstücke vom Werwolf und dem zweiten Gesicht.

„Sehr geehrter Herr Meerwarth," läßt er sich am 12. Juli 1909 arbeitslustig aus Bückeburg vernehmen, „die beiden letzten Beiträge, Feldhuhn und Birkhuhn, liegen geruppt und gebraten da. Schicken Sie mir bald neue Bilder. Augenblicklich sitzt mir die Tinte lose, und bei diesem dilettantischen Wetter kann man ja doch nichts Vernünftiges anfangen."

Nebenher sei bemerkt, daß er sich mit Birkhahn und Feldhuhn schon vor zwei Monaten gedanklich beschäftigt hatte. Ein Brief, der davon spricht, mag hier eingeschoben sein, weil er uns den Dichter bei seinen Naturbeobachtungen zeigt und in seiner schnurrigen Lust, einzelnes Sprachgut in karikierender Um- und Weiterbildung zu verbeißen, einer Angewohnheit, von der im zweiten Gesichte viel zu spüren ist.

„Bückeburg, den 24. Mai 1909.

Sehr geehrter Herr Meerwarth, so, das mache ich sobald nicht wieder: am Freitag habe ich meinen zweiten Roman beendet, die Zeitung redigiert, die Sonntagsplauderei geschrieben und heute diese beiden Viehzeuger verhackgestückt, das langt für das erste. Den Roman, 500 Quartseiten, habe ich in 14 Tagen druckfertig geschrieben, fast ohne Korrektur. Nun brennt mir aber das Hochzeitsgelenk vom ewigen Sitzen. Gestern lag ich bei Deynhausen dreiviertelnackt im weißen, weichen — eia, eia — Sande und sah zu, wie die Rotfedern Laichorchideen veranstalteten. Da kam ein Vogel geflogen, setzte sich nieder, wenn auch nicht auf meinen Fuß, und fraß soviel Rotfedern, daß er eine Schiebkarre brauchte, um seinen Kropf nach Hause zu bringen. Es war Sie nämlich ein Schietreiher. Auf 20 Schritt, fein zum Photographieren. Und als ich bei Eilsen neulich balzenden Eisvögeln zusah, kam auch auf Kameraschußweite jemand an, der hatte einen Gipsverband vor der Männerbrust und war Sie der Eisvogel. Nächstens müßte ich warraftig mit dem Knipser[1] losgehen, habe aber keine Lusten dazu. Was machen Sie Pfingsten? Ich gehe an den grünen Strand der Aller, zwischen Rethem und Eystrup, um einen Reiher zu schießen und einen Bock vorzudatumsen, denn ansonsten kriege ich vor Ende August doch keinen. Herr Voigtländer schrieb mir, er käme Ende des nächsten Monats hierher. Birkhahn und Feldhuhn folgen demnächst, und wenn Sie sonst noch was haben, man her damit. Frohes Fest wünschen Ihnen und Ihren Lieben

Ihre Lönsens."

Den im Juli frisch erwachten Schaffenseifer benutzte Meerwarth, um Löns die Bearbeitung des schwierigen Libellenthemas zuzuschieben.

Löns antwortete am 25. Juli 1909: „Ich habe den Plan fertig: großer Landsee mit wechselreichem Ufer, Wald, Feld, Haide, Lehmberge, Moor, Wiesen. Darin, darauf, darum spielt sich alles ab. Die einzelnen Arten und Phasen werden in Unterabschnitten mit Titeln behandelt. Zwei sind fertig

[1] Hierbei denkt Löns an den Aufbau der Meerwarthschen Lebensbilder, deren Skelett photographische Augenblicksaufnahmen aus der Tierwelt bilden.

1. Auf der Wanderschaft (Lib. 4 mac.) und 2. Die Bucht (Anax formosus), von der leider kein Bild da ist, was auch schwer ist. Hetzen Sie den Künstler doch auf das herrliche Tier, die Libellenkönigin."

27. Juli 1909: „Das glaube ich wohl, daß Sie für dieses Dreiteufelzeug keinen Bearbeiter kriegen konnten. Drei Kommodenschiebladen voller Adjektive habe ich bisher verspritzt und mir den Brägen schon geklemmt. Aber es geht. Ich denke, Sie können den ganzen Summs bald haben. Daß ich das Verzeichnis zu rohem Mett hackte, schadet wohl nicht. Gerade ist mir mein Dextrin ausgegangen, sonst hätte ich es wieder zammegepappt. Zwei der interessantesten Viecher, den einsamen Seeflieger Anax formosus (auf deutsch: F. K. = feiner Kerl), von mir Libellenkönigin benamst, und die Dämmerungslibelle Aeschna viridis, beide mir persönlich gut bekannt, haben keine Bilder; ging aber nicht anders, sonst reichte der Stoff nicht. Das Gemeinste ist, daß dieser Sommer ein ausgesprochener Antilibellensommer ist; kein Schwein fliegt. Na, man hat das Zeug ja genug gesehen und beobachtet. Manche Abschnitte habe ich abscheulich breittreten müssen, aber ich bin sicher, kein Deuwel hätte es sonst fertig gebracht, wenigstens keiner, der in unserer Art darüber schreiben kann. Ich wollte, ich hätte Kolbes genaue Libellenkenntnisse, dann wäre es Kinderspiel.

Mit Libellenidiotengruß
Ihr verwasserjunferter,
verteufelsbolzter,
verschilleboldeter,
verhimmelspferdeter
Spezialist für Libellen und
andere langstielige Viecherei
H. L."

(Folgt eine Lönssche Tintenzeichnung einer von vorn gefaßten, gefräßig wirkenden Libelle mit dem Motto: In hoc signo vinces).

27. August 1909: „Unter Libellenkönigin verstehe ich anax formosus. Den Namen habe ich fabriziert. Die Liste zu den Aufnahmen habe ich in Streifen geschnitten und bei die einzelnen Pakete gepackt, ich dachte, Sie hätten Abschrift. Na, dann kopiere ich eben und pappe sie wieder zusammen. Ist übrigens eine Hundearbeit. Wie ich damit fertig werden soll, weiß ich nicht. Mit dem Brehm ist wenig zu machen, und Tümpel gibt auch nur Knochen. Ich habe 90 Seiten fertig: 1. Am Teiche (Lestes), 2. Auf der Wanderschaft (Lib. 4 mac.), 3. Am Strande (Lib. depressa), 4. Im Röhricht (Gomphus vulg), 5. Auf der Schneise (Aeschna cyanea), 6. Über der Bucht (Anax formosus), 7. In der Abenddämmerung (Aeschna viridis). Die beiden letzten ohne Bilder. — Ohne Menschen, Landschaft und die halbe sonstige Fauna ist die Sache nicht zu machen."

30. Juli 1909: „Sie erlauben doch, daß ich den Tümpel noch einige Zeit behalte, ich muß noch einige Aufsätze herausfischen. Einen kleinen Nebenverdienst muß die Libellulierei doch abschmeißen."

2. August 1909: „Sie sind doch hoffentlich nicht krank? Am Donnerstag sandte ich Ihnen als Wertpaket die Libellen und fragte, ob ich den Tümpel noch einige Tage behalten dürfe. Ich hoffe doch, daß das Paket angekommen ist. Hier regnet es andauernd, es ist schauderhaft."

4. August 1909: „Ich habe die Libellen dreimal durchgearbeitet. Streichen geht zur Not, aber dann wird der Text noch kürzer. Neues ist an die Stelle nicht zu setzen, denn die ganze Anatomie und Phys. kann man nicht in der nötigen Form hereinbringen. Ich glaube kaum, daß ich noch ändern kann; ich habe das sowieso schon sehr viel getan, viele Seiten ausgemerzt und neu geschrieben."

1. September 1909: „Ich kann noch nicht sagen, wann ich kommen kann. Ich fahre am Freitag auf acht Tage zum Süntel (Adresse: Herr Sponholtz, Klein-Süntel bei Münden a. D.), wo ich mit einem für mich sehr wichtigen Herrn zusammentreffen werde. Dann gehe ich auf einige Tage nach Bückeburg, und darauf denke ich Sie zu überfallen, also um die Septembermitte, wenn es Ihnen dann noch paßt. — Heute bekam ich endlich das Mittelstück der Libellenkorrekturen, das von bitterbösen Setzfehlern strotzte. — Also bis demnächst. Ich muß erst in das Grüne. Schöne Grüße von Haus zu Haus Ihr Hermann Löns."

Neue Pläne, der Werwolf und das Zweite Gesicht, rüttelten in ihm, und Augenblicke der Selbstbesinnung mahnten den Arbeitsfiebrigen zu vorläufiger Schonung.

Bückeburg, den 13. Oktober 1909: „Lieber Herr Meerwarth, der Mensch denkt, doch der Verdauungstraktus lenkt. Ich war am Süntel, befand

mich aber andauernd miß. Dann war ich in der Haide, lebte äußerlich sofort auf, lag aber mit einmal an einem Katarrh dabei, der in sämtlichen Schleimhäuten Großfeuer anrichtete. Halbwegs bin ich wieder durch, habe aber soviel dringliche Arbeit, daß ich nicht mehr verreisen kann, sonst verliere ich Aufträge und mache mich durch hastiges Arbeiten kaput. Habe Hirsche in der Haide und in der Mark abgesagt; es geht eben nicht, ich muß ganz bieder und sinnig leben, sonst komme ich zu schlecht in den Winter, in dem ich sehr viel, aber langsam arbeiten will. Dieser Tage kommt mein Roman, hinterher der Balladenband heraus. Schicken Sie mir die anderen Bilder, der Schwarzspecht eilt wohl nicht so sehr. Ich habe soviel anderes Eiliges vor. Mit schönen Grüßen von Haus zu Haus — ach so, Ostern ziehen wir wieder nach Hannover; dann sind wir wieder näher beieinander — Ihr ergebenster H. Löns."

Als Meerwarth nach einem Zerwürfnis mit dem Verlage im Februar 1910 die Herausgabe der Lebensbilder aus der Hand legte, stellte auch Löns bald seine Mitarbeit ein.

Mitte Mai 1914 erinnerte er sich der unverwertet beim Verlage schlummernden Libellen wieder, um sie für sein neues Tierbuch und Brotgewinn zu nützen.

„Hannover, 13. 5. 1914.

L. M., ich habe seinerzeit R. V. mehrere Arbeiten geliefert, die nicht verwertet, aber honoriert sind, z. B. Maulwurfsgrille, Eidechse, Unke, Libellen. Vielleicht noch einige. Nach dem Pressegesetze muß eine Zeitung oder Zeitschrift eine Arbeit, die sie bezahlt, aber nicht gebracht hat, dem Verfasser nach Jahresfrist zur Verfügung stellen. Ist das hier auch der Fall? Vielleicht weißt Du das? Ich könnte die Arbeiten gut für mein neues Tierbuch gebrauchen. Mir geht es ganz gut, nur bin ich arbeitsfaul. In Hamburg befand ich mich sehr schlecht. Jetzt fahre ich ab und zu Rad und gehe der Kneipe ganz aus dem Wege. Das Kneipensitzen macht nur faul, dumm und krank.

Schönen Gruß Dein H. Ls."

Aber es kam der Krieg, der im Sturm vor Reims die Fäden seiner Pläne und seines Lebens zerschnitt.

Thomas Manns Jugendnovelle „Gefallen"

Von Erich Ebermayer (Leipzig)

Es ist etwas Eigenes um die ersten Dichtversuche hervorragender Künstler. Sie selbst wollen in späteren Jahren nicht mehr viel davon wissen und lachen, wenn sie daran erinnert werden. Für den Betrachtenden sind aber gerade die Arbeiten vor dem 20. Lebensjahr aufschlußreich, denn hier zeigen sich alle eigentlichen, alle Urqualitäten des Künstlers so klar und lebensunbeschwert, wie später niemals wieder. Hier ist schon alles da, was das Talent, gerade dieses Talent, ausmacht und doch ist noch nichts verloren, noch nichts abgeschliffen durch Gewohnheit, verbildet durch die Vielfältigkeit fremder Einflüsse. Der Bruch Talent-Routine, wobei Routine im besten Sinn als Schulung von Geschmack, Steigerung der Sensibilität zu verstehen ist, ist gekürzt auf eins; was bleibt ist die Kunst, ist die Begabung des Künstlers.

Bei Thomas Mann lockt dieses Nachspüren zu ersten Anfängen mehr noch als anderswo. Er trat ja als stilistisch Fertiger mit den Novellen „Der kleine Herr Friedemann" in die literarische Arena, und was wir seither an ihm erleben: die Steigerung und Weitung seiner Kunst während zweieinhalb Jahrzehnten — das ist im Technischen eine gerade Fortsetzung der damals begonnenen Linie, ist Verfeinerung, Verästelung und Vertiefung, aber niemals Bruch oder Revision. In keinem seiner heute noch zugänglichen Werke zeigt sich Thomas Mann als sichtbar mit dem Wort ringender Anfänger, wir können bei ihm keine Vervollkommnung verfolgen, wie bei Wassermann oder Hesse, weil Thomas Mann von Anfang an „vollkommen" war.

Um so schöner, ja um so menschlicher muß uns das Bild des Dichters erscheinen, wenn wir erfahren, daß auch Thomas Mann einmal angefangen hat, jung war, stark, täppisch, ungeschult, suchend nach dem Wort, ringend mit dem Ausdruck . . .

Es war jene Zeit, in der der beinahe 19jährige „verkommene Gymnasiast", als man ihm endlich, um den Verstockten loszuwerden, in Lübeck das Einjährige nachgeworfen hatte, nach München geflohen war und dort, „das Wort ‚vorläufig' im Herzen", als Volontär in die Büros einer Feuerversicherungsgesellschaft eintrat. „Statt aber bestrebt zu sein, mich in die Geschäfte einzuarbeiten," erzählt er fünfzehn Jahre später im „Literarischen Echo", „hielt ich es für gut, auf meinem Drehsessel verstohlenerweise an einer erdichteten Erzählung zu schreiben, einer mit Versen untermischten Liebesgeschichte, die ich dann in einer umstürzlerisch gesinnten Monatsschrift zum Abdruck gelangen ließ und auf die ich mir wohl gar noch etwas zugute tat."
Diese verstohlen geschriebene Erzählung ist die Novelle „Gefallen", die in der von M. G. Conrad herausgegebenen Zeitschrift „Die Gesellschaft" im November 1894, also sofort nach ihrer Entstehung, erschien. Sie ist seither gänzlich verschollen. Nur in wenigen großen Bibliotheken mag sich irgendwo, verstaubt, ein Band noch finden, der „Gefallen" enthält. Ein Neudruck hat bisher nicht stattgefunden.
„Eine mit Versen untermischte Liebesgeschichte" nennt Thomas Mann seinen Erstling, und wer den Dichter kennt, hört die heitere Ironie, die aus diesen Worten klingt. Man könnte danach meinen, es handle sich um ein episch-lyrisches Produkt ähnlich dem der Romantiker Arnim, Tieck oder Brentano. Das ist nicht der Fall. Mag der Stoff — die erste Liebe eines jungen Menschen, der Betrug des Mädchens, die Verzweiflung des Getäuschten — romantisch sein, so ist doch die Art, wie der Stoff gestaltet ist, die Skepsis und Ironie, die Objektivierung und Distanzierung, ebenso wie die an C. F. Meyer gemahnende Form der Rahmenerzählung alles andere als romantisch.
Drei Herren sind an einem fliederschweren Maiabend im Atelier des Malers zu Gast: ein Arzt, ein junger Nationalökonom und der Dichter selbst. Man diniert und plaudert, der blutjunge, blonde und idealistische Nationalökonom doziert über die Berechtigung der Frauenemanzipation — nicht umsonst schreiben wir 1894 — und ereifert sich vor allem über die Grausamkeit der „Gesellschaft", ein einmal gefallenes Mädchen für immer auszustoßen und als verfemt zu behandeln. Da entschließt sich einer der Gäste, der Arzt, eine Geschichte zu erzählen, um die Debatte zu beenden und den idealistischen Nationalökonomen ad absurdum zu führen. Er erzählt von einem jungen Studenten, einem hübschen, harmlosen und unschuldigen Burschen, der als erstes Semester eine kleine Sommeruniversität bezieht und dort sehr bald sich unsterblich und hoffnungslos in die Liebhaberin des Stadttheaters verliebt. Wochenlang krankt er an seiner schwärmerischen Leidenschaft, ohne eine Annäherung zu wagen. Schließlich geht er an einem schönen Maitag auf den Rat eines Freundes doch zu ihr, wird herzlich aufgenommen, kommt öfter und öfter und erlebt nun den ersten großen Liebesrausch seines Lebens. Ein Fliederbusch vor ihrer Haustür wird ihm verheißungsvoller Pförtner bei seinen Besuchen und Symbol seiner Liebe. Die Kleinstadt anerkennt das Verhältnis der Schauspielerin und des Studenten. Er wird ihr Famulus, ihr Vasall, ihr Sklave. Eines Morgens im Juli sucht er sie unverhofft auf, voll von Glück, überschäumend von jugendlicher Kraft. Aber er findet sie nicht allein. Ein alter, ergrauter, soignierter Herr mit Zwickelbart frühstückt bei Irma und auf dem Nachttisch neben dem offenen Bett liegt der Lohn der Nacht ... Auf sein verstörtes Fragen weiß sie nur die trotzige Antwort zu geben: „Ich bin schließlich beim Theater ... Das tun ja doch alle ... Ich hab' die Heilige satt ..." Vor dem Fliederbusch am Tor kommt der Betrogene zur Besinnung. Verzweifelt und grausam greift er zum letztenmal in den „lügnerischen Duft" hinein, „daß das Gesträuch knickte und brach und die zarten Blüten zerstoben". Der Erzähler schließt und zieht sarkastisch das Fazit der Geschichte: „Wenn eine Frau heute um Liebe fällt, dann fällt sie morgen um Geld". Man schweigt betreten. Auf dem Tisch steht ein schwerduftender Fliederstrauß. Mit „verbitterter, trauriger Brutalität" greift der Doktor in das süße Blau hinein. Er war selbst der „Held" seiner Geschichte ...
Eine mit Versen untermischte Liebesgeschichte —? Ja; aber mehr als dies: die objektivierte Darstellung überwundenen, zu Erkenntnis erstarrten Leides. Wie weit Thomas Mann das, was er einen Dritten erzählen läßt, selbst erlebt hat, wie weit er auch von diesem frühen Werk mit dem Schriftsteller Martini aus der „Königlichen Hoheit" sagen kann,

da es „lediglich ganz kleine Andeutungen“ sind, die der Künstler erleben darf, um gestalten zu können — sei nicht entschieden. Der 19jährige Unroutinierte wird eines größeren tatsächlichen Erlebnisses bedurft haben, als der reife Künstler. Also nicht das Tatsächliche, nicht die Erfindung dieser banalen Geschichte ist wesentlich. We lich ist vielmehr zweierlei: die stilistische Eigenart im Einzelnen und die Weite der Erkenntnis, das Darüberstehen des Autors über dem Stoff als Ganzem. Gleich am Anfang gibt Thomas Mann eine Schilderung des Raums, in dem man sich befindet, die peinlichste Gewissenhaftigkeit mit graziöser, anscheinend spielerischer und dennoch mühsam erarbeiteter Leichtigkeit verbindet. So steht das Atelier greifbar lebendig da, wie später die Zimmer in Lübeck, die Säle der Grimmburg, die Halle im Hôtel des Bains. Die vier Menschen um den Tisch werden geschildert, ein wenig unbeholfen noch, durch stürmische Häufung von Adjektiven, aber mit sicherem Blick. Der Dialog entspinnt sich, ohne das Blendende der Meisterdialoge aus den „Buddenbrooks“ der „Hoheit“, des „Zauberbergs“; mühsam, erdenschwer noch; dann schließt sich der Rahmen, und die Erzählung selbst hebt an. Wir müssen lächeln, wenn wir den Doktor sagen hören, daß er die Geschichte „gleich fix und fertig in Novellenform“ erzählen wolle, rücken uns dann aber doch bequem zurecht, wenn mit epischer Behaglichkeit die Sache anhebt. Und hier, bei der Schilderung des Entstehens der jugendlichen Leidenschaft, taucht das Erstaunliche zum erstenmal auf, das der Novelle ihr seltsames und trotz aller Schwächen bemerkenswertes Gepräge gibt: die Souveränität des Dichters über seinen Stoff.

Schon damals auf dem Drehsessel in der Feuerversicherung hatte Thomas Mann erkannt, was er später im „Tonio Kröger“ mit letzter Schärfe als das Eigentliche aller künstlerischen Wirkung definiert hat, daß das, was man sagt, niemals die Hauptsache sein darf, sondern „nur das an und für sich gleichgültige Material, aus dem das ästhetische Gebilde in spielender und gelassener Überlegenheit zusammenzusetzen ist“. Diese spielende und gelassene Überlegenheit, dieses Abseits- und Darüberstehn des Dichters, das andere nie oder erst spät und durch straffe Zucht sich erarbeiten, ist diesem Talent von Anfang an als Gnade mitgegeben. Freilich, auch die andere Seite, die menschlich-leidende, den Fluch dieses Talents spüren wir schon in „Gefallen“. Es ist jene Seite Thomas Mannscher Art, mit der der Dichter sich dann über zwei Jahrzehnte seines Lebens auseinanderzusetzen hatte und der wir schlechthin alle Werke von den „Hungernden“ bis zur „königlichen Hoheit“ verdanken: — „die Sehnsucht nach den Wonnen der Gewöhnlichkeit.“ Der Schrei des Lebensfernen aus den „Hungernden“: „Ach, einmal nur eine Nacht wie diese kein Künstler sein, sondern ein Mensch!“ klingt uns unausgesprochen und erschütternd bereits am Ende von „Gefallen“ entgegen. Hier, dieses eine Mal war „man“ Mensch und kein Künstler, einen kurzen Sommer lang — und Enttäuschung und Schmerz, Erbitterung und Skepsis waren die Folge. Wir gehen kaum zu weit, wenn wir hier, im „Gefallen“, die Wurzel jener in die Kunst verirrten Bürgerlichkeit erblicken, die später immer neu variiertes Problem wurde. Auch diese frühe Novelle ist offenbar erzeugt in Schmerz und Qual. „Das Talent selbst — war es nicht Schmerz?“ Aber neben Schmerz und Qual spüren wir schon das Glück des Schriftstellers, „den Gedanken ganz Gefühl, das Gefühl ganz Gedanke werden zu lassen“, die süße Lust des Schaffenden, in eine ungeborene und schemenhafte Welt zu schauen und Gestalten, „tragische und lächerliche und solche, die beides zugleich sind“, zu bannen und zu erlösen. Dieses Jugendwerk ist unjugendlich in seiner Skepsis, Ironie und gelassenen Überlegenheit und besitzt doch den Zauber erster, knabenhafter Reinheit des Erlebens. Wie der Duft des Flieders schwer und träge durch diese frühen Blätter weht, die von törichtem Glück und erster Liebe sprechen, so sehen wir doch am Ende auch schon das Stigma auf der Stirn des Dichters: die Eiseskälte einsamer Geistigkeit, die Lebensferne und Todessehnsucht des „abgeschiedenen Träumers und Enterbten des Lebens“ — all das, was erst um die Wende zu unserem Jahrzehnt einem Neuen Platz gemacht hat, von dem heute nicht zu reden ist, der Formel des Zauberbergs: „Der Mensch soll um der Güte und Liebe willen dem Tode keine Herrschaft einräumen über seine Gedanken.“

Gedenkblätter

XXXI

Wilhelm Speck

Von C. F. van Vleuten (Waidmannslust)

Wilhelm Speck, den hessischen Dichter, der jetzt in Wilhelmshöhe starb, hat ein eigenartiges Schicksal betroffen. Schon einige Jahre vor seinem Tode verlor er durch einen heimtückischen Schlaganfall die Fähigkeit zu reden, die Worte zu finden und auszusprechen. So mußte er, ähnlich wie vorher Heinrich Steinhausen, der Bruder des Malers und Verfassers der „Irmela", sogar die einfachsten Bezeichnungen des Alltags vergeblich, in Not und Qual, suchen und hatte doch vorher für seine hessische Heimat und für seine dichterischen Gestalten so feine, herzhafte und kernige Worte geprägt.

In diesen Blättern ist wohl, soviel ich weiß, nicht viel von ihm die Rede gewesen; er gehört nicht zu denen, die Jahr um Jahr ihr Werk schaffen müssen, seine gesammelten Dichtungen sind nicht umfangreich und würden im Klassikerdruck nur einen bescheidenen Band füllen. Der Roman „Zwei Seelen", zwei größere Novellen „Die Flüchtlinge" und „Ursula", eine Idylle „Der Joggeli", eine Studie „Quartett finale",[1] alle in hohen Auflagen, die beim „Joggeli" jetzt das siebzigste, bei dem Roman das dreiundvierzigste Tausend erreichen. „Zwei Seelen" und die „Flüchtlinge" sind dem Stoffgebiet seines engeren Berufs entnommen, er war Gefängnisseelsorger, zuletzt in Moabit. Über den Abgründen und Schicksalen schwebt seine zarte, geweihte Kunst und erhellt auch das Dunkelste, heiligt das Teuflische, umfriedet das Friedloseste.

Wer bei ihm saß und ihn betrachtete, dem fiel zuerst das Zurückhaltend-Stille, Umschlossene auf; eine unsichtbare Mauer, einen Zaun, den er um sich zog. Selten mischte er sich ins Gespräch, besonders selten in längerer Rede, er hörte gern zu, von Zeit zu Zeit durch kluge Bemerkungen seine Aufmerksamkeit bezeigend. Er hatte einen echten Hessenkopf, der mehr rundlich als lang war, mit freier, betonter Stirn und grauen Augen, die hinter einem schlecht sitzenden, an einer Schnur befestigten Kneifer aufmerksam, nicht aufdringlich, gütig, nicht pathetisch in die Welt schauten. Kräftige Lippen, ein Schnurr- und Kinnbart, der sich in einem wohltuenden Gegensatz zur Mode befand, eine Gestalt, die eher klein als groß zu nennen war, eine Dichterhand, der man aber ansah, daß sie fast lieber noch eine Bauernhand gewesen wäre. Denn das war das Salz seines Daseins, in dem Dorfe Orpherode, der Urheimat seines Geschlechts, zu sitzen und wie ein Wunder das Leben und Gespräch seiner Vettern, Brüder und Dorfgenossen zu behorchen. Nach diesem Dorf kam er als kasseler Gymnasiast, als Student, als Pfarrer und später aus dem Ruhestande. Da konnte er wochenlang jeden Abend mit den Bauern auf der Bank neben der steinernen Treppe, die zur geschnitzten Haustür mit dem Messingdrücker führt, sitzen und ihren Unterhaltungen lauschen; er, der sich selbst als hessischer Bauer empfand und den heiligen Ring der Jahresarbeit gerade so als etwas Heiliges verehrte, wie die anderen Orpheroder. Und während er, selbst im Hessenplatt mit diskurierend, uralte Verwobenheit fühlte, schweifte sein Blick auf die Wälder, welche die Siedelung umstehen, auf die Berge, die darauf hinabschauen, den Hegeberg, die Hornekuppe und gegen Südwesten den mächtigen Meißner, dies Wahrzeichen mitteldeutscher Gebirgslandschaft. Und unten im Tal wußte er die liebe deutsche Kleinstadt, Allendorf an der Werra, mit ihren köstlichen alten Fachwerkbauten, ihren verschwiegenen Bürgergärtchen, in denen noch Blumen blühen, wie sie um 1840 gezogen wurden, scheckige Rosen und Zentifolien, verschollene Florsorten und rote Kaiserkronen, mit einem Marktplatz, auf dem noch die ganze Nacht aus gotischer Brunnenröhre eine Quelle rauscht, von der die Brüder Grimm erzählen.

Seine Heimat Orpherode hat er auch in seinem bekanntesten Werk, der lebensbejahenden heiteren

[1] Sämtlich im Verlag von Martin Warneck, Berlin.

Idylle „Der Joggeli“ dichterisches Leben verliehen. Wie er auch sonst Dorf, Flur, Wald und Berg um seine Menschen zu einfacher, wesensechter Größe gestaltete. Er war ein hessischer Timm Kroeger, auch Theodor Storm, Peter Rosegger und von älteren Karl Stoeber und Johann Peter Hebel gehören zu seinen geistigen Vettern.

Wenn ich in den kommenden Jahren durch die hessischen Dörfer gehe, an den weißgetünchten Fachwerkhäusern mit dem schwarzen Balkengerüst vorbei und sehe die leeren Steinbänke neben den Haustreppen, dann wird mir einfallen, daß dort sonst ein Dichter saß, der geruhig und beglückt in sein Hessenland schaute und dazu schwarze Zigarren rauchte, und noch eine, und noch eine, und dabei so heftig in einer, seinem sonst so gütigen bescheidenen Wesen ganz fremden Art daran herumbiß, daß man hätte denken können, er habe einen Vorgesetzten vor, der ihm mit alltäglicher Dienstlichkeit das Leben schwer gemacht habe.

Der Reimmichel

Von Alois Brandl (Berlin)

Reimmichel, Weihnacht in Tirol. Ein Volksbüchlein mit Bildern. Von Rolf Winkler. Innsbruck, Tyrolia. 10. bis 15. Tausend. 167 S.

Reimmichel (Sebastian Rieger), Im Tirol drin. Neue Geschichten aus den Bergen. Innsbruck, Tyrolia. 6. bis 15. Tausend. 268 S.

Reimmichel (Sebastian Rieger), Das Geheimnis der Waldhoferin. Eine Erzählung. Innsbruck, Tyrolia. 4. bis 6. Tausend. 232 S.

Reimmichel, Das Auge der Alpen. Eine Erzählung. Innsbruck, 1924 Tyrolia. 329 S.

Ein volkstümliches Gemeinwort ist „Reimmichel“ und erinnert an kräftige Massenschriftsteller der Renaissancezeit, die überhaupt keinen Namen auf ihre Werke setzten, obwohl diese recht individuell geprägt waren, aber das Reimen ist bei unserem Autor nur eine Nebensache; in lyrischem Zwischenspiel oder als Gipfel einer gehobenen Stimmung bricht es manchmal aus ihm heraus und verleiht seinen Bildern charakteristisches Licht. Im allgemeinen bleibt er bei schlichter Prosa, verschmäht Neubildungen und Fremdwörter und erklärt sogar, wenn er zu einem unvermeidlichen Ausdruck der Technik kommt, dessen Sinn gelegentlich in Klammern, als schwebten ihm auch nur einfache Leute als Leser vor. Er will von vornherein nicht höher stehen als der Ackermann auf dem Felde, die Milchmagd auf der Wiese, und im Gefühl, dabei von der Mehrzahl der Heimatsgenossen verstanden zu werden, wurzelt der Reiz seines Stils. Es liegt in der Natur der Volkserzählung, daß sie zur Kürze neigt. Skizzen werden leichter aufgefaßt als breite umständliche Bilder. Es fragt sich nur, wie es dem Darsteller gelingt, auch auf wenigen Seiten Seelisches zu bieten.

Das hat sich der Reimmichel in dem Sammelbändchen „Weihnacht“ erleichtert, indem er diese Jahreszeit mit den dazu gehörigen Gebräuchen, Kirchenlehren, Bibelvorstellungen und Herzensbewegungen einheitlich ausmalte; die Schauderpracht der verschneiten Alpenwelt, das Glitzern der Sterne und Jubilieren der Engel, die schmerzlichen und oft auch überraschend glücklichen Schicksale der Dorfbewohner sind zu einem bunten Strauße geworden; man kann das Bändchen auf jeden Geschenktisch legen und sicher sein, daß es mit diesem oder jenem Ton den Beschenkten anspricht, denn es wimmelt von Tönen, es ist voll von Musik, es klingt und singt. Eine Probe: Der heimkehrende Gatte hört auf dem Wege, daß ihm das Weib gestorben ist, seine ganze Freude auf Erden; er mag nicht ins Dorf eintreten, und wie er in weiß verhüllter Wildnis auf einsamer Höhe sitzt, drängt sich ihm der weite Winter wie ein Eismeer in die Brust; er geht auf das Grab der Familie unten, im Friedhof hinter dem Kirchlein und schluchzt sich aus; endlich treibt ihn physische Not ins Wohnhaus, wo er nur in einer stillen Kammer ein Licht noch findet, aber hinter dem Licht und dem weihnachtlichen Buch sein liebes Weib — die Nachricht von ihrem Tode beruhte auf einer Verwechslung! In der Kammer nebenan wird ihm sogar ein inzwischen geborenes Kindchen gezeigt; die Trauerstimmung löst sich in doppeltes Glück. Zu einfach und zu packend sind die Motive gewählt, als daß man sie mit dem Urteil „sentimental“ abtun könnte; eher darf man die Darstellung musikalisch nennen. —

In einer anderen dieser Weihnachtsgeschichten tritt uns ein bäuerlicher Krippenfreund entgegen, der monatelang an seinen Hirten, Aposteln und Öchslein schnitzelt, bis er die alten Herrlichkeiten von Bethlehem in neuerem Glanze den Dorfkindern zeigen kann, und der schließlich in Fürsorge für die Armen der Gegend dahin geht, als wäre die Erlösergnade in ihm lebendig

geworden. — Daneben sind auch bloße Betrachtungen eines Bauerndichters aufgezeichnet; sowie die Reden, die ein närrischer Knecht in der heiligen Nacht dem Vieh ablauscht. Ein tiroler Hirtenspiel bringt die Stallleute mit dem lieben Christkind und dem bösen Herodes zusammen. In einer Vision aber offenbart uns der Dichter, wie er den Himmel selber mit seiner Glorie auf das Alpenlandl heruntersteigen sieht.

> Und wiederum rauschet im Alpenkreise
> Des Segens hocherhabene Weise;
> Vom Zillerkopf ins Vomper Loch,
> Von der hohen Salö zum Kellerjoch,
> Durchs Salzburg über den Sonnbergriegel,
> Ins Bayerland zum Chiemseespiegel. —
> Das Christkind wandert durch Straßen und Gassen,
> Tut sich in den Kirchen niederlassen
> Und kehrt in alle Häuser ein,
> In alle Hütten und Kämmerlein
> Und läßt in alle Herzen sich betten,
> Die einen guten Willen hätten.

Manche hübsche Einzelheit steht auch in den losen Sammlungen des Reimmichel, denen der paradiesische Hintergrund der Weihnachtszeit fehlt. „Stille und laute Wasser" wird eröffnet mit einer sehr pathetischen Geschichte von einem Liebespaar, das über den Ferner geht; das Mädel gerät in einen Spalt und klemmt sich so unglücklich fest, daß der Bursch sie um keinen Preis heraufzuziehen vermag; nach langer vergeblicher Abmühung rollt sie rettungslos weiter in die Tiefe; erst indem er ihren Leichnam bergen will, findet er sie unten, und zwar unversehrt! — Unter den Schwänken und Schnurren des Bändchens „Im Tirol drin" erinnert einiges an Rosegger, der dieselbe Gattung fleißig pflegte. Ein Bauer weiß für den zehnten Buben keinen Paten mehr zu finden und erfährt mit Freuden, daß in solchem Fall der Kaiser einspringt. Ein Wickelkind wird durch eine Nudelwalze ersetzt, was erst bei der Taufe herauskommt und dergleichen. Ob solche Scherze so drollig vorgetragen werden wie beim steyrischen Volkserzähler, bleibe dahingestellt; immer bemüht sich der Reimmichel, die Empfindung seiner Personen mehr in den Vordergrund zu schieben als die äußere Begebenheit. Zugleich betont der Geistliche in ihm viel häufiger die Moralansprüche. Eine so überraschende und freie Herzensoffenbarung wie sie Rosegger in seinem kleinen Meisterstück „Um's Vaterwort" bot — der Junge setzt sich der Strafe und den Vater der Angst aus, um dessen Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen —, habe ich hier nicht gefunden; aber der Reimmichel kann noch wachsen.

Der umfängliche Roman ist immer eine Gefahr für den Volkserzähler. Auch der prächtige Krieglacher war den Kunstanforderungen dieser Gattung selten ebenbürtig und behalf sich daher gern mit Problemstoffen, z. B. mit dem Schicksal der Religion auf dem Dorfe im „Ewigen Licht" oder mit dem Untergang des Bauerntums in „Jakob der Letzte". Der Reimmichel hat einen etwas kurzen Roman unter dem Titel „Das Geheimnis der Waldbäuerin": Eine italienische Grafentochter wächst als Findelkind in einem südtirolischen Bauernhofe auf, wird eine ungewöhnliche Gutsfrau, entgleist durch einen Schwindler, kommt durch eine Reihe von Zufällen in ihre angestammte Sphäre und kehrt trotzdem aus dem elterlichen Palast zum bäuerlichen Gatten auf die Berglehne zurück, weil sie an ihm hängt. Ob dabei die eigentliche Geschichte erst da beginnt, wo die geschriebene aufhört? Ob die rein chronologische Anordnung, mit der sich der Reimmichel begnügt, nicht durch ein kunstgerechtes Vorgreifen und Nachholen vorteilhaft zu ersetzen war? Ob die Wunderlichkeiten der Schicksalsverwicklung einigermaßen wahrscheinlich wirken? Der Instinkt der Leser wird darüber klarer urteilen als aller Verstand der Kritiker. Als Problem wäre der tiefe Unterschied deutschen und italienischen Wesens nahegelegen; Trentini in der „Deutschen Braut" hat es großartig ausgebeutet, hier ist es geradezu vermieden. Nur eine italienische Bedienerin mit ihrem Fluchen und Schwätzen markiert einigermaßen den Gegensatz; sie erinnert an die Magd im Venezianerhaus der Jakob Steiner-Novelle von Vater Schullern. Einzig die Gemütserlebnisse der hochgeborenen Waldhoferin sollen uns fesseln, und recht romanhaft muten sie uns an.

Darf man aus der Jahreszahl 1924, die auf dem Titelblatt des Vollromans „Auge der Alpen" steht, schließen, daß dieses größere Werk auch das spätere ist? Der Stoff ist ein verwandter. Eine vermeintliche Grafentochter wird in Venedig durch einen innsbrucker Studenten aus der Lagune gerettet; durch Jahre entschwindet sie seinen Augen; in eine Wienerin und Lehrerin verwandelt, begegnet sie dem männlich gewordenen Arzte wieder, und es ist durchaus begreiflich, daß er ihre Neigung gewinnt. Aber zu dem Gewirre des Zufalls gesellt sich hier ein nachdrücklich ausgemaltes Weltbild; die Alpen erscheinen als ein Land mit natürlicher Weihe und religiösem Ernste; die Liebhaberin läutert sich, indem sie, trotz äußerer Hindernisse und Intrigen, dem großstädtischen Treiben entsagt und zwischen Bach und Wald dem bodenständigen Gatten anheimfällt. Deutlich ist dabei zu spüren, wie die Personen in zwei Klassen zerfallen: in recht gute, denen die warme Sympathie des Dichters gilt und schließlich auch immer ein günstiger Ausgang zuteil wird, und in einige recht schlechte Großstadtexemplare, die er gründ-

lich verachtet. Die Psychologie des Humoristen, die auch im schwachen Kerl eine realistisch anziehende Wahrheit oder eine humoristisch ergötzende Seltsamkeit entdeckt, widerstrebt noch den gewohnten Auffassungen unseres Kaplandichters. Das Vorbild Dantes zeigt, daß solches Widerstreben nicht nötig wäre; wie ergreifend versetzt sich der Infernodichter in das Innere mancher Sünder und malt es mit verzeihendem Mitleid aus; wie klarsehend deckt er die Schatten in edlen Geistern auf, die noch im Purgatorio schmachten! Die Gemischtheit der Menschennatur ist auch dem streng katholischen Sündenkünder nicht verpönt, und gerade auf diesem Gebiet ist von einem Geistlichen, der seinen Thomas von Aquino studiert hat, den Beichtspiegel immer von neuem durchprobiert, ein unleugbares Darstellungstalent besitzt und nachdenklich an sich selber arbeitet, noch viel künstlerischer Fortschritt zu erhoffen.

Russische Bücher

Von Arthur Luther (Leipzig)

„Rußland in dichterischen Dokumenten." Herausgegeben von Alexander Eliasberg und Johannes von Guenther. Bd. I: Wie es ward. Bd. II: Wie es sich darstellt. Bd. III: Wie es fühlt. München 1924, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (330, 370, 414 S. mit Ill.).

„Russische Liebesgeschichten." Acht Novellen, ausgewählt und übersetzt von Johannes von Guenther. München 1923, Drei Masken Verlag. 297 S.

„Romane von Alexander Puschkin." Deutsch von Johannes von Guenther. München 1924, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 300 S.

„Novellen von Alexander Puschkin." Deutsch von Johannes von Guenther. Ebenda 1924. 307 S.

„Dostojewskij und Nietzsche." Philosophie der Tragödie. Von Leo Schestow. Übersetzt von Reinhold von Walter. Köln 1924, F. J. Marcan-Verlag. 389 S.

„Ein Schicksal." Erzählung. Der Schwägerin Leo Tolstojs, Frau T. A. Kusminskaja, von einer Bäuerin diktiert und von ihm durchgesehen und korrigiert. Übersetzung, Einleitung und Anmerkungen von C. Salomon. Zürich 1924, Art. Institut Orell Füßli. 157 S.

„Der persische Orden und andere Grotesken." Von Anton Tschechow. Deutsch von Alexander Eliasberg. Mit acht Holzschnitten von W. N. Maßjutin. Berlin 1923, Welt-Verlag. 62 S.

„In blauem Felde." Von Alexej Remisow. Übersetzung von Käthe Rosenberg. Berlin 1924, S. Fischer. 258 S.

„Zar Peters Werktag." Die großen Wirren. Zwei Erzählungen aus der russischen Geschichte von Alexej N. Tolstoj. Deutsch von Alexander Eliasberg. München 1923, Orchis-Verlag. 104 S.

„Peter und Alexej." Roman. Von Dmitrij Mereschkowskij. Übersetzt von Alexander Eliasberg. München 1924, R. Piper & Co. 548 S.

„Die Geheimnisse des Ostens." Von D. Mereschkowskij. Aus dem russischen Manuskript übersetzt von Alexander Eliasberg. Berlin 1924, Welt-Verlag. 266 S.

„Tut-ench-amon auf Kreta." (Die Geburt der Götter I.) Von D. Mereschkowskij. Deutsch von Alexander Eliasberg und Hans Ruoff. München 1924, Allgemeine Verlagsanstalt. 234 S.

„Erlebnisse und Begegnungen." Von Maxim Gorkij. Einzige autorisierte Übersetzung von Erich Boehme. Berlin 1924, J. Ladyschnikow. 370 S.

„Verstehen heißt vergeben." Roman. Von P. N. Krasnow. Übersetzt von Rudolf Frhr. v. Campenhausen. Zwei Bände. Jena 1924, Frommannsche Buchhandlung Walter Biedermann. 332, 284 S.

„Schokolade." Eine Erzählung von Tarassoff-Rodionoff. Aus dem Russischen übersetzt von Alexandra Ramm. Berlin-Wilmersdorf 1924, Verlag der Zeitschrift Die Aktion. 166 S.

„Russisches Tagebuch." Von Anker Kirkeby. Einführung von Otto Flake. Berlin 1924, Elena Gottschalk. 171 S.

„Rasputin und Rußland." Von Boris Almasoff. Deutsch von Emil Reich. Mit 17 Abbildungen. Zürich, Wien, Leipzig 1924, Amalthea-Verlag. 246 S.

Sechsmal nennt diese Liste den Namen Alexander Eliasberg. Da ist es denn wohl recht und billig, dieses unermüdlichen, viel zu früh heimgegangenen Vermittlers zwischen russischem und deutschem Schrifttum ehrend zu gedenken. Alexander Eliasberg hat in knapp zwanzig Jahren eine ungeheure Arbeit geleistet. Nicht auf die Menge des von ihm Übersetzten kommt es an (es mögen ein paar hundert Bände sein), sondern auf die Auswahl. Er war nach Bodenstedt und Wilhelm Wolffsohn wohl der erste Übersetzer aus dem Russischen, der nicht zufällig übersetzte, was ihm gerade in die Hand kam, sondern dem deutschen Leser ein möglichst vollständiges Bild von dem russischen Schrifttum in seinen bedeutendsten Vertretern zu geben bemüht war. Er hat sehr viel übersetzt, aber nichts Minderwertiges. Seine „Russische Literaturgeschichte in Einzelporträts" zog gewissermaßen das Fazit seiner ganzen Übersetzertätigkeit. Dazu kam, daß er, in Rußland aufgewachsen, persönlich befreundet mit den meisten Dichtern der ältern Generation der russischen Moderne, zu der russischen Literatur ein ganz anderes Verhältnis hatte als die meisten von den Herrschaften, die heute über russische Literatur schreiben oder aus dem Russischen übersetzen. Er gehörte aber auch nicht zu denjenigen, in den letzten Jahren so zahlreich gewordenen,

aus Rußland eingewanderten „Interpreten", die vielleicht recht gut Russisch, aber ganz gewiß kein Deutsch können. Eliasberg konnte Deutsch, und was an seinen Übersetzungen so besonders wertvoll war, das war gerade die große Gewissenhaftigkeit, mit der er arbeitete, die Sorgfalt, die er auch der sprachlichen Form widmete. Trotz der großen Menge seiner Übersetzungen arbeitete er doch nie als Handwerker, sondern das treibende Moment war immer die Liebe zu dem Dichter, dem er einen neuen Leserkreis gewinnen wollte.

Nun zu den einzelnen Büchern. Der Gedanke, Rußland, „wie es ward, wie es sich darstellt und wie es fühlt", in Schilderungen russischer Dichter vorzuführen, ist an sich sehr glücklich, und die drei von Eliasberg und Günther zusammengestellten Bände enthalten auch sehr viel Hübsches und manches Neue, wie z. B. die Geschichten des in Deutschland bisher ganz unbekannten Gorbunow, einiges von Saltykow u. a. Andererseits wird aber auch sehr viel, zu viel Bekanntes gebracht und vor allem zu viel Auszüge und Bruchstücke. Das Fragmentarische beeinträchtigt den künstlerischen Genuß, und um als nur geschichtliche Dokumente genommen zu werden, sind die Stücke wieder zu dichterisch. Höchstes Lob verdient die Auswahl der Bildbeigaben.

Sehr glücklich ist die Auswahl der acht „Russischen Liebesgeschichten" in dem von Joh. von Guenther zusammengestellten und übersetzten Bande. Mit Puschkins naiv-schelmischer Geschichte von dem Edelfräulein als Bäuerin beginnt der Reigen, der mit der unheimlich-phantastischen Geschichte des kürzlich verstorbenen Brjussow „Das Marmorköpfchen" schließt. Dazwischen stehen Lermontow, Turgenjew, Dostojewskij, Leskow, Tschechow und Sologub. Auch hier manches Bekannte wie Lermontows „Bela" und Dostojewskijs „Weiße Nächte", aber man würde diese einzigartigen Stücke schmerzlich vermissen, wenn sie gerade hier fehlten. Sehr glücklich war die Wahl von Turgenjews wenig bekannter Erzählung „Das Stelldichein". Merkwürdigerweise fehlt Leo Tolstoj.

Die beiden hübsch ausgestatteten Bändchen mit den Prosadichtungen Puschkins können doch wohl als Beweis dafür gelten, daß man in Deutschland die Bedeutung dieses großen Russen allmählich zu erkennen beginnt. Die Einteilung in „Romane" und „Novellen" ist unbegründet, denn von den beiden Dichtungen, die den als „Romane" bezeichneten Band füllen, ist „Die Hauptmannstochter" ganz sicher eine Novelle und „Der Mohr Peters des Großen" nur ein Fragment.

Von Puschkin zu Dostojewskij, dessen Puschkin-Rede wohl auch dazu beigetragen haben mag, daß man sich heute in Deutschland mehr als früher für Puschkin interessiert. Leo Schestow, dessen gedankenreiche Untersuchung über Tolstoj und Nietzsche schon seit längerer Zeit in deutscher Übersetzung vorliegt, stellt nun auch Dostojewskij und Nietzsche — nicht gegenüber, sondern nebeneinander. Beide vertreten sie eine Philosophie der Tragödie. „Keinerlei soziale Umgestaltungen werden die Tragödie aus dem Leben bannen, und es scheint, daß die Zeit gekommen ist, da Leiden nicht mehr als eine Art fiktiver Wirklichkeit verneint werden, von der man, wie vom Teufel durchs Zeichen des Kreuzes, mit dem magischen Wort ‚es darf nicht sein' freikommen kann, sondern da man sie auf sich nehmen, sie anerkennen und vielleicht endlich verstehen wird. Ehrfurcht haben vor großem Unglück, großer Häßlichkeit, großem Mißraten — dies ist das letzte Wort der Philosophie der Tragödie. Nicht alle Schrecknisse des Lebens in das Gebiet des ‚Dinges an sich' jenseits der Grenzen der synthetischen Urteile a priori verschleppen, sondern sie achten!"

Die schlichte und doch so ergreifende Geschichte der Bäuerin Anisja, die ihren Mann erst lieben lernte, als sie ihm das erste Kind geboren hatte, die ihm nach Sibirien folgte, mit stoischer Resignation den Tod ihrer Kinder hinnahm, das letzte überlebende aber doch nicht weggeben wollte, war ganz dazu angetan, die Teilnahme Leo Tolstojs zu wecken, denn in dieser Geschichte zeigt sich das russische Volk gerade so, wie er es immer sah und sehen wollte. Seine Mitarbeit an der Erzählung, die seine Schwägerin 1885 nach dem Diktat der Bauernfrau niederschrieb, dürfte sich tatsächlich nur auf einige stilistische Retuschen beschränkt haben. Unangenehm berührt in der deutschen Übersetzung die französische Umschrift der russischen Namen. Woher soll der deutsche Leser wissen, daß „Kozlikha" wie „Koslicha" auszusprechen ist? Die Einleitung des Übersetzers unterrichtet sehr gut über die Entstehung des Werkes und seine ethnischen und ethischen Voraussetzungen, die Anmerkungen geben dankenswerten Aufschluß über die dem Leser fremden russischen Sitten und Gebräuche.

Zu acht der köstlichsten Grotesken aus Tschechows erster Periode hat Wassilij Maßjutin acht köstliche Holzschnitte geliefert; er ist hier viel mehr in seinem Element, als wenn er Puschkin oder Lermontow illustriert. Nur das Riesenformat des Buchs will nicht so recht zu den von den Russen mit Vorliebe und ganz richtig als „Miniaturen" bezeichneten Geschichten passen.

Alexej Remisow bietet in seinem Buch die ganz schlichte, ganz alltägliche und doch an geheimen Wundern und stillen Freuden überaus reiche Geschichte eines kleinen

Mädchens, das langsam zu einem großen Mädchen wird. In der Übersetzung verliert diese Geschichte freilich das Schönste — den unsagbaren Reiz der Sprache Remisows, die vielleicht nur der zu würdigen weiß, der selbst in Rußland Kind gewesen ist. Remisows Prosa kann man nicht übersetzen, man muß sie nachdichten, wie man Puschkins Verse nachdichtet. Leider ist das Buch an eine Übersetzerin gekommen, die zwar gute theoretische Kenntnisse der russischen Sprache besitzt, aber weder die russischen Sitten noch die Geschichte kennt. Sonst würde sie nicht von einer „Kirchenbank" reden, da es in den russischen Kirchen keine Bänke gibt, würde nicht behaupten, man trinke in Rußland Tee mit Zitronensaft (es wird vielmehr eine ganze Zitronenscheibe in das Teeglas gelegt), würde nicht behaupten, daß der Lehrer in der Unterrichtsstunde „ganz in seine Zeitung versank", denn das französische Wort „journal" wird im Russischen wohl auch im Sinne von „Zeitschrift" (niemals „Zeitung") gebraucht, bedeutet aber in diesem Fall ganz einfach „Klassenbuch"; sonst wäre aus der Mutter Gottes von Uglitsch auch keine von „Eglitz" geworden und aus dem auch in Westeuropa bekannten Volk der Awaren nicht ein „Stamm der Obris".

Zwei Bücher beschäftigen sich mit Peter dem Großen. Mereschkowskijs Roman ist nicht neu; er bildet den Abschluß der schon vor zwanzig Jahren geschriebenen Christ- und Antichrist-Trilogie. Neu ist nur die Übersetzung Eliasbergs, die die ältere, an Ungenauigkeiten und Mißverständnissen reiche Übersetzung von C. von Gütschow nun wohl endgültig aus dem Felde schlagen wird. Es ist der Mühe wert, Mereschkowskijs groß angelegten Roman mit der kleinen Novelle Alexej Tolstojs zu vergleichen. Trotz der Überladung mit geschichtlichem Detail ist Mereschkowskijs Roman doch zuallererst Weltanschauungsroman. Der Zusammenstoß zwischen Vater und Sohn ist ein Zusammenstoß zwischen zwei Zeitaltern, zwei „Wahrheiten", wie Mereschkowskij es nennt; jeder hat recht und jeder hat unrecht; der Sohn geht nur zagend und zweifelnd in den Kampf, und der Vater kann seines Sieges nicht froh werden. Tolstoj gibt nichts als ein mit außerordentlicher Wirklichkeitstreue gezeichnetes Genrebild oder vielmehr eine Reihe solcher Bilder, sher geschickt in den Rahmen eines Tages eingefügt; er zeigt den großen Zaren am Schreibtisch, unter den Arbeitern, die, mit Knutenhieben angetrieben, seine neue Residenz bauen müssen, in der Sitzung der Geheimen Kanzlei, beim Zechgelage. „Nach Beendigung der Arbeit muß er auf die neue Werft fahren, wo eine Linienfregatte gebaut wird, die Kanonen- und die Seilfabrik aufsuchen, unterwegs beim Schuhmacher Matthäus vorfahren, um seine Tochter über die Taufe zu heben, den diebischen Beamten am Salzzollamt verprügeln, um zwölf das Mittagessen einnehmen und bis drei Uhr schlafen, dann in die Geheime Kanzlei fahren, wo die Staatsverbrecher unter Folter vernommen werden sollen; abends eine Assemblee auf kaiserlichen Befehl; alle müssen anwesend sein, nach der Musik herumspringen, trinken und Tabak rauchen, und sollte jemand nicht erscheinen, so ist des Kaisers Zorn fürchterlich." Das Zitat mag auch den Stil der Erzählung kennzeichnen. Weniger gelungen ist die zweite Erzählung, Aufzeichnungen eines Bojaren, der die Zeit der „großen Wirren" 1605—11 miterlebt hat. Hier wirkt schon die Ichform unnatürlich.

Die zwei neuen Bücher Mereschkowskijs beschäftigen sich mit Orient und Altertum. „Die Geheimnisse des Ostens" sind Betrachtungen und Bemerkungen über die Religionen Ägyptens und Babylons, die in Parallele mit dem Judentum, dem Christentum und der modernen Philosophie gesetzt werden, um letzten Endes als Kronzeugen für Mereschkowskijs eigene mystisch-chiliastische Anschauungen zu dienen. Vieles ist tief, vieles eigenartig und kühn; wo nicht mehr ausgelegt werden kann, wird untergelegt, und der Weisheit letzter Schluß lautet: „Das ganze Heidentum — das Christentum vor Christo — war eine ungestillte Sehnsucht nach dem Sohn; das ganze Christentum nach Christo ist eine unstillbare Sehnsucht nach der Mutter. Als die Nacht des Vaters anbrach, ging die Sonne des Sohnes auf; wenn die Nacht des Sohnes anbricht, wird die Sonne der Mutter aufgehn. Drei Testamente, drei Lieben umfassen die Welt, eine nach der andern, eine tiefer als die andere: tief ist die Liebe des Vaters, tiefer die Liebe des Sohnes, am tiefsten die Liebe der Mutter. Der Vater hat nicht gerettet, der Sohn rettet nicht, die Mutter wird retten."

Auf den hier ausgesprochenen Gedanken baut sich auch der Roman von der Geburt der Götter auf. Sehr fein die Gestalt des klugen, skeptischen Ägypters, der kopfschüttelnd den orgiastischen Kult auf Kreta beobachtet, das vorwärts Drängende, in die Zukunft Weisende darin erkennt, aber auch schon die Zei kommen sieht, da dieser Glaube in sich zusammenbrechen muß. Daß dieser Ägypter ausgerechnet Tut-ench-amon heißen muß, gibt dem an farbenprächtigen Schilderungen reichen Buch leider einen sensationellen Beigeschmack, den es sehr gut entbehren kann.

Maxim Gorkijs Buch führt uns schon in die unmittelbare Gegenwart. Es sind lose Tagebuchblätter, Skizzen und Notizen, die er uns bietet, packend und aufschlußreich, solange er bloß darstellt, und oft höchst anfechtbar, wenn er Betrachtungen anstellt und Schlüsse zieht.

Aber wer das wirkliche Rußland kennen lernen will, sollte dies Buch nicht ungelesen lassen. Gestalten wie der Großunternehmer Bugrow, die sanfte Mystikerin Schmidt, der alte Gärtner, der, um Krieg und Revolution unbekümmert, seine Arbeit verrichtet und noch am jüngsten Tage die Erzengel anschnauzen würde, sie sollten ihre Posaunen besser putzen — sie alle sind nur in Rußland möglich, jeder von ihnen enthüllt uns ein Stück Rußland.

Endlich vier Bücher aus dem bolschewistischen Rußland. Den tapfern Kosakengeneral Krasnow, der sich nach dem Zusammenbruch der „Weißen Armee" aufs Romanschreiben gelegt hat, hat man den deutschen Lesern etwas voreilig als neuen Dostojewskij vorstellen wollen. Wenn er das ist, so ist Max Jungnickel ein neuer Jean Paul. Spannend erzählen kann Krasnow, um so spannender, je weniger er sich um Psychologie und Wahrscheinlichkeit kümmert; er kann auch das Leben auf einem alten Herrenhof oder das Treiben im Offizierskasino sehr nett schildern; sobald er aber auf Politik zu reden kommt — und leider kommt er immer darauf — wird er fürchterlich. Nicht nur die Bolschewisten, sondern schlechterdings alle, die nicht bedingungslos zum Doppeladler schwören, sind Verbrecher oder Narren. Der vorliegende Roman ist übrigens die Fortsetzung eines andern, viel bessern — weil er in der Zeit vor dem Weltkrieg spielt —, betitelt „Fallende Blätter", der aber merkwürdigerweise noch nicht übersetzt ist.

Aus dem bolschewistischen Lager kommt die Geschichte von der Schokolade, die ein bourgeoiser Engländer einer noch nicht ganz sattelfesten Kommunistin schenkte und die dann den Anstoß zu den fürchterlichsten Ereignissen gab: Erpressung, Denunziation, Bruderzwist in der Tscheka usw. usw. Die Erzählung bietet ebenso wie der Roman von Krasnow nur stoffliches Interesse und übt auf den unvoreingenommenen Leser eine Wirkung aus, die der vom Verfasser beabsichtigten gerade entgegengesetzt sein dürfte.

Das sehr flott geschriebene „Russische Tagebuch" des Dänen Anker Kirkeby ist von der Tagespresse schon genügend gepriesen worden. Kirkeby hat sich nicht so einwickeln lassen wie mancher andere Rußlandfahrer, aber auch er hat im wesentlichen doch nur gesehen, was man ihm gezeigt hat, und vor allem fehlt ihm die Kenntnis des Rußlands vor dem Kriege, so daß er doch nur zu vieles als Errungenschaft der neuen Zeit hingenommen hat, was schon längst — und viel besser — vorhanden war.

Das Rasputin-Buch des Herrn Boris Almasoff ist eine fleißige Zusammenstellung von all dem Klatsch und Tratsch, den man sich während des Krieges in Petersburg und Moskau in die Ohren flüsterte. Aber wenigstens erfährt der deutsche Leser aus dem Buch, daß Rasputin weder Mönch noch Priester war, und dieses Wissen tut ihm wirklich not. Der beste Witz des Herrn Almasow ist aber entschieden, daß er den Bildnissen Rasputins, der Zarenfamilie, des Ministers Protopopow und verschiedener anderer hoher Herrschaften auch sein eigenes hinzugefügt hat!

Neue historische Romane

Von Paul Friedrich (Berlin)

Die Ritter vom runden Tisch. Von M. Sonntag. Berlin 1923, Der weiße Ritter-Verlag.

Anno dazumal. Geschichten aus einer alten Stadt. Von Ernst Fritz. Dortmund 1924, Friedr. Wilh. Ruhfus. 327 S.

Der Husar des großen Königs. Von Franz Genthe. Berlin 1923, August Scherl. Gmbh. 346 S.

Dorothee und ihr Dichter. Von Theophile von Bodisco. Berlin 1924, Gebrüder Paetel. 198 S.

Katakombenbilder. Drei Erzählungen aus den ersten Jahrhunderten der römischen Kirche. Von Anton de Waal. 5. Auflage. Regensburg 1923, Josef Kösel & Friedr. Pustet. 356 S.

Das weiße Herlein. Romantische Erzählung. Von Fritz Berger. Berlin 1924, Dom-Verlag. 251 S.

Der Mann aus der Plebs. Von Erich Makowski. Kassel 1924, Max Ahnert. 375 S.

Der Göttersturz. Eine Erzählung aus Pommerns Vorzeit. Von Justus Ebert. Berlin 1923, Franz Schneider. 366 S.

Die Traumfahrer. Zwei Erzählungen. Von Karl Lieblich. Jena 1923, Eugen Diederichs. 130 S.

Heinrich der Löwe. Roman. Von Werner Jansen. Braunschweig 1923, Georg Westermann. 279 S.

Der Roman meines Volkes. Fridericus. Luise. Das Volk. Von Walter von Molo. München 1924, Albert Langen. 573 S.

Auf der rollenden Erde. Roman. Von Walter von Molo. München 1923, Albert Langen. 202 S.

Das Bild. Novelle. Von Hermann von Boetticher. Berlin 1924, S. Fischer. 85 S.

Der Kampf um Gott. Von Ludwig Huna. Leipzig und Zürich 1923, Grethlein & Co. 461 S.

Ein Volk. Roman. Von Friedrich von Gagern. Leipzig 1924, L. Staackmann. 605 S.

Die ungeheure Krise, in der sich infolge der politisch-wirtschaftlichen Stauung das ganze deutsche Schrift-

tum befindet, hat insofern ihr Gutes, als sie eine Unmenge Mäßiges und Unwesentliches vom Gedrucktwerden ausschließt, wobei natürlich andererseits auch manches wirklich Starke und Wertvolle zu kurz kommt, wenn der Autor sich noch nicht in irgendeiner Form bekannt gemacht hat. Aber trotz alledem ist die Produktion an Durchschnitt und Minderwertigem noch immer viel zu hoch. Das gilt namentlich von dem Schmerzenskind der Prosakunst, dem historischen Roman. Wenn schon ein wirklich guter und künstlerischer Zeit- oder Problemroman ungemein selten ist, wieviel seltener findet sich auf diesem Gebiet des „historischen" Romans einmal ein „Treffer". Viele Schriftsteller, unter denen sich auch des öfteren Geistliche verschiedener Konfessionen befinden, meinen, irgendein möglichst romantischer Stoff, etwas romanhafte Spannung und ein leidlicher Erzählerstil genügten schon. Nun ja: für Volksbüchereien und das sogenannte „deutsche Haus" — aber wozu wegen derartiger sich im Grunde ewig gleichbleibender Bagatellen von Liebesleid und Lust, für die irgendein — heut meist religiöser Konflikt — als Folie herhalten muß, noch eine kritische Feder bemühen? Mit Kunst hat das gemeinhin nichts zu tun, höchstens mit Unterhaltung und auch das nur für sehr naive Gemüter, denn all diese traditionelle romanhafte „Spannung" muß immer wieder zu dem beliebten „deus ex machina" greifen, um mit einem „Da plötzlich teilten sich die Äste und ..." so weiter, sehr oft auf die unwahrscheinlichste Weise den Faden fortzuspulen.

Aber auch der Inhalt (außer der obligatorischen Geschichte, wie Hans die Grete kriegt) ist im Grunde nur eine Spiegelfechterei. Und, um dies gleich vorwegzunehmen, er tut in dreiviertel dieser Romane so, als ob wir uns heute noch die Haare zerrauften, ob nun Zwingli oder Luther oder die Papisten recht hatten. Hermann Bahr warf einmal der Tragödie vor, sie sei noch nicht einmal bis zu Messer und Gabel gediehen. Wenn ich auch kein solcher Modernist bin, daß ich nun Flugzeug, Radio und Telephon für die Essenz einer zweitausendjährigen Kulturentwicklung hielte, so ist es mir doch nur da möglich, Historie als Objekt der Kunst anzuerkennen, wo sie irgendwie dunkle Kämpfe von heut morpholog auf einer andern Stufe und in natürlich zeitlich anderer Form widerspiegelt. So wollte Goethes „Götz" seiner Jugendzeit ein Idealbild aus einer ähnlichen politischen Zerrissenheit vor Augen führen, so waren Schillers „Räuber" keine Räuber des 17. sondern Stürmer des ausgehenden 18. Jahrhunderts, und sein „Wallenstein" nahm das Erscheinen des korsischen Abenteurergiganten gefühlsmäßig voraus.

Kleists „Homburg" wandte sich an das damalige Preußen und seine „Hermannsschlacht" rief zum österreichisch-preußischen Bündnis gegen den „Eindringling".

Grabbes riesige welthistorische Peripetien atmen alle den heißen Atem der Restauration und Julirevolution, wo Legitimismus und Revolution um das Antlitz Europas rangen, und sein „Hannibal" wurde genialiter zur Schicksalsklage am Grabe des Weltkriegs.

Historie um ihrer selbst willen ist Sache der Wissenschaftler und Archivare. Die ewigen Hexengeschichten duften stets nach einer etwas säuerlich-protestantischen Tendenz, die posthumen Verherrlichungen frühchristlicher Martyrien wollen umgekehrt durch möglichste Idealisierung dem alten Rom junge Seelen gewinnen. Mag das alles noch so geschickt gemacht oder verbrämt sein, man ahnt die Absicht ...

Zwar, was der Bearbeiter der verschiedenen Artus- und Merlinsagen mit diesen frühmittelalterlichen Sagen und Mären will, ist mir nicht klar. Denkt auch er an eine neue Gralsritterschaft in unserer Zeit? O Gott!

Ernst Fritz erzählt den dortmunder Bürgern ein paar nette Stücklein aus Dortmunds Jugendzeit, damals als es noch mit den Rittern und Königen um seine Rechte rang. Die Geschichten lesen sich ganz behaglich. Aber was hat man davon?

Franz Genthe führt seine Erzählung vom „Husar des großen Königs" sehr frisch und unterhaltend ein. Aber dann konzentriert sich das Hauptinteresse des Verfassers fast ausschließlich viele, viele Seiten lang nur auf Pferde. Und da ich davon nichts verstehe, so gab ich das Rennen auf und empfehle das Buch Leuten, die davon mehr verstehen als von andern Dingen.

Theophile von Bodisco hat sich mit echt weiblichem Feuer für den armen, vielgeschmähten August von Kotzebue in ihrem netten, harmlosen kleinen Roman, der im Anfang des vorigen Jahrhunderts droben irgendwo in Kurland spielt, eingesetzt. Aber ihre Heldin, die liebe Dorothee vom Mückenhof, muß leider erfahren, daß Poeten Vagabunden sind und daß eine Mädchenschwärmerei und ein nettes Gesicht noch nicht dazu langen, einen so viel umschwärmten Dichter ins Netz zu kriegen. Ein Büchlein, das man „unbedenklich der weiblichen Jugend empfehlen kann".

Der Weihrauch der Katakomben und die frische, aber völlig typische Bergersche „Hexlein"-Geschichte sind schon erwähnt.

„Das Buch der Stunde" nennt die Bauchbinde Makowskis „Mann aus der Plebs" etwas übertrieben. Aber immerhin, dieser Gajus Marius, der es vom arpinatischen Bauernjungen und Viehhirten zum sieben-

fachen Konsulat über Rom brachte, bis er schließlich dem stärkeren Vertreter der aristokratischen Tradition, dem Riesen Sulla, erlag, dieser Gewaltmensch von Format hat innere Berührung mit unserer Zeit. Makowski hat fleißig sein Thema durchschürft und teilweise höchst packende Bilder aus der damaligen römischen Wirrnis gezeichnet, nur leider eben nichts andres als eine große verbrämte Biographie. Immerhin möchte ich dieses Bild aus einem welthistorischen Wendepunkt der antiken Roma den Lesern mehr empfehlen als die bisherigen Schriften. Es weht hier wenigstens der Atem einer einstigen Größe.

Was dem Buch von Ebert über den „Göttersturz" in Pommern seinen Reiz gibt, ist nicht das an sich ziemlich wurstige Thema oder die ganz geschickt verwobene Handlung — sondern das ungemein starke heimatliche Naturgefühl. Die Landschaft dieses alten Sumpflandes lebt, und auch die Menschen in ihr ohne allzu bärenmäßiges Sprachgetapse, was scheint's immer als eine besondere Ehrung der altdeutschen „Bierehrlichkeit" gelten soll!

Karl Lieblich ist keiner, der mit „alten Mitteln" ich abgibt. Er versucht es zur Abwechslung mal mit einem neugotischen Expressionismus. Und dieses Neuwollen macht seinem Künstlerwillen Ehre. Aber dennoch wird aus dem Thomas Münzer kein „roter Heiland", sondern er erscheint in dieser nackten Tatsächlichkeit noch ärmer und trauriger als er an sich war. Einer, der das Gottesreich seiner Träume mit ein paar Heugabeln zu verwirklichen hoffte. Viel besser ist der Kinderkreuzzug gefaßt, aber das ewige Marschieren der armen Kinderfüße bis an die Alpenscheide nach Welschland ermüdet genau wie die „Anabasis" des alten Xenophon: „Von da marschierten sie drei Parasangen"... Und dann: was ist uns der Kinderkreuzzug? Nichts als eine der vielen zu Zeitkrankheiten gewordenen fixen Ideen, an denen die traurige Menschengeschichte so überreich ist.

Der Wert des Jansenschen „Heinrich der Löwe" liegt in der zwar nicht besonders phantasiestarken, aber energischen Führung der Handlung. Jansens Menschen sind keine bieder tapsigen Schlagdote, sondern wortkarge Niederdeutsche. Der Kampf des Löwen gegen die imperialistisch-zentralisierende Universalpolitik des Staufen, sein Kampf mit Bischöfen und Fürsten, seine Liebe zur Heimat und zu Mathildis kommen zu klugem, knappem Ausdruck. Die Belagerung Haldenslebens zeigt epische Kraft und tragische Konzentration. Es ist ein deutsches Buch von einem deutschen Mann für deutsche Männer, „sans phrase", allerdings auch ohne blühende Ranken um die Tore der Dankwarderode.

Walter von Molo hat jetzt seine große vaterländische Romantrilogie in einem Bande zusammengefaßt und wie mir scheint, am Schluß des dritten Teils die hellen Töne der nahenden Freiheit, gewiß nicht zum Schaden dieses letzten Teils, verstärkt. Der Raum verbietet mir, näher darauf einzugehen, daß und warum ich die breite mosaikartige Behandlung der „Volksseele" für etwas reichlich halte. Aber immerhin gibt es ein im Einzelnen meist meisterliches Diorama.

In der „rollenden Erde" empfinde ich das flimmernde Kaleidoskop ganz kurzer Ausschnittbilder, in dem stets nur „Bobenmatz", der sonderbare moderne Diogenes und Menschensucher, den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht bildet, fast als expressionistische Manier. An „Handlungen" fehlt's nicht, aber sie reißen immer kurz ab, um dann wieder ebenso kurz sich fortzuentwickeln. Bobenmatz will das Menschliche in den verkrusteten Alltagstieren herausholen, er tut's mit Scherz, Ironie und manchmal auch mit etwas Schulmeisterei. Man muß abwarten, was dabei herauskommt, denn das Buch bricht ohne Lösung ab. Eins ist zweifellos drin: die furchtbare heutige Unrast, das Rennen nach dem Moment, die große Verworrenheit der Vielen. (Nietzsche und die von ihm kommen, möchten sagen: Vielzuvielen.) Eine ganz andere Methode sucht Hermann von Boetticher zur Kunst zu machen, um das Wesen dieser Zeit, in der unsere Umwelt Geschichte wird, zu erfassen.

Der allzu klare Wille ist immer kein günstiges Omen für das Schöpferische.

„Geopolitik" zieht neuerdings den „Lebensraum" sehr stark in die politischen Machterwägungen hinein. Etwas davon schwant dem Helden dieser ritterlichen Novelle, dem russischen Fürsten Antonio Werefka, der sich aus Bismarcks Werk gern eine ähnliche russische Mission holen und ein russischer Bismarck werden möchte. Aber eine junge italienische Fürstin zerstört ihm sein Werk, weil er sie zum Werkzeug zu erniedern sucht. Ich finde die Liebesgeschichte sehr lose mit dem Hauptthema verknüpft. Wenn von Boetticher seine löbliche „Forderung nach dem heldischen Einzelmenschen", wie er programmatisch mit Hinweis auf eine ganze Reihe derartiger Erzählungen sagt, hier „wieder errichtete", so blieb die Forderung in diesem Fall unerfüllt. Denn dieser Antonio ist zwar kein byronischer Schwärmer, auch kein Schwächling, aber er ist doch eben nur ein Nachbeter einer fremden Kraft, die das tat, was er nur träumt. So bleibt als Rest ein elegisches kurzes Kompendium neuerer Geschichtsentwicklung vom Versuch, noch einmal einen „rocher de bronce" zu statuieren bis zu der völligen politischen Desorganisation des zerkratzten und künstlerisch zusammengeflickten Europa. Geist ist hier vorhanden, aber ein Kunstwerk ist diese Geschichte nicht geworden. Nur ein nachdenklicher Appell an die Zukunft.

Zum Schluß zwei Romane, die man immerhin als „historische Romane" wird gelten lassen müssen, zumal es ein Paradigma hier überhaupt kaum gibt.
Hunas „Kampf um Gott" ist, was Steigerung, Verknüpfung des Liebesschicksals der Tochter Dersabes und des Wiedertäufers Baltasar Traut mit dem Greuel von Münster und der ungemein problematischen Persönlichkeit des Landgrafen von Hessen anbelangt, virtuos gemacht. Huna zieht die Probleme zusammen. Er verlegt vertiefend das Schlachtfeld der Zeit in Philipps Doppelnatur, und starke Landschaftsschilderung wie Personencharakteristik und Zeitkolorit, zartester Lyrismus wie dröhnende Kampfdramatik und wildester, farbigster Orgiasmus stehen ihm mühelos zu Dienst. Aber er kann das Publikum nicht loswerden. Muß die Suppe teils würzen, teils verdünnen. Das ideale Edelfräulein darf ebensowenig fehlen wie der sinnlos treue Mann aus dem Volke, und gerettet muß das „edle Paar" werden, koste es, was es wolle. So verdirbt sich dieses große Talent ein fast nahes Meisterwerk zu einem „Unterhaltungsroman" von immerhin stärkerem Gewicht, der gewiß in Tausenden und aber Tausenden von Exemplaren verschlungen werden wird.
Diese Geschäftsklugheit fehlt Friedrich von Gagerns Roman „Ein Volk", und deshalb, aber nicht deshalb allein, stelle ich ihn höher. Gagern hat mit glücklichem Griff das ihm durch und durch vertraute arme „Kroatenvolk", das, von seinen verschwenderischen Großgrundbesitzern getretene, von Verwaltern und Fiskalen ausgepreßte und von den Stuhlrichtern im dumpfen Zwang gehaltene, ganz aus seiner großen, wundervoll geschilderten Landschaft heraus in der einen Gestalt des „Volksrächers" Marco Ubranitsch, hinter dem die Gendarmen jahrelang vergeblich her sind, zu gestalten gesucht. Aber dieser arme Pfaffenbankert, der schließlich vom Schicksal zum Mörder gemacht, die Höfe der Herren ansteckt, Pfaffen, Juden, Stuhlrichter drangsaliert, beraubt und tötet, ist doch kein Symbol des Volkes, sondern nur ein armes Luder, das aus Verzweiflung zum Mordbrenner à la Schinderhannes wird. Dadurch verliert das Thema an Größe. Die endlose Erzählung seiner ewigen Überfälle und Fluchten aber wird trotz aller Phantasie und trotz des Interesses, das sein heiteres Gegenspiel, der Caraffy, ablockt, eintönig, und die breite, sich immer wiederholende Landschaftsschilderung ermüdet. Dieser Stoff hätte zu einer Meisternovelle gelangt. Für einen Roman ist es zu wenig. Trotzdem halte ich Friedrich von Gagern für ein sehr starkes, episches Talent.
Mit dem historischen Roman aber ist es so eine Sache ...

Proben und Stücke

Die Tragödie einer Person [1]

Erzählung von Luigi Pirandello

Autorisierte Übersetzung von Hans Feist

Es ist eine alte liebe Gewohnheit von mir, jeden Sonntagmorgen für die Personen meiner künftigen Novellen Sprechstunde abzuhalten.
Fünf Stunden lang, von acht bis eins. Und fast jedesmal gerate ich dabei in schlechte Gesellschaft.
Ich weiß nicht, wie es kommt; aber gewöhnlich strömt das unzufriedenste Volk von der ganzen Welt zu diesen Audienzen zusammen; von ganz besonderen Leiden Heimgesuchte, in die schwierigsten Verhältnisse Verstrickte!
Ich höre sie alle geduldig an. Mit viel Anstand versuche ich sie auszufragen, nehme Kenntnis von Namen und Lebensverhältnissen eines jeden einzelnen und interessiere mich für ihre Wünsche und ihre Gefühle. Aber ich muß auch hinzufügen, daß es nicht immer eine leichte Aufgabe ist, mit ihnen zu verhandeln; ich kann ja wohl eine ganze Menge vertragen; aber beschwindeln lasse ich mich nicht gern. Und so bedarf es oft einer langwierigen und gründlichen Untersuchung, um bis auf den Grund ihrer Seelen vorzudringen.
So ereignet es sich manchmal, daß auf meine Fragen der eine oder der andere wütend auffährt, weil er meint, es mache mir Vergnügen, ihn seiner vermeintlichen Würde zu entkleiden. Dann versuche ich sie eben mit aller Geduld und allem guten Anstand davon zu überzeugen, daß meine Frage keineswegs überflüssig ist. Ich mache ihnen klar, wie leicht es ist, den Willen eines Menschen nach der einen oder der anderen Seite umzubiegen; und wie alles daran liegt, ob wir auch das sein können, was wir sein wollen. Wo das Können fehle, da erscheine das Wollen lächerlich und eitel.
Davon lassen sie sich aber meist nicht gern überzeugen. Dann bemitleide ich sie, denn im Grunde bin ich gutherzig. Aber kann man nicht manch ein Mißgeschick nur richtig bemitleiden, indem man herzlich darüber lacht?
Und so kommt es, daß die Personen meiner Novellen überall verbreiten, ich sei ein grausamer und hartherziger Schriftsteller. Es sollte wirklich ein wohlwollender Kritiker einmal

[1] Aus dem demnächst im Verlag von Alf. Haeger, Berlin, in deutscher Übertragung erscheinenden Gesamtwerk Pirandellos. Die mitgeteilte Erzählung bildet ersichtlich die Keimzelle zu „Sechs Personen suchen einen Autor".

beweisen, wieviel Mitleid hinter diesem meinem Lachen steckt.
Wohlwollende Kritiker?! Wo gibt es die wohl heute noch! Nun drängen sich in meiner Sprechstunde manchmal gewisse Personen mit solcher Dreistigkeit vor die andern, daß ich mich gezwungen sehe, sie an die Luft zu setzen.
Nachher reut sie ihre Heftigkeit, und sie kommen wieder und schwören, sie hätten sich gebessert. Dann antworte ich ihnen mit dem freundlichsten Lächeln, nun müßten sie eben ihre Strafe haben und warten, bis ich wieder Zeit und Lust hätte, mich aufs neue mit ihnen zu befassen.
Unter den Manierlichen jedoch sind manche, die leise seufzend im Hintergrund warten, manche aber auch, die des Wartens müde an die Tür irgendeines anderen Schriftstellers klopfen gehn. Es ist mir nicht selten passiert, daß ich in den Novellen meiner Kollegen solche Personen wiederfand, die sich erst bei mir vorgestellt hatten; so wie ich auch wiederum andere traf, die mit der Gestalt, die ich ihnen gegeben hatte, nicht zufrieden waren und dann anderswo besser abzuschneiden hofften.
Ich muß immer daran denken, mit welcher Ergebung einmal ein armes altes Männlein, das fernher kam, darauf wartete, bis es an der Reihe war. Ein alter Kapellmeister, namens Icilio Saporini, der im Jahre 1849 beim Sturz der römischen Republik nach Amerika hatte auswandern müssen, weil er irgendein patriotisches Lied komponiert hatte, und der nun nach 45 Jahren nach Italien zurückkam, fast 80 Jahre alt, um hier zu sterben. Ausgesucht höflich, mit seinem dünnen schrillen Stimmchen, ließ er immer allen anderen den Vortritt. Und schließlich eines Tages — ich war noch in der Genesung nach einer langwierigen Krankheit — trat er doch in mein Sprechzimmer, ganz unterwürfig, mit einem schüchtern-schmalen Lächeln auf den Lippen:
„Wenn ich darf ... wenn ich auch wirklich nicht störe ..."
„Aber ja doch, mein lieber alter Freund! Gerad' zur rechten Stunde kamst du heute!"
Und rasch, rasch setzte ich mich an die Arbeit, und in der Erzählung „Von alten Klängen" schenkte ich ihm einen glücklichen Tod.
Diesen letzten Sonntag kam ich nun ein wenig später als gewöhnlich in mein Sprechzimmer.
Ein langer Roman, den man mir geschickt hatte, und der seit mehr als einem Monat darauf wartete, gelesen zu werden, hatte mich bis drei Uhr morgens wach gehalten. Eine seiner Gestalten, die einzig lebendige unter leeren Schatten, hatte mich so stark beschäftigt, daß ich den Schlaf nicht fand.
Es war ein armer Mann, ein gewisser Doktor Fileno. Der glaubte gegen jede Art von Übel ein höchst wirksames Heilmittel erfunden zu haben, ein unfehlbares Rezept, sich und alle Menschen in allen öffentlichen und privaten Kalamitäten zu trösten.
Eigentlich war diese Erfindung mehr eine Methode, als ein Heilmittel oder Rezept. Sie bestand darin, daß man von morgens bis abends Geschichtsbücher lesen soll, um auf die Gegenwart als Geschichte sehen zu lernen, das heißt so, als wäre sie schon lange verflossen und ruhte in den Urkunden der Vergangenheit.
Mit dieser Methode hatte er sich von jeder Sorge und Last befreit, und ohne den Tod herbeizuwünschen, den Frieden gefunden. Einen schönen und heiteren Frieden, über den der Ausdruck klagloser Trauer gebreitet war, wie etwa der, mit dem die Friedhöfe aus dem Gesicht der Erde noch aufschauen werden, auch wenn es keinen einzigen Menschen mehr geben wird.
Aber Doktor Fileno dachte nicht im entferntesten daran, aus der Vergangenheit etwa Lehren für die Gegenwart ableiten zu wollen. Er wußte ganz genau, daß das töricht gewesen wäre und verlorene Zeit. Denn er war sich darüber klar, daß das, was wir Geschichte nennen, nur etwas verstandesmäßig Zusammengefügtes ist, von den Geschichtschreibern gemäß ihrer Natur, ihren subjektiven Ansichten und Wünschen, ihren Antipathien und Sympathien, gesammelt und verfaßt. Und daß es also nicht anginge, dieses mit dem Verstand Gefügte auf das lebendige Leben anzuwenden, auf das in all seinen Besonderheiten und Wirrnissen sich beständig wandelnde. Und noch weniger ließ er es sich einfallen, aus der Gegenwart Regeln oder Prophezeiungen für die Zukunft abzuleiten. Nein im Gegenteil; er versetzte sich im Geist in die Zukunft, um von dort aus die Gegenwart zu betrachten, und so sah er sie als Vergangenheit.
Ein Beispiel: Ihm war vor wenigen Tagen sein einziges Töchterchen gestorben. Ein Freund besuchte ihn, um ihm sein tiefstes Beileid auszusprechen. Und siehe da, er fand ihn so getröstet, als sei die Tochter schon mehr als hundert Jahre tot. Seine frische Trauer hatte er ohne weiteres zeitlich von sich abgerückt, in die Vergangenheit gedrängt. Und man muß gesehen haben, mit welch ruhiger Gelassenheit und Würde er nun davon sprach.
Kurz und gut, Doktor Fileno hatte sich diese Methode zurecht gemacht und bediente sich ihrer etwa wie eines umgewandten Fernrohrs. Er kehrte es nie in die rechte Richtung, um damit in die Zukunft zu blicken. Er wußte, er würde doch nichts davon erkennen können. So befriedigte er sein Gemüt damit, daß er von der größeren Linse aus durch die kleinere sah, die er auf die Gegenwart eingestellt hatte, derart, daß ihm alle Dinge sogleich ganz klein und entfernt vorkamen. Und seit vielen Jahren trug er sich mit dem Gedanken, ein Buch zu schreiben, das sicherlich Aufsehen erregt hätte: „Philosophie des Entfernten."
Während der Lektüre des Romans wurde mir klar, daß der Autor damit beschäftigt, einen der alleralltäglichsten Knoten zu schürzen, sich der besonderen Eigenart dieser einzigen Person gar nicht bewußt geworden war. Zwar war es ihr, der Person, die in sich das Zeug zu einem ganzen Kerl hatte, eine Zeit lang geglückt, den Dichter bei der Hand zu nehmen und von den gewöhnlichen Plattheiten seiner Erzählung ein Stückchen seitab zu führen. Plötzlich aber fiel sie ab und wurde schwach, und ließ sich dann einfach ausnützen zu einer ganz verlogenen und törichten Lösung.
Lange Zeit hatte ich wach gelegen in der schweigenden Nacht, das Bild dieser Gestalt vor Augen, und hatte geträumt. Zu schade! Es war so viel Stoff in ihr, ein Meisterwerk daraus zu bilden! Wenn nur der Dichter sie nicht so schmählich mißverstanden und vernachlässigt, wenn er sie nur in den Mittelpunkt der Erzählung gebracht hätte, so hätte sich vielleicht auch das, was an Künstlichem und Leblosem in ihr war, umgebildet und wäre lebendig geworden! Und mich überkam Schmerz und großes Mitleid um dies so kümmerlich verfehlte Leben.
Als ich nun am nächsten Morgen spät in mein Sprechzimmer trat, fand ich dort ein ganz schreckliches Durcheinander, denn eben dieser Doktor Fileno hatte sich lebhaft zwischen meine wartenden Personen gedrängt, die, ihrerseits wiederum erzürnt über den nicht hierhergehörigen Gast, ihn ergreifen und hinauswerfen wollten.
„He Holla!" rief ich. „Was sind das für Manieren, meine Herrschaften? Doktor Fileno, ich habe schon zu viel Zeit an

Sie verschwendet." Was wollen Sie eigentlich von mir? Sie gehören ja gar nicht zu mir. Lassen Sie mich jetzt ruhig mit meinen eigenen Personen verhandeln und gehen Sie!"
Da malte sich eine so verzweifelte und herzbeklemmende Angst auf dem Gesicht des Doktor Fileno, daß alle die andern — meine Gestalten, die an ihm herumzerrten — einen tödlichen Schreck bekamen und von ihm abließen.
„Jagen Sie mich nicht fort! Um Gottes Barmherzigkeit willen, jagen Sie mich nicht fort! Nur fünf Minuten geben Sie mir Audienz! Die Herrschaften werden es schon erlauben. Lassen Sie sich doch bitte, bitte überzeugen!"
Erschrocken und von Mitleid gerührt fragte ich ihn:
„Überzeugen? Wovon denn? Ich bin ja ganz und gar überzeugt davon, daß Sie, mein lieber Doktor, in bessere Hände zu fallen verdient hätten. Aber was soll ich dazu tun? Ich habe mir schon genug Gedanken über Ihr Schicksal gemacht; und jetzt Schluß damit!"
„Schluß damit? Nein, um Gottes willen nein!" rief Doktor Fileno aus, und ein Zittern der Empörung ging durch seinen ganzen Leib. „Sie sprechen nur so, weil ich nicht zu Ihnen gehöre. Aber glauben Sie mir, wenn Sie mich verachten — wenn Sie mich verwerfen würden, es wäre weniger grausam für mich, als dies tatlose Mitleid, das außerdem, verzeihen Sie mir, eines echten Künstlers unwürdig ist. Niemand weiß besser als Sie, daß wir lebendige Wesen sind, viel lebendiger als die Menschen, die da atmen und in Kleidern herumspazieren. Vielleicht weniger wirklich, aber um so wahrer! Man kommt ja auf so verschiedene Art auf die Welt! Und Sie wissen selbst genau, daß die Natur mit Hilfe der menschlichen Phantasie nur ihr eigenes Schöpfungswerk fortführen will. Wer aber durch diese Zeugungskraft, durch die Phantasie des Menschen, geboren ist, der ist — auch das wissen Sie, mein Herr! — zu weit höherem Leben bestimmt, als die aus dem Schoße der sterblichen Frau Geborenen. Wer das Glück hat, als lebendige Person auf die Welt gekommen zu sein, der pfeift auch auf den Tod! Er stirbt nicht mehr! Der Mensch muß sterben, der Schriftsteller, der als ihr Schöpfer nur ihr Werkzeug ist; seine Geschöpfe sterben nicht mehr! Und um ewig zu leben, bedarf es auch gar nicht besonders wunderbarer Gaben. Sagen Sie mir doch: Wer war Sancho Pansa? Wer war Don Abbondio? Sie leben ewig, denn sie hatten das Glück, lebendiger Samen, der sie waren — eine fruchtbare Muttererde zu finden, die Phantasie eines Dichters, der ihnen Nahrung und Wachstum zu geben verstand."
„Aber ja doch, mein lieber Doktor; das ist alles ganz schön und gut," erwiderte ich. „Doch ich verstehe noch nicht ganz, was Sie nun eigentlich von mir wollen?"
„So? Das verstehen Sie noch nicht ganz?" brauste da Doktor Fileno zornig auf. „Dann bin ich vielleicht fehl gegangen? Dann bin ich vielleicht aus Versehen auf den Mond gefallen? Sie scheinen mir ja ein merkwürdiger Schriftsteller zu sein, verzeihen Sie mir! Können Sie in allem Ernst nicht verstehen, wie grauenhaft mein Schicksal ist? Das unbestrittene Privileg zu haben, als ‚Person' auf der Welt zu sein, heutigentags — heutigentags, sage ich, da das Leben so schwierig ist, und jeder so schwer um seine Existenz kämpfen muß — also dies Privileg zu haben, als lebendige Person geboren und also zur Unsterblichkeit bestimmt zu sein, und dann, mein Herr, solch einem Menschen in die Hände zu fallen! Elend zugrunde gehen zu müssen, ersticken zu müssen in einer Welt von Künstelei, wo man nicht atmen, sich nicht bewegen kann, weil alles falsch ist, angemalt und künstlich zurechtgemacht! Worte und Papier — Papier und Worte! Ein Mensch, der sich in einer Lebenslage findet, die ihm nicht paßt, kann sich aus ihr befreien und aus dem Staube machen. Eine arme Person kann das nicht. Sie ist angekettet, festgenagelt an ein Martyrium ohne Ende. Luft! Luft! Leben! Sehen Sie: Fileno — Fileno hat er mich genannt! Glauben Sie ernstlich, daß ich Fileno heißen kann? Solch ein Schafskopf! nicht einmal einen richtigen Namen hat er mir geben können. Ich, Fileno! Und dann — ausgerechnet ich, der Verfasser der ‚Philosophie des Entfernten' muß ein so unwürdiges Ende nehmen, muß mich dazu hergeben, ihm seinen albernen Konflikt auflösen zu helfen. Ich soll sie heiraten, nicht wahr? In zweiter Ehe! Diese Gans, diese Graziella, anstatt des Advokaten Negroni soll ich sie heiraten! Na, nun sagen Sie einmal selbst! Sind das nicht Verbrechen, die man mit blutigen Tränen abwaschen müßte? Aber statt dessen — was wird geschehen? Nichts. Stillschweigen. Vielleicht eine schlechte Kritik in einem oder zwei Käseblättchen. Der eine oder andere wird schreiben: ‚Schade um diesen armen Doktor Fileno, das wäre einmal eine treffliche Gestalt gewesen.' Und damit wird es ausgestanden sein. Zu Tode verurteilt, ich, der Verfasser der ‚Philosophie des Entfernten', die dieser Schafskopf mich nicht einmal auf eigene Kosten hat drucken lassen können! Na ja, natürlich! Wie hätte ich auch sonst in zweiter Ehe diese Gans, die Graziella geheiratet! Ach, ich mag gar nicht mehr daran denken. Vorwärts, vorwärts, ans Werk, verehrter Herr! Nehmen Sie sich meiner an, so schnell als möglich. Machen Sie mich lebendig, denn ich weiß, Sie haben so gut all das Leben verstanden, das in mir steckt."
Bei diesem Vorschlag, den er zum Schluß seines langen Ergusses herausstieß, blieb ich eine Zeitlang still und sah ihm erstaunt ins Gesicht.
„Haben Sie Bedenken? Fürchten Sie etwa, ein Plagiat zu begehen? Aber es ist doch gesetzlich erlaubt! Es ist sogar Ihr heiliges Recht, sich meiner anzunehmen und mir das Leben zu geben, das dieser Schafskopf mir nicht zu geben verstand. Es ist Ihr Recht und mein Recht, verstehen Sie?"
„Mag es Ihr Recht sein, mein lieber Doktor," erwiderte ich, „und mag es auch gesetzlich erlaubt sein, wie Sie meinen, aber dergleichen tue ich nicht. Sie brauchen gar nicht weiter in mich zu dringen. Ich tue das nicht. Wenden Sie sich nur an irgend jemand anders."
„Und an wen soll ich mich wenden, wenn Sie ..."
„Aber das weiß ich doch nicht! Versuchen Sie's doch! Vielleicht gelingt es Ihnen, jemanden zu finden, der ganz davon überzeugt ist, daß das gesetzlich erlaubt ist. Wenn nicht, dann hören Sie einmal auf mich, mein lieber Doktor Fileno. Sind Sie oder sind Sie nicht der Verfasser der ‚Philosophie des Entfernten'?"
„Ob ich es bin!" rief er heftig, einen Schritt zurücktretend, und die Hände vor der Brust kreuzend. „Daran wagen Sie zu zweifeln? Ah, ich verstehe schon, ich verstehe! Auch das ist die Schuld von dem, der mich so tot gemacht hat. Er hat ja kaum anzudeuten vermocht, kaum eine ganz ganz entfernte Idee von dem gegeben, was meine Theorien sind. Er hat wohl auch keine Ahnung davon, wieviel Nutzen man aus meiner Entdeckung des umgekehrten Fernrohrs ziehen könnte!"
Hier hob ich die Hand, um ihn zu unterbrechen und sagte lächelnd: „Sehr wohl! — Aber Sie selbst — erlauben Sie einmal! — haben Sie den Nutzen gezogen?"
„Ich selbst? Wieso ich selbst?"
„Sie beklagen sich doch über Ihren Dichter. Aber haben Sie selbst denn, mein lieber Doktor, aus ihrer Theorie den rich-

tigen Nutzen zu ziehen verstanden? Sehen Sie, das war es, was ich Ihnen sagen wollte. Lassen Sie mich bitte ausreden. Wenn Sie wirklich, wie ich, an die Vorzüge Ihrer Philosophie glauben, warum wenden Sie sie nicht ein wenig auf Ihren eigenen Fall an? Sie suchen heute unter uns einen Schriftsteller, der Sie unsterblich machen soll? Aber nun denken Sie einmal an das, was man dereinst von uns armen kleinen Eintags-Federfuchsern sagen wird. Wir sind, und wir sind nicht, mein lieber Doktor! Und halten Sie einmal die wichtigsten Dinge, die brennendsten Fragen, die bewundertsten Kunstwerke der Gegenwart unter Ihr berühmtes umgekehrtes Fernrohr. Ich fürchte sehr, Sie werden dann überhaupt nichts mehr darin wiederfinden. Darum also trösten Sie sich, oder vielmehr bescheiden Sie sich! Und lassen Sie mich jetzt mit meinen armen Personen weiterverhandeln, die zwar unansehnlich und widerhaarig sein mögen, aber doch wenigstens nicht von so ausschweifendem Ehrgeiz besessen sind, wie Sie!"

Erdgeist[1]

Gedicht von Fritz Walther Bischoff

Erdmutter molk im Moorlichtschein
Aus Feuereutern Feuerwein,
Ursalze mischte sie hinein;
Die Krüge kühlte alter Stein.

Die zottigen Söhne zechten schon,
Der Krug, geglüht aus schwarzem Ton,
Ließ ihren Geistermund nicht mehr;
Saft troff zur Erde, rot und schwer.

Der Wind lag tief im Sommerwald,
Der Same trieb mit Weltgewalt,
Die Zecher schlug der trunkne Saft
Sie fuhren in den Pflanzenschaft.

Auflodernd schwoll der Blumenschoß,
Das Blatt entflammte, grün und groß,
Süß quoll der Honig, mild und klar,
Die Geister schwelgten unsichtbar.

Die dunkle Blüte schloß sie ein,
Sie schwammen in den Duft hinein,
Sie trieben mit dem Duft hinaus,
Wind trug sie um das Sommerhaus.

Da hielt der Schlaf das Mädchen nicht,
Den Knaben nicht das Traumgesicht,
Ein wilder Geist im Blumenschein
Riß ihre Leiber in sich ein,
Sie mußten Lust und Same sein.

---

[1] Aus: Fritz Walther Bischoff, „Die Gezeiten". Friedrich Lintz Verlag, Trier 1925. Vgl. die Würdigung der Bischoffschen Gedichte durch Ernst Lissauer, L. E. XXVII, 386.

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Genie —?

„Am üppigsten, wenn auch am ungefährlichsten, floriert der absurde Geniebegriff in der Kunst, aber es ist zu langweilig, darauf einzugehen. Es ist oft genug, und klarerweise von den großen Künstlern selber, betont worden, daß alles, was man als genial bezeichnet, nämlich Inspiration, Phantasie, kombinatorischer Scharfsinn usw., zwar als Gabe nicht erworben werden kann, aber ohne intensivste, ganz und gar ‚ungeniale' Arbeit und ohne ein niemals angeborenes großes Lebenswissen auch in seinem speziellen Bereich ebenso unfruchtbar bleibt wie die völlige Unbegabung, ja, noch nutzloser ist als diese, weil es verführt und verdirbt.

Hier stößt man auf lauter Gemeinplätze, die nur deshalb aus Wahrheiten zu Gemeinplätzen wurden, weil man die Wahrheiten noch lange nicht eingesehen hat. Daß lockiges Haar ein Genie macht, glaubt keiner mehr; aber daß eine zerraufte Seele dazu imstande sei, kann man immer wieder hören. Und die ewige Bohème derer, die nie den Übergang finden, weil sie keine Füße haben, wird ständig bestrebt sein, jenen distanzierenden Nimbus, der ihnen nicht gebührt, im Gegensatz zu den großen Künstlern, denen er ebensowenig gebührt, sehr ruhmsüchtig zu behaupten." Paul Baudisch (Berl. Börs.-Cour. 103).

„Das eigentliche Schöpfertum ist keine Gabe, sondern ein Wipfel von Gaben. Freilich ebenso gut zu sagen: ein Wesenswipfel, denn die Gaben einer schöpferischen Natur sind nichts von außen Hinzugetanes, sondern stammen aus dem Wesen und sind Wesen. Doch ist zunächst gemeint die Möglichkeit, mannigfach mit ‚klammernden Organen' Welt zu erfassen und mit strömenden Organen sie wiederum auszudrücken. Viele Menschen wohnen in einem Einzigen; einer aber, der stärkste, nährt sich von den andern. Ist aber keiner stark genug, so fressen sie sich wohl untereinander auf, und es entstehen die zerfahrenen Vielbegabten, die eine Zeitlang als Lieblinge des Geschickes erscheinen und denen kaum ein Opus, geschweige denn ein Gesamtwerk gelingt, weil sie selbst nach allen Seiten ihrer Gaben und also auch ihre Gebilde ihnen zerrinnen. Bei manchen Naturen aber münden die Kräfte nicht unmittelbar in die Umwelt, sondern erst als Nebenflüsse eines Hauptstroms, so ‚zerfließen' sie nicht, sondern werden gesammelt." Ernst Lissauer (Berl. Börs.-Cour. 108).

*

Eduard Stucken
Zum 60. Geburtstag (18. März)

„Einem Teppich gleich breitet sich das Werk aus, kunstvoll-starren Gewebes, mit magischen Zeichen durchwirkt, alle in offener und noch weit mehr geheimer Beziehung zueinander; mit seltsamen Blumen, die nicht in irdischen Gärten stehen, überstreut; von fremden Antlitzen durchgeistert, von heimlichen Sehnsüchten überseufzt; umwittert von grausigen Lüsten und süßen Schmerzen, mit schweren Düften beräuchert. Nur in jener Stille und Abgeschiedenheit, in der der Dichter sich hält und die den Menschen heute kaum in Augenblicken wird, ist es möglich, aller Mystik und Magie, ihren Verführungen und Übersinnlichkeiten nachzuhängen und sie zu ergründen zu versuchen. Denn dieses Werk steht nicht auf der Erde, es hängt irgendwie über ihr." Karl von Felner (N. Bad. Landesztg. 135).

„Ihre Dichtung, Herr Eduard Stucken, so würde ich beginnen, ist eine Dichtung des Ereignisses, der überplanetarischen Weltzusammenhänge, der erregenden Sonderfälle. Als Sohn einer alten bremer Familie, die aber auch in Sachsen reich verzweigt ist, infolge der Berufstätigkeit Ihres Vaters in Moskau zur Welt gekommen, haben Sie sich desto leidenschaftlicher stets als Deutscher gefühlt. Gewiß erwarben Sie neben vielen anderen Sprachen auch die russische, aber der Welt Dostojewskis haben Sie sich immer fern gefühlt. Der deutschen Sprache ihre vielen und tiefen Geheimnisse abzufragen, ihre Blüten in schimmernd klaren Versgebinden zusammenzufügen, war früh Ihr Bestreben und schon bald ein von selbst funktionierendes Spiel Ihres Geistes. Es ist ein höchst oberflächlicher Irrtum, die Doppelreime der langgestreckten Verszeilen, in welche Sie die bisher acht vorliegenden Dramen Ihres Lebenswerks, des aus keltischer bedeutungsvoller Wunderlichkeit in deutsche Wärme strebenden ‚dramatischen Epos' ‚Der Gral' gekleidet haben, als Künstelei zu verdächtigen. Niemals vergewaltigt bei Ihnen der Vers die fließende Klarheit des Ausdrucks; aus Furcht, ins Dämmerig-Verstiegene zu geraten, gebrauchen Sie sogar für mein Gefühl zu oft abgegriffene Alltagsworte und bequeme Fremdworte der modernen Verständigungssprache." Franz Dülberg (Deutsche Allg. Ztg. 129).

„Stuckens Verssprache ist lebhaft bewundert worden. An ihr enthüllt sich die merkwürdige Verschlungenheit,

in der bei Stucken Dichtertum und Virtuosität, künstlerischer Ernst und tiftelnde Schematik nebeneinanderbestehen. Kaum sonst bei einem Schriftsteller, der über den Dilettantismus erhaben ist, treten Melodie und ungewollte Prosa, erfüllte Anschauung und sprachliche Lückenbüßer so unvermittelt in Gegensatz. Stucken hat sich mit seinem in der Mitte und am Ende reimenden Verse zuviel zugemutet. Ebenso oft wie seine Sprache über die gewollte und erhöhte Schwierigkeit siegt und mit ihrer schweifenden Phantastik die ihm vorschwebende Urmelodie erfaßt, ebenso oft, aber mit größerer Empfindlichkeit versagt sie und verfällt ins Formelhafte. Diese Feststellung aber verlangt zur Ergänzung die andere, daß kein Dichter außer Rückert sich solche Aufgabe gestellt hat wie Stucken. Allerdings bleibt das Bedenken, daß dieser selbstgewollte Zwang, dieses intransigente Festhalten an dem einmal gewählten und oft gerechtfertigten Baugedanken nicht nur die Wirkung gefährdet, sondern die Ursprünglichkeit der Gestaltung in Frage stellt." Hugo Bieber (Berl. Börs.-Cour. 125).

„Es ist ein weiter Weg, der von seinen epischen Dramen vom ‚Gral', von ‚Gawân' und ‚Lancelot' von ‚Lanvâl' und ‚Lucifer' und ‚Tristram und Ysolt' zu dem kompendienhaften Roman ‚Die weißen Götter' führt, zu jenem Epos der Einmaligkeit, das breit auslädt, das ein Zauberwerk des Forschers ist und uns bannt wie die Erzählungen aus den Knabentagen, die fernes Land, Geschehen einstiger Tage uns erleben ließen. Ein Werk, das uns bangend sieht — und das wieder zurückreißt zu Stammtafeln und Kartenskizze; das purpurn aufglüht und leuchtet mit den Farben fernen Landes, fremden Erdteils: höchste Kultur von einst wird gegenwärtig, zaubergleich, und doch ergründet mit sorgsamer Ethnographie." Heinz Neuberger (Allg. Ztg., Chemn. 65).

„Wenn man ein Bild des Dichters betrachtet, ist es ein scharf geschnittener Asketenkopf mit mönchisch-grüblerischen Augen: die Zucht des ernstesten Formwillens in seiner Dichtung liegt wie herber Abglanz in den gemeißelten Zügen. Seine Zeit ist noch nicht gekommen, trotz gelegentlicher großer Erfolge, trotz bewundernder Anhängerschaft. Leben wird die Schau- und Stilkraft, die einzigartige Verschmelzung von Wissen und Phantasie, die Vielheit der musikalischen Elemente in seiner Dichtung, die Lauterkeit und Größe seiner Absichten, in Summa die Würde des Wortes, das in Schmerz und Freude, in verhaltener Glut gewissermaßen als Wort von Urseelen hervorbricht aus Urtagen, Sinnbild für alle kommenden Zeiten. Denn das ist das Geheimnisvolle dieser Werke: daß sie ihr Leben jenseit unsrer Zeit in weltflüchtiger Abkehr gefunden haben und dennoch, voll ewiger Erschütterungen, uns Bild und Wesen unseres eignen Menschseins vor Augen halten. Und durch den nebeldünnen Vorhang silberglühender Worte ahnen wir — und das ist Ziel der wahren Kunst — eine schönere Welt mit größern Menschen und geadelten Leidenschaften ..." D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg. 204).

Vgl. auch: Hans Benzmann (Magdeb. Ztg. 138); Heinz Neuberger (Bad. Beob., Kunst 1 u. a. O.); Adolf von Grolman (Bad. Pr., Lit. Umsch. 10); Moritz Heimann (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 132); Hans Schiller (Württ. Ztg. 64); Paul Friedrich (Berl. Börs.-Ztg. 131); Wolfgang Goetz (Tag, Unt.-Beil. 66); Alfred Klaar (Voss. Ztg. 129); Franz Dülberg (Münch. N. Nachr. 76); Heinz Stroh (Berl. Börs.-Ztg. 129); Ernst Müller (Stuttg. N. Tagbl. 127); Will Scheller (Kasseler Post 76 u. a. O.); Heinrich Taschner (Germ. 129); Siegfried Dyck (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 125); Karl Kaulfuß-Diesch (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 99); Hanns Martin Elster (Hannov. Kur., Lit. Beil. 124/25); Fritz Cronheim (Frankf. Ztg. 192 — 1 M.); Paul Wittko (Weser-Ztg., Bild.-Beil. 29 und Hamb. Nachr. 130); Artur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg. 76 und Thür. Allg. Ztg. 77).

*

Hermann Horn
Zum 50. Geburtstag (26. März)

„Wenn in allem Druck und Wirrsal unseres heutigen deutschen Daseins etwas den Mut aufrichten und das Vertrauen auf neuen Aufstieg beleben kann, dann ist es eine dichterische Erscheinung wie Hermann Horn, der auf der Höhe einer herben und frischen Schaffenskraft am 26. März in das sechste Jahrzehnt eines vielgeprüften Lebens eintritt. Eine große Gläubigkeit durchzieht seine Werke, ein fester Glaube an das Natürliche und Menschliche, an deutsche Tüchtigkeit und Lebenskraft und eine willige Hingabe an die unerbittliche Macht des Lebens, die ihm höher steht als alle noch so schönen Forderungen wirklichkeitsferner Ideale. Er hat die große Gabe, in allen Widerständen und Häßlichkeiten der Welt sich mit freudiger Lebensbejahung zu behaupten, weil er ihnen nicht mit starren Grundsätzen, sondern mit reinem Wahrheitstrieb und einer warmen Menschenliebe gegenübersteht, die gerade den Irrenden und den Gedrückten zu verstehen und zu innerer Läuterung und Festigung zu führen sucht. Gesund und stark ist sein Lebensgefühl, das, wie einst Theodor Fontane, nicht vornehmlich in Ausnahmefällen und ungewöhnlichen Helden die Schönheit des Daseins empfindet, sondern vielmehr in all den Begebenheiten und Gestalten, wie sie das moderne Ge-

triebe alltäglich dem aufmerksamen Beobachter so mannigfaltig darbietet. Fehlt ihm dabei die feinfühlige Zartheit, die den berliner Meister auszeichnet, so eignet dafür seiner derben Art eine Kraft der tiefbohrenden Seelenvorgänge und eine Wucht des packenden äußeren Geschehens, die jenem fremd ist." Erich Petzet (Münch.-Augsb. Abendztg. 83).

„Horn hat nach einer abenteuerreichen Jugend, in der er als Matrose weite Reisen auf Segelschiffen machte, sich seinen Weg in harten Jahren erkämpfen müssen, in denen er trotz uneingeschränkter Liebe zur Dichtung in verschiedenen Brotberufen aushielt. Das alles klingt in seinen Büchern nach, klingt schön und erlöst nach in den Novellen ‚Meer und Matrosen', die seine eindrucksvollsten Stücke sind, und in dem Roman ‚Die Mannschaft des Aeolus'; — weniger befreit in seinem sozialen Roman ‚Der arme Buchbinder', in dem Problem und Menschen-Erfassung mir manchmal etwas eng erscheint, in der Novelle ‚Gertrud und Regina', von der dasselbe gilt, in dem Romanfragment ‚Tage um ein Schloß' und — befreiter schon — in seinem letzten und, wie ich glaube, Hauptwerk ‚Der junge Ringseisen'. (Alles bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart.)" R. S. (Frankfurter Ztg. 233 — 1 M.).

Vgl. auch R. Krauß (Württemb. Ztg. 71); Stuttg. N. Tagbl. (142); Allg. Ztg., München (106); „Eine Erzählung von mir", Autobiographische Skizze (N. Bad. Landesztg., Kunst 160).

*

Zur deutschen Literatur

Über Paul Gerhardt schreibt Kurt Pieper (Tag, Unt. Rundsch. 61). — Eine Studie über Gottfried Arnold, den Verfasser der Kirchen- und Ketzerhistorie, bietet Kurt Reinhardt (Germ., N. Ufer 13).

Im Anschluß an einschlägige Neuerscheinungen von Albert Köster und Henri Birven äußert sich Otto Pniower zu dem Thema „Goethe ein Okkultist?" (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 10). — Über Goethe und die Technik finden sich interessante Ausführungen von H. G. (Deutsche Allg. Ztg., Kraft 12). — Die letzten Briefe Goethes betrachtet G. von Graevenitz in Hinblick auf Goethes Todestag (Tägl. Rundsch., Unt. Rundsch. 69 u. a. O.). — Unter der Überschrift „Goethe und Riemer" teilt Fritz Hünich (Tägl. Rundsch. 108 u. a. O.) Unbekanntes aus Riemers Tagebüchern mit. — Goethe und Eckermann nimmt Eugen Kilian (Rhein.-Westf. Ztg., Buch 151 b) zum Thema. — Goethes Schwester Cornelia gilt eine Studie von Heinz Stolz (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 97 c), dazu vgl. auch „Zwei Schwestern großer Männer" von Erwin Stranik (N. Wiener Journ. 11 248). — Aus ungedruckten Briefen ergänzt Max Preitz (Deutsche Allg. Ztg., Welt 138) das Bild des „Professors" Schiller.

Heinrich von Kleists tragischen Untergang behandelt Erwin Stranik (N. Wiener Journ. 11 239). — Mit Novalis beschäftigt sich Karl Justus Obenauer (Münch. N. Nachr. 86). — Unter der Überschrift „Ein vergessener Romantiker" schreibt Will Scheller (Braunschweiger Bl., Lichtung 4) über Otto von der Malsburg. — Rahel Varnhagen gilt eine Skizze von Carola Freiin v. Crailsheim-Rügland (Germ., Aus Zeit 24). — Die Seherin von Dülmen, Katharina Emmerick, zeichnet Alois Mager O. S. B. (Münch. N. Nachr. 65). — Um das Bild von Hölderlins Diotima bemüht sich Clara Prieß (Münch.-Augsb. Abendzeitung, Südd. Frauenztg. 10). — Platens Beziehungen zu Bamberg und dessen Umgebung schildert Oskar Kreuzer (Bamb. Volksbl., Bamb. Bl. 3).

Nach dem Bericht des einzig lebenden Augenzeugen schildert Benno Moebus (Voss. Ztg., Unt. 112) Georg Herweghs Flucht. — Ein lebendiges Bild von Grabbe als Examenskandidaten entwirft Alfred Bergmann (Köln. Ztg., Lit. Beil. 224).

Von Stefan Zweig liegen Aufsätze über Nietzsche vor: „Ein Doppelbildnis" (Berl. Tagebl. 106 u. a. O.); „Nietzsches Lebenstragödie" (Voss. Ztg., Unt. 130 u. a. O.); „Nietzsche und die Musik" (Frankf. Ztg. 214 — 1 M.). Vgl. auch Albert Malte Wagner, „Nietzsche und die Schule" (Berl. Börs.-Cour. 133).

Stifters letzte Jahre schildert Felix Braun (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 167). — Über Elisabetha Keller, die Mutter des Dichters, schreibt M. R. J. (Germ., Aus Zeit 29). — Paul Heyses gesammelte Werke würdigt Franz Muncker (Münch. N. Nachr. 67). — Einen Einblick in Wilhelm Diltheys Lebenswerk gewährt Kurt Kesseler (Hannov. Kur. 103). — An Friedrich Silcher, den Dichter und Komponisten, erinnert August Lämmle (Stuttg. N. Tagbl., Schwäb. Heimat 128). — Zum 100. Geburtstage schreibt Max Heimbucher über Johannes Schrott, den Priester und Dichter (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 12). — August H. Plinke, dem Verfasser der „Lieder aus Niedersachsen" widmet Wilhelm Brandes (Hannov. Kur. 132/33) ein Gedenkblatt. — Über Wilhelm Busch als Okkultisten plaudert Max Hayek (Hannov. Kur., Unt. 148/49).

Arnold Otts Stellung zum Naturalismus untersucht Oskar Schär (Bund, Bern, Kleiner Bund 12). — Gorch Focks Frömmigkeit betont Ehrlich (Tägl. Rundsch., Dienst a. Volk 8). — Über den Mord an Hugo Bettauer lassen sich Paul Stefan (N. Bad. Landesztg. 134) und Robert Hohlbaum (Münch. N. N. 75) vernehmen. — Nachrufe auf Max Bernstein schrieben Fritz Engel (Berl. Tagebl. 115) und E. K. (Frankf. Ztg.

197 A.). — Warmherzig spricht Gertrud Kutscher-Schaper über Frida Bettingen (Münch.-Augsb. Abendztg., Südd. Frauenztg. 12).

Zu den Spitteler-Gedenkartikeln bleibt die wichtige Sondernummer der „National-Zeitung", Basel, vom 7. Januar nachzutragen. Sie enthält Aufsätze von: Gottfried Bohnenblust „Carl Spitteler", Jonas Fränkel „Carl Spittelers Schicksal", Eugen Diederichs „Spittelers Stellung im zukünftigen deutschen Geistesleben", C. A. Bernoulli „Spitteler und sein Werk", J. B. Rusch „Carl Spitteler, der Eidgenosse", Fritz Liebrich „Spitteler in Basel" und „Spitteler als Lyriker", Paul Seippel ‚Ce que Spitteler fut pour nous" sowie persönliche Erinnerungen von Robert Faesi und Felix Moeschlin, dazu das Faksimile eines Briefes von Spitteler.

An Hermann Conradi, am 8. März vor 35 Jahren gestorben, erinnert Arthur Ernst Rutra, und es klingen da auch wieder die für Conradi so bezeichnenden Strophen an (Frankf. Ztg. 237 — 2 M.):

> Ich weiß — ich weiß. Nur wie ein Meteor,
> der flammend kam, jach sich in Nacht verlor,
> werd' ich durch unsre Dichtung streifen!...
> Die Laute rauscht... Es jauchzt wie Sturmgesang,
> wie Südwind kost — es gellt wie Trommelklang
> mein Lied und wird in alle Herzen greifen...
>
> Dann bebt's jäh aus in schriller Dissonanz...
> Die Blüten sind verdorrt, versprüht der Glanz —
> es streicht der Abendwind durch die Cypressen...
> Nur Wen'ge weinen... Sie verstummen bald...
> Was ich geträumt: sie geben ihm Gestalt —
> ich aber werde bald vergessen...

*

Zum Schaffen der Lebenden

Den geistigen Ernst rühmend, sagt Rudolf Kayser in einer Studie über Otto Flake (Berl. Tagebl. 149): — „Flakes Philosophie ist, in Inhalt und Methode, eigenwillig und frisch. Sie lehnt sich nicht an Geschichte und systematische Wissenschaft an. Daraus erklären sich viele Umwege, unklare Begriffsbildungen, geschichtliche Irrtümer. Andererseits aber stammt daher der Ernst und der persönliche Klang dieser Arbeiten und ihre leidenschaftliche Aktualität. Flake lehrt ein ‚neuantikes Weltbild'; er lehnt den katholischen Dualismus ab; er leitet den Sinn der Existenz aus keiner metaphysischen Transzendenz ab, sondern aus dem Sinn der Kreatur. Des Menschen Identität wird gefunden in der Identität mit dem Grund, mit Gott. Religiosität ist keine Dogmatik. Sie muß aktiv werden: ‚den Menschen Freiheit vom Werten, von der Erscheinungsmöglichkeit, vom Tun und Geschehen bringen, aktive Religiosität erzeugt Abstand von der Aktivität.' Aus dieser Grundhaltung stammen auch Flakes pädagogische, zeitkritische, politische Gedanken." — Einen sehr dankenswerten Aufsatz über Stefan George und seinen Kreis bietet Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 431, 441) auf Grund der Studie von Johannes Nohl in der „Weltliteratur der Gegenwart", die Korrodi „substanziell, aber ganz auf der Bewundererseite stehend" nennt; Korrodi schreibt auch (ebenda 332) über Rudolf Borchardt, den er in diesen Kreis bedingt einbezieht und den er heut schon auf jener Insel der Seligen beheimatet glaubt, auf der die Wenigen, die Zeitmode Überlebenden angesiedelt sein werden. — Einen Aufsatz über Ernst Barlach bietet H. W. Keim (Düsseld. Lok. Ztg., Unt. 7. März), der in gleicher Weise dem Dichter wie dem Plastiker gilt und Barlachs Welt der inneren Anschauung dithyrambisch aufhellt. — Eine Studie über Katharina Botsky (Truhe 10) läßt Karl Plenzat in die Worte ausklingen: „Ist K. Botskys Kunst auch nicht Heimatkunst in engem Wortsinn, ihr ganzes Schaffen wurzelt tief in ostpreußischem Boden und Wesen. Und auch das seltsame Dunkle, traumhaft Phantastische ihres Schaffens zieht seine Nahrung daher, woher des Ostpreußen E. T. A. Hoffmann Tiefstes und Innerlichstes kam." — In einer kritischen Auseinandersetzung mit Clara Viebigs Werk von Elisabeth Schick-Abels (Karlsr. Tagebl., Lesekreis 12. März), in der es der Verfasserin darauf ankommt, die seelische Spannkraft des Naturalismus als solchen zu ergründen, finden sich die Worte: „Und doch ist Clara Viebigs Kunst ein bedeutsamer Schritt zum nationalen Kunstwerk. Was sie uns als reiche Gabe zu geben hat, und was in den Grenzen des Naturalismus zu geben ist, das ist der innige Zusammenhang zwischen Landschaft und Stammeseigentümlichkeit, einseitige, aber starke Heimatkunst. Tiefer und weiter sind manche Talente, die den Mutterboden Heimat für ihr künstlerisches Schaffen wiederfanden, anschaulicher kaum eines." — Ein Urteil des französischen Gelehrten Henri Buriot-Darsiles über Enrica von Handel-Mazzetti, das Rudolf Narbeshuber (Linzer Volksbl. 56) mitteilt, lautet dahin, daß nichts, was die Mazzetti schreibe, übersehenswert sei. — Mit Hans Nüchtern macht Friedrich Sacher (Deutsch-österr. Tagesztg. 77) bekannt: „Nüchtern ist vor allem historischer Novellist, Erzähler. Als solcher darf er heute ruhig neben Robert Hohlbaum und Strobl genannt werden. Noch ist er nicht völlig reif, noch ist ihm das Wort zuweilen Laune und Spiel, aber schon nähert er sich den Hochzielen epischer Kunst: Klarheit, Ruhe, Bedeutung." — Eine anmutige autobiographische Skizze veröffentlicht Nikolaus Schwarzkopf (Germ., Werk 5).

Des 50. Geburtstages (14. März) von Paul Ilg gedenkt Carl Albrecht Bernoulli (N. Zür. Ztg. 398), sich des Schollengeruchs in Ilgs Schriften erfreuend. — In einem Aufsatz zum 60. Geburtstag (28. März) des elsässischen Lyrikers Christian Schmitt grüßt Friedrich Lienhard (Köln. Ztg., Lit. Bl. 230): „Gedichte dieser häuslich seelenwarmen Art sind den besten lyrischen Äußerungen der bürgerlichen Richtung von Storm bis Falke ebenbürtig. Dazu kommen unter seinen neuern Sachen einige epische, balladenhafte Prägungen, die dem Schmittschen Formtalent gleichfalls alle Ehre machen. Es ist in allem dem ein konservativer Grundzug der innigen Zusammenfassung auf ein nicht umfangreiches, aber edel beherrschtes Gebiet."

Einen Aufsatz über Hanna Rademacher als Dramatikerin (Musenhof V, 9) leitet Hanns Schmiedel mit den Worten ein: „In der stereotypen Formel von der Unterlegenheit der Frau in geistiger Schöpfung bildet Hanna Rademacher ohne Zweifel eine zumindest auf dem Gebiet des Dramas hervorragende Ausnahme. Die Sprache ist in ihren Werken von vibrierender, durchglühter Spannkraft, voll heißen Erlebnisdrangs und einem in seiner nervigen, blutprall gesättigten Gedrungenheit echt männlichen Charakterisierungsvermögen. Ein kühn gestaltender Bühnenblick treibt das Relief der Szenen zu plastischen Formen heraus." — Mit Walter von Molos Dramatik beschäftigt sich Paul Medenwaldt (Köln, Stadtanz. 11) kritisch, etwas Unfreies in seiner Art rügend.

Zu Hans Francks „Gottgesängen" bemerkt Julius Bab (Frankf. Ztg. 195 — 1 M.): „In Rhythmen von verschiedenem Bau, verschiedenen Stimmungswerten und Gliederungen, bald strophischem Zwang sich nähernd, bald in völliger Erzählerfreiheit dahinströmend, geht Franck ans Werk. Er vermeidet alles, was an das Pathos konventioneller Deklamation erinnert, so gründlich, daß er zuweilen Worte sogar in den Reim stellt, deren Banalität so manchem die Stimmung gefährden wird. Aber er verzichtet fast nie auf die musikalische Bindung und Betonungsmacht des Reims, er fügt den Gleichklang zu erstaunlich festen und feierlichen Gebinden, legt freilich nicht selten zwischen die einzelnen Reimworte eine so große Spannung, daß nicht mehr jeder, der den beabsichtigten Gleichklang sieht, ihn auch zu hören vermag. Aber mit solchen vielleicht unvermeidlichen Gefahren seiner zwiefach angespannten Kraft erreicht es Franck, daß Gebilde entstehen, die wahrhaft lebendig und zugleich wahrhaft erhaben sind. Der Geist schwebt hier nach Dehmels Wort ‚über dem Leben, an dem er klebt'."

Unter der Überschrift „Meyrink und die Besessenen" (Münch. N. Nachr. 60, 61) sucht Friedrich Alfred Schmid-Noerr das Positive in Meyrinks Werk zu erfassen, er gibt zugleich Einblick in den neuen Roman, mit dem Meyrink beschäftigt ist. — Erich Ebermayers Novellenbuch „Doktor Angelo" rühmt Kurt Hiller (Leipz. Tagebl. 1. März) als ein aus der Seele geschaffenes Werk. — Einen Aufsatz über Thomas Manns „Zauberberg" läßt Artur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg. 69) in die vermittelnden Worte ausklingen: „Das Gespinst, der kluge Fuchsbau, der stolze Ameisenberg, Weh und Mühsal, all die ungeheuerliche Qual des Gestaltens soll nicht umsonst gewesen sein, und nicht zuletzt soll das Werk seinem Dichter (und ich wähle das Wort Dichter mit Absicht, denn der Schöpfer des ‚Zauberbergs' verdient es, ‚trotz und alledem'), Ruhm soll es seinem Dichter bringen, Ruhm, Huldigung — wenn es uns auch keinen Weg aus unseren tausend Nöten weist."

Dem „Sprachphilosophen" Karl Voßler widmet Eugen Lerch einen Aufsatz (Voss. Ztg., Unterh. 142) das Gesamtwerk analysierend. — Dem Werk von Ludwig Klages „Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft" (Leipzig, Barth) mißt Emil Preetorius (Frankf. Ztg. 176 — 1 M.) hohe Bedeutung zu: „Das Werk trägt seinen stolzen Untertitel: Grundlegung einer Wissenschaft vom Ausdruck mit Recht. Als Ganzes genommen mit all der Vielfalt seiner tiefgreifenden Andeutungen und Einschaltungen könnte es mit gleichem Recht Grundlegung einer Wissenschaft vom Leben schlechthin heißen. Und es geschieht das Merkwürdige, daß hier ein Mensch mit den eindringenden Waffen gespitztesten Geistes bis zum Lebendigen vorstößt, es bloßlegt und erweist, wie seit je dem Leben der Geist entgegengesetzt sei, wie er, einbrechend in die lebendige Sphäre, das Leben geknechtet, in steigendem Maße verengt, zerstückt habe und verstümmelt. Dieser tragische Widerspruch aber in sich: mit dem Geiste als dem ewigen Feind des Lebens dies Leben zu beschwören — es ist, ins Große gesehen, der Antagonismus, unter dessen beklemmendem Schatten die westliche Menschheit steht — dieser Widerspruch ist heute am grellsten und sichtbarsten eingespannt in Klages Persönlichkeit."

*

Zur ausländischen Literatur

Dem Bauer in der englischen Literatur widmet W. Homuth eine Studie (Berl. Tagebl. 130). — Zur Shakespeare-Forschung wird ein Aufsatz von Georg Brandes über Shakespeares Handschrift (Voss. Ztg., Unt. 150) mitgeteilt, über neue Hamlet-Forschung orientiert Erich Vogeler (Berl. Tagebl. 126). — Auf

die Bedeutung von Oscar Wildes „Epistola" weist Erich Ebermayer (Leipz. N. Nachr. 79). — Eine Plauderei über Thackerays „Vanity Fair" von B. Fr. findet sich (N. Zür. Ztg. 401). — Der englischen Romanschriftstellerin Katharine Mansfield weist Karl Arns erhebliche Bedeutung für die short story bei (Augsb. Postztg., Lit.-Beil. 9). — Eine Studie über G. B. Shaw veröffentlicht Hermann Bünnig (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 71). — Mit Chestertons neuem Werk „Was unrecht ist an der Welt" beschäftigt sich, lebhaftes Interesse weckend, Carl Müller (Germ., Werk 6). — Über Drama und Kritik in Amerika handelt Erik Reger (Köln. Ztg., Lit.-Bl. 154, 161). — Einen Aufsatz über O'Neill gibt Eugen Kerpel (Pester Lloyd 59). — Mit Jack London beschäftigt sich Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 121).

Der Lyrik Frankreichs widmet Richard v. Schaukal eine eingehende Studie (Hannov. Kur. 142/43 und 146/47). — Den französischen Literaturmarkt schildert H. van Offel (Frankf. Ztg. 206 — 2 M.). — Erinnerungen an Anatole France bietet Nicolas Ségur (Berl. Börs.-Cour. 139). — Den neuen Roman von Henri Barbusse „Les enchaînements" (Flammarion, Paris) empfiehlt mit Einschränkungen M. K. (N. Zür. Ztg. 369). — Einen Aufsatz „Louis Veuillot und das Elsaß" gibt Lucien Pfleger (Elsässer, Kleine Revue 5).

Über die neuere italienische Schauspielbühne schreibt Paul Marsop (Bund, Bern, Kleiner Bund 10). — Ebenda (11) entwirft Ettore Cozzani ein Bild von Giuseppe Zoppi.

Auf die Autobiographie von Alonso de Contreras (geb. 1582) „Leben, Taten und Abenteuer des Contreras" (Propyläen-Verlag) macht Walter Petry (Hannov. Kur. 138) aufmerksam.

Ein Bild von Felix Timmermans zeichnet Will Scheller (Landesztg., Darmstadt, Kunst 66).

Zu der Frage, wo Andersen geboren worden, wird (Voss. Ztg. 147) neues mitgeteilt. — Strindberg und Strindberg-Literatur läßt M. Röttger (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 140) Revue passieren, über Strindberg als Vater schreibt mit Benutzung ungedruckter Briefe Carl David Marcus (Deutsche Allg. Ztg. 150), über den Alchimisten Strindberg plaudert Erwin Stranik (N. Wiener Journ. 11 234). — Unter der Überschrift „Dichterin und Agitatorin" wird (Voss. Ztg., Unt. 116) von Thit Jensen erzählt. — Über Brandes und seine neuen Bücher — auch die „Sage von Jesus" (Friedrich Sieburg, Frankf. Ztg. 163 A.) — liegen Aufsätze vor von Franz Servaes (Berl. Börs.-Ztg. 149), Richard Rieß (ebenda 123), Hermann Kiy (Bund, Bern, Kleiner Bund 13).

Über Puschkin schreibt Alexander Brückner (Prag. Pr., Dichtung 13), „Der Neger Ibrahim, Alexander Puschkin und der Gothaische Hofkalender" ist eine Plauderei von Arthur Knüpffer (Berl. Tagebl. 122) überschrieben. — Über Dostojewski läßt sich Hermann Hesse (Voß. Ztg., Lit. Umsch. 138) vernehmen, den Lebenserinnerungen der Gattin widmet Otto Frhr. von Taube einen Aufsatz (Münch. N. Nachr. 78). — Tolstoj vor seinem Lebensende schildert Karl Nötzel (Hannov. Kur., Unt. 136/37). — Nötzel läßt sich auch (ebenda 118/19) über Michael Saltykoff vernehmen. — Die letzten Tage von Awertschenko schildert Konstantin Belgovskij (Prag. Pr. 71).

* * *

„Der Dichter und der Psychopathologe." Von Paul Adams (Deutsche Allg. Ztg. 107).

„Die Literatur und das Leben." Von Curt Amend (Karlsr. Ztg., Wissensch. 68).

„Mißbrauch des Dramas. Stücke von Sternheim, Barlach und Werfel." Von Bernhard Diebold (Frankf. Ztg. 221 – 1 M.).

„Berliner Theaterenthusiasmus vor hundert Jahren." Von Jumpertz (Deutsche Allg. Ztg. 118).

„Die internationale Büchererzeugung." Von Tony Kellen (Frankf. Ztg. 181 – M.).

„Die Heiligung des Alltags." Zur Charakteristik der bürgerlichen Dichtung im 19. Jahrhundert. Von Ernst Lissauer (Deutsche Allg. Ztg., Welt und Werk 126).

„Uhlands Ballade ‚Die Mähderin' und eine unbekannte Erinnerung aus dem Döllinger-Schellingschen Kreis (1832/34). I." Von St. Lösch (Staats-Anz. f. Württ. Bes. Beil. 3).

„Über Wesen und Wert dramatischer Motive." Von Rudolf Lothar (Bad. Pr., Lit. Umsch. 9).

„Wolfenbüttels Anteil an der deutschen Literatur." Von Kurt Meyer-Rotermund (Braunschw. Staats-Ztg. 64).

„Die deutsche Dichtung der Gegenwart." Von Johannes Oehquist (Berl. Börs.-Ztg. 103).

„Glossen. Vom Erzählen und vom Geschichtenmachen." Von Will-Erich Peuckert (Münch. N. Nachr. 75).

„Kritik als Bekenntnis." Von Rudolf Roeßler (Frankf. Ztg. 186 – 1 M.).

„Amerikanismus im Drama der Zeit." Von Helmut Rosenthal (Tag, Unt.-Beil. 73).

„Die Arbeit im Drama der Zeit." Von Helmut Rosenthal (ebenda 65).

„Theater der Nerven und des Blutes." Von Oskar A. H. Schmitz (Köln. Ztg., Lit. Bl. 199).

„Der Königsberger Dichterkreis. Heinrich Albert: Arien." Von Leo Schrade (Königsb. Hart. Ztg., Ostpr. Bl. 101).

„Nachruf für die phantastische Literatur." Von Ernst. E. Stein (Arb.-Zeitung, Wien 84).

„Literaturgeschichte als Problemgeschichte." Von Rudolf Unger (Frankf. Ztg. 189 – 1 M.).

Echo der Zeitschriften

Der Neue Merkur. VIII, 6. (Stuttgart.) Wesentliches über Spitteler hat Conrad Wandrey auszusagen:

„Spittelers episches Werk ist voll, bis zum Rand überquellend von Symbol.

Und erschwerend wirkt noch, daß es von ausgesprochen barockem Charakter ist. Seine Götter und Helden tragen die Namen der griechischen Sage, obgleich sie mit der Antike nicht das Geringste zu schaffen haben. Vielleicht ist das der einzige triftige Einwand, der gegen Spittelers Kunst erhoben werden kann. Seiner unerhörten Phantasiekraft wäre es ein Leichtes gewesen, urwüchsige Gestalten auch mit eigenen Namen zu nennen, während nun, was Zeus und Apoll, Poseidon und Prometheus, Hera und Aphrodite heißt ohne es zu sein, unwillkürlich immer wieder jene plastischen Vorstellungen heraufruft, die von den Alten gebildet wurden und in diesen Barock-Epen peinliche Verwirrung und Diskrepanz stiften. Spitteler verleugnet nirgends den Schweizer, und die schweizer Welt ist eine bürgerliche Welt. Aller kosmischen Ausweitung zum Trotz, im logischen, wenngleich nicht wesenhaften Widerspruch auch zur unzivilen Form des hohen Epos, bleibt das Raten und Taten der Spittelerschen Geschöpfe immer jener Landschaft verhaftet, über der Gottfried Keller Gottvater ist. So wenig man aber an dem zierlich kleinen Rußfleck Anstoß genommen hat, den die emsige Martha des Evangeliums im Tanzlegendchen am weißen Kinn trägt, so wenig sollte es bei Spitteler befremden, daß der Engel Gottes des ‚Prometheus' am sommerschwülen Tage die Glieder unter dem Sturze des Bergbachs kühlt oder daß das festliche Wallen der Völkerscharen im ‚Olympischen Frühling' seine Abkunft vom schweizer Schützenaufzug nicht ganz verleugnen kann. Dem sinnlich kräftigen Alemannentum einer innigen Stammesverbundenheit verdankt Spitteler sein Bestes: eine Sprache, die des Derben und Heiteren, des Zarten und Erhabenen gleich fähig ist, und statt an dieser schicksalhaften Gegebenheit herumzumäkeln, wäre Freude darüber am Platz, daß aus der engen Begrenzung einer solchen Welt doch epische Werke von dieser Weite und Wucht erwachsen konnten."

Die Tat. XVI, 12. (Jena.) In seinem Aufsatz „Sozialismus und Religion" rückt Albert Kranold, um den tief religiösen Grundcharakter des Sozialismus darzutun, das religiöse Erlebnis an das der Gemeinschaft heran. Er schreibt:

„Martin Buber, der unter allen den Vielen, die heute über die Religion nicht als Religionsphilosophen, sondern als Zeugen ihres religiösen Erlebens schreiben, der feinste ist, hat als das religiöse Grunderlebnis das Erleben des unendlichen Dusagens bezeichnet. Gott ist für ihn der Inbegriff alles dessen im gesamten Weltall, zu dem man Du sagen kann. Religiös ist der, der sich mit aller Kraft seines Herzens sehnt, sich an andere zu verschenken, sei es die von uns voreilig als ‚tot' bezeichnete Welt der anorganischen Natur, sei es die Tierheit, sei es die Blume oder jegliche Pflanze, seien es die Menschen, die mit uns zusammen auf der Welt leben, seien es die Gestorbenen oder die noch Ungeborenen. Wer sieht hier nicht sofort die enge Beziehung zum Erlebnis der Gemeinschaft? So aufgefaßt ist das Gotteserlebnis nur das vertiefte und erweiterte, wenn man will, das erst zu Ende ‚gedachte' Erlebnis der Gemeinschaft, dieses sozialistische Erlebnis des Bruderseins, der unendlichen Hinwendung, des grenzenlosen Dusagens zu allem, was lebt und daher Lebensrecht hat, des Handergreifens und Anderhandergriffenwerdens. Und das Streben nach der Verwirklichung der sozialistischen Idee der Gemeinschaft ist auch in diesem Sinne nur eine Vorstufe, aber eine notwendige Vorstufe jenes allumfassenden Dusagens des religiösen Menschen."

Germanisch-Romanische Monatsschrift. XIII, 1/2. (Heidelberg.) Seine Studie über die Behandlung des deutschen Elementes in der modernen französischen Literatur läßt Victor Klemperer in die prinzipiell bedeutsamen Sätze ausklingen:

„Eigenart eines Volkes bewährt sich nicht nur im Hervorbringen autochthoner Schöpfungen. Ja ich weiß nicht, ob es auf geistigem Gebiet solche ganz autochthonen Schöpfungen überhaupt gibt, und ob nicht ein allgemeiner Ideenbesitz der Menschheit durch Zeiten und Völker flutet. Aber Eigenart des Einzelnen wie der Völker bewährt sich in der besonderen Verarbeitung, Entwicklung und Prägung alles Geistigen. Zu den Franzosen ist im letzten Jahrhundert viel Deutsches hinübergeströmt (im 19. Jahrhundert offenbar mehr Deutsches zu ihnen, als Französisches zu uns), der Zustrom hat sie vielfältig bereichert — aber nirgends im Kern ihrer Eigenart erweicht, verändert, germanisiert. Sie haben mit dem deutschen Gut im 19. Jahrhundert das gleiche getan, was sie mit dem italienischen im 16., dem englischen im 18. Jahrhundert taten: sie haben

es sich assimiliert, so weit dieses Assimilieren möglich war. Sie sind gewachsen, aber nicht degeneriert; ihre Natur ist reicher geworden, aber sie hat ihr altes scharf geprägtes Wesen bewahrt und ist um kein Haar abgewichen ‚von dem Gesetz wonach sie angetreten'."

Deutsche Rundschau. LI, 6. (Berlin.) Strindbergs astronomische Anschauungen beurteilt Ernst Barthel dahin:

„Strindberg ist in naiven Formen ein Vorbereiter realistischeren Denkens in astronomischen Dingen. Er zweifelt die Bewegung der Erde durch den Raum des menschlichen Gehirns an: was sozusagen einigermaßen vernünftig sein dürfte, sofern man einsieht, daß die Erde mit ihrem Raum eine Wirklichkeit ist, der Gehirnraum der Vorstellung dagegen ein Phantasma zu praktischen Zwecken. Strindberg fühlt richtig, daß es ganz unmöglich ist, Realrichtungen anzugeben, nach welchen sich die Erde im Gehirnraum fortbewegt. Er hat eine harmonische Astronomie ersehnt, die reine Erfahrungswissenschaft ist. Er ruft nach dem neuen Karthesius, nach dem neuen Kant, nach dem neuen Rousseau, der die Wissenschaft wieder auf vertrauenswürdige Grundlagen stellen soll. Er hat in astronomischen Dingen an allem Zweifelbaren gezweifelt: an der konvexen Krümmung der Erdoberfläche, an ihrer Bewegung durch den Gehirnraum, an ihrer Nebensächlichkeit. Seine Aphorismen sind keine Lösungen, aber sie regen den gesunden Zweifel an, der den Lösungen vorhergeht. Seine Vorliebe für das Tychonische Kompromißsystem des Weltalls wird von modernen Menschen nicht geteilt werden können, so wenig wie die astronomischen Theorien insgesamt, die Johannes Schlaf vertritt. Aber es liegt in diesen geozentrischen und anthropozentrischen Ketzereien ein wertvoller Keim für eine objektiv eingestellte wissenschaftliche Zukunft, die in einem organischen Weltbild der Weisheit der Weltschöpfung näher kommen wird als der Subjektivismus der gehirnraumbegründeten Naivitäten von Euklid bis Kant und darüber hinaus."

Blätter der Bücherstube am Museum. 1925, Februar. (Wiesbaden.) Was ist uns Alfons Paquet? Eoban Heß antwortet:

„Es ist vielleicht nichts so ganz Besonderes und Erstaunliches, daß er — den Wünschen seines Vaters entgegen — aus der kaufmännischen Lehre sprang und Redakteur wurde, Geld verdiente, mehr verdiente als er brauchte und mit dem Ersparten zu studieren beschloß; aber was sagt bürgerliches Hirn zu dem Blute dieses Menschen, der — unter großen Schwierigkeiten mit 22 Jahren endlich zum Studieren kommend — nun gleich nach dem ersten Semester eine Pause einlegt, nach Sibirien reist, um als einer der ersten die eben fertiggestellte ostchinesische Eisenbahn zu beschreiben? Der vom Rande des Stillen Ozeans zur Universität zurückkehrt — um ein halbes Jahr später in Neuyork zu landen und die Staaten von Saint Louis bis nach Denver zu durchwandern; der wiederum aus Lujo Brentanos Kolleg ausbricht und über den Taurus nach Jerusalem strebt?" —

„Es geht von diesem Manne eine Welle des Vertrauens aus, das ihn als einen der kommenden Führer der jungen Generation bestimmt erscheinen läßt; und das kommt nicht nur von dem, was man das rein Handwerkliche seiner Schreibkunst nennen könnte, von dieser Sauberkeit und Gepflegtheit des Stils, die in Deutschland selten sind, sondern noch mehr von einer großen, reinen, wahrhaft menschlichen Gesinnung. Einer seiner Freunde hat ihn eine Antenne genannt, ausgespannt in den Weltenraum, zu hören, was ist und was wird und es auszusprechen; aber auch hinauszugeben, was uns bewegt, was wir erdacht und erkämpft, darf uns keiner berufener und willkommener erscheinen als er."

Hellweg. V, 9. (Essen.) Zur Kennzeichnung von Hans Francks schriftstellerischer Physiognomie bemerkt H. W. Keim:

„Hans Francks Vers und Satz im Drama, in seiner Prosa und vor allem in den ‚Siderischen Sonetten' und den ‚Gottgesängen' besitzt jenen zuchtvollen Rhythmus, der die Struktur des Taktes ebenso klar erkennen läßt, wie er den Erlebnisdruck des schöpferischen Geistes charakteristisch anzeigt. Und gerade in diesem Maßhalten des individuellen Ausdrucks, in dieser fühlbaren Doppelwirkung der Kräfte des Taktes und der seelischen Bewegung liegt eine viel größere künstlerische Gewalt und Beherrschung als in dem ungehemmten Strom rein persönlicher Formgestaltung, die bei Franck nur in seltenen Augenblicken heftigster Gefühlsentladung durchbricht. Daß die ‚Gottgesänge', mit denen Hans Franck in die zeitüberlebende Dichtung eingerückt ist, dieses deutsche Prinzip des rhythmischen Ausdrucks im Vers und Strophenbau besonders glücklich verkörpern, wird äußerlich auch dadurch kenntlich, daß sie Eberhard Viegener, diesen ausgesprochen rhythmisch gerichteten soester Holzschneider, zu tief bewegten, ganz aus dem Geist der Dichtung geschöpften Schnitten angeregt haben."

Reclams Universum. XXXXI, 22. (Leipzig.) Den Werdegang (und damit das künstlerische Ziel) Heinrich Lilienfeins legt Rudolf Germann dar:

„Was ihn der eigene geistige Werdegang gelehrt, wird nun Grundlage für die Entwicklung aller wichtigeren Gestalten seiner Werke: sei es, daß sie aus Unbewußtheit oder aus Selbsttäuschung über ihr innerstes Wesen sich zur Klarheit darüber und zum handelnden Bekennen durchringen oder, von vornherein ihres Eigengesetzes sich bewußt oder instinktiv sicher, sich Selbsttreue gegen alle Beirrungsversuche halten. Dieses Sichfinden oder -festhalten der Gestalten führt zu klarem und notwendigem Ablauf der Handlung, zu sicherer, eindringender Charakteristik — beides von nun an Hauptvorzüge Lilienfeinscher Dichtung."

* * *

„Der Weg zu Christo [Jakob Böhme]." Von Rudolf Meyer (Die Christengemeinschaft I, 10. Stuttgart).

„Karl Wilhelm Ramler. Zu seinem 200. Geburtstag am 25. Februar." Von Carl Manfred Mahnke (Brandenburger Blätter für Theaterkunst II, 6).

„Baggesen und Wieland." Mit unveröffentlichten Briefen. Von Ludwig Schmidt (Edda XII, 1. Oslo).

„Die Briefe von Goethes Lili." Angezeigt von Julius Schiff (Die Bergstadt XIII, 6. Breslau).

„Charlotte von Stein." Von Heinz Stolz (Hellweg V, 12. Essen).

„Schillers Religion." Von Franz Schnaß (Philosophie und Leben I, 1. Osterwieck a. Harz).

„Maller Müller. Versuch einer Rettung zu seinem 100. Todestag." Von Willy Oeser (Hochland XXII, 6. München).

„Kleist der Mensch." Von Ernst Leopold Stahl (Blätter der Württembergischen Volksbühne VI, 8. Stuttgart).

„Johann Nestroy. Ein charakterologischer Versuch." Von Leopold Liegler (Die Wage VI, 1. Wien).

„Ludwig Schandein 1813—1893." (Heimaterde III, 3. Speyer.)

„Ein Brief Georg Herweghs an Arnold Ruge." Veröffentlicht von O. Fiebiger (Zeitschrift für österreichische Mittelschulen I).

„Otto Ludwig." Von H. D. Kenter (Baden-Badener Bühnenblatt V, 19).

„Hebbel und der Katholizismus." Von Paul Sickel (Der Gral XIX, 6. Essen).

„Die Entstehung von Raabes ‚Innerste'." Von Franz Hahne (Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes XV, 1. Wolfenbüttel).

„Wilhelm Raabe und die Kinder." Von Johannes Jlß (ebenda).

„Vom Schauplatz der ‚Frau Salome' [Raabe]." Von Paul Abert (ebenda).

„Meine Begegnung mit Wilhelm Raabe." Von Theodor Walther (ebenda).

„Zwanzig Jahre mit Wilhelm Raabe." Von Heinrich Stegmann † (Niedersachsen XXX, März. Bremen).

„Wilhelm Diltheys Werk." Von Rudolf Stube (Zeitschrift für Deutschkunde XXXIX, 2. Leipzig).

„Nietzsches Jugendschriften." Von Max Oehler (Edda XII, 1. Oslo).

„Was ist uns Nietzsche?" Von F. Schwangart (Proletarische Heimstunden 1925, 3. Leipzig).

„Nietzsche als Erzieher zur Freiheit." Von Stefan Zweig (Blätter der Bücherstube am Museum 1925, März, Wiesbaden).

„Deutsche Heimatdichter. I. Timm Kröger. II. Peter Rosegger." Von Karl-Günther Brandt (Deutsche Heimatliteratur, Sonderbeilage von „Kurort und Kurgast". II, 1/2. Berlin).

„Timm Kröger." Von C. L. A. Pretzel (Volksbildung LV, 2. Berlin).

„Peter Werth. Zum Tode des plattdeutschen Dramatikers." Von Albrecht Janssen (Der Schimmelreiter IV, 2. Hamburg).

„Romantische Dichtergeselligkeit. Zum 5. Todestag Victor Blüthgens" (Deutscher Journalistenspiegel 1924/25. 6. Berlin).

„Spitteler †." Von Heinrich Federer (Der Gral XIX, 6. Essen).

„Carl Spitteler." Von Gottfried Bohnenblust (Die schöne Literatur XXVI, 3. Leipzig).

„Carl Spitteler." Von F. Schwangart (Proletarische Heimstunden 1925. 3. Leipzig).

„Der Poet der pommerschen Kleinstadt: Heinrich Bandlow zum 70. Geburtstag." Von Albrecht (Reclams Universum XLI, 26. Leipzig).

„Gerhart Hauptmann." Von Hans Franck (Blätter der Württembergischen Volksbühne VI, 9. Stuttgart).

„Bemerkungen zu Thomas Manns ‚Zauberberg'." Von Hermann Herrigel (Die Christliche Welt XXXIX, 11/13. Gotha).

„Europäische Romanciers. I. Heinrich Mann. II. Knut Hamsun. III. Romain Rolland." Von Kurt Offenburg (Mittelland 1925, 1/3. Frankfurt a. M.).

„Hans Grimm zum 50. Geburtstag am 22. März." Von Will Scheller (Hellweg V, 11. Essen).

„Benno Rüttenauer." Von W. E. Oeftering (Die schöne Literatur XXVI, 3. Leipzig).

„Die Zillertaler [von Fedor Sommer]." Von Max Koch (Der Wanderer im Riesengebirge XLV, 2).

„Ernst Decsey." Von Hermann Juillerat (Der Lesezirkel XII, 10. Zürich).

„Georg Britting." Von Anton Betzner (Das Gegenspiel I, 3. München).

„Zum Wettlauf mit dem Schatten." Von Wilhelm von Scholz (Saarbrücker Blätter III, 10).

„Fritz von Unruh." Von Peter Bauer (Der Gral XIX, 6. Essen).

„Über Rudolf Borchardt." Von Martin Bodmer (Der Lesezirkel XII, 9. Zürich).

„Die Häuser meines Lebens." Von Leo Weismantel (Der Fränkische Bund II, 1. Nürnberg).

„Leo Sternberg, ein rheinischer Dichter." Von H. W. Eppelsheimer (Deutsche Kunstschau II, 5. Offenbach a. M.).

„Fritz Droop." Von Richard Dohse (ebenda).

„Trakl und Rimbaud." Von Adolf Meschendörfer (Klingsor II, 3. Kronstadt).

„Der Dramatiker Friedrich Eisenlohr." Von Ernst Lewalter (Die Neue Schaubühne V, 2. Berlin).

„Franz Lüdtke als Dichter." Von W. Thamhayn (Monatsschrift des Rudolstädter Senioren-Konvents XXXI, Februar. Berlin-Schöneberg).

„Über Oskar Loerke und poetische Synthese." Von Julius Levin (Die Lebenden 1925, 7. Berlin).

„Ina Seidel." Von Wilhelm Rutz (Pädagogische Warte XXXII, 3. Osterwieck a. Harz).

„Adele Gerhard." Von Hertha Vogel (Rheinischer Beobachter IV, 3. Berlin).
„Tilly Lindner." Von Hans Spielhofer (Der Gral XIX, 6. Essen).

* * *

„Aristide Bruant." Von Yvette Guilbert (Die Weltbühne XXI, 9. Berlin).
„Jean Moréas' Stanzen in deutscher Sprache." Von Otto Freiherrn von Taube (Reclams Universum XLI, 25. Leipzig).
„Der Perspektivismus Marcel Prousts." Von Ernst R. Curtius (Wissen und Leben XVIII, 5. Zürich).
„Der letzte Kaiser: Marcel Proust." Von André Germain (Der Querschnitt V, 3. Berlin).
„Byron und die österreichische Polizei." Von Karl Brunner (Archiv für neue Sprachen, 148 Bd.).
„B. Shaw und seine Heilige." Von Walther Eckart (Das Gegenspiel I, 3. München).
„Oscar Wilde als Bühnendichter." Von R. Petsch (Baden-Badener Bühnenblatt V, 16).
„Gespräche mit Oscar Wilde." Von Laurence Housman (Die Neue Rundschau XXXVI, 3. Berlin).
„Neue englische Dramen." Von Karl Arns (Englische Studien LIX, 1).
„Die öffentliche Elementarschule der Vereinigten Staaten." Von W. E. Walz (Deutsche Volkserziehung I. 9. Stuttgart).
„Rabindranath Tagore." Von H. Meyer-Benfey (Der Deutsche Gedanke II, 9. Berlin).
„Kierkegaard und das heutige Deutschland." Von Gerhard von Mutius (Zeitwende I, 3. München).
„Ein religiöser Zeitroman [J. Anker Larsen, Stein der Weisen]." Von Emanuel Hirsch (ebenda).
„Luigi Pirandello, Dichter und Modegott." Von Mario Mohr (Der Kritiker VII, 2. Februarheft. Berlin).
„Marietta Schaginian. Abenteuer einer Dame [Deutsch von Maria Einstein, Berlin Malikverlag]." Von Max Herrmann-Neiße (Die Aktion XV, 3. Berlin).
„Dostojewski über den politischen Mord und den ungeschriebenen Schlußteil der ‚Brüder Karamasow'." Von Arthur Knüpffer (Ostdeutsche Monatshefte V, 12. Oliva).
„Antichriststimmung in der russischen Literatur." Von Graf E. S. Eudoxius (Der Gral XIX, 6. Essen).

* * *

„Das älteste niederdeutsche Drama." Von C. Borchling (Der Schimmelreiter IV, 2. Hamburg).
„Bühne und Wirklichkeit. Zu Pirandello ‚Sechs Personen suchen einen Autor'." Von Erich Dürr (Saarbrücker Blätter III, 11).
„Vom Wesen des Volksstücks." Von Erich Dürr (ebenda, 13).
„Die Jungfrau von Orleans auf der Bühne." Von Klara Maria Faßbinder (ebenda 12).
„Vom Drama der Gegenwart." Von Hans Franck (Vereinigte Städtische Bühnen Dortmund II, 10).
„Religiöses Theater." Von Otto Gmelin (Masken XVIII, 10. Düsseldorf).
„Der Traum auf der Bühne." Von Rudolf K. Goldschmit (Baden-Badener Bühnenblatt V, 17).
„Das bürgerliche Drama und das heutige." Von Rudolf Hans Hammer (Der Fährmann II, 3. Wien).
„Welt und Drama." Von Walter Hasenclever (Mittelland 1925, 3. Frankfurt a. M.).
„Die Duisburger Theaterreform." Von Wilhelm Hendel (Westdeutsche Monatshefte I, 2. Düsseldorf).
„Vom Wesen des christlichen Dramas." Von Hanns Johst (Masken XVIII, 11. Düsseldorf).
„Über die Möglichkeit des historischen Dramas." Von Rudolf Leonhard (Die neue Schaubühne V, 1. Berlin).
„Bühne, Publikum und Volk." Von Alfons Paquet (Mittelland 1925, 1. Frankfurt a. M.).
„Von christlicher Komödie und katholischer Form." Von Joseph Sprengler (Der Gral XIX, 6. Essen).
„Vom indischen Drama." Von Julius Bab (Volksbühne V, 1. Vierteljahrsheft. Berlin).
„Das antike Drama." Von Walter Kranz (ebenda).
„Das klassische deutsche Drama." Von August Ziegler (ebenda).
„Das nachklassische deutsche Drama in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts." Von Hans Knudsen (ebenda).
„Das klassische Drama der Gegenwart." Von Arnim T. Wegner (ebenda).
„Vom englischen Renaissance-Drama." Von Albert Ludwig (ebenda).
„Das klassische Drama der Franzosen." Von Paul Zech (ebenda).
„Das klassische Drama der Spanier." Von Paul Landau (ebenda).

* * *

„Politik und Literatur." Von J. M. Becker (Das Gegenspiel I, 2. München).
„Schöpferische Phantasie." Von Waldemar Bonsels (Mittelland 1925, 2. Frankfurt a. M.).
„Dresden im Licht der zeitgenössischen Literatur." Von Otto H. Brandt (Deutsche Kunstschau II, 4. Frankfurt a. M.).
„Ernste und heitere Kunst." Von Max Brod (Mittelland 1925, 1. Frankfurt a. M.).
„Zum neuen Ziel." Von Walther Eckart (Das Gegenspiel I, 1. München).
„Kritik am plattdeutschen Schrifttum." Von Hans Ehrke (Der Schimmelreiter IV, 2. Hamburg).
„Weltbild und Stil als Formgesetz der Kunst und des Lebens." Von Josef Gramm (Literarischer Handweiser LXI, 3. Freiburg i. B.).
„An Dichters Hand durch die Rhön." Von Georg Hilgenberg (Die Rhön XIII, 3. Eisenach).
„Dresdens Dichter und Denker." Von Georg Irrgang (Deutsche Kunstschau II, 4. Frankfurt a. M.).
„Dadas Geburt und Tod." Von Heinz Jansen (Hellweg V, 10. Essen).
„Dichter, Schriftsteller und Literat." Von Friedrich Kainz (Reclams Universum XLI, 23. Leipzig).
„Lebens- und Geistesform in der Epik." Von H. W. Keim (Deutsche Rundschau LI, 6. Berlin).
„Vom Märchen der Romantik und dem Märchen unsrer Tage." Von Edlef Köppen (Hellweg V, 12. Essen).
„Frauen im deutschen Dichter-Orden." Von Gertrud Kutscher-Schaper (Der Fränkische Bund II, 1. Nürnberg).
„Zur Situation der heutigen Dichtung." Von Walther G. Oschilewski (Masken, XVIII, 10. Düsseldorf).
„Christ Übermensch." Von Friedrich Rittelmeyer (Die Christengemeinschaft I, 10. Stuttgart).

„Gesungene Dichtung." Von Karl Röttger (Westdeutsche Blätter I, 7. Köln).
„Geschichte und kolonistische Literatur im Lied." Von Georg Schünemann (Ostdeutsche Monatshefte V, 12. Oliva).
„Fränkische Literaturgeschichte." Von Heinrich Seufert (Der Fränkische Bund II, 1. Nürnberg).
„Frauenlos in jüngsten Romanen." Von Sigmund Stang S. J. (Stimmen der Zeit LV, 6. Freiburg i. B.).
„Jüngste deutsche Dichtung in Österreich." Von Erwin Stranik (Der Deutschen-Spiegel 1925, 12. Berlin).
„Tragik und Unvernunft in der modernen Dichtung." Von Erwin Stranik (Hellweg V, 8. Essen).
„Volkstümliches Schrifttum." Von Oskar Walzel (Baden, Badener Bühnenblatt V, 14/15).
„Der Ausdruckswillen der modernen Biographie." Von W. Willi (Wissen und Leben XVIII, 5. Zürich).

Echo der Bühnen

Berlin

1.

„Segel am Horizont." Schauspiel in vier Akten. Von Rudolf Leonhard. (Uraufführung in der Volksbühne am 14. März 1925.)

Ein Schiff, in voller Gedanken-Takelage und mit dem Kurs auf Ideeland. Aber das muß doch vor allem betont werden, daß es Leonhard gelungen ist, aus dem Brunnen des Gedanklichen eine bewegte, dramatisch zusammengeraffte Handlung zu schöpfen, daß die Spiegelbilder Physiognomie gewinnen und daß darüber hinaus die Vielheit der Individuen zu organisch lebendiger Masse wird. Gegen „Segel am Horizont", als Bühnenwerk betrachtet, ist kaum etwas ernstlich einzuwenden.

Eine Zeitungsnotiz soll Leonhard zu seinem Drama Anregung geboten haben, dahin lautend, daß ein russisches Segelschiff mit einer Frau, der einzigen Frau an Bord, als Kapitän, einen englischen Hafen angelaufen habe; nach Verschwinden des Kapitäns sei sie, die Frau des Vermißten, einstimmig zum Führer gewählt worden. Damit war für Leonhard das Problem gestellt: die Brunst der vielen nach der einen. Und hinter das psychologische Problem trat, es beschattend und zugleich durchstrahlend, die gedankliche Fragestellung (hier zur dramatischen Idee erhoben) nach der Möglichkeit wahrhafter Genossenschaft.

Gedanklich wurde Leonhard seinem Thema gerecht. Es ist nicht nur dramatischer Spürsinn, es ist etwas von gedanklichem Instinkt darin, daß er der Brunst den Tod entgegenstellt. Auch findet Leonhard für diesen an sich abstrakten, oder doch rein psychologischen Widerstreit zwischen Brunsttrieb und Todesbewußtsein den durchaus realistischen und lebendig bewegten Handlungsausdruck. Ja, es ist vielleicht die dramatisch packendste Szene des Schauspiels, wenn auf diesem Segelschiff, auf dem die Brunst der vielen nach der einen Frau den Siedepunkt erreicht hat, Matrosenrat abgehalten wird, alle Vorwände zur Beratung in sich zusammenbrechen und das wahre Empfinden Stimme gewinnt. Einer unter den Matrosen gibt dem in der Forderung Ausdruck: die Kapitänin solle sich einen unter ihnen zum Manne wählen, damit der Begierde der vielen Grenze gesetzt sei. Sie gehorcht, und indem sie es tut, tritt ihr Gesicht aus der Relief-Physiognomiegebung der Masse plastisch heraus. Sie wählt den charakterlich Stärksten; und er weist die Wahl herrisch zurück. Sie wählt, zu abermaliger Entscheidung gedrängt, das Halbtier, den Idioten, und der wird von der wütenden Masse kurzerhand über Bord befördert. Damit steht der Todesgedanke, wie Nordlandssonne hinter Nebelschwaden, inmitten des Brunstgetriebes auf.

Das ist gedichtet und verdichtet, und ich wiederhole in Hinblick auf Leonhard das Wort vom gedanklichen Instinkt. Bis dahin ist dieser junge Dramatiker denn auch sehr eigenen Weg auf breiten Sohlen gegangen. Im Fortschreiten greift er nach literarischem Geländer. Das Todeserlebnis führt diese Kapitänin zur Einkehr in sich selber, sie wird sich bewußt, daß sie am Tode ihres Mannes (von dem sie als Einzige Kenntnis hat) zum mindesten durch Wunschverirrungen Schuld getragen hat, und sie legt vor versammelter Mannschaft Geständnis ab. Damit steht man nicht mehr bei Leonhard, sondern etwa bei Tolstoj, gewiß aber inmitten der russischen literarischen Konvention, und das wiegt um so schwerer, als deutsches Empfinden von solcher Erlösungskraft des Geständnisses herzlich wenig weiß. Manche mögen ein scheues Bewundern dafür in sich spüren, aber niemand, zumal niemand im protestantischen Norden, erlebt das seelisch; dafür sind wir zu wenig auf Gemeinschaft, zu sehr auf unser eigenes Inneres verwiesen. Und Leonhard hat das gewiß nicht aus sich selber erhorcht. Wohl aber gewinnt er als Dramatiker dadurch sehr wirksamen, aufmunternden Abschluß. Kraft des Geständnisses flammt das Genossenschaftsgefühl auf dem Schiff in neuer Glutung auf; angesichts des nahen Hafens und der drohenden polizeilichen Untersuchung wird das Steuer herum-

geworfen, das Schiff strebt wieder dem offenen Meere zu, die Kapitänin gebietet der ihr seelisch vermählten Mannschaft.

Wie bei jeder gedanklichen Lösung stehen auch hier hinter dem letzten Punkt die bösen Fragezeichen auf, aber das fällt um so weniger ins Gewicht, als es Leonhard verstanden hat, dem Gedanklichen bis zuletzt, ja im Abschluß mit gesteigerter Wucht, dramatischen Ausdruck zu geben. Hier ist einer, der für die lebendige Bühne mehr als nur eine Hoffnung bedeutet, der inneres Gehör besitzt für die Nöte unserer Zeit, dramatischen Griff und Charakterisierungsfähigkeit. Einer, der berufen scheint, dem Bühnendrama mit noblen Mitteln aufzuhelfen. Darüber hinaus freilich wird man skeptisch bleiben. Oder vielmehr, man ist diesem Drama gegenüber, wie selten, in der Lage, das eigentlich dichterische Vermögen wie von einer Quecksilberskala abzulesen. Es war gesagt worden, daß Leonhard den Todesgedanken klug und wissend dem Brunstgetriebe kontrastiert und ihn dramatisch für den Fortgang der Handlung, aber auch für die Auswirkung der Idee genutzt hat. Der Todesgedanke schlägt in diesem Drama allen in die Handlung Verstrickten an Herz oder Hirn. Er müßte also auch von dem Zuschauer innerlich Besitz ergreifen. Und eben davon ist nichts zu spüren. Der Tod des einen, der den eines andern nach sich zieht, bleibt für den Zuschauer ein Beobachtungsmoment, bestenfalls ein Aufruf zu erhöhter Aufmerksamkeit.

Hier also, und das ist im eigentlich Dichterischen, sind die Grenzen dieser guten und brauchbaren Kraft gezogen.

2.

„Oscar Wilde." Sein Drama in vier Akten. Von Carl Sternheim. (Uraufführung im Deutschen Theater am 31. März 1925.)

Als einen der großen Sittenrevolutionäre faßt Sternheim seinen Oscar Wilde. Das Unglück will aber, daß die geschichtlich festgelegte Lebenslinie Wildes, von der auch Sternheim nicht abweichen kann, ihn als den Mann des tatenlosen Geschehenlassens dartut. So ersteht bei Sternheim von allem Anbeginn der Widerspruch zwischen Wort und Handlung. Wilde redet Aufruhr, und leibet als ein Zähmling. Bühnengemäß ergibt das: den Poseur.

Oscar Wilde ist zeit seines Lebens, auch in jenen Stunden, da er in Zuchthaushaft die „Epistola" schrieb, Poseur gewesen. Soweit trifft Sternheims Charakteristik zu.

Aber dieser Oscar Wilde war auch ein Dichter, — Sternheim läßt ihn in der Gesindelkneipe einen Hymnus auf altgriechischen Schönheitskultus sprechen, und mit dieser Feuilletonperle in der Krawatte, bewundert von Freunden, angebetet von sich selbst, spaziert Oscar Wilde durch das Drama. Dieser Oscar Wilde war auch der großen Leidenschaftlichen einer, und wer je die „Epistola" gelesen, den durchschauerte der Orkan: jedes Wort der Anklage gegen diesen Douglas ein Liebeswerben, die Absage nichts als brünstiger Schrei. Bei Sternheim aber ist diese große Leidenschaft verzettelt in kleine Begehrlichkeiten nach gleichgültigen Lustknaben und einem Hermaphroditen; bleibt von der großen Leidenschaft nicht sonderlich mehr als arme Sinnlichkeit. Und dieser Oscar Wilde war einer, der sich im Leid zu seinem Erlöser fand, — Sternheim führt ihn in der einzigen Szene des Stücks, die überhaupt auf Innerlichkeit Anspruch erheben kann, in jener, da Douglas sich von ihm lossagt, dahin, sein Schicksal freiwillig auf sich zu nehmen, um ihm gleich darauf — Sternheimsches Heilandssymbol — ins Gesicht speien zu lassen. Und das ist alles. Und das ist wenig.

Ein gerupfter Oscar Wilde. Jenem federlosen Hahn vergleichbar, den der Philosoph dem Sophisten wies, als der den Menschen als ein zweibeiniges Geschöpf ohne Federn definiert hatte. Und um diesen flügellahmen Kikeriki sollte „Drama" sein?

Immerhin hat dieser Vogel bei Sternheim den neuen Tag, die Morgenröte aristokratisch freien Menschentums zu grüßen. Wie weit er als Nur-Poseur dazu imstande, braucht hier nicht erörtert zu werden. Es gilt aber zugleich die Frage um das Drama, und hier fing sich Sternheim denn freilich seinen Falken und schlachtete ihn. Die Männerliebe steht als Symbol für selbstherrliche Leidenschaft, und Oscar Wilde, aus dem Zuchthaus entlassen, nach Paris verschlagen, dem Tode entgegensehend, liebt noch einmal einen jungen französischen Infanteristen. Geld, das ihm der Zufall in die Hand gespielt, verschwendet er an den, und preist die Aufrichtigkeit der Männerliebe. Bei Aufrichtigkeit aber aufgerufen, gesteht der Jüngling, daß — sein Herz und seine Sinne an einem Mädchen hängen. Pflichtschuldig stirbt darauf der Oscar Wilde. Es heißt das, Tragik ans Kreuz des Witzes schlagen. Grausamer, weil der Witz ein guter ist.

Das „Interessante" ist der Fluch von Sternheims Dramatik. Er ist der dramatische Feuilletonist der Zeitgeschichte. Hier der Saphir des Tragischen.

Bleibt demgemäß nur zu bescheinigen, daß es Sternheim gelungen ist, sein Stück rund um den gerupften Oscar Wilde von der ersten bis zur letzten Szene interessant zu machen. Bescheiden lautet der Titel: „Oscar Wilde. Sein Drama."

Ernst Heilborn

Mannheim

„Fahrt nach der Südsee." Ein Stück in drei Akten. Von Bernhard Blume. (Uraufführung im Nationaltheater am 28. März 1925.) Buchausgabe bei Georg Müller, München.

Mit Bernhard Blume kam wohl der zur Zeit jüngste deutsche Dramatiker erstmals auf der Bühne zum Wort. Er führte sich mit ziemlichem theatralischem Geschick, einem guten Instinkt für das szenisch Brauchbare, für Ballungen und Explosionen, für dialogische Gipfelungen ein. Seine Menschen, auf leicht überschaubare Generalnenner gebracht, reden miteinander und nicht aneinander vorbei. Aus dem Abstrakten findet er sich immer ins Sinnfällige und Greifbare zurück, und papierene Diskussion schlägt immer wieder das Tempo dramatisch sich entladender Gegensätzlichkeiten ein. Soweit das Positive. Im übrigen trägt „Fahrt nach der Südsee" die Spuren typischer Gegenwartsdramatik; Exotismus, die Schaustellung des Animalischen, verschwommene Intellektualität, die mit Gott, Mensch und Weltordnung im Streit liegt, und dazwischen Oasen hauchzarter Lyrik.

Die Szene: ein Schiff, von London nach Sidney unterwegs. Die Akteure: Deportierte von vielerlei Herkunft und Vergangenheit, eingepfercht in lichtlosen Schiffsraum; Kapitän und Leutnant, als der Vertreter gedankenloser Pflichterfüllung der erste, grübelnder Zerrissenheit und menschlichen Erbarmens voll der andere, und zwischen Hütern und Sträflingen, symbolisches Kampfobjekt, an dem sich die feindlichen Instinkte entzünden, die Dirne. Die Handlung: die Deportierten, vor dem Kapitänsrevolver sich erst wie geprügelte Hunde duckend, brechen, durch des Leutnants Mitleid aus ihrer stumpfen Ergebung aufgerüttelt, aus und töten Kapitän und Mannschaft. Der Leutnant Megor wird als einziger verschont. Er soll das von der besoffenen Masse führerlos sich selbst überlassene und von einem Unwetter bedrohte Schiff sicher an Land bringen. Aber Megor, angeekelt von der entfesselten Bestie, bekennt sich zu Gesetz und Pflicht und springt über Bord. Hinter ihm krachen Schiff und Anarchie in sich zusammen.

Ein Werk mit Ausblicken ins Symbolische also, geschaffen von einem jungen Menschen, der sich von dem Druck chaotischen Empfindens und gestaltloser Gegenwart zu befreien sucht; an zeitgenössischer Produktion gemessen, entschieden über den Durchschnitt reichend, ohne in seiner Haltung die Problematik, die Zeitgebundenheit und wesentlich intellektualistische Einstellung zu verleugnen. Nach einigen Streichungen exzessiver Jugendlichkeiten ging das Stück unangefochten und mit starkem Erfolg über die Bühne.

Paula Scheidweiler

Leipzig

„Michael Hundertpfund." Eine Tragödie in drei Akten. Von Eugen Ortner. (Schauspielhaus, 7. März 1925.)

Die Luft des Schwarzwalds, der starke gewürzte Hauch der Tannen umwebt das, was in dieser Tragödie außen und innen geschieht. Der Matrose Michael Hundertpfund soll wieder hinaus aufs Meer, bleibt bei der Liebsten und den beiden Alten, reißt sich los und muß doch wieder zurück zu der Hütte, die ihm einzig Heimstätte ist, wird von dem Verlangen nach ihrem Besitz sinnlos und ermordet die beiden Alten, vielleicht weil sie ihr Hab und Gut der Kirche schenken wollen, vielleicht, wahrscheinlicher, weil ihn der Wald nicht losläßt und die Liebste dazu, und weil er sich schämt, vor den anderen so schwach zu scheinen. So etwa schildert er es selbst, und er wird schon Recht haben.

Gewiß steckt darin eine echte Tragödie: ein Muß ohne Sinn und Verstand entschleiert sich zu spät vor den Augen der todgeweihten Menschen; sie gehen zugrunde, und das ewige Dasein der Natur leuchtet, immer wieder zeugend, in stetigem milden Glanz über den Trümmern.

Das Verzeichnis der Personen nennt nur sechs Handelnde. Zwei davon sind entbehrlich: ein vergebens ins Mystische tastender Steinklopferhans ohne Anzengrubers Wärme und Tiefe und ein schöner junger Forstgehilfe. Die anderen vier, das alte Köhlerpaar und das junge Liebespaar, sind kräftige, fest umrissene Gestalten. Sie sprechen aus ihrem eigenen Wesen heraus und vielleicht noch mehr, wo sie schweigen: die stumme Abschiedsszene im zweiten Akt war der stärkste Augenblick des Abends.

Gleich darauf aber müssen die beiden Alten ein paar an sich nicht schlechte Einfälle des Dichters lang und breit treten, und ebenso muß am Schluß der Mörder Hundertpfund, schon mit zusammengebundenen Händen, noch eine Arie singen von einer Nacht auf dem Meere und dem Traum von einem Kinde. Man weiß wohl, was das soll: hinausleiten aus der Enge des einmaligen Geschehens. Aber wenn das einmalige Geschehen dies nicht selbst vermag, dann helfen solche eingelegte lyrische Stücke auch nichts. Darin zittert noch das Literatentum der Zeit „nach dem Kriege", von der im übrigen hier nichts zu verspüren ist, obwohl sie auf dem Zettel vorgeschrieben wird. Ortner scheint das Zeug zu haben, auch die letzten Reste dieser alten Schlangenhaut abzustreifen.

Georg Witkowski

Dortmund

„Palette oder Ein Held dieser Zeit." Tragikomödie in fünf Akten. Von Hellmuth Unger. (Uraufführung im Dortmunder Stadttheater am 18. März 1925.)

Der angebliche Held ist ein verrannter Idealist, der seine Weltverbrüderungsmission als Deserteur im Kriege beginnt. Das Geschehen spielt sich zumeist ab in der durch die Kriegs- und Nachkriegsverhältnisse hochgekommenen Schieber- und Lebewelt. Gegen diese gewissenlose, egoistische Gesellschaft kämpft Palette einen aussichtslosen Kampf. Um einem sterbenden Kinde, das in seiner Agonie den Namen eines Zirkusclowns flüstert, noch ein „letztes schönes Lachen" zu verschaffen (ein übrigens wohl einer französischen Novelle entnommenes Motiv), wird er zum Dieb, kommt er zuletzt ins Irrenhaus. An sich hat diese Gestalt wenig Menschenähnlichkeit, aber sie rührt und ergreift uns trotz aller Extravaganzen. Es ist ein pathologischer Einzelfall, der aber nicht allein als solcher gewertet sein will, der zeitbedingt und allgemeingültig sein kann. Es ist in weiterem Sinne die ewig sich wiederholende Tragödie des wirklichkeitsfremden, edlen Menschen, der mit seinen Idealen Schiffbruch leiden muß, weil er die Welt und die Menschen nicht kennt. Um so besser kennt sie der Autor, und insbesondere weiß er manche Typen unserer Zeit mit naturalistischer Derbheit und bitterer Satire zu zeichnen. Ein Kunstwerk im höchsten Sinne ist das Ganze trotzdem nicht, die Farben sind zu grell, die Töne zu schrill, die Aufmachung zu sensationell. Die einzelnen Akte oder vielmehr die durch eine dem Kaiserschen „Spazierer" ähnliche Gestalt zusammengehaltenen dramatischen Sketches zeugen aber von einem starken Sinn für Bühnenwirksamkeit.

Karl Arns

München

„Das Scheidungsessen," Lustspiel in drei Akten. Von Wilhelm Herbert. (Uraufführung im Residenztheater am 7. März 1925).

Ein Lustspiel, das mit dem Titel eigentlich schon die Lösung verrät. Ein sanftes Epigramm über die zwei Menschen, die in der Ehe beieinander, aneinander wohnen und ihr Paradies gegenseitig erst entdecken, als sie sich ernstlich anschicken, daraus zu gehen. „Die alte Geschichte: geben Sie zwei Menschen die Freiheit — und sie hängen aneinander." Ibsen hätte es dem Sinne nach wohl auch nicht anders gesagt. Nur wäre er unerbittlich in der Forderung, viel schärfer in der Aussprache und tragisch in der Spannung gewesen. Herbert gibt kaum eine dramatische Spannung. Daß nämlich die Frau plötzlich den Wert des Mannes, und der Mann ebenso plötzlich den Wert und die Schönheit seiner Frau fühlt, so daß sie seine Pedanterie nun als Ordnungssinn, und er das gescholtene Blaustrumpfwesen als Großzügigkeit preist, das kommt, sozusagen, wie ein Blitz aus der Situation des Scheidens über sie, aber es wird durch kein Gegenspiel vor uns geweckt und erregt; denn was an Figuren um die beiden Hauptpersonen herumkreist, ist gleichsam nur als Zeichnung und Karikatur angelegt, und wirkt so teils als Episode, teils als Füllsel, zwar durchaus nicht langweilig, aber eben auch nicht dramatisch. Und indem diese Typen des schmarotzenden Hausfreundes, der heiratstollen Jungfer und des in Paragraphen Gerechtsamen auch noch übertrieben werden, stören sie sogar die Wahrheit und Poesie, die um den Wendepunkt der zwei Menschen ist. Eine Biedermeierpoesie, von der alle Schwere des Schicksals, der Torheit und der Schuld von vornherein weggezogen wurde, und die dennoch so viel Lebenswissen in sich hat, daß sie rein durch das Verständnis des Menschlichen, weniger durch das Wort sich zur schönen Freiheit der Dichtung emporhebt. Immerhin gibt es (z. B. im Anfang des dritten Akts) ein paar Stellen, wo der Dialog in seinem Ab und Zu durch sich selber reizt, und wo lustige Splitter das Leben, wenn nicht in seiner Brechung, doch in seiner Biegung zeigen. Und zu guter letzt hat Herbert auch den Rat Schopenhauers befolgt, den Vorhang just im Augenblick der Freude fallen zu lassen, auf daß wir nicht sähen, wie es nachkäme.

Joseph Sprengler

Königsberg i. Pr.

„Der goldene Schnitt." Lustspiel in vier Akten. Von Ludwig Berger. (Uraufführung im Neuen Schauspielhaus am 14. März 1925.)

Es lohnte kaum, von dieser liebenswürdigen Belanglosigkeit besondere Notiz zu nehmen, wenn sie nicht eine gewisse Gepflegtheit und geistige Anmut des Dialogs auf eine etwas höhere Ebene hübe. Die nackte Handlung eignet sich nicht gerade, Ben Akiba zu widerlegen. Es ist die alte Geschichte von Prinz und Prinzeßchen (hier Komteßchen), die füreinander bestimmt sind und sich nach den üblichen Irrungen und Wirrungen als Verlobte empfehlen dürfen. (Vgl. Büchners „Leonce und Lena" und die meisten Kindermärchen.) Berger variiert das bekannte Thema auf eine harmlos-heitere Art und kompliziert es zugleich durch einen Kontrapunkt der Gefühle, in den hie und da der cantus firmus einer bescheidenen Lebensweisheit hineintönt. Bevor das durch- bzw. erlauchte Paar sich findet, muß

jede seiner Hälften eine kleine Vorschule der Liebe absolvieren: er bei Prinzeßchens erheblich älterer Gouvernante, sie bei dem gleichfalls „vorgerückten" Hofmeister des Prinzen. Das mathematische Gesetz vom „goldenen Schnitt", auf das der fürstliche junge Gelehrte, ein frauenfremder Bücherwurm, seine (rein formal-ästhetische) Weltanschauung gründet, hat anscheinend auch den Verfasser inspiriert: der Parallelismus der Vorgänge ist mit einer witzigen konsequenten Symmetrie durchgeführt, deren Absichtlichkeit eben darum nicht verstimmt, weil sie so offen zur Schau getragen wird. — Die Komödie hat ein paar dankbare Rollen und sogar eine wirkliche Gestalt: den alten Fürsten, der, gottlob, kein vertrottelter Serenissimus nach allzu berühmtem Klischeemuster, sondern ein Musik, Blumen und Katzen liebender Sonderling ist.

Hans Wyneken

Meißen

„Wahn." Schauspiel in fünf Akten. Von Erich Mosse. (Uraufführung im Stadttheater Meißen am 21. März 1925.)

Was Bronnen in der „Anarchie in Sillian" bühnentechnisch, versucht Erich Mosse in seinem „Wahn" lyrisch zu lösen. Ein Fabrikherr, ganz eingesponnen in Arbeit, Fabrik, Werk, Tat und Zukunft, vernachlässigt seine Frau. Ihr gehen immer noch die Sterne über die Papiere der neuen Eisenbahn, ihre Sehnsucht ist beständig auf Wanderschaft, um das verlorengegangene Herz des geliebten Mannes einzuholen. Ein ekstatischer Dichter, ein Freund ihres Hauses, liebt sie. Mit einem andern läßt sie sich von ihrem Manne überraschen. Aber ein Streik bricht los, er hat keine Zeit für derartige Dinge; am andern Tage sind sie schon vergessen. Nicht einmal eifersüchtig ist er. Und in Verzweiflung läßt sie in einer Gewitternacht den Dichter den Damm aufreißen, das Meer droht das Lebenswerk ihres Mannes zu vernichten, da wirft sie sich selbst als Opfer in die Flut, ihre Tat stachelt die streikenden Arbeiter zur Rettung des Werkes an. Die sterbende Frau im Arm, erkennt der Fabrikherr das Unsinnige seiner Lebensjagd, den Wahn seiner falschen Ideale. — Das in den letzten Jahren oft abgewandelte Thema wird auch durch Erich Mosse nicht glutvoller gestaltet. Rhetorische Auseinandersetzung, begleitet von rollendem Theaterdonner, unterbrochen von schrillen Schreien, in einem kurz gehackten, hastenden Tempo. Was bleibt, sind einzelne lyrische Feinheiten, Talentprobe eines Dichters ohne Dichtung. Wiederum das Stück eines Rufers vom Schreibtisch aus, Schelle ohne Klang, Anklage ohne Gestaltung.

Heinrich Zerkaulen

Echo des Auslands

Italienischer Brief

Müde der Politik, und da gegenwärtig die Zeit des Handelns vorbei ist, kehrt D'Annunzio zur Dichtung zurück. Drei Bände unter dem Titel „Le faville del maglio" hat er zuerst versprochen: und einer davon ist schon vor kurzem bei Treves (Mailand 1924) erschienen: „Il venturiero senza ventura ed altri scritti del vivere inimitabile." Der Band enthält verschiedene Schriften aus verschiedenen Zeiten, vom Jahre 1896 bis zum Jahre 1907; einige sehr kurz, fast wie Tagebuchblätter, wie Anmerkungen am Rande des tätigen schöpferischen Lebens des Dichters; andere länger, vollendeter und mit einer gewissen Selbständigkeit und einer größeren künstlerischen Rundung. Alle aber sehr interessant: denn, wenn sie einerseits die schon bekannten Eigenschaften von D'Annunzios Sprache und Stil zeigen, wenn ihre Sprache außerordentlich farb- und klangreich, ihr Stil äußerst prägnant und ausdrucksvoll ist, so offenbart sich auch andererseits darin D'Annunzios menschliche und noch mehr künstlerische Persönlichkeit, besser vielleicht als sonst irgendwo in seinen Werken. Es sind in der Tat fast alles autobiographische Schriften, und der Dichter herrscht darin mit seiner feinen, alles umfassenden Sensibilität, mit seinem genußreichen ästhetischen Leben. Wir folgen ihm, wenn er auf den Hügeln von Florenz reitet, nach Venedig, wo er das Arbeitszimmer einer kunstliebenden Ausländerin besucht, in die Werkstatt des berühmten Bildhauers Trentacoste, auf den Spuren des Armen von Assisi, auf denen von Dante..., und können sein intensives Leben mitleben, und sehen, wie sich die Welt vielfach in ihm spiegelt, wie er alles, Natur und noch mehr Kunst, mit innigem, feinem Genuß betrachtet, wie aus dieser Betrachtung seine dichterische Welt entsteht. „Wie freut es mich, daß mich die Natur bevorzugt hat, um in einem Augenblick zugleich die entferntesten und verschiedensten und ergiebigsten und seltensten und feinsten Essenzen des Geistes zu vereinigen, zu mischen, umzuwandeln und

zu erhöhen!" So sagt er selbst: und der Leser hat oft den Eindruck, daß der Dichter nicht nur in diesem sinnlichen und geistigen Leben, sondern auch und vielleicht mehr in der Betrachtung seiner selbst bei solchem Leben seinen höchsten Genuß findet. Daraus erwächst aber für das Buch ein unvermeidlicher Fehler: es ist zu eintönig und wird am Ende ermüdend, troß seines großen Reichtums. Eine angenehme Parenthese bilden die drei Parabeln vom verlorenen Sohn, vom reichen Mann und vom armen Lazarus, von den törichten und klugen Jungfrauen, die der Dichter so verändert, daß sie einen ganz neuen Sinn bekommen und zu einem Lob des vollen, genußfreudigen schönen Lebens, zu einer Verwerfung der Entsagung werden. Das Verlagshaus Treves verspricht die zwei weiteren Bände sehr bald zu veröffentlichen.

* * *

Der letzte Roman von Grazia Deledda, „La danza della collana", der zuerst in der „Illustrazione Italiana" und dann als Buchausgabe bei Treves (1924) erschienen ist, zeigt, wie vollkommen die Verfasserin ihre Sprache und ihren Stil beherrscht, wie deren größtes Verdienst in der Einfachheit, Durchsichtigkeit und Kraft besteht. Der Inhalt des Romans hat uns aber nicht überzeugt. Lobenswert ist bei der sardinischen Schriftstellerin die Absicht, sich aus den engen Grenzen der Heimatdichtung zu befreien (die Handlung, wie in ihren letzten Romanen, spielt nicht mehr auf ihrer Insel), ihre dichterische Welt zu erweitern; aber wieviel lebendiger waren die Helden ihrer früheren Romane („Elias Portolu", „L'incendio nell' uliveto", „Il dio dei viventi") als die blassen Gestalten dieses letzten Romans! Verfehlt sind die Männerfiguren, und auch die Heldinnen haben etwas Unzusammenhängendes: wir sehen sie nicht, obwohl sie lange über sich selbst zu sprechen lieben. Die Handlung ist arm; die Geschichte des Halsbandes ist sehr lose und willkürlich ins Ganze verflochten, und manches bleibt unerklärt oder unbegründet. Hie und da öffnet sich aber plötzlich eine leuchtende Perspektive auf die entfernten Berge Sardiniens: und dann weiß die Schriftstellerin uns wieder hinzureißen; der Roman, übrigens, troß seiner Schwächen, und obwohl er den Leser nicht befriedigt, läßt sich mit Interesse lesen.

* * *

Ein schöner Novellenband ist neulich bei Treves (1924) erschienen: „Le stelle nel mare" von Willy Dandolo. Es handelt sich um feine, duftige, von einem leichten melancholischen Hauch durchwehte Novellen, in denen die weibliche Hand und das weibliche Herz der Verfasserin sofort zu erkennen ist. Das stört aber nicht, denn sie weiß hohle Sentimentalität zu vermeiden, auch wo sie in Gefahr zu sein scheint, in diesen Fehler zu verfallen. Ihr Stil ist einfach, aber desto inniger und gefühlsreicher.

Unter den zahlreichen Neuerscheinungen des Verlagshauses Treves, sei noch an die folgenden Romane erinnert: Corrado Govoni, „La strada sull' acqua", Marino Moretti, „Il romanzo della mamma", Giuseppe Presenzini „Quei poveri pionieri..."

* * *

Die vaterländische Geschichte aus dem Nebel der Rhetorik zu befreien, ohne in die Trockenheit nackter Tatsachen zu verfallen, sie uns menschlich nah, verständlich und lieb zu machen, das ist nicht leicht zu erreichen, und das hat einer unserer besten Schriftsteller, Alfredo Panzini, in seinem Buch „La vera istoria dei tre colori" (Mandadori, Mailand, Rom 1924) glänzend verwirklicht. Mit vorurteilslosem Auge, unbekümmert um das allgemeine Urteil, beobachtet er Ereignisse und Personen; überall sieht er nur Menschen und Menschliches vor sich, und weiß, daß in allem, was menschlich ist, sich Gutes und Böses oder Minderwertiges, Tugenden und Schwächen vermengen. So umgibt er seine Helden wieder mit ihrem bunten Leben, und betrachtet die Geschichte wie das heutige Leben selbst. Es ist in der Tat ein Dichter und nicht ein Geschichtschreiber, der aus ihm zu uns spricht; nicht ein Dichter, der Idealbilder zu schaffen und Abgöttern Weihrauch zu streuen liebt, sondern einer, der, gerade weil er die menschlichen Gebrechen kennt, alles mit einem gemessenen Realismus und einem feinen Humor, ohne Bitterkeit, einfach und gutmütig erzählt. Es ist aber vielleicht mehr Wahrheit bei ihm zu finden als bei einem eigentlichen Geschichtschreiber. Wie lebendig ist z. B. sein Cavour, mit dem wir zu sprechen meinen; wie wahr seine ganze Erzählung unsres Risorgimento; wie viel Weisheit in seinem Humor!

Wie schon der Titel lautet, erzählt Panzini besonders von der Geschichte der letzten hundert Jahre, es geht aber ein kurzer Überblick der vorhergehenden Epochen der alten und mittelalterlichen Geschichte Italiens voran. Ein ausgezeichnetes, schönes Buch, nicht nur für Italiener, sondern auch für die Ausländer von größtem Interesse.

* * *

Der unermüdliche Verleger F. A. Formiggini (Rom), dem wir schon die verbreitetste und volkstümlichste bibliographische Zeitschrift Italiens („L'Italia che scrive") und die guten Sammlungen „Profili", „Classici del ridere", „Apologie" verdanken, hat eine

neue, schöne Sammlung — „Medaglie" betitelt — erdacht und angefangen, die einen großen Erfolg verspricht. Es handelt sich um kleine, niedliche Bändchen, deren jedes die kurzgefaßte Charakteristik eines großen, heute lebenden Menschen enthält. Biographische Nachrichten, sowie auch nützliche bibliographische Angaben über den besprochenen Helden, fehlen in keinem Bändchen; aber Hauptsache ist immer die Persönlichkeit desselben. Sechs Bändchen sind zuerst erschienen; weitere erscheinen gerade in diesen Tagen.

Sehr lebendig und treffend ist, unter den schon erschienenen, die Charakteristik von „Benito Mussolini", dessen Persönlichkeit, nach Giuseppe Prezzolini, in der außerordentlichen Willenskraft, in dem stürmenden Tatendrang, in der faszinierenden Herrschernatur und besonders dem hervorragend realistischen politischen Sinn besteht. Fein und eindringend wird von Nicola Moscardelli, der immer bewegliche, oft paradoxe, romantische Schriftsteller „Giovanni Papini" charakterisiert, dessen vorzüglich dichterische Begabung, die der Verfasser sehr gut hervorhebt, oft unter dem Druck der Absicht, der Genialitätssucht leidet; der aber immer, auch in seinen Abschweifungen, ein höchst interessanter Mensch und Dichter bleibt, weil sich in seiner Geistesentwicklung die Geschichte unseres Geistes in den letzten Jahren, mit seinen Ungewißheiten und Schwankungen, völlig spiegelt. Nicht so befriedigend scheint mir dagegen die sonst immer interessante und nutzbringende „Medaglia", worin A. Bruers „D'Annunzios" Persönlichkeit erörtert, weil er mehr vom Menschen als vom Dichter spricht, obwohl er gerade beweisen will, daß die menschliche und dichterische Persönlichkeit des Dichters untrennbar sind und daß D'Annunzio in seiner Dichtung immer sein Innerstes treu ausgesprochen hat.

Andere Bändchen sind „Massimo Gorky" (von E. Lo Gatto), „Macdonald" (von M. Borsa) und „Marschall" (von A. Loria) gewidmet.

* * *

Nun noch ein Wort über ein sonderbares Buch: Guido Stacchinis: „Straordinarie avventure nella nuova Germania" (Mailand, „Modernissima", 1924). Es handelt sich um humoristische Reisebilder eines Italieners in Deutschland im Jahre 1923. Der Verfasser erzählt was er dort gesehen und erlebt hat, und versucht dadurch ein Bild des heutigen Deutschlands zu zeichnen. Witzige und paradoxe Beobachtungen wechseln miteinander ab; komische Episoden werden mit Lebendigkeit vorgetragen. Der Verfasser verweilt aber zu lange dabei, und vergißt, daß ein humoristisches Buch desto mehr gewinnt, je bündiger und wortkarger es ist; dazu ist er vielleicht zu sehr von seiner Originalität und seiner Tiefe überzeugt. Über die Richtigkeit seiner Beobachtungen mögen die deutschen Leser besser als wir entscheiden.

Palermo G. A. Alfero

„Secentismo e Futurismo." Von A. Baccelli („Nuova Antologia", 1. Juli 1924).

„Mario Rapisardi nelle sue opere postume." Von M. A. Personne (ibid.).

„L'anima del popolo italiano a traverso la sua canzone." Von G. Cucchetti („Nuova Antologia", 16. August 1924).

„Rileggendo Orazio." Von G. Fortunato (ibid.).

„Carlo Gozzi e la fiaba scenica." Von T. Mantovani („Nuova Antologia", 1. September 1924).

„Nicola Lenau." Von B. Magnino (ibid.).

„H. Verdi." Von A. Fradeletto („Nuova Antologia", 16. Oktober 1924).

„La rinascita di Livio." Von E. Cocchia („Nuova Antologia", 1. November 1924).

„Note per una bibliografia delle opere di Arrigo Boito e della letteratura che le riguarda." Von G. Cesari. („Rassegna di Coltura" del Circolo filologico Milanese, März 1924.)

„Antonio Stoppani". Notizie bibliografiche. Von A. Latranico (ibid., Juli 1924).

„Musicisti italiani d'oggi." Notizie bibliografiche. Von F. Ghisi (ibid., November 1924).

Französischer Brief

Die „Nouvelle Revue française" hat einen schweren Verlust erlitten: Jacques Rivière ist im Alter von 39 Jahren an einer Lungenentzündung gestorben. Er wurde am 15. Juli 1886 in Bordeaux geboren, besuchte dort das Gymnasium, dann in Paris das Lycée Lacanal, studierte an der Sorbonne Philosophie und Literaturgeschichte und veröffentlichte seine ersten Essays 1910 in Adrien Mithouards „Occident", 1912 trat er mit André Gide in Beziehung und gründete mit ihm die „Nouvelle Revue française", die er von 1919 an allein geleitet hat. Anfang August 1914 wurde er gefangengenommen und blieb drei Jahre in Deutschland, wurde dann in der Schweiz interniert und 1918 nach Frankreich zurückgesandt. Aus seiner Gefangenschaft heraus entstand das Buch „L'Allemand, Essai sur le caractère et le génie allemands". Es ist ein völkerpsychologischer Versuch, der allerdings von der Bitterkeit der Gefangenschaft durchtränkt ist. Drei Jahre vor dem Kriege hat er einen Band „Etudes" im Verlag der „Nouvelle Revue française" herausgegeben, der in deutscher Übersetzung von Hans Jacob

bei Kiepenheuer erschienen ist. Über seinen einzigen Roman „Aimée", der 1922 erschien, ist hier seinerzeit ausführlich berichtet worden. Sein Name ist in diesen Blättern überhaupt häufig erwähnt worden im Zusammenhang mit der „Nouvelle Revue française", die sein eigentliches Lebenswerk darstellt. Gelegentlich seines allzufrühen Todes kann an die großen Verdienste, die er sich um die Zeitschrift, um die Organisation der literarischen und künstlerischen Jugend und um die Interpretation der Zeitstimmung erworben hat, mit dem Hinweis auf das vielfältig ausgesprochene nur noch einmal erinnert werden. Was die französische Jugend ihm zu verdanken hat, werden seine Freunde wohl erst nach und nach zum Ausdruck bringen. Rivière unterhielt viele ausländische Beziehungen und stand auch mit manchen Deutschen in freundschaftlichem Gedankenaustausch. Er war ein Europäer, und hat mit seinen besten Kräften für eine Verständigung zwischen der deutschen und französischen Geisteswelt gewirkt. Er war ein Dichter von ethischem Gefühl, und hat zarten menschlichen Empfindungen Ausdruck gegeben. Als Essayist stand er unter den jüngeren Franzosen in erster Reihe. Seine Würdigungen Baudelaires, Gides und Prousts sind von grundlegender Bedeutung. Es steht zu hoffen, daß seine in der „Nouvelle Revue française" in den letzten Jahren erschienenen Arbeiten: „De la Sincérité envers soi-même", „De la Foi", „Le Sacre du Printemps", „La Décadence de la liberté", „Reconnaissance à Dada", „Paul Valéry, Poète" und andere vom Verlag noch in einem eigenen Band vereinigt werden. Sein Buch über den Deutschen, das seit Jahren vergriffen war, sollte demnächst in einer Neubearbeitung erscheinen, so daß wohl damit zu rechnen ist, daß auch dies Buch wieder in neuer Auflage zur Ausgabe gelangt. Rivières französische Freunde, die Mitarbeiter und der Verlag der „Nouvelle Revue française" dürfen versichert sein, daß alle Deutschen, mit denen dieser weitherzige und warmempfindende Dichter und Schriftsteller in jahrelangen Beziehungen stand, ihm ein ehrenvolles Andenken bewahren werden, nicht zum mindesten auch deshalb, weil Rivière einer der vornehmsten Träger des Verständigungsgedankens war.

Der Verlag Gallimard fährt fort, jungen Autoren ein Publikum zu suchen. François Gachot, zur Zeit Lektor an der Universität Budapest, debütierte in der Sammlung: „Une Œuvre, un portrait" mit einer Skizzensammlung: „Jeux de Dames", die für das Publikum der Luxuszüge geschrieben zu sein scheinen, wie Schickele es im „Literarischen Echo" kürzlich charakterisiert hat: Internationale Themen, die aus der Oberfläche geschöpft sind, ein Stil von schwebender Leichtigkeit, der über Tiefen sich behende hinwegschwingt. René Crevels lyrischer Roman: „Détours" in der gleichen Sammlung ist von derselben prickelnden Sinnlichkeit. Der Held abenteuert auf verschlungenen Wegen durch die Welt leichter, Liebe spendender und Liebe empfangender Mädchen. Nur in der Atmosphäre Frankreichs kann man so reizendes Wild jagen, nur in französischer Sprache so zärtlich von sinnlichen Fahrten berichten. Pierre Reverdy, der seit 1915 eine Reihe kleinerer Gedichtbände herausgegeben hat, brachte bei Gallimard einen Sammelband von Gedichten in Prosa und Versen heraus, die aus jenem Blühen der Gefühle erwachsen sind, die das singende und klingende Paris in empfindsamen Menschen hervorzuzaubern vermag. Reverdy verfügt über eine differenzierte Sprachkunst, die Rhythmen von gleitender Musikalität erfindet und Worte von suggestiver Kraft aufreiht; alles in allem ein Talent, dessen Entwicklung mit Aufmerksamkeit zu verfolgen ist. In die gleiche Reihe ist der fünfunddreißigjährige Thierry Sandre zu stellen, der, obwohl er zum Stab der „Action française" gehört, einen Deserteur als sympathischen Helden in den Mittelpunkt eines Romans gestellt hat. „Le Chèvrefeuille", eine Erzählung von mitreißender Gewalt, ist die Talentprobe eines begabten Epikers; allerdings sind die drei Teile des Romans nicht fest zusammengeschlossen. Verbunden sind sie allein durch den Krieg. „Alle, die den Krieg mitgemacht haben, sind von ihm gezeichnet. Wir haben ihn in uns wie eine Syphilis." Der Roman besteht aus drei Teilen. Im ersten monologisiert ein Freund über das Glück eines ihm bekannten Ehepaars, das durch den Tod des Mannes vor Verdun zerrissen wird. Der zweite Teil zeigt dieses Glück von dem Ehemann aus gesehen: das heißt, der Ehemann schildert dem Freunde die Qualen, die er durch die tyrannische Liebe seiner Frau erduldet hat. Er fürchtete bei einer Heimkehr aus dem Felde dieser Frau von neuem zu verfallen und flieht deshalb über die Schweiz nach New York. Er gilt als tot, seine Frau verheiratet sich wieder. Nach sieben Jahren kehrt er zurück, getrieben von der Sehnsucht zu der Frau. Er erfährt, daß sie von neuem vermählt ist und nimmt sich das Leben. Wie durch diesen Roman die Hölle des Krieges infernalisch leuchtet, so zieht auch durch „Le Feu Grégeois" von Guy Velleroy die Erinnerung an den Krieg. Aber hilflos ermattet erscheint der Verfasser durch ihn. Er steht dem Leben ratlos gegenüber und kann sich nicht in das gesellschaftliche Leben einfügen. Die Fabel ist etwas dürftig; eine kontemplative Natur, die zwischen zwei Frauen schwankt und sich in mannigfachen Reflexionen ergeht. Henry Deberly veröffentlicht unter

dem Titel: „Prosper et Broudilfagne“ einen Roman, der eine amüsante Satire auf die Monarchie darstellt; hineingewebt sind allerlei galante Abenteuer. — Drieu La Rochelle steht im Vordergrund der heutigen Jugend. In seinem neuen Novellenband zeichnet er mit ironischem Stift den Verfall unserer Zeit, die Laster, denen unsere Generation erliegt. Auch dies Buch ist erfüllt von Kriegserinnerungen; sie ziehen sich durch die Erzählungen hindurch, quälen, drücken die Helden. Immer wieder greift der Verfasser auf sie zurück und sieht in ihnen die trübe Quelle, die unser Denken und Handeln vergiftet. Drieu ist ein Sprachkünstler von scharfer Prägung. André Obey, der als Band XVI der „Documents bleus“ einen Skizzenband: „L'Orgue du stade“ herausgab, ist tapferer, kräftiger, lebensgläubiger; er ist jenen Autoren zuzurechnen, die im Sport eine Gesundungsmöglichkeit erblicken. Im 17. Band der „Documents bleus“ hat Raymond Geiger „Nouvelles histoires juives“ zusammengestellt, eine Sammlung, die jedem Leser eine heitere Stunde bereiten wird und für viele Abendunterhaltungen Stoff bietet. Interessant ist die Einleitung, in der über die Aufnahme des ersten Bandes ausführlich berichtet wird — ein kulturgeschichtliches Dokument.

Der Verlag Crès & Cie. hat nach deutschem Vorbild einen dickleibigen Jahresalmanach: „L'ami du lettré, année littéraire et artistique pour 1925“ herausgegeben, den die „Association des courrieristes littéraires des journaux quotidiens“ zusammenstellte. Der Almanach gibt einen glänzenden Überblick über das literarische Leben des letzten Jahres, Nekrologe über die jüngst verstorbenen Dichter, über Theater, Kunst und Unterrichtswesen. Es ist ein Handbuch, das auch den deutschen Interessenten für das französische Schrifttum wertvolles Material an die Hand gibt, zumal das hübsche Buch gut illustriert ist. Im gleichen Verlag hat Charles Dulmont den dritten Teil seiner Trilogie über den Antagonismus der Geschlechter herausgegeben, der den Titel trägt: „La Femme a ses Raisons...“, eine Gegenüberstellung von zwei Eheschicksalen, in denen das Tragische und das Leichte wirkungsvoll herausgearbeitet ist. Besonders zum Schluß erklingt immer das gleiche Symbol für die Ehe: Mann und Frau gehen auf das „haute mer“. Henriette und Philipp glauben an ihr Glück, bis Henriette am Leben ihrer Schwester Madelaine empfinden lernt, in welch enge Philiströsität sie gebannt ist. Laure und Geoffrey erkennen von vornherein die tiefe Kluft zwischen sich. Beides sind „des Mariages physiques“. Nur Madelaine und Bernard Tory leben in der „mariage des cerveaux“, und das scheint dem Autor das Wesentliche. Die „mariage physique“ ist Präludium für die „mariage des cerveaux“ und ihre notwendige Begleiterscheinung.

Der Verlag Rieder & Cie. hat einen Rumänen in das französische Schrifttum eingeführt: Kyra Kyralini, der bereits mit einem Roman Erfolg hatte. Auch sein neues Buch: „Oncle Anghel“ ist im Schatten Dostojewskis gewachsen: Ein Mann träumt von Glück und Wohlstand. Seine Frau lebt wie eine Somnambule. Er will sie zum Leben aufrütteln und läßt sich schließlich mit anderen Frauen ein. Seine Frau stirbt. Sein Vergehen lastet auf ihm. Die Kinder sterben, er verfällt dem Trunk. Das Haus brennt ab. Es folgt das allmähliche Sterben des Trinkers, das in den gräßlichsten Farben bis in alle Einzelheiten hinein gezeichnet wird. In „Cosma“ entwirft der Verfasser ein grandioses Bild des rumänischen Banditenwesens, eine farbenprächtige Sittenschilderung. J. Jolinon hat in einem Roman des gleichen Verlages: „La Tête brulée“ die Tragik des modernen Schriftstellers entrollt, den Kampf des Idealisten mit der Wirklichkeit, den Kampf eines an Illusionen reichen Menschen gegen seine Familie, gegen die Liebe, gegen die Verleger und das Geld. Das tapfere Buch ist aus lebendigem Empfinden mit lyrischer Kraft gestaltet. Jolinon hat bereits vor einigen Jahren mit einem schönen Kriegsbuch gute Resonanz gefunden. Hoffen wir, daß das starke Talent des jungen Dichters sich weiterhin durchsetzt.

Renée Dunan hat im Verlag der „Tentatives“ in Chambéry eine kleine, mit fünf Holzschnitten von Jean Saint-Paul ausgestattete Erzählung: „Le Brigand hongre“ herausgegeben, die eine starke epische Kraft erkennen läßt. Die kleine Schrift ist dramatisch bewegt und in einem suggestiven Stil vorgetragen.

Audin & Co. in Lyon haben eine wundervolle Faksimileausgabe der 1483 in Lyon gedruckten „Legenda aurea“ herausgegeben, die als erste Lieferung der Sammlung: „Livres à gravures imprimés à Lyon au XV siècle“ anzusehen ist. Staatliche und private Sammler seien auf die schöne Publikation hingewiesen.

„L'Europe nouvelle“ enthielt in den letzten Heften: Albert Thibaudet, „Cahiers verts, Le Roman conjugal“; G. Marcel, „Jules Romains“; G. Raphael, „Les dernières publications allemandes sur l'Allemagne“; René Lalou, „Jacques Rivière“.

„Le Monde nouveau“: G. Heitz, „Roger Martin du Gard“; Han Ryner, „Méditation individualiste“; Pierre Lafue, „Bouleversement des valeurs esthétiques en Allemagne“; Gaston Denys Périer, „Le Congo belge et la Littérature“. — „Vient de paraître“: Aristide Marie, „Sybarites de lettres: D'Anatole France à Charles Nodier“; André Rouveyre,

„Anatole France“; Robert Kemp, „Jean Jacques Brousson“; Maurice Renard, „Georges Lecomte“; André Billy, „Henri Béraud“; Jules Sageret, „Pierre Mille“; Paul Appel, „Souvenirs d'un Alsacien“. —

„La vie des lettres et des arts“: Pierre Reverdy, Gedichte; Nicolas Beauduin, „Invectives et Sentences“; William Speth, „Paul Morand“; Paul Véglione, „Le Néo-Thomisme et le nouveau mal du siècle“; Jean Bouchary, „Réflexions sur la génération qui monte“; Henry Séronya, „La Philosophie du Futurisme“. Die jetzt leider sehr selten erscheinende Zeitschrift ist nach wie vor für die Ideologie eines gewissen Kreises von grundsätzlicher Bedeutung; dort erschien auch eine Statistik für die Bücherproduktion in Frankreich. —

„Le Mercure de France“: Paul Dimoff, „Les Relations de J. J. Rousseau et de Laclos“; Ludmilla Savitzky, „André Fontainas“; Marcel Boll, „Les Miracles de la suggestion“; Georges Mongrédien, „L'acteur Mondory et les origines du Marais“.

„La Revue germanique“ (Lille): Eugène Koeßler, „Guillaume II à la scène“; Louis Brun, „Les grands courants de la jeunesse allemande“; A. Fournier, „Le Roman allemand“.

„Le Feu“: Nos Troubadours: Adolphe Lajoine; Bruno Durand, „Pouemo provençau“; Thierry Sandre, „Georges Finaud“; Luis de Gongora, „Marcel Brion“; Réang Horn, „G. H. Monod“; sowie in jedem Heft eine umfangreiche Chronik aus dem französischen Provinzleben mit der besonderen Beachtung der Provence und Cataliens.

Otto Grautoff

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Hotel Savoy. Roman. Von Joseph Roth. Berlin 1924, Die Schmiede. 145 S.

Die Rebellion. Roman. Von Joseph Roth. Berlin 1924, Die Schmiede. 137 S.

Roth hat seinen Stil. Wenn er auch Dostojewski da, Hamsun dort nachklingen läßt. Er ist knapper, kürzer, mürrischer als seine Meister. Er stößt Gesehenes prägnant als Laut heraus, ist sachlich, entschieden und läßt sich nicht viel Zeit; aber er maniriert nicht Knappheit, Telegrammstil als Zeitrhythmus, was er sagt, sagt er richtig und ganz, gerundet. Man hört ihm aufmerksam zu und denkt nur zuweilen: Schade, daß er nicht noch mehr sagt. Denn er redet von neuen Dingen, Dingen, die uns angehn; vom Menschen der Nachkriegszeit, genauer von aus dem Krieg kommenden Menschen. Er sieht die stille Kehrseite öffentlicher Dinge. „Hotel Savoy“ ist der Roman der Heimkehrer, „Die Rebellion“ der Roman des Kriegsinvaliden. Man merke dort die Mehrzahl, hier die Einzahl. „Hotel Savoy“ scheint mir das gewichtigere, in sich geschlossenere Kunstwerk, wiewohl oder vielleicht auch weil sich der Dichter die Aufgabe hier größer, schwieriger gestellt hat. Diese Heimkehrer aus Rußland, in einer östlichen Grenzstadt wieder an den Rand der mittel- und westeuropäischen Kultur zurückgekehrt, sind in wenigen kontrastierenden Typen als Gesamtbewegung, als von der Zeit geschaffene Menschengattung mit eigenen Lebensbedingungen auf schwankendem geistigen Grund, im Wesen erfaßt und zur organischen Einheit gestaltet; und die ganze östliche Stadt in ihren Übergangswehen, dem großen Streik, dem Nachhall der gewesenen, den Drohungen einer neuen, tiefergreifenden Revolution ersteht in den Schicksalen der Bewohner und Gäste des vielstöckigen Hotels, plastisch und voll innerer Spannung. Wenn dagegen in der „Rebellion“ die Wandlung eines staatsfrommen Einbeinigen, dem Krieg und Revolution eine Auszeichnung und eine Drehorgel verschafft haben, zum inneren Empörer gegen göttliche und menschliche Mißordnung geschildert ist, so wird aus dem Roman des Invaliden kaum mehr, als der Roman eines Invaliden. Denn die Ursache seiner Wandlung, eine Gefängnisstrafe, die ihm eigene Ungeschicklichkeit und die Beschränktheit einiger zuständigen Beamten eintragen, wirkt trotz der versuchten Verbindung mit einem Umschlag der öffentlichen Stimmung gegen die bolschewismusverdächtige Invalidenorganisation, nicht typisch und notwendig genug. Hier ist zweifellos eine Stelle, an der Roth zu wenig sagt. Der Charakter ist aber individuell fein erfaßt und mit echter Liebe durchgeführt. Überhaupt ein Kennzeichen der Rothschen Kunst ist die treffsichere Darstellung der Psyche des geistig begrenzten kleinen Mannes im Geschäftstreiben der modernen Stadt: Geld und tägliche Notdurft und die Poesie der armen kleinen Menschenseele zwischen drin; sauber und ehrlich in unparteiischer, unpolitischer Menschlichkeit, dokumentarisch im wachen Durchschauen der Soziologie des Tages. Des Verfassers Erstlinge in Buchform, die sich einprägen und einen neuen Namen begründen.

Saarbrücken Erich Dürr

Daniel. Erzählung. Von Ernst Weiß. Berlin 1924. Die Schmiede. 81 S.

Welche Kraft, mit Worten zu spielen! Diese Vision von Babylon, der weißen Stadt, aus bunten und blühenden Worten gestaltet, ist wie ein asiatischer Zauber.

Und damit ist zugleich diese Erzählung ohne Charakter charakterisiert: „Zauber“ und „Spielen“. Ein Zauberspiel! Denn für Ernst Weiß ist jedes Wort eine Farbe. Und aus allen Worten, die ihm reif und wundervoll zu Gebote stehen, zaubert er das Bild von dem Schicksal der Eltern Daniels in der Grube vor dem Palaste des Nebukadnezar, zaubert er Babylon, die faszinierende Riesenstadt, zaubert er in Landschaft und beseelte Wortklänge Menschen hinein, die sprechen, ja singen: das Pathos des Alten Testaments hat seine Wiedergeburt in diesen Gesängen. Aber die Erzählung bleibt in ihrer Gesamtform eben deswegen nur Worte — meisterhaft gekonnt. Und wie ein regenbogenfarbener Mantel, dem der tragende Leib fehlt, nur ein Mantel bleibt,

ohne die Kraft der Bewegung, so bleiben die Menschen dieser Erzählung ohne Knochen und Blut, farbig gedeutet, leiblos geformt.
Ernst Weiß wird, so hoffe ich, sein in diesem Buch gespartes Blut dem nächsten Werk zugute kommen lassen.

Stuttgart Heinz Dietrich Kenter

Die Welle. Vier Erzählungen. Von Hans Dang. Darmstadt 1925, C. F. Wintersche Buchdruckerei. 198 S.
Ich schlage das Buch auf, überfliege den Inhalt und denke „Kriegsnovellen! — O Gott." — Warum 1925 veröffentlichen, was am 1. Oktober 1914 schon Makulatur war. Ich lese vorsichtig und widerwillig, lese eifriger und offener und lese endlich das ganze Buch, das ein Hans Dang geschrieben, nein: erlebt hat. Barbusse und Leonhard Frank werden Hans Dang nicht unbekannt sein. Auch Unruh nicht, dessen „Opfergang" gleichfalls zu Verdun geschieht. „Die Welle" hat ihre eigene, vielleicht Hamsun ähnliche Farbe. Sie ist robust geschrieben, ohne Pathos und nationalistischen Hintersinn, von einer wohltuenden Sachlichkeit und einer mit Kraft gestalteten Atmosphäre. Man riecht diese Erlebnisse: ob sie nun im Granatfeuer oder in der Etappe bei Yvonne und Gabrielle spielen. Es ist die Luft des Krieges, der Schlacht, des Schlachtens, diese geliebte und gehaßte Luft, die Dang grausam schön in Worte fängt, so daß man sie mit Wollust und Abscheu einzieht. Ich betone nichts von Militarismus oder Pazifismus; ich sage nur nebenbei, daß ich diesen Krieg Hans Dangs liebe, weil ihn ein Mensch und einer, der etwas mehr als nur ein Schriftsteller ist, geschrieben hat. Man kann zu diesem Buch nur ein subjektives Verhältnis haben.

Stuttgart Heinz Dietrich Kenter

Der Grund. Eine Novelle. Von Curt Blaß. (Die Haessel-Reihe, 14. Bd.) Leipzig 1924, H. Haessel. 94 S.
Ein neuer Mann nimmt sich vor, Geschichten um Opunt (als um ein zweites Vineta) zu schreiben. Hier liegt die erste vor. Und scheint Versprechen zu bedeuten, für Blaß, für sein Unternehmen.
Mord eines jungen Mannes an einer alten Frau wird einem inquisitorischen Gerichtshof Anlaß, das Verbrecherische an sich so ins Enge zu treiben, daß es sich durch den Mördermund zu einer Formel kristallisiert: als die Tat, die aus finster geballter Verzweiflung plötzlich vorstößt, reinigend zugleich für den edelstrebigen, unverbrecherischen Jüngling und gefährlich lockend zur Periodizität. Er hatte sie gewarnt, ihn nicht um den „Grund" auszuholen. Nun wütet nach seiner Hinrichtung der beschworene Dämon: Verzweiflung zerstört mit Mord und Selbstmord das geruhsam-reiche Stadtgebiet.
Das ist als sachlich erfüllter, unpathetischer Bericht gegeben und tönt doch wie eine alte Sage, zeitlos schwebend im Legendären, etwa wie Pontens „Insel". Dabei ist edle Satzrundung (im Sinne des C. F. Meyer-Verlages) erstrebt, so daß bei fester Grundfülle der Erzählung eine schöne Harmonie innewohnt.

Berlin-Steglitz Werner Schickert

Der Elendsesel und andere sonderliche Geschichten. Von Rudolf Schwarz. Stuttgart-Berlin 1922, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 242 S.
Im allgemeinen darf heutigentags, was an literarischen Erzeugnissen aus der Schweiz herüberkommt, einer günstigen Aufnahme zuversichtlich entgegensehen, weil nach den Erfahrungen der letzten Zeit Grund genug vorhanden zu sein scheint, ein gewisses Niveau daselbst ohne weiteres vorauszusetzen. Die fünf unter dem Titel der ersten zusammengefaßten Erzählungen von Rudolf Schwarz sind geeignet, diese Auffassung zu rechtfertigen. Aus einer gründlichen Lebenskenntnis, wie sie in der Abgeschlossenheit des schweizerischen Volkstums freilich nicht schwer zu gewinnen ist, hervorgewachsen, fassen sie das Wesen des Einzelmenschen vornehmlich dort, wo er sich von seinesgleichen unterscheidet, und neigen füglich dazu, solche Individuen zu bevorzugen, die Anspruch darauf erheben können, als ausgefallene Charaktere oder komische Käuze betrachtet zu werden. Daraus ergibt sich neben dem Naturalismus der Darstellung ein behäbiger Humor, der die Solidität der Gestaltung in einer angenehmen Art geistig auflockert. Am besten gelungen ist zweifellos die Erzählung von dem gescheiterten Weltfahrer, der in sein Heimatdorf zurückkehrt, um dort die Armenpflege in Anspruch zu nehmen, in all seiner äußeren Dürftigkeit jedoch Überlegenheit genug besitzt, um liebgewordene Gewohnheiten einer besseren Zeit nicht ohne Würde weiter zu pflegen. Wie dieser an sich groteske Gegensatz menschlich ausgeglichen wird, das ist in der Tat eine dichterische Leistung von wahrhaft erquicklicher Qualität.

Kassel Will Scheller

Das nackte Leben. Roman. Von Friedrich von Gagern. Berlin 1923, Paul Parey. 480 S.

Ein Volk. Roman. Von Friedrich von Gagern. Leipzig 1924, L. Staackmann. 605 S.

Im sechsten Heft des 25. Jahrgangs des „Literarischen Echo" habe ich den Freiherrn Friedrich von Gagern als religiösen Dichter gewertet; in einer Reihe seiner wesentlichen Dichtungen ließ sich jene Linie aufweisen, die durch Lebensnöte und Schicksalsbrandung schließlich zum Kreuz des Erlösers führt.
Abseits von diesen Werken und doch nicht minder wesentlich für den Verfasser steht eine Gruppe von Romanen, die schlechthin in den Seelentiefen von Volkstum und Menschentum schürfen. Gagern ist Jäger, natur-, erd- und allverbunden. In seiner südslawischen, noch vor kurzem zu Österreich-Ungarn gehörenden Heimat konnte er in den Revieren der Einsamkeit jenen Stimmen lauschen, die dem Großstädter verloren sind; konnte er mit einem Gefühl, das von Staunen und Ehrfurcht nicht weit entfernt ist, vor der Primitivität eines fast urzeitlich einfachen Stammes stehen; konnte er auch den geheimen Verbindungen folgen, mit denen das wunderliche Leben Vergangenheit und Gegenwart, Geist und Geister miteinander verkettet. Und seine Fahrten zu fremden, auch wieder einfachen Völkern haben jene seltsame, heilige Scheu vor dem Erdhaften und Unirdischen noch vertieft.
Auf diesem Grunde waren bereits die packenden Novellen: „Am Kamin" und der Roman: „Das Geheimnis" erwachsen. Zu ganz großem und fast überkühnem Wurf aber holt er in seinem letzten Schaffen aus. Auch hier ist wieder das Sachliche mit dem Persönlichen so eng verknüpft, daß manches als Bekenntnis erscheint.
„Das nackte Leben" ist auf der unüberbrückbaren Gegensätzlichkeit altösterreichischer Höchstzivilisation und marokkanischer Simplizität aufgebaut. Mit erstaunlicher Einfühlungskraft und Plastik formt Gagern das Leben derselben Stämme, die jetzt bei Tetuan mit den Spaniern um ihre Freiheit ringen. Dem Europäer, der verwöhnt, übersättigt und resigniert in den heiligen, gehüteten Bergen der Tuareg

nach Gold abenteuert, tritt das „nackte Leben" der Wüstenkinder entgegen und zieht ihn unwiderstehlich in seinen Bann. Eine „Zurück-zur-Natur"-Stimmung, der sich der Held schließlich mit Vollbewußtsein hingibt, läßt ihn mit Recht fragen, was und wo Kultur eigentlich sei — und ermöglicht dem Flüchtling aus dem überalterten Europa eine neue Heimat und ein neues Liebes- und Menschenglück.
Den Roman „Ein Volk" könnte man als eine blutwarme Geschichte jener Südslawen ansprechen, unter denen Gagern aufwuchs und heute noch zu Hause ist. In wundervoller Anschaulichkeit redet zu uns ein Volkstum, aus dessen Nöten und Sorgen, Freuden und Leidenschaften, als deren geniale Verkörperung, der räuberische Held Ubranitsch ersteht. Auch hier erleben wir den Gegensatz zwischen alter Zivilisation und kindlicher Schlichtheit, ein Gegensatz, der sich im Guten wie im Bösen auswirkt. Aber: was ist gut, was böse — und was ist Schicksal? Die ungarischen Herren Kroatiens glauben, das Schicksal zu lenken; der Volksmann Ubranitsch aber empfindet sich als Werkzeug einer Macht, die über allem Menschlichen waltet — und er stirbt wie ein Märtyrer, schuldvoll und doch ohne Schuld, verantwortungslos und zugleich dessen bewußt, daß er in der großen Schicksalskette ein Glied sei, das mittragen und mitleiden muß.
Beide Werke gehören zu dem Besten, was die Dichtung der Gegenwart hervorgebracht hat.

Berlin-Pankow — Franz Lüdtke

In einer Familie. Roman. Von Heinrich Mann. Berlin 1924, Ullstein. 248 S.

Ein Jugendwerk, das in später Überarbeitung veröffentlicht wird. Mann schrieb mit 21 Jahren diese Geschichte zweier Paare, Vater und Stiefmutter, Tochter und Schwiegersohn, mit ihrem in Schuld verstrickenden Kampf ums Glück, wobei die vom Leben enttäuschte Stiefmutter in resignierender Erkenntnis, daß ihre Leidenschaft zum Schwiegersohn nach Zeiten der Wirrung doch nur das junge Paar um so inniger zusammengeführt hat, an der Schwelle des Selbstmords scheidet. Ein Gesellenstück, literaturgeschichtlich leicht einzugliedern in die Zeit um 1890. Wie aber in unsere Tage? Sein Verfasser darf sich Bedeutung genug beimessen, um auch mit diesem Werk zu interessieren, das, wie sein in feiner Selbstrückschau geschriebenes Nachwort feststellt, nur noch „abgehetzte Nachfahren" einer sich selbst gewichtiger nehmenden Vergangenheit antrifft. Dies Gefühl des zeitlichen Abstands und der tiefgreifenden Wandlung des Lebensgefühls zeither bleibt wohl heute das wesentliche Erlebnis des Buchs.

Saarbrücken — Erich Dürr

Ephebische Trilogie. Von Albert H. Rausch. Berlin 1924, Verlag Landsberg. 159 S.

Die Novellen dieser Dreiheit gehören stofflich in den Bereich der Liebe von Mann zu Mann, oder besser von Mann und Jüngling. Dies gilt in einem hohen Sinne, legt aber gleichwohl dem Besprecher, der diesem erotischen Gefühlsbereich fremd gegenübersteht, diejenige Unsachverständigkeit auf, die mit dem Gegenstand in geschlechts-psychischer Hinsicht gegeben ist. Es bleibt mir also das künstlerische Urteil, losgelöst vom Nur-Stofflichen, — und es bleibt mir genug. Albert H. Rausch ist ein Stilkünstler von ungewöhnlicher Begabung. Gestalten und Erlebnisse sind hingebannt in einer Sprache von wundervoller Leuchtkraft, von hinreißender Knappheit. Über den Erlebnissen des Peter Ortenberg und Niccolò Gravina, des Alexander von Bredow und des jugendlichen Philipp, des Grafen Gaston von Jeghem und des Dichterjünglings Clemens liegt ein Zauber schwermütiger Schönheit, und der Eros, dem diese Paare huldigen, trägt nicht gemeine, sondern wahrhaft adlige Züge. Meisterhaft ist das mittlere Stück „Intermezzo": die Schilderung des Lebens in einem Rekrutendepot der Kriegszeit ist in ihrer nackten Brutalität von einer Echtheit, die nur der ganz zu würdigen weiß, dem sie durch eigenes Erleben vertraut ist; von diesem derbwirklichen Grund hebt sich das Liebesgeschehnis in verführerischer Zartheit. Das ist verblüffend gekonnt...

Weimar — Heinrich Lilienfein

Brand. Ein Roman aus Oberschlesien. Von Walter Schimmel-Falkenau. Friedeberg-Queis 1923, Iser-Verlag. 215 S.

Ein Liebesroman von durchaus konventioneller Handlung. Ein wackeres Mädchen bleibt dem Erwählten ihres Herzens unentwegt treu, auch als er sich an eine andere, Unwürdige verliert. Als diese den Edlen gründlich betrogen hat und auf und davon gegangen ist, wird das Hoffen und Harren des weiblichen Toggenburg endlich gekrönt. Ende gut, alles gut. Dagegen wäre wenig einzuwenden, wenn der Verfasser den schlichten Stil für seine schlichte Geschichte gefunden hätte. Aber da er betont, daß sie einen „Roman aus Oberschlesien" darstellen soll, so müssen düstere politische Hintergründe heran, auch wenn sie dann im Nebel verschwimmen, muß deutsche Edelart gegen polnische Niedertracht kräftigst kontrastiert werden, muß eine reine deutsche Micaëla einer grundverderbten polnischen Carmen, ein kernhaft deutscher Mann einem brutalsinnlichen Polen-Schufte gegenübertreten. Wäre nun wenigstens das oberschlesische Lokalkolorit echt, so könnte aus ihm dem Buch manche gute Seite zuwachsen. Jedoch Walter Schimmel verliert sich von Anbeginn im Irrgarten einer äußerst pathetischen Sprache. Ich pflücke nur einige kleine Zufallsblüten. Wenn Stella, die wilde, sinnbetörend schöne Polin, durch den Wald geht, dann „spricht der weiche Weg unter ihren Füßen". Wenn sie einen Mann begehrt, dann „langen ihre Blicke grell und laut in sein herabgebeugtes Gesicht", oder wenn ein Mann sie begehrt, dann „zerglühen seine Augen ihren blinden Widerstand". Das ist nicht deutsch, nicht oberschlesisch, sondern übel verstiegene Romanphraseologie.

Breslau — Erich Freund

Um die Scholle. Roman. Von Georg Julius Petersen. Köln 1924, J. P. Bachem. 307 S. M. 4,50 (6,—).

Diese in Holstein spielende Erzählung ist ein typischer Roman der alten Schule. Es handelt sich da um den Kampf zwischen einem alten holsteinischen Grafengeschlecht und einem Mühlenpächter, dessen Vorfahren anderthalbhundert Jahre in der Mühle gewohnt haben. Dieser Kampf um die Scholle wird behaglich breit und mit vielen Nebensächlichkeiten überbürdet dargestellt, eine Fülle von Personen tritt auf, redet lang und breit, eine Handlung hetzt die andere, bis in die jüngste Zeit hinein, und ist man dann bis ans Ende gelangt, so klappt man das vornehm ausgestattete Buch mit dem wenig erhebenden Gefühl zu, keiner Dichtung, sondern einem Unterhaltungsroman, der nicht besser noch schlechter ist als hundert andere, seine Zeit gewidmet zu haben. Trotz alledem bin ich davon überzeugt, daß das Buch viele Leser finden wird, weil es eben mit allen Mitteln einer immer noch in Blüte stehen-

den Familienblattromantechnik arbeitet, geschickt aufgebaut ist, Humor und Ernst in traulichem Gemisch darbietet und somit dem Geschmack einer breiten Masse entgegenkommt.

Kiel Wilhelm Lobsien

Peter der Mensch. Roman. Von Hans Ludwig Rosegger. Graz 1924, Heimatverlag Leopold Stocker. 135 S. Geb. M. 3,–.

Eine sehr, sehr anspruchslose Geschichte. Peter Amriegl, der sich selber etwas übertrieben als ein „lasterhafter Mensch" fühlt und schließlich zu „dem" Menschen grundlos emporgeläutert wird, Besitzer eines kleinen Sensenwerks in der Steiermark, läßt seinen Lebensweg von drei überaus verschieden gearteten Frauen (der Vornehmen, der Urwüchsigen und der Tragischen) kreuzen, ehe er das Mädchen in die Ehe nimmt, von dem man schon auf der ersten Seite weiß, daß sie zu seiner Gattin ausersehen ist. Dazu werden Rückblicke auf den Weltkrieg geboten, Unzufriedenheiten mit der jetzigen Lage laut und die Aktionen bald in die Schweiz, bald an die Adria und schließlich immer wieder nach Steiermark verlegt, ohne daß die Landschaft jemals in plastische Gestaltung träte. Alles primitiv geschaut und ebenso primitiv geformt. Sprachliche Ungeschicktheiten (etwa: „wankelmütige Unermüdlichkeit" statt des richtigen ironischen „unermüdliche Wankelmütigkeit" usw.) verstimmen ebenso wie der völlige Mangel an Psychologie der Frau.

Hans Ludwig Rosegger hat weitaus Besseres geschrieben, Eindringlicheres, Haftenderes. Die Notwendigkeit dieses Buches will mir nicht einleuchten.

Wien Erwin Stranik

Die versunkene Stadt. Von Albert Geiger. Karlsruhe 1924, Macklotsche Druckerei A.-G. 286 S.

Ein Künstlerroman. Nur daß es sich hier um ein rein erdichtetes Künstlerschicksal handelt. Im Grunde genommen haben aber alle Künstlerschicksale etwas Gemeinsames, die erdichteten gehen in den wirklichen auf und können künstlerische Würdigung nur beanspruchen, wenn sie es tun.

Geiger versenkte sich mit Inbrunst in das Ringen und Leiden eines Künstlers. Die lähmende Einsamkeit, die, mit künstlerischem Ringen stets verbunden, am tiefsten schmerzt, wenn sie im eigenen Hause sich auftut, die kalte Gleichgültigkeit, die wiederum am härtesten trifft, wenn sie von eigenen Angehörigen entgegengebracht wird, wenn einem Weib und Kinder entfremdet werden, alles das macht der Held durch. Bis er im einmal so freudigen Schaffen gelähmt wird.

Aber der Dichter ist gemeiniglich nie so wahr und konsequent wie das Leben. Ein Schumann und sehr viele andere vor ihm und nach ihm sind rettungslos an ihrem Genie und seinem mit Naturnotwendigkeit sich vollziehenden Schicksal zugrunde gegangen — Geigers bei gern anerkannter feiner seelischer Analyse doch ein wenig romanhaft frisierter Held findet die ihm gleichstehende, in ihm aufgehende Frau und baut sich an ihrer Seite ein neues Glück auf. Also befriedigender Schluß.

Viel des Guten ist in diesem der vornehmen Gattung der Unterhaltungslektüre zuzurechnenden Roman. Vor allem haben mir die liebevoll eingehenden Schilderungen einer Gernegroß von Residenz kleinen Formats gefallen.

Danzig Artur Brausewetter

Babbitt. Roman. Von Sinclair Lewis. Übersetzt von Daisy Bródy. München 1924. Kurt Wolff. 602 S.

Herr Fettwanst. Eine amerikanische Autobiographie. Übersetzt und eingeleitet von Erich Posselt. Ebenda 261 S.

Der Kurt Wolff-Verlag plant eine Reihe Amerika-Bücher, was ohne Zweifel ebenso notwendig wie interessant ist, nur muß die Auswahl entsprechend weise erfolgen. Von den ersten beiden Büchern kann man das nicht sagen, oder deutlicher: nur Lewis' Roman „Babbitt" erscheint zu Recht in der neuen Serie. „Herr Fettwanst" dagegen ist die Übersetzung einer anonymen Autobiographie, die in den Vereinigten Staaten nur in ganz kleinen Kreisen Neuyorks eine gewisse Sensation erregte, sonst aber der verdienten Vergessenheit anheimfiel; sie ist weder ein bemerkenswerter Beitrag zur amerikanischen Literatur, noch auch ein Buch, das anderer Qualitäten wegen eine Übertragung verdiente. Sie also — mit Erich Posselt — ein Gegenstück zu Upton Sinclairs „Sumpf" oder gar „Weltliteratur" zu nennen, ist in jeder Hinsicht unberechtigt.

„Herr Fettwanst" hieß auf englisch „Haunch, Paunch and Jowl", d. h. „Keule, Wanst und Backe"; der Titel ist so geschmackvoll wie sein Inhalt. Meyer Hirsch arbeitet sich mit viel Geschick aus dem Schmutz der neuyorker Ostseite empor, wird Advokat, Berufspolitiker schlimmster Sorte, schließlich Richter und „Allrightnik" am Riverside Drive. Sein Lebenslauf ist ein Beitrag zur neuyorker Judenfrage, zur Korruption in Politik und Justiz, überhaupt zur Sittengeschichte Neuyorks und nicht zuletzt zum „Amerikanisierungsprozeß". Für den Kulturhistoriker von nicht geringem Wert, für den Literaturfreund dagegen zu ordinär. Erich Posselts Übersetzung ist sehr gut, was angesichts des vielen neuyorker „Slang" keine kleine Leistung bedeutet.

Umso erfreulicher ist die Wahl von Lewis' „Babbitt" zu nennen. Es ist der Roman eines amerikanischen Geschäftsmanns und als solcher das Gegenstück zu Lewis' „Main Street" (als „Die Hauptstraße" seinerzeit im berliner Wegweiser-Verlag erschienen), nur noch nüchterner, noch kritischer, noch ironischer; ein umfassendes Bild einer gewissen Gesellschaftsschicht in den Vereinigten Staaten und zu einem Verständnis des amerikanischen Mittelstands unentbehrlich. Sinclair Lewis hat mit den beiden Romanen den Mittelwesten in der Literatur der Union endgültig „stabilisiert". Ohne Zweifel sind Material und Gesichtspunkt, nicht zu sagen: Lebenssinn, des Mittelwestens echt amerikanisch. Es scheint aber heute auch, als ob die Literatur, besonders der Roman des Mittelwestens, besonders viel für den Fortschritt der amerikanischen Literatur im ganzen verspräche. „Babbitt" ist demnach in mehrfacher Beziehung „repräsentativ". Daisy Bródys Übersetzung ist alles in allem lesbar.

Münster i. Westf. F. Schönemann

Die Insel der verlorenen Schiffe. Von Crittenden Marriott. Ins Deutsche übertragen von Ottomar Reichard. Berlin 1924, Kurt Ehrlich. 235 S. Geb. M. 3,–.

Die blaue Lagune. Ein Südseeroman. Von H. de Vere Stacpoole. Aus dem Englischen übersetzt von Heinrich Hans Warnken. Berlin 1924, August Scherl. 170 S. Geb. M. 6,–.

Zwei Robinsonaden; die erste sucht ihre Stärke darin, daß sie die allerneuesten Errungenschaften der Technik, Rundfunk und Unterseeboot, mit dem alten Motiv in Verbindung bringt und auch sonst für allerlei Sensation sorgt. Aber es bleibt bei ziemlich äußerlicher Anhäufung von Abenteuern,

deren Wirkung schon mehr als einmal erprobt ist; neu ist meines Wissens nur der Gedanke, die Tangmassen des Sargassomeers zum Schauplatz zu machen. Aber was ein gutes Seemannsgarn ist, langt deshalb noch nicht zum Abenteuerroman; wenn in Amerika wirklich der Absatz des Buchs in die Hunderttausende geht, so ist das ein Zeichen von bescheidenen Ansprüchen; ein Anlaß, uns mit dem Roman zu beglücken, lag jedenfalls nicht vor.

„Die blaue Lagune" scheint sich nach Format und Ausstattung auch als Jugendbuch empfehlen zu wollen; inhaltlich erinnert es (neben Paul und Virginie) ein wenig an den wackeren Sigismund Rüstig unserer Kinderjahre. Nur hat hier der entsprechende brave Seemann einen Anfall von Säuferwahnsinn und geht in einer Weise zugrunde, die einem böse Träume machen kann — die liebe Jugend möchte ich daher doch bei Sigismund Rüstig lassen. Für Erwachsene ist die Geschichte aber trotz des Reizes mancher Einzelheit, trotz der irischen Schnurren des alten Matrosen etwas zu geradlinig; wenn der Vergleich mit „Paul und Virginie" herausgefordert wird, so ist zu sagen, daß gewiß die Sentimentalität des Zeitgenossen Rousseaus uns jetzt kühl läßt, aber seine dichterische Stimmung übt noch heute einen Zauber, den der letzten Endes nüchterne Verfasser der „Blauen Lagune" nicht zu erreichen weiß.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Gora. Roman. Von Rabindranath Tagore. Zwei Bände. Ins Deutsche übertragen von Helene Meyer-Franck. München 1924, Kurt Wolff. 364, 349 S.

Auch dieser neue Tagore ist uns willkommen. Wieder erhalten wir Einblicke in das Alltagsleben der gebildeten Kreise des heutigen Indiens, die bezeichnenden Züge werden nicht, wie das bei Schilderungen aus europäischer Feder der Fall wäre, absichtlich hervorgehoben, sie laufen mit unter, wirken deshalb um so echter. Uralte Stilschönheit hat der Muttersegen — während der Sohn, ehrfurchtsvoll sich verbeugend, ihre Füße berührt, legt sie einen Augenblick auf sein Haupt ihre Finger und küßt dann dieselben. Noch heute liegt auch in oberen Kreisen die Gefahr nahe, daß ein Sohn, als Asket das Heil suchend, lebenslänglich auf der Landstraße wandert; von ferne her hört man in den Häusern den Schritt nahender Sänftenträger. Überaus innig erscheint nicht nur bei wirklichen Eltern, sondern auch bei Pflegeeltern, bei Wahlverwandten, das geistige Band zwischen Vater und Tochter, zwischen Mutter und Sohn. Entzückend feine Seelentöne werden hier angeschlagen. Liebe und Neigungsehe beruht hingegen auf einer törichten „englischen" Anschauungsweise. Das zarte Liebesglück zweier modern und zeitgemäß empfindenden Menschen wird allerdings geschildert, auch hier ist jedoch der Untergrund altehrwürdig indisch. Sonnenaufgangsstimmung am Ganges. „Zum erstenmal kam ihnen die Erkenntnis, daß der Himmel voll still staunender Freude jedem neuen Sichentfalten der Schöpfung zuschaut. Beider Bewußtsein wurde so gesteigert, daß es die eigene nahe Berührung mit dem großen Weltbewußtsein spürte. Und so kam es, daß keiner von ihnen sprechen konnte."

Der Druck der englischen Verwaltung, die Polizeityrannei auf dem Land wird offen dargelegt, und doch gehören des Dichters Sympathien keineswegs den nationalistischen Fanatikern, den Umstürzlern.

Es wird sehr viel geredet; ansprechend sind die Erklärungen, die Beschönigungen des Kastenwesens, des Brahmanentums. „Indien versuchte eine große Lösung des sozialen Problems, nämlich das Kastensystem; an dieser Lösung arbeitet es noch vor aller Welt Augen. Europa hat noch nichts bieten können, was befriedigender wäre, denn dort ist die Gesellschaft nichts als ewiger Streit und Hader.... Die Brahmanen sind Wirklichkeit in Indiens innerstem Bedürfnis, unser Land braucht den Brahmanen, der nicht weiß, was Furcht ist, der die Gier haßt, der das Leid besiegen kann, der sich aus Verlust nichts macht, dessen Wesen eins ist mit dem höchsten Wesen. Erst wenn es diesen Brahmanen erhält, wird es frei sein." Nichtsdestoweniger werden die Torheiten, Kleinlichkeiten und Gehässigkeiten des Hinduismus aufgedeckt, auch die der Reformbewegung, die in dem fortgeschrittenen Brahma Samadsch kraß hervortreten.

Tagores Romantechnik ist oft recht naiv, und das Grundmotiv des Buchs wird erstaunlich unzulänglich und oberflächlich durchgeführt. Der Titelheld, Gora, ist ein hochbegabter, idealistischer, fanatisch rechtgläubiger Hindu; er lebt für die Wiedererneuerung Indiens, leidet unter dem verhaßten englischen Druck. Er hat eine helle Hautfarbe, einen großen kräftigen Wuchs, eine erschreckend laute Stimme; am Ende des zweiten Bandes wird das Geheimnis seiner Abstammung enthüllt, er ist das angenommene Kind irländischer Eltern. All die Konflikte, die unvermeidlich, unabänderlich hervorgehn müssen, bleiben unerwähnt, auch nicht während eines Augenblicks regt sich die Stimme des Blutes. Dieser Engländer ist glücklich, den Zwang der Kaste abzuschütteln, aber nur, um unbehindert als Asiate, als „Inder" für sein großes heiliges Indien zu leben und zu sterben.

Leichter kann man sich nicht mit der so überaus tiefgehenden Rassenfrage abfinden.

Berlin — Marie von Bunsen

Hölle im Schnee. Roman. Von Ernst Didring. Deutsch von Else von Hollander. Braunschweig o. J., Georg Westermann. 230 S.

Der Krater. Roman. Von Ernst Didring. Deutsch von Else von Hollander. Ebenda. 264 S.

Die allmächtige Natur! Der allmächtige Mensch! Im ersten Buch bezwingt der Ingenieur das Gebirge, das Eis von Lappland, legt Schienen an Abhängen, bohrt Tunnels durch den Berg, aber der Sieg ist trügerisch. Ein Achselzucken des Berges, und Mensch, Menschenwerk rollen in den Abgrund. Im zweiten hat der Mensch das Erzlager im Gestein erreicht, und erobert gibt der Schoß der felsigen Erde seine Schätze heraus. Aber es ist ein Sieg ohne Frieden. Leiber bluten, Seelen verdüstern sich weiter.

In diesen prachtvollen Büchern ist die Natur der Held, und es ist Tragödie, erschütternder als menschliche, wenn dieser Held zu Fall kommt, leidet, überlistet wird. Es wimmelt in diesem Schnee, in dieser Sommerglut, in den Waldtälern und auf Hochebenen von Mensch und Schicksal. An Gott und Mitmensch, an Schneesturm und Sonnenstich, an Liebe und Haß gehen sie zugrunde; aber das ist nur ein Tropfen Träne im herrlichen Antlitz der Natur. Er verdunstet schnell, und die wunderbare Welt liegt unanfechtbar gelassen, furchtbar ruhevoll wieder da.

Im Grunde geht Didring überhaupt von der Natur aus. Sie ist zuerst da; erst hat er die großartige Vision der Landschaft, dann wächst der Mensch in ihr, gebärt sie selbst ihren Widersacher, ihren zerstörungswütigen Geliebten. Der Mensch ist in diesen zwei Bänden naturhafter und elementarer, als wir ihm zu begegnen gewöhnt sind. Noch die Frauen

sind triebhaftes Gewächs in Freikultur. Ein Mord ist eine kleine Sache, da liegt der Erschlagene, und man läßt ihn liegen. Wenn der Berg den Schnee von seiner Flanke bläst, liegen da nicht Zahllose da, samt Vieh und Haus? Hölle im Schnee und Krater der Leidenschaften. Die wildesten Feuer lodern unter dem Eis.
Es braucht besonderer schriftstellerischer Bravour, diese monotone weiße Welt in zwei gewichtigen Bänden so eindrucksstark und gemütbezwingend hinzustellen. Wie da technische Arbeit, Arbeiterleben, Agitation, Streik beseelt werden, ist bewundernswert gemacht. Aber in den vielen Episoden von Menschenjagd auf Mensch und Tier, von Kampf des Menschen gegen Wasser, Schnee, Sturm und Kreatur, von Mannesliebe und Frauenhaß kommt ein Dichter zu Wort. Unsentimental, ernsthaft, männlich. In der Erinnerung steigern sich die beiden Bücher schnell zu einer Sage vom trotzig sterbenden Menschen in unüberwindlicher Urnatur.

Berlin — Kurt Münzer

Gottes Narr. Eine Geschichte aus Koopstadt. Von Maarten Maartens. Deutsch von Eva Schumann. München. 1924, Albert Langen. 372 S. M. 4,— (7,—).

Der Verlag setzt sein rühmliches Beginnen fort, den großen Holländer einzudeutschen. Nach dem schönen und lebensvollen Roman von „Lis Doris" legt er den „Narren Gottes" neu auf, auch eins der Meisterwerke des Dichters. Kühneres Unterfangen ist nicht möglich: der Held ist blind und taub, also völlig eingesperrt in sich, verwiesen in eine Einsamkeit, in der nur Gott hörbar ist. Kein Mensch von außen, keine Welt kann diesen Menschen bilden, entwickeln. Nur auf künstlichen Umwegen ist er zugänglich. So ist er ausgeliefert seinem Dämon, der Gott ist. Dieser Mann, der Welt entrückt, über gemeine Menschlichkeit gehoben, ohne Verständnis für Gemeinheit, also unerreichbar für sie, bleibt rein und ist weise wie Gottes Sohn, ist schließlich Werkzeug Gottes. Aber nun besteht der Roman nicht aus der trostlosen Geschichte einer Krankheit, nicht in einer Psychologie des Krüppels, sondern es ist ein großer Roman aus unserer Zeit, der Roman eines Kaufmannshauses, Bild eines Kampfes von Böse und Weniger-Böse — Gut? wo ist das? beim Narren! —, und im Mittelpunkt der bis zum Kriminalfall gesteigerten Ereignisse steht, duldet, richtet (liebevoll wie nur Gottessohn) der Krüppel. Seine Sinne schweigen, dafür spricht sein Herz. Wer ihm nahe kommt, kommt in Gottes Nähe und wird wahr. Die Welt, die sich in seinen blinden Augen spiegelt, tut ihre Maske ab. Nicht nur, weil sie sich vor der Blindheit sicher fühlt, sondern aus Ergriffenheit vor dieser Gotteskindschaft.
Wieder wird man an das beste England erinnert. Die Gesellschaftsschilderung hat durchaus den Geist Thackerays, oft den Humor Shaws. Und die Verinnerlichung des Problems ist deutsch. Maartens macht keine traurige Geschichte aus seinem Stoff. Man kann an einer Leiche vor der Starre erschrecken oder vor dem Frieden beten; man kann an einer Pfütze den Schmutz scheuen oder die gespiegelte Sonne bewundern: Maartens hält sich an die schöne und glückliche Seite der Dinge. Und noch das erschütternde Ende teilt Erhebung und höchste seelische Freude aus. Man muß ein großer Dichter sein, um diesen schmerzlichen, bitteren und lichtlosen Stoff so beglückend gestalten zu können. Schon sich an ihn zu wagen, bedeutet schöpferische Kühnheit; ihn so vollendet gebildet zu haben, schöpferische Meisterschaft.

Berlin — Kurt Münzer

Lyrisches und Episches

Danzig. Antlitz einer alten Stadt. Von Willibald Omankowski. Danzig 1924, Danziger Verlags-Gesellschaft m.b.H. 41 S.

Vielleicht erst, nachdem die schöne Stadt aus Deutschlands Herzen gerissen und wie ein Bastard ausgesetzt war, konnte eine liebevolle Dichterhand so schwermütig über die Linien ihrer ehrwürdigen Türme und Fassaden streichen; und vielleicht das Rührendste daran ist, daß dieser Dichter irgendwo ein Würzelchen seiner Herkunft und seines Wesens in dem Lande und Volke hat, das die Hauptschuld an der erzwungenen Ausdeutschung trägt. Gewiß liegt auch über den Medaillons aus alten Städten, wie sie Schwind, Richter, Spitzweg und Thoma gemalt, Goethe, Mörike, Keller, Storm, Fontane in Verse gebracht haben, ein zarter Schleier von Melancholie, aber überall dort blitzt einmal der Humor auf oder tritt Volksliedhaftes hervor. Beides läßt Omankowski weit dahinten; wenn er sich anlehnt, so etwa an Rainer Maria Rilke („ein Kind, das sich sehr vermaß" ...; „ihre Angst vor unsern lauten Dingen ist sehr groß" ...), mit dem ihn auch wohl ein Tropfen slawischen Blutes verbindet. Aber um so heimlichere Gedanken liest er nun von den Stirnen, Munden und Händen seiner steinernen und rauschenden Lieblinge ab. Da sind Kirchen, voran Sankt Marien, das Rathaus, Tore, Patrizierwohnungen, Alleen, Wälder und Meeresstrand: kennt man sie nur wie ich, der Jahr für Jahr einmal zu ihnen hinaufblickt, sie entlang geht, so nimmt man sie nun in diesen weichen zärtlichen Rhythmen und Reimen recht bräutlich ans Herz und macht ihnen festliches Quartier. Weil Heimat ihm nicht Besitz ist, sondern Sehnsucht, begnügt er sich nicht mit schlichtem epischen Bericht; er sieht in diese Gassen, in das Patriziergestühl der Marienkirche und in ihren Kruzifixus die ganze Lust und Trauer seines Werdens und Lebens hinein, hört aus den Glockenspielen Choräle, die lächeln wie weise reife Menschen, und hört noch anderes, so überwältigend: „man kann davon nicht sprechen". Heilig ist ihm die Geschichte, die diese Stadt zur Fülle und Schönheit gebracht hat, heilig die Natur, die dieser Geschichte zu dienen scheint: der Wald im Vorfrühling lädt ihn zu stummer Bewunderung ein und macht den wandernden Fuß stocken:

„Steh still, du tust den Anemonen weh!"

Ein Bädeker für Danzig ist's nicht, was Omankowski gewollt und geschaffen; aber wohl dem Besucher, der Zeit und Liebe hat, bei einem zweiten und dritten Spaziergang die Bädekerkreuzchen an diesen silberflaumigen Versen noch einmal und mit Inbrunst zu erleben!

Berlin — Ferdinand Gregori

Lettische Lyrik. Eine Anthologie. Übersetzt aus dem Lettischen von Elfriede Eckardt-Skalberg. Riga 1924, A. Gulbis. 383 S.

Diese erste Sammlung lettischer Lyrik bietet in der Tat, wie das Vorwort andeutet, ein wohl orientierendes Bild von den heute vorhandenen Kräften lettischer Dichtung. Die lettischen Lyriker sind, wenn auch oft nur durch wenige Proben, nahezu vollzählig vertreten. Es ist ein stattlicher Chor verschiedener Temperamente, Betrachtungs- und Gestaltungsarten, aus dem sich einzelne Führer von umfassenderem Lebens- und Persönlichkeitsgehalt und individuellerer Linienführung herausheben. Da finden wir den weichen Akurater neben der leidenschaftdurchglühten

Aspasia, den fein beobachtenden Austrin neben dem demütig-frommen Fr. Bahrda. Da geht der gleichnisfrohe Bratsch mit der melancholischen Bohèmeseele Anna Brigaders, der sorgsam zeichnende Damberg mit dem faustisch-satirischen Eglit, der Porträtist Ehrmanis mit dem lettischen Stefan George: Adolf Erß. Das prophetische Pathos Fallijs mischt sich mit dem beschwingten Liede Jacobsons, die bäuerlich-einsame Klage Jaunsudrabins dem humanen Klang Kahrklins. Da ist der sensitive Kenin und der Plastiker Kruhsa, das gedankenschwere Pathos von Kurzij und der eruptive Naturalismus von Laizen, der durch die Zeitwende erschütterte Pluhdon und der im Winkel Welt atmende Poruk. Mit orientalischen Tinten malen die Verse von Rosit. Als weltgereister Dauthendey erscheint Schwabe. An Werfel gemahnt das universelle Einfühlungsvermögen Skalbes. Bildungsgesättigt zeigt sich die sichere Gestaltungskraft von Elsa Skerste. Der heimatfrohe Strahl, der trotzig-jubelnde Sudrabkalns und der elegische Wirsa, der Sänger heimischer Naturstimmungen und fremder, müde-überreifer Kulturen enden den Reigen. Fraglos, daß er das betrachtende, symbolisch-tiefsinnige Talent von Rainis als seinen bedeutendsten Wert umschließt.
Das Sonett begegnet häufig, seltener die Volksweise in der Sammlung. Zuweilen klingen die gelösten, der Prosa zuneigenden Rhythmen Whitmans, dann Werfels elastische Verse an. An Stefan George haben sich andere geschult. Das gestraffte Pathos überwiegt, das Streben nach Form ist überall sichtbar. Da aber junge Kunst vor allem bleibendes Wort, dauernde Gestalt des Gedankens und Erlebens sein möchte, ist der Vers nicht nur modern vibrierend, sondern oft auch in eherne antike Strophenformen gefaßt. Klassische Klarheit und Ruhe schwebt als hohes Muster vor. Möge die Sammlung, die der Sprachgewandtheit der Übersetzerin Dank schuldet, auch außerhalb Lettlands verdiente Beachtung finden.

Riga — Max Nußberger

Verschiedenes

Lebensdeutung. Einfälle, Erlebnisse, Erkenntnisse. Von Wilhelm von Scholz. Stuttgart 1924, Walter Hädecke. 117 S.

Dies Buch ist von einer Sachlichkeit, die seelisch wohl tut. Nichts von paradoxer Spiegelung und kaum etwas von epigrammatischer Zuspitzung. Keine Eitelkeitstänzeleien. Es spricht ein Mann, dem es um Erkenntnis ernst ist; und das heißt in Scholz' Sinne, wie in dem aller, die ihm gemütsverwandt sind: der Fragen stellt. Der hinaushorcht in Raum und Zeit.
Antwort gibt die Stimme aus dem Innern. Die Welt des Künstlers ist für Scholz naturgemäß die nächste Umwelt, und auch für diesen Dichter ist im Anfang das Wort. Was Scholz über das Wort und die Sprache, über seine Kunst und die Künste zu sagen hat, bereichert. Man wiederholt sich still nachsinnend sein Wort über „Stil", und fühlt sich nun wirklich von Ahnung zu Erkenntnis geleitet: „Stil im höchsten Sinne ist nur Befreiung der Darstellung von aller Logik und Kausalität als veranlassenden Mächten zugunsten ursachlosen Seins." Man entschließt sich mit ihm zu dem Bekenntnis, daß Objektivität der schwerste Vorwurf für Kritik sei, und daß nur Liebe eine Kritik wertvoll mache.
Aber vielleicht ist das, was Wilhelm von Scholz über Kunst und Künste, seine nächste Umwelt, sagt und was, räumlich betrachtet, die meisten Seiten seines schlanken Buchs ausmacht, nicht einmal das Wertvollste darin. Es ist Sache des seelischen Horchens, in Augenblicken der Fesselung das Raunen der Ferne deutlicher zu vernehmen als die Stimmen der Nähe. In erhöhterem Maße als der Kunst gegenüber wird Scholz dem Geheimnis des Lebens zum Deuter. Er spürt die Anziehungskräfte zwischen Charakter und Schicksal, zwischen Unglück und Tod. Er hat das Gefühl für das Unpersönliche in der Persönlichkeit und weiß, daß darin, als dem eigentlich Naturhaften, das Gewinnende der großen Männer ruht.
Wie Ringe im gestillten Wasser, die über und ineinandergleitend, den Kreis dauernd weiten, so dies Buch der fragenden Deutung: hat man sich darein versenkt, so gewahrt man, daß auch hier, dem einfallenden Stein, der die Wasserringe verursachte, vergleichbar, ein Erlebnis, all die „Einfälle, Erlebnisse, Erkenntnisse" in gesichertem Nachklingen erzeugt hat: das der Erinnerung. Es ist das Buch eines an die Erinnerung hingegebenen, sich ihrer gleichsam als Hörer bedienenden Menschen, das hier vorliegt. Darum wird gleich eingangs die Welt der Erinnerungslosen von der der Erinnerungbelasteten abgegrenzt; das Wurzelfassen in Erinnerungen wird zum sittlichen Postulat erhoben; das Angewiesensein des Erinnerungslebens auf einen letzten Hoffnungsschimmer kann nicht geleugnet werden; daß alles seinen Sinn erst nachträglich erhält, wird anerkannt; „Stimmung" einer Stunde heißt nun die halb unbewußte Erinnerung an frühere ähnliche Stunden. Es besteht für mich kein Zweifel, daß dies Hinaushorchen in Raum und Zeit bei Scholz (und wahrscheinlich in uns allen) ein psychologisch mit dem Erinnerungsleben in unlösbarer Ehe vermählter seelischer Vorgang ist, ja ich halte es nicht für unmöglich, daß auf die Fragen des Deutungsuchenden Erinnerung (vielleicht sogar im transzendentalen Sinn) aus dem Unbewußten Antwort gibt.
Ein sehr sachliches Buch, wie es bei einem, der wirklich sucht, nicht anders sein durfte, hin und wieder aber blinkt doch, in weiser und sparsamer Verteilung, ein epigrammatischer Reflex auf, und der fröhliche Gesell, der in Scholz neben und mit dem stillen seelischen Bruder einträchtiglich lebt, kommt zu seinem Recht, oder es ist auch der Dramatiker, der den Lyriker gelegentlich beiseite schiebt. Ein paar Aperçus nimmt man schmunzelnd mit auf die eigene Wanderschaft: „Ein reinlicher Mensch sollte wenigstens einmal im Leben seine Weltanschauung wechseln." – „Die grausamste Strafe für Künstler: Spießbürgerlaufen." Und dann der Satz, der in der epigrammatischen Prägung letztes lyrisches Bekenntnis ist und in diesem Zusammenhang auch einen Ring im Wasserspiegel der Erinnerung bedeutet: „Unzerstörbar ist nur das Unwiederbringliche."
Eingang der Beschäftigung mit „Lebensdeutung": man liebte das Buch um des Verfassers willen. Ausgang: man liebt den Verfasser erneut um des Buches willen.

Berlin — Ernst Heilborn

Aktenstücke und Aufzeichnungen zur Geschichte der Frankfurter Nationalversammlung. Aus dem Nachlaß von Johann Gustav Droysen. Herausgegeben von Rudolf Hübner. Stuttgart 1924, Deutsche Verlags-Anstalt. 848 S.

Mit Recht betont der Herausgeber in seinem Vorwort, daß seine Veröffentlichung sich nicht nur an Historiker wende, sondern ebenso das Interesse von Juristen und Politikern in Anspruch nehmen dürfe. Liegt doch der Verfassung von

Weimar unverkennbar das Bestreben zugrunde, an das Werk der frankfurter Paulskirche anzuknüpfen und seine Grundtendenzen in zeitgemäßer Umgestaltung zu übernehmen. Darum wird niemand, der sich ernsthaft mit unserer heutigen Verfassung beschäftigen will, umhin können, auch die Entstehung der Verfassung von 1849 genau zu betrachten. Für diesen Zweck bietet der von Hübner herausgegebene Teil des Droysenschen Nachlasses wertvollstes Material. Droysen hat ja in den Jahren 1848/49 eine besonders wichtige Rolle in Frankfurt gespielt: zuerst dort tätig als Vertreter der provisorischen Regierung Schleswig-Holsteins, hat er dann an den Beratungen der Nationalversammlung bedeutsamen Anteil genommen. Diese seine Wirksamkeit wird aufs beste veranschaulicht in den abgedruckten Schriftstücken, zugleich aber ein höchst lebendiges Bild der Tätigkeit des ersten und geistig höchststehenden deutschen Parlaments vermittelt.

Das Buch beginnt mit der Korrespondenz zwischen Droysen und der von ihm vertretenen Regierung, so daß auch für die schleswig-holsteinische Frage sich Neues ergibt. Den eigentlichen Inhalt macht dann das überaus reiche Material zur Entstehung der Verfassung aus. Besonders hinzuweisen ist auf das Protokoll der Sitzungen des Siebzehner-Ausschusses und vor allem auf den zweiten Teil des von Droysen geführten Protokolls des Verfassungsausschusses der Nationalversammlung (der erste Teil ist schon 1849 von Droysen selbst veröffentlicht worden). Das Ringen der verschiedenen Anschauungen kann der Leser hier unmittelbar auf sich wirken lassen.

Es sind also in der Tat vortreffliche Materialien, die der Forschung zugänglich gemacht werden. Von Nutzen werden sie allerdings nur für den sein, der gewillt ist, in eigener Arbeit den Dingen auf den Grund zu gehen. Der Leser muß sich ihren Gehalt selbst zu eigen machen, der Herausgeber hat darauf verzichtet, die Ergebnisse zusammenzustellen und auf unmittelbar greifbare Formel zu bringen. Darum ist sein Buch nicht für das breitere Publikum bestimmt. Daß er im wesentlichen an Fachkreise denkt, ergibt sich auch aus der Tatsache, daß er Erläuterungen und Erklärungen vorkommender Namen nur in knappem Ausmaß beisteuert. Wer sich zu solchem selbständigen Eindringen in die Gesamtheit des dargebotenen Stoffes nicht entschließen mag, dem ist wenigstens die Lektüre des ersten, Schleswig-Holstein betreffenden Abschnittes und des das Werk beschließenden Tagebuchs anzuraten, das Droysen in der ganzen Zeit seiner frankfurter Tätigkeit geführt hat; es beginnt am 2. April 1848 und bricht ab am 11. April 1849 unter dem erschütternden Eindruck des Zusammenbruches der kleindeutschen Hoffnungen infolge der Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. Diesen Teilen wird jeder Belehrung und wertvollste Anregung entnehmen können.

Heidelberg — Wolfgang Windelband

Aus meinem Leben. Von Alexander von Hohenlohe. Frankfurt a./M. 1925, Frankfurter Sozietäts-Druckerei. 413 S.

Wir lernen einen nicht nur dem Namen nach vornehmen Mann kennen. So verschweigt der Prinz zurückhaltend das traurige Ausklingen seines unter glänzenden Bedingungen angetretenen Daseins. Als Rückenmarksleidender, an den Rollstuhl gefesselt, lebte er, als der Krieg ausbrach, in der Schweiz; infolge seiner — um ein unzureichendes, aber verständliches Wort zu gebrauchen — „pazifistischen" Veröffentlichungen wurde ihm vom Bruder, dem Fürsten, die Apanage auf ein klägliches Mindestmaß beschnitten. Unter täglichen Entbehrungen sah er dem Tod entgegen, sein letzter Wunsch, in einem seidenen Hemd zu sterben, hat ihm eine mitleidige Freundin erfüllt. Zweifellos fühlte er sich als Märtyrer, die meisten aber von uns sind, unter Zubilligung seiner lautersten Beweggründe, der Ansicht, daß er seinem Vaterland sich damals schädlich erwies. Sie halten es auch nicht für angängig, nur die Schäden und Unvollkommenheiten des eigenen Landes, niemals die der anderen Länder zu betonen. Ihn, den Sohn einer Russin, den Gatten einer Italienerin, belasten die so häufigen Beeinträchtigungen der Mischrasse. Er glaubt deutsch zu empfinden, irrt sich hierin oft. So beklagt er etwa den „lächerlichen" Anstoß, den bei einigen Beamten und Militärs die Tatsache erregte, daß in Straßburg sein Vater, der Statthalter, mit der Gattin immer französisch sprach.

Über den Vater, den Reichskanzler Chlodwig Hohenlohe erfahren wir manches von Interesse und verargen es dem Sohn nicht, wenn er von bekannten kleinen Schwächen des alten Staatsmannes nichts zu wissen scheint, wenn er ihn und Bismarck als die „beiden unzweifelhaft bedeutendsten deutschen Staatsmänner des 19. Jahrhunderts" hinstellt.

Lesenswertes bringt er über Bismarck, auch über den Kaiser und über Holstein. Als Zeichen der Unzuverlässigkeit „einwandsfreier" Zeugnisse — er spricht vom „unschönen" Gesicht des Fürsten Phili Eulenburg; dessen Bekannte, auch jene, die ihm keineswegs wohl wollten, heben das Gegenteil hervor! An Alexander Hohenlohes, auf persönlicher Erfahrung beruhenden Darstellung der elsaß-lothringischen Frage, der damaligen Zustände im Reichsland wird der Geschichtschreiber nicht vorübergehen.

Berlin — Marie von Bunsen

Kindheit. Erinnerungen aus meinen Kadettenjahren. Von Leopold von Wiese. Hannover 1924, Paul Stegemann. 94 S.

Die Tendenz dieser kurzen Schrift ist gegen die Kadettenanstalten gerichtet. „Überall in Deutschland mehren sich die Anzeichen einer freiwilligen Militarisierung des Erziehungswesens, wobei ich darunter nicht äußere Kriegsvorbereitung, sondern eine innere Formung der Jugend nach Regeln und Grundsätzen eines unfreien Geistes verstehe. Vielleicht ist es da angezeigt, wenn ich ohne jede Übertreibung in strenger Bindung an die wirklichen Begebenheiten meine eigenen Jugenderfahrungen mitteile." Nun würde ja eine Erörterung über die Berechtigung der Fragestellung und den Wert solcher Einzeldarstellungen zu weit führen. Die Berichte von Wieses sind sicher interessant und bemerkenswert, sie sind aber aufgebaut auf einem verblüffenden Erziehungsfehler. Denn das sieht ja auf der ersten Seite der Harmloseste, daß ein zarter, vielleicht gar verzärtelter Sextaner, der Dramen schreibt, nicht in eine Kadettenanstalt gehört. Die Licht- und Schattenseiten des Kadettenwesens hat vor langen Jahren der kürzlich verstorbene Paul v. Szepanski, offenbar auch auf Grund eigener Erlebnisse, in seinen „Spartanerjünglingen" geschildert. Aber da war bei allem unterirdisch wirksamen Ernst Liebe, verstehende Liebe zu merken, hier bei von Wiese spürt man kaum einen Hauch davon. Und das ist der Haupteinwand gegen das sonst so hübsch und anschaulich geschriebene Büchlein. Denn was sonst noch angedeutet wird, hängt nicht so an den Kadettenanstalten, wie an jedem Internat und findet sich in pazifistischen Erziehungsheimen, wie manche Erfahrung zeigt,

erst recht. Deshalb, wenn man aus dem vorliegenden Büchlein eine Tendenz gewinnen will, so sei es: „Erziehung gehört in die Familie, nur im äußersten Notfall wähle man andere Wege."

Waidmannslust C. F. van Vleuten

Christentum und Wirtschaftsethik. Von Ernst Cahn. Bücherei der Christlichen Welt. Gotha-Stuttgart, Friedrich Andreas Perthes A.-G. 27 S. M. —,80.

Die drei großen christlichen Gesellschaftstheorien, die das gesellschaftliche Leben der Christenheit teilweise bis tief in das 19. Jahrhundert hinein beherrscht haben, die katholische des Thomas von Aquino, die lutherische und die calvinistische, sind in den Stürmen der modernen Wirtschafts- und Gesellschaftsentwicklung zusammengebrochen.

Es fehlt heute an einer für unser modernes Leben gültigen geschlossenen Gesellschaftsethik, die für den Aufbau einer neuen christlichen Gesellschaftstheorie, damit für das christliche Gemeinschaftsleben die Bahnen weist.

Eine solche gibt die vorliegende Schrift, insbesondere mit dem Wunsch, die wirtschaftlichen und sozialen Fragen im Licht der christlichen Gesellschaftsethik einer Lösung näher zu führen.

Danzig Artur Brausewetter

Cajus Julius Cäsar. Von Georg Brandes. 2 Bände. Berlin 1925, Erich Reiß. 363, 400 S.

Cäsar ist modern geworden, denn die Welt sieht sich in der Gegenwart vergeblich nach Rollenspielern um vom Ausmaß des großen Römers. Gundolf hat die Synthese seiner Persönlichkeit gegeben, Brandes gibt die Geschichte seiner Zeit und seines Lebens in notwendiger Wechselwirkung. Aus den umfangreichsten und genauesten Quellenstudien hervorgegangen, erwächst dem greisen dänischen Gelehrten ein historisches Werk von großer Bedeutung. Übersicht und Welterfahrung herrschen darin, jede Einzelheit ist dem Zweck des Ganzen untergeordnet, jeder der geschilderten Charaktere in organische Beziehung zu Cäsar, dem Mittelpunkt des Werks, gebracht. Ein Freskogemälde der krank und faul gewordenen, in Bürgerkriegen sich zerfleischenden Republik führt die Zustände dem Leser vor Augen, die Cäsars Jugend umgeben und beeinflussen. Rom selbst, dann Asien, Afrika und Spanien werden geschildert; aus dem Bilde hebt sich die Gestalt Cäsars als Politiker, selbstverständlich, notgedrungen, in den einzelnen Zügen von tragischer Folgerichtigkeit. Die Bedeutung der Großfinanz, die merkwürdige Stellung der römischen Frauen und ihr wachsender Einfluß rücken in den Vordergrund, Cäsar erscheint als Weltmann, und seine Kenntnis der eleganten Welt unterstützt seine politische Klugheit. Wir verstehen, warum der geborene Aristokrat unter die Demokraten gehen mußte, und daß ein „neuer Staat" allein imstande sein konnte, die korrumpierte Republik aus dem Sumpf von Blut und Bestechung zu lösen. Ehe Cäsar daran ging, diesen neuen Staat unter seiner eigenen Führung ins Leben zu rufen, schuf er sich ein Heer und eine treue Anhängerschaft. Wie dies geschah, zeigt Brandes mit meisterhafter Einfachheit, indem er Rom in den kritischen Jahren schildert und eine Darstellung des gallischen Krieges, der Feldzüge in Belgien, Britannien und Germanien mit prachtvoller Klarheit ausführt. Als Naturnotwendigkeit sehen wir den Bürgerkrieg ausbrechen, erleben wir den entscheidenden Tag von Pharsalos, das ägyptische Abenteuer, den stolzen Siegerbericht „veni, vidi, vici" und den afrikanischen Krieg, aus dem Cäsar als vierfacher Triumphator heimkehrte. Nun „organisierte" der Herrscher das Reich, und während dieser Arbeit, deren Vollendung dem Oktavianus zufiel, endete der schmählichste Meuchelmord das Leben des Großen. Durch Cicero ist die Tatsache und sind die Charaktere der Mörder verzeichnet worden, die Dichtung nahm solche Verzeichnung auf, und ein Schurke wie Brutus bekam einen patriotischen Heiligenschein. Brandes zeigt, daß hier vieles umzulernen ist und daß selbst die wichtigsten und eindrucksvollsten Momente der Geschichte in bezug auf ihre Darstellung immer wieder der Revision bedürfen. — Erwin Magnus hat das dänische Original des bedeutenden Werks würdig ins Deutsche übertragen, und der Verlag gab den zwei Bänden vorzüglichen Druck bei entsprechend geschmackvoller Ausstattung.

München A. v. Gleichen-Rußwurm

Das Mittelalter bis zum Ausgange der Kreuzzüge. Von S. Hellmann. Zweite, erweiterte und veränderte Auflage. (L. M. Hartmanns Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung. Vierter Teil.) Gotha-Stuttgart 1924, Fr. Andr. Perthes A.-G. IX, 398 S. M. 7,—.

Äußerlich hat die zweite Auflage gegenüber der ersten um fünfzig Seiten großen Formates zugenommen, was an und für sich eine Bereicherung bedeutet. Im dritten Teil ist an Stelle des 7. und 8. Kapitels, die dem Vordringen der europäischen Kultur in den Mittelmeerländern sowie dem Norden und Osten Europas im Zeitalter der Hierarchie gewidmet waren, ein den Teil abschließendes Kapitel „Die Erweiterung des europäischen Kulturkreises" getreten, das die Vorzüge der Hellmannschen Diktion besonders klar erkennen läßt. Sonst ist natürlich im einzelnen vieles gebessert und ausgefeilt worden, sei es nach ganzen Absätzen, sei es auch nur nach Wendungen und Worten. Das Kirchliche ist diesmal stärker betont, als es 1920 geschehen war. Das alles hat dem Ganzen entschieden zum Vorteil gereicht. Dagegen zeugt es von einer recht merkwürdigen Auffassung, wenn Hellmann, der der leipziger Hochschule aufoktroyierte Münchener, seinen Widerstand gegen gewisse Ausstellungen, die der ersten Auflage gemacht worden waren, mit dem klassischen Satze begründet: „Wenn irgendwann, so ist es in unserer Zeit eine Aufgabe der Geschichte, gegen liebgewordene Vorurteile anzukämpfen, mögen sie auch noch so tief in den Gefühlen der Menschen verankert sein." Eine derartige Anschauung atmet wohl Hardenschen Geist, hat aber mit der historischen Methode und der geschichtswissenschaftlichen Objektivität im tiefsten Grunde nichts zu tun.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

August der Starke. Ein Fürstenleben aus der Zeit des deutschen Barock. Von Cornelius Gurlitt. Zwei Bände. Mit 48 Tafeln in Faksimile-Lichtdruck. Einbandentwurf von Prof. Heinrich Wieynek. Dresden 1924, Sibyllen-Verlag. 416 und 359 S. 8°.

Ein sehr merkwürdiges Buch. Weder Lebensbeschreibung noch Landesgeschichte. Schon auf Seite 182 des ersten Bandes ist der Held tot; auf den Seiten 188—194 wird er politisch gewürdigt. Bis dahin reicht, allenfalls, die biographische Längsschnittmethode. Was dann folgt, sind lauter Querschnitte: das Volk, der Staat, die Kirche, Industrie und Handel, die Kunst. Eine aus reichstem Stoff mit unendlicher Geduld zusammengetragene Kulturschilderung Sachsens im Zeitalter des deutschen Barocks. Liebe hat die Feder geführt. Doch keine blinde Affenliebe: an Kritik hat es Gurlitt keineswegs fehlen lassen. Aber er hat

es für seine Aufgabe, seinen Beruf erachtet, Friedrich August I. von Sachsen (August II. von Polen) von der gehässigen Verunglimpfung, die vor allem auf die preußische Nachbarschaft zurückzuführen ist (deren Urteil in der borussozentrischen Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts maßgebend geworden ist) zu reinigen, ihm an Ruf und Ruhm zurückzuerstatten, was er ehrlich verdient hatte. Dabei wird erfreulicherweise aus fast zweihundert Jahre altem Schutte viel Deutschtum hervorgezogen, wiederhergestellt und für die Zukunft gerettet. Gurlitt mag sich in belanglosen Einzelheiten (nur acht außereheliche Kinder Augusts statt der „365" der Wilhelmine von Bayreuth; Zuckerkrankheit seine Todesursache; Seite 167 steht mit konstanter Bosheit Bethsaba statt Bathseba u. a. m.) geirrt oder vergriffen haben — darauf kommt es nicht an. Die Hauptsache ist, daß er August den Starken, keinen Mann der Tat, aber einen Fürsten hohen Gedankenfluges, als barocken Deutschen in seiner vollen Ausprägung erwiesen hat. Das ist sein bleibendes Verdienst.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Hessische Biographien in Verbindung mit Karl Esselborn und Georg Lehnert herausgegeben von Herman Haupt. Band II, Lieferung 3. Darmstadt, Hessischer Staatsverlag. 192 S.

Das verdienstvolle Werk, das die Ungunst der Zeit unterbrochen hatte, wird jetzt erfreulicherweise fortgesetzt. Die hessischen Biographien bringen keineswegs dürftige, farblose Skizzen, sie gehen mit Umsicht den Quellen nach und tragen das gewonnene Material sorgsam zusammen. Nicht nur die Hauptmomente aus dem Leben verdienstvoller Männer gelangen zur Darstellung, auch ihre innere Entwicklung wird aufgezeigt. Ihren Schicksalen, ihrer Stellung und Tätigkeit gegenüber gilt parteiloser Standpunkt als oberste Satzung. Aus dem reichen Inhalt des vorliegenden Bandes, der u. a. den Lebensabriß des „Datterich"-Dichters Ernst Elias Niebergall enthält, führe ich den Burschenschafter Minnigerode (1814—1894), Politiker, Lehrer der klassischen Sprachen, zuletzt Geistlicher der englischen Episkopalkirche in Nordamerika, an. Ein Freund Georg Büchners hatte er dessen „Landboten" verbreitet, hatte unter einer grausamen Justiz zu leiden, saß Jahre hindurch zur Hungerkost verurteilt in einer mit Schimmel beschlagenen, von Ratten bevölkerten, unterirdischen Kerkerzelle. Läßt man diesen in glühenden Farben hingeworfenen Lebensabriß auf sich wirken, so fühlt man die Elemente eines erschütternden Dramas darin schwingen. Den Herausgebern der Biographien darf man dafür danken, daß sie die Beiträge nicht auf geborene Hessen beschränken, sondern daß sie ausgezeichnete Männer aller Berufsklassen heranziehen, die für längere Zeit in Hessen ihren Wohnsitz genommen hatten.

Gießen — Alfred Bock

Laien-Buddhismus in China. Das „Lung shu Ching t'u wen" des Wang Jih hsiu. Aus dem Chinesischen übersetzt, erläutert und beurteilt von H. Hackmann. Gotha-Stuttgart 1924, Friedr. Andr. Perthes A.-G. XVI u. 347 S.

Der Verfasser, früher in China tätig, jetzt als Professor der allgemeinen Religionsgeschichte an der Universität Amsterdam wirkend, ist durch treffliche Arbeiten über den Buddhismus in China bereits bestens bekannt. Mit der vorliegenden Übersetzung des „Lung shu Ching t'u wen" hat er sich erneut um die Erforschung dieser interessanten Kulturerscheinung verdient gemacht. Den Literarhistoriker werden insbesondere die Kapitel V, VII, VIII und IX interessieren, die mancherlei Legenden und Wundergeschichten enthalten, wie sie auch an andern Stellen des Werks gelegentlich eingestreut sind und für folkloristische und verwandte Studien Bedeutung haben. Auf die religionsgeschichtlichen Fragen näher einzugehen, dürfte hier wohl nicht der geeignete Ort sein.

Leipzig — G. Menz

Weltfreimaurerei, Weltrevolution, Weltrepublik. Eine Untersuchung über Ursprung und Endziele des Weltkrieges. Von Fr. Wichtl. 10. Auflage. München 1923, J. F. Lehmann. 305 S.

Dieses stattliche Buch von rund dreihundert Seiten gehört zu den lustigsten Veröffentlichungen und zugleich zu den traurigsten Veröffentlichungen neuerer Zeit, die ich kenne. Es ist eine „historische" Untersuchung, und doch besonders lustig; es handelt vom Zusammenbruch Mitteleuropas und doch lustig? Und traurig zugleich — also jedenfalls eine Mischung, die seltsam genug ist.

Die Erklärung dieser Doppelgestalt wunderbarster Art; von Heiterkeit und Trauer, ist die folgende:

Das Thema, das der Verfasser behandelt, ist die lustigste Absurdität, die man sich denken kann; er „erweist" nämlich — auf seine Art natürlich —, daß die Politik, die zum Weltkrieg geführt hat, das Werk von Freimaurern, Juden und anderen Antikatholiken, also Gottlosen und auch Protestanten gewesen ist; daß der Weltkrieg wohlerwogen in den Plan gehört, die Weltrevolution hinaufzuführen mit dem Ziel, die Weltrepublik ins Leben zu bringen, und diese ungeheure, infernalische Umwälzung ist eben das Werk der Freimaurer der Welt, des Weltjudentums, der antikatholischen Mächte auf dieser Erde.

Mit den Methoden „exakter" historischer Wissenschaft wird dieses erstaunliche Ergebnis unter Beweis zu stellen versucht; unter Berufung auf die Feststellungen anderer, mit Anführung von Behauptungen obskurer Schriftsteller, mit jenem ganzen Apparat, den die strenge Wissenschaft nicht entbehren kann. Ungewollt ist die Veröffentlichung damit eine Parodie auf die Arbeiten ernster Geschichtschreiber. Was läßt sich nicht behaupten und — „beweisen" mit den Beweismitteln, die hier nutzbar gemacht worden sind. Man hat auf gleiche Weise die Existenz von Hexen jeder Anzweifelung entrückt, und dokumentarisch unangreifbar erhärtet, daß sie vor der Erfindung der Luftschiffahrt auf Besenstielen oder auch auf Schweinen durch die Luft vergnüglich zum Blocksberg geritten sind. Ein Buch, wie das obige, würde also nur ein Beweis mehr sein für die Kontinuität menschlicher Wahnideen, und damit rückte diese Veröffentlichung noch nicht in das Gesichtsfeld, das unter ernsterer Beachtung liegt.

Daß auch solche Bücher veröffentlicht werden, ist nicht erstaunlich; erstaunlich ist etwas anderes, das der Umschlag der Schrift bekannt gibt; da ist zu lesen bei dem Exemplar, das mir vorliegt: „Zehnte Auflage; 44.—49. Tausend. Wenn diese Angabe zutrifft, daß nämlich bis 49 000 Exemplare von dieser Ausgeburt der Phantastik und des Fanatismus, der Leichtgläubigkeit und der Verranntheit bereits unter die deutsche Bevölkerung gelangt sind, dann wird der Kulturhistoriker unserer Tage diese Erscheinung in hohem Grade der Aufmerksamkeit wert erachten müssen, und es liegt eine neue Bestätigung dafür vor, daß Kultur und Zivili-

sation nur dünn, wie eine Eierschale, einen Ozean von Unkultur, von Aberglaube, von Vorurteil, von Wahnideen umschließen.

Wir sogenannten Gebildeten lachen und lächeln über die Traumbücher, die über die Hintertreppen in die Küchen und Mädchenzimmer wandern. Das angezeigte gewichtige und teure Buch nimmt seinen Weg ganz gewiß nicht über die Hintertreppen. In 49 000 Exemplaren soll es die Vordertreppen hinaufgewandert sein, um Unbildung und Irrglauben und Kritiklosigkeit unter den „Gebildeten" zu verbreiten. Diese Tatsache dürfte sich kein Kulturhistoriker unserer Tage entgehen lassen.

Es war ein armes altes Mütterchen, das zum Holzstoß auf dem Johann Huß angebunden an einem Pfahl stand, den Feuertod erwartend, ein Scheit herbeischleppte, und Huß soll ihr verzeihend zugerufen haben: O sancta simplicitas.

Die Jahrhunderte sind vergangen, und die Verbrennung von Ketzern ist zur Zeit unmodern geworden und strafbar. Aber die Gesinnung, die Scheiterhaufen errichtete, ist nicht ausgestorben und dem Herrn Nationalrat Fr. Wichtl ließe sich auch zurufen: O sancta simplicitas; o heilige Einfalt; wobei an der Einfalt nicht zu zweifeln ist; gewiß aber an ihrer „Heiligkeit".

Das Buch ist ein sehr interessanter Beitrag zum politischen Aberglauben unserer Tage.

Berlin — P. Nathan

Hans Waldmann, der Bürgermeister von Zürich. Von Josef Bernhart. München 1924, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 125 S. Geb. M. 3,20.

Karl Sand. Von Karl Alexander von Müller. Ebenda. 209 S. Geb. M. 3,50. (Stern und Unstern. Eine Sammlung merkwürdiger Schicksale und Abenteuer. Herausgegeben von Tim Klein. Viertes und fünftes Buch.)

Der Boden, aus dem Waldmann erwuchs, jene Zeit, da die Schweiz eine europäische Großmacht war und ihre Stellung nicht nur mit dem Blut ihrer Söhne, sondern auch mit der Auflockerung aller Bande von Zucht und Sitte, Treu und Glauben bezahlte, wird uns deutlicher als die Gestalt des Gewaltmenschen auf Zürichs Bürgermeisterstuhl — den könnte uns wohl nur die Dichtung begreiflich machen, nicht umsonst nennt C. F. Meyer gelegentlich den „ewigen" Waldmann „fast den einzigen heimischen Tragödienstoff". Aber die Akten geben nur äußere Tatsachen her; sie zeigen einen unbeherrschten, oft genug rohen Emporkömmling — dachte er an mehr als Befriedigung eigener Lebens- und Herrschgier? Jedenfalls wußte er die Macht, die ihm Kraft und Glück gegeben hatten, nicht so zu nützen, daß sie als erträglich erschienen wäre; in fast unbegreiflicher Weise forderte er sein Schicksal heraus; schließlich brachte ihm der Tod durch das Richtschwert bei der Nachwelt noch einen Ruf, auf den sein Leben kaum Anspruch hatte.

In Sands Seele sehen wir dagegen bis in ihre letzten Winkel, und zeitgemäß ist der Bericht über sein Leben und seine Tat nur allzusehr, nicht zuletzt, weil er die vollkommene politische Unreife des Mörders und weitester Kreise seines Volkes grell beleuchtet. Sand ist sich bis zum letzten Augenblick nie der Torheit seiner Tat, geschweige denn des Unheils, das er durch sie anrichtete, bewußt geworden; aller Idealismus seines Wesens, der sich freilich mit einem guten Teil furchtbar engen Pharisäertums verband, schützt ihn nicht davor, daß, wenn auf einen, dann auf ihn das Bibelwort vom Ärgernis und dem, durch dessen Handeln es in die Welt kommt, zutrifft. Man kann dem Buch nur recht viele Leser wünschen; es verdient es auch durch seine treffliche Darstellung, durch die Lebendigkeit seiner Schilderungen aus dem geistigen Leben der akademischen Jugend jener Tage. Sehr dankenswert ist, daß dieser Band auch ausgiebige Quellennachweise bringt. Die beiden neuen Bände der Sammlung reihen sich also ihren Vorgängern würdig an.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Der schwarze Tod. Eine Chronik der Pest von 1348 bis 1720. Von Johannes Nohl. Potsdam 1924, G. Kiepenheuer. 373 S.

In der Serie „der Kulturspiegel", die Emil Szittya herausgibt, erschien als zweiter Band eine Monographie über die Pest. Es ist dies Buch eine erschöpfende Zusammenstellung und Behandlung aller Nachrichten, die wir über den furchtbaren, mehr als dreihundert Jahre währenden Siegeszug des schwarzen Todes in Europa besitzen. Seine Wirkung auf Kunst und Kultur wird in vorzüglicher Weise dargestellt; manches, was sein Wüten künstlerisch verarbeitete, wie die mit dem Lorbeerschmuck der Hochrenaissance prunkende Schilderung Machiavellis über die Pest in Florenz oder Abraham a St. Claras burleske Predigten wird im Wortlaut mitgeteilt. In kulturgeschichtlicher Hinsicht ist der Inhalt des reichen Buchs eine Fundgrube merkwürdiger und überraschender Einzelheiten. So die Tatsache, daß 1355 in Korsika unter dem Druck der Pest eine kommunistische Partei amtlich Güter- und Frauengemeinschaft einführte, wie es in zahlreichen anderen Städten und Landschaften halbamtlich, mehr als Gewohnheitsrecht sich einbürgerte. Sehr bemerkenswert auch der Wandel in den Erscheinungen der Pest während der drei Jahrhunderte: das sind Ergebnisse, die den medizinalhistorischen Forschern zu denken geben können.

Jedenfalls besitzen wir in der Schilderung Nohls eine gediegene Fortsetzung und wesentliche Erweiterung der Darstellung des alten Hecker, der, weiland Medikus in Berlin, im Jahre 1842 sein klassisches Buch über den schwarzen Tod in Deutschland veröffentlichte.

Ein Wort noch über die Illustrationen, deren Auswahl offenbar im ganzen mit großer Sorgfalt behandelt wurde. Die an sich wertvollen Wiedergaben aus dem sogenannten Blockbuch von 1465 wirken in der ziemlich großen Anzahl etwas eintönig, um so mehr, als sie zum Thema nur mittelbar beitragen. Man hätte sich mehr eigentliche Pestdarstellungen gewünscht, die doch in überreicher Menge in der Literatur vorhanden sind.

Waidmannslust — C. F. van Vleuten

Der heilige Franz von Assisi. Von Fritz Kunz. Mit Text von Heinrich Federer. 3. Auflage. München 1924, Gesellschaft für christliche Kunst. 48 S.

Legenda trium sociorum. Bericht von dem Leben des heiligen Franziskus. München 1923, Theatiner-Verlag. 140 S.

Der ästhetische Wert der geschichtlichen Franziskusgestalt rechtfertigt die Neuauflage des 1908 erstmalig erschienenen neuen Franziskuslebens. Und auch heute weht durch diese Arbeit der schweizer Künstler, des Malers Kunz und des Erzählers Federer, der Hauch aus jener reineren Welt, deren Glanz der Poverello wie kaum einer vor noch nach ihm durch ein mühsames Leben getragen hat. Beide haben das tiefeinfache, gottnahe Wesen des Heiligen begriffen und meisterlich gedeutet.

Eine wertvolle Ergänzung zur Franziskus-Literatur ist die von Siegfried Johannes Hamburger sehr gut übertragene und mit einem Nachwort versehene Legende, die von der Tradition den vertrauten Gefährten des Heiligen, den Brüdern Leo, Rufinus und Angelus zugeschrieben wird. Trotz der Einfachheit der äußeren Form ist Leben in diesen Zeilen. Man sieht den Heiligen, als wandle er mitten unter uns oder wir mit ihm durch seine Zeit. Acht Tiefdruckreproduktionen nach Gemälden Giottos ergänzen harmonisch die liebe alte Legende.

Charlottenburg — Hans Sturm

Neuyorker Spaziergänge. Eindrücke und Betrachtungen aus der Metropole der Neuen Welt. Von Gerhard Venzmer. Hamburg 1925, Weltbund-Verlag. 301 S.

Vivis Reise. Ein Jahr als Dienstmädchen in Amerika, die Abenteuer einer schwedischen Studentin von Neuyork bis Yellowstone. Von Vivi Laurent. Ins Deutsche übertragen von Nora Feichtinger. Mit Zeichnungen der Verfasserin. Gotha-Stuttgart 1925, Friedrich Andreas Perthes A.-G. 194 S.

Der Verfasser der neuyorker Spaziergänge hatte als Schiffsarzt die ganze Welt gesehen, die lieblichen Gestade Japans, die Urwaldpracht Indiens, die sandige Glut Südafrikas, die Vulkane des Aztekenreichs, die malerisch verträumten Winkel des Mittelmeers und noch vieles andere, als sein Fuß zum erstenmal den Broadway betrat. Ob sein Eindruck von der Riesenstadt am Hudson ein gleich überwältigender gewesen wäre, wenn er die Großstädte des europäischen Kontinents gekannt und zum Vergleich hätte heranziehen können, bleibe dahingestellt. Jedenfalls versteht er es, wie Otto Schabbel in seinem Geleitwort richtig hervorhebt, als ein unbefangener Beobachter aus seinen frisch empfänglichen, ungetrübten Sinnen die Eindrücke wiederzugeben, die die Stadt mit ihrem gewaltigen Mechanismus und die Menschen, die ein Opfer dieses Mechanismus werden, ihm boten. Aber er zieht auch sehr interessante Schlüsse aus seinen Beobachtungen und findet beherzigenswerte Worte der Warnung an seine Landsleute, die heute mehr als je geneigt sind, das Tempo und die Methode der Neuen Welt sich zu eigen zu machen. So ist das Buch nicht nur ein farbiger und amüsant zu lesender Führer durch die Arbeits- und Vergnügungsstätten, durch die Straßen und Verkehrszentren Neuyorks, sondern daneben ein wertvoller Beitrag zur Lösung sozialer und wirtschaftlicher, ethischer und künstlerischer Fragen, die uns alle beschäftigen und sowohl unsern Volkswirten und Industriellen, als unsern Politikern und geistigen Arbeitern schwere Sorgen machen. — „Vivis Reise!" Schon der Titel stimmt heiter, besonders wenn man die entzückende Karikatur des mit Schüsseln beladenen Dienstmädchens dazu betrachtet, das der flotte Stift der Verfasserin — ein schwedischer Wilhelm Busch! — mit hundert anderen lustigen Bilderchen dem Text eingestreut hat. Eine schwedische Studentin, die Abenteuer liebt und sich nichts Herrlicheres denken kann, als auf eigene Faust sich durchs Leben zu schlagen, „als Landstreicher, Abenteurer, zu fliegen mit den Winden, zu treiben mit dem Schicksal". Ihren ehrbaren, hochangesehenen Eltern ringt die junge — und ich möchte wetten, bildhübsche — Akademikerin die Erlaubnis ab, mit einer Freundin das Abenteuer zu wagen. Als Dame kommt sie, auf dem Schiff noch einmal allen Komfort der Neuzeit genießend, in Neuyork an, um sich dann sofort in das bescheidene, Arbeit um jeden Preis heischende Dienstmädchen zu verwandeln, das im Stellenvermittlungsbureau ihre „Ma'am" findet. Intelligenz und Arbeitswilligkeit machen aus Vivi ein vortreffliches Dienstmädchen, das zum großen Schmerz der Herrschaft aber an ihrem Grundsatz, sich nach einem Monat „zu verändern", unerbittlich festhält. So sehn wir sie von Stelle zu Stelle wechseln, zwischendurch einmal in einer Druckerei als Anlegerin arbeiten, dann in einem höchst ulkigen „Atelier" als Bemalerin von Knöpfen, Gürteln, Fächern usw. ein bemerkenswertes Talent entfalten, schließlich ihre paar Spardollars zusammenraffen, sich auf die Bahn setzen und die Verwirklichung ihres Traums, nach Kalifornien und dem Stillen Ozean zu gelangen, beginnen. So kommt sie nach Buffalo, wo sie den üblichen Monat in einem feinen Hause abdient, nach Chicago, Omaha, Denver, Colorado Springs, das ihr, wie auch der Yellowstonepark, in dem sie als eine Art Wandervogel eine kurze Ferienzeit in voller Freiheit genießen darf, in den landschaftlichen Schönheiten, die die ihrer herrlichen Heimat übertreffen, zu schwelgen gestatten. — Die Fortsetzung ihrer Abenteuer ist einem zweiten Band vorbehalten, auf den man nach diesem ersten mit Recht gespannt sein darf. Denn diese kleine, lustige Vivi hat einen hellen Kopf und helle Augen, und ohne an den Türen zu spähen und zu horchen, bekommt sie vom Leben und Treiben, vom Denken und Fühlen ihrer Herrschaften doch so viel zu sehen und zu hören, daß sie in ihrem amüsanten Stil, den die Übersetzerin vortrefflich verdeutscht hat, gar viel Interessantes und Erstaunliches über Amerika, die Amerikaner, und besonders Amerikanerinnen, zu sagen weiß. Sie wundert sich über nichts, nichts Menschliches ist ihr befremdlich, und mit einem reinen, unverdorbenen, und mir will scheinen: unverderbbaren Gemüt hat sie für alles ein frauenhaftes Verstehen und Verzeihen. Sie stellt keine Vergleiche an, philosophiert nicht tiefgründig, kritisiert nicht, lobt weder noch tadelt sie; sie registriert einfach das Leben, wie es sich ihr bietet, und alles Häßliche und Schmutzige, das ihr begegnet, gleitet an ihr ab, wie Wasser vom Gefieder eines Schwans. So hübsch das Buch ist, so fesselnd die Schilderungen sind, das Hübscheste und Fesselndste ist doch Vivi selbst. Wie sich hier, ganz unbewußt und naiv, dieses tapfere, herzensfrohe Mädel zu einem liebenswerten, charakterstarken Vollmenschen gestaltet, das gibt dem Werk seinen literarischen Wert, seine künstlerische Bedeutung.

Berlin — Fritz Carsten

Beginnen. Aufsätze über Sozialismus. Von Gustav Landauer. Köln 1924, Marcan-Block-Verlag. 184 S.

Der Band ergänzt in eindrucksvoller Weise das Bild des Verfassers, wie es einem in seinem „Aufruf zum Sozialismus" und seiner jetzt in zweiter Auflage vorliegenden „Rechenschaft" dem Leser entgegentritt. Warmherzige Begeisterung für höchste Menschheitsziele verband sich in dem Dahingegangenen mit ungeduldig kühnem Drängen nach unmittelbar lebendiger Verwirklichung. Sein Sozialismus stützt sich nicht wie der Marxsche auf die Analyse der kapitalistischen Produktionsweise und den Nachweis von Tendenzen, die durch jene dem Klasseninteresse und dem Klassenkampf des Proletariats notwendig vorgezeichnet sind, ist überhaupt nicht in erster Reihe wirtschaftlich orientiert; vielmehr allgemeiner Ausdruck der Sehnsucht nach einem neuen, die Menschen aus jeder Niedrigkeit (vor allem innerer Niedrigkeit) emporhebenden Leben. Mit einer ganz

eigenartig packenden Beredsamkeit und schneidend kritischer Satire wi bt er für diesen Grundgedanken; der aber, sobald er ihn zu bestimmteren sozialen Strebezielen auszumünzen sucht, be der Berührung mit der gemeinen Deutlichkeit der Dinge naturgemäß seine Flügelkraft verliert. Das tritt in diesem Band, der vom Beginnen wie dessen Wegen handelt und Hand in Hand damit die Siedelung als ein privater Initiative zugängliches Mittel zum Ziel anpreist, mit besonderer Klarheit hervor. Sein Reich ist in den Lüften.

Charlottenburg — Conrad Schmidt

Was unrecht ist an der Welt. Essays. Von G. K. Chesterton. Autorisierte Übertragung von Clarisse Meitner. München 1924, Musarion-Verlag. 309 S.

„What's Wrong with the World“ erschien 1910 in England. Die Übersetzerin Clarisse Meitner nennt diese Sammlung sozialpolitischer Essays „Was unrecht ist an der Welt“. Man wird zunächst zeigen müssen what's wrong with the translator. Am Schluß des ersten Kapitels äußert Chesterton: „Ich habe dieses Buch: ‚Was ist unrecht an der Welt‘ (s. o.!) genannt; aber dieser etwas freie (?) Titel weist nur auf den einen (?) Punkt hin; unrecht ist, daß wir nicht fragen, was recht wäre.“ Unrecht und recht involvieren moralische Urteile; doch darum handelt es sich hier gar nicht. Chesterton will vielmehr mit seiner bekannten dialektischen Magie dartun, was ihm verkehrt auf der Welt scheint, was mit der Welt nicht stimmt, und dafür das Richtige setzen. Die kontradiktorischen Begriffe hätten also nicht unrecht und recht, sondern verkehrt und richtig zu lauten.

Wie alle Bücher Chestertons leidet auch dieses an einer Elefantiasis seiner Manier, an einem Troppo seiner Besonderheit. Man kann nicht dauernd auf dem Kopf stehn; und wenn man es kann — der sich produzierende Künstler hält es vielleicht länger aus als der Zuschauer —, soll man es nicht. Mir wenigstens ist es nicht vergönnt, mehr als ein ganz geringes Quantum von Chestertons Jonglierfertigkeit zu genießen. Mit einem anderen Vergleich: Kaviar in kleinen Portionen ist herrlich; nichts als Kaviar widersteht einem bald. Und wenn gar ein „orthodoxer Christ“ ausschließlich mit gedanklichen salti mortali und stilistischen Kapriolen zu wirken trachtet, so sucht man sein Heil in der Flucht. Ich bewundere Chestertons geistiges Feuerwerk, aber weder sein katholisches Feuer noch sein heidnisches Werk wärmt mich. Mea culpa.

Berlin — Max Meyerfeld

Von Art und Unart. Ein Zeitspiegel des guten Tons. Von Alexander von Gleichen-Rußwurm. Leipzig 1925, Carl Merseburger. 146 S.

In diesem „Zeitspiegel des guten Tons“ trägt der Verfasser alles über Art und Unart aus der überreichen Schatzkammer seines kulturhistorischen Wissens zusammen und kommt zu dem Ergebnis: „Gute Art ist der Heroismus des Alltags“. Seiner inneren und äußeren Form nach ist die Veröffentlichung für weiteste Volkskreise gedacht und wird hier zweifellos nachhaltige erzieherische Wirkung und so eine den früheren großen Werken des Verfassers nicht nachstehende kulturelle Bedeutung haben.

Charlottenburg — Hans Sturm

Die neue Psychologie und ihre Beziehung zum Leben. Von A. G. Tauxley. München 1923, Drei-Masken-Verlag.

Schon lange ist es ein berechtigter Wunsch vieler, daß einmal das für die allgemeine Psychologie Wertvolle aus den Arbeiten der Psychoanalytiker, gereinigt von Übertreibungen und den leider nicht fehlenden Absurditäten, in gedrängter Form zusammengefaßt würde. Auf dem Umweg über ein englisches Original kommt uns hier in Übersetzung ein solcher Versuch zu. Fast mehr noch als an Freud lehnt sich der Verfasser an Jung an und behandelt in einer Reihe von Kapiteln: die Beschaffenheit der Seele, die seelischen Energien, die Umwege der libido, Vernunft und Vernünfteln, die Inhalte der Seele. — Was für ein solches Unternehmen nötig war, eine Einschränkung des Freudschen Pansexualismus, ist durchgeführt. Dennoch will uns scheinen, daß mit dieser Umwandlung zu „Stubenreinheit“ vieles gerade des Interessantesten an der Psychoanalyse unterdrückt worden ist. Das ist vielleicht kein Zufall. Die Beobachtungen der Psychoanalytiker sind eben vorwiegend an Neurotikern gemacht worden und für deren Seelenleben erhellend; daher muß notwendig der Wert für die Normalpsychologie gering ausfallen, was sich einem gerade an diesem Buch vielfach aufdrängt; denn die „Neuheit“ stellt sich vielfach nur als Neuheit der Terminologie dar. Immerhin ist die Zusammenfassung nicht ohne Verdienst, doch scheint uns, daß man, um die Psychoanalyse kennenzulernen, besser tut, zu den Schriften Freuds, Jungs, Adlers usw. selbst zu greifen.

Berlin-Halensee — Richard Müller-Freienfels

Prinzipien der biologischen Psychologie. Von José Ingenieros. Übersetzt von Julius Reinking. Mit einer Einführung von Wilh. Ostwald. Leipzig 1922, Felix Meiner. 396 S.

Dies Buch ist nicht eigentlich das, was wir ein Lehrbuch der Psychologie nennen, sondern eine Diskussion ihrer philosophischen Grundlagen und als solche interessant genug, zumal es mit weitgespannter Kenntnis der modernen Literatur, besonders der nichtdeutschen Verfasser, geschrieben ist, die uns lange versperrt war. Mit großer Klarheit entwickelt der Verfasser ein System der biologischen Energetik, erörtert zunächst die Unterschiede von unbelebter und belebter Materie und sucht von hier aus Morphogenie und Physiogenie verständlich zu machen. Auch die Sozialpsychologie wird biogenetisch entwickelt. Von seinen biologischen Voraussetzungen geht der Verfasser dann daran, die psychischen Funktionen der Entwicklung der Individuen, die natürliche Bildung der bewußten Persönlichkeit und der Denkfunktion zu entwickeln. Wenn auch manche dieser Ableitungen noch einer sicheren Fundierung im Einzelnen und weiterer Spezifikation bedarf, so ist doch das Gesamtwerk außerordentlich anregend geschrieben und wird auch ein deutsches Publikum interessieren.

Berlin-Halensee — Richard Müller-Freienfels

Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung. Von Sigmund Freud. Wien 1924, Int. Psychoanalytischer Verlag. 72 S.

Gemeinsame Tagträume. Von Hanns Sachs. Ebenda. 184 S.

Die beiden Schriften stammen aus dem engsten esoterischen Kreise der sogenannten Psychoanalytiker. Diese Richtung, deren wissenschaftliche Bedeutung am besten dadurch beleuchtet wird, daß jetzt die weitesten Laienkreise, besonders eine frühreife Jugend, mit charakteristischem Enthusiasmus dafür eintreten, ist bei den Fachleuten keineswegs restlos anerkannt. Die ganze Methode der Freudschen Analyse mit ihren sexuellen Spitzfindigkeiten, ihrem naiven Schematismus und ihren Wortakrobatenkünsten, die an die Zeiten der

späten Scholastik oder besser noch der Gemara erinnern, erscheint sicher der Mehrzahl der Sachverständigen als ein Etwas, von dem man im besten Fall sagen muß: es kann sein, es kann auch nicht sein. Mit dieser Lehre wird es gehen, wie mit manchen psychologischen Romanen, die vor zwanzig Jahren erschienen und damals gewissermaßen blendeten; schon jetzt sehen sie verstaubt aus, und wir lächeln über diese teils billige, teils weit hergeholte Jongleurpsychologie. Wohlgemerkt sei bei der Ablehnung der Psychoanalyse immer abgesehen von der grundlegenden Neurosenauffassung **Breuers**, die sicher sehr wertvoll war und höchst befruchtend auf die ganze Lehre von den funktionellen Nervenerkrankungen eingewirkt hat. So ist auch die Schrift Freuds, in der er die Entwicklung der Freudschen Theorien mit viel Kraft und Bewunderung erzählt, darin besonders bemerkenswert, daß er in einer Art von seinem Lehrer Breuer spricht, die uns bedauern läßt, daß wir von diesem offenbar von Ideen überströmenden Seelenarzt so wenig wissen; von diesem auch menschlich so wertvollen Arzt, der sich wortlos von einer aus seinen eigenen Gedankenkreisen entspringenden Bewegung abwandte, als er sah, daß sie anfing, seinem Geschmack nicht mehr zu entsprechen und auf Unwege zu geraten. Die zweite Arbeit von Hanns Sachs befaßt sich mit den Tagträumen, jenen in Form eines Ichromans sich abspinnenden Träumereien Jugendlicher. Ihre Beziehung zum wirklichen Leben und besonders zur Kunst, zur Genese des Dichters wird nach den Auffassungen der Freudschen Lehre aufgezeigt, dann in einem zweiten Teil die Ergebnisse dieser Forschungen an zwei Dichtungen, an Schillers „Geisterseher" und Shakespeares „Sturm" erprobt. Dem Adepten der Freudschen Richtung werden wohl neue Erkenntnisse in diesen Analysen geboten.

Waidmannslust — C. F. van Vleuten

Psychologie vom empirischen Standpunkt. Von Franz Brentano. Mit ausführlicher Einleitung, Anmerkungen und Register herausgegeben von Oskar Kraus. Erster Band. Der Philosophischen Bibliothek Band 192. Leipzig 1924, Felix Meiner. C und 279 S.

1874 erschien die Psychologie Franz Brentanos. Seit langer Zeit vergriffen ward sie zu einer Kostbarkeit der Antiquariats-Kataloge. Nun hat endlich Oskar Kraus — zweifellos der beste Kenner auf diesem Gebiete — eine neue Ausgabe besorgt, deren erster Band hier vorliegt. Es ist ein Werk, das heute — ein halbes Jahrhundert nach seiner Veröffentlichung — aktueller anmutet als damals, da einseitig naturwissenschaftliche Einstellung den Zugang zu seinen Problemen erschwerte und den Blick für sie trübte. Indessen machte das Buch Epoche. Carl Stumpf, Ed. Husserl, der gefeierte Begründer der Phänomenologie, und viele andere ehren in Franz Brentano ihren Lehrer; unzählige sind durch ihn beeinflußt. So kommt die Neuauflage sehr willkommen, nicht nur dem historisch Interessierten, nein, noch viel mehr unserem eigenen systematischen Bedürfnis: denn die Probleme Franz Brentanos gehören zu denen, um deren Lösung die Gegenwart ringt. Zumal Oskar Kraus in einer ausführlichen Einleitung klar den Entwicklungsgang der Gedankenwelt Franz Brentanos nachgezeichnet hat, einen langen, ertragreichen Weg, der in Ergebnisse einmündet, welche die ursprüngliche Psychologie Brentanos noch gar nicht ahnen läßt. So ist die Lektüre unentbehrlich zum tieferen Verständnis und zur Würdigung Brentanoscher Philosophie.

Rostock — Emil Utitz

Meister der Violine. Von Max Grünberg. Stuttgart 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 257 S.

Die Sammlung der „Meister"-bücher (Meister des Gesanges, des Klaviers, des Taktstocks) ist nun ergänzt worden durch den vorliegenden Band. Der Verfasser hat Sorge getragen, einen möglichst umfassenden Überblick über das Geigenvirtuosentum seit dem 13. Jahrhundert bis auf die allerletzte Zeit zu geben. Geschickt sind die einzelnen Abschnitte nach Nationalitäten geordnet. Es wird hierdurch eine Anschaulichkeit erreicht, wie kaum bei einer anderen Anordnung. Aufs sorgsamste sind alle Daten und Namen zusammengetragen, so daß das Buch als musikgeschichtliches Nachschlagewerk und Lehrbuch von außerordentlichem Wert sein wird. Doch auch jeder Geiger, jeder Geige spielende Musikfreund wird dazu greifen, um mit der Geschichte der Koryphäen seines Instruments auch die der Geige an sich kennen zu lernen.

Berlin-Zehlendorf — Ernst Viebig

Der Westerwald. Herausgegeben von Leo Sternberg. Zweite vermehrte Auflage. Düsseldorf 1924, A. Bagel A.-G. 141 S.

Leo Sternberg hat mit diesem Buch die Schönheit und Eigenart des Westerwaldes weitesten Kreisen erschlossen. Lange nicht soviel durchwandert wie die Eifel, ist der Westerwald mit seiner eigenartigen, traumhaften und sanfteren Schönheit dem Deutschen weniger bekannt geblieben.

Leo Sternberg ist der typische Dichter des Westerwaldes, der aus der Verbindung mit dem heimatlichen Boden seine besten Kräfte zieht.

Das Westerwaldbuch bietet eine Zusammenstellung von Aufsätzen über Land und Leute, gibt Proben westerwälder Heimatdichtung und von Märchen und Sagen des Landes, spürt dem Eigenleben und den Stimmungen einer stillen und poetischen Landschaft nach.

Den Hauptanteil der Beiträge liefert Leo Sternberg selbst. Er steuert außer einem Aufsatz „Die geistige Kultur des Westerwaldes" das reizende Westerwaldmärchen „Die drei Raben" bei und das Gedicht „Verlorene Dörfer". Von Otto Stückrath enthält das Buch eine Abhandlung über den westerwälder Volksgesang, der ein Stück Volksdichtung in ihrer verschiedenen Stimmung vor uns erstehen läßt. Im übrigen enthält das Buch auch literarische Beiträge von Börries von Münchhausen, Wilhelm Schäfer und Fritz Philippi. Eduard Verdel entwirft ein lebhaftes Bild des Kannenbäckerlandes und der modernen Steinzeugindustrie im Unterwesterwald. Zahlreiche Bilder sind eingeschaltet, die den Gesamteindruck des Buchs lebendiger gestalten.

Köln — Paul Bourfeind

Junge Mannschaft. Eine Symphonie jüngster Dichtung. Herausgegeben von Martin Rockenbach. Leipzig 1924, Eugen Kuner. 615 S.

Was Hans Franck schon vor Jahren forderte, nämlich „zusammenzurufen, zum Sammeln zu blasen, das Einigende zu betonen", das versuchte Martin Rockenbach damals in seiner „Rückkehr nach Orplid" (L. E. XXVI, 507), die aber nichts als ein bescheidener Versuch blieb. Das zielkühne und auch zielsichere neue Sammelbuch bedeutet mit seiner guten architektonischen Gliederung, dann aber auch durch eine gute Lese nicht nur einen Fortschritt, sondern (trotz mancher Mängel) eine (natürlich relative) Erfüllung. Die feinsinnige Anordnung umfaßt zehn Teile: Ver sacrum (den Gefallenen) — Mystischer Kreis (die Suchenden) —

Brandung (die Ringenden) — Inselgeist (Neuklassiker) — Königreich Abend (Spätromantiker) — Der Acker (Erdverhaftete) — Des Vaterlandes Wort (die Rufenden) — Mutter Kirche (nur ein [?] Hymniker) — Gott spielt (Wanderer in Gott) — Der silberne Leuchter (die Heimgekehrten). Hier hat Rockenbach aus den vielfältigen Stimmen von 59 Dichtern (und Dichterinnen) eine wohlerwogene, durchweg harmonische Symphonie geschaffen, die als Ganzes dem wesentlichen künstlerischen Willen unserer Zeitdichtung gerecht wird und den Weg weist zu jener geeinten Generation, die alle veralteten Gleichungen umkehrt und statt (früherer) Großartigkeit Größe, statt Genuß Ergriffenheit, statt Genügen Gewissen, statt Betriebsamkeit Werktätigkeit, statt Aufmachung Können, statt Reichhaltigkeit Tiefe, statt aller Kleinkrämerei ein großes Ziel erstrebt.

Charlottenburg — Hans Sturm

Nachrichten

Todesnachrichten. Wilhelm Speck ist am 31. März im Alter von 63 Jahren in Wilhelmshöhe bei Kassel schwerem und langjährigem Leiden, zumal einer vorzeitigen Arterienverkalkung, erlegen. Er war im kurhessischen Groß-Almerode als Sohn eines Lehrers geboren worden, hatte Theologie studiert und war als Geistlicher in den Gefängnisdienst getreten, hatte an den Strafanstalten Sonnenburg, Kottbus, Halle a. S. und Berlin-Moabit eine vielbeachtete, segensreiche Wirksamkeit entfaltet. Den Erfahrungen seiner Tätigkeit an Strafanstalten entnahm er auch umeist die Anregungen zu seinen Novellen „Die Flüchtlinge", „Ursula" und dem Roman „Zwei Seelen", die ihn als feinsinnigen, in Stifters und Raabes Spuren wandelnden, von Heyse freudig begrüßten Dichter erkennen lassen. Seine Erzählung „Der Joggeli" ist zumal in hessischen Kreisen volkstümlich geworden. Die Stadt Groß-Almerode hatte ihm ihr Ehrenbürgerrecht, die marburger Fakultät den Ehrendoktortitel zuerkannt.

Rudolf Steiner ist am 30. März im Alter von 64 Jahren in Dornach in der Schweiz gestorben. Er hatte Naturwissenschaften und Philosophie studiert, war dann dem Kreis um das Goethe-Archiv nähergetreten, hatte Goethes naturwissenschaftliche Schriften herausgegeben, auch über Goethes Weltanschauung und Ästhetik, über Nietzsche und Häckel geschrieben, war eine Zeitlang Herausgeber des „Magazins für Literatur" gewesen und hatte in den neunziger Jahren die Kräfte in sich zu entdecken gewähnt, die ihn zum Führer der anthroposophischen Bewegung werden ließen. Als Vertreter einer in sich nicht unselbständigen, aber doch aus indischen und allgemein mystischen Anregungen gespeisten Lehre, hatte er eine weitverbreitete Gemeinde um sich versammelt, der er in dem Goetheanum Heim und Heiligtum setzte. Steiner hat später auch als Begründer des „Bundes für Dreigliederung des sozialen Organismus" viel von sich reden gemacht. In den Jahren des Zusammenbruchs steigerte sich naturgemäß seine Wirksamkeit. Als einer aus der Reihe derer, die sich früh vom Materialismus abkehrten und in der menschlichen Persönlichkeit eine höhere Individualität und über den Tod hinausreichende Lebensmöglichkeiten ahnten, wird er Bedeutung bewahren.

Max Bernstein ist am 8. März in München, wo er als einer der angesehendsten Anwälte gewirkt hatte, einer Operation erlegen. War schon seine juristische Tätigkeit nicht ohne literarischen Einschlag, so hat er sich zunächst als Theaterreferent der größten münchner Zeitung, dann als Verfasser beliebter Bühnenstücke auch literarisch einen guten Namen gemacht. Seine Komödie „Mädchentraum", seine Lustspiele „Endlich allein", „D'Mali", „Die goldene Schüssel", „Der gute Vogel" sind erfolgreich über viele Bühnen gegangen.

Hugo Bettauer ist am 26. März einem bereits am 10. März erfolgten Attentat, das der jugendliche Zahntechniker Rothstock auf ihn ausübte, erlegen. Er war am 18. August 1877 in Wien geboren worden, hatte längere Zeit hindurch den „Morgen" redigiert, sich dann aber durch seine Zeitschrift „Er und Sie", die nach dem polizeilichen Verbot unter dem Titel „Ich und Du" wieder auftauchte, eine starke Gegnerschaft zugezogen, die in seinen erotischen Plaudereien, die oft hart ans Pornographische gestreift haben sollen, eine Gefährdung der Jugend erblickte. Bettauers Romane, von denen „Die Stadt ohne Juden" und „Das entfesselte Wien" am bekanntesten geworden sind, haben kaum literarisches Niveau.

Max Waldau, mit bürgerlichem Namen Freud, ist am 25. Februar einem Herzschlag erlegen. Ursprünglich Opernsänger und Theaterdirektor hat er sich später dem Zeitungswesen zugewandt und als Herausgeber der Zeitschrift „Auf Reisen" gewirkt.

Felix Rachfahl ist nach einer Meldung vom 18. März in Freiburg i. B. im Alter von 58 Jahren einem schweren Leiden erlegen. Er war am 9. April 1867 in Schömberg in Schlesien geboren worden, hatte an den Universitäten Kiel, Köln und Gießen gewirkt und war 1914 nach Freiburg berufen worden. Unter seinen zahlreichen Schriften sind die Bücher „Deutschland, Friedrich Wilhelm IV. und die Märzrevolution", „Bismarcks englische Bündnispolitik", „Deutschland und die Weltpolitik", „Wilhelm von Oranien und der Niederländische Aufstand" besonders wichtig geworden.

Ernst Reinhold Ludwig, der zweite Sohn des Dichters Otto Ludwig, ist als Chefredakteur des „Vaterland" in Porto Allegre am 18. Januar verschieden. Er hatte in Leipzig studiert, war 1878 nach Amerika übergesiedelt, hatte dort zunächst an deutschen und brasilianischen Lehranstalten gewirkt und schließlich die deutschen Zeitungen „Der Pionier" und das „Vaterland" gegründet und geleitet. Um die deutsche Sache hat sich Ludwig während und nach dem Kriege durch umfangreiche Hilfstätigkeit besondere Verdienste erworben.

Joseph Gummersbach ist nach einer Meldung vom 17. März in St. Louis gestorben, wo er den größten inländischen Verlag Amerikas, B. Herder Book Co., geleitet hat. Er war 1844 zu Kessenich bei Bonn a. Rh. geboren worden, hatte in den Buchhandlungen von Bachem und Herder in Freiburg i. B. gelernt und war von Herder aus mit der amerikanischen Vertretung betraut worden. Sein langjähriges Wirken in Amerika hat ihn, der die Kriege von 1866 und 1870 mitgemacht hatte, der deutschen Sache keineswegs entfremdet.

James Ward ist nach einer Meldung vom 11. März in Cambridge, wo er als Professor großes Ansehen genossen hatte, gestorben. Er hatte an verschiedenen deutschen Universitäten studiert, hatte den Einfluß von Lotze und Hegel besonders erfahren und hat in seiner Abhandlung über Psychologie in der „Encyclopaedia of Psychology" die maßgebende psychologische Leistung auf Grund deutscher Anregungen geboten.

Arkadij Awertschenko ist nach einer Meldung vom 13. März in Prag gestorben. Er hatte 1908 die sehr weit verbreitete Zeitschrift „Satirikon" gegründet und galt kraft seiner 26 Bände satirischer Schriften als der vielbewunderte, russische Humorist, der oft mit Jerome K. Jerome und Mark Twain verglichen, doch durchaus russische Eigenart aufwies. Von dem Bolschewismus hatte er sich entschieden abgewandt und sich in Prag niedergelassen.

Michail Ossipowitsch Gerschenson ist in Moskau, 56 Jahre alt, verschieden. Er war einer der bedeutendsten Vertreter der vorrevolutionären, russischen Intelligenz. Als Juden, gebürtig aus Kischinew, war ihm im zarischen Rußland der Lehrstuhl an einer russischen Universität versagt, welchen er erstrebte und zu welchem ihn seine frühen Arbeiten auf dem Gebiete der Philosophie und Pädagogik berechtigten. Später wandte er sich hauptsächlich der Literatur und den geistigen Strömungen Rußlands während der ersten Hälfte, vornehmlich aber dem zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts zu, und hier wurde Gerschenson der eigentliche Schöpfer des modernen russischen literarisch-philosophischen Essays, der vor ihm in so feiner stilistischer Ausgestaltung kaum existierte. Eine ganze Reihe führender und charakteristischer Persönlichkeiten jener Epoche, der Philosoph P. Tschaadajew, dem eine hervorragende Rolle im russischen Geistesleben jener Zeit zufällt, Al. Herzen, sein Freund N. Ogarjoff, der Dekabrist Kriwtzoff, der moskauer Professor W. S. Petschorin, der später als Redemptorist und Pater in Irland endete, der frühere Slavophile Peter Kirejewskij und manche andere wurden erst in den glänzend geschriebenen Essays Gerschenson's in ihrer vollen geistigen Bedeutung und ganzen Intimität ins richtige Licht gestellt. Das gleiche gilt auch von seinen zahlreichen, Puschkin, Turgenjew u. a. — Dostojewskij blieb ihm fremd — gewidmeten Aufsätzen. Gerschenson verstand mit viel Glück und unvergleichlicher Intuition Material und Belege für seine Essays aus den Familienarchiven und Briefsammlungen zu schöpfen, aus denen er viel Wertvolles in den sechs Bänden der von ihm herausgegebenen „Russischen Propyläen" publiziert hat. (P. E.)

Alois Mrštík, der 63jährige tschechische Schriftsteller, ist am 24. Februar im brünner Krankenhaus gestorben. Aus Ingrowitz gebürtig, verbrachte er den Hauptteil seines Lebens im slowakischen Dorf Diváky bei Auspitz, wo er als Volksschullehrer tätig war. In seiner streng realistischen Romanchronik Roknavsi (Ein Jahr auf dem Dorfe) schilderte er das Volksleben der mährischen Slowakei. An einigen seiner Arbeiten hat sein jüngerer, längst verstorbener Bruder Vilém mitgearbeitet.

Jan Borel, der sich als Journalist in den neunziger Jahren vielfach kritisch betätigt hatte, ist in Prag am 20. März im Alter von 56 Jahren gestorben.

* * *

Heinrich Federer hat für seinen Roman „Papst und Kaiser auf dem Dorf" den Gottfried-Keller-Preis der Martin-Bodmer-Stiftung in Zürich in Höhe von 6000 Franken erhalten.

Die Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz E. V. hat ihre Hauptehrengabe für 1924 in Höhe von 500 Mark dem Dichter Ludwig Strauß verliehen.

In dem Roman-Wettbewerb Orell Füßli in Zürich ist der Roman „Emanuel" von Edwin Arnet, Zürich, mit dem ersten Preis (4000 Franken), die Romane „Hans im Weg" von Fritz Enderlin, Zürich und „Versöhnung" von Adolf Saager, Massagno bei Lugano, mit zweiten Preisen in Höhe von je 2000 Franken ausgezeichnet worden.

Der Stadtrat München hat an Hermann Horn, der am 26. 3. seinen 50. Geburtstag beging, ein Gratulationsschreiben gerichtet, worin er ihm neben der Mitteilung, daß eine Anzahl seiner Werke erneut in die Stadtbibliotheken eingestellt werden, folgendes zu seinem Schaffen gesagt: „Als deutscher Romandichter von ganz besonderer Bedeutung haben Sie neben einer Anzahl bodenkräftiger Romane auch eine Reihe von Novellen und Erzählungen bester Form und Inhaltgebung geschaffen. Ihre Bücher fanden bei der Kritik aller Weltanschauungen einwandfreie Bejahung. — Wir freuen uns einen Dichter, der einige der besten volksbildnerischen Werke der modernen deutschen Dichtung herausgebracht hat, in unserer Stadt zu wissen. Durch Ihre Schriften, „Die Mannschaft des Aeolus" sowie „Meer und Matrosen", einem Band, der in der Hauptsache den deutschen Matrosen gewidmet ist, haben Sie sich in hervorragender Weise bekannt gemacht."

Eduard Wilde ist zu seinem 60. Geburtstag von der estnischen Regierung eine Villa zu lebenslänglicher Nutzung und eine Ehrengabe von 200 000 estnischen Mark überwiesen worden. Wilde, der längere Zeit in Deutschland gelebt und deutschen literarischen Einfluß erfahren hat, war nach 1917 nach Reval zurückgekehrt und wirkt als Dramaturg am Estonia-Theater.

Dem Mitinhaber des Verlages Walter de Gruyter & Co., Berlin, und früheren Besitzer und Leiter der G. J. Göschenschen Verlagshandlung Wilhelm von Crayen ist von der juristischen Fakultät Köln die Würde eines Ehrendoktors verliehen worden.

* * *

„Publishers' Weekly" beziffert die Zahl der Neuerscheinungen des amerikanischen Buchhandels für das Jahr 1924 auf 6280, was gegen das vorige eine Zunahme um 2 %, gegen das Jahr 1910 aber nahezu eine Einbuße von 50 % bedeutet. Prozentual haben Biographien, Romane, Dramen und Gedichte am meisten Aufschwung erfahren.

Die Wohnung in Leningrad (Mojka 12), in der Alexander Puschkin am 10. Februar 1837 den im Duell erhaltenen Wunden erlag, ist nunmehr seitens der Gesellschaft „Das alte Petersburg" in ein Puschkin-Museum umgewandelt worden.

* * *

Kürschners Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1925 mit dem von ihm abgezweigten Deutschen Gelehrten-Kalender auf das Jahr 1925 ist im Verlag Walter de Gruyter & Co., herausgegeben von Gerhard Lüdtke unter redaktioneller Mitarbeit von Hans Strodel, erschienen. Beide Bände machen in vornehmer und geschmackvoller Buchausstattung sowie in ihren Bildbeigaben (Literatur-Kalender mit Bildnissen von Albrecht Schaeffer, Ina Seidel, Josef Ponten und Agnes Miegel, der Gelehrten-Kalender mit dem Bildnis von Professor C. H. Becker) denkbar besten Eindruck, und es ist mit besonderem Dank

zu begrüßen, daß die erneute Durcharbeitung und Gestaltung des weitschichtigen Materials mit aller erdenklichen Sorgfalt durchgeführt worden ist. Der Literatur-Kalender wird durch die beigegebene Übersicht nach Orten, die Angabe der deutschen Verleger, der Bühnenvertriebsanstalten, der deutschspielenden Bühnen und ihrer Leiter, der Zeitschriften und Zeitungskorrespondenzen, der literarischen Vereine und Stiftungen als Hilfsmittel für Schriftsteller und Redakteure besonders wertvoll. Es rechtfertigt sich auch die Wahl eines größeren Formats gegenüber den Vorjahren, der Druckspiegel hat dadurch an Übersichtlichkeit gewonnen, die Orientierung ist erleichtert worden. Der Preis ist mit Mk. 10,— für den Literatur-Kalender und Mk. 15,— für den Gelehrten-Kalender verhältnismäßig niedrig bemessen.

* * *

Uraufführungen. Wien. Neue Wiener Bühne. „Mein Mann, der große Künstler", Schwank in drei Akten von Armin Friedmann (19. Febr.). — „Der Hundekönig", Schwank in drei Akten von Otto Taussig und Adolf Glinger (27. Febr.). — Exlbühne: „Der Sittenapostel", satirische Posse in drei Akten von Hans Renz (26. Febr.).

Vorlesungs-Chronik

Nachtrag (vgl. L. E. XXVII, S. 444):
ROSTOCK: Björkman, Geschichte der neueren schwedischen und finnland-schwedischen Literatur (Naturalismus, Neuidealismus, Symbolismus) mit Proben in deutscher Übersetzung. — STUTTGART: (Techn. Hochschule): Meyer, Der Naturalismus in der deutschen Dichtung, G. Hauptmann und Fr. Nietzsche. Goethe, Faust I und II. Das Wesen der Dichtung. Die deutsche Dichtung von Klopstock bis zu Goethe und Schiller. Dierlamm, The Age of Queen Victoria. Second Part. Ott, Histoire du théâtre français des Origines à la Renaissance. Corneille, sa vie et son œuvre. Leopardi. — WIEN: Arnold, Grundriß der Geschichte der neueren deutschen Literatur: das deutsche Drama seit 1890. Brecht, Geschichte der deutschen Literatur und Kultur im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation (Schluß). Castle, Deutsche Literatur in Österreich 1890 bis 1918. Grillparzer. Cysarz, Von Hegel zu Nietzsche. Hock, Dramaturgische Probleme. Jellinek, Das Tierepos. Kindermann, Deutsche Romantik. Küchler, Die klassische französische Literatur. I: Von Ronsard bis zu Corneille. Wurzbach, Geschichte des französischen Romans seit 1830.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Berg, Rolf. Die Beichte des Dritten. Roman. Dresden 1925, Paul Aretz. 303 S.

Berger, Martha. Das Leben einer Frau. Mit einem Geleitwort von Hermann Bahr. Wien 1925, Rikola-Verlag. 603 S. Geb. M. 9,—.

Frohnmeyer, Ida. Die Flucht ins Leben. Erzählung. Basel 1925, Kober, C. F. Spittelers Nachfolger. 212 S. Geb. M. 4,—.

Hausmann, Manfred. Orgelkaporgel. Erzählungen. Bremen 1925, Carl Schünemann. 106 S. Geb. M. 2,—.

Helden, Wunder und Abenteuer aus grauer Vorzeit. Bearbeitet und herausgegeben von Karl Botzenmayer. Buchschmuck von H. Jeschke. Berlin 1925, R. Bredow. 250 S. Geb. M. 6,—.

Hoechstetter, Sophie. Das Kind von Europa. Die Geschichte des Kaspar Hauser. Nürnberg 1925, J. L. Schrag. 170 S.

Holländer, Felix. Der Demütige und die Sängerin. Roman. Berlin 1925, Ullstein. 312 S. Geb. M. 5,—.

Hinrichsen, Ludwig. Jens Störtebeker. Bremen 1925, Carl Schünemann. 58 S. Geb. M. 1,—.

Jäckel, Martin. Und Glocken hör' ich weit. Ein Leben der Liebe, des Kampfes und der Sehnsucht in Afrika. Wernigerode a. H., Gottlob Koezle. 474 S. Geb. M. 6,—.

Johst, Hanns. Consuela. Aus dem Tagebuch einer Spitzbergenfahrt. München 1925, Albert Langen. 112 S. M. 2,— (3,50).

Kliche, Franz. Der Turm im Sturm. Aus den Tagen des großen Kurfürsten. Wernigerode a. H., Gottlob Koezle. 478 S. Geb. M. 6,—.

Kuthmayer, Friedrich. Was der Riegler-Ferdl erlebte. Ein wiener Jugendbuch. Wien 1925, Rikola-Verlag. 122 S.

Richter, Hans. Sturmflut. Novellen. Bremen 1925, Carl Schünemann. 54 S. Geb. M. 1,—.

Rosegger, Hans Ludwig. Achaz Hasenhüttl und die Weltgeschichte. Roman. Berlin 1925, Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H. 292 S. Geb. M. 5,—.

Sick, Karl. Vom Selbst zum Ich. Kindheits- und Jugenderinnerungen. Basel 1925, Kober, C. F. Spittelers Nachfolger. 275 S. Geb. M. 4,80.

Sieburg, Erich. Das fremde Gesicht. Novellen. Essen 1925, G. D. Baedeker-Verlag. 273 S. Geb. M. 3,—.

Strauß und Torney, Lulu von. Lucifer. Roman. Jena 1924, Eugen Diederichs. 242 S. M. 5,— (7,—).

Theilhaber, Felix A. Dein Reich komme! Ein chiliastischer Roman aus der Zeit Rembrandts und Spinozas. Berlin 1925, C. A. Schwetschke & Sohn. 171 S.

Walser, Robert. Die Rose. Berlin 1925, Ernst Rowohlt. 176 S. M. 4,50 (6,50).

Weittenhiller, Eduard von. Anderswo. Eine weltfremde Geschichte. Reichenberg 1925, Gebr. Stiepel G. m. b. H. 179 S. M. 2,80.

Zobeltitz, Fedor von. Theaterroman (Dem Wahren, Edlen, Schönen). Roman (Engelhorns Romanbibliothek 38. Reihe, Bd. 9/10). Stuttgart 1925, J. Engelhorns Nachfolger. 285 S.

* * *

Laurent, Vivi. Vivis Reise. Ein Jahr als Dienstmädchen in Amerika, die Abenteuer einer schwedischen Studentin. Von Neuyork bis Yellowstone. Ins Deutsche übersetzt von Nora Feichtinger. Gotha-Stuttgart 1925, Fr. Andr. Perthes A.-G. 194 S.

Lawrence, D. H. Söhne und Liebhaber. Roman. Übertragen von F. Franzius. Leipzig 1925, Insel-Verlag. 632 S.

London, Jack. In den Wäldern des Nordens. Aus der Goldgräberzeit in Klondike. Ber. Übersetzung von Erwin Magnus. Berlin 1925, Gyldendalscher Verlag. 267 S.

Quevedo. Die Höllenträume des Spaniers Quevedo. Fre verdeutscht von Heinz Klamroth. Freiburg i. B. 1925, Komm.-Verlag von Erich Germer. 72 S. Geb. M. 2,–.

Dostojewskij, F. M. Kindergeschichten. Übersetzt und eingeleitet von Karl Nötzel. Bern 1925, Ernst Bircher A.-G. 229 S. Geb. M. 4,40.

Tschechow, Anton. Die Tragödie auf der Jagd. Roman. Übersetzt von Hans Halm, Richard Hoffmann. Wien 1925, Paul Zsolnay. 284 S.

Lyrisches und Episches

Deutsche Gedichte. Eine Auswahl. München 1925, Allgemeine Verlagsanstalt. 339 S.

Madjera, Wolfgang. Valerie. Ein Totenopfer. Wien 1925, Österreichischer Schulbücher-Verlag. 49 S.

Spann-Rheinsch, Erika. Gruß an Brünn. Lieder und Gedichte. Augsburg 1925, Johannes Stauda. 36 S. Geb. M. 2,–.

Übelacker, Theowill. Der Frühling steigt aus dem Grabe. Gedichte. Augsburg 1924, Bärenreiter-Verlag. 183 S. M. 3,– (4,–).

Dramatisches

Degen, Paul. Doktor Faust. Ein Spiel in vier Akten. Greifswald 1924, L. Bamberg. 74 S.

Goetz, Wolfgang. Neidhardt von Gneisenau. Ein Schauspiel. Leipzig 1925, Eugen Kuner. 248 S.

Hänsel und Gretel. Ein Märchen in fünf Aufzügen. Auf Grund der Bearbeitung Fr. v. Poccis märchengetreu dargestellt. Leipzig 1925, Lehmann & Schüppel. 31 S.

Pfordten, Otto von der. 1812. Historisches Drama in fünf Aufzügen. Heidelberg 1925, Carl Winters Universitäts-Buchhandlung. 152 S. M. 2,– (3,50).

Rutra, Arthur Ernst. Herr Titan trägt Zinsen. Eine Komödie von des Geistes Ungeist. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 60 S.

Schaffner, Georg. Falton. Tragödie in zwei Akten. Mit Vor- und Nachspiel. Straßburg 1925, Arc-Verlag. 64 S.

Watzlik, Hans. Das Sankt Martini-Haus. Ein Nachtspiel des armen Lebens. Reichenberg 1925, Gebr. Stiepel G. m. b. H. 130 S. M. 2,80.

Zech, Paul. Das Rad. Ein Tragisches Maskenspiel. Leipzig 1925, Schauspiel-Verlag. 63 S.

– Das trunkene Schiff. Eine szenische Ballade (ebenda). 148 S.

– Der Turm. Sieben Stufen zu einem Drama (ebenda). 139 S., je M. 3,– (4,50).

Literaturwissenschaftliches

Arns, Karl. Jüngstes England. Anthologie und Einführung. Leipzig 1925, Eugen Kuner. 322 S. Geb. M. 6,–.

Göcke, Norbert. Untersuchungen der literarischen und stofflichen Quellen von Immermanns Münchhausen. Beitrag zur Literaturgeschichte Westfalens und zur Geschichte der Soester Boerde. Münster i. W. 1925, Ferdinand Theissing. 206 S. M. 3,–.

Goethes Epen. Kritisch durchgesehen, eingeleitet und erläutert von Ewald A. Boucke. Leipzig 1925, Bibliographisches Institut. 308 S.

Misch, Carl. Varnhagen von Ense in Beruf und Politik. Gotha-Stuttgart 1925, Fr. Andr. Perthes A.-G. 177 S. Geb. M. 4,–.

Schönemann, Friedrich. Mark Twain als literarische Persönlichkeit (Jenaer Germanistische Forschungen 8). Jena 1925, Frommannsche Buchhandlung. 119 S.

Witkop, Philipp. Die deutschen Lyriker von Luther bis Nietzsche. Bd. I: Von Luther bis Hölderlin. Mit sechs Bildnissen. Leipzig 1925, B. G. Teubner. 306 S. Geb. M. 10,–.

Zweig, Arnold. Lessing, Kleist, Büchner. Drei Versuche. Berlin 1925, J. M. Spaeth. 195 S. M. 4,50 (6,50).

Verschiedenes

Beenken, Hermann. Bildwerke des Bamberger Doms. Aus dem 13. Jahrhundert. Mit 87 Abbildungen auf 80 Tafeln (Kunstbücher deutscher Landschaften). Bonn a. Rh. 1925, Fr. Cohen. 24 S. M. 2,50.

Bittmann, Karl. Werken und Wirken. Erinnerungen aus Industrie und Staatsdienst. III. (Im besetzten Belgien 1914–1917.) Karlsruhe i. B. 1924, C. F. Müller. 225 S.

Borries, Kurt. Die Romantik und die Geschichte. Berlin 1925, Deutsche Verlags-Gesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. 235 S. Geb. M. 5–.

Bruck, Carl. Experimentelle Telepathie. Neue Versuche zur telepathischen Übertragung von Zeichnungen. Geleitworte von Eleanor Mildred Sidgwick und Arthur Kronfeld. Mit 83 Abbildungen auf 24 Tafeln. Stuttgart 1925, Julius Püttmann. 80 S. M. 5,–.

Burckhardt, Georg. Heraklit, seine Gestalt und sein Künden. Einführung, Übertragung, Deutung. Zürich 1925, Orell Füßli. 86 S.

Dacqué, Edgar. Urwelt, Sage und Menschheit. Eine naturhistorisch-metaphysische Studie. München 1924, R. Oldenbourg. 360 S. M. 8,50 (11,–).

Deutsche Musikpflege. Herausgegeben von Jos. Ludwig Fischer. In Verbindung mit Ludwig Lade. Frankfurt a. M. 1925, Verlag des Bühnenvolksbundes. 192 S. Geb. M. 7,50.

Deutsche Wiederaufbauarbeit. Der Wiederaufbau in Stadt und Kreis Goldap durch Architekt Fritz Schopohl. Abbildungen mit Erläuterungen von Fr. Schopohl und einer Einleitung von Walter Riezler (Bücher der Form, II. Bd.). Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 133 S. In Leinen gebunden M. 10,–.

Die deutschen Volksbücher herausgegeben von Richard Benz. Jena 1924, Eugen Diederichs. 358 S. Geb. M. 8,–.

Dürr, Lorenz. Ursprung und Ausbau der israelitisch-jüdischen Heilandserwartung. Ein Beitrag zur Theologie des Alten Testaments. Berlin 1925, C. A. Schwetschke & Sohn. 161 S. M. 6,–.

Faut, Adolf. Romantik oder Reformation. Eine Wertung der religiösen Kräfte der Gegenwart. Gotha-Stuttgart 1925, Fr. Andr. Perthes A.-G. 176 S. Geb. M. 4,–.

Findeisen, Kurt Arnold. Von Heimat und Heimweh. Ein Julius Mosen-Buch. Mit einem Bildnis und einer Schriftprobe Mosens. Berlin 1925, Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H. 323 S. Geb. M. 4,50.

Frank, Josef Maria. Korax. Panoptikum Mensch. Berlin 1925, Verlag Deutscher Bücher. 150 S.

Frenken, Goswin. Wunder und Taten der Heiligen. (Bücher des Mittelalters.) München 1925, Fr. Bruckmann A.-G. 234 S. M. 7,50 (9,–).

Friedland, Martin. Kritik als kulturphilosophisches Problem. Berlin-Schöneberg 1925, Verlag der Allgemeinen Musik-Zeitung. 40 S.

Goldschmidt, Alfons. Mexiko. Bilder von Diego Rivera. Berlin 1925, Ernst Rowohlt. 198 S. M. 3,80 (5,–).

Gradl, Hermann. Deutsche Landschaften. In 64 Bildtafeln nach Originalen. Herausgegeben von Hermann Uhde-Bernays. Stuttgart 1924, Walter Hädecke. 35 S. Text. Halbleinen gebunden M. 20,–, Ganzleinen M. 22,–, Halbleder M. 26,–, Ganzleder M. 28,–.

Graedener, Hermann. Utz Urbach. Ein Bauernkrieg-Fries. Jena 1924, Eugen Diederichs. 386 S. Geb. M. 8,–.

Houben, H. H. Kleine Blumen, kleine Blätter aus Biedermeier und Vormärz. Ein Strauß zu meinem 50. Geburtstag. Dessau 1925, Karl Rauch. 175 S. M. 6,50 (8,50).

Jahrbuch der Charakterologie. Herausgegeben von Emil Utitz. I. Jahrgang. Berlin 1924, Pan-Verlag Rolf Heise. 375 S. M. 13,– (15,–).

Kassner, Rudolf. Die Verwandlung. Physiognomische Studien. Leipzig 1925, Insel-Verlag. 118 S.

Kersten, Kurt. Fridericus und sein Volk. Dokumente aus dem alten Preußen (Malik-Bücherei, Bd. 16). Berlin 1925, Der Malik-Verlag. 73 S.

Königin Luise. Briefe und Aufzeichnungen. Herausgegeben und erläutert von Karl Griewank. Leipzig 1925, Bibliographisches Institut. 431 S. Geb. M. 4,80.

Krammer, Mario. Die Wiedergeburt durch Lagarde. Eine Auswahl und Würdigung. Gotha-Stuttgart 1925, Fr. Andr. Perthes A.-G. 223 S. Geb. M. 5,–.

Liebau, Helene. Ossian. Harfenklänge. Wolfenbüttel 1925, Verlag der Freude. 77 S. Geb. M. 1,60.

Lüddemann, Gustav. Entgegengesetzte Denkwelten. Eine philosophisch-politische Studie über die grundsätzliche Verschiedenheit der englischen und deutschen Denkart. Halle a. d. S. 1925, Buchhandlung des Waisenhauses. 164 S. M. 3,50.

Mannhardt, J. W. Der Faschismus. München 1925, C. H Becksche Verlagsbuchhandlung. 411 S. M. 11,– (15,–).

Meyer-Graefe, Julius. Die doppelte Kurve. Essays. Wien 1924, Paul Zsolnay. 266 S.

Mühlestein, Hans. Rußland und die Psychomachie Europas. Versuch über den Zusammenhang der religiösen und der politischen Weltkrise. München 1925, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 240 S. M. 4,– (6,–).

Pastor, Ludwig von. Die Sixtinische Kapelle. Die Stanzen und Loggien des Vatikans. Mit fünf Tafeln. Freiburg i. B. 1925, Herder & Co. G. m. b. H. 169 S. Geb. M. 4,–.

Popper-Lynkeus, Josef. Fürst Bismarck und der Antisemitismus. Wien 1925, R. Löwit. 154 S. M. 3,50 (4,50).

Schäfer, Wilhelm. Die deutsche Judenfrage. Eine Rede in Berlin. München 1925, Georg Müller. 58 S.

Scherwatzky, Robert. Geschichte der deutschen Musik seit Joh. S. Bach (Deutschkundliche Bücherei). Leipzig 1925, Quelle & Meyer. 57 S.

Schwartzkopff, Werner und Maja. Sagen und Geschichten aus dem alten Frankreich und England (Bücher des Mittelalters). München 1925, F. Bruckmann A.-G. 318 S. M. 8,50 (10,–).

Seidenfaden, Theodor. Das Rheinische Narrenschiff. Alte und neue Schwänke. Mit 37 Holzschnitten von Peter Bilzinger. Leipzig 1925, Eugen Kuner. 128 S. Geb. M. 5,–.

Singer, Arthur. Der Kampf Roms gegen die Freimaurerei. Geschichtliche Studie. Leipzig 1925, Ernst Oldenburg. 191 S. M. 4,– (6,–).

Steffen, Albert. Die Krisis im Leben des Künstlers. Zürich 1925, Grethlein & Co. 148 S.

Stirner, Max. Das unwahre Prinzip unserer Erziehung. Magdeburg 1925, Verlag Der Einzige. 19 S.

Troeltsch. Aufsätze zur Geistesgeschichte und Religionssoziologie. Herausgegeben von Hans Baron. Zweite Hälfte (Gesammelte Schriften von Ernst Troeltsch, IV. Bd.), Tübingen 1925, J. C. B. Mohr. Von 401–872 S. u. XXVIII.

Weber, Alfred. Die Krise des modernen Staatsgedankens in Europa. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 172 S. Geb. M. 6,–.

Winds, Adolf. Geschichte der Regie. Mit sechs Skizzen im Text und 145 Abbildungen auf 90 Tafeln. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 139 S.

Ziegler, Konrat und S. Oppenheim. Weltentstehung in Sage und Wissenschaft. Mit vier Figuren im Text (Aus Natur und Geisteswelt, 719. Bd.). Leipzig 1925, B. G. Teubner. 127 S. Geb. M. 1,80.

* * *

Thule, II. Reihe, 18. Bd. Herausgegeben von Felix Niedner. Norwegische Königsgeschichte. 2. Bd. (Sverris- und Hakonsaga). Übertragung von Felix Niedner. Jena 1925, Eugen Diederichs. 387 S. Geb. M. 10,–.

Türkische Märchen. (Die Märchen der Weltliteratur. Herausgegeben von Fr. Giese.) Jena 1925, Eugen Diederichs. 305 S. Geb. M. 4,–.

Zen. Der lebendige Buddhismus in Japan. Ausgewählte Stücke des Zen-Textes, übersetzt und eingeleitet von Schuej Ohasama. Herausgegeben von August Faust. Mit einem Geleitwort von Rud. Otto. Gotha-Stuttgart 1925, Fr. Andr. Perthes A.-G. 197 S. Geb. M. 5,–.

* * *

Menschen, Völker, Zeiten I. Thassilo von Scheffer, Homer und seine Zeit. Mit 38 Abbildungen. 175 S. – Ricarda Huch, Stein. Mit 1 Faksimile und 26 Abbildungen. 142 S. – Max Kemmerich, Machiavelli. Mit 1 Faksimile und 20 Abbildungen. 200 S. – Carry Brachvogel, Robespierre. Mit 3 Faksimile und 30 Abbildungen. 189 S. — Graf Albrecht Montgelas, Abraham Lincoln, Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Mit 1 Faksimile und 28 Abbildungen. 180 S. Wien 1925, Karl König. Je gebunden M. 4,80.

Stimmen der Geister: Goethes Sterne. Gott—Natur—Gemüt. Eine Auswahl von Paul Sakmann. 83 S. – David Fr. Strauß, Wahrheit, Welt und Schicksal. Eine Auswahl von Paul Sakmann. 112 S. Stuttgart 1925, Ernst Heinrich Moritz. Je gebunden M. 1,80.

* * *

Antiquariats-Katalog Nr. 114. Deutsche Geschichte, Stuttgart, Oskar Gerschel.
– Nr. 146. Deutsche Literatur. Bonn, Fr. Cohen.
– Nr. 316. Bayreuth, B. Seligsberg.
– Nr. 2. Alte Drucke. Weimar, Straubing & Müller.
– Nr. 708. Zoologie. Frankfurt a. M., Jos. Baer & Co.

Der kleine Katalog. Nr. 1. Frankfurt a. M., Walter Schatzki.

Katalog IV. Linguistik. Berlin, Meyer & Mittler.
– Nr. 144. Geschichte. Bonn a. Rh., L. Röhrscheid.
– Nr. 164. Incunabula. Wiegendrucke bis 1500. München, Ludw. Rosenthal.

Kunstgeschichte. Lag.-Kat. 709. Frankfurt a. M., J. Baer & Co.

Orientalische Kunst. Kat. 32. Hannover, Orient-Buchhandlung, Heinz Lafaire K.-G.

Reichls Bücherbuch. 16. Jahrhundert. Darmstadt 1925, Otto Reichl.

Verzeichnis ausländischer Zeitschriften mit Angabe der Preise in Reichsmark bei jährlicher Verpflichtung. Leipzig, Emil Rohmkopf.

* * *

Nijhoffs Mededeelingen von 1. Januar bis 15. Februar 1925.

Miscellaneous 1925. Nr. 1. Haag, M. Nijhoff.

Redaktionsschluß: 5. April

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin, für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 57, Bülowstraße 107.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 4.—, Einzelheft Gm. 1.50

Vom Drama der Gegenwart

VII

Expressionismus

Von Hans Franck (Frankenhorst)

Irgendwo in dem unübersehbaren, dem unerschöpflichen Werk Goethes findet sich ein Wort, das mit einer so starken Leuchtkraft in die Verworrenheiten des Lebens und der Kunst unserer Generation hinabstrahlt wie kein zweiter Ausspruch eines Menschenmundes. „Alles," stellte der Weise zu Weimar fest, „alles was im Subjekt ist, ist im Objekt und noch etwas mehr. Alles was im Objekt ist, ist im Subjekt und noch etwas mehr." Wenn man im Anschluß an dieses Wort nun freilich behauptet hat: Der Impressionist stelle das Mehr des Objekts dar und unterschlage das Mehr des Subjekts, der Expressionist hinwieder kenne nur das Mehr des Subjekts und unterschlage das Mehr des Objekts — so ist das eine Vergröberung, eine falsche Anwendung der kristallinisch formulierten Grunderkenntnis und die Situation damit die von Goethe vorausgesehene: der Stein der Weisen ist uns in die Hand gegeben, aber der Weise mangelt dem Stein.

Es geht heute nicht mehr an, zu behaupten: der Impressionist habe das Subjekt und sein Mehr unterschlagen. Jede Betrachtung eines malerischen Meisterwerks dieser Epoche, jede vorurteilslose Aufnahme einer der wenigen bleibenden naturalistischen Dichterschöpfungen erweist es aufs neue, daß in ihnen nicht nur soviel vom Subjekt umschlossen ist, wie mit dem Objekt ohne weiteres gegeben ist, sondern noch etwas mehr, und daß es einzig dieses Noch-etwas-Mehr ist, das sie bei voller Kraft erhalten hat, während die formgerechten, schulgemäßen, stilbeflissenen, von der Generation der Mitlebenden überwerteten und durch den Erfolg herausgehobenen Werke unrettbar veraltet, ja zum größten Teil verschieden sind. So wird mit dem Wachsen des Abstandes auch immer offenbarer werden, wie außerordentlich Vieles vom Objekt — von dem Substantiellen der gleichzeitigen Lebenssituation — der Expressionismus in seinen Schöpfungen festgehalten hat, und lebendig werden auf die Dauer nur jene Werke dieser Stilepoche bleiben, die trotz des geflissentlichen Trachtens nach dem Essentiellen auch vom Mehr, das im Objekt ist, ein beträchtliches Quantum zu bannen wußten.

Wenn also der Expressionismus, wie selbst von seinen nach und nach fast ausnahmelos fahnenflüchtig gewordenen Anhängern zugegeben wird, versagt, in beschämender, in katastrophaler Weise versagt hat, so liegt der Grund nicht in dem Ansatzpunkt seiner Kräfte, nicht in der Einstellung des Fühlens und Wollens der geistigen und künstlerischen Träger der Bewegung. Bei dem auf das Nie-Erreichbare gerichteten Verlangen, bei der (glücklicherweise!) unstillbaren Sehnsucht nach vollendeter Kunst sind drei Hauptwege für alle Zeit gegeben. Nur drei! So viele Nebenstraßen und Verbindungen auch herüber und hinüber führen. Die beiden Wege, die in diesem Zusammenhang von Interesse sind (von dem dritten wird das nächste Mal in besonderer Betrachtung zu reden sein), suchen die uranfängliche, unser Menschsein ausmachende und daher nie in der Wahrheitswelt der Alltäglichkeit, sondern nur in der Formwelt der Kunst für höchste Erlebnisaugenblicke fortzuschaffende Qualität unserer Existenz durch stärkste Hervorhebung des Einen, durch Überbetonung des Teils zu überwinden. Der Impressionismus trachtete in seinen reinsten und höchsten Auswirkungen danach, mit einer so leidenschaftlichen, so naturbesessenen, so unbegrenzten Wandlungsfähigkeit, die zufällig-unzufällige Inkarnation in seine Kunstwelt zu versetzen, daß er durch seine Vielfältigkeit, durch seinen unübersehbaren Umfang implicite jene Wesenheit umschloß, oder doch enger umkreiste, von der er explicite keine

Notiz nahm. Der Expressionismus hingegen arbeitete mit einer solchen Intensität auf das Wesenhafte hin, trachtete, geistbesessen, dem einzig Einen so schrankenlos nach, daß er von dem besonderen Sein, an dem es Erscheinung wurde, zwar, obenhin betrachtet, absehen konnte, aber doch, wenn er lebendige Kunst, nicht öden, unproduktiven Formalismus geben wollte, ihren flüchtigen, feinsten Hauch, ihren ätherischen schönsten Schimmer uns übermitteln mußte. Auf beiden Wegen, die von einer postulierten, einer willensmäßig gesetzten Einheitlichkeit ausgehn, um über sie möglichst weit hinwegzukommen, sind reine zeitüberdauernde künstlerische Werke möglich. Die Situation lag für den Expressionismus mindestens ebenso günstig wie für den Impressionismus, ja falls man das Zeitliche heranzieht (den ungeheuren Hunger der kriegegequälten Menschheit nach Befreiung, Erlösung von der Wirklichkeit durch zeitüberwindende Werke der Kunst), sogar um vieles günstiger. Wenn dennoch der Impressionismus zum Sieg gelangte und jahrzehntelang das Geistesfeld mit seinen Schöpfungen beherrschte, der Expressionismus aber eine katastrophale Niederlage erlitt und sich trotz aller Theoriefanfaren, die seine Übermacht verkündeten, nach wenigen Jahren ein beispielloses Débâcle ergab, so müssen die Gründe anderswo liegen als in der Grundeinstellung, als in den ideellen geistigen Voraussetzungen.

Obgleich wir diesen Erlebniskomplexen noch zu nahe stehen, um sie endgültig auseinanderlegen und entwirren zu können, mögen doch, um die Klärung anzubahnen, die Gründe für den Zusammenbruch der mit ungeheurem Getöse proklamierten Kunstbewegung, die an das Schlagwort Expressionismus gebunden ist, im Nachfolgenden mit tunlicher Kürze und möglichster Objektivität dargelegt werden.

Einer der Gründe liegt bereits in dem Fanfarengetöse der Verheißungen, in dem Trompetengelärm der Versprechungen, in dem Trommelgewirbel der Ansprüche. Noch nie ist eine Kunstbewegung mit gleichem Geschrei urbi et orbi als alleinseligmachend verkündet worden wie der Expressionismus. Die Zeit, der jahrelanges Gewehrgeknatter und Kanonengebrüll das Gehör abgestumpft, der Roheitserzesse und Schicksalskatarakte das Gefühl für das langsame organische Werden betäubt hatte, überschrie, überstürzte, überbrüllte, überhetzte sich auch in Dingen der Kunst. Dabei wäre alles darauf angekommen, die Grundsituationen klar zu erkennen. Zu wissen, zu fühlen: wir gehen von einer (vorläufig, notwendigen) Verengung aus. Wir setzen einen willensmäßig konstruierten Sonderfall. Unsere Absicht ist nicht Armseligkeit, nicht Einseitigkeit, nicht Kastration. Wir werden das Andere, Gegensätzliche, das wir vorläufig beiseite schieben, auf unserem Wege nicht außer acht lassen. Wir werden es, wenn wir soweit herangereift sind, wenn die Weltvoraussetzungen andere geworden sind, einbeziehen in unsere Kunst und inbrünstig auch darum ringen! Statt dessen aber wurde eilfertig der Teil als Totalität erklärt, das Einseitige zur Allseitigkeit umgefälscht, das Gegnerische verlacht, verhöhnt, bespien. Und postuliert: nun hebe zum erstenmal das goldene Zeitalter der Kunst an! Alles Bisherige sei Vorläufertum des Expressionismus; das Bleibende vergangener Kunstepochen wäre mehr oder minder bewußt expressionistisch gewesen, und nur soweit expressionistische Elemente in der Kunst der Vergangenheit nachweisbar, wäre sie noch von Bedeutung. Fort mit allem Andern! Tabula rasa! Man brauche es nicht. In Kürze werde man Gleichwertiges, Größeres schaffen. Denn es hebe an, nicht: eine neue Kunst neben und nach anderer, sondern: die neue Kunst, die Kunst schlechthin.

Daß durch solches Manifestgelärm, das man für unmöglich halten müßte, hätte man es nicht schaudernd erlebt, der neuen Kunstbewegung eine gesunde organische Entwicklung sehr erschwert wurde, liegt auf der flachen Hand. Entscheidend sind diese Theoriesünden (die von jeder schöpferischen Jugend begangen worden sind, wenn auch von keiner in gleich ungeheuerlichem Maße wie von der expressionistischen) allerdings nicht. Entscheidend ist die sittliche, seelische Bewährung der Künstler einer Stilepoche und das Maß der Kraft, das sich in ihnen inkarniert. Wie steht es um beides? Wie um die subjektiven, wie um die objektiven Momente, die dem Expressionismus zum Schicksal wurden?

Was den Künstler jung und schaffenskräftig erhält, was die Kunst zur seelischen Notwendigkeit, zur

Weckerin von Unvergänglichkeiten macht, das ist der niemals bis zum Ende auszufechtende, der unablässige Kampf des Ich mit der Welt, des Subjekts mit dem Objekt. Wer darin müde wird, wer darin paktiert, wer nicht immer neu von vorn beginnt, über den schreitet die Zeit unerbittlich hinweg. Das nun ist die Schuld, das Verhängnis des Expressionismus, daß er diesen letzten, innersten Kampf zwar mit großem Gelärm aufgenommen, aber nicht unter vollstem Einsatz aller Kräfte, sondern unter mühsam bemäntelter Ausschaltung eines Teils des Ich zu Ende geführt hat. Daß er einen Bequemlichkeitspakt, einen Verlegenheitsvertrag, ein Beruhigungsabkommen getroffen hat. Wohl nie hat eine neue Generation sich so früh und so falschgebärdig mit einer Fiktion zufrieden gegeben. Wie bald hat die Mehrzahl derer, die das Kampfziel aufleuchten sahen, vom Kampf ums Letzte abgestanden und sich bereit finden lassen, Waffenstillstand zu schließen, eine (bequem reglementierte) Ichentfaltung auf Kosten, durch Umgehung, durch Negierung, durch sinnlose, zweckwidrige Vergewaltigung der Erscheinung zu erstreben! Höchstes in der Kunst aber ist nicht diesseit, sondern erst jenseit des Endkampfes möglich. Nicht wer ausschaltet, wer abbiegt, wer müde wird, nur wer mit dem vollsten, todwilligen Einsatz seines geistigen, seines leiblichen, seines seelischen Selbst den Kampf für sich und in sich zu Ende kämpft, nur dessen Werkkampf gehört der Unsterblichkeit an. So gesehen ist freilich (wie alle Ansatzpunkte) der Einsatzpunkt der kämpferischen Kraft für den Expressionismus belanglos. Nicht aber ihre Bewährung. Denn der Endpunkt ist auch für ihn alles. Es bedarf heute keines besonderen Nachweises mehr, daß die expressionistische Kunst weit, weit früher auf der Strecke geblieben ist als der von ihr auf den Tod befehdete Impressionismus, von dem sie doch trotz alles Leugnens im Innersten abhängig geblieben ist vom ersten bis zum letzten Tag. Weil sie nicht nur ihren Namen, sondern beträchtliche Teile ihres Wesens durch Umkehrung, durch Negation des Bisherigen gewann und als Gegensatzkunst eine Zeitbedingtheit in sich trug, die sie von Anbeginn auf das tiefste gefährdete.

Und nicht viel besser als mit ihrer Bewährung steht es um das Maß der dichterischen Kräfte, die der Expressionismus auf dem Gebiet des Dramas zum Kampf eingesetzt hat. Naturalismus und Romantizismus kulminierten in überragenden genienahen Schöpfern wie Gerhart Hauptmann und Hugo von Hofmannsthal, die, was sie auch immer an Abseitigem und Andersartigem hervorbrachten, so sehr an diese Bewegungen gebunden sind, daß sie mit diesen Kunstrichtungen, aber auch diese Kunstrichtungen mit ihnen identifiziert werden müssen. Neuklassizismus und Subjektivismus brachten zum wenigsten jeder ein Dichterpaar hervor, das ebenso markant, wie bedeutsam, ebenso eigenartig, wie anregend war: Paul Ernst — Wilhelm von Scholz und Frank Wedekind — Herbert Eulenberg. Wie aber steht es um den Expressionismus in dieser Hinsicht? Eine Fülle zersplitterter Begabungen, von denen jede mit den höchsten Ansprüchen auftritt, obwohl sie fast alle nur mittleren, untermittleren Grades und wo sie exzeptionell genannt werden müssen, dies durch Überzüchtung, Übersteigerung, Überreizung eines im Kraftkomplex organisch wachsender Begabungen nebensächlichen, ja nahezu bedeutungslosen Zuges erreichten. Dazu einer den andern negierend. Und — das Auffälligste und Verdächtigste — fast keiner an den gepriesenen Stil wesensgemäß gebunden, der, so lange er à la mode ist, wie ein Mantel nach dem neuesten Schnitt mit großer Gebärde übergezogen und, sobald er von der Zeit überwunden ist, still, unbemerkt fallen gelassen, vergessen, in die Ecke gestoßen wird.

Zum Erweis: Am Beginn der Bewegung steht ein früh dahingeraffter hysterischer Jüngling, der in seiner Mischung von Genialität und Dilettantismus, von Außerordentlichkeit und Großgebärdigkeit, von Fanatismus und Anmaßung, von Reinheitwillen und Brünstigkeit geradezu der Prototyp des Expressionisten ist: Reinhard Johannes Sorge[1]. Im „Bettler" ein ungewöhnlicher, Höchstes verheißender Einsatz. Die Folge ein immerwäh-

[1] Die Werke Reinhard Johannes Sorges, von denen noch immer die dringend notwendige Gesamtausgabe fehlt, sind zum Teil bei S. Fischer, Berlin, zum Teil bei Kösel, Kempten, verlegt, die Dramen Tollers und Kornfelds finden sich im Verlag Ernst Rowohlt, Berlin, Kaisers Werk besitzt zur Hauptsache G. Kiepenheuer, Potsdam, einiges Neuere „Die Schmiede", Berlin. Unruhs Bücher verteilen sich auf die Verlage Kurt Wolff, München, Erich Reiß, Berlin, und Frankfurter Sozietäts-Druckerei, Franz Werfels Dramen sind ebenfalls bei Kurt Wolff, München.

rendes Hinab: Variationen des ersten Themas, Selbstplagiate, Krampfigkeiten, Vers-Manifeste, Hilflosigkeiten. Soviel man auf das Konto der Konversion setzen mag, die sich auch hier als talentunterhöhlend erwies, allein läßt sich das Hinab durch sie nicht erklären. Das Dilettantische lag in der Begabung selber begründet. Pubertätskrampf steigerte die Kraft vorübergehend ins Außergewöhnliche. Mit dem Abklingen der Jugend war die Armseligkeit da. Nicht so schnell, so offensichtlich wie bei Walter Hasenclever (von dem als ernsthafter, dichterischer Kraft heute nur noch reden wird, wer den Unterschied zwischen Rhetorik und Gestaltung nicht erfaßt hat), aber doch unverkennbar, doch unabwendbar. So daß der frühe Tod uns hier aller Wahrscheinlichkeit nach nicht um eine schöpferische Führernatur gebracht hat, in der die zerfallende Bewegung sich zusammengeschlossen und ständig erneuert hätte, sondern um einen Vorläufer, über den die Entwicklung unerbittlich hinweggegangen wäre.

So wenig es lohnt, über die versunkenen Werke Walter Hasenclevers sich zu ereifern, so wenig sollte über Ernst Toller eine ernsthafte Diskussion noch nötig sein. Wenn er auf den Ehrennamen eines Dichters überhaupt einen Anspruch hat, dann ist er jedenfalls — wie seine Lyrik unwiderleglich dargetan hat — ein äußerst schmächtiges, ein anämisches Talent, eine Stimme im Chor, kein Chorführer. Die unbestritten große Wirkung seiner Dramen ist nicht aus der ihnen innewohnenden schöpferischen Kraft, sondern aus außerkünstlerischen, aus unkünstlerischen Begleitumständen zu erklären. Für diese agitatorische Natur hat die Zeit gedichtet. Sie hat hinzugetan, was er aus eigenem schöpferischen Vermögen schuldig bleiben mußte. Und sein persönliches, politisches Märtyrerschicksal tat ein übriges, seinen Werken die erschütternden Hintergründigkeiten zu geben, die seine Gestalten nicht hatten.

So bleiben von dem ganzen großen Schwarm nur Fritz von Unruh und Georg Kaiser, beide ohne Frage ungewöhnliche Naturen. Aber zu ihrer Besonderheit nicht auf Grund organischer Entfaltung, sondern durch künstlerische Ausschaltung gelangt. Unruh: Pathetiker, voll leidenschaftlicher Sucht zum Führertum, in ständiger ethischer Hochspannung, mit überzeitlichem Zielwillen. Ohne Zweifel ein echter Dichter und ein Dramatiker. Aber doch bedeutsam nur durch eine krampfhaft betonte Einseitigkeit. An einer Hypertrophie des Herzens leidend, die seine willensmäßige Mission immer von neuem aufs ernste gefährdet. Setzt der Herzstrom ein, so begibt sich ein schönes, atemraubendes, grandioses Schauspiel. Aber — ach! — ein Schauspiel nur, ein sich selbst genügender Vorgang. Das wallet und siedet und brauset und zischt. Ohne Aufhören, ohne Ruhepausen, ohne Sinn. Neben meisterlichen Wortprägungen und hinreißenden Rhythmen Abstruses, Bombastisches, Hohles, Leeres, Lächerliches in Hülle und Fülle. Und zum Führertum fehlt dem Nichts-als-Herz-Menschen nahezu alles. Wie will überzeitlichen Zielen zuführen, was selber hilflos und heillos in der Zeit verstrickt ist? Wer das Muster eines zwar voll höchster Absichten steckenden, aber von dem ersten Ansturm des Herzens ohnmächtigen Wirrkopfes ist? Denn was mit gewaltig gewaltsamen Worten in den Dramen Fritz von Unruhs als das neue Ziel, die Rettung, die Erlösung verkündet wird, das ist in demselben Augenblick uneigen, bedeutungslos, ja fast kläglich, sobald man die rollenden Rhythmen auf die wenigen Begriffe, die Ideen reduziert, welche die Worte geflissentlich zu verhüllen, statt zu enthüllen bestrebt sind. Ohne Zweifel, hier ist eine besondere dichterische, dramatische Begabung. Aber die Besonderheit ist am Zeitlosen gemessen nicht ersten Ranges, wie man der Mitwelt hat glauben machen wollen. Wenn überhaupt von Genie geredet werden darf, dann liegt der Fall eines partiellen Genies, nicht der einer umfassenden, zur Größe berufenen Dichternatur vor. Das Exzeptionelle ist weit mehr Abnormität, als es bei bleibenden Begabungen sein darf. Die Zeit, die blinde, aber brauchte einen König. Will man ihr verdenken, daß sie den Einäugigen erkor? Nun aber, da ein neues Geschlecht heranwächst, das wieder sehen will und sehen kann, darf nicht länger verschwiegen werden, daß der Dramatiker Fritz von Unruh zu den Schöpfern gehört, die gezwungen sind, aus ihrer Not eine Tugend zu machen, daß er, seine eigene Formulierung zu nützen, sehr häufig zu Worten wie zu Fahnen greift, um die Leere pomphaft auszuschmücken; daß er zwar innerhalb seines Bezirks

unter den Heutigen nicht seinesgleichen hat, daß aber dieser Bezirk sehr fest und sehr eng umgrenzt ist und daß längst für unser kommendes Drama die Grenzen weiter gesteckt sind, als Unruh sie mit seinem Werk umzirkt hat.
Und neben diesem durch die Hypertrophie des Herzens an voller künstlerischer Entfaltung Gehemmten der durch Hypertrophie des Hirns Bestimmte, neben dem Nichts-als-Pathetiker der Nichts-als-Ironiker, neben der Siedeglut die Eiseskälte, neben dem sich äschyleisch gebärenden Mythiker der platonisch bemühte Dialogiker: Georg Kaiser. Der „Denkspieler", wie Bernhard Diebold ihn in einem außerordentlich klugen, im Betonen wie im Übergehen, im Herausstellen wie im Verschweigen ebenso geschickten Buch (erschienen in der Frankfurter Verlagsanstalt) genannt hat, das zwar ablehnt, eine wertende Kritik, ein Bekenntnis zu sein, das nur, ohne sich zum Urteil verpflichtet zu fühlen, darstellen will, aber doch ungewollt ein Bekenntnis, eine Kritik ist; allerdings nicht dadurch, daß es das Geisterlicht davor stellt und seinen Schein auf die Dinge fallen läßt, sondern es dahinter rückt und sich der Transparenz bedient. Ist das Werk Georg Kaisers — fragt Diebold an einer Stelle — „ist es Dichtung? Ist es Spuk? Ist es Dramatik? Jedenfalls: es ist sublimstes Theater". Das ist ohne weiteres zuzugeben. Kaiser hat als Beherrscher der Bühne heute nicht seinesgleichen. Aber hier soll die Antwort auf die voraufgehenden Fragen nicht, wie Diebold es tut, unterdrückt werden, hier soll bekannt, soll rückhaltlos geurteilt werden, damit wir den Weg ins Zukünftige freilegen. Wie bezeichnend, daß von dem Werk Kaisers gefragt werden kann, gefragt werden muß: ob es Dichtung ist! Wie aufschlußreich, daß Diebold zur Bezeichnung der einzigartigen Denkmethodik Kaisers sich als deckenden Begriff die „technische Persönlichkeit", also einen Widerspruch in sich selbst, eine contradictio in adjecto, konstruiert! Eine technische Persönlichkeit war auch Hermann Sudermann. Ungewöhnliches, von niemand erreichtes Theater hat auch er seiner Zeit gegeben. Bleibende Werte aber gingen nicht von ihm, sondern von dem größten Dichter dieser Generation, von Gerhart Hauptmann, aus. Denn was einstmals unfehlbar wirkte auf den Bühnenbrettern, wird heute vielfach durch Lächeln entwaffnet. Bahnt sich nicht auch für Kaiser heute schon ein Gleiches an? Man fürchte nicht, daß ich die beiden Fälle gleichsetzen und Kaiser mit dem Schlagwort „Sudermann des Expressionismus" abtun will. Er ist, wie einer seiner Jünger schrieb, „ein helles Wunder". Das Bewußtsein, der Verstand, das Denken haben in ihm sich aufs höchste sublimiert. Und da dieser „Denkspieler" ein ungewöhnlicher Könner, ein überaus geschickter Techniker ist, so hat er Bühnenwerke geschaffen, die eine Gattung für sich sind. Freilich, auch hier ist die Besonderheit, wie bei Unruh, durch Ausschaltung erreicht. Alles mag man in den Dramen Kaisers finden, was Dichterwerke auszeichnet. Eins wird man vergeblich suchen: Herz, Seele, Gefühl, Anteilnahme eines mitschwingenden Selbst. Größe, Unvergleichlichkeit eines schöpferischen Werks aber werden für immer abhängig, bedingt bleiben von der Totalität, von der umfassenden Kraft des Menschseins, die sich darin auswirkt, auslebt. So gesehen, ist die Dramatik Georg Kaisers ein überaus charakteristisches, unvergleichliches, einmaliges Gewächs, aber ein verkrüppeltes.
Sehr bedeutsam des weiteren, daß die beiden überragenden Begabungen, die der Expressionismus für sich in Anspruch nehmen kann, mit ihm nicht zu identifizieren sind. Daß sie aus anderen Bezirken kommen und in andere Bezirke weitergehen werden. Kaiser begann mit skrupellosen Theaterschmarren, seine Jugendsünden sind ohne jede dichterische Substanz. Auch diese hat er in den „Bürgern von Calais" — Alleskönner, der er ist — täuschend erreicht. Dann bog er entschlossen in die Zeitkunst des Expressionismus ab und ist heute wieder auf dem Wege zum skrupellosen Theaterschmarren, dem er freilich durch Selbstironisierung und Persiflierung ein Schillern, ein Irisieren gibt, das viele täuscht. Unruh aber kam vom klassischen Drama, von Schiller und Kleist, des Weges, vergewaltigte seine Art, seinen Vers, sein Wort, um Expressionismus zu zeugen, und steht nun als ein Verstiegener da, der weder höher hinauf kann noch hinab. Daß er in dieser Situation zu schweigen weiß, läßt immerhin hoffen. Genau betrachtet, hat der Expressionismus nur einen einzigen dramatischen Dichter hervorgebracht, der sich mit ihm wesensgemäß identifiziert,

der nur so, nicht wie die andern alle auch anders, Menschen formen konnte. Denn Sternheim, Subjektivist, Bürgerschreck aus Haß gegen die eigene Bourgeois-Natur — hatte seine Komödienform schon vor dem Auftauchen des Expressionismus gefunden, hat dann freilich gleich seine Karikatur gegeben, und Franz Werfel, der als Lyriker Unvergleichliche, hat zwar den Weg auch durch die Zeitmode hindurchgenommen, sich aber selber nie dabei verleugnet. Jener einzige Expressionist unter den Dramatikern: Paul Kornfeld. Aber der ist ein zwar reines, doch äußerst schmächtiges, bisher an ein Thema gebundenes Talent, das er zu paraphrasieren nicht müde wird.

Welch armseliger Einsatz an Kräften für eine Bewegung, die den Neubeginn der Kunst verhieß! Aber darf man dafür die Dichter verantwortlich machen? Wer hat über die Pfunde zu bestimmen, die ihm verliehen sind? Von wem kann mehr gefordert werden, als daß er mit den verliehenen Pfunden nach bestem Wissen und Gewissen, mit Einsatz aller Kräfte unablässig wuchere? Freilich! Das Versagen der Künstler ist nur ein Zeichen für das Versagen der Generation, die sie aus sich gebar. In dem Krieg und seinem Grauen, seinen Widersinnigkeiten und seiner unermeßlichen Not war unserm Volk endlich wieder ein Schicksal zuteil geworden, das allen gemeinsam war. Dem kein Einziger als äußerem Erlebnis ausweichen konnte. Als äußerem! Denn als innerem Erlebnis ist — furchtbar, es sagen zu müssen! — die Mehrzahl unseres Volkes dem gemeinsamen Geschick, das es wieder groß und rein, wieder sittlich und religiös machen konnte und mußte, auf lange hinaus, auf vielzulange ausgewichen. Hat es nicht die Kraft besessen, es in sich unter Schmerzen auszutragen, bis das neue Sein, die neue Religion geboren wurde. War es durch seine Erlebnis- und Glaubenskraft dem Schicksal, das es wiederherstellen konnte, nicht gewachsen. Denn nicht das ist das Grauenvollste, daß wir den Weltkrieg haben, daß wir ihn in menschunwürdigster Form haben konnten. Das vielmehr ist das Grauenvollste: daß wir als Gesamtheit nicht fähig waren, den Krieg innerlich bis ins Letzte zu erleben, uns durch ihn von Grund auf umwandeln und uns durch die Umwandlung wieder geistig und menschlich zu einem wahrhaften, kulturschöpferischen Volk reinigen zu lassen. Die Griechen wurden es nicht müde, das Furchtbare ihres Welterlebens: daß der Mensch sich nicht selber sein Schicksal bestimme, sondern geglaubte Wesen außer und über ihm, mutig ins Angesicht zu sehen, es immer und immer wieder zu durchdenken, zu durchfühlen; und aus dieser sittlich-religiösen Bewährung heraus wurde ihnen die Größe ihrer Kunst, die sie — den Einzelnen wie das Volk — immer aufs neue durchschauerte. Unser Volk aber — Millionen und Abermillionen als Einzelne und als Organismus — es hatte nicht gleich den Griechen die Kraft, der Zeitgorgo ins grause Antlitz zu sehen und sich bis in seine letzten Fasern — sei es auch auf die Gefahr der Vernichtung seines inneren Daseins — von dem Geschick, das ihm auferlegt wurde, erschüttern zu lassen. Unser Volk ist dem Erlebnis, das als Einziges die Gewalt besaß, es in den Augenblicken tiefsten Erschauerns innerlich zu einen und wieder zu einer großen Gemeinde der Gläubigen zu machen, ausgewichen. Unser Volk? Unser Volk allein? Mit nichten! Alle Völker! Der Mensch hat — nach einem Wort Wilhelm Michels — versagt. Hüben und drüben. Die Sieger sowohl wie die Besiegten. Der europäische Mensch.

Der Ausdruck dieser seelischen Situation ist der Expressionismus. So wird er in die Geschichte eingehn als die künstlerische Manifestation einer maßlos gewordenen Menschheit, die das Ungeheure als Alltäglichkeit hinnahm. Die — während ein Klaus Groth über elf Gefallene bewegliche Klage sang — bei der Nachricht vom Tode Tausender, Hunderttausender, Millionen kalt blieb. Die durch laute, schreierische, exaltierte Worte sich vor der Angst der Stille rettete. Die von außen her, durch politische Quacksalbereien, glaubte, die im Innersten kranke Zeit heilen zu können. Expressionist — darunter wird man, trügen nicht alle Zeichen, später einmal als Typ einen kriegverstörten, hysterischen Jüngling verstehen, der die Kunst als Waffe brauchte, um sich des Ansturms der Erlebnisse — der von außen wie von innen kommenden — zu erwehren. In bitterster Notwehr! Ohne alle Frage! Aber wäre es nicht größer gewesen, sich dem Letzten hemmungslos auszuliefern? Größer und: rettender, befreiender? Denn nicht die Waffe überwindet das Schicksalhafte. Sondern der Schauer todwilliger, todseliger Hingabe.

Der Religionsphilosoph Arthur Drews

Von Emil Lucka (Wien)

Pantheisten sind meistens Künstler, Schwärmer und Träumer, von alledem ist Drews das Gegenteil: ein klarer, wissenschaftlich denkender und an Wissenschaftlichkeit glaubender Mann, der heiß um Religion bemüht ist, aber in philosophischer Folgerichtigkeit alle überlieferten, auf historischen Daten ruhenden Religionen ablehnt, weil die geschichtliche Forschung ihre Voraussetzungen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt neu prüft und verändert, weil sie auf Kompromisse angewiesen sind, weil sie unklar und verworren, wenn nicht unehrlich sein müssen, um überhaupt noch weiter zu dauern. Pantheismus allein bleibt unter jeder Kultursonne, bei jedem Stand der Wissenschaft möglich, und es ist die noch gar nicht abzuschätzende Tat von Drews, das pantheistische Gefühl, das in der Seele des Menschen unserer Zeit lebt, in philosophischen Gedankengängen sachlich unterbaut zu haben.

Drews ist heut der charakteristische Vertreter einer systematischen und wissenschaftlichen Philosophie, die nicht Rationalismus ist und doch auf den großen deutschen Denkern des 19. Jahrhunderts, Eduard von Hartmann besonders, ruht. In seiner „Selbstdarstellung" sagt Drews, daß er von des letzteren „Philosophie des Unbewußten" die entscheidende Wendung seines Lebens empfangen hat. Dieses theoretische Fundament, auf dem sich in völliger Geschlossenheit sein Denken erhebt, kann hier nur angedeutet werden; Drews leugnet die offizielle Philosophie, die auch heute noch größtenteils auf Descartes und Kant zurückgeht und die Gleichung: Sein=Bewußtsein als eingestandene oder verschwiegene Grundlage annimmt. Im schroffen Gegensatz hierzu verkündet Drews das unbewußte Sein als das wahrhafte, aus ihm geht sekundär das bewußte, d. h. für Menschen bewußte Sein hervor. Das unbewußte Sein ist absolutes, göttliches Sein, im menschlichen Bewußtsein kann sich nur eine Abspaltung, gewissermaßen eine Spiegelung davon finden. Das Jenseits unseres Bewußtseins, so sagt Drews, muß vernünftig sein, und ihre Vernunftbestimmungen (Ideen) verwirklichen sich durch den Weltwillen. Diese Metaphysik (Einführung in die Philosophie, Berlin 1921) stellt eine kraftvolle Verbindung Hegelscher und Schopenhauerscher Gedanken dar und wird heute, da das Mißtrauen gegen die Metaphysik, das so lang geherrscht hat, zurücktritt, wieder Freunde finden. In letzter Zeit hat Drews der Hartmannschen Philosophie des Unbewußten eine „Psychologie des Unbewußten" zur Seite gesetzt (Berlin 1923), in der er den kühnen Versuch wagt, das unmittelbare Einwirken des absoluten Seins, d. h. des unbewußten Seins (prinzipiell unbewußt, nicht etwa vorbewußt oder dunkel bewußt) auf Körper und Seele des Menschen, auf das uns unmittelbar Zugängliche also zu erforschen. Bewußtes Sein gilt ihm ja nur als ein Ausschnitt aus der viel weiteren metaphysischen Wirklichkeit. Mit dieser von der klassischen deutschen Spekulation vorgebildeten Gedankenwelt steht Drews auch heute noch in der Schulphilosophie allein.

Das wichtigste unter den philosophischen Werken von Drews ist: „Die Religion als Selbstbewußtsein Gottes" (Jena 1906). Hier wird mit radikaler Entschiedenheit, ohne die beliebten Zugeständnisse nach rechts und links, der Kern aller echten Religiosität in der Seele des Menschen gefunden und systematisch entfaltet. Nur das ist in Wahrheit Religion, was über allem Bedingten steht, was nicht durch die Wandlungen des Denkens oder gar durch historische Kritik erschüttert werden kann, was sich in jedem Augenblick neu und völlig erfahren läßt und den Menschen in eine unmittelbar erlebte Beziehung zur Ewigkeit bringt — wie immer man sich die Ewigkeit vorstellen oder wie man sie im Gefühl finden mag (vorstellen kann man sie ja in Wirklichkeit nicht). „Daß der Mensch sich erst durch das Buch der Geschichte hindurcharbeiten muß, um der Einheit mit Gott versichert zu sein, das erscheint nicht bloß als eine überflüssige Erschwerung der Erlösungsarbeit, sondern ist auch mit den Voraussetzungen des religiösen Bewußtseins nicht vereinbar." Während jede historische Religion das Ewige in den Ablauf des zeitlichen Geschehens hineinzieht, muß wirk-

liche Religiosität umgekehrt verfahren: das Zeitliche zum Ewigen läutern, im alltäglichen Geschehen den göttlichen Kern fühlen. So begründet Drews in nüchterner Darstellung — das ist hier als hoher Vorzug zu werten — und vielfach mit den Begriffen Hegels, Schleiermachers und Hartmanns arbeitend, die Religion, die stets und unter jedem Himmelstrich die Religion der Mystiker gewesen ist. Wie für die Mystik so ist für Drews das Göttliche eine sichere Tatsache, er schreitet über die Welt hinaus, um sie in einen weiteren Zusammenhang einzubetten.

Den Kausalitäts-Religionen (Judentum, Christentum, Islam) gelten Gott und Welt als zwei verschiedene Wesenheiten, sie müssen daher dualistisch und theistisch sein. Ihnen gegenüber ist für die Identitäts-Religionen das Irdische und das Göttliche von Anfang an eine Einheit, sie kennen keinen persönlichen Gott, das Göttliche offenbart sich ihnen im Leben der Welt, in der Seele des Menschen, es ist der ewige Kern der fließenden Erscheinung. Das ist metaphysischer Monismus (im Gegensatz zum naturalistischen, der nur die Welt der Dinge wirklich sein läßt), er hängt von nichts Zufälligem ab, kann nicht widerlegt werden und erfährt sich im einzelnen Menschen immer neu.

Auf dieser allgemeinen philosophischen Grundlage will Drews die absolute Religion festlegen — jede Religion begehrt das Absolute — und entwickelt folgenden spekulativen Gedankengang: Gott und Welt sind identisch, und zwar so, daß Gott der wirkende Kern der Welt ist, die Welt wiederum ist Gott, nicht so weit Sichtbarkeit und Tastbarkeit reichen, sondern in ihrer innersten Substanz; die Kantische Sonderung von Ding an sich und Erscheinung wird vorausgesetzt. Drews nennt diese Position konkreten Monismus im Gegensatz zum abstrakten, der sich in der Religion und Spekulation Indiens historisch offenbart hat. Ihm ist ja der göttliche Urgrund, Brahman, allein wahrhaft seiend, die Welt ist Schein, aus dieser Schein- und Schattenexistenz aber kann der Mensch in den Urgrund tauchen und darin vergehen — d. h. wahrhaft wirklich werden. Es bleibt die ewige Gefahr des Mystikers: die Welt nicht für voll zu nehmen. Die Kritik der Mystik, die hier einsetzt, ist bei diesem, der Mystik doch wesentlich geneigten Denker von hoher Bedeutung.

Religiös sein heißt also für Drews, irdisches in göttliches Leben wandeln. Der Mensch fühlt sich abhängig von der Natur, und der religiöse Wille strebt über die Natur hinaus zu höherer Bindung. Dieser Wille ist der Wille zur Erlösung, zur Freiheit und der eigentliche Inhalt des religiösen Bewußtseins: der naturhaft gefesselte Mensch soll sich in einen naturbefreiten, in einen göttlich gefesselten Menschen verwandeln, er soll von der Weltabhängigkeit in die Abhängigkeit Gottes (an dem nichts Persönliches mehr haftet) treten. Aber Religion kann sich erst vollenden, wenn nicht nur ein Weg vom Menschen zur Gottheit geht — auch umgekehrt muß Gott auf den Menschen einwirken. Wir erkennen den entschlossenen Metaphysiker. Diese göttliche Tätigkeit ist die Gnade, das Herabsinken des Geistes, die „göttliche Minne" der Mystiker, die sich der aufgeschlossenen Seele naht. So kann der Mensch durch eigenes Tun, verbunden mit der ihm entgegenströmenden Gnade, von seinem „Ich" aus der Welt, in die er gebannt ist, erlöst werden in sein eigenes tiefstes Wesen hinein, in sein „Selbst", wo Mensch und Gottheit zusammentreffen. Die Erlösung des Menschen ist daher eine „Selbsterlösung Gottes", der wieder zu sich selbst kommt in die große Einheit, aus der Vielheit seiner Zersprengung.

Die dunkle Beziehung: Mensch-Gott, über die die religiösen Geister immer gegrübelt haben und die vom religiösen Gemüt als sein höchster Besitz verwirklicht wird, übernimmt Drews also in der indischen Grundkonzeption, die das irdische, das psychologische „Ich" des Menschen von seinem ewigen „Selbst" scheidet. In diesem Selbst ist die Sehnsucht der Mystik erfüllt, in diesem Selbst, das vor allem Bewußtsein und vor aller Psychologie liegt, vollzieht sich die Gleichung Atman-Brahman, Menschenseele ist Gottheit. So lösen sich für Drews, indisch orientiert, alle Irrtümer der europäischen Philosophie aus der abendländischen Verwechslung, Gleichsetzung des Ich und des Selbst (wenn das Selbst nicht etwa ganz verleugnet wird), des vergänglichen Oberflächen-Bewußtseins des Menschen mit seinem ewigen Wesenskern. Mensch und Gott sind eines — die letzte Identität, nach der alle Religionen trachten, ist hier spekulativ begründet. „Sich in Gott wissen und Gott in sich ... das ist das Wesen der Re-

ligion", so sagt der christliche Religionsphilosoph Pfleiderer, und so billigt es der Pantheist Drews. Wie für Schleiermacher, so liegt auch für ihn alle Religiosität im Gefühl beschlossen.

Es ist sehr eigenartig, daß Drews die spekulativen Gedankengänge, die seit Hegel das Wesen der Religion vom Historischen ins Metaphysische gelegt haben, an den alten Mythos anzuschließen strebt, daß er entgegen allen Lehren der Kirchen und der Universitäten im Naturglauben und im Mythos lebendige Erscheinungsformen des Pantheismus sieht. Ein Widerspruch zu diesem bedeutenden und kühnen Gedanken (wenn auch kein logischer sondern ein Gefühlswiderspruch) scheint mir freilich darin zu liegen, daß überzeugter Pantheismus, wie er hier vertreten wird, zugleich pessimistisch sein will und die Erlösung der Welt zusammen mit der Erlösung Gottes (einer Identität) als letztes Ideal fordert. Pantheismus ist Beseelung alles Seienden, Liebe zu allem Lebendigen und zum Leben, ist nicht auf Erlösung von der Welt gerichtet, d. h. auf Vernichtung, sondern auf ihre Erhöhung und Verklärung. Vielleicht wird das zu allerletzt noch anerkannt, wenn der religiöse Glaube die Forderung stellt, daß die Welt auch wirklich ihren höchsten Zweck zu erfüllen vermöge? Ist das nicht die Aufhebung der pessimistischen Grundansicht, wenn auch im Sinne einer Überwelt?

Was in dem großen religionsphilosophischen Werk wie eine riesige Festung aufgebaut wurde, das stellt eine kleine und sehr faßliche Schrift gleichsam wie ein Tempelchen hin, das allen zugänglich ist und das von recht vielen besucht werden sollte. (Freie Religion. Vorschläge zur Weiterführung des Reformationsgedankens. Jena 1917.) Hier treten wir aus dem spekulativen Bereich ins alltägliche Leben, hier handelt es sich um Volksbelehrung, nicht um Theorien. Was allen kirchenfeindlichen und doch religionsfreundlichen Bewegungen der Gegenwart gemeinsam ist, das arbeitet Drews klar heraus, er will dem religiösen Streben, das sich Dogmen nicht anbequemen kann, ein geistiges Rückgrat schaffen, will dem unklaren Trieb der oft nur polemisch gerichteten freien Gemeinden einen positiven Halt geben. Es ist ein Katechismus für alle Suchenden, der keinem den Weg versperrt, weiter zu suchen. Wie Religion hier definiert wird, das ist klar und doch nicht oberflächlich dabei — „die Hingabe des Menschen an die von ihm vorausgesetzte Weltordnung, der Glaube an die vernünftige Beschaffenheit des Daseins, an einen Sinn und Zweck der Welt, das Gefühl einer ihm hieraus erwachsenden Verpflichtung und das Handeln im Sinne jenes Glaubens". Auch hier wird Gott pantheistisch als das Wesen der Welt gefaßt, als Kern und Sinn der Wirklichkeit. — Ich weiß nicht, welche Erfahrungen mit solcher unmittelbaren und dogmenlosen Religiosität im protestantischen Volke gemacht wurden — unter Katholiken sind diese Bestrebungen ja ziemlich aussichtslos; aber es scheint mir, daß „freie Religion" die Menschen besser fürs Leben ausrüsten könnte als der Kirchenglaube, der als ein System starrer Formeln übernommen wird oder einfach fortgeworfen und durch Regeln der Nützlichkeit ersetzt — die man dann freilich nicht weniger fetischistisch anzubeten pflegt. —

Dies ist der eine, positive Teil der religionsphilosophischen Arbeit von Drews: Religion ist brennende Gegenwart, hat keinen Bezug zu Ereignissen, die sich da und dort zugetragen haben und seien sie noch so bedeutend; Heroenkult ist nicht Religion. Aber diese philosophisch-metaphysischen Tendenzen haben eine Ergänzung in konkreter historischer Arbeit gefunden: von seinem vierzigsten Jahr an beschäftigt sich Drews mehr und mehr mit der Entstehungsgeschichte des Christentums — und er ist zu einem revoltierenden Ergebnis gekommen. Sein kleines Buch „Die Christusmythe" hat beim Erscheinen (1909 Jena) ungeheures Aufsehen erregt, eine Zeitlang im Mittelpunkt von Deutschlands geistigem Interesse gestanden und erbitterte Feindschaft gefunden. Drews streitet nämlich in gründlicher Beweisführung dem historischen Jesus die Existenz ab. Hier und in den späteren Büchern „Das Markusevangelium als Zeugnis gegen die Geschichtlichkeit Jesu", „Der Sternhimmel in der Dichtung und Religion der alten Völker und des Christentums", „Die Entstehung des Christentums aus dem Gnostizismus" (alles bei Diederichs) wird mit einem Aufwand maximaler Fachgelehrsamkeit behauptet, daß die Evangelien nicht historische Dokumente seien, die von wirklichen Begebenheiten erzählen, sondern symbolische und lehrhafte Traktate, die ihre Stoffe teils aus

früheren jüdischen Quellen, teils aus uralten von Babylon herstammenden astrologischen Gedankengängen schöpfen. Alle oft wiederholten und scheinbar gesicherten Beweise für die Geschichtlichkeit der Evangelien werden in Frage gestellt, und es ist besonders ungewohnt und merkwürdig, wie sich der Zusammenhang der evangelischen Berichte aus Gestirnkult und Astrologie erklärt. Drews zeigt an der Hand der Quellen, daß es im späten, gnostisch beeinflußten Judentum einen Christus vor Jesus, daß es ein vorchristliches Christentum gegeben hat, daß in heidnischen Mysterien und in jüdischen Sekten ein leidender, gekreuzigter und auferstandener Messias gefeiert worden ist. — Die Theologen haben natürlich in Drews den Feind alles Glaubens gesehen, die Atheisten nicht anders. Daß er Religion wollte, die nicht von historischer Kritik abhängt, nicht von neuen Funden erschüttert werden kann — das hat man verkannt.

Das kann hier nur angedeutet werden, man müßte sich ein ganzes Leben lang mit diesen Dingen beschäftigt haben, um zu einem eigenen Urteil zu kommen und entscheiden zu können, was da gesicherte historische Erkenntnis, was glaubwürdige Hypothese ist. Drews betont selbst immer wieder, daß die ganze Frage eine rein geschichtliche und keine religiöse ist — aber freilich, das will man nicht gelten lassen. Seine Bücher werden noch auf lange Zeit die wesentlichen Werke über diesen Abschnitt der Geschichte bleiben. Sie bilden mit der Religionsphilosophie zusammen das imposante Werk eines edlen Geistes.

Ein religiöses Werk der japanischen Literatur der Gegenwart

Von Leopold Winkler (Tokio)

Von keinem ganz neuen Werk soll hier die Rede sein. „Schukke to sono deschi" — „Der Priester und sein Schüler" ist bereits 1918 erschienen; bei unserer geringen Bekanntschaft mit neuerer japanischer Literatur verdient es aber auch heute noch Vorstellung und Würdigung. Denn es gehört zu den meistgelesenen und bemerkenswertesten Büchern Japans.

H. Kurata, der Verfasser desselben, stammt aus dem Süden des Inselreichs und zählt jetzt ungefähr 33 Jahre. Sein bisheriger Lebensweg ist ein Gang der Leiden. Aus der heimatlichen Mittelschule kam er ins Erste Gymnasium zu Tokio, gab das schulmäßige Studieren aber bald auf, wenig dazu geeignet, körperlich wie seelisch. Schwere Schläge wuchteten dann auf ihn nieder: Verlust seiner beiden Schwestern, Unglück und Enttäuschung in der Liebe, und schließlich noch eine tuberkulöse Erkrankung, die wenig Hoffnung auf Heilung offen läßt. Oft schien ihm das Ende als gnädige Erlösung, und manchmal trat die Idee der Selbstbefreiung verlockend an ihn heran; mystische Lebensliebe trotz alledem und Schaffenslust führten dann aber zu diesem Werk, das ihn stark in den Mittelpunkt des gegenwärtigen japanischen Schrifttums stellte.

Es handelt sich um Religion in seinem Buch. Seltsam mag sowohl Entstehung, mehr aber noch die große Popularisierung eines religiösen Werks bei einem Volk erscheinen, das erdenschmückend sich wenig mit den Geheimnissen des Himmels zu befassen gedrängt fühlt; für welches vielmehr die Begriffe Religion und Nation immer doch stark zusammenfallen. Dies weist aber auf Sehnsüchte hin (sehr vage wahrscheinlich, im Gefühl und Unterbewußtsein sogar wurzelnde), die dem Religionsverlangen der übrigen Menschheit ähnlich sind; man könnte sagen, daß hier das Nationale der Grundstein der Welt sei, ohne den sie sofort zusammenstürzen müßte; so wohlfundiert, bedarf sie dann nur noch der beruhigenden, verklärenden Harmonisierung.

Diese will das Schauspiel Kuratas geben. Ein Schauspiel in sechs Teilen und einem kurzen Vorspiel dazu. Unter Religion wird in demselben, wenn auch durchaus ohne besondere Betonung, eben nur als im Stoff gegebener Vorwurf, der Buddhismus verstanden, und in der Mitte steht demzufolge ein Heiliger der buddhistischen Kirche Japans. Und zwar die interessante Gestalt des Schinran Schonin, des großen Reformators, des „japanischen Luthers", 1173—1262. Er begründete

die Schin-Sekte: sie ist die größte heute noch in Japan, mit 19 000 Tempeln und Millionen von Gläubigen; er führte die Ehe und andere vermenschlichende Freiheiten für die Priester derselben ein; seine gepredigte Erlösung kommt allein aus dem buddhaergebenen Glauben, aus der häufigen vertrauenden Anrufung: „Namu Amida Butsu!" — „Erlöse uns, o Amida Buddha!"
Begebnisse aus dem Leben dieses Kirchengründers gibt das Schauspiel. Auf einer Reise im Winter ist er zuerst mit seinen Schülern begriffen. In einer wilden Schneesturmnacht bittet er um Aufnahme in das einzige Haus am Weg, wird aber von dem sakebetrunkenen Herrn desselben brutal abgewiesen. Dieser ist gut im Grunde, doch schwach; einige bittere Erfahrungen und Furcht gaben ihm die Überzeugung ein von der allgemeinen Schlechtigkeit der Welt, „wer dummerweise anders sein wollte, geht zugrunde!" In seiner Seele aber, in den Nächten findet er keinen Frieden, und die Priester haßt er besonders, weil sie ihm immer mehr die Ruhe nehmen und alle Heuchler scheinen. Er jagt Schinran mit höhnenden Worten von seiner Tür, und läßt sogar die Hand auf den heiligen Mann niederfallen. Ohne Geld, ohne Obdach legen sich die Priester auf Steinen hin vor seiner Tür, und der Schneesturm peitscht über sie hin. Aber der Morgen bringt Nüchternheit und Reue; der grausame Hausherr läßt die Diener Buddhas nun hereinrufen und entschuldigt sich verlegen. Und Schinran rettet ihn auf den Weg zum Guten; durch Größe seines Denkens, durch eigene Anklagen als Sünder, durch Mitleid mit seiner geheimen Seelennot, und durch tiefverstehendes Verzeihen. Als er das Haus verläßt, bleibt der Friede dort zurück; der Herr will selber Priester werden, seinen Sohn aber gibt er dem Heiligen als Schüler.

Das zweite große Thema ist die Liebe. Dieser Sohn ist der Lieblingsschüler des nun zum Kirchenfürsten erhöhten und weithin geheiligten Schinran in Kioto geworden. Ganz und verzehrend ergreift diesen Liebe zu der jüngsten Schönheit eines Freudenhauses, mit der er durch den Sohn seines Meisters in Berührung kam. Er muß seine Leidenschaft natürlich verstecken, kommt in ratloser Qual dadurch körperlich wie seelisch herunter, vernachlässigt seinen Dienst im Tempel, verliert jeden Halt und den Glauben im Widerstreit der Stürme, die ihn durchschütteln, und bringt Schande und Demütigung auf sich und den ganzen Tempel, da trotz der Verhehlung bald ganz Kioto davon spricht. Die anderen Priester sind außer sich, verlangen die Bestrafung und Entfernung des Pflichtvergessenen, und der erste und älteste von ihnen droht sogar mit eigenem Austritt. Schinran aber kann nicht richten und verdammen. Er sieht in der Liebe den besten Weg zum Glauben, zur tiefsten Einsicht in die Dinge, also den notwendigen im Leben jedes Menschen. Von ihr hänge Schicksal und alle Entscheidungen für jeden ab, ihr Ausgang aber, ob Glück, ob Unheil, liege einzig bei Buddha. Und so habe der von Leidenschaft Besessene keine andere Pflicht, als sich ihr hinzugeben mit der ganzen Kraft seiner Seele, und im übrigen auf die Gnade Buddhas zu vertrauen. Freilich sei Liebe Sünde, denn sie bringe Unrast, Leid, Schmach und Schaden über alle; den Sünder zu richten stehe jedoch keinem zu, da wir alle gleiche Sünder seien.

Diese Erkenntnis hat der Patriarch aus seinem eigenen Leben. Auch ihn zog Liebe in die Sünde, und heute noch büßt er dafür. Und damit setzt das dritte Geschehnis ein. Schinran hat einen Sohn von der Tochter eines Gastfreundes, mit der ihn heimliche Liebe verband. Auf diesem ruht der Fluch der Sünde seines Vaters; er verbringt seine Tage nur in Freudenhäusern mit Trunk und Ausschweifung, stürzt andere Menschen, die ihn lieben, in Leid, kann nicht glauben, leidet aber maßlos an der Vereinsamung und Friedlosigkeit seiner Seele. Dies ist begreiflicherweise der größte Schmerz Schinrans; er trägt ihn aber gottergeben als notwendige Auswirkung seines Kharmas, und widersteht standhaft jedem Verlangen und jeder Aufforderung, seinen Sohn zu sehen, weil er nimmer glauben könnte, gegen die Macht des Kharmas etwas zu vermögen, aber auch um seinem Werk zum Heil der Menschheit nicht zu schaden.

Diese unbarmherzige Schicksalslehre von Schuld und Sühne — gewissermaßen als religiöses Naturprinzip, denn das Wort „Kharma" ist doch nur die sich aus dem Milieu ergebende Benennung — wird auch am Schluß des Werks nur durch transzendentalen Trost gemildert. Der Lieblingsschüler

Schinrans darf durch die Gnade Buddhas (und die gute Art seines Kharmas) glücklich, und durch Vermählung mit der Geliebten schon in diesem Leben erlöst werden; für Schinran und dessen Sohn aber gibt es keine andere Erlösung als die schließliche des Eingehens in Buddha, der auch die Sünder in sich aufnimmt. So tötet der ans Sterbelager gerufene Sohn Schinrans seinen Vater geradezu durch sein qualvoll herausgeschrie-nes Bekenntnis, daß er trotz allem guten Willen nichts glauben könne. Schinran sinkt, am schwersten in seiner letzten Stunde getroffen, zusammen und stirbt; seine letzten Worte sind aber dennoch: „Es ist gut so. Alle werden errettet — es ist eine gute, harmonische Welt. O über den Frieden! Den weiten! Den tiefen! Namu Amida Butsu!"

Der Bühnenerfolg des Stücks war gering, in Hinblick auf seine Art ist das verständlich: die vielen langen religionsphilosophischen Dialoge müssen, besonders auf ein japanisches Publikum, ermüdend wirken. Das Drama ist auch, als Kunstwerk genommen, kaum als gelungen zu bezeichnen; denn die sich durch lange sechs Akte hinziehenden Bilder aus dem Leben des heiligen Mannes sind durch viele Jahrzehnte getrennt, stehen kaum in engerem Zusammenhang, und das Ganze hat eigentlich weder eine durchgehende Handlung noch Entwicklung. Hierbei folgte der Autor einer alten Tradition der japanischen Literatur; davon abgesehen ist aber auch in Japan der Ehrgeiz jedes Dichters die Bühne, genau so wie in andern Ländern, und so wurden einem typischen und dankbaren Romanstoff die besten Wirkungen entzogen.

Der entschiedene Vorwurf aller japanischen Kritiker aber richtet sich hauptsächlich gegen die stellenweise allzu starke Sentimentalität des Werkes, besonders in den Liebesszenen, und ist wohl auch berechtigt: es wird zu weinerlich über „die große Einsamkeit des Daseins in einer schlechten und häßlichen Welt" gejammert. Gerade darin liegt aber ein Grund der großen Beliebtheit des Buchs, denn solche Gefühle und Erörterungen sind nur alltägliche Erscheinungen unter der Jugend des heutigen Japans. Auf einen besonders starken Ton gestimmt ist ja das ganze Werk nicht; die pantheistischen Trostsprüche sind verschwommen und sehr sentimental, immer mit einer halben Träne im Auge, vorgetragen. Daß sie alle ein buntes Gemisch von Buddhismus, Christentum und naturwissenschaftlicher Weltanschauung darstellen, dürfte schon aus der kurzen Inhaltswiedergabe hervorgegangen sein. Hier aber liegt die große Bedeutung des Werks: eben darin ist, wie in keinem andern, Religion und Lebensphilosophie des größten Teils der japanischen Menschen von heute ausgesprochen. Die christlichen Ideen überwiegen fast, obwohl gerade gegen sie viel äußerer Widerstand mit großen Gesten gemacht wird; Freidenkertum und Monismus klingen aus weiter Ferne herein, der Buddhismus gibt Form und Tempo der Glaubensenergie dazu. Der Autor dieses Buchs hat die Luft des ganzen Landes um ihn herum eingesogen, und so weht sie uns gutbekannt beim Lesen wieder entgegen; überall gehen heute diese Ideen um, wenn auch in der Lässigkeit des hiesigen Klimas; in den Büchern fast aller Modernen kehren sie wieder, wenn auch genau so leidenschaftslos wie bei Kurata. Es sind natürliche Früchte der geistigen Beschäftigung des Lesens chinesischer, japanischer und westlicher Lebensdeutungen, des Durcheinandermengens der zwei großen Religionen der Menschheit. Selbstverständlich stellt das Werk einen starken Anachronismus dar: der historische Schinran war ein ganz anderer, und viele der Worte seines Namensträgers könnten niemals im 13. Jahrhundert in Kioto gesprochen worden sein. Die Buddhisten haben geschrien, daß Kuratas Werk dem Schinran Schonin sicherlich die Ruhe im Grabe (durch die bekannte sprichwörtliche Rotation) geraubt haben müsse, viele christliche Leser werden wahrscheinlich ganze Teile des Buchs als „Übernahme" bezeichnen — wenn sie nicht weniger höfliche Benennungen wählen sollten. Demgegenüber steht die Erklärung der Bewunderer des Werks wie der Anhänger Schinrans selbst: daß derselbe, heute lebend, gewiß nichts anderes gelehrt haben würde. Und hierin liegt ja wohl Bezeichnung und größte Anerkennung des Werks als zeitlichen Geistesspiegels des Volks, das es geboren.

Literarisch ist an und für sich in diesem Werk ein großes Problem berührt, doch scheint der Verfasser daran vorbeigeträumt zu haben; auch mag die Vergegenwärtigung einer solchen Gestalt kaum im Bereich der japanischen Literatur liegen —: es ist der Heilige als Held einer Dichtung

überhaupt. Ist man sich bewußt, daß die japanische Bühne traditionell zum größten Teil Kampf, Selbstdurchschlitzung und Blutgrauen bringt, dann mag man schon viel bedeutungsvolle Symbolik in dem Erscheinen dieses Schauspiels sehen. Selbstverständlich liegt dasselbe weit außerhalb der genießenden Gemeinden, welche Bühne und Zuschauerraum der hiesigen Prunktheater lässig füllen; die ganze moderne Literatur ist hierzulande aber etwas, mit dem die Menschen nicht viel anzufangen wissen, das mehr oder weniger überhaupt etwas außerhalb der Stadtmauern liegt; mit dem man sich beschäftigt, teils aus Interesse, Lesebedürfnis oder Abneigung, je nach dem jeweiligen Lebensalter, und nur Unruhe empfängt — wie mit dieser ganzen neuen Zeit, die alles Träumen und Eingewiegtsein so unangenehm verleidet. In vielem ist das Inselreich des fernen Ostens aber ein niedliches Modell der Welt, und so werden die Helden des zukünftigen, neuen Dramas ihr bedeutungslos gewordenes Schlachtschwert wohl mit der Aureole des Heiligen (dessen Gestalt heute kaum schon zu fassen ist) vertauschen. „Schukke to sono deschi" ist ins Englische übersetzt, eine deutsche Ausgabe ist ins Auge gefaßt. Für Aufführungen stark bearbeitet, unter Umgehung des schauspielerisch hoffnungslosen Problems der Darstellung japanischer Menschen im rein japanischen Rahmen, müßte es auf europäischen Bühnen gute Wirkung erzielen.

Von Gustav Schülers Schauen und Schaffen

Von Bruno Goldschmit (Rinklingen)

Um eine so erfreuliche Erscheinung, wie Gustav Schüler, ganz würdigen zu können, muß man dort anknüpfen, wo die religiöse Dichtung den Umschwung zu dem bewußt christlichen Inhalt genommen hat, heraus zu jenem mehr pantheistischen, weltmystischen Empfinden etwa eines Dehmel, Rilke oder gar Mombert, denen religiöses Sehnen freilich nicht abgesprochen werden darf. Ihren Weg aber ist Schüler nicht gewandelt. Sein Vorläufer, wenn überhaupt bei einer so selbständigen Persönlichkeit von einem Vorläufer gesprochen werden darf, war Schönaich-Carolath, dem er auch aus innerer Zusammengehörigkeit heraus eine Lebensbeschreibung und Würdigung gewidmet hat.

Damit ist weiter gesagt, Schüler hat bei seinem Einlenken in christliche, wir werden sehen: evangelische Bahnen jenen andern Weg auch nicht beschritten, nämlich den oft verhängnisvollen Weg der sogenannten „Christlichen Gedichte". Diese sind meist keine Weiterführung und keine neuen Offenbarungen. Sie leben von gemeinsamem Besitz, sie gehen daraus hervor und haben diesen zum Inhalt. Im Gegensatz dazu stehen die Suchenden, denen die Gemeinschaftswerte und die überkommenen Lebenswerte schlechthin entweder verloren gegangen sind oder die diese Werte erst wieder von Neuem und auf neue Weise zurückerobern müssen. Hierin mag man denn ein Kennzeichen der modernen religiösen Dichtung erblicken, sagten solche Bezeichnungen letztlich nicht allzuviel.

Aber sei es einmal! Gustav Schülers Wesensart mag man in seinem Suchen nach neuen Werten oder nach einem selbständigen Wiedergewinnen und Erfassen früherer, gewissermaßen vergangener Werte „modern" heißen. Ein Blick auf die Gesamtheit seiner Schöpfungen gibt uns immerhin ein Recht dazu.[1]

1.

Indem wir so seines Lebensliedes Klänge auf uns wirken lassen, vernimmt unsere Seele als ersten eigenartigen Ton: „die Angst um Gott".

„Die Angst um Gott schlägt schütternd auf uns ein."

Es ist dies das Kennzeichen der Besten unserer Zeit, sie fühlen das, und die Dichter geben dem

[1] Die hier ausgeführten Gedanken bauen sich im wesentlichen auf die erweiterte Ausgabe der Schülerschen „Gottsucherlieder" auf (Stuttgart 1914, Cotta). „Balladen und Bilder" (ebenda 1914) und „Von Stundenleid und Ewigkeit" (Leipzig 1914, Eckardt). — Nicht vergessen seien auch die kürzlich bei Fr. Reinhardt in Basel verlegten „Spiegelscherben vom Ewigen".

Ausdruck. In der gleichen Stimmung hat einst ein Nietzsche „dem unbekannten Gott“ seinen Ruf gesandt. Und wie dort, so ist erst recht für Schüler die Gottlosigkeit unerträglich und noch mehr als bei Nietzsche der Antrieb, zu suchen, bis der verlorene Gott wieder gefunden ist.

Zunächst ganz für sich! In der Natur und unter den Menschen geht Schüler den Spuren Gottes nach. Tot kann ja Gott nicht sein! Und käme je einmal eine solche Kunde, die Menschheit würde sich darum reißen, ihn wieder aufzuerwecken. Schon in der Kinderzeit war ihm die suchende Frage nach Gott zur Lebensnotwendigkeit geworden. Dies „knabenheiße Laufen“ hat ihn in der Manneszeit nimmer verlassen.

Nichts wäre verkehrter, als diese Bekenntnisse nur für dichterische Formen anzusehen, geprägt von der Phantasie. Hier sind vielmehr Lebensbekenntnisse, die so wörtlich zu nehmen sind, wie nur irgend möglich.

2.

„Die Angst um Gott“ ist der erste Ton. Ein zweiter klingt mit: Dem Suchen entspricht ein Finden. Wie nach schweren Gewittern der stille kühle Abendwind die Menschen erquickt, so glättet das Gefundenhaben auch unserm Dichter die gefurchte Stirn. Die Angst um Gott wandelt sich in Freude über Gott und in Liebe zu Gott.

> „In Gott zu fallen, ach ihr Armen,
> Das ist wie weiches Glockenspiel!
> Wer also fällt, fällt in Erbarmen
> Und weiß doch gar nicht, daß er fiel.“

Hier schon schlägt also Schüler durchweg evangelische Töne an. Denn Gott wird ihm dabei zum Vater, das Leben zu einem Wallen ins Vaterhaus. Ein gereimtes und erweitertes „Unser-Vater-Gebet“ entringt sich seiner Seele. In Verbindung weiß sich darum auch der Erdenpilger mit den bereits Heimgegangenen, besonders mit dem irdischen Vater. Doch nicht erst im Hinblick auf den Tod und auf die Toten spürt der Dichter die Vatergüte Gottes. Nein „mitten in der Brandung“ des Lebens vernimmt er Gottes „mildtröstende Worte“:

> „Wer löst vom Lebensgrimme
> dich los, wenn ich's nicht bin?“

Dies Trostlied, geradezu ein Gesangbuchlied, würde neben Gellerts bekanntem Lied: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte“ seinen Platz haben, ganz abgesehen davon, daß es der Singweise eines unserer bekannten evangelischen Kirchenlieder, ob absichtlich oder zufällig, steht dahin, angepaßt ist.

Das Sieghafte also bildet den zweiten Grundton in Schülers religiöser Dichtung.

Mehr aber noch! Aus dem kühnen jauchzenden „Mit Gott verbunden“ entsteht die Steigerung zu dem biblischen „Mit Gott wollen wir Taten tun!“ Gott ist nicht mehr der allein Schaffende, der Mensch darf zu seinem Mitarbeiter werden, wenn auch nicht ohne Kampfeswehen. Seinen Jakobskampf muß auch der Dichter bestehen. Und doch! Trotz prometheusähnlicher Klänge — wie weit ist der Dichter von einer selbstherrlichen Prometheusstimmung entfernt. Sehen wir ihn doch selbst dabei noch beten, wie zu allen Zeiten der Mensch zu beten hatte: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz!“

3.

Wo liegen nun die Quellen solcher Lebensführung und Lebensbetrachtung, mit einem Worte: solchen Glaubens? Der Dichter antwortet selber also:

> „Wer sich nicht ganz aufgibt, der kann sich Gott nicht geben
> er will dich ganz allein mit allem deinem Leben ...“

Es lehrte — das Wort sagt es ja selber — Jesus, dann aber auch das wildbrandende Leben den Dichter diese Selbsthingabe an Gott.

Es ist somit zum Verständnis Schülers unerläßlich, sein Verhältnis zu Jesus zu betrachten.

Es gibt im wesentlichen zwei Wege zu Jesus. Man braucht nur einmal unsere deutsche Jesusdichtung zusammenzustellen, ähnlich wie dies einst Will Vesper in seinem „Deutschen Psalter“ versucht hat. Die eine Art schaut zurück in die Vergangenheit und verherrlicht Bethlehem und Jerusalem und was an heiliger Geschichte dazwischen liegt. Der zweite Weg führt aus tiefstem Erleben der eigenen Lebensnöte zur unmittelbaren Erfassung der unentbehrlichen Lebenskräfte, die von Jesus ausgehen, dieser unbedingten Gegenwartskräfte. Und diese zweite Art ist noch immer die stärkere gewesen, denn erlösen kann uns Geschichte allein nicht, auch nicht die heiligste.

Bei Gustav Schüler ist also Jesus mehr als Geschichte und vom „Jesulein süß“ und „Jesulein zart“, wovon die naive Volkslyrik zu allen Zeiten

zu singen weiß, ist er erst recht durch eine Welt geschieden. Die Verbindung mit Jesus ist ihm tätige Kraft, ein Hereingreifenlassen Jesu ins eigene Leben. Alles andere also als Romantik! Jesus wird ihm zu mehr als einem Heiligen, er wird ihm Bruder, der ihn durchs Leben führt, zum Vaterhaus geleitet, der bei ihm steht, ihn vor dem Fallen schützet, der ihn den bittern Kelch trinken heißt, aber „zum Genesen"; Jesus, der gelebt hat und doch heute noch zeigt, wie sein Leben Menschenleben schlechthin, Menschenlos und Menschenschicksal war!

„Sein Leben leuchtet menschennah empor,
er sieht dich an und spricht, du sollst nicht klagen,
was all dich drückt, komm, neige mir dein Ohr,
von meinem Menschensein will ich dir sagen!"

Von dieser, alle landläufige Jesuslyrik weit hinter sich lassenden Höhe aus verstehen wir auch sein Wort von der Liebe, der man nicht dankt.

„Du brauchst ihm nicht zu danken, der Liebe dankt man nicht,
Man nimmt sie, wie man Sonne nimmt..."

Der Geist, der aus solchen Worten redet, ist nicht minder Jesusgeist, als wenn vom himmlischen Vater und seinem Vaterhause die Rede ist, auch wenn nicht unmittelbar für jede Zeile des Dichterwortes mit einem Bibelwort aufgewartet werden kann.

Die andere Lebens- und Glaubensquelle neben Jesus selbst ist für Schüler gewissermaßen von der negativen Seite her das Leben selber. Das wirre, tolle undurchdringliche Leben; das der Harmonie unbedingt erst bedarf, aber von außen her überhaupt nicht dazu gebracht werden kann.

„Die dunkeln Dinge um dich her
bezwingst du nun und nimmermehr...
Mach innen Frieden! Bau dir ein Zelt
für die drei Könige aus anderer Welt:
für Güte, Liebe und Geduld —
so bleibt nicht viel von der Lebensschuld."

Pfingstgeist braucht die Welt, die Liebe muß wachsen, das Leben „schreit" nach diesen Mächten. „Es ist ein köstlich Ding nach Sonne gehn." Neben der Liebe die Pflicht. Sie ist das einsam-treue Rößlein, das dich an des Lebens Ende noch allein nach Hause trägt, „wie auch dein stolzer Viererzug am Morgen in die Welt gefahren!" Ohne Pflicht ist das Leben wie ohne Liebe und ohne Freude unerträglich. Darum nur nicht stille stehn!

Mit heroischem Idealismus ruft Schüler der Schuld der Zeiten gegenüber zu jener Schillerschen „Beschäftigung" auf, die „langsam schafft, doch nie zerstört",

„die zu dem Bau der Ewigkeiten
zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht."

Über den hierher gehörenden Dichtungen liegt es wie ein Hauch von Pessimismus. Der Seher Art war es noch immer, des Lebens Janusgesicht zu empfinden.

4.

Um all dies noch deutlicher zu machen, was uns schon die bisherige Dichtung offenbart, schenkt uns Gustav Schüler „Balladen und Bilder", sozusagen „angewandte Dichtung". Vielgestaltig ist ihr Inhalt. Vom Rauben und Reiten, von Krieg und Kriegsgeschrei und vom hohen Gut der Mannestreue, von Bauerntrotz und Bauernpflicht und guter echter ihm angestammter Bauernart. Hier sollten die suchen und holen, die da unserer deutschen Jugend die Bücher zusammenschreiben!

Und dabei sein Humor! Nicht der billige Witz, die Karikatur des Humors. Von der alten tübinger Chronik, die er zu neuem Leben erweckt, bis zu jüngsten Ereignissen seiner eigenen Lebenszeit mit ihren Kindererlebnissen reichen diese Proben.

5.

Verschiedenartig und doch einheitlich im Ganzen sind die einzelnen Seiten des Schülerschen Schaffens. Auf dem festen Boden der rauhen Wirklichkeit greift er überall darüber hinaus und wirbt für die drei Reiche „auf und in und über der Erden!"

„Hebt die Hände, und keiner weiche. Baut die drei Reiche!"

Daher sein Ruf an die „neue Menschheit" und ihren „zweier Welten Glückszusammenklang", wie Schüler — auch ein „Wanderer zwischen zwei Welten" — sein Wort formt.

„Was unten werkt, ist mit der Seele oben."

Schon vor Ausbruch des Weltkrieges, den er, ein Prophet seines Gottes, wohl vorausgeahnt haben mag, war Gustav Schüler ein Fertiger. Inter

arma, dem Sprichwort zuwider, haben die Musen nicht geschwiegen. Zum Teil sind neue Männer aufgekommen, zum Teil solche in den Vordergrund getreten, die man in der Stille vorher schon vernommen, jetzt aber überall vernahm. Sie haben vielleicht einen Gustav Schüler übertönt, aber geschwiegen hat dieser nicht, und schweigen brauchte er nicht, denn seine Weisen geben mit denen der Neuerstandenen einen guten Gleichklang. Neue Klänge aber hat Schüler eigentlich auch nicht anzuschlagen brauchen, denn was er schon vor dem Kriege sang und sagte, war darinnen erst recht wertvoll.

Und heute? Nach dem Krieg? Nach dem verlorenen Krieg? Da ist uns Gustav Schüler schlechthin unentbehrlich. Heute ist es noch weit mehr wahr geworden: „... unser Leben ist ein Schrei'n nach Gott!" Und würde die Ernte, die wir erhoffen, noch lange nicht in die Scheunen gefahren werden können, ersterben werden die Kräfte nimmermehr, die durch Gustav Schüler geweckt worden sind.

Neue Jesusbücher

Von Franz Strunz (Wien)

Die Lehre Christi in rein menschlicher Beleuchtung. Von Aug. Herm. Kämpfer. Halle a. d. S. 1922, Buchhandlung des Waisenhauses. 184 S.

Jesus der Meister des Lebens. Von Friedrich Schütze. Breslau 1922, Ferdinand Hirt. 156 S.

Der Menschensohn. Christusstadien. Von Alexander Beyer. Berlin 1923, Der Weiße Ritter-Verlag. (Bausteinbücherei, Heft 9.) 48 S.

Jesus Christus. Sein Leben, seine Lehre und sein Werk. Von August Reatz. Freiburg i. B. 1924, Herder & Co., G. m. b. H. 354 S.

Lebensgeschichte Christi. Von Giovanni Papini. Nach dem 70.—100. Tausend des Originals übertragen von Max Schwarz. München 1924, Allgemeine Verlagsanstalt. 519 S.

Immer noch ist die moderne Leben Jesu-Forschung in flutendem Werden, die neue Kritik und Biographik (auf gründlicher zeitgeschichtlicher und sprachvergleichender Grundlage fußend) kommen nicht zur Ruhe und auch heilige, einst von der Pietät und Tradition sorgsam beschützte und verhüllte Überlieferungen und Empfindlichkeiten werden ohne Bedenken der exakten, methodischen Forschung zugänglich gemacht. Nur so konnten wir zu den neuen Ergebnissen gelangen, die uns heute zur Verfügung stehen, zu Ergebnissen, die schon wieder einen großen Fortschritt bedeuten, wenn man an die Leben Jesu-Darstellungen und literarischen Jesusbilder vor zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren denkt, Ergebnissen, die uns wertvolle Beiträge (wohl die wertvollsten) zur Geschichte der vorchristlichen und urchristlichen Frömmigkeit an die Hand geben.

Die fünf Jesusbücher, die ich hier anzukündigen habe, sind von recht abgestuftem Wert. Den kritischen Ansprüchen der modernsten Forschung (ich meine der formgeschichtlichen Methode) entspricht wohl keins vollends, denn teils schaffen diese Arbeiten subjektive Idealbilder, teils sind sie vom kirchlichen Glauben oder irgendwelcher abendländischen Tradition getragen, hinter der letztlich unbewegt und stumm das Christusbild der dogmatischen Lehre steht. Hier sind dann alle menschlichen Spuren verweht, und man vergißt, daß auch in dieses fernen Mannes Brust ein warmes rotes Herz geschlagen hat.

Das Buch von August Hermann Kämpfer bietet politisch gefärbte Gedanken über die Lehre und Wirkung Jesu und des Apostels Paulus. Neues sagen die belanglosen Ausführungen nichts. Sie bleiben in dilettantischen oder parteilichen Voraussetzungen stecken und streifen kaum das Problem der Jesusbiographik. Mit Wärme des Empfindens und Wollens hat Friedrich Schütze über Jesus als den Meister des Lebens geschrieben und ein sympathisches Buch geschaffen, das auch Unterrichtszwecken zugeführt zu werden verdient. Sein Held trägt Züge des neueren protestantisch-liberalen Idealbildes. Alexander Beyer will mit Hilfe von Intuition und Psychoanalyse die inneren Werdestufen Jesu zum Erlebnis bringen, er will zeigen, daß der Menschensohn sich „entwickelte" und die „früheren Stadien auf seinem Lebenswege überwinden mußte", und daß gerade hierin die Problematik seiner Persönlichkeit zu suchen sei. Es ist in dieser tiefgehenden und interessant geschriebenen Schrift überall das Bestreben bemerkbar, daß ihr Verfasser alte, morsche Begrenzungen zu durchbrechen und schale Sentimentalität zu überwinden sich bemüht. Er schreibt ohne Salbung und sieht theologische Apotheosen mit ernüchtertem Auge. Leben und Jugend brechen wärmend aus mancher Zeile. Es geht nicht um die sogenannte „Ethik" Jesu, sondern um seine religiöse Leidenschaft und Dämonie.

Aus gelehrter Feder kommt das gründlich durchdachte Buch von August Reatz. Im Kernpunkt steht das Bemühen, ein geschichtliches Gesamtbild Jesu Persönlichkeit, seines Lebens, seiner Lehre und seiner Wirksamkeit zu zeichnen. Der Verfasser tut dies mit „besonderer Berücksichtigung der zahlreichen Probleme, die für die geistige Entwicklung des modernen Menschen an die Person Jesu und an seine Evangelien geknüpft sind". Das gibt dem Werk nicht nur eine gewisse Aktualität und Lebendigkeit, sondern weist auch von vornherein auf philosophische Ziele, es zeigt Richtungen, die ins Weite und in die Tiefe führen. Der dogmatisch-christologische Standort des Verfassers tritt nicht allzu störend hervor, die theologische Theorie verdirbt nicht das innere Antlitz des Menschen. Das Buch ist sachlich ohne nüchtern zu werden, ja irgendwo zwischen seinen Blättern sieht man wie in zerfließenden Wolken Jesu Bild, den stillen Mann mit der Dornenkrone und mit den vereinsamten, unberührten Lippen, man sieht auch den jüdischen Helden der religiösen Leidenschaft mit dem prophetisch-messianischen Selbstbewußtsein. Alle Tiefen des Schmerzes kennt er, alle Schwermut, alle Dämonie des Göttlichen, alles Opfer und alle Leidensfrömmigkeit, er, dessen Innigkeit und Menschlichkeit noch rückstrahlen nach vielen, vielen Jahrhunderten. Auch auf seinen Namen (nicht nur auf den Nietzsches) haben Menschen ihr höchstes Gelübde getan ... Der Verfasser wird trotz seiner bestimmten theologischen (abendländischen) Einstellung der radikalen und kampfesfrohen Forderung des Lebens Jesu (denn sein Leben ist seine Lehre und sein Gottesdienst) den schwierigen Problemen von der Nachfolge, Todesverkündigung und Reichgottesverkündigung in seiner Art gerecht, er beherrscht das Geistige dieser Fragestellungen. In einer zweiten Auflage dieses Buchs möchte man die kritische Auseinandersetzung mit den neuesten bedeutsamen Erscheinungen der gegenwärtigen Leben Jesu-Forschung nicht vermissen, die sich mit der formgeschichtlichen Methode beschäftigen, Arbeiten über die Leidensgeschichte Jesu und den Christuskult von Georg Bertram, über die Geschichte der synoptischen Tradition von Rudolf Bultmann, Grundlegendes von Karl Ludwig Schmidt, Martin Dibelius, Karl Barth, Roland Schütz, Jackson, Kirsopp Lake u. a.

Seit David Friedrich Strauß und Ernest Renan ist wohl kein Leben Jesu erschienen, das so tief ins Volkstümliche hineingegriffen hätte und das so zum europäischen Modebuch geworden wäre wie das kühne, feurige und jugendliche Werk des Florentiners Giovanni Papini, das nun in der prachtvollen Verdeutschung von Max Schwarz vorliegt. Der Verfasser ist dem Leser italienischer Bücher ein bekannter Name. Papini hat reiche literarische Wandlungen und seltsame Verwandlungen hinter sich. Der „Vita di Cristo" gehen viele Werke voran, die nicht vermuten lassen, daß es dem Autor bestimmt war, einmal ein berühmter Biograph Jesu zu werden. Früher mit Prezzolini, Bonaiuti, Gallarati-Scoti, Casati gehend, ein Kritiker Benedetto Croces und ein Verehrer von William James, dann ein Vorkämpfer für den Futurismus, schrieb er Bücher, die ihn rasch bekannt machten und aus denen große Begabung und kritische Schärfe sprechen: „Crepuscolo dei filosofi", „Pragmatismo", „La Cultura italiana", „Un uomo finito" u. a. Papini nennt sein Leben Jesu ein Erbauungsbuch, aber „nicht im Sinn leierhafter Betschwesterei, sondern im menschlichen, männlichen Sinn: ein Buch zur Neuschaffung von Seelen". Es soll keine Predigt sein für salbungsvolle Spießbürger, keine geistige Durchschnittsware mit heuchlerischem Wortschwall in Durchschnittsaufmachung, es will nur versuchen, das Leben Gottes zu erzählen, der Mensch geworden ist. Der Dichter erzählt es, weil er den Weg zu Jesus gefunden hat, weil er erlebte, wie immer noch dieser Mann verraten oder absichtlich übersehen wird. Da hat Papini den heftigen Antrieb in sich verspürt, Jesus Christus in Erinnerung zu bringen. Die Menschen haben ihn stehenlassen und zugrunde gerichtet, bestenfalls haben sie mehr Freude an seinen gemalten Bildern als an seinem lebendigen Beispiel. Noch liegt das Jesustum unentdeckt wie ein jungfräuliches Land in unbekannter Ferne! Noch ist das Paradies nicht wiedergefunden! Es ist für die meisten Menschen so märchenartig, so unerreichbar wie die sittliche Forderung Jesu: wenn der Mensch einmal das, was er jetzt haßt, lieben wird, und das, was er jetzt liebt, hassen, „dann wird er ein anderer sein; sein Leben entgegengesetzt dem gegenwärtigen". Dann ist das Paradies wiedergefunden. Zum erstenmal wird das Glück uns gehören. Das Paradies war die Liebe, die Liebe zwischen Gott und Mensch, Mann und Weib. „Das Paradies auf Erden, das wiedergefundene Paradies wird sein die Liebe eines jeden Menschen zu allen Menschen." Aber ihr Herz blieb so lange taub, ihre Augen blieben blind, und so versanken sie in die Nacht der Selbstliebe und Selbstsucht, die nie ganz geschwunden ist, sie hat immer wieder Volkskraft und Menschherz in eine verdunkelte Tradition gehüllt, erfüllt mit Bitterkeit und Melancholie. Die Hoffnung wird erst neu aufglühen, wenn der Gepfählte wiederkommen und unser Brot mit uns essen und unseren Wein mit uns trinken wird. Und dann wird er auch zu den letzten Zögernden und Zweifelnden sagen: „Tu deinen Finger her und schau' meine Hände an! Hebe deine Hand und leg' sie in

meine Seite, und sei nicht mehr ungläubig, sondern gläubig ..." Und man wird so tun. Aber für die höchste Gnade und Seligkeit wird Jesus das Wort finden: „Selig, die glauben, ohne erst gesehen zu haben." Denn die einzigen Wahrheiten sind die, die „das fleischliche Auge nicht sieht, die Hände aus Fleisch nicht ertasten können ..." Papinis Buch kann nicht den Anspruch auf eine historisch-kritische Arbeit erheben — dazu ist es viel zu sehr Kunstwerk und Gebetbuch und dazu ist in ihm auch viel zu viel Wille zum Ausdruck — es klingt stellenweise wie eine ins schwärmerisch Maßlose und krankhaft Gereizte gesteigerte Verteidigung, eine merkwürdige und widerspruchsvolle Apologie, die grundsätzlich übertrieben und durch grelle Farben und schrille Töne Seelen beugen will. Hat aber nicht Cicero alle Rhetorik eine seelenbeugende Kunst genannt, hat nicht Aristoteles von ihr gesagt, sie sei die Kraft, an jedem Dinge das herauszufinden und geltend zu machen, was wirkt und Eindruck macht? Das gilt auch für Papinis rauschende Sprache. Er liebt den volltönenden, starken Ausdruck. Er spielt mit dem ganzen Werk. Das gibt dem Buch das Feierliche. Aus ihm hebt sich dann wie ein Engel, der zum Himmel strebt, die vox humana. Der Dichter spricht. Er kennt diesen Orgelzug der Menschenstimme. Sie macht Innerliches sichtbar und kommt aus starken Gemütsbewegungen. Es ist die Melodie des Herzens und der Überzeugung.

Wer sachliche „Belehrung" (so nennen es die Bildungsagitatoren) sucht, wird in Papinis Buch vieles unwahr, schief und gewollt einseitig dargestellt finden. Ich empfand die Darstellung oft wie einen modernen Christusroman. Die neuen Probleme, die die Forschung an das Leben dieses Mannes herangebracht hat, sind kaum berührt. Es sind glitzernde Paraphrasen eines berühmten Virtuosen über ein altes, ehrwürdiges Hauptthema. Paganini paraphrasiert Bach. Das Buch ist reich an religiösen Fiktionen und Halbwahrheiten. Im Ganzen ist eine katholisierende Tendenz fein spürbar. Der Dogmatiker und Ethiker Jesu — hat es den gegeben? — ergreift öfters das Wort. Auf den Höhepunkten des inneren Erlebens ist die Darstellung von großer Schönheit und hinreißendem Schwung, wie sie bis jetzt noch in keinem deutschen Leben Jesu zu spüren waren, von einem Enthusiasmus getragen, der den Leser die jugendlich und unbescheiden klingenden Übertreibungen vergessen läßt und ihn — mitten aus unserer lauen und entzauberten Zeit heraus — in den flammenden Glauben an Licht und Liebe stellt.

Bibliophile Chronik

Von Fedor von Zobeltitz (Berlin)

Eine sehr interessante illustrierte Ausgabe der „Nibelungen Not" bietet der Volksverband der Bücherfreunde (Berlin) in seiner „Auswahlreihe" seinen Mitgliedern. Direktor Hermann Degering von der preußischen Staatsbibliothek als Herausgeber hat ihr die sogenannte Hundeshagensche Handschrift zugrunde gelegt, so betitelt nach ihrem Entdecker, der sie 1817 von einem ungenannten mainzer Antiquar erwarb; 1867 kam sie durch Ankauf in den Besitz der damaligen Königlichen Bibliothek. Sie schließt sich, abgesehen von zwei textlichen Interpolationen, ziemlich eng der sogenannten Notgruppe des Lieds an, d. h. denjenigen Handschriften, die mit den Worten „daz ist der nibelunge not" enden und die man allgemein als die bessere gegenüber den ersten Bearbeitungen ansieht. Für die hochdeutsche Übertragung wählte Degering die Simrocksche, die für die Auswahl des Bilderschmucks sich am zweckmäßigsten erwies. Der Schreiber des Manuskripts, das nach der von fremder Hand am Schluß eingetragenen Jahreszahl 1442 ziemlich sicher um diese Zeit entstanden, ist zugleich der Illustrator, der sich in bezug auf das Kostümliche, Waffen, Interieurs usw. natürlich an die Umwelt seiner Tage gehalten hat. Sein Name ist unbekannt geblieben, aber die dialektischen Eigentümlichkeiten im Text und die Kompositionstechnik der Bilder weisen ihn der Schule des schwäbischen Seekreises zu. Die Wiedergabe der farbigen Bilder in Offsetdruck ist vortrefflich (Otto Elsner, Berlin), dazu hat man in der Schneidler-Schwabacher eine passende Type von altem Stilcharakter gefunden und Satzordnung und Ausstattung (mit roten Überschriften, Initialen, Umrahmungen) ganz nach dem Vorbild eingerichtet, so daß man die Ausgabe gewissermaßen als eine typographische Reproduktion der Handschrift bezeichnen kann.

Erfreulich ist auch die neue Folge der münchner Liebhaberdrucke (Heinrich F. S. Bachmair, München), beginnend mit zwei Werken rein typographischer Kunst: der Dichtung „Robinson" von Maria Luise Weißmann und den Sonetten von Ludw. Eman. Reindl. Die Dreieinheit: Papier, Satzbild und Druck kommt hier zu schön geschlossener Geltung. Auch der Verlag von H. Haessel in Leipzig veröffentlicht in letzter Zeit Vorzugsausgaben von Werken seiner modernen Au-

toren, so als zweiten Band der „Meduse" Rudolf Paulsens Dichtung „Christus und der Wanderer", von Poeschel & Trepte einwandfrei in der Fleischmann-Antiqua auf Bütten gedruckt und von H. Sperling höchst geschmackvoll in Ganzpergament gebunden. Gleich Gutes in der Ausstattung ist der ausgezeichneten Nachdichtung Paul Mahns der Gedichte des Catull nachzurühmen (Dom-Verlag, Berlin). Wenn der Rotdruck eine so diskrete Verwendung findet wie in diesem Fall, trägt er immer zur Belebung des Seitenbilds bei. Als Illustrationen dienen acht Lichtdrucke nach Werken der Antike, denen sich auf dem Vorderdeckel des Pergamenteinbands die Nachbildung einer klassischen Kamee in Goldpressung anschließt, mit dem stürmenden Stier des Dionys, der die Chariten zwischen den Hörnern trägt. Als eine bibliophile Taschenausgabe kann man die Sammlung von Meistererzählungen bezeichnen, die R. Voigtländers Verlag in Leipzig unter dem Gesamttitel „Der Hort" verausgabt. Keller, Alexis, Hauff und Scheffel kommen zunächst zu Wort, klar und sauber auf holzfreiem Dünndruckpapier gedruckt und in biegsames blaues Leinen gebunden: zweckmäßig für die Reise. Man kann die Bände aber auch in Halbfranz mit farbigen Rückenschildern beziehen, und in dieser Aufmachung gereichen sie jeder Hausbücherei zur Ehre.

Eine glänzende Ausgabe der Zeichnungen Leonaert Bramers zum „Tyl Ulenspiegel" gab E. W. Bredt bei Karl W. Hiersemann in Leipzig heraus. Diese 72 Lichtdrucktafeln vervollständigen die Bramerschen Illustrationsfolgen zum „Quevedo" und „Lazarillo" und ermöglichen es, sich über des Künstlers zeichnerische Haupttätigkeit ein einigermaßen klares Bild zu schaffen. Bredt glaubt in seiner, viel Neues bringenden Einleitung den Nachweis führen zu können, daß die Zeichnungen in den ersten vierziger Jahren des 17. Jahrhunderts entstanden sind, und zwar in Anlehnung an jene undatierte erste niederländische Ausgabe des „Eulenspiegel", die Hochstraaten in Antwerpen kurz nach 1500 drucken ließ. Nach der sorgfältigen Untersuchung Bredts, dessen beigefügte Übersetzung der Hochstraatenschen Ausgabe allen Literaturfreunden willkommen sein wird, möchte ich diese Ansicht teilen. Vielleicht darf ich bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß ich selbst als ersten Band einer Sammlung der alten Volksbücher einen Neudruck des „Eulenspiegel" nach der ältesten bekannten hochdeutschen Ausgabe von 1515 (im Alster-Verlag, Hamburg) herausgegeben habe: mit einem umfangreichen Glossarium und einer Einführung, die alles zusammenfaßt, was der Forschung bisher zur Entstehungs- und Druckgeschichte des berühmten Volksbuchs bekannt geworden ist. Bruno Goldschmitt in München hat dazu eine Anzahl Vollbilder geschaffen, nicht im Stil Bramers, der mit Tusche und Deckweiß zur Erhöhung der Lichteffekte arbeitete, sondern in der derben und kernigen Art der alten Holzschnittmeister. Eine handliche Ausgabe des Volksbuchs von den Schildbürgern nach Schwabs Text, von W. Drugulin hübsch in der alten Schwabacher gedruckt, ließ der Euphorion-Verlag (Berlin) von Karl Rössing mit Holzschnitten versehen, die in ihrem karikaturistischen Entwurf und in der Technik vortrefflich zu dem lustigen Inhalt passen.

Einer Neubelebung der Notenausstattung dienen zwei höchst glückliche Versuche des Verlags Horodisch & Marx in Berlin. Zu Schumanns Carnaval schuf Ernst Oppler 15 Radierungen von eigenstem Reiz und großer Schönheit. In einem kurzen Nachwort gibt Oscar Bie eine Erklärung dazu. Fokin, der Meister des russischen Balletts, setzte eines Tages die charakteristische Plastik der Musik in ein mimisches Bild um. Oppler übersetzte wieder Fokins Werk in die Sprache seiner Kunst, in eine Reihe von Graphiken, die die wesentlichen Momente der Bühne in seinem graziösen Strich festhalten, um mit den Noten sich zu einer künstlerischen Einheit zu verbinden. Hier ist also in fast vollendeter Weise gelungen, was dem sogenannten illustrierten Buch oft noch fehlt: die intime Geschlossenheit des Ganzen, unbeschadet der Freiheit des Künstlers, der nicht Nacherzähler, sondern Selbstschöpfer sein soll. Die Auflage wurde auf 420 Exemplare, auf Japan oder Zandersbütten, beschränkt. Natürlich wurde auch dem Notendruck erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt; die berliner Musikalien-Druckerei besorgte ihn in vorzüglicher Weise. Sehr hübsch ist der Satz des Nachworts in einer neugegossenen Ronde des 18. Jahrhunderts. Ein zweites Werk desselben Verlags enthält Mendelssohn-Bartholdis Venezianische Gondellieder mit vier ganzseitigen Radierungen von Hermann Struck. Diese Vollbilder Meister Strucks vom Canale Grande sind auch keine Illustrationen zur Musik, sondern glänzend ausgeführte künstlerische Phantasien, aber ich hätte sie mir lieber verkleinert in den Notentext gewünscht — wie beim Buch, so stören mich auch in diesem Fall die leeren Rückseiten der graphischen Blätter. Beide Werke sind jedenfalls eine erste Etappe zur Verschönerung des viel zu lange vernachlässigten Notenbilds.

Der jüngst verstorbene Franz von Bayros hat Lothars „Erotische Komödien" („Casanovas Sohn", „Der Werwolf" und „Die schwarze Messe") mit drei farbigen und drei schwarzweißen malerischen Paraphrasen begleitet (Leipzig, Feuer-Verlag). Frömmelnde Prüderie hat gern gegen seine „erotische Kunst" geeifert, obwohl ihr durchaus der fatale Charakter des Pornographischen

fehlt. Auch hier; die Bilder sind reizend in der vornehmen Führung der Linien, der Symphonie der Farben, ihrem kultivierten Stil, ihrem Rokokozauber. Den unzähligen Freunden Adolf Menzels werden seine „Personalia" eine große Freude bereiten. Der alten Sitte der Akademie der Künste, von ihren neugewählten Mitgliedern einen Überblick über ihre Personalien und ihr Schaffen einzufordern, mußte auch Menzel folgen. Es geschah dies bei seiner Wahl 1853 und noch einmal 1896 im Jubiläumsjahr der Akademie. Diese Dokumente, aus denen das ganze Wesen Menzels in seiner bezwingenden Genialität und seiner originellen Knorrigkeit emporsteigt, hat der Verlag E. A. Seemann in Leipzig im würdigen Rahmen einer Folioausgabe faksimilieren und in 300 Exemplaren verbreiten lassen. Ein köstliches Werk, verständnis- und liebevoll eingeleitet von Alexander Amersdorffer und mit bewundernswerten Lithographien von Max Slevogt geschmückt, der auch das Aquarell für die Vorderseite des Einbands entwarf.

Die Drucke der Friedrich Plenzat-Presse verdienen besondere Beachtung, nicht allein ihrer vorzüglichen Druckausstattung halber, sondern vor allem, weil sie in bezug auf die Illustrierung den bibliophilen Grundsätzen mustergültig entsprechen. Vier Werke der Presse liegen vor, allsamt wenig umfangreich und nur in kleiner Auflage hergestellt. Zu Maupassants „Toine" zeichnete Erik Richter (zugleich der Übersetzer) eine Anzahl Radierungen, in ihrer prachtvoll humoristischen Grundstimmung und in der Technik an Daumier erinnernd: neben Kopfleisten und Schlußstücken auch vier ganzseitige Bilder, bei denen der Text indes dank dem kräftigen Büttenpapier auf der Rückseite fortgeführt werden konnte. Der Künstler der folgenden drei Bändchen ist Georg Walter Rössner, dessen Begabung für den Buchschmuck immer sprechender zutage tritt. In den kleinen kolorierten Kupfern zu Diderots „Platonische Liebe" (aus den „Bijoux indiscrets") und zu der witzigen Schwankerzählung „Nocrion" eines Unbekannten (vielleicht Garins) zeigt er sich als Vignettenkünstler ersten Ranges und nicht weniger in den Textbildchen zu Kellers Novelle „Die Berlocken". Es liegt viel kecke Anmut in diesen feinen, duftigen Impressionen und den weichen harmonischen Farbtönen, zugleich auch eine lächelnde Liebenswürdigkeit, wie sie die leichte Muse der Erotik in der französischen Buchkunst des 18. Jahrhunderts so anziehend gestaltete. Von einem letzten Plenzat-Druck, Kellers „Der schlimm-heilige Vitalis", liegen mir nur die ersten Aushängebogen vor, mit in den Text gesetzten, im Geiste der Erzählung altmeisterlich ausgeführten Holzschnitten von Rudolf Riege.

Von der nach einem Gesamtplan Georg Witkowskis aufgestellten Pandora-Ausgabe der Werke Goethes (Berlin, Ullstein) erschienen die Bände 13 bis 20. Hervorgehoben seien die ausgezeichneten Einleitungen zur Italienischen Reise von Karl Scheffler, zu den Schriften zur Literatur von Paul Wiegler und zu den naturwissenschaftlichen Werken von Wilhelm Ostwald. Zu rühmen an dieser eigenartigen Volksausgabe sind auch wieder der saubere Spamersche Druck auf Dünnpapier und die sehr hübschen schlichten grünen Pappeinbände mit roten Schildern auf den Leinenrücken.

Eine originelle Idee verfolgt der Verlag Ernst Wasmuth in Berlin mit seinem „Orbis terrarum", einer Bücherfolge, die dem Beschauer die Welt im Bilde zeigt, wie sie sich dem mit offenen Augen wandernden Reisenden darbietet. Der vorliegende Band, Nordafrika in Baukunst, Landschaft und Volksleben, ist bereits der sechste in der Reihe, kann aber selbständig bezogen werden. Wenn ich ihn hier anzeige, so geschieht es wegen der Illustrationen, die kurze Texteinleitung ist Nebensache. Die 240 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Lehnert und Landrock sind jedenfalls vorzüglich in Kupfertiefdruck ausgeführt und ersetzen gewissermaßen das Wort. Von dem „Orbis pictus" des alten Comenius an bis zu den gleich betitelten Elementarwerken Basedows und Lauckhardts und den Wasmuthschen Anschauungsbüchern ist ein recht weiter Weg, den viele Etappen des Fortschritts bezeichnen. Aber die pädagogische Tendenz ist die gleiche geblieben, ob sie nun für die Jugend oder die Erwachsenen bestimmt ist.

Von neuen bibliophilen Almanachen erschien das „Jahrbuch deutscher Bibliophilen", herausgegeben von Hans Feigl (Wien, Moritz Perles), wieder mit reichhaltigem Inhalt, aus dem die Artikel von Anton Schlossar über Martin Span, einen der seltsamsten „Verbesserer" Goethes, der in den zwanziger Jahren vorigen Jahrhunderts als Professor in Wien lebte, und von Heinrich Glücksmann über die Ähnlichkeiten in Freytags „Journalisten" und dem ebenso betitelten verschollenen Lustspiel Stephan Schützes von 1806 genannt sein mögen. Dem Jahrbuch gesellt sich zur Seite das von Professor Albert Schramm herausgegebene „Taschenbuch für Bücherfreunde" (München, Verlag der Münchner Drucke) als höchst praktisches Nachschlagewerk, das in übersichtlicher Folge die Bücherfreunde, Buchkünstler, Buchgewerbler, Buchbinder, Verleger und Antiquare der Gegenwart in ihren Haupttypen kapitelweise behandelt. Ähnlich zweckmäßig gibt sich als erster Band der „Taschenbibliographien für

Büchersammler" Max Sanders Werk „Die illustrierten französischen Bücher des 19. Jahrhunderts", die Periode von etwa 1825 bis 1870 umfassend, beginnend mit dem ersten modernen „Luxusdruck", dem „Faust" mit den Lithographien Delacroix'. Die Einteilung ist vortrefflich. Voran gehen die kurzen Biographien der Künstler, dann folgt als Hauptteil der Katalog der Bücher und am Schluß nochmals eine Liste der Künstler mit genauer Angabe der von ihnen illustrierten Werke. Da das Taschenbuch unter dem Patronat der schweizer Bibliophilengesellschaft herausgegeben wurde (für Deutschland Julius Hoffmann Verlag, Stuttgart), so steht dem deutschen Text der französische gegenüber. Der zweite Band, von Lothar Brieger besorgt, behandelt die „Deutschen Erstausgaben von 1750 bis 1880", natürlich nur die für den Bücherfreund wichtigsten, also diejenigen, die durch ihren literarischen Einfluß nachwirkten. Eine ähnliche Beschränkung mußte sich hier der Bearbeiter der schweizer Autoren, Hans Bloesch, auferlegen. Spezialsammler werden daher manches vermissen, was ihnen am Herzen liegt, andererseits aber auch, zumal unter den Bibliographien von Autoren, die der Gegenwart nahestehen, eine bisher noch nicht erreichte Vollständigkeit finden. Für Sammler, denen die umfangreichen Quellenwerke nicht zur Verfügung sind, bilden diese Taschenbibliographien Handhaben von zweifellos praktischer Benutzbarkeit.

Von den Neudrucken romantischer Seltenheiten des münchner Verlags Meyer & Jessen, die mit dem „Athenäum" der beiden Schlegel begannen, sind inzwischen zwei weitere erschienen: der „Phöbus" Heinrich von Kleists und Adam Müllers und Arnims „Tröst-Einsamkeit", beide in originalgetreuer, ganz ausgezeichneter Wiedergabe durch die Mandruck A.-G. in München (zu je 400 Exemplaren). Über den inneren Wert der Zeitschriften ist nichts mehr zu sagen; als belebende Äußerungen des romantischen Zeitgeists nehmen sie ihren festen Platz in der Literaturgeschichte ein. Da die Originalausgaben indes in absoluter Vollständigkeit kaum noch auf dem Antiquariatsmarkt vorkommen und wenn wirklich einmal, nur zu ungeheuren Preisen, so ist das Verdienst des Verlags Meyer & Jessen um so höher anzuschlagen, als er diese glänzend gelungenen Neudrucke verhältnismäßig wohlfeil abgibt. In hohem Maße lobenswert sind auch die Dachauer Einhorndrucke. Eine stattliche Reihe liegt vor. Goethes Römische Elegien wurden in Rudolf Kochs neuer Antiqua bei Wilh. Gerstung in Offenbach a. M. gedruckt. Die feine geschmackvolle Type paßt gut zu der strahlenden Zartheit dieser Dichtungen einer beglückten und glücklichen Liebe. Die zehn handkolorierten Federzeichnungen in Originallithographie von Hermann Geibel zum Festspiel „Pandora" fesseln durch die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks der Figuren und die Kraft dichterischen Empfindens. Jedes dieser Bildblätter ist erfüllt von stark pulsierendem Leben und überrascht durch das menschlich Ergreifende, das als ausgesprochen fühlbar aus der Allegorie in die künstlerische Wiedergabe übertragen wird. Richard Seewalds gleichfalls handgemalte Lithographien zum „Armen Heinrich" Aues (in der hochdeutschen Übertragung Wilhelm Grimms) verblüffen beim ersten Anschauen durch das Primitive der Linienführung. Dann aber verstärkt sich der Eindruck. Gerade in ihrer großen Schlichtheit sprechen diese Bilderchen zu unserem Herzen wie die Dichtung selbst. Wieder anders die Holzschnitte von Peter Trumm zu der Verserzählung „Der Roßtäuscher" der Droste-Hülshoff. Der Buchkünstler folgt hier mit glücklicher Hand der unübertrefflichen Bildlichkeit in der Sprache der Droste und dem poetischen Aufbau der Ballade. Von bestechend heiterer Liebenswürdigkeit sind die Illustrationen von Emil Preetorius zu Daudets „Tartarin von Tarascon", reizend besonders die kleinen Silhouetten, die als Kapitelstücke Verwendung finden. Eine ganze Sammlung von Papierschnitten und Porträtsilhouetten bietet Max Bucherer unter Mitwirkung anderer in seinem Buch „Spitzenbilder", das man auch als einen interessanten Rundgang durch das Gesamtgebiet der Psaligraphie bezeichnen kann, vom 18. Jahrhundert ab bis zur Gegenwart. Als letztes Werk des Einhorn-Verlags sei ein Neudruck der prächtigen Zeichnungen Franz Poccis zu seinem „Totentanz" erwähnt. Ein Enkel Poccis brachte die alten Holzstöcke an sich, und so konnten diese originellen Imagines mortis unter den überwachenden Händen des Professors Klemm-Weimar ihre Auferstehung feiern.

Endlich noch eine ganz eigenartige bibliophile Neuheit: die 42 farbigen Miniaturen zum Koran von Mariette Lydis, die in der Brandusschen Verlagsbuchhandlung in Berlin erschienen. Ein seltener Fall, daß eine Frau sich in die dem Weib so feindliche Welt des Mohammedanismus vertieft. Seltener noch, daß diese junge Künstlerin sozusagen einen neu-orientalischen Stil schaffen konnte, der sich von Nachahmung und doch auch von Tüftelei gleich fern hält. Die wundervolle Wiedergabe der Aquarelle auf Pergament durch die Graphische Kunstanstalt Ganymed sowie der klarschöne Textdruck von Poeschel & Trepte tragen viel zu dem Eindruck des Ganzen bei. Erfreulich ist auch der Einband aus Ganzpergament mit seiner zierlichen Ornamentierung in Gold und Grün, die in die Verschlußklappe hinübergreift.

Echo der Zeitungen

Zur Problematik modernen Künstlertums

„Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen! Gott mehr gehorchen, das heißt in diesem Fall: die Bedingtheit alles dessen einsehen, was den bürgerlichen Charakter ausmacht. Fast alles, was dieser erstrebt, gipfelt in einem Verzichten, Unterlassen, sich Beschränken, sich Überwinden und sich Disziplinieren, seine Tugenden sind im wesentlichen negativ; der künstlerische Charakter dagegen fordert, daß den starken Trieben, den Konventionen zum Trotz, nachgegeben wird, daß nicht Schleusen geschlossen, sondern geöffnet werden, daß das Elementare in Erscheinung tritt; seine Tugenden sind gestaltend und schöpferisch. Der bürgerliche Charakter verleiht Moral, der künstlerische umkleidet seine Träger mit einem moralinfreien Ethos. Der Künstler muß sich nicht selten mit seinem bürgerlichen Charakter in Widerspruch setzen, wenn er sich im höheren Sinne treu bleiben will, er muß wissen, daß sein Unbewußtes unter Umständen klüger ist als sein Bewußtsein. Zum Schaffen gehört eine Naivität, die der bürgerliche Charakter nicht kennt; es gehört dazu eine unbedingte Unvoreingenommenheit. Der Künstler konstatiert das Leben, wie es wirklich ist, nicht wie die Mehrzahl der Menschen es, vom sozialen Utilitarismus verführt, zu sehen glaubt, es zu sehen sich und anderen vorgibt." Karl Scheffler „Der künstlerische Charakter" (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 178).

„Den letzten Endes meist untauglichen Dichtversuchen unserer Zeit steht ein mächtiges Erkenntnisstreben gegenüber. Ich will in keiner Weise zu Männern wie Keyserling, Spengler, Blüher, dem noch wenig bekannten Vetter („Die Kritik des Gefühls', Anthroposverlag) Stellung nehmen, jedenfalls ist hier ein höheres geistiges Niveau erreicht als in unserer modernen Dichtung von Hauptmann bis Unruh. Die Leser der Erkenntnisbücher blicken auf die modernen Dichter und ihr Niveau hinab, diese aber lehnen auch nur die Lektüre reiner Erkenntnisbücher ab, als intellektuelles Stroh; dennoch fragt sich, ob nicht hier gerade das echtere Leben pulst; denn wahre Erkenntnis muß sich zwar des Intellekts, als scharf geschliffenen Werkzeugs, täglich bedienen, aber letzten Endes ist auch sie Anschauung, Intuition; nur drückt sie sich mehr in der Umrißlinie aus als in Gestalt und Farbe. Um neue Erkenntnis handelt es sich aber auch den Dichtern, nur verschmähen sie das einzige taugliche Instrument, den Intellekt, indem sie diesen mit dem überintellektuellen Inhalt der Erkenntnis verwechseln, für den der Begriff ja nur ein Zeichen ist, an sich tot, wenn er nicht magisch das Innere des Erkennenden aufwühlt und neu gestaltet. Darum haben diese modernen Werke etwas so ausgesprochen Dilettantisches an sich.

Warum aber, wird man fragen, dichten nun die nicht, die es besser wissen? Hier liegt die Tragik des Erkennens. Solange er noch ringt, müssen die Musen schweigen. Erst wenn ein Hochplateau erreicht ist, wo von nun an die Menschheit wieder Hütten bauen kann, in denen ihr der neue Logos zur Selbstverständlichkeit wurde, wie das Christentum der mittelalterlichen Welt, wird wieder reines Bilden möglich." Oskar A. H. Schmitz „Intuition und Weltanschauung" (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 184).

Casanova

„Daß Casanova gelebt hat, war sein ganzes Verdienst: das ist es, was ihm niemand nachmachen kann, die ganze Welt hat es erfahren, niemand hat ihm den Ruhm bestritten, alle Sprachen haben sein Leben beschrieben, er ist weltberühmter als Goethe und Friedrich — seine Zeitgenossen, denn Millionen, die von einem Pol zum andern bei seinem Namen lächeln, wissen von jenen anderen beiden nur ein paar dürre Daten. Die Dichter und Könige seiner Epoche hat er verdunkelt, er ist der populärste Mensch des Jahrhunderts, nächst Napoleon, mit dem man ihn drolligerweise verglichen hat. Ja, er hat's erreicht, was Prüfstein höchsten Ruhmes ist: Aus seinem Menschenleben wurde ein Typus, ein Gleichnis." Emil Ludwig (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 158 u. a. O.).

„Er war nichts weniger als ein kalter und eitler Verführer. Und keineswegs ein Don Juan, der ziffernmäßig Buch führte und sich an der Höhe dieser Ziffern zur Morgenandacht berauschte. Jedesmal erschien ihm die neu Verführte als die Schönste und Begehrenswerteste aller, die er je gesehen. Wie ein Knabe war er entflammt. Und sein ‚Sieg' gelang ihm gerade darum so vollständig, weil er selbst mit soviel Enthusiasmus ein Besiegter war. Wurde doch stets mit seinen Sinnen zugleich sein Herz besiegt! Dies eben macht seine große Ritterlichkeit in der Liebe aus. Mit einem Taktgefühl, mit einem Anstand sondergleichen verstand er zu erobern und zeigte sich dabei in einem Grade liebenswert, daß er im gleichen Maße zur Beute ward, wie

selber eine Beute gewann. Grade dies ist sein tiefes und besonderes Geheimnis." Franz Servaes (Berl. Börs.-Ztg., Welt 68).

„Bei Casanova tritt die Grundanschauung der Epoche in theologischer Färbung auf: Gott hat mich so geschaffen, wie ich bin, die Natur hat mich mit lebhaften Trieben und beträchtlichen Kräften ausgestattet, und da alles, was Gott oder die Natur geschaffen hat, gut ist, so bin auch ich gut, und so habe ich keinen Anlaß, diese Triebe zu zügeln, mich zu schämen oder besser sein zu wollen, als ich bin. Meine Aufgabe ist nicht, mich zu ändern, meine schlechten Instinkte niederzukämpfen und den guten zum Siege zu verhelfen — meine Aufgabe ist lediglich, zu erkennen, inwieweit ich gut und inwieweit ich schlecht bin, und mit der Mischung, die ich repräsentiere, zufrieden zu sein. ‚Nichts weiß, wer sich selbst nicht weiß' — so lautet das Motto dieser Lebensbeichte, die nicht die Beichte eines Zerknirschten ist, sondern eines behaglich Schmunzelnden, eines noch in der Erinnerung Genießenden. Sich selbst kennen lernen, ist die große Aufgabe unseres Daseins, und das Mittel dazu ist, möglichst intensiv zu leben, möglichst viele Menschen und Länder und Lebenslagen kennen zu lernen." Eugen Lerch (Frankf. Ztg. 247 — 2 M.).

Vgl. auch: Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 153); Lampion (Musenhof 13); Hans Benzmann (Bad. Pr. Lit. Umsch. 12 u. Berl. Börs.-Ztg. 153); Ludwig Bauer (Köln. Ztg. 244); Paul Landau (Magdeb. Ztg. 168); Gustav Gugitz (Bund, Bern 138); Roland Schacht (Hannov. Kur. 154/5); H. B. (N. Zür. Ztg. 516); „Das Manuskript des Casanova" (N. Zür. Ztg. 528); F. Walther Ilges „Casanova und die Gazette de Cologne" (Köln. Ztg., Lit. Bl. 256, 262, 268, 272).

Maler Müller

Zur Erinnerung an den hundertsten Todestag am 23. April 1925

„In der leiblichen Durchfühlung der Landschaft steht Müller durchaus einzig da, er übertrifft an Unmittelbarkeit der Naturempfindung nicht nur Klopstock, Wieland, Geßner, sondern er hat hierin selbst Goethe erreicht, in der Darstellung der Natur als landschaftlich verkörpertes, triebhaftes Wesen sogar die größere Intensität entfaltet. Mit sinnlicher Weite umfaßt Müller die Landschaft, mit blutvollem Triebe dringt er in sie, erhebt ihre Stimmungen zu wahren Symbolen ihrer dumpfen Elemente oder gewaltsamen Kräfte, bannt ins Wortbild das Rauschen der Bäume, das Rieseln der Quellen, das Schwellen der Säfte, das Keimen der Gewächse, die Schwüle, das Flimmern und Dehnen der Luft, den Dunst und Atem der Scholle. Diese sprachliche Verdichtung der Landschaftsgefühle ist weit entfernt von der christlichen Natursymbolik Klopstocks, sie ist in ihrem Wesen heidnisch und rückt Müller in dieser Hinsicht dem großen Heiden der modernen Welt, Wilhelm Heinse, nahe. Das Bild der antiken Mythologie, unter dem Müller gern die Natur sieht, ist daher mehr aus der Verwandtschaft seines eigenen Empfindens mit dem antiken zu verstehen als aus bloßer äußerlicher Angleichung an die alten Muster. Müllers Faune und Nymphen, seine Götter und Menschen (in ‚Bacchidon und Milon', ‚der Faun Molon', ‚Satyr Mopsus') sind ebensowenig bloße, das Landschaftsbild belebende oder füllende Figuren wie eigentliche Charaktere, sondern tatsächlich die bildhafte Verkörperung der triebhaften Naturkräfte. In diesen faunischen Idyllen darf man Müllers stärkste und eigenste Schöpfung sehen, zumindest den ungehemmtesten Ausdruck seiner panischen Naturempfindung." st. (Frankf. Ztg. 301 — 1 M.)

Vgl. auch Paul Wittko (Köln. Stadtanz. 205); Friedrich Noack (Köln. Ztg. 294); Willy Oeser (N. Bad. Landesztg. 202 u. Germ. 187); Hanna Ribeaucourt (Tag, Unt.-Beil. 97); Eduard Gudenrath (Münch.-Augsb. Abendztg. 111); Erwin M. Oeser (N. Tagbl., Stuttg. 184); Walther Hötting (Württemb. Ztg. 91); Hedwig Fischmann (Bad. Pr. Lit. Umsch. 15); Heino Schwarz (Düsseld. Nachr. 189); Alfred Semerau (Rhein. Westf. Ztg., Kunst 270 b); J. St. Schmitt (Augsb. Postztg., Lit.-Beil. 17); Deutsche Allg. Ztg. (188); Magdeb. Ztg. (203).

Rudolf Steiner

„Steiner ist in Kraljevicz in Kroatien 1861 am 27. Februar geboren. Seine jüdische Abstammung ist Erfindung. Zu einer Zeit, als die Wissenschaft um Goethe noch ganz in den Händen der Literarhistoriker lag, mühte er sich als einer der ersten um die naturwissenschaftlichen Schriften Goethes. Der Herausgeber der großen kritischen weimarer Ausgabe, Bernhard Suppan, berief ihn denn auch ins Goethe-Archiv nach Weimar zur Herausgabe von Goethes Naturwissenschaftlichen Schriften. Die kritische Bearbeitung dieser Bände ist allerdings philologisch alles eher als einwandfrei geraten. Indes darf nicht verkannt werden, daß geistig diesem Teil der Goetheschen Ausgabe unter den Philologen vom Bau niemand gewachsen schien. Schon in den Goethe-Bänden, die Steiner für Kürschners Nationalliteratur bearbeitete, ist die Metamorphosenlehre höchst persönlich erfaßt worden, um dann später dem Ideengebäude der Anthroposophie zu dienen. 1897 legte er denn auch in einem Buche ‚Goethes Weltanschauung' seine Denkresultate vor, 1918 neu aufgelegt mit dem Bekenntnis, daß die nach-

folgende Literatur ihn zu keinen Korrekturen gedrängt habe." N. Zür. Ztg. (497).

„In Rudolf Steiner manifestierte sich eine seltsame Vielheit von Begabungen, ohne daß ein der eigentlichen Gemeinde nicht Angehörender irgend etwas davon als durchaus eigen und ganz neu ansprechen könnte. Psychologischer Feinsinn, überwältigender Einfluß auf oft sehr wertvolle Menschen, eine fast unheimlich intuitive Anpassungsgabe, die ohne Schwierigkeit die Welt Goethes, Yoga-Tradition, modernes Organisationsleben, Okkultismus, Zinzendorfiana und Pastoralmedizin vereinigen ließ, eine seltsame Vieleinheit von Führer, Heiland, Philosoph und Organisator, so steht das Bild dieses beachtlichen Menschen, ‚von der Parteien Haß und Gunst verzerrt', in unserer Epoche innerer Zeitwende. Eine menschliche Erscheinung, an der kein ernster Zeitgenosse achtlos vorübergehen kann, wesentlich als Erscheinung notwendigen Protestes gegen unnötige innerliche Armut eines mechanischen Zeitalters, verpflichtend als Helfer vieler Leidender, fördernd als unermüdlicher und zäher Anreger, wenn auch überwiegend nur gerechtfertigten Widerspruches, steht er als typische Erscheinung in einer typischen Zeit." J. H. Schultz (Berl. Tagebl. 152).

„Steiner hat viele der alten Lehren ein wenig verändert. Und er hat für diese seine Veränderungen bei seinen Anhängern denselben Glauben gefunden wie für die Lehren selbst, mit denen sie bei ihm zu einem untrennbaren Ganzen verbunden sind. Diese manchmal fast unmerklichen Veränderungen sind aber immer von entscheidender Bedeutung und müßten also zum mindesten einer sehr genauen Untersuchung unterzogen werden." Heinrich Goesch (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 166).

„Was er selbst wirklich war? Das ist schwer zu sagen. Er muß einmal Erlebnisse besonderer Art gehabt haben; sonst wäre seine Wirkung unerklärlich. Auf der anderen Seite hat er diese Erlebnisse klug genutzt, um sich selbst Macht und Möglichkeiten zu sichern. So geriet sein Bild ins Schwanken: Christus sagten die einen, Cagliostro die andern. Die Wahrheit wird wohl die sein, daß Gutes und Böses in wunderlicher Mischung in ihm war, und daß er selbst nicht wußte, was das Wirkliche. Seine Bücher in ihrer unlesbaren Unklarheit, das Angedachte, Halbe seiner Vorträge sprach dafür. Und zugleich das Unreale, Wirkungslose seiner Taten, sobald er in die Realität hinüberzugreifen versuchte." Paul Fechter (Deutsche Allg. Ztg. 152).

Vgl. auch S. Kracauer (Frankf. Ztg. 285 — 1 M.); Korm (Tag 77); Walter Johannes Stein (Stuttg. N. Tagbl. 151); Theodor Kappstein (Berl. Börs.-Ztg. 152); H. (Württemb. Ztg. 75); W. H. (Allg. Ztg., München 111); H. (Münch. N. Nachr. 89); Frankf. Ztg. (241 — 2 M.); N. Bad. Landesztg. (166).

Zur deutschen Literatur

Lobend und mit Nachdruck macht Heinrich Meyer-Benfey auf Albert Malte Wagners große Gerstenberg-Biographie (Carl Winter, Heidelberg) aufmerksam (Hamb. Corr., Ztg. f. Lit. 68). — Über die ersten Leser von Goethes „Faust" schreibt Adolf Hünich (Bund, Bern 144). — Über Eckermann und Goethe läßt sich Georg Ellinger vernehmen (Münch. N. Nachr., Einkehr 27). — Haldanes Goethe-Biographie unterzieht Roman Woerner einer sehr kritischen Würdigung (Bad. Presse, Lit. Umsch. 12). — „Goethe und die Juden" nimmt Karl Kreisler (Tagesbote, Brünn 133) zum Thema im Anschluß an Heinrich Teweles' gleichnamige Schrift (W. Gente, Hamburg). — Über Frau Rat Goethe plaudert Kurt Warmuth (N. Bad. Landesztg., Frau 16). — Wertvoll wird Rob. Petsch' Betrachtung über die Einheit von Goethes „Faust" im Hinblick auf Heinrich Rickerts Faustauffassung (Frankf. Ztg. 307 — 1 M.). — Zu „Goethe und die Schauspieler" äußert sich Eduard Scharrer (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 85). — Ein neu aufgefundener Schillerbrief an die Schwester vom 6. Nov. 1780 wird (Magdeb. Ztg. 177) wiedergegeben. — Das Werden des „Don Carlos" untersucht Gottfried Weber (Hannov. Kur. 156/57, 158/59). — Als ein Parergon zur Grillparzer-Forschung bietet Alfred Orel eine Studie über Antonia Oster, der Grillparzer die Grabschrift setzte.

Wilhelm von Humboldts Briefe an eine Freundin würdigt Anna Beckmann (Köln. Volksztg., Lit. Beil. 16). — Über Hölderlin spricht Hermann Hesse (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 16). — Eine Plauderei von W. Meridies gilt Bettina Brentano (Germ. Zeit. 36). — „Osterzwiesprache mit Heinrich von Kleist" hält Karl August Meissinger (Berl. Börs.-Ztg. 169), über den Charakter des „Käthchen von Heilbronn" schreibt Emmy von Egidy (Frankf. Ztg. 295 — 1 M.). — Ein Brief von Clemens Brentano an Susanne Schinkel aus den Julitagen 1811 wird (Frankf. Ztg. 257 M.) wiedergegeben. — Über den Fürsten von Pückler-Muskau („Aus dem Leben des ‚Verstorbenen'") schreibt Hugo Marti (Bund, Bern 149).

Des 50. Todestages von Georg Herwegh (7. April) ist vielfach gedacht worden: R. Krauß (Leipz. N. Nachr. 98); Willi Beils (Karlsr. Ztg., Wissensch. 85); K. (Magdeb. Ztg. 178); Fritz Rosenfeld (Arb. Ztg., Wien 96); Karl Bröger (Frankf. Ztg. 261 A.); Paul

Wittko (Hannov. Kur., Lit. Beil. 173); Heino Schwarz (Düsseld. Nachr. 163).

Lassalle als Dramatiker behandelt Julius Lips (Frankf. Ztg. 298 — 1 M.). — An Friedrich Hebbels „lustigen" Bruder erinnert Emil Herold (N. Tagbl., Stuttg. 158). — Als einen „Dichter der Frauen" schildert Michael Birkenbihl (N. Bad. Landesztg., Frau 13) Heinrich Leuthold. — An den 125. Geburtstag von Franz Freiherr v. Gaudy erinnert Graf N. Rehbinder (Tägl. Rundsch., Unt.=Beil. 90). — Wertvolle Briefe von A. von Humboldt, Karl Rosenkranz, Levin Schücking, Hieronymus Lorm, Karl Gutzkow an Julie Burow teilt Walther Ziesemer (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 189) mit.

Eine Studie über Johannes Schrott bietet Max Heimbucher (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 12 u. 13). — Über Emma Kron und Jakob Burckhardt äußert sich Franz Muncker (Münch. N. Nachr., Einkehr 20). — Zwei Briefe Theodor Fontanes aus dem Jahre 1887 teilt Wieland mit (Tägl. Rundsch., Unt.=Beil. 91).

Liliencrons Liebesbriefe an Helene von Bodenhausen werden (Deutsche Allg. Ztg., Welt 162, und Voss. Ztg., Unt.=Bl. 176) mitgeteilt. — Unter der Überschrift „Leben nach dem Tode" erinnert Martin Beradt (Berl. Tagebl. 181) an Auguste Hauschner. — Einen Nachruf auf M. Herbert schreibt H. H. Bormann (Germ. 166). — Peter Altenberg „wie ich ihn sah" erzählt Lotte Zavrel (Voss. Ztg., Unt.=Bl. 196).

Persönliche Erinnerungen an Wilhelm Speck gibt Johannes Höffner (Tägl. Rundsch., Unt.=Beil. 80) vgl. auch Will Scheller (Kasseler Post 91). —

Die literarische Beilage der N. Zür. Ztg. (646) ist dem Andenken Carl Spittelers gewidmet: Romain Rolland: „Unser Homer"; Jonas Fränkel „Das Schicksal des Prometheus"; Hermann Burte „Über Spitteler den Dichter"; Albert Steffen „Grabmythus"; Ungedrucktes Fragment aus „Prometheus der Dulder". — Richard Nusser „Prometheus der Dulder" (Prag. Pr., Dichtung 15). — Hugo Marti „Carl Spitteler der Ausreißer" (Bund, Bern 153); Justus Hermann Wetzel (Berl. Börs.=Ztg. 195); Jonas Fränkel „Spitteler und Rolland" (Frankf. Ztg. 311 — 1 M.). — „Zeder und Pflanzschule". Aus einem Vortrag von Carl Spitteler (Bund, Bern 183, 184).

Zum Schaffen der Lebenden

Über die Frühzeit Rainer Maria Rilkes schreibt Fritz Adolf Hünich (Bund, Bern, Kl. Bund 15 u. a. O.). — Über Hans Friedrich Blunck liegt ein Aufsatz von Otto Alfred Palitzsch (Berl. Börs.=Ztg. 191 u. a. O.) vor, in dem Blunck nachgerühmt wird, ihm sei die schönste Kunst des Verschenkens, das Verschenken im schöpferischen Wort, zuteil geworden. — Eine Studie über Leo Sternberg leitet Kurt Bock (Westd. Allg. Ztg., Barmen 74) mit den Worten ein: „Drei überaus glückliche Momente, die in ihrer Vereinigung besonders selten sind, heben die Dichtungen Sternbergs weit hinaus über den Wirrwarr des Schrifttums unserer Tage: Kraft der Sprache, der Phantasie und des gütigen Herzens — drei Momente urecht deutsch-romantischen Wesens; einer Romantik aber, die nicht im landläufigen Sinne des Wortes weltfremd in Märchenreichen umhergeistert und eine erdichtete Natur mit menschenunmöglichen Gestalten und Begebenheiten belebt, ein Wolkenkuckucksheim also selig zurecht phantasiert, in dem uns kein rein erquickender Brunnen fließt —, sondern innere Kraft einer Romantik, die Grundzug unserer Art und Urquell höchster deutscher Kunst von jeher bildete und unser reales Leben von dem Licht höherer Wirklichkeit göttlich hell durchfluten läßt." — Über Helene Böhlaus Welt liest man bei Frigga Brockdorff=Noder (Leipz. N. Nachr., Lit. Rundsch. 24): „Unmodern, nicht wahr? Von ‚Mentalität' ist nichts zu lesen in diesen Schöpfungen, die Menschen sind nicht ‚mondän', ‚tellurische' Kräfte spielen nicht herein, Denken und Empfinden wird nicht zu Spreu analysiert bei sich und andern. Klar und gescheit sind ihre Frauen, wenn auch ihr Schwergewicht mehr im Gefühl liegen mag. Und der Männer härteres Element von rauherer und rissigerer Struktur, liegt geradlinig im Geschlecht selbst beschlossen. Konflikte, die sich innerhalb der vom weisen Weltgesetz gezogenen Grenzen abspielen. Für Zwitter kein Raum, kein Geschmack." — Seinen Aufsatz über Stefan Zweig als Lyriker und Erzähler beschließt Will Scheller (Karlsr. Ztg., Wissensch. 74) dahin: „Stefan Zweig gehört zu den einzelnen, deren deutliche Absonderung von dem Durchschnitt des zeitgenössischen Schreibewesens umsomehr zu den Pflichten öffentlicher Wertung gehört, als er in seinem Buch ‚Drei Meister' dargetan hat, in welchem Maße er selbst sich der Verantwortung der Schreibenden dem eignen Wesen und dem der Welt gegenüber bewußt ist. Daß er auch seine eigenen Dichtungen in diesem Bewußtsein gestaltet hat, dürfte mit obigen Ausführungen erhärtet worden sein." — Karl Müller gibt (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 15) ein Bild des tirolischen Dichters Hans Schrott=Fiechtl und geht dabei auch auf die religiöse Einstellung ein: „Der religiöse Unterton im ‚heimlichen Hochwetter' wie auch in den meisten anderen Werken Schrott=Fiechtls deutet darauf hin, wie er bestrebt ist, für manche verwickelte Probleme eine Lösung im katholischen Sinn zu erzielen. Das will

keineswegs besagen, als ob er mittels schöngeistiger Literatur religiöse Fragen behandeln wollte. Besonders liegt ein aufdringliches Moralisieren Schrott-Fiechtl völlig fern. Aber die Art, wie er katholische Tiroler ohne Pathos, ganz natürlich aus katholischem Geiste heraus handeln läßt, offenbart deutlich, wie wesentlich ihm die religiöse Haltung auch im Berufsleben ist." — Dem Lyriker und Epiker Viktor Meyer-Eckardt rühmt Heino Schwarz (Köln. Tagbl., Bl. f. geist. Leben 11) nach, daß er seine Menschen in ihrem Zeitüberdauernden erlebt habe.

Des 70. Geburtstages von Ernst von Wolzogen ist vielfach gedacht worden: Felix Zimmermann (Dresd. Nachr. 186), Paul Wittko (Hamb. Korresp., Ztg. f. Lit. 92), Hanns Martin Elster (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 92), Rudolf von Lossow (Tag, Unt.-Beil. 96), Heinz Neuberger (Kunst und Wissen 6). Elster schreibt: „So werden denn eine Reihe seiner Werke sich noch auf lange Zeit hinaus warme Freunde bewahren. Sein verbreitetes Buch ‚das dritte Geschlecht' war ja nur ein Modeerfolg. Aber sein ‚Kraftmayer' als Konterfei des Kreises um Liszt und Wagner und als Abschilderung der Musikerbohème, seine ‚Kinder der Exzellenz', seine ‚Gloria Hose', sein Bohèmedrama ‚Lumpengesindel' behalten ihren Wert als sichere Gestaltungen einer leicht beflügelten Zeit, die von der Schwere heutiger Tage noch nichts wußte. Wolzogen hat sie freilich geahnt. Im ‚Erzketzer' tönen ernste Mahnungen herauf, und in einzelnen Dramen seiner letzten Jahre hat der Dichter wiederholt auf die Ideale germanischer Vergangenheit hingewiesen. Aber auch er hat sein Deutschland, dem er als sechzigjähriger Landsturmoffizier noch im Schützengraben die Treue hielt, niederbrechen sehn müssen. Darüber ist ihm das Lachen vergangen, das einst in so vielen Schnurren, Anekdoten, in denen er Meister war, in so mancher Novelle, in so manchem Roman und Bühnenwerk schier unverwüstlich geklungen hatte." — Zum 70. Geburtstag des plattdeutschen Dichters Heinrich Bandlow (Tag, Unt.-Beil. 84) schreibt Friedrich Schulze-Langendorff, als sein Wirkungsfeld die Kleinstadt, als seine beste Kraft den Humor bezeichnend. — Als treuen Harzer grüßt Adolf Scheer Hermann Kiehne zum 70. Geburtstag (Nordh. Generalanz. 84), die Tiefe seiner Heimatliebe zum Harz rühmend. — Zum 65. Geburtstag des guten Lyrikers Maurice von Stern grüßten Max Geißler (Münch.-Augsb. Abendztg. 92) und Hans Benzmann (Berl. Börs.-Ztg. 157). — Des 60. Geburtstages von Helene Raff wurde (Münch.-Augsb. Abendzgt., Frauenztg. 14 und Münch. N. Nachr. 89) gedacht: „Die Erzählerin ist von Paul Heyse entdeckt worden, und ihre ersten Novellen erschienen sogleich in Deutschlands vornehmster Monatsschrift, der ‚Deutschen Rundschau'. Seitdem ist sie Mitarbeiterin der angesehensten Zeitschriften geworden und geblieben, ohne jemals in Vielschreiberei zu verfallen. Auch heute noch sind ihre Bücher nicht zahlreich, aber ihre Gemeinde ist es, vielleicht eben aus diesem Grunde." — Zu den Aufsätzen zu Eduard Stuckens 60. Geburtstag ist der von Heino Schwarz (Westd. Allg. Ztg., Barmen 66) nachzutragen.

Als ein echter Arbeiterdichter wird Fritz Woike von Johannes Veit (Tägl. Rundsch., Dienst 14) gefeiert, der christliche Wesenszug seiner Gedichte, die wie „Evangelisation" wirken könnten, wird betont.

Von Georg Schaffners zweiaktiger Tragödie „Faeton" sagt Claus Reinbolt (Gebweiler Tagbl. 81): „Die Dichtung, überreich an kosmischen Beziehungen, wird manchen durch ihre Kühnheit erschrecken. Aber ein Prädikat kann man ihr nicht versagen: das höchster Originalität."

Von Richard Wenz' Roman „Rheindämmerung" (E. Oldenburg, Leipzig) sagt Walter Bloem (Deutsche Allg. Ztg., Welt 183): „Der Wert des Romans besteht weniger in der Schilderung dieser und der zahllosen anderen Einzelgestalten, die er an uns vorüberführt, als in dem blut- und lebensvollen Gesamtbild des harten Gegenwartskampfes unserer westlichen Brüder, von dem wir alle, die wir dieses schmerzvollen Ringens Mitkämpfer nicht sein dürfen, viel mehr wissen müßten, als es tatsächlich der Fall ist. Es ist die Stimme des Rheinlandes, die aus dem Wenzschen Buch herzbewegend in die unbesetzten Gebiete herüberklingt." — In Hinblick auf den „Heiligenhof" rühmt Kurt Meyer-Rotermund (Braunschw. Staatsztg. 93) in Hermann Stehr die bei aller seelischen Zartheit erdhafte, anschauungsstarke Dichterkraft. — Gerhart Hauptmanns neuem Roman „Die Insel der großen Mutter" gegenüber wirft Eduard Schröder (Rhein-Main. Volksztg., Buch 10) die Frage auf: „Wie wird man diesem Gebilde der dichterischen Phantasie gerecht? Soll es ein Denkmal geschichtlicher Daseinsstufen der Menschheit symbolisieren, wird der ewige Gegensatz zwischen Natur und Kultur, zwischen weiblicher Erdgebundenheit und spielerisch abenteuernder männlicher Unrast als den Kräften des Untergangs und Aufbaus, des fließenden Werdens und Vergehens gezeigt? Oder bedeutet das Buch etwa den Versuch einer Rationalisierung des Mythos? Dies alles könnte es sein und ist es doch nicht. Es ist es nicht, weil der Erzähler verschmäht, beziehungsvolle Andeutungen im einzelnen auszuspinnen und die einmalige Situation auskostet, gerade in ihrem Reiz der Einmaligkeit. Ja, es scheint, daß einzelne Züge nur

erfunden sind, um im Zauber des Unwirklichen als solchen zu schwelgen." — Zu Thomas Manns „Zauberberg" äußern sich auch Eduard Schröder (ebenda 9) und Artur Friedrich Binz (Thür. Allg. Ztg., Schatzkästlein 10), zu dem „Hochstapler Felix Krull" bringt ein „Jurist" (Frankf. Ztg. 300 A.) Bemerkungen, in denen es heißt: „Die Bekenntnisse des von Thomas Mann zum Helden gewählten Hochstaplers ‚Felix Krull' umfassen leider bisher nur das Buch der Kindheit, so daß wir über seine Verbrecherlaufbahn und seine einzelnen Verstöße gegen das Gesetz noch nicht unterrichtet sind. Aber das Bild, das die vorliegenden Bruchstücke entrollen, zeigt bereits klar den künftigen Repräsentanten schwerer chronischer Kriminalität, d. h. den Berufsverbrecher, den gefährlichsten Gegner der bürgerlichen Gesellschaft."

Zu Fritz von Unruhs „Flügel der Nike" bemerkt Erich Ebermayer (Leipz. N. Nachr. 98): „Immerhin muß die politische Wirkung der Reise in Frage gestellt werden und für den kritischen Betrachter zurückstehn hinter der Wertung der künstlerischen Leistung dessen, der das Buch schrieb. Fritz von Unruh ist ein Dichter, ein ganzer Dichter, kein Schriftsteller, kein Literat, wenn Dichtersein heißt, mit Herzblut schreiben und nicht vorwiegend mit dem Gehirn — das sehen wir an dem Buch, sehen es deutlicher als jemals vorher bei einem Werk Unruhs. Man kann viel gegen Unruhs Art, zu sehen und zu schreiben, einwenden, immer aber kommt sein Wort aus der Tiefe, aus dem Zentrum seines Seins, der ganze Mensch klingt mit, niemals nur eine einzelne Saite. Seine Gestalten geben sich alle aus, so wie er selbst sich ausgibt mit jeder Zeile."

Zur ausländischen Literatur

Über Jean Jacques Rousseau und die Eifel plaudert Tony Kellen (Frankf. Ztg. 242 A.). — Anläßlich des 100. Todestages von Paul-Louis Courier schreiben Hermann Wendel (Vorw., Unt. 168) und hw (Frankf. Ztg. 271 A.). — Ebenda (278 A.) weist Tony Kellen daraufhin, daß die „Contes de ma mère l'oye" von Charles Perraults' Sohn herrühren, oder von ihm doch die entscheidende Fassung erhielten („Ein Knabe als Märchendichter"). — Balzac wird als Soziologe von Werner Mahrholz (Hannov. Kur., Unt.-Beil. 160/161) behandelt. — Aus der literarischen Welt Frankreichs teilt Albert Thibaudet (Germ. N. Ufer 17) mancherlei Wissenswertes mit.

Unter der Überschrift „Übermensch und Gentleman" beschäftigt sich Carl Mothander mit D'Annunzio (Münch. N. Nachr. 104). — Nachrichten über D'Annunzio, Papini, Pirandello vermittelt Leopold Zahn (N. Bad. Landesztg. 196). — Eine Begegnung mit Pirandello schildert Joachim Friedenthal (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 189). — Eine Studie über Giovanni Papini bietet J. Knor (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 14).

Über Oscar Wilde liegt eine Reihe von Aufsätzen vor: Paul Landau (Bad. Presse, Lit. Umsch. 14); Jack Benvenisti (Köln. Ztg., Lit. Bl. 249), der auf die „Epistola" eingeht; R.B. (Frankf. Ztg. 265 — 1 M.); Herbert Johann Gigler (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 91) ausschließlich über die „Epistola". — Die englische Romanernte 1924 würdigt Paul Lang (N. Zür. Ztg. 622). — Der Entwurf zu einer Studie über Sternes „Tristram Shandy" von Theodor Fontane wird (Frankf. Ztg. 259 — 1 M.) mitgeteilt.

Über Andersen und seine Märchen schreiben Hans Benzmann (Karlsr. Ztg., Wissenschaft 90); Ernst Lissauer (Münch. N. Nachr. 91); Georg Brandes (Voss. Ztg., Unt. Bl. 173) und in Hinblick auf die Heimatsfrage Erich Vogeler (Berl. Tagebl. 155). — Knut Hamsuns „Letztes Kapitel" würdigt Artur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg. 97), eine Plauderei über Hamsun bietet Berthold Viertel (Berl. Tagebl. 156).

„Die russische Leistung" erörtert Karl Nötzel (Karlsr. Ztg., Wissensch. 80). — Eine Studie von Tarakan über Leonid Andrejew wird (Hamb. Korresp. 171) geboten.

Überblick über die zeitgenössische polnische Literatur gibt Marjan Szyjkowski (Prag. Pr., Dichtung 16).

Über chinesische Dichtung im Anschluß an die altchinesischen Liebeskomödien von Hans Riedelsberger (Schroll & Co., Wien) findet sich ein Aufsatz (Bund, Bern, Kl. Bund 16).

* * *

„Von den ältesten christlichen Osterhymnen." Von Hans Benzmann (Berl. Börs.-Ztg. 171).

„Psychologie und Metaphysik in der Dichtung." Von Emil Ermatinger (Münch. N. Nachr., Einkehr, Osternummer und 31).

„Die Frau im Leben des Mannes (Neue Bücher von Erwin Stranik)." Von Karl Maria Grimme (N. Wiener Journal 11 265).

„Entwicklung der Methoden in der modernen Literatur- und Geistesgeschichte." Von Walter Heinsius (Köln. Ztg., Lit Bl. 272, 277).

„Ein Streifzug durch das badische schöngeistige Schrifttum." Von Karl Joho (Karlsr. Tagbl., Pyramide 13).

„Ein grundlegendes Werk des Anarchismus: John Henry Mackays ‚Freiheitsucher'." Von Leo Kasarnowski (N. Z. der Arbeit [Der neue Kurs], Berlin 15). (Ergänzung zu dem Aufsatz über „Anarchistische Literatur" von Emil Szittya. Lit. Echo XXVII, 26).

„Eine neue Literaturgeschichte. Zu Ludwig Marcuses: ‚Weltliteratur der Gegenwart'." Von C. Müller (Germ. Werk 7).

„Wo stehen Kunst und Dichtung?" Von Carl Müller-Rastatt (Hamb. Korresp. 171).
„Das Theater um des Theaters willen. Eins der Probleme des heutigen Rußlands." Von Karl Nötzel (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 93/94).
„Die deutsche Dichtung der Gegenwart. II." Von Johannes Oehquist (Berl. Börs.-Ztg. 175).
„Politische Barockdichtung." Von Kurt Pieper (Deutsche Allg. Ztg. 189).
„Der neue Intendant des kölner Schauspiels, Ernst Hardt." Von O. H. Sarnetzki (Köln. Ztg. 282).
„Über epische Form." Von O. Stoessl (Prag. Pr., Dicht. 15).
„Stilkunst der Sprache." Von Erwin Stranik (Reichenberger Ztg. 81).
„Deutsche Barockdichtung." Von Karl Viëtor (Frankf. Ztg. 282 — 1 M.).
„Der Weg der Literaturwissenschaft." Von Max Wieser (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 91).

Echo der Zeitschriften

Die Tat. XVII, 1. (Jena.) Unter der Überschrift „Landschaft und Seele" liest man bei Otto Gmelin:
„Die erste Wirkung der Landschaft auf die unbeschriebene Seele, die Naturseele im Sinne Spenglers, ist eine unbewußte Synthese. Sie ergibt eine natürliche Verwandtschaft von Seele und Land, die die Vertrautheit der Landschaft von bestimmter Prägung hervorruft. Die reine Seele junger Völker empfängt die Wirkungen des Landes, in dem diese Völker leben. Diese Wirkungen sind wesentlich sinnlicher und zwar optischer Natur. Die Linien und Farben, die Raumaufteilungen, die Helligkeitsunterschiede, die durch die klimatischen Verhältnisse bedingten Tönungen der Tages- und Jahreszeiten werden ‚zusammengeschaut', d. h. sie werden zu einem Ganzen, zu einer als natürlich empfundenen Harmonie, die sich — nicht als ästhetisches Phänomen! — allmählich der Seele einprägt. Weil sie zusammengehören im Raum und in der Zeit und weil sie aus manchen anderen Erlebnisverbindungen her zusammengehören und psychologisch assoziiert sind, werden sie als notwendig zusammengehörig, als Einheit aufgenommen und geben so der Seele selber etwas von ihrer Wesenheit zurück, die sie durch sie empfangen haben. Der Prozeß zwischen Landschaft und Seele ist ein gegenseitiges, unaufhörliches Geben und Nehmen. Das Land wird zur Landschaft, indem die Seele ihm die Einheit aufprägt, aber diese geeinte Landschaft prägt wiederum der Seele etwas von ihrem Sinn ein. Wenn nun diese Seele zur Kulturseele erwacht, so wird ihre Kultur etwas vom landschaftlichen Rhythmus in sich tragen. Ohne darauf näher einzugehen, braucht nur auf die Beziehung zwischen Landschaft und Architektur aufmerksam gemacht zu werden, wo die Beziehung zwischen Kulturseele und Landschaft solange und überall da in die Augen springt, wo noch mehr oder weniger landschaftlich geschlossene Kulturkreise vorherrschen: Die Pyramide und die Nillandschaft mit ihren Oasen, Sandbergen, der weißen Sonne, der Dattelpalme bilden eine natürliche Einheit. Nicht weniger die griechischen Berge und die Tempel, besonders in ihrer dorischen Gewaltigkeit. Oder die Ruinen der Maya und Azteken, die bei aller Ähnlichkeit einen Unterschied zeigen, der charakteristisch für das veränderte Landschaftsbild der Üppigkeit des tropischen Yukatan und der Kargheit des mexikanischen Hochlandes ist. Daß der gotische Dom ebenso wie die Burg aus der westdeutsch-französischen Landschaft herausgewachsen sind, bestätigt sich in ihrem Charakter, der am besten negativ beschrieben wird (weil wir ihn als selbst darin lebend nur im Gegensatz zum ‚Anders' finden): Nichts Pathetisches, nichts Verworrenes; das Aufstrebende, das griechische Kunst nicht kennt, das in der ägyptischen so sachlich-kühl ist, ist hier inbrünstig, fast trotzig; das Groteske — das in der indischen Kunst zu einer unentschiedenen Wirrnis wird, — behält hier einen leisen Zug von Gemüt, den man Humor nennt. Und alles dies sind — empfinden wir als! — landschaftliche Eigentümlichkeiten unserer Heimat. Das verständlichste Beispiel aber ist jeweils das Bauernhaus einer Gegend."

Orplid. I, 12. (Leipzig und Köln.) Richard Benz schreibt „Vom Sinn des Märchens":
„Gibt es für eine vorgeschrittene Kultur wie die unsere eine eigentliche und dauernde Rückkehr zur Natur? Kann das Märchen je wieder eine ernste und unvergängliche Form der Kunst werden? Der Blick dessen, der einmal tief Natur erfaßt hat, wird auf seiner Kultur mit anderem Betrachten ruhen, als wenn er nur sie allein mit ihren Steinwüsten und technischen Erfordernissen kennte — er wird fortan irgendwie Natur auch in sein Kulturleben zu bringen suchen. Und ebenso wird der Dichter, dem die ursprüngliche Naturpoesie des Märchens erschienen ist, dem ein alter Mythos in irgendwelcher Gestalt anschaulich geworden ist, dieses Erlebnis nicht vergessen können. Er wird fortan nicht Märchen zu schreiben suchen und von ihnen das einzige poetische Heil erwarten, so wenig der Kulturmensch je

ganz und gar wieder zum Land- und Naturmenschen zu werden vermag: aber er wird einen märchenhaften Geist in seiner Dichtung erstreben; denn er hat empfunden, daß ohne das Ewige und überall Verständliche des Traums, des mythischen Sinnbilds, der Phantasie keine noch so kunsthafte Darstellung des Lebens den Menschen wahrhaft zu beseligen und zu erheben vermag. Der Geist des Märchens wird auch bei der Kulturmenschheit immer mehr die Dichtung durchdringen, je tiefer diese sich selbst und ihre ewigen Aufgaben erkennt. Das ist der Sinn aller Erneuerung und Wiederbelebung des Märchens."

Die Neue Rundschau. XXXVI, 4. (Berlin und Leipzig.) Thomas Mann charakterisiert Goethes „Wahlverwandtschaften" als das Werk der Entsagung und des ethischen Höchststandes, als ein „allerchristlichstes" Werk:

„Neben die ‚Iphigenie', den ‚Tasso' stellen wir die ‚Wahlverwandtschaften'. Sie sind nach Sprache, Geist, Haltung, Gesinnung ein deutsches Werk höchster Gesittung; und es ist wunderbar, wie gesellschaftliche und religiöse Gegen-Natur — die nicht Wider-Natur, sondern eben nur ‚sittliche Kultur' ist — sich hier finden; vereinigen, und wie Gesittung zur Sittlichkeit wird. ‚Die Wahlverwandtschaften' sind Goethes allerchristlichstes Werk, und auf sie hat er sich berufen, wenn ihm daran lag, sich gegen den Vorwurf des Heidentums zu verteidigen. ‚Ich heidnisch?' rief er eines Tages. ‚Nun, ich habe doch Gretchen hinrichten und Ottilien verhungern lassen, ist denn das den Leuten nicht christlich genug? Was wollen sie noch Christlicheres?' Aber aus diesen Worten spricht auch ein tiefer Schmerz um die holden Naturkinder, seine Schwestern und Geschöpfe, und um das Opfer, das er mit ihrer Vernichtung dem Sittengesetz gebracht. Die Sterne waren aufgegangen während einer Fahrt mit Sulpiz Boisserée von Karlsruhe nach Heidelberg, sechs Jahre nach Beendigung des Romans. ‚Er sprach von seinem Verhältnis zu Ottilie, wie er sie lieb gehabt, und wie sie ihn unglücklich gemacht. Er wurde zuletzt fast rätselhaft ahndungsvoll in seinen Reden.' — Großes, gütiges Herz, das der Natur, seinem Elemente, in allem Gehorsam gegen das Vergeistigungsgebot nicht untreu wird; das dem Sittlichen tragisch-männlich seinen Tribut zollt, aber am Weibe hängt und unter den Sternen Ahnungsvolles über das rätselhafte Schicksal der Menschheit murmelt, die er lieb hat, und die ihn unglücklich macht!"

Westdeutsche Monatshefte. I, 4. (Bonn.) Seine Studie über Görres läßt Max Braubach in die Worte ausklingen:

„‚Das war eine stürmische Fahrt', so hat Görres selbst in seiner Sterbestunde zurückschauend sein Leben charakterisiert. Es war ein Leben voll von Wandlungen, und doch geht ein einheitlicher Zug hindurch: stets war er erfüllt von tiefstem und edelstem Idealismus. Ideale waren es, denen er folgte, als Cisrhenane sowohl wie als deutscher Patriot und als katholischer Publizist. Den Sieg des Geistes über die Materie, ihn hat er in allen Phasen seines Lebens angestrebt, mit Schaudern wendete er sich ab vom Materialismus, der auch seine Zeitgenossen bereits mehr und mehr zu erfüllen begann: ‚Und wäre', so hat er einmal geschrieben, ‚ganz Teutschland mit Ringelbahnen von einem Ende zum andern in allen Richtungen belegt; und flögen Dampfwagen zu Tausenden in ihm über Berg und Tal, würden alle seine Flüsse von den Dampfschiffen bis zum tiefsten Grunde durchfurcht; arbeiteten die Hebel sich müde in allen Winkeln, und wendeten sich um und um an allen seinen Straßen die Räder der Maschinen: was hülfe ihm das alles, hätte es in dem klappernden Mechanismus die inwohnende Seele verloren'. Eine sorgenvolle Mahnung an die Gegenwart und an die — Zukunft."

Zeitwende. I, 4. (München-Nördlingen.) Seinen Eindruck von Nikolai Lesskow faßt Johannes Alt dahin zusammen:

„Lesskow ist keine jener dichterischen Gestalten, die Umwelt und Erlebnisse ganz nach eigenem Wesensgesetz wandeln und neu schaffen, wie es Dostojewskij und auch Tolstoj war: er ist nichts anderes als seine Heimat und das russische Land selbst. Die Dinge sprechen unmittelbar aus ihm, als wäre er ein Baum, ein Feld oder ein Bauer, dem die Gabe der Aussprache alles in ihm Seienden über Nacht verliehen worden ist. Darum vermag auch Lesskow nur da wirklich etwas zu bedeuten, wo die Dinge aus ihm reden, wie in seinen Erzählungen, während er leer und für uns gleichgültig wird, wo er seine eigenen Meinungen und Ansichten ausbreitet, wie in seinen Romanen. Daher auch die Schwere seiner Anfänge und Erläuterungen, doch auch die shakespearesche Objektivität seiner Weltdarstellung (die freilich an Umfang sich nicht mit der Shakespeares messen kann), die Erdkraft seiner Worte, die selbstverständliche Realität seiner Wunder und die selbstsichere Seinsfreude alles Primitiven, die sein Werk so kraftvoll und wirkend macht.

Da steigen Menschen auf, prall und voll strotzender Kraft, als wären sie eben erst aus dem Boden emporgeschossen, doch schwerfällig und undifferenziert wie ein Schaft, der seine Äste und Blätter noch in sich birgt. Tiere sind diese Menschen ebenso oft wie Kinder. Unschuldig

in ihrem unbewußt frommen Empfinden oder dämonisch böse in ihrer tierischen Grausamkeit. Sie sind ganz von dem Geheimnisvollen und Dunklen anfänglichen Lebens umwirkt. Barbarisch sind sie, aber in ihrer unverfälschten Menschlichkeit von einer Tiefe des Lebens, die das gezähmte Auge des Westeuropäers fast erschreckt, besonders da Lesskow das Ursprüngliche dieses Seins mit geschnittener Härte und mit einer Beschränkung aufs Wesentliche darstellt, die manchmal an die Kunst nordischer Sagas erinnert, obwohl gerade im Vergleich mit ihnen das typisch Russische der Lesskowschen Welt sehr klar wird. Die Sagas kreisen immer wieder um den Helden und die freie Mannestat, Lesskows Erzählungen um den Heiligen und das Wunder. Lesskow wendet unsern Blick nach dem Osten, nach dem Lande der Götter der Erlösung, denen gegenüber die antik griechischen wie die frühgermanischen doch Götter der Erfüllung und des Daseins sind."

Die Weltbühne. XXI, 13. (Charlottenburg.) Friedrich Sieburg stellt Georg Brandes in seine Zeit und in die geistige Atmosphäre, die für seine Entwicklung bestimmend wurde:

„Als Grundtvig im Jahre 1872 starb, war Georg Brandes dreißig Jahre alt. Mit dem ganzen verführerischen Feuer der Jugend, mit der ganzen Fechterkraft der völligen Unbedingtheit begann der dänische Kritiker über Europa aufzuleuchten. Aber nicht sein Kampf für die geistige Freiheit, nicht seine Polemiken im Streit um Glauben und Wissen waren es eigentlich, welche die starken Bande zerstörten, mit denen Grundtvigs Sendung die auseinanderstrebende Form des Volkes umklammert hielt. Alle diese Attacken kamen ja ganz natürlich im Gefolge des geistigen ‚Durchbruchs', wie Brandes das nannte. Der Sozialismus besann sich auf die durchschlagende Logik seiner Gesetze, die Frau zog mutig die Konsequenz aus dem Verfall der Familie, und vor allem die Naturwissenschaft trat in ein neues Aufklärungsstadium, wie man es seit Holbach und Lamettrie nicht mehr erlebt hatte. Von Skandinavien her, aus Norwegens Gipfelluft, deren dünne Klarheit die Nüchternsten trunken machte, strömte Mut und Freiheit in die muffigsten Winkel Europas. Es strahlte wie Morgen, es klang wie Erwachen — und war doch in Wirklichkeit nur die Stunde vor der Nacht: die Civitas dei liquidierte endgültig. Robespierres dünne Vogelstimme wurde biedermännisch wiedergeboren in Männerchören: die Nacht des Spießbürgertums, das Bescheid weiß, hatte begonnen. Brandes stand in der Mitte des Lichtkegels als der große Vermittler: er schleußte europäisches Geistesgut in sein kleines Land; er lud Probleme um; er pumpte in die engen Venen seiner Landsleute das gewaltig rollende Blut der Aufklärung. Das 18. Jahrhundert kommt nie zu spät, so dachte er wohl. Er überschwemmte Dänemark mit Europa, er leuchtete ab, er fühlte nach, kein Weltgedanke, den er nicht in cimbrische Erde gepflanzt hätte, kein Zweifel, den er nicht in die Herzen geschossen und gleich auch mit tausend Antworten gelindert hätte. Das Credo quia absurdum krachte in allen Fugen. Er sprengte die Abgrenzung in den religiösen Gedanken. Indem er Dänemark mit Europa wieder vereinigte, beschleunigte er die Entwicklung, welche die Nation in der Konsumgenossenschaft auflöst. Die Achse Grundtvig fiel, der kreisende Raum sprang in die Zeit. Nun war kein Hindernis mehr für die Vollendung der Demokratie. Björnson rettete sich in sein Volk, Brandes verlor sich in Europa."

* * *

„Ulrich von Lichtenstein." Von Michelangelo Zois (Alpenländische Monatshefte 1925, 3. Graz).

„Johann Hartlieb. Über sein Leben und seine schriftstellerische Tätigkeit." Von Karl Drescher (Euphorion XXV, 4. Leipzig).

„Neues zu Simon Dach." Von Walther Ziesemer (ebenda).

„Der Weg Johann Christian Günthers." Von Max Tau (Deutsche Rundschau LI, 7. Berlin).

„Ein Brief Winckelmanns." (Das Inselschiff VI, 2. Leipzig.)

„Hamann und Oetinger. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Protestantismus." Von Karl Dyrssen (Zeitwende I, 4. München).

„Plotins Schönheitsbegriff und Goethes Kunstschaffen." Von Franz Koch (Euphorion XXVI, 1. Leipzig).

„Entstehungsgeschichte und Gehalt von Faust II, Akt 2." Von Wilhelm Hertz (ebenda 4).

„Faust und Richard Wagner." Von Leopold Hirschberg (Die Bergstadt XIII, 7. Breslau).

„Der Streit um Goethes ‚Joseph'." Von A. Stockmann S. J. (Stimmen der Zeit LV, 7. Freiburg i. B.).

„Grabbe und die Frauen." Von Fritz Ebers (Brandenburger Blätter für Theater und Kunst II, 8).

„Die Dichtung der Unbedingten. Follen und die Burschenschaften." Von Gottfried Fittbogen (Euphorion XXVI, 1. Leipzig).

„Ein Liebesbrief von Adalbert Stifter." (Das Tagebuch VI, 15. Berlin.)

„Theodor Fontane über Bismarck und Russell." Von Leopold Naumann (Archiv für Politik und Geschichte III, 4. Berlin).

„Briefe Rudolf Hildebrands." Von Helmut Wocke (The Journal of English and Germanic Philology XXIII, 4. Urbana).

„Lassalle und die Gräfin Hatzfeldt." Von Veit Valentin (Die Weltbühne XXI, 15. Berlin).

„Ein Prophet deutscher Religion: Paul de Lagarde." Von Otto Conrad (Der Türmer XXVII, 7. Stuttgart).

„Erinnerungen an Eduard Grisebach." Von Alfred Stern (Zeitschrift für Bücherfreunde XVII, 2. Leipzig).

„Helene von Dönniges." Von Julian Marcuse (Die Weltbühne XXI, 16. Berlin).

„Reinhard Johannes Sorge." Von Karl von Felner (Rheinische Rundschau I, 1. Krefeld).

„Ludwig Thomas Werk und Wesen." Von Joseph Papesch (Alpenländische Monatshefte 1925, 3. Graz).
„Kafkas letztes Werk." Von Willy Haas (Das Tagebuch VI, 13. Berlin).
„Bei Carl Spitteler. Wandervogel-Tagebuchblätter aus dem Jahre 1910." Von Marie Schenk (Junge Menschen VI, 3. Hamburg).
„Nanny von Escher." Von Hans Trog (Reclams Universum XLI, 30. Leipzig).
„Gerhart Hauptmanns Haus Wiesenstein." Von Hans von Hülsen (ebenda 29).
„Profile europäischer Romanciers. VI: Gerhart Hauptmann." Von Kurt Offenburg (Mittelland 1925, 4. Frankfurt a. M.).
„Iles des Dames [G. Hauptmann]." Von Leo Greiner (Die Weltbühne XXI, 12. Berlin).
„Gerhart Hauptmann als Psychoanalytiker." Von Richard Herbertz (Wissen und Leben XVIII, 7. Zürich).
„Volkskundliches bei Gerhart Hauptmann (Versunkene Glocke, Hannele)." Von S. Aschner (Euphorion XXV, 4. Leipzig).
„Thomas Mann und Carl Spitteler." Von Werner Schendell (Der Deutsche Gedanke II, 14. Berlin).
„Der Kritiker Felix Holländer." Von Eugen Robert (Das Tagebuch VI, 16. Berlin).
„Ludwig Fulda." Von Fritz Dehnow (Junge Menschen VI, 3. Hamburg).
„Kasimir Edschmidt, der Kritiker." (Die Morgenröte 1924/25, 9. Elmshorn bei Hamburg.)
„Friedrich von Gagern." Von Franz Wilhelm Marks (Alpenländische Monatshefte 1925, 3. Graz).
„Franz Werfel." Von Paul Zech (Masken XVIII, 14. Düsseldorf).
„Steine des Anstoßes in Werfels Verdi-Roman." Von Heinrich Simon (Das Tagebuch VI, 13. Berlin).
„Zu Carl Sternheims neuem Bühnenwerk (Oscar Wilde)." Von Franz Pfemfert (Die Aktion XV, 4. Berlin).
„Heinrich Eggerglüß." Von Constantin Bauer (Quellwasser für das evangelische Haus I, 3/4. Berlin).
„Hans Franck als Lyriker und Erzähler." Von Willibald Omankowski (Ostdeutsche Monatshefte VI, 1. Oliva).
„Die Frauengestalten in den Dramen Fritz Droops." Von Hildegard Rüdt (ebenda).
„Bischoffs neuer Roman [‚Alter']." Von Robert Petsch (ebenda).
„Fritz von Unruh, der Nationalist." Von Werner Deubel (Hellweg V, 14. Essen).
„Fritz von Unruh. Eine Studie." Von Rudolf G. Binding (Junge Menschen VI, 4. Hamburg).
„Fritz von Unruh in seinen Reden." Von Fritz Loew (ebenda).
„Der Dichter in der Zeit (Fr. v. Unruh)." Von Heinrich Simon (ebenda).
„Hans Friedrich Blunck." Von Otto Ernst Hesse (Deutscher Bote XXXII, 2. Hamburg).
„Zu ‚Mensch im Eisen' von Heinrich Lersch." Von Eberhard Westfal (Hellweg V, 15. Essen).
„Hans Much." Von Ernst Ludwig Schellenberg (Westermanns Monatshefte LIX, 824. Braunschweig).
„Paul Ernst." Von Hans Bogner (Brandenburger Blätter für Theater und Kunst II, 7).
„Erwin Stranik." Von Rudolf Hans Hammer (Der Fährmann II, 4. Wien).
„Ein vaterländischer Dramatiker [Hastro]." Von Karl A. Kuhlmann (Deutsche Nordmark V, 9. Büsum).
„Das erste moderne Christusdrama der deutschen Literatur (Albert Dulk)." Von Ernst Rose (The Journal of English and Germanic Philology XXIII, 4. Urbana).

* * *

„Shakespeare und unsere Zeit." Von Martin Luserke (Junge Menschen VI, 2. Hamburg).
„Venus und Adonis. Beitrag zur stilgeschichtlichen Betrachtung Shakespeares." Von Bruno E. Werner (Das Inselschiff VI, 2. Leipzig).
„Über Shakespeares Lustspiele." Von Ernst Ginsber (Baden-Badener Bühnenblatt V, 23).
„Shaws ‚Heilige Johanna'." Von Carl Hagemann (ebenda 26).
„Shaws ‚Heilige Johanna'." Von Klara Maria Faßbinder (Westdeutsche Blätter des Bühnenvolksbundes I, 8. Saarbrücken).
„Jack London." Von Upton Sinclair (Das Tagebuch VI, 17. Berlin).
„Über das Authentische; ein Feuilleton [Ossendowski]." Von Moritz Heimann (Die Weltbühne XXI, 14. Berlin).
„Erinnerungen an Anatole France." I. Von Nicolas Ségur (ebenda 11/12).
„Die französische Literatur der Gegenwart: Das Theater." Von Eduard Dujardin (Deutsche Rundschau LI, 7. Berlin).
„Jungfranzösische Dichtung." Von Otto Grautoff (Volksbühnen-Blätter II, 9. Düsseldorf).
„Vom jüngeren französischen Theater (Von Ibsen zu J. J. Bernard)." Von Max Konzelmann (Wissen und Leben XVIII, 7. Zürich).
„Casanova." Von Felix Salten (Das Tagebuch VI, 17. Berlin).
„Notizen zur neueren spanischen Literatur." Von Hermann Bahr (Preußische Jahrbücher CC, 1. Berlin).
„Zwei Strindbergbriefe." (Brandenburger Blätter für Theater und Kunst II, 7.)
„Georg Brandes in Berlin." Von Heinrich Eduard Jacob (Das Tagebuch VI, 14. Berlin).
„Begegnungen mit Selma Lagerlöf." Von Pauline Klaiber-Gottschau (Quellwasser für das evangelische Haus I, 3/4. Berlin).
„Tolstois pädagogische Ideen." Von Wilhelm Hubben (Das werdende Zeitalter IV, 1. Gotha-Stuttgart).
„Erinnerungen an Dostojewskij." Von P. Lippert S. J. (Stimmen der Zeit LV, 7. Freiburg i. B.).
„Dostojewskijs Frau." Von Kurt Kersten (Das Tagebuch VI, 15. Berlin).
„Das tschechische Schrifttum." Von Karl Nowak (Süddeutsche Monatshefte XXII, 7. München).

* * *

„Religion und Bühne." Von Franz Angermann (Junge Menschen VI, 2. Hamburg).
„Das deutsche Theater nach dem Kriege." Von Carl Christian Bry (Die Christliche Welt XXXIX, 14/15, 16/17. Gotha).
„Drama, Dichter, Darsteller." Von R. N. Coudenhove-Kalergi (Masken XVIII, 12. Düsseldorf).
„Bühnenkultur im Ruhrgebiet." Von Erik Reger (Westdeutsche Monatshefte I, 4. Bonn).

* * *

„Die Gestaltung des Apparates in den kritischen Ausgaben neuerer deutscher Dichter." Von Reinhold Backmann (Euphorion XXV, 4. Leipzig).
„Von neuer rheinischer Dichtung." Von Michel Becker (Der Gral XIX, 7. Essen).
„Kunst, Wissenschaft und Europa." Von Adolf Behne (Sozialistische Monatshefte XXXI, April. Berlin).
„Der geschichtliche Wagner in den ältesten Volksbüchern vom Faust." Von Rudolf Blume (Euphorion XXVI, 1. Leipzig).
„Der Engländer von heute." Von Alois Brandl (Der Deutsche Gedanke II, 13. Berlin).
„Spenden aus der Weimarer Landesbibliothek." Von Werner Deetjen (Zeitschrift für Bücherfreunde XVII, 2. Leipzig).
„Die romantische Kunstanschauung." Von Käte Friedemann (Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft XVIII, 4. Stuttgart).
„Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt: Miterlebte Literaturgeschichte." Von Anselma Heine (Velhagen & Klasings Monatshefte XXXIX, 8. Berlin).
„Literarische Fälschungen und Mystifikationen." Von Heinrich Klenz (Zeitschrift für Bücherfreunde XVII, 2. Leipzig).
„Friedrich der Große als Leser und Bücherfreund." Von Bogdan Krieger (Deutsche Rundschau LI, 7. Berlin).
„Über literarische Kritik und die Probleme ihrer Erforschung." Von Sigmund von Lempicki (Euphorion XXV, 4. Leipzig).
„Verbrechertypen in der modernen Literatur." Von Lindenau (Deutsche Juristenzeitung XXX, 7. Berlin).
„Die österreichische Dichtung." Von Carl Marilaun (Der Bücherfreund XII, 5/6. Leipzig).
„Rom und Europa in der dichterischen Schau und Gestaltung." Von Fr. Muckermann S. J. (Stimmen der Zeit LV, 7. Freiburg i. B.).
„Dichtung und Recht." Von Georg Müller (Der Deutsche Staatsbürger II, 1. Darmstadt).
„Bemerkungen zum Versuch einer Stoffgeschichte." Von Eberhard Sauer (Euphorion XXVI, 1. Leipzig).
„Das Geheimnis der Lyrik." Von Will Scheller (Reclams Universum XLI, 28. Leipzig).
„Warum und wann schreibe ich plattdeutsch?" Von Paul Schureck (Niedersachsen XXX, April. Bremen).
„Saar- und moselländische Poeten und Skribenten." Von Bernhard Michael Steinmetz (Der Gral XIX, 7. Essen).
„Das moderne Märchen in seinem Verhältnis zum Volksmärchen." Von Lisa Tetzner (Orplid I, 12. Leipzig).
„Das Kreuz Christi in der neueren Literatur. Heine, Th. Storm, C. F. Meyer, P. Heyse, G. Keller, Fr. Hebbel, Ibsen." Von Johannes Wendland (Die Christliche Welt XXXIX, 14/15 Gotha).
„Deutsche Dichterinnen und Künstlerinnen." Von Georg Wittkowski (Reclams Universum XLI, 27. Leipzig).

Echo der Bühnen

Wien

„Gats." Drei Akte von Georg Kaiser. (Uraufführung im Deutschen Volkstheater am 9. April 1925.) Buchausgabe G. Riezenhauer, Potsdam.

In der letzten, keineswegs der schwächsten Utopie des unerschöpflichen Wells „Men like Gods" (1923) wird die Übervölkerung des Planeten im „Zeitalter der Verwirrung" (das wir Bedauernswerte jetzt durchleben) als das fundamental evil, als die Wurzel aller Übel, unter denen die Menschen leiden, hingestellt, und die paradiesische Utopia des Engländers wäre nicht Utopia, die Menschheit dort nicht göttergleich, wenn nicht der Bevölkerungszuwachs (man erfährt freilich nicht recht, wie) nach dem jeweiligen Bedarf, d. h. nach dem jeweiligen Wasserstand der Hilfsquellen geregelt, also eingeschränkt würde: es dürfen nicht mehr Utopier gezeugt werden, als genau so viele, denen ein fully developed life gewährleistet werden kann. Also ein Triumph des alten Malthus, obzwar man in Utopia weder von ihm noch von seiner Lehre etwas zu wissen scheint. Auch in Kaisers neuem Drama geht Malthus unsichtbar um. Auch hier ist, vielmehr, hier wäre der Menschheit ewig Weh und Ach nur aus einem Punkte zu kurieren, nur durch Sterilisierung der Minderwertigen, durch Verhinderung des Fortzüchtens der Überzähligen. Alle Staaten oder Nationen haben sich nämlich dieses Ballasts entledigt, die körperlich, geistig, wirtschaftlich Verkrüppelten gleichsam vor die Türe gesetzt; nun suchen sie unter Führung eines neuen Moses, des „Kapitäns", als „Weltsiedlungsunion" ein Neuland, irgendwo auf einem noch unbesetzten Teil der Erdoberfläche, und der Kapitän findet es auch, aber zugleich noch Besseres! das Gats, ein Mittel, dessen Genuß fortpflanzungsunfähig macht, also ohne gewaltsamen Eingriff das heutzutage juristisch und dramatisch soviel diskutierte „keimende Leben" gar nicht erst zum Keimen kommen läßt. Aber da er nun seiner ihm bisher blindergebenen Gefolgschaft das Gats predigt, von ihnen (um der anderen, der Lebensfähigeren und -würdigeren willen) den Verzicht auf das Kind fordert, den Verzicht auf die Fortsetzung des Individuums durch die Nachkommen, auf den schon in Kaisers „Koralle" von allen Seiten beleuchteten Wunsch, daß die Kinder es einmal besser haben sollen als die gequälten Eltern, als er in einer riesigen Arena seinen Anhängern die Schlagworte ausgibt: „Der Mensch muß seltener werden," „Vergeßt das Kind,

erlebt euch selbst" — da wenden sich die „Siedler", aus unlöslicher Antinomie von Egoismus und Altruismus durch den natürlichen Instinkt herausgerissen, empört von ihm ab, erbittert gegen ihn. Die Weltsiedlungsunion bricht zusammen, auf Verbreitung und Gebrauch von Gats steht alsbald der Tod, und als der Kapitän es der Einzigen, die noch an ihn glaubt oder zu glauben glaubt, weil sie ihn liebt, beibringt, übergibt sie ihn der Strafe, sich selbst aber einem beliebigen und gleichgültigen „privaten Schicksal".

Wie man sieht, abermals einer der Kaiserschen Proteste gegen das Chaotische, das Erbärmliche, das Ziellose der Gegenwart; abermals ein von den zu Erlösenden gekreuzigter Erlöser; abermals ein Argument für den Pessimismus der Nachkriegszeit, so zeitlos sich die Dichtung selber gibt. „Die tiefste Wahrheit," heißt es in der „Koralle", die die Reihe von Kaisers sozialkritischen Dramen eröffnet, „findet immer nur ein Einzelner ... dann ist sie so ungeheuer, daß sie ohnmächtig zu jeder Wirkung wird," oder, bescheidener gesprochen, der Erlöser ist seiner Zeit, d. h. denen, die es zu retten gilt, immer so weit voraus, daß sie sich von ihm, nämlich auf seine Weise, durchaus nicht retten lassen wollen. Wer die lange Reihe der Kaiserschen Bühnenwerke im Sinn behalten hat, wird die enge Verwandtschaft von „Gats" mit „Koralle", mit den beiden Teilen von „Gas", auch mit „Hölle, Weg, Erde" leicht erkennen. Auf das Meritum von Kaisers oder vielmehr des Kapitäns sozialem Allheilmittel lassen wir uns nicht ein; wer weiß, ob es nicht dem Dichter selber unter dem Gesichtswinkel tragischer Ironie erscheint? Mindestens läßt der Schlußakt, der übrigens stilistisch von den beiden früheren auffällig abweicht — denn er biegt aus dem Ekstatischen ins Naturalistische um —, jene Vermutung zu.

Auch in allem Übrigen ein richtiger Kaiser, mit sämtlichen bis zum Überdruß erörterten Kennzeichen seiner umstrittenen Kunst: durchsichtiger Aufbau, weiter Rück-, Um- und Ausblick, die anonymen Typen, die Formeln für soziale Gewalten, fieberhafte Dialektik, gleichsam glühendes Eis, die wohlbekannten dröhnenden Zusammenstöße nach dem Schema des Ibsenschen „Volksfeinds", zuletzt die epilogische Erschöpfung und Verzweiflung. Und die selbstherrliche Sprache, gegen deren seltsamen Reiz ich selbst wenigstens mich vergebens wehre und die man jedenfalls lieber aus dem Munde ihres Schöpfers oder Mitschöpfers als aus dem der Nachsprecher vernimmt.

Unseres Wissens die erste Uraufführung eines Kaiserschen Stücks in Wien; jedenfalls die merkwürdigste deutsche dieses Spieljahrs hier.

Robert F. Arnold

Düsseldorf

„Die fröhliche Stadt." Drama. Von Hanns Johst. (Uraufführung im Kleinen Haus des Düsseldorfer Stadttheaters am 19. Mai 1925.) Buchausgabe Albert Langen, München.

„Zittert, ihr Sicheren ... Denn es werden auf dem Acker meines Volkes Dornen und Hecken wachsen, dazu über allen Häusern der Freude in der fröhlichen Stadt. Denn die Paläste werden verlassen sein, und die Stadt, die voll Getümmels war, einsam sein." Johst zieht diese Prophezeiung des Jesajas zusammen zu dem Wort: „Die Stadt ist fröhlich, und die Masse ist einsam." Es ist der Tenor seines Stücks, das, wie alle Johstschen Dramen seit dem „Einsamen", Probleme der Gegenwart zu dramatischem Geschehen verlebendigt. Unmittelbare Beziehungen bestehen vor allem zu den „Propheten". Gottsuchertum dort wie hier; nicht nur im einzelnen Menschen, sondern zugleich in der Masse des Volks. Aber in der „Fröhlichen Stadt" hat die Gottessehnsucht die krampfhaften, gejagten und verzweifelten Züge angenommen, die unsere im Blutbad des Weltkriegs glaubensschwach gewordene Jugend zeichnen. Alexander, Student der Theologie, ist ihr Wortführer. Und wie ihm geht es der großen Masse des Volks, die führerlos geworden ist, in der Welt einsam dasteht, nicht weiß, wohin Instinkt und Sehnsucht sie treibt. Stimmung des Chaos. Gott muß sich beweisen. Lebt er, so ist ein Halt in der Welt. Lebt er nicht, dann lebe die „irdische Seligkeit!" So gilt es, Gott zum Beweise herauszufordern; ihm eine Göttin zur Seite zu setzen, „springlebendig", einen Menschen, der bereit ist, sich dem Beweise zu opfern, eine Jungfrau, die den Weg geht aus Liebe zum Werk allein. Marietta kommt aus bürgerlichem Milieu, in dem fromme Tradition, vom Vater noch getreu geübt, den Kindern nicht mehr Antwort auf die drängenden Fragen der Gegenwart geben kann. Auch hier Einsamkeit der Menschen; keiner versteht mehr den andern; am wenigsten der Vater die Kinder. Der Gott des Vaters ist nicht mehr der Mariettas. Aber Gott müßte sich, wenn er wirklich ist, in jedem seiner Geschöpfe beweisen können, wie die Mutter aus jedem ihrer Kinder sich in ererbten Zügen, Gebärden oder Gedanken erweist. So geht Marietta den Weg zum Altar, begeht Sakrileg reinen Herzens. Und stirbt unter den Händen des alten Vaters, der seiner verirrten Tochter im Tode Gottes Dasein — nicht beweist, aber sie, die selig lächelt, in Gottes Dasein führt. Alexander aber stirbt an der Kugel eines Athleten, des Führers der Masse, der statt äußerer

Gewalttat heilige Demut aus dem wilden Unternehmen groß werden sieht.

In dieses Szenengefüge schiebt sich, in greller Diskrepanz zu der inbrünstigen Ekstase ihrer Form stehend, eine andere Szenenfolge und Typenreihe, die, aus der Komödie „Wechsler und Händler" herüberführend, der Illustrierung unseres politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens dient. Und an dieser Stelle des Ganzen macht sich am deutlichsten der Mangel des Stücks bemerkbar. Es ist Gegenwart und behandelt eine übergegenwärtige Frage. So mußte die Lage der Gegenwart, die vom Dichter durchaus beachtet sein wollte, in ihrer Besonderheit weniger deutlich und ausführlich dargestellt werden, als es tatsächlich geschieht. Das Typische der Zeit, das Johst in den „Propheten" so sicher getroffen hat, ist in der „Fröhlichen Stadt" von Zufälligem und Irrelevantem verunklärt, die Entfernung des Dichters vom Stoff, wie in der Komödie „Wechsler und Händler", nicht so vollzogen, daß Erlebnis reine dramatische Gestaltung hätte werden können. Man fühlt, daß Johst viel Wesentliches gepackt hat; aber er hätte tiefer greifen können, wenn er die leidenschaftliche Subjektivität, die aus dem Drama spricht, überwunden hätte. Umgekehrt aber ist die starke persönliche Beteiligung des Dichters an seinem Stoff der Verinnerlichung und Dichtigkeit des Wortes ebenso wie der Schlagkraft seiner scharf belichteten und lebendig gesehenen Szenen zugute gekommen, sodaß das Drama den Hörer und den Leser, ganz im Sinne der Theorie des Dichters (vgl. Wissen und Gewissen, S. 57 ff.) nicht mit einer Lösung, sondern mit einem leidenschaftlichen Appell entläßt.

H. W. Keim

Bochum

„Willibald Pirckheimer." Schauspiel in drei Akten. Von Hanna Rademacher. (Uraufführung im Bochumer Stadttheater am 27. April 1925.)

Wenn man dies Drama von dem gelehrten, toleranten, edlen Patrizier aus den politisch und religiös erregten Reformationstagen nur nach der Gesinnung bewerten wollte, täte man ihm Unrecht. Man darf an die Kunst Hanna Rademachers, von deren für eine Frau ganz ungewöhnlichem dramatischen Instinkt mehrere starke Stücke Zeugnis ablegen, einen strengeren Maßstab anlegen. Von ihrem jüngsten Werk als Ganzem muß man freilich sagen, daß es nicht einheitlich konzipiert ist, daß es auseinanderfällt; verschiedene Motive kreuzen einander und laufen nebeneinander. Das interessanteste Motiv ist die Liebe zwischen dem Helden und seiner geistesverwandten Schwester, der Äbtissin Charitas; man muß bedauern, daß Hanna Rademacher ihr Drama nicht auf diesem einen Motiv aufgebaut hat. Der dritte Akt ist der dramatisch wirkungsvollste, der zweite recht stimmungsvoll, aber zu sehr mit Lyrismen beladen, der erste zu gedehnt trotz der guten Exposition. Eine Unklarheit bleibt bis zum Schluß bestehen; man weiß bis zuletzt nicht recht, was es mit den Briefen auf sich hat, die Pirckheimers Verrat an Nürnberg und der evangelischen Sache beweisen sollen. Aber eins ist der Dichterin zweifellos gelungen in dieser dramatischen Dichtung oder vielmehr dramatisierten Novelle, womit sie der Vaterstadt ihren töchterlichen Dank abstattete: sie hat, gestützt auf Kindheitserinnerungen, ganz wundervoll die Atmosphäre des Renaissance-Nürnbergs geschaffen; sie hat den markant derbschnittigen, den Früh-Neuhochdeutschen eigenen Ton getroffen, von dessen Geist soviel auf sie übergegangen ist.

Karl Arns

Echo des Auslands

Amerikanischer Brief

Vor etwa zwölf Jahren, zwei Jahre nach dem Tode des großen Humoristen, erschien A. B. Paines vierbändige Biographie Mark Twains, die sein Werden und sein Werk in erschöpfender Weise behandelte. Es war damals klar, wenn auch nicht allgemein bekannt, daß Paine zu seinem Werk zum mindesten ausgiebige Angaben Mark Twains zur Verfügung gehabt haben muß. Man hörte freilich zuweilen, daß letzterer eine Selbstbiographie hinterlassen habe. Jetzt nun ist diese Annahme völlig bestätigt; denn im Spätherbst haben Harper and Brothers dies nachgelassene Werk durch denselben A. B. Paine unter dem Titel „Mark Twains Autobiographie" in zwei starken Bänden veröffentlicht. Wesentlich Neues zum Verständnis seiner Person und seines Werks bietet das Buch nicht; aber ihn selbst über diese oder jene seiner Erzählungen oder über einzelne Ereignisse seines Lebens und über seine Zeitgenossen reden zu hören, ist nicht nur äußerst reizvoll, sondern hat wegen der scharfen Schlaglichter seines Urteils wesentliche Bedeutung. Vor allem aber ist eins wichtig: Mark Twain bleibt sich auch hier treu. Er schreibt keine Lebensbeschreibung im überlieferten Stil; weit gefehlt, das Ganze ist eher eine Aneinanderreihung von Reminiszenzen und Beobachtungen,

gewürzt mit der feinen Lebensironie, die ihn uns erscheinen ließ als einen, der das Leben von höherer Warte aus und doch mit innerster Anteilnahme an den Menschen beobachtete. Hierin liegt zweifellos eine gewisse Verwandtschaft mit Bernard Shaw, die alle erkennen, die in Mark Twain nicht nur den belustigenden Humoristen, sondern den bedeutenden Epiker sehen.

Eine weitere Lebensbeschreibung, die fast gleichzeitig mit der vorgenannten erschien, ist die von Karl Proteus **Steinmetz**. Sie macht weder in bezug auf Form noch auf Inhalt Anspruch auf literarische Bedeutung. Steinmetz hatte mit der Literatur wenig zu tun. Er war Elektrotechniker und als solcher eine der ersten Autoritäten im Lande; er war also auf einem Gebiete tätig, das dem Amerikaner ganz besonders vertraut und wichtig erscheint. Die Anerkennung für seine Leistungen hat man ihm nicht geschmälert, er nahm in einer der größten Firmen seines Faches eine leitende Stellung ein und genoß weit und breit im Lande einen sehr guten Ruf. Er war geborener Deutscher und kam mit guter fachlicher Ausbildung in jungen Jahren nach Amerika. Seine Abstammung hat er nie verleugnet, in Haltung und Gesinnung blieb er ihr treu und war daher infolge seiner Stellung eine der wenigen Persönlichkeiten, die „auch in den trübsten Tagen" als Träger einer gewissen Achtung vor der deutschen Wissenschaft galten. Darin liegt seine allgemeine Bedeutung und die seiner Lebensbeschreibung, für Fachleute ist sie sicherlich von noch größerer Wichtigkeit.

In das Kapitel der amerikanisch-deutschen Beziehungen gehört auch das zehnjährige Bestehen von George Sylvester **Viereck**s Zeitschrift „American Monthly", die 1914 zuerst als „The Fatherland" erschien. Der immer tätige Herausgeber fühlte sich mit Recht veranlaßt, die Septemberausgabe zu einer Jubiläumsnummer zu gestalten. Auch hier könnte man nur von „angewandter" Literatur reden, denn die Zeitschrift beschränkt sich ausschließlich auf politische Erörterungen. In einem Bericht, der zwischen zwei Volkskörpern vermitteln will, darf trotzdem auch ein solches Ereignis nicht unerwähnt bleiben.

Viereck gehört aber auch bekanntlich der „reinen" Literatur an, und zwar als Dichter. Als hervorragender lyrischer Dichter ist er seit dem ersten Erscheinen seiner Gedichte vor siebzehn Jahren stets in beiden Welten anerkannt worden. Veranlassung, ihn hier zu erwähnen, bieten zwei kleine Bändchen seiner Gedichte, die kürzlich im betriebsamen Haldemann-Julius-Verlag in Girard Kansas erschienen sind. „The Haunted House and Other Poems" und „The Three Sphinxes and Other Poems" sind die Titel der beiden Sammlungen. Inhaltlich steht darin nur wenig Neues, aus den im Buchhandel vergriffenen drei früheren Bänden sind zwei neue entstanden. Ganz neu in beiden sind die Einleitungen. Viereck erklärt, fast jedes seiner Gedichte schöpfe seine Inspiration aus einem der vier Grundbegriffe Eros und Jesus, Lilith und Eva; dies seien seine eigentlichen lyrischen Komplexe. Man darf behaupten, der Dichter habe in seiner aus romantischer Selbstironie entspringenden Bescheidenheit einen fünften Komplex absichtlich unterdrückt, nämlich Viereck, oder wie er selbst sagen würde, den Narcissuskomplex.

Ein anderer amerikanischer Dichter deutschen Stammes ist Wilhelm **Benignus**. „Melodien vom Rhein, Neckar, Hudson und Niagara" nennt sich das Bändchen, das er mir vor einigen Wochen auf den Tisch legte, es hat den Untertitel „Klang und Schimmer". Es sind meistens Naturbetrachtungen und Stimmungsliedchen; Träumereien aus der alten Heimat und Naturwunder der neuen haben sie aus seinem Gemüt hervorgezaubert. Benignus ist idealer Naturschwärmer; die Natur ist ihm Freundin, die ihm zulächelt. Lebensfreude strahlt daher aus seinen Liedern, Weltschmerz ist ihm fremd. Freundlich heiter wie das Wesen des stillen, bescheidenen Mannes fließen seine Verse dahin; leicht zwingt er das in der Fremde nicht immer biegsame Material der Sprache, Plattheiten und andere Schlacken werden gefeilt, bis der Vers fein säuberlich dasteht und klingt. Auch der Formen kennt er viele und beherrscht sie gut. Kein Wunder, daß sich eine ganze Anzahl Vertoner für seine Lieder gefunden haben, und daß sie von den Männerchören des Landes oft gesungen werden. Doch die Muse, die ihn beseelt, spricht zu ihm nicht nur in der Muttersprache; nein, er kann auch in der Zunge der Adoptivheimat mit gutem Klange singen. Manche seiner Dichtungen überträgt er selbst und schafft sich so einen größeren Hörerkreis in der Neuen Welt.

Die akademische sowohl wie die literarische Welt und nicht zum wenigsten die Bühnenkreise Amerikas wurden Ende November durch die Nachricht überrascht, daß Professor George Pierce **Baker** seinen Stuhl für dramatische Literatur an der Harvard Universität aufgebe, um an der Yale Universität eine Abteilung für dramatische Kunst zu eröffnen. Für diesen Zweck sind der letzteren Universität von der Harkneß Familie, einer bekannten Wohltäterin dieser Hochschule, eine Million Dollar geschenkt worden. Seit mehr als zwanzig Jahren hat sich Professor Baker bemüht, aus eigenen und privaten Mitteln ein dramen- und bühnentechnisches Seminar an der Harvard Universität zu unterhalten; es war weithin bekannt unter dem Namen „47 Workshop". Sein Bemühen wurde in seiner un-

mittelbaren Umgebung vielfach mitleidig belächelt und von der Verwaltung der Hochschule wenig und dann noch sehr kümmerlich unterstützt; Hörsaal Nr. 47, der seinem Seminar den Namen gab, war schon an und für sich ein dürftig ausgestatteter Raum. Literaten und Akademiker knüpfen natürlich an die nunmehrige Wendung der Dinge große Hoffnungen für unser eigenes Bühnenwesen. Bedenkt man aber, daß zwischen Harvard und Yale, den beiden ältesten unter den bedeutenderen Hochschulen des Landes, ungefähr dasselbe freundschaftlich rivalisierende Verhältnis besteht wie zwischen Oxford und Cambridge, so begreift man auch die Erregung, die in der Gefolgschaft Harvards über diesen Wechsel herrscht.

Klagen, daß unser wissenschaftlicher Betrieb allzusehr bestimmt werde von unserer kommerziell gerichteten Weltanschauung, hieße die bewußten Eulen nach Athen tragen. Das alte Lied vom Mangel an Idealismus der Verleger findet bei uns ganz besonders auf die rein wissenschaftliche Literatur Anwendung. Werke solcher Art erreichen die Druckerpresse fast nur, wenn sie sich wenigstens in begrenzter Weise auch als Lehrbücher eignen. Nun können Übersetzungen der Edda-Lieder ganz gewiß nicht auf einen großen Leserkreis rechnen, und selbst als Textbücher dürften sie nicht viel Absatz erwarten. So kommt es, daß wir seither nur eine Übertragung, zwar in poetischer Form, aber doch völlig unzureichend, besaßen, während mehrere Manuskripte neuerer und besserer Übersetzer seit Jahren bei den Verlegern um Drucklegung betteln gingen. Die American-Scandinavian Foundation hat endlich eingesehen, daß diese Angelegenheit in ihr Arbeitsgebiet gehört. Vor Jahresfrist hat sie mit längerer Einleitung und ausgiebigen Anmerkungen eine Übertragung der Edda-Lieder von Henry Adams Bellows herausgegeben. Zwar wird auch diese Arbeit von der Kritik nicht ohne zum Teil scharfe Ausstellungen entgegengenommen; die genannte Stiftung hat trotzdem das Verdienst, einem offenbaren Mangel abgeholfen zu haben.

„Milton, Man and Thinker" ist eine geistreiche und in flottem Englisch geschriebene Abhandlung über den Dichter des „Verlorenen Paradieses" von dem in England lebenden französischen Gelehrten Denis Saurat. Das Buch ist offensichtlich eine Großtat der Dial Press, von der es verlegt ist. Nach einer kurzen post bellum Excursion in die liberalere Atmosphäre kehrt der „Dial" und alles, was mit ihm zusammenhängt, immer wahrnehmbarer in den Schoß des alleinseligmachenden Konservativismus zurück. Das Buch ist außerdem ein Beleg dafür, wie verhältnismäßig leichter Franzosen als andere Leute zu Worte kommen. Thomas Manns „Buddenbrooks" mußten, wie neulich hier berichtet wurde, bis zum Jahre des Heils 1924 auf eine amerikanische Wiedergeburt warten. Benedetto Croces neuester Essayband hat auch bereits im Jahre 1924 unter dem Titel „Conduct of life" seine amerikanische Wiedergeburt aus dem Italienischen erlebt. Zwar behandelt die Kritik diesen Band fast durchweg ohne besondere Begeisterung, trotzdem muß der Verleger bei der schnellen Veröffentlichung auf seinen Leserkreis mit Sicherheit rechnen können.

Wenn James Branch Cabell sich zum Worte meldet, so merken alle wirklichen Literaturkundigen auf. Seit der früher hier erwähnten Freigabe seines „Jürgen" ist er zur literarischen Berühmtheit gelangt. Mit „Straws and Prayer Books", seinem kürzlich erschienenen Bändchen, gibt er seinen Freunden ein kleines Rätsel auf. Das Ganze ist der Herzenserguß eines Dichters und Künstlers, der seiner Gemeinde die Welt seiner Phantasie beschreiben will, in der er mit seinen Jüngern so lange gelebt hat. Er sagt zwar wenig Neues, aber doch viel Gutes über die Kunst und ihre Bedeutung. Aber man fragt sich, warum sagt er das alles; soll das ein Epilog zu seinem Schaffen sein, wie er selber andeutet? Ein Fünfundvierziger schreibt noch keine Epiloge, und ein Mensch, der seine Kunst so liebt wie er, kann nicht von ihr lassen. So urteilt auch H. L. Mencken; er sieht vielmehr in Cabells Buch den Beweis, daß wir noch Größeres von ihm zu erwarten haben.

Mencken übrigens hält seine hier öfter erwähnte Monatsschrift „American Mercury" auf der Höhe, auf der er begonnen. Im Dezemberheft bietet er den Whitmanforschern einen ganz besonders wertvollen Beitrag, ein Notizbuch Whitmans, das sich bisher im Privatbesitz befunden und das Niederschriften enthält, die nicht nur vor der ersten Ausgabe der „Leaves of Grass" liegen, sondern zum Teil direkt für diese Gedichtsammlung gemacht wurden. Außerdem enthält dasselbe Heft einen Aufsatz über W. J. Bryan von Edgar Lee Masters und eine Erzählung „Conclusion" von L. M. Hussey.

„Shelley in Germany" ist der Titel einer Monographie, die Solomon Lipzin im Frühjahr der Columbia Universität als Doktorarbeit vorgelegt hat. Er verfolgt darin die Aufnahme, die Shelley seit seinem Bekanntwerden in Deutschland gefunden hat, und drängt auf engem Raum eine Fülle von Angaben, Nachweisen und Tatsachen zusammen, daß man ihm für diesen Fleiß allein schon Dank wissen muß; dabei ist die Fülle des Stoffes trotzdem klar und übersichtlich angeordnet.[1]

[1] Seine Angaben auf Richtigkeit und Vollständigkeit nachzuprüfen ist hier nicht der Ort.

Das Ergebnis seiner Untersuchung ist eigentlich ein negatives; der einzige grübelnde und spintisierende Dichter der englischen Literatur, der scheinbar mit der deutschen Geistigkeit wesensverwandte Züge zeigt, ist in Deutschland eigentlich nie recht gewürdigt worden. Nur die jungdeutschen Dichter begeisterten sich für ihn, weil sie, die mit Dichterworten für politische Freiheit kämpften, in ihm, dem Unpolitischen, einen Bundesgenossen zu sehen glaubten. Im übrigen haben sich mit wenigen Ausnahmen nur literarhistorische Forscher für ihn interessiert.

Einen offiziellen „Poet Laureate" hat sich vor einigen Jahren der Staat Nebraska in dem Dichter John G. Neihardt zugelegt. Er ist der Sänger der heut in fruchtbare Weizen- und Maiskornfelder umgewandelten Prärien des mittleren Westens. In epischen und lyrischen Gedichten hat er Land und Leute dieser Gegend wiederholt besungen, und der bekannte Macmillan Verlag hat kürzlich seine gesamten Gedichte in der „Modern Reader's Series" herausgegeben.

Joseph Hergesheimer zählt zu den bekanntesten unter den modernen Romanschriftstellern Amerikas, bei welcher Bezeichnung das Wort „modern" nicht nur eindeutig zu verstehen ist. Ein neues Werk von ihm darf daher in einem Bericht wie dem vorliegenden nicht unerwähnt bleiben. „Balisand" ist der Titel des neuesten Produkts seiner Feder; es ist einer der wenigen historischen Romane, mit denen uns unsere Romandichter in den letzten Jahren so selten beglückt haben. Modern ist er allerdings insofern nicht, als er sich die Zeit der amerikanischen Befreiungskriege zum Hintergrund wählt. In der psychologisch impressionistischen Darstellungs- und Erzählungsform bleibt sich der Verfasser freilich seinen früheren Werken gegenüber treu.

An Übersetzungen finden sich in den Bücherkatalogen folgende aufgezeichnet: Ernst Tollers „Man and the Masses", Grimms „Fairy Tales" in neuer Wiedergabe, Frenssens Predigten unter dem Titel „Village Sermons by a Novellist", Paul Kammerers „The Inheritance of Acquired Characteristics", das „eins der wichtigsten wissenschaftlichen Werke unserer Zeit" genannt wird, Fritz Wittels „Sigmund Freud, his Personality, his teaching and his School" und zwei von Freuds eigenen Werken, „Group Psychology and the Analysis of the Ego" und „Beyond the Pleasure Principle", in neuer Bearbeitung Karl Marx' „The Class Struggles in France 1848—1850", Graf Zedlitz-Trützschlers „Twelve Years at the Imperial German Court", Ernst Cassirers „The Substance and Function and Einsteins Theory of Relativity" und daneben ein Sammelband „The Principle of Relativity, a Collection of Original Memoirs etc., by H. A. Lorentz, A. Weinstein etc." (beide Bände erweisen neben den früher erwähnten Übersetzungen das starke Interesse an der Entdeckung des berliner Professors), Hermann W. Siemens „Race Hygiene and Heredity" (ein Bändchen, das beweist, daß für die übersetzte Literatur nicht immer die führenden Werke ausgewählt werden) und dazu unter den Jugendschriften des Weihnachtsmarktes: Waldemar Bonsels „The Adventures of the Bee Maya", Clementine Heims „Cecily" mit dem Untertitel „Elsie Goldhair" und schließlich eine Anzahl neubearbeiteter Übersetzungen von Johanna Spyris Erzählungen, eine für amerikanischen Geschmack und Bücherbedarf bezeichnende Zugabe. Gerade diese Auswahl ist sprechender Beweis dafür, wie sehr uns ein wirklich gut organisierter internationaler Verkehr im Buchhandel noch mangelt; denn sonst würden dieselben Verleger, die Bonsels künstlerisches Werk ausgewählt haben, auch zu anderen ebenso guten Schriften greifen. Man nimmt am deutschen Buch und am deutschen Schrifttum, wenn auch nicht ganz allgemein, so doch in gewissen Kreisen wieder ein lebhafteres Interesse. Zeugnis dafür sind die öfteren Besprechungen auch nicht übersetzter Bücher und das häufige Zitieren solcher Werke wie Schönemanns über die Propaganda und Kerrs Bericht über seine Amerikareise. Diese Stimmung sollte befruchtet und in entsprechender Weise ausgenutzt werden. Das gilt ganz besonders für die gegenwärtige Lage. Denn das allgemeine Interesse für das Buch hat in Amerika einen kaum geahnten Höhepunkt erreicht. Man kommt dem Bedürfnis nach Information über Bücher in jeder Weise entgegen. Jede einigermaßen respektable Tageszeitung hat jetzt Sonntags ihre Book Review-Beilage, die von Leuten mit ganz bekannten Namen gefüllt wird; sehr oft werden Schriftsteller und Novellisten dazu herangezogen. Während und seit dem Kriege haben auch unsere Allerweltsläden, genannt „drug stores" (von Haus aus also eigentlich Apotheken), den Vertrieb von Büchern, besonders Romanen unternommen; und selbst hier findet man eigens für diese Zwecke zusammengestellte und von bekannten Kritikern verfaßte Listen und Besprechungen. Ganz besonders gefördert und organisiert wird allmählich die Jugendliteratur. Kaum je zuvor haben die Weihnachtskataloge diese Literaturgruppe mit solcher Sorgfalt behandelt. Auch die Bücherbeilagen der Zeitungen haben ihr besondere Aufmerksamkeit geschenkt; war vieles in diesen auch oft nur verschleierte Anzeigenform, so ist doch manch gutes Wort über das Warum und Wie des Jugendbuches gefallen; und wie in jeder Kinderstube ist auch dieser Ansatz zur Entwicklung mit Freuden zu begrüßen.

Neuyork A. Busse

Französischer Brief

La Librairie Hachette hat im vorigen Jahr die zehnbändige „Historie de la France contemporaine depuis le Révolution jusqu' à la Paix de 1919“ beendet. Dieser zweite Teil, der von Ernest Lavisse herausgegebenen „Histoire de France“ umfaßt zehn Bände. (Der erste Teil „depuis les Origines jusqu' à la Révolution, 17 Bände.) An dem Werk haben die bedeutendsten Historiker Frankreichs mitgewirkt: MM. Bayet, Bidou, Bloch, Carré, Charléty, Coville, Gauvain, Kleinclausz, Langlois, Lavisse, Lemonnier, Luchaire, Mariéjol, Pariset, Petit-Dutaillis, Pfister, Sagnac, Seignobos, Vidal de la Blache. Es ist nicht hier der Ort, auf dieses Werk einzugehen, aber es soll doch Gelegenheit genommen werden, es mit einigen kurzen Worten anzuzeigen, denn es ist und bleibt vorläufig die wichtigste Publikation der offiziellen französischen Historiker über die Geschichte Frankreichs. Als Nachschlagewerk wird es jedem, der sich mit französischen Dingen beschäftigt, unentbehrlich sein, vor allem, weil die Redaktion auch darauf hingearbeitet hat, daß es sich als Handbuch verwerten läßt. Der zehnte Band enthält ein sehr ausführliches und exakt gearbeitetes Register. In den Textbänden ermöglichen Schlagwörter am Rande das Auffinden von Namen und Themen. Das Werk ist gut gedruckt und interessant illustriert. Der neunte Band enttäuscht dadurch ein wenig, daß er zum weitaus größten Teil der militärischen und außenpolitischen Kriegsgeschichte gewidmet ist, während die innerpolitischen Probleme leider sehr stark zurücktreten. Mancher fremdländische Leser wird das schmerzlich vermissen. Da dieser Band zwischen 1920 und 1921 geschrieben worden ist, so braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß er noch stark im Geiste des Poincarismus gehalten ist. Als Glaubensbekenntnis des offiziellen Frankreichs von 1922 kann die Konklusion des neunten Bandes gelten.

Jean Baruzi, der vor Jahren ein Werk über Leibniz und die religiöse Organisation der Erde herausgegeben hat, das von der Académie française mit einem Preise ausgezeichnet wurde, hat kürzlich im Verlag von Felix Alcan ein 800 Seiten umfassendes Werk über San Juan de la Cruz (1542—1591) veröffentlicht, in dem eine große Reihe unveröffentlichter Manuskripte aus spanischen Bibliotheken verwertet worden sind. Das Buch ist u. a. ein Beweis für den Ernst und die Sachlichkeit der spanischen Studien an der Universität von Bordeaux. Der Verfasser schildert auf Grund seiner neuen Quellenforschungen ausführlich das Leben des spanischen Mystikers, beleuchtet die Texte und gibt vor allem im zweiten Teil seiner Arbeit eine tiefgreifende Analyse seines Wirkens und seiner Werke. Im letzten Kapitel sucht er in großzügiger Weise das Problem der mystischen Erfahrung des Heiligen zu lösen. Der zweite Teil des Abschnittes „La Synthèse doctrinale“ ist in diesem Sinn von entscheidender Bedeutung. Außerordentlich wertvoll ist die räsonierende Bibliographie, in der sowohl die Originaltexte als auch die verschiedenen Ausgaben in spanischer Sprache von 1912 bis 1914 eingehend analysiert werden; ferner die Übersetzungen sowie die Werke, die San Juan de la Cruz in den verschiedenen Ländern gewidmet worden sind. Auch die deutschen Arbeiten von Eberhard, Gothein, Waldberg, Heppe, Zahn u. a. werden gewürdigt. In den letzten Jahrzehnten haben sich hauptsächlich Spanier, Franzosen und Engländer mit diesem Mystiker beschäftigt, vielleicht zum Teil deshalb, weil Dichter wie Maurice Barrès (im „Gaulois“ vom 13. August 1913) und Huysmans in „En Route“ mit leidenschaftlicher Begeisterung auf San Juan de la Cruz hingewiesen haben. Da in Deutschland außer der Arbeit von Grabmann von 1922, die allgemeinere Probleme behandelt, dem Spanier keine Monographie gewidmet worden ist, so sei mit besonderem Nachdruck auf diese bedeutende Biographie des Franzosen hingewiesen, die in unserer Zeit, in der auch in Deutschland die Mystik ein breiteres Publikum hat, nicht übersehen werden darf. Jean Baruzis Buch ist einer der wertvollsten Bände der Bibliothèque de Philosophie contemporaine.

Im Verlag von Crès & Cie. in Paris hat René Guyon eine zweibändige „Anthologie Bouddhique“ herausgegeben, die in ihrer Auswahl und in Übertragung einen umfassenden Einblick in das Leben, die Lehre, die Kirche und die schriftlichen Aufzeichnungen Buddhas gibt. Auch diese hübsch illustrierten Bücher entsprechen einem Zeitbedürfnis und werden ihren Weg machen; denn auch im französischen Sprachgebiet gibt es eine große Gemeinde, deren Blicke nach dem Osten gerichtet sind und aus dem Osten die Erlösung aus dem europäischen Zusammenbruch erhoffen. René Guyon gehört dem Kreise französischer Dichter an, die sich in die indische Kultur eingelebt haben und infolgedessen den Originaltexten gerecht zu werden vermögen.

Als 16. Band der hier bereits mehrfach erwähnten „Evolution de l'Humanité“, die Henri Berr, der Leiter der „Revue de Synthèse historique“, herausgibt, erschien im Verlag der Renaissance du Livre eine Geschichte von „L'Italie primitive et les Débuts de l'Imperialisme Romain“ von Léon Homo, Professor an der Universität zu Lyon. Wie die früheren Bände dieser Reihe tritt auch in diesem neuen Werk der frische Geist des französischen Nachwuchses unter

den Historikern in Erscheinung. Dieser junge lyoneser Geschichtsforscher, der von 1897 bis 1899 an der „Ecole française“ in Rom wirkte, steht auch auf jenem übernationalen wissenschaftlichen Standpunkt, der allein in der Forschung Geltung haben kann. Auf Grund der neuesten Ausgrabungen 1916, 1921 und folgende hat Léon Homo die Vergangenheit des römischen Reichs rekonstruiert, das auf die Organisation der europäischen Gesellschaft einen so entscheidenden Einfluß ausgeübt hat. Es würde sich lohnen, einmal in einer Spezialuntersuchung den Geist dieser Bücherserie mit dem oben erwähnten Werk von Lavisse zu vergleichen.

Gabriel Bonvalot, hat unter dem Titel „Les Chercheurs de Routes“ auf Grund alter Quellen ein Buch über die Weltreisen Marco Polos herausgegeben, in dem die Fahrt der drei Polos von Venedig nach Indien und China und durch Sibirien im Mittelalter beschrieben und kommentiert worden sind. Das bei Crès & Cie. erschienene Buch gibt auch Aufschluß über die Weltkenntnis im Mittelalter, die Isolierung der einzelnen Kulturen und warum in jener Zeit nicht viel gereist werden konnte. Das Buch ist nach alten Stichen reich illustriert und ein kulturgeschichtliches Dokument.

Im Verlag Rieder & Co. veröffentlichte Emile Dermengheim die bisher unveröffentlichte Schrift von Joseph de Maistre über die Freimaurerei, die 1782 an den Herzog von Braunschweig gerichtet wurde. Sie zeigt den Einfluß, den die esoterischen Lehren der Epoche auf Joseph de Maistre ausgeübt haben und unterrichtet gleichzeitig über die Geheimbünde im 18. Jahrhundert. Nach Joseph de Maistre sollte die Freimaurerei ihre Aufgaben darin sehen, die Regierungen zu belehren, das Christentum zu vertiefen, die Theosophie zu verbreiten und die Vereinigung aller Kirchen vorzubereiten. In der Einleitung wird de Maistres Philosophie und die Beziehungen der Revolution zur Freimaurerei behandelt. Im Verlag der „Editions du Siècle“ gab Georges Armand Masson ein Buch heraus: „L'Art d'accommoder les Classiques“ unter Mitarbeit von Salomo, Homer, Dante, Shakespeare und anderer großer Geister der Vergangenheit. Das Buch trägt auch eine Widmung an den Leser, die alle diese Herren unterzeichnet haben. Masson, dessen launiges Buch „Le parfait Plagiaire“ hier vor einigen Monaten angezeigt wurde, hat seine Mitarbeiter zusammenberufen, um sie über politische, literarische und kulturelle Probleme unserer Zeit reden zu lassen. So hat Shakespeare eine fünfaktige politische Komödie geschrieben „Wie es Euch gefällt“, die aber nur zwanzig Seiten lang ist, in der Stresemann, Stinnes, Ludendorff, Poincaré, Foch und andere Personen unserer Zeit auftreten. Homer spricht über den Film, Virgil über die steigende Teuerung, Boileau über die Liebe usw. Auch dies Buch des Verfassers wird jedem Leser eine angenehme Stunde bereiten.

Edouard Schneider gab im Verlag von Bernard Grasset eine umfassende Biographie der Duse heraus, die ein schönes Denkmal der Erinnerung an die große Schauspielerin darstellt. In dem Buch werden auch die deutschen Rollen und Reisen der Duse berücksichtigt, im großen und ganzen aber ist das Schwergewicht auf ihre Tätigkeit in Italien und Frankreich gelegt worden, so daß das Buch deutschen Verehrern der Duse manches Neue zu bieten vermag.

Im Verlag von Gallimard erschienen die Lebenserinnerungen von Joseph Conrad †, die Jean Aubry ins Französische übersetzt hat. Conrad hat bekanntlich in Frankreich eine große Verehrerschar, deren Zentrum der Kreis der „Nouvelle Revue française“ ist. Es ist an dieser Stelle mehrfach darauf hingewiesen worden, daß diese Zeitschrift die englische Freundschaft besonders intensiv pflegt und eine ganze Reihe angelsächsischer Bücher in französischer Sprache herausgegeben hat. Kürzlich erschien auch dort „Der Egoist“ von George Meredith.

Im Verlag der „Renaissance du Livre“ hat Georges Pillement eine französische Ausgabe der 1633 erschienenen Komödien „Dommage qu'elle soit une Prostituée“ und „Le Sarifice d'Amour“ herausgegeben. Die erstere hat Maurice Maeterlinck 1894 zuerst unter dem Titel „Annabella“ für die französische Bühne bearbeitet. Er veröffentlichte sie 1895 mit einer schönen Einleitung, die Ausgabe ist seit langem vergriffen. Pillement hat der Übersetzung eine kurze Charakteristik des Dichters vorangesetzt.

Paul Voivenel eröffnet im Verlag der „Editions du Siècle“ eine neue Bücherreihe: „Idées et Sentiments du Siècle“ mit einer Schrift „Remy de Gourmont vu par son Médecin“, eine Würdigung des Philosophen und Schriftstellers, die in der französischen Literaturkritik nun auch Freudsche Einflüsse erkennen läßt. Voivenel nennt seine Methode physio-psychologisch, geht von der äußeren Erscheinung und dem Krankheitszustand Remi de Gourmonts aus, um dadurch dessen Ästhetik begreifen zu lehren. Für eine solche Methode konnte er sich allerdings kein besseres Objekt aussuchen als diesen Schriftsteller seltsamer Konstitution.

Pierre Frieden hat im Verlag von Schroell in Diekirch eine kleine Biographie Bourgets herausgegeben, die einer sauber gearbeiteten Dissertation gleicht. — Henri de Montherlant hat im Verlag von Bernard Grasset einen eindrucksvollen „Chant funèbre pour les Morts de Verdun“ herausgegeben, der sich an

ethischer Kraft den früheren Schriften dieses bedeutenden jungen Dichters anreiht. Montherlant ist nicht den schwärmenden Pazifisten zuzurechnen; vor allem, weil er jahrelang das Ossuaire de Douaumont geleitet hat und dadurch gezwungen war, auch nach dem Kriege noch intensiv in Erinnerung an den Höllenrachen von Verdun weiterzuleben. Trotzdem ringt er sich in diesem ergreifenden Buch zu der Forderung durch, daß Kriegsschrecken niemals wieder über das zerschlagene Europa hereinbrechen dürfen, und daß im Andenken an das entsetzliche Sterben vor Verdun ein Ideal des Friedens ersichtet werden muß. Es müsse ein Friede geschlossen werden, der sich mit der nationalen Würde verträgt, ein Friede, der kraftvoll dem alten Europa ein neues Zeitalter der Ruhe und des Blühens gewährt. Diese Postulate werden nicht als hohle Phrasen ausgesprochen, sondern aus tiefem Pessimismus heraus entwickelt. — Die Furcht, daß Europa nicht die Kraft haben werde, sich wieder zu erheben, erfüllt und bedrückt nicht nur diesen Autor; man nimmt in dem Buch von Lucien Romier „Explications de notre Temps“ (Grasset, Paris) die gleiche Gesinnung wahr. Auch dies Buch ist von Warnungen durchzogen, erfüllt von einem Bitten und Flehen an die Menschheit um Vernunft. Romier schweift vielfältig ins Politische und malt als drohende Gewalten an den Horizont der Zeit das Erwachen der nationalen und wirtschaftlichen Kraft in Afrika, Asien und Amerika. In den Abschnitten über Nationalismus, Regionalismus, Unterrichtswesen und Presse gibt der Verfasser sehr wichtige Aufschlüsse soziologischer Art. Das Buch ist für die Erkenntnis Frankreichs bedeutungsvoll. Auch Romier endet mit einem Aufruf für ein einiges Europa. — In der Kollektion „Essais et Critiques“, die im gleichen Verlage erscheint, hat Guy de Pourtalès einen Band „De Hamlet à Swann“ veröffentlicht, der literarhistorische Studien über Shakespeare, La Fontaine, Senancour, Benjamin Constant und Marcel Proust enthält. Pourtalès, der sich in Frankreich als Shakespeare-Übersetzer einen Namen gemacht hat, ist hier schon vielfältig als Mitarbeiter der „Nouvelle Revue française“ genannt worden; dort ist auch ein Teil der hier vereinigten Arbeiten im Laufe der letzten Jahre erschienen. Der Verfasser erweist sich als ein Literarhistoriker von umfassendem Geist und eindringendem Verständnis. Auch er eröffnet seinen Band mit einer Betrachtung über den europäischen Geist in der Literatur und liefert seinerseits einen Beitrag zur Aussöhnung der europäischen Geisteskulturen. — François Fosca hat in der Reihe der kleinen Künstlermonographien, die die „Nouvelle Revue française“ seit einigen Jahren herausgibt, dem Bildhauer Emile Bourdelle eine kleine Arbeit gewidmet. Es ist die erste Monographie Bourdelles, der das Erbe Rodins angetreten hat. Fosca hat mit feinem Verständnis die Entwicklung des Künstlers dargestellt und ihn gegen Rodin abgesetzt. — Im gleichen Verlag veröffentlichte Lucien Fabre zwei dichterische Schilderungen: „Bassesse de Venise précédée de la Traversée de l'Europe en Avion et du Légat“, die in der schön gedruckten Sammlung des Verlages „Une Œuvre et un Portrait“ erschienen sind. — Auch die „Editions du Sagittaire“ geben kleine Luxusdrucke auf starkem Papier in beschränkter Auflagenhöhe heraus. In diesen „Cahiers Nouveaux“ erschien als zweiter Band „Hôpital“ von Gil Robin. Der junge Autor entfaltet in den beiden Arbeiten, die in diesem Band vereinigt sind, eine warme Menschlichkeit und ein schönes Stilgefühl.

Otto Grautoff

Holländischer Brief

Die holländischen Dramen der Saison 1923/24 brachten nichts wesentlich Neues. Das schon früher von Jan Fabricius verfaßte dreiaktige Schauspiel „Dämon“ wurde Anfang Dezember im Haager „Princessetooneel“ (Direktion: Cor Ruys) zum erstenmal gegeben. Der junge Professor und Lebemann Otto Paul (Baron Falde von Mansfeld) vertauscht Louise, seine bisherige Geliebte, etwas unwahrscheinlich rasch gegen die schwärmerische, hilfsbedürftige Studentin Eva, die sogar seine Frau wird. Aber nach einem Maskenball wird sein Dämon wieder Herr über ihn, und dieses Gefühl treibt ihn in den Tod: der Dämon der Leidenschaft hatte zweimal über die wahre Liebe gesiegt, um schließlich von ihr besiegt zu werden. Das Urteil der Kritiker war geteilt. — Dasselbe Ensemble brachte am 24. Dezember ein Weihnachtsstück, nämlich „Hans de Klokkenluider of de Duivel op den Toren“ von Fabricius' Sohn: Johan Fabricius jr. Es stellt den Kampf dar zwischen dem Teufel und dem Christmännchen, wobei auch der Glöckner Hans und seine Geliebte Gaaike eine Rolle spielen. Schließlich wird der Teufel von Hans, der vorübergehend mit ihm verbunden war, aus dem Turm vertrieben, so daß die Weihnachtsglocken wieder läuten können. Diese jugendliche Schöpfung wurde von der Kritik beifällig aufgenommen. — Anfang November gab „Het Nieuwe Tooneel“ in Amsterdam „Malmström“ von Herman van den Eerenbeemt, dem früheren „Getij“-Dichter (vgl. L. E. XXII, 1203 und XXIII, 877). Dieses Schauspiel entstand schon 1918 und wurde von Else Otten ins Deutsche übertragen. Malmström wird durch die Verführungskunst einer

früheren Geliebten, die das Leben oder die Welt symbolisiert, seiner Frau untreu. Diese Geliebte ist in der Gewalt des teuflischen Jesper Creutz, bis Malmström ihn erschießt. Das Stück von biblischer Allüre trieft von Symbolik und ist nicht imstande, Ethisches und Religiöses bühnengemäß zu veranschaulichen. Es hatte nur einen Achtungserfolg. — Mitte Januar 1924 wurde „De zonderlinge Gast", „ein phantastisches Spiel" in rhythmischer Prosa von Anton van der Velde durch „Het Schouwtooneel" zu Amsterdam mit Erfolg gegeben. Der Gast ist der Tod, der Begga, die Tochter eines reichen, aber geizigen und hartherzigen Bauern, aus ihrem bedrängten Leben wie ein Bräutigam erlöst. — Als zu hoch gegriffen kann „Het Leven van een Heilige", eine dramatische Legende in sieben Bildern von Jan Walch, bezeichnet werden. In allzu monotonen Versen wird das Leben des heiligen Franziskus auf die Bühne gebracht. „Het Schouwtooneel" in Amsterdam gab Mitte Februar 1924 die Uraufführung mit wenig mehr als einem Achtungserfolg. —

Die „Lofzangen" von Hendrik de Vries erinnern Ernst Groenevelt sehr an die Pfarrerpoesie der vierziger Jahre (Beets, Da Costa, ten Kate), aber ohne deren selbstgefällige Glätte („Het Getij", Nr. 10). Für Roel Houwink („Den Gulden Winckel", Februar 1924) bilden die drei Sammlungen Lyrik von de Vries, „De Nacht", „Vlamrood" und „Lofzangen", nur eine niedergehende Reihe (vgl. L. E. XXV, 924). — In „De Gids" (Oktober) würdigt J. C. Bloem neueste Lyrik: „Aanvaarding" von Martin Albers sei eine Gedichtsammlung, die von dem modernen Konflikt zwischen Traum und Tat zeuge und schätzenswerte Poesie dieses jungen Dichters genannt werden dürfe. In zwei Gedichtbändchen spüre man leicht den Geist Verweys, nämlich in „Golfslag" (Wellenschlag) von Mea Mees-Verwey, mit reflektierender Gedankenpoesie, die der ihres Vaters sehr nahe stehe; und in „Het Lied van de zeven Hemelen" des Verwey-Adepten Maurits Uyldert, worin das Erotische und Dämonische nur rhetorischen Ausdruck finde (vgl. L. E. XI, 1767). Als wertvollere lyrische Erzeugnisse würdigt Bloem: „De Bloei en enkele andere gedichten" von Albert Besnard und „Nieuwe Loten" von Marie Cremers. Menschliche Tragik im kosmischen Ganzen klinge thematisch in jener Sammlung. Und die Lyrik der Dichterin scheine anfänglich aus spontan niedergeschriebenen Fragmenten zu bestehen; bei näherer Prüfung zeigten sie dennoch harmonisch gereiften Gehalt. — In derselben „Gids"-Lieferung urteilt Herman Marsman über „Ravijnen" (Schluchten) des limburgischen Dichters Mathias Kemp im ganzen günstig. Die Naturschilderungen in seinen größeren Gedichten epischen Charakters enthielten prächtige atmosphärische Plastik. In „Ravijnen" sind „Het wijnroode Uur", „Naar den Uchtend" und „De vreemde Vogel" in revidierter Neuausgabe zusammengetragen (vgl. L. E. XIX, 1528). — In dem Aufsatz „Het latere werk van Henriette Roland Holst" („De Gids", Dezember) bespricht Frau K. C. Boxman-Winkler die drei dem Gedichtband „Tusschen twee Werelden" (vgl. den vorigen „Brief") vorangehenden und in fünf Jahren erschienenen Dichtungen: „Verzonken Grenzen", „Het Offer" und „De Kinderen". Es ist ihr dabei hauptsächlich um den Gedankengehalt zu tun; den ästhetischen Wert dieser Dichtungen der kommunistischen Prophetin und Bußpredigerin möge ein anderer bestimmen, wie sie ausdrücklich betont. „Die Kinder" enthält in vagdramatischer Form neben der Klage um die hungernden und von Fremden versorgten Kinder den Proletarierkampf gegen die „Herren" bis zum Sieg und zum großen Bruderfrieden. „Das Opfer", ebenfalls dramatisch in der Anlage, spielt in „Sowjetrußland im ersten Winter der Revolution" und wirke einheitlicher und befriedigender als „Die Kinder". In den beschaulichen Gedichten der „Versunkenen Grenzen" offenbare sich das Talent der Dichterin noch mächtiger als in den schon so gefühlsinnigen Strophen aus „De Vrouw in het Woud" und „Opwaartsche Wegen".

Weil die Beziehungen zwischen Jenny Heysten und Margreet Sepp am Schluß des Romans „Het Huis der Vreugden" von Jo van Ammers-Küller abbrachen, konnte die Ichform für die Fortsetzung „Jenny Heysten" — statt „Jenny Heystens Carrière", wie erst angekündigt — nicht beibehalten werden (vgl. L. E. XXV, 925). Jenny ist als Stella Rovano eine bedeutende Schauspielerin geworden; ihr früherer Verlobter, Junker Nico Maes, der ein paar Jahre bei einem Feldlazarett in Wien ärztlich tätig war, verlobt sich nach seiner Rückkehr wieder mit ihr; und Jenny verläßt, indem sie endlich seinem Wunsche nachgibt, die Bühne. Nun wohnt sie erst einige Zeit bei ihren jetzt wieder mit ihr versöhnten Eltern, dann bei Nicos Tante in Amsterdam, wo Maes in einem Krankenhaus angestellt ist. Im Herbst 1918 vertritt Nico während der Influenzaepidemie auf einige Zeit erkrankte Kollegen in Arnheim und Jenny desgleichen auf der ihr bekannten Bühne in Amsterdam, was den endgültigen Bruch mit Nico zur Folge hat. Jennys Theaterblut hat wieder wie im vorigen Roman über ihre Liebe zum theaterfeindlichen Verlobten gesiegt, wenn auch ohne volle innere Befriedigung und zu Nicos Verzweiflung. So verläuft der zweiteilige Roman weniger tragisch

als vielmehr in fortgesetzten Dissonanzen bis zum Schluß. Jaarsma in „Elsevier's Maandschrift" (März 1924) meint, daß Jennys Umwelt besser zu ihrem Recht gekommen sei als sie selber. Gerard van Eckeren lobt den Roman sehr („Den Gulden Winckel", Dezember), bedauert aber die geringere Intimität durch das Aufgeben der Ichform. — Eng mit dem Theaterleben berührt sich auch „Op hooge Golven" (Auf hohen Wogen), der zweite Teil der Trilogie „Een Mannenleven" von Herman Robbers. Die erfolgreiche Aufführung eines von Huib Hoogland verfaßten Dramas wird die Veranlassung zu seiner Bekanntschaft mit der Schauspielerin Janne Terwijne, die listig lockend den schon zehn Jahre Verheirateten zum Ehebruch verführt und ihn monatelang in ihrem Liebesnetz verstrickt hält. Weder sein Ruf als Schriftsteller und dramatischer Dichter, noch seine Berufstätigkeit als Verleger vermag aber auf die Dauer sein Gewissen zu betäuben, so daß er endlich sein Verhältnis mit Janne abbricht und mit Frau und Kind nach einem gelderschen Dorf zieht, wo er seine innere Ruhe wiederfindet. Die sympathischste Figur dieses Romans ist unfraglich die im Hintergrund verbleibende Til, Huibs Gattin. Von der literarischen Bewegung der Jahre zwischen 1900 und 1903 merkt man so gut wie nichts, was enttäuschend wirken dürfte. Wenn man aber davon absieht, muß das Urteil über diesen Roman wenigstens ebenso günstig lauten wie über „St. Elmsvuur" (vgl. L. E. XXII, 1201/02). — In dem Roman „Van haar luister beroofd" (Ihrer Krone beraubt) von Johan de Meester schildert ein Arzt in Tagebuchform, was er in einer kleinen Stadt aus nächster Nähe wahrnimmt und miterlebt: die unheilvolle magische Anziehungskraft, die ein sadistisch veranlagter Kollege auf die Krankenschwester Maartje ausübt, bis diese seelisch Gemarterte in Verzweiflung wegen ihrer hoffnungslosen Liebe freiwillig in den Tod geht. Prinsen, der amsterdamer Literaturprofessor, begrüßt dieses neueste Werk von de Meester in hochgestimmten Worten („De Amsterdammer" vom 12. Januar 1924). — A. M. de Jong hat mit dem dreibändigen Roman „Het Evangelie van den Haat" gegen seinen früheren (vgl. L. E. XXIV, 936) einen mächtigen Sprung vorwärts getan. „De Stormloop" (Der Sturmlauf), „De Overwinning" (Der Sieg) und „De Ineenstorting" (Der Zusammenbruch), wie die Titel der drei Teile lauten, erzählen das Schicksal des Arbeiters Hein Wouters bis zu seinem Untergang als Großindustrieller. Er erfährt als junger Mann so viel Schmerzliches und Erniedrigendes von der menschlichen Gesellschaft, daß er sie haßt bis aufs Blut. Auf die gewissenloseste Art arbeitet er sich bis zum Fabrikmagnaten empor; sein Sohn Marius tritt mit gelehrigem Sinn in die Fußstapfen des Vaters, bis er als Student mit Hugo, einem Kommilitonen, zusammentrifft, von dem er sich zum Guten, zu Menschenliebe bekehren läßt. Er wird nun der Freund der Arbeiter, mit denen er sich gegen seinen Vater empört, als dieser die Regierung zum Krieg zwingen will, für den sie dann zu arbeiten hätten. Der Vater geht dabei unter. Es ist ein großzügiger Roman von dämonischem Gehalt, dessen Wirkung gegen den Schluß aber erlahmt. J. Eilkema de Roo begrüßt ihn in „Den Gulden Winckel" (November) als eine neuromantische Erquickung trotz auffallender Mängel. — In „Het Getij" (Nr. 2) würdigt E. Groenevelt „Manus Speet", den dritten Teil des Amsterdamer Jordaanepos von Is. Querido als einen den beiden vorangehenden Teilen gleichwertigen Roman. Manus Speet, schon aus dem zweiten Band bekannt, ist der Held, dessen Verhältnis zu Corrie reinmenschlich meisterhaft dargestellt werde. — „Het moeilÿk ambt" (Das schwere Amt) von J. Treffers wird von der Kritik als ein Erstling mit bemerkenswerten Qualitäten begrüßt. Es ist eine novellistische Erzählung, in der der Pfarrer zwar äußerlich in Ansehn steigt, aber entsprechend seine innere Zufriedenheit verliert. Robbers (Elsevier's Maandschrift", März) wird durch die Schilderung des Kleinstadtklatsches des jungen Treffers an Emants' realistische Darstellungskunst erinnert. — „Liefdestragedie" von G. van Hulzen erzählt die Geschichte einer Verstoßenen. Nach Frans Erens („De Nieuwe Gids", Juli) sei dieser in lebhaftem Tempo geschriebene Roman ein gutes Spezimen der Darstellungskunst des Verfassers. — Dem Roman „Rose Angelique" von Arthur van Schendel werfen sowohl Jo de Wit (Elsevier's Maandschrift", Dezember) wie Herman Middendorp („De Nieuwe Gids", Dezember) Monotonie des Stils vor. — Kloos lobt sehr den Roman „Demonen" von Nico van Suchtelen, aber ohne weitere Begründung; vielmehr verbreitet er sich über die Bedeutung des Dämonischen für jeden echten Künstler („De Nieuwe Gids", Juni).

Am 19. November 1923 verschied in Haarlem 59jährig Frans Netscher, der zum „Nieuwe Gids"-Kreis gehörte, an mehreren Zeitschriften und Zeitungen mitarbeitete und bis vor kurzem die von ihm 1895 begründete „Hollandsche Revue" herausgab. Von seinen Büchern dürften wohl die meisten Leser gefunden haben: „Studies naar het naakt Model" (1886), „In en om de Tweede Kamer" (1889) und „Uit ons Parlement" (1900). In den achtziger und neunziger Jahren wurden seine oft gewagten impressionistischen und naturalistischen Schilderungen und Wortbildungen von der älteren Generation gern ver-

spottet." — Am 29. Februar 1924 verstarb im Haag 83jährig der blinde Dichter Willem Levinus Penning, der in diesen „Briefen" öfters, zuletzt (L. E. XXIV, 934) gewürdigt wurde. Bis zu seinem Tode war er viele Jahre eng befreundet mit Albert Verwey. Sein „Letztes Gedicht" vom Februar 1924 veröffentlicht „De Nieuwe Gids" (April 1924): es ist ein warmer Dank an seine Pflegerin, die Krankenschwester Odulphina. Kloos widmet daselbst dem Dahingeschiedenen ein ehrendes Sonett, Verwey einen freundestreuen Nachruf.

Zwolle J. G. Talen

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Die leichtsinnige Eheliebste. Ein Liebeswirrwarr. Roman. Von Helene Böhlau. 1.–5. Tausend. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 261 S. Geb. M. 5,–.

Zu den Dichtern, die seit Jahrzehnten meinen unverlierbaren Besitz ausmachen, entdecke ich fast jedes Jahr neue. Ich meine natürlich nicht die unaufhörlich auftauchenden und ebenso unaufhörlich wieder verschwindenden Eintagsgenies der Verlegerwaschzettel, sondern die wirklichen Dichter, die ich seit langem hätte kennen sollen und doch nicht gekannt habe. Heuer, und ganz vor kurzem erst, habe ich die Dichterin Helene Böhlau entdeckt. Nicht, als ob ich früher nichts von ihr gewußt hätte — ich wußte sogar, daß sie eine Künstlerin war — aber ich wußte es nur mit dem Verstand und nicht mit dem Herzen. Ich las den „Rangierbahnhof" und fand ihn gescheit und kraftvoll, ich las die „Ratsmädelgeschichten" und wußte, sie waren reizend, ich las das „Haus zur Flamm'" und spürte den Hauch ewiger Dinge, ich las „Isebies" und fühlte es warm zu meinem Herzen quellen — aber dann war mir immer, als sei in all dem Schönen etwas Übersteigertes, nicht ganz Echtes. Und so oft ich auch ihre Bücher zur Hand nahm, ich legte sie immer wieder mit einem Gefühl leisen Unbehagens beiseite, das ich mir selbst nicht erklären konnte.

Seit ich den jüngsten Roman Helene Böhlaus, „Die leichtsinnige Eheliebste" gelesen habe, kann ich es mir erklären, und seit ich es mir erklären kann, ist es geschwunden.

Helene Böhlau besitzt eine Eigentümlichkeit, die sie sowohl mit einem Dichter des 18. Jahrhunderts wie mit den Modernsten gemeinsam hat. Im Gegensatz zu dem Stilgefühl des Klassizismus und auch zu dem der Neuromantik, aber ganz im Einklang dort mit Jean Paul und hier mit den Expressionisten stellt sie die disparatesten Dinge nebeneinander, macht sich nichts daraus, einen und denselben Vergleich den verschiedensten Ebenen zu entnehmen und erzeugt dadurch eine gewisse Unruhe, die manchen Lesern Vergnügen macht, während sie das Stilgefühl anderer beleidigt. Zu diesen habe auch ich gehört; darum konnte ich Jean Paul nicht genießen. Jetzt, nachdem ich durch die Schule des Expressionismus gegangen bin, gleitet mein Geist an den beständig wechselnden Bildern achtlos vorbei und bleibt an dem Großen und Ewigen haften, das ihnen zugrunde liegt: die chaotische Durcheinanderwerfung aller Weltelemente stört mich jetzt nicht mehr, sondern die einzelnen Weltelemente verschmelzen jetzt in meinem Geist zu einem Bild des Weltalls.

Und nun endlich fühle ich und fühle es bis ins Innerste meines Herzens, daß Helene Böhlau eine geniale Dichterin ist und weiß erst nachher, was sie dazu macht. Sinnlichkeit, Farbigkeit, Anschaulichkeit und lebendigste Berührung mit dem Alltäglichen hängen mit ihrer Frauennatur zusammen; aber den Weg vom Alltäglichsten zum Kosmischen, der jenseits des Geschlechtlichen liegt, findet sie, weil ihre Künstlernatur sie über das Ding zur Bedeutung und über den Menschen zum Problem weist.

Das mögen so die Vorzüge Helene Böhlaus sein, die ihre literarische Stellung umgrenzen. Hat man sie erst einmal erkannt, so beginnt man auch im Einzelnen immer deutlicher den ganzen Zauber ihrer künstlerischen und menschlichen Persönlichkeit zu empfinden. Die Vereinigung von heiteren und ernsten Elementen, die ich mir immer schwerer aus einem Kunstwerk wegdenken kann, weil sie allein das menschliche Leben erschöpft, findet sich in der „leichtsinnigen Eheliebsten" auf entzückend graziöse Weise durchgeführt. Helene Böhlau hat ihrem Roman einen Stoff aus der Wirklichkeit zugrunde gelegt. Es ist das Erlebnis einer Dame aus dem Weimar der Goethezeit, die sich tot erklären und zum Schein begraben ließ, um aus der langweiligen Ehe mit dem schweigsamen Stallmeister von Werthern in ein fröhlicheres Verhältnis zu dem jungen Freiherrn von Einsiedel überzugehen. Wie man aus einem Stoff von so äußerlicher Abenteuerlichkeit etwas so ganz Innerliches machen, wie man ein so derbes und grellfarbiges Gewebe in etwas so Spinnwebzartes und nur von einem Farbenhauch Übergossenes verwandeln kann, weiß nur Helene Böhlau selbst. Ein Liebesabenteuer wird ihr zum Herd von Problemen, eine Entführung zum Angelpunkt eigenartigster Seelenschicksale, und durch eine lustspielmäßige Situation erzeugt sie die feinsten seelischen Veränderungen in ihren Gestalten.

Vergeblich suche ich den Inhalt des Buchs festzuhalten. Es scheint ein Kinderspiel, die Linien nachzuziehen, aber wenn man es wirklich versucht, kann man es nicht und merkt, daß die Kunst Helene Böhlaus in ihrer feinen, kapriziösen, geistreichen, spielerischen und dabei doch immer die Tiefen des Lebens ausschöpfenden Eigenart unnachahmlich ist.

Graziöser Humor beherrscht das ganze Buch. Er verleiht den Gestalten eine warme goldklare Färbung und bringt es zustande, selbst tragische Situationen mit einem Schimmer von Komik zu überkleiden. Erhabenes und Lächerliches mischen sich beständig, und man fühlt, daß in unserer seltsamen kleinen Welt das eine immer die Kehrseite des andern ist und daß ein Weltbild nur dann vollkommen sein kann, wenn es beide so restlos verschmilzt wie die Kunst Helene Böhlaus.

Wien Christine Touaillon

Das Pentagramm der Liebe. Von Hans Franck. Fünf Novellen. Berlin 1924, Deutsche Buchgemeinschaft G. m. b. H. 267 S.

Hans Franck hat sich durch sein bisheriges Schaffen einen Namen erworben, der es nicht zuläßt, seine neuen Werke

nur mit dem müden Lächeln des Geltenlassenwollens abzutun. Wendet man aber diesen besonderen Maßstab auf seine Novellensammlung „Das Pentagramm der Liebe“ an, so wird man voll leiser Enttäuschung gewahr, daß hier der Verfasser die auf ihn gesetzten Erwartungen nicht erfüllt hat. Novellen der Liebe will er geben. Zwar ist es richtig, daß in diesen Erzählungen das Wort Liebe oft vorkommt; daß aber Liebe ein Gefühl, daß sie das höchste Geschenk des Himmels ist, das mit Erdenkräften nicht gemeistert werden kann — davon merkt man hier so gut wie nichts. Die erklügeltesten Gelegenheiten, die größten Unwahrscheinlichkeiten werden hervorgesucht, um den Gestalten Francks Anlaß zu geben, über Liebe oder besser: über das, was sie dafür halten, spitzfindig sich zu streiten, das wenige Gefühl, das ihnen zugebilligt sein mag, durch die Regeln starrer Logik und kalten Verstandes zu ertöten, ohne daß sich diese Menschen je ihrer Unnatur bewußt würden.

Damit die nötige Spannung und Abenteuerlichkeit diesen Erzeugnissen überfeinerten Geistes nicht fehle, greift Franck in die fernsten Zeiten und Räume hinüber; Kreuzzüge und Morgenland, moderne Kolonisation und Mittelamerika werden aufgeboten, um den Rahmen seiner Novellen zu bilden. Trotz aller Beherrschung der Sprache und Anwendung vieler Kunstgriffe gelingt es Franck nicht, die fremden Zonen und Kulturen lebendig zu machen. In einer oft unverständlichen Weise werden den einfachsten Naturkindern Guatemalas und des Malayischen Archipels Erwägungen und Gefühle untergelegt, die nur den ganz mit der abendländischen Zivilisation vertrauten Geschöpfen eigen sein können. Alles dies hat zur Folge, daß Franck bei dem Ringen um den Mann zwischen den europäischen Frauen und ihren exotischen Nebenbuhlerinnen die nur zu bald auftretenden Schwierigkeiten durch reichliche Berufung auf übersinnliche Kräfte und geheimnisvolle Mächte zu bewältigen sucht.

Es ist schade, die unleugbare Kraft Francks in solchen Ketten gefesselt zu sehen. Seine Begabung erweist sich auch hier noch in teilweise außerordentlich scharf gesehenen Bildern von Menschen und Naturstimmungen. Sie zeigt sich in der Jugendgeschichte des Helden seiner Novelle „Das Schwerste“ und vor allem in der Erzählung von der Nonne „Angela“. Hier ist wahrhafte Kunst entfaltet, hier spricht Liebe aus den zartesten Andeutungen, ohne daß dies Wort auch nur zu fallen brauchte, hier ist Franck Schöpfer — nicht nur Denker. Er hätte in allen Novellen von Goethe nicht nur die Rechtschreibung, deren Anwendung er in einer Vorbemerkung verteidigt, übernehmen sollen, sondern wie in „Angela“ dazu jene stille, unaufdringliche Selbstverständlichkeit, die auch in der einfachsten Darstellung Fülle des Geistes und Fülle des Herzens mit Meisterschaft auszudrücken versteht.

Leipzig — Karl Heinemann

Heimgekehrt. Erzählung. Von Hans Franck. Bremen 1924, Carl Schünemann. 123 S. Geb. M. 2.—.

Die kleine Erzählung ist eine der schönsten Früchte aus Hans Francks Dichtergarten. Es ist die Geschichte eines, der berufen ist, als Künstler auf einer weithin sichtbaren Kanzel im Reich des Geistes zu stehen. Und der den Weg dorthin von der Kanzel der Dorfkirche suchen und sich erkämpfen muß. Es ist ein Dornenweg, den Fried Hank geht, wenn auch in den Dornen die Rosen der Liebe blühen. Dieser Stoff konnte in die Hände eines Handwerkers, eines Routiniers kommen: dann wäre eine schmalzige, kitschige Angelegenheit daraus geworden. Hans Franck hat ihn in höherem Geist aufgegriffen und hat ein ernstes Kunstwerk daraus gemacht, an dem man seine Freude hat.

Hamburg — Carl Müller-Rastatt

Der kleine Gast. Roman. Von Georg Hermann. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 601 S. Geb. M. 8,—.

Georg Hermann ist in seinem neuen Werk Ort und Personenkreis seiner Romane „Jettchen Gebert“ und „Henriette Jacoby“, die ihn zuerst bekannt gemacht haben, treu geblieben. Auch „Der kleine Gast“ handelt in Berlin und zwar in dem jüdischen Mittelstande, für den die inneren Werte des Lebens noch nicht verblaßt sind. In einem hat sich freilich der Dichter gewandelt: nicht mehr sucht er den Stoff seiner Arbeiten in der Biedermeierzeit, er ist langsam dem Fortschreiten der Jahre gefolgt und läßt nun sein letztes Buch im Anfang dieses Jahrhunderts spielen. Im Grunde genommen ist dieser Wechsel nicht viel größer als der Unterschied zwischen heute und gestern, und Hermann selbst weiß: „Das Leben hatte eine andere Tonart damals ... Aber dennoch und trotzdem: es hatte genau die gleiche Melodie, das Leben.“ Wieder gibt der Dichter diesmal meist Mollklänge, wenn auch in beschleunigterem Zeitmaß, vielleicht Sechsachtel- statt Dreivierteltakt.

Je mehr sich Hermann entwickelt, um so weniger legt er Gewicht auf das äußere Geschehen in seinen Werken. Noch so viele Gestalten mögen in ihnen auftreten, — sie alle dienen nur dem einen Zweck: den inneren Gehalt der geschilderten Epoche sichtbar und bildkräftig zu machen. So bringt auch „Der kleine Gast“ keine spannende Erzählung, kein weltbewegendes Ereignis, nur daß ein berliner Schriftsteller, draußen in Friedenau, das Unerwartete erlebt, seinen Roman, noch ehe er ganz fertig ist, von einer großen Zeitung zum Vorabdruck angenommen zu sehen. Er liest den Brief, der dieses Glück meldet, in der Nacht nach einer kleinen Festlichkeit in seiner Wohnung. Nach ein paar Tagen, in denen sich ihm ein größeres, freieres Leben zu öffnen scheint, stirbt ihm sein einziges Kind, „Der kleine Gast“ auf Erden, noch nicht ein Jahr alt, — und alles versinkt, wird trostlos, zwecklos. „Nur eines bleibt: Die Träne hat uns die Natur verliehen.“

Um dieses wenige Geschehen schafft Hermann einen Rahmen, der durch die Innigkeit des oft unausgesprochen bleibenden, nur leise angedeuteten Gefühlslebens an Dickens erinnert, der durch die vergeistigte Leichtigkeit der Unterhaltung an Schnitzlers beste Seiten gemahnt. Mit Meisterschaft weiß vor allem der Dichter den Leser ganz unmerklich zu führen, so daß er am Schluß des Buchs erst gewahr wird, was es eigentlich mit dem Titel auf sich hat, daß nämlich letzten Endes alles, auch die geringste Regung eines Wunsches, von der Tatsache des Daseins „des kleinen Gastes“ beeinflußt war, daß „Little Dorrit“ wirklich den Mittelpunkt jedes Ereignisses und aller Gedanken bildete. Um die Familie des Schriftstellers Fritz Eisner schließt sich der weite Kreis seiner Bekannten und Freunde. Manche haben schon das Gefolge eines berühmt werdenden Mannes geschildert, Hermann ist es dabei gelungen, diese Gestalten einmal in ihrer Buntheit und Vielheit darzustellen, sie in Beziehung zueinander zu bringen, sie nicht nur als Einzelwesen, sondern als in ihrer Gesamtheit von einer bestimmten geistigen Zeitentwicklung abhängige Menschen zu zeigen. Der ewig Zweiundzwanzigjährige, der ewige Literat, der ewige Lyriker, — sie sind alle hier nicht mit dem tötenden Blick des Ironikers erschaut. Wie lächerlich und überflüssig sie

sein mögen, — auch über sie gießt der Dichter einen Schimmer seines tiefen Menschentums aus, für alle hat er das verstehende Lächeln wahrer Milde, ohne dadurch weichlich oder gar sentimental zu erscheinen. Selbst aus „zufälligen" Geschehnissen weiß Hermann Gewinn für sein Werk zu ziehen. Der Tod Peter Hilles entfacht im Literatencafé einen hitzigen Streit über Wert und Unwert von Roman und Lyrik. Mit Freude hört man dabei die feinen Bemerkungen über Kunst und Wissenschaft, die sich eingestreut an den verschiedensten Stellen finden, und die von der reichen Erfahrung und dem strengen Urteil des Verfassers zeugen. Wie kaum einer nach Fontane hat Hermann die Eigenart der berliner Umgebung erfaßt, und an ihn, den Schilderer berliner Lebens vor der letzten Jahrhundertwende, erinnert auch die Liebe, mit der sich Hermann in seinen Stoff und seine Umwelt, in Mensch wie Landschaft versenkt hat.

Leipzig Karl Heinemann

Der singende Baum. Neue Geschichten aus dem Paradies. Von Wilhelm Bölsche. Dresden 1924, Carl Reißner. 316 S.

Wenn man die größeren Darstellungen Bölsches in seinen früheren Büchern naturwissenschaftliche Novellen nennen konnte, so enthält „Der singende Baum" Novelletten, Kapriccios, Einfälle. Aber wieder belebt und gestaltet mit all der eigenartigen Kunst, die Bölsche zur Verfügung steht, wenn es sich darum handelt, einen verwickelten, sonderbaren oder fürs erste unverständlichen Vorgang in der Natur bildhaft und anschaulich zu machen, im Werden, Wachsen und Vergehen zu zeigen. Und auch der Humor fehlt wieder nicht, der rheinische Humor, der dem geborenen Kölner und bonner Studenten Wilhelm Bölsche immer in die ernsten Studien hineinkichert und auch gelegentlich einmal die „Tummeläut" schlägt (Kobolz schießt), wie man zu Köllen sagt. Für mich ist die Lektüre eines neuen Bölschebuchs immer ein Festtag; als ob man Blumen pflückte, wandert man gemächlich weiter und merkt erst zum Schluß, daß man wieder, spielend, eine Fülle neuer naturwissenschaftlicher Kenntnisse erworben und Entdeckungen kennen gelernt hat.

Weidmannslust C. F. van Vleuten

Meister Michels rätselhafte Gesichter. Roman. Von Hans Roselieb. Kempten 1924, Josef Kösel und Friedrich Pustet, K.-G. 465 S.

Roselieb gehört zu den Wenigen, die nicht aus literarischem Bemühen zum Werke kommen, sondern aus innerem Zwang. Die in ihm aufgespeicherten reichen und vielfältigen Erlebnisse suchen und finden die ihnen angemessene Form, da Roselieb über eine organisch aus der Idee von innen her arbeitende Gestaltungskraft verfügt.

Das Gerücht von einer geheimnisvollen Erfindung taucht auf, von den einen als Betrug, von anderen wieder als zukunftsreiche geniale Entdeckung angesehen. Der mit der Aufklärung betraute Kriminalkommissar gerät während seiner Nachforschungen in den Bann übersinnlicher, oder, nach der neuen und hier auch verständlicheren Terminologie von Wilhelm von Scholz, übernormaler Mächte, die ihm immer wieder neue „rätselhafte Gesichter" des ebenso rätselhaften Urhebers vorgaukeln. Aber dieser Weg durch Krankheit, Erfüllung und Enttäuschung läßt den Helden des Buchs aufwachsen zu einem neuen, wesenhaften Menschen.

Roselieb führt in diesem Buch in okkulte Gebiete, ohne okkultistisch zu werden, schaut hinter die Dinge, ohne Spiritist zu sein; aus dem Rätseldunklen spürt er die religiöse Urkraft des Menschen, das Schöpferische, das Göttliche. So erhält sein ins Kriminalistische hinübergreifender merkwürdiger Sonderfall eine kosmische Resonanz. Aber er wägt und mischt die Beziehungen ins Unentwirrbare, ohne die Fäden fallen zu lassen, er gibt Inhalt einem Lächeln, Bedeutsamkeit einem Schweigen, legt Frage und Antwort in eine Gebärde, hält mit einem wachsamen Blick das Geschehen in Spannung, ohne Gefühl und Einsicht für die zeitlich bedingte Relativität aller auf Erlebnis und Erfahrung beruhenden Werte zu verlieren. Roselieb ist ein formsicherer Erzähler, dessen starke Erfindungsgabe Absonderliches und selbst Undeutbares ungezwungen erscheinen läßt und das oft auf der Nadelspitze des Zufälligen ruhende Geschehen in seinen kuriosen Fügungen mit unbeirrbarer Selbstverständlichkeit lenkt, der von seinen psychologischen Erkenntnissen nie mehr Gebrauch macht, als sein gesunder Fabuliersinn verträgt, dem man einen oft eigentümlichen Wechsel zwischen Präzision und Phantastik übersieht, weil er nicht davon abhängig ist, und weil er nichts aus sich herausstellt, was ihm nicht zur unmittelbaren Anschauung geworden wäre.

Charlottenburg Hans Sturm

Akbar. Der Schatten Gottes auf Erden. Von Hans Much. Dachau bei München 1924, Einhorn-Verlag. 229 S.

Akbar, das ist: der sehr Große, war Großmogul von Indien, breitete seine Herrschaft fast über ganz Nordindien aus und starb 1605 in Agra. Man feierte ihn wegen seiner Kriegstaten, seiner Verdienste um die Rechtspflege, seiner gerechten Steuerpflege, seiner Förderung von Gewerbe, Kunst und Wissenschaft und wegen seiner einzigartigen Toleranz. Eine Biographie des merkwürdigen Mannes hat der Prinz Friedrich August von Schleswig-Holstein, Graf von Noer, 1881—1885 in zwei Bänden in Leyden erscheinen lassen. Das vorliegende Buch ist eine reizvolle Mischung von Geschichte und Dichtung um die Person Akbars. Hans Much, der, in Niederdeutschland wurzelnd, mit der Seele in den Orient hinübergreift und dort die Idealgestalten sucht, die er in seiner Heimat heute nicht findet, sieht in Akbar, „Dem Schatten Gottes in der Welt", wie ihn seine Zeitgenossen nannten, „den größten Herrschertyp der Welt" und findet, daß der Graf von Noer noch zu wenig sagt, wenn er Akbar „bis heute unübertroffen als wirkenden Propheten des wahren Menschentums" nennt. Indem er als Chronist von Akbars Verfahren und von ihm selber berichtet, dazwischen aber dichterische Szenen einfügt — Akbar in der Bauernhütte, Akbar und der Yogi, Akbar und der Jesuit —, entwirft er das Idealbild eines Herrschers, eines Menschen, wie er selber es sich träumt. Und der tiefste Sinn dieses Buchs ist, vor den Leser ein Bild zu stellen, dessen, was er werden soll.

Hamburg Carl Müller-Rastatt

Die Goldbarren. Zwei Novellen. Von Kurt Küchler. Bremen 1924, Carl Schünemann. 44 S. Geb. M. 1,—.

Küchler bringt in dem ersten Stück, das dem Bändchen den Namen gibt, einen komprimierten Roman. Phantastisch und doch verankert an der Wasserkante. Eine Geschichte, die anmutet, als würde sie uns in einer hamburgischen Hafenkneipe von einem erzählt, der mit dabei war. Die zweite Geschichte, „Der Neger mit dem Banjo" ist sozusagen Zugabe, eine interessante Anekdote, lebendig und mit Geschmack erzählt.

Hamburg Carl Müller-Rastatt

Der Wunderapostel. Roman. Von Hans Sterneder. Einband nach einer Zeichnung von Hans Thoma. Leipzig 1924, L. Staackmann. 450 S.

Gewiß, dieser dicke, pathetisch kündende „Roman" (der keiner ist) zeigt guten und jungen Lebensglauben und die Fähigkeit zur Begeisterung. Aber diese Dauerekstase wird schließlich Krampf. Nennt man Beatus Klingohr, den hingerissenen Jünger des „Meisters", einen Fidus-Jüngling, so hat man das ganze Buch sonder Hülle und Wortschleier, sein Echtes, sein Hohles und den falschen Kothurn.

Dieser „Meister", von den Kunden „der Wunderapostel" genannt, ist ein Indien entstammter Landfahrer, schwarzbärtig, flammenäugig, der Süddeutschland, die Schweiz, Italien bewandert, allerorten Kranke und Bresthafte heilend wie der Nazarener. Ein neues Evangelium geht von seinem Mund, eine Art Neo-Christentum, aus buddhistischen (Karma-Lehre), astrologischen (Lehre von den Zodiakus-Einflüssen), pantheistischen Elementen gebildet. Am Ende entschwindet der „Erhabene", Beatus die Lehre hinterlassend. Das Beste scheint mir nicht diese Lehre mit ihrem Betäubungsschwall recht ungleichwertiger Ideen, vielmehr das lebendige Lebensfazit des Beatus, der aus der Heimat, dem armen Geigenbauerdorf im Erzgebirge, über höchste Violintriumphe in die Heimatlosigkeit der Landstraße verschlagen wird, sowie das überraschende Tipplertreiben in Genua, der Zentrale europäischer Landstreicher.

Deutsche Gemüts- und Seelenschwärmerei, uferloses Erzählen, ohne kunsthafte Dämmung des Worts: das ist Sterneder. Das „Bilde, Künstler, rede nicht" sei auch ihm gerufen.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Die Reise um den Kummerberg. Von Paul Zech. Rudolstadt i. Thür. 1924, Greifenverlag. 179 S.

Dieses schmerzlich-holde Buch ist wie alles, was Zech gibt, Bekenntnisdichtung, gleichstark als Bekenntnis wie als Dichtung. Man muß da um Zechs dornichten Weg wissen, und um den Menschen, der ihn ging, freiwillig ging, um zum Letzten zu gelangen: zum Schauen.

Für ein kurzes Stück seiner Lebensfahrt läßt uns Paul Zech Begleiter sein und an einigen wesentlichen Stationen macht er Rast und erhebt seine Stimme zum Gesang. Wie er vom Leben singt, das habe ich an dieser Stelle in einem Aufsatz über den Dichter zu zeigen versucht. (L. E. XXV, 495.)

Paul Zech beginnt seine Fahrt in seiner kleinen westpreußischen Heimatstadt. Mit hundert Zeilen, in einer bis zum feinsten ausgemeißelten Sprache, gibt er ein Bild, das stärkste Impressionen hinterläßt; da bekommen die kleinsten Dinge Blut und Leben, da sieht man diese Spießbürger sich groß und gewichtig nehmen mit ihren Freuden und Kümmernissen, mit ihrer satten Zufriedenheit und Selbstgefälligkeit. Eine unerhörte Trostlosigkeit weht aus dem lähmenden Stumpfsinn dieser Kleinstadt zum Leser hinüber und legt sich wie ein Alb auf seine Brust. Hoch aber über dem Gekreuch in seiner Erdennähe und Erdenenge wölbt sich über allem das ewige Wunder Natur zu Trost und Frieden. Oder ein Havelsee blüht auf als ein einziger Hochgesang. Zechs überempfindlichen Organen entgeht nichts, und mit seiner großen, wenn auch ein wenig kühlen Liebe taucht sein abendlich-heimwehkrankes Herz in die stillen Zauber dieser versunkenen Welt. Solchermaßen führt er den Leser weiter, vorbei auch an den grauen, düsteren, blutigen Malen erdverhafteter Menschheit: an Fron, Laster, Verbrechen, Armut, Krankheit. Unscheinbares, Belangloses ballt seine Künstlerfaust zu Großem, Wesentlichem, und man weiß schließlich nicht, ob es der dunkle Sänger des Lebens ist oder der kühne Sprachschöpfer, der uns mit solcher Macht in seinen Bann zwingt.

Danzig-Langfuhr — Willibald Omankowski

Die heiße Not. Ein Kolonialroman. Von W. v. Rentzell. Hamburg 1924, Alster-Verlag. 235 S. M. 4,50.

Ein Roman ist das Buch nicht, sondern eine Kette aneinandergereihter Bilder aus dem Leben unserer einstigen Kolonialtruppe in Togo. Wären diese Geschehnisse in der schlichten Form, wie sie z. B. Frenssen in seinem Buch „Peter Mohrs Fahrt nach Südwest" anwendet, erzählt worden, wäre mir das Buch lieber gewesen. Der Verfasser läßt sich aber oft zu einer derart geschraubten Ausdrucksweise hinreißen, daß er geradezu unverständlich oder komisch wird und sich damit selbst um die Wirkung bringt. Ich schlage blindlings auf und lese: „Das Weiße in seinen Augäpfeln verschlang den Mond," oder „In der ruhigen Blauheit seiner Augen ...", oder (nachdem der Held ein Moskitozeckchen an der Stirn totgeschlagen hat) „Aus dem Klatsch an seinem Gesicht sprang rasch schreitendes, sandiges Geräusch aus der Verborgenheit des Parkes" usw. Gewiß gelingt dem Verfasser hin und wieder ein klares Bild; aber in den meisten Fällen klärt er durch seine Bilder nicht, sondern verdunkelt den Sinn oder erstickt das eine Bild durch eine Fülle sich drängender neuer Bilder. Schade, denn ich glaube, daß ihm die Gabe lebendiger Darstellung eignet, glaube es, trotzdem sein Buch „Die heiße Not" unausgereift und in manchen Teilen noch unklar und verworren ist.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Schicksal. Neue Novellen. Von Otto Frommel. Karlsruhe i. B. 1924, C. F. Müller. 222 S. Geb. M. 3,80.

Nicht das Dichterische ist das Anziehende an diesem Buch; denn wenn es auch hier und da stark und leuchtend zutage tritt, so wird es doch gar zu oft überwuchert und erstickt von langatmigen, bisweilen in schlimmstem Zeitungsstil dargebotenen überflüssigen Schilderungen, die kein Gestalten aufkommen lassen. In der ersten Novelle scheint der Autor von allen Musen verlassen zu sein; da ist nichts, aber auch gar nichts, was die Mühe des Niederschreibens oder gar den Druck rechtfertigen könnte. Was aber trotzdem mit dem Buch aussöhnt, ist das Gefühl, es mit einem klugen, geistvollen Menschen zu tun zu haben, dem Musik zur zweiten Natur geworden zu sein scheint und der daher in köstlicher Weise seine Leser in die Welt der Töne einzuführen versteht.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Im Märchenlande der Kindheit. Erinnerungen aus einem hannöverschen Pastorenhause. Von Adolf Thimme. Göttingen 1924, Turm-Verlag W. H. Lange. 98 S.

Es ist ein eigen Ding um die Herausgabe von Kindheitserinnerungen; der Herausgeber kommt gar leicht zu dem Glauben, seine ihm selbst natürlich sehr wertvollen und von seinen Anverwandten, Kindern und Enkeln gutmütig bestaunten Erinnerungen seien auch für Fernstehende von Wert. Ja, wenn der Erzähler entweder eine überragende Persönlichkeit ist, die in sich eine strahlende Fülle großer äußerer oder innerer Geschehnisse vereinigt, oder aber ein Dichter, unter dessen Händen jede Erinnerung sich zu einer Dichtung formt, dann darf er weitergehendes Interesse erwarten und fordern. Keins von beiden trifft bei dem

vorliegenden Büchlein zu. Was es bietet, sind freundlich gestimmte Aufzeichnungen eines gütigen, liebenswürdigen alten Mannes.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Rumänisches Tagebuch. Von Hans Carossa. Leipzig 1924, Insel-Verlag. 229 S.

Kann man Bücher, die aus der Kriegszeit stammen und deren Ereignisse besprechen, heute noch lesen? Gewiß nicht. Aber eine Ausnahme besteht: dieses Tagebuch eines deutschen Militärarztes soll man, muß man lesen! Es atmet einen stoischen Defaitismus aus, der nüchtern und blutenden Herzens in die Welt des Krieges hineinsieht; wo er sich am rohesten gebärdete, an der Front, dort wurden diese Notizen geschrieben; sie sind kein Roman, aber besser als alle Romane; ihre Philosophie ist wirklichkeitsnah: c'est la guerre, Madame! — Einfach, anspruchslos schildert der Autor Erlebnisse, Vorfälle, Landschaften, glückliche Tage, stürmische Schlachten, weder anklagend noch sonst tendenziös. Das Buch, auf eine kurz definierende Formel gebracht, ist die Kriegsgeschichte eines Kombattanten und für menschliches Interesse ebenso wichtig wie die Generalstabswerke aller Zeiten und Länder.

Berlin — Erik Krünes

Lucifers Geschlecht. Bilder und Gedanken. Von Ludwig Benninghoff. Hamburg 1925, Weltbund-Verlag. 216 S.

Ein schöner Titel, zwanzig schöne Bilder. Was dazwischen steht, ist von Anfang bis zum Ende eine Verirrung. „Die Gedanken sind Schemen, wesenlose Schatten", heißt es auf Seite 17, womit sich der Verfasser gewissermaßen selbst tötet. Was er gibt, ist ein Dithyrambus auf seine eigene Begeisterung, auf seine Berauschtheit am tönenden, klingenden Wort. Grausam zu lesen, wie alles Lebendige wieder zurückgestoßen wird in das Schattenreich, wie alles zerfließt, sich auflöst. Entsetzlich die Bemühungen, aus denen nichts zum Bild, nichts zur Gestalt wird, wie alles nur Name bleibt, Phrase, tönernes Wortgebäude. Eine Idee, die eines großen Dichters wert wäre, das Geschlecht der Lichtträger in der Geschichte und in den Bewegungen der Erde sinnvoll uns zu schenken.

Berlin — Guido K. Brand

Söhne und Liebhaber. Roman von D. H. Lawrence. Aus dem Englischen übertragen von F. Franzius. Leipzig 1925, Insel-Verlag. 632 S.

In seinem Reisebuch „Flügel der Nike" läßt sich Fritz von Unruh durch einen schwärmerischen englischen Jüngling über Lawrence den Dichter also belehren: „In dem englischen Mittland war seine Geburt. Sein Vater ein Säufer, seine Mutter das Licht. Schwer war sein Kampf ... Er glaubt nicht, daß Sehnsucht und Leidenschaft auch im Erleben der Wirklichkeit je ineinander fließen." Wenn man will, mag man in diesen wenigen Sätzen den Kern der „Söhne und Liebhaber" von D. H. Lawrence sehn, dessen Wesensart ich vor zwei Jahren hier zu zeichnen suchte („Lit. Echo" XXV, 581ff.). Unverkennbar ranken sich heimatliche Erinnerungen um die Kohlengruben des englischen Mittellandes und die benachbarte Stadt Nottingham. Durchaus erlebt, wie jede Figur des Romans, das Ehepaar Morel: der Vater Bergmann und Säufer, die Mutter Dulderin und Seele. Pauls Liebe zu seiner Mutter gehört zum Schönsten in aller modernen Dichtung. Daneben die Liebe zu zwei Frauen: in der unsinnlichen Jugendfreundin Miriam verkörpert sich alle Sehnsucht, in der von ihrem Manne getrennt lebenden Clara findet alle Leidenschaft ihren Niederschlag. Himmlische und irdische Liebe. Der schwerblütige Paul kann sich für keine von beiden entscheiden und zieht nach langem Schwanken in die Welt hinaus, wohl um Maler zu werden. Das ist für 632 Seiten gewiß nicht überwältigend viel an Inhalt; um so reicher der seelische Gehalt. Seit Thomas Hardys „Jude the Obscure" ist eine solche Gestalt wie dieser Paul Morel, ringend und bezwingend zugleich, kaum zum zweitenmal in der englischen Erzählungskunst geschaffen worden.

Auch der Übersetzer F. Franzius wurde nach Verdienst in jenem früheren Aufsatz erhoben. Er scheint mir hier in der Verwendung des Dialekts gelegentlich zu weit zu gehn, sollte etliche Menschlichkeiten und Irrtümer tilgen, trifft aber den Stil des Werks durchaus.

Berlin — Max Meyerfeld

Der Korsar. Roman. Von Victor Rydberg. Mit Zeichnungen von A. Paul Weber. Deutsch von Valeska Schmidt und Margarete Rabenow. Bearbeitet und herausgegeben von Franz Werner Schmidt. Berlin 1924, Franz Schneider. 359 S. M. 5,—.

Großes Aufgebot an Übersetzerinnen und Bearbeitern. Aber das Aufgebot des Fabulierens ist noch größer. Nichts fehlt, was dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts Farbe und Seele gab. Ein Menschenhasser, der Korsar, Frauenräuber, Menschenschinder, Rebell wird. Staatsverschwörung. Hexenprozeß. Inquisition. Seeschlacht und Landgefecht. Autodafés und Bälle. Dazwischen die Tragödien der Liebe mit glücklichem Ende. Kurz, alles, was das Herz der Sekundaner begehrt. Einem Fünfzehnjährigen, bei seinem Lesehunger, wird auch dieser Wälzer von Abenteuerroman nicht zu lang sein. Aber wir, die wir leider erwachsen und geprüft und sozusagen geläutert sind, können nur aus Pflichtgefühl die wertvollen eilenden Stunden diesem ungeheuren Schmöker schenken. Ich will nicht leugnen, daß auf einen Bogen gleichgültigster Schilderungen drei Seiten spannender Darstellung, ja beinahe Gestaltung folgen; aber reicht eine Sekunde Lust für eine Stunde Langeweile? ... Man gebe der Jugend, was der Jugend ist (Aber haben wir heute überhaupt noch eine für Romane dieser Art?) Es fällt auf dreihundertfünfzig Seiten kein Wort, das auch die keuscheste, ahnungsloseste Seele verletzen, aber auch selten eins, das eine erfahrenere bewegen könnte.

Berlin — Kurt Münzer

Slawische Seelen. Neuen Dichtern nacherzählt. Von Roda Roda. München 1924, Gunther Langes. 213 S.

Roda Roda übersetzt die südslawischen Novellen nicht nur, er dichtet sie auch um, korrigiert, streicht, ergänzt hie und da, kurz: er frisiert sie für den mitteleuropäischen Geschmack zurecht. Man müßte eigentlich gegen diese Methode manche Einwände geltend machen. Aber Roda Rodas Nachdichtung-Übersetzungsarbeit ist immerhin verdienstvoll, weil sie Proben aus der südslawischen Literatur vermittelt, eine Skizze Sandor-Gjalskis, des kroatischen Turgenjew, dessen großer Bauernroman noch immer nicht ins Deutsche übertragen wurde, bietet, eine Probe aus dem Humorschatz des belgrader Lustspieldichters und Sektionschefs Branislaw G. Nučić hervorsucht und mit dem Dalmatiner Simo Matavuji bekannt macht. Sonst ist die Auswahl Roda Rodas leider nicht sehr glücklich.

Berlin — Erik Krünes

Lyrisches und Episches

Mensch im Eisen. Gesänge von Volk und Werk. Von Heinrich Lersch. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 205 S.

Das schöne starke Buch ist Bestandsaufnahme eines heiligen Schöpferjahrs. Heinrich Lersch schafft in sich Ordnung, räumt auf, macht Inventur. Das Geschäft ist bisher schlecht gegangen; darum quillt Werk aus allen Kisten und Kasten, unverbraucht, mit dem zarten duftigen Flaum des Neugeborenseins. Kein Warenhaus mit dreihundert Verkaufsständen und fünfzig Kassen. Eine eng gedrückte Schmiede, aber voll der kostbarsten Formen, wie sie zwischen Hammer und Amboß aus Menschenfron erwachsen: durchgeglüht und durchglüht Zoll für Zoll, Kurve für Kurve, Niete für Niete. Ex occidente lux. Vom Westen her, aus den Blasebälgen und Schornsteinen des Ruhrgebiets kommen reinigende Winde über das Volk des mittleren Deutschlands, das in Materie zu ersticken droht. Die Leute von Nyland fingen an, indem sie namenlos blieben und eisernen Gesang zum Preise der am Eisen Werkenden wie aus überpersönlichem Volksmunde erhoben; Heinrich Lersch entdeckt gar vom Eisen aus das Paradies.

Es ist eine Lust, einen Menschen mit seinem Handwerk so verschweißt zu sehen, daß er, weil er doch ein Dichter ist, auch nur durch sein Handwerk wie durch ein symbolisierendes Gewebe ins Land der Träume zu schauen vermag. Die großen Ereignisse seines Lebens: Wanderschaft, Krieg Liebe, Vaterschaft, Volkverbundenheit, klingen alle zwischen Hammer und Amboß in Rhythmus, Takt und Melodie zusammen. Welche Vielfalt in den wenigen dumpfen und hellen Tönen! Wälder rauschen auf und Himmelsmusiken instrumentieren sich; Granaten krachen, „wie wenn man auf Eisen schlüge“, und Minen springen: „so das Stampfen einer großen Nietmaschine“; nur im Lärm der Schmiede wird die Liebste gewonnen, kann sie ihr Schicksal im Amboß erkennen; und Vaterschaft läßt sich nur mit dem Phallus Hammer erkämpfen; das ächzende spritzende Eisen endlich treibt Werkmann und Werkmann zueinander, bis sie ein Volk werden, das den Weltchoral anstimmt: der Mensch ist unterwegs.

Lersch schämt sich gottlob auch seiner Kriegsgesänge nicht, die ihn uns zuerst teuer gemacht haben; ja, er bettet seine besten Lieder, vor allem „Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!“ in seine ekstatische Epik ein: wir erleben, wenn wir ihn vergessen haben, den Pfingstgeist von 1914 im Flammenzucken noch einmal. Er war noch keine Kriegslüge. Aber in seinem Gefolge freilich wälzen sich Erinnyen um die Füße der Besiegten, und die Geister der Gefallenen verwirren durch schreckhafte Visionen die Sinne der Enttäuschten; auch dieses, unseres Dichters.

Wir sind nicht Kesselschmiede wie er, haben andere Väter, Mütter, Brüder als er, und unsere Frauen und Kinder sind durch andere Schulen gegangen als die seinigen; unsere Kameraden endlich tragen Schweiß und Ruß ihres Werks nicht so körperlich zur Schau: dennoch fühlt, wer immer von uns Schicksal hat, im tiefsten Herzen Schicksalverbundenheit mit Lersch und Gemeinschaft der Wünsche. Was die wenigen Millionen der Tüchtigen, Gesunden, Arbeitsfreudigen unter uns in abendlich-besinnlicher Stille stumm erharren, hier ist's in lose gebundenen Wortgruppen hörbar geworden. Da ist ein Vers lautknapp wie „Gott“ und füllt doch eine Zeile; ein anderer überflutet wiederum alle Ufer und Deiche schulmäßiger Strömung und wird zum See, ohne des rhythmischen Wellenschlags verlustig zu gehen. Die Silben holt er aus Himmel und Hölle zusammen und glüht sie, der Schmied, wie unvereinbar sie erscheinen, mit kralliger Faust in eins; am nüchternen Alltagswege liest er Namen des Ungefährs auf und stellt sie, der schriftstellernde Dichter, mosaikartig zueinander, bis ein Gemälde, ein plastischer Fries hervorspringt.

Obgleich in sich geschlossen, brodelt es zwischen den Sätzen und Stücken von Protuberanzen, die neben der klaren gestalteten Sprache noch eine zweite, geheime andeuten. Aus ihr können und werden neue Gesänge aufschreien, und ich sehe den Tag, da uns dieser „Mensch im Eisen“ nur wie ein Skizzenbuch anmutet, das noch breitere und höhere Flächen braucht und sucht, um sich zu vollenden.

Wie deutsch ist das: neben der Schmiede der Qual liegt gleich der Garten Eden. Eine kleine Wanderung ins Grüne löscht alle Fron-Unbill aus und führt in die große Schöpfungsstunde, da die ersten Menschen noch nicht vom Baume der Erkenntnis gegessen. Es geht nicht gelinde zu innerhalb einer Schmiede und im Schmiedegeschäft: Brotnot und Zeitkampf setzen sich in Hammerschläge wie in Flüche um; aber wie ein anderer am „Eisenwalzwerk“ und an einem sonnendurchleuchteten, vom lauten Tag verschonten, durch eine blendend weiße Gardine feierlich gewordenen kleinen Zimmer vielleicht zur selben Stunde malen konnte, so drängen sich in Lerschs Buch die zwei faustischen Seelen, die Brutalitäten des Geldverdienens und die Subtilitäten des Vonderluftlebens ohne sichtbare Naht aneinander. Aber wenngleich er gern das Schmiedefeuer schürt und das Eisen biegt und glättet; wenngleich er nach kurzer Flucht aufs freie Land immer wieder an den Amboß zurückkehrt und seine Wurzeln dort sind, wo Gott das Eisen wachsen ließ — die Krone seines Wesens heißt geschmiedetes Menschtum, und sie steigt pfeilgleich auf und läßt Ruß und Hammerschlag des Pilgrims unter sich. Wie Heinrich Lersch das Glück der Liebe schwärmerisch genießt und der Mutter des werdenden Kindes ehrfürchtig begegnet; wie er Gott sucht und seinen Kameraden dient, das hebt sich mit geläuterten pfingstlichen Flammen aus dem dunklen Dach der Schmiede heraus in den wändelosen Raum, der einer Himmelfahrt von jeher günstig war. Ein Himmelfahrer ist auch Heinrich Lersch der Schmied.

Berlin — Ferdinand Gregori

Hans Friedemann. Seelengemälde in Tagebuchblättern. Von Friedrich Baltzer. Halle a. d. S. 1924, Buchhandlung des Waisenhaus. 275 S. M. 6,—.

Der Lebensroman eines Deutschamerikaners in Versen. Eigentlich sind es nur Bilder und Stimmungen von seelischen Berührungen von Mensch zu Mensch. Ganz sympathisch und voll eines reinen hohen Wollens. Ein stilles, freundliches Buch, das seinen Verfasser als eine poetische Natur offenbart.

Münster i. W. — Friedrich Schönemann

Literaturwissenschaftliches

Klopstock. Von Franz Schultz. Seine Sendung in der deutschen Geistesgeschichte. Frankfurt a. M. 1924, Verlag Englert & Schlosser. 16 S.

Friedrich Gottlieb Klopstock. Von Ernst Elster. Marburger akademische Reden Nr. 41. Marburg a. d. L. 1924, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 30 S.

Klopstock. Handschriftenabteilung der Preuß. Staatsbibliothek. Berlin 1924.

Angenehm zu lesen ist die Rede, welche Franz Schultz zur Klopstock-Feier der Frankfurter Universität gehalten hat. Schultz erweist sich darin als ein geschmackvoller Schriftsteller und moderner Geisteswissenschaftler, der eine historische Persönlichkeit in ihrem Wesentlichen zu erkennen und darzustellen weiß. Er sieht deutlich die Persönlichkeit Klopstocks als lebenformend, nicht nur als literarisch wirksam; ja er spürt darin geradezu das schlechthin Bedeutsame seiner Wirkung. In Klopstock fand die deutsche Dichtung ihre Würde, das deutsche Leben ein Stück seiner inneren und äußeren Freiheit wieder. So ist dies Leben von seinem Beginn bis zu seinem Ende ein symbolisches Dasein gewesen. Diese richtige Auffassung von Klopstock hat Schultz sehr präzis herausgearbeitet, und so ist ihm ein abschließendes Bild dieses Dichters gelungen, der erst im Zuge der Hölderlin-Renaissance und der Tendenzen des George-Kreises auch in seinen dichterischen Bemühungen wieder gewürdigt worden ist. Auch davon weiß Schultz kluge Dinge zu sagen, wie er auch von der innigen Verknüpftheit Klopstocks mit der religiösen Bewegung seiner Zeit — dem Pietismus vor allem — eine genaue Vorstellung hat. Alles in allem ist die Schultzsche Studie mit das Beste, was zum Klopstock-Jubiläum auf einem deutschen Katheder gesagt worden ist.

Sehr viel breiter und sehr viel inkonziser, darin durchaus den Stil der alten Generation verratend, gibt sich Ernst Elster in seiner Klopstock-Studie. Nein, mit dem Schlagwort „empfindsam" ist Klopstock so ohne weiteres nicht in seinem Wesen zu erfassen. So bleibt denn Elsters Studie bei großer Gelehrsamkeit im einzelnen, die aber gleichsam spielerisch und ohne rechte Zielstrebigkeit aufgeboten wird, doch mehr an der Oberfläche haften, sagt da freilich viel Richtiges und Lobenswertes.

Sehr hübsch ist die Klopstock-Gabe, welche die Handschriftenabteilung der Preußischen Staatsbibliothek herausgebracht hat. Faksimiles einer Zeichnung von Klopstocks Geburtshaus, eines Briefes, der sich auf die Subskription seiner „Gelehrten-Republik" bezieht, und eines raren Druckes, in dem Klopstock, mit eigenhändiger Unterschrift, seinen Freunden die Bedingungen der Subskription bekanntgibt. Das alles ist sehr schön und sauber gedruckt und mit einem sehr instruktiven Nachwort versehen. Ein Büchlein, das für den bibliophilen Sammler wie für den Literaturfreund Wert hat — und, da es nur in einer einmaligen Auflage von 750 Stück gedruckt ist, bald auch Sammlerwert besitzen dürfte. Jedenfalls hat die Preußische Staatsbibliothek eine anmutige Gelehrsamkeit bewiesen, für die gerade auch Klopstock selber ihr aus dem Olymp oder aus Walhall Dank wissen wird, da gerade er, wie keiner vor ihm, mit dem deutschen Pedantismus brach und einer freien Weltläufigkeit des deutschen geistigen Menschen den Weg bereitete.

Grünberg i. Schl. — Werner Mahrholz

Der Frauendienst des Minnesängers Ulrich von Liechtenstein. Frei bearbeitet von Michelangelo Baron Zois. Stuttgart 1924, Robert Lutz. 316 S.

Ein hübscher Leinenband mit geschmackvollem Rücken enthält den Frauendienst des Minnesängers Ulrich von Liechtenstein, frei bearbeitet von Michelangelo Baron Zois, und führt den Leser in die Welt des ausklingenden romanischen Mittelalters, um eine der geistvollsten, amüsantesten und vielleicht herzerquickendsten Gestalten des Rittertums zu neuem Leben zu erwecken. Ulrichs Frauendienst ist die erste bekannte Autobiographie, das erste Memoirenwerk, das wir besitzen, der Zeit entsprechend mit lyrischem Einschlag und den Erlebnissen der Liebe geweiht, kein Epos, ein Werk, das ähnlich wie Goethes „Wahrheit und Dichtung" in der Literatur steht. „Der Liechtensteiner will uns nichts Absonderliches erzählen," sagt der Verfasser, „und ebendeshalb wirken seine Worte um so nachhaltiger, führen sie uns unbemerkt so in seinen Alltag ein, daß wir in die Schönheit und Größe der Zeit langsam hineinwachsen ... so lernen wir nicht Kulturgeschichte, sondern sie wird unser." Ulrich ist einer der späten Minnesänger, der meist mit erstaunter Unbill betrachtet wurde wegen der schnurrigen Abenteuer, die er im Minnedienst bestand; diese Abenteuer, sein Venuszug und sein Ritt durchs Land, als König Artus verkleidet, entsprachen dem Gebaren seines Jahrhunderts und taten seiner Ritterehre keineswegs Abbruch, wenn auch alles im Dienste einer Dame geschah, die ihm wenig Erfüllung und viel Enttäuschung einbrachte. Man interessiert sich für Ulrich, lernt man ihn durch das vorliegende Buch kennen, und gewinnt den melodienreichen Sänger lieb, dessen Lieder zu den besten und sanglichsten gehören. Die Übersetzungen der Verse sind wohltuend frei und lassen im Gegensatz zu der gezwungenen Wörtlichkeit in Tiecks Übersetzung den Sinn und die Melodie zu froher Geltung kommen. Der größte Teil der Dichtung ist in Prosa wiedergegeben, die den Inhalt fließend erzählt, so daß keine Ermüdung den Leser fassen kann. Die gut geschriebene Einführung enthält viel kulturhistorische Einzelheiten, aus denen sich das Leben des Ritters als eine Selbstverständlichkeit loslöst.

München — A. v. Gleichen-Rußwurm

Nicolaus Lenau. Gedichte. Herausgegeben und eingeleitet von Heinrich Bischoff. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Paraphrasen über Lenau. Von Vincenzo Errante. Eingeleitet von Paul Wertheimer. München 1924, Verlag für Kulturpolitik. 166 S.

Wenn der sichtende und feinfühlige Ordner der jüngsten Auswahl aus Lenaus lyrischem Werk, Professor Bischoff, bedauernd von einer Einmütigkeit, die kaum ein paar Ausnahmen zuläßt, spricht, mit der die modernen Literarhistoriker Lenaus baldiges Vergessensein prognostizieren, so ist das eben nur so zu verstehen, daß sich ein engstirniger deutscher Lokalgeist gegen Lenau als Fremdling und Eindringling wendet. Lenaus wilde dämonische Unrast paßt ebensowenig in das lächerliche Schema der Goethe-Eichendorff-Mörike-Storm auszeichnenden „Abgeklärtheit" hinein wie sein pathologischer Pessimismus zu der deutschbürgerlichen moderierten, daseinsfrommen Heiterkeit. Aber Paul Wertheimer erinnert demgegenüber mit Recht daran, daß Lenau auch heute noch der unklar gärenden Jugend mehr bedeute als all die biedern grundbürgerlichen Sänger, ja daß vor ihm eigentlich ein Liliencron und Rilke als eng empfunden werden und daß selbst ein Mann wie Jung-Bismarck sich an Lenauscher Verzweiflung sattrank. Der Privatdozent Errante an der Universität Pavia ist ein feinfühligerer Schätzer eines so impulsiv-genialen Dichters als seine deutschen Verkleinerer. Er zeigt in seiner wertvollen Abhandlung über die unsterblichen „Schilflieder", wie ein seltsames Glücksgeschick in diesem von eigenem neurasthenischem Subjektivismus erbarmungslos und zwangsläufig zerstörten Leben Lenau nach seiner freiwilligen Entsagung auf die geliebte Lotte, die wunderbar ausgeglichene symphonische Rundung der „Schilflieder"

schenkte, in denen sich Natur und Seele des Dichters so innig durchdringen wie höchstens später noch kurz vorm Zusammenbruch in den „Waldliedern". Und im „Faust" findet er die genial transponierte Paraphrase von Lenaus eigenstem, unerbittlich tragischem Leben.

Berlin — Paul Friedrich

Das Werk Stefan Georges. Seine Religiosität und sein Ethos. Von Hermann Drahn. Breslau 1925, Ferdinand Hirt & Sohn. 160 S. Geb. M. 5,—.

In dem Bemühen um die Formung einer neuen Ethik ist der Verfasser dieses Werks, dessen Veröffentlichung er infolge tödlichen Unfalls im Gebirge nicht mehr erlebt hat, zu der Überzeugung gelangt, daß ethische Postulate von lebendiger Gültigkeit nicht in der philosophischen Spekulation zu suchen seien, sondern im leiblich gelebten Vorbild. Nur der erhabene, wahrhaft große Mensch ist es, aus dessen Wandel und Wirken „ein Gesetz von so zwingender Allgemeingültigkeit spricht, daß jeder persönliche Unterschied zwischen Menschen vor ihm schwindet". In seinem Leben bietet er ein Vorbild, dem Tausende, von ihm auf irrationale Weise, nicht durch den Verstand bezwungen, nacheifern, oder im Werk eine neue Welt der Lebenswerte, die das geistige nicht nur, sondern auch das sittliche Steuer der Zeit herumzuwerfen fähig ist. Das nach Karl Wolfskehls Ausspruch „ewig zu verdammende 19. Jahrhundert" hat den im Lauf der Jahrhunderte entstandenen Riß zwischen Volk und Geist bis zur sittlich schöpferischen Impotenz des letzteren vertieft. Ethik ist aus einer Sache des Gesamtmenschentums eine Erbpacht der Vernunft, eine philosophische Disziplin, ein wissenschaftlicher Spezialismus geworden und überläßt die Praxis mit dem ganzen Hochmut des Kathedertums der Literatur und den „Literaten". Im Leben selbst aber herrschen die der Wirtschaft entnommenen Begriffe absolut. „Nicht mehr der Mensch ist das Maß für die Dinge; er ist das Opfer der Dinge, er hat sich unter ihre Herrschaft gestellt." Aber „das Schicksal stellte in unsere sinkende und irrende Zeit einen Dichter mit überpersönlichem Geist und höchster Gestaltungskraft: Stefan George". Er ist „Träger volkhafter Sittlichkeit", weil er „die tiefsten Kräfte des Volks zu erfassen und neu zu gestalten weiß" und damit eine Brücke schlägt über jenen Abgrund zwischen dem Leben des Volks und dem des Geistes. Nun — alles dies und mehreres der Art ist schon von Hermann Drahn gesagt worden, und der ist allerdings ehrlich genug, sich zu seinen wichtigsten Vorgängern, Friedrich Gundolf und Friedrich Wolters, ausdrücklich und wiederholt zu bekennen. In der Tat ist Drahns Arbeit, obwohl an ihrer erlebnishaften Originalität nicht gezweifelt werden kann, ohne Wolters und namentlich ohne Gundolf, dessen Ausdrucksweise sie sich vielfach zu eigen macht, nicht zu denken. Aber es fehlt ihr nicht selten an der Überzeugungskraft, die Gundolfs Verlautbarungen auszeichnet. Es finden sich neben glänzenden Prägungen dürre Stellen genug, die dem Schwung des Ganzen Abbruch tun und zu dessen Kampfstellung wider die Spekulation in einem seltsamen Gegensatz stehen. Es findet sich auch manches Mißverständnis Georgescher Formung und im Gedankengang selbst, der mit philosophiegeschichtlichem Ballast ziemlich belastet ist, mancher Widerspruch, so daß es, alles in allem, mitunter nicht ganz leicht erscheint, den Zusammenhang festzuhalten. Freilich ändert dergleichen nichts an dem eigentümlichen und einzigen Belang dieses Buchs: daß ein Mensch, dessen geistige Wirksamkeit grundsätzlich spekulativ eingestellt war, durch das Erlebnis des Georgeschen Werks eine entscheidende Wandlung seiner bisherigen Einstellung erfahren und dieser inneren Umwertung der Werte mit allem ihm zu Gebote stehenden Nachdruck Rechnung getragen hat.

Kassel — Will Scheller

Hans Roselieb. Von Wilhelm Schulte. (Dichter der Gegenwart. Eine Monographienreihe. Herausgegeben von Arthur Friedrich Binz.) Mit Bild und Faksimile des Dichters. Würzburg 1924, Wolfram-Verlag. 56 S.

Jakob Kneip. Von Martin Rockenbach. Ebenda. 54 S.

In dieser wertvollen Sammlung, die der Herausgeber mit einer Monographie über Franz Herwig einleitete, umreißt Wilhelm Schulte das ansteigende Werk eines bereits bewährten Erzählers, und zwar mit eingehender Sachlichkeit. Wer sich über Hans Roselieb unterrichten will, findet hier alles sorglich beisammen über die „Essays", die „Motive" der einzelnen Romane und Erzählungen und über deren „Gestaltung".

Martin Rockenbach entwirft in der gleichen Sammlung ein gutes Bild des bisherigen Schaffens von Jakob Kneip, weniger tiefschürfend als klar und allgemeinverständlich gehalten. Hin und wieder leuchten neue Perspektiven auf. Gutgewählte Proben aus des Dichters Werken erläutern und bestätigen Rockenbachs Urteile. „Kunstdichtung", schreibt Rockenbach, „ist in Kneip zurückgekehrt in die Quellgründe bester deutscher Volkstradition, Kunstdichtung als Volksdichtung stellt ein zukunftsgroßes katholisches Weltbild neu vor die Augen eines ganzen Volkes."

Charlottenburg — Hans Sturm

Walter von Molo. Der Dichter und das Leben. Von Franz Camillo Munck. Leipzig 1924, Max Koch. 225 S.

Ein unbedingter Bewunderer Molos hat das Buch geschrieben. Und es ist gut geschrieben. Der Verfasser ist mit den Werken, mehr noch: mit dem Geist des Dichters aufs innigste vertraut, ja verwachsen und in alle seine Ideengänge eingeweiht, die er deshalb bis in den hintersten Winkel zu verfolgen vermag. Was er gibt, ist freilich kaum irgendwo Kritik: überall Einfühlung, Ausdeutung. Und in seiner Darstellung herrscht ein Überschwang, der selbst dem aufrichtigsten Freund und Verehrer Molos zuviel wird. Und der allen, die das rechte Verhältnis zu ihm noch nicht gefunden haben, dies eher erschwert als erleichtert. Im übrigen mag man in der prächtig ausgestatteten Schrift weniger eine Ergänzung zu Molos Gesammelten Werken als eine Vorbereitung darauf erblicken, zumal Auszüge daraus über die Hälfte des Raums beanspruchen.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Briefe an Fanny Brawne. Von John Keats. 1819—1820. Ins Deutsche übertragen von Adolf Girschick. München 1924, Musarion-Verlag. 99 S.

Allerlei Fragen drängen sich auf. Erstens: ist John Keats durch seine Dichtungen in Deutschland so bekannt und geschätzt, daß diese Auswahl von Briefen an Fanny, sein Mädchen, auf unbedingten Anteil rechnen kann? Zweitens: sind diese Briefe so bedeutend, sind sie etwas so Einmaliges, daß sie, losgelöst von dem Dichtwerk des Schreibers, auf eigene Existenz Anspruch erheben könnten? Oder liegt der Fall so, daß die Briefe etwas sind, weil sie von Keats herrühren, daß sie dagegen nichts zu sagen hätten, wenn sie nicht von Keats wären? Zweifellos ist das menschliche Interesse stärker als der literarische Wert, das biographische Mo-

ment überwiegt das künstlerische. Die Briefe der Brownings etwa kann man bewundernd lesen, ohne das geringste von ihren Werken zu wissen. Diese Briefe jedoch wird man nur ins Herz schließen, wenn der Dichter Keats darin schon einen bevorzugten Platz einnimmt. Hätte er nicht die Schwindsucht gehabt (und vielleicht noch ein anderes Leiden); wäre er nicht mit 25 Jahren gestorben; hätte ihm Shelley nicht die Totenklage gesungen; vor allem: wäre er nicht Englands größter Lyriker geworden — seine Liebesbriefe hätten es durch sich selbst schwerlich verdient, auf die Nachwelt zu kommen.
Das Deutsch des Übersetzers Adolf Girschick liest sich ganz leidlich. Ein Modewort wie „Ausmaß" (S. 83), eine falsche Wendung wie „infolge Mangel an Dir" (S. 84) wären zu vermeiden gewesen. Auch die Besonderheit des Stils hätte sich schärfer wiedergeben lassen.

Berlin — Max Meyerfeld

Verschiedenes

Geschichte und Gegenwart. Fünf historisch-politische Reden. Von Erich Marcks. Stuttgart 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 168 S. Geb. M. 4,50.

Die Vielseitigkeit der historiographischen Kunst von Erich Marcks tritt in dieser Sammlung von Reden dem Leser anschaulich und aufs glücklichste entgegen. Zunächst erbringt der durch die ganze Neuzeit geführte Überblick über die Beziehungen zwischen Frankreich und England, wobei die Bedeutung dieser Beziehungen für die Gesamtheit eindringlich betont wird, erneut den Beweis für seine Gabe des Zusammenschauens und des Herausraffens der wirklich entscheidenden Linien aus ungeheurem Stoff; dieser Abriß ist ein würdiges Gegenstück zu seiner so berühmt gewordenen Darstellung der Einheitlichkeit der gesamten englischen Außenpolitik. Wer die „Männer und Zeiten" von Marcks kennt, weiß andererseits von seiner Fähigkeit, Persönlichkeiten in knappen und scharfen Umrissen vorzuführen. Dafür ist eine Probe seine Gegenüberstellung von Napoleon und Alexander I.; hier besaß er in dem Franzosen Vandal einen schwer zu übertreffenden Vorgänger, umso bewundernswerter ist es, wie er es verstanden hat, über ihn hinauszugehen. Wieder mehr ab von den Persönlichkeiten hin zu den Dingen, zu den durch die Jahrhunderte hindurchgehenden Tendenzen führt der Gang durch Tiefpunkte des deutschen Schicksals in der Neuzeit. Die gegenseitige Beeinflussung des Sachlichen und der großen Persönlichkeiten ist dagegen der Vorwurf des Essays über Preußen als Gebilde der auswärtigen Politik. Ist hierbei schon der Blick stark auf den praktischen Nutzen gerichtet, den die Gegenwart aus historischer Betrachtung ziehen kann und soll, so gipfelt die den Band beschließende „Pfingstpredigt" von 1922 in dem Aufruf, beim Anblick der Nöte der Zeit nicht in öden Fatalismus und Hoffnungslosigkeit zu versinken. Schwer lastet das Geschick auf Deutschland, und jeder Leser wird die innere Erschütterung empfinden, von der die Worte des Verfassers getragen sind; desto stärker wirkt dann seine Mahnung, „dem Leben in seinen Wandlungskräften zu vertrauen" und nicht den Glauben an die Zukunft zu verlieren.

Heidelberg — Wolfgang Windelband

Napoleon I. Sein Leben und seine Zeit. Von Friedrich M. Kircheisen. Mit Abbildungen und Faksimiles. Fünfter Band: 1799—1804. München 1925, Georg Müller. 418 S. 8°.

Kircheisens „Napoleon" ist von vornherein ganz anders, viel höher zu werten als jeder der zahlreichen Versuche, mit mehr oder weniger Geist aus dem Leben des großen Korsen ein Blendfeuerwerk herzurichten, das in einem riesigen „N" gipfelt. Denn Kircheisen ist wohl jetzt der erfolgreichste Sammler von Napoleonicis und darüber hinaus mit der beste Kenner der kolossalen Sintflut an gedruckten wie ungedruckten Quellen über seinen Helden. Um so schroffer wirkt ein dem Band beigelegter Zettel, wonach der Verfasser (z. Z. Köpenick, Schloßplatz) den größten Teil seiner wertvollen Napoleon-Bibliothek verkaufen wolle. Denn wenn er auch versichert, daß das Manuskript zum sechsten Bande bald beendigt sei und die übrigen Bände — wie viele? — sich in schneller Folge anschließen sollen, so weiß doch jeder, der auch nur annähernd mit einem ähnlichen Unternehmen belastet gewesen ist, daß man sich da seines Handwerkszeugs nicht eher entledigen darf, bis der letzte Korrekturbogen gelesen ist. Es wird doch nicht Not dahinter stecken? Gelehrtenschicksal! — Der vorliegende Band führt vom 19. Brumaire (10. Nov. 1799) bis an die Stufen des Kaiserthrons. Neues bringen namentlich das dritte Kapitel (Masséna in Genua 1799/1800) und das achte Kapitel (der Seekrieg 1799—1802), worin vor allem die Schilderung der verunglückten Expedition der Engländer und Russen nach Holland und der berüchtigten Beschießung Kopenhagens durch Nelson (2. April 1801) fesselt. Auch die drei letzten Kapitel: die Verschwörungen gegen den Ersten Konsul, seine verfehlte Kolonialpolitik und das Zeitungswesen während des Konsulats, bergen eine Fülle halbvergessener oder bisher unveröffentlichter Einzelheiten.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Ferdinand Lassalle, die Schriften des Nachlasses und der Briefwechsel mit Rodbertus. Herausgegeben von Gustav Mayer. Stuttgart-Berlin 1935, Deutsche Verlags-Anstalt. 451 S. Geb. M. 12,—.

Unter diesem Titel ist jetzt der sechste und abschließende Band der von Mayer edierten „Nachgelassenen Briefe und Schriften Lassalles" erschienen, viereinhalb Jahre nach dem Erscheinen der Jugendbriefe. Dem Herausgeber des Gesamtwerks, durch welches das Gesamtbild des großen Agitators nach den verschiedensten Seiten hin lichtvoll erhellt wird, gebührt für seine mühevolle, offenbar mit äußerster Gründlichkeit vorgenommene Durcharbeitung des massenhaften Materials und für die trefflichen „Einführungen", durch die er es erläutert, warmer Dank. Es wäre sehr zu wünschen, daß sich nun auch für den brieflichen Nachlaß Marxens ein Herausgeber von gleicher Hingabe und gleichen Qualitäten fände.
Wenn schon jenes in den Jugendbriefen abgedruckte lange Schreiben an den Vater, in dem der junge Student seine Überzeugung von dem alsbaldigen Anbruch einer neuen welthistorischen Epoche: der des Kommunismus, Ausdruck gibt, von Hegelschen Wendungen und Terminologien durchsetzt war — zeigt hier das ausgegrabene Konzept zu einer „Philosophie des Geistes", noch eindringlicher, mit welcher Energie Lassalle damals schon sich in das Grundgefüge der Hegelschen Gedankenwelt hineingearbeitet hatte. Sein Studium dieses Philosophen, der auch auf den jungen Marx so mächtig eingewirkt, dem aber Lassalle, im schärfsten Gegensatz zu Marx, in seiner ganzen späteren Entwicklung treu blieb, begann schon im achtzehnten Lebensjahr, als der frühere Handelsschüler sich für das Maturitätsexamen vorbereitete.

Die anderthalb hundert Seiten umfassende, und dabei nur in kurzen Merkworten und Hindeutungen entworfene Skizze „Geschichte der sozialen Entwicklung" — das Gerippe eines Vortragskursus, den Lassalle bald nach der Revolutionszeit, die ihn mit Marx zusammenbrachte, in Düsseldorf vor Arbeitern hielt — bezeugt, wie intensiv der Fünfundzwanzigjährige, ungeachtet seines prinzipiellen Festhaltens an der Hegelschen Geschichtsphilosophie, sich damals schon in die ökonomische, überall auf den Kampf von Klassengegensätzen zurückgreifende Betrachtungsweise Marxens eingelebt; ebenso aber auch den Reichtum des Wissens, den er sich zu jener Zeit bereits auf ökonomisch-sozialem Gebiete speziell in der Geschichte der großen französischen Revolution angeeignet. Indes, von einer grundlegenden ökonomisch-theoretischen Arbeit, die Lassalle geplant und auf die er wiederholt hinweist, fanden sich im Nachlaß so gut wie keine Spuren. Lothar Bucher, der offizielle Testamentsvollstrecker Lassalles, hat die in Frage kommenden Manuskripte, von deren Herausgabe er für sich eine Gefährdung seiner Staatskarriere befürchten mochte, unter Berufung auf ein von Rodbertus eingeholtes Gutachten, unverantwortlicherweise vernichtet. — Die lebendigen, auch kulturell politisch interessierenden Briefe, die Lassalle unmittelbar nach dem Krimkriege von seiner Orientreise an die Eltern und die Gräfin Hatzfeldt schrieb, füllen etwa hundert Seiten des Bandes. Ungefähr den gleichen Raum nimmt die Korrespondenz mit Rodbertus, dem konservativ schillernden Zukunftssozialisten ein, dessen Briefe an Lassalle Adolf Wagner in den achtziger Jahren publiziert hatte. Der sanguinische Lassalle hoffte auf ein öffentliches Eintreten des einflußreichen Mannes für seinen sozialistischen Propagandafeldzug, aber Rodbertus lehnte sogar die Mitgliedschaft in dem Lassalleschen Arbeiterverbande ab. Gerade an dem Entscheidenden, der Verbindung sozialistischer Ideen mit der Forderung des allgemeinen gleichen Wahlrechts, nahm er Anstoß.

Charlottenburg — Conrad Schmidt

Dreißig Jahre Hamburger Wissenschaft. 1891—1921. Rückblick und persönliche Erinnerungen. Von Werner von Melle. Zweiter Band. Herausgegeben auf Anregung der Hamburger Wissenschaftlichen Stiftung. Hamburg 1924, Broschek & Co. 752 S.

Bürgermeister W. von Melle hat dem ersten Band seiner Geschichte der Entstehung der hamburger Universität, der hier seiner Zeit angezeigt wurde, rasch den zweiten folgen lassen. Die Darstellung wird hier im Jahre 1911 mit der „Universitätsdenkschrift" aufgenommen, die der Verfasser selbst damals für den Senat ausarbeitete, und schildert dann die Meinungsgegensätze, die zweimalige Einbringung der Universitätsvorlage 1913 und 1919 und ihre beidesmalige Ablehnung durch die Bürgerschaft und die schließliche Annahme durch die neue Bürgerschaft am 28. März 1919. Diese Annahme war mit Sicherheit vorauszusehen, um so seltsamer empfindet man es, daß die alte Bürgerschaft in ihrer letzten Sitzung vom 18. März sich in der Ablehnung als einer reinen Demonstration gefiel. Sie hätte sich einen besseren Abgang geschaffen, wenn sie das schöne Kulturwerk, dessen Vater von Melle ist, unter Dach gebracht hätte. Nun ließ sie der „Revolutions-Bürgerschaft" den Ruhm, die hamburger Universität ins Leben gerufen zu haben. Über den Ausbau der Fakultäten und der Volkshochschule berichtet dann das letzte Kapitel. Es ist hochverdienstlich, daß der Mann, der, wie kein zweiter, um das Wachsen und Werden der Universität Bescheid weiß, diesen Entwicklungsgang nach den Dokumenten ausgiebig geschildert hat. Sein Buch ist ein Quellenwerk für jeden, der sich mit der Geschichte der deutschen Universitäten zu befassen hat. Darüber hinaus aber auch das Werk, das am besten über das geistige Leben Hamburgs überhaupt in den letzten dreißig Jahren orientiert.

Hamburg — Carl Müller-Rastatt

Geschichte Hamburgs 1814—1918. Von Ernst Baasch. Erster Band: 1814—1867. Gotha-Stuttgart 1924, Friedr. Andr. Perthes A.-G. 319 S. M. 7,— (9,—).

Als dreizehntes Werk der von Armin Tille herausgegebenen „Deutschen Landesgeschichten", die die dritte Abteilung der Onckenschen „Allgemeinen Staatengeschichte" bilden, erscheint dies Werk, das nicht nur erwünscht, sondern geradezu notwendig war. Denn Adolf Wohlwills ausgezeichnete „Neuere Geschichte der Freien und Hansestadt Hamburg" behandelte ja insbesondere die Jahre 1789—1815; von da an bis in die Jetztzeit haben wir wohl chronikalische Darstellungen, aber keine „Geschichte" in eigentlichem Sinn. Hier also ist Ernst Baasch, der frühere langjährige Direktor der hamburgischen Kommerzbibliothek, in die Bresche gesprungen. Dank seiner mehr als dreißigjährigen Beschäftigung mit der Geschichte seiner Vaterstadt, dank auch dem Umstand, daß er in althamburgischem Geist und Empfinden groß geworden ist, konnte er, da anknüpfend, wo Wohlwill endete, ein lebensvolles und zutreffendes Bild der Schicksale Hamburgs im letzten Jahrhundert geben. Daß er dabei weniger Wert auf Vollständigkeit als auf Herausarbeitung der für die Entwicklung des großen Stadt-Staats wichtigsten Momente gelegt hat, kann man nur billigen. Die Geschichte Hamburgs in der hier zu behandelnden Epoche ist in keiner Weise dramatisch — selbst die Revolution von 1848 ist es nicht —, es handelt sich um Verfassungsfragen, politische Beziehungen zu Deutschland, Verkehrsbeziehungen zu den Nachbarn, juristische Fragen, Fragen des geistigen und kulturellen Lebens, vor allem aber um den Lebensnerv Hamburgs: Handel und Schiffahrt. Es gibt da auch nicht große Männer, die als Persönlichkeiten an sich imponierten: es scheint, das hamburger Klima ist dem Wachstum solcher Naturen nicht günstig. Es gibt Männer, die im kleinen Rahmen des hamburgischen Staats die Aufgaben, die zu lösen sind, erkennen und der Lösung zuführen. Für das große Publikum wird die Geschichte Hamburgs im letzten Jahrhundert nie so reizvoll sein, wie die Preußens, Frankreichs, Englands in der gleichen Epoche. Wer aber vom Werden Deutschlands in diesem Jahrhundert ein klares Bild haben will, der darf auch an dem Werdegang Hamburgs nicht achtlos vorübergehen. Baasch sieht diesen Gang im Großen klar und richtig und beherrscht das Material für die Darstellung auch in den Einzelheiten mit schöner Sicherheit. Das Bild, das er von der ersten — größeren — Hälfte des Jahrhunderts im vorliegenden ersten Band seines Werks gibt, ist zutreffend und anschaulich. Man muß hoffen, daß er den Schlußband bald folgen lassen kann.

Hamburg — Carl Müller-Rastatt

Die Wiedergeburt durch Lagarde. Eine Auswahl und Würdigung. Von Mario Krammer. Gotha-Stuttgart 1925, Fr. Andr. Perthes A.-G. 223 S. Geb. M. 5.—.

An Auszügen aus Lagardes „Deutschen Schriften" in Buch- und Aufsatzform besteht kein Mangel; bei Kriegsausbruch sind sie viel gelesen und zumeist, trotz der besten Absicht,

mißverstanden worden. Für die nationale Wallung von 1914 konnte Lagarde nur sehr bedingt als Fürsprecher aufgerufen werden, und mit dem wilhelminischen Regime wäre er noch weit weniger einverstanden gewesen als mit den Staatsprinzipien Friedrichs des Großen oder Bismarcks. Er, der Romantiker, der Bewunderer Friedrich Wilhelms IV., hätte auch für die Pseudoromantik und für die Pseudoreligiosität der Zeit von 1888 bis 1914 nur schneidende Ironie übrig gehabt. Eher lebte etwas Lagarde Verwandtes in jenen Kreisen, die mit einem heiligen „Dennoch" vor dem Kriege im Ausland den deutschen Gedanken hoch hielten und die nach dem Zusammenbruch in den von den siegreichen Feinden besetzten Landesteilen an der Wiedergesundung arbeiteten, vor allem die letzten Vorkämpfer des deutschen Gedankens in der Ostmark. Nur zu gern haben politische und religiöse Parteien in den letzten Jahrzehnten (ähnlich wie nach den Schriften Goethes) nach den „Worten" Lagardes gegriffen, um sie ihren engeren Tendenzen dienstbar zu machen: man brauchte sie dazu nur aus dem Zusammenhang herauszureißen und den Erguß einer augenblicklichen Stimmung, den Ausdruck einer besonderen Kombination einseitig zu bewerten, wie das bei einem so höchst komplizierten und eigenwilligen, unter scharfen Gegensätzen sich bewegenden, sich selbst stetig einschränkenden, korrigierenden und wieder verfestigenden Geist nicht unmöglich ist. Lagarde ist nicht einfach zu durchschauen und zu überblicken, und auch eine noch so sorgfältige Auswahl seiner Schriften, ja deren Gesamtheit gibt noch kein vollständiges Bild, lehrt uns das Brauchbare und Ewig-Förderliche nicht heraussuchen aus dem Engen und Begrenzten; was bei einem so hart mit den Dingen kämpfenden Idealisten gar nicht unbegreiflich ist. Krammer bemüht sich ehrlich um die Klärung dieser Dinge, und wir dürfen ihm nachrühmen, daß sein Herz in dem Takt Lagardes schlägt, daß er die wirkenden Energien dieser großen Seele unter uns zu neuem Leben erwecken kann, ohne die Schranken des Mannes zu übersehen. Er zeigt, wie tief Lagarde in der Zeit der Erweckungsbestrebungen, in dem Geiste Jakob Grimms und der Männer um Stein wurzelt, und wie diese scheinbar rückwärts gewandte Romantik in Wahrheit doch ein Bekenntnis ist zu all jenen inneren Formkräften des deutschen Geistes, ohne die keine staatliche Neuordnung irgendwelcher Art das Heil bringen kann. Lagarde will das spezifisch Deutsche an diesen inneren Formkräften herausarbeiten, unterschätzt demgegenüber gelegentlich die Bedeutung der von dem deutschen Geist ergriffenen und (nur zu schwach) verarbeiteten Fremdstoffe, unterschätzt auch die Macht der Außendinge und der politischen Gebilde draußen und im Innern, die sich nicht durch noch so hohe und edle Programme umkehren lassen. Aber Lagardes vornehmer Konservatismus ist heute und gerade heute der allerstärksten Beachtung wert, so wenig sein großes Kolonisationsprogramm sich mehr durchführen läßt. In dem unkonfessionellen religiösen Suchen der Zeit, das so leicht auf Abwege gerät, wird er wie kaum ein anderer als Führer dienen können zu dem, worauf es ankommt; zu der demütigen Hingabe an das Unbegreifliche, zu jenem Willen zur Zucht, ohne den kein gotterfülltes Dasein denkbar ist.

Hamburg — Robert Petsch

Aufzeichnungen und Erinnerungen aus dem Leben des Botschafters Joseph Maria von Radowitz. Herausgegeben von Hajo Holborn. Bd. I: 1839–1877, Bd. II: 1878–1890. Stuttgart 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 372, 339 S. Geb. M. 20.—.

Um den Gesamteindruck vorwegzunehmen, die Erinnerungen von Radowitz stechen in angenehmster Weise von den vielen menschlich unerfreulichen Memoirenerscheinungen der letzten Jahre ab. Endlich einmal wieder lernen wir einen Mitarbeiter Bismarcks kennen, der seinen Lebensinhalt in sachlicher Arbeitsleistung, nicht in Intrige und Streberei fand. Ebenso wie er seine politische Aufgabe in möglichst geschickter Ausführung der Bismarckschen Gedanken sah und unbedingtes Vertrauen in die Weisheit des Kanzlers setzte, hing er auch persönlich an ihm und ist diesem Gefühl treu geblieben, als alle die Streber sich von dem Gefallenen abwandten. Infolgedessen ist es ihm gegangen wie Schlözer; er hat seine bis dahin so glänzende Laufbahn geschädigt. Obwohl gleich fähige Diplomaten dem neuen Kurs nur in geringer Zahl zur Verfügung standen, wurde er von Konstantinopel nach Madrid versetzt und damit einigermaßen kalt gestellt. Immerhin würde er auch von dort aus über die Ereignisse und führenden Persönlichkeiten der wilhelminischen Ära uns viel zu erzählen gehabt haben. Davon aber enthält das vorliegende Buch nichts, es bricht ab mit Bismarcks Entlassung. Die Biographie, durch die der Herausgeber diese Memoiren zu ergänzen gedenkt, wird hoffentlich bald die Lücke ausfüllen.

Nach der Aktenveröffentlichung des Auswärtigen Amts können uns in sachlicher Hinsicht natürlich keine großen Überraschungen mehr geboten werden. Aber die Erzählung dieses vielfach im Mittelpunkt der Geschehnisse stehenden und deshalb trefflich informierten Mannes, der gleichzeitig ein sehr kluger Beobachter war, wirft oft neues Licht auf die Dinge und läßt ihren eigentlichen Sinn klarer hervortreten. Von besonderem Interesse ist seine Darstellung der „Kriegsgefahr" von 1875, wobei ja seine Person durch die viel besprochene Mission nach Petersburg, die angeblich die Rückendeckung für den geplanten Angriff auf Frankreich schaffen sollte, zu allgemeiner europäischer Beachtung gekommen ist. Auch aus seiner Schilderung ergibt sich, wie falsch die längst widerlegte, aber immer noch geglaubte Behauptung von Bismarcks Kriegsgelüsten ist. Als Generalsekretär des Berliner Kongresses hat Radowitz dann abermals eine Aufgabe von gesamteuropäischer Bedeutung zu leisten gehabt und zu allgemeiner Zufriedenheit geleistet. Das dem Kongreß gewidmete Kapitel muß vor allem auch wegen der Charakterisierung der auf ihm vereinigten Persönlichkeiten und des Eingehens auf die sich hinter den Kulissen abspielenden Vorgänge als ganz besonders wertvoll bezeichnet werden. Weiter zeigen die Erinnerungen aus dem Jahr 1879 in aller wünschenswerten Deutlichkeit die Richtigkeit der sich allmählich Bahn brechenden Auffassung, daß nach Bismarcks Absicht das Bündnis mit Österreich durchaus nicht den Bruch mit Rußland bedeuten, sondern im Gegenteil den Zaren an die mitteleuropäische Mächtegruppe heranzwingen sollte. Für die deutsche Politik der achtziger Jahre hat der Orient höchste Bedeutung besessen, nicht so sehr in dem Sinne, daß dort direkt eigene deutsche Interessen im Spiel gewesen wären, sondern als Schnittpunkt der widerstreitenden Tendenzen der andern Großmächte, sodaß aus dieser Ecke ständige Gefahr dem Frieden drohte. Bekanntlich ist es dabei Bismarcks Prinzip gewesen, wegen der eigenen Unbeteiligtheit den Vermittler zu spielen und so den Frieden zu erhalten. Viel hing von der Persönlichkeit des konstantinopeler Botschafters ab, und glänzend hat Radowitz auf diesem Posten die in ihn gesetzten

Hoffnungen erfüllt. Ein Zufall wollte es, daß er gerade im März 1890, als der unheilbare Zwist zwischen Kaiser und Kanzler sich offenbarte, in Berlin weilte; infolgedessen können seine Memoiren auch für die Vorgänge bei Bismarcks Sturz als wichtige Quelle dienen. Besonders kommt da in Betracht der Bericht über eine lange Unterredung, die er am 20. März unter vier Augen mit dem Kaiser gehabt hat. Die Äußerungen, die Kaiser Wilhelm dabei getan hat, widerlegen eindeutig die z. B. von Eulenburg verfochtene Behauptung, daß Bismarck nicht entlassen worden, sondern lieber von sich aus gegangen sei, als die Kabinettsorder von 1852 zurückzunehmen. Bei der Neugestaltung der Außenpolitik des Reichs nach 1890 hat dann der Rat von Radowitz insofern eine wichtige Rolle gespielt, als auch er der Meinung war, daß nach dem Ausscheiden Bismarcks der Rückversicherungsvertrag mit Rußland nicht mehr erneuert werden könnte.

Mit dieser Hervorhebung einiger besonders wichtiger Punkte möchte ich dazu anreizen, selbst das Buch in die Hand zu nehmen. Sensationen sind nicht darin enthalten, aber es ist eine höchst interessante, belehrende und reizvolle Veröffentlichung.

Heidelberg — Wolfgang Windelband

Der Sklavenstaat. Von Hilaire Belloc. Übersetzt von Arthur Salz. Stuttgart 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 218 S. 8°. Geb. M. 7,50.

Das vorliegende Buch, übersetzt aus dem Englischen nach der zweiten Auflage von 1913, bedeutet den späten Versuch, einen trotz außergewöhnlicher Vielseitigkeit in Deutschland so gut wie unbekannten Engländer bei uns einzubürgern. Ob freilich ausgerechnet seine These vom Sklavenstaate besonders berufen ist, dies zu besorgen, will mir einigermaßen zweifelhaft erscheinen, weil sie von vornherein auf einen verhältnismäßig kleinen Kreis von Verständigen rechnen darf. Doch die Wahl ist nun einmal getroffen. — Belloc gehört nicht mehr zu den Jüngsten; im Juli begeht er seinen 55. Geburtstag. Der Name verrät französischen Ursprung. Und kraft des überaus stark in ihm waltenden Gefühls für Tradition greift Belloc wiederholt französische Stoffe an; er schreibt einen „Danton“ (1899), einen „Robespierre“ (1901), eine „Maria Antoinette“ (1910), widmet den Girondisten (1911) einen Band und schildert im „Path to Rome“ (1902) anmutig eine Wanderung von Südfrankreich nach Rom. Obwohl führender Katholik, saß er 1906 bis 1910 im Parlament auf den Bänken der Liberalen, fand jedoch am Parteigetriebe so wenig Geschmack, daß er seitdem der konservativen Opposition zuzurechnen ist. Verfasser zahlreicher Gedichte, kommt er uns diesmal staatsphilosophisch, sozialtheoretisch; wohlgemerkt auch hier mit dem oben gekennzeichneten historischen Einschlag, mit dem er teilweise an den Grafen Gobineau, teilweise an Lagarde erinnert. Er meint so: Unser kapitalistisches System ist eine Gesellschaftsordnung, die trotz der verfassungsmäßigen Gleichheit und Freiheit aller Staatsbürger deren Mehrheit zu besitzlosen Proletariern stempelt, welche ihre Arbeitskraft an eine kleine Minderheit verkaufen müssen, die als besitzende Kapitalisten die wesentlichen Produktionsmittel kontrolliert. Es kann sich nicht selbst erhalten, sondern ist zum Untergange bestimmt. Denn einmal ist die Spannung zwischen der Staatsethik und der immer rechts- und traditionsloser werdenden Gesellschaft zu groß; zweitens sind die Lebensgrundlagen, denen die kapitalistisch beherrschte Mehrheit unterworfen ist, zu unsicher. Selbst ein idealer Sozialismus könnte nicht helfen. Vielmehr strebt die gegenwärtige Entwicklung (die Nachkriegszustände haben dem vor dem Weltkriege Geschriebenen merkwürdig recht gegeben) einer Gesellschaftsordnung zu, worin das besitzlose Proletariat zugunsten der wenigen Herren der Produktionsmittel unter dem Arbeitszwang steht. Belloc nennt dies uns bevorstehende Los, das mit dem Verfall des Christentums zusammenhängt, mit Recht den Sklavenstaat.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Paula von Bülow, geb. Gräfin Linden. Aus verklungenen Tagen. Lebenserinnerungen 1833-1920. Herausg. von Joh. Werner. Leipzig 1924, K. F. Koehler. 213 S. Geb. M. 7,50.

Die zweiundachtzigjährige ehemalige Oberhofmeisterin tat gut daran, ihre Erinnerungen niederzuschreiben. Sie bringt hübsche kulturgeschichtliche Bildchen aus dem Gesellschaftsleben der ehemaligen großen Welt, geschichtliche Persönlichkeiten, wie etwa Kaiser Franz Joseph oder der spätere Kaiser Max von Mexiko, erscheinen in der liebenswürdigen Form jugendlicher, der Paula den Hof machenden Tänzer. Besonders ansprechend sind die mitgeteilten Freundschaftsbriefe von Wilhelm I., ihrem greisen, ritterlichen Verehrer. Was sie über ihn aussagt, darf als durchaus zuverlässig gelten und ist fein gesehen.

Eine zweifellos ungewöhnliche Oberhofmeisterin tritt aus diesen Seiten hervor; sie hatte politische Interessen, hatte selbständig und eifrig sich auf geistigen Gebieten bis zu ihrem Lebensende weiter gebildet; ihr „Gesang der Arbeiter“, ein Revolutionslied, zeigt den Wunsch, dieser fremden Welt gerecht zu werden, sie korrespondierte mit Haeckel und anderen Gelehrten. Wie dies recht häufig vorkommt, aber belanglos bleibt, hatte sie künstlerische Begabung; nach den Proben zu urteilen, hätte sie wohl als gefällige Bildnismalerin ihr Brot verdienen können, während ihre Landschaftsmalerei, wie ihre Lyrik den typischen Dilettantismus aufweist. Ihr Prosastil, auf den es hier in erster Linie ankommt, ist bedauerlicherweise, wenn auch nicht geradezu schlecht, doch keineswegs gut. Wie kann der herausgebende Professor sie als „Künstlerin“ preisen.

In noch höherem Maß als dieses Buch es vermuten läßt, war sie eine verschlungene Natur; betrübend, wenn auch nicht unerklärlich, ist die Gewohnheit der meisten, vor allem der weiblichen Autobiographen, Wichtiges zu verschweigen.

Sie ist eine „wohlgesinnte Wagnerianerin“, gibt „eine Fülle musikalischer Perlen“ bereitwillig zu, wenn sie auch unter den „fatalen Längen“ seufzte, und wenn auch die Oberhofmeisterin den Besuch ihrer Herrschaften, des Großherzogs und der Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin im Haus Wahnfried mißbilligen mußte. „Dieser Gedanke widersprach meinem Empfinden in mehr als einer Beziehung, es war jedoch nichts dagegen zu machen.“ Wie sie berichtet, wollte damals Wilhelm I. „dem Meister ein freundliches Wort sagen, und beauftragte seinen Adjutanten, den Grafen Lehndorff, den Meister im Zwischenakt herbeizuholen. Wagner weigerte sich hartnäckig, vor Seiner Majestät zu erscheinen, er habe keine Zeit. Der Adjutant faßte aber die Lage anders auf. Er erklärte dem Meister, daß wenn der Kaiser befohlen habe, er, Lehndorff, einfach gehorche, und wenn Herr Wagner nicht gutwillig dem Ruf Seiner Majestät folgen wolle, werde er ihn“ (Lehndorff hatte einen reckenhaften Wuchs) „auf den Arm nehmen und zum Kaiser hintragen. Das half.“

Auch wenn es sich nur auf eine Buchbekanntschaft erstreckt, ist der Verkehr mit schönen Menschen erfreulich, Paula von

Bülow, geb. Gräfin Linden war, wie nicht nur die Bildnisse, sondern auch die mündliche Überlieferung aussagt, die Verkörperung vornehmer, hochgezüchteter Schönheit.

Berlin — Marie von Bunsen

Lebensfahrten eines Deutschen. Von Ludwig Schemann. Leipzig 1925, E. Matthes. 402 S.

Ein liebenswürdiger Versuch der Autobiographie liegt in Schemanns Lebensfahrten vor. Aus der deutschen Idylle der sechziger Jahre führt der Weg den Verfasser in das junge deutsche Reich. Das reiche geistige Leben der neuen Hauptstadt, die ihrer Aufgabe entgegenzuwachsen versuchte, tat es dem Studenten an, doch es fehlte an interessanten persönlichen Beziehungen, die einem solchen Kapitel zu allgemeiner Bedeutung verhelfen. Auch als Bibliothekar in Göttingen, angewiesen auf den Umgang mit den Kleinstädtern, konnte zunächst nur von einer inneren Durchschnittsentwicklung die Rede sein, die ein „wozu dieses Buch?" im Leser aufkommen läßt. Erst durch den persönlichen Verkehr mit Paul de Lagarde wird dem Fernstehenden ein gewisses Interesse geweckt. Denn der Aufbau einer Weltanschauung auf Wagner, Schopenhauer und Gobineau wäre nur dann als bedeutungsvoll darzustellen, wenn der Träger dieser Weltanschauung selbst durch seine Leistung dies Unternehmen rechtfertigte. Schemanns Bücher über Gobineau, Wagner und Lagarde sind gewiß bemerkenswerte, anerkannte Schriften, aber sein Leben schrumpft ins Kleine zusammen und seine stark betonten politischen Ansichten sind nicht die befruchtenden Gedanken eines Führers. Der persönliche Verkehr mit den Großen reicht lange nicht an jenen Riemers oder Eckermanns mit Goethe heran. Fesselnd ist dagegen der musikalische Einschlag und das feine Verständnis, das Ludwig Schemann nicht nur einem Musiker wie Franz Liszt, sondern auch Cherubini entgegenbringt, neben der glühenden Begeisterung für Richard Wagner. Ferner ist Schemanns Kampf für Gobineaus Theorien durchaus wertvoll und interessiert die Gegenwart vielleicht mehr als die Zeitgenossen des Streites. In einer Anmerkung ist daran erinnert, daß schon Gobineau Europa und namentlich die Franzosen vor der Russengefahr gewarnt hat, die sich heute wie ein Sturmwind im Osten erhebt. Die anfängliche Mißstimmung dem Buch gegenüber weicht in den Abschnitten über Bayreuth und Gobineau, die wohl zu fesseln imstande sind, kehrt aber im letzten Abschnitt zurück, der ohne Befriedigung entläßt.

München — A. v. Gleichen-Rußwurm

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter. Jahrbuch der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois. Herausgegeben von Julius Goebel, Chicago, Ill. Jahrgang 1922/23. The University of Chic. Press.

Drei Arbeiten vereinigt dieser Band, die jede in ihrer Art nicht nur von Freude an wissenschaftlicher Arbeit nach deutschem Muster, sondern auch von glühender Liebe zu deutschem Wesen und Leben zeugen. Die erste stammt von Hermann Haupt und ist, wie ihr Titel besagt, „Zum Gedächtnis Karl Follens" verfaßt. Veranlassung zu dieser Gedenkschrift gibt ihm die hundertste Wiederkehr von Follens Landung in Amerika am 19. Dezember 1924. Haupt ist ein warmer Bewunderer dieses Vorkämpfers für Geistesfreiheit in der alten wie der neuen Heimat, obwohl er nicht blind ist für die persönlichen Schwächen seines Helden. Aber Heinrich von Treitschkes scharfes Urteil, mit dem dieser Follen im zweiten Teil seiner deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert ablehnt, bringt ihn in Harnisch. Geschickt verteidigt Haupt ihn gegen eine solche Verurteilung wahrer Herzenssehnsucht nach persönlicher und nationaler Freiheit. Mit einem höchst bemerkenswerten Beitrag bereichert im Anschluß an Haupts Arbeit, Professor Goebel, der Jahrbuchherausgeber selbst unser Wissen über Follen, indem er dessen Denkschrift über „Die Gründung einer deutsch-amerikanischen Universität" zum erstenmal im Druck veröffentlicht. Diese Denkschrift verfaßte Follen im Jahre 1819 und gab sie seinem Freunde L. Snell, bei dem sie 1820 von den die Burschenschafter verfolgenden Untersuchungsrichtern gefunden wurde. Seither hat sie im berliner Geheimen Staatsarchiv bei den Akten der damaligen Untersuchungsaktion gelegen. Ihre jetzige Veröffentlichung ist völlig gerechtfertigt; sie wirft nicht nur grelle Lichter auf die geistigen Nöte jener Tage, sondern zeigt auch den hohen Flug Follenscher Ideale und Pläne. Manches, was er sagt und plant, hat selbst heute noch für Deutschtum und sogenanntes Auslanddeutschtum wesentliche Bedeutung.

Die zweite der drei Arbeiten beschäftigt sich mit „Goethe und Amerika" und hat den Dozenten Wadepuhl von der Staatsuniversität Illinois zum Verfasser. Goethe hatte, so weist Wadepuhl nach, bis 1807 keine persönliche Einstellung zu Amerika, erst mit der Lektüre von Humboldts Aufsatz über die amerikanische Pflanzenwelt setzt ein dauerndes Interesse ein, das durch die sich mehrenden Besuche aus Amerika gesteigert wird und seinen Höhepunkt während der Amerikareise des jungen Prinzen Bernhard von Weimar erreicht.

Die dritte Arbeit, die nahezu zwei Drittel des Jahrbuchs umfaßt, ist eine Monographie über „German-American Poetry, a Contribution to Colonial Literature" von Uhlendorf. Er löst seine Aufgabe in mustergültiger Weise; man merkt es dem Stil und der Form seines Aufsatzes an, ihm war seine Arbeit nicht nur objektiv wissenschaftliches, sondern auch rein persönliches Erlebnis. Er geht sowohl den einzelnen Zeitperioden nach, in denen Lieder Deutscher in Amerika erklangen, wie auch den Stoffgebieten, mit denen sich ihre lyrischen Ergüsse beschäftigten. Er zeigt, wie Enttäuschung und Heimatsehnsucht in diese Lieder flossen, wie das Kriegserlebnis des Bürgerkrieges manche Ballade schuf und wie sich Leid und Zorn im Weltkriege zur Dithyrambe formte. Alles wird durch zahllose Beispiele belegt, und von den vielen Dichtern, die der Erwähnung wert wären, ist wohl keiner ungenannt geblieben. So wie er allen Klängen und Stimmungen nachgeht, wird seine Schrift zu einer Schilderung der deutschen Seele in Amerika.

Neuyork — A. Busse

Wie Edward Bok Amerikaner wurde... Eines holländischen Knaben Lebensrückblick nach fünfzig Jahren. Deutsch von Rickmer Rickmers. Mit 7 Bildern. Basel 1924, Benno Schwabe & Co. 288 S. M. 8,—.

Edward Bok leitete dreißig Jahre lang (bis Herbst 1919) die bekannte amerikanische Monatsschrift „Ladies' Home Journal". Wie er dazu kam, was seine menschlichen Voraussetzungen waren, welche Ziele ihm vorschwebten und mit welchen Mitteln er arbeitete, das enthält seine Autobiographie. Schon dieser Seite wegen verdient das Werk volle Beachtung. Man kann sich gar keine bessere Einführung in das Zeitschriftenwesen und literarische Leben der Union wünschen. Edward Bok konnte ein derart erfolgreicher Schriftleiter und Schriftsteller nur werden, weil er sich ungewöhnlich rasch

und geschickt amerikanisierte. Diese Seite seiner Autobiographie muß besonders europäische Leser interessieren, und sie können viel amerikanische Psychologie daraus lernen. Einen eigentümlichen Reiz üben einige Kapitel aus, die das Amerika von gestern behandeln, z. B. wie der junge Holländer nach Boston zu O. W. Holmes, Longfellow, Brooks und Emerson wallfahrtete, oder Boks Beziehungen zu dem berühmten Prediger Henry Ward Beecher, zu Roosevelt und Rudyard Kipling.

Im ganzen ist Edward Boks Lebensbeschreibung die Darstellung eines sicherlich außerordentlichen Menschen und Amerikaners und zugleich des amerikanischen Kulturlebens unserer Tage. Die Übersetzung von Rickmer Rickmers ist sehr zu loben. Nach Inhalt und Ausstattung kann man diesem echtamerikanischen Buch gar nicht genug deutsche Leser wünschen; denn es wiegt seinem vollen Gewicht nach mindestens ein Dutzend deutscher Reiseschriften über die U. S. A. auf.

Münster i. Westf. — Friedrich Schönemann

Fridericus und sein Volk. Dokumente aus dem alten Preußen. Von Kurt Kersten. Berlin 1925, Malik-Verlag. 73 S.

An dieser Stelle („Lit. Echo" XXVII, 120), habe ich die Schrift des gleichen Verfassers besprochen, in der er die herrschende Anschauung von Friedrich dem Großen zu erschüttern versucht, und habe sie als politisches Pamphlet, nicht als historische Darstellung bezeichnet. Jetzt möchte er seine Auffassung durch den Abdruck einiger Dokumente stützen. Demgegenüber brauche ich nur zu wiederholen, was ich damals geschrieben habe: gewiß sind die unter Friedrich herrschenden Zustände, von heutigen Verhältnissen her betrachtet, vielfach sehr traurig gewesen, aber es geht nicht an, deswegen zu übersehen, welchen Fortschritt seine Regierung dargestellt und wie sie das für die Entwicklung notwendige Durchgangsstadium gebildet hat, dem unendliche Förderung zu verdanken gewesen ist. Kerstens jeder wissenschaftlichen Betrachtungsweise ins Gesicht schlagende Art, an die Vergangenheit einseitig heutige Maßstäbe anzulegen, kann nicht scharf genug zurückgewiesen werden.

Heidelberg — Wolfgang Windelband

Fern-Ost. Als Gäste Jungchinas. Von Hans und Margarethe Driesch. Mit 61 bunten und einfarbigen Abbildungen, einem Plan und einer Karte. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus. 314 S.

Driesch, der leipziger Professor der Philosophie, einer der bedeutendsten der lebenden Vertreter des Fachs in Deutschland, ist an Stelle Geheimrat Euckens im Herbst 1922 als „Austauschprofessor" an die Reichsuniversität in Peking berufen worden und hat dort wie an einigen anderen Plätzen Chinas eine Reihe von Gastvorlesungen gehalten. Die Rückreise führte ihn nach Japan und Amerika, wo er ebenfalls noch zu Vorträgen aufgefordert wurde. Im ganzen war er etwa ein Jahr unterwegs; mit ihm seine Frau. Beide haben nun gemeinsam ihre Eindrücke und Erlebnisse in dem vorliegenden kleinen Werk veröffentlicht. Driesch hat als Philosoph den Chinesen unzweifelhaft sehr viel gegeben. Seine klassische Klarheit und Folgerichtigkeit sichert ihm überall Anerkennung, macht seinen Vortrag zum Erlebnis. Aber gerade sein System berührt sich auch mit dem chinesischen Denken. Seine Lehre vom „Ganzen" findet z. B. im klassischen Taoismus viele verwandte Anschauungen. Driesch erklärt denn auch, selber von der chinesischen Kultur ebenfalls tiefe Eindrücke empfangen zu haben. Sein Vorgänger als Gastprofessor in Peking war der Engländer Bertrand Russel, der ebenfalls ein Buch über seine Erlebnisse in China veröffentlicht hat (260 S.). Es ist nun interessant, beide Werke zu vergleichen. Der Engländer gibt selbstbewußt ein kulturpolitisches Programm. Der Deutsche begnügt sich mit „Reiseeindrücken, Mencheneindrücken, Betrachtungen ohne tiefer angelegtes System". „Weder ein wissenschaftliches Werk noch eine eigentliche Reisebeschreibung, noch das Reisetagebuch eines Philosophen." Der größte Teil des Ganzen stammt überhaupt aus der Feder von Frau Driesch. Das ist schade; denn Driesch hat sicher mehr zu sagen. Die wenigen eingestreuten Bemerkungen verraten das zur Genüge und sind kein ausreichender Ersatz. Aber die Einstellung war vielleicht dennoch richtig — und das ist das Betrüblichste —; denn das deutsche Publikum wird allenfalls die vorliegenden Schilderungen lesen, für ein Werk im Stil Russels ist es vermutlich weder reif noch aufnahmebereit. Oder sollte man es zwingen, sich emporzulesen? Die Plaudereien sind durchaus subjektiv, und das ist ihr Vorzug wie ihre Schwäche. Sie sind frisch, lebendig, unmittelbar. Freilich, wer länger im Fernen Osten weilte, weiß, wieviel erste Reiseeindrücke der Berichtigung bedürfen. Darauf muß hingewiesen werden, weil das Buch betont, daß es das „richtige" Bild der Verhältnisse des fernen Ostens zu geben versucht. Da schmerzt es nun den Eingeweihten, daß das Chinadeutschtum so schlecht fortkommt, und zwar sehr zu Unrecht. Die Deutschen in China waren es, die zuerst von allen Fremden die Landessprache auch außerhalb der Missionskreise zu lernen begannen, nicht die Amerikaner, die es uns erst nachmachten. Die Deutschen waren es, die zuerst den Chinesen auf dem Boden gesellschaftlicher Gleichberechtigung nähertraten, und zwar in China selbst und nicht nur chinesischen Studenten. Der Aufenthalt in dem amerikanischen Missionshaus in Nanking hat die Verfasser offenbar einseitig informiert.

Leipzig — G. Menz

Die sächsischen und salischen Kaiser. Nach zeitgenössischen Quellen. Von Johannes Bühler. Mit 16 Bildertafeln und 1 Karte. Leipzig 1924, Insel-Verlag. 476 S.

Der vorliegende Band der schönen Sammlung „Die deutsche Vergangenheit" berücksichtigt in seiner Quellenauswahl hauptsächlich die politische Geschichte von Konrad I. bis Heinrich V., einschließlich des Investiturstreites. (Wie der Herausgeber im Vorwort ankündigt, will er der deutschen Kultur im Früh- und Hochmittelalter demnächst einen eigenen Band widmen.) Es ist besonders darauf Bedacht genommen, daß die verschiedenen Arten geschichtlicher Aufzeichnung dieses Zeitraumes alle vertreten sind, was dem Ganzen eine reizvolle Mannigfaltigkeit gibt. Ehe Bühler die Quellen zu Wort kommen läßt, gibt er in ausführlichen Einleitungskapiteln einen Überblick über die Entstehung des deutschen Staates, über sein Heerwesen, seine Finanzen, seine Regierungsorgane und über die allgemeine Italien- und Kirchenpolitik der deutschen Kaiser (für die er um tieferes Verständnis wirbt) und schließt knappe Charakteristiken der einzelnen Herrscher an. — Im Quellenteil des Buches findet man den anschaulichen Bericht Ekkehards über den Einfall der Ungarn im Kloster des heiligen Gallus, welchen Scheffel für seinen Roman verwertet hat. Von sonstigen balladenhaften Szenen seien hervorgehoben der Besuch Ottos III.

in der Gruft Karls des Großen, das Ende Herzog Ernsts von Schwaben und seines Freundes Werner, Heinrichs IV. kühne winterliche Reise nach Canossa und der Verrat durch seinen Sohn. — Wie in den früheren Bänden der Bühlerschen Sammlung sind auch diesmal wieder reichliche Anmerkungen, Literaturnachweise und Register beigegeben.

Stettin E. Ackerknecht

Spanische Kultur und Sitte des 16. und 17. Jahrhunderts. Von Ludw. Pfandl. Kempten 1924, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 288 S.

Der Blütezeit der spanischen Literatur und Kunst, danach der Epoche des 16. und 17. Jahrhunderts, hat von jeher auch außerhalb Spaniens reges Studium gegolten; stellt sie doch ein wichtiges Glied in der Kette der Kulturgeschichte Europas dar. Auch Ludwig Pfandl hat hier mit Sachkenntnis jenen Zeitabschnitt seinen eingehenden Betrachtungen zugrunde gelegt. Ein umfangreiches Quellenregister, worunter manches schwer Zugängliche, gibt Aufschluß über sein fleißiges Durchackern des vorhandenen Originalmaterials. Ein besonderer Vorzug dieses Buchs soll darin gelegen sein, daß es vom Gesichtspunkt der behandelten Zeit selbst Einstellung und Deutung findet. Darüber mag man nun verschiedener Meinung sein. Tatsache bleibt, daß fast alle spanischen Kulturkritiker heutigentags jene Epoche als Menschen der Gegenwart zu beurteilen trachten. Danach die gebotene Distanz wahren, die jede richtige historische Wertung als Fundamentalprinzip voraussetzt. Man vernimmt also über Philipp II. und seine Nachfolger, deren wichtigste Regierungsaktionen, als einschneidendste die Maurenverfolgungen und Inquisitionen unter Einfluß eines mächtigen Adels und einer übermächtigen Kirche. Manch Einblick von Interesse erschließt sich dabei in die eigenartige, oft genug widerspruchsvolle Psyche eines buntgemischten Südvolks, dem Keltentum, Romanen, Germanen, nicht zum geringsten aber Semiten den Stempel aufgedrückt, und das gerade zu jener Zeit der ersten gründlichen Amalgamation, auf allen Gebieten, insbesondere aber in den bildenden Künsten, in Literatur und Musik, dann aber der Staats- und Kriegskunst, den weltlichen und kirchlichen Wissenschaften Epochemachendes leistete. Über vierzig Tafeln illustrieren das gediegen ausgestattete Werk.

Wien Martin Brussot

Die Rechtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Herausgegeben von Hans Planitz. Leipzig 1924, Felix Meiner. 236 S. Geb. M. 10,—.

Das Unternehmen des Herausgebers, das gleichartigen Veröffentlichungen desselben Verlages auf den Gebieten der Philosophie und der Medizin parallel läuft, ist deswegen begrüßenswert, weil es, Subjekt und Objekt der Darstellung vereinigend, hervorragende Juristen der Gegenwart dazu anregt, in autobiographischen Studien sich selbst der Nachwelt zu überliefern, und damit lebendiges Material sammelt für die Erkenntnis der Hauptströmungen heutiger Jurisprudenz. Der vorliegende erste Band ist der älteren Generation gewidmet, und so findet sich in ihm ein kurz vor dem Tode niedergeschriebener Beitrag Ernst Zitelmanns. Ein besonderer Reiz der Lektüre dieses Buchs ist durch die Vielfalt der in ihm zu Worte kommenden Persönlichkeiten gegeben. Neben reinen Wissenschaftlern, die freilich immer wieder den innigen Zusammenhang ihres Wirkens mit dem Rechtsleben selber betonen, gehört ein so hervorragender Praktiker wie der Oberreichsanwalt Ebermayer zu den Beiträgern — ein Mann, der auf solidester, durch sein literarisches Schaffen bewährter wissenschaftlicher Grundlage nicht nur mit seiner alltäglichen Beschäftigung regsten Anteil an der Rechtspflege nimmt, sondern auch als Wegbahner zu neuen Zielen an der Fortbildung des immer in der Wandlung begriffenen Rechts mitwirkt. Sein Beitrag ist darum wohl der aktuellste dieses Bandes. Die durch die Staatsumwälzung aufgeworfenen Probleme werden hier erörtert, die Bildung und Tätigkeit des Staatsgerichtshofes betrachtet und die seit mehr denn einem Jahrzehnt zu einer dringenden Angelegenheit gewordene Reform des deutschen Strafrechts behandelt, die vor der Vollendung schon wieder neuen Wandlungen unterworfen worden ist. Alle diese Autobiographien bedeutender Juristen (außer den genannten finden sich noch: Konrad Cosack, Viktor Ehrenberg, Otto Fischer, Otto Lenel, Otto Mayer und Philipp Zorn) sind auch deswegen besonders wertvoll, weil sie nicht bloß bewußte Selbstbekenntnisse, sondern auch (mehr oder minder deutlich) unbewußtes Sichselberverraten umschließen. So ist dem Leser die reizvolle Aufgabe gestellt, echte und falsche Töne zu scheiden und aus der Selbstcharakterisierung der Beiträger sich das — erst durch die Korrektur der Kritik ergebende — wirkliche Bild ihrer Persönlichkeit zu schaffen. Denn auch der bedeutendste Gelehrte vermag nicht über den eigenen Schatten zu springen. Man dringt hier in die Atmosphäre des Persönlichen tiefer ein, als es jemals in der Vermittlung einer Darstellung durch Dritte geschehen könnte.

Berlin-Wilmersdorf C. F. W. Behl

Rothenburg und das Taubertal. Von Werner Köhler. Mit 190 Bildern. (Der Fränkischen Fahrten 1. Bd., Der Deutschen Fahrten 3. Bd.) Berlin 1924, Franz Schneider. 230 S. Geb. M 8,—.

Richtiger müßte der Titel dieses schönen Wanderbuchs „Das Taubertal und Rothenburg" heißen. Denn der Verfasser beginnt seine Fahrt beim badischen Städtchen Wertheim, das am Einfluß der Tauber in den Main liegt, und führt uns über die württembergischen Taubergründe mit der alten Deutschordens- und modernen Badestadt Mergentheim flußaufwärts zum bayerischen Rothenburg, dem weitberühmten, das natürlich den Höhe- und Glanzpunkt der ganzen Schilderung bildet. Es ist eine Fußreise, und wer sie nachmachen will, muß sich Zeit lassen und auf mancherlei Bequemlichkeit verzichten; er sieht dann aber auch tausend Dinge, die dem D-Zug- oder Autoreisenden verborgen bleiben. Landschaft, Kunst (sie steht unter dem Zeichen Tilmann Riemenschneiders), Geschichte — alles, was davon zwischen Taubermündung und Tauberquelle an Beachtenswertem vorhanden ist, zieht an uns vorüber. In Wort und Bild. Die Fülle des Stoffs hat den Verfasser zu gedrängter Darstellung genötigt, zu einem sachlichen, aber nicht unebenen Stil. Die Illustrationen führen eine um so beredtere Sprache. Sie sind vorzüglich reproduziert, meist nach Photographien, die Köhler mit sicherem Künstlerblick selbst aufgenommen hat. Nur die (ja allgemein übliche) Trennung in Text- und an den Schluß gestellte Tafelbilder stört einigermaßen.

Rohr bei Stuttgart R. Krauß

Gülesa Ylayali. Briefe eines Haremsmädchens. Von Eira Hellberg. Hamburg 1924, Gebrüder Enoch. 175 S.

Der Titel ist irreführend, denn Briefe sind das eigentlich nicht, sondern so etwas wie Tagebuchblätter, die der Form

nach an den abendländischen Herzensbesieger dieser jungen Türkin gerichtet sind — einen Deutschen, der in Konstantinopel Vorträge hält, aber auch der edlen Malkunst beflissen ist. Die Paschatochter ist im Harem alter Art aufgewachsen, dann aber ist ihr Vater in Ungnade gefallen, und sie ist unter dem Einfluß eines Oheims eine Führerin der Reformbewegung geworden; ihre Aufzeichnungen sollen dazu dienen, ihr und dem Geliebten, den diese „Briefe" freilich nie erreichten, Klarheit über den Weg zu geben, den sie gegangen ist, über das Ziel, das sie erreichen will. Freilich, die Reformerin wird an den Geschlechtsgenossinnen, an sich selbst und ihrem Vogt Bey irre: ihr Liebestraum nimmt ein tragisches Ende, sie findet im Harem eines Alttürken das, was sie doch schließlich das Beste dünkt, die Herrschaft des Mannes, den sie nach einem Ich nie fragen wird. Die schwedische Verfasserin — die gut lesbare Übersetzung ist von Rhea Sternberg — betont im Vorwort, daß der Teil des Publikums, der bei dem Wort Harem vor allem an Odalisken denke, diese Schilderungen nicht lesen solle; nun, ganz fehlt es an solcher Zutat zwar nicht, doch bleibt die Hauptsache die Darstellung der Gärung, die der Kampf zwischen der Sehnsucht nach freiem Menschentum und die innere Gebundenheit an die Anschauungen des Orients in der Seele einer ihren Schwestern überlegenen Orientalin hervorrufen. Ob und inwieweit der Einzelfall typische Bedeutung hat, vermag ich nicht zu sagen: qui vivra verra.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Elijahu. Von Isaac Breuer. Frankfurt a. M. 1924, J. Kauffmann. 142 S. M. 3,— (4,—).

Die Schrift ist aus dem Gedankenkreis von Samson Raphael Hirsch, dem bekannten Denker des deutschen orthodoxen Judentums, hervorgegangen. Sie gründet die Philosophie des Judentums auf die Idee der Familie; das vom Weib und Mann gemeinsam zu pflegende, im Kinde seine Bewährung findende Menschentum ist ihm letzter Sinn des Seins. Dieser Auffassung stellt Breuer den „Völkerwahnsinn" und die Völkergeschichte entgegen, welche den Mann dem Umkreis der Familie entreißt, ihn zum Sklaven der Sächlichkeiten macht und eine vaterlose Kindschaft heraufführt. „Der Ruf des Weibes nach Emanzipation ist nichts als der tief erschütternde Ausdruck der tausendjährigen Sehnsucht des Weibes nach dem — Manne. Allein gelassen hat der Mann das Weib; ist über das Weib hinausgeschritten den Jammerweg zu den Sächlichkeiten; hat sich seines Vatertums entkleidet und damit auch das Muttertum unendlich erniedrigt."

Jerusalem — Hugo Bergmann

Deutsche Jugend vor den Toten des Krieges. Von Rudolf G. Binding. Dessau 1924, Karl Rauch. M. —,60.

Wenn Literaten und Schriftsteller vom Kriege reden und schreiben, wird es ein Gerede und ein Buch von Tausenden. Wenn Dichter vom Kriege dichten, wird es Mythos. Von keinem der lebenden Dichter würde ich den urtiefen, ergreifenden, erschütternden Mythos erwarten, ohne Pathetik, ohne Umwege als von Binding. Sein bruchstückweise veröffentlichtes Tagebuch weckt Hoffnungen. Oh, daß er endlich die große, unerreichte Dichtung vom Krieg uns schenke. Wie er ihn von ferne sieht, seine weiten Ausstrahlungen in die gegenwärtige Jugend hinein, die in einem deutschen unwirtlichen Mittelgebirge der Toten des Krieges gedachten, durch eine natürliche, schlichte Feier den Sinn für ungeheure Opfer höher hoben, das ist urgründig einfach, dichterisch verklärt, von deutscher Jugend viel erhoffend, in den wenigen Seiten der Schrift niedergelegt. Da ist nicht Rausch, nicht Umnebelung der Sinne durch nationalistische Feuer, sondern die stille, ungebrochene Kraft eines Schauenden, Gläubigen, der sich auf die Deutschheit unseres Volkes besinnt und von ihm die große Erneuerung trotz allem erhofft. Er ist in der Nähe Wilhelm Schäfers, der der deutschen Jugend sein „Deutschland" schenkte, und man möchte wünschen, daß diese Schrift mit der kleinen Schrift Bindings von Hunderttausenden gelesen würde.

Berlin — Guido K. Brand

Geschichte der Regie. Von Adolf Winds. Mit 145 Abbildungen auf 90 Tafeln und 6 Skizzen im Text. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 140 S. In Ganzleinen geb. M. 14,—.

Vom Theater als Gesamtkunstwerk und dessen eindrucksvollster Erscheinung, der Aufführung, ausgehend, will der Theatervollblutmensch Winds keinerlei Kritik, sondern lediglich ein Referat geben. Hilfsmittel sind ihm vor allem Abbildungen, Dekorationsskizzen, Szenarien, Regiebücher, dramaturgische Bearbeitungen. Er gelangt zu einer Trennung des Begriffs Regie in eine innere (Verlebendigung des dichterischen Wortes) und in eine äußere Regie (stimmungsvolle Gestaltung der szenischen Umwelt). Immer hat es die vergangene, wie die heutige Regie als ihre wesentliche Aufgabe betrachtet, in Übereinstimmung zwischen dem, was gesehen und dem, was gehört wird, ein Zusammenfließen von innerer und äußerer Regie zu einem organischen Ganzen zu erreichen. Wie nun aber im Wechsel der Zeiten jeweils die innere oder die äußere Regie beherrschend im Vordergrund standen, zeigt Winds in eindrucksreichen, dabei in prägnanter Kürze gehaltenen Untersuchungen auf, die es ihm gestatten, interessante Parallelen zur Gegenwart zu ziehen. Ja wahrhaftig, auch hier war alles schon einmal da.

Bei der Betrachtung der modernen Regie schöpft Winds aus seiner mannigfaltigen, praktischen, jahrzehntelangen künstlerischen Wirksamkeit, besonders aber aus dem Erlebnis. Richtung weist hier nicht der Drang nach möglichster Vollständigkeit, Beispiele und Zitate sollen vom persönlichen Erlebnis künden und zum Nacherleben helfen. In der Reihe der Männer, die von der Literatur zur Regie kamen, müßte noch Eugen Robert erwähnt werden, dessen besinnliches und zugleich amüsantes Buch „Theaterabende" ein Eingangskapitel über Kritik und Regie enthält, aus dem man gern ein Zitat bei Winds gefunden hätte. Besonders zu begrüßen ist es, wenn hier ein erfahrener Theatermann es klar und offen ausspricht, daß die stärksten Regisseure auch jederzeit die Herren ihrer Bühne waren: Goethe, Immermann, der Herzog von Meiningen, Laube, Dingelstedt, Brahm, Reinhardt, Hagemann, Weichert, Jessner, Stanislawsky, Tairoff u. a.

Die Bildbeigaben sind in Auswahl und Ausführung ausgezeichnet. Neben seltenem Material, namentlich aus der Nachbiedermeierzeit, wird der Nachdruck erfreulicherweise auf die zeitgenössischen Inszenierungen gelegt. Winds hat mit seinem Buch den Fachleuten eine Gabe gereicht, die jedem wertvolle Anregungen bietet. Der Nichtfachmann wird sich gern an der Hand eines so bewährten Führers in jenes wundervolle, heute gar mächtige Reich Regie geleiten lassen und der Gelehrte mag gern schöpfen aus dem Band, dem Winds bescheiden das Prädikat „die" vorenthalten hat.

Krefeld — Ernst Martin

Literargeschichtliche Anmerkungen

LVII

Die Rolle der Mutter im bürgerlichen Trauerspiel

Von Max Zollinger (Zürich)

Die Literaturgeschichte, des lebendigen Zusammenhangs zwischen Vergangenheit und Gegenwart bewußt, würdigt Lessings bürgerliche Trauerspiele als Anfang einer langen Entwicklungsreihe, die über Sturm und Drang und Hebbels „Maria Magdalena" in die dramatische Dichtung unserer Zeit hineinreicht. „Bürgerlich" nennt sie diese Sonderart des Dramas, weil hier das schon von Shakespeare nicht mehr buchstäblich anerkannte, von der Aufklärung aber noch einmal zum Gesetz erhobene Vorurteil, nur die Hochgestellten dieser Welt seien des tragischen Heldentums würdig, endgültig widerlegt wurde; der dritte Stand begnügt sich fürderhin nicht mehr mit der Aufgabe, für angenehme Erschütterung des Zwerchfells zu sorgen — er erhebt begründeten Anspruch darauf, auch die Herzen rühren zu dürfen. Das tragische Geschehen entwickelt sich zuerst aus dem Gegensatz der rechtlich schroff geschiedenen Stände; bei Hebbel wächst es aus der geistigen Struktur des (Klein-)Bürgerstandes heraus — „die bürgerliche Welt wird den ihr unterworfenen Individuen zum unentrinnbaren zerstörenden Schicksal" (Eloesser, Das bürgerliche Drama); in Schnitzlers „Liebelei" entsteht es aus der Spannung zwischen den Lebensformen der bürgerlichen Ober- und Unterschicht spezifisch wienerischen Gepräges.

Den Ehrbegriff des Bürgerstandes verkörpert der Vater des Mädchens, dessen Liebeserlebnis den Kern der dramatischen Fabel bildet. Die Ehre der Tochter ist für ihn zugleich die eigene Ehre und die Ehre seines Standes, das einzige Gut, das der Bürger nur durch eigene Schuld verlieren kann. Der stereotype harte Vater, dessen sittlicher Rigorismus in H. L. Wagners „Kindermörderin" und Hebbels „Maria Magdalena" die Ursache für den Untergang der Tochter wird, steht für den Zuschauer wie für den Leser dermaßen im Vordergrund des Interesses, daß die ebenso verhängnisvolle und nicht weniger typische Rolle der Mutter gewöhnlich übersehen wird. Während der Vater argwöhnisch über der Ehre der Tochter wacht, tut die Mutter das Gegenteil: sie schafft selbst die Gelegenheit zur Verführung (Frau Humbrecht); sie verhindert die Tochter daran, den Vater und vor allem den Bräutigam rechtzeitig zu warnen (Claudia Galotti); sie begünstigt hinter dem Rücken des Vaters das aussichtslose Liebesverhältnis ihrer Tochter und des vornehmen Herrn, das ihrer Eitelkeit schmeichelt (Frau Miller). Auch die Mutter Klaras ist am Tode der Tochter mitschuldig: sie hat das volle Maß ihrer Liebe dem Jungen zugewandt, das Mädchen aber im Schatten aufwachsen lassen und damit seine Sehnsucht nach der Befreiung vom Bann der elterlichen Vormundschaft gesteigert. Ebenso typisch wie der Anteil der Mutter an der Exposition ist ihr Verhalten oder besser: Nichtverhalten bei der Katastrophe: kein einziges der stoffverwandten Dramen läßt die Mutter im letzten Akt auftreten. Daß sich dies nicht ohne weiteres aus der Struktur der Fabel ergibt, beweist die gezwungene oder sonstwie mangelhafte Motivierung ihrer Abwesenheit. Claudia Galotti verläßt, nachdem sie sich sehr unvermittelt aus einer oberflächlichen Weltdame in eine deklamierende Heroine verwandelt hat, auf den Befehl ihres Gemahls die aufs höchste gefährdete Tochter, um — den Wagen nach Dosalo herauszuschicken. Die alte Millerin, die doch aus dem Spinnhaus entlassen worden ist, kommt einfach nicht nach Hause, ohne daß dies irgendjemandem aufzufallen scheint; ebenso verschwindet die Mutter Klärchens im „Egmont", den man dem „bürgerlichen" Drama nur darum nicht beizählen darf, weil die Liebe des vornehmen Helden zu dem kleinbürgerlichen Mädchen nicht den mindesten Einfluß auf sein Schicksal hat. Wagner läßt die Mutter Evchens zwischen dem vorletzten und dem letzten Akt am gebrochenen Herzen sterben, und Hebbel verhilft ihr, zum Verdruß der nach den beglaubigten physischen Ursachen fragenden Pedanten, schon im ersten Aufzug zu einem raschen Ende. Schnitzler („Liebelei") aber erspart sich diese Schwierigkeit, indem er auf die Rolle der Mutter überhaupt verzichtet: der alte Weiring, der seiner Christine das kurze trügerische Glück gönnt, da er ihr kein dauerndes verschaffen kann, ist der Tochter Vater und Mutter zugleich, ein Vater allerdings, der mit seinen hartherzigen Vorläufern nur eines gemein hat: die überschwengliche Liebe zu seinem Mädchen.

Das Verschwinden der Mutter im letzten Aufzug läßt sich aus Rücksichten technischer Art unschwer erklären. Eine possenhafte Figur wie die dumm-geschwätzige Millerin wäre in der tragischen Konstellation des Schlußakts völlig undenkbar; die mit mehr Pietät gezeichnete Mutter Emilia Galottis oder Klaras ist im Augenblick der Schicksalserfüllung, der letzten Auseinandersetzung zwischen Vater und Tochter, zum mindesten überflüssig — die stärkste Spannung ist nur zwischen zwei Polen möglich.

Die technische Notwendigkeit aber — und dies ist vielleicht das Entscheidende — trifft mit einer solchen rein menschlicher Art zusammen. Im Zusammenleben mit einem gefühlskargen Manne muß die natürliche Liebebedürftigkeit der Frau darben; was ihr selbst versagt bleibt: umworben, begehrt zu werden, das erlebt sie nun indirekt, indem sie unbewußt und in heimlicher Lüsternheit die Huldigungen, die der Tochter gelten, auf sich selbst bezieht. Diese nur äußerlich komische Rolle aber ist von dem Augenblick an, da das Mädchen dem Liebhaber mit Leib und Seele angehört, völlig unmöglich. Es mag der Mutter schmeicheln, wenn ihre Tochter einem sozial höhergestellten Mann begehrenswert erscheint; der Fall der Tochter aber läßt ihr nur zwischen zwei Möglichkeiten die Wahl: Entweder erwacht ihr weibliches Ehrgefühl — selbst die scheinbar ganz entmenschte Gervaise Coupeau in Zolas „Assommoir" wird zur sittlich empörten Mutter, sowie Nana auf die Straße geht —; so entwickelt sich aus der Tragödie der Tochter die Tragödie der Mutter, und damit wird die Rolle des Vaters entwertet. Oder sie läßt den Dingen ihren Lauf — dann wird sie an der eigenen Tochter zur Kupplerin, und dagegen würde sich unser Gefühl auflehnen, mag es auch im Leben dutzendfach geschehen: im „Faust" fällt die Aufgabe der Kupplerin der lüsternen Nachbarin Schwerdtlein zu, die gleichzeitig die Rolle der Mutter und die des liebenden Mädchens parodiert. Eine wesentlich sympathischere Lehrerin in der ars amandi gibt Fontane jeder seiner beiden ungleichen Schicksals-

schwestern Lene („Irrungen, Wirrungen") und Stine zur Seite: die geduldige Frau Dörr und die robust-praktische Witwe Pittelkow; denn Lene und Stine sind nach dem Willen des taktvollsten aller deutschen Erzähler mutterlos. — Das wäre, mit Friedrich Schlegel zu reden, ein Exempel aus der dramatischen Algebra; womit aber beileibe nicht behauptet werden soll, daß sich das Wesentliche in der Kunst auf solche Weise errechnen lasse.

LVIII

„Erlebte" Rede — Mittelbare Dacht

Von Curt Blaß (Leipzig)

In dem Aufsatz: „Von ‚erlebter' Rede" (Zeitschrift für Bücherfreunde, Jahrgang 1924, S. 17—28) untersucht Oskar Walzel einen unscheinbaren, aber sehr charakteristischen Kunstgriff heutiger epischer Technik, um mit viel Gelehrsamkeit und Feinsinn ästhetische Folgerungen daraus zu ziehen. Nach E. Lorcks Vorgang legt er ein Beispiel aus Fontanes „Unwiederbringlich" zugrunde.

Nachdem der Erzähler einen Brief hat empfangen lassen, fährt er fort: „Holk fühlte sich, als er gelesen, einer gewissen Rührseligkeit hingegeben. Es war so viel Liebes in dem Briefe, daß er alte Zeiten und altes Glück wieder heraufsteigen fühlte. Sie war doch die beste. Was bedeutete daneben selbst Ebba? Ebba war eine Rakete ... Christine dagegen war wie das einfache Licht des Tages. Und diesem Gefühle hingegeben, überflog er den Brief noch einmal."

Dieser Passus ist sehr bezeichnend. Aus dem Bericht äußerer Vorgänge (Empfang und Lektüre eines Briefes) geht der Erzähler auf solche über, die sich in der Seele des Empfängers abspielen: alte Zeiten fühlt er wieder heraufsteigen. Mit den anschließenden (hier gesperrten) Worten tritt jedoch vorübergehend eine eigentümliche Verfärbung dieses Berichts ein. Er behält zwar durchaus seine bisherigen grammatischen Formen bei (Vergangenheits- und Er-Form); aber es erfolgt eine gewisse Verschiebung des Blickwinkels: der Erzähler verharrt nur scheinbar noch in der „Außensicht", wie sie der Er-Form (im Gegensatz zur Ich-Erzählung) eignet; faktisch hat er sich so tief in das innerliche Erleben seiner Figur eingelassen, daß er seinen eigenen Standpunkt aufgibt, sich mit ihr gleichsetzt, sich selber aufhebt, durch sich hindurch die Eigenbewegung ihrer Gedanken in kaum merklicher Brechung spiegelt. Der reine Bericht aus der „Außensicht" des Erzählers ist damit durchbrochen; die „Innensicht" aus dem Blickwinkel der Figur erreicht.

Dieses Kunstmittel hat sich nach Walzels reicher Belegsammlung sehr allmählich entwickelt. Heute ist es — infolge seiner Mühelosigkeit, seiner unmerklich verführerischen Wirksamkeit — ganz ungemein verbreitet; nicht zu Walzels uneingeschränktem Beifall. Ja, es hat in manchen Werken die alte Urform epischen Berichts fast ganz aufgelöst — Heinrich Mann, „Das Herz" — oder völlig verdrängt — Dostojewskis „Sanfte" und ganz neuerdings (im Oktoberheft der Neuen Rundschau) A. Schnitzlers „Fräulein Else".

Auf die sehr anregenden ästhetischen Betrachtungen und Ausblicke Walzels hier näher einzugehen, verbietet der Raum. Nur die technische Bezeichnung dieser Erscheinung möchte ich kurz einer Prüfung unterziehen.

„Erlebte' Rede" — Walzel hat den Terminus von E. Lorck übernommen; doch scheint er selbst ihn nur mit Vorbehalt zu benutzen. Und in der Tat ist er wenig glücklich: Handelt es sich denn wirklich um „Rede"? Und, zum andern, was soll hier „erlebt" heißen?

Die Bezeichnung als „Rede" dürfte wohl ein Nachklang der Tatsache sein, daß ältere Erzähler (so auch Goethe) für ähnliche künstlerische Zwecke das Selbstgespräch verwandten, sei es in direkter, sei es in indirekter Rede. Aber eben hier zeigt sich eine Überlegenheit des neuen Kunstgriffs: es dringt viel näher und tiefer in die dargestellten Seelenvorgänge ein. Ein Selbstgespräch, bestimmt, Gedanken und Gefühle wiederzugeben, tut dies notwendig auf einer anderen, späteren, ausgeformteren Stufe des seelischen Geschehens als ihre Darstellung in dem Urzustand, ehe sie zu Wort gefunden haben. Aus einfacher Selbstbeobachtung weiß jedermann, daß in der Wirklichkeit seelischen Geschehens ein großer Unterschied besteht zwischen dem ausgesprochenen Wort und dem noch unausgesprochenen Gedanken, der jenem zugrunde liegt. Allein auch dieser ist dem Ausdruck im Wort nahe: Aus dem nebelhaften Gebräu der Vorstellungen tauchen bald einzelne Worte, Satzbruchstücke, kurze Sätze flüchtig hervor. — Derselbe Unterschied besteht zwischen einem Selbstgespräch in der Art Goethes und einem Gedankengang, wie ihn unser Fontanesches Beispiel darbietet. Es handelt sich hier also nicht um „Rede", sondern um unmittelbare Gedankenwiedergabe. Eben deshalb wird bei dieser kein instinktsicherer Schriftsteller wohldurchdachte, ausgeformte Perioden anwenden, sondern sich mit kurzen Schlagsätzen und Ausrufen begnügen, die sich enger an die freiströmende Gedankenbewegung anschmiegen.

Und ferner: „erlebte' Rede" — das ist allzu vage. Jede Rede ist in Wahrheit „erlebt". — Und wer erlebt sie? Die Figur? oder der Erzähler selbst? oder auch der Leser? Darüber läßt sich ebenfalls streiten. Gemeint ist wohl, daß sie von der dargestellten Figur innerlich, unausgesprochen, erlebt werde; doch zugleich, daß sie mittelbar durch den Erzähler nacherlebt, vom Hörer miterlebt werde. Diesen Tatbestand sucht auch der Ausdruck „verschleierte Rede" wie die anderen von Walzel angeführten Bezeichnungen zu erfassen, ohne ihn doch wirklich in sich zu begreifen. Im Gegenteil verdunkeln sie alle Wesen und Art der Erscheinung.

Ich möchte daher, ehe sich ein ungenauer Terminus einbürgert, eine andere, neue Bezeichnung vorschlagen, die wunderlich klingen mag, aber den Vorteil bietet, eindeutig zu sein.

Es fehlt uns ein Hauptwort, das den Inhalt eines Denkvorganges zusammenfassend bezeichnet. Nur für das Einzelergebnis des Denkens haben wir eins: den „Gedanken". Aber wir haben ein Wort, das den Inhalt einer besonderen Art des Denkens und Fühlens bezeichnet, nämlich des religiösen: die „Andacht". Sie ist das Denken, das sich an Gott oder seine Stellvertreter wendet, daher An-Dacht. Lassen wir den sprachlichen Hinweis dieser besonderen Hinwendung weg, so bleibt: „Dacht" als Bezeichnung für den Denkinhalt im allgemeinen. So ungewohnt das Wort klingen mag, ich glaube, daß es sprachlich unanfechtbar ist. Auch in Bedacht und Verdacht liegen ähnliche Hauptwort-

bildungen zu Denken vor. Es hat wohl auch im Mittelhochdeutschen wirklich gelebt; wenigstens findet sich im Etymologischen Wörterbuch von Kluge (9. Aufl. S. 17) „dâht" als Seitenstück zu „andâht": Andacht verzeichnet.
Dies Wort Dacht läßt sich meines Erachtens ohne Schwierigkeit als Fachausdruck verwenden für die Wiedergabe eines Gedanken- und Gefühlsinhalts aus der Innensicht der dargestellten Figur.
Es umfaßt dann allerdings mehr, als Walzel in seiner Abhandlung als „erlebte' Rede" bezeichnet. Nämlich auch das Selbstgespräch in direkter Rede. Auch Dostojewskis „Sanfte" ist eine Dacht reinster Art. Und zwar: eine unmittelbare Dacht.
Unser Kunstmittel hingegen ist Dacht, die durch das Medium des Erzählers hindurch in unveränderter Berichtsform gegeben wird; sie ist „verschleierte", gebrochene, gespiegelte, ist: mittelbare Dacht.
Hingegen, ein Gedanken- und Gefühlsinhalt, der in Oratio obliqua gegeben ist, steht außerhalb des Bereichs innensichtiger Darstellung. So sehr der Erzähler bestrebt sein mag, die gleiche lebendige Wirksamkeit zu erreichen: Oratio obliqua bleibt Bericht, ist keine Dacht.

Nachrichten

Todesnachrichten. Konrad Haenisch, Ehrendoktor und 1918—1921 preußischer Kultusminister, ist im Alter von 49 Jahren in Wiesbaden, wo er zuletzt als Regierungspräsident wirkte, an den Folgen einer Venenentzündung gestorben. Sohn eines Arztes, von mütterlicher Seite mit altadligen Geschlechtern verwandt, war er bereits vom Gymnasium wegen sozialistischer Umtriebe relegiert worden, war zunächst in Leipzig in eine Buchhandlung eingetreten, gelegentlich Mitarbeiter der „Leipziger Volkszeitung" geworden und war kaum zweiundzwanzigjährig in die Redaktion der „Pfälzischen Post" in Ludwigshafen aufgenommen worden, es folgten vielfach wechselnde Stellungen in der sozialistischen Lokalpresse, bis er 1915—1919 Redakteur der Zeitschrift „Die Glocke" wurde. Haenisch hat eine ungemein umfassende volkstümliche und wertvolle schriftstellerische Tätigkeit entfaltet, aus der in erster Linie sein Buch „Gerhart Hauptmann und das deutsche Volk" von 1922 sowie der „Lassalle" von 1923 hervorzuheben sind.
Rudolf Hammon ist im Alter von 50 Jahren am 26. März in Berlin verstorben. Von Haus aus war er Pfarrer. Seine Dichtungen in dialogischer Form „Jüngster Tag" und „Schöpfung" weisen einen Ekstatiker, der vor letzten Zweifelfragen nicht zurückschreckt und zugleich eine stark sinnlich gebundene Natur ist.
Therese Keiter, geborene Kellner, die unter dem Pseudonym M. Herbert bekannt geworden ist, ist nach einer Meldung vom 14. April in Regensburg im Alter von 65 Jahren plötzlich gestorben. Sie hat zahlreiche Romane und Erzählungen verfaßt, die der guten Unterhaltungsliteratur beizuzählen sind. Am bekanntesten geworden sind von ihren Romanen „Idealisten", „Prinz Spiro Maria", „Stirb und werde", „Anna Jacobi Puechlin", „Tragödie der Macht".
Arthur Zapp ist nach einer Meldung vom 16. April im Alter von 72 Jahren gestorben. Er war in Luckau am 15. September 1852 geboren worden, war zunächst Offizier gewesen und hatte dann im Unterhaltungsroman Erfolge erzielt.
Georg Luck ist am 5. April im Alter von 55 Jahren in Bern gestorben, wo er in achtundzwanzigjähriger Tätigkeit am „Berner Bund" eine führende Stellung in der Redaktion errungen hatte.
Gerhard Gran, Professor der Literaturgeschichte an der Universität Oslo, ist nach einer Meldung aus den ersten Apriltagen im Alter von 68 Jahren in Oslo gestorben. Er stammte aus Bergen, war zwanzig Jahre hindurch im Mittelschulwesen tätig gewesen und hatte im Jahre 1900 seine Professur auf Grund von Arbeiten über Ibsen, Björnson und Rousseau erhalten. Im Jahre 1914 hat er die Zeitschrift „Edda" gegründet.
August Eugen Mužik ist am 31. März im Alter von 64 Jahren in Prag gestorben. Er gehörte zu der Schule Vrchlickys und hat mehrere lyrische Sammlungen herausgegeben, die sich durch philosophisch und sozial gefärbte Reflexion auszeichnen.
Alexander Fjodorowitsch Otto-Onjegin ist hochbetagt in Paris verstorben. Er war Besitzer des einzigartigen, überreichen Puschkin-Museums daselbst, das z. T. als russisches Literatur-Museum überhaupt angesehen werden darf. Der verstorbene Otto, der später seinen Familiennamen mit dem des Puschkinschen Helden vertauschte, hatte schon in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begonnen, Dokumente zur russischen Literatur zu sammeln, um sich dann hauptsächlich auf die Person Puschkins sowie seines nächsten Kreises zu konzentrieren. Eine echte Sammlernatur, wußte Otto-Onjegin in kurzer Zeit unendlich wertvolles Material in Form von zahlreichen Manuskripten, Autographen, Originalausgaben, Übersetzungen, Illustrationen, diversen Andenken Puschkins usw. zusammenzubringen, was ihm durch persönliche Beziehungen mit vielen bedeutenden Zeitgenossen erleichtert wurde. So erhielt er in erster Reihe von seinem Schulkameraden Paul W. Shukowskij, dem unlängst in Weimar verstorbenen Wagnerfreunde und Sohn des Dichters Wassilij Andrejewitsch Shukowskij, aus dem Besitz des letztern ein ganzes Bündel von Manuskripten Puschkins sowie auf ihn und seine Familie bezüglicher Papiere, Zeichnungen usw., die den kostbarsten Grundstock der Onjeginschen Sammlung bildeten. Gleichfalls bereichert wurde diese auch aus dem Nachlaß der mit Puschkin befreundeten Hofdame Alexandra Rossett-Smirnowa, der Dichterin Gräfin Jewdokija Petrowna Rostoptschin und anderer. Außer den spezifischen Puschkiniana — zu erwähnen wäre da z. B. das Originalmanuskript der französischen Übersetzung der „Pique-Dame" von Prosper Merimée —, besitzt das Museum noch eine ganze Reihe nur zum Teil benutzter und veröffentlichter Manuskripte von Lermontoff, Gogol, dem Grafen Peter A. Wjasemskij, Shukowskij, dem Grafen Alexej K. Tolstoi, Turgenjeff, Akssakoff, Polonskij, Alexander Herzen u. a. Dieses pariser „Puschkin-Museum" wurde 1908 mit seinem Gesamtinhalt von der russischen Regierung für das „Puschkin-Haus" der Akademie der Wissenschaften in Petersburg von A. Otto-Onjegin gegen eine Jahresrente erworben, wobei sämtliche Sammlungen bis an sein Lebensende in seinem Besitz und unter seiner

Verwaltung zu verbleiben hatten. Die Abmachung wurde dann später von der Sowjetregierung erneuert, und die Überführung des Onjeginschen Museums nach Rußland dürfte demnach in nächster Zeit erfolgen. — Ein Teil der Puschkinschen Originalmanuskripte ist seitens des erwähnten „Puschkin-Hauses" 1922 in einem Bande unter dem Titel „Unveröffentlichter Puschkin" (Verlag „Athenaeum", Leningrad) publiziert worden. (P. E.)

* * *

Günther Müller, bekannt geworden durch seine Arbeit über Brentanos „Rosenkranzromanzen", ist als Nachfolger von Professor Nadler als außerordentlicher Professor an die Universität Freiburg in der Schweiz berufen worden.

Der Verlag Gottlob Koezle in Wernigerode erläßt ein Preis-Ausschreiben für einen literarisch wertvollen Roman auf evangelischer Grundlage unter Aussetzung eines Preises von 10 000 M. Umfang 250 Buchseiten. Einsendungstermin an den Verlag bis zum 30. September 1925.

* * *

Albert Kösters Theatersammlung ist für München erworben worden.

Im Verlag von Delagrave in Paris ist soeben eine französische Ausgabe der im Insel-Verlag 1913 und 1922 erschienenen Mozart-Biographie von Arthur Schurig erschienen: „W. A. Mozart, Sa vie et ses œuvres (1756 bis 1791). Traduction d'après la 2e édition de l'ouvrage de M. Arthur Schurig par I. G. Prod'homme." Prod'homme ist als Übersetzer Gottfried Kellers und vor allem Wagners (Œuvres de prose de Richard Wagner, 13 vol.) bekannt.

André Gide hat den Entschluß bekannt gegeben, den größten Teil seiner berühmten Bibliothek zu verkaufen.

Das Manuskript von Shelleys Trauerspiel „Cenci" ist im Hause eines florentiner Schriftstellers aufgefunden und der florentiner „biblioteka Laurentiana" überwiesen worden. Das Manuskript, das aus dem Jahre 1819 stammt, ist vorzüglich erhalten, nur im dritten Akt fehlen einige Seiten.

Das Tschechoff-Museum im ehemaligen Jussupoffpalais zu Moskau, von dem hier seinerzeit berichtet wurde, ist jetzt in die Öffentliche Lenin-Bibliothek (ehem. Rumjantzoff-Bibl.) überführt worden, wo es mit den daselbst aufbewahrten, zahlreichen Tschechoffmaterialien zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt wird.

Die moskauer Monatsschrift „Nowyj Mir" (redigiert vom Minister Lunatscharskij und J. Stekloff) wird in ihren nächsten Heften eine Reihe unveröffentlichter Fragmente aus dem literarischen Nachlaß des Grafen Lew N. Tolstoj bringen. Im Maiheft soll das erste Kapitel des unvollendet gebliebenen Romans aus der Epoche Peter des Großen erscheinen (eingeleitet von Prof. Grusinskij), später werden diverse Varianten zum Text der Epopöe „Krieg und Frieden", sowie Textteile des in Angriff genommenen und dann verworfenen Romans „Die Dekabristen" folgen. (P. E.)

* * *

Die Generaldirektion der bayrischen Staatstheater hat beschlossen, zur Feier von Max Halbes sechzigstem Geburtstag einen Halbe-Zyklus („Schloß Zeitvorbei", „Jugend", „Der Strom", „Haus Rosenhagen") Anfang Oktober zur Aufführung zu bringen.

Hans Knudsen bietet im Jahrbuch der Kleistgesellschaft eine Kleiststatistik für die Spielzeit 1923/24, der zu entnehmen ist, daß insgesamt 301 Aufführungen in 52 Spielorten stattfanden, unter denen München mit 15 Wiederholungen führend ist. Für die einzelnen Dramen: „Der zerbrochene Krug" 108, „Käthchen von Heilbronn" 68, „Hermannsschlacht" 47, „Prinz von Homburg" 45 Aufführungen.

* * *

Uraufführungen: Aussig. Stadttheater. „Die Insel der Freude". Komödie von Karl Hans Strobl (17. April). — Wien. Lustspielhaus. „Der Sprung in die Ehe". Lustspiel von Max Reimann und Otto Schwartz (9. März). — Exlbühne. „Der Radiobauer". Ein ernstes und heiteres Spiel von Hans Sonnleitner (3. April).



Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Coellen, Grete. Der Weg der Lena Falk. Roman einer Baltin. Traisa bei Darmstadt 1925, Arkaden-Verlag. 454 S. M. 4,— (6,—).

Ertl, Emil. Teufelchen Kupido. Lachende Liebes- und Ehegeschichten. Leipzig 1925, L. Staackmann. 228 S. M. 3,— (4,50).

Feuchtwanger, Lion. Jud Süß. Roman. München 1925, Drei Masken Verlag. 611 S.

Frentz, Hans. Der Sonderling. Ein Buch aus der Zeit des Übergangs. Leipzig 1925, Ernst Oldenburg. 510 S. M. 6,— (8,—).

Günther, Johannes. Thomas Ringemann und sein singendes Herz. Eine Romandichtung. Berlin 1925, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt Engel & Toeche. 170 S.

Haebler, Rolf Gustav. Die Geschichte des Menschen Ernst Drach. Leipzig 1925, Ernst Oldenburg. 273 S. M. 2,50 (4,—).

Hassel, Georg Joh. Frh. von. Im Nebelgrau und Morgentau. Dichtungen aus Masurens Sagenwelt. Braunschweig 1925, G. Westermann. 122 S. Geb. M. 3,—.

Hermann, Georg. Der kleine Gast. Roman. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 601 S. Geb. M. 8,—.

Heyck, Hans. Der Zeitgenosse. Roman. Leipzig 1925, L. Staackmann. 351 S.

Immermann, Karl Lebrecht. Münchhausen (Der Oberhof). Neue zusammenfassende Bearbeitung von Julius Bab. Berlin 1925, Deutsche Buchgemeinschaft. 528 S.

Kröger, Timm. Daniel Dark. Aus einem Jugendland. Braunschweig 1925, Georg Westermann. 249 S.

Lüdtke, Franz. Die grauen Blätter Valentin Brunns des Goldmachers. Mit Holzschnitten von Ulrich Hallerstede. Rudolstadt 1924, Greifenverlag. 131 S.

Lungwitz, Hans. Die Hetäre. Ein psychoanalytischer Roman. Leipzig 1925, Ernst Oldenburg. 301 S. M. 3,— (5,—).

Müller-Partenkirchen, Fritz. München. Geschichten. Leipzig 1925, L. Staackmann. 228 S. M. 3,— (4,50).

Otto, Heinz. Mein „Bummelleben" in Amerika. Die Beichte eines Toren. Hamburg 1925, Weltbundverlag. 146 S. M. 3,— (4,80).
Passon, Marga. Blaubart. Roman. Berlin 1925, Ullstein. 219 S.
Schröer, Gustav. Der Schuß auf den Teufel. Eine Geschichte aus dem Frankenwald. Halle a. d. S. 1925, Heimat-Verlag für Schule und Haus. 390 S.
Schwabe, Toni. Ulrike. Ein Roman von Goethes letzter Liebe. München 1925, Albert Langen. 210 S. M. 3,— (5,—).
Schwarzenberg, Friedrich Fürst von. Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzknechtes. Mit 15 Abbildungen und einer biographischen Skizze. Herausgegeben von Ed. Castle. Wien 1925, Rikola-Verlag. 236 S.
Türk, Werner. Der Arbeitslöwe. Berlin 1924, Arta-Verlag G. m. b. H. 173 S.
Wagner, Hermann. Die Frau mit dem sehnsüchtigen Herzen. Roman. (Engelhorns Roman-Bibliothek, 38. Reihe, 11. Band.) Stuttgart 1925, Engelhorns Nachf. 143 S. M. —,75 (1,25).

* * *

Hamsun, Knut. Gesammelte Werke. Bd. IX. Die Weiber am Brunnen. Roman. München 1925, Albert Langen. 428 S.

Lyrisches und Episches

Below, Gerda von. Der Gott im Labyrinth. Gedichte. München 1925, Georg Müller. 120 S. Geb. M. 12,—.
Brinckmann, John. Vagel Grip. En Dönkenbok (John Brinckmanns plattdeutsche Werke, Bd. I). Wolgast 1924, Paul Christiansen. 238 S.
Christians, H. F. Der wehende Gott. Gedichte. Leipzig 1925, H. Haessel. 181 S.
Goethes Gedichte. Mit 93 Abbildungen nach zeitgenössischen Vorlagen und einem erläuternden Nachwort von Karl Hoppe. Ausgewählt und textlich nachgeprüft von Max Hecker. Bd. I/II. Leipzig 1925, J. J. Weber. 402, 275 S. Geb. M. 11,50.
Jobst, Hanns. Antinoos. Gedichte. Dessau 1925, Karl Rauch. 52 S.
Schillers Gedichte. Herausgegeben von Eduard von der Hellen. Stuttgart 1925, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 297 S.
Schüler, Gustav. Meine grüne Erde. Gedichte. Berlin 1925, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 191 S. M. 2,50 (4,—).
Sorge, Reinhard Johannes. Preis der Unbefleckten. Sang über Begegnisse zu Lourdes. Leipzig 1924, Vier Quellen-Verlag. 32 S. M. 1,50.
— Nachgelassene Gedichte. Mit einem Nachwort von Martin Rockenbach. (Ebenda.) 86 S. Geb. M. 4,—.
Springer, Brunold. Spuren des Lebens. Gedichte. Leipzig 1924, Ernst Oldenburg. 39 S. M. 1,—.
— Landschaften in Versen. (Ebenda.) 31 S. M. 1,—.
— Frauen. Gedichte. (Ebenda.) 71 S. M. 1,50.
— Schwarze Liebe. Roman in Sonetten. (Ebenda.) 43 S. M. 1,50.

* * *

Indische Gedichte aus vier Jahrhunderten in deutscher Nachbildung von Otto von Glasenapp. Mit einer Einleitung und Erläuterungen von Helmuth von Glasenapp. Berlin 1925, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 177 S.

Dramatisches

Ehrenberg, Rudolf. Zwischen Tod und Leben. Berlin 1924, Verlag der Arbeitsgemeinschaft. 97 S. M. 4,— (5,50).
Johst, Hanns. Die fröhliche Stadt. Schauspiel. München 1925, Albert Langen. 93 S. M. 1,50 (3,—).
Kellermann, Bernhard. Der Wiedertäufer von Münster. Drama in 5 Akten. Berlin 1925, S. Fischer. 149 S. M. 3,50 (4,50).
Schönherr, Karl. Die Hungerblockade. Drama in 3 Akten. Leipzig 1925, L. Staackmann. 93 S.
Sommer, Fedor. Volko. Ein Burgen- und Heimatspiel in 3 Aufzügen. Halle a. d. S. 1925, Buchhandlung des Waisenhauses. 71 S. M. 2,50.
Toller, Ernst. Die Rache des verhöhnten Liebhabers oder Frauenlist und Männerlist. Ein galantes Puppenspiel in 2 Akten. Frei nach einer Geschichte des Kardinals Bandello (mit Originalradierungen von Hans Meid). Berlin 1925, Paul Cassirer. 61 S.

Literaturwissenschaftliches

Arndt. Das Moritz Arndt-Buch. Eine Auswahl der Werke. (Die Pegasusbücher.) Stuttgart 1925, Walter Haedecke. 292 S. In Halbleinen M. 4,—, in Ganzleinen M. 4,80.
Bertram, Ernst. Heinrich von Kleist. Eine Rede. Bonn 1925, Fr. Cohen. 32 S. M. 1,50.
Biedermann, Flodoard Frh. von. Goethe als Rätseldichter. Mit einem unbekannten Goethe-Bild von Jagemann. (X. Berthold-Druck.) Berlin 1924, H. Berthold A.-G. 45 S. In Halbpergament M. 12,—.
Gudemacher, Alfred. Geschichte der Altchristlichen Lateinischen Literatur vom 2.—6. Jahrhundert. (Sammlung Göschen, 898. Bd.) Berlin 1925, Walter de Gruyter & Co. 120 S.
Herrmann-Neisse, Max. Emile Zola. (Dichter für das Revolutionäre Proletariat. I.) Berlin-Wilmersdorf 1925, Verlag Die Aktion. 53 S.
Holl, Karl. Schiller und die Komödie (Rede zur Schillerfeier am 10. Nov. 1924 in Frankfurt a. M.). Leipzig 1925, J. J. Weber. 31 S. M. 1,25.
Jahrbuch der Kleistgesellschaft 1923 und 1924. Herausgegeben von Georg Minde-Pouet und Julius Petersen. Berlin 1925, Weidmannsche Buchhandlung. 230 S.
Kindermann, Heinz. Entwicklung der Sturm- und Drangbewegung. (Sonderdruck der „Germ. Forschungen".) Wien 1925, Österr. Bundesverlag für Wissenschaft und Kunst. 20 S. M. 1,30.
Merz, Elsbeth. Tell im Drama vor und nach Schiller. (Sprache und Dichtung. 31. Heft.) Bern 1925, Paul Haupt. 60 S.
Michalitschke, Walther. Fr. Hebbels Tragödie „Gyges und sein Ring". Eine Untersuchung (Prager deutsche Studien, 33. Heft). Reichenberg 1925, Franz Kraus. 47 S.
Paul. Briefe Jean Pauls. Herausgegeben von Eduard Berend. Bd. III (1797—1800). München 1924, Georg Müller. 580 S.
Reinhart, Hans. Der Schatten. Ein Nachtstück aus Andersen. Montagnola 1925, Officina Bodoni. 102 S.
Sauer, Hedda. Goethe und Ulrike. Reichenberg 1925, Franz Kraus. 91 S.
Schmitt, Carl. Politische Romantik. München 1925, Duncker & Humblot. 234 S. M. 7,80 (9,80).
Zweig, Stefan. Der Kampf mit dem Dämon (Hölderlin, Kleist, Nietzsche), Bd. II, Der Baumeister der Welt. Leipzig 1925, Insel-Verlag. 322 S.

Verschiedenes

Beringer, Jos. Aug. Emil Lugo. Ein deutsches Künstlerleben und Kunstschaffen im 19. Jahrhundert. Mit 105 Abbildungen. Karlsruhe i. B., C. F. Müller. 140 S. Geb. M. 7,—.

Binding, Rudolf G. Aus dem Kriege. Frankfurt a. M. 1925, Lit. Anst. Rütten & Loening. 356 S. M. 5,– (7,–).

Droste, Max von. Ich und der andere. Die Entfaltung der Persönlichkeit. Darmstadt 1925, Otto Reichl. 155 S.

Farinelli, Arturo. Aufsätze, Reden und Charakteristiken zur Weltliteratur. Mit einem Bildnis des Verfassers und einem literarischen Vorwort von Max Koch-Breslau. Bonn 1925, Kurt Schroeder. 421 S. M. 11,50 (14,–).

Fittbogen, Gottfried. Die französischen Schulen im Saargebiet. Eine Studie. (Rhein. Schicksalsfragen. Schrift 4.) Berlin 1925, Reimar Hobbing. 122 S.

Franck, Hans. Eberhard Viegener. (Charakterbilder der neuen Kunst, Bd. III.) Essen 1925, G. D. Baedeker. 27 S. u. XXVI Taf.

Glaßbrenner, Adolf. Wie wa Berlin so quietsch vajniegt! Heitere Bilder, Szenen und Reimstücke. Ausgewählt und erneuert von Wilh. Müller-Rüdersdorf. Berlin 1925, Hugo Wille. 156 S. M. 1,50.

Glossy, Karl. Aus der Briefmappe eines Burgtheaterdirektors (Franz von Dingelstedt). Mit einer biographischen Skizze und Anmerkungen. Wien 1925, A. Schroll & Co. 504 S.

Hampe, Karl. Kaiser Friedrich II. In der Auffassung der Nachwelt. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 80 S. M. 2,–.

Jantzen, Hans. Deutsche Bildhauerei des 13. Jahrhunderts. Mit 147 Abbildungen. Leipzig 1925, Insel-Verlag. 285 S.

Kircheisen, Friedrich M. Napoleon I. Sein Leben und seine Zeit. Mit Abbildungen und Faksimilen, V. Bd. 1799 bis 1804. München 1925, Georg Müller. 417 S.

Knesebeck, Ludolf Gottschalk von dem. Das Leben des Obersten Christian Ludwig August Reichsfreiherrn von und zu Massenbach (Mann und Werk). Leipzig 1925, Baustein-Verlag. 221 S. Geb. M. 2,50.

Kohlrausch, Robert. Deutsche Denkstätten in Italien. 3. Teil. Stuttgart 1925, Robert Lutz. 319 S.

Kolwel, Gottfried. Bertholzhausen. Trier 1925, Fr. Lintz. 182 S.

Lassalle, Ferdinand. Die Schriften des Nachlasses und der Briefwechsel mit Karl Rodbertus. Herausgegeben von Gustav Mayer. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 451 S. Geb. M. 12,–.

Lichey, Georg. Italien und kein Ende. Reiseerinnerungen. Schweidnitz 1924, Verlag der Mittelschlesischen Volksfreunde. 280 S. M. 4,– (5,–).

Linnebach, Karl. Deutsche und französische Okkupationsmethoden 1871–1873/1920 –? (Rhein. Schicksalsfragen, Schrift 3.) Berlin 1925, Reimar Hobbing. 99 S.

Luther, Ernst. Franken. Volk und Land. Ein Heimatbuch. Würzburg 1925, Gebr. Memminger. 93 S. M. 2,–.

Mader, E. Rom in Bildern. Mit erklärenden Texten. München 1925, Josef Müller. 71 S. u. 104 Vollbilder. Geb. M. 12,–.

Nitti, Vincenzo. Das Werk Francesco Nittis. Übersetzt und eingeleitet von Berthold Fenigstein. Frankfurt a. M., Frankfurter Sozietäts-Druckerei. G. m. b. H. 192 S. M. 4,–.

Reuß, Alexander. Was spricht die tiefe Mitternacht? Gedanken eines Blinden über Blinde. Heidelberg 1925, Blindendruck-Verlag. 62 S.

Rocker, Rudolf. Hinter Stacheldraht und Gitter. (Memoiren und Biographien weltbekannter sozialistischer Persönlichkeiten, Bd. III.) Berlin 1925, Verlag Der Syndikalist, Fritz Kater. 423 S. M. 4,50 (6,–).

Schneider, Manfred. Italien. Kunst- und Wanderfahrten. Mit 87 Bildern nach Aufnahmen des Verfassers. Stuttgart 1925, Walter Hädecke. 365 S. In Halbleinen M. 13,–, in Ganzleinen M. 15,–, in Halbleder M. 18,–.

Stefansky, Georg. Das hellenisch-deutsche Weltbild. Einleitung in die Lebensgeschichte Schellings. Bonn 1925, Fr. Cohen. 226 S. M. 6,50 (8,50).

Strieder, Jakob. Studien zur Geschichte kapitalistischer Organisationsformen. Monopole, Kartelle und Aktiengesellschaften im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit. München 1925, Duncker & Humblot. 523 S. M. 16,80 (19,80).

Szittya, Emil. Selbstmörder. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte aller Zeiten und Völker. Illustriert. Leipzig 1925, C. Weller & Co. 410 S. M. 4,80 (8,–).

* * *

Belloc, Hilaire. Der Sklavenstaat. Übersetzt aus dem Englischen von Arthur Salz, mit Genehmigung des Verfassers. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 218 S. Geb. M. 7,50.

Kramář, Karel. Die russische Krise. Geschichte und Kritik des Bolschewismus. Aus dem Tschechischen von Alfred Schebek. München 1925, Duncker & Humblot. 689 S. M. 18,– (22,–).

* * *

Das Tor: Hermann Hefele, Die Reise. Novelle. 79 S. – Willibald Köhler, Die getreuen Füße. Erzählung. 51 S. – O. Berneder, Die Kapelle im Korn. Erzählung. 62 S. — Georg Terramare, Irmelin. Drei kleine Legenden. 71 S. – Karl Linzen, Hochzeitsspuk. 71 S. – Paul Zech, Die Mutterstadt. Die unterbrochene Brücke. Zwei Erzählungen. 56 S. – Kempten 1925, Jos. Kösel & Fr. Pustet K.-G.

Philosophie: I. Karl Vorländer, Einführung in die Philosophie. 115 S. – II. – do – Die griechischen Denker vor Sokrates. 110 S. – III. Otto Adolf Ellissen, Voltaire als Denker. 96 S. – IV. Otto Schöndorffer, Kants Leben und Lehre. 173 S. Leipzig 1925, Baustein-Verlag.

Kataloge

Antiquariatskatalog Nr. 147 (Germanistik). Bonn 1925, Fr. Cohen.

– Nr. 114 (Deutsche Geschichte). Stuttgart 1925, Oskar Gerschel.

Bibliothek Prof. R. M. Meyer, Katalog V (Linguistik). Berlin 1925, Meyer & Mittler.

Bücher-Katalog Nr. 401. (Schrift-, Buch- und Bibliothekwesen.) Leipzig 1925, Otto Harrassowitz.

Der Bücherkasten XI, 2. Stuttgart 1925, Oskar Gerschel.

Der Buchladen (Vergriffene und seltene Drucke des Inselverlags). München 1925, Otto Schmidt-Bertsch G. m. b. H.

Deutsches Geistesleben und seine Quellen. Katalog III. Berlin 1925, Walter de Gruyter & Co.

Jahresberichte des Literarischen Zentralblatts I, 11, 12, 14. Leipzig 1925, Börsenverein der deutschen Buchhändler.

* * *

Nijhoffs Mededeelingen vom 15. Februar bis 15. März 1925. Haag, M. Nijhoff.

Catalogue of Second-Hand Books Nr. 251. Cambridge 1925, W. Heffer & Sons. Ltd.

– Nr. 250. Book Bargains. (Ebenda.)

Redaktionsschluß: 5. Mai

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin, für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 57, Bülowstraße 107.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 4.—, Einzelheft Gm. 1.50.

Zur deutschen Lyrik der Gegenwart

Von Ernst Lissauer (Wien)

VIII

Ein Außerordentliches ist geschehen, ein mächtiges Glück ist bereitet: ein hohes Gedichtwerk ist erschienen. Und ob ein Schreibender immer von neuem den sichtenden Drang und das sondernde Amt verwünscht, wenn die Unfruchtbaren die Körbe voll wachsener Äpfel und gipsener Pfirsiche ausleeren, wenn Artistentum und Stümperei sich zu ekler Bettlerhochzeit vermischen: von solchem Buch zu zeugen ist festliche Pflicht. Es heißt: „Das Nornenbuch" und ist im Mai bei der Insel erschienen; sein Dichter ist Ernst Bertram.

Herman Grimm hat ausgesprochen, die Bedeutung eines Menschen sei danach zu ermessen, wie tief man die Vergangenheit hinter seiner Gestalt auftun müsse, um ihn zu erkennen. Es gibt kaum ein Buch, von dem dies Nornenbuch seinen Stammbaum herleiten mag, aber mannigfach reicht seine Verwandtschaft in die Vergangenheit und auch in die gegenwärtige Zeit. Sofern aber dies Buch Ahnen hat, so sind es jene Ursprüche und Zauberreden, die bannenden, bindenden, lösenden, segnenden frühester deutscher Jahrhunderte. Ein Ton weither aus Urzeit kommt geschritten, er raunt aus jeder Seite dieses Buchs. Was ist das Buch? Wer ist der Dichter, der aus ihm redet?

Es war zu Worms. Angesichts der bauchig burghaften, von rundbogigen Arkaden umschlossenen Türme, die erst tief im 13. Jahrhundert aufgerichtet wurden, als in Frankreich und am Rhein schon längst die jungen Gotiker am Werk waren, fühlte ich's und sprach es aus: Wie mögen die jungen Gotiker über diese unmodisch bauenden Meister gelächelt, wie mögen diese über die gotische Neuerung gemurrt haben, und heute, nach sieben Jahrhunderten, stehen sie beide nebeneinander zeitgenössisch in der Zeitlosigkeit. Wie gering erschien mir diese Region des Tages, in der die Strömungen und Richtungen einander halbjährig folgen und die Generationen nach dem Drittel eines Jahrzehntes messen! Freilich, wo ist ein geschriebenes Werk im Umkreis des letzten halben Jahrhunderts, dem man die Dauer mittelalterlicher Dome in liebender Hoffnung zumessen darf? Und dennoch ist es geboten, den Blick hinaufzurichten in jenes Bereich der Ewigkeit, welche über allem Wandel irdischer Zeit steht, unverrücklich, und welche diese Dome von der Turmspitze bis hinab zur Krypte umhegt und umhüllt. Die eine Hälfte jenes Worts, in dessen Tiefsinn der Heisterbacher Mönch sich verirrte, wird irdisch offenbar: großer Kunst sind tausend Jahre wie ein Tag. Später fand ich dies Gedicht von Ernst Bertram:

Später romanischer Baumeister

Von späten Vätern tief verspätet Enkel ich
Und meines Mutterahnen letzter Zeitgenoß,
Langsamen Bluts mühvoller Klarheit zugewandt,
Wie bin ich seltsam meinen eignen Tagen fremd.
Mit neuen Türmen redet herrlich mein Geschlecht
Zum Herrn der Türme, jungen Hauches atemvoll,
Mich reißt das osterliche Wehen nicht mehr fort,
Mich fordert werbend wilde Kunst nicht mehr heraus
Zu Wag und Wette, die vor mir dem Schwindligen
Zu übermütig schönen Wundern aufgesaust
Des jungen Gottes überjüngtes Zauberdach,
Im Sturze hangend, unbegreiflich dennoch fest,
Nur gläubig felsend wag ich meines Chores Rand,
Geduldig wölbend meines Schiffs gedrängte Wucht,
Die alten Bogen führ ich, die verachteten,
Um meines Gottes Weihrauch, und ein streng Gefäß
Ist meine Krypte um den schweren Heiligentod,
Der meinen späten Händen sich anheimbefahl.
Doch meine Glocken, auch im stumpfen Turm verwahrt,
Dem mühevoll steigend langsamen, hört Gott, der Herr.

Obgleich dies Gedicht zu dem Band „Straßburg" gehört, empfand ich es dennoch als ein Bekenntnis seines Dichters unmittelbar. Verse eines Späten schienen auch jene Gedichte, die vor zwölf Jahren bei der Insel herauskamen und in denen Melodien österreichischer und schwäbischer Dichtung fortklangen. Ende und Anfang schneiden sich ja in dieser Epoche, und viele sind, die fühlen, wie es die alten Meister Palestrina in jener gewaltigen Szene des Pfitznerschen Werkes zuraunen:

„Ein letzter Ton noch fehlet
Zum klingenden Akkord...
Den Schlußstein zum Gebäue
Zu fügen sei bereit,
Das ist der Sinn der Zeit."

Wie Rilke und Hofmannsthal, wie Pfitzner und Thomas Mann schien Ernst Bertram durch den Mund jenes späten Baumeisters die Worte Palestrinas zu sprechen:

„Nun schmiede mich, den letzten Stein,
An einen deiner tausend Ringe,
Du Gott! Und ich will guter Dinge
Und friedvoll sein."

Wie Palestrina diese Worte spricht, „mit ruhiger, fast heiterer Ergebung", redet der Baumeister aus jenem Gedicht. Sei es gestattet noch einen Augenblick bei diesen Zusammenhängen zu verweilen. Es ist kein Zufall, daß diese Schlußverse des Palestrina den Klang Rilkes tragen, der auch leiblich ein Spätester aus langer Ahnenreihe ist. Thomas Mann, der Spätling aus altem Bürgergeschlecht, erkannte sich in Palestrina wieder; und wiederum: als Thomas Mann im „Gesang vom Kindchen", glaubenslos, doch bewußt „sich Enkel fühlend", die Taufe rüstet, ist Ernst Bertram zu erkennen in der Gestalt des einen Paten, des jungen Gelehrten, welcher das Bild des gestürzten Heroen — des vom Wahnsinn geblendeten Nietzsche — aufgerichtet hat.

Und nun: in diesem „Nornenbuch", obgleich es im Titel ein Wort aus fernster Vorzeit führt, hat der Dichter Ernst Bertram sich aus jener Region des Spätlingtumes erhoben in das Bereich der Zeitlosigkeit. Indem er streng und ohne Irrung sich von dem verworren wilden Anlauf neuernder und umstürzender Beginner fernhielt, in der Enthaltsamkeit von den zeitlichen Dingen wuchs ihm die Kraft zu Gestaltung über Zeit und Gegenwart empor. Der große Strom der stäten Verbundenheit, welcher die Zeitmenschen meidet und in jeder Epoche, sich teilend, nur die Örter einiger Weniger berührt, bog den Lauf ab und kam zu ihm. Wie jenes Werk des Gelehrten, die in exakter Visionskraft gefügte Formung Nietzsches, ragt das Nornenbuch über die Wirrnisse der Zeit. Wenn die Wasser des Heute abgelaufen sind, wird es zu den wenigen Werken zählen, die übrigbleiben als Vesten und Erdschübe in der währenden Schichte der geistigen Geschichte, die sich dann gebildet hat.

„Das Nornenbuch" ist einer Norne Verkündigung. Drei Worte aus den drei Teilen des Nibelungenwerks von Hebbel sind gedichtgleich als Vorsprüche vorangestellt, von Bertram mit Titeln überschrieben: „Nornenbrunnen", „Nornenrune", „Norne des Nordens", — jenes Hebbel, der in Gundolfs liebelos bedeutender „Kleist"-Schrift und in Zweigs faszinierendem und faszinierten „Dämon"-Buch, durchaus verkannt, lediglich als Literat großen Stils erscheint. In tiefer Affinität sind diese Worte gewählt: atmend nah und mythisch fern, nordhaft hart und überlebensgroß wie die Gestalten Hebbels ragt die Norne, welche in diesen Strophen redet. Und wie jene Verse, aus der Rede Volkers, Brunhilds und Hagens gebrochen, fast als Gedichte wirken, so sind manche der Bertramschen als Reden mythischer Dramatik zu denken. Immer ist es die Norne, die redet; sie mahnt, lehrt, warnt, deutet; kaum, daß sie weissagt. Drei Kreise, namenlos wie die einzelnen Stücke, sind geschlungen: der erste spricht zum Volk, sein Wort ist: Ihr; der zweite zum Einzelnen: sein Wort ist: Du; der dritte von der Norne selbst; sein Wort ist: Ich. Was warnt, was lehrt sie? So seltsam es klingt: dies Nornenbuch ist ein Zeitbuch; aber freilich, die Zeit ist in ihren tiefsten Schichten gespürt. Denn jede Zeit besteht aus vielen Lagen, die Zeitmenschen erblicken nur die Oberflächen, der Zeitlose spürt hinab an jene untersten Schübe, wo sie mit dem ewigen Fortwähren zusammenhängt, und wo die Zukunft entspringt. Die Gegenwart ist empfunden nicht als ein gewohnter Wechsel von Jahrzehnten und Generationen, sondern als Ende und Anfang jahrtausendhafter Zeitalter: es ist „nornische Stunde". Und allerdings, hier noch einmal bricht jenes Spätlingstum durch; nahe am Schluß heißt es:

„Diese Nornenzeit ist um.
Eine andre schwelt im Osten.
Wieder auf dem Wüstenpferde
Reitet der Jahrtausendgeist.
Andre Norne wird er wecken."

Das Volk ist gefühlt als „Volkheit" im Sinne jener tiefen Formulierungen Goethes und Lagardes: sie „spricht immer dasselbe aus, ist vernünftig, beständig, rein und wahr", und: „das Volk denkt

als Ganzes nur über Ganze.“ Zu dieser innersten Wesenheit, zu dieser über Generationen hin währenden Gemeinkraft redet der nornische Spruch; er ragt so fremd über dem Getrieb des heutigen deutschen Tags und über der Vielzahl der heute lebenden Deutschen wie der wormser Dom über Worms. Er mahnt:

„Süden aber ist Tod. Vergeßt nicht:
Ihr seid Kinder des Eises.“

Er klagt:

„Wer schuf die adlig langsam hohe Schau
Zum raschen Rattenblick? Ist das schon Tod?“

Er kündet der Nation:

„Schwerlippig Volk wird singen das seligste Lied.“

Er spricht zum Einzelnen:

„Macht über dich, mein Kind, hat kein Getier,
Kein Ungeheuer über dich Gewalt,
Solang noch in dir das Geheimnis glüht,
Solang du nicht dein reifstes Wort verrietst.“

Er lehrt:

„Unmäßig sei dein Herz,
Glaube den Schlauen nicht:
‚Nur Maß! nur Grenze! nur klug!‘“

Er stachelt:

„Neiden sollt ihr. Hinauf
Zwing' euch der schmerzliche Turm.
Quälen soll euch zur Nacht
Fiebernd der fremde Traum,
Tiefer als eur.“

Und der nornische Spruch kündet das nornische Wesen:

„Du hast die Norne nie gesehn, wenn du
Urmütterliche Stirne suchtest, welk
Vor Enkelgram: zeitlos ist ihr Gesicht.
Rune der Jungfrau zwischen ihren Brauen.
Das Haar ein weißes Gold. Im starken Aug',
Davor die Könige die Wimper senkten,
Urwiderschein des Meers.“

Und:

„Ich bin die graue Buße unsres Lands:
Damit ihr lebt, muß ich den Tod bestehn.“

Und:

„Schlaf zieht wie Wolken durch mein Haupt,
Ich träume Rauch.“

Diese Proben deuten ein Weniges von der Art und Gesinnung des Buchs, sie erschöpfen nicht die Fülle und vor allem nicht die Mächtigkeit. Und nicht immer ist der Sinn eines Spruches so offenbar zu deuten auf Zustände und Menschen dieser Epoche, sondern, wie es der nornischen Rede verstattet und gemäß ist, weilt sie auch im Allgemeinen, in Schau und Gleichnis. Dennoch ist es ein erziehendes Buch: so hoch es die deutsche Volksheit rühmt, es rühmt fordernd; und es fordert vom Einzelnen, mit ausdrücklichem Wort auferlegend oder Auferlegung schlichthin verkündigend; so in diesen beiden Zeilen:

„Drei Worte legt dir der Geist
Auf, du weißt nicht wann.“

Es lehrt jene heroische Gesinnung des Geistigen, wie sie dem Deuter Nietzsches gemäß ist, verwandt der des Kreises um George, in dessen Blättern das Nietzsche-Werk erschien. Es lehrt zuweilen Gegensätzliches, das Gegensätzliche hart Satz gegen Satz stellend: „Vermiß dich nicht: ‚Sie warten auf mein Werk!‘“ und: „Vergiß dich nicht: ‚Sie warten auf dein Werk;‘“ es lehrt Gesetztheit des Schicksals und wendet sich doch an den herrisch freien Willen. Geheimnisvoll verknüpft und verschlungen weben sich die Seile des Geschicks in dieser Lehre, verworren und dennoch gesetzmäßig verschlingen sich die Wurzeln unterirdisch dahin:

„Verwehre nicht des Kindes spielend Wort:
In seinem Zufall, närrisch, fällt dein Los.“

Es lehrt Reinheit, Entsagung, Bewahrung, Wagnis. Das Nornenbuch ist ein erziehendes Buch, zumal in seinen beiden ersten Teilen; es ist absolute Kunst und zugleich Lehre, — wenn man will: didaktische Dichtung höchsten Stils. Es steht in jener Reihe, zu der die Prosa Nietzsches und Lagardes gehört, die „Stufen“ Christian Morgensterns, das schmale Heft „Worte an eine Schar“ von Georg Stammler. Es ist verwandt mit der ungleich blässeren und schauungloseren, immer wieder von prosaischer Ödnis durchwachsenen Art Georgescher Lehrdichtungen, etwa: „Auf neue Tafeln schreibt der neue Stand“ oder „So will der Fug“. Denn wenn Bertram auch von George manches an Maß und Wahl gelernt haben mag, so ist Gesetz und Farbe dieser Nornensprüche von anderem Wesen. Nirgends erschienen jene lehrenden Gedichte Georges, vollends nicht die zumeist dürr prosahaften Zeitgedichte, zwangvoll in Notwendigkeit zu un-

entrinnbarem Ausdruck gefügt, wie weitaus die meisten, ja wie, von wenigen blässeren und, noch seltener, füllselhaften Worten abgesehn, die meisten Gedichte dieses Buchs.

Dies ist der Bau dieser Nornensprüche: fast nie durch Reim gebunden, und, bezeichnenderweise, meist in schwächeren Stücken; dennoch oft streng gebunden durch Wiederkehr von Worten und Zeilen, beginnenden, mittleren, endenden; mehr noch: Wiederkehr des Satzbaus, vielfältig, baut das Gerüst eines Gedichts. Dies Grundgesetz, das in der Nüchternheit abstrakter Wiedergabe eintönig erscheinen mag, ist in der Wirklichkeit mannigfaltig abgewandelt; zuweilen, nicht immer glücklich, hilft Binnenreim binden und tönen; zuweilen setzt die parallele Fügung aus und setzt kurz vor dem Schluß mit verstärkter Wirkung ein.

Ein Beispiel:

„Du magst die Worte wägen
Vor meiner Türe;
Schon neben meinem Stuhle
Funkelt gekrönt die Natter.

Du mußt die Frage fürchten
Vor meinem Sitze;
Schon an dem dünnen Gitter
Wetzt der Rabe.

Du sollst die Seele hüten
Vor meinem Bette:
Schon ticken an das Fenster
Knöchel."

Diese Bertramsche Strophe erscheint nicht als streng gefügte Prosa, wie letztlich die um die Mittelachse geordneten Zeilen Arno Holz', sondern durchaus als aufs strengste „gebundene Rede".[1] Seltsam, daß diesen Versen, wenn anders ich meinem Gehör vertrauen darf, die Färbung der Vokale mangelt, die gerade das ältere Georgesche Gedicht kennzeichnet. Oft dunkler getönt, vielleicht nur um ein Geringes, wünschte man diese dunklen Sprüche, raunender. Vielleicht ein tieferer Grund: sie sind um ein Geringes noch zu sehr vom Verstande belichtet, nicht aus unterster, sondern aus vor- und vorvorletzter Lage gehoben. Dennoch, durchaus nicht gering und unwürdig sind sie ihrer Ahnen, der alten Blut- und Reisesegen; jene althochdeutsch genannte Sprache war der unsrigen ausgelaugten überlegen durch Fülle der Vokalisation, sie redet mit einem „os magna sonaturum":

„Ic dir nach sihe · ic dir nach sendi
mit minen funf fingirin funwi undi funfzic engili.
Got mit gisundi heim dich gisendi."

in der Übersetzung Karl Wolfskehls:

„Ich seh dir nach · ich send dir nach
Mit meinen fünf Fingern funfundfünfzig Engel.
Gott mit Gesunden heim dich sende;"

Manche dieser neuen Nornensprüche sind nicht unebenbürtig der Monumentalität dieses Fahrtsegens oder jenes zu Wessobrunn aufgefundenen Gebetes.

Und zuweilen eddischer Ton, doch ohne Stabreim:[2]

„Vom Tau der Wunde
Blühte die Heide,
Vom Schrei des Helden
Flogen die Wolken,
Vom Tod des Großen
Brannte die Welt."

Einmal die balladische Langzeile, wie sie auch in Münchhausens Eddagesängen und sonst bei neueren Balladikern und Hymnikern erscheint.

Ton südslawischer Volksepik klingt einmal auf:

„Einen Reiter seh' ich auf der Heide,
Gegen meinen Himmel starr gerichtet,
Eine weiße Lanze trägt der Reiter."

Die Herbheit dieser Strophen findet ihr sprachliches Abbild darin, daß in vielen Stücken alle Zeilen mit betonter — „männlicher" — Endigung schließen, und zwar ist das letzte Wort meist selbst ein einsilbiges. Wo aber die weibliche Endigung erscheint, ist sie selten mit männlicher gemischt; auch diese Einheitlichkeit der Fügung mehrt die bindende Kraft.

Spruchhaft ist das Grundwesen dieser Gedichte, aber sie stehen nicht nackt als strophische Aphorismen, sondern sind immer voller Figur und oft von einem grandios lyrischen Lichtschein riesigen Ausmaßes überfunkelt; zuweilen aber von sanftem:

[1] Andere Beispiele solcher bislang nur vereinzelt wahrnehmbaren Bemühung um zugleich strenge und reimlose Fügung sind die herrliche „Elevation" in den „Beschwörungen" Werfels und „Dunkler Gesang" und „Gesang von der Sammlung" von dem Verfasser dieses Aufsatzes. Vgl. auch L. E. XXVI, 578 u. 581. — [2] Beispiel verwandter Fügung, bei blasserer Diktion: „An die Toten" und, etwas abgewandelt, „Einem jungen Führer im Weltkrieg" in dem Heft „Drei Gesänge" von Stefan George.

„Mit Rauche der Höhen
Und sommernden Hauchs un-
Ermeßlichem Heimweh
Umspinne das schwere,
Umspinne das Herz."

und:

„... Ruhm ist Schlaf
Unter der Schicksalsbirke. Ruhm ist Urne
Im Heidehügel, drauf im blauen Herbst
Ein Knabe träumt, und weiß es nicht, von dir."

Hier ist ein Urton vernehmlich, wie er nur ganz selten in individueller deutscher Lyrik erschollen ist, in Goethes „Zigeunerlied", in Rückerts Balladen „Das versunkene Dorf" und „Der fehlende Schöppe", in Strophen Hermann Linggs:

„Hier heb' ich die Lanze zum Himmel an,
Ich rufe von Norden, von Süden heran
Die wandernden Völker des Osten;"

vielleicht in dithyrambischen Zeilen Nietzsches, vor allem in orphischen Strophen Hölderlins. Dann stärker noch als Weisung, Weisheit, Weistum des Buches ergreift seine ekstatische Verkündigung: die Gesichte, die wie ein Schneien von Feuer über die Seherin stürzen, das peinvolle Hochglück, wenn der Abgrund in ihrer Seele aufbirst und durch ihren Mund redet. Noch einen Schritt weiter, und wir erblicken jene formlos gewaltigen Strophentrümmer, wie sie aus Hölderlin, als schon der Wahnsinn innerst in ihm braute, gleich aus menschförmigem Flammenkrater dunkelblendend emporgeschleudert wurden. Diese Hölderlinschen Stücke in all ihrer Herrlichkeit sind nicht mehr geformt, ja sie haben oftmals nicht einmal Sinn in der Art menschlicher Dichtkunst, unvernünftig-übervernünftig lallen und lodern sie: diese Bertramschen sind voller Gestalt und ermangeln nicht des Sinnes, aber was sie an Kommensurabilität gewinnen, entbehren sie an Gewalt des orphischen Duktus; doch nur gemessen an jenen, an sich ist in ihnen die orphische Schau, der orphische Ton reich:

„Frühschlummer jagt in Schwaden durch mich hin.
Es regnet in mein Herz.
Regnet es Eis?
Oh, nur nicht hell!"

oder:

„Mich treibt's zum Turm hinauf.
Ich höre Strahl:
Was für ein roter Stern?"

Und so ist das Gleichnis dieses Werks das Bild des Sehers aus einem jener zwischen Wahn und Weisheit gewaltig emporgeraunten Gesänge Hölderlins:

„Tal und Ströme sind
Weit offen um prophetische Berge;
Vom Äther aber fällt
Das treue Bild, und Göttersprüche regnen
Unzählbar von ihm, und es tönt im innersten Haine."

Die Lebenserinnerungen der Gattin Dostojewskis

Von Stefan Zweig (Salzburg)

Man erinnert sich noch mit einem unangenehmen Nachgeschmack jener Erinnerungen der Tochter Dostojewskis an ihren Vater, die vor zwei Jahren erschienen — Erinnerungen einer Tochter, die ihren Vater fast gar nicht gekannt hatte und ihm geistig so fremd gewesen als nur möglich. Ein Buch voll leeren Geredes, angefüllt mit konfuser Rassentheorie, die darauf hinauslief, daß Dostojewski gar kein Russe war und dessen geschäftige Verworrenheit allem eher diente, als das Bild und die Biographie des großen Meisters zu verdeutlichen.

Dem entgegen tritt nun mit allen Kräften schöner Gegensätzlichkeit das umfassende Werk der Gattin Dostojewskis — eine ganze Reihe von Nachlaßschriften und Erinnerungen einleitend, die der Verlag R. Piper ankündigt und die René Fülöp-Miller und Friedrich Eckstein mit Erlaubnis der russischen Regierung aus den Archiven des Dostojewski-Museums vorbereiten. In diesen Erinnerungen[1] ist — man fühlt es nach den ersten Seiten — alles Wahrheit, Klarheit, Sachlichkeit und Deutlichkeit, eine wohltuende Nüchternheit der Relation ohne lyrische Ornamente und dichterische Ausschmückung. So wird dies sich bescheiden gebärdende Werk ein durchaus dokumentarisches Buch, um so wertvoller und unentbehrlicher für

[1] Die Lebenserinnerungen der Gattin Dostojewskis. München 1925, R. Piper & Co.

die Biographie Dostojewskis, als der wenig umgängliche, ganz in sich verborgene Charakter des Meisters sich sonst Freunden verwehrte und seine ekstatischen Bekenntnisse nur in der unsicheren Form von Ausbrüchen in seinen Werken gab. Anna Grigorjewna Dostojewski erscheint in diesem Buch als die gleiche, die sie für sein Leben war; als Sekretärin seines Lebens, als Erhalterin und Verwalterin seines geistigen Besitzes, im strengeren Sinn vielleicht als eine subalterne Natur, im höheren Sinn durch Aufopferung, Hingabe und leidenschaftliche Fähigkeit des Dienens am Werke eine sublime. Hier bildet nicht ein Genius das Bild eines genialen Menschen, sondern ein Charakter: darum fühlt man ihre Aussagen überall in allen Berichten als reine und unbedingte Wahrheit.

Wahrheit: das ist unendlich viel für eine Biographie. Aber vielleicht gibt es noch eine höhere Form, eine höhere Notwendigkeit als die bloße Wahrheit in einer Lebensdarstellung, und zwar die einzige, der wir immer zustreben, nämlich die ganze Wahrheit. Aber diese höchste Form der Wahrheit ist niemals vollkommen von einem Nahestehenden und darum nicht mehr ganz objektiven Menschen und am allerseltensten von einem Familienmitglied zu erreichen. Eine Mutter, eine Gattin, eine Schwester wird in ihrer Biographie gewisse Züge, die sie für abträglich hält, die aber für ein parteiloses Bild unumgänglich notwendig sind, vorsichtig weglassen, um das Bild den Kindern, der Familie, der Menschheit rein zu erhalten, sie wird ebenso andere Züge, die der Güte, der Menschlichkeit aus dem Gefühl der Liebe und Bindung bewußt oder unbewußt verstärken: während die Dichterbiographie gern in das Heroische idealisiert, idealisiert die Familienbiographie gern ins Familiäre, ins Konventionelle. So hat ja auch Frau Förster-Nietzsche, der man für ihr Werk der Erhaltung, der Bewahrung des Nietzsche-Nachlasses für ihre biographische Hingabe in Deutschland heute lange noch nicht genug Dankbarkeit und Verehrung erweist, in ihrer Biographie für mein Empfinden übermäßig das Gütige, das Sanfte, das Zärtliche ihres Bruders betont und damit vielleicht die dämonische, die vulkanische Natur seines Wesens ein wenig verschattet: schwesterliches Gefühl empfindet eben als Wesentliches die menschliche Milde, die Umgänglichkeit und Güte, ebenso wie hier die Gattin Dostojewskis mit einer rührenden Sorgfalt alle Züge herausarbeitet, die Dostojewski als fürsorglichen, zärtlich-geduldigen, aufopferungsvollen Gatten und Vater zeigen. Solche Ergänzung vom familiären Gesichtssinn aus ist im höchsten Sinn willkommen in allen ihren Details: sie darf uns aber niemals das Gewalttätig-Naturhafte, das Unzugängliche, Unberechenbare und im bürgerlichen Sinn oft Unerträgliche eines großen Genies wegschmeicheln.

Von diesem unberechenbaren, finsteren, oft furchtbaren Dostojewski erfahren wir wenig aus diesem ersten Band, aus den Lebenserinnerungen seiner Gattin: vermutlich werden da die nächsten Bände, besonders die Briefe vom Roulette-Tisch, die Erinnerungen seiner Freunde, die Briefe an seine Geliebte, das etwas zu nüchtern und kalt gezeichnete Bild psychologisch ergänzen. Tatsächlich bringt schon das eben erschienene Tagebuch aus Dresden und Baden-Baden erschütternde Szenen, die in der Biographie liebevoll verschattet sind. Von den tiefen Schatten und Abgründigkeiten, die (wie in seinem Gesicht) auch in der charakterologischen Biographie Dostojewskis unweigerlich vorwalten müssen, ist in dieser Biographie seiner Gattin noch weniges erhellt: an die merkwürdig tragische Ehe mit der ersten Frau, die eins der großen Geheimnisse in Dostojewskis Jugend bildet, wird nicht mit einer Zeile gestreift, die spannenden Episoden des Spieltisches, sowie die andern Leidenschaften rasch übergangen. Nur an einigen, übrigens prachtvoll gezeichneten Ausbrüchen seiner sinnlosen, geradezu krankhaften Eifersucht spürt man auch in diesem Buch die wilde, ohnmächtige, in manchen Trieben ganz barbarische Leidenschaftsnatur Dostojewskis, wie wir sie aus seinen Gestalten so herrlich hervorbrechen fühlen. An solchen wesenhaften, das Tiefe aufhellende, psychologisch wirklich aufschließenden Episoden ist dieses klare Buch zwar nicht gerade überreich, aber es wird unentbehrlich durch sein Material, durch seine zahllosen sachlichen Einzelheiten, die, wie viele kleine ruhige Lichter in ein Ganzes vereinigt, dann doch eine starke Helligkeit über ein bisher nur in Abrissen bekanntes Leben verbreiten. Man lernt ausgezeichnet Dostojewskis Arbeitsmethode, seine kleinen Gewohnheiten, seine materiellen Verhältnisse, seine Anfälle und Krank-

heiten kennen — es ist Material in überreicher Fülle und beste untadelige Wahrheit, in sorglichster, sauberster Ordnung zusammengetragen; symbolisch ist Anna Grigorewna nochmals für seine Biographie geworden, was sie für seine Werke war, die geborene Vermittlerin ohne Selbständigkeit und Eigenwillen, die nur die Tatsachen seiner Existenz aus seinem Leben überträgt wie früher sein Diktat in die Manuskripte. Ihre Erinnerungen sind kein Schlußstein, wohl aber ein ausgezeichnetes Fundament der zukünftigen und dringend notwendigen Biographie Dostojewskis, für die jene angekündigten Nachlaßbände hoffentlich bald aus dem Dunkel ans Licht gefördert werden. Auf Grund dieses Materials könnte man dann endlich das große Monument seines Lebens gestalten, in dem unweigerlich auch seiner Gattin mit ihrer Hingabe, ihrer sachlichen Treue und ihrer nun wieder neu bewiesenen menschlichen Wahrhaftigkeit ein besonderer Platz im Vordergrunde gebührt.

Gestalten

XXV

Der Blinde in der Literatur

Von Werner Schmidt (Berlin-Steglitz)

Das Los der vom Schicksal mit Blindheit Geschlagenen hat von jeher nicht nur das allgemeine Mitleid der Sehenden erweckt, sondern ist auch zu allen Zeiten zum Gegenstand dichterischer Gestaltung benutzt worden. Daß dabei die Art und Weise der Darstellung des Blinden, sein Schicksal und sein Verhältnis zur sehenden Umwelt die Auffassung widerspiegelt, die in den verschiedensten Zeiten die vorherrschende war, ergibt sich aus der Abhängigkeit des Dichters von der jeweiligen Gegenwart, deren Kind er ist, und deren Vorstellungskreis bis zu einem gewissen Grade auch der seinige ist. Im Altertum verehrte man in dem Blinden den Seher und Propheten. Weil ihm die Fülle der äußeren Erscheinungen versagt war, sprach man ihm die Fähigkeit des inneren Sehens zu, das Erkennen und Vorausahnen von Begebenheiten, die der Wahrnehmung durch die gewöhnlichen Sinne nicht zugänglich waren. Das klassische Beispiel hierfür ist der blinde Seher Teiresias bei Sophokles. Teiresias ist der Einzige, der um das kommende Unheil weiß und in dunklen Andeutungen auf die Enthüllung des furchtbaren Geheimnisses hinlenkt. Wenn später Hofmannsthal in „Ödipus und die Sphinx" dem Teiresias dieselbe Aufgabe zuweist, so fällt doch auf, daß er die Regungen in der Seele des Blinden eingehender und verfeinerter wiedergibt.

Im Mittelalter ist die Stellung der Welt dem Blinden gegenüber eine andere. Ehrfurcht und Verehrung treten zurück, das Mitleid wird vorherrschend. Man gibt den Blinden, die auf Wegen, Straßen und Plätzen in jämmerlichem Aufzuge betteln, Almosen, ja, kommt hier und dort sogar zur Errichtung von Asylen, die den Bemitleidenswerten Obdach gewähren. Dies Heischen von Almosen unter geschickter Ausnutzung des durch ihr Elend hervorgerufenen Mitleids ist auch noch für die Darstellung Blinder in den Dichtungen aus dem 16. Jahrhundert charakteristisch. Doch wie bildende Künstler jener Zeit den Blinden mit Vorliebe in komischen Situationen festhalten, die durch die Blindheit bedingt sind — es sei nur an die Bilder von Breughel und Bosch erinnert —, so sind auch in den diesbezüglichen Dichtungen die komischen Elemente vorherrschend. Das entspricht nicht mehr unserem heutigen verfeinerten Empfinden, wohl aber der Auffassung einer robusten und sich unbefangen gebenden Zeit. Schon die Sammlung „Schimpf und Ernst" (1522) des Barfüßermönches Johannes Pauli enthält ihren Blindenschwank. In Rom flehen zwei Blinde. Der eine ruft: „Dem der Kaiser helfen will, dem wird geholfen"; der andere meint, dem Gott helfen will, der komme zum Ziel. An zwei Kuchen wird launig und anschaulich das Gottvertrauen belohnt.

Hans Sachs verwertet in dem Fastnachtspiel „Der Eulenspiegel mit den Blinden" (1553) den alten Schwank vom Eulenspiegel, der drei hungernde und frierende Blinde trifft, ihnen angeblich einen Taler gibt und sie zu dem Wirt gen Egelsheim weist. Da nun jeder der drei Blinden meint, der andere habe den Taler, lassen sie sich lange verpflegen, können aber nachher nicht bezahlen. In einem anderen Fastnachtspiel „Der blinde Mesner mit dem Pfarrer und seinem Weibe" (1554) tritt ein Mesner auf, der sich blind stellt, um seine Frau und den Priester, die in sträflichem Verkehr miteinander stehen, zu entlarven. Humorvolle Schilderungen eines Blinden gibt auch Diego Hurtado de Mendoza (1503—1557) in seinem Schelmenroman „Leben des Lazarillo de Tormes". Der Lazarillo berichtet dort allerlei Schnurren und Taten des blinden großsprecherischen Bettlers, dem er von seiner Mutter als Führer bestellt ist.

Bei den Dichtern der klassischen Zeit finden wir keine Blindendarstellungen, wenigstens nicht im Mittelpunkt einer Handlung stehend. Es ist das nur zu leicht verständlich. Wenn auch die ersten Anfänge der Blindenbildung gerade in jener Zeit liegen, so war der Blinde damals, von wenigen Ausnahmen, wie z. B. der blinden Maria Theresia von Paradies, die Gottfried August Bürger in einem kurzen Gedicht feiert, abgesehen, ungebildet und untätig, stand gewissermaßen außerhalb der Gesellschaftsordnung. Sein Dasein bot daher keinen Anknüpfungspunkt für tiefere seelische Konflikte.

Um so häufiger findet man dann in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in dem Blinden ein dankbares Objekt schriftstellerischer Tätigkeit. Oft wird er in dieser Zeit in den Mittelpunkt von Romanen, Erzählungen und Dramen gestellt. Meist wird er zunächst nur als der Mensch gesehen, der anderen Menschen gegenüber benachteiligt und daher bemitleidenswert ist. So entwickelt sich die rührselige Geschichte, die den Jammer der Blindheit schildert, die Hilfe und Liebe, die den Blinden von guten Menschen zuteil werden und den Trost, den sie in dieser Anteilnahme oder in Gott finden. In dem „Taschenbuch für das Jahr 1807" (F. Wilmann, Frankfurt a. M.) steht eine Erzählung von Ernestine von Krosigk, betitelt „Der Blinde", die so recht diese Art der Blindendarstellung vergegenwärtigt. Unter den dort geschilderten Menschen, die wie Schemen anmuten, ohne Fleisch und Blut, doch edelste Seelen, lebt ein durch Schlangenbiß erblindeter Knabe, in dessen Seele noch Bilder vom blauen Himmel, von Abendwolken, Blumen und bunten Vögeln wohnen, von denen er unnatürlich und geziert redet, um uns den Jammer der Blindheit so recht nahe zu bringen. „Der blinde Harfner und die Seinigen" (1825) von Georg Lotz, übrigens selbst blind, bewegt sich auf ähnlicher Linie. Das gleiche gibt J. F. Castelli in der Erzählung „Der Blinde von Clermont" (1848), und auch sein Drama „Gabriele", nach der Valerie der Herren Scribe und Melesvilles verfaßt, bleibt im gleichen rührseligen Fahrwasser. Daß diese Art der Darstellung auch heute noch nicht ausgestorben ist, beweisen Wilhelmine von Hillerns Roman „Und sie kommt doch" (1879) — nämlich die Liebe zu dem blinden Mann, — „Der blinde Geiger" von A. von Winterfeld (William Carletons „Clarionett" nachgebildet) und ein im Jahre 1908 anläßlich einer Festvorstellung im Raimund-Theater zu Wien aufgeführtes Schauspiel von Dora von Stockert-Meynert „Die Blinde". Einen durch die Blindheit bedingten Konflikt erfindet A. von Tromlitz. Er schildert in der Erzählung „Die Blinde" (1835) ein Mädchen, das sich in seiner finstern Nacht von dem Jugendgespielen und späteren Geliebten ein Nebelbild von unerreichbarer Schönheit gestaltet hat. Als nun durch ärztliche Kunst der dunkle Schleier ihrer Augen sich lichter, findet sie in dem politischen Gegner und Feind des Geliebten das Abbild ihres geträumten Ideals. Schwere Kämpfe erschüttern sie. Sie fühlt selbst ihre Schuld und kann doch nicht anders, kann nur weinend klagen: „Verdamme nicht freventlich die Blinde, die sich selbst Gebilde schaffen mußte, und — sich täuschte." Die Erlösung von der Blindheit wird hier zum tragischen Konflikt. Das gleiche Motiv verwertet übrigens Hanns Heinz Ewers in dem von Eugen D'Albert vertonten Operntext „Die toten Augen". Dem etwas absurden Gedanken, ein blindes Kind von der übrigen Welt abgeschlossen so zu erziehen, daß es sich seiner Blindheit nicht bewußt wird, gibt der Däne Hendrik Herz Gestalt. Sein romantisches Versschauspiel „König Renés Tochter" (1845), von dem Hebbel in seinen Tagebüchern urteilt: „Romantisch, also

ohne Motiv. Aber nicht übel," und das mehrmals ins Deutsche übersetzt worden ist, zeigt die im ersten Lebensjahr erblindete Königstochter Jolanthe, wie sie in Unwissenheit über ihr Geschick bei braven Leuten in einem versteckten Tal erzogen wird, wie ein maurischer Arzt ihr die Sehkraft wiedergeben will, die Heilung aber nur unter der Voraussetzung möglich ist, daß Jolanthe über ihren Zustand aufgeklärt werde. Da der Ausgang des Unternehmens aber zweifelhaft ist, weigert sich der König, diesen Schritt zu tun. Ein glücklicher Zufall löst den Knoten, und die Prinzessin findet ihre Sehkraft und den Bräutigam. Das in der Literatur sehr häufig wiederkehrende Motiv der Blendung, sei es als gerechte Strafe für üble Taten („Meier Helmbrecht"), oder als Mittel, rohe und gewalttätige Charaktere durch die Greueltat der Blendung als solche zu kennzeichnen (Gloster in „König Lear", Melchthal im „Tell", das Weib aus Kitzingen mit seinem geblendeten Sohn in „Florian Geyer"), gibt Adolf Weisser Gelegenheit, in einem langen dreibändigen Roman „Der Blinde und sein Sohn" (1852) das Schicksal eines aus Rachsucht Geblendeten aus dem Württemberg des Herzogs Karl Eugen zu schildern.

Die durch den Naturalismus und Impressionismus veränderte, auf treues Abkonterfeien der Wirklichkeit Wert legende und seelische Vorgänge bis ins Einzelste und Zarteste ausmalende Kunstgestaltung zeigt sich naturgemäß um die Wende des 19. Jahrhunderts auch in der Art, Blinde und Blindheit dichterisch zu erfassen. Schon Gedichte wie Karl Henkells „Blindenklage" und Rainer Maria Rilkes „Der Blinde" und „Pont du Carrousel" zeigen den gewaltigen Unterschied gegen früher. Rilkes Gedichte atmen eine fast ans Feierliche grenzende Innerlichkeit, und gleichzeitig sieht er in beiden Gedichten den Blinden gewissermaßen als dunklen, ruhenden Punkt, um den die oberflächliche Welt irrt, rinnt und prunkt. Meister in der Darstellung geheimnisvollen, mystischen Innenlebens der Blinden wurde Maeterlinck. Seine Dramen „L'Intruse" (1890) und „Les Aveugles" (1889) haben mit der Wirklichkeit nichts zu tun. Sowohl der blinde Großvater, der als erster mit zunehmender Gewißheit das Herannahen des ungebetenen Gastes, des Todes, fühlt, wie auch die älteren und jüngeren Blinden in dem zweiten Drama, die hilflos mit dem gestorbenen Führer im Walde sitzen, sind rein passiv. Einzig eine fast unheimliche innerliche Feinfühligkeit scheint in ihnen zu leben. Das den Blinden im Altertum zugeschriebene Hellsehertum kehrt hier in psychologischer Vertiefung und Verfeinerung wieder. Auch in Wladimir Korolenkos Erzählung „Der blinde Musiker" aus dem Novellenband „La forêt murmure" (1895) liegt der Hauptwert in der feinen psychologischen Darstellung.

Erst dies Eindringen in die Psyche des Blinden bot nun die Möglichkeit, durch Blindheit bedingte Probleme und Konflikte in seelischer Folgerichtigkeit künstlerisch darzustellen. Die sich zuerst aufdrängende Frage wäre: Wie findet sich der Blinde mit seinem Schicksal ab? Karl Robert Schmidt und Rainer Maria Rilke haben dies dichterisch gestaltet, ersterer in einem 27 Seelenspiegel umfassenden epischen Gedicht „Die Blinde", letzterer in einer kurzen dramatischen Skizze mit dem gleichen Titel. Schmidts Blinde hat nach der Geburt des ersten Kindes ihr Augenlicht verloren. Voll kindlichen Vertrauens bittet sie: „Komm, neig' dich deinem Kinde und löse seine Binde." Als ihr aber dann nach Hoffen und Zweifel ihr Schicksal mit furchtbarer Gewißheit bewußt wird, steigt Wahnsinn auf. Über Todesverlangen, Gottes- und Menschenhaß ringt sie sich nach schwersten, erschütternden Kämpfen zu opferwilligem Entsagen durch. „Nun glüht des Grales heilige Herrlichkeit." Dieselbe Entwicklung durchläuft Rilkes Blinde. Während wir aber bei Schmidt jede Leidensstufe unmittelbar miterleben, erfahren wir hier aus den Worten der Blinden ein Schicksal, das schon verklärt und nach aufwühlendem Sturm hinter ihr liegt. Der künstlerische Genuß wird dadurch bei Rilke erhöht. Ebenfalls zu diesem inneren Frieden soll sich der erblindete Schneider Jerochim in S. Juschkewitschs Erzählung „Ghetto" (1903), die das Elend und die Armut der Blindheit in naturalistischer Weise ausmalt, durchringen. Der Blinde soll den Becher des Leidens trinken; denn es ist Gottes Wille. Fügt er sich diesem Willen Gottes nicht, dann wird er sich und seinen Mitmenschen zur Last. Solch einen griesgrämigen, mit der Welt hadernden Blinden, der

gleich einer Kröte sein Gift gegen die Menschen spritzt, zeichnet Peter Dörfler in dem Bruder Stephans im „Sonnwendfest".

Besonders bevorzugt werden die Konflikte, die aus dem Erwachen der Liebe und aus der Stellung des Blinden in der Ehe erwachsen. Gerade hier liegt die Gefahr, sentimental zu werden und den Hauptwert auf rührende Szenen zu legen, sehr nahe. So ist unter anderen auch Winterfeld-Warnow in dem Roman „Die Blinde" dieser Klippe nicht entgangen. Dagegen sind Johannes Thummerers Blindenroman „Hannerle" (1916) künstlerische Qualitäten nicht abzusprechen. Warum hat sie kein Anrecht auf Glück? Warum soll sie nicht die Freuden der Liebe genießen? Warum darf sie kein Kind haben? Das sind die bangen Fragen, die das Innere des blinden Hannerle aufwühlen, als der Mann, dem ihr Träumen gilt, sich zurückzieht, um in der Wirklichkeit vorwärtszukommen, als ihre Mutter gestorben und sie dem kalten Hohn ungebildeter Nachbarinnen ausgesetzt ist. Aber als sie dann im Krankenhaus dem kleinen Vroneli aus dem unerschöpflichen Born ihrer Träume Geschichten erzählt, findet ihr Mutterverlangen eine teilweise Erfüllung. Das gleiche Problem schon vorher bei Lilienfein. Die große Stille (1912) — das ist der Titel seines Romans — webt in der Seele der blinden Marga, bis sie nach der ersten großen Enttäuschung, nach körperlichem und seelischem Zusammenbruch, sich zur großen Leere wandelt, die erst durch die Fürsorge für die Kleinen im Kindergarten wieder ausgefüllt wird. Doch der Schluß deutet darauf hin, daß auch die Blinde ihr Eheglück finden wird. „Und beide rangen sie mit dem Leben, bis daß es sie segnete." Die Ehe eines Blinden gibt auch den Stoff zu W. Jensens romantischer Erzählung „Augen der Seele". Ein Konflikt wächst hier aus dem andern. Alle aber finden ihre Lösung, ohne das Eheglück zu beeinträchtigen. Er ist in der Jugend durch die Blattern erblindet, sie hat zur gleichen Zeit durch die gleiche Krankheit ihre Schönheit eingebüßt. Nun sind sie verheiratet. Er weiß nichts von ihrer Häßlichkeit, meint, ihr nicht volle Lebensfreude geben zu können und will sie freigeben. Da muß er erfahren, daß kein anderer Mann ihr Äußeres lieben kann. Er ist selig. „Bist du nur für mich so schön?" ist seine zitternde Frage. Doch schon wird er in neuen Zwiespalt gestürzt. Ein Arzt will ihm einen Schimmer des Augenlichts wiedergeben. Dann könnte er sein Söhnlein sehen. Doch er verzichtet auf das Licht des Tages, um nie das bildschöne Jugendantlitz seiner Gattin aus den Augen seiner Seele zu verlieren. Das Mißtrauen gegen die Gattin und die Welt, das sich in die Seele des blinden Mannes schleicht, gestaltet Schmidtbonn dramatisch in dem Schauspiel „Der Geschlagene". Der Flieger Josef Wacholder ist mit seiner Maschine gestürzt und erblindet. Strafe des Himmels dünkt ihn sein Schicksal; denn nun ist er, der Himmel stürmen wollte, in die engste Enge gebannt. Mißtrauen wächst aus seiner Hilflosigkeit, frißt sich tief in ihn ein. In dem Bruder sieht er den Geliebten der Gattin. Er quält sich und die anderen, bis die eigene Gattin zur grausamen Anklägerin wird; denn seine Maschine hatte sein Herz gefressen, nach ihrer Seele hatte er nicht gefragt. Doch gerade jetzt in seiner Hilflosigkeit will sie ihn lieben. Da fällt ein Licht in die Seele des Blinden: „Über die Gestürzten wirft sich Liebe." Die Liebe bestimmt auch das Schicksal des blinden Klavierstimmers in der gleichnamigen Erzählung von Marcel Prévost. Es wird ein blinder Künstler geschildert, dessen Kunst aus der Liebe zu einer Frau erwächst und mit ihrem Tode endet, da er der Verstorbenen versprochen hat, nie vor anderen zu spielen.

Die Frage vom Recht und vom Verzicht des Schwachen, und hier also des Blinden, auf Glück und Liebe wirft Fitger in dem Versdrama „San Marcos Tochter" auf und kommt zu einer allerdings nicht die Tiefe des Problems erfassenden Antwort. Der infolge der Blattern der Erblindung entgegengehende Kaiser Maximus entsagt durch Schwur der Krone zugunsten seines Bruders. Er verzichtet auch auf die ursprünglich ihm zugedachte Gattin, auf Lavinia, die Tochter San Marcos, die ihn liebt und gibt sich den Tod, selbst als sein Bruder zurücktreten will. „Sieh den Adler zur Sonne fliegen — mag die Fledermaus lichtscheu verenden in der Dunkelheit." Tiefer wird dies Problem von D'Annunzio und Ernst Zahn erfaßt. Die blinde Anna in dem Drama „Die tote Stadt" wirkt menschlich ergreifend durch ihre Absicht zu „verschwinden" und Bianca Maria den Platz zu räumen. Da der letzte Grund ihres Vor-

habens aber in der Liebe zu dem Gatten wurzelt, dem sie den Flug zur Sonne erleichtern will, ist ihre Blindheit für die Entwicklung des dramatischen Fortschritts nur von sekundärer Bedeutung. Ihr Geschick dient mehr dazu, den Eindruck des Geheimnisvollen, des Grausigen und Tragischen zu verstärken. In Ernst Zahns Erzählung „Nacht" wieder ein Mann zwischen seiner blinden Gattin und deren jugendfrischen Schwester. Wie Anna will auch hier die Blinde entsagen. Während aber bei D'Annunzio der aus der sündigen Liebe Leonardos zu Bianca Maria erwachsene Tod es nicht zu diesem Opfer kommen läßt, tritt hier die Sehende zurück und entsagt um der blinden Schwester willen. Noch oft sind ähnliche Fälle gestaltet worden, aber meist in künstlerisch belangloser Form.

Wirklich künstlerisch psychologisch gestalten Schnitzler und Otto Rung aus der Blindheit erwachsende Probleme. Schnitzler zeigt in der Erzählung „Der Blinde Geronimo und sein Bruder", wie sich das Mißtrauen gleich einem finsteren Schatten in das Dasein zweier Menschen drängt und ihr Leben und ihre Seelen zu zerbrechen droht, aber endlich doch in einen erlösenden Akkord ausklingt. Rungs Roman „Die lange Nacht" (1913) malt, fast unheimlich wirkend, das einsame Leben eines erblindeten Geschäftsmannes. Holmann „entstammte einer Zeit, die rastlos Tätigkeit suchte, aber über ihre nächstliegenden Ziele nicht hinauszublicken verstand. Nicht einen Wert hatte er in Wirklichkeit gesammelt." Er wollte über das Gleichgewicht der Dinge hinausgreifen, da wurde ihm die Grenze gesetzt; denn ein offenbares Gesetz läßt nicht zu, daß der Einzelne zu groß wird. Er erblindet. Der rücksichtslose Trieb, der ihn zum Wachsen gebracht, schlägt in ihn zurück und vergiftet ihn wie ein Krebsgeschwür von innen heraus. Nun lebt er in seiner Villa im einsamen Kiefernwalde vor den Toren Berlins und versucht sich und den wenigen Menschen, die es um ihn aushalten, das frühere Leben vorzutäuschen, indem er sich nichtssagende Briefe vorlesen und sie beantworten läßt.

Vergegenwärtigt man sich Gestalten wie den Blinden bei Jensen oder Lilienfeins Marga, so sind solche in gewissem Sinne nur denkbar und in ihrem bloßen Vorhandensein abhängig von einer Erziehung des Blinden, wie sie sich im Lauf des 19. Jahrhunderts herausgebildet hatte. Der Blinde steht jetzt nicht mehr außerhalb der Gesellschaft, ihm ist ermöglicht, angeleitet durch einen seiner Eigenart entsprechenden Unterricht, den Bildungsstoff der jeweiligen Zeit aufzunehmen und zu verarbeiten. Er ist vor allem durch gründliche gewerbliche Ausbildung befähigt, sich selbst seinen Unterhalt zu schaffen und sich so als nützliches Glied der Gesellschaft zu fühlen. Dieser Aufschwung in der sozialen Stellung des Blinden, der sich in verhältnismäßig kurzer Zeit vollzog, ist so einschneidend und bedeutungsvoll, daß er sich auch in der dichterischen Darstellung Blinder bemerkbar machen mußte. In dem schon erwähnten Roman „Die Blinde" von Winterfeld-Warnow wird die von Jugend auf blinde Maria Werner, nachdem sie sehend geworden ist, Lehrerin an der steglitzer Blindenanstalt. Das gibt der Verfasserin Gelegenheit, einen kurzen Blick auf die Eigenart des Blindenunterrichts zu werfen. Eine Beschreibung des münchner Blindeninstituts findet sich in der Erzählung „Der blinde Musiker" (1903) von Maximilian Schmidt, der auch noch eine andere Blindenerzählung geschaffen hat: „Die Blinde von Kunterweg." Beide vermeiden jede falsche Sentimentalität und jene Unwahrscheinlichkeiten, die nur zu leicht blinden Personen angedichtet werden. In etwas sehr düsteren Farben malt Jakob Wassermann auf S. 177—180 und 239 in „Ulrike Woytich" ein Blindeninstitut. Eingehendere Darstellungen auf diesem Gebiet geben die beiden blinden Schriftsteller Oskar Baum und Ernst Haun, ersterer in dem Roman „Das Leben im Dunkeln" (1909), letzterer in den „Jugenderinnerungen eines blinden Mannes" (1918) (schon vorher „Lächelnde Erinnerungen" 1910). Beide lassen Blicke tun in den Bereich der Blindenerziehung vor zwei bis drei Jahrzehnten. Haun schildert in sonniger, glücklicher Art, Baum düster und anklagend. Beide haben denn auch, wohl aus eigenem Erleben schöpfend, die Stellung des Blinden im modernen Wirtschaftsleben, seinen Willen zur Selbstbehauptung durch Arbeit und die dabei zu überwindenden Widerstände der engeren und weiteren Umwelt dichterisch zu gestalten versucht. Von Baum liegen drei unter dem Titel „Uferdasein" vereinigte Erzählungen vor,

von Haun der Roman „Aus lichtem Dunkel" (1908), der erstmalig 1920 unter dem Titel „Hans Forstner" in der Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau erschien.

Ein Kapitel für sich ist der Kriegsblinde in der Literatur des letzten Jahrzehnts. Auch die zahlreichen Erzählungen, Romane und Dramen, in denen Blinde dargestellt werden, ohne daß sich in der Art und Weise der Darstellung, besser noch der Problemstellung, etwas Charakteristisches zeigte, oder wo der Blinde Nebenperson ist, oft vom Verfasser nur als Mittel zur Erreichung irgendeiner künstlerischen Absicht herangezogen, sind unberücksichtigt geblieben.

Ernst Wachler

Von Curt Hotzel (Berlin)

Wir erleben in der letzten Generation deutscher Dichtung die Rückkehr zur Idealität des dichterischen Schaubilds. Die mannigfaltigsten Versuche wollen den Zauber erneuern, der bis zu den Romantikern hin die Gebilde der Dichtkunst umwittert: das Leuchten der Überwirklichkeit, die Magie der mythischen Sphäre, das Dionysische im Mimus. Im Grunde haftet es ja jeder echten Dichtung an, aber die bewußte Ergründung des „Wirklichen", die peinlich naturalistisch-psychologische Nachmalerei der bürgerlichen Welt im Zeitroman und „Milieu"-Stück hatten es doch dahin gebracht, daß die hohe Idealität beinahe als etwas Peinliches empfunden wurde. Im Grunde war dies eine hoffnungslose Kapitulation vor dem bürgerlichen Zeitgeist, der sich, abgesunken von Religion und Kunst und abgefallen vom Leben als dionysischer Erhebung, seine sogenannte Wirklichkeit zurechtgemacht hatte. Die allmähliche Auswirkung der Erscheinung Nietzsches verbunden mit dem ungeheueren aufrührenden, zertrümmernden und damit befreienden Erlebnis des Weltkrieges erwies die Belanglosigkeit dieser Anschauung und leuchtete in die dämonischen und zugleich idealen Tiefen des Lebens.

Unter den Schaffenden, die den Ausgang dieses bürgerlichen Zeitalters miterlebten, waren einige, die ihm nicht erlagen und ihm keine Konzessionen machten. Sie gingen durch das Fegefeuer der Skepsis und standen entweder ganz links auf der Seite der Idealrevolutionäre (die das Wehleidigkeitspathos der Sozialisten als fatal empfanden) — oder sie entfernten sich bewußt aus der Großstadt und hielten sich ganz rechts stehend an die beglückende Idealität der hohen Überlieferung. Unter ihnen nimmt Ernst Wachler eine besondere Stellung ein. Auch er kehrte in die „Heimat" zurück, auch er suchte die deutsche Landschaft mit der Seele und fand früh im Volkstum den ewigen Jungborn der Kunst — aber er war seit seiner Studentenzeit mit Nietzsches Philosophie vertraut. Er hatte im Jahre 1893 bereits alle erreichbaren Werke des Philosophen gelesen und in eben dieser Zeit schon eine durchaus selbständige Kritik der Wagnerschen Kunstform geliefert. (Später erschienen, zusammen mit zwei weiteren grundlegenden kritischen Arbeiten, in dem Bande „Die Läuterung deutscher Dichtkunst im Volksgeiste", 2. Auflage, jetzt L. Fernau, Leipzig, Talstr. 15.) Damit waren ihm einmal die Sinne geöffnet für die hohen Rhythmen der alten Kunst, und andererseits war sein Formgefühl über Lessing hinaus geschärft zur Erfassung des wahrhaft und ewig klassischen Stils, den er sowohl bei den Griechen, wie auch bei den Spaniern, Italienern und Engländern der Shakespeare-Zeit fand. Herder zeigte ihm den Weg zur volkstümlichen Dichtung aller Zeiten und Völker. Das Entscheidende aber ist, daß er überall hinter der hohen Dichtung das starke, blühende Leben suchte und fand! — Hier konnte Nietzsche in ihm freilich nur bewußt machen, was er selbst lebte. Denn nur dem Lebendigen sendet „das schöne Leben" seine Boten ... um mit George zu reden. Es ist nicht unwesentlich, daß Wachler einer alten traditionsstarken Familie entstammt, in der Pflege des Geistes sowohl in wissenschaftlicher, künstlerischer wie auch staatsmännischer Weise seit Jahrhunderten selbstverständlich war. Wesentlich ist ferner für seine Gesamteinstellung, daß er durch diese Familienbande eng mit dem Kreis

und Werk Bismarcks verknüpft wurde. Ihm hatte sich von Jugend an ein erhabenes Schaubild vom Staate, vom Preußenstaate eingeprägt, das ihm als Dichter den Weg Kleists wies. Der große geniale Mensch war von Anfang an sein Idol. Neben Nietzsche war es Grabbe, der ihm diesen starken Typus am deutlichsten, am deutschesten zugleich, künstlerisch entgegenbrachte. Letztes Ziel schien in Leben und Kunst demnach Fortführung der Renaissance in der Vollendung einer festlich gestimmten politisch machtvoll gesicherten deutschen Kultur zu sein. Gobineaus Lehren und Dichtungen gaben ihm den Maßstab dafür her.

Trotz dieser mannigfaltigen Lehrmeister und Einflüsse ist Wachler keineswegs Epigone. Sein künstlerisches Werk bezeugt das mit jedem Jahre mehr. Wachler ist als Dichter „naiv" im besten Sinne. Er schafft aus der starken Lebenseinheit seines Wesens heraus, deren Entwicklungslinie klar vorgezeichnet ist. Sein Nichtanderskönnen ist das Unterscheidende von bloß gekonnter Literatur. Es ist bei ihm Wesenssache, wenn er auf den altgermanischen Mythus zurückgreift und alle seine Werke von eddischem Geist durchströmen läßt; denn sein innerster Antrieb ist religiöser Natur. Er sieht wie später viele nach ihm die Dichtung als die Mittlerin des Göttlichen gerade für den Germanen. Aber er verhält sich zum Mythus deshalb — wie zu aller Überlieferung — nicht antiquarisch, sondern er läßt die Lebensquellen des Mythischen im Gegenwärtigen selber springen. Das schöne Leben ist ihm heilig. In seinem Gesprächsbüchlein „Rheindämmerungen" hat er diesen Willen zur Lebenserneuerung und Verklärung in künstlerisch reifer Form ausgesprochen. Es ergibt sich aus dieser Einstellung von selbst, daß ihm die deutsche Sprache der Inbegriff des Heiligsten ist, was uns Spätlingen von den Schätzen einer hohen Kultur blieb. Ihre Pflege, ihre Rettung vor Beschmutzung und Verderbnis durch Verkehr und Manier gilt ihm als würdigste Aufgabe des deutschen Geistesführers. Hier schwingt die Idealität, deren das Leben zu seiner Rechtfertigung bedarf: im Bilde unserer Sprache erst wird das in sich selbst zerrissene deutsche Leben groß und einheitlich schön. Die Kultur der Dichtersprache aber reißt bei den Romantikern ab. Die Nachfolgenden haben ihr den Rhythmus der Idealität nicht erhalten können. Hier spielt der Zusammenbruch der letzten geistigen deutschen „Kultur" eine Rolle, die Kultur des deutschen philosophischen Idealismus ist gemeint. Wachler fühlt sich nun innerlichst verbunden jenen Sprachgestaltern der Romantikerkreise, vor allen, was die Erzählung anlangt, Tieck. In seinem Roman „Osning" schuf er die neue Stileinheit nicht nur sprachlich. Dies Buch ist wohl eins der eigenartigsten aus seiner Generation. Es stellt die Ernte des Lebens und Erkennens Wachlers dar bis zum Weltkriege. Kurz vor dessen Ausbruch erschien es (bei G. K. Sarasin, Leipzig). Ein Wanderbuch — ein Seherbuch. Auch ein Programm. Inhaltlich Ältestes und Jüngstes, heidnisches nordisches Altertum mit gegenwärtigstem Heimatsuchen und Heimkehren zu den Quellen des Lebens verbindend. Am stärksten in der Idee und im herben reinen Stil der Sprache. Balladen fügen sich dem Ganzen organisch ein — ein Buch des Höhengeistes und dabei tief volkstümlich zugleich. Es wird bleiben als ein Denkmal der erwachenden „Germantik" unserer Tage — es wird diese vielfach ins Abstruse und Flache sich verirrende Strömung des schwer bedrängten deutschen Geistes durch seine Reinheit und Geisteshöhe rechtfertigen. In seinen Novellen gestaltet Wachler diese Welt der Überlieferung auch bis ins Modernste hinein noch plastischer und lebensnäher aus dem Geiste der Landschaft heraus. Die Krone und der vollendete Ausdruck dieses künstlerischen und religiösen Willens jedoch dürften die an Landschaftliches und Mythisches anknüpfenden Oden sein. Aus dem Weltkrieg, den Wachler als Truppenführer und Organisator in der vollen Mannesreife mit hellster historischer Bewußtheit miterlebte, brachte er ein Büchlein Gedichte „Kriegsbeute" mit. Den „Durchbruch von Brzeziny" beschrieb er in einem Bändchen Feldzugserinnerungen. Seine frühere Lyrik ist in dem Band „Unter der goldenen Brücke" gesammelt, mit feinstilisierten Prosastücken untermischt.

Wenn wir nun noch auf den Dramatiker zu sprechen kommen, so müssen wir vor allem des Werkes gedenken, das im Mittelpunkt seines Lebens steht — wenigstens jenes Lebensabschnittes Wachlers, der bis zum Weltkriege reicht: das Harzer Bergtheater, die erste deutsche Bühne unter freiem Himmel. Was Wachler mit dieser

Stätte festlichen Spiels auf den mythisch geweihten Felsen des Hexentanzplatzes im Sinne hatte, ist von den Wenigsten verstanden oder gewürdigt worden: hier sollte für das Bühnenspiel in der erhabenen Natur, gesteigert durch den aus ihr hervorgegangenen Hintergrund der Sage und Religion ein Heiligtum der Nation geschaffen werden. Aber trotz des Versagens der Nation im letzten Verständnis hat das Werk viele Tausende beglückt. Die Werke, die Wachler selbst für diese Bühne schrieb, bezeugen seinen Willen deutlich: „Walpurgis", ein Frühlingsspiel (1903 zur Eröffnung des Bergtheaters), „Widukind", ein Trauerspiel mit Chören (1904), „Mittsommer", ein Trauerspiel für die Bühne unter freiem Himmel (1905). Auch Wachlers letzte dramatische Schöpfung „Die schöne Melusine" (Uraufführung im heidelberger Stadttheater 1919) ist eine Fortgestaltung dieser Stoffwelt aus dem deutschen Volksbuch heraus. Sehr bemerkenswert sind übrigens die wenig bekannten Jugenddramen des Dichters, die in freier sprachlicher Form Stoffe aus der Verfallzeit des römischen Kaiserreichs gestalten. („Tiberius auf Capri" u. a.)[1] Der dramatische Impuls, der dithyrambische Atem hat bei Wachler einen eigentümlichen Ton. Die dionysische Naturverbundenheit bestimmt ihn und gibt ihm die gänzlich unpapierene Kraft und Fülle. Dies ist vor allem an den Chören zu bemerken, in denen neben dem lyrisch dramatischen das religiöse Element am stärksten schwingt.
Von dieser Warte aus gesehen ist Ernst Wachler einer der berufenen Träger deutschen Geistes. Seine Persönlichkeit erweist denn auch immer mehr ihre stark werbende Kraft, die sich schon früher in den von ihm herausgegebenen Zeitschriften („Der Kynast" 1898—1899, „Deutsche Zeitschrift" 1899—1905, „Die Volksbühne" 1900 bis 1902, „Iduna", „Die Krone" und den Almanachen, „Der Spielmann" und „Iduna") auswirkte. Nach Weimar zurückgekehrt, wirbt und wirkt der Dichter, Kritiker und Bühnenleiter in ungebrochener Kraft weiter für sein hohes Ideal, eine erneuerte deutsche Kultur.

Die schweizer Tellen-Spiele unseres Jahrhunderts

Von Paul Lang (Basel)

Ich stelle voran in Kürze die schweizer Tell-Dramen vor Schiller. 1512: „Das (anonyme) alte Urnerspiel". Naiv, einfach, schön, episch. 1545: „Das (Ruofsche) Neue Tellen-Spiel". Schon dialektisch. Reformationsgeist verratend.
Dann Schweigen. Die kurze Blüte schweizerischer Volksdramatik wurde abgelöst durch eine Periode großer Chroniken. Der Tell-Mythus erfuhr seine Weiterbildung durch das Weiße Buch von Sarnen, Tschudis „Chronikon Helveticum", endlich, an der Schwelle der modernen Geschichtsschreibung, Johannes von Müller. Von Mitte des 18. Jahrhunderts an beginnen die Tell-Dramen wieder an zu erscheinen.
1749. Samuel Henzi: „Grisler ou l'ambition punie". Ein Drama in Alexandrinern. (So nach seinem Tode veröffentlicht, von ihm aber betitelt: „Grisler ou l'Helvétie délivrée". Über diesen Titelwechsel ließe sich ein Feuilleton schreiben).
1767: Ant. Martin Lemierre, ein Franzose: „Guillaume Tell".
1775: J. J. Bodmer: „Geßlers Tod oder das erlegte Raubtier", „Der alte Heinrich von Melchtal oder die ausgetretenen Augen", „Der Haß der Tyrannei und nicht der Person oder Sarne durch List genommen", „Wilhelm Tell oder der gefährliche Schuß". Vier unbedeutende, kleine, in Shakespeare-Nachahmung spielerisch erdachte Stückchen. In Prosa.
1777: J. J. Zimmermann: „Wilhelm Tell". Gleichfalls ein Prosa-Tell. Das erste Stück, in dem das Wort „Freiheit" wieder, wenn auch noch vorsichtig, als Dominante klingt.

[1] Eine ins Einzelne gehende Darstellung der Werke und der Persönlichkeit habe ich in meiner Monographie „Ernst Wachler, ein Beitrag zur Geistesgeschichte unserer Zeit", Edda-Verlag 1921 (jetzt Leipzig, Moltkestr. 74), gegeben.

1791: Joh. Ludwig Ambühl: „Wilhelm Tell". Noch ein Prosa-Tell. Einfach, klar, ehrlich. Mit innerster Anteilnahme geschrieben. Von Ambühl ließ Schiller sich inspirieren. Er schrieb: 1804: „Wilhelm Tell". Ein Schauspiel in fünf Akten. In Jamben.

* * *

Resultat dieser Übersicht: Im 16. Jahrhundert wurde der Tell-Stoff gestaltet: von einem unbekannten Urner und einem in Zürich naturalisierten Konstanzer. Im 18. Jahrhundert befaßten sich mit ihm spielerisch: ein französischer Dramatiker und ein zürcher Ästhetiker; mit innerer Anteilnahme: ein berner Revolutionär (Henzi); ein luzerner Jesuit und späterer Konvertit (Zimmermann); ein toggenburger Dorfschullehrer (Ambühl). Die Schweizer setzten sich mit dem Tell auseinander. Aber sie taten das nüchtern, mit Ausnahme des französisch schreibenden Henzi in Prosa.

In die Region der hohen Kunst erhob den Stoff der Schwabe Schiller, der gefühlsmäßig zu ihm ein so nah bedingtes Verhältnis hatte wie Ambühl oder Henzi, zugleich aber auf dem Gipfel seiner poetisch-dramatischen Entwicklung stand, als er sich zum Guß anschickte.

* * *

So kam es, daß ein Jahrhundert lang, genauer: 110 Jahre, kein schweizer Dichter mehr den Mut fand, den Tell-Stoff neu zu fassen.

Aber: was lange währt, braucht nicht ewig zu währen. Schillers „Tell" fand in der Schweiz zunächst keine unbestrittene Aufnahme, ja die Kritik eines schweizer Korrespondenten in der Gelehrtenzeitung „Isis" war alles andere denn lobrednerisch. Noch jahrzehntelang spielte man bei Freilichtaufführungen Tell-Szenen, die auf eine alte Überlieferung, letzten Endes wohl auf das Urnerspiel, zurückgingen und nicht auf den Schillerschen Tell. Aber allmählich setzte sich dieser, dank hauptsächlich der Schule, im Volke durch. Am Ende des Jahrhunderts war er das anerkannte, sakrosankte Nationaldrama geworden, das man nicht nur in den Stadttheatern jederzeit mit Erfolg aufführte, sondern auch in zahllosen Freilichtaufführungen und in speziell errichteten Spielhäusern.

Im neuen Jahrhundert dagegen wuchs langsam eine Reaktion gegen ihn an. Den Gebildeten erschien er mählich als zu abgeleiert, hatte ihn doch die Schule, wie sie es mit andern Meisterwerken zu tun pflegt, gründlich „zerlesen". Auch war man dem Schillerschen Pathos, unter dem Einfluß des Realismus und des Naturalismus, ein bißchen entfremdet worden. Endlich war inzwischen das schweizerische Nationalgefühl auch in der Literatur, sogar in der dramatischen Literatur, erstarkt. Sollte es dem schweizer Dramatiker auf ewig verwehrt sein, sich selbst schöpferisch mit der wichtigsten Figur seines Nationalmythus auseinanderzusetzen, der Figur, die symbolisch den Freiheitsdrang, die tiefstempfundene Komponente seines Nationalstolzes, ausdrückt? Sollte der Tell auf ewig tabu sein, weil einmal ein deutscher Dichter auf seine Art dessen Schicksal geprägt hatte? Solche Fragen standen nun am Himmel.

Es mußte aber doch etwas anderes noch sein, was die eidgenössischen Dichter zwang, sich dem Tell-Stoff nach langer Pause wieder zuzuwenden, etwas anderes als der Anstoß am Schulgeschmäcklein des „Wilhelm Tell", oder am idealistischen Pathos Schillers. Etwas anderes auch als nur das erstarkte Bewußtsein des Eigenwertes und der Eigenkraft des schweizer Dichttums. Das Bild des Tell mußte in der Seele des Volkes aufs neue zu glänzen und zu glühen beginnen. Ein Wechsel mußte sich in der Seelenlage der schweizer Nation vollziehen. Das Bedürfnis nach Freiheit, das den Tell charakterisiert, das Henzi, Ambühl und Schiller zum Teil geführt hatte, mußte in etwelchen sensiblen Dichtern, d. h. Deutern des Volksgemüts, sich so regen, daß es den dichterischen Ausdruck erzwang.

Ein Wandel war in der Tat im geistigen Leben der Schweiz verspürbar. Der alternde Gottfried Keller hatte schon im „Martin Salander" die Dekadenz des politischen Triebes gegeißelt. Er, der die ideenbeschwingten Kämpfe der vierziger Jahre, aus denen die neue Eidgenossenschaft emporgestiegen war, miterfühlt und erlebt hatte, sah im öffentlichen Leben der achtziger Jahre nur noch kleinlichste und egoistischste Geschäftspolitik. In den neunziger Jahren versank das Volk dermaßen im Sumpfe des Alltags, daß, wo Keller in seinem Sittenroman die Ironie noch in Blaßrot ausgegossen hatte, Spitteler in seiner Satire „Imago" die Feder in blutiges Scharlach tauchte. Im übrigen

wandten sich die geistigen Schriftsteller nun, angewidert von der stickigen Luft im Heimatland, gänzlich von der Darstellung der Umwelt ab. C. F. Meyer, Spitteler, Widmann, später Falke, Bernoulli, Faesi, Pulver suchten im alten Griechenland, in der Renaissance und im Mittelalter Bezirke, in denen sie ihre Sehnsüchte und Enttäuschungen in reine Formen gießen konnten. Auf diesen Hintergründen konnten große Charaktere, mächtige Schicksale, glaubhaft erscheinen, die, in Bümpliz oder Romanshorn lokalisiert, nur ein ungläubiges Kopfschütteln erregt hätten. Die Dichter zweiten Ranges freilich ließen es sich beim Erbe Kellers dankbar und behaglich wohl sein. Die kleinen, durch die blinde Umwelt bedingten Schicksälchen ihrer „Helden" empfanden die schweizer Leser als ihnen angemessen. Das behäbige und ordnungsliebende, zufriedene und gesättigte, wochentags geschäftstüchtige, am Sonntag sentimentale Schweizertum, wie sie es wahrheitsgetreu und schmunzelnd abbildeten, trat seinen Weg in die Welt hinaus und gab dort die begreiflicherweise nicht als erschütternd empfundene Visitenkarte der helvetischen Kultur ab.

So rund von 1900 an aber fing es allenthalben an zu rumoren. Man ward bei den Jungen der Verwässerung der Seldwyler müde. Neben den schon erwähnten Ausbrüchen in die zeitliche Ferne fanden solche in die räumliche Weite statt. Berlin lockte Schaffner und Ilg, Schweden Moeschlin, wie schon Rußland Spitteler gelockt hatte. Die Romanziers, die jetzt ihre Schwingen regen, wollten, obschon sie zunächst dem Realismus gaben, was des Realismus' war, doch über ihn hinauskommen. Eine neue, tiefe Ethik, die ihre Nährkraft aus einer innigen Gotteskindschaft zieht, pochte immer stärker durch die Zustandsschilderung im Werke Steffens. Eine nervöse Weltstadtgeistigkeit drückte sich deutlicher und deutlicher in den Romanen Schaffners aus. In den besten Stücken Moeschlins hämmert ein sentimentalischer „Zurück-zur-Natur"-Ruf, der wie die oben bezeichneten Strebungen als Reaktion auf das Klima der mittleren Schweizerstädte zu werten ist. Paul Ilg aber und Jakob Bührer warfen als neu und aufpeitschend ins Feld die Leiden und Bitternisse proletarischer Existenzen.

So gärte es in Roman und Novelle von den ersten Jahren des Jahrhunderts an. Die aber, welche sich im Drama einer Neo-Klassizistik zugewandt hatten, fanden, daß damit kein haltbar Tuch zu weben sei. Spitteler zwar rang auf einsamer Höhe seinem Genius den „Olympischen Frühling" ab, der als das Denkmal dieser nachkellerschen Epoche des ausgehenden 20. Jahrhunderts stehen bleiben wird. Doch die übrigen Mitstreber dieser Linie: Falke, Faesi, Bernoulli, von Widmann ganz zu schweigen, blieben mit ihren Bemühungen im ersten Anlauf stecken. Ihr Weg war Ausweg, der ins Leere führte. Denn aus Verzweiflung an ihrem Volke wählten sie ihn, nicht aus historisch bedingter oder subjektiver Notwendigkeit. Die Stärksten sahen dies auch später ein, fanden den Weg zur direkten Auseinandersetzung: zum Gegenwartsdrama.

Man könnte fragen: „Was hat dies mit dem ‚Tell' zu tun?" Es hat sehr viel damit zu tun. Der „Tell", Symbol des urtümlich ausbrechenden Freiheitsstrebens, konnte nicht eher wieder ins wahre Bewußtsein der Nation treten, d. h. sich mit elementarer Gewalt einem Dichter aufdrängen und ihn zur Neugestaltung zwingen, ehe nicht diese Nation selbst wieder vom Freiheitsdrang besessen ward. Nur dann dichtet man die Freiheit, wenn man sie nicht hat! Die Flucht der schweizer Dramatiker aus der Gegenwart in die Klassizistik war ein Anzeichen, daß dieses Streben wuchs. In einem Dichter dieser Richtung wuchs es solange, bis er einen Tell schrieb.

Als die besten Elemente der Eidgenossenschaft zur Zeit der Restauration ob der Unverschämtheit der Metternichschen Noten sich in weißer Wut verzehrten, hieß das Ideal der Freiheit: eine starke Zentralregierung. 1848 war sie erreicht. Nun hieß das Ideal der Freiheit: wirtschaftliche Unabhängigkeit. Man baute Eisenbahnen und Fabriken. 1900 aß der Bürger fettes Fleisch und wohnte im eigenen Haus. Die starke Bundesregierung, einst das Ideal der Freiheit, war unterdessen zur allmächtigen Bürokratie geworden. Die wirtschaftliche Unabhängigkeit der obern Klassen hatte sich zum Übermut der Städter, zur Selbstgefälligkeit der Männer vom großen Einkommen, zur materialistischen Verachtung von Religion und Dichtung, von jeglichem Träumen, Sehnen und Hoffen

ausgewachsen. So kam es, daß ein neuer Freiheitsdurst erwachte. Befreiung von der Allmacht des Geldes, Befreiung von der Enge des Landes, Befreiung von der harten Hand des Bundes, Befreiung von der Rechthaberei der Väter, das waren die Wünsche, von vielen aufs innigste gehegt.

Ins Ausland trieb der Drang die Jungen. Gegen bernische Allmacht lehnte sich der Westen und die Peripherie auf. Und durchs ganze Land warf der Künstler und der Dichter, der Fromme und der Schwärmer dem Satten, hemdärmelig am breiten Biertisch jassenden Bürgertum den Fehdehandschuh hin.

1914 war das Land für einen neuen Tell reif, der es symbolisch von den neuen Vögten befreien würde. Und nun folgten sich die „Tellen" Schlag auf Schlag. Was in der Epik seit 1900 gewittert hatte, verdichtete und konzentrierte sich nun in der Dramatik. Noch vor dem Weltkrieg entstand der erste Schweizer-Tell. Dessen Unwetter mußte diese Entwicklung begünstigen. Im besonderen spritzte das Ressentiment gegen die ins Grenzenlose verschärfte Diktatur der Bürokratie turmhohe Springbrunnen des Freiheitsdurstes auf. Vier „Tellen" folgten dem ersten bis 1924.

Hundertzehn Jahre hatten die schweizer Dichter geschwiegen, weil der Tell etwas Historisches war, feierlichst einbalsamiert von Friedrich Schiller. 1914—1924 schufen sie fünf schweizerische Tell-Spiele, welche die Theater dem Schweizervolk zwar fast alle vorenthalten haben. Sie schufen sie, weil die mythische Gestalt des Tell wieder Wirklichkeits-, Gegenwartswert bekommen hatte. Weil sie den Tell in sich fühlten und ihn gestalten mußten.

* * *

Sehen wir zu wie diese fünf Tellen-Spiele — ein erstes schönes Reis, aufsprießende Blütezeit eines autochthonen schweizer Dramas ankündigend — beschaffen sind!

1914. Der erste welsche „Tell" von René Morax, dem Waadtländer (E. Tarin, Lausanne). Ein Stück mit viel Musik! Das fast wie das Libretto einer komischen Oper zu lesen ist! Der Optimismus des Landesausstellungsjahrs spricht daraus. Tell ist ein aufrechter, braver Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat und seines Mutes wegen respektiert wird. Der Held eines Schauspiels-Festspiels, wie er im Buch steht. „Honneur à Tell" jubelt das Volk ihm am Schlusse zu.

Aber eine verräterische Stelle steht in dem Stück: Der Volksheld bricht einmal aus: „J'étouffe au milieu de ces hommes". In Summa: Ein etwas naives, musikalisches Tell-Spiel. Kleine Ausbrüche gegen die Vielzuvielen, aber nur kleine. Von den obenzitierten Gründen, welche die Tell-Renaissance bedingten, hat hier wohl am tiefsten gewirkt der Wunsch, der welschen Schweiz einen eigenen, von Schiller selbständigen Tell zu geben, also das erwachte Nationalgefühl. Die Westschweiz ergreift dichterisch Besitz von der gemeinschweizerischen Tradition! Als Auftakt zum Aufmarsch des eidgenössischen Heeres, das sich in diesem Jahre, von einem Geist beseelt, durch alle Täler des Vaterlandes ergoß.

1915: In Jena bei Diederichs erscheint von C. A. Bernoulli, dem Basler, ein Prosa-Tell in vier Akten: „Der Meisterschütze". Er nimmt die Prosaüberlieferung der Deutschschweizer Bodmer, Zimmermann, Ambühl wieder auf. Dieser Tell ist ein kerniger Eigenbrötler, ein konsequenter Outsider, der aber dennoch ein guter Eidgenosse ist. Schärfste Ressentiments gegen die Geschäftspolitiker werden hier gegen die Figur Stauffachers entladen. Daneben erwirbt Walter Fürst, der Abgeklärte, der den goldenen Kern in Tell unter der borstigen Schale früh erkannte, unsere Achtung. Das dichterische Verdienst des Stücks liegt hauptsächlich darin, daß das Verhältnis von Tell zum Vogt auf einen ganz neuen Plan, weit über Schiller hinaus, gehoben wird. Hierin beruht, neben der Schilderung der problematischen Einstellung des naiven Übermenschen Tell zur Volksgemeinschaft, der Eigen- und Neuwert des Stückes. Allzu üppiges Detailgeranke, vor allem auch die übermäßige Entwicklung der Figur einer Nichte des Vogtes, die aus der Schillerschen Bertha herauswuchs, lassen die Führung der Handlung leider oft unklar erscheinen. In der gegenwärtigen Fassung besticht der „Meisterschütze" durch Einzelschönheiten mehr als in der Gesamtanlage.

In Summa: ein Tell, erwachsen aus der protesthaften Einstellung der Künstler und Dichter. Der Tell sind sie, die Un-Bürgerlichen, die in der Stunde der Gefahr dennoch die Tat tun müssen, die Verantwortung erheischt!

1916: Fernand Chavannes, ein anderer Waadtländer, publiziert „Guillaume le Fou“ (Cahiers Vaudois, Lausanne). Drei Akte. Kein halbes Festspiel wie Morax' Stück, keine harmonische Abrundung wie dort, sondern schrille Dissonanz. Chavannes ist wie Bernoulli Individualist. Der Basler findet trotzdem den Anschluß an die Gemeinschaft. Und hat das durch seine Festspiele bewiesen! Der Waadtländer lebt in „splendid isolation“, verachtend die Masse und gehaßt von ihr.

In „Guillaume le Fou“ drückt sich schroffste Ablehnung der Volksgemeinschaft aus. Wir leben in einer Welt, die aus Hasenfüßen und bornierten Idioten besteht, so lehrt das Stück. Und das Große, Starke, Mächtige, das alle wahren Werte schafft, wird mißachtet, ja in blinder Dumpfheit vernichtet.

Geschrieben ist das Stück in rhythmischer, stilisierter Prosa. Die Handlung ist in der Rede, scharfer, hin- und herwetternder Rede. Das äußere Geschehen der Tell-Fabel ist ganz zwischen die Akte verlegt.

So verläuft kurz das Stück: Tell fordert die Männer zur Empörung auf. Er ist wagemutig, zukunftsfroh, selbstsicher. Alle anderen haben Angst, bringen hundert Gegengründe vor. Langsam, bedächtig muß man vorgehen. Nichts aufs Spiel setzen, nichts riskieren. Im zweiten Akt ist der Vogt schon tot. Die Familie, in Furcht vor den Folgen, will Tell ausliefern. Der entzündet das Höhenfeuer, und nun wird das zusammenströmende Volk urteilen. Im dritten Akt hat es sich zu entscheiden: zur Tat zu stehen und den Krieg auf sich zu nehmen, oder Tell auszuliefern. Nach langem Pro und Kontra setzt der Umschlag für den Krieg ein. (Weil es denn historisch einmal so war.) Aber Tell ist unterdessen erschöpft zu Boden gesunken. Melchtal erschlägt ihn unerkannt, weil er nicht schnell genug ins Glied der Abziehenden tritt! Er stirbt, und nun erkennt man, wie groß er war. „Et maintenant que le voilà couché, comme il est grand.“

Ein Stück dieses, in dem Tell nicht als Gegner Geßlers, sondern als Gegner Stauffachers und seines Bundes vorgeführt wird! Ein anti-demokratischer Tell reinsten Wassers. Ein Übermensch-Tell, genährt aus Nietzschescher Einschätzung des großen Individuums, vielleicht auch aus den Doktrinen der „Action Française“ (Barrès), die im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts bei einer gewissen Clique der westschweizer Literaten, zu denen Chavannes gehört, auf fruchtbaren Boden fielen. „Democratie-Médiocratie“, dies in Genf geprägte Wort leuchtet wie ein Fanal über dem Stück. Die Freiheit sucht „Guillaume le Fou“ nicht vom fremden Vogt, der schon bei Bernoulli merkwürdig gut wegkam, sondern von den vielen kleinen Vögten des eigenen Volkes.

Nun ließ der Krieg eine kleine Pause eintreten. Aber schon 1920 hat Paul Schöck, der Schwyzer, Bruder des Komponisten, seines Zeichens Architekt, durch die „Freie Bühne“ einen ebenfalls dreiaktigen Tell in schwyzer Mundart aufführen lassen. Jetzt ist er in Buchform publiziert worden (Sauerländer, Aarau).

Der Schöcksche Tell ist nüchtern und hochpolitisch. Auf Harmonie gestimmt! Tell und Stauffacher achten sich gegenseitig. Spielen sich sozusagen gegenseitig in die Hände.

Was führt also hier über Schiller hinaus? Die Erkenntnis, daß es eine historische Notwendigkeit gibt, die aus lauter grauen Zwängen besteht. Rein äußerlich ist zu sagen, daß das Stück wenig, fast gar keine Theatralik besitzt. Wie bei Chavannes ist vom Apfelschuß und Geßlers Tod auf der Szene nichts zu sehen.

Aber er ist ungeheuer echt, dieser schwyzer Tell: in der breiten, politischen Exposition, in der Psychologie der Talleute, zuletzt in der entschlußharten Art, in der Tell seine blutige Tat begeht. Weil es sein muß, macht er dem Vogt ohne Monolog den Garaus, wie er einen Ochsen abstechen würde, um sich selbst das Leben zu erhalten. Und dann will er hauptsächlich kein Gescherr! Schlägt sich stillschweigend in die Büsche! Wenn man an das großsprecherische Getue des Schillerschen Wilhelms in der Parricida-Szene denkt, wird einem das ungemein Schweizerische dieses Tell doppelt klar.

Geschrieben wurde dieses Stück aus erstarktem kulturellem Selbstgefühl. Harmonisch läutet es aus. Die inneren Dissonanzen müssen nicht groß sein am Vierwaldstätter-See.

Aber 1923 brach die Disharmonie wieder in der Tell-Gestalt aus. Im Jakob Bührerschen „Neuen

Tellen-Spiel" (Neuenschwandersche Buchhandlung, Weinfelden). Wieder ein Tell in Prosa. In vier kurzen Akten. Unter Beibehaltung des Apfelschusses und Geßlers Tötung auf offener Szene. Der Dichter scheint im Äußerlichen an Bernoulli anzuknüpfen. Indessen kennt er dessen Stück nicht. Um so interessanter ist die Konstatierung.

Wes Geistes ist der Bührersche Tell? Er ist der Mann der Mitte, der Beherrschung, des guten Willens. Aber so ausgeprägter Eigenbrötler wie bei Bernoulli. Langsamen Denkens ist er, nicht wie bei Chavannes übersprudelnd. Der Vogt sucht ihn, sucht ihn aufzuhetzen gegen Stauffacher. (So wollte er bei Bernoulli.) Erzählt ihm vom Kaisertum, dessen Idee größer, gewaltiger sei als die Beharrungspolitik der armseligen urnerischen Täler. Sie verlange Unterwerfung, Disziplin, im Interesse des Allgemeinen! Gierig trinkt dies der Grübler Tell in sich ein, der eine Höhensehnsucht hat, im Sittlichen, und mit ganzem Gemüte nach dem Rechten strebt.

Aber so hat's der Vogt nicht gemeint. Ihm war es nur darum zu tun, die kleinen Freien (Tell) gegen die Großbauern (Stauffacher) aufzuhetzen. Sobald er sieht, daß Tell sich nicht kurzerhand von Stauffacher löst, schlägt er ihn, befiehlt den Apfelschuß, führt ihn ab. Hier setzt die Tragödie ein, um die es Bührer galt. Denn wie Chavannes, schrieb er eine Tragödie. Kein Festspiel wie Morar, kein Schauspiel wie Schiller, Bernoulli und Schöck! Im Tell, der, wie jeder wahrhaft Starke, sich ein Ideal der Beherrschung und des Duldens setzt, bricht der dumpfe Mordtrieb aus. In Alzellen, dem Manne des „gesegneten Bades", hatte er ihn verdammt. Jetzt verliert er sich gleichfalls dahin. Er tötet den Vogt und wird dadurch vor sich selbst ehrlos. Denn nun hat jener sterbend recht: auch er, Tell, ist kein besserer Mensch. Auch sein Ideal ist kein höheres, oder dann steht er nicht dazu, wenn es darauf ankommt. Auch er ist ein Egoist, auch er...

Als Stauffacher ihm dankbar die Hand drückt dafür, daß er den Landesfeind erschlagen habe, sagt er: „Sprecht keinen Unsinn, Mann." Dann stürzt er sich, um seinen hineingefallenen Knaben zu retten, ins Wasser. Er bringt ihn heraus, aber dann läßt er sich zurückgleiten. Nicht aus Erschöpfung!

Bührers Spiel ist die Verneinung des Tell. Gestehen wir es offen. Die Tell-Tat, die Ermordung des Vogts, die im alten Urnerspiel, in dem Tell anschließend die Revolution auslöst, befriedigt so kommentiert wird: „Nun ist jetzt sicher wyb und mann vor diesem vogt, dem öden mann", sie wird hier als Irrtum verurteilt. Als Rückfall in die Barbarei! Die neue Moral unserer Zeit spricht zu uns: daß auch der politische Mord Mord bleibt, daß es keinen sacro egoismo der Staatsraison gibt, der das Individualgewissen zu beschwichtigen vermöchte. Durch den Dichter Bührer hält die Schweiz anderen Nationen diese neue Umdichtung ihres Nationalmythus vor Augen: Der Tell verzweifelt an sich, weil er den Vogt ermordet hat. Wenn auch wir „aus Mitternacht" sind, wenn auch wir im (politischen) Affekt noch töten, wir sind wenigstens nicht stolz darauf, sondern sehen darin — Tragödie.

* * *

„Telle" dichtet man, wenn man nach Freiheit strebt, sahen wir. Frei wollten die Schweizer des neuen Jahrhunderts werden von der Selbstgefälligkeit ihrer Berufspolitiker, von der Enge und Kleinlichkeit ihrer Miteidgenossen, vom Zwang der hochdeutschen Überlieferung und dem Geschmacksstil der Städte, von der Tyrannei unserer Wirtschaftsordnung und der überlieferten, als veraltet empfundenen, Auffassung von der Rolle des Staates. Begrenzter oder unbegrenzter waren diese Freiheitsdürste. Darum wurden die Tellen gewaltiger oder milder. Im Äußerlichen blieb der erste, der von Morar, stecken. Harmonisch endende Schauspiele sind die Bernoullis und Schöcks, darum überwuchert im einen das Politisch-Gegenständliche, im andern üppiges Barock der Phantasie. Aber an Tiefstes rühren die Stücke Chavannes' und Bührers. In beiden ist das ewige, in der Schweiz aber mehr denn irgendwo sonst heute akute Problem der individuellen Freiheit im Kontrast zur Staatsbürgerpflicht behandelt. In beiden zu absoluter, das heißt tragischer Lösung geführt. Aber welch ein Unterschied in der Gesinnung: Der Tell Chavannes' fällt, weil er übermütiger, tötungslustiger war als seine Landsleute. Der Tell Bührers verneint im Gegensatz zu seinen Landsleuten den politischen Mord, begeht ihn aber dennoch. Darum tötet er sich im Versteck.

Innere Wandlung erfährt Chavannes' Tell nicht. Er ist von Anfang bis Schluß derselbe: der große Naive. Nur des Volkes Stellung zu ihm verschiebt sich. Darum ist der Eindruck dieses Stücks letzten Endes ein statischer. Bührers Tell jedoch wandelt sich im Innersten. Drum wirkt er dynamisch. Die Skrupel, die Schiller im Monolog in der „Hohlen Gasse" andeutete, haben sich hier ausgebreitet und liegen gleich dunklen Wolken über dem ganzen Stück. Die neue Ethik unserer Zeit, deren Glanz schüchtern erst am Horizont empordämmert klingt in tiefen Glockentönen daraus: daß der moralische Koder, der für den Privatmenschen gilt, auch für den Staat gelte. Daß auch der politische Mord Mord bleibe. Daß der neue Mensch der sei, der seinen Tötungswillen gänzlich überwunden habe. „Aber weh," klagt das Stück, „noch sind wir nicht so weit. Dem Dunkel unseres Ursprungs entrinnen wir nicht — Wir sind aus Mitternacht". Das ist die Tragödie. Auch der Beste, auch der Tell — stammt aus Mitternacht. Hat in sich — Mitternächtiges.

* * *

Ist Schillers Tell für die Schweizer nun überwunden? Ich denke nicht. Keins der fünf neuen Tellen-Spiele kann mit seinem Werk verglichen werden. Schon daß er in höchster dichterisch-formaler Prägung den Stoff gestaltete, läßt ihm einen Vorsprung vor den einheimischen Dichtern. Wir sahen, daß alle Deutsch-Schweizer Prosa-Tellen schrieben.

Aber wenn die ästhetische Vergleichung müßig ist, die inhaltliche fällt ganz zugunsten der Schweizerstücke aus. Vieles bei Schiller wirkt heute leer, kalt, verblaßt. Warum? Weil wir nur noch die Form sehen, wo früher der Inhalt kongenial empfunden wurde. Bei den schweizer Tellen aber, besonders denen mit tragischer Einstellung, spürt der Schweizer im innersten Mark: nostra res agitur. Und darum wird er seelisch erschüttert, wo er bei Schiller oft nur noch den Schwung der Satzperioden bewundern kann. Die Zeit wird vielleicht kommen, da ein schweizer Dichter einen Tell schaffen wird, der seine Landsleute innerlich ergreift, weil er ihr neues Lebensgefühl ausdrückt, wie es Bührers Stück schon in vielem tut, der aber zugleich in der dramatischen Anlage und der formalen Durchführung von der fast vollkommenen Makellosigkeit ist, die Schillers Meisterwerk auszeichnet. Das wird wohl geschehen, wenn die schweizer Dramatik, die jetzt anfängt ihre Schwingen zu regen, ihren ersten Gipfel erreicht haben wird. Dann, aber erst dann, werden wir in der Schweiz Schillers Tell nur noch historisch betrachten und von seinem Ehrenplatz als unser repräsentatives Nationaldrama absetzen dürfen.

Vom Geiste schweizerischer Philosophie

Von Ed. Platzhoff-Lejeune (Bullet)

Gibt es eine eigene schweizerische Philosophie und ist das schweizerische Volk in seinen geistig hervorragenden Vertretern philosophisch begabt?

Auf solche umfassende und allgemeine Frage in der hier gebotenen Kürze auch nur knapp, aber doch befriedigend zu antworten, ist nicht leicht.

Eine Vorfrage bleibt unvermeidlich: Gibt es eine schweizerische Kultur und Wissenschaft? Denn nur dann wäre eine schweizerische Philosophie möglich. Die Schweiz ist ein Mischvolk, sprachlich und konfessionell geschieden, aber mit einheitlicher Verfassung und Gesetzgebung über diese Schranken hinweg. Bei weitgehenden Reservatrechten einzelner Landesteile ist seit knapp hundert Jahren eine ständige Annäherung und ein wachsender Zusammenschluß, auch auf geistigem Gebiet, zu konstatieren.

Man hat z. B. eine gesamtschweizerische Literaturgeschichte geschrieben, die keine Nebeneinanderstellung literarischer Erscheinungen bedeutet, sondern den Einfluß schweizerischer Dichter aufeinander über die Sprachgrenzen hinaus, sowie die gemeinsame Beeinflussung unserer Schriftsteller dreifach verschiedener Zunge durch ausländische Strömungen feststellt. Pestalozzi hat in Stans und in Yverdon gelebt, C. F. Meyer starke französische Einflüsse erlitten, Isabella Kaiser in zwei Sprachen gedichtet. Akademische Dozenten

werden von Lausanne nach Zürich, von Bern nach Genf versetzt usw.

Mit einem Wort: das räumlich nahe Herantreten dreier Kulturen, die verbreitete Sprachkenntnis, der tägliche Austausch auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet, die gemeinsame Geschichte, die so ähnlichen sozialen Verhältnisse aller Kantone bedingen eine bedeutende Kenntnis der „andern Kulturen," ein Abstumpfen und Ausgleichen der Gegensätze, eine Mischung anderwärts getrennter Anschauungen, die einer Befruchtung gleichkommt und etwas Neues gedanklich schafft, das in den einsprachigen Ländern nicht existiert. Darum sollten sie unsere Philosophen nicht, je nach der Sprache, als die ihren in Anspruch nehmen. Das trifft aber immer nur Einzelne. Wir haben in der Schweiz Denker, Forscher, Dichter, Beamte, Politiker usw., die in ihrem Wesen durchaus unbeeinflußt sind von anderssprachiger Kultur, und wir haben solche, die diesem Einfluß schwach oder stark unterliegen. Doch zur Sache: Von unsern Philosophen kann man bei einem Kym, Häußler oder Hebler kaum behaupten, daß sie andere als deutsche Philosophen seien. Ein Charles Secrétan, Ernest Naville, ein Amiel und Vinet sind ganz ausgesprochene Schweizer im geistigen Sinne, sie haben deutsches Denken stark in sich aufgenommen und selbständig französisch verarbeitet. Das gilt umgekehrt z. B. auch von R. Willy oder J. P. Romang. Allgemein läßt sich vielleicht sagen, daß der Deutschschweizer weniger philosophisch als der Welschschweizer veranlagt ist. Das mag vor allem für den nicht gerade metaphysisch veranlagten Züricher, wohl auch für den Berner gelten. Der Basler hat alle gelehrten und künstlerischen Traditionen. Seine Hochschule ist die älteste, und diese große Vergangenheit wirkt stark auf die Gegenwart. Der Waadtländer, der sonst dem Berner sehr ähnlich sieht, mit dem er fast drei Jahrhunderte besonders eng verbunden war, gilt unter den Welschschweizern als der philosophischste Kopf. Die deutsche Schweiz besetzt ihre philosophischen Lehrstühle fast ausschließlich, die welsche nur sehr selten mit Ausländern. Aber lassen sich daraus Schlüsse auf die philosophische Begabung ziehen?

Es gibt in der Schweiz so wenig wie anderswo, einen Rassenunterschied. Die früher meist in Deutschland unternommenen Studien unserer Welschschweizer geben oft auch unsern Philosophen — ich nenne nur Werner in Genf — ein stärkeres geistiges Gepräge als das mit der Muttersprache erworbene geistige Temperament. Genug, die Schweiz hat ihre Philosophen, und von diesen tragen viele eine eigene nationale Nuance, manche vielleicht nur in dem Sinne, daß sie eben nicht national sind, d. h. daß sie, sprachkundig und vorurteilslos, mit den französischen, englischen und italienischen Denkern ebensogut wie mit den deutschen vertraut sind. Diese Gleichmäßigkeit gedanklicher Bildung gibt ihnen eben ihre Eigenart. Sie leben in der Kompensation, nicht nur politisch, sondern kulturell und speziell philosophisch. Ob es mit dieser Weltoffenheit und der starken Aufnahmefähigkeit nach allen Seiten zusammenhängt, daß sie selbst meist wenig produzieren? Wer sieht, was alles schon geleistet wurde und täglich um einen noch geleistet wird, ist leicht in der Gefahr, selbst zu verstummen und die Hände in den Schoß zu legen. Der Drang eigenen Schaffens wird dadurch geschwächt und müßte schon sehr mächtig sein, um nicht zu erlahmen. So produzieren viele unserer Philosophen nur eben was sie müssen und was sich schickt, um sich als Dozenten und Forscher auszuweisen.

Eine letzte Frage, die auch am Anfang hätte stehen können, ist die, wen man unter unsere Philosophen zählen soll. Nur die akademischen Vertreter und alle diese? Oder auch die Privatgelehrten, ob sie nun Privatdozenten seien oder nicht, einen J. Krevenbühl und M. Guggenheim in Zürich zum Beispiel? Und warum nicht die Theologen, die Religionsphilosophie treiben, einen H. Kutter, L. Ragaz, C. A. Bernoulli und E. Brunner? Oder die Psychologen, die von der Medizin herkommen, einen Th. Flournoy und Ed. Claparède in Genf, die psychologischen Pädagogen wie Pierre Bovet, die Soziologen wie Maurice Millioud? Und sollten die Eingewanderten nicht dazu gerechnet werden, die jahrzehntelang bei uns gewirkt haben?

Man merkt es schon: da ist kein Ende abzusehn, und doch müssen wir schließen, ohne aller gedenken zu können. Genug; die Schweiz will geistig ein weltoffenes, weitherziges Land sein, das über die einzelnen Sprachgebiete suchend und verbindend

herausschaut, sie eifrig und möglichst vorurteilslos studiert, einander näherbringt und vermittelt. Sie könnte hier noch mehr tun, ist aber kaum am Werk und sucht sich in Erfüllung dieser hohen Aufgabe das Vertrauen ihrer Nachbarn zu gewinnen. Sie singt in der Sphärenmusik philosophischen Denkens und Schaffens harmonisch die gleichen Motive mit, die jenseits ihrer Grenzen in Nord und Süd, Ost und West, klingen, aber sie tut es manchmal in eigener Tonart mit einem b oder einem Kreuz oder einer Auflösung mehr, ganz bescheiden, manchmal eigenartig und stets bestrebt, dem Ganzen der Menschheit zu dienen!

Schweizer Literatur

Von Ernst Aeppli (Zürich)

Wenige Wochen nachdem er das umgearbeitete Testament seiner Persönlichkeit, „Prometheus den Dulder“, beendigt, starb Carl Spitteler in den letzten Tagen des vergangenen Jahres. Mit ihm ist eine ragende Erscheinung von ausgesprochener Eigenart aus der schweizerischen, aus der gesamtdeutschen Dichtung geschieden.

Erst der alternde Dichter hat sich Namen und zuletzt den Ruhm verbreitenden Nobelpreis errungen. Sein geniales Frühwerk „Prometheus und Epimetheus“ war nicht beachtet worden, selbst Gottfried Keller hatte nach einigem Zögern dazu geschwiegen. Durch Fluten von Bitterkeit, deren schlimmen Nachgeschmack der Dichter nie ganz überwunden hat, war er dann seinen Weg gegangen, trotzig und einsam. Es ist nicht ohne Tragik, daß erst der farbige und laute „Olympische Frühling“, der das Frühwerk an seelischem Weltgehalt niemals erreicht, zum Siegeslied wurde.

Das Jahr 1915 machte den siebzigjährigen Dichter, der in einer Rede von lastendem Pessimismus seine Landsleute zu sich selbst zurückzuführen versucht hatte, plötzlich zum nationalen Heros. Da und dort setzte gleichzeitig die Kritik tiefer ein. Als nun eben Spittelers Proklamatoren die Bahn für die Feier des achtzigsten Geburtstages, zum Teil in grotesker Weise, säuberten, als eben eine bittere Literaturfehde anheben wollte, da starb Spitteler.

Sein Tod wurde von den meisten mit ehrfürchtigem Schweigen erlebt. Als aber, voran die Professoren Bohnenblust und Fränkel, ein maßloser Kult einsetzte (Fränkel behauptet beispielsweise, gewaltige Geister der Menschheit aus dem Gedächtnis tilgend, in Spitteler sei der größte Genius seit Goethe und Beethoven, ja vielleicht seit Dante, verstummt), da boten die Jüngern Halt.

Denn diesen Jüngern scheint — auch eine Wandlung! — die Trotz- und Empörergebärde, das „Dennoch“ gegen die Welt nicht mehr die tiefste, seelenergreifende Haltung eines großen Dichters zu sein. Max Rychner hat in der einzigen literarischen Zeitschrift der Schweiz, in „Wissen und Leben“ mit geistreicher Parade jene Maßlosigkeiten zurückgewiesen und den Dichter vor seinen gefährlichen Verehrern in Schutz genommen. Und Walter Muschg hat es für die Jüngern ausgesprochen: „Die Generation der heute Dreißigjährigen hat Spitteler kaum ergriffen ... Ertragen wir es heute noch, die Menschen in Bausch und Bogen als ein nichtswürdiges Gesindel verlacht zu sehn? ... Wer mit dem Anspruch vor uns hintritt, unser Führer zu sein, findet unser Vertrauen nur dann, wenn er mit uns in der gleichen Tiefe war. Spitteler verachtete die Welt als grau und öde, uns ist sie durch tausendfache Schmerzen heilig geworden.“

Eins ist jetzt schon vorauszukünden: Ein Teil der Werke Spittelers wird ohne Dauer des Gedächtnisses bleiben, nie aber wird der Mythos von „Prometheus und Epimetheus“ vergessen werden können.

In die Heimat seiner ersten Dichtungen ist Heinrich Federer zurückgekehrt. Sein großer Roman „Kaiser und Papst im Dorfe“ (Grote) gestaltet in großartiger Ganzheit, aus unerschöpflicher Erzähllust die Welt eines toggenburger Dorfes, wie wir sie farbig und herzlich, in gütigem katholischem Dorfbarock lächelnd, in der schweizerischen Literatur nicht besitzen.

Der Roman hat alle Vorzüge der Dichtungen Federers: den warmen Goldton seiner Sprache, die heitere Vielfältigkeit seiner Gestalten, Symbole, die ganz Dichtung geworden sind; die Liebe zu allem Starken und Verwegenen, das süß lächelnde Erbarmen mit dem Schwachen, die Weisheit eines unsentimentalen Menschen.[1]

Weit weg von Federers herzlicher Farbigkeit rundet sich der kleine Roman „Ein Jahresring“ von Hugo Marti

[1] Die Martin-Bodmer-Stiftung hat eben den Roman mit dem größten schweizerischen Literaturpreis, mit dem Gottfried-Keller-Preis geehrt.

(Rhein-Verlag). Ein Jahr der Liebe wird in nordischer Landschaft gestaltet, quält sich in nordischer, oft gespenstischer Dialektik, in harten und doch unentschlossenen Seelen. Weh, das Erbitterung schafft, erfüllt einen bei der Lektüre. Das Geschehn, fast ausschließlich Naturdarstellung und Raisonnement, wird von Marti in edler, gepflegter Sprache erzählt. Der Dichter wirft kein einziges Wort in den peinlichen Krampf der Seelen.

Anders Hans Morgenthaler, in dessen Roman „Woly" (Orell Füßli) der Autor und der Held leider ein und dieselbe Person zu sein scheinen! Über seine Gefühle hat sich Morgenthaler schon in einem frühern Buch „Ich-Selbst" mit uns unterhalten. In „Woly" macht nun das sich um sich selbst drehende Ich gleichzeitig, ein trauriger Mond, den sehnsüchtigen und erbitterten Weg um ein Mädchen, das nicht geneigt ist, sich mit dem Dichter in einem Idyll zu vereinigen. Sie verbringen Wochen, einen Sommer im Süden und könnten glücklich sein, wenn nicht in beiden höchst egoistische Teufeleien säßen. Keins vermag sein Ich-Selbst aufzugeben. Was hilft es Hamo, daß er der Schriftsteller Ha(ns) Mo(rgenthaler) ist und als Autor im Roman seine Bücher aufzählt, einen reichen Leser anfleht, ihm zu einer Reise aus dem bedrängenden Europa zu verhelfen? Armer Hamo, gefangen in dir selbst! Wer wird dich erlösen?

Konrad Falke hat jene erschütternde Erscheinung aus den Kreuzzügen, welche die Irrationalität des Mittelalters eindringlichst verdeutlicht, hat den „Kinderkreuzzug" zum Vorwurf eines großen geschichtlichen Romans (Orell Füßli) genommen. Das Vorhaben Falkes ist an zwei Unzulänglichkeiten zerbrochen. Jener Drang, der tausend Mädchen und Jünglinge, die auf allen Straßen, hin über die Gebirge, hindurch durch den Brand der Ketzerverfolgungen des Midi nach dem Meere ziehn, erfüllt und leitet, wird ihm allzufrüh nur Sehnsucht der Leiber zueinander, mündet unaufhörlich in die leibliche Liebesvereinigung. Ohne daß diesem Liebessturm irgendwelche Größe oder Tat entströmte, welche die Handlung vertiefend weiterführte. Mögen die Chroniken auch viel von Orgie berichten, es straft sich hier eine zu wenig vertiefte Betrachtungsweise, Einstellung, ja Weltanschauung des Dichters. Um das Einzelschicksal im Massenzug darstellen zu können, hat Falke zur technischen Möglichkeit vieler winziger Kapitel gegriffen. Er eilt von einer Gestalt zur andern, in Kapitelchen von drei, vier Seiten. Es sind kleine Situationsballaden geworden, von denen nur wenige im Gedächtnis haften bleiben. So zerbröckelt der Roman unrettbar.

Wer hat die „Zerrütteten" geschrieben? stellte der Rhein-Verlag die Preisfrage. Man begann zu raten. Da war offensichtliches Können, Ausgewogenheit der Darstellung, eine gleichmäßige und schöne Sprache. Das hinderte auf einen jungen, medizinisch orientierten Dichter zu schließen, der seine Erlebnisse in der psychiatrischen Klinik an einem Fall darstellt. Wer sich nun nicht auf den beschwerlichen Weg der Stilvergleichung begeben wollte (beschwerlich, da der Autor seine naturalistische Epoche hinter sich hat), nahm die Erinnerung an die Gerichtschronik zu Hilfe und landete bei dem Namen Hermann Kurz. Er ist wirklich der Autor und hat sich seines jüngsten Werkes, so Vieles auch nur zuständlich bleibt, nicht zu schämen. Vor allem entging er der Gefahr sentimentaler Aufbauschung, die Irrenhausromane sonst so unerträglich macht.

Mit zu den Schweizerromanen dürfen wir auch den „Mann im Mond" (Grethlein) Adolf Koelschs rechnen. Der große Erleber von Erde und Kreatur läßt einen Staatsanwalt, den Nachwirkungen kindlicher Bedrängung und infantiles Rachegefühl den Weg nach dem gefährlichen Amte des Urteilsspruchs gehen hießen, die Flucht in die Natur tun. Der Staatsanwalt wirft seinen Namen seiner Uhr nach in den See und siedelt sich, selbst eine sonderbare Insel, auf einer kleinen Insel an. Die Flucht zu Mutter Natur gelingt, die Säuberung von Erinnerungsresten freilich schafft körperliches Leiden. In dem Erlebnis der Inselwelt in Kreatur, Erde, Pflanzen und den kosmischen Lichtern ist Koelsch in seinen größten Möglichkeiten. — Geschieht es freiwillig, daß er hernach seinen Helden im Zusammentreffen mit Hegele, der herznah gezeichneten Tochter des Inseleigentümers Lirum — man übersieht den Raabe verwandten Humor nicht! — so bedenklich versagen und in seine gescheite Schrullenhaftigkeit zurücksinken läßt? So, daß man den Roman, in dem ein Mensch um ein kleines der Erde neugeschenkt wurde und zuletzt doch auf seinen eisigen Mond zurückkehrt, fast unwillig verläßt.

Immanuel Limbachs Roman „Der arme Heinrich" (Huber) soll besprochen werden, wenn einmal der zweite Teil, die Heilung des bedrängten jungen Mannes unserer Tage erzählend, vorliegt. Möchte dieser zweite Teil weniger gewissenhaft autobiographisch sein und dafür mehr dichterische Befreitheit zeigen.

Eine Hoffnung beginnt in der Dichterin Cecile Lauber Erfüllung zu werden. Ihr kleiner Roman „Die Versündigung an den Kindern" (Grethlein) gehört zu den edelsten Früchten der diesjährigen Lese. Das Geschehn ist einfach, typisch, von ergreifender Menschlichkeit. Aufbau und Spannung, Sprache und seelischer Gehalt zeugen von Reife und Formgefühl, wie sie Frauendichtung selten eignet. Eine gewisse Verhaltenheit ist Stärke und schafft eigenartige Schönheit. Wir erwarten viel von dieser Dichterin!

Viel und Tiefstes erwarten wir auch von ihm, dem jeder Mensch „Unsereiner“ ist, Bruder von gleichen Müttern geboren. Traugott Vogel erwuchs aus der Gegenwart, dem scheinbar sinnarmen Dahingleiten unserer Tage die erste Frucht eines Zürcherromans von großer Verheißung (bei Grethlein erschienen). Die Geschichte eines Menschen, der sich und die andern vom Lehm, in dem ihre müden Füße stecken, befreien möchte, ein Held der nicht handelt und doch wirkend da ist. Die Mächtigen, die Gott Nahen dieses Romans aber sind die einfachen Frauen. Es herrscht geheimes Mutterrecht in allen Beziehungen der Menschen Traugott Vogels. Außerordentlich ist die Schärfe der Beobachtung, die geheime Leidenschaft. Dazu eine Dichte, welche die Vielgestalt des Daseins zu sehr liebt, als daß sie sich ablehnend wertend verhielte. Überraschend wirkt der schweizerische, fast dialekthafte Sprachgebrauch vereinigt einer seelischen Haltung, welche Albert Steffen nahe steht, die aber vor allem den großen Namen Dostojewskis ruft. Daß dem Erstling nicht alles gelang, entfällt einem ob dem neuartig Dichterischen und Reinen dieses wahrhaft bedeutenden Romans.

In einem schönen Band des Grethlein-Verlags sind die Gedichte des letzten Jahres gestorbenen Jakob Boßhart zu einem guten Gedenken erschienen. Die „Literatur“ brachte schon einige Proben dieser gemessenen, verhaltenen Lyrik. Sie hat bei aller Sehnsucht fast immer ethischen Unterton, strebt aus dem Leidverhaft nach stiller, männlicher Bejahung des Daseins.

Unter dem etwas anspruchsvollen Titel „Die neue Schweiz“ hat der Rhein-Verlag vier Gedichtbändchen ausgehn lassen. Da fügt Hugo Marti seinem Nordland-Roman den „Kelch“ zarter Lyrik. Ihr leiser Ton, das dämmrig Herbstliche, hoffnungsarmes Versagen klagen vor demselben Grund nordischer Landschaft. Ein Zwischenstück wäre ohne die Dichtung von Hofmannsthal nicht denkbar.

Guido Loosers „Nachklang“ ist mit seinen ersten Gedichten C. F. Meyer und Adolf Frey verpflichtet. Dabei aber von persönlicher Struktur. Seine Seele erstrebt Reife, Rundung ihres Lebenskreises. Dem Dunkeln nicht unverwandt — die tiefen und schönen Gedichte an die Irren sind dafür Zeugnis — bittet er das Leben: „Laß mich deine Heiterkeiten lieben!“ Daß sich die Schlußzeilen innerlich verdichten, gehört zur trostfindenden Gebärde der kleinen Sammlung.

Von Hermann Hiltbrunner wünscht man sich endlich einen Band, der die Bedeutung dieses wirklichen Lyrikers offenbaren würde. Zwar zeigt auch das Bändchen „Winter und Wende“ sein männliches Profil, die Sicherheit vollendeter Form, das eigentümlich starke Leben seiner lyrischen Sprache. Wenn auch der Könner Hiltbrunner es sich hie und da zu leicht macht, — er bleibt eine der großen Hoffnungen unserer Dichtung.

Das wagt man von Max Pulver nicht zu sagen. Dieser überlegen gescheite Dichter wird in seinen letzten Werken kristallisch hart, intellektspröd, vom Strömenden abgedrängt. Vielleicht hat er, zurückgekehrt in seine Heimat, schicksalhaft eine andere Aufgabe in ihrer Weise schöpferisch zu lösen.

Ein Jahresbericht über Schweizerliteratur darf bei aller Unvollständigkeit einige Werke über Dichtung nicht unerwähnt lassen. Da sei zuerst die geistvolle Untersuchung von Fritz Ernst „Der Klassizismus in Italien, Frankreich und Deutschland“ (Amalthea) genannt. Der Kenner der Weltliteratur hat hier das Phänomen des Klassizismus in seinem Allgemeingültigen und in seinem für jedes Land und jede Zeit Besonderen in einem Essayband dargestellt. Ernsts vergleichende Literaturgeschichte ist zögernd und sparsam in der Formulierung, fast zu kühl wirkt die behutsame Sicherung, deren Ernst nicht bedürfte. Denn der Traktat ist die reife Frucht eines großen und kultivierten Wissens.

In leidenschaftlicher Anteilnahme, welche sich aber das genaue Wissen um die tatsächliche Entwicklung der schweizerischen Theaterverhältnisse nicht ersparte, vielmehr mit dem ansehnlichen Buch das wichtigste Werk über diesen Gegenstand geschrieben hat, spricht Paul Lang über „Bühne und Drama in der deutschen Schweiz“ (Orell Füßli). Man mag, anderer Auffassung als Lang, nicht recht an die Möglichkeit der Dauer „Freier Bühnen“ glauben, man kann der Ansicht sein, der ersehnte große schweizerische Dramatiker mache sein Erscheinen nicht notwendig vom vorherigen Bestehen eines großen schweizerischen Theaters abhängig, man kann vielleicht auch dankbarer sein gegenüber der deutschen dramatischen Dichtung, gegenüber den deutschen Schauspielern in der Schweiz. Dennoch wird sich jeder, dem die Schaubühne etwas bedeutet, vom Kenner des vergangenen und des gegenwärtigen schweizerischen Theaters mit großem Gewinn in solch' lebendiger Weise an Zukunftsland heranführen lassen.

Im selben Amalthea-Verlag erschienen vor einiger Zeit Robert Faesis „Gestalten und Wandlungen der schweizerischen Dichtung“. Das scheinbar Unorganische der Anordnung verdeckt etwa die lebendigen Bezüge, zeigt Faesis Neigung zum geschmackvoll wählerischen Herausnehmen der Einzelerscheinung. Nahe steht ihm, dem Träger züricherisch literarischer Kultur, Bericht über die gloriose Vergangenheit. Mit subtiler Wertung vergleicht er in einem Aufsatz Meyer und Thomas Mann. Der Essay

über Albert Steffen rührt an eine Wunde, die auch Rudolf Steiners Tod nicht schließen wird. „Warum hast du unsere Welt verlassen?" geht die Frage an den anthroposophischen Dichter, dem so viel heimliche Liebe und Verehrung gilt, dessen „Pilgerfahrt zum Lebensbaum" uns eben mit schönen Händen speist. Dankbar liest man Faesis erste Darstellung des Lebenswerkes von Adolf Frey.

Von Robert Faesi besitzen wir nun dazu in der Sammlung „Die Schweiz im deutschen Geistesleben" eine vorzügliche Einleitung in Leben und Werk C. F. Meyers. Ich kenne kein Buch in der großen Meyer-Literatur, das so feinhörig und sicher zum Dichter führte. In der Wertung der Dichtungen Meyers werden sich im kommenden Jubeljahr die Liebhaber Meyers scheiden. Wird nicht zuletzt der Lyriker siegen?

Otto von Greyerz, der Freund, ja das Haupt der Freunde schweizerischer Mundartdichtung, selbst Verfasser vielgespielter Dialektlustspiele, daneben, das sei nicht verhehlt, der strenge und oft schulmeisternde Kritiker der neuen schriftsprachlichen Schweizerdichtung (kaum einer der jüngern Dichter hat seinen vollen Beifall erringen können), hat in derselben Sammlung es unternommen, eine Übersicht über die „Mundartdichtung der deutschen Schweiz" zu geben. Leider ist es bei der Aufzählung geblieben; kein Großer erhebt sich aus der hingedehnten alemannischen Gipfelflur. Das Werklein nennt mehr Namen als es Seiten zählt! So wird es ein treu dienendes Nachschlagebüchlein werden.

Eduard Korrodi, als geistvoller Redaktor des bedeutendsten schweizerischen Feuilletons der zeitgenössischen Dichtung besonders nah, stellt in einem Bändchen „Die Schweizerdichtung der Gegenwart" fest, daß Walzels Wort von der Wirklichkeitsfreude der schweizerischen Dichtung viel weniger zu Recht besteht, als etwa deutsche Literaturwissenschafter glauben. Vielmehr ist diese nun ebenfalls vom allgemeinen Zeitwillen nach Spiritualisierung erfaßt und lehnt die Vaterschaft Gottfried Kellers oft mit leidenschaftlicher Heftigkeit ab. Welchen Anteil er selbst an dieser andersartigen Geistigkeit der jüngeren Dichter hat, verschweigt Eduard Korrodi bescheiden. Zuletzt sei eine erste Köstlichkeit genannt: Emil Ermatingers „Wieland und die Schweiz". Der Schweizeraufenthalt des jungen Wieland in Zürich und Bern wird von Ermatinger mit so feinem Humor, einer so heitern Meisterschaft erzählt, daß sich das kleine Werk wie eine Novelle liest. Der Besuch und Aufenthalt Wielands in Zürich ist eine Farce, die Monate in Bern, unter den gescheiten und dennoch für kurze Zeit verblendeten Augen der Julie Bondeli (Lili Haller erneut in der gleichen Sammlung das Gedenken der außerordentlichen Bernerin) ein ernsteres Spiel, dem der eitle junge Mann aufatmend entflieht. Und doch hat ihm die Schweiz „das Wichtigste geschenkt, was er für seine Schriftstellerei brauchte: Die eigene Persönlichkeit."

Proben und Stücke

„Freue dich, jungschöne Mutter"[1]

Gedicht von Ernst Bertram

Freue dich, jungschöne Mutter,
Deines Knaben, wann er brandet,
Eine herrlich hohe Woge
Aus dem nie gestillten Meere.

Fühle dich, gekrönte Mutter,
Deines Jünglings, wenn er lodert,
Eine zackig höchste Flamme
Aus dem nie gelöschten Brande.

Tröste dich, erstarrte Mutter,
Vor dem Sohn auf jäher Bahre:
In die tiefste aller Fernen
Rollt er, nie verschäumte Woge,
In die glühendste der Sonnen
Flog er als ein Strahl hinüber.

[1] Aus „Das Nornenbuch" von Ernst Bertram. Leipzig 1925, Insel-Verlag. Vgl. S. 577.

Echo der Zeitungen

Otto Stoessl
Zum 50. Geburtstag

„In abwartender Haltung mag Otto Stoessl, auf der Aussichtshöhe seines 50. Geburtstages angelangt, um sich blicken. Was als Erlebnis unter ihm, als Weg hinter ihm liegt, ist nun vor uns Miterlebenden und genießend Mitschreitenden als gestaltete Wortwelt ausgebreitet: Eine Welt, in der hinter jedem Ding, es sei, was es wolle — Holz, Stein, blitzender Goldhahn auf dem Turmknopf — ein unerreichbares, hinter jeder toten Sache ein geistiges Etwas, voll verborgenen Lebens zu fühlen ist. Eine Welt, in der wir, erhöht, gesteigert, vom unnennbaren Duft ahnungsvoller Ferne umschwebt, doch eigenes Wesen, eigene Nähe, eigenen Tag erkennen. Aus den unscheinbaren und nichtigen Einzelheiten des Schulknaben- und Kleinbürgerdaseins ist diese Welt aufgebaut, aber wir finden darin, neben den niederen und irdischen, auch die höchsten und letzten Dinge menschlicher Existenz. Denn das eben macht das Wesen des echten Dichters aus, daß er nicht des Kostüms noch der Kulisse bedarf: Unendlicher als über den Küsten roter und gelber Meere wölbt sich über seinem morgenroten Kindheitsgarten der Horizont, und entrückter allem Zeitgeschehnis als die Tropeninsel — die heute so manchem Literaten als einzige Zuflucht vor dem europäischen Alltag gilt — ist das Märchenland an der wiener Reichsbrücke, das Otto Stoessl den Geschöpfen seiner Laune zu Lehen gibt. Märchenluft weht um seine Gestalten, Märchenwahrheit webt und west in ihnen, und vom mütterlichen Urgrund und Urstoff alles Märchens, vom Traum, scheinen sie sich, niemals völlig losgelöst, mit erschütternd einfältiger Gebärde emporzuringen.“ Martina Wied (Arb.-Ztg., Wien 122).

Vgl. auch „Curriculum vitae“ von Otto Stoessl (Prag. Pr. 119); Berl. Börs.-Cour. (203); Werner Mahrholz (Voss. Ztg. 208); Erwin H. Rainalter (Berl. Börs.-Ztg. 201).

*

Max Herrmann
Zum 60. Geburtstag

„Max Herrmann ist ein Lehrer der akademischen Jugend, der die Jugend sicher nicht weniger liebt und schätzt als die wissenschaftliche Erkenntnis. Der Forscher, dem diese doppelte Hingabe nicht möglich ist, hat seinen Beruf verfehlt. Es gibt verschiedene Arten, sich in dieser Hinsicht als Lehrer zu bewähren, und wer die rechte Art gefunden hat, die nicht in Anbiederungsversuchen an die jeweilig jüngste Generation und ganz und gar nicht im Einfangen der Suchenden, im Betäuben der Anlehnungsbedürftigkeit durch Phrasengeschmetter besteht, der ist noch lange nicht vor schweren Konflikten zwischen Selbstbewußtsein und Empfänglichkeit, zwischen Erlebnis und Pädagogik geschützt. Max Herrmann hat gewiß die Problematik des akademischen Lehrberufes früh erkannt und durchdacht. Er hat sich in seiner Liebe zu seinem Amt nicht beirren lassen, die Zahl seiner Hörer, die Dankbarkeit seiner persönlichen Schüler durfte ihm schon seit vielen Jahren die Gewißheit geben, auf dem rechten Wege zu sein und den rechten Weg zu führen. Herrmann ist durch seine großen Dozentenerfolge niemals zur Bequemlichkeit verführt worden. Seine Forscherleidenschaft, die ihn stets zu den Quellen treibt, die Energie seines Denkens, sein konstruktiver Trieb, die keine Autorität ungeprüft anerkennen und der wissenschaftlichen Arbeit mehr abfordern als ein Zitatenmosaik, gewährleisten die Selbständigkeit und Festigkeit seines wissenschaftlichen Charakters. Aber er kannte und kennt kein Nachlassen der Wachsamkeit, kein Ausruhen auf einem Standpunkt, der über der unablässigen Selbstkontrolle, der unaufhörlichen Revision seiner Methodik und der gewonnenen Ergebnisse erhaben zu sein beansprucht. Daher stammt Herrmanns Zusammenhang mit der Jugend, die jung ist und sich nicht ihrer besten Vorrechte in falscher Befangenheit entäußert, die nicht in abgestandenem Gewässer plätschern will.“ Hugo Bieber (Berl. Börs.-Cour. 221).

Vgl. auch: Joh. Günther (Deutsche Allg. Ztg. 224); B—r (Voss. Ztg. 225).

*

Helene Voigt-Diederichs
Zum 50. Geburtstag

„Wer, der Helene Voigt-Diederichs je hat vorlesen hören oder erzählen sehen, vergäße die verhaltene Leidenschaftlichkeit in den Zügen dieses Frauenhauptes, den herben und doch so warmen Klang ihrer zaudernden Worte? Die Lippen, im Lauschen leicht voneinander getan, widersprechen der grauen Haarsträhne, diese verwirrt die jugendliche Weichheit der Schläfen und der Stirne, unter der die Augen, um einen Schatten

zu dunkel, nicht zu verhehlen vermögen: Wir haben vieles gesehen." Hugo Marti (Bund, Bern 216).

„Das ist die Eigenart der Menschen dieser Dichterin, d. h. also der schleswig-holsteinischen Landleute, daß diesen Schweren nicht gegeben ist, Freude aus dem Erfreulichen an Menschen und Dingen zu ziehen, daß sie des Lebens Lichtheiten in ihren Abstufungen spät und spärlich in sich klären. Unendlich langsam machen sie sich zu Herren über die Mittel zu ihren Zwecken. So klingt's in der Dichterin Schöpfungen wie in Schmidts von Lübeck, von Schubert schmerzvoll entsagend vertontem Abendliede (‚Der Wanderer'): Da, wo du nicht bist, da ist das Glück! Sie denken wohl ans Glück, doch in ihrer strengen, sich nicht schonenden, nimmermüden und geduldigen Pflichtenerfüllung bei entbehrender, mühevoller Lebensweise läuft es an ihnen vorüber, huschig einen flüchtigen Kuß ihnen gönnend. Und in der Plagen und Sorgen harter Schale erkennen sie am Ende des Glückes süßen, kargen Kern." Paul Wittko (Hannov. Kur. 242/43).

Vgl. auch Rich. Dohse (Deutsche Allg. Ztg. 241 und Tägl. Rundsch. 212); Paul Wittko (Weser-Ztg. 264).

*

Gustav Freytag
Zum 30. Todestag

„In der Epoche zwischen 1848 und 1870 ist Gustav Freytag der deutschen Öffentlichkeit im schärfsten Umriß sichtbar geworden. Seine eifrige Anteilnahme an den deutschen Einheitsbestrebungen war von der Überzeugung bestimmt, daß den gebildeten Mittelklassen, dem erwerbstätigen Bürgertum und seinen akademischen Wortführern die geschichtliche Aufgabe der Herstellung der deutschen Einheit zugefallen sei. Freytag hat sich schwer mit der Tatsache abgefunden, daß das Ziel auf einem anderen Wege erreicht wurde, aber er ist aus einem schroffen Ablehner der Bismarckschen Politik ein Bewunderer Bismarcks geworden, ohne alle Vorbehalte aufzugeben. Auf Fürsten, die mit der Ideenwelt des Liberalismus sympathisierten, wie den Herzog Ernst von Koburg-Gotha, hat er große Hoffnung gesetzt, aber zur Kraft und zur politischen Mission des deutschen Bürgertums hat er größeres Zutrauen gehabt, und ihm kam alles darauf an, das bürgerliche Selbstgefühl zu stärken. Dieser Aufgabe diente Freytags politische Publizistik, seine historischen Darstellungen und seine Romane; die Stärke seiner schriftstellerischen Wirkung beruht auf einer produktiven Geistigkeit, die außerhalb des künstlerischen Bereiches wurzelt, sich aber auch nicht in der Wissenschaft erschöpft. Wie Ernst Moritz Arndt, wie Jakob Grimm, wie Heinrich v. Treitschke ist Gustav Freytag mit seinem persönlichen Erleben für das Schicksal Deutschlands von Bedeutung geworden, weil sein persönliches Erleben aus der Teilnahme am Schicksal des deutschen Volkes Inhalt und Bedeutsamkeit gewann. Die Erhöhung seiner Lebensstimmung hat ihren stärksten Antrieb und ihren aufschlußreichsten Ausdruck im Erlebnis der vaterländischen Geschichte gefunden, die geistige Erhebung, die er seinem historischen Bewußtsein verdankt, hat sein Nationalgefühl nie in leeres Geräusch verfallen lassen. Wenn Gustav Freytag ein Verkünder des nationalen Selbstgefühls war, dann hatte er Eigenes zu sagen; wenn er sich persönlich aussprach, dann war er vom nationalen Leben inspiriert." Hugo Bieber (Deutsche Allg. Ztg. 201).

Vgl. auch: Ludwig Römer (N. Bad. Landesztg. 217 u. a. O.); Heinz Neuberger (Allg. Ztg., Chemnitz 102); Friedrich Spreen (Magdeb. Ztg. 234); Köln. Ztg. (325); Stuttg. N. Tagbl. (195).

*

Zur deutschen Literatur

Auf Hans Delbrücks Hypothese: Walter von der Vogelweide könne der Dichter des Nibelungenliedes sein, wird (Germ. 250) mit nachdrücklichem Interesse hingewiesen. — Über Heinrich Seuse schreibt Fritz Ernst (N. Zür. Ztg. 845, 853).

Zu „Goethe und die Dichter des Dämons" bietet Stefan Zweig eine Studie (Bad. Pr., Lit. Umsch. 17 u. Magdeb. Ztg. 230). — Über „Goethe und Kleist" äußert sich Rudolf K. Goldschmitt (Rhein. Westf. Ztg., Kunst 288 c). — Zwei Dichterreisen (Goethe in Berlin, Kleist in Paris) beschäftigen Richard von Schaukal (Hannov. Kur., Unt. 238/39). — Physiognomisches zu Goethes Bild teilt Alfred Baeumler (Münch. N. Nachr. 144) mit. — In Hinblick auf die Episode Goethes mit Falk (1804) plaudert Friedrich Michael (Frankf. Ztg. 370 A.). — Unter der Überschrift „Ein gefälschtes Goethe-Gespräch" führt H. H. Houben den interessanten Nachweis (Berl. Tagebl. 250) daß Wilhelm Zahns bekannte Erzählung aus den Septembertagen 1827 vor der Nachprüfung nicht zu bestehen vermag. — Von der Gerbermühle, und was sie für Goethe bedeutet, spricht Herbert Eulenberg (Frankf. Ztg. 316 A.). — Goethes Beziehungen zu Hannover bringt Hermann Schmidt zur Darstellung (Hannov. Kur. 207, 246/47). — Unter der Überschrift „Zwei Schwestern großer Männer" schreibt Erwin Stranik über Cornelia Goethe und Ulrike von Kleist. — „Schiller und die zeitgenössische Kritik" nimmt Ernst Halbeck zum Thema (N. Mannh. Ztg. 214). — Urteile über Schiller stellt H. G. (Württemb. Ztg. 107) zusammen. — Den jungen Schiller im Urteil seiner Zeitgenossen schildert Eugen Reter-

son (Stuttg. N. Tagbl. 212). — Über Schiller in unserer Zeit schreibt Erik Reger (Berl. Börs.-Ztg. 213 u. a. O.). — „Schiller und seine Lotte" nimmt Hanna Ribeaucourt zum Anlaß einer Plauderei (Tag, Unt.-Beil. 110). — Eine dankenswerte Studie über Graf Julius von Soden (geb. 1754) bietet Oskar Krenzer (Bamb. Tagbl., Hohe Warte 47, 48). — Joh. Heinr. Voß' Bedeutung für die niederdeutsche Volkskunde untersucht August Schenkel (Hannov. Kur., Niedersachsen 195). — Über Iffland und das mannheimer Nationaltheater schreibt Wilhelm Widmann (N. Mannh. Ztg., Aus Zeit 19).

Über Kleist und die Rahel läßt sich Helmut Rogge vernehmen (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 65). — Über Kleist und die Kleistgesellschaft äußert sich Franz Servaes (Berl. Börs.-Ztg. 209). — „Scardanelli", das ist der von Wahnsinn umnachtete Hölderlin, überschreibt Stefan Zweig eine Studie (Bund, Bern 195). — Das Bild der Luise von La Roche zeichnet Adolf Bach (Köln. Ztg., 1. Sondernummer). — Unter der Überschrift „Lebensweisheit einer Dichterjugend" spricht Will Scheller (Kassler Post 144 u. a. O.) über die Lebensregeln des Grafen August von Platen-Hallermünde. — Über Henriette Herz plaudert Thyra Wendte (Germ., Aus Zeit 41). — Ungedruckte Briefe von Jean Paul teilt Eduard Berend mit (Münch. N. Nachr., Einkehr 40), über Jean Paul-Briefe äußert sich Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 668). — Auf neue Heine-Funde deutet R. Junge (Frankf. Ztg. 366 M.). — Über Joseph Görres und seinen Rheinischen Merkur schreibt Max Braubach (Köln. Ztg., 1. Sondernummer). — Zum 80. Todestag (12. Mai) erinnert P. Berglar-Schröer an August Wilhelm Schlegel (N. Mannh. Ztg. 219).

Büchners Helden charakterisiert K. Viëtor (Bad. Pr., Lit. Umsch. 19). — Mitteilungen aus Annette von Drostes Dichterwerkstatt werden (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 98 u. a. O.) geboten. — „Uhlands Ballade ‚Die Mähderin' und eine unbekannte Erinnerung aus dem Döllinger-Schellingschen Kreis" ist eine Studie von St. Lösch (Staatsanz. f. Württemb., Bes. Beil. 3 u. 4) überschrieben. — Ebenda (4) stellt R. Krauß Georg Herwegh in seinen schwäbischen Beziehungen dar.

Über Jeremias Gotthelf schreiben Jos. Antz (Germ., Werk 8) und Artur Friedrich Binz (Köln. Volksztg. 286) in Hinblick auf die Auswahl von Joh. Mumbauer. — Über eine Jugendgeliebte C. F. Meyers, Clelia Weidmann, macht M. Palágyi (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 52) interessante Mitteilungen, Meyers Geburtshaus schildert A. Corrodi-Sulzer (N. Zür. Ztg. 805). — Zum 100. Geburtstag Gustav v. Mosers (11. Mai) schreibt K. E. Krack „Von Pfannkuchen, Kotzebue und anderen Geschichten" (Deutsche Allg. Ztg. 220). Vgl. auch: Magdeb. Ztg. (239). — Ein bisher unveröffentlichter Jugendbrief Theodor Fontanes mit einem Curriculum vitae wird (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 255) mitgeteilt.

Aus Detlev von Liliencrons Liebesbriefen liegen Zusammenstellungen vor: Frankf. Ztg. (326 — 1 M.) und Köln. Ztg., Lit. Bl. (315). — Über Richard Dehmels Briefe äußert sich Gerhard Bohlmann (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 247). — Über „Richard Dehmel und Hamburg" schreibt Frau Ida Dehmel (Deutsche Allg. Ztg. 229). — Mitteilungen aus J. V. Widmanns Jugendbriefen werden (N. Zür. Ztg. 686 u. 697) geboten. — Eine Studie über Georg Heym veröffentlicht Martin Rockenbach (N. Bad. Landesztg., Aus Kunst 261, 272). — Mit Max Dauthendeys „letzter Reise" beschäftigt sich Karl Willy Straub (Saarbr. Ztg., Lit. u. Kunst 109). — Otto Julius Bierbaum-Erinnerungen bietet Gustav Quedenfeldt (Münch.-Augsb. Abendztg. 138). — Einen Nachruf auf Kurt Küchler gibt Richard Dohse (Tägl. Rundsch. 184).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Einen Aufsatz über Eduard Reinacher (Bad. Pr., Lit. Umsch. 20) leitet Paul Walter mit den Worten ein: „Als prominenter Vertreter einer recht ernst gerichteten Jugend erscheint Eduard Reinacher als ein Dichter, der nach Hermann Hesse seinem Ziel zuschreitet mit jener Unbekümmertheit und jenem stillen Vorsichhinsingen, das mit weitem, geistigem Blickpunkt sich dem Dasein hingibt, stets darum ringend, aus den Widersprüchen dieses Lebens Gestalt und Totalität zu gewinnen; zugleich als stärkste, eigenartigste und — eigenwilligste dichterische Persönlichkeit, die das Elsaß im letzten Jahrzehnt dem gesamtdeutschen Schrifttum zugeführt hat." — Zu Ina Seidels Dichtertum bekennt sich Martin Roehl (Berl. Börs.-Ztg. 205): „Ins Herz der Dinge führt auch der Weg Ina Seidels. Sie wuchs so mächtig, daß sie sich nicht mehr an kleine Dinge verlieren kann. Unruhe und jagende Glut ward zu lebendiger Fülle gereift, zu beseelter Klarheit gemeistert; aber die wahlverwandte Hingabe an die selige, wilde Weite der schicksalgepeitschten Welt ist zu urtümlich und eines Wesens mit der ewig neu und einmalig wiedergeborenen Natur, um je zu literarischer Routine zu erstarren oder in dünnen Rinnsalen idyllischer Herdseligkeit zu versickern." — Von Leo Sternberg sagt Walter Kordl (Aufwärts, Düsseld. 5): „Leo Sternberg stellt fest: ‚Ich habe immer bekannt.' In

diesem Bekenntnis scheint mir Wesentliches ausgesprochen zu sein: Das persönliche dieser Dichtung, dieses Dichters! Sein Wachstum aus der Berührung mit persönlichem Erlebnis, aus der eigenen Erfahrung! All sein Gedicht ist Spiegel, ist Zeugnis für seine Menschlichkeit. Er kommt mit keiner objektivierten Haltung zum Schöpfungsprozeß. Der Inhalt, der Gehalt seiner dichterischen Gestaltungen, überschäumt alles Artistische, alles Formale. Sein Bekennertum löst vor lauter Drang, vor lauter hymnischem Überschwang, vor lauter Bildbedrängnis alles auf zur Eindringlichkeit des persönlichen Erlebens. In diesem ungewußten Selbstbefangensein, in diesem Gefühl, stetig neu bekennen zu müssen, weil die Gefühlsdeutung alles Wortbildes unzulängliches Mittel ist, liegt Leo Sternbergs dichterische Bedeutung." — Hanns Johsts Kunst nennt Paul A. Schmitz (Germ., Werk 9) traditionslos; die Gegensätze des eignen Wesens zur Wirklichkeit des Lebens würden bei ihm erste Befruchtung seines Schaffens. — Aus Pontens „Salz" erschließt Carlheinz Hillekamp (Bad. Beob. 124) Pontens Dichtertum: „Im ‚Salz' beweist Ponten, daß er Dichter ist, und das ist heute etwas Ungewöhnliches. Der Dichter ist in unserer Zeit ein Wunder, und vor allem der epische Dichter, oder besser der dichterische Epiker; denn am meisten ist der moderne Epiker Schriftsteller, — obschon es auch schriftstellernde Lyriker geben soll. — Das Spezifikum des Dichters ist heute und immer, daß er eine Welt schafft, daß sein Werk ein Kosmos ist, daß er — was dasselbe bedeutet — in allem, in Wort, Gebärde, Stoff, Ideen neuartig, originell, produktiv ist, ohne freilich diese Neuartigkeit zu suchen, auszuklügeln, sondern einfach, weil er sich selbst dichtet, und weil er selbst ein Originales, Produktives ist. Wir wiederholen, daß dieser Typ heute selten ist, wir fügen ferner, um jede Unklarheit zu vermeiden, hinzu, daß auch der moderne Typ des Dichters — wie in der Epik also Josef Ponten — insofern eine Metamorphose durchmachte, als nun Originalität und Produktivität nicht mehr unbewußt da sind — wie Quell und Baum —, sondern ins klare Licht des Bewußtseins gerückt und vergeistigt wurden. Aber daß sie überhaupt da sind (dem Schriftsteller geht beides ab!), zeichnet heute den Dichter genau so aus, wie vor tausend Jahren!" — Den Dichter Ludwig Bäte nennt Friedrich Wilhelm Illing (Osnabr. Sonntagsbote 16) einen Meister des Ausdrucks durch Beschränkung. — Über Arno Holz schrieben Hans W. Fischer (N. Bad. Landesztg., Kunst 247 u. a. O.) und Hans Benzmann (Bad. Pr., Lit. Umsch. 18). Fischer sagt: „Die Zeit ist freilich vorbei, in der etliche glaubten, den triebkräftigsten aller Dichter als einen grauen Theoretiker abtun zu können; wer diese Hypothese heut noch verficht, beweist nur, falls er ehrlich an sie glaubt, seine völlige Unkenntnis des Gegenstandes. Gewiß ist Holz, wie jeder echte Künstler, immer auch bemüht gewesen, das Gesetz seiner Kunst aufzufinden und aufzuzeigen, um so mehr, als ihn Unverstand und Mißverstand ja dazu zwangen, Rechenschaft abzulegen. Aber dieses Gesetz wuchs mit dem Werke zugleich, es ist kein Rezept, sondern Erkenntnis innerer Notwendigkeit; und es erhält seine letzte, bündigste Bestätigung keineswegs aus einer noch so logischen Beweisführung, sondern immer nur aus dem Werke selbst, in dem es sich mit derselben Selbstverständlichkeit erfüllte wie das Aufbaugesetz des Körpers in lebendigem Fleisch und Bein." — Den Charakter rühmt Otto Doderer (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 19) in Ludwig Finckhs literarischer Persönlichkeit: „Wenn auch Finckh, dieser liebenswerte Schwabe in Reinkultur, geistig und gestalterisch nichts Übergewaltiges geschaffen hat, so ist er doch ein Charakter; er ist einer der Stämmigen, ein Heimatdichter, und aus der Heimat wachsen in sein eigenes Wesen Kräfte hinein, die man heutzutage wirklich ‚so bald nicht wieder findet'. Damit dient er den Menschen. ‚Sie sollen arbeiten an ihren Maschinen, aber ihnen nicht untertan sein,' sagt er. ‚Ich will ihre Organe herauf entwickeln, ihnen den Platz verschaffen, der ihnen gebührt, den sie einmal gehabt und den sie wieder verloren haben; am Herzen der Natur.'" — Einen „Schriftsteller wider Willen" nennt Werner Mahrholz (Münch. N. Nachr. 124) den Dichter des „Ararat" Arnold Ulitz, die tiefe Qual dieser Zeit suche in diesem Menschen offenbar und laut zu werden. — Über Hans Friedrich Blunck liest man bei Will-Erich Peuckert (Berl. Tagebl., Lit. Rundsch. 196): „Blunck sagt einmal: Ich lasse die Gedanken laufen, will Freude am Bildhaften haben, am Sichaushorchen und Schauen des Unverstandenen. Er hat damit den wahren Zauberstab in der Hand. Er wird stets schauen und horchen, und mir scheint, daß er selbst so etwas wie einer der Märchenhanse ist, der unbekümmert um heut und morgen durchs Leben streicht, und dem die Wundertiere und die Prinzessin selbst am Ende zufallen. Jedenfalls hat er schon ein gutes Stück eines solchen Hansenweges zurückgelegt." — Eine Plauderei „Von mir und meinem Buch" („Das törichte Herz") leitet Paul Zech (Vorw. 223) mit dem Satz ein: „Auf einem Berg, der mit schroffer Felswand aus der schwarzen Wupper hochsteigt und einen Wald uralter Eichen auf dem krummen Buckel trägt —: da bin ich aufgewachsen mit vier Geschwistern. Und der Vater war ein bäuerlicher Schulmeister, und der Großvater ging mit seinen grauen Haaren noch auf die Grube.

Den ollen Steiger-Karl — den kennen ja die Grubenleute heute noch. Er ist wahrhaft kein Leuteschinder gewesen. Er trank gern einen ‚ollen Korn' und erzählte dann immer verrückte Geschichten von den Geistern im Schacht." — Einen Tag bei Gustav Meyrink schildert Oskar Geller (Allg. Ztg., München 149); er kündet für den Herbst „Gustav Meyrinks Weltgeschichte" und ein Buch über alchimistische Abenteuer an.

Zu Meinrad Lienerts 60. Geburtstag schrieben Heinrich Federer, Jakob Bersinger u. a. (N. Zür. Ztg. 793) Hugo Marti (Bund, Bern 211), Fritz Liebrich (N. Zür. Ztg. 848). Federer sagt: „Andere werden aufzählen und registrieren, was Meinrad Lienert gedichtet hat. Aber Worte wie Epik, Lyrik, Drama möchte ich wenigstens bei diesem Spielmann so wenig verwenden als beim Wind, der im Birnbaum spielt, als bei der Sihl, die aus der Schlucht rauscht, als beim Schilf- und Riedgeflüster am Obersee. Was ist es? Epik, Lyrik, Drama? Torheit, Natur ist es, die von allem hat, Mensch ist es, der von allem fühlt, Poesie ist es." — Zu Carl Bulckes 50. Geburtstag meldeten sich zum Wort: Alfred Rich. Meyer (Voss. Ztg. 201), Paul Wittko (Hamb. Corr., Ztg. f. Lit. 99) und J. B. (Hannov. Kur. 196/97). Wittko rühmt in Bulcke den Deutschen, auch den Ostdeutschen echter Art. — Zum 70. Geburtstag begrüßt Robert Faesi (N. Zür. Ztg. 688) Nanny von Escher, die er die Seniorin der schweizer Dichterinnen nennt, ihre Dichtungen als „Epiloge" charakterisierend. — Zum 60. Geburtstag grüßt Alfred Biese (Stettin. Gen.-Anz., 4. Mai) die Tochter Gertrud seines Freundes Theodor Storm, freundliche Erinnerungen an ein Stormsches „Weihnachten" weckend. — Zum 40. Geburtstag von Fritz von Unruh schreibt Hellmuth Falkenfeld (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 217) den Titel „Platz" symbolisch deutend: „Platz für das Zuviel in der eignen Brust suchen die Unruhschen Helden alle." — Heinrich Ilgensteins 50. Geburtstages denkt Rud. von Lossow (Tägl. Rundsch. 226), seine schöpferische Tätigkeit betonend. — Zu den Geburtstagsgrüßen für den 70jährigen Ernst von Wolzogen bleibt nachzutragen: Fritz Ph. Baader (Westf. Ztg. 94); Friedrich Wallisch (Rhein.-Westf. Ztg. 275); Kurt Martens (Leipz. N. Nachr. 112).

Auf Jakob Haringer und seine Lyrik wird unter Beigabe von Proben (Frankf. Ztg. 342 — 1 M.) gedeutet. — Ebenda (398 — 2 M.) weist Hans Franck auf Marie Luise Weißmann als eine neue Dichterin, die aus Eigenem schöpfe und ihrem Welterlebnis eigenen Ausdruck verleihe („Das frühe Fest" und „Robinson"). — Rilkes „Sonette an Orpheus" nennt Walter Zadek (Berl. Tagebl. 212) aus dem Heute entstanden, dem Heute voraus, Blickpunkte der Ewigkeit. — Auf die Bedeutung von Hetta Mayr wird (Berl. Börs.-Ztg. 233) aufmerksam gemacht: man müsse ringen mit ihren Gaben, „Gleichnisse und Legenden", „Messiade", ihr Ausdruck bestehe in Rhythmen.

Eine Studie über Hanna Rademacher beschließt A. Rohlfing (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 290b) mit der Forderung: „Es ist allerlei an ihr gut zu machen. Wie man sich auch zu ihr stellen mag: jedenfalls verdient sie es schon wegen der Unbeirrbarkeit, mit der sie, unbeeinflußt von allen Tagesmoden, ihren Weg gegangen ist, daß ihr der Zugang zur Bühne mehr als bisher geebnet wird."

Über Stefan Georges Prosa läßt sich Will Scheller (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 125 u. a. O.) vernehmen. — Eins der interessantesten Bücher der letzten Jahre nennt Ernst Weiß (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 19) den Roman „Blaubart" von Marga Passon, auffallend durch die Begabung, merkwürdig durch den Stoff; Held der moderne Urmensch, der Dämon von 1925. — Karl Lieblichs Novellenbücher „Traumfahrer", „Die Welt erbraust" rühmt Karl Justus Obenauer (Münch. N. Nachr. 131), sie dem Besten der Gattung einreihend. — Neue Kunst, auch eine neue Technik bedingend, erblickt Ernst E. Stein in Leo Perutz' historischen Romanen (Arb.-Ztg., Wien 115). — In Jakob Wassermanns „Faber" findet Arthur Friedrich Binz das für Wassermann charakteristische Geheimnis ungreifbarer Übergänge und Verwischungen wieder (Saarbr. Ztg. 109). — Von Heinrich Manns neuem Roman „Der Kopf" sagt Otto Ernst Hesse (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 21): „Fast unnötig, zu sagen, daß die Frauen des Buches mit Heinrich Mannscher Großartigkeit gezeichnet sind. Aber die erotische Seite des Werks tritt hinter die zeitgeschichtliche Bedeutung zurück. Mann ist hier nicht mehr wie in den ersten Teilen der Trilogie einseitig eingestellt. Der Satiriker verschwindet in einer gewissen epischen Indifferenz, wie man sie vom großen Epiker nun einmal verlangen muß." — Ein „Echo vom Zauberberg" schreibt Erwin Poeschel (Bund, Bern, Kl. Bund 19). — Über Klaus Mann, den Sohn Thomas Manns, und sein Buch „Vor dem Leben" urteilt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 697): „Es liegt viel Sorgfalt in seinen Sätzen und eine nicht zu leugnende Geschicklichkeit. Als Dokument eines Teiles deutscher Jugend, die ihre Kriegsnarbe behalten wird, kann dieser dunkel triebhafte erzählende Band gelten. Das Motto hat Hofmannsthal geliehen. ‚Denn es ist eine sonderbare Zeit und sonderbare Kinder hat sie: uns.' Was wird nun aus diesem sonderbaren, begabten Autor werden, der sich zur Frühreife bekennt und

‚vor dem Leben‘ steht? Habe er acht, daß er das Leben nicht mit der Literatur verwechselt, die den Wirbel seines Seins schon erfaßt hat."

Ein selbständiges und kluges Werk mit glänzend formulierten und schön gebauten Analysen nennt Karl Viëtor Bernhard Diebolds Buch „Der Denkspieler Georg Kaiser" (Berl. Tagebl. 230). — Eins der stärksten analytischen Talente der gegenwärtigen Philosophie erblickt Ludwig Marcuse (Voss. Ztg., Unt.=Bl. 241) in Max Scheler; es sei sein ungeheures Verdienst, daß er nach der Epoche der Verzicht=Philosophen wieder „suche". — Ernst Lissauer als Herausgeber rühmt Walther Kühlhorn (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbeil. 217): „Er spürt lebendige Spannung im Kunstwerk auf, findet mit künstlerischer Anschauungskraft Wesentliches und Bleibendes heraus, formt künstlerische Individualität aus dem Komplex eines Lebenswerkes, dichtet gleichsam die Gestalt des zur Herausgabe erwählten Dichters neu durch die Auswahl aus seinen Werken, öffnet verstopfte Erlebnisquellen wieder, mit ihrem Strahl Lebendige zu tränken."

*

Zur ausländischen Literatur

Die Provinz im französischen Roman schildert ein Vortrag von Eduard Estaunié (N. Zür. Ztg. 838). — Über Saint=Simon, gelegentlich des 100. Todestages, wurde mehrfach geschrieben: Hermann Wendel (Frankf. Ztg. 367 A.); Wilhelm Renner (Tag, Unt.=Rundsch. 119); Rastignac (Vorw. 234). — Balzac=Studien liegen vor von Eva Mertens („Alles um Liebe", N. Bad. Landesztg. 239); Martha Charlotte Nagel („Balzacs Bauern", Berl. Börs.=Ztg. 223). — Über „Arthur Rimbaud und — Stuttgart", wo Rimbaud vor 50 Jahren als Hauslehrer lebte, schreibt W. H. von Sonntag (Stuttg. N. Tagbl. 211). — „Der Amoralist André Gide — „der Dichter veräußert Widmungs=Exemplare" — plaudert Iwan Goll (Berl. Börs.=Cour. 213). — Eine Studie über Albert Thibaudet („Ein französischer Kritiker") bietet Bernard Guillemin (Berl. Börs.=Cour. 225).

Paul Lang setzt seinen Bericht „Englische Romanernte 1924" (N. Zür. Ztg. 771) fort. — Shakespeares Garten schildert Jack Benvenisti (Köln. Ztg., Unt.=Bl. 366). — Coué und Shaw nimmt Carl Albrecht Bernoulli zum Thema (Münch. N. Nachr. 138). — Einen Nachruf auf Rider Haggard gibt Arnold Höllriegel (Berl. Tagebl. 243). — Auf Bret Hartes Kalifornische Erzählungen lenkt Carl Müller das Interesse (Germ., Werk 9).

„Manzoni intimo" überschreibt K. Jaberg eine Studie (Bund, Bern, Kl. Bund 22). — Eine kritische Studie über Luigi Pirandello veröffentlicht Luigi Russo (Frankf. Ztg. 352 — 1 M.). — „Wie und warum ich ‚Sechs Personen suchen einen Autor‘ geschrieben habe" erzählt Pirandello (N. Bad. Landesztg. 230, 232). — Über die Aufführung von Sem Benellis „Liebestragödie" und ihre symptomatische Bedeutung berichtet Joachim Friedenthal (Frankf. Ztg. 371 — 1 M.).

„Dänische Köpfe" zeichnet Karl Spannagel (Köln. Ztg., Lit. Bl. 389). — Auf tschechische Stoffe in der dänischen Literatur weist P. Heidrich (Prag. Pr. 149). — Über Jens Peter Jacobsen schrieben zum 40. Todestag: Hanna Ribeaucourt (Tag, Unt.=Rundsch. 102); Hellmuth Falkenfeld (Stuttg. N. Tagbl. 208); Hans Benzmann (Berl. Börs.=Ztg. 199). — Kierkegaard und Eucken als Volkserzieher betrachtet Gerhard Budde (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 20). — Über Strindberg als Vater äußert sich Winter (Magdeb. Ztg., Unt.=Beil. 247). — Über Sophus Michaelis schreibt Erwin Magnus gelegentlich des 60. Geburtstages (Voss. Ztg., Unt.=Bl. 224). — Einen zu höchster Nachdenklichkeit zwingenden Roman nennt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 728) J. Anker Larsens „Stein der Weisen". — Das Bild von Svend Fleuron zeichnet Anton Schnack (Münch.=Augsb. Abendztg. 118). — Auf Olav Duuns Bauernroman „Juvikinger" lenkt Carl David Marcus als auf das norwegische Bauernepos die Aufmerksamkeit (Berl. Tagebl. 217).

Arthur Luthers russische Literaturgeschichte würdigt Karl Nötzel (Hannov. Kur., Unt. 248/49). — Karl Nötzels „Dostojewski" rühmt Otto Ernst Hesse (Berl. Börs.=Ztg. 225). — Über russische Mystik schreibt Fritz Michel (N. Bad. Landesztg. 220). — Neues von und über Leo Tolstoj verzeichnet O. v. R. (N. Zür. Ztg. 751). — Tolstojs Vermächtnis schreibt Gräfin Tatjana Tolstoj (Voss. Ztg. 235). — Auf einen verschollenen Roman Anton Tschechows „Die Tragödie auf der Jagd" weist Arthur Friedrich Binz (Ostsee=Ztg. 224). — Neue Wege der Dostojewski=Forschung („Märtyrer und Prophet") ist ein Aufsatz (Tägl. Rundsch., Unt.=Beil. 112) überschrieben. — Maxim Gorki und Eurasien nimmt W. von Korostovetz zum Thema (Deutsche Allg. Ztg., Welt 231). — Über Ilja Erenburg schreibt Frant. Kubka (Prag. Pr. 142). — Ebenda (124) wird auf den ukrainischen Dichter Volodymyr Vynnyčenko als die interessanteste Erscheinung der ukrainischen Literatur gewiesen. — Die neueste russische Literatur betrachtet Michael Charol (Berl. Börs.=Ztg. 217).

Mit neuen chinesischen Schriftstellern macht Erwin Stranik bekannt (Magdeb. Ztg. 263).

* * *

„Zur Psychologie der Romantik." Von Erwin Ackerknecht (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 125).
„Die geistige Schweiz von heute." Von Carl Albrecht Bernoulli (Deutsche Allg. Ztg. 249).
„Die ringenden Geister und die Deutsche Schillerstiftung." Von Artur Brausewetter (Magdeb. Ztg. 237 u. a. O.).
„Klassische Theater-Erinnerungen." Von Emil Claar (Frankf. Ztg. 358 — 1 M.).
„Dichtermütter." Von Hanns Martin Elster (N. Mannh. Ztg. 215).
„Rheinromantik." Von Carl Enders (Hann. Kur. 250 51).
„Der rheinische Mensch im Bild der rheinischen Sage." Von Heinrich Getzeny (Germ., Ufer 20).
„Von der Mystik des Buchs." Von Alexander von Gleichen-Rußwurm (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 108).
„Dramaturgie der Zukunft." Von Eduard Goetz (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 243).
„Klassische Briefschreiber." Von Kurt Walter Goldschmidt (Berl. Börs.-Cour. 215).
„Inoffizielle Lyrik (Albert Sergel: Saat und Ernte)." Von Kurt Walter Goldschmidt (Tag 112).
„Unsterblichkeit des Theaters." Von Rudolf K. Goldschmit (Zeit, Rosengarten 184).
„Das Buch als Verräter." Von E. A. Greeven (Deutsche Allg. Ztg. 219).
„Das literarische Motiv ‚Kaspar Hauser'." Von Adolf v. Grolman (Bad. Pr., Lit. Umsch. 16).
„Der moderne Tierroman." Von O. Hachtmann (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 119).
„Der ‚Ewige Jude'. Ein literarisches Jubiläum." Von Hans von Hülsen (Berl. Börs.-Ztg. 103).
„Der dramatische Dichter." Von Hans Kafka (Berl. Tagebl. 220).
„Ein Hundertjahrjubiläum (Börsenverein der deutschen Buchhändler)." Von Rudolf Möhring (N. Zür. Ztg. 717).
„Deutsche Dichtung am Rhein." Von Friedrich Panzer (Köln. Ztg., Erste Sondernummer zur Rhein. Jahrtausendfeier).
„Zeitwandel der Literaturgeschichte." Von Kurt Reinhardt (Deutsche Allg. Ztg. 241).
„Hundert Jahre Börsenverein. Die Organisation der deutschen Buchhändler." Von Ludwig Stettenheim (Hannov. Kur. 206).
„Literaturgeschichtliches aus Hof." Von Adam Stössel (Münch. N. Nachr. 133).
„Stilkunst der Sprache." Von Erwin Stranik (N. Wien. Journ. 11 297).
„Henri Bergson und die deutsche Philosophie der Gegenwart." Von Johannes Thyssen (Köln. Ztg., Lit. Bl. 395, 400, 405, 411).
„Von der Rheinromantik." Von Oskar Walzel (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 61).
„Neue Wege der Literaturforschung." Von Roman Woerner (Münch. N. Nachr. 151).
„Vom deutschen Buchhandel. Zum hundertjährigen Bestehen des Buchhändlerbörsenvereins." Von Fedor v. Zobeltitz (Deutsche Allg. Ztg. 219).

Echo der Zeitschriften

Der Neue Merkur. VIII, 8. (Stuttgart-Berlin.) Neues zu einer Dostojewskij-Biographie bringt ein Aufsatz über Dostojewskij und Pauline Sußlow, mit der der Dichter vor seiner zweiten Heirat innig befreundet war, die auch als seine Reisekameradin arge Nöte mit ihm zu bestehen hatte. Ein Brief an sie von Dostojewskij aus den Frühlingstagen 1867 wird mitgeteilt. Besonderes Interesse aber gebührt einer Schilderung, wie Dostojewskij sich bei Empfang eines Briefs der Freundin nach seiner Wiederverheiratung benahm:

„Aus dem Tagebuch Anna Grigorjewnas (Dostojewskijs zweiter Frau) erfahren wir, daß sie der häufige Briefwechsel zwischen ihrem Gatten und Fräulein Sußlow sehr schmerzlich berührte. Einmal beschreibt Frau Dostojewskij, wie ihr Mann einen am 27. Mai 1867, während des Aufenthalts in Dresden, von Fräulein Sußlow erhaltenen Brief las.

‚Während er den Brief las, beobachtete ich die ganze Zeit den Ausdruck seines Gesichts. Er las die erste Seite wieder und wieder, als wenn er aus dem Inhalt nicht recht klug werden könnte. Schließlich las er den Brief zu Ende und wurde feuerrot. Seine Hände schienen zu zittern. Ich tat, als wenn ich nicht wüßte, von wem der Brief stammte und fragte ihn, was Sonjetschka (eine Verwandte Dostojewskijs) schriebe. Er sagte, der Brief sei nicht von Sonjetschka, und lächelte bitter. Niemals habe ich ein solches Lächeln auf seinem Gesicht gesehen. Es war ein verächtliches oder ein mitleidiges Lächeln — ich weiß wirklich nicht, aber jedenfalls war es ein klägliches, verlorenes Lächeln. Später wurde er schrecklich zerstreut und verstand kaum, was ich sagte.'"

Imago. X, 4. (Wien.) Einen psychologisch aufschlußreichen Brief von Carl Spitteler teilt Hanns Sachs in seinem Gedenkwort an Spitteler mit. Der Brief lautet:

„Dank. Das ist ein feiner und wahrer Aufsatz, für mich sogar aufschlußreich. Überhaupt habe ich in meinem Leben öfters das Gefühl gehabt, ich möchte, ein wissenschaftlich gebildeter Psycholog und Arzt würde mich mir erklären.

Ich sehe mich selber folgendermaßen:

Ich war und bin zeitlebens klar, auch in der größten Leidenschaft geht mir nie das nüchterne Urteil verloren; keine Spur einer Gefahr, daß ich jemals mein

Phantasieleben mit dem Wirklichkeitsleben verwechsle. Dagegen gewinnt für mein Gemütsleben die Innenwelt eine unendlich überragende Bedeutung gegenüber der Außenwelt. Jähe, wahnsinnige, unwiderstehliche Gefühlsstürme, deren körperliche oder nervöse Grundlagen mir ein Rätsel sind (aber sie kommen selten). Und ein Geblendetwerden von leuchtenden Phantasiegestalten, deren Leuchtkraft mein Herz versengt (nicht mein Urteil). Ich kann deshalb wahnsinnig handeln, ohne wahnsinnig zu denken; weil meine Handlungen vom Gefühl ertrotzt werden. Siehe Viktor: ein klarer Kopf und gebärdet sich wie ein Wahnsinniger. Er ist irgendwo krank.
Die Kunst nun ist mir eine dritte Welt neben der Innen- und Außenwelt, ein willkommenes Mittel, das, was mir herzlich wahr und wichtig ist, wahrer und wichtiger als die Wirklichkeitswahrheit, nun wirklich wahr werden zu lassen, hinzustellen.
Das kann ich ja alles nicht mit Worten sagen, aber als Beobachtungsobjekt für einen sehr, sehr gescheiten Psycho- oder Patho- oder Neurologen könnte ich schon dienen.
Meine Werke aber mögen dem Psychologen interessant sein deshalb, weil ich immer auf Schritt und Tritt wahr bleibe, alles den inneren Erlebnissen ablausche, nichts verschweige, nichts umgehe, nichts vertusche."

Das Tagebuch. VII, 18. (Berlin.) Aus einer Charakteristik Konrad Hänischs von Stefan Großmann:
„War Hänisch weich, so war er doch auch zähe, wie sich's für ein pommersches Kind gehört. Nie ist dieser tolerante Zuhörer innerlich schwankend geworden. Von den Trivial-Sozialdemokraten unterschied ihn eine zuweilen rührende Neigung zu dichterischen Menschen. Hänisch hat dafür gesorgt, daß der schlesische Lehrer Hermann Stehr vom preußischen Staate richtig eingereiht wurde, Hänisch hat, als erster, das staatliche Dankbarkeitsverhältnis zu Gerhart Hauptmann hergestellt. Aber sein grundgütiges Wesen hat ihn zuweilen kritikunfähig gemacht. Je weißer sein Haupt wurde, desto milder wurde Hänisch. Er ist im ‚Tagebuch' zuweilen freundschaftlich verspottet worden, ihn traf gerade dieser leise Spott aus nächster Nähe, dennoch wurde er nicht bitter, nach jedem Angriff drückte er die Hand des ‚Feindes' um so kräftiger.
Hänisch, der Pommer, wirkte zuletzt in Wiesbaden. Er fühlte sich auch in Westdeutschland zu Hause, weil er den Deutschen in allen Spielarten geliebt hat. Er war einer der ersten Anschlußpropheten, weil er Österreich liebte, er war in den schlesischen Bergen zu Hause, ihn zog es zu den leicht romanisierten Rheinländern, er verstand die beseelte Wortkargheit des Friesen. In der breiten Brust dieses fünfzigjährigen Jungen fand Groß-Deutschland Platz. Er war glücklich in dem ewigen Durcheinander seiner unaufgeräumten Seele. Ja, dieser arme Konrad war ein reicherer Mann, als er selbst wußte."

Der Innwart. II, 2 u. 3. (Innsbruck.) Otto Flakes Philosophie sucht Alfred Strobel in den Sätzen zu begreifen:
„Aus einem einzigen Satz, dem der Identität, wird eine alle Erscheinungen der Existenz umfassende Philosophie abgeleitet. Eine Ethik wächst auf, die nicht mehr Forderung, sondern Folgerung ist und darum leichter überzeugt als berückendste Rhetorik. Im Gegensatz zu der bisherigen Philosophie, die stets rückwärts blickend den Grund der Welt aufsuchte, philosophiert Flake vorwärts. Auf den ‚absoluten Koinzidenzpunkt aller pandämonischen Kräfte zu, dem sich die Welt in ewiger Unvollendbarkeit nähern wird'. Die existierende Welt ist ihm eine Gegebenheit, nach deren Entstehung er nicht fragt, weil eine solche Frage doch nur zu müßigen Kombinationen führte und erkenntniskritisch auch nicht vor der Existenz des Menschen haltmachen dürfte. Ohne sich also in ungesunden Kritizismus zu verlieren, nimmt er die Existenz der Kreatur einmal als fest an. Unbezweifelbar ist ihm an dieser Einzelerscheinung nur ihre Beziehung zur Welt, zum Totalen, das an sich unendlich ist und zu dem diese Einzelerscheinung in einem dynamischen Verhältnis steht. Flake kommt zu der Formel: Die Einzelerscheinung ist gleich eins im Verhältnis zum Gesamten, zum Totalen. Das heißt: Der Begriff der Erregbarkeit jeder Kreatur durch das Totale ist von dem der Kreatur an sich nicht zu trennen. Und weiter: Die Grundtatsache für jede einzelne Existenz ist die in ihr unaufhörlich wirkende Beziehung zur Totalität, die Relation. Auf den Begriff der Relation, der sich in der Physik und Chemie als Schwerkraft und Anziehung, im Leben als Sehnsucht, Weltmüdigkeit zeigt, gründet Flake seine Lehre, die zweiwertig ist, nämlich pessimistisch fundamentiert und optimistisch orientiert."

Das Kunstblatt. I, 5. (Potsdam.) Wie sehr Natur in Alfred Döblins Romanen Kraftzentrum ist, weist Rudolf Kayser nach:
„Ist bei Döblin bis zu einem gewissen Grade der Mensch ausgelöscht als Gestalt, als Individualität, so ist er doch da als Energiereservoir und Naturerscheinung neben Blume, Baum, Meer, Vulkan. Döblin hat ja die Gegenständlichkeit im Sinne der epischen Tradition nicht aufgegeben, um etwa einen hemmungslosen Subjektivismus zu errichten und alle Realitäten zu meiden

auf Kosten eines bekennenden Ich. Seine dichterische Realität ist im Gegenteil Leben und Natur, ist das Leben der Natur und ihrer mannigfaltigen Landschaften. In diese gehören auch Menschen, aber nie sind sie die einzige vorstellbare Wirklichkeit, sondern nur Sondergefäß stärkerer Mächte, Kräfte und Triebe, Individuationen des ungeheuerlichen Natur-Daseins. Dies ist sinfonisch umfassend. Es läßt alle Klänge aufleuchten. Es sucht sie nicht in den Dokumenten des Lebens, sondern besitzt sie von selbst, wie auch die Dämonie der Natur alle Lebensmöglichkeiten besitzt. So klingt in Döblins Romanen Zartheit neben Wildheit auf, Kampf neben Stille, lautes Furioso neben dem weichsten Andante.

Die Döblin-Welt bildet scheinbar einen unpsychologischen Organismus. Das Seelische aber wächst im Körperlichen empor. Es wird nicht erst abgeleitet. Es ist Schicksal und Bewegung, wie Triebe, Winde, Meere es sind. Vor allem — und das ist das Entscheidende — es stellt sich nicht dar in inneren Konflikten, in dem Widerstreit des Menschen mit sich selbst."

Reclams Universum. XXXXI, 33. (Leipzig.) Zu Otto Stoessls 50. Geburtstag (2. Mai) schreibt Ernst Alker:

„Stoessl hat die kostbare Begabung des österreichischen Menschen bewahrt, nur das organisch Gewachsene, nicht das organisatorisch Gemachte und Konstruierte gelten zu lassen. Deshalb hat er keine literarischen Moden mitgemacht, deshalb war der Fluß seiner wohlgepflegten Worte stets von einer ruhigen Selbstverständlichkeit, die billige Neubildungen ebenso ablehnte wie hysterische Zuckungen, Ballungen und andere Unpäßlichkeiten. Deshalb konnte er auch seinen Novellen nicht den strengen Eisenpanzer romanischer Form geben; sie hatten immer etwas Naturhaftes, Vegetatives — und dahinter stand doch das stärkste künstlerische Gewissen und bewußte Verantwortlichkeit. Diese Art von Formgebung wird von nicht-österreichischen Kritikern und Lesern oft nicht verstanden.

Ein Beweis dafür, daß Stoessl nichts aus sich gewaltsam herausholt, sondern so lange lauscht, bis er die Musik seiner Seele deutlich genug vernimmt, ist der Gang seiner künstlerischen Entwicklung, der ihn erst in vorgerückten Jahren, nachdem er seine Kräfte hinreichend auf dem Gebiete der kleineren, leichter zu beherrschenden Formen, der Erzählung und Novelle geübt hatte, zum Roman führte. Und für ihn ist der Roman keine verkappte Erzählung, sondern ein wirkliches Gefäß für die Fülle der Welt."

* * *

„Kant und der Weltanschauungs-Zwiespalt." Von Richard Benz (Die Pforte 1924, 2. Heidelberg).

„Gottfried August Bürgers Ernennung zum Magister (1784), Ehrendoktor (1787) und Professor (1789)." Von Erich Ebstein (Zeitschrift für Deutschkunde XXXIX, 3. Leipzig).

„Goethes Kleine Dramen." Von Robert Petsch (Der Kreis II, 3. Hamburg).

„Die Regression zum zeichnerischen Ausdruck bei Goethe." Von Imre Hermann (Imago X, 4. Wien).

„Maler Müller und sein Drama ‚Golo und Genoveva' als pfälzer National-Festspiel." Von Max Oeser (Heimaterde III, 4. Speyer a. Rh.).

„J. G. Fichte im Spiegel eigenen und fremden Briefwechsels." Von Franz Arens (Hochland XXII, 8. Kempten).

„Gustav Freytag als Politiker." Von Paul Ostwald (Westermanns Monatshefte LXIX, 825. Braunschweig).

„Die Symbolik in C. F. Meyers Gedichten." Von Elisabeth Urbahn (Edda XII, 2. Oslo).

„Detlev von Liliencrons ‚Abschied und Rückkehr'." Von Franz Schnaß (Zeitschrift für Deutschkunde XXXIX, 3. Leipzig).

„‚Ich bin, also ist Schönheit' [Peter Hille]." Von Herbert Saekel (Masken XVIII, 15. Düsseldorf).

„Georg Trakl." Von Hans Franck (Baden-Badener Bühnenblatt V, 34).

„Von orphischer Küste. Alfred von Lieber zum Gedächtnis." Von Ernst Sander (Reclams Universum XXXXI, 32. Leipzig).

„Carl Spitteler." Von Gerhard Heine (Der Vorhof III, 2. Dessau).

„Carl Spitteler und Hermann Löns." Von Wilhelm Deimann (Markwart 1925, 1. Hannover).

„Was ist uns Löns?" Eine Rundfunkansprache. Von Friedrich Castelle (Ebenda 2).

„Die Weltanschauung Rudolf Steiners." Von Kurt Kesseler (Die Christliche Welt XXXIX, 20/21. Gotha).

„M. Herbert." In memoriam. Von H. Riesch (Seele VII, 5. Regensburg).

„Gruß an Max Herrmann." Von Leopold Jessner (Die Scene XV, 4. Berlin).

„Theaterwissenschaft. Max Herrmann zugeeignet zum 60. Geburtstag am 14. Mai 1925." Von Hermann Michel (Ebenda).

„Paul Quensel." Von Ernst Ludwig Schellenberg (Der Bergfried 1925, 8. Eisenach).

„Ernst Wachler, der Gründer des Harzer Bergtheaters." Von Hanns Schmiedel (Der Türmer XXVII, 8. Stuttgart).

„Ernst Barlach, der Dichter." Von Fritz Strich (Die Scene XV, 5. Berlin).

„Hermann Horn." Von H. W. Eppelsheimer (Blätter der Bücherstube am Museum II. April. Wiesbaden).

„Thomas Manns ‚Zauberberg'." Von Hans Brandenburg (Die schöne Literatur XXVI, 5. Leipzig).

„Die Jungen mit Josef Ponten gegen Thomas Mann." Von Karl Rauch (Der Vorhof III, 3. Dessau).

„Antwort an den Herausgeber." Von Josef Ponten (Ebenda 5).

„Über Albrecht Schaeffer." Von Paul Alverdes (Ebenda 1).

„Aus einer Rede über Fritz von Unruh." Von Arno Schirokauer (Die Scene XV, 5. Berlin).

„Fritz von Unruhs weltanschauliches Bekenntnis." Von Werner Deubel (Preußische Jahrbücher CC, 2. Berlin).
„Fritz von Unruh." Von Hellmuth Falkenfeld (Baden-Badener Bühnenblatt V, 40).
„Georg Kaiser." Von H. D. Kenter (Ebenda 38).
„Ein Tadelzettel." Von Franz Werfel (Das Tagebuch VI, 18. Berlin). — „Antwort." Von Heinrich Simon (Ebenda).
„Arnold Ulitz." Von Wilhelm Kunze (Die schöne Literatur XXVI, 5. Leipzig).
„Heinrich Lersch, ein rheinischer Dichter." Von Carl Lange (Ostdeutsche Monatshefte VI, 2. Oliva).
„Die Welt Leo Sternbergs." Von Georg Maria Hofmann (Ebenda).
„Heinrich Eckmann." Von Hans H. E. Holm (Der Schimmelreiter IV, 3. Hamburg).
„Führer im niederdeutschen Bühnenleben. I. Richard Ohnsorg." Von Bruno Peyn (Ebenda).
„Peter Werth (Julius Cäsar Stülcken) als plattdeutscher Bühnendichter." Von Paul Wriede (Quickborn XVIII, 3. Hamburg).

* * *

„Hamlet." Von Johannes V. Jensen (Die Neue Rundschau XXXVI, 5. Berlin).
„Die Arbeit bei Langland, Locke, Carlyle. I." Von Rudolf Hittmair (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIII, 3/4. Heidelberg).
„Robert Louis Stevenson." Von Frank Henry Gschwind (Wissen und Leben XVIII, 8. Zürich).
„Ein Meister des Abenteurer-Romans: Robert Louis Stevenson." Von Friedrich Schnack (Baden-Badener Bühnenblatt V, 31).
„Babbitt [v. Sinclair Lewis]." Von Peter Panter (Die Weltbühne XXI, 18. Berlin).
„Die moderne englische Literatur." Ein Überblick. Von R. Herdman Pender (Deutsche Rundschau LI, 8. Berlin).
„Die zeichnerische Begabung bei Marie Baschkirtzeff." Von Alice Hermann-Cziner (Imago X, 4. Wien).
„‚Das Spiel von Tod und Liebe'." Von Romain Rolland (Baden-Badener Bühnenblatt V, 37).
„Die französische Literatur der Gegenwart: Die Rückkehr zur Klassik." Von Edouard Dujardin (Deutsche Rundschau LI, 8. Berlin).
„Hilaire Belloc." Von Jack Benvenisti (Hochland XXII, 8. Kempten).
„Stellung eines Schriftstellers der jüngeren Generation zu D'Annunzio." Von Mario Puccini (Wissen und Leben XVIII, 8. Zürich).
„Notizen zur neueren spanischen Literatur." Von Hermann Bahr (Preußische Jahrbücher CC, 2. Berlin).
„Rückkehr zu Ibsen." Von Rudolf Krauß (Blätter der Württembergischen Volksbühne VI, 10. Stuttgart).
„Sören Kierkegaard." Von Theodor Haecker (Hochland XXII, 8. Kempten).
„Zeichen der Vergangenheit [Über Ljeßkow]." Von P. P. Suwtschinskij (Der Gral XIX, 8. Essen).
„Der russische Symbolismus." Von Reinhold von Walter (Ebenda).
„Aus Dostojewskis Spielerzeit. Der erste Entwurf zu den Brüdern Karamasoff in Faksimile." (Der Piperbote II, 1. München.)

* * *

„Zur neuen Dramatik." Von Karl Theodor Bluth (Die Scene XV, 5. Berlin).
„Allgemeine Ansichten über neue Dramatik." Von Arnolt Bronnen (Ebenda).
„Der ‚neue' Mensch im Drama. Die deutschen Theater nach dem Kriege." Viertes Stück. Von Carl Christian Bry (Die Christliche Welt XXXIX, 20/21. Gotha).
„Voraussetzungen und Wert einer plattdeutschen (sassischen) Bühnensprache." Von Franz Fromme (Der Schimmelreiter IV, 3. Hamburg).
„Die theatralische Wendung." Von H. D. Kenter (Saarbrücker Blätter III, 15).
„Die griechische Tragödie und das klassische Drama der Weimaraner." Von Th. A. Meyer (Zeitschrift für Deutschkunde XXXIX, 3. Leipzig).
„Englisches Theater." Von Rudolf Nutt (Der Neue Merkur VIII, 8. Stuttgart-Berlin).

* * *

„Über die Form in Dichtung und Kunst." Von Ernst Borkowsky (Eckart I, 7. Berlin).
„Plattdeutsche Lyrik seit Groth." Von Georg Clasen (Quickborn XVIII, 3. Hamburg).
„Berlin als Theaterstadt. I." Von Fritz Engel. II. Von Max Hochdorf (Deutsche Presse XV, 20. Berlin).
„Die neue Form." Von Kurt Heynicke (Eckart I, 7. Berlin).
„Aus dem Gästebuch zweier Wartburgkommandanten." Von Hermann Hoßfeld (Der Bergfried 1925, 8. Eisenach).
„Das deutsche Buch in Amerika." Von Otto Koischwitz (Eckart I, 7. Berlin).
„Der Rhein als deutscher Mythos." Von Reinhold Lindemann (Hellweg V, 21. Essen).
„Individualistische und soziologische Literaturgeschichtsforschung." Von Paul Merker (Zeitschrift für deutsche Bildung I, 1. Frankfurt a. M.).
„Der geschichtliche Roman." Von Walter von Molo (Eckart I, 7. Berlin).
„Dichtung und Recht." Von Georg Müller (Der deutsche Staatsbürger II, 1. Darmstadt).
„Die Verseinlage im Roman (Epik und Lyrik)." Von Robert Petsch (Neue Jahrbücher I, 3. Leipzig).
„Vorlesungsreise in Ostpreußen." Von Josef Ponten (Ostdeutsche Monatshefte VI, 2. Oliva).
„Von der Ichbetontheit abendländischen Geistes." Von Karl Pünjer (Deutsche Nordmark V, 10. Büsum).
„Vorschlag zu einer nationalen Ehrung für Kunst und Wissenschaft." Von Wilhelm Scharrelmann (Niedersachsen XXX, Mai. Bremen).
„Mythos und Form." Von August Schowalter (Eckart I, 7. Berlin).
„Natur- und Literaturwissenschaft. I." Von M. T. Seleskovič (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIII, 3/4. Heidelberg).
„Über die Aussichten des Christentums." Von Bernard Shaw (Die Neue Rundschau XXXVI, 5. Berlin).
„Verkehrswirtschaft und Sprache." Von Rudolf Unger (Wissen und Leben XVIII, 8. Zürich).
„Erzählungsstil von heute." Von Oskar Walzel (Baden-Badener Bühnenblatt V, 42).
„Die Lyrik der primitiven Völker." Von Heinz Werner (Westermanns Monatshefte LXIX, 825. Braunschweig).
„Absolute oder relative ästhetische Werte?" Von Georg Wernick (Deutsche Nordmark V, 10. Büsum).
„Antike im Mittelalter." (Die Pforte 1925, 3. Heidelberg.)

Echo der Bühnen

Berlin

1.

„Rheinische Rebellen." Schauspiel in fünf Akten. Von Arnolt Bronnen. (Uraufführung im Staats-Theater am 16. Mai 1925. Buchausgabe Ernst Rowohlt, Berlin.)

Ein Verquickungsdrama. Der hörige Mann ist zugleich Anführer rheinischer Rebellen. Das Mädchen, von dem der erotische Zwang ausgeht, vertritt und verficht die deutschnationale Sache. Politik und Erotik wirken zusammen, der sinnliche Trieb entscheidet über das völkische Geschehen.

Sehr viel anders war das bei Wildenbruch auch nicht, bei dem sich der König des bedrohten Reiches in die Tochter seines Widersachers verliebte, aller Energie vergaß, die Entscheidungsschlacht verlor und dergestalt im Untergange zum tragischen Helden aufstieg. Schon bei Bronnens Erstlingsdrama spürte man seltsam die Nachwirkung des damals überwundenen Naturalismus; der rückwärts gewandte Prophet scheint nunmehr beim Epigonendrama angelangt zu sein.

Bei diesem Verquickungsdrama kommt die Erotik immer noch am besten zur Wirkung. In der Abhängigkeit dieses rheinischen Rebellen von dem Mädchen, die ihm alles ist und nichts gewährt, der er sich selbst und das, was er sein Werk nennen könnte, aufopfert, um Feindschaft und Vernichtung zu ernten, ist Zwang. Eine sexuelle Hörigkeit, die, gerade in ihrer Unbegreiflichkeit, etwas von der Notwendigkeit des Naturvorgangs hat. So lähmt der Blick der Schlange. Und es ist Bronnen gern zuzugestehen, daß er gerade durch Unterdrückung aller Motivierungen diesen erotischen und pathologischen Vorgang auch dramatisch zur Geltung bringt. Der immer wieder angeschlagene gleiche Ton wirkt immer wieder überraschend.

Übler kommt die Politik dabei fort. Der rheinische Rebell wird, derart versklavt, auf seine politische Mission hin angesehen, schlechtweg zum Narren. Ein Führer, der in den Stunden der Entscheidung seiner Sache durch Waffengewalt das Haus der Herrin umschleicht, in ihr Zimmer dringt, um es in letzter Demütigung zu verlassen, verfällt darüber hinaus dem Fluch der Unglaubwürdigkeit. Eine sehr viel bezeichnendere Karriere aber macht das Mädchen. Aus einer vaterländisch Begeisterten, vorerst das Wort mühsam Suchenden wird sie die Film-Spionin großer Geste, die im entscheidenden Augenblick immer über die Geheimpapiere verfügt, die den Gegner vernichten, die aus allen Telephonen verwirrend spricht, jedes Flugzeug überfliegt, der der Lichttelegraph dient und die Gendarmen gehorchen. Dem Manne gegenüber wahrt sie die menschliche Haltung; die Psychologie ehrt sie durch die pflichtschuldige Reverenz, den ihr Hörigen in verborgener Herzenskammer zu lieben; politisch angesehen ist sie schlechthin „Fee".

Die Politik der jüngsten Tage wird durch Bronnen zu einem Altweibermärchen in Telegrammstil, Deutschland wird darin mit der Rolle der Goldmarie beglückt. Bühnengemäß bedeutete es ein Erfolgsmoment, als diese Vorkämpferin Deutschlands die Fahne der rheinischen Rebellen niederholte, um das Schwarzrotgold zu hissen. Aber ein Sieg, derart errungen, ist schlimmer als Niederlage. Bronnen scheint kein Gefühl dafür zu haben, daß man heiligsten Besitz nicht auf die Pikdame setzt.

Bleibt nur die Frage nach dem handwerklichen Können, und darin weist Bronnens neues Drama wirklichen Fortschritt auf. Nicht ungeschickt ist dem hörigen Mann eine andere Frau beigesellt, die in gemilderter Hörigkeit an ihm hängt; es dient auch durchaus der Charakteristik des Milieus und der Menschen, daß die Schwester der Herrischen sich an diesen selben Mann wegwirft. Durch Überspringung aller Motivierungen überrascht die Handlung. Durch Monomanie der Triebe gewinnen die Gestalten Relief. Das Wort hastet, aber es trifft auch. Die Leidenschaften brennen in bengalischem Feuer. Man könnte von gelungenem Bühnenspiel reden, wäre ein einigermaßen annehmbarer Sinn im Spiel. Man könnte das Handwerk loben, äffte es nicht die Kunst.

2.

„Die Exzesse." Lustspiel (13 Bilder) von Arnolt Bronnen. (Uraufführung durch Die Junge Bühne im Lessingtheater am 7. Juni 1925; Buchausgabe: Ernst Rowohlt, Berlin.)

Die Armut wird ärmer. In Bronnens „Exzessen" ist kaum noch ein Handlungsfaden zu entdecken. Wenn hier von den wahllos Eingestellten einer Schwindelbank die einen in die Filiale nach Bozen die andern nach Stralsund beordert werden, die beiden aber, denen es der erste Blick angetan hat, getrennt und erst zum Schluß des Stücks wiedervereinigt werden, so könnte von Handlung doch nur dann die Rede sein, wenn irgend etwas ins Werk gesetzt würde, die Trennung aufzuheben. Dem aber ist nicht so. Die Vielheit

der Szenen gilt wahllos den Exzessen der vielen. Und diese Exzesse heißen: Brunst.
Brunst, einmal durch Alkoholgenuß verschönt; Brunst, ein andermal bis hart an die Sodomie aufgeilend; immer aber die unterschiedlose Brunst aller, die jedem jeden Einzelzug raubt und jedem ihre Maske vors Gesicht preßt. Verlangt's gelegentlich die eine nach dem einen, der für eine andere glüht, so hat das hier bereits dramatischer Gegensatz zu heißen. Aber es verschlägt nichts; die Nacht färbt alle Katzen grau.
Diese Brunst ist durchaus ernsthaft begriffen. Es ist kein Spiel damit. Sie wird vom Pubertäts-Katheder doziert. Kein humoristisches Licht züngelt darüber. Diese Brunst ist auch nicht gestaltet, sie ist mit jeder neuen Szene als etwas Selbstverständliches da, erfährt keine Steigerung, klingt mit jeder Szene ab. Sie entlädt sich in Kraftwörtern. Sie ist nicht differenziert in ihren Trägern. Sie fühlt sich auf dem Boden und frißt Erde.
Diese „Exzesse" fallen bei der Aufführung wie ungestaltete Bleikugeln zur Erde.
Von irgendwelcher schriftstellerischen Eigenart ist wenig erkenntlich. Man würde von naturalistischer Suppe reden, fehlten nicht alle Klöße der Charakteristik. Man könnte von dem hastenden Dialog jüngster Dramatik sprechen, wäre den Unterhaltungen irgendwelches Ziel gesetzt. Aber es formt sich nicht einmal eine Situation. An die Stelle des Witzes drängt sich das Schimpfwort. Exzesse ohne Geist und ohne Herz.
Hier nun ist Bronnen freilich fern von Epigonentum. Aber auch zugleich fern einem Selbst.

Ernst Heilborn

Wien

1.

„Ja oder Nein?" Tragi-Groteske in drei Akten. Von Friedrich Lichtnecker. (Uraufführung im Kleinen Theater am 20. Mai 1925.)

Ein neuer Name, neu mindestens für ein größeres Publikum als das der Exl-Bühne, zu deren Schützlingen der blutjunge Autor, als er noch jünger war, zählte. Damals stand er im Zeichen Schönherrs und der allerletzten Expressionisten — eine seltsame, aber hierzuland nicht ungewöhnliche Konstellation von Bodenständigkeit und Erdferne; jetzt kommt er gerade aus der Schule der Wedekind und Sternheim, aber als ein aufgeweckter und vorlauter Vorzugsschüler, dem die Lehrer nicht sonderlich imponieren, weil er, wenn sie aus der Klasse gehen, sie vom Katheder herab täuschend kopieren kann und schließlich alle uralten Vorrechte der Jugend gegenüber dem Alter besitzt. Wie gesagt, ein sehr aufgeweckter Schüler, aus dem alles mögliche werden kann, auch — was vorderhand für ihn gewiß das Schrecklichste wäre — ein Durchschnittsmensch und -literat. Jedenfalls hat er in „Ja oder Nein?", wenn auch mit bekannten, vorhandenen Stilmitteln und über ein Thema ehrwürdigen Alters, eine sowohl nachdenkliche wie wirklich unterhaltende Komödie geschrieben, deren Interesse nicht einen Augenblick erlahmt, deren Dialog niemals am Boden hinschleift, deren Verlauf aus den Konflikten von Simplizissimus-Karikaturen allmählich in die Höhen einer fast romantischen Ironie führt. Einer lebt als braver, sogar hervorragender Bürger und alles ist in schönster Ordnung. Er stirbt, seine verschiedenen Positionen, die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, privaten, sind gleich wieder besetzt, im Sinn eines dem physikalischen vergleichbaren horror vacui, und abermals ist alles in der schönsten Ordnung. Aber der Tote war nur scheintot, auf einmal ist er wieder da und mit ihm folgerichtig ein Chaos, sei's auch eins in der Kleinstadt; der Sonderfall von Tolstojs „Lebendem Leichnam" fehlt nicht. Zuletzt bringt — frei nach Pirandello — ein Appell an das Publikum alles ins Reine und gleichzeitig die beiden Ebenen, die der Zuschauer und die der Kleinstädter ins Schwanken. Alles war nur ein Spiel; von anderer Seite betrachtet: eine ungewöhnliche Talentprobe, durch Kräfte des Deutschen Volkstheaters allerdings gehörig unterstützt.

2.

„Weg im Nebel." Lustspiel in drei Akten. Von Leo Feld. (Uraufführung im Akademietheater am 16. Mai 1925.)

Mit diesem harmlosen, leicht und lohnend darstellbaren Lustspiel schließt — später als das Leben — das Lebenswerk eines durch ein Vierteljahrhundert unablässig, aber nur selten mit Erfolg um die Gunst der Bühne werbenden Dramatikers, einer Gestalt, die so enthusiastisch, so ganz dem Theater und im Theater lebte, daß sie selber etwas von einer Bühnenfigur bekam und auch tatsächlich auf die Bretter gebracht worden ist. Naturalismus, Kabarett-Groteske, Renaissance-Umwelt, Kriegskonjunktur, biederes Volksstück, Oper (er schrieb hübsche Verse) — keine dieser Möglichkeiten hat der sehr gebildete und gewandte Mann sich entgehen lassen und sich immer aufs neue umgeschaltet, um zuletzt bei der zahmen zimmerreinen Komödie von anno Feuillet und Pailleron (oder gar Bauernfeld und Benedix?) und nach seinem Tode mit solch einem Komtessenlustspiel wenn schon nicht im heißersehnten Burgtheater selbst, so doch in einer von

dessen Filialen anzulangen. Gegeben sind drei Herren und zwei Damen aus verschiedenem Jahrgang auf dem Hintergrund behaglichen Bürgertums — wer wen heiraten, welcher Herr unversorgt bleiben werde, das ist nun die Frage. Sie wird vom Dichter gestellt, nicht von uns, denen sie ebenso gleichgültig bleibt wie ihre Antwort. Daß zwei von den Herren, der halbalte und der ganzjunge, als Kunsthistoriker auftreten, der eine als ein wissenschaftliches Mädchen für alles, das unmittelbar von der Konstatierung eines Giorgione zu Ausgrabungen in der Troas reist — das ist weiter nicht von Belang; sie könnten sich von Stückes wegen ebensogut in einem anderen salonfähigen Beruf betätigen und dann blieben wenigstens Michelangelos und Giorgiones Namen aus dem Spiel, das nicht durch hübsche Einzelheiten und etwelche gute Witze im Dialog noch durch einen komischen Diener ältesten Schlags, sondern nur durch virtuose Darstellung jenes seinen Weg zwischen Frau A und Frau B, zwischen Ehe und Freiheit wirklich wie im Nebel suchenden Allgelehrten über Wasser gehalten werden kann und wird. Gern sähen wir am frühen Abschluß der Tätigkeit eines begabten Schriftstellers ein gewichtigeres Werk, nähmen wir mit freundlicheren Worten von dem ehemaligen Universitätskameraden Abschied, stünde er nicht hier, da wir ihm zum letztenmal begegnen, um ein Beträchtliches unter seinem eigenen Niveau.

Robert F. Arnold

Krefeld

„Das weiße Kätzchen." Ein Lustspiel der Eifersucht in einem Vorspiel und drei Akten. Von F. Walther Ilges. (Uraufführung im Stadttheater am 8. Mai 1925.)

Der Kölner Walther Ilges ein neuer Mann, hat Katharina, genannt die Große, die weiland Kaiserin aller Reußen und ebenbürtige Freundin Friedrichs des Großen, die Semiramis des Nordens, in ein weißes Kätzchen verwandelt, — metaphorisch natürlich. Sie ist eine Base geworden der mehr oder weniger verlorenen Töchter Ludwig Fuldas, weniger veilchenblau vielleicht und mehr backenrot, und sicherlich nicht vom Blute Dauthendeys; aber auch sie hat ihre Spielerei: eine Kreuzung aus Bär und Kater (neues Exemplar für Franz Bleis „Bestiarium"), ein hand- und sonst fester Kerl, der die Kaiserin beim Regieren stört. Was sie sich gern gefallen ließe, wären bloß nicht die anderen Mächte zu den Füßchen ihres Thrones, darunter eine Hauptmacht, die sie stören. Sie wollen ihr also den Bären ausspannen, aber der läßt sich durchaus nicht. Denn seine Vitalität ist so beträchtlich, daß er sich ein kaiserliches Liebchen halten kann und ein ganzes Ballet (die Hauptmacht!) daneben, und das ist, Potzwetter! eine Leistung, die ihm nicht leicht einer nachmacht. Der versuchte und mißglückende Ausspann, eine Hof- und nebenbei Staatsaktion, macht dieses Lustspiel der Eifersucht aus. Es sind allerlei Gehilfen dazu aufgerufen und lauter probate Mittel angewandt. Aber Ilges hat Geschick und Geschmack und rückt alles recht nett und anständig zusammen, und begibt sich gelegentlich — Dichter sind keine Pedanten — zumal im dritten Akt, in den Schwank, wenn's zu rechter Belustigung beiträgt oder anders nicht weitergehen will. Aber das soll den Beifall der Masse noch nie gedämpft haben. Kommt zum Ende die Moral heraus, daß Liebe alles verzeiht, selbst ein ganzes Ballet, nicht zu reden von vielen, vielen Rubeln aus der Staatskasse, so nehme Hans Sachs die Lehr davon, im Lenz und in der Verkehrswoche muß es so sein. So trug jeder, nach Rang und Anspruch, das Seine mit nach Hause, und der Autor hatte seinen ersten schönen Erfolg weg.

Karl von Felner

Dresden

„Julia und der Teufel." Ein überraschendes Schauspiel in vier Akten. Von Wolfgang Schumann. (Uraufführung im Neustädter Schauspielhaus am 21. Mai 1925.)

Ein guter Literateneinfall mit reizvollen Anspielungen, voller Geist, aber ohne Witz. Er hätte eine Groteske werden können, wenn die brauchbare Idee nicht in geistreicher Plauderei über den Feldherrn und Expolitiker Sulla und die Shakespeare-Bakon-Frage versandete. Es sind starke Anläufe zu einer Komödie vorhanden, sie gehen aber im Intellekt, in geistreichen und erklügelten Gelehrtenspielereien unter. Es fehlen die lockernde Hand für die Bühne und eine starke Dosis Theaterblut. Das alte liebe Motiv von dem nervös gewordenen, überarbeiteten Gelehrten, der die Geliebte vernachlässigt, wird nicht zum Erfolge geführt. Das Stück pendelt zwischen Parodie und Leben, Wirklichkeit und Traumspiel, Groteske und Komödie. Es ist Literatur, wo man lebendige Dichtung spüren möchte, Theatralik, wo man glutvolles Theater erleben möchte, das Leben spiegelt.

Johannes Reichelt

Dänischer Brief

Von einer einheitlichen Bewegung oder Stilrichtung kann in der dänischen Literatur nicht die Rede sein. Der Däne neigt zu Skepsis und Resignation. Das bewahrt ihn vor Extremen. Es hindert aber zugleich das Entstehen einheitlicher Bewegungen; sie setzen immer Leidenschaft und Besessenheit voraus.

Die letzte größere geistige Bewegung war der „Europäische Durchbruch" der achtziger Jahre, unter Führung von Georg Brandes — eine Zeit des Protestes und der Negation. In Sven Langes neuem Buch „**Förste Kampe**" (Erste Kämpfe) wird der Versuch gemacht, diese Kulturströmung, die der Autor miterlebt, gegen die er damals irgendwie reagiert hat, historisch-objektiv zu schildern. Sven Lange ist kein Brandesianer — auch in seiner Jugend stand er dem Kreise fern. Nicht als Jünger von Georg Brandes, sondern als verständnisvoller Kritiker hat er diesen „Roman" geschrieben. — Dieselbe Zeit bildet Beginn und Hintergrund von Svend Leopolds „**Fru Lunde og hendes Dötre**" (Frau Lunde und ihre Töchter). Im Plauderton wird hier ein Überblick über die geistige Entwicklung Dänemarks — das ist Kopenhagens — seit den achtziger Jahren gegeben. Vom Brandesianismus bis zu Theosophie und Katholizismus verfolgen wir die geistigen Tendenzen der Zeit im Leben der Grossistenfrau Lunde und ihrer beiden Töchter. Als Außenstehender konstatiert der Verfasser die Ideen, die er in seinem Lande — meist nachdem sie in Europa abgetan waren — auftauchen sah. Nirgends polemisiert er, aber wovon er auch spricht, immer schimmert das dänische spöttische Lächeln durch. Er greift seine Menschen aus dem Leben und sagt: So sind sie nun einmal. Dieses **Laisser vivre** ist charakteristisch für den Dänen. — Ganz anders ist Johannes V. Jensen. Er will nicht die Menschen beschreiben; er will sie verändern, ihnen seine eigene Weltanschauung einimpfen. Diese Weltanschauung ist Darwins Evolutionstheorie. In seinem Buch „Evolution und Moral" vertritt Johannes V. Jensen mit feuriger Beredsamkeit, die gelegentlich journalistisch-polemisch gefärbt ist, Darwins Entwicklungslehre. Er unterscheidet schlechten Darwinismus — das ist Nietzschetum und Machtmoral, die Deutschland zu Krieg und Niederlage geführt haben — und richtigen Darwinismus, das ist der ursprüngliche englische. Da für Jensen der Darwinismus die einzig menschenwürdige „Religion" ist, ist sein Wunsch: naher Anschluß an England, das Land, in dem diese Lehre entstand. — Will Joh. V. Jensen die Biologie an die Stelle der Religion setzen, so darf man das doch nicht als Zug der Zeit in Dänemark auffassen. Im Gegenteil ist die Verbindung mit der christlichen Religion eine äußerst lebendige. Gerade in diesem Winter sind eine Reihe von Büchern der bedeutendsten Dichter Dänemarks über Christi Persönlichkeit und Lehre herausgekommen. Entzündet durch Georg Brandes' „**Sagn om Jesu**" (Die Sage von Jesus) entstand ein erbitterter Streit über die Realität Jesu. Georg Brandes' „**Sagn om Jesu**" erhebt den Anspruch, exaktphilologisch zu sein, ist jedoch laut Urteilen von Fachgelehrten nicht wissenschaftlich-reinlich gearbeitet. Das Interesse des Buchs liegt in Brandes' Auffassung des Christentums, die man wohl als Ressentiment verstehen muß. Sein Leben lang hat Brandes, der Jude, unter der christlichen Gesellschaft leiden müssen. Sie vorenthielt ihm das Professorat in Ästhetik, das ihm gebührte, aus antisemitischen Gründen. Christentum ist dem leidenschaftlichen, aber äußerst intellektuellen Brandes gleichbedeutend geworden mit Aberglaube und Spießbürgertum. Psychologisch ist sein Buch verständlich, sachlich vermag es nicht zu überzeugen.

Ohne den Anspruch auf wissenschaftliche Beweisführung beschäftigt sich der Dichter Helge Rode in seinem letzten Buch „**Pladsen med de grönne Träer**" (Der Platz mit den grünen Bäumen) mit der christlichen Lehre. Dieser Platz liegt in Kopenhagen, und Kopenhagen und dänische religiöse Verhältnisse sind Gegenstand des Buchs. Sein Untertitel „Die religiöse Strömung im Geistesleben der Gegenwart" ist in diesem Sinne einzuschränken. Zwar findet sich auch eine kurze Auseinandersetzung mit Spenglers „Untergang des Abendlandes", aber das Hauptproblem ist die Lage des Protestantismus in Dänemark, die Gründe für das immer wachsende Sektiererwesen (Innere Mission, Heilsarmee, neuerdings Okkultismus) und für die Neigung zum Katholizismus. — Rodes Buch gab Ludwig Holstein die Anregung zu seiner Broschüre „**Paa den grönne Mark**" (Auf grüner Weide). „Eine Erklärung des Christusmythos auf menschlicher Grundlage, ohne fachliche Prätentionen" ist, wie der Verfasser selbst sagt, die Aufgabe dieses Buchs.

Neben diesen abhandelnden Büchern der bekanntesten dänischen Schriftsteller ist eine Reihe kleiner, feiner Schilderungen jüngerer Autoren erschienen. Erzählungen, in denen dänische Landschaft lebendig wird und Menschen, wie sie nur diese Natur hervorbringen kann. In Niels Hoffmeyers „**En Vandring**" (Eine

Wanderung) sind es zwei alternde Männer, die sich nach langen Jahren begegnen und nun auf einer Wanderung durch Nordseeland einander ihre Erlebnisse und vor allem ihre Enttäuschungen erzählen. Sie klagen nicht an, aber sie greifen auch nicht in ihr Schicksal ein. Träume gehen nicht in Erfüllung, damit bescheiden sie sich. — Ein stilles, stimmungsvolles Buch, das so nur ein Däne schreiben konnte. — Von dänischem Wald und Waldmenschen plaudert Svend Fleuron in „**Skovgangsfäller**" (Waldwanderer). Die Menschen darin freilich wirken wie schlechte Schauspieler. Doch um so lebendiger sind Tiere und Pflanzen geschildert. Gelegentlich etwas schulmeisterlich zeigt Fleuron die Schönheiten der Natur. Aber man könnte nur wünschen, daß irgendein Schulmeister Naturgeschichte so erleben und lehren könnte. Dasselbe gilt für Fleurons anderes Buch „**Af en Vikings Saga**" (Eine Wikingersage), das künstlerisch stärker ist als das andere. Wie so häufig wählt der dänische Kipling hier ein Tier zum Helden seines Buchs. Diesmal einen Lachs. Wikingblut rollt in seinen Adern, „das starke Wanderblut mit seiner Taten- und Kampflust, die in früheren Zeiten aus Zwergen Riesen machte — als wollte die Natur all dessen spotten, was die Kultur längst vernichtet hat, sandte sie ihn". Auf diesem Grundmotiv baut Fleuron eine gewaltige Sinfonie auf; Urtöne erklingen, ein jagendes Tempo hält in Spannung. Jede Variation des Themas fesselt von neuem. Der Mensch ist in diesem Buch nur Negation, Hemmung animalischer Wucht durch seine überlegene Technik, die schließlich den Lachs ins Garn führt. — Naturdichtung, aber ganz anderer Art bringt der noch ziemlich unbekannte, begabte Erik Bertelsen. In seinem Buch „**Vestkystfiskere**" (Nordseefischer) zeichnet er wie in klarem, schlichtem Holzschnitt den dänischen Nordseefischer. In den eingelegten Gedichten rauscht der Rhythmus der Wellen, so daß man Bertelsen in Dänemark mit Drachmann, dem Dichter des Meers, verglichen hat. — Sind die letztgenannten Dichter typische Heimatdichter, so hat es daneben in Dänemark immer Schriftsteller gegeben, denen die Heimat eng und nüchtern erschien. So einer war viele Jahre lang Johannes Jörgensen, der seit langer Zeit als katholischer Renegat in Italien lebt. In seinem letzten Buch aber „**Brigg Marie af Svendborg**" hat er sein Vaterland wiedergefunden und besingt es in kristallklarer Sprache. Voll tiefer Melancholie ist diese Gedichtsammlung. Bald im Volksliedton, bald in freien Rhythmen wird das Thema variiert: mein Leben ist verloren und vergeudet. Todessehnsucht zittert in den Versen, und doch ein:

> Dank, o Herr, für das, was ich litt,
> Was ich erduldete, was ich stritt!

Verhältnismäßig groß ist die Rolle, die die weiblichen Autoren in der dänischen Literatur spielen, wie die Frau hier überhaupt im geistigen Leben große Bedeutung hat. Als Schriftsteller freilich gehören sie nicht in die erste Reihe, außer einer: Karin Michaëlis. Ihr Buch „**Pigen med Glasskaarene**" (Das Mädchen mit den farbigen Gläsern) gehört zu den besten, die seit vielen Jahren in Dänemark erschienen sind. Mit feinstem Verständnis, wie es nur einer Frau eignet, wird hier die Entwicklung eines kleinen Mädchens bis zu seinem vierzehnten Jahre geschildert. Eigene Erlebnisse und ihre große Liebe zu Kindern haben der Verfasserin eine Seelenanalyse ermöglicht, wie sie in solcher Lebenswahrheit für dies Alter noch kaum geboten wurde. — Erst in weitem Abstand können die Romane von Louise Birke und Mathilde Malling genannt werden. Mag Louise Birkes „**De som laenges**" (Wer die Sehnsucht kennt) auch nicht strengen künstlerischen Anforderungen genügen, so fesselt es doch durch die Persönlichkeit der Verfasserin, deren Wärme und Menschenliebe aus jeder Zeile leuchtet. In Mathilde Mallings „**Eva Skyttes Venner**" (Eva Skyttes Freunde) ist das Können größer, aber die Gestalten sind konstruiert. Sie sind nicht „durch das Medium des eigenen Temperamentes" der Verfasserin gesehen.

Interessant ist in diesem Buch wie überhaupt in der heutigen dänischen Literatur die Stellung zum Weltkriege. Nicht daß sie fast überall deutsch-feindlich ist, ist wesentlich — das beruht zum größten Teil auf den territorialen Streitigkeiten —, aber daß alle Dänen, Schriftsteller und andere, prinzipiell kriegsfeindlich, ja geradezu quietistisch sind. Es fehlt eben, wie in der Einleitung gesagt, dem Dänen Leidenschaft und Besessenheit.[1]

Kopenhagen — Gerda Placzek

[1] Sven Lange, **Förste Kampe**. Kopenhagen 1925, Gyldendal. — Svend Leopold, **Fru Lunde og hendes Dötre**. Kopenhagen 1925, Gyldendal. — Johannes V. Jensen, Evolution und Moral. Kopenhagen 1925, Gyldendal. — Georg Brandes, Sagn om Jesu. Kopenhagen 1924, Gyldendal. — Helge Rode, Pladsen med de grönne Träer. Kopenhagen 1925, Gyldendal. — Ludwig Holstein, Paa den grönne Mark. Kopenhagen 1925, Gyldendal. — Niels Hoffmeyer, En Vandring. Kopenhagen 1925, Aschehoug & Co. — Svend Fleuron, Skovgangsfäller. Kopenhagen 1925, Gyldendal. — Svend Fleuron, Af en Vikings Saga. Kopenhagen 1925, Gyldendal. — Erik Bertelsen, Vestkystfiskere. Kopenhagen 1925, Aschehoug & Co. — Karin Michaëlis, Pigen med Glasskaarene. Kopenhagen 1924, Gyldendal. — Louise Birke, De, som laenges. Kopenhagen 1925, Schönberg. — Mathilde Malling, Eva Skyttes Venner. Kopenhagen 1925, Gyldendal.

Norwegischer Brief

Von den Büchern des Jahres 1924 gab mir sicher den stärksten Eindruck Peter Egges Schauspiel „De svære Valg" („Die schwere Wahl"). Konzentrierter Zusammenstoß von Muttergefühl, Erotik, Lebenswillen, Weisheit, Fanatismus — durch vollendete Technik in klarste Form gewandelt. Alle Charaktere voll lebender Dynamik und überzeugender Rhythmik: der weisheitsvolle Bischof, der die Menschen durchblickt; seine verwitwete Tochter, in der Liebe hervorbricht zum Vollblutmenschen Just, der über Verfehlung in seinem priesterlichen Amt hinweg zu höherer Vervollkommnung ringt; Frants, der Sohn, Student und Kommunist, erfüllt von der Unbedingtheit seiner neunzehn Jahre und seiner politischen Einstellung, um derentwillen er die Liebe zur Mutter erdrückt und ihr jenes Recht auf Leben und Lebensgenuß entziehen will, das er, in Aufopferung, der Welt zu erkämpfen entschlossen ist. Ein Spiel, typisch für unsere Zeit und das Norwegen unserer Tage.

Solche Stärke hat kein erzählendes Buch. Das Durchschnittsniveau ist hoch, allen Problemen wird in die Tiefendimension nachgegraben (es gelingt aber nicht immer). Schade nur, daß die Probleme gern provinziell werden. (Anton Kuh hat nicht ganz Unrecht, wenn er einmal die Skandinaven die „Provinzialen der Seele" nennt.) Doch immer wieder klingt und leuchtet Unendlichkeit und Größe von Meer und Fjord, von Wäldern und Fjeld, braust kosmischer Rhythmus von weißen Sommernächten und sterndurchfunkelter Wintergestorbenheit. Jenseits einer ehrlichen, aber nicht immer überwältigenden Problematik steht Majestät nordischer Natur. Und von ihr wissen norwegische Künstler zu singen und zu sagen.

Johan Bojer versucht in einem vierhundertseitigen Roman „Vor egen stamme" („Unser eigner Stamm") das schmerzhafte norwegische Grundgefühl zu gestalten. „Evig utlœngsel — evig hjemvé", dieses stete Verlangen nach allen Fernen und in der Fremde dieses ewige Heimweh, — Gefühle, deren Macht endlich zu ewiger Heimatlosigkeit verdammt. Die innere Tragödie von Amerika-Norwegen wird erzählt — mit der formsicheren Gereiftheit seiner Kunst. Eine Dichtung, kein Zweifel. Aber doch nicht so groß und stark wie „Troens Magt", „Den store Hunger" und „Den sidste Viking", diese unvergeßlichen Bücher.

Beweis erstaunlichen Könnens ist Sigurd Hoels „Syvstjernen" („Das Siebengestirn"). In seiner überlegenen ironischen Haltung und durch seinen nichtnorwegischen Schauplatz entfernt es sich etwas von den üblichen nationalen Vorzügen und Fehlern und schlägt Töne an, die wohl mehr in Dänemark heimatberechtigt sind. Die Fabel ist spitzig und aktuell: in einem im Weltkrieg siegreich gebliebenen Lande wird ein Krematorium gebaut — das Siebengestirn —, angeblich zur Förderung öffentlicher Interessen und in Wirklichkeit zur Befriedigung diverser privater Egoismen. Ich bin versucht zu glauben, daß der Autor sich ein bischen durch die famose wiener Krematoriumsgeschichte anregen ließ, für das man auch zwecks feierlicher Eröffnung Leichen sammelte.

Den Mythos des Schiffes, des stählernen, menschenverzehrenden, wellenpflügenden Ungeheuers will — und kann! — Nordahl Griegs Roman „Skibet gaar videre" („Das Schiff geht weiter") erzählen. Ein Buch, das hoch über den üblichen Seeromanen steht, das nichts verschönert und nichts färbt, und das voll ist von der großen Poesie der Meeresunendlichkeit, die den Schmutz von Hafenabenteuern und ihren Folgen vergessen macht.

Der Form des Entwicklungsromans nähert sich Axel Kroghs umfangreiche Erzählung „Utenfor grinden" („Außerhalb der Zauntür"). Wehmütiges Lied menschlichen Lebens; Abenteuer in Paris und norwegischen Waldes Einsamkeit; durchklungen von dieser einen, ewig betörenden, ewig enttäuschenden, ewig beseligenden Melodie: Frauen. Ein Buch verhaltener Sehnsucht und innerlicher Distanz — auch dem Leide gegenüber — und doch voll Leidenschaftlichkeit und Härte. Das Werk eines jungen Dichters, der uns hoffen läßt auf noch reifere Erfüllung.

Auch Olaf Benneche, der auf ein reiches Schaffen zurücksieht, schrieb einen Entwicklungsroman: „Der kalder et horn" („Da ruft ein Horn"). Lebensablauf eines Menschen, der um 1905 jung war, erfüllt von dem willensschwachen Impressionismus jener Zeit; der nach Weiten strebt, die seine Kraft nie durchmessen kann, der zwar endlich seine Aufgabe findet auf heimatlicher Erde (und für diese), aber seines Lebens Straße bleibt freudlos. Mich konnte dies Buch, das reich ist an wirklich gesehenen und poetisch tiefen Stellen nicht ganz überzeugen. Mag sein, daß mir der Typus, den Benneche zeichnet, aus der deutschen Literatur schon zu sehr bekannt ist und ich ihm zu kritisch gegenübertrete — mag auch sein, daß die Gestaltung eben dieses Typus für die norwegische Literatur eine Bereicherung darstellt.

Ninni Roll Ankers Ruhm ist in starkem Wachsen begriffen. Beweis: ihre Bücher werden in fremde Sprachen übersetzt (ob auch ins Deutsche, das weiß ich nicht). Und auch: daß ihr Anfangsbuch in neuer, umgearbeiteter Ausgabe erscheinen kann. „Det svake kjön" („Das schwache Geschlecht"), der Roman einer leidenden

Frauenseele, gewann auch diesmal nicht wirkliche Form. Aber die Passionsgeschichte eines schwach-starken Weibes und ihrer Sehnsucht ergreift. Ein Beweis für die Dichterin, aber nicht für die Künstlerin Anker.
Diesen jedoch erbringt sie in vollem Maße durch ihren neuesten Novellenband „Kvindesind" („Frauengemüt"). Düstere Stoffe in geballtester Formung, Sparsamkeit mit jedem Wort und Verschwendung im Thema. Wie Holzschnitte von Munch.
Ingeborg Refling Hagen hat zu viel Stilwillen. Sie erinnert mich — mutatis mutandis — an die Handel-Mazzetti: die Wildheit und Buntheit der Bilder und Gestalten und Geschehnisse wird zu groß, wird gesucht, wird leer. Glücklicherweise nicht immer. „Valvarsel" („Vorzeichen"?) ist eine Erzählung aus alter Zeit, von ihrer Härte und Schuld. Und es scheint mir, als ob hier Töne aufklängen, die schon in der Lagerlöf „Herr Arnes Schatz" und der Undset „Kristin Lavransdatter" vernehmbar waren. Ingeborg Refling Hagens unbezweifelbares Talent hat noch nicht seinen eigenen Ausdruck gefunden.
Die Erzählungen Sigurd Mathiesens „Lykkens vang" („Die Au des Glückes") fangen die Magie kindlichen Naturerlebens ein und erinnern in ihrer eigentümlichen stilistischen Schlichtheit an die eine oder andere Stelle in Stifters „Bunten Steinen". Es ist kein Zufall, daß der Hofrat in Linz und der Dichter aus Per Gynts Land sich treffen: es besteht — diese Erkenntnis wird mir immer deutlicher — eine merkwürdige seelische Verwandtschaft zwischen Österreichern und Skandinaven aller drei Reiche, eine Verwandtschaft, nicht nachweisbar in allen Einzelzügen, aber in ihrer Gesamtheit nicht zu verkennen. Und merkwürdig: auch Mathiesen gebraucht typisch stifterische Kunstmittel, leidenschaftliche und daher episch gedehnte Beschreibung und jene eigentümliche schwere Monotomie der Ausdrucksweise, die Ahnung und Wiederklang gibt von kosmischen Gewalten.
Hjalmar Christensens Roman „Klostret på Un Drum" („Das Kloster auf U.") zu lesen, war Freude und Vergnügen; Erschütterung allerdings durchaus nicht. Ein steinreicher alter Probst verwendet sein Gut und sein bares Vermögen zur Stiftung eines Dichterheims. Das hochlöbliche Kuratorium der Stiftung aber verspekuliert mit großer Energie (für die eigenen Taschen) den größten Teil des mobilen Kapitals, so daß die schöne Institution nach kurzer Blüte flöten geht. Charakteristisches Licht fällt auf die Geschäfts-Usancen im Nachkriegs-Norwegen, auf seine radikalen geistigen Strömungen und auf die bösartige Herrschaft der demokratischen Phrase. Hineinverwickelt Menschenschicksal, das, wenn es vom edlen Gehalt, dem Tod oder müder Resignation anheimfällt, während niederträchtige Plattheit dauernd gute Geschäfte macht (trotz zeitweiliger beträchtlicher Blamagen). Was zu sehen ist an der lieblichen Gestalt des Herrn Staatskirchenrepräsentanten Schönredner, der ganz seinem kostbaren Namen entspricht. Dieser Schönredner — ich weiß es — wird mir unvergeßlich sein!

Arnhem (Holland) Ernst Alker

Siebenbürgisch-deutscher Brief

Ob ein siebenbürgisch-deutscher Literaturbrief seine Berechtigung hat? Wir sind ein auslandsdeutscher Volkssplitter, allerdings ein sieben Jahrhunderte alter, ein knorriges Geschlecht, dem die Musen abhold schienen, bis in die jüngste Zeit, mit allen Vorzügen einer politisch stets gleichartig orientierten Volksseele, aber auch mit allen Nachteilen behaftet, die sonders auf dem Gebiete der Dichtung nicht selten in fassungslose Ablehnung ausartet, wenn andere Töne erklingen, als die gewohnt utilitaristischen. Auch hier hatte schon vor dem Kriege eine großzügige Umformung unter doppelt schweren Bedingungen ihren Anfang genommen, da es nach zwei Fronten zu kämpfen galt, gegen die eigenen Bildungsphilister und gegen den stets angriffsbereiten magyarischen Kultursturm. Das Werk hat Adolf Meschendörfer mit staunenswertem Erfolg begonnen (vgl. die Zeitschrift: „Die Karpathen") und bis 1914 weitergeführt, aber eine wirklich siebenbürgisch-deutsche Literatur, die nicht mehr wie bisher durchaus vom reichsdeutschen Büchermarkt überspült wurde, machte sich nur in schwachen Ansätzen bemerkbar. Da brachte der Krieg und die rumänische Besetzung die Abschnürung vom deutschen Buchhandel, und der Bedarf an eigenen Erzeugnissen war dadurch gegeben. Damals erschienen die Arbeiten, deren wichtigste hier schon behandelt wurden. (Egon Hajek: „Das Tor der Zukunft", Gedichte, Bernhard Capesius: „Der schöne Tod", Erzählung, Adolf Meschendörfer: „Michael Weiß", Drama und andere mehr). Doch nicht von diesen soll hier die Rede sein, sondern von den allerjüngsten Erscheinungen, die, von einer Zeitschrift getragen, spezifisch siebenbürgisches Leben erfassen wollen. Es handelt sich um die Zeitschrift „Klingsor."
Wie das nach dem Umsturz nicht anders zu erwarten war, trat der Herausgeber Heinrich Zillich mit einem Programm vor die Öffentlichkeit, das durchaus auf den Ton expressionistischer Weltstimmung aufgebaut war. Die Forderung einer Jugend, wie sie der Krieg genährt hat, richtete sich jäh gegen Bürgergeist und Stumpfheit, nicht ohne in den weitesten Kreisen heftige Ablehnung zu erfahren; doch auch hier, wie wohl

meist in ähnlichen Fällen, stellte sich mit einer langsamen Änderung des Kurses in die Richtung des Siebenbürgischen auch eine breitere Masse des Lesepublikums ein, so daß am Ende des Jahrganges 1924 unter den eingeholten Urteilen die Zustimmung bei weitem überwog. Zillich gelang es bis dahin, teilweise unter Aufgabe eines schroff einseitigen Standpunktes, einen begabten Mitarbeiterkreis aus allen Ständen heranzuziehen. Freilich sind in diesem Kreise die neuen bisher nicht bekannten Schriftsteller in geringstem Maße vertreten, während sich die größere Zahl der Mitarbeiter aus der Zeit vor dem Kriege rekrutieren. Im Rahmen dieser Mitarbeiter sind in erster Reihe Erwin Reisner, Alfred Pomarius und Hermann Roth zu nennen. Erwin Reisner hat in jüngster Zeit ein Buch erscheinen lassen: „Die Erlösung im Geiste" (Verlag Braumüller, Wien), das zweifellos zu dem Bedeutendsten gehört, was je in Siebenbürgen an selbständigen Gedanken geäußert wurde.

Zillich ist selbst als Schriftsteller tätig.

Sein erstes Buch, ein Roman „Atilas Ende" bewegt sich noch in der Zeitlosigkeit der halbgeschichtlichen Ereignisse, zeigt ihn auch noch nicht im Vollbesitz seiner stilistischen Eigentümlichkeiten, während die Novelle „Wälder und Laternenschein" in heimische kronstädter Atmosphäre hineingestellt ist. Man hat in dem Werkchen einen Schlüsselroman vermutet, und so wurde es zu einer literarischen Sensation ersten Ranges, meiner Meinung nach beides mit Unrecht, denn die einen konnten an eine Sichtbarmachung innerer Erlebnisse nicht glauben, ohne hinter Gestalten Personen zu wittern, die andern übersahen zu sehr den Schriftsteller, der nach Vollendung strebt. Der Gedichtband „Die Strömung" ist meiner Meinung nach zu wenig Zillich, doch zeigt er ihn als vollwertigen Künstler, der weit über das Mittelmaß hinausragt. Zum Beispiel:

Die Seele

Wenn Fleisch zu Aas wird, und die Wirbelknochen
der Tod sich grinsend auf den Finger reiht,
wird unsre Seele aus dem Leib gestochen
und heult vor Angst bis in die Ewigkeit.
Und niemand kränzt sie mit des Schlafes Krone,
wo sie im Ruß der Zeiten brennt,
bis sie ein Teufel, sich und Gott zum Hohne,
als ewges Sternchen klebt ans Firmament.

Die schriftstellerisch-leichtflüssige Begabung Zillichs erscheint mir in dem Buch „Kronstadt" am deutlichsten. Ich glaube kaum, daß irgendeine Stadt der Welt sich rühmen darf, ein ähnliches Werk ihr eigen zu nennen. Man stelle sich einen glänzenden Stil, voll eigenen Erdgeruchs, lebhafte Anschauung und erbgeborene Ortskenntnis vor, Witz und Einfälle über Zeilen ausgegossen, die eigentlich nichts anderes sein wollen, als eine Einfühlung in den unwägbaren Duft einer prachtvoll gelegenen Bergstadt, und man wird eine Ahnung bekommen von dem herben Reiz dieses Buchs, das auch noch durch geniale Zeichnungen Fritz Kimms in Sonne und Licht gestellt wird.

Ein anderes Heimatbuch schöpft seine Stoffwelt aus dem Volksgut siebenbürgischen Lebens: „Im Alten Land", Roman von Bernhard Capesius. Ich habe es schon einmal ausgesprochen: unsere heimische Literatur leidet an einer chronischen Engbrüstigkeit. Das ist nun hier leider der Fall, wo der Autor in ehrlichstem Ringen um die Kunst des Ausdrucks und der Gestaltung urplötzlich den Faden verliert, oder was vielleicht noch ungeschickter ist, ihn im Sande hinlaufen läßt. Eine breite Milieuschilderung, ein Roman, der ein ganzes Zeitalter durchstrahlen will, versagt an dem Punkt, wo das Mitempfinden des Lesers beginnt: er ist nicht interessant genug, es fehlt ihm an Blut, an eherner Kraft. Das ist um so bedauerlicher, als Capesius in seinen früheren Novellen „Der schöne Tod" und „Irrfahrten" bedeutende Qualitäten aufwies. Doch bin ich überzeugt, daß er den Weg zu den wertvollen Erlebnissen seiner Frühzeit wieder finden wird.

In den jüngsten Tagen ist ein Sammelbuch erschienen, das weithin in Siebenbürgen als befreiende Tat begrüßt wurde, „Stürmen und Stranden", ein Stefan Ludwig Roth-Buch, herausgegeben von Otto Folberth. Stefan Ludwig Roth, ein Märtyrer der deutschen Sache in Siebenbürgen (von den Magyaren in den Wirren des Jahres 1848/49 zu Klausenburg erschossen) erscheint hier in einem neuen Licht. Für die großen Geister hat man unter den Sachsen hierzulande bis in die jüngste Zeit wenig Verständnis gefunden, wenn sie nicht einseitig der allgemein herrschenden politischen Richtung folgten. So hat auch dieser große Mann unter seinen Zeitgenossen wenig Anklang gewonnen. Nun hat er noch nach seinem Tode das Pech gehabt, von Männern literarisch verwertet zu werden, die den befreiend revolutionären Geist seiner Persönlichkeit nicht erfaßten und so in der Behandlung seines Lebens vieles außer acht ließen, was ihn uns hätte menschlich nahe bringen können, um seiner Ehre als Heros willen. Da erscheint nun Folberths Auswahl als wertvolle Ergänzung, den Mann so zu zeigen, wie er sich im Farbenspiel des Innenlebens wirklich darstellt: ein machtvoll ringender Geist, dem in der Stufenleiter der Empfindungen von Traum bis Leidenschaft nichts Menschliches fremd war. In diesem Sinn bedeutet Folberths Sammlung für uns Ostlandsdeutsche eine Tat.

Einer Zeitschrift will ich hier noch gedenken. Sie heißt „Cultura" und erscheint dreisprachig, herausgegeben von Universitätsprofessor Sextil Puschcariu. Schon die drei Sprachen sind ein siebenbürgisches Phänomen, wie es sich in andern Ländern wohl kaum zeigt. Sie soll dazu dienen, die nicht selten so schmerzvoll vermißte geistige Einheitsfront der Intellektuellen herzustellen, doch hat es die Tücke der materiellen Frage wohl dazu gebracht, daß man seit längerer Zeit nicht mehr ein Heft von ihr gesehen hat. Hier war nun die Plattform gefunden, wo die einigende Seite literarischen Lebens das Widerstrebende zusammengezwungen hätte. In guten Übersetzungen, in ethnographischen Abhandlungen werden die Psychen der einzelnen Mitnationen beleuchtet, das Unterschiedliche zwar betont, das Gemeinsame jedoch bedeutungsvoll unterstrichen. Die besten unter den Dichtern der drei Völker, die einsichtigsten Gelehrten ergreifen das Wort, und das Ergebnis ist Staunen über die Tatsache, daß es einen siebenbürgischen Typ von Menschen gibt, der übersprachlich die gemeinsame Mentalität beherrscht, wenn er auch in drei Zungen Ausdruck sucht.

Wie alljährlich hat der Verein für siebenbürgische Landeskunde auch im vergangenen Jahr seine Veröffentlichungen fortgesetzt und zwar diesmal in literarhistorischem Sinne, während doch sonst die Geschichtswissenschaft überwog. Das erste Heft des 42. Bandes ist eine Festschrift für Adolf Schullerus zu seinem 60. Geburtstag. Was Wunder, wenn die Literarhistoriker dabei zu Worte kommen, hat doch Schullerus als erster bei uns auf die Bedeutung dieser Wissenschaft hingewiesen. Unter den zahlreichen Beiträgen seiner Freunde und Verehrer seien als Abhandlungen dieser Art hervorgehoben: A. Scheiner, „Vom Rhein und Sachsen"; Herman Hienz, „Kleine Studien und Beiträge zur siebenbürgisch-deutschen Literaturgeschichte"; Bernhard Capesius, „Über den Begriff der tragischen Schuld"; Egon Hajek, „Jacopone da Todi in Siebenbürgen", ein Beitrag zur Hymnologie des 17. Jahrhunderts usw. Schullerus selbst beginnt im ersten Heft des 41. Bandes mit einer tiefgründigen wissenschaftlichen Arbeit unter dem Titel: „Luthers Sprache in Siebenbürgen".

Dieser kurze Brief kann also mit der Tatsache schließen, daß sich in den siebenbürgischen Landesteilen Rumäniens ein bluthaftes literarisches Leben zu entwickeln beginnt. Wenn es auch infolge der Dreisprachigkeit niemals zu einer Einheit verschmelzen wird, ist es doch erfreulich zu sehen, wie besonders durch die jüngstdeutsche Lebensstimmung das altersgraue wissenschaftliche Leben von neuem Blute genährt wird, wie die besten Erzeugnisse auf dem Gebiet des Schrifttums sich auf Umwelt und Erde besinnen und so die Zukunft des Werks vorbereiten helfen, das heimatstark und deutsch gleichzeitig sein muß, wie etwa das der Schweiz.

Kronstadt — Egon Hajek

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Die vier neuesten „Falke"-Bücher: Bd. 24, Alfred Neumann, Der Patriot. Erzählung. 72 S. — Bd. 25, Axel Lübbe, Der Flüchtling. Erzählung. 38 S. — Bd. 26, Vicki Baum, Der Weg. Novelle. 54 S. — Bd. 27, Heinrich Trüeb, Beatus Wiederkehrs Ferienreise. Erzählung. 135 S. Stuttgart-Berlin 1925. Deutsche Verlags-Anstalt.

Man greift heute bereits in der sicheren Erwartung eines Genusses nach den zierlich geränderten schmalen Pappbändchen der Bücherei. Auch diesmal fühlt man sich nicht enttäuscht. Das erste Heft der heutigen kurzen Reihe gibt uns der in München lebende Westpreuße Alfred Neumann mit seiner historischen Erzählung „Der Patriot". Das Buch hat von Strindbergs „Miniaturen" gelernt, Bedeutsamstes in Skizzentechnik einzufangen. Eine Handvoll Leute werden uns hingestellt, vor unseren Augen geraten sie in Verbindung und Konflikt miteinander. Und bewegen hiermit die Weltgeschichte: Rußland im Jahre 1801, Zar Paul I., unbeherrschter Herrscher stirbt jeden Tag aus Angst vor dem Tode; stirbt zuletzt wirklich durch den ehernen Patriotenwillen des Grafen Pahlen, der Rußland liebt und ihm den Kronprinzen zum Kaiser geben will; den späteren Alexander I. „Im großen Rußland der einzige Mann, der die von Gott und allen Nöten befohlene Umwälzung leiten kann." So fühlt er seine Sendung. In seinem tiefsten Innern hat aber „die Umwälzung" längst sich in den Entschluß zur Mordtat gewandelt.

Wie ein Magnet, der Eisen anzieht, wandert Pahlen durch die nächste Umgebung des Kaisers, bildet mit den vielen vom Zar ungerecht Bestraften ein Exekutionskomitee, dessen letztes Ziel keiner der Verschwörer vor dem anderen ausspricht. Höfisches Lächeln und Furcht vor den kindisch fürchterlichen Einfällen des Tyrannen, dessen Lieblingsspiel Verhängung grausamster Prügelstrafen ist, läßt die Diener und Hofleute schlottern; bleiche Angst vor Verrat und Mord jagt den Kaiser von Grausamkeit zu Erotik und wieder zurück. Pahlens feste Hand nutzt alle Klagen, alle Schwächen, spinnt klügste Intrigen zu seinem patriotischen Zweck. Er ahnt nicht, daß er selber ein Herz, das Liebe braucht, in seinem von Willen gestählten Leibe trägt. Nicht die Liebe der üppigen Anna Petrowna, die seine Geliebte ist und die er dann ins Bett des Kaisers schickt als seine Spionin und Helferin, um sie, als sie seine Pläne stört, ins Gefängnis zu werfen; nicht die Liebe des Zarewitsch, in dessen schwärmerischer Jugend er Rußlands Erlösung erhofft; auch nicht die des Vizekanzlers Panin, den er zu seinem Verbündeten zu machen verstand, den er

vom Hofe verbannen läßt — intimsten Grundes, weil er den Moralmenschen in ihm liebt. „Jetzt werden wir Schurken unter uns sein," sagt er ihm zum Abschied. „Es ist immerhin noch ein gutes Zeichen, daß mir die Trennung von Ihnen ein wenig weh tut."

In der Mordnacht, die knapp und mit ungeheurer Eindringlichkeit geschildert ist, sieht man den erwürgten Zar mit zerschmetterter Hirnschale am Boden liegen inmitten seiner Edeln, die stumm einander ansehen. Pahlen schreitet auf ihn zu, entblößt das Haupt, kniet nieder, schiebt sacht seine Hände unter Schultern und Schenkel des furchtbaren Leichnams, wehrt Helfende ab, trägt den Toten aufs Bett, legt ihn hin; hebt sanft die herabhängenden Hände, küßt sie und kreuzt sie übereinander. Dann geht's zum neuen Zaren.

Neumann, den man als Lyriker und Übersetzer kannte, hat sich erst während des Krieges der Erzählung zugewendet. Es ist erstaunlich, zu welcher Höhe und Sicherheit er es auf diesem Gebiete brachte.

Axel Lübbe ist der „Falke"-Gemeinde bereits ein Gewerteter. Seine feine psychologische Studie „Ein preußischer Offizier" bildete den fünften Band. Heute bringt er uns wieder einen unter Gefangenschaft Duldenden. Aber diesmal ist es nicht der Stand, sind es nicht eigene Anschauungen, die ihn fesseln; diesmal ist es eine sehr handfeste Kriegsgefangenschaft. Was seine Anschauungen betrifft, so gehört es zu den feinsten Seiten des Buchs, wenn der Autor uns klar macht, wie das Geistesleben eines in alten edeln Kulturen Aufgewachsenen in seiner neuen Umgebung (Mitgefangene und die sibirischen Wächter) sich zurückzieht und wie er nirgends einen Anhaltspunkt findet, um eine Verbindung herzustellen zwischen der Erinnerung an sein früheres Dasein, das sich im Genießen und Erforschen künstlerischer Schönheit bewegte: im „Glauben an das Schön-Menschliche". Er entschließt sich zur Flucht. Sie gelingt. Auf dem russischen Schiff, auf dem er, verkleidet, mit falschem Paß und in der Rolle eines Stotternden nach Norden fährt. Er hofft einen Nomadenstamm zu finden, der, am Eismeer entlang zieht und dann will er nach Lappland, Schweden, Deutschland wandern. Mitten im Fremdesten, Harten hört er sich Worte sagen wie: „Unter der Linde, Auf der Heide, Da unser Zwei Bette was." Oder er hört Musik von Beethoven. Seine Odyssee ist noch lang, er wird dabei fast zum Tier unter Menschen, die wie Hunde bellen. Er lebt ihr Leben mit ihnen, flieht, endlich an Land ausgesetzt, zu tiefer grauenhafter Einsamkeit im Unbekannten. Das Phantastische, das uns als Wandeldekoration vorbeizieht, nimmt bei Lübbe nicht die Färbung einer Robinsonade an, sondern berührt uns im Tiefmenschlichsten, dem alles Gewahren und Erleben nur äußere Zutat ist. Wieder Schiff, Fieber, Dumpfheit, Schwäche, Betäubung, Träume. Ostjakenhorden. Samojeden. Winter. Wieder Flucht, wieder schutzlos. So geht es im gefahrvollen Wechsel. Und wie er so wandert, „reißt sich seine Seele von ihm". Sie gelangt nach Deutschland „und blieb bei dem ersten besten, der bereit war, den Flüchtling aufzunehmen". Sein Körper liegt im Heimatlosen.

Das Ganze in seinem Nebeneinander von ethnographischem Bericht und Seelenkunde wirkt absonderlich wahrhaftig. Wie vom Erzählenden erlebt...

Der nächste Band ist „Der Weg" betitelt, Novelle von der bekannten österreichischen Schriftstellerin Vicki Baum. Die sonst so Farbige hat diesmal eine graue Palette. Der Weg einer Frau ist es, den sie uns schildert. Schildert mit kleinmalerischer, sicherer Kunst. In dem Zeitraum zwischen einem Auktionskauf und dem Ankauf des dort billig erstandenen Kleiderschrankes läuft die Tragödie des geplagten Hausweibes vor uns ab. Ihr Hirn in tausend kleine Sorgen verfältelt, öffnet sich vor uns und wirft uns alle seine erbärmlichen kleinen Tagesquälereien vor die Füße wie ein umgestürzter Flickenkorb. Verstumpft, verängstet und abgehetzt, findet sie zuletzt in Fieber und Tod wundervolle Aufhebung.

Von einer Wissenden und Könnenden ist das Büchlein in knappen sichern Strichen einpräglich gegeben. Es bewirkt eine Traurigkeit, die durch den Genuß der künstlerischen Darstellung fast froh macht.

Und nun als letztes das sommerlich warme, nach guter Schweizerluft duftende Ferienabenteuer eines jugendlich vielweisen Abiturienten, dessen Most sich noch ein wenig absurd gebärdet.

Es ist erquicklich bei den schweizer Erzählern, daß sie so andachtsvolle Muttersöhne sind. In keiner andern Literatur findet sich eine solche Zahl von Prachtmüttern wie in der schweizer. Wohl der Wirklichkeit dort nachgeschildert. Auch in Heinrich Trüebs Sommerbuch „Beatus Wiederkehrs Ferienreise" ist es wieder die kluge und still zuwartende Mutter, die Halt und Löserin wird, wenn des Sohns jugendliche Sucht nach Selbständigkeit und romantischem Erleben ihn in Wirrnis stürzt.

Kristallene Reinheit liegt über der Erzählung. Und in ihr; liegt auch in den Herzen der beiden jungen Kinder, die sich in sommerlichem Zueinanderblühen finden. Es tut gut dieses kleine Buch zu lesen; diesen blutjungen Herrn Beatus kennen zu lernen, der so jugendhaft herbe, empfindlich, täppisch und glückselig einhergeht, wie es nur ein lieber Schweizerbub fertig bringt. Schweizer Art in Landschaft, Personen und in der Mischung von Poesie und Vernünftigkeit (auch des Erzählers selber), legt sich uns ans Herz. Es hört sich gut zu diesem Heinrich Trüeb, den wir bisher noch nicht kannten, von dem man aber spürt, daß sein Humor, sein Wollen und Können uns noch viel Schönes bescheren wird.

Berlin — Anselma Heine

Vor dem Leben. Erzählungen. Von Klaus Mann. Hamburg 1925, Gebrüder Enoch. 193 S.

Warum es leugnen, daß ich dieses oft und wirksam angekündigte Erstlingswerk von „Thomas Manns ältestem Sohne" schließlich, als sich das Erscheinen immer mehr hinauszögerte, mit einer gewissen Spannung erwartete? Warum auch leugnen, daß ich es aufschlug mit einer gewissen Angst vor Enttäuschung, vor sichtbar werdendem glatten Dilettantismus oder wenigstens peinlicher Überspannung des Wollens... Es wird manchem so gehen, der zu diesen Novellen des Achtzehnjährigen mit dem berühmten Namen greift. Schon auf der zweiten Seite aber wird jeder, der erkennen will, erkennen, daß es sich hier um ein Talent, ein eigenes, schöpferisches, starkes Talent handelt, das völlig unabhängig von Vater und Onkel gewertet werden muß. Mancher auch mag, gleich mir, gefesselt, gebannt, ja, man verzeihe das starke Wort, völlig eingesponnen und verzaubert werden von der seltenen Kunst dieses jungen Menschen. Es sind etwa ein Dutzend Novellen hier zusammengefaßt, kleine Sachen meist, alles in allem kaum 200 Seiten. Verschieden die Qualität, am schwächsten vielleicht „Der Vater lacht", am stärksten „Die Jungen" und die „Kaspar-Hauser-Legenden". Was aber ist nun der Zauber dieser Sprache, woher kommt der Duft, der uns hier entgegenweht, so unsagbar erfrischend und erlösend zwischen all dem Wust des Gedruckten? Ist es die große Schlichtheit

der Sprache? Klaus Mann steht dem Expressionismus hier völlig fern, die Sätze sind klar gebaut, scheinbar akkurat gefügt, wie man's beim Vater gesehen ... Ist es die Knappheit des Ausdrucks? Klaus Mann hat die Gabe äußerster „Verdichtung", kein überflüssiges Wort drängt sich dazwischen, alles ist exakt, präzis. Ist es die Handlung, die uns bewegt? Sicher nicht! Szenen, Verschlingungen, Stimmungen, meist aus dem Kreis der freien Schulgemeinde, wo der Knabe einige Jahre geweilt haben mag, die nicht ins allgemein Gültige erhoben werden, die vielmehr durchaus Einzelereignisse sind und bleiben. Das Besondere an diesen Novellen ist neben der köstlichen Sprache, neben der Schärfe des Blicks der Adel und die Vornehmheit der Gesinnung, die uns mitklingen lassen. Das alles ist so gar nicht Literatur, ist, so einfach hingeschrieben, traumwandlerisch, von einem, der zum Leben noch in kühler, reservierter und doch sehnsüchtiger Ferne steht, von einem, der Tiefen kennt, nicht vor ihnen zurückscheut, dem aber doch Instinkt und Rasse die Richtung geben. Freilich — und das ist neben der Eigenart und Stärke dieses Talents wohl auch seine Gefahr — freilich ist alles auch übersponnen von einer schweren, ein wenig kranken und wunden Müdigkeit. All diese jungen Menschen, die hier auftreten, stehen in einem skeptischen, ja feindlichen Verhältnis zum Täglichen, Klaren, zur Disziplin, zur Zucht und zum Durchhalten im Dienst am Leben. Klaus Mann vermag zunächst nur allzu einseitig, das Extravagante, das Lebensuntüchtige, das bis zum letzten „Antibürgerliche" darzustellen. Das aber sind Bedenken, die hier, wo es sich um Wertung des Buchs, gerade dieses Buchs handelt, zurücktreten können. Die Verpflichtung zur Reife und zum Wachsen, die dieses erste Buch seinem Verfasser schafft und manch Schweres, das dem jungen Dichter sein Enkelsein auferlegen wird, werden dazu angetan sein, dieses Talent zu erproben.

Leipzig — Erich Ebermayer

Consuela. Aus dem Tagebuch einer Spitzbergenfahrt. Von Hanns Johst. München 1925, Albert Langen. 112 S.

Dieses Buch ist ein Geschenk! In ihm ist die menschliche Persönlichkeit Johsts so in seiner künstlerischen Gestaltungskraft aufgegangen, hat die künstlerische Gestaltungskraft hinwiederum seine menschliche Persönlichkeit so erhöht und geweitet, daß man es mit zarten Händen beiseite legt, um es mit zartem Herzen weiter zu tragen.

Eine Sonne, wie sie van Gogh für uns in Farben gedichtet hat, bricht aus ihm und verströmt eine mit bezaubernder Kraft gebändigte Fülle von Licht. Nichts von Problemen! Kein hastiger Sprung oder Griff nach Kunst und Gunst. Selbstverständlich der Humor, selbstverständlich diese sonnenbraune, elastische Männlichkeit, selbstverständlich dieser Lichtblick für die Mysterien der nordischen Natur.

Das Buch heißt „Consuela" — es ist gedichtet wie dieser Name, wie die Frau, welche diesen Namen trägt: aus Licht und Luft des Meeres, aus Licht und Luft des Herzens, aus einem brennenden Verschwenden an das Leben und einer wohltuenden Verschwiegenheit ... „Das Schiff verstummte, die Dünung schien den Atem anzuhalten, die Stille selbst nahm Kurs auf das lichte Herz der Mitternacht."

Stuttgart — Heinz Dietrich Kenter

Die heimtückischen Champignons und andere Geschichten. Von Gustav Meyrink. Berlin 1925, Ullstein. (Das Neue Ullstein-Buch.) 253 S.

Meyrink hat eine etwas grimmige Liebe: Prag, einen kräftigen Haß: den Spießer, eine bevorzugte Gestalt: den geheimnisvollen Perser Daraschekoh, und eine Lehre: die Weisheit des Buddha. Das sind die Hauptthemen, um welche die hier gesammelten Geschichten kreisen; es sind durchweg alte Bekannte, nur „Die heimtückischen Champignons", eine prachtvoll gelungene Groteske, sind in den bisherigen Sammlungen nicht veröffentlicht. „Das Wildschwein Veronika" könnte ruhig fehlen: ich kann nicht finden, daß seine Satire gerade heut einer Erneuerung bedürfte; die übrigen Geschichten geben einen guten Teil des Wirksamsten, was ihr Verfasser zu bieten hat; daß der allzu ausschweifende Okkultismus seiner letzten Zeit nicht vertreten ist, kann nur begrüßt werden. Abfinden muß man sich freilich damit, daß der Reichtum der Motive nicht allzu groß ist: „Der Albino" und „Der Mann auf der Flasche" einerseits, „Das Wachsfigurenkabinett", „Das Präparat", „Die Pflanzen des Dr. Cindarella" andererseits, sind Variationen desselben Gedankens; dafür ist die Einkleidung immer neu und von einer Wirkung, welche die Frucht hochgesteigerten schriftstellerischen Könnens ist.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Die Rose. Von Robert Walser. Berlin 1925, Ernst Rowohlt. 176 S. M. 4,50 (6,50)

Das Vergnügen an der künstlerischen Übung, ein artistisches Interesse also, hat dies kleine Buch entstehen lassen: Umrisse von Novelletten, erweiterte Aphorismen und Impressionen, ganz ohne epischen Vorwand, „wie er es sah", rasch und virtuos festgehalten. Vielleicht kehrt manches Stück in größerem Zusammenhang wieder — denn dies ist ein Skizzenbuch, eine sorgsam redigierte und gepflegte Materialsammlung. Nicht sehr gehaltvoll für sich allein, keine Ernte, beileibe keine „Fechsung". Aber dennoch von Wert: nicht nur wegen der eindringlichen Beobachtung und der rassigen, geschliffenen Sprache, sondern, allgemeiner gesehen, auch deshalb, weil dieser Kunstart eine größere Verbreitung wohl zu wünschen wäre. Meint man doch noch immer, die literarische Studie durch Vergleiche aus anderen Kunstgebieten am besten erklären zu können, indem man die Skizze des Malers und etwa das Phantasieren des Musikers zur Deutung heranzieht. Darum ist es zu begrüßen, wenn solche „Versuche" — „Essays" im künstlerischen Sinn — auch von denen gewagt werden, die nicht die Vollreife Altenbergs und Kafkas zu bieten haben.

Charlottenburg — Ludwig Fürst

Der Letzte. Novelle. Von Erich Ebermayer. Leipzig 1925, Ernst Oldenburg. 50 S. Geb. M. 20,—.

Ebermayer, der schon mit seinem Novellenband „Dr. Angelo" durch die hohen Anforderungen, die er an seine Kunst stellte, auffiel, ist auch in seinem letzten Werk auf der Bahn des unerbittlich an sich selbst schaffenden Künstlers, der nur wirklich Vollendetes bieten will, weitergegangen. Seine Sprache hat an Sicherheit und Eindringlichkeit des Wortes noch gewonnen, auf geringstes Maß sind alle äußeren Umstände der Handlung beschränkt, und selbst seine Gestalten werden durchaus typisch im Sinne Goethes gesehen. Seine Meisterschaft gewährt ihm trotz Anwendung nur einfachster Mittel unerhörte Steigerungsmöglichkeiten, sie wahrt ihm besonders jene Durchsichtigkeit und Klarheit des Schaffens, die allein das Leben fleckenlos, ungetrübt durch die Brille krittelnden Verstandes, wiederzugeben vermag. Die Schilderung Raoul-Edgars, der im schloßähnlichen Hause seiner Eltern zu Berlin-W., hungernd und frierend

vor innerer Öde und Einsamkeit, die Leere seines Daseins nur durch Liebe zu sich, zu seinem Leib und zu seiner Seele ausfüllen kann, ist dem Dichter unter der Hand zu einer Tragödie der Zeit geraten. In dem einen Schicksal des „Letzten“ spiegelt sich das ganze Unglück der Gegenwart wieder: die bewußte äußere Vereinzelung eines jeden Menschen und das Pochen auf vermeintliche Unmöglichkeit einer Gemeinsamkeit. Der Dichter zeigt aber zugleich den Weg, wie auch die so überfeinerte Seele Raoul-Edgars aus dieser Wirrnis des Gefühls und dieser Kälte des Lebens hinauskann, hebt damit seine Arbeit über den Rahmen gelungener Milieu- und Seelenschilderung empor und stempelt sie zu einem Kunstwerk, das keiner Zeit und keiner Meinung dienen will. — Hierbei unterstützen ihn die Lithographien, die dem Bande beigegeben sind. Ihre Technik leiht besonders dem trüben Hintergrund und der grauen Eintönigkeit der Umgebung Raoul-Edgars Ausdruck und ist durchaus dem Rhythmus der Novelle angepaßt. Die Folge der einzelnen Blätter führt in kluger Steigerung bis zu der ekstatischen Befreiung, die letzter Aufschwung dem in Liebe zu sich verglühenden Jüngling gewährt, und läßt den wilden Rausch und die selige Unseligkeit des Nichtmehrdenkenmüssens auf das tiefste miterleben.

Leipzig — Karl Heinemann

Roda Rodas Roman. Mit Zeichnungen von Andreas Szenes. München 1925, Drei Masken Verlag. 635 S.

„Roda Rodas Roman“ ist seine Autobiographie — mit den romanhaften Elementen eines romanhaften Lebens. Es ergibt sich eine Lebensbeschreibung, in der Kulturhistorisches und Ethnographisches die stoffliche Masse und oft Füllung — und zu Anekdoten zugespitzte Situationen und Episoden Glanzpunkte sind.

Kulturhistorisches aus dem alten Österreich; und Ethnographisches aus dem interessanten geographischen Winkel, wo Europa und Asien, Germanentum und Slawentum, Slawentum und Madjarentum, Madjarentum und Türkentum zusammenstoßen, Weltreligionen und Rassen sich Rendezvous geben ...

Der eigentliche Reiz des Buchs ist die aphoristisch-anekdotische Ausprägung, die Roda Roda Situationen und Episoden gibt. Man kennt diese seine Meisterschaft des Kleinen aus seinen Simplizissimus-Schnurren; sie siegt auch in diesem mit weitausholender Geste begonnenen Werk.

Auch für das eigentlich Autobiographische dürften sich (Roda Rodas) Freunde finden.

Berlin-Friedenau — Leo Rein

Das verschlossene Buch. Eine phantastische Erzählung 137 S.; **Ins Märchenland**, mit Bildern von Hans Baluschek, 125 S.; **Im Wunderreich des Bergkönigs**, mit Bildern von Toni Schönecker, 159 S.; **Märchengeister**, mit Bildern von Toni Schönecker 120 S. Von Gustav Goes. Berlin-Grunewald 1924. Hermann Klemm.

Die märchenhafte Novelle verliert sich in eine an Bildern überreiche Phantastik, die immer in Gefahr ist, mit der Stirn an das kalte Symbol, an die vererbte Allegorie zu stoßen. Sie beginnt lebendig und anschaulich mit der Schilderung einer Apothekerklause in der alten Bischofsstadt Bamberg, bei der Darstellung einer traumhaften Verwandlung des Erzählers in den Troßbuben Johannes Perunait hat sie noch starken Atem, aber dann, bei den weiteren Schicksalen, die wie Wirbel und Rauch um uns treiben, läßt das Gefühl unserer Anteilnahme etwas nach, wir leben nicht mehr mit diesen Visionen und Schatten, wir leiden nicht unter dieser Eiseskälte, wir quälen uns nicht unter dieser Glutsonne. Diese Taube, dieser Greif, dieses Pferd, die alle Symbole und Träger von Allegorien sind, befremden uns.

Die drei Märchenbücher sind reich und interessant ausgestattet, doch glaube ich, daß, wie die Verhältnisse zur Zeit liegen, nur Wenige einen Preis von acht Mark für solch ein Jugendbuch bezahlen können. Besonders Baluschek ist als Illustrator bemerkenswert. Die Märchen sind Kunstmärchen, sie stammen nicht von den Brüdern Grimm, sondern von Theodor Amadeus Hoffmann ab, nicht etwa im Sinne einer Anlehnung gesagt. Mein persönlicher Geschmack neigt mehr zu Grimm, obwohl ich „Nußknacker und Mausekönig“ selbst einmal herausgegeben habe.

Waidmannslust — C. F. van Vleuten

Gottesfäden. Legenden. Von Albertine Mäuser. Paderborn 1924, Bonifazius-Druckerei. 79 S.

Die Verfasserin, von der bereits vor zwei Jahren Legenden um den Armen von Assisi unter dem Titel „Als Franziskus rief“, eine bescheidene Talentprobe, erschienen sind, bietet in dem neuen Legendenbüchlein nichts als weitere Versuche zur eigenen Form, von der sie heute noch ein weiter Weg trennt. Künstlerische Selbstzucht könnte sie dem Ziel näher bringen.

Charlottenburg — Hans Sturm

Die Frühlingsfeier. Novellen. Von Manfred Hausmann. Bremen 1924, Carl Schünemann. 71 S. Geb. M. 1,—.

Manfred Hausmann vereint in diesem Bändchen zwei Geschichten von sehr verschiedenem Charakter, aber gleichem künstlerischen Reiz. Die Titelnovelle ist die von Übermut schäumende Schilderung des Frühlingsausflugs eines Liebespaares, über die man als Motto die Bierbaumschen Verse setzen könnte: „Wir seligen, seligen Kinder wir!“ Die zweite Novelle „Holder“, die so sacht anhebt, ist ein packendes Nachtstück, eine psychopathologische Studie von hohem Rang.

Hamburg — Carl Müller-Rastatt

Herbstschuld. Novelle. Von Friedrich Lindemann. Bremen 1924, Carl Schünemann. 48 S. Geb. M. 1,—.

Im Kreis der niederdeutschen Erzähler ist Friedrich Lindemann eine besonders beachtenswerte Erscheinung. Er ist durchaus eigenartig sowohl in der Wahl seiner Stoffe, wie auch im Vortrag, hinter dessen knapper Herbheit das Feuer leidenschaftlichen Empfindens glührot aufleuchtet. Die vorliegende Novelle ist ein Meisterstück in ihrer Art. Wundervoll der Vorwurf, von seltener psychologischer Feinheit. Und ganz ihm gemäß der Ton der Erzählung. Hier ist das scheinbar spielend fertig gebracht, woran so viele heute scheitern: dramatische, wild bewegte Vorgänge in epischer Gelassenheit zu berichten.

Hamburg — Carl Müller-Rastatt

Ahasver. Roman. Von Ludwig Diehl. Hamburg 1924, Gebr. Enoch. 318 S. M. 4.50 (5,50.)

Der Ahasver dieses Romans ist Heinrich Heine. Anders, als andere Verehrer des Dichters, sieht ihn Ludwig Diehl, als Gottflucher, Gottsucher. Er begleitet ihn durch sein Leben von den düsseldorfer Kindheitstagen bis in die pariser

Matratzengruft und in die letzte Lebensstunde hinein. Er malt die kleinen Schmerzen des Kindes, die großen des Jünglings und Mannes. Er brennt kein rosa bengalisches Licht um seinen Helden ab, sondern läßt ihn beflissen menschlich, allzu menschlich vor uns erscheinen, um ihn schließlich in seiner letzten Leidenszeit Läuterung finden und, durch die Lutherbibel und Hölderlin begeistert, sein „letztes Werk" schreiben zu lassen, das „unserem Volke Segen bringen" würde, wenn es — Frau Mathilde nicht ahnungslos mit den Memoiren den Verwandten zur Vernichtung auslieferte. Das Buch eines ehrlichen Heine-Verehrers. Aber von gefährlicher, das Kitschige nicht immer vermeidender Sentimentalität.

Hamburg — Carl Müller-Rastatt

Habenichts. Zwei Novellen. Von Eilhard Erich Pauls. Bremen 1924, Carl Schünemann. 71 S. Geb. M. 1,—.
Es sind ein paar Kabinettstückchen, diese kleinen Novellen von Pauls. Geschichten aus dem mittelalterlichen Lübeck. „Papedöne" eine Räuber- und Liebesgeschichte, die aus einer alten Chronik entnommen sein könnte. „Hans Habenichts" die Geschichte eines Begarden, der einem Franziskanerkloster die Hoffnung auf ein reiches Vermächtnis zuschanden macht. Man denkt bei diesem Begarden an den Pilger Luka in Gorkis „Nachtasyl". In „Papedöne" ist alles Handlung, in „Habenichts" alles Stimmung und Geist. Erzählt sind beide Geschichten mit künstlerischer Vollendung.

Hamburg — Carl Müller-Rastatt

Sonnenkinder im Regenwinkel. Ein Sauter-Roman. Von Alfred Fürst. Wien 1925, Vor.-Verlag. 273 S.
Das Wien des Josef Strauß mit sagenhaften Primgeigern, die Tafelrunde der Nikolaus Lenau und Joh. Gabriel Seidl, der Münch, Vogl und Nordmann mit Versen, Frühling und Allotria. Mitten unter ihnen der talentierte Ferdinand Sauter, dessen Leben der Verfasser rekonstruiert an Hand eines abgelegten Marlitt- oder Courths-Mahler-Buchmodells. Mit einer „Fahrt in den Frühling" nimmt das Unheil seinen Anfang. Die Liebe zu einer Schmiedemeisterstochter stellt den armen Sauter (nach Alfred Fürst) auf den Kopf. Da die Holdselige auf Befehl ihres verkommenen Vaters auch noch den „Anderen" heiraten muß, fällt der im Titel angekündigte Regen in den Sonnenwinkel und unser Ferdinand Sauter verludert von Seite zu Seite zusehends immer mehr. Doch die ganze Anlage des Romans hat etwas so rührend Naives, daß man dem Verfasser nicht gram sein kann. Die wiener Backfische unter vierzehn Jahren werden das begeistert bestätigen.

Dresden — Heinrich Zerkaulen

An der Wende. Roman. Von Georg Julius Petersen. Leipzig 1923, Fr. Wilh. Grunow. 382 S.
Eine Romansorte, wie wir sie längst überwunden wähnten, taucht in diesem Buch auf, bei dem mir nur eins imponiert, nämlich der ungeheure Fleiß, den der Verfasser aufgewandt und der allein es möglich gemacht hat, eine völlige Belanglosigkeit durch sage und schreibe 382 Seiten hindurchzuziehen. Von einer psychologischen Entwicklung ist so gut wie gar nichts zu spüren, die Handlung ist so dünn wie nur denkbar, die Personen so verwaschen wie nur möglich, aber geredet, geredet und immer wieder geredet wird in dem Buch. Die alltäglichsten Sachen werden aufgetischt, die überflüssigsten Dinge vorgetratscht, jedes Backfischgespräch breitgeschlagen, und nur ernstgenommene Kritikerpflicht bringt einen dazu, sich durch diesen langweiligen Wust hindurchzuarbeiten. Daß der Verfasser den Versuch macht, das politische Treiben in der Nordmark zu schildern, ändert nichts an dem niederschmetternden Urteil; denn auch diese Schilderungen bleiben am Nebensächlichen hängen und gehen nirgends in die Tiefe.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Hausbacken Brot. Von Georg Flemmig. Schlüchtern 1923, Neuwerk-Verlag. 167 S.
Es ist nicht jedermanns Sache, solche Büchlein zu lesen; meine Sache ist's auch nicht, und dennoch reut mich die Bekanntschaft mit diesem Georg Flemmig durchaus nicht. Ich stimme nicht mit ihm überein, seine Frömmigkeit ist von einer so hausbackenen Art, daß ich einfach nicht mit kann; aber ich habe Respekt vor einem Menschen, der in einer Fülle von kurzen Betrachtungen offen seinen Bekenntnismut zeigt und sich dabei nicht scheut, gegebenenfalls auch der Kirche seine Meinung zu sagen. Seine Betrachtungen beschränken sich aber nicht auf religiöse Gebiete, sondern streifen auch Schule, Gemeinde usw., und ich bin überzeugt, daß sie auf unkomplizierte Gemüter, die, wenn auch nicht lebensabgewandt, in sich Sehnsucht nach Vervollkommnung tragen, einen großen Einfluß ausüben werden.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Soldatenblut. Vom Baltikum zu Kemal Pascha. Von Hauptmann Tröbst. Leipzig 1925, K. F. Koehler. 330 S. Geb. M. 7,50.
Das Buch scheint nur für Freunde des Herrn Hauptmann geschrieben zu sein. Es enthält schlechterdings nichts, was andere interessieren könnte. Aus Abenteuern, Gefahren, Begegnungen, Enttäuschungen soll man nicht soviel Aufhebens machen, wenn man sie sucht. Es ist ja sehr schön, wenn man viel von der Welt sieht und in fremden Ländern Gutes wirken kann; aber das sollte kein Anlaß sein, Bücher zu schreiben. Solche Soldaten sollten eine gewisse Angst vor dem Federhalter (oder auch der Schreibmaschine) haben. Abends in schummriger Dämmerung vor dem Kamin erzählt, mag es Eindruck machen. Aber ein ganzes Buch davon ist nur für — Baltikumer.

Berlin — Guido K. Brand

Die letzte Nacht. Novellen. Von Walther Eckart. München 1924, Bayern-Verlag. 99 S. Geb. M. 2,50.
Die vier Geschichten dieses Bändchens tragen legendenhafte Titel: „Bruder Kain", „Apostel Judas", „Der reiche Fischfang", „Des Menschen Sohn", und ihre Formung beweist, wie sehr ihr Schöpfer auf das Symbolische Wert legt und Ereignisse des Alltags und der Gegenwart aus ihrer Beschränkung heraus heben und ihnen zu allgemeiner menschlicher Bedeutung verhelfen will. Eine einzige Nacht wird jeweils geschildert, die eine absolut letzte oder den Anstoß zur großen inneren Wandlung vorstellt, und in jedem Fall verschwindet vor dem Ausbruch des Elementaren das Komplizierte und Anerzogene, das schmückende Beiwerk wie die tiefere Begründung. Eckart hat für seine Menschen nur ein paar feste Striche, und damit haben sie sich zu behaupten, für seine Fabel nur ein paar Motive von äußerer Spannung und geheimer Primitivität und im Formalen die Vorliebe für das Großlinige und Gegensätzliche; Eigenschaften, die, unentscheidbar bei der Kargheit dieser Geschichten, für den Autor

sowohl Vorzüge wie Mängel bezeichnen können und ihren Wert mithin in einer Schöpfung bedeutsameren Formats noch zu erweisen haben.

Mannheim Paula Scheidweiler

Evas Rutschbahn. Böse Geschichten. Von Rudolf Jeremias Kreutz. Berlin 1924, Eysler & Co. A.-G. VIII, 160 S.

Außenseiter des Lebens. Novellen. Von Rudolf Jeremias Kreutz. Tagblatt-Bibliothek Nr. 169. Wien, Steyrermühl (Leipzig, C. F. Fleischer). VIII, 54 S.

Die „bösen Geschichten" von Kreutz sind das, was man fesselnde Unterhaltungslektüre nennt, zum Teil bald vergessen, nicht langweilig, interessant. Aber sie haben einen besonderen Charakter, da ihr Verfasser, ein freisinniger ehemaliger Offizier, an der Wende zweier Zeitalter stehend, es liebt, Menschen darzustellen, die durch Schicksal und fremden Willen, Zufall oder sonstige äußere Ursache mehr oder minder freiwillig als Typus oder Individualität gleichsam vollständig umgekrempelt werden oder, wenn sie dies nicht wollen, zerbrechen. So danken wir einem feinen Psychologen und fähigen Gestalter, der über zwingenden trockenen Humor gleichermaßen verfügt wie über Herz und Einfühlungsgabe, sehr echte Bildausschnitte aus dem heutigen Wien. Die fesche Wienerin in ihrer jetzt vorherrschenden Repräsentantin, der spekulierenden Schönheit, einem Gemisch von Eleganz, Lebensfreude, Oberflächlichkeit, Eigendünkel, Eigennutz und Ideallosigkeit, zu dem das einst so sympathische „süße Mädel" Schnitzlers geworden ist, wird dem Satiriker Kreutz für das überraschend wahre Porträt nicht dankbar sein oder — geschmeichelt schmunzeln.

Nicht alle Kreutzschen Geschichten sind in seinem im Grunde ernst zu nehmenden Humor geschrieben. So „Rasse", ein erschütterndes Bild des stolzen Unterganges kurländischer Adeliger, oder die beiden Novellen in der wohlfeilen Bibliothek des „Neuen Wiener Tagblattes", deren eine den passiven Kampf einer seltsamen Kindespsyche gegen die sie ertötende „Erziehung" feinpsychologisch erfaßt, die andere, technisch nicht so hoch, die traditionsmäßige Selbstlosigkeit des historisch gewordenen Typs des österreichischen Offiziers behandelt. In anerkennenswerter Großzügigkeit hält sich der Liberale Kreutz unkünstlerischer Tendenz fern, bis auf einen Ausfall gegen die Geistlichkeit, der eine entschiedene Übertreibung darstellt und verstimmt. Ungemein wahr kennzeichnet er jedoch unsere Tage, wenn er den Hausmeister bei Entdeckung des Selbstmordes einer Hauspartei sagen läßt: „Marand Josef! No, der Hausherr wird a Freud' haben!"

Wien Friedrich Wilhelm Illing

Sonnensöhne. Von Ewald Banse. Ein Wanderfries. Bremen 1925, Carl Schünemann. 190 S.

Das ist das alte Motiv vom Südweh und Südfluch, der die Nordmenschen überfällt. Ein germanisches Volk zieht, einem dämonischen Drange folgend, nach Süden. Es geht dort an Rassenmischung zugrunde. Ein uraltes Schicksal, das immer wieder gestaltet werden wird. Hier ist ein ganzes Volk Held der Handlung. Mit donnernder Gewalt zieht das Volk dahin, die gigantischen Bilder erinnern oft an Josef Wincklers: „Chiliastischen Pilgerzug". Was dieses Buch auszeichnet ist die starke visionäre Kraft, mit der die Landschaftsbilder entrollt werden, das Titanische in der Bewegung des Volkes. Aber plastisch wird diese Bewegung nie, sie bleibt Relief, Fries. Der Bilderfolge fehlt auch die konzentrierte Einheitlichkeit und Notwendigkeit. Störend empfand ich die manierierte und unnötigerweise verkrampfte Sprache und die immer wieder gesprengte Syntax; da wirkt ein äußerlicher Expressionismus nach. Zum Schluß fällt der Dichter aus der Gestaltung in die Rede. Mahnung und Ruf an die Gegenwart vermag er nicht in der Gestaltung zu geben, er muß aus der Dichtung heraustreten und selbst das Wort ergreifen, das sprengt die Form und raubt die Intensität der Wirkung. Nachdenklich macht dies Buch besonders in seiner Schlußwendung, wo die Frage des Untergangs der weißen Rasse aufgerollt wird. Hier kann man anderer Meinung sein als der Autor. Dichterischen Wert hat dieser Wanderfries immerhin, schade, daß er in der Verdichtung menschlichen und volkhaften Schicksals nicht gleich stark ist wie in der Gestaltung visionärer Bilder der Landschaft und der Fortbewegung des Völkerzuges.

Waiblingen bei Stuttgart Otto Heuschele

Mette Trap. Roman. Von Karin Michaelis. Potsdam 1925, Gustav Kiepenheuer. 217 S.

Unsere liebe Frau Karin lebt in einer Anspannung, deren nur eine Frau fähig ist. Sie kämpft für das Recht Getretener, sie tritt für das Werk Unbekannter ein, sie erbarmt sich der Not des Einzelnen und dichtet dazwischen ihre phantastischen Romane, die so viel glückliche Naivität beim Leser voraussetzen — oder auch, bisweilen, die Kraft haben, den hartgesottenen wieder weich zu machen.

Und dieser neue Roman — unsere Schwäche und Niederlage und Beschämung sei freimütig eingestanden! — hat Macht über des Lesers Herz. Mag man auch die Mittel durchschauen, die Kniffe erkennen: er rührt.

Da ist also Mette Trap, Mutter dreier famoser Mädel; nur ist das Unglück, daß jede einen anderen Papa hat. Ja, diese Mette! Sie ist eben Frau nur, um Mutter zu werden, so lange, bis sie fühlt: der Mohr hat seine Schuldigkeit getan. Die drei Mohren sind diesmal zwei sehr vornehme Herren und einer der polternden, seelenvollen Kapitäne — Sie wissen schon. Und der Roman? Als Mutter Mette ins Gefängnis geht — wegen lieblicher Unterschleife und anmutiger Fälschungen —, da verzweifeln die drei Kinder erst auf reizende und entzückende Art und sagen sich schließlich von Mama los, alle, da sie ihr eigenes Leben (und ihre Väter) finden. Also: der Roman des Egoismus. Und es sei zugegeben: man kann Figuren und Vorgänge symbolisch nehmen; halte man sich nicht an Möglichkeit, Wahrheit, Lebensechtheit: in der Idee stimmt das Buch. Ist das nicht viel?

Es hat aber, meine ich, sogar noch mehr: es fesselt, es unterhält, es — bekenne, Ungläubiger! — rührt... Karin ist eine prachtvolle Frau, mehr noch als tapfer, gütig und klug! Sie fabuliert mit einer anmutigen Plauderkunst, die reizend ist. Dies letzte Buch erinnert oft an ihre ersten, die, damals, den Jüngling von 1900 so entzückten. Wir sind längst andere geworden, aber Dank an Karin, daß sie vermag, uns noch einmal zu verwandeln. Auch im Mann lebt Backfisch in einem Winkelchen. Es ist ergreifend, dort gepackt zu werden.

Berlin Kurt Münzer

Nikolai Suhaj. Historische Erzählung aus den Jahren 1920—1924. Von Béla Illés. Aus dem ungarischen Manuskript übertragen von Stefan J. Klein. Frankfurt a. M. 1924, Taifun-Verlag. 98 S.

Die großen Ereignisse, die wir bangen Herzens miterlebt hatten, blieben uns die große Kunstschöpfung bislang schuldig.

Zu ihrer Entstehung bedarf es der zeitlichen Distanz. Was uns an ihrer Statt einstweilen beschert wurde, sind mißlungene Versuche zur Heroisierung oder kleine Milieuschilderungen, aus deren Konstruktion die Stellungnahme des Parteimannes zumeist durchleuchtet.
Da begegnet uns nun so eine Schilderung des Belanglosen aus einer belangreichen Epoche. Schauplatz: die östlichen Karpathen — Zeitpunkt: der Feldzug zwischen Polen und Sowjetrußland. Wir befinden uns an der östlichen Peripherie des neuen tschecho-slowakischen Imperiums, das — vordem ungarisches Gebiet — nun die dreifache Einwirkung der polnischen, tschechischen und bolschewistischen Kultursphäre zu erdulden hat. Wie sich in diesem Wetterwinkel der extremen politischen Strömungen der Widerspruch zwischen dem kommunistischen und kapitalistischen Ideengang, der Herrschaft von gestern und heute widerspiegelt, das ist der eigentliche Grundstoff. Der Verderbtheit der neueingesetzten tschechischen Amtsleute, der Roheit des aufmarschierenden Militärs und dem Stumpfsinn der ansässigen Bauernschaft stellt der Verfasser die Gestalt eines politisch blutrot gefärbten Räubers gegenüber, die er dem Urbilde des Michael Kohlhaas entlehnt haben will. Doch erkennen wir die aus einem Guß geformte Figur von Kleist, die in ihrem aufbrausenden Rechtsempfinden den ersten Meilenstein zur Erkämpfung des freien Bürgerideals darstellt, hier nur noch in der Fratze wieder. Der Verfasser, der seine stark nach links neigenden Anschauungen zwischen den Zeilen seiner zügellosen Schilderung scharf zu erkennen gibt, bemerkt im Nachwort, von dem Erlebten der poetischen Glaubhaftigkeit zulieb eher wegretuschiert zu haben. Von einer solchen Retusche merken wir nichts, um so krasser gibt sich jedoch der Schlüsselroman zu erkennen.

Budapest — Gustav Erényi.

Literaturwissenschaftliches

Geschichte der lateinischen Literatur. III. Bd. Von A. Gudemann. Sammlung Göschen 890. Bd. Berlin 1924, Walter de Gruyter & Co. 132 S. Geb. M. 1,25.

Professor Gudemann erfüllt in diesen drei Bändchen restlos die Aufgabe, die sich die Sammlung Göschen gestellt hat, in enggeschlossenem Raum auf rein wissenschaftlicher Grundlage ohne literarischen Ehrgeiz ein abgegrenztes Gebiet nach dem neuesten Stand der Forschung zu bearbeiten. Bei solchen Büchern ist, abgesehen vom sicheren Wissen, das ja die Voraussetzung bildet, die übersichtliche und geschickte Einteilung die Hauptsache. Sie ist dem Gelehrten vorzüglich gelungen. Der erste Teil umfaßt die römische Republik, beginnt mit dem Homer-Übersetzer Livius Andronikus und endet mit Cicero, dem klassischen und letzten Verfechter des Freistaates. Der zweite umfaßt das goldene und silberne Zeitalter von Virgil bis Sueton, den Höhepunkt der Dichtung und den beginnenden Verfall. Im dritten Teil sind die römischen, das heißt die heidnisch nationalen Dichter und Schriftsteller, allein behandelt unter Ausschluß der christlichen. Damit tritt in den Gesichtskreis der Gebildeten eine große einheitliche Geistesrichtung, von der mit wenigen Ausnahmen kaum etwas bekannt war und in richtiger historischer Einstellung bewertet wurde. Es ist ein entschiedenes Verdienst, daß diese edle Literatur, der Vergessenheit entrissen, den Nachfahren zeigt, wie stark der antike Gedanke in manchem großen Charakter weiterlebte und wie fein die endgültig geschliffene Sprache allen Zierlichkeiten des Lebens Ausdruck gab. Professor Gudemann urteilt allerdings manchmal ziemlich scharf über die nachklassischen Dichter, statt die Feinheiten ihrer Lebensauffassung hervorzuheben. Doch das ist sein persönliches Recht und mag ihm als Professor, der gern Fehler anzeigt, zugute gehalten sein.

München — A. v. Gleichen-Rußwurm

Deutsche Volkskunde im Grundriß. Von Karl Reuschel. 2. Teil. (Aus Natur und Geisteswelt 645.) Leipzig 1924, B. G. Teubner. 136 S.

Der erste Teil dieses Werks erschien 1920 und ist im „Lit. Echo" XXIII, 1262 von mir besprochen worden. Der vorliegende abschließende Teil ist zum Vermächtnis des kenntnisreichen und um die Volkskunde hochverdienten Verfassers geworden, der im Sommer 1924 aus dem Leben und regster Tätigkeit abberufen wurde, als er sich eben, von den Lasten der Schule befreit, ganz der Wissenschaft widmen wollte. — Dieser zweite Band entspricht an Wert und Bedeutung dem ersten. Nach einem kurzen Nachtrag über die inzwischen erschienene Literatur und einer Auseinandersetzung mit andern Theorien, insbesondere mit Naumann (vgl. L. E. XXVI, 48), behandelt er die im ersten Band noch nicht besprochenen großen Gebiete: Sitte, Brauch und Volksglauben; Siedlung, Haus und Hof; Volkskunst und volkstümliche Technik, Volkstracht. Überall klärt er erst die Grundbegriffe und erläutert sie sodann in ihren verschiedenartigen Erscheinungsformen durch Heranziehung einer reichen Fülle sehr gut ausgewählter Beispiele aus allen Teilen Deutschlands. Trotz der gedrängten Form und dem verhältnismäßig geringen Umfang der beiden Bändchen ist das Gesamtwerk nun eins der besten Hilfsmittel zur Einführung in die immer reicher sich entwickelnde Wissenschaft und zur Erschließung des Verständnisses für sie. Besonders wertvoll sind auch die zahlreichen Literaturangaben.

Breslau — H. Jantzen

Schlesische Sagen. Herausgegeben von Will-Erich Peuckert. Jena 1924, Eugen Diederichs. 335 S.

Böhmerwald-Sagen. Herausgegeben von Gustav Jungbauer. Ebenda. 272 S.

Mit diesen beiden Bänden erfährt der „Deutsche Sagenschatz", dessen ersten Band der ersten Reihe „Deutsche Natursagen" ich im „L. E." XXIV, 1019 angezeigt habe, eine sehr wertvolle Bereicherung. Beide Sammlungen halten sich getreu den Zielen des Unternehmens fern von rein wissenschaftlichen Methoden der Darbietung des Stoffs, wollen sich vielmehr an alle Schichten des Volkes wenden und Bücher bieten, die wirklich gelesen werden und vornehmlich auf Gemüt und Stimmung wirken. Dabei sind sie jedoch auf ernster wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut, so daß sie auch für den Gelehrten sehr wohl brauchbar sind, zumal beide auch eine Fülle ganz neuen Stoffes bringen, den die Herausgeber gesammelt haben. Das trifft auch bei dem schlesischen Bande zu, obwohl wir gerade für diesen Gau das ausgezeichnete vierbändige Sagenbuch von Kühnau haben. Aber dieses hatte ja von vornherein absichtlich die geschichtlichen Sagen, die Rübezahlgeschichten und die Sagen der schlesischen Wenden weggelassen. Hier tritt Peukkert mit eigenen Beiträgen reichlich hervor. — Der Böhmerwaldband ist noch viel wichtiger, weil für dieses Gebiet eine großzügig zusammenfassende Darstellung überhaupt noch nicht vorlag. Die Gliederung beschränkt sich in beiden Bänden sehr geschickt auf einige wenige große allgemeine

Gruppen, die Darstellung schließt sich aufs engste an die wirkliche Volksüberlieferung an. Beide Bände sind zudem mit einer stattlichen Zahl schöner alter Abbildungen geschmückt, und für den Gelehrten sind sehr gute und reichliche Anmerkungen beigegeben, die Quellenangaben, ähnliche Motive und Bearbeitungen und sonstige Nachweise in erfreulicher Fülle bieten.

Breslau H. Jantzen

Georg Büchner und das Lustspiel der Romantik. Eine Studie über Leonce und Lena. Von Armin Renker. Germanische Studien. Heft 34. Berlin 1924, E. Ebering. 132 S.

Georg Büchners „Danton". Von Fritz König. Bausteine zur Geschichte der deutschen Literatur. Herausgegeben von Franz Saran. Band XIX. Halle a. d. S. 1924, Max Niemeyer. 85 S.

In einem kurzen hellen Aufleuchten ist Georg Büchners genial-fragmentarisches Meteor über die nachrevolutionäre Bühne gezogen. Nun wird Büchner dissertationsreif. Renker verschwendet viel Geist und Einfühlung auf das doch nur als melancholisches Homunkulusexperiment eines Antiromantikers zu wertende melancholische Lustspiel. Daß Büchner, ohne darum direkt geistig zu erbschleichen, deutlich nachweisbar von Brentanos „Ponce de Leon" kam, war bekannt. Neu ist der erbrachte Nachweis einer Anregung durch Alfred de Mussets „Fantasio"; geistig tieferschürfend ist die allerdings die ästhetischen Formprobleme des „Danton" kaum streifende geschichtsphilosophische Arbeit Fritz Königs. An Hand einer gut durchgeführten dichterisch-psychologischen Entwicklung der Lebenslinien Dantons und Robespierres zeigt König, wie sich Büchner als erster konsequenter Vertreter einer naturalistischen Geschichtsauffassung bekennt, als Vorläufer der Marx und Engels und erster entschiedener Gegner Hegels. Ob sich diese Ansicht so allgemein resümieren läßt, erscheint mir fraglich. Daß in einer sozialen Revolution die Grundtriebe der Masse entscheidend mitsprechen, ist unzweifelhaft. Aber es gibt auch einen Führertrieb, für den „Fama" mehr sagt als nur „fame". Napoleon hat es bewiesen.

Berlin Paul Friedrich

Gestalten und Begebenheiten. Von Herbert Eulenberg. Dresden 1924, Carl Reißner. 284 S.

Der Dichter Herbert Eulenberg führt als Schriftsteller eine sehr leichte Feder. Mit vier bis fünf Strichen setzt er oft eine Skizze hin, die Wesentliches festhält. In seinen „Schattenbildern" hat er mit dieser Methode manch anmutigen und feinsinnigen Eindruck von bedeutenden Gestalten und Begebenheiten vermittelt. Inzwischen hat er als Journalist Geschmack an dergleichen schwerlosen Feuilletons bekommen, die er von Zeit zu Zeit in einem Bande sammelt. Der jüngste, der hier vorliegt, offenbart die Gefahr, in die Eulenberg sich und die Leser durch solche Gewöhnung bringt. Es finden sich Stimmungsbilder, Anekdötlein, erfundene Gespräche, Charakteristiken aus allen Zeiten vom Mittelalter bis zu Gerhart Hauptmann und — Herbert Eulenberg selber. Zu allem und jedem glaubt er etwas beitragen zu müssen, sei es auch nur die Wiedergabe irgendeiner Beiläufigkeit, die „charakterisieren" soll. Dabei verleitet ihn die Leicht-Fertigkeit der Feder nicht selten zu einer Leichtfertigkeit des Urteils. Und nicht immer zeigt er sich so ehrlich innerlich beteiligt wie auf den paar schönen und Besonderes bietenden Seiten über „Gerhart Hauptmann als Persönlichkeit", die von herzlicher Verehrung zeugen. Recht salopp ist oftmals der Stil, der den Dichter Eulenberg in nachlässiger Haltung gewissermaßen im Schlafrock vorstellt.

Berlin-Wilmersdorf C. F. W. Behl

Das Problem menschlicher Gemeinschaft in Richard Dehmels Werk. Von Rudolf Pamperrien. Tübingen 1924, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 103 S.

Pamperrien will „gleichsam mit der Kühle des Naturforschers" messen und konstatieren, wie in Dehmels Werk sozial gehandelt wird. Mit restloser Kenntnis und überall sicherer Deutung geht er zunächst den Beziehungen zu Eltern, Kindern und Geschwistern, dann dem Thema von Liebe und Freundschaft, schließlich dem Machtproblem in Dehmels Werken nach. Zur Herausarbeitung der Persönlichkeit dehnt er berechtigtermaßen die Untersuchung auch auf die veröffentlichten Briefe und Tagebücher und einige im Dehmel-Archiv bewahrte handschriftliche Bemerkungen des Dichters aus. Dabei unterläßt Pamperrien, so schwer es ihm offenbar bei seiner Hingebung an Dehmel wird, jede ästhetische Wertung. Die Schrift führt auch in verwickelte Gedankengänge und Gefühlswege Dehmels hinein und klärt das Bild des Dichters auch da, wo die gewollte Nüchternheit der Methode scheinbar ganz aus Dichters Landen hinausführt.

Pamperrien rechtfertigt in dem ersten Kapitel den Gang seiner Untersuchung durch eine umfängliche Entwicklung seiner Grundsätze im Zusammenhange mit der Psychoanalyse und mit Max Webers soziologischer Theorie. Das Verhältnis ist so: Die psychoanalytische Methode erschließt das Fundament, denn sie zeigt den Zusammenhang von Selbstbefreiung beim Künstler und Nachschöpfung beim Leser, zeigt auch — hier kann das nur angedeutet werden — die Einheitlichkeit von Objektivieren und Gestalten (dies im Anschluß an Emil Utitz' Theorien). Auf dem so gewonnenen Fundament wird nun nach der wertfreien Methode Webers die Betrachtung begonnen und beschlossen. Ich habe nicht den Eindruck von der unbedingten Notwendigkeit dieser Einleitung, so interessant sie ist, und glaube, daß das eigentliche Werk auch ohne den psychoanalytischen Unterbau verständlich und wertvoll bliebe. Pamperrien hat manche Verfeinerung gewonnen, aber dem Grunde nach unterscheiden sich seine Untersuchungen nicht von den psychologischen Deduktionen anderer Schulen. Dieser Einwand ändert nichts an der Wichtigkeit seiner Ergebnisse.

Berlin Heinrich Spiero

Mark Twain als literarische Persönlichkeit. Von Friedrich Schönemann. (Jenaer Germ. Forschungen, herausgegeben von Leitzmann.) Jena 1925, Frommann. 119 S.

Wenigen Amerikanern ist es bisher gelungen, in Europa literarisch durchzudringen; hat doch in den Vereinigten Staaten selbst eigentlich nur Emerson sich unentbehrlich gemacht, und Emerson ist bezeichnenderweise ein philosophisch-theologischer Essayist, nicht ein Gestalter. Am ehesten hat es bei uns noch Mark Twain zu allgemeiner Bekanntheit gebracht, und so war es ein glücklicher Gedanke von Schönemann, nachdem er sein glänzendes Buch über die Beherrschung der öffentlichen Meinung im Wilson-Lande veröffentlicht hatte, auf diese Studie in Massenpsychologie eine über die sehr individuelle Persönlichkeit des „Tramp abroad" folgen zu lassen.

Schönemann hat es sich dabei nicht leicht gemacht. Er verschmähte den üblichen biographischen Weg, obwohl es nach

der dicken Lebensbeschreibung, die kürzlich über Mark Twain erschien, eine große Versuchung war, sie schleunig auszubeuten. Er vertiefte sich dafür in die Kritiken, die über seinen Helden geschrieben wurden, und wenn dabei nicht viel herauskam, so ist das nicht seine Schuld, sondern die der Kritiker, die merkwürdig wenig Literaturpsychologie, Vergleichungskraft und Darstellungswitz auf den humoristischen Amerikaner verwendeten. Dann ging er mit gut wissenschaftlicher Methodik auf die Belesenheit ein, die sich bei Mark Twain nachweisen läßt, und auf dessen Urteile über dichterische Vorläufer. Es stellt sich heraus, daß Mark Twain an Shakespeare nahezu vorüberging und gegen Walter Scott geradezu eingenommen war. Das ist begreiflich; denn Shakespeares Komik besteht darin, daß er die Schwäche eines Menschen ins Kolossale steigert, z. B. die Faulheit, Trinklust und Buhlerei des Falstaff; auch Walter Scott hat eine positive Art von Komik, indem er das Selbstgefühl von wackeren Leuten, z. B. vom alten Junggesellen-Gutsbesitzer und vom geschmeidigen Veteranen-Bettler im „Antiquary" ins Massive hebt. Dagegen ist es durchgehends die Art Mark Twains, in negativer Weise etwas Großes oder Pathetisches durch nüchternen Anblick auf Wirklichkeitsgrenzen zu reduzieren. Wenn er die Ausprobierung des Bierkönigs in Heidelberg beschreibt, so deutet er mit schamhafter Feinheit an, wie der Student, der mit 75 Krügen siegte, diese Flut sehr rasch wieder aus dem Leibe pumpte. Wenn er in Jerusalem die Kirche auf dem Kalvarienberge durchschreitet, so macht er uns nachdenken über den monumentalen Standplatz, den die Mutter Gottes bei der Kreuzigung gehabt haben soll — als hätte man damals bereits die legendare Innenausstattung der Kirche vorgesehen. Wenn er die Landung des Kolumbus auf Sankt Salvador ausmalt, so läßt er die Schwarzen in Parodie der Schulbubenbegeisterung ausrufen: „Das ist der Kolumbus, jetzt sind wir entdeckt." Er ist nicht bloß unromantisch, sondern antiromantisch; daher sein Verständnis für Cervantes, der auch im „Don Quixote" eine Verstiegenheit nach der andern belacht; für Swift, der im „Gulliver" die Höflinge in Zwerge oder Riesen verzerrt und die Gelehrten ihres Nimbus entkleidet; auch für Dickens, der den fürchterlichen Mitternachtsgeist des Scrooge befragt: „Bist du etwa ein unverdauter Brocken Abendessen?" Sicherlich leuchten solche Vergleiche tief in das Wesen Mark Twains und daß ihre Ausführung nicht mit gelehrter Umständlichkeit erfolgt, macht das Buch Schönemanns um so lesbarer.

Was bleibt für das scharfe Auge Mark Twains an dauerndem Erdengut noch übrig? Man darf ihn nicht überschätzen. Launisch hat er manchmal elementare Größe durch spöttische Zutaten heruntergezogen, z. B. wenn er im Hotel auf der Jungfrau sein ganzes Augenmerk nicht der Gletscherwelt, sondern einer der in pikante Nationaltracht gehüllten Kellnerinnen zuwendet, die schon vierzig Jahre alt ist und einen Backenbart trägt. Unheroisch sah er der Kriegspropaganda zu, erkannte ihre Verlogenheit, enthielt sich aber der öffentlichen Aufklärung, weil er offenbar keinen Beruf zum Märtyrer in sich fühlte. Ewig ist ihm nur der gesunde Menschenverstand; soweit diese Durchschnittsgottheit reicht, vermag sich Mark Twain zu behaupten; viel Gesundes hat er gesagt, aber nichts Klassisches. Wie dies mit amerikanischem Pionierwesen und Zeitungston zusammenhing, hat Schönemann treffend angedeutet. Natürlich war auch persönliche Anlage mit im Spiel; eine Nachbarin Mark Twains erzählte mir, daß er in seinem Heimatsstädtchen die Nachbarn zu begrüßen pflegte mit: „Come off the fence" oder „Come off the chimney-piece" oder „Come off the roof". Einbildung zu bekämpfen war ihm offenbar Naturbedürfnis, und danach hat er sowohl seine literarischen Vorbilder wie seine realen Beobachtungen unwillkürlich eingerichtet.

Berlin — Alois Brandl

The Defense of the Child by French Novelists. Von Clifford Stetson Parker. Menasha (Wisconsin) 1925, George Banta Publishing Co. XI, 140 S.

Das Buch ist mehr soziologisch als literarisch eingestellt. Die Gliederung umfaßt die Fragen, die sich aus den natürlichen Lebensbedingungen des Kindes, seinen Ansprüchen auf Pflege und Erziehung, seiner rechtlichen Stellung als Waise, uneheliches Kind und seiner Lage bei einer Zerrüttung der Ehe, endlich aus seinem Verhältnis zur elterlichen Gewalt ergeben. Jedes Kapitel stellt zuerst die Entwicklung der Gesetzgebung dar und untersucht dann die Haltung, welche die erzählende Literatur zu den betreffenden Fragen eingenommen, welchen Einfluß sie etwa ausgeübt hat — die künstlerische Form der Kindesschilderung, der Wert des Werks in literarischer Hinsicht spielt dabei kaum eine Rolle. Wohl aber ergibt sich aus der gründlichen, ein umfassendes Material sorgfältig ausschöpfenden Untersuchung, daß die französische Erzählungsliteratur unter diesem Gesichtspunkt weit hinter der deutschen und englischen zurücksteht: sie hat keinen Dickens und keine Eliot, keinen Keller und keine Ebner-Eschenbach, um nur ein paar Namen zu nennen. Vor allem fehlt auch im einzelnen Fall allzuoft die eigentliche Beweiskraft, was der Verfasser auch nicht vergißt hervorzuheben: will ein Schriftsteller für eine gute Sache wirken, so darf er nicht einen unglücklichen Sonderfall konstruieren, sondern muß dafür sorgen, daß das kindliche Schicksal als typisch erscheinen kann; gerade daran lassen es die meisten Franzosen fehlen. Der Verfasser konnte freilich aus seinem Stoff nicht mehr herausholen, als er bot; auch so werden ihm alle, die sich für die Fragen der Kinderfürsorge amtlich oder menschlich interessieren, seine Arbeit danken.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Byron e il byronismo. Von Arturo Farinelli. Bononien 1924, Zanichelli. 206 S.

Petrarca, Manzoni, Leopardi. Von Arturo Farinelli. („Letterature moderne" studi diretti da Arturo Farinelli.) Turin 1925, Bocca. VIII, 148 S.

Divagazioni critiche. Von Arturo Farinelli. (Ibidem.) Turin 1925, Bocca. VIII, 479 S.

Während der Verleger Kurt Schröder (Bonn-Leipzig) einen schönen Band deutscher „Aufsätze, Reden und Charakteristiken zur Weltliteratur" von Arturo Farinelli veröffentlicht, erscheinen bei uns vom turiner Professor diese drei weiteren Bände, denen der hier von mir besprochene „Guillaume de Humboldt et l'Espagne" kurz vorangegangen und andere bald folgen werden. Eine merkwürdige, in der Tat außerordentliche Tätigkeit, auch wenn Farinelli mit ganz neuen Arbeiten ältere hier und da erschienene und verstreute von neuem herausgibt: eine desto merkwürdigere Tätigkeit, da sie sich nicht auf eine einzelne Literatur beschränkt, sondern sich auf die Literaturen von fast ganz Europa erstreckt. Lord Byron hatte Farinelli schon vor einigen Jahren eine kürzere Studie gewidmet; in seinem neuen Band, der sechs Reden enthält, nimmt er den Stoff aufs neue, mit freier und eindringenderer Kritik, und zeichnet

eine geistreiche Charakteristik des Menschen und des Dichters, mit dessen unruhigem, stürmischem, feurigem, tatenbedürftigem Wesen er in seiner Jugend so viel gemein hatte. In Byrons Werken und Helden betrachtet Farinelli den Ausdruck dieses tumultuarischen Lebens; er zeigt, wie wenig tief und originell, bei allem Anschein der Tiefe und Originalität, die Gedankenwelt des Dichters war, wie viel, auch in seinen Dichtungen, trübe Gärung geblieben, wie wenig sich darin zur vollen künstlerischen Rundung und Klarheit erhoben hat; er untersucht die Gründe von Byrons großer Popularität, seine Beziehungen mit den geistigen Strömungen seiner Zeit, den „Byronismo" besonders in Deutschland und Italien. Der Band „Petrarca, Manzoni, Leopardi" enthält zuerst eine Rede über Petrarcas Persönlichkeit und eine sehr interessante Untersuchung über „La malinconia del Petrarca", ein Thema, das schon De Sanctis meisterhaft behandelt hatte, das aber Farinelli unabhängig von ihm wieder zu behandeln und zu vertiefen weiß, mit Feinheit und Scharfsinn in das Innere des Dichters und in die Geheimnisse seiner Kunst eindringend; denn diese Melancholie ist gerade, was Petrarca am meisten bezeichnet, was ihn uns nah bringt und seine Modernität ausmacht. Es folgen eine treffliche Charakteristik von „A. Manzoni" und ein Aufsatz über „Leopardi", in dessen Persönlichkeit und Dichtung Farinelli besonders eine Seite beleuchtet, die man nicht genug hervorgehoben hatte: die elegische Poesie der Jugenderinnerungen. Derselbe Band enthält dazu noch die Rede „Il sogno d'una letteratura mondiale", die ich hier schon besprochen.

„Divagazioni erudite" ist der Titel des letzten Bandes; es sind aber keine „divagazioni", sondern gründliche und originelle Untersuchungen, so daß der Leser nicht weiß, ob er die unerschöpfliche Fülle von Angaben oder die Sicherheit, womit der Kritiker sie beherrscht, und die Freiheit, womit er sich darüber erhebt, mehr anstaunen soll. Die drei ersten Untersuchungen, obwohl in verschiedenen Epochen und unabhängig voneinander erschienen, bilden fast etwas wie ein Ganzes; die erste ist den Beziehungen zwischen England und Italien im Jahrhundert der Renaissance bis Shakespeare gewidmet; die zweite erörtert die lateinische Poesie der deutschen Humanisten; die dritte die Beziehungen zwischen Spanien und Italien während der Renaissance. Sie waren als Besprechungen von Büchern von Lewis Einstein, Guido Manacorda und Benedetto Croce gedacht worden; aber die Besprechungen wurden dem Rezensenten, wie es mit Farinelli zu geschehen pflegte, zu eigentlichen Studien, in welchen er sich nicht mehr begnügte, die Verdienste und die Fehler der besprochenen Werke aufzuweisen, sondern diesen eine neue eigene Arbeit entgegensetzte. Die drei Studien sind also wie drei Kapitel eines höchst interessanten Buchs über die Beziehungen zwischen Italien und dem übrigen Europa während der Renaissance, wobei sich Farinellis Interesse nicht nur auf die literarische Seite des Problems beschränkt, sondern das ganze Leben der Völker umfaßt. Auch der vierte Teil des Bandes (über „die Deutschen im Urteile der Spanier bis zur Romantik"), in dem wieder eine Unmenge neuer Angaben benützt wird, bleibt in einem gewissen Zusammenhang mit den vorangehenden, desto mehr, da Farinelli, neben den Urteilen der Spanier, auch die der zeitgenössischen Italiener in Betracht zieht; — ein höchst interessantes Bild der spanisch-deutschen Beziehungen, wie es nur ein Kenner beider Völker und Literaturen, wie Farinelli, bieten konnte.

Palermo G. A. Alfero

Verschiedenes

Die Krise des modernen Staatsgedankens in Europa. Von Alfred Weber. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 173 S. Geb. M. 6,—.

Nach einer großzügigen, vielfach anregenden und zum Teil gewiß auch zum Widerspruch reizenden Darstellung des Wesens und der Geschichte von Staat und Staatsbegriff in Europa und der Entstehung der heutigen Krise des Staatsgedankens, erörtert der bekannte heidelberger Gelehrte die Wege, die zur Lösung der Krise führen können. Im Mittelpunkt stehen ihm dabei zwei Probleme, zunächst die Auflösung des Staatsgedankens durch seine Aufsaugung zugunsten der wirtschaftlichen Kräfte, wobei Weber freilich gerade in dem Massencharakter des heutigen politischen Lebens ein gewisses Gegengewicht sieht. Mit Recht hält er eine volle Entökonomisierung des staatlichen und politischen Lebens für unmöglich (nach einer scharfen und berechtigten Kritik der berufsständischen Ideologie). Nur um Grad und Art könne es sich handeln. Die Lösung sieht er in dem, was er die „unegalitäre Demokratie" nennt, wie sie bereits überall im europäischen Westen herrsche, in der Ausbildung einer auf dem demokratischen Wege gebildeten Führeraristokratie. Das zweite Zentralproblem ist für Weber die Auflösung des europäischen Staatensystems. Er schildert mit Recht, daß das Wesen des europäischen Staatensystems immer darauf beruht habe, daß über den Gegensätzen der einzelnen europäischen Mächte doch ein europäisches Gemeingefühl und das Gefühl für die Einheit eben dieses Staatensystems gestanden habe. Unter Kritik der etwas primitiven Pan-Europabewegung betont er mit aller Entschiedenheit die Notwendigkeit, wieder ein Gesamteuropa aufzubauen, das auch heute noch eine Schicksalsgemeinschaft für sich sei.

Das Buch, das glänzend geschrieben ist, wird von jedem, der sich überhaupt mit politischen Dingen ernsthaft beschäftigt, nur mit Gewinn gelesen werden können. Wie weit man ihm zustimmt, wird gewiß von der politischen Einstellung abhängen. Der Rezensent bekennt sich im allgemeinen zu dem von Weber entwickelten Standpunkt. Aber auch wer das nicht tut, kann von dieser weitblickenden und großzügigen Studie nur lernen.

Göttingen Wilhelm Mommsen

Mystische Gebetsgnaden und Ignatianische Exerzitien. Von Karl Richstätter. Innsbruck 1924, Verlagsanstalt Tyrolia. 323 S.

Aus der Flut mystischer und pseudomystischer Literatur der Gegenwart ragen die durch sachliche Gründlichkeit, scharfe Verstandesarbeit und historische Begabung sich auszeichnenden Veröffentlichungen von Karl Richstätter hervor. In diesem Gelehrten ist etwas von der tiefgehenden Art, Mystik zu erleben und darzustellen, wie sie Heinrich Denifle dem größten Kenner dieser Geisteswelt eignete und die heute, wenn man von Joseph Bernhart, Martin Grabmann, Friedrich Heiler und Clemens Baeumker absieht, selten geworden ist. Der Dilettantismus und die Geheimtuerei haben auch auf diesen Gebieten zu Worte zu kommen versucht und schöngeistige Spielereien für Mystik und Gaukelei für den Adel ihrer Frömmigkeit ausgegeben. Richstätters Buch zielt auf die christliche (kirchliche) Mystik und deren praktische Verwendung im Gebetsleben oder genauer ge-

sagt: es will ein Führer und Helfer sein auf den „geheimnisvollen Wegen des außergewöhnlichen Gebetes" und Menschen außergewöhnlicher religiöser Begabung und Erfahrung (der Verfasser sagt es etwas anders: Menschen, die auch vor allem in außergewöhnlichen Gnaden nicht ohne persönliche Erfahrung sind) dorthin führen, wo Gott und Ich als grundverwandt miteinander zusammenhängen, zu jenem Letzten, Einfachen, Absoluten, Insichsein, das Meister Eckhart den einfältigen Grund, die stille Wüste und dunkle Einheit, das „Wesen" oder das Eine, reine Sein, das ist die Gottheit, genannt hat. Der Verfasser prüft den seelischen Vorgang der erfahrungsmäßigen Gotteserkenntnis, der sogenannten eingegossenen Beschauung oder passiven, mystischen Beschauung (cognitio experimentalis Dei), die er scharf von der erworbenen Beschauung (die man als Vorstufe der Mystik der Askese zuweisen kann) unterscheidet. Mystik ist ihm Erfahrungswissenschaft und läßt keine aprioristischen Konstruktionen zu. Nur der Mystiker versteht die Mystik, nur er ist der Begnadete oder Begabte, der in demütiger Unterwerfung die „höheren Gebetsgnaden" an sich erfährt, nur aus subjektiver Erfahrung und Erkenntnis gesteigerten inneren Lebens, innigster Ichangelegenheit und seltsamer, produktiver Beunruhigung heraus kann man die mystische Sprache sprechen und sie deuten. Nur so kommt die Einheit mit Gott und mit sich selber. Ihre einsamen Gebete sind ein Tasten und Schweigen in den Abgrund Gottes hinein, taumelnd an der Grenze des Unbegreiflichen, denn wer ihn begriff, begreift ihn nicht. Das Unsagbare wird zum Gebet, das Überschreiten aller Rede, bis an die dunkle Kraft Gottes, wo alle Rede endet. So würde Meister Eckhart sagen. So haben es die großen wirklichen Mystiker immer empfunden: schon früh Plotin, dann die christlichen Meister Benediktus, Bernhard und die Zisterzienserschule, Franz von Assisi, Bonaventura, Tauler, Seuse, die Jesuiten Ignatius, Franz Xaver und Jakob Alvarez, der kastilische Mönch aus dem Orden der unbeschuhten Karmeliter Johannes vom Kreuz, die heldenhafte Teresia, die „mystische Amazone" und größte Gestalt der spanischen Gegenreformation, die stillen Ekstasen der jüdischen Mystik, jener „Meister in Künsten und kundig des Flüsterns" und andere, Unbekannte und Verschollene. Was sie lebten und sagten war eine Anrede Gottes, des lauteren Geistes, sie waren das, was sie still und schamhaft bekannten, und nicht darin liegt ihr dauernder Wert, daß sie „Geheimnisse" und Gelehrsamkeit verkünden, sondern daß sie sich um den Vollendungszustand geistlichen Lebens, um ruhmlose Vollkommenheit und Nachfolge Jesu bitter abmühten, um etwas, was das Vermögen des trivialen Menschen übersteigt und aus eigener Kraft und eigenem Fleiße nur sehr schwer erreicht werden kann, um jene süße und seltene Weisheit und Praxis der Mystik, der man doch keinen Namen zu geben weiß, und welche Mühe man sich auch gäbe, man doch nicht sagen kann, was sie sei. Und doch fanden die Mystiker dafür demütige Worte, die vor Gott knien, Worte, die das Stigma der Reinheit und Weihe der Seele tragen. Sie sind der Ausdruck der Heiligung ihrer Gefühle.

Die praktischen Gebiete der Mystik werden vom Verfasser — dem man allerdings in seinen theologisch bedingten Überzeugungen nicht immer folgen kann — mit besonderer Liebe untersucht, die Empfindungsseite dieses seelischen Geschehens, da die „Stunde der gnadenreichen Heimsuchung" über einen Menschen kommt, vor allem auch die Wirkungen, die nachher in ihm zurückbleiben: Hingabe an das Göttliche, gänzliche Indifferenz gegen alles Ungöttliche (Gelassenheit), Demut, Selbstverachtung, Kreuzesliebe, das Verlangen, mißkannt, gekränkt und vergessen zu werden — die Demut ist ja der Höhepunkt der Ignatianischen Exerzitien — Gehorsam, Durst nach Leiden. Das ist die Gnade des Eingehens in Gott. Die Seele wirkt dann die Werke Gottes, es ist die lautere Umgestaltung in Gott. Die Seele versteht dann nicht mehr oder nimmt nicht mehr wahr den Unterschied zwischen Gott und der Seele. (Die Mystiker sagen aber nicht, es bestände oder sei dann kein Unterschied zwischen Gott und der Seele, was oft gänzlich mißdeutet wird oder unbeachtet bleibt!) Das ist die schwierige und mühsame, dem Laien unzugängliche Lehre von der transformatio passiva, der Kernpunkt aller Mystik. Sie stellt den Vollendungszustand des geistlichen Lebens (via unitiva) dar, zu dem die vorbereitenden Stufen der Askese (via purgativa et illuminativa) hinaufführen. Askese und Mystik sind nicht dasselbe, so wie der gewöhnliche und außergewöhnliche Weg sich wesentlich voneinander unterscheiden. Der letztere ist eben der mystische Weg, der von der freien Güte Gottes abhängt, nicht von den Vielen gegangen wird und die Fährte des Großen, Ungewöhnlichen, Erstaunlichen und Göttlichen ist. Wer aber diesen Weg einst wandelte und auch heute noch wandelt, suchte auf ihm nicht Gold und Ruhm, um deren willen den meisten Menschen das Leben so kostbar ist, er bedurfte nicht des Zuspruchs durch das „Glück", sein Name ist verwischt, vergessen, aber seine Verborgenheit und Demut sind von unausdenklicher Lieblichkeit, und seine bebende, mühselige, kindliche, bittende Stimme stieß die Glocke der Gottesherrlichkeit an. Ihr Klang zittert durch Jahrtausende. Er kündet von dem Abgrund des göttlichen Lichts, in den der Demütige hinabgerissen werden kann.

Wien — Franz Strunz

Georg Webers Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. In 21. Auflage herausgegeben von Alfred Baldamus †. 23. Auflage. Vierter Band. Neueste Zeit, vollständig umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von H. Schmidt-Breitung. Mit einem Register und den Stammbäumen zum 3. und 4. Bande. Leipzig 1925, Wilh. Engelmann. XXVII, 1042 S. Geheftet M. 20,—.

Und wieder prangt auf dem Haupttitel der scheußliche Stempel „Rezensionsexemplar!" Warum muß denn dem Rezensenten die Freude am Buch durchaus vergällt werden? — Sieben Jahre aufopferungsvollster Mühe und Arbeit stecken in diesem unheimlichen Wälzer (der übrigens bei Seite 609 sehr bequem in zwei handliche Hälften hätte geteilt werden können!) Man soll von vornherein, namentlich nicht an diesem Platz, wegen irgendwelcher Einzelheiten mit dem Herausgeber und seinen vier Mitarbeitern Karl Fritzsche, Paul Knauth, Georg Fraustadt und Friedrich Kühn rechten. Das Streben nach Einheitlichkeit in der Grundauffassung ist unverkennbar und von so schönem Erfolge gekrönt, daß man (gäbe darüber nicht der Bearbeiter selbst Auskunft) die einzelnen Beiträge gar nicht auseinanderkennen könnte. Knappste Ausdrucksweise überwiegt. Doch verschmäht es Schmidt-Breitung keineswegs, gelegentlich (so besonders in dem trefflichen § 360: Wege zum geschichtlichen Verstehn der jüngsten Vergangenheit) gemütvolle Betrachtungen anzustellen, die als Ausruhepunkte zum Verweilen und Genießen einladen. Lamprechts Einfluß wirkt — ich unterstreiche das mit besonderer Freude — nachhaltig nach. Auf Seite 805 und 957 lies Coutinho! Sehr verdienstlich ist die Anlage einer tabellarischen Über-

sicht über die wichtigsten Ereignisse vom 28. Juni 1919 bis in den Dezember 1924. Das Ganze eine großartige Leistung.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Bulgarien unter der Türkenherrschaft. Von Alois Hajek, Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 330 S. 8°.

Der These des Vorworts, daß die bulgarische Geschichte mit ihrem halbtausendjährigen Leid, aber auch mit ihrer Unverwüstlichkeit des Volkstums vorbildlich wirke, stimme ich rückhaltlos zu. Wir können in unsrer eignen Demütigung gar nicht genug Weggenossen kennen lernen, die es schließlich doch zur Abschüttelung des Jochs gebracht haben. Von diesem grundsätzlichen Gesichtspunkt aus ist Hajek, ein Schüler Übersbergers, an seine Arbeit herangetreten. Er mußte als Mitteleuropäer dabei viel Neuland roden. Seine Darstellung watet, wie das ja angesichts der hundertfach wiederholten „bulgarian horrors" nicht anders sein kann, oft knietief in Blut. Kapitel wie das sechste, das famos die geistige und kulturelle Wiedergeburt Bulgariens schildert, die man von der „Slavenobulgarischen Geschichte" datiert, welche 1762 der Athos-Mönch Paisij (die etymologische Ableitung vom koptischen „Pa-Isi", d. h. der der Isis, war mir neu) geschrieben hat, sind seltene Einsprengsel in einem Werk, das notwendigerweise fast nur Aufständen und politischen Bewegungen bis zum Russisch-Türkischen Kriege von 1877 gewidmet ist. Die gewählte Schreibweise (Stambolov statt Stambulow, Suvalov statt Schuwalow u. a. m.) macht einem zuerst Schwierigkeiten; auch sonst wird ein wenig Vorkenntnis vorausgesetzt. Aber wer sie und ein lebhaftes Interesse an dem Gegenstand mitbringt, wird sich bald reich belohnt sehen. Gern hätte ich etwas über Stefan Gerlach erfahren, dessen Tagebuch im ersten Abschnitt wiederholt angeführt wird; das Literaturverzeichnis ist allzu knapp ausgefallen. Dies für die zweite Auflage; denn dies Buch wird sicher seinen Weg machen.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Menschen, Völker, Zeiten, eine Kulturgeschichte in Einzeldarstellungen. Herausgegeben von Max Kemmerich. Wien und Leipzig 1925, Karl König.

Mit „Homer und seine Zeit" beginnt Thassilo von Scheffer die bedeutsame Reihe. Errichtet auf dem Satz, „Das Kulturbild Homers ist nur dann einheitlich, wenn man von den Entwicklungsunterschieden zwischen Ilias und Odyssee absieht," gibt der bekannte Übersetzer des Homer einen gutgegliederten Überblick jener Zeit, die nach unserem Ermessen feste Männlichkeit und heroische Tat nicht nur mit weisen Gedanken verbindet, sondern die „strahlende Schönheit und jubelnde Freude der besonnten Welt" niemals vergißt.

Ein großer Sprung über Menschen, Zeiten und Völker führt zum zweiten Band der Serie, in dem Ricarda Huch den Staatsmann Heinrich Friedrich Karl vom Stein behandelt. Mit klassischem Stil und wohlverwendetem historischen Wissen, das die einzelne Persönlichkeit trefflich in die gesamte Weltlage einordnet, ist hier ein ausführliches Charakterbild des großen Staatsmanns gegeben. Eine Zeit lebt auf mit Menschen und Anekdoten, zu der die Gegenwart allzugern die Parallele sucht, ohne sie finden zu können.

Max Kemmerich selbst erscheint im dritten Band mit einem Lebensabriß Machiavellis, ein Buch, das wohl „ad usum delphini" geschrieben ist, wenn man an Stelle des „Dauphin" der früheren Zeit die embryonalen Staatsmänner der Gegenwart setzt, die manches aus dem großzügigen Essay lernen könnten. Das Buch ist gut und sehr unterhaltend geschrieben. Da es seinem Wesen nach nichts Neues in bezug auf den Stoff bringen konnte, erscheint das Alte in durchaus neuer Beleuchtung, interessant auch da, wo die Auffassung vielleicht bei Politikern oder Philosophen Widerspruch wecken könnte.

Den Staatsmännern folgt der Revolutionär. Larry Brachvogel zeichnet im vierten Band ein Bild Robespierres und versteht es, in ihrer amüsanten Art viel tiefer zu werden und zu wirken, als es den Anschein hat. Die vorzügliche Schriftstellerin liefert auch hier den Beweis, daß man unterhaltend sein kann bei aller Gründlichkeit. Deutlich kommt die ungeheure Torheit und Gemeinheit der Schreckensherrschaft heraus; ein warnendes Beispiel für jene, die Gelüste und Neigungen nach einer Volksherrschaft verspüren.

Im fünften Band erzählt Albrecht Montgelas die Geschichte des nordamerikanischen Präsidenten Abraham Lincoln, der den Märtyrertod für seine politische Überzeugung erlitt und als der eigentliche Begründer der Weltmachtstellung der Union angesehen werden kann. Der Kampf für die Sklavenbefreiung, den der Norden gegen den Süden durchfocht, ist von einem Kenner der Neuen Welt anschaulich und treffend geschildert. Meines Erachtens ist dieser Band seines Inhalts wegen der wichtigste in der Serie, denn er bringt Dinge, die unserem Publikum zumeist unbekannt sind. Nur auf dem Wege der Geschichtsforschung und Darstellung des 19. Jahrhunderts kommt man darauf, die Probleme der Gegenwart richtigzustellen. Aber erst wenn dies geschehen ist, läßt sich an die Lösung denken.

Die fünf Bände sind gut ausgestattet, mit ansprechenden Illustrationen versehen und zeigen durchaus das Bestreben, nicht nur inhaltlich sondern auch literarisch und künstlerisch auf zeitentsprechender Höhe zu stehen. Der Prospekt verheißt noch manche erfreuliche Erscheinung.

München — A. v. Gleichen-Rußwurm

Das andere Amerika. Bilder, Skizzen und Reiseschilderungen. Von John Lassen. Deutsch von Stefan J. Klein. Leipzig 1924, Verlagsanstalt Prolet. Freidenker. 156 S.

Schade, daß dieses kleine Amerikabuch von vornherein „proletarisch" eingestellt ist. Dadurch werden manche Tatsachen schief gesehen, besonders werden Folgerungen gemacht oder Prophezeiungen, die für den Nicht-„Klassenbewußten" gegenstandslos sein müssen. Besonders kommt das bei dem Kapitel „Austern" zum Ausdruck, wobei auch noch übersehen wird, daß Austern in Amerika eine billige Volksnahrung darstellen, also nicht nur der „Bourgeoisie" zugänglich sind! Aber abgesehen von solchem „proletarischen Freidenkertum" ist „Das andere Amerika" ein lebensechtes Buch voll unmittelbarer Erfahrungen und zuverlässiger Beobachtungen. Die „Aufzeichnungen eines Messengerboys" sind ganz vorzüglich, die Kapitel über Kinderarbeit auf den Austernbänken und auf der Farm erschütternd, die Schilderungen einer Bücherauktion in den „American Art Galleries" ergötzlich und die Eindrücke aus den chicagoer Schlachthäusern trotz dem „Sumpf" eines Upton Sinclair noch lesenswert. Stadt und Land, Großstadt und Reise, „slums" und Hospitäler kommen zu ihrem Recht. Nichts ist nach dem Hörensagen beschrieben, alles atmet Leben, selbst der Stil. Kurz, es ist das Bild eines Amerikas, das tatsächlich anders ist als das „offizielle" oder auch das „aka-

demische", dem wir in nichtendenden deutschen Reisebüchern nur zu oft begegnen.

Münster i. Westf. F. Schönemann

Neue Geselligkeit. Von Willibald Ulbricht. Buchenbach-Baden 1924, Felsen-Verlag. 99 S.

In diesem Büchlein steckt manch kluges, nötiges Wort, manch beherzigenswerter Rat für diejenigen, die sich mit der Hebung der Volkskultur befassen. Es predigt die Wiedererweckung der Geselligkeit in der Familie in den verschiedensten Formen: Rätselraten, Kinderreime, Erzählen, Lesen, Musik, Bildkunst, Spiele, und der Vereinsgeselligkeit mit Volksfesten, Schulfeiern u. a. und bietet zum Schluß noch Literaturhinweise zu den Hauptkapiteln. Aus der Praxis gewonnene Erkenntnisse und Erfahrungen werden der Praxis wieder zugeführt von einem Volksfreund, dem alle Bestrebungen zur Hebung der Volkskultur wirklich am Herzen liegen.

Charlottenburg Hans Sturm

Tut Kung Bluff. Das unvermeidliche Buch eines Weltreisenden. Von Martin Hürlimann. Zürich-Leipzig o. J., Grethlein & Co. 279 S.

Ein Buch voll Charme und — Schiefheiten.

Entzückt von dem lyrisch-elegischen Hauch, unter dem Hürlimann die einzelnen Stationen seiner Weltreise in leichtgetuschten Aspekten wiedererscheinen läßt, folgt man ihm gern über Paris, durch Ägypten, nach Ceylon, Singapore, Batavia, durch China, nach Tokio, und in die Städte der U. S. A. Aber man ist bei allem doch enttäuscht über die unverblümten Einseitigkeiten dieses „Weltreisenden", wiewohl in ihm — interessant genug! — die übliche Flüchtigkeit des raschreisenden „travellers" mit der Gründlichkeit des gebildet-empfindsamen Deutschen sich mischt. Pariser Leben, ägyptische Landschaft, japanischer Volkscharakter, amerikanische Städte — Gott, wie sehr nah kommen die schnitzelhaften Aperçus dieser Dinge manchmal dem Hotelklatsch und der Schablone! Um so unangenehmer, als an anderer Stelle — und gerade in der Schilderung der chinesisch-ostasiatischen Welt — der tiefe geosophische Blick und feine Sinn Hürlimanns sich erweist in der Erspürung jener „Seele der Landschaft", die dort in fabelhafter Ausgeprägtheit durch Raum, Menschtum und Kultur einheitgebend hinschwingt.

Wer das landschaftlich-individuelle Milieu einer Erdstelle nicht in seelischer Wiedergeburt bei sich erlebt und in diesem Akt der Vergeistigung erst eigentlich „beseelt", der reist blind und kennt Geheimnis und Zauber großer Fahrt nicht...

Köstliche Photos schmücken das wohlausgestattete Buch.

Braunschweig Erich Sander

Wägen und Wirken. Ein deutsches Lese- und Lebensbuch für die Mark Brandenburg und Berlin. Von Hofstätter-Berthold-Nicolai. Bearbeitet von Paul Müller und Erich L. Schmidt. Teil V. Leipzig 1924, Teubner. XII, 238 S.

In dem vorliegenden Band der brandenburgischen Heimatausgabe des Lesebuchs von Hofstätter, Berthold und Nicolai ist das literarische Niveau ein recht hohes, ohne daß darüber die Jugendtümlichkeit zu kurz gekommen wäre. Mit bemerkenswerter Sorgfalt ist die reichliche Auswahl auch der Prosastücke getroffen. Wir finden von Erzählern, die früher noch nicht als lesebuchreif galten, unter anderen Walter Flex, Gorch Fock, Karl Hauptmann, Hermann Hesse, Gottfried Keller, Anna Schieber und Clara Viebig. Erfreulich ist, daß ein besonderer, nicht (im engeren Sinn) politisch sondern kulturell gerichteter Abschnitt „Kampf ums Deutschtum" eingefügt ist. Er bringt vor allem Gedichte von Storm, Wildenbruch und Dahn, sowie Szenen aus Romanen von Watzlik und von Bartsch. Aus dem Abschnitt „Von Arbeit und Wirtschaft" sei namentlich die kurze Lebensgeschichte Ernst Abbes von Felix Auerbach erwähnt. — Hoffen wir, daß nicht nur die Deutschlehrer sondern auch die Geschichtslehrer der zahlreichen Anschauungshilfen sich bedienen, die ein solches Lesebuch enthält, und ihre Schüler dazu anleiten, selbst im deutschen Schrifttum nach Nothelfern für ihr geistiges Leben im allgemeinen und ihr Deutschtum im besonderen zu suchen.

Stettin Erwin Ackerknecht

Außenseiter der Gesellschaft. Bd. 1: Alfred Döblin, Die beiden Freundinnen und ihr Giftmord. 117 S. Bd. 2: Egon Erwin Kisch, Der Fall des Generalstabschefs Redl. 90 S. Bd. 3: Eduard Trautner, Der Mord am Polizeiagenten Blau. 193 S. Bd. 4: Ernst Weiß, Der Fall Vukobrankovics. 203 S. Berlin 1925, Die Schmiede.

Das Interesse an bedeutsamen Kriminalprozessen der Gegenwart kann nicht allein durch Presseberichte und durch den üblichen minderwertigen Kriminalroman befriedigt werden. Weite Kreise, denen solche auf das Oberflächlich-Sensationelle zugeschnittenen Darstellungen oder gar phantasievollen Erfindungen nichts geben können, sollen Gelegenheit haben, klar und unparteiisch in die Wirrnis und Verschlungenheit eines großen Prozesses hineinzusehen, das Verantwortungsvolle und Fragwürdige alles „Richtens" zu erkennen oder doch zu ahnen. Aus dieser pädagogischen Absicht, die sich mit der Hoffnung auf ein nicht schlechtes Geschäft verknüpfen mag, plant der Verlag „Die Schmiede" eine umfangreiche Sammlung, in der interessante Verbrechen der Gegenwart von ersten Autoren dargestellt werden sollen. Es läßt sich nach diesen vier Bänden noch nicht abschließend sagen, ob das Ziel des Verlags, den Kriminalroman zurückzudrängen und die kriminalpsychologische Studie an seine Stelle zu rücken, erreicht werden kann. Die breiten Leserschichten der Revolverheftchen werden an diesen geistreichen, aktenmäßig belegten Abhandlungen wenig Gefallen finden, anderseits ist zu erwarten, daß gerade der literarisch Anspruchsvollere keine Lust verspürt, in seinen Mußestunden in die Welt der Kriminalität unterzutauchen, sondern lieber zu „reiner Dichtung" greift.

Vier Bände der „Außenseiter der Gesellschaft" liegen bisher vor, von verschiedener Anlage und Qualität. Lediglich auf eine geschickte Anordnung des Prozeßmaterials beschränkt sich Eduard Trautner in seiner Darstellung des Mordes am Polizeiagenten Blau, der für die Rechtsradikalen unter den Kommunisten als Spitzel arbeitete und von diesen dann ermordet wurde. Die Darstellung Trautners ist breit, arbeitet das Wesentliche nicht klar genug heraus und hält sich zu sehr an die Akten. Auch scheint mir der Fall an sich nicht so interessant, daß sich ein Buch von zweihundert Seiten darüber lohnte.

Ernst Weiß hat den Fall der Giftmörderin Vukobrankovics behandelt, gleichfalls nicht sehr glücklich, was die Darstellung selbst anlangt, interessant aber in der „Zusammenfassung" am Schluß des Buchs, wo Weiß den Giftkomplex, das für die Frau eigenartig Lockende, sich gerade des langsam wirkenden Giftes zum Morden zu bedienen, klar darstellt.

Sehr gelungen scheint mir das Bändchen Egon Erwin

Kischs über den Fall des Generalstabschefs Redl zu sein. Kisch besitzt das, was die Mitarbeiter der Sammlung brauchen, die Gabe, den gesamten Prozeßstoff erst vollständig in sich zu verarbeiten und dann in novellistischer Art hinzustellen, ohne dabei das Psychologische zu vernachlässigen. Sein Buch liest man in einem Zug, es spannt, ohne daß es sensationell wäre; das Schicksalhaft-Unabänderliche aller großen Verbrechen, das Lawinenförmige ihrer Entrollung ist hier glänzend dargetan.

Ein Kunstwerk besonderer Art ist Alfred Döblins Band: Die beiden Freundinnen und ihr Giftmord. Döblin gibt hier weniger eine Geschichte der Tat, wie sie sich in Wahrheit zugetragen hat, der Täter, wie sie sich in der Verhandlung gezeigt haben — darüber hinaus schafft Döblin Eigenes, Wesentliches, geht wahrscheinlich weit über den ihm vorliegenden Stoff hinaus zu künstlerischer Gestaltung. Er steigt vermöge der ihm eigenen großen Kunst der Identifizierung mit seinem Objekt hinein in die Seelen der handelnden Gestalten, wird sie selbst, saugt ganz in sich auf das Milieu, die Luft, in der die Tat spielt, die Täter sich bewegen. Hier ist Döblins rein gedanklicher, abrupter Stil sehr am Platz, wo es gilt, nackt und kalt die zur Tat treibenden Umstände zu schildern. Immer läßt uns Döblin „die entfernten, noch unkenntlichen Motore unserer Handlungen" ahnen, und es gelingt ihm, den „Eindruck zu verwischen, als verstünde man alles oder das meiste an solchem massiven Stück Leben".

Leipzig — Erich Ebermayer

Was spricht die tiefe Mitternacht? Gedanken eines Blinden über Blinde. Von Alexander Reuß. Heidelberg 1925. Blindendruck-Verlag. 62 S.

Was wissen die meisten Sehenden von den Blinden? Sie kennen den blinden Bettler, beobachten interessiert den Blinden mit Führerhund auf der Straße, haben wohl auch von Blindenerziehungsanstalten und Blindenheimen gehört und empfinden Mitleid mit den Lichtlosen, das sich vorwiegend wohlgemeint, aber doch in verkehrter Weise betätigt. Viel Aufklärungsarbeit ist schon geleistet, nicht zuletzt von Dichtern und Schriftstellern wie Adolf von Hatzfeld, Oskar Baum und Ernst Haun, die selbst blind sind. In diese Reihe gehört auch vorliegendes Büchlein. Es ist schon 1918 entstanden und 1920 von dem Verfasser selbst in Blindenschrift gedruckt und herausgegeben worden. Ein Zeichen, daß es sich nicht zuletzt auch an die eigenen Schicksalsgenossen wendet. In Zarathustra-Form, -Worte und -Gedanken gekleidet — und dadurch leider manchmal ermüdend —, wird die Stellung des Blinden zu Welt und Mitmenschen umrissen. Der erste Teil berichtet über Sinne und Sinnesäußerungen des Blinden. So weittragend die Bedeutung des Gesichts gegenüber den anderen Sinnen ist, bedingt sein Fehlen keineswegs ein Ausschließen aus der tätigen Mitwelt, da das Sinnenvikariat einen gewissen Ausgleich schafft. „Ich stand vor der großen Stadt des Lebens und ging hellen, klingenden Schritten nach, die mich hinführten zu den Toren der Sinne, vor leise angelehnte Tore, die aufsprangen, wenn der Finger sie berührte." Und nun wird im zweiten Teil, „Vom Wege des Blinden", die Folgerung gezogen. Nicht Mitleid macht den Blinden zum Gefährten, sondern Verstehen und Arbeit braucht er. Das Recht des Blinden auf Arbeit muß endlich anerkannt werden. Nach diesen auf das Praktische gerichteten Ausführungen umfängt den Leser aber auch ein Ahnen von den tiefsten und verborgensten Seelenregungen des Späterblindeten, dem nach schweren Kämpfen die dunkle Einsamkeit zur Heimat wird. Ich sage absichtlich ein Ahnen. Denn wird der Sehende sich jemals ganz in das Erleben jener versetzen können, die „die warme Dunkelheit der Sonne" auf der Stirn fühlen und denen „die kühle, stille Helle der Nacht ... heller ist, als die dunkle Sonne des Sommertages?" Dies Büchlein kann dazu beitragen, die Seele des Blinden verstehen zu lernen.

Berlin-Steglitz — Werner Schmidt

Jahrbuch der Charakterologie. Herausgegeben von Emil Utitz. Erster Band. Berlin-Charlottenburg 1924, Pan-Verlag Rolf Heise. 375 S.

Das vorliegende Jahrbuch, das der charakterologischen Forschung dienen soll, wird ohne Zweifel regem Interesse begegnen; von den verschiedensten Seiten her sucht man zur Zeit das charakterologische Problem wissenschaftlich zu fassen, und gerade die Vielgestaltigkeit der Versuche, der Denkrichtungen und Methoden fordert ein Vergleichen und Gegeneinander-Abwägen. Der erste Band des neuen Unternehmens zeugt von dessen Wert und Bedeutung. Utitz, der als Herausgeber zeichnet, hat es verstanden, eine Reihe ausgezeichneter Mitarbeiter zu gewinnen und wertvolle Beiträge zu vereinigen. Die prinzipiellen Grundlagen der wissenschaftlichen Charakterologie behandelt Aloys Pfänder in tiefgreifender Weise; Allers untersucht, welchen Beitrag die immer noch umstrittene Psychoanalyse und Individualpsychologie für den Aufbau der charakterologischen Wissenschaft zu leisten imstande sind. In einer Reihe weiterer Aufsätze werden einige Charaktertypen behandelt, einige Persönlichkeiten charakterologisch untersucht. Auch kriminalistische und berufspsychologische Probleme finden eine Erörterung. Man kann dem neuen Unternehmen, das vom Geiste wissenschaftlicher Forschung getragen ist, Bestand und Fortentwicklung wünschen.

Gießen — Erich Stern

Kristallseelen. Studien über das anorganische Leben. Von Ernst Haeckel. Mit fünf mehrfarbigen Tafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. Dritte Auflage. Leipzig 1925, Alfred Kröner. 168 S.

Die nunmehr in dritter Auflage vorliegende Schrift dient der Untersuchung eines Grenzgebiets zwischen anorganischer und organischer Naturwissenschaft, zwischen Biologie und Psychologie. Haeckel will durch seine Untersuchungen die Einheit aller Naturerscheinungen erweisen, die Grenzen zwischen organischer und anorganischer Natur, zwischen Tod und Leben, zwischen Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft aufheben. Er will zeigen, daß alle Substanz Leben besitzt und beseelt ist. Auch für den, der die philosophischen Folgerungen Haeckels nicht mitzumachen vermag, ist das vorgelegte Tatsachenmaterial überaus interessant und geeignet, wertvolle Einblicke in die Natur zu vermitteln.

Gießen — Erich Stern

Eine Teufelsneurose im 17. Jahrhundert. Von Sigmund Freud. Wien 1924, Internationaler Psychoanalytischer Verlag. 43 S.

An der Hand einer aus dem Kloster Mariazell stammenden Handschrift, welche die Geschichte einer Besessenheit und Heilung darstellt — diese Geschichte enthält Bruchstücke aus dem Tagebuch des Besessenen —, unternimmt es Freud, die Teufelsneurose zu analysieren. Der Teufel wird als „Vaterersatz" zu erklären versucht; zur Unterstützung dieser These wird die Tatsache herangezogen, daß die Depression,

welcher der Befallene durch die Verschreibung an den Teufel Herr werden will, im Anschluß an den Tod des Vaters aufgetreten ist. Als zwei Teufelsaustreibungen keinen vollen Erfolg gewähren, tritt der Kranke in das Kloster ein, schafft sich dort also nach Auffassung Freuds von neuem einen gewissen „Vaterersatz".

Gießen — Erich Stern

Vom heimlichen Leben der Seele. Eine Einführung in die Frömmigkeit der deutschen Mystik. Von Ulrich Altmann. Breslau 1925, Trewendt & Granier. 138 S.

Mystik im eigentlichen Sinne bedeutet die „ahnende Empfindung von geheimnisvollen geistigen Hintergründen des Lebens", sie ist „ein Verlangen der Seele nach völliger Einigung mit dem erkannten oder geglaubten höchsten Gute", das Streben nach „innerer wesenhafter Vereinigung mit der Gottheit als dem höchsten Gute". Dieser Begriff der Mystik wird näher entwickelt, die Abarten werden aufgezeigt, ihre Einzelzüge werden an der Hand religiöser Quellen klar herausgearbeitet. Der Verfasser schildert abschließend, welche Bedeutung der Mystik im Rahmen des evangelischen Glaubens und der evangelischen Kirche zukommt. Das kleine Büchlein, das aus Volkshochschulvorträgen hervorgegangen ist, führt in Entwicklung und Bedeutung der Mystik gut ein, und wird sicher unter der immer mehr zunehmenden Zahl von Menschen, die nach einer Erneuerung religiösen Lebens und Fühlens suchen, Freunde finden.

Gießen — Erich Stern

Psychoanalytische Studien an Werken der Dichtung und Kunst. Von Sigmund Freud. Wien 1924, Internationaler Psychoanalytischer Verlag. 138 S.

In diesem Band sind einige Aufsätze von Freud gesammelt, in denen der Versuch gemacht wird, die psychoanalytischen Erfahrungen und Grundanschauungen dem Verständnis des dichterischen Schaffens, der Dicht- und anderer Kunstwerke nutzbar zu machen. Das Schaffen wird in Parallele mit Tagträumen und neurotischen Phantasien gesetzt, dann werden einige künstlerische Motive und Fabeln zu erklären versucht, so das Motiv der Kästchenwahl im „Kaufmann von Venedig" sowie die Wahl zwischen den drei Töchtern im „König Lear"; die Kästchen sind Symbole für die Frau, die stumme Cordelia das Symbol des Todes, den Lear wählt. Die Goethesche Kindheitserinnerung in „Dichtung und Wahrheit", wonach er das Geschirr auf die Straße herausgeworfen habe, wird — durch Vergleich mit Neurotikeranalysen — als Erbitterung und Todeswunsch gegen ein Brüderchen ausgedeutet. Eine Reihe von psychoanalytischen Charaktertypen wird an Personen aus der dramatischen Literatur verdeutlicht. Die Schrift zeigt die Eigenart der psychoanalytischen Betrachtungsweise, ihre Deutungsart recht klar.

Gießen — Erich Stern

Die Don-Juan-Gestalt. Von Otto Rank. Wien 1924, Internationaler Psychoanalytischer Verlag. 83 S.

Die Don-Juan-Phantasie wird zurückgeführt auf die Unerreichbarkeit der Mutter, und den ständigen Versuch, einen Ersatz für diese zu schaffen. Die Unerreichbarkeit bezieht sich dabei nicht auf den sexuellen Besitz, sondern auf den Wunsch nach alleinigem und vollem Besitz der Mutter, der unmöglich ist. Die immer wieder erneute sexuelle Besitzergreifung der Frau bleibt unbefriedigend, weil sie die infantile Regressionstendenz zur Mutter nur teilweise zu erfüllen vermag. Auch die anderen Gestalten der Mozartschen Oper werden analytisch ausgedeutet; der Diener Leporello sei Don Juans Ideal-Ich, usw. Die ganze Ausdeutung erscheint recht einseitig und gekünstelt.

Gießen — Erich Stern

Franken. Volk und Land. Ein Heimatbuch von Ernst Luther. Würzburg 1925, Gebrüder Memminger (Besitzer: Thomas Memminger). 93 S. M. 2,—.

Plaudereien und Skizzen, vermischt mit schlichten Liedern, Aphoristisches, Familiengeschichtliches, Gedenkblätter an die beiden namhaften Franken Michael Georg Conrad und Max Dauthendey, Sammlungen altfränkischer Volksreime, Sprichwörter und Redensarten — das alles hat sich in diesem Heimatbuch zusammengefunden und wird auf ansprechende Weise dargeboten; auch ist das Herz des Verfassers bei der Sache. Mehr darf man billigerweise von solchen der Volks- und Jugendbildung gewidmeten Schriften nicht verlangen. Etwas gar zu bunt zusammengewürfelt ist der Inhalt freilich, und das ganze Niveau der Veröffentlichung wäre durch größere Einheitlichkeit sicherlich gehoben worden.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Schlesiens Heide und Bergland. Von Hans Christoph Kaergel. Mit Bildern von Max Odoy. Breslau 1924, Bergstadtverlag. 72 S.

Ich bin kein Schlesier: doch ich beneide die Bewohner dieses Landes. Hans Christoph Kaergels Hymnus auf seine Heimat überzeugte mich. Mit einer, in unseren Tagen der Jagd, immer seltener werdenden Inbrunst, mit hinreißendem Glauben und tiefer Liebe, führt Kaergel den Leser durch seine Heimat, durch Deutschlands schönste Provinz. Jeder Satz meistert das beabsichtigte Bild. Dorf und Stadt, arm und reich, Tal und Berg, ziehen durch Kaergels plastische Schilderung auch an des Fremden innerem Auge vorbei. Dies Buch ist ein einziger Sehnsuchtsschrei nach der Heimat, tiefstes Erleben von Schlesiens Natur und Menschen. In verschiedenen, wohlgelungenen Stimmungsbildern versucht Kaergel Schlesiens große Künstler, Dichter und Maler kurz und doch treffend zu gestalten, und verschafft mit den Kapiteln über Stehr, Carl Hauptmann, Fechner und Arndt seinem Werk auch literarisches Interesse. Bedeutende Zeichnungen des oberschlesischen Malers Max Odoy runden das Buch zu einem wesentlichen Produkt echtdeutscher Heimatsschilderung, das seine Größe nicht zuletzt der wohltuenden Einfachheit seines Dichters verdankt.

Berlin — Fred A. Angermayer

Büchereifragen. Von Erwin Ackerknecht. Berlin 1924, Weidmannsche Buchhandlung. 168 S.

Alte und neue Beiträge stellt der ausgezeichnete Fachmann der volkstümlichen Büchereipolitik hier zu einem die wichtigsten Gebiete seines Arbeitsbereichs umfassenden Überblick zusammen. Auf die Fülle des Gebotenen kann an dieser Stelle nur ganz kurz hingewiesen werden: ganz schlichten Einführungsworten in das Wesen der Volksbüchereiarbeit überhaupt und einer die Aussichten einer geschickten Benutzertaktik gründlich behandelnden Darstellung ihrer Werbemittel schließen sich Ausführungen über verwickelte Fragen der Leserpsychologie, vornehmlich der jugendlichen Leser an; das wichtige Problem der Schundliteraturwirkung wird eingehend untersucht, vom Gesichtspunkt der Praxis aus die Betriebsformen der Wanderbücherei und der

Schulbüchereien behandelt. Leitsätze, die das bildungspflegliche Zusammenarbeiten der Volksbücherei und der Volkshochschule und grundsätzlichen Fragen, wie Bücherei und Politik oder den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Bildung und Aufklärung programmatisch festlegen, stehen am Schluß. Der wichtigste Beitrag ist der an der Spitze stehende Aufsatz über die Büchereiaufgaben der deutschen Städte, in dem gewissermaßen das ganze bildungspflegliche Programm des Verfassers zusammengefaßt ist. Dieser Aufsatz ist deshalb von größter Wichtigkeit, weil Ackerknecht in ihm mit zukunftsgläubiger Entschiedenheit und mit einer freien Offenheit, die den Wert einer Arbeit in dem Bewußtsein der eigenen, nicht in dem Herabsetzen der fremden Leistung erblicken darf, die deutschen Stadtverwaltungen zu einer ideell und praktisch gesicherten Arbeit an dem wichtigsten und kulturell fruchtbarsten Zweig der öffentlichen Bildungspflege aufruft. Allein schon um dieses Aufsatzes willen sollte Ackerknechts Buch von jedem zur Hand genommen werden, der amtlich oder beruflich mit der Praxis des Bildungslebens zu tun hat.

Memel — Georg Kemp

Aus der Theaterwelt. Erlebnisse und Erfahrungen. Von Eugen Kilian. Karlsruhe i. B. 1924, C. F. Müller. 174 S.

Ein Stück süddeutscher Theatergeschichte der letzten dreißig Jahre. Kilian, zeit seines Wirkens von den sogenannten „reinen Theaterfachleuten“ als halber Außenseiter und literaturbeflissener Klugredner verdächtigt, in den letzten Jahren von der ungeduldigen Jugend als veraltet beiseitegeschoben, erscheint in der schlichten Schönheit der fließenden Sprache seiner Erinnerungen unaufdringlich als das, was er immer gewesen ist: der Repräsentant einer vornehmen, den Ausgleich zwischen der feinen Erfühlung dichterischer Werte und den robusteren Wirkensmöglichkeiten der Bühne liebevoll suchenden Theaterkultur. In der Vorkriegszeit erstrebt und in Höchstleistungen erreicht, sehen wir diese Kultur heute entschwinden, nicht ohne Wehmut auch dann, wenn wir uns zu den andersgearteten Zielen des werdenden Theaters der selbstherrlichen szenischen Wirkung bejahend hingezogen fühlen. Der Geist und das Wollen jener Zeit wird in diesem Erinnerungsbuch ihres ersten Dramaturgen spürbar; seine Arbeit als Regisseur, vor allem in leitender Stellung am münchner Hoftheater von 1908 bis 1916 hat ihm die praktische Erfahrungsgrundlage gegeben für das, was das Bleibende seines Schaffens sein wird: in unbestechlicher Sachlichkeit abwägende dramaturgische Klein- und Einzelarbeit im Ringen um die Bühnenwirklichkeit großer dramatischer Dichtungen. Dazwischen zeichnet er in diesen Blättern als pietätvoller Chronist anschauliche und lebensvolle Bilder mancher heute fast vergessenen Persönlichkeiten. So läßt der großzügig orientierende Rechenschaftsbericht über Kilians Lebenswerk, als der sich diese „Lebensskizze“ darstellt, die Erschließung eines künstlerisch und menschlich wertvollen Urkundenmaterials in den in Aussicht gestellten ausführlichen Theatererinnerungen Kilians erwarten.

Saarbrücken — Erich Dürr

Die sechs schönsten Puppenkomödien von Franz Pocci. Herausgegeben von Leo Weismantel. Frankfurt a. M. 1924, Verlag des Bühnenvolksbundes G. m. b. H. 272 S. Geb. M. 4,—.

Eine hübsche Auswahl aus Pocci, der für den praktischen Gebrauch Spielanmerkungen beigefügt sind, hat der auch sonst um das Puppenspiel sehr verdiente badische Dichter Leo Weismantel besorgt. Das zuerst mitgeteilte Stückchen „Kasperl ist überall“ gehört zwar ursprünglich nicht in diese Reihe, da es als „großes Schattenspiel“ gedacht war; aber das Hervorholen des weniger bekannten, munteren Versspiels wird vielen eine gute Stunde bereiten, obwohl die dazu gehörigen acht Silhouetten nicht aufgenommen sind. Reizende farbige Figurenentwürfe von Frau Käthe Rothacker geben dem schmucken, etwa im Format der Originalausgabe des „Lustigen Komödienbüchleins“ gedruckten Büchleins eine persönliche Note.

Frankfurt a. M. — Georg Schott

Literargeschichtliche Anmerkungen

LIX

Eine Quelle zu Kellers Apotheker von Chamounix

Von Max Nußberger (Riga)

In Kellers Apotheker von Chamounix, der nicht nur eine Abrechnung mit Heines Romantizismus sondern auch eine nicht immer ganz harmlose Satire auf die Prestigepolitik des dritten Napoleon enthält, kommt eine Stelle vor, die eine malerische Schilderung von Paris bietet. Sie ist interessant durch die Sicherheit, mit der das Panorama entworfen ist, und die poetische Kraft, die von ihr ausgeht. Von der Anhöhe des Père Lachaise überblickt man die Riesenstadt, die im Abendgold der untergehenden Sonne schimmert. Bis an den Horizont wogt das Häusermeer, das im Dunste der Luft verschwimmt. Hunderte von Türmen ragen darin auf. Sie bilden einen merkwürdigen, unvergeßlichen Kontrast zu dem Meer von Marmorblöcken, das sich auf dem Kirchhof unter den Zypressen, Sykomoren und Trauerweiden lagert.

Keller hat nie Paris besucht. Die Schilderung muß also auf einen literarischen Eindruck zurückgehn. Ich finde eine ähnliche Stelle in Balzacs „Frau von dreißig Jahren“, die mir die Anregung gegeben zu haben scheint. Es hat keinen Zweck, die Wahrscheinlichkeiten des Zusammenhanges zu erörtern, ohne die betreffende Stelle selbst vorgelegt zu haben. Ich setze sie also zunächst her. Sie enthält die Einleitung zu dem tragischen Ausgang bei Balzac:

„Zwischen der Barière d'Italie und der Barière de la Santé, auf dem innern Boulevard, der zum Jardin des Plantes führt, gibt es einen Blick, der geeignet ist, jeden Künstler und selbst einen Reisenden, der schon die großartigsten Aussichten genossen hat, zu entzücken. Wenn man eine kleine Anhöhe erreicht hat, von der aus sich der Boulevard, der im Schatten großer buschiger Bäume liegt, mit der Anmut

einer grünen, schweigsamen Waldstraße erstreckt, sieht man vor sich zu seinen Füßen ein tiefes Tal, in dem halb ländliche Fabriken stehen; dazwischen grüne Matten, durch die das braune Wasser der Bièvre fließt. Auf dem gegenüberliegenden Abhang verbergen Tausende von Dächern, die wie die Köpfe einer Menschenmenge zusammengedrängt sind, das Elend des Faubourg Saint-Marceau. Die prächtige Kuppel des Panthéon, das düstere und melancholische Gewölbe des Val de Grâce ragen stolz über diese amphitheatralische Stadt, aus deren Terrassen sich die krummen Straßen grotesk herausheben. Von dieser Stelle machen die beiden Bauwerke einen riesenhaften Eindruck; sie erdrücken die armseligen Wohnhäuser und überragen die höchsten Pappeln des Tales. Zur Linken taucht die Sternwarte auf, in deren Fenstern und Galerien das Licht sonderbar spielt: sie sieht wie ein schwarzes, fleischloses Gespenst aus. In der Ferne funkelt die elegante Dachkrönung des Hôtel des Invalides zwischen den bläulichen Massen des Luxembourg und den grauen Türmen von Saint Sulpice. Von da gesehen sind diese Linien der Gebäude mit Laubwerk und Schatten verschmolzen und sind den Launen eines Himmels ausgesetzt, dessen Farbe und Beleuchtung fortwährend wechseln. In der Entfernung schieben sich die Häuser in den Himmel; in der Nähe hat man rauschende Bäume, ländliche Fußwege. Zur Rechten gewahrt man in einer weiten Ausbuchtung dieser seltsamen Landschaft den langen Wasserstreifen des Saint-Martin-Kanals, der von roten Steinen umsäumt ist und an dessen Ufern Linden stehen. An ihm erheben sich die wahrhaft römischen Bauwerke der Getreidemagazine. Ganz hinten verschwimmen die dunstigen Hügel von Belleville, auf denen Häuser und Mühlen stehen, mit den Wolken. Zwischen der Reihe der Dächer jedoch, die das Tal umsäumen, und diesem Horizont, der so unbestimmt ist wie die Erinnerung eines Kindes, liegt eine Stadt, die man nicht sieht, eine ungeheure Stadt, die wie in einem Abgrunde zwischen den Dächern des Spitals de la Pitié und den Mauern des Ostfriedhofes liegt: zwischen Krankheit und Tod. Sie macht sich mit einem dumpfen Brausen vernehmlich, ähnlich dem Dröhnen des Ozeans, der hinter den Klippen schäumt, als wollte er sagen: „Ich bin da." Wenn die Sonne ihre Lichtströme auf dieses Antlitz von Paris wirft, wenn sie seine Linien verschönt und vergeistigt; wenn sie einige Scheiben ins Glühen bringt, den Ziegelsteinen heitere Farben leiht, auf den goldenen Kreuzen funkelt, die Mauern wie mit Silber bekleidet und die Luft in einen Gazeschleier verwandelt; wenn sie die starken Gegensätze von Licht und phantastischen Schatten hervorbringt; wenn der Himmel blau ist und die Erde braust, wenn die Glocken reden: dann bewundert man von da oben ein märchenhaftes Bild, das die Phantasie nie wieder vergißt und in das man gerade so vernarrt ist wie in einen wundervollen Blick von Neapel, Stambul oder Florida. Keine Nuance fehlt diesem harmonischen Gemälde. Man vernimmt das Brausen der Welt und den romantischen Frieden der Einsamkeit, die Stimmen der Millionen Menschen und die Stimme Gottes. Da ruht eine Riesenstadt unter den friedlichen Zypressen des Père Lachaise."

Ich zitiere nach der Übertragung von Hedwig Lachmann in der Insel-Ausgabe. Aber die Übereinstimmungen sind oft so wörtlich, daß es in der Tat scheint, als hätte Keller nicht das französische Original, sondern eine frühe Übersetzung vorgelegen. Welche, wäre noch auszumachen.

Aber nun die Parallelen im Einzelnen, die eine Berührung der beiden Texte nahelegen. Der Augenblick der in der Abendsonne schimmernden Stadt, das Hervorheben der Zinnen einzelner Häuser und des Silberstreifens des Flusses, das Gewahren des Dunstes in der Luft, aus dem sich das Gegenständliche der Objekte erst heraushebt; vor allem aber die dichterische Kraft, die von dem Nebeneinander von Tod und Leben ausgeht und den Eindruck zu einem unvergeßlichen macht: das alles sind Übereinstimmungen, die in die Augen fallen. Man erinnert sich, daß Keller in einem Jugendsonett ein ähnliches Motiv gestaltet und die Novelle „Dietegen" die beiden Daseinspole gleichfalls hart nebeneinanderrückt. Vor allem aber ist es der Umstand, daß Keller aus dem Leben einen ähnlichen Eindruck nicht empfangen konnte, der die literarische Anregung wahrscheinlich macht. Sie ist bei Keller genau auf den Akkord gestimmt, den hier Balzac in sein Gemälde legt. Vielleicht war es der Doppelklang des dichterischen und malerischen Empfindens in Balzacs Schilderung, der Keller so stark berührte, daß er unter dem Eindruck des französischen Romanciers blieb.

Nachrichten

Todesnachrichten. Kurt Küchler, der aus dem großen Kriege blind heimgekehrt war, ist am 1. Mai im Alter von 42 Jahren in Hochkamp bei Blankenese plötzlich gestorben. Sein hartes Schicksal hatte ihn, der ursprünglich mit einer leichten journalistischen Begabung hervorgetreten war, ernsterem literarischen Schaffen zugeführt. Seine Romane „Steuermann Holk", „Zwischen den Dünen" sowie seine Erzählung „Die kleine Magd" werden gerühmt. Sein Drama „Gastmahl der Liebe" gilt als seine dramatische Lebensbeichte. Seinen größten Bühnenerfolg hatte Küchler allerdings mit seinem leichten Lustspiel „Sommerspuk" errungen.

Kurt Kraatz ist nach einer Meldung vom 1. Mai im Alter von 68 Jahren gestorben. Seine Schwänke „Bocksprünge", „Die Logenbrüder", „Mamsell Tourbillon", „Polnische Wirtschaft" und „Der Hochtourist" sind erfolgreich über viele Bühnen gegangen.

Helene Brauer ist nach einer Meldung vom 12. Mai im 38. Lebensjahr in Schwerin gestorben. Ihre Gedichte „Mädchenlieder" sind nicht unbeachtet geblieben.

Paul von Salvisberg, zuletzt Herausgeber der „Hochschulnachrichten", ist nach einer Meldung vom 24. Mai kurz nach seinem 70. Geburtstage in München einem Herzschlag erlegen. Er hatte sich auch um Sport und Photographie publizistische Verdienste erworben.

Fritz Vigener ist nach einer Meldung vom 7. Mai im Alter von 46 Jahren in Gießen einer Infektion erlegen, die er sich im Kriege zugezogen hatte. In Biebrich a. Rh. geboren, von Dietrich Schäfer und B. Erdmannsdörffer in die Geschichtswissenschaft eingeführt, hatte er 1901 promoviert, sich 1908 in Freiburg i. B. habilitiert und war Ostern 1918 einem Ruf nach Gießen gefolgt. Als sein Studiengebiet galt vor allem die Geschichte des späten Mittelalters, die neue und neueste Geschichte des Katholizismus.

Franz Jostes ist am 16. Mai in Münster gestorben, wo er lange Jahre hindurch als Ordinarius für germanische Philologie gewirkt hat. Unter seinen Schriften sind „Die Vlamen im Kampf um ihre Sprache und ihr Volkstum“ am bekanntesten geworden.

Sir Henry Rider Haggard ist nach einer Meldung vom 17. Mai in London im Alter von 69 Jahren gestorben. Von Hause aus Jurist, war er frühzeitig in den kolonialen Dienst getreten und hatte Südafrika als Sekretär Henry Bulwers und als Offizier im ersten Burenkrieg gründlich kennengelernt. Unter seinen mehr als vierzig großen Romanen ragen die Bücher hervor, in denen er seine Kenntnisse Südafrikas verwerten konnte, wie „She“ und „King Solomons Mines“. Rider Haggard liebte es, seine Abenteuerromane mit gespenstischem Spuk zu durchtränken, an den sich dann eine billige Mystik heftete. Man konnte ihn als den Mystiker des Unterhaltungsromans bezeichnen. Viele seiner Bücher sind denn auch ohne weiteres als Lektüre für die reifere Jugend angesprochen und verbreitet worden. Später hatte er sich auch politisch betätigt.

Amy Lowell ist nach einer Meldung aus Neuyork vom 13. Mai plötzlich gestorben. Ihre Gedichte sind als durchaus dichterisch gewertet worden.

Luigi Siciliani, Minister der schönen Künste im Kabinett Mussolini, namhaft als hervorragender Kriegslyriker Italiens, ist nach einer Meldung vom 28. Mai in Rom gestorben.

José López Silva, geboren in Madrid am 4. April 1861, verschied Ende März fern der Heimat in Buenos Aires. Der Verstorbene wird seinem letzten Wunsche gemäß nach Madrid überführt werden, wo er ein Denkmal erhalten soll. Die Hauptstadt widmete eine Votivtafel für sein Geburtshaus. López Silvas Dichtungen atmen durchweg bodenständige madrilenische Geistigkeit, so daß sie in weite Volkskreise zu dringen vermochten. Als seine bekanntesten Versbücher sind zu nennen „Migajas“, „La musa del arroyo“, „Los barrios bajos“, „Chulaperias“, „De rompe y rasga“ und „Gente de tufos“. Von seinen Volksstücken und Saineten, die bewegte Handlung ebensowohl wie Humor kennzeichnet, wurden am beliebtesten „El colillero“, „Las primeras rosas“ und „Mariposas blancas“.

Isaac Muñoz, ein geschätzter Schriftsteller, starb am 9. März im besten Mannesalter nach schwerem Leiden in einem Sanatorium in Vallecas. Einer der besten Kenner Nordafrikas, sprach er die dortigen Idiome wie seine Muttersprache. Muñoz verfaßte zahlreiche Novellen aus marokkanischem Milieu, übersetzte Versdichtungen der Kabylen, und gab schließlich Studienwerke über sein Lieblingsgebiet heraus, in denen sich reiches Wissen kundgibt und deren Stil als musterhaft gilt. Unter seinen Büchern seien hervorgehoben „Esmeralda de Oriente“, „La agonia de Mogreb“, „La corte de Tetuan“ und „En el pais de los Cherifes“.

Federico Gil Asensio verschied am 25. März in Madrid im Alter von 45 Jahren. Er war Verfasser zahlreicher Zarzuelas und kleiner Komödien.

Leopoldo Romeo, ein vielseitiger Schriftsteller, starb am 26. März in Madrid. Er stammte aus Saragossa, wo er 1870 geboren wurde.

Alfredo de Villacián verschied am 30. März im 28. Lebensjahre. Ein feinsinniger Stilist, galt er als eine Hoffnung der jüngeren Generation. (M. B.)

* * *

Carl Hauptmann ist auf dem Dorffriedhof in Unterschreiberhau ein Denkmal errichtet worden, das einen Majolikablock darstellt, um den Flammen lodern, aus denen sich ein Vogel erhebt. Das von Hans Poelzig entworfene Denkmal trägt den Grabspruch, den Carl Hauptmann nach einer alten Volksweise aufschrieb und sich selbst zum Erinnerungsmal wählte: „Wohl unter den Röslein, wohl unter dem Klee, — Darunter verderb' ich nimmermeh'! — Denn jede Träne, die dem Auge entquillt, — Macht, daß mein Sarg mit Blute sich füllt. — Doch jedesmal, wenn du fröhlich bist, — Mein Sarg voll duftender Rosen ist.“

Friedrich Lienhard, der schon Dr. h. c. der philos. Fakultät der Universität Straßburg ist, wurde der theologische Ehrendoktor von der ev. theol. Fakultät der Universität Münster i. W. verliehen. In der Urkunde heißt es: „dem Dichter der Wartburg und des ‚Oberlin‘, dem Vorkämpfer einer neuen deutsch-christlichen Kultur.“

Wilhelm Meyer-Förster, dem Verfasser von „Alt-Heidelberg“, ist zu seinem 63. Geburtstag, am 12. Juni, das Ehrenbürgerrecht der Stadt Heidelberg verliehen worden.

Das berühmte Zola-Porträt von Manet ist laut Testamentsbestimmung der kürzlich verstorbenen Witwe des Dichters dem Louvre überwiesen worden.

Die Schweizer Schiller-Stiftung hat ihren ersten Preis Albert Steffen in Anerkennung seines dichterischen Werkes zuerkannt. Weitere Preise und Auszeichnungen wurden Otto Wirz für seine „Gewalten eines Toren“, Traugott Vogel für seinen Roman „Unsereiner“, Charly Clerc für sein dichterisches und kritisches Werk zuerkannt. Mit Auszeichnungen wurden auch Cécile Lauber, Nanny von Escher und Léon Savary bedacht.

Bei der Preisverteilung der Pulitzer-Preise in Neuyork für das Jahr 1924 erhielt den Preis für amerikanische Geschichte Frederic Parson („Geschichte der amerikanischen Grenze“). Für den besten Roman Edna Ferber („So big“), für das beste Bühnenstück Sidney Howard („The Knew What They Wanted“), für die beste Biographie Wolfe Howes („Barrett Wendell“), für das beste Gedicht Robinson („Der Mann, der zweimal starb“).

Professor Schmalenbach, Dekan der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Köln, hat einen Preis von 1000 Mark für das beste Kommerslied, das die Universität Köln als Universitätsstadt besingt, gestiftet.

Der international-literarische Klub (Pen-Club) hat Heinrich Mann, Hofmannsthal und Rilke für die pariser Tagung eingeladen.

Joaquin Alvarez Quintero, der bekannte Lustspieldichter, wurde feierlich als Mitglied der spanischen Akademie eingeführt. Azorin (José Martinez Ruiz) ehrte ihn in einer geistvollen Ansprache.

Der auch als Schriftsteller geschätzte General Valeriano Weyler y Nicolau, einstiger Kommandant auf Kuba, wurde unter besonderer Feierlichkeit als neues Mitglied der Academia de la Historia eingeholt.

José del Rio Sainz empfing den jüngsten Fastenrath-Preis der spanischen Akademie.

Sevilla ernannte den Schriftsteller José Andrés Vázquez zum Ehrenbürger. Kürzlich erst hat er eine Auszeichnung seitens der französischen Akademie erhalten.

Azorin wurde als Direktor der madrider Zeitung „La Nación“ verpflichtet. Pio Baroja lehnte eine Mittätigkeit ab.

Eduardo Marquina wurde gelegentlich seiner Teilnahme an den Juegos florales in Cartagena mannigfach geehrt.

Die sterbliche Hülle des berühmten Schriftstellers und Philosophen Angel Ganivet wurde kürzlich aus Riga nach der Heimat zurückgebracht und in Granada feierlich bestattet. (M. B.)

* * *

Der Schwäbische Schillerverein, Stuttgart, hat seinen Rechenschaftsbericht (1922–1924) ausgegeben, demzufolge das Schillernationalmuseum in Marbach hauptsächlich durch den literarischen Nachlaß von Wilhelm Hertz bedeutenden Zuwachs erfahren hat. Das Archiv des Museums und die Bildnissammlung bewahrt nunmehr zirka 75 000 Handschriften, 4600 Bildnisse und 15 000 Druckschriften.

„Der englische Dichter und Schriftsteller H. G. Wells, ein begeisterter Vorkämpfer der von Darwin geschaffenen Entwicklungstheorie, hat eine merkwürdige Aufforderung erhalten. Ein Lehrer an der Hochschule von Tennessee, J. T. Scopes, hat sich an ihn mit der Bitte gewandt, ihn zu verteidigen, da er wegen Verletzung des in diesem Staate erlassenen Verbotes der Verbreitung des Entwicklungsgedankens verhaftet und in Anklagezustand versetzt worden ist. Der Hauptankläger des Mr. Scopes, der nur Dinge gelehrt hat, die bei uns in jeder Volksschule behandelt werden, ist der oft durchgefallene Präsidentschaftskandidat Bryan Dieser hat in einigen Südstaaten die Annahme eines Gesetzes veranlaßt, das jedem öffentlichen Lehrer bei Zuchthausstrafe untersagt, die Theorie zu verbreiten, nach der der Mensch irgendwie vom Tier abstammen soll. Nach Bryans Ansicht, die er jüngst in einer Rede vertrat, sind die amerikanischen Gelehrten ‚unehrliche Schurken, die den religiösen Glauben der amerikanischen Kinder wegstehlen', weil sie die Ideen Darwins vertreten." (Vorw. 234)

Nach einer Meldung des Vorwärts (227), die auf einen Bericht der moskauer „Prawda" vom 28. April zurückgeht, sind Schriftsteller in Rußland gezwungen, sich ein Patent zu beschaffen, für das halbjährlich 32 Rubel zu zahlen sind, um ihrer schriftstellerischen Arbeit nachgehen zu können. Dem Bericht zufolge soll noch heute die Mehrzahl der russischen Schriftsteller in bitterster Not leben.

Der Verlag von K. F. Koehler, Leipzig, teilt mit, daß er seinen Hauptsitz nach Berlin W 9, Potsdamerstr. 13 verlegt habe, um durch die Übersiedelung in die Reichshauptstadt zum Ausdruck zu bringen, daß er seine Arbeit fortan dort leisten wolle, wo ein starker nationaler Wille den Weg zu einem einigen Deutschland führe und heute alle Fäden des politischen Lebens zusammenstreben.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Bachner-Ostrkany, Mimi. Die stille Straße. Novellen. Wien 1925, Rikola-Verlag. 165 S.

Beamt, Walther. Das erste Weib. Ein Novellenbuch. Potsdam 1925, G. Kiepenheuer. 176 S. Geb. M. 5,50.

Berend, Alice. Der Schlangenmensch. Roman. Berlin 1925, S. Fischer. 262 S. M. 4,50 (6,50).

Brandenburg, Hans. Pankraz der Hirtenbub. Ein Idyll für Jung und Alt. Mit Zeichnungen von Dora Brandenburg-Polster. Leipzig 1925, H. Haessel. 191 S.

Brenning, Hans. Im Grünen Grund. Ein Waldroman. Breslau 1925, Bergstadt-Verlag. 377 S. Geb. M. 6,–.

Der Bannwald. Von oberschlesischen Dichtern und Geschichtenmachern. Herausgegeben von Willibald Köhler. I/II. Schweidnitz 1924, L. Heege. 159, 164 S.

Ebermayer, Erich. Der Letzte. Novelle. Mit 5 Originallithographien. Leipzig 1925, Ernst Oldenburg. 50 S. Geb. M. 20,–.

Enking, Ottomar. Patriarch Mahnke. 7.–9. Tausend. Bremen 1925, Carl Schünemann. 274 S. Geb. M. 5,50.

Felden, Emil. Der Quellenhof. Roman. Bremen 1925, Friesen-Verlag A.-G. 416 S. Geb. M. 6,–.

Forstreuter, Hedwig. Die Fahrt nach Bimini. Leipzig 1924, Erich Matthes. 93 S. Geb. M. 1,50.

Franck, Hans. Mutter, Tod und Teufel. Fünf legendäre Novellen aus dem deutschen Osten. Danzig 1925, Danziger Verlags-Gesellschaft m. b. H. 165 S. M. 3,– (4,–).

Henel, Hans Otto. Schuldige? Geschichten armer Schächer. Leipzig 1924, Verlag Die Wölfe. 88 S. Geb. M. 2,–.

Höcker, Paul Oskar. Dicks Erziehung zum Gentleman. Roman. Berlin 1925, Aug. Scherl G. m. b. H. 192 S.

Kleinmann, Will. Das Abenteuerbuch. Essen 1925, Fredebeul & Koenen. 121 S.

Kraze, Friede H. Die steinernen Götter. (Engelhorns Rom.-Bibl. 38. Reihe, 14. Bd.) Stuttgart 1925, J. Engelhorns Nachfolger. 140 S. M. –,75 (1,50).

Lothar, Ernst. Licht. Des Romans „Macht über alle Menschen", dritter Teil. München 1925, Georg Müller. 296 S. M. 4,– (6,–).

Mann, Heinrich. Der Kopf. Roman. Wien 1925, Paul Zsolnay. 637 S.

– Klaus. Vor dem Leben. Erzählungen. Hamburg 1925, Gebr. Enoch. 194 S.

Meyrink, Gustav. Die heimtückischen Champignons und andere Geschichten. Berlin 1925, Ullstein. 253 S. Geb. M. 2,–.

Neumann, Alfred. Die Brüder. Roman. Wien 1924, Ed. Strache. 281 S.

Ruppel, Heinrich. Helle Herzkammern. Geschichten vom inneren Leben. Melsungen 1925, Heimatschollen-Verlag. 223 S. Geb. M. 3,50.

Schneben, Rudolf. Aus Paris Lodrons Tagen. Roman aus Alt-Salzburg. Wien 1925, Österr. Bundesverlag. 368 S.

Schneider, Rudolf. Die Straße des Gelächters. Vierzehn Geschichten. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt (Chronos-Verlag). 138 S. Geb. M. 4,–.

Seidel, Willy. Der Gott im Treibhaus. Ein Roman von Übermorgen. München 1925, Buchenau & Reichert. 240 S. Geb. M. 6,–.

Skolaster, Hermann. Im Banne der Ngil. Ein Roman aus Kamerun. Freiburg i. B. 1925, Herder & Co. G. m. b. H. 271 S. Geb. M. 4,40.

Voigt-Diederichs, Helene. Auf Marienhoff. Vom Leben und von der Wärme einer Mutter. Jena 1925, Eugen Diederichs. 138 S. M. 5,– (7,50).

Walde, G. Trutz Kämpfer. Leipzig 1925, Quelle & Meyer. 338 S. Geb. M. 5,50.

Zweig, Arnold. Frühe Fährten. Berlin 1925, J. M. Spaeth. 203 S. M. 4,– (5,–).

* * *

Benoit, Pierre. Der Riesendamm. Roman. Übersetzt von N. Collin. Berlin 1925, Kurt Ehrlich. 287 S.

Pouvillon, Emile. Pygmäen. Autorisierte Übersetzung und freie Bearbeitung aus dem Französischen von Clemens Delleskamp. Wiesbaden 1925, Dioskuren-Verlag. 280 S.

Romains, Jules. Lucienne. Roman. Deutsch von Otto Grautoff. Berlin 1925, Propyläen-Verlag. 263 S.

Schwob, Marcel. Das Buch der Monelle. Ber. Übertragung von Franz Blei. Hellerau 1925, Jakob Hegner. 165 S.

— Der Roman der zweiundzwanzig Lebensläufe. Ber. Übertragung von Jakob Hegner. Hellerau 1925, Jakob Hegner. 224 S.

Hearn, Lafcadio. Japanische Geistergeschichten. Herausgegeben und übertragen von Gustav Meyrink. Berlin 1925, Propyläen-Verlag. 193 S.

Maartens, Maarten. Aus tiefer Höhe. Eine Geschichte aus hohen Kreisen. Ber. Übersetzung von Eva Schumann. München 1925, Albert Langen. 454 S. M. 5,— (7,50).

Michaelis, Karin. Mette Trap. Roman. Potsdam 1925, Gustav Kiepenheuer. 217 S. M. 4,— (6,—).

Gatzwiller, Knud. Der gelbe Marquis. Roman. Aus dem Dänischen übersetzt von E. von Kraatz (Der Abenteuer-Roman). Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 252 S.

Turgenjew, Iwan. Erzählungen. Ausgewählt, übertragen und eingeleitet von Siegfried von Vegesack (Langens Auswahlbände, Bd. 20). München, Albert Langen. 172 S. Geb. M. 4,—.

Lyrisches und Episches

Bertram, Ernst. Das Nornenbuch. Leipzig 1925, Insel-Verlag. 121 S.

Claudius, Hermann. Heimkehr. Lieder von Gott, Ehre und Armut. Braunschweig 1925, Georg Westermann. 118 S. Geb. M. 3,50.

Diederich, Franz. Jungfreudig Volk. Gedichte. Berlin 1925, Arbeiterjugend-Verlag. 45 S.

Feichtinger, Georg. Echo der Seele. Dichtungen. Heilbronn a. N. 1925, Phantasus-Verlag. 23 S.

Jüngste Arbeiterdichtung. Ausgewählt von Karl Bröger. Berlin 1925, Arbeiterjugend-Verlag. 87 S.

Krille, Otto. Aufschrei und Einklang. Ausgewählte Gedichte für die Jugend. Berlin 1925, Arbeiterjugend-Verlag. 46 S.

Le Fort, Gertrud von. Hymnen an die Kirche (Theatiner Drucke, Bd. IV). München 1924, Theatiner-Verlag. 53 S. Geb. M. 3,50.

Marx, Gertrud. Gedichte. Neue Folge. Frankfurt a. M. 1925, S. Kauffmann. 190 S.

Paquet, Alfons. Amerika. Hymnen, Gedichte. Leipzig 1925, Verlag Die Wölfe. 74 S. Geb. M. 3,—.

Rehtz, Alfred. Der arme liebe Gott. Freidenker-Lieder. Leipzig 1925, Verlag Die Wölfe. 128 S. Geb. M. 1,50.

Schaumann, Ruth. Der Knospengrund. München 1925, Theatiner-Verlag. 139 S. Geb. M. 3,50.

Schönlank, Bruno. Sei uns, du Erde! Gedichte. Berlin 1925, Arbeiterjugend-Verlag. 46 S.

Und wenn die Not nicht Eisen bricht ... Deutsche Balladen und Lieder. Herausgegeben von Sigmund Graff. Magdeburg 1925, Stahlhelm-Verlag. 63 S.

Vegesack, Siegfried von. Die kleine Welt vom Turm gesehen. Verse. Berlin 1925, Alfr. Rich. Meyer. 155 S.

* * *

Mackay, John Henry. Sturm. Volks-Ausgabe. Berlin 1925, Verlag Der Syndikalist. 97 S.

Manzoni, Allessandro. Die Heiligen Hymnen (Theatiner-Drucke, 3. Bd.). München 1924, Theatiner-Verlag. 55 S. Geb. M. 3,50.

Köhler-Haussen, Ernst. Abu Hamida. Arabische Liebeszeilen. Mit Holzschnitten von Georg Oeconomides. Dresden 1925, Der Büchermann. 68 S.

Dramatisches

Schaumann, Ruth. Die Glasbergkinder. Ein Spiel. München 1924, Theatiner-Verlag. 54 S. M. 1,—.

Schmitt-Rheinböllen, Julian — Christine von Schweden — Bacon von Verulam. Leipzig 1925, G. Hedeler. 335 S. M. 3,50.

Sorge, Reinhard Johannes. Der Jüngling. Die früheren Dichtungen. Kempten 1925, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 174 S. M. 3,— (4,50).

Wollheim, Gert H. Der Staatsanwalt. Theaterstück in 3 Akten. Konstanz 1925, See-Verlag. 69 S.

* * *

Viertel, Berthold. Die Bacchantinnen des Euripides. Frei übertragen. Hellerau 1925, Jakob Hegner. 132 S. M. 4,50 (6,50).

Yeats, W. B. Gräfin Cathleen. Ein Drama. Ber. Übertragung von Ernst E. Stein. Hellerau 1925, Jakob Hegner. 96 S.

Lunatscharsky, A. W. Der befreite Don Quichotte. Ein Schauspiel in 9 Bildern und einem Epilog. Aus dem Russischen von J. Gotz. Berlin 1925, Arbeiterjugend-Verlag. 104 S. M. 2,— (2,50).

Literaturwissenschaftliches

Altenberg, Peter. Der Nachlaß. Berlin 1925, S. Fischer. 157 S. M. 4,50 (6,—).

Eloesser, Arthur. Thomas Mann. Sein Leben und sein Werk. Berlin 1925, S. Fischer. 207 S. M. 5,— (6,50).

Gotthelf, Jeremias. Ausgewählte Werke. In 4 Bänden. Herausgegeben von Johannes Mumbauer. Freiburg i. B. 1925, Herder & Co. G. m. b. H. 509, 496, 508, 454 S. Geb. je M. 7,—.

Hoppe, Karl. Sturm und Drang. In Auswahl herausgegeben. Leipzig 1925, J. J. Weber. 304 S.

Houben, H. H. Verbotene Literatur von der klassischen Zeit bis zur Gegenwart. Bd. I. Dessau 1925, Karl Rauch. 622 S. M. 18,— (25,—).

Keller, Gottfried. Kleine Schriften. Herausgegeben mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen von Max Zollinger. Berlin 1925, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 256 S. Geb. M. 4,—.

Michel, Wilhelm. Friedrich Hölderlin. Weimar 1925, Erich Lichtenstein. 139 S. M. 3,—.

Mueller, Guenther. Geschichte des deutschen Liedes, vom Zeitalter des Barock bis zur Gegenwart. München 1925, Drei Masken Verlag. 335 S. u. 48 S. Liederanhang.

Neubauer, Ernst. Goethes religiöses Erleben im Zusammenhang seiner intuitiv-organischen Weltanschauung. Tübingen 1925, J. C. B. Mohr. 84 S.

Platz, Hermann und Karl Linzen. Paul Bourget. (Dichter des Auslands.) Würzburg 1925, Wolfram-Verlag. 45 S. M. 1,30.

Stoessl, Otto. Adalbert Stifter. Eine Studie. (Dichtung und Dichter.) Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 88 S. Geb. M. 3,50.

* * *

France, Anatole. Die Vormittage der Villa Said. Gespräche gesammelt von Paul Gsell. Mit einem Vorwort von Heinrich Mann. Berlin 1925, J. M. Spaeth. 237 S. M. 4,— (5,50).

Housman, Laurence. Gespräche mit Oscar Wilde. Ein Zusammentreffen in Paris. Aus dem Englischen übertragen von Herman George Scheffauer. Berlin 1925, S. Fischer. 100 S. M. 2,50 (3,50).

Dante Allighieri. Über das Dichten in der Muttersprache. De vulgari eloquentia. Aus dem Lateinischen übersetzt und erläutert von Franz Dornseiff und Jos. Balogh. Darmstadt 1925, Otto Reichl. 103 S. M. 18,—.

Verschiedenes

Brinckmann, A. E. Spätwerke großer Meister. Frankfurt a. M. 1925, Frankfurter Verlags-Anstalt A.-G. 69 S. u. 39 Abb. M. 6,– (8,50).

Bücken, Ernst. Musikalische Charakterköpfe. Leipzig 1925, Quelle & Meyer. 174 S. Geb. M. 4,–.

Carus, Carl Gustav. Über Lebensmagnetismus und über die magischen Wirkungen überhaupt. Unverändert herausgegeben und eingeleitet von Christoph Bernoulli. Basel 1925, Benno Schwabe. 245 S.

Cotta. Briefe an Cotta. Das Zeitalter Goethes und Napoleons (1794–1815). Herausgegeben von Maria Fehling. Stuttgart-Berlin 1925, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 542 S. Geb. M. 12,–.

Dempf, Alois. Die Hauptform mittelalterlicher Weltanschauung. München 1925, R. Oldenbourg. 179 S. Geb. M. 6,50.

Diehl, Ludwig. Erlebtes und Erlauschtes aus Alt-Mergentheim. Mit 25 Bildern. Stuttgart 1925, Chr. Belser A.-G. 64 S. M. 3,50.

Dinglinger, Oskar. Arbeit – Glaube – Liebe. Das Glaubensbekenntnis eines deutschen Christen. Berlin 1925, E. S. Mittler. 171 S. Geb. M. 10,–.

Finckh, Ludwig. Bruder Deutscher. Ein Auslandsbüchlein. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 96 S. Geb. M. 2,25.

Gruber, Karl. Parapsychologische Erkenntnisse. (Münch. Naturwiss. Bücherei, 1. Lebensforschung, Bd. XI.) München 1925, Drei Masken Verlag. 330 S.

Guttmann, Alfred. Neue Volks-Musik-Kultur. Berlin 1925, Arbeiterjugend-Verlag. 32 S. M. –,45 (–,80).

Hagmann. Wachsen und Werden. Erinnerungen. Breslau 1925, M. u. H. Marcus. 162 S.

Heilige Zeit. Liturgische Texte aus Missale und Brevier. Übertragen von Romano Guardini. Burg Rothenfels a. M. 1925, Deutsches Quickbornhaus. 300 S.

Hesse, Hermann. Kurgast. Aufzeichnungen von einer Badener Kur. Berlin 1925, S. Fischer. 160 S. M. 3,50 (5,50).

Hirt, Hermann. Geschichte der deutschen Sprache. Zweite, neubearbeitete Auflage. München 1925, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 299 S.

Holitscher, Arthur. Der Narrenbaedeker. Aufzeichnungen aus Paris und London. Mit 15 Holzschnitten. Von Franz Masereel. Berlin 1925, S. Fischer. 201 S. M. 4,– (6,–).

Kaden, Erich-Hans. Privatrecht des Friedensvertrages (Jedermanns Bücherei). Breslau 1925, Ferdinand Hirt. 129 S. Geb. M. 3,–.

Neckel, Gustav. Altgermanische Kultur (Wissenschaft und Bildung, 208 Bd.). Leipzig 1925, Quelle & Meyer. 131 S. Geb. M. 1,60.

Landenberger, Emil. Wanderjahre in Mexiko. Mit 86 Abbildungen und einer Karte. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus. 304 S. Geb. M. 8,50.

Lorenz, Hans. Bilder aus Alt-Joachimsthal. Umrisse einer Kulturgeschichte einer erzgebirgischen Bergstadt im 16. Jahrhundert. Sankt Joachimsthal 1925, Verlag der Stadtgemeinde. 272 S. Geb. M. 6,–.

Meyer, Phil. Ernst. Die Grenzen der Hellenistischen Staaten in Kleinasien. Mit 5 Karten. Zürich 1925, Orell Füßli. 180 S.

Muschler, Reinh. Conr. Richard Strauß. (Meister der Musik III.) Hildesheim 1925, Franz Borgmeyer. 636 S. M. 14,–.

Oldenbourg, Friedrich. Buch und Bildung. Eine Aufsatzfolge. München 1925, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 103 S. Geb. M. 3,–.

Philosophisches Lesebuch. Herausgegeben von Max Ettlinger, Paul Simon, Gottlieb Söhngen. München 1925, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 443 S. Geb. M. 6,–.

Popper-Lynkeus, Josef. Gespräche. Mitgeteilt von Margit Ornstein und Heinrich Löwy. Mit einem Vorwort von Julius Ofner. Wien 1925, R. Löwit. 82 S. M. 4,–.

Preuß, Friedrich. Vom deutschen Wandern. Einunddreißig großseitige Federzeichnungen und ein Titelbild. Dresden 1925, Der Büchermann.

Riehl, Alois. Der philosophische Kritizismus, Bd. I. Geschichte des philosophischen Kritizismus. Leipzig 1924, Alfred Kröner. 592 S. M. 12,– (15,–).

Riekel, August. Die Philosophie der Renaissance. München 1925, Ernst Reinhardt. 193 S. M. 4,– (5,50).

Ritter, Gerhard. Luther. Gestalt und Symbol. München 1925, F. Bruckmann A.-G. 163 S.

Romeis, Kapistran. Prinzessin Anna von Preußen, Landgräfin von Hessen. Ihr Weg zur katholischen Kirche. Mit 2 Bildern. Freiburg i. B. 1925, Herder & Co. G. m. b. H. 133 S.

Rosenfeld, Hans. Deutschtum und Judentum. Leipzig 1925, Der Neue Geist-Verlag. 44 S. M. 1,20.

Rühl, Alfred. Vom Wirtschaftsgeist im Orient. Leipzig 1925, Quelle & Meyer. 92 S. Geb. M. 2,60.

Salten, Felix. Neue Menschen auf alter Erde. Eine Palästinafahrt. Wien 1925, Paul Zsolnay. 275 S.

Schröder, Max. P. G. 838. Selbsterlebtes aus der französischen Gefangenschaft 1917–1920. Magdeburg 1924, Stahlhelm-Verlag. 62 S.

Thierfelder, Franz. Suomi-Finnland. Das Land der tausend Seen. Unter Mitwirkung von Johannes Oehquist. Mit 169 Seiten und einer Landkarte im Anhang. Berlin 1925, Franz Schneider. 251 S. Geb. M. 16,–.

Vogel, Bruno. Es lebe der Krieg! Ein Brief. Leipzig 1925, Verlag Die Wölfe. 71 S. Geb. M. 2,–.

* * *

Brandes, Georg. Die Jesussage. Übersetzt von Erwin Magnus. Berlin 1925, Erich Reiß. 155 S.

* * *

Der Falke. 24. Alfred Neumann, Der Patriot. Erzählung. 72 S. – 25. Axel Lübbe, Der Flüchtling. Erzählung. 38 S. – 26. Vicki Baum, Der Weg. Novelle. 54 S. – 27. Heinrich Trüeb, Beatus Wiederkehrs Ferienreise. Erzählung. 135 S. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt.

Deutschkundliche Bücherei. Emil Ermatinger, Die Kunstform des Dramas. 43 S. – Leopold Naumann, Deutsche Mystik. 64 S. – Wilhelm Oppermann Geschichte der deutschen Dichtung. 90 S. – Robert Scherwatzky, Deutsche Philosophie von 1500 bis 1800. 48 S. Leipzig 1925, Quelle & Meyer.

Schöpfung. 1. Georg Stuhlfauth, Der christliche Kirchenbau des Abendlandes. Eine Übersicht seiner Entwicklung. 22 S. u. 23 Abb. – 2. Heinrich Ehl, Buchmalerei des frühen Mittelalters. 21 S. u. 22 Abb. – 3. Paul F. Schmidt, Die Lukasbrüder. Der Overbecksche Kreis und seine Erneuerung der religiösen Malerei. 23 S. u. 24 Abb. – 4. August Hoff, Christliche Mosaikbildkunst. 23 S. u. 24 Abb. – 5. Oskar Beyer, Religiöse Plastik unserer Zeit. 21 S. u. 22 Abb. – 6. Eckart von Sydow, Ahnenkult und Ahnenbild der Naturvölker. 19 S. u. 20 Abb. Berlin 1925, Furche-Verlag.

Redaktionsschluß: 5. Juni

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 57, Bülowstraße 107.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 4.—, Einzelheft Gm. 1.50

Zum Todesproblem in der jüngsten Dichtung

Von Philipp Leibrecht (Karlsruhe)

Der Tod ist eine der großen, bedeutsamen Unruhen, die tief in alles Leben eingesenkt sind. Immerwährend und vielgestaltig kreisen die Lösungsversuche um die beharrende Bedrängnis. Und stets ist es besonders jenen ungewöhnlich schwer geworden, den Tod in dumpfer Resignation als „Verhängnis" hinzunehmen, die allezeit hinzugeben verlangen: den Schaffenden, den Künstlern, den Dichtern, die in dem Tode selbst eine verwandte Kraft ihrer eigenen schöpferischen und erlösenden Sendung spüren.

„Er war ein Dichter, und solche pflegen mit dem Tode auf vertrautem Fuße zu stehen; denn wer so recht der Vertraute des Lebens ist, der ist auch derjenige des Todes. Ein Philosoph hat gesagt, daß ohne den Tod auf Erden schwerlich philosophiert werden würde. Es würde schwerlich gedichtet werden auf Erden ohne den Tod. Wo wäre der Dichter, der nicht täglich seiner gedächte in Grauen und Sehnsucht?" (Thomas Mann am Grabe Friedrich Huchs.)

Der Dichter grüßt den Tod:

> „O viel gestalter, viel entstellter du,
> wie stöhnt das spröde Herz den Ruf dir zu
> einsamer Brunst zu dir, die in ihm loht."
> (Herbert Alberti, An den Tod)

Eine Untersuchung über die Art, wie in der deutschen Dichtung die Jüngsten den Tod gebildet, wie sie „den undenkbar schmalen, — aber ebenso tiefen Riß" (Arnold Zweig) zwischen Leben und Nichtmehrleben mit Gedanken voll zartem Takt und kühner Mantik zu füllen nicht müde werden, kann schon angesichts der fast unerschöpflichen Fülle des Stoffs kein eigentlich abschließendes Gepräge erhalten, und demgemäß will auch das hier Folgende nur Anregung und Aufgabe sein — ein morphologischer Umriß. Bei keinem der modernen Dichter ist mir der unkünstlerische Versuch begegnet, dichterisch eine Summe der Existenz des Todes zu ziehen, auch bei jenen nicht, die das Todesproblem aus der Fülle ihrer übrigen Schöpfungen bewußt herausgehöht haben. Es handelt sich durchweg um Spiegelungen von der plansten bis zur tiefsten Reflexionsfähigkeit der Individuation in all ihrer Gebundenheit. In dem Gesamtbild, das sich hieraus formt, geben sich die wenigen wesenhaft neuen Linien klar erkennbar.

Der Tod ist dem Dichter heute durchaus nichts „Pittoreskes" mehr. Aus der Maskenrevue früherer, mehr oder weniger künstlerischer Verkörperungsversuche des Todes hat sich immer mehr die reine Idee herausgearbeitet. Dies ist vor allem in der Lyrik unverkennbar, die ich übrigens bei der Auswahl der Todesdichtungen auch vorherrschen ließ. Gibt sie doch in ihren Hauptsymbolen unserer Zeit, in ihrer tragischen Sehnsucht und Unerfülltheit, den am meisten identischen Ausdruck und ist zumal den Todesempfindungen von unerschöpflicher Resonanz. Und beim Hinhorchen nach einem Grundmotiv in dieser einzigartigen Sinfonie des Todes erhellte sich mir neu ein Wort Nietzsches aus dem Nachlaß zum „Zarathustra": „Wenn Skepsis und Sehnsucht sich begatten, entsteht die Mystik." — Das Todesproblem in der modernen Dichtung ist in diesem Sinne vornehmlich eine Mystik des Todes. Sehnsucht und Skepsis des Todes. „... denn die Seele des Dichters ist Sehnsucht, und die letzte, die tiefste Sehnsucht ist die nach Erlösung." (Thomas Mann, Grabrede) — und Skepsis: „... uns aber bleibt nichts, als zu erschauern und uns zu beugen" (Thomas Mann), das ist: in echter Ehrfurcht sich den Mysterien, die alles Menschentum verhüllt geleiten, nahen, die großen Unruhen alles Lebens im ewig Schöpferischen erlösen und so zum reinen Wissen gelangen.

> „Indes er so dem Leben Leben gab,
> Sprach er mit Ruhe viel von seinem Grab."
> (Hugo von Hofmannsthal, Tod Tizians)

Und dieser Mystik des Todes hat Nietzsche selbst die große Weisung gegeben in der Rede Zarathustras „Vom freien Tode". Diese Lehre vom erlesenen Sterben ist von ganz entscheidendem Einfluß geworden auf die Behandlung des Todes-

problems in der neueren Dichtung. Nicht mehr „klingt fremd die Lehre: stirb zur rechten Zeit". Sie ist uns vertraut geworden unter den Todesmaximen im Weltbild der Dichter unserer Tage. „Auf der höchsten Höhe des Lebens an ihr zu sterben, das wäre schließlich die höchste Lebenskunst" (Emil Gött) — und Zarathustras Klage: „Aber noch ist der Tod kein Fest" ist hinfällig geworden bei vielen Dichtern, „welche erlernten, wie man die schönsten Feste weiht":

„Wir sprachen von dem Tode wie von einem Fest."
(Knodt)

„Ich grüße die Sekunde, die mich liebt."
(Alfred Erich)

„Noch ist es Nacht, doch aus dem Trug der Zeit,
Aus dieses Erdenleibs verfallnem Dunkel
wandr' ich hinein in seine Herrlichkeit –
— — — — — — — — — — — — — — — —
Einst mit Gesang wird er die Tat vollbringen."
(Leo Greiner)

Doch war schon vor Nietzsche manchem großen Dichter der Tod ein Fest, und diese Kundgebungen fallen unter den großen Begriff der „Sympathie mit dem Tode", ein Wort, das Arthur Pfitzner nach einer Aufführung des „Palestrina" geprägt und in dem Thomas Mann „Formel und Grundbestimmung aller Romantik" zu finden geglaubt hat. Und Romantiker des Todes gab und wird es immer geben, solange Dichter sind. Aber in der Mystik des Todes jüngster Prägung sind sie nur ein Teil und nicht ein unentbehrlich wesentlicher. Ungleich wesentlicher ist die Auffassung des Todes als kosmisches Gesetz und die daraus dem Menschen erwachsende Pflicht zum Tode, die mit dem Adel aller inneren Notwendigkeit über das Schicksalhafte hinauszuheben und Erfüllung in Sehnsucht und Skepsis zu werden vermag. — „Es wird immer zwei Arten von Menschen geben, die einen nehmen den Tod als Pflicht des eigenen Wesens, die anderen als Willkür einer fremden Macht." (Waldemar Bonsels.)

Der Tod muß der kosmischen Idee hörig sein, damit er in Hingebung groß werde.

„Mein Tod ist meine Wahrheit, wie dein Tod die deinige. Wenn ich als Individuum sterbe, bejahe ich mich als Welt. Denn mein Tod als solcher ist dem Leben des Ganzen notwendig, und da ich selbst der Teil wie das Ganze bin, ist mein Tod mir selber notwendig. Was aber meine Notwendigkeit ist, ist auch meine Wahrheit; denn Notwendigkeit ist höchste Bejahung und höchste Bejahung Wahrheit." (Morgenstern, Stufen.)

Die Anschauung vom Tode als kosmischer Stufe oder Werkzeug alles Lebens hat in der modernen Dichtung eine großartige Renaissance eigenster Prägung erlebt durch Walt Whitman, den großen Rhapsoden des zeugenden Todes und „Sänger des unerhörtesten Sympathiegefühls" (Johannes Schlaf), dem der Tod „als Bote, hinüberführender Wegweiser aller" dem kosmischen Gesetz verpflichtet, und dem das Sterben nur eine Wandlung ewigen Lebens bedeutet, nicht eine bestimmbare Grenze zwischen Sein und Nichtsein. „Wenn Sie mir sagen können, wo dabei das Leben aufhört und wo der Tod beginnt, so will ich Ihnen den Tod erklären." (Bonsels.)

„Sterben? Nichts stirbt in der Welt, es geht nur das Alte hinüber,
Ewig durchs schweigende Nichts lodert lebendig das All."
(Emil Gött)

„Und dieses ist das große wunderbare
Mysterium des Tods: wir gleiten, gleiten."
(Hugo Salus)

Der Tod ist nur die Kunde von dem leisen Kreisen einer ewigen feierlichen Geburt im mütterlichen Schoße des Alls. „Wer über seinen Tod traurig ist, bedauert seine Geburt." (Hermann Stehr.) — Das „Stirb und Werde" vollzieht sich immerdar schon im Erdenleben selbst, das Kind stirbt an der Geburt des Jünglings und der an jener des Mannes.

„Und daß mein eignes Ich, durch nichts gehemmt,
herüberglitt aus einem kleinen Kind,
mir wie ein Hund unheimlich stumm und fremd."
(Hugo von Hofmannsthal, Terzinen der Vergänglichkeit)

Nach dem Schlüssel zu diesem Mysterium der ewigen Geburt im Tode zieht es uns heute noch wie Faust in seinem dunklen Drang nach dem Reiche der mystischen Mütter. „O gib mir den Schlüssel" (Walt Whitman), damit still werde die dumpfe Qual irdischer Gebrechlichkeit:

„Stimme der Schöpfung hat uns ergriffen,
Doch wir starben nicht ihren Tod."
(Walter Hasenclever)

Das Mütterliche mit seiner ewigen Zeugungskraft hat es den schöpferischen Menschen angetan und ihnen den Tod süß und kindlich vertraut gemacht.

„Soll ich untergehn,
Will ich munter gehn,
Niemand soll mein Bruder sein.
Türe fliegt im Wind,
Und ein kleines Kind
Wird bei seiner großen Mutter sein.

Alles Leid geschah,
Zeit: war einmal da,
Raum: – zerbrach, ach, Wasser fraß die Furt.
Ich bin nichts, und hold
In mich eingerollt
Wart' ich auf die Stunde der Geburt."

(Klabund)

„Sind drei Tage vorbei,
So liege ich lang.
Rauch, Gras und der Schwang
Eines Vogels steigt frei,
Und ich lausche stumm,
Der nicht Wort kennt und Lug,
Dem Muttergesang."

(Werfel, Todeskavatine)

Tief empfundene und schönheitsvolle Huldigungen für diese Auffassung des Todes sind noch die Dichtungen „November" von H. H. Ehrler, „Das eine Ziel" von Otto Ernst, „Die Pforte des Todes" von Richard Schaukal, „Letzte Fahrt" von Oskar Schürer, dann vornehmlich „Wir nicht" von Franz Werfel und unvergleichlich das poetische Kleinod „Feierlicher Reigen um eine Tote" von Rudolf G. Binding.

Das wahrhaft Neue nun aber in der Behandlung des Todesproblems in der jüngsten Dichtung erwacht zuerst in jener Botschaft Nietzsche-Zarathustras: „Den vollbringenden Tod zeige ich euch, der den Lebenden ein Stachel und ein Gelöbnis wird." Darin wird dem Menschen eine unerhörte Verantwortung für seinen „freien" Tod auferlegt. „Frei zum Tode und frei im Tode" will der neue Geist die Sterblichen und unter diesen erst recht den Schaffenden, daß dieser in prometheischer Lust den Tod und seine innere Gestaltung in den Bereich seiner schöpferischen Möglichkeiten einbeziehe — daß in ihm erwache die Sehnsucht nach dem Tode als Tat — als eines glühenden Herzens „selbst vollendet" Meisterstück. „Manchem mißrät das Leben: ein Giftwurm frißt sich ihm ans Herz. So möge er zusehen, daß ihm das Sterben um so mehr gerate" (Nietzsche), — daß ihm gelinge „ein Tod von guter Arbeit" (Rilke, Requiem). Die naturgemäße Bedingung hierzu ist, daß der Mensch sich rechtzeitig „ein Verhältnis zum Tode" schafft. So „baut er nur immer am Leben, und darüber entgeht ihm die letzte Vornehmheit, die Vornehmheit vor dem Letzten" (Gött), er ist nicht bereit. Und „Tod ist Grausamkeit an Ahnungslosen" (Rilke). „Aber dem Kämpfenden wie dem Sieger gleich verhaßt ist euer grinsender Tod, der heranschleicht wie ein Dieb und doch als Herr kommt" (Nietzsche). Das ist der Tod aus dem actus mysticus der „Armut" von Anton Wildgans, der die Giererkrankten, Ungereiften „millionenscharenweise" in seinen Netzen fängt, den Max Klinger als Pflasterer dargestellt hat und den Alberti beschwört:

„O bittrer Tod,
Wir wollen nicht, daß du in unsre Qualen
und Süchte wahllos und verschwendrisch greifst
und Ungereiftes uns unirdisch reißt
und uns beiseite wirfst wie leere Schalen!
Wir woll'n uns und unser Los auf Erden
Selbst lösen, nicht erlöst von dir, Entseelter, werden."

Selbst lösen und erlösen, selbst beseelen den entseelten und selbst gestalten den entstellten Tod! — Dazu muß aber zunächst die traditionelle Parzenvorstellung fallen und die Erkenntnis kommen, daß der Tod von vornherein dem Leben des einzelnen einwohnt wie der Kern der Frucht und ihm erst Färbung und Formung gibt. Georg Simmel hat in dem kunstphilosophischen Versuch „Rembrandt" diese neue Art, den Tod zu empfinden, erschöpfend formuliert, und unter den Dichtern hat z. B. Josef Ponten in immer neuen Wendungen dieser Anschauung gehuldigt, ebenso Johannes Urzidill:

„Unkundig sind und schwer befallen, die da den
Tod in der Ferne suchen —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
Leben und Tod sind ineinander verschlossen, Sein und
Nichtsein gebären sich auseinander."

(Todesgesang)

Nur ein solcher in das Leben unmittelbar eingesenkter und bewußt in ihm wie „eine Funktion des Samens" wirkender Tod vermag dem Verlangen nach einer individuellen Gestaltung des Todes durch den Sterblichen Erfüllung zu gewähren. Und die Erfüllung der Sehnsucht nach dem Tode als Tat kann wiederum nur ein Tod

sein, der aus dem individuellen Leben heraus reift als eine künstlerische Notwendigkeit.

„Ich hege diesen meinen Tod wie ein köstliches Gewächs
und nähre ihn mit meinem Leben."
(Urzidill)

Ich will, daß aus meinem Leben nur mein Tod herauswachse und reife als

„... jener eigne Tod,
der uns so nötig hat, weil wir ihn leben,
und dem wir nirgends näher sind als hier."
(Rilke, Requiem)

Der vornehmste Träger des Postulats vom „eigenen Tode" ist Rainer Maria Rilke. Seine Klage: „Der Wunsch, einen eigenen Tod zu haben, wird immer seltener. Eine Weile noch, und er wird ebenso selten sein wie ein eigenes Leben." (Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge) — wird zum Gebet:

„O Herr, gib jedem seinen eignen Tod,
das Sterben, das aus jenem Leben geht,
darin er Liebe hatte, Sinn und Not
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Denn dieses macht das Sterben fremd und schwer,
daß es nicht unser Tod ist — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Wir haben mit der Ewigkeit gehurt,
und wenn das Kreißbett da ist, so gebären
wir unsres Todes tote Fehlgeburt —"
(Stundenbuch)

In seinem dichterischen Erlöserdrang beschwört er Gott, durch einen großen Todgebärer diesen Tod zeugen zu lassen für die ganze Menschheit in ihrem Kampfe um ein neues Weltbild. —

Ganz eigene Wege in der Behandlung des Todesproblems sind die Dichter Georg Trakl und Georg Heym gegangen. Die Anhänger der kosmischen Idee, denen alles Sterben nur Wandlung ist, richten ihren letztlich doch metaphysisch eingestellten Blick auf die Toten als die Umgeborenen. Für die, denen der Tod als dem Leben immanent und als solcher individuell gestaltbar gilt, ist der Tod an sich das Wichtige und die Arbeit an ihm. Auf die beiden letztgenannten Dichter aber ist von einziger Anziehungskraft das Tote. Gemeinsam haben beide die Sucht, in ihren ekstatischen Leichenphantasien mit dämonischer Wollust alle Stadien des körperlichen Verfalls zu schildern —

„Seele sang den Tod, die grüne Verwesung des Fleisches."
(Trakl)

und das Grab zum Blickpunkt des Lebens zu machen. „Das große Sterben", das einmal kommen und alle Kreatur vernichten wird, kehrt in Heyms Dichtungen mit ihren fieberhaften Rhythmen immer wieder. — Trakl ist der „Idylliker des Todes" (Mumm); ein klagendes Grauen ist der Grundton seiner Dichtungen, die alle umschattet sind von einer tiefen Todesmelancholie, von einer beklemmenden Weltenangst, der zuletzt auch der Kelch an der Lippe zerbrach, — und in trostloser Müdigkeit „verliert sich der Fremdling in schwarzer Novemberzerstörung" (Dichtungen).

Hans Watzlik [1]

Von Gottfried Fittbogen (Berlin)

1.

„Unter den Streichen des Wolftriel kugelte ihm (dem Riesen Türsch) der Kopf auf den versengten Rasen der Kohlstätte, und die Köhler steckten den Kopf auf den Wipfel eines Baumes. Dort riß er noch einmal das blutende Maul auf und rief rauh und wehmütig übers Gebirg: ‚Runsa!'" Das ist echt Watzlik. Er weiß, daß der vom Rumpf getrennte Kopf keine artikulierten Worte mehr sprechen, geschweige denn Gefühle ausdrücken

[1] Die Schriften von Hans Watzlik sind teils bei L. Staackmann, dem Verleger so vieler österreichischer Autoren, teils bei Gebrüder Stiepel, einem böhmischen Heimatverlage, erschienen; nur einige kleine Gelegenheitsschriften sind bei anderen Verlegern erschienen.
1. Im Verlag L. Staackmann, Leipzig: 1913 Im Ring des Ossers. Erzählungen aus der Vergangenheit des Böhmerwaldes. 1914 Der Alp. 1916 Phönix. 1917 O Böhmen! 1920 Aus wilder Wurzel. 1922 Furloh oder die Taten und Anschläge des Kasper Dullhäubel. Ein Schelmenroman. — 2. Im Verlag Gebrüder Stiepel, G. m. b. H., Reichenberg i. B.: 1917 Die Abenteuer des Florian Regenbogner. Ein Traumbüchlein (zuerst im Verlag C. F. Amelang, Leipzig). 1921 Schloß

kann. Gleichwohl läßt er das Unmögliche möglich werden, um dadurch die gewaltige Kraft und die gewaltige Leidenschaft des gewaltigen Riesen zum Ausdruck zu bringen.

„Hämmernden Herzens fuhr der Fuchs aus dem Schlupf." ... „Auf rüstigem Roß ritt Johannes Pflug von Rabstein durch den Wald." ... „Der Hecht, der schuppige Schuft." Auch das ist Watzlik. Die Sprache wird gesprochen. Sie ist nicht nur dazu da, etwas zu sagen, sie muß auch tönen und klingen.

Und auch das ist Watzlik: „Die Dämmerung vermählte sich dem Lande und brachte ihm als Brautschatz den Abendstern." Es ist die Wiedergabe einer Zeitbestimmung durch ein Bild. Es veranschaulicht nichts, es umschreibt. Eine Fülle von Bildern, die nichts bedeuten, nur dekorativ sind, ist ausgegossen über Watzliks Romane und Erzählungen.

All das sind keine bloßen Äußerlichkeiten. Es tritt darin die Freude am Gewaltigen und Gewaltsamen, die Freude am lauten Klang, die Freude am Nicht-Alltäglichen, am Neuen und Ungewohnten um des Neuen und Ungewohnten willen zutage. Eine urwüchsige und eigenwillige Kraft ist hier am Werke. Ob sie rein individuell dem Verfasser, was davon dem bayrisch-böhmischen Volksstamm, unter dem Watzlik geboren, aufgewachsen und ein bodenständiger Volkserzieher geworden ist, auf die Rechnung zu setzen ist — wer vermag es zu sagen?

2.

Dem Böhmer Wald gehört der größere Teil von Watzliks Schaffen. Watzlik tritt damit in die Reihe der Heimatdichter.

So gesund der Boden ist, auf dem die Heimatdichtung wächst, sie hat doch auch mit besonderen Schwierigkeiten zu ringen: nämlich mit dem Überwuchern des Stofflichen und Zuständlichen, unter dessen Vorherrschaft das belebende und gestaltende Motiv sich oft nur schwer entfalten kann. Ein sehr Sachkundiger hat geradezu das Urteil gefällt:[2] „Die Werke der sogenannten Heimatdichter, Dorf- und Kleinstadtschriftsteller, sind zum großen Teil ideenlos. Was sie geben, ist oft nur angewandte Volkskunde, Folkloristik, mit Einschluß der Menschen, die Erdgeruch an ihren Kleidern tragen und Erdschollen an ihren Schuhen wegschleppen müssen. Es ist das Leben der Vergangenheit, was sich hier darstellt, eine Volk-Welt, in der das Ich sich ganz verloren hat. Es lebt im Werke nur noch als die Inbrunst, mit der es sich hingegeben, als die Liebe, mit der es die Welt vorträgt, und diese passive Gefühlswärme täuscht dem Empfänglichen den Schein des Erlebens vor, ohne daß diese Werke doch mehr bedeuten als einen sauberen und klaren Spiegel, worin das Volk sich gerne selbst beschaut!"

Danach ist es weder Zufall noch individuelle Willkür, sondern es ist tief in der Eigenart der Heimatdichtung begründet, wenn Watzlik in seinen drei großen Romanen „Der Alp", „O Böhmen!" und „Aus wilder Wurzel" nicht Einzelschicksale, sondern Gesamtschicksale gestaltet.

Daraus ergibt sich die Besonderheit der Menschengestaltung für solche Romane. Die verschiedenen Menschen derselben Gruppe werden einen einheitlichen Grundtypus bilden, aber dieser Grundtypus wird sich in mannigfachen Abstufungen und Variationen differenzieren. Die Mannigfaltigkeit in der Einheit wird das Hauptanliegen des Autors sein.

Die „Handlung", sonst das Rückgrat des Romans, wird hier nur sekundäre Bedeutung haben; sie wird nur als Hilfsmittel dienen, all diese Eigenheiten und Gemeinsamkeiten sich entfalten zu lassen, sie wird der Hebel sein, diese Stoffmassen in Bewegung zu setzen.

Weltfern. Roman. 1921 Der flammende Garten. Gedichte. Mit Bildschmuck von Viktor Eichler. 1921 Wermuter. Novelle. Mit Bildern von Artur Ressel (zuerst in der Monatsschrift „Deutsche Arbeit" 1915/16). 1922 Firlefanz. Märchen. Reime von Hans Watzlik. Bilder von Ernst Ketzer. 1922 Einöder. Erzählungen. — 3. Bei anderen Verlegern: 1915 Von deutschböhmischer Erde. Gedichte. Konstanz, Reuß & Itta (vergriffen, mir nicht bekannt geworden). 1918 Adalbert Stifter. Ein Jugend- und Volksbuch. Bilder von H. Hönich. Text von Hans Watzlik. Prag-Wien-Leipzig, A. Haase. 1919 Zu neuen Sternen. Zeitgedichte. Eger, Böhmerlandverlag. 1921 Böhmerwald-Sagen. Budweis, Verlagsanstalt „Moldavia" [= Böhmerwälder Dorfbücher, Heft 5]. — Über Lebensdaten und Entwicklungsgang vergleiche: „Deutsche Umschau" (Graz, Heft 23124, Dezember 1919, Seite 277 f.) und „Egerer Zeitung" vom 20. Januar 1918. [Nachträglich sind erschienen: Die Reise nach Ringolay. Eine Erzählung. Verlag Gebr. Stiepel, Reichenberg; und: An Gottes Brunnen. Legenden. Verlag L. Staackmann, Leipzig.] [2] Emil Ermatinger, Das dichterische Kunstwerk. Grundbegriffe der Urteilsbildung in der Literaturgeschichte. Leipzig und Berlin 1921, B. G. Teubner. Seite 61.

Der Kollektivheld nun des ersten Romans, „Der Alp“ (1914), ist die finstere Frömmigkeit der Böhmer-Wald-Bauern, wie sie sich aus egoistischem Glauben und üppig wucherndem Aberglauben zu massiver Größe entwickelt hat. In dem weltentlegenen Gebirgsdorf, in das uns Watzlik versetzt, hat sie sich in vorsündflutlicher Unberührtheit erhalten und in Reinkultur ausbilden können.

Der Held des zweiten Romans dieser Reihe, „O Böhmen!“ (1917), ist das deutsche Volk selbst, oder vielmehr, da es sich um einen Heimatroman handelt, das Volk Deutschböhmens. Es ist ein Nationalitätenkampf-Roman: das Ringen zwischen Deutschen und Tschechen in Böhmen ist sein Gegenstand. Als Repräsentanten des deutschböhmischen Volkes erscheinen hier mehrere Freunde. Der wichtigste von ihnen ist der Geologe Walther Preinfalk. Er ist zugleich der Träger der Handlung. Was er erlebt, ist dies: aus einem Gleichgültigen reift er heran zu einem bewußten Vorkämpfer des deutschen Volkstums gegen die Tschechen.

Wie in den meisten Entwicklungsromanen ist der „Held“ mehr rezeptiv als aktiv, mehr Spiegel der Ereignisse als selbst treibende Kraft. Für die Handlung ist das vielleicht nicht immer ein Vorteil. Aber es hat hier doch auch einen tieferen Sinn: so sind die Deutschen, von friedlichen Gedanken erfüllt, gleichgültig gegen ihr eigenes Volkstum, nur langsam unter dem Eindruck bitterer Erfahrung erwachend und nur mühsam sich zur Defensive aufraffend und auch da noch zersplittert. Mit hohem „völkischen“ Selbstbewußtsein fährt dies Buch einher. Der Deutschen „maßlose“ Kraft ist ihm Evangelium; es glaubt an die deutsche Sonne, die deutschen Sterne, den deutschen Gott. Der Geist Wodans waltet darin. Dies Hochgefühl drückt sich auch im Stil aus: hier erreicht die pathetisch gehobene Sprache Watzliks, die hohen Klanges daherbraust mit tönendem Stabreim und des Genitivs poetischer Voranstellung ihren Höhepunkt.

Der Kollektivheld von Watzliks drittem Roman dieser Reihe „Aus wilder Wurzel“ (1920) sind die deutschen Kolonisten im Böhmer Wald. Er ist ein hohes Lied auf die schaffende Kraft des Bauerntums im allgemeinen, ein hohes Lied auf das Bauerntum des deutschen Böhmer Waldes im besonderen.

Die Fabel eines Kolonisations-Romans kann nur sehr einfach sein. Watzlik erzählt uns die Geschichte der Kolonisten, die sich im wilden Wald („Eisenstein“) niederlassen, bis zu dem Augenblick, da sie endgültig in dem neuen Boden Wurzel gefaßt haben. Das Rückgrat der Handlung (wenn man diesen Ausdruck hier gebrauchen darf) bildet das Ringen der Bauern mit der Wildnis und ihren Schrecken. Die Kunst besteht nun darin, daß derselbe Menschheitstypus — das kernige Bauerntum — sich in mannigfache individuell verschiedene Gestalten differenziert: sieben Bauern samt ihrem Anhang an Frauen, Kindern, Knechten, Mägden stellen hier zugleich die Einheit und die Mannigfaltigkeit dar.

Eingerahmt sind diese drei Romane durch zwei Bände, in denen kleinere Erzählungen aus dem Böhmer Wald gesammelt sind: „Im Ring des Ossers“, aus dem Jahre 1913, und „Einöder“, aus dem Jahre 1922. Und hier, wo es sich immer nur um Ausschnitte aus der heimischen Welt handeln kann, macht die Überwindung des Stoffs weniger Schwierigkeit. Zwei Motivgruppen lassen sich scheiden: auf der einen Seite Motive, die irgendwie aus der Volkskunde genommen sind (sie herrschen im zweiten Band), auf der anderen Seite Motive von allgemein menschlicher Bedeutung, die nur im Böhmer Wald lokalisiert sind. Kein Zweifel, daß mit der zweiten Gruppe sich höhere Wirkungen erreichen lassen. Die Palme gebührt der Erzählung, welche das Motiv der tiefen Heimatliebe gestaltet („Die Roßkirche“).

3.

Außerhalb der Reihe dieser Heimatromane steht der Roman „Phönix“ (1916). Zwar ist auch er Böhmen gewidmet, aber zweierlei scheidet ihn von den anderen Werken: in seinem Mittelpunkt steht ein Einzelschicksal, und er beruht auf literarischer Grundlage. Der „Phönix“ ist eine Frucht der Verehrung Watzliks für den „Ackermann aus Böhmen“; dies alte Streitgespräch zwischen dem Tod mit dem Witwer[3] gab ihm den Anstoß zu seinem Roman.

[3] Neuerdings von Konrad Burdach und Alois Bernt „entdeckt“ und im Auftrag der Preuß. Akademie der Wissenschaften herausgegeben: „Der Ackermann von Böhmen“. Berlin 1917, bei Weidmann. Alois Bernt hat das Werk in neuhochdeutscher Übersetzung unter dem Titel „Der Ackermann und der Tod. Ein Streit- und Trostgespräch vom Tode aus dem Jahre 1400“ (Leipzig, Inselbücherei Nr. 198) allgemein zugänglich gemacht. Durch seinen Landsmann Bernt ist Watzlik für das Werk begeistert worden.

Watzlik gibt darin die Entwicklung jenes alten Dichters — des Johannes von Saaz — bis zu dem Augenblick, da er reif ist, sich mit dem Tode auseinanderzusetzen.

Aber mit diesem wesenhaften Kern des Romans begnügt sich Watzlik nicht. Er bedarf der Massenwirkung. Dazu läßt er ein Massensterben eintreten. Und wenn er es auch auf Saaz lokalisiert, so gewinnt er dadurch doch viel Stoff: dies Massensterben mit allem Drum und Dran zu schildern, braucht er die ganze zweite Hälfte des Buchs. Weiterer fremder Stoff drängt sich heran, und das Ganze wird — mit teilweise groben Zügen — zu einem Zeitgemälde veroberflächlicht. Ein stilles und tiefes Buch, wie es dem Urmotiv entsprochen hätte, konnte auf diese Weise nicht entstehn.

4.

Die bisher behandelten Romane und Erzählungen Watzliks bilden im ganzen doch eine geschlossene Einheit. Neuere Werke zeigen ihn auf neuen Wegen. Offenbar strebt er, über die Schranke, die dem Heimatdichter nun einmal gezogen ist, hinauszukommen. Der heimatliche Boden Böhmens ist auch hier nicht aufgegeben, aber er bildet nur den Hintergrund, nicht den Inhalt der Geschichte. Ihr wesentlicher Inhalt ist jedesmal ein einzel-menschliches Motiv, das an sich unabhängig ist von dem Boden, auf dem es spielt.

Die beiden Erzählungen, die hier in Betracht kommen, stehen beide im Zeichen der Romantik.

„Die Abenteuer des Florian Regenbogner" (1917) haben etwas Märchenhaftes. Doch wichtiger vielleicht noch, als was darin geschieht, daß nämlich ein fahrender Student und eine Gräfin sich finden und sich meiden müssen, sind die Träume, die in diesem Nachfahren von Eichendorffs „Taugenichts", durch alles, was ihm begegnet, ausgelöst werden; sie sind sein Charisma, vermöge dessen er sich neben der wirklichen Welt sein Sonntagsreich dichtet.

Die zweite romantische Erzählung, „Schloß Weltfern" (1921), teilt allerdings, um dies vorwegzunehmen, mit dem „Phönix" das Mißgeschick, daß sie mißlungen ist. Aber während der „Phönix" schlechthin tot ist, stecken in „Schloß Weltfern" doch Keime des Lebens und der Zukunft. Ihren Inhalt anzugeben, würde schwer sein. Ihrem Kern nach ist sie die Entwicklungsgeschichte eines Künstlers (Musikers). Er strebt nach Gewaltigem: völlig neuartig, unerhört, maßlos soll seine Kunst sein. Aber nach heißem vergeblichen Ringen um sein gigantisches Kunstwerk, nach schmerzlichem Sturz in die Tiefe kommt er zu der Einsicht, daß er bisher auf falschem Wege war: „Alles Größte ist still." Er will wieder ganz von vorn anfangen: „Ich will einfach werden und ehrfürchtig. Ich will versuchen, auf dem treuen Grund zu bauen, woraus den großen Meistern ihr Werk gewachsen ist. Es ist noch Raum genug da für das Urneue. Ja, ich erkenne: Künstler sein, heißt sich beherrschen."

Solche Sätze — Sätze, welche die Quintessenz der Dichtung ausmachen — überraschen bei Watzlik; sie überraschen um so mehr, als Watzlik sich in diesem Werk manchmal überwatzlikt. Aber sie legen gebieterisch die Frage nahe: Bereitet sich auch bei Watzlik ein Umschwung vor, eine grundsätzliche Änderung des Geschmacks, eine Hinwendung zum Einfachen und Stillen?

Aber eines Werks ist noch zu gedenken, des Schelmenromans „Furloh oder die Taten und Anschläge des Kasper Dullhäubel" (1922). Hier ist Watzlik ganz in seinem Element. Auf dem von ihm so geliebten Hintergrund der weltentlegenen Einfalt, mit der er es sich nur manchmal etwas zu bequem macht (es entstehen dann leicht Plumpheiten), gestaltet er hier mit kräftigem Humor einen böhmerwäldlerischen Nachfahren des „heiligen" Till Eulenspiegel. Es ist ein derber Kerl, aber ein Kerl aus einem Guß, an dessen Streichen doch schließlich auch der Herrgott sein Wohlgefallen haben muß.

Wie gesagt, hier ist Watzlik in seinem Element. Und in diesem Buch zum ersten Male ist seine Sprache von einer wohltuenden Einfachheit.

„Alles Größte ist still" — wenn sich Watzlik dies Prinzip angeeignet hat, wird er auch noch den Watzlikschen Superlativ über Bord werfen; es wird dann einfach heißen: „Alles Große ist still." Gleichgültige Dinge in möglichst auffallender Form und mit möglichst starkem Stimmaufwand sagen zu wollen, kann ihm dann nicht mehr einfallen.

5.

Wer die Deutschen Böhmens kennen lernen will, muß nicht zu den deutschen Schriftstellern Prags

gehen, sondern zu den deutschen Schriftstellern in der Landschaft. Prag hat seine besondere Stellung: drei Kulturen stoßen hier zusammen, die deutsche, die tschechische, die jüdische,[4] aber den deutschen Schriftstellern fehlt hier der Untergrund eines bodenständigen Volkstums. In der Landschaft aber sitzt das deutsche Volk in breiter Masse, hier ist es tief eingewurzelt im Boden der Heimat.

Im gegenwärtigen Augenblick — mit seinen bekannten Nöten — erfaßt das deutsche Volk Böhmens die Heimat mit noch größerer Liebe und Leidenschaft als zuvor. Da bedarf es der Dichter, die das, was in seinem Herzen lebt, nun auch aussprechen und zum Symbol gestalten — Produkt ihres Volksstammes und zugleich seine Führer. Das ist die Mission, die heute Männern wie Watzlik zufällt.

Ironie als künstlerisches Element

Von Erich K. H. Sander (Braunschweig)

I.

Die Ironie bewegt sich auf dem Feld zwischen Skepsis und Komik einerseits (die dem Nichtigen, beziehungsweise Kleinen in der Welt den Wertakzent aufsetzen), sowie Humor und Religiosität anderseits (die dem Absoluten ihr Antlitz zukehren). Den ersten beiden ist die Ironie überlegen durch ihre Lust an Spiel und bewußter Täuschung (griech. εἴρω = Verstellung), von den anderen aber unterscheidet sie sich durch ihren negierenden Charakter, denn das Wesen der Ironie besteht in der Vernichtung des Nichtigen, welches gerade dadurch, daß es wie ein Geltendes sich gebärdet, seine nicht bloß teilweise, sondern völlige Nichtgeltung offenbart. — Mit allen jedoch ist die Ironie geschwisterlich verbunden durch die gemeinsame Geburt aus der Reflexion.

Volkelt hat durchaus nicht recht darin: es sei das „einzige Geschäft" der Ironie, Mängel als Vorzüge, Tadelnswertes als löblich erscheinen zu lassen. Das geistreiche, funkelnde, überraschende Spiel mit Einfällen sei ihr untersagt, stets sei sie ungemütlich, ja feindselig. — Dies alles heißt doch: „Ironie" nur von außen, vielleicht nur als Redeform, angesehen. Sie ist aber mehr, ist tiefer gegründet. Sie ist eine „Existenzbestimmung" des Menschen in Kierkegaards Sinn und bildet das durchschlagende Element vor allem der ästhetischen Lebenshaltung. Es liegt in ihrem Wesen, daß die Ironie als ästhetisches Verhalten des Subjekts immer erst erscheint mit dem Erwachen des reflektierenden Bewußtseins. Dafür sind Aristophanes (in der sokratischen Zeit) und Fischart, einer der glänzendsten Sterne am Himmel der deutschen Literatur (am Ende des 16. Jahrhunderts) beweiskräftige Zeugen.

II.

Wenn in der Reihe der einzelnen Künste der ideelle Gehalt in ständigem Anwachsen begriffen erscheint über das Gestaltungsmaterial: von Architektur und Musik her, die noch ganz im Abstrakten sich bewegen, über Plastik und Mimik, bei denen das konkretisierende und individualisierende Element schon energischer vorquillt, bis hin zur Malerei und Poesie als Gipfelkünsten in dieser Beziehung, so entspricht dieser Potenzierung auch ein Fortschritt an ironischen Formungsmöglichkeiten. Denn die Ironie bedarf immer eines festen, bestimmten Objekts, auf welches sie kritisch reflektieren will seines vorausgesetzten negativen Inhalts halber. Gehört die Ironie nun zwar auch jeder Sphäre des Schönen an, so doch vor allem den letztgenannten Künsten. Sie ist ein durchgreifendes Element namentlich der poetischen Produktion. Mit dem flutenden Wechsel der Vorstellungen nämlich ist eine vorzügliche Möglichkeit des Widerspruchs und damit der Ironisierung gegeben, insbesondere im Tragischen. Für den tragischen Helden bilden die in gewisser Weise berechtigte Position der konservativen Wirklichkeit und seine eigene Einseitigkeit zusammen die Klippe, an welcher sein ideales Streben und damit seine Existenz zerschellt. Die

[4] Vgl. Oskar Wiener, Deutsche Dichter aus Prag. Wien-Leipzig 1919, Ed. Strache. S. 6 f.

Idee siegt zwar schließlich, aber von den Früchten ihres Siegs genießt der Held nichts mehr, der sich zu ihrem Verfechter aufwarf: darin liegt die Ironie. Tiefer noch senkt Solger die Wurzel seiner kunstphilosophischen Betrachtung im romantischen „Erwin“: „Geht die Idee durch den künstlerischen Verstand in die Besonderheit (also den Helden und sein Schicksal) über, so ... wird sie das gegenwärtige Wirkliche, und da außer ihr nichts ist, die Nichtigkeit und das Vergehen selbst. — Dieser Augenblick des Übergangs nun, in welchem die Idee selbst notwendig zunichte wird, muß der wahre Sitz der Kunst ... sein. Hier muß der Geist des Künstlers alle Richtungen in einen, alles überschauenden Blick zusammenfassen, und diesen alles überschauenden, alles vernichtenden Blick nennen wir Ironie.“ Wesentlich ist also die Darstellung einer ursprünglichen und notwendigen Gebrochenheit zwischen dem unendlichen Geist und seiner endlichen Erscheinung, und zwar unter starker, wenn auch nur äußerlicher Auffärbung der negierenden Seite dieses Erlebnisses. Das war die tiefe Auffassung der Romantik, ja ist überhaupt die einzig mögliche Haltung für das Genie, dem die Anschauung des Ganzen gegeben ist, den Einzeldingen gegenüber; also: „klares Bewußtsein der ewigen Agilität des unendlich vollen Chaos“, nach Friedrich Schlegel.

III.

So gebiert sich das tragische Kunstwerk gleichsam als die im „fruchtbaren Augenblick“ fixierte Reflexion über die Agilität des Weltlaufs, wobei das bittere Wissen und die Nichtigkeit der Dinge umleuchtet wird von dämonischer Lust an Spiel und Schein dieser Nichtigkeit. Und die Tiefe des tragischen Künstlers liegt darin, daß sein ästhetischer Instinkt die Ökonomie im großen bejaht, welche das Furchtbare, Böse, Fragwürdige und Nichtige rechtfertigt und nicht nur rechtfertigt. Indem das Ganze des Kunstwerks in allen seinen Teilen allgegenwärtig in des Künstlers Seele lebt, ist seine Begeisterung so groß und über das einzelne erhaben, daß sie jene göttliche Ruhe nicht ausschließt, die, vom schaffenden Feuer durchdrungen, einzig und allein hervorbringen kann. Ja, fast paradox: „kalte Besonnenheit ist eine unerläßliche Bedingung aller Kunst.“ So findet Hebbel bei Shakespeare „die geizigste Ökonomie trotz höchsten Reichtums“ als „Zeichen des Genies überhaupt“. Und im „Ecce homo“ heißt es einmal: „Ich kenne keine herzzerreißendere Lektüre als Shakespeare: was muß ein Mensch gelitten haben, um dergestalt es nötig zu haben, Hanswurst zu sein? — Versteht man den Hamlet? nicht der Zweifel, die Gewißheit ist das, was wahnsinnig macht.“ Indirekt wird damit jene hohe Geistesfreiheit verherrlicht, die mit ihren Vorstellungsgebilden willkürlich und spielend schaltet und vor allem sich zu distanzieren vermag von den trübenden Affekten. Ähnlich hat ja ein Spinoza es leicht, die irdischen Genüsse zu verschmähen. Eben die Kraft — wie Hebbel kongenial es begreift —, mittels deren er ihre Nichtigkeit durchschaut, entschädigt ihn, diese Kraft, in der sich zur Einsicht aufklärt das Gefühl von dem unauflöslichen Widerstreit des Unbedingten und Bedingten, der Unmöglichkeit und Notwendigkeit einer vollständigen Mitteilung. Diese Kraft ist die freieste aller Lizenzen (durch sie setzt man über sich selbst weg) und auch die gesetzlichste, denn sie ist unbedingt notwendig: es ist die Ironie. In ausgeprägtester Konsequenz stellt sie sich schließlich dar als die kraß-subjektive Auffassung der Dinge, wobei deren Wirklichkeit als unwirklich und deshalb ironisch erfaßt wird, wie es der „William Lowell“ von L. Tieck klassisch bezeugt ...

> „Die Wesen sind, weil wir sie dachten;
> In trüber Ferne liegt die Welt.
> Es fällt in ihre dunklen Schachten
> Ein Schimmer, den wir mit uns brachten.
> Warum sie nicht in Trümmer fällt?
> Wir sind das Schicksal, das sie aufrecht hält!“

IV.

Gereifter noch als bei Goethe, der nach seiner ganzen geistesgeschichtlichen Herkunft nur immer durch jenen einen Grundkonflikt zum Dichten veranlaßt wurde, gebärdet sich die ironische Geisteshaltung, diese „vollkommenste Frucht des künstlerischen Verstandes“, in dem merkwürdigen Buch des Cervantes. Die Feinheit des immanenten Witzes und die Leuchtkraft des objektiven, mit einem leisen melancholischen Anflug uns anmutenden Humors, den Cervantes im „Don Quijote“ entwickelt, wirkt um so intensiver und packender, als der Dichter die künstlerische Enthaltsamkeit besitzt, nie subjektiv zu werden. Mit raffiniert-vollkom-

menem Anschein von Ernst werden die Taten des Helden geschildert, als wenn die realen Bedingungen für seine Handlungen noch in voller Geltungskraft existierten, während doch die tatsächliche Geschichte das Ritterideal bereits als einen Irrtum widerlegt hatte. Der Held wird somit leicht auf eigenem Boden mit eigenen Waffen geschlagen: darin blitzt das Prinzip der Ironie! Das erfährt ähnlich der ehrenfeste Major Tellheim in „Minna von Barnhelm" seit V, 9:

> D. Frl.: „Wollen Sie es wagen,
> Ihre eigne Rede in meinem Munde zu schelten?"

Das zeigt in kunstvollerer Weise noch das Schicksal des in Lügen verstrickten Richters Adam im wundervollen „Zerbrochnen Krug". Die eigentliche ästhetische Wirkung hat ihren Hebel immer in der ironischen Stellung, welche (in der Komödie) die sittliche Macht der Idee gegen die bornierte und selbstsuchtsvolle Wirklichkeit oder (in der Tragödie) die Substanzialität der bornierten Wirklichkeit gegen die Idee einnimmt. Diesen Gegensatz in der Brust des Helden selber reifen, d. h. sich auskämpfen und zur Handlung erwachsen zu lassen, ist des Dramatikers eigentliche Aufgabe. Auf sublimste Art findet sich das somit zweiteilig sich entfaltende Menschentum dargestellt in Dostojewskis „Raskolnikow", dessen Verbrechen nach dem Wort des Untersuchungsrichters Porphyrius „die Frucht seines theoretisch gereizten Herzens" ist, und noch einmal im König Alfons der „Jüdin von Toledo". Auch er führt „eine gespaltene, doppelbodige Existenz", wie J. Bab sagt („Der Mensch auf der Bühne", Berlin 1920, Heft 6), so daß einmal plötzlich sein ehrlicher Wille unter einer größeren, vorher nicht gekannten Macht erlahmt. Rührende Ironie liegt dann gebreitet über seine Erscheinung, wenn der kindlich-schulmeisterlich aufgehobene Zeigefinger sich bemüht, die weisen Reden, die das moralisch reflektierende Bewußtsein noch produziert, zu bekräftigen, — während in den Augen schon ein anderes Licht ganz weit weg irrt, ein zärtliches Tasten der andern Hand, eine nachgebende Beugung des ganzen Körpers ankündigt, wie eine völlig andere, stärkere Macht den Sprecher schon überwältigt ... In die heimlichste Tiefe aber dieser ästhetischen Ironie blicken wir schließlich einmal hinein, wenn jener Heros der Weltliteratur im Bilde des Prospero (im Alterswerk „Sturm") sein eigenes Künstlerleben ausklingen läßt, den Zauberstab zerbrechend, mit dem er bannend die Horizontfülle des Lebens durchschritten hatte.

> „Umgeben sind wir rings von Zaubereien,
> Allein wir selber sind die Zauberer,
> Und in der Welt der offenbaren Wunder
> Sind wir das größte aller Wunder selbst."
>
> (Fr. Grillparzer)

Peter Dörfler: „Siegfried im Allgäu"

Von Frigga Brockdorff-Noder (München)

Einen Helden wollte er der Heimat erstehen lassen. Er, der selber der Scholle entwachsen ist und die Welt mit Bauernaugen sieht, wie sein Bischof Lanto, „der öfter durch Wälder und Äcker reitet, als hinter Büchern sitzt!" Da nun der Väter Reckenhaftigkeit im Enkel zur Sanftmut religiöser Inbrunst gediehen war, mußte es ein Glaubensstreiter werden, ein geistlicher Held! Und weil so arg mühsam unterdrückte Kraft im mächtigen Schwabenschädel rumort, weil es eine Zeit des Lippenaufeinanderpressens und Fäusteindertascheballens ist, stürmt ihm die eigene gesunde Rauflust mit seinen überlebensgroßen Gestalten gar gewaltig davon ... Deutsche Bubenfreude tollt sich in dieser „alamannischen Mär" von Gefahr und Tapferkeit, Männerschlacht und Himmelswonne, Würmern, Vipern, Höllenbrut und Glaubenswundern donnernd aus, wenn sie auch in eines Barden milden Harfenlaut verklingt ...

So erzählt er selber, der Dichter und Sänger den Mythos vom heiligen Mang des grünen Lechlandes, dessen Finsterwälder, blumenduftende Wiesen, schäumenden Fluß und erhabene Berghäupter meisterlich sein Stift abkonterfeit. Vom hochkultivierten St. Gallen geht die Wanderung durchs rauhe Allgäu, an der Mangenzelle zu Füssen vorbei, bis Augsburg, der geistlichen Stadt. Natur und Mensch, einfach, einfältig, miteinander

verquickt, Begebenheit und Saga, Geheimnis und Historie, Nüchternheit und Ekstase begleiten uns in hohem, dichterischem Schwung. Dabei kommen auch die Humore nicht zu kurz und wischen sogar — in aller Gutherzigkeit — manch mißlichem Element treuherzig schwäbisch eine aus ... (Ob es nun jenen allzu strengen Abt betrifft, dem Gesetz über Symbol geht, oder Skribifaxen mit der Gelahrtheit ihres armseligen: „Atqui"). In „gutem Alamannisch" wird da gesprochen!

Das Herz lacht einem, wie diese Giganten, im riesenhaften Übermaß ihrer Erscheinungen und Kräfte, der kindlichen Reinheit ihrer gläubigen Seelen, der putzigen Güte einer urwüchsigen Unschuld, eins sind mit Gott und Tier, stark und träumend durch unerhörte Abenteuer gehen, Drachen, Würmer, Rossetöter, Mäuseplagen, Bärenreiter und Dämone besiegen, und dann lind vor Tränen hinschmelzen, Tränen der eigenen Brust ... So Tozzo, der Bischofsbote (und spätere Bischof), um dessen einäugige Stirn es wie Wodansblitze wetterleuchtet, zwei Raben fliegen ihm zu Häupten, ja selbst das Licht der Kerze bleibt zurück und flattert wie ein müdes Vögelchen hinter ihm her. Er aber liegt, nach rasendem Durchdieweltsausen, schluchzend auf der Flur und bebt wie ein Frierender. Kein Sturm, kein Roß, kein Hirsch konnten ihn (den der eiskalte Zauberer beflügelte) einholen. St. Mang aber war ihm auf die flüchtige Ferse getreten, christliche Macht hatte heidnisches Ungestüm besiegt.

Und dann die unvergleichlich zarterfühlte Stelle, wie Udalrich von Roßhaupten, der kühne Skalde und Märchenkünder, sich der feinen, milchigen Luftschleier über dem Berg („diesem Klumpen Finsternis") freut. „Irdisches, das sich dem Himmlischen weitet." — Da greifen seine ungefügen Hände ins Saitenspiel, leise Akkorde tönen ...

Udalrich von Roßhaupten ist Träger der dichterischen Idee überhaupt. Der Reiter mit der Harfe, Arme, schwer wie Balken, berühmter Irrfahrer und Erzähler, Freund der Fehden und Feste. Der tischt der feiernden Menge zu Füssen auch die großen Taten St. Mangs auf, in der Tiefe seines Volksbewußtseins leben die herrlichen Geschehnisse feuriger als in der Geschliffenheit des Klerus, dem leeren Phrasentum des Buchstabenmenschen.

Dörfler hat in diesem Werk das Wesenselement seines persönlich Schöpferischen bekenntnishaft niedergelegt. Daß feinste römische Bildung an ihm gearbeitet hat, wissen wir aus seinem Campagnaroman „Die Verderberin". Kleinasien gab ihm seine „Neuen Götter", die „Papstfahrt nach Schwaben" zeigt ihn als reifen Historiker und Chronisten. In „Siegfried im Allgäu" ist er wieder der kleine Junge aus „Als Mutter noch lebte", seinem innigsten Buch! Und wenn der köstliche Pfarrer von Epfach seine Wolfshunde toben läßt, wenn es im drolligen Alamannen-Bajuvarenkampf nur so brüllt, knurrt, schreit, stampft, wenn bei ihm die Helden schimpfen wie Achill, wenn man sich in den Drachen von Campiduna geradezu verlieben könnte, so gemütlich ist er, wenn St. Mang den Gefährten aus dem Rachen des Meisters Petz holt, der sich dann demütig vor ihn legt wie der Löwe vor St. Hieronymus, wenn Magnus, im Donnern der Abgründe, Prasseln der Feuer „den ersten Strang" säet mit vier ungeheuren Pflugtieren: Eber, Auerochs, Bär und Wolf, meint man sich hinversetzt an die Ofenbank eines fensterblumengeschmückten Bauernhauses. Ein glatter Mutterscheitel beugt sich über einen glühend lauschenden Knabenkopf, und die Volksseele selbst erzählt ...

Knut Hamsun vom Standpunkt des Übersetzers

Von Erwin Magnus (Berlin)

In Hamsuns neuem Roman „Das letzte Kapitel" kommt ein Mann vor, der Magnus heißt und im ganzen Buch, bis auf einige wenige Male, nur „der Selbstmörder" genannt wird. Da ich persönlich das Leben sehr liebe, hatte ich eine Hemmung dagegen, meinen eigenen Namen in dieser Verbindung niederzuschreiben, und fragte bei Hamsun an, ob er mir erlaubte, den Selbstmörder

in der Übersetzung anders zu benennen. Hamsun antwortete: „Sie dürfen das Buch nicht bearbeiten, Sie werden angegriffen, wenn Sie den Namen des Selbstmörders verändern ... Der Name ist nicht selten in Norwegen, ich habe ihn absichtlich gewählt, weil er bei uns sowohl Vor- wie Zuname ist."

Man sollte vielleicht meinen, daß es Hamsun ziemlich gleichgültig sein müsse, ob ein Name, der etwa fünfmal im Buch vorkommt (hundertmal ist die Rede vom „Selbstmörder"), geändert werde, daß er nicht von wesentlicher Bedeutung sei, und daß Hamsun mir den kleinen Gefallen gern hätte tun können. So dachte ich wenigstens nach der ersten flüchtigen Lektüre des Buchs. Dann begann ich mit der Übersetzungsarbeit, und nun erkannte ich, daß Hamsun recht hatte, daß der Name — wie fast jedes einzelne Wort im ganzen Buch — unverändert bleiben mußte. Nicht eigentlich seiner Bedeutung halber — oder vielleicht auch das, aber nur in zweiter Linie —, hauptsächlich des Klanges und Rhythmus wegen, wie denn gerade der Rhythmus in diesem Buch eine sehr bedeutende Rolle spielt.

Von den vielen Schwierigkeiten, die Hamsun dem Übersetzer bietet, ist die Wiedergabe des Rhythmus vielleicht die größte. Und doch wiederum die geringste, denn der Rhythmus ist ja das, was man intuitiv erfassen kann und muß — kann man es nicht, so soll und darf man eben nicht übersetzen. Selbstverständlich konnte ich mich beim Übersetzen nicht damit abgeben, die einzelnen Sätze zu skandieren, sie silbengetreu nachzubilden, es wäre — wenn es überhaupt möglich gewesen — eine schlechte gezwungene Übersetzung geworden. Ich mußte mich ganz dem Gefühl überlassen, mußte die Worte so hinsetzen, wie sie mir ungewollt in die Schreibmaschine fielen. Und natürlich ist der Sinn des Rhythmus hier bedeutend weiter zu fassen, als ihn etwa ein dem Worte „Versmaß" entsprechender Begriff in der Prosa ausdrücken könnte. Der Rhythmus liegt ebensosehr im inneren wie im äußeren Zusammenhang und Zusammenklang. Das ganze Buch ist wie ein Meer, dessen Wellen sich heben und senken, gegen Klippen branden und von Ufer zu Ufer mit dem Klang von Ewigkeitstönen brausen. Um so größer ist die Freude des Übersetzers, wenn er diesen Rhythmus nicht nur im ganzen wiedergetroffen zu haben glaubt, sondern ihn — unabsichtlich geworden — in ganzen Sätzen wirklich Silbe für Silbe fast wiederfindet. So durchdringen kann einen nur ein ganz großes Kunstwerk.

Und ein ganz großes Kunstwerk ist „Das letzte Kapitel".

Oben auf den Bergen erbauen sich die Menschen ein Sanatorium, eine Heilstätte für alle, die mühselig und beladen sind, die Heilung suchen von körperlichen und seelischen Gebrechen. Und diese Heilstätte ist ein Abbild dieser armseligen Welt. In den Wolken darüber thront ein Gott und lacht der nutzlosen Mühen dieser winzigen Wesen, die glauben, dem Schicksal gebieten zu können. Grausiges Hohngelächter tönt aus den Wolken, ein Hohn, der alle Dinge umkehrt, das Große klein und das Kleine groß macht. Was ist der Mensch! „Last auf Last über die Berge, den ganzen Winter hindurch, Karawanen mit Lasten, mit Transporten für den Bau des Sanatoriums ... Zweihundert hatte allein das Hauptgebäude, und dazu gab es noch fünf kleinere und größere Häuser: wie viele Lasten Fensterglas gehörten allein dazu! Zu alledem an fünfzig Öfen; wie viele Lasten machten die aus? Und die Einrichtung! Da gab es alle Arten Möbel, Teppiche, Lampen, Bettzeug, Tapeten, Tischzeug, Glaswaren, tausend Dinge, viele tausend Dinge." Das ist die Welt, in der Hamsun diesmal das Leben spiegelt. Und das tut er mit einem grimmigen Humor, der einen manchmal schüttelt und erschüttert. Was sind Krankheiten, was ist Tod! Lacht darüber, tanzt den Totenreigen, Menschlein, tanzt, tanzt, ich spiele euch auf dazu! In dieser Heilstätte, in der Kranke genesen sollen, stirbt einer nach dem andern. Nicht an Krankheiten; der Tuberkulosepatient übersteht sein Leiden, um der Kugel des Eifersüchtigen zum Opfer zu fallen; die Hysterische wird vom wütenden Ochsen gespießt, das neugierige Stubenmädchen bricht sich den Hals, der Doktor erliegt den Folgen eines unfreiwilligen winterlichen Bades, und zuletzt brennt das Sanatorium mit allen Bewohnern, die Welt geht in Rauch und Flammen auf. Das letzte Kapitel — der Tod. Ein einziger bleibt am Leben, Herr Magnus, der Selbstmörder, der immer davon gesprochen hat, sich das Leben zu nehmen, aber „den Mord nicht durch den Selbstmord entehren will" und, die Schlinge schon

um den Hals, noch in dem Gedanken an sein Kind einen Vorwand findet, um sich dem Tode zu entziehen. „Da er nicht am Tode hängen kann, hängt er am Leben."

Auf der anderen Seite des Berges wohnt Daniel in seiner Sennhütte. Zu ihm ist die vom Schicksal arg zerzauste Julie d'Espard geflüchtet, ihm schenkt sie das Kind, dessen wirklicher Vater „Graf" Fleming, der „Edelmann von echtem Schrot und Korn", der Bankdefraudant ist. Wie „das Fräulein" immer wieder das Schicksal narrt, mit welchem Raffinement sie einen gegen den anderen ausspielt, wie sie sich selbst in ihre Rolle hineinlebt — „wie du mich zugerichtet hast, Daniel" —, das ist von erschütternder Komik und von erschütternder Menschlichkeit.

Unzählige Typen hat Hamsun in diesem Buch aufgestellt, aber sie sind mehr als Typen, sie sind lebendige Menschen geworden. Da ist „Mylady", die sich als englische Ministersgattin ausgibt und schließlich als Hochstaplerin entpuppt; der Rechtsanwalt, dieser aalglatte, gewandte Advokat, wie man ihn in Skandinavien und auch anderswo findet, Herr Bertelsen, der reiche Holzhändler mit dem Schieberwesen, die dicke Frau Konsul Ruben, deren Vorliebe für kostbare Ringe ihr zweimal verhängnisvoll wird. Da ist Daniel, der starrköpfige energische Bauer, der sich von dem Stadtfräulein umgarnen läßt und seine Liebe mit sieben Jahren Zuchthaus bezahlen muß. Von allen den vielen Menschen, die im Buch vorkommen, ist einzig Daniels alte Haushälterin Martha nicht scharf umrissen.

Grausig ist Hamsuns Humor in den Unterhaltungen zwischen dem Selbstmörder und dem Leprakranken, die sich aus ihrer Verzweiflung heraus mit Hohn und Schimpf überschütten. Sie hängen aneinander und zanken sich doch von morgens bis abends, um nicht unter ihrem Schicksal zusammenzubrechen.

Parallelen werden gezogen, Vergleiche, Gegensätze aufgestellt: Der wütende Ochse zerstampft den Menschen, der in seinem Heiligsten gekränkte Mensch vernichtet auch seinen Feind, aber er geht bedacht zu Werke. Beide gegeneinander ausbalanciert. Wieder Frau Rubens Ringe!

Seine Verachtung der Schulgelehrsamkeit läßt Hamsun in seiner prächtigen Schilderung des Schuldirektors Oliver aus. Hier wird er stark polemisch, aber so groß ist seine Kunst, daß er auch dann immer noch über den Dingen steht.

Immer sind die Menschen ganz mit ihrer Atmosphäre verwoben, ob sie im Sanatorium, in der Sennhütte, unten im Kirchspiel oder in Kristiania sind. Zuweilen ist diese Atmosphäre so klar und scharf, daß sie fast den Augen weh tut. Menschen und Dinge erscheinen in ihr wie mit dem Messer umrissen.

Dem oberflächlichen Leser mag es scheinen, als ließe Hamsun zuweilen die Zügel locker, aber kaum je hat er sie in Wirklichkeit straffer gehalten. Vom ersten bis zum letzten Buchstaben geht die Linie — nicht gleichförmig eben, sondern im Auf und Ab des Lebens. So wesentlich ist dieses Buch des Dichters, daß man ihn sich nicht mehr ohne „Das letzte Kapitel" denken kann.

Nur eine schwache Stelle hat der Roman: die Entstehung des Brandes ist konstruiert. Zweifellos hat Hamsun hier eine Groteske des Todes schreiben wollen, aber an diesem Punkt vermag ihm der Leser nicht mehr zu folgen. Hier sollten sich die Geschehnisse jagen, überstürzen, statt dessen lahmen sie. Aber das ist *eine* Seite von sechshundert!

In seiner Sprache hält Hamsun sich bewußt von der oft gekünstelten neuen norwegischen Literatursprache zurück, so sehr, daß er sogar noch die Hauptwörter mit großen Anfangsbuchstaben schreibt. Man könnte ihn darin fast zur vergangenen Generation rechnen, wäre seine Sprache nicht so brodelnd und brausend, chaotisch oft, rücksichtslos. Oft wechseln in einem einzigen Satz mehrfach die Zeiten, zuweilen nur des Klanges wegen, meist um die Lebendigkeit des Ausdrucks zu erhöhen. Im Deutschen kann man das nicht immer mitmachen, man muß hin und wieder nivellieren, vielleicht leider ein wenig banalisieren. Es geht nicht anders.

Ich könnte mir vorstellen, daß ein anderer Übersetzer Hamsun ganz anders anfaßt, ihn anders sieht und erlebt. Ich weiß es nicht, aber ich halte es nicht für unmöglich. Das aber weiß ich, daß jeder Übersetzer von sich aus nur eine einzige gültige Form für Hamsun finden kann. Wenn ich „Das letzte Kapitel" zweimal unabhängig voneinander übersetzte, müßte es beide Male Wort für

Wort dasselbe sein. Theoretisch. Um es in die Praxis zu übertragen, müßte man für jede Übersetzung eine Zeit von Jahren haben, müßte sie immer wieder von neuem durchsehen, feilen, mit dem Original vergleichen, dieses so in sich aufnehmen, daß man völlig damit verwächst. Leider ist das nicht möglich: die Übersetzung drängt aus begreiflichen Gründen, man hat nur eine knapp bemessene Zeitspanne zur Verfügung. So muß die deutsche Ausgabe in gewissem Sinne unvollendet bleiben. Keiner wird das stärker empfinden, tiefer bedauern als der Übersetzer selbst.

An einem Dichter wie Hamsun lernt der Übersetzer Demut; dafür spürt er auch selten wie hier die Freude an seiner Arbeit.

Um eines solchen Buchs willen lohnt es sich, eine fremde Sprache zu kennen.

Goethe-Schriften

Von Georg Witkowski (Leipzig)

(1) Goethes sämtliche Werke. Dreißigster Band. Herausgegeben von Curt Noch. Berlin, Propyläen-Verlag Groß-Oktav. 531 S.

(2) Goethes Gedichte. Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Ewald A. Boucke. Kritisch durchgesehene Ausgabe. (Sonderdruck aus Meyers Klassiker-Ausgaben.) Leipzig 1924, Bibliographisches Institut. 472 S.

(3) Goethes Gedichte. Auswahl in zeitlicher Folge, herausgegeben von Eduard von der Hellen. Stuttgart-Berlin 1924, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. XXXVI, 355 S.

(4) Goethes Gedichte. Mit 93 Bildern nach zeitgenössischen Vorlagen und einem erläuternden Nachwort von Karl Hoppe. Ausgewählt und textlich nachgeprüft von Max Hecker. Zwei Bände. Leipzig 1925, J. J. Weber. 402, 275 S.

(5) Gedichte Goethes an Frau von Stein. In Faksimilenachbildung herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Julius Wahle. (Schriften der Goethe-Gesellschaft, 37. Band.) Weimar 1924, Goethe-Gesellschaft. Klein-Folio. 16 Tafeln und 12 Seiten.

(6) Goethe, West-Östlicher Divan nebst den Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-Östlichen Divans. Kritisch durchgesehen, eingeleitet und erläutert von Rudolf Richter. (Sonderdruck aus Meyers Klassiker-Ausgaben.) Leipzig 1924, Bibliographisches Institut. 360 S.

(7) Goethes Epen. Kritisch durchgesehen, eingeleitet und erläutert von Ewald A. Boucke. (Sonderdruck aus Meyers Klassiker-Ausgaben.) Leipzig 1925, Bibliographisches Institut. 309 S.

(8) Egmont. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Goethe. Ächte Ausgabe. Leipzig 1788, Georg Joachim Göschen. Deutsche Klassiker in Form und Text ihrer Erstausgaben. Herausgegeben unter Mitwirkung von Leopold Hirschberg. Berlin-Südende 1924, Morawe & Scheffelt. 231 S.

(9) Goethes Faust. Herausgegeben von Eduard von der Hellen. Stuttgart-Berlin 1924, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 384 S.

(10) Zur Faustchronologie. Von Chr. Sarauw (Kgl. Dänische Akademie der Wissenschaften, Historisch-philologische Mitteilungen X, 2). Kopenhagen 1925, in Kommission bei Andr. Fred. Høst & Søn. 89 S.

(11) Goethes Faust im Lichte der Kulturphilosophie Spenglers. Von Ludwig Jacobskötter. Berlin 1924, E. S. Mittler & Sohn. 125 S.

(12) Goethe, Italienische Reise. Zweiter römischer Aufenthalt. Kritisch durchgesehen, eingeleitet und erläutert von Robert Weber. Leipzig 1924, Bibliographisches Institut. 684 S.

(13) Noch ein Stück Knabendichtung Goethes. Von Walter A. Berendsohn. Hamburg 1924, W. Gente. 22 S.

(14) Johann Wolfgang von Goethe, Von deutscher Baukunst. (Vierter Reuchlindruck.) Dessau 1924, Karl Rauch. 15 S.

(15) Goethe als Rätseldichter. Von Flodoard Freiherrn von Biedermann. Mit einem bisher unbekannten Goethebild von Jagemann (X. Berthold-Druck). Berlin 1924, H. Berthold, A.-G. Abt.: Privatdrucke. Folio. 46 S.

(16) Goethe in Berlin und Potsdam. Von Otto Pniower. Berlin 1925, E. S. Mittler & Sohn. Klein-Quart. VII, 103 Seiten mit vielen Bildern.

(17) Goethe in Venedig. Von Julius Vogel. Mit 16 Tafeln. Dritte Auflage. Leipzig 1924, Klinkhardt & Biermann. XXII, 172 S.

(18) Goethe in Dornburg. Gesehenes, Gehörtes und Erlebtes von Karl August Christian Sckell, Großherzogl. Hofgärtner zu Dornburg. Mit einem Führer durch die Schlösser. Leipzig 1924, J. J. Weber. 48 Seiten mit Bildern.

(19) Auf Höhen Ettersburgs. Blätter der Erinnerung von Werner Deetjen. Leipzig 1924, J. J. Weber. 127 Seiten mit Bildern.

(20) Weimars denkwürdige Grabstätten. Von Paul Benndorf. Mit 32 Lichtdruckbildern und einem Plane des alten Friedhofs. Leipzig 1924, H. Haessel. Groß-Quart. 56 Seiten und 32 Tafeln.

(21) Goethe und sein Sohn. Von Karl von Holtei. Weimarer Erlebnisse in den Jahren 1827—1831. Erste Ausgabe in Auswahl nach Holteis Lebenserinnerungen „Vierzig Jahre". Hamburg 1924, Vera-Verlag. 95 Seiten mit Bildern.

(22) Goethe und Ulrike. Von Hedda Sauer. Reichenberg 1925, Sudetendeutscher Verlag, Franz Kraus. 92 Seiten mit 14 Tafeln.

(23) Ulrike. Ein Roman von Goethes letzter Liebe. Von Toni Schwabe. München 1925, Albert Langen. 210 S.

(24) J. P. Eckermann. Sein Leben für Goethe. Nach seinen neuaufgefundenen Tagebüchern und Briefen dargestellt. Von H. H. Houben. Leipzig 1925, H. Haessel. XXI, 635 S.
(25) Die Entstehung der Eckermannschen Gespräche und ihre Glaubwürdigkeit. Von J. Petersen. (Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse Nr. 2.) Berlin 1924, in Kommission bei Walter de Gruyter & Co.
(26) Goethe als Persönlichkeit. Berichte und Briefe von Zeitgenossen, gesammelt von Heinz Amelung. Dritter Band: 1823–1832. Berlin 1925, Propyläen-Verlag. Groß-Oktav. 263 S.
(27) Goethes Stellung zur französischen Romantik. Von Walter Wadepuhl, Staatsuniversität Illinois. 1924.
(28) Goethes Sterne. Gott – Natur – Gemüt. Eine Auswahl von Paul Sakmann. Stuttgart 1925, Ernst Heinrich Moritz. 84 S.
(29) Goethe als religiöser Charakter. Von Wilhelm Loew. München 1924, Chr. Kaiser. 87 S.
(30) Goethe und die Juden. Von Heinrich Teweles. Hamburg 1925, W. Gente. 205 S.
(31) Goethe als Lehrer. Sprüche aus seinen Erziehungsromanen. Ausgewählt und zusammengestellt von Heinrich Benfer. Dortmund 1924, Fr. Wilh. Ruhfus. 86 S.
(32) Goethe. Skizzen zu des Dichters Leben und Werken. Von Hans Gerhard Gräf. Leipzig 1924, H. Haessel. 488 S. Mit 12 Tafeln.
(33) Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Herausgegeben von Max Hecker. Zehnter Band. Weimar 1924, Verlag der Goethe-Gesellschaft. IV, 286 S. Mit 5 Tafeln.
(34) Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Vierter Band 1924. Mit drei Bildtafeln und einem Faksimile. Leipzig, Insel-Verlag. 330 S.
(35) Publications of the English Goethe Society. New Series Vol. I, Edited by J. G. Robertson. London 1924, Alexander Moring Ltd. 108 S.
(36) Entwicklungsgeschichtliche Goethe-Kritik. Von Eugen Wolff. Oldenburg 1925, Schulze. 59 S.

Die Herausgabe von Goethes Werken bedeutet im Kreise der deutschen Editionstechnik neuerer Schriftwerke die größte Aufgabe. An ihren Lösungen läßt sich die Kurve des steigenden Könnens und der Wechsel der Richtung am besten ablesen. Vom mehr schlechten als rechten Abdruck der Texte führt diese Linie im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts zu sorgsamerer und immer eingehender kommentierter Form, verbunden mit dem Streben nach immer größerer absoluter Vollständigkeit. Dann biegt der Verlauf plötzlich um zu einem Ablehnen aller Herausgeberzutaten, und hinzu kommt als etwas ganz Neues die chronologische Anordnung und die Rücksicht auf bibliophile Wünsche.

Als das Ergebnis dieser neuen Konstellation trat 1909 der Beginn der Propyläen-Ausgabe des Verlags Georg Müller hervor, und damals wurden eingehend (L. E. XII, 842 f.) Vorzüge und Nachteile erörtert. Später gelangte die Ausgabe im Propyläen-Verlag aus den ersten, wenig zuverlässigen Händen unter die Obhut Conrad Höfers, und jetzt wird sie von Curt Noch betreut. Er gibt in dem neuerschienenen 30. Bande (1) ein Spiegelbild des Goetheschen Schaffensjahres 1817: Gedichte, Briefe, Tagebuch, Schriften zur Literatur, bildenden Kunst, Naturwissenschaft, als Kernstück den zweiten Teil der „Italienischen Reise". Höchst reizvoll zeigt ein solcher Ausschnitt den ins Unendliche sich dehnenden Kreis der Anliegen Goethes, und, was ebenfalls nicht zu unterschätzen ist, wir sehen ihn, den wir so leicht als zeitlos betrachten, einmal ganz von der anderen Seite, der Zeitbedingtheit. Das sichert dieser Ausgabe ihren Wert, und erhöht wird er durch die Sorgfalt der Bearbeitung. Noch hat jetzt auch das wertvolle Zugeständnis gemacht, daß er in einem Anhang von den wesentlichen Änderungen und Zusätzen der mitgeteilten Stücke Bericht gibt, womit wenigstens eine schmale Brücke zu der dem Bibliophilen verhaßten, aber doch leider unentbehrlichen philologischen Provinz des Goethe-Reichs geschlagen wird.

Bürgerlicher, nicht so aristokratisch alle Nützlichkeit ablehnend sind von jeher die Klassiker des Bibliographischen Instituts zu Leipzig. Aus einem neuen Goethe, der hier ersteht, empfangen wir besonders gedruckte Einzelausgaben. Die Gedichte (2) hat Ewald A. Boucke ausgewählt, eingeleitet und erläutert, so, wie man es bei diesem bewährten Kenner der Goetheschen Welt erwartet, bei aller Kürze doch das Wesentliche zur Gesamtcharakteristik der Lyrik scharf und nicht oberflächlich heraushebend. Was die Auswahl betrifft, so konnte auf 330 mit stattlicher Schrift bedruckten Seiten selbstverständlich nicht allen Wünschen genügt werden, zumal da auch der West-Östliche Divan, die Lehr- und Spruchdichtung mit einbezogen werden sollte. Schwerlich bekommt irgend jemand von Wesen und Fülle der „Zahmen Xenien" eine Vorstellung, wenn im ganzen 30 davon dargeboten werden, und für den Divan erscheinen 26 Seiten auch nur als eine Abschlagszahlung. Ganz anders sieht es aus, wenn nicht die ganze Masse der Gedichte ins Auge gefaßt wird. Sucht man nur nach dem eigentlichen lyrischen Schatz, so kann ohne weiteres Bouckes Auswahl als ein Diadem gelten, in dem alle großen und kleinen Perlen würdig und vollständig gefaßt sind, auch diejenigen, die in den Schalen der Lehrdichtung gleichsam als Fremdkörper wuchsen. Ein neues und sehr dankenswertes Verfahren. Gleichen Dank verdient die Erläuterung mit ihren aufs engste gefaßten, die ganze Literatur bis 1923 ausnützenden Angaben. Eine chronologische Tabelle berichtigt zum Teil Gräfs Anordnung der Ge-

dichte, und ein Verzeichnis der Vertonungen tritt als erwünschte Zugabe an den Schluß.

Als Herausgeber einer anderen Gedichtauswahl nennt sich Eduard von der Hellen (3). Er hat die aufgenommenen Stücke zeitlich geordnet, sogar das Türmerlied aus dem zweiten Faust eingereiht und am Schlusse noch einen Haufen Reimsprüche angefügt. Die eigenen Zutaten beschränken sich auf eine Einleitung, die ohne Begründung manches Zweifelhafte apodiktisch hinstellt. So hält von der Hellen das „Heidenröslein" ohne weiteres für ein von Goethe für Herder aufgezeichnetes Volkslied. Man möge damit die vorsichtige Sorgsamkeit Boudes vergleichen. Wer dem gutgläubigen Leser, mit dem hier zu rechnen ist, unbegründete Annahmen so ungarniert auftischt, vergeht sich nicht nur gegen die Wissenschaftlichkeit.

Eine dritte, besonders reiche Auswahl von Goethes Gedichten empfangen wir aus der bewährten Hand Max Heckers (4). Auch er ordnet nach der Zeitfolge und enthält sich allet kommentierenden Zutaten. Dafür brachte Karl Hoppe ein Nachwort, das in bester Form den Werdegang der Lyrik darstellt, vor allem stilgeschichtlich. Als eigenartige Zugabe erhalten wir noch eine reiche Sammlung von Bildern zeitgenössischer Künstler zu Goethes Gedichten, sehr instruktiv für die Entwicklung der Illustrationskunst, die allmählich von Ramberg über Neureuther zu Schwind aufsteigt.

Die Goethe-Gesellschaft spendete ihren Mitgliedern eine besonders anziehende Gedicht-Auswahl (5). Es sind die Verse Goethes für Charlotte von Stein, getreulich den Handschriften nachgebildet, ein Denkmal dieser großen einzigen Liebe, wie es persönlicher, unmittelbarer zum Herzen sprechend nicht errichtet werden könnte. Das Nachwort Julius Wahles läßt Erlebnis und Formung vor uns erstehen mit jenem tiefen Verständnis und jener Sachkenntnis, die Wahle so oft und so beglückend bewährt hat. Für das höchste dieser zarten Gebilde, das Lied „An den Mond", stimmt Wahle der Annahme bei, seine spätere Form sei durch die Umdichtung der einstigen Geliebten bedingt worden. Vielleicht hätte Wahle auch für das in der Handschrift nicht erhaltene „Einer Einzigen angehören" sich Hildebrands ansprechender Vermutung anschließen können, nach der die ersten sechs Verse der Zeit reif erblühter Gemeinschaft, die letzten drei dem Druckjahre 1820 angehören.

Für den neuen Goethe des Bibliographischen Instituts hat Rudolf Richter den West-Östlichen Divan herausgegeben (6), nach allem, was namentlich Burdach für diese schwierige Aufgabe geleistet hat, kein sehr mühsames Unternehmen. Die Einleitung bleibt etwas zu sehr auf der Oberfläche der äußeren Anlässe und des Zurückweisens heute kaum mehr geäußerten verständnislosen Tadels, statt in das Wesen der Form und der Denkart einzudringen. Auch die Anmerkungen bieten nicht viel Bedeutsames. Man prüfe nur, was über „Selige Sehnsucht" gesagt ist. Dieser Kommentar ist Erzeugnis heute veralteter, philologisch-historischer Erklärungsmethoden.

Allen Forderungen der Gegenwart dagegen genügt der von Ewald A. Boucke besorgte Band der Epen (7) in der gleichen Ausgabe. Er enthält nur die drei großen Hexameter-Dichtungen der neunziger Jahre: „Reineke Fuchs", „Hermann und Dorothea", „Achilleis", entspricht also nicht ganz der durch den Titel geweckten Erwartung, da die früheren epischen Ansätze anderwärts erscheinen. Doch wird gerade dadurch die Einheit des Stoffes und seiner Betrachtung erreicht, und in das Gesamtbild von Goethes epischem Schaffen ordnet Boucke die hier gegebenen umfangreichsten Erzeugnisse zutreffend ein. Die im übrigen sehr gute Erörterung über den epischen Vers hätte durch das Heranziehen von Kösters feinem Aufsatz „Deutsche Daktylen" noch gewonnen.

Eine Nachbildung der ersten Ausgabe des „Egmont" (8), herausgegeben „unter Mitwirkung von Leopold Hirschfeld", ist leider nicht mechanisch hergestellt. So ist für die genaue Wiedergabe der Vorlage keine Gewähr vorhanden und der typographische Eindruck wird nur annähernd erreicht. Das Nachwort gibt die bekanntesten Daten ohne jeden Hinweis auf den Cäsar-Plan und andere nicht so an der Oberfläche liegende Bezüge und nährt sich in der Hauptsache von der Schillerschen Rezension, deren Abdruck an dieser Stelle schwerlich nötig erscheint.

Im übrigen ist von den Hauptwerken diesmal nur der „Faust" vertreten. Vor einem Abdruck des Textes der neuen Cottaschen Goethe-Auswahl (9) nennt Eduard von der Hellen sich als Herausgeber. Seine Zutat besteht in 32 Druckzeilen, auf denen er das Entstehen des „Faust" schildert. Wem soll mit einer solchen Skizze gedient sein?

Welche Untiefen auf dem Gebiete der Faustchronologie den ernsthaften Forscher bedrohen, lehrt die neue Schrift des erprobten dänischen Gelehrten Chr. Sarauw (10). Sie gilt in erster Linie der Auseinandersetzung mit Gustav Roethe. Bekanntlich läßt dieser, an Scherers Vermutungen anknüpfend, namentlich auf Grund der Sprache und des Metrums das Werden des Urfaust mit den Schluß-Szenen in Prosa beginnen. Dagegen wendet Sarauw so viel Entscheidendes ein, daß dieses Gespenst für alle ruhig Urteilenden nun wohl für immer gebannt sein dürfte, und ebenso setzt er sich mit manchen anderen durch die heutige Faust-Forschung

spukenden Hypothesen auseinander. Hier und da erliegt auch er der Versuchung, das Annehmbare mit dem unbedingt Richtigen zu verwechseln. So, wenn er es für einen vollkommen unmöglichen Gedanken erklärt, daß der Dichter jemals sein Drama mit der Kerkerszene hätte schließen wollen, und zur Begründung sagt: „Eine Schuld, wie sie Faust in der Jugenddichtung auf sich ladet, hat noch niemanden in die Hölle gebracht,“ oder wenn er die „Walpurgisnacht“ als wohl sicher vor 1797 „erfunden“ bezeichnet. Solche einzelne Einwände ändern aber nichts an dem Eindruck, daß diese Schrift Saraums zu den förderlichsten der heutigen Faust-Literatur zählt.

Es war zu erwarten, daß Spenglers Bemerkung, Goethes „Faust“ sei „das Produkt einer ganzen Kultur“, im Sinn einer Parallele ausgedeutet werden würde. Dies hat nun Ludwig Jacobskötter (11) unternommen, indem er nachzuweisen suchte, der „Faust“ sei der „dramatisierte Lebenslauf unserer Kultur“, also nicht Menschheitsgedicht in dem Sinne von Faust als Vertreter der Menschheit. Nun ist ja dem in der neuen Faust-Literatur vortrefflich belesenen Autor zuzugeben, daß die Voraussetzung jeder großen Dichtung stofflich Denken und Fühlen ihres Zeitalters ist. Ferner kann und soll ein Werk wie der „Faust“ gedeutet werden über die bewußten Anschauungen und Absichten seines Dichters hinaus. So mag grundsätzlich das Daseinsrecht der Betrachtungsweise Jacobskötters anerkannt werden. Aber er sagt mehr als zulässig ist, wenn er z. B. behauptet: „Das Wesen unserer Kultur vollendet hervortreten zu lassen, ist die Hauptabsicht und der eigentliche Inhalt des Schlusses,“ und demgemäß die „schwankende Erscheinung“ auf die abendländische Kultur bezieht und wenn er die Auffassung, als ob Goethe eine Erlösungslehre oder einen neuen Heilsweg habe darstellen wollen, völlig verkehrt nennt. Gewiß wird ferner das Schicksal Gretchens und Helenas (fällt auch diese unter die abendländische Kultur?) zeitbedingt heißen dürfen; entscheidend sind doch mehr die Bedingungen des deutsch-bürgerlichen Lebenskreises als die äußere Kultur des jüngsten Jahrtausends und ihre von Spengler angenommenen Voraussetzungen. Vollends müssen wir uns gegen Jacobskötter erklären, wenn er einzelne Stellen in dem von ihm gewünschten Sinne deutet: etwa in der Feuerluft, von der Mephisto spricht, die Vordeutung auf das Flugzeug sieht, während hier offenbar die damals neuerfundene Montgolfiere vorschwebte. Ebensowenig kann der Gesamtverlauf dem Wesen der Spenglerschen Epoche entsprechen, oder gar von der Erneuerung der christlichen Kirche im 19. und 20. Jahrhundert an den religiös gefärbten Stellen, ja sogar in der Euphorion-Handlung, die Rede sein. Fast in Louviers Gefilde werden wir versetzt, wenn die Linden, von denen der Wanderer zu Beginn des fünften Aktes spricht, unsere Kultur bedeuten sollen. Das heißt nicht mehr auslegen, sondern unterlegen.

Mit Freude wendet man sich von diesem dunklen Pfade in die lichte Region der „Italienischen Reise“, die Robert Weber (12) für die Goethe-Ausgabe des Bibliographischen Instituts besorgt hat. Da ist alles schön, sachgemäß, von eigenem Schauen und selbständigem Urteil belebt. Gegenüber der ersten von Weber besorgten Ausgabe hat diese die mannigfaltigsten Zusätze erfahren. Trotz einer Druckschrift, die den Augen viel zumutet, lohnt es sich, eine Fülle überreicher, allenthalben wertvoller Belehrung aus den Anmerkungen Webers zu schöpfen.

Zu solcher soliden Tatsächlichkeit steht im stärksten Gegensatz ein Tasten, wie es Walter A. Berendsohn (13) wagt, um aus dem Esther-Spiel des „Jahrmarktfests zu Plundersweilern“ das Dasein einer vorausgehenden gleichartigen Knabendichtung Goethes zu folgern. Weil er das jüdische Purimspiel gekannt haben kann, soll er es schon als Knabe selbständig geformt haben; weil Seekatz für den Grafen Thorane die Geschichte der Esther malte, wird hier vermutet, daß der junge Wolfgang auch diesen Gegenstand seinem lieben Gevatter Seekatz angegeben habe. Im Anschluß daran werden Quellenuntersuchungen angestellt, es wird versucht, alte und neue Schicht zu scheiden, freilich mit geringem Erfolg. Zum Schluß wird über den Stand der Josephs-Diskussion berichtet. Sie spitzt sich auf die Frage des Dialekts der Handschrift zu, während doch, wenigstens meines Erachtens, zunächst einmal festzustellen wäre, ob eine Möglichkeit bestehe, ihre Herkunft besser als bisher zu erweisen. Solange das nicht geschieht, reichen äußere und innere Gründe bei dem hier vorliegenden Tatbestand nicht für die Bestimmung einer Autorschaft aus. Was soll denn durch rheinfränkischen Dialekt zugunsten Goethes bewiesen sein? Ein, auch am Maßstab des Durchschnitts gemessen, so elendes Stück wie dieser „Joseph“, ein solch breitausgewalztes Gerede kann von dem mit hohem Formsinn schon in der Jugend begnadeten Knaben Goethe nicht herrühren. Nur dadurch, daß die Joseph-Anhänger den Mut aufbringen, auf ihre Grundhypothesen wie auf gesicherte Tatsachen zu bauen, können sie, sogar bei weniger vorsichtigen Fachgenossen, den Schein einer schlüssigen Beweisführung erwecken. Erst wird angenommen, Goethe habe das frankfurter Esther-Spiel gekannt und benutzt; dann

wird nach Spuren eines anderen Purimspiels im „Joseph" gesucht und, wenn man sie findet, daraus ein neuer Beweis für Goethes Autorschaft geschmiedet. Wenn das noch wissenschaftliche Methode heißen soll, dann weiß ich nicht, wo das vom Standpunkt der Logik aus Unzulässige anfängt.

Den Bibliophilen würde ein hübscher Neudruck der kraftvollen Jugendschrift „Von Deutscher Baukunst" (14) noch mehr zusagen, wenn nicht die Einheit des Titels unberechtigt durch Mischung der Schriftarten gestört und Goethes Name durch das (hier vollends unberechtigte) Adelsprädikat entstellt wäre.

Ohne jeden Einwand lobenswert ist die bibliophile Gabe von Flodoard Freiherrn v. Biedermann (15). Sie handelt von „Goethe als Rätseldichter". Man sollte nicht glauben, es gäbe noch ein Schaffensgebiet Goethes, das nicht irgendwie behandelt worden wäre; aber Biedermann hat hier wirklich solch ein Gebiet und noch dazu ein keineswegs reizloses entdeckt. Seine Darstellung geht von dem Rätselhaften in Goethes Leben und Dichten aus, kommt dann auf das große Rätsel Goethes, welches nach Stefan Schützes Angabe am Sylvesterabend 1803 bei Johanna Schopenhauer erwähnt wurde und den Verfasser zum Aufsuchen aller verwandten Stücke in Goethes Werken veranlaßte. Er fand deren 19, Schützes Bericht paßte auf keines von ihnen, aber nun lag doch einmal dieses ganze Feld offen da. Der zweite Teil der Schrift schreitet es ab und kommt mit mannigfachem Gewinn weit über die bloße Tatsachenmehrung hinaus. Als Zugabe erhält man noch den Nachweis eines unbekannten Jagemannschen Goethebildes. Selten ist für einen Privatdruck so anziehender neuer Stoff gefunden worden, dessen Reize durch das stattliche Format, den schönen Druck und das edle Papier um so heller aufleuchten.

Zur Lebensgeschichte Goethes ist diesmal nicht viel Neues zu nennen, das beste Otto Pniowers anmutig-gelehrtes Buch „Goethe in Berlin und Potsdam" (16). Nur einmal, im Frühling 1778, hat Goethe in Berlin geweilt, und seine absprechenden Urteile über die Stadt des großen Friedrich und dessen Umgebung sind bekannt. Nun empfangen wir die eingehende Schilderung dieser Tage vom 15.—22. Mai, verlebendigt durch eine reiche Zahl trefflich wiedergegebener Bilder und Pläne, am sprechendsten der erst vor kurzem bekannt gewordene Bericht aus dem Tagebuch des Grafen Lehndorff über das Mittagsmahl beim Prinzen Heinrich in dessen Palais, der heutigen Universität. Alles, was an Tatsachen feststellbar ist, stimmt dahin überein, daß Goethe die Berliner nicht gefallen haben, er aber ebensowenig den Berlinern. Die Nörgelsucht der „Lumpenhunde", die über den großen Friedrich hinter seinem Rücken räsonierten, und der frondierende Kreis des Prinzen Heinrich haben wohl am meisten dahin gewirkt, den unerfreulichen Eindruck gegenüber alledem vorwiegen zu lassen, was auch diese Reise den glücklichen Augen Goethes spendete. Diesen positiven Gewinn recht erkennen zu lassen, ist das Hauptverdienst der schönen Gabe.

Was bedeuten freilich die Eindrücke Berlins gegen die in Venedig verbrachten Tage? Julius Vogel hat schon vor fünfzehn Jahren gewissenhaft die Lagunenstadt zur Goethezeit und die siebzehn Herbsttage des Jahres 1786, die er dort verbrachte, geschildert. Nun liegt das freundliche Buch in dritter, wenig veränderter Auflage (17) vor, wieder mit den Bildern der zeitgenössischen Venezianer geschmückt, als Reisebegleiter und daheim willkommen.

Von dem Weimar Goethes und seiner Umgebung berichten drei bescheidenere Schriften. Hans Wahl hat uns vor kurzem die Dornburger Schlösser und ihre Geschichte vorgeführt. Nun gibt er eine Erneuerung des kleinen Buchs, das der alte dornburger Hofgärtner Sckell 1864 mit seinen Erinnerungen an Goethe füllte (18), und verdient sich mit dieser hübschen Gabe den erneuten Dank, namentlich der jetzt zahlreicheren Besucher Dornburgs.

Zu einem anderen Landsitz des weimarer Fürstenhauses, nach Ettersburg, führt uns Werner Deetjen (19), sorgsam verzeichnend, was die Lustigen von Weimar dort mannigfach erlebt haben, als Glanzpunkt die erste Aufführung der Iphigenie auf Tauris am 6. April 1779. Aber was hat dieses Schlößchen nicht sonst alles an geistig-künstlerischer Geselligkeit und an harmlos heiterem Leben gesehen, bis Schiller dort krank den Abschluß seiner Maria Stuart erzwingen wollte, bis die beiden Weltherrscher Alexander von Rußland und Napoleon 1808 hier an einer Treibjagd, diesem widerwärtigsten aller Sports, teilnahmen. Goethe ist in hohem Alter immer wieder in Ettersburg gewesen, von der Höhe auf die Punkte hinausblickend, an die sich die reichsten Erinnerungen eines langen Lebens knüpften. Dann haben als Gäste Karl Alexanders und seiner Gattin noch so manche junge Dichter und Künstler hier geweilt, und sogar das von Anna Amalia geschaffene Freilufttheater wurde neu belebt. So weben um das Schlößchen die mannigfachsten liebenswerten Erinnerungen, und sie werden in den Worten Deetjens und in den guten und zahlreichen Bildern zu vollem Leben erweckt.

Den Toten Weimars gilt die Bildersammlung Paul Benndorfs (20). Sie dient dem Andenken vieler heute noch genannter oder um lokaler Bedeutung

willen ehrfürchtiger Namen, sie ist kunstgeschichtlich bedeutsam insofern, als hier von dem Grabmal Lucas Cranachs bis zu den elenden Ausgeburten neuerer Denkmalskunst eine Auswahl bezeichnender Beispiele geboten wird. Man vergleiche nur einmal ein echtes Erzeugnis der Goethezeit, wie das Monument des Musäus, mit einer so widerwärtigen Imitation, wie dem von der Goethe-Gesellschaft errichteten Denkstein Charlotte von Steins! Fast zu reichlich breitet Benndorf die Ergebnisse sorgsamster Forschung in der großen Einleitung aus.

Vergebens sucht man hier das Grab August von Goethes. Er ging in Rom zugrunde und wurde an der Pyramide des Cestius begraben. Unter seinen wenigen Freunden war kurze Zeit auch Karl von Holtei, der 1827 nach Weimar kam und von dem Vater Goethe wohlwollend aufgenommen wurde. Was Holtei dort erlebte, hat er nach langen Jahren in seiner breiten Selbstbiographie geschildert. Es war kein übler Gedanke, diese Abschnitte aus dem kaum noch lesbaren Buch herauszuheben (21), mag auch nicht alles, was Holtei erzählt, schärferer Kritik standhalten. Schon sein Bericht über die erste weimarer Faustaufführung, am 80. Geburtstag Goethes, verdient diese Erneuerung mit einer nicht gerade sehr aufschlußreichen Zugabe von Robert Walter und ein paar bekannten Bildern.

Höheres Verdienst erwirbt sich Hedda Sauer (22), indem sie, aus neuerschlossenen Quellen schöpfend, das Dasein der letzten von Goethe geliebten Frau, Ulrike von Levetzow, darstellt. Vorgeschichte, Verlauf und Nachklänge des großen Erlebnisses, das Ulrike Teil an der Unsterblichkeit gab, erstehen hier in einem Frauenherzen von neuem. Sie sieht die „amusische, in den Schranken einer vornehmen Kaste erzogene, persönlich überdies durch große Mädchenhaftigkeit und Kühle charakterisierte" Ulrike dem Dichter für sein leidenschaftliches Werben nichts als Höflichkeit des Herzens zurückgeben, er aber hegt bis zum Lebensende ihr Bild, dessen jugendliche unberührte Anmut im Ausdruck des Auges auch noch die hier mitgeteilten Porträte aus späteren Jahren erkennen lassen. Hedda Sauer geleitet uns mit feinfühliger Hand durch die ersten Winter in Prag und Wien und die sechs Jahrzehnte der Unvermählten auf Schloß Trziblitz, wo noch Goethe sie im Geiste gesehen hatte. Wir wandern durch die Räume und den Park; wir sehen die Neunzigjährige dort den Schwan füttern. Wenig Bücher der ganzen Goethe-Literatur haben so wie dieses volles Leben, ohne ins Romanhafte zu verfallen, weil mit reiner Schau nur das Wirkliche, nicht das von der Phantasie Umsponnene erscheint.

Und so muß daneben der gutgemeinte Ulriken-Roman der Toni Schwabe (23) den kürzeren ziehen. Ich will gar nicht davon reden, daß sie auf Seite 110 und anderwärts Mangel an dem hier nötigen literaturgeschichtlichen Wissen verrät. Schlimmer dünkt mich der Mut, mit dem sie Goethe reden und schreiben läßt, wie es ihrer eigenen Vorstellung von ihm entspricht. Von vielen Proben nur eine, der Höhepunkt, wo der greise Dichter der „kleinen Ulla" (so nennt er Ulrike) seine Liebe gesteht, während am Himmel die Sterne zucken und flammen, als müßten sie wie feurige Schleudern herabbrechen: „Weißt du, Ulla, wie mir das geschehen konnte? Ich weiß es nicht und bin doch ganz erfüllt davon. Kein Atemzug geht aus meinem Munde, der dich nicht sucht, der nicht deinen Namen formen will. Kein Lufthauch wird von mir eingesogen, der sich nicht in einen sehnsüchtigen Seufzer wandelte — Ulla — Kind — Gott selber vergißt die Jahre zwischen uns! Du letztes Geschenk, du Ewigkeitsbrunnen, laß mich nicht um dich verdursten müssen —." Selbstverständlich läßt Toni Schwabe sich die Werbung Karl Augusts nicht entgehen und verleiht der Madame Szymanowska die Rolle der bald überwundenen Nebenbuhlerin. Aber mit diesen Handlungselementen war das Buch nicht zu füllen. Deshalb gibt es noch eine lange, künstlerisch zwecklose Einleitung in Dornburg und Weimar, und als Ausklang muß Goethe, dorthin zurückkehrend, ein paar Briefe an die liebe kleine Ulla schreiben, zu deren letzten er sich an seiner eigenen Pandora begeistert. Nein! Die Aufgabe war auch für eine begabtere Schriftstellerin als Toni Schwabe zu schwer, vielleicht überhaupt unlösbar, weil dazu Einfühlung gehört, die auf Grund der Überlieferung nicht möglich erscheint. Künstlerisch kann ein Goetheroman, wie überhaupt ein Künstlerroman, nur in der Art entstehen wie der Trentinis, worüber früher (L. E. XXVI, 86) das Nötige gesagt wurde.

Kein heute Lebender wird das von Eckermann gestaltete Goethebild erreichen. Ein neues großes Buch H. H. Houbens (24) zeigt uns das Werden dieses Bildes, bedingt durch Eigenart und Jugendschicksale des Schöpfers. Die unbekannten Tagebücher lieferten dafür Farben und Linien, die der Gestalt des bescheidenen Helfers neue Fülle verliehen. Er wird dadurch nicht größer als früher, sein Verhalten gegen die lange Jahre harrende Braut Hannchen nicht sympathischer, um so weniger, da nun auch seine erotisch angehauchte Freundschaft mit der Schauspielerin Auguste Kladzig, sein Mangel an Tatkraft, seine törichte Vogelliebe (40 geflügelte Gesellen in der Junggesellenbude!) heller beleuchtet erscheint. Auch die kleinstädtische weimarer Gesellschaft, das Gewimmel um Goethe werden mit manchen Einzelheiten bereichert. Alles mit dem bei Houben gewohnten Schriftsteller-

können verarbeitet. Man liest die 635 Seiten mit unverminderter Teilnahme bis zu Ende und merkt gar nicht, wie unbedeutend eigentlich der Stoff ist. Nebenbei fällt noch ein nicht unerheblicher wissenschaftlicher Gewinn ab. Goethes Gespräche mit Eckermann — Nietzsche preist sie als das schönste deutsche Buch — sind, wie längst im allgemeinen bekannt war, nicht einfache Niederschriften des Gehörten mit erstaunlich genau festgehaltenem Inhalt und Tonfall. Die Gespräche sind ein nachträglich komponiertes großes Kunstwerk, das zugunsten der höheren Wahrheit das wirklich Geschehene an vielen Stellen anders gruppierte, zusammenzog, ergänzte. Dafür liefert Houben zahlreiche Beweise.

Er ergänzte und berichtigte so die Schrift Julius Petersens (25), dem Houbens Materialien noch nicht zugängig waren. Selten bot sich philologischer Kritik eine so lockende und so würdige Aufgabe. Es gilt, die wichtigen und von aller Welt als authentisch betrachteten Zeugnisse für Goethes äußeres und inneres Altersdasein, für seine Urteile über Menschen und Dinge, über eigenes und fremdes Schaffen, über die großen Lebensfragen auf die dokumentarische Gewähr zu prüfen. Als Ergebnis zehnjähriger Beschäftigung Petersens mit dem Thema gliedern sich die Gespräche nach ihrer Glaubwürdigkeit in solche, die den faktischen Verlauf wiedergeben, zweitens einzelne zuverlässige Aussprüche, drittens redigierte, aber unter dem richtigen Datum mitgeteilte Gespräche, viertens unrichtig datierte, fünftens nicht von Eckermann selbst gehörte und sechstens erfundene Gespräche. Nur die erste und dritte Gruppe geben gesicherte Tatsächlichkeiten in bezug auf Goethes Lebenslauf, Stimmung und Arbeit; nur die erste und zweite Gruppe enthalten authentische Aussprüche. Aber, wie Petersen richtig sagt, mit dem Schwinden der tatsächlichen Wahrheit steigt die höhere, die legendarische Wahrheit, deren Kriterien in der Folgerichtigkeit und Überzeugungskraft des geistigen Zusammenhangs bestehen. Dies erkannt und erreicht zu haben, ist das Verdienst Eckermanns. Seine Grenze liegt in der persönlichen Färbung jeder Schriftstellerleistung, die über chronikalisches Aufzeichnen hinausgeht. Es bedeutet freilich einen Mangel, daß die mündliche Sprache des alten Goethe keineswegs die war, die ihm Eckermann in den Mund legte und die bis jetzt im allgemeinen als die Goethes betrachtet wurde. Aber auch nach Petersens gründlicher Durchforschung bleiben die Gespräche in den Hauptsachen doch das Goethebild des letzten Jahrzehnts seiner irdischen Existenz.

Hilfsmittel zur Kontrolle Eckermanns gewähren die vielfachen gleichzeitigen Äußerungen anderer über Goethe. Gerade mit Eckermanns Ankunft setzt der Schlußband der schönen Sammlung Heinz Amelungs (26) ein und bietet sich so bequem zum Vergleich dar. Er gibt nicht nur Gespräche, mehr noch Auszüge aus Briefen, Tagebüchern, Lebensbeschreibungen, zusammengetragen mit einer umfassenden Belesenheit und so geschickt gewählt, daß Wiederholungen fast überall vermieden werden und Hunderte von Lichtstrahlen von allen Seiten auf die große Gestalt fallen. Wer in jenem letzten Jahrzehnt zu Goethe kam, der hatte das Bewußtsein, das Ferdinand Hiller mit den Worten aussprach: „Der merkwürdigste Tag meines Lebens. Ich sprach Goethe." Jeder prägte das Geschehene und vor allem die empfangenen Worte so fest wie möglich in sein Gedächtnis ein und zeichnete sie für sich selbst oder für andere sogleich auf. Das geschah in den früheren Epochen weit weniger, und deshalb gebührt diesem Bande der Vorrang vor den beiden ersten. Alle drei gemeinsam ergänzen die Propyläen-Ausgabe von Goethes Werken aufs willkommenste.

Von einzelnen Stellen der Geistigkeit Goethes handeln wie üblich so manche neue Schriften. Die Dissertation Walter Wadepuhls (27) hat den Stoff für ihr Thema fleißig zusammengetragen, kommt aber nur in der kurzen Schlußbetrachtung über diese Vorstufe hinaus und läßt die zeitgeschichtlichen Hintergründe, wie z. B. den Saint-Simonismus, unbeachtet.

Stellen-Sammlung ist auch mit allen den von mir früher hier bezeichneten Mängeln die Auswahl Paul Sakmanns (28), die als Zentrum mit Recht einen Naturpantheismus vitalistischer Prägung und die Verwandtschaft mit Spinoza erkennt. Um diesen Kern kreisen die Goetheworte, die Sakmann in sechs Gruppen mit eigenen gutgewählten Überschriften gesammelt hat. Da überall die Fundorte genannt sind, ist hier leicht Zeitpunkt und Zusammenhang jeder Äußerung festzustellen. Für den an der Spitze stehenden gewaltigen Prosa-Hymnus „Die Natur" hätte der Zusatz, daß er von Tobler niedergeschrieben ist, nichts geschadet.

Die immer wieder erörterte und nie eindeutig beantwortete Frage nach Goethes Religion stellt Wilhelm Loew (29) von neuem. Auch aus seiner Behandlung ergibt sich wieder, weshalb die Antworten so verschieden und so unbefriedigend lauten. Sie suchen das ewig fließende, in jedem Augenblick wechselnde Gesamtbild zu fixieren und in seine Teile zu zerlegen, um die Begrifflichkeit faßbar herauszustellen. Aber gerade dem versagt sich Goethes Eigenart. Nicht Begriffe, sondern Erlebnisse bedingen seine Seelenzuzustände und ihre in Denken und Dichten geformten Ausdrücke. Da reichen alle Formulierungen noch so

kenntnisreicher und noch so tiefer Forscher nicht über wesensfremde Konstruktionen hinaus, und was sie darlegen, ist zumeist mehr der Herren eigene Religiosität als die Goethes. Loew wählt insofern einen neuen und grundsätzlich besseren Weg, als er von dem Künstlermenschen, nicht von den zufälligen Ergebnissen des Denkens ausgeht, und gelangt ein Stück über die Vorgänger hinaus. Er sieht ein Werden, wo den anderen nur ein Sein entgegentritt, am Ende die Erkenntnis der transzendenten Gottheit.

Nur flüchtig berührt den äußersten Umkreis von Goethes Religiosität das so oft behandelte und jetzt umfangreicher als zuvor von Heinrich **Teweles** erörterte Thema „Goethe und die Juden" (30). Auch Teweles schießt am Ziele vorbei. Denn ehe man Goethes Äußerungen über die Juden, sein Verhalten zu ihnen und vielleicht auch ihr Verhalten zu ihm wertet, müßte man sich erst auf den Standpunkt seiner Zeit versetzen, erst wissen, wie damals im allgemeinen Juden und Christen zueinander standen. Da ist nun vor allem eins festzustellen: Bis tief ins 19. Jahrhundert hinein gelten die deutschen Juden als ein fremdes Volk. Goethe rühmt ja an ihnen, sie hätten Nation und Patriotismus, mehr als hundert leibeigene Geschlechter. Diese Fremden lebten in verhältnismäßig beträchtlicher Zahl seit undenklichen Zeiten unter den Deutschen, stets verfolgt von einem primitiven Haß. Seine eigentliche Quelle war neben vielem anderen das andersgeartete und deshalb unsympathische Äußere, abstoßende Sitten und Gebräuche, auch die Geschäftsmoral. Die dünne Schicht der Höchstgebildeten erreicht in milderen Zeiten, so namentlich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Bekämpfung des Instinkts, Toleranz. Wer Lessing und die ihm Gleichgesinnten als Führer anerkannte — und das waren der Zahl nach nicht viele —, mühte sich redlich, es ihnen nachzutun; wo aber das natürliche Fühlen waltete, blieb es bei der alten Abneigung, die als verächtlicher Haß die physisch und rechtlich Schwächeren unablässig bespie.

In Goethe ist mit den Jahren immer mehr das Fühlen gegenüber dem Denken in allen Angelegenheiten des praktischen Verhaltens und des Staatslebens hervorgetreten. Was in der Jugend seinem Wesen an rationalistischen Elementen beigemischt war, verschwindet. So kann man äußerlich bei ihm einen immer steigenden grundsätzlichen Antisemitismus feststellen. Das hindert, wie schon aus dem Gesagten hervorgeht, gar nicht, daß dort, wo sein Gefühl eine ihm entgegentretende Persönlichkeit als wertvoll und sympathisch empfindet, ein unbefangenes Würdigen und freundliche vorübergehende oder dauernde Beziehungen sich einstellen. Das Buch von Teweles verwendet einen großen Teil seines Raums darauf, diese Beziehungen nachzuweisen, nachdem vorher alle allgemeinen Äußerungen über die Juden mit einer apologetischen Tendenz ohne jede entwicklungsgeschichtliche Ordnung aufgezählt worden sind, ein Verfahren, das ebensowenig beweiskräftig ist wie das Chamberlains und der anderen Judengegner, die Goethe als ihren Gesinnungsgenossen erweisen wollen. Deshalb kann die recht vollständige Sammlung höchstens einem Nachfolger, der mit kritischerem Sinn und objektiver dieses Material verwerten wollte, vorgearbeitet haben.

Auch Heinrich **Benfer** (31) verfehlt sein Ziel, wenn er mit einzelnen Stellen aus Dichtung und Wahrheit, Wilhelm Meister und den Wahlverwandtschaften Goethe als Lehrer erkennen lassen will. Dazu gehörte nicht nur weit ausgebreitetere Kenntnis seiner sonstigen Äußerungen über Erziehung, Gemeinschaft, Verhältnis des einzelnen zu Mitmenschen und den höheren Bindungen, es müßte auch der durch die genannten Werke waltende pädagogische Sinn dargelegt werden. Noch dazu ist in sehr vielen hier mitgeteilten Sätzen die Beziehung zum Thema nicht erkennbar; denn sollte es so verstanden werden, als handle es sich um alles von Goethe als Überzeugung, als Weisheit Ausgesprochene, so würde eine weit größere Spruchsammlung geboten werden müssen.

Wie viel derartiges bringt jedes neue Jahr, wie wenig davon kann als dauernder, durch Wissen, Methode und sachgemäßes Verfahren nützlicher Besitz eingeschätzt werden! Dazu zählen ohne Zweifel die Goethe-Aufsätze von Hans Gerhard **Gräf** (32), die der vielbewährte Forscher zu seinem 60. Geburtstag vereint hat. Hier verbindet sich beherrschende Kenntnis mit Herzenswärme und einer Form, die nirgends den Eindruck trockener Sachlichkeit aufkommen läßt. Deshalb liest man auch die früher erschienenen Beiträge mit erneutem Genuß und freut sich der großen neuen Spende „Goethe und Schweden", die nun freilich wie alle solche aufgereihten, durch den Zufall der gemeinsamen Beziehungen vereinten Äußerungen nicht überall das Einzelne zur allgemeinen Weihe ruft. Indessen durchschreiten wir diese großen Propyläen des Bandes gern; zeugen doch auch sie von der einzigartigen Universalität Goethes. Der Verlag hat durch zwölf zum Teil noch nicht bekannte Bilder, gefälligen Druck und Einband dem Buch festlichen Schmuck verliehen.

Gräf hat eine Auslese des Ertrags vieler Jahre gegeben. Besäßen wir nur auch ein Hilfsmittel, um den Goethe-Ertrag der an uns vorüberfließenden letzten Zeitspanne schnell zu überschauen! Das dazu berufene Organ, das Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft

(33) entzieht sich dieser nächsten Pflicht und will nur der Forschung und den internen Anliegen der Gesellschaft dienen. Dies geschieht in dem von Max Hecker herausgegebenen zehnten Band mit einer neuen Anordnung. Ohne auf die einzelnen, diesmal im ganzen wertvolleren Beiträge eingehen zu können, seien nur die dreißig zum ersten Male gedruckten Briefe Goethes an den Physiker Thomas Seebeck hervorgehoben, des einzigen seiner Zunft, bei dem Goethe für die Farbenlehre wohlwollendes Verständnis und Hilfe fand. Die Briefe sind Dokumente eines wissenschaftlichen Zusammenarbeitens und bieten nur insofern Beiträge zu Goethes Menschlichkeit, als auch hier warme Teilnahme an fremdem Schicksal und natürliche Anmut die sachliche Erörterung durchwärmt. Am stärksten, als Goethe im letzten der Briefe triumphierend feststellen kann, daß Hegel für die Farbenlehre gewonnen sei und daß sie in der jüngeren Welt Zutrauen und Teilnahme finde.

Neben das offizielle, neu belebte Organ der Goethe-Gesellschaft haben sich aus eigener Kraft die Jahrbücher der Sammlung Kippenberg gestellt, ebenfalls der Welt Goethes geweiht. Der vierte Band (34) bringt Briefe Eckermanns an die Schauspielerin Auguste Kladzig, herausgegeben von Petersen, früher Bekanntes ergänzend. Mit Recht sagt Petersen in der Einleitung, daß Eckermanns Psychologie weit verwickelter ist, als man im allgemeinen annimmt, und dahinein leuchtet dieser kleine Roman, mit dem bei Petersen gewohnten Feinsinn erläutert. Der gleiche Hintergrund, das Weimar des greisen Goethe und die Beziehungen zu ihm, dient auch den Mitteilungen Arthur Pollmers aus Riemers Tagebüchern 1817 bis 1832 und der liebenswürdigen Studie Friedrich Michaels über den bisher ganz unbekannten Franzosen Auguste Duvau. Der nie ermattende Eifer Fritz Adolf Hünichs bringt als Gegenstück zu den Werther-Gedichten des ersten Bandes neue Zeugnisse für die tiefe und breite Wirkung des vielbeweinten Schattens. Kippenberg selbst bietet einen wertvollen Brief Abraham Mendelssohns an Zelter über Goethe, begleitet von einem Überblick der Beziehungen, die namentlich durch den Sohn Felix zwischen dem trefflichen, vornehmen Manne und dem Dichter entstanden. Die Sammlung der Faustsplitter, der Erwähnungen des Erzzauberers in der älteren Literatur, wird wieder stattlich durch Kippenberg und Gerhard Stumme gemehrt, ebenso die nie zu erschöpfende Zahl der zeitgenössischen Berichte über Begegnungen und Gespräche mit ihm. Am Anfang ertönt als eine Stimme aus dem zu früh geschlossenen Grabe Albert Kösters der Zuruf, mit dem er dem Freunde Kippenberg ein anspruchsloses Zeugnis seiner Kleinarbeit zum 50. Geburtstage darbrachte. Schöne Wiedergaben von Handschriften und Bildern zieren auch diesen Band.

Als ein Zeichen neuer friedlicher Gemeinschaft sendet die englische Goethe-Gesellschaft den ersten Band einer neuen Reihe ihrer Veröffentlichungen über den Kanal, herausgegeben von J. G. Robertson (35). Der Präsident der Gesellschaft, Viscount Haldane, beginnt seine Ansprache über Goethe als Denker mit den Worten: „Wir haben mit Deutschland Frieden geschlossen, und die Deutschen und wir tun gut, schleunigst uns wieder dem Studium eines der tiefsten Friedensdenker zuzuwenden, welche die Welt je besessen hat." Als erstes Ergebnis dieser guten Absicht liegt neben der verständnisvollen Rede, die an Helmholtz und Ernst Cassirer anknüpft, eine Reihe weiterer tüchtiger Leistungen in diesem Bande vereint vor: ein Bericht über die von Frida Mond dem Kings College der Universität London geschenkte Sammlung, eine gründliche Untersuchung über Goethes Iphigenie von dem Herausgeber Robertson, andere in die Weite des klassisch-romantischen Zeitalters zu Schiller, Hölderlin und Novalis hinausschweifend, alles zuverlässig und in jenem gebildeten, erfreulich kultivierten Stil vorgetragen, den deutsche wissenschaftliche Abhandlungen unseres Gebietes nur zu oft vermissen lassen. Der Jahresbericht verzeichnet auch eine Aufführung von Goethes „Faust", ins Englische übersetzt durch Graham und Tristan Rawson. Es war die erste Aufführung des „Faust" auf der englischen Bühne, die das Werk so darstellen wollte, wie es Goethe geschrieben hat. Sie umfaßte mit beträchtlichen Strichen den ersten Teil und diejenigen Szenen des zweiten, die zur Erkenntnis von Goethes Auffassung des Stoffes notwendig erschienen, darunter sogar die Walpurgisnacht. Man begann mit dem Prolog im Himmel und schloß mit Faust zu Füßen der Himmelskönigin. Der Hauptmangel der Vorstellung war ihre ungewöhnliche Länge. Es ist erfreulich, zu erfahren, daß der Gesellschaft seit ihrer Neubelebung wieder hundert weitere Mitglieder beigetreten sind. Am Schlusse des schön gedruckten Bandes steht eine geschickt ausgewählte Goethe-Bibliographie vom Oktober 1923 bis zum September 1924.

So beginnt nun auch die nichtdeutsche gebildete Welt wieder Zeichen deutlicher Teilnahme an den Bemühungen um das Verständnis Goethes und unseres in ihm gipfelnden Geisteslebens zu geben. Grundlage und Ausgangspunkt bleibt der Schatz seiner Werke. Ihn zu hegen und ihn auch von den leichtesten Flecken zu säubern, ist die erste Aufgabe; sie muß erfüllt sein, ehe die höheren ergriffen werden können. Die Mittel

dazu liefert die Kritik, die bis ins Kleinste sorgsame Untersuchung und Reinigung des Wortlauts. Hier handelt es sich nicht nur um ein Feststellen der überlieferten Lesart. Sehr häufig muß zwischen verschiedenen Formungen gewählt werden, darüber hinaus eröffnen sich Einblicke in das Werden des Künstlers und seiner Werke, oft auch weniger erfreuliche Beweise für Goethes mangelnde Sorgfalt und seine zuweilen erstaunlichen Fehlgriffe im Ändern älterer Dichtungen. Ein Schriftchen Eugen Wolffs (36) beweist das einleuchtend. Es schließt mit der Forderung, zu den Urgestalten zurückzugreifen und die ersten Fassungen dann auch in andere Sprachen zu übersetzen, auf den Bühnen zu spielen und zu vertonen. Nur auf ein solches historisches Fundament lasse sich die weitere Forschung der Goethe-Wissenschaft gründen. Liegt hierin eine gewisse Überschätzung der gewinnbaren Ergebnisse, so muß doch das grundsätzliche Recht der Betrachtung Wolffs und ihr vielfacher Nutzen im einzelnen dankbar anerkannt werden. Sie zeigt wieder einmal, daß selbst in elementaren Dingen für die Erfassung Goethes mit aller bisher aufgewandten Mühe irgendwelcher Abschluß nicht gewonnen worden ist.

Proben und Stücke

Der Jüngling von Eger [1]

Gedicht von Hans Watzlik

(Josef Christl, erschossen am 3. März 1919 in den Gassen der Stadt)

Trauerwilden Auges,
Knabe,
nahst du
Gott.
Schuldlos Opfer,
deutest schmerzlich auf dein zartes,
ungelebtes Leben,
legst den Finger
hin auf die zerstörte Brust,
die in hartem Quellstoß
Blut quillt, daß die Lilienwolke
unter deinem Fuß erpurpurt.

Er, dem Macht und Wunder ist verliehn,
greift gewaltig in dein staunend Blut,
sprengt es über deutscher Menschen Land.

Sieh, da lodert dein entrissner
heilger Lenz in deinem Volk empor:
schweigend heben sie die Seelen
auf zu dir wie Flammenschilde.
Und du schaust darin die Schwurschrift
still und unausrottbar glänzen,
stehst erschüttert, lächelst, leuchtest,
denn du lauschst in künftge Größe.
Und kein Opfer glüht vergebens.

Sterne kränzen dein geweihtes Haupt.

[1] Aus „Zu neuen Sternen", Zeitgedichte von Hans Watzlik. Dritte Auflage. Eger 1922, Böhmerland-Verlag. Vergl. S. 6.

Echo der Zeitungen

Thomas Mann
Zum 50. Geburtstag

„Im ‚Zauberberg‘ haben wir den ganzen Thomas Mann. Wir haben aber auch darin den Durchschnitt oder Querschnitt durch unsere kranke Kultur. Was ich an Thomas Mann bewundere, ist das, was ich an seinem Buch bewundere: den scharfen, gewissenhaften, sowohl trennenden wie einigenden Blick, die gleiche Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit, die seine Hand erreicht, wenn er das Gesehene mitteilt. Solche hohen Eigenschaften sind erst mit dem ‚Zauberberg‘ zur Reife gelangt. Und Thomas Mann ist ein Dichter. Die scheinbare Trockenheit seiner prosaischen Formgebung verbirgt diesen Umstand nicht. Auch im Dichterischen steht mir der ‚Zauberberg‘ am höchsten. Mit der Vollendung des Realisten hat sich auch der Dichter erst herausgebildet. Manchmal tritt er in überraschender Schönheit und Freiheit aus dem prosaischen Gewebe des ‚Zauberberges‘ hervor. Dies geschieht auf einer Anzahl, ich möchte sagen: unsterblicher Buchseiten, wo etwas, das keiner Beobachtung zugänglich ist, stark, intuitiv und schöpferisch gestaltet ist. Thomas Manns Seitenstück in dieser Beziehung ist vielleicht der große Meredith. Und wie Thomas Mann an sich arbeitet, ist im höchsten Sinne vorbildlich. Von den ‚Buddenbrooks‘ bis zum ‚Zauberberg‘, welch ein Weg! Wie schlicht, eigensinnig und unbeirrt ist der Aufstieg verwirklicht! Freilich muß auf dergleichen Wegen der Genius Führer sein.“ Gerhart Hauptmann (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 262).

„Wer schon bei Vollendung des fünften Lebensjahrzehntes seiner Sprachgemeinschaft und beträchtlichen Teilen der fremden Völker bedeutsam geworden und dabei frei von jedem Verdacht ist, seinen Erfolg und Einfluß durch Sichfügen gegenüber dem Publikumsgeschmack errungen zu haben, der kann mit dem frohen Gefühl, jung zu sein, ins sechste Jahrzehnt eintreten. Und wenn auch niemand mehr durch die Jahre hinabsteigen kann in das, was man einst in der Jugend Leben nannte, er darf sich sagen, daß er dafür die Höhe eingetauscht hat, von der er es bis in seine fernsten Täler überschaut.“ Wilh. von Scholz (Berl. Tagebl. 255).

„Gibt es vieles, das Ihnen noch zu wünschen wäre, verehrter Thomas Mann, von jenen Gütern des Lebens, die allen erkennbar, die Pflichten des Mannes zur Öffentlichkeit darstellen, erleichtern und endlich krönen? Wem Haltung und Strenge so heilig waren wie Ihnen, der darf billig im Persönlichen nicht Wärme fordern, die ihren Schein nicht dem Werk entlehnt, und kein Lob, das das Persönliche streift. Anerkennung ist in gleichem Maße an Spruch wie Widerspruch gebunden, und der Lebensspiegel des 50. Jahres wird vom Tode, von der Liebe und vom Haß gehalten. Lohnte es sich anders, ihn aufzurichten? Das Bildnis, das er zurückwirft, ist unpersönlich geworden und sein entfremdetes Lächeln verrät, daß die Gestalten länger leben werden, als ihr Schöpfer. Die Antwort ist die Zusage: So war es gedacht, so ist es gut.“ Waldemar Bonsels (Berl. Tagebl. 255).

„So steht heute ein großer Schriftsteller vor uns, wie die Zeit ihn braucht. Mir scheint, man kann nichts Wichtigeres sagen. Es ist ein anderes, abseits in heiliger Klausur, scheu oder vornehm, den Menschen unbekannt, der Zeit und oft auch ihrem Sinne fremd, seine Werke weben oder zimmern, und sie sozusagen autorlos in die Welt hinausgehen lassen, ein anderes, im Lichte des Tages stehen, nicht zu vornehm sein, Fragen des Tages der Mitlebenden und Mitleidenden zu erörtern und dem Besten seiner Zeit zu dienen suchen. Das übrige braucht niemanden zu sorgen, es entzieht sich unserer Macht und Wißbarkeit.

Würde vom Menschen Mann, dem Träger der Repräsentanz, höchstwertend gesprochen, so kann es auch beschreibend geschehen. Für seinen im schönsten Sinne schriftstellerischen Beruf ist Thomas Mann von Natur sehr glücklich begabt. Ein leidenschaftliches Interesse vereinigt sich mit einem gedämpften, oft leidenschaftslosen Temperament, das gefährliches Exponieren zu vermeiden vermag, wo es unnötig ist, aber in stiller sanfter Hartnäckigkeit arbeitet er an seinen Gedanken und zaubert seine Werke. Selbstkritik ist ihm so wenig fremd, wie er anderer Kritik ertragen mag, und eigene Kritik liebt er so, daß er den Wert des Kritischen in der Kunst zu überschätzen neigt. Er gilt als gemessen und kalt, er liebt das Wort ‚Würde‘ und zeigt sie oft ‚zum Selbstschutze‘; aber es darf aus der Nähe verraten werden, daß er sich in den feinsten Zügen von Hans Kastorp und auch von Joachim selbst gezeichnet hat.“ Josef Ponten (Berl. Tagebl. 263).

„Thomas Mann weiß, niemand besser als er, daß er von einer aussterbenden Art spricht. Vielleicht daher

seine Neigung zu präzisen und liebevollen Schilderungen des Todes, seine merkwürdige Lust an der Zersetzung und Verwesung. Nicht nur im ‚Tod in Venedig', in allen seinen Büchern ist die Müdigkeit später Geschlechter. Ein großes Wissen um den Tod ist in ihnen, und der unvermeidliche letale Ausgang wird bald mit frivoler Wollust, bald mit wissenschaftlicher Exaktheit, immer aber mit suggestiver Eindringlichkeit von allen Seiten her belichtet.
Wie Keyserling der Dichter des sterbenden Adels war, so ist Thomas Mann der Dichter des Bürgertums einer vergehenden Welt." Lion Feuchtwanger (Münchn. N. Nachr. 154).
„Thomas Mann kritisiert sich wohl und findet sein schreibendes Gewerbe tief verdächtig — und er schämt sich nicht. Seine Enthüllungen geschehen so sachlich, wie wenn die Tücher bei der Denkmalsweihe fallen: da stehen nicht mehr die bürgerlich belangbaren Personen auf dem Sockel; sondern alle diese Herren und Damen sind aus Stein oder Bronze: sie sind Form. In Thomas Mannscher Formung ist das ‚Erlebnis' nicht mehr autobiographisch, sondern autohistorisch. Sein Leben wird ihm selbst geschichtlich auf der Arena seines Dichterkammerspiels: geschichtlich wird sein Personal, geschichtlich er, der Direktor.
Direktor seines kleinen Welttheaters steht er beherrschend im Mittelpunkt des Werks. Er, der objektive Gestalter, ist sein eigener subjektiver Stoff. Da liegt die Garantie seiner persönlichen Einheit. Sich selber formend, formt er das Werk. Diese Selbstbearbeitung der Persönlichkeit, diese lebende Synthese von Mensch und Kunst, von Zivilperson und Artist; diese vollendete Mischung von divergenten Lebenselementen, deutschem und brasilianischem Blut, Ästhetentum und Pflichtbewußtsein, Persönlichkeitshochmut und politischem Einordnungswillen — das ist die exemplarische und pädagogische Höchstleistung dieses feierlich-unfeierlichen Jubilars." Bernhard Diebold (Frankf. Ztg. 413 — 1 M.)
Vgl. auch: Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 262); Franz Muncker (Münchn. N. Nachr. 157); Oskar Walzel (Stuttg. N. Tagbl. 255 u. a. O.); Richard H. Grützmacher (Köln. Ztg. 412); Carl Helbling (N. Zür. Ztg. 887); Kurt Offenburg (Arb.-Ztg., Wien 154); Heinrich Lentz (Köln. Volksztg., Sonntagsbeil. 412); Lion Feuchtwanger (Württemb. Ztg. 129); Heinz Stroh (Berl. Börs.-Ztg. 259); Fritz Strich (Hannov. Kur., Lit. Beil. 260/61); Oskar Loerke (Berl. Börs.-Cour. 259); Erich Ebermayer („Der Typus des Helden bei Th. Mann" ebenda); Max Niderlechner (N. Bad. Landesztg. 280); Hans von Dettelbach (Tägl. Rundsch. 232); Max Hochdorf (Vorw., Unt. 263); R. H. Grützmacher („Die Natur in Th. M.s Werken", Tag, Unt.-Beil. 134); R. H. Grützmacher („Spengler, Keyserlingk und Th. M.", Deutsche Allg. Ztg., Welt 264); Adele Gerhard (Deutsche Allg. Ztg. 260); Karl Kreisler (Tagesbote, Brünn 259); Arthur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg. 152 und Saarbr. Landesztg. 151); Eduard Schröder (Rhein.-Main. Volksztg. 129); J. (Germ. 260); Erich Jenisch (Königsb. Allg. Ztg., Unt.-Bl. 260); Heinr. Lützeler (Augsb. Postztg., Lit.-Beil. 23); Paul Wittko (Hamb. Corr. Ztg. f. Lit. 129).
Eduard Korrodi („Th. M.-Literatur" N. Zür. Ztg. 889); Gespräche mit Th. M.: „Die Krise des deutschen Romans" (Berl. Börs.-Cour. 254 u. a. O.); „Der Dichter der Buddenbrooks" (Allg. Ztg., München 105); „Einer neuen Klassik entgegen" (Bund, Bern 236).
Friedrich Carl Kobbe („Klaus Mann: ‚Anja und Esther'") (Münch.-Augsb. Abendztg. 155); Rudolf Geck („Blau oder braun") (Frankf. Ztg. 463 A.).

*

Anselma Heine
Zum 70. Geburtstag am 18. Juni

„Anselma Heine feiert ihren 70. Geburtstag. Sie gehört zu den wenigen Frauen der Literatur, deren Arbeiten nicht nur aus dem Talent zur Gestaltung entspringen, das mehr oder weniger jedem phantasiebegabten Menschen eigen ist, vielmehr noch ist sie eine Denkerin, die in sich selbst, in ihrer geistigen Persönlichkeit, einen mächtigen Baum des Wissens, der Betrachtung, des Erkennens gepflanzt und gepflegt hat, von dem erst ihre einzelnen Schöpfungen als dessen Früchte losgebrochen werden. So können wir von ihren zahlreichen Büchern, die wir wollen zur Hand nehmen — überall, sowohl hinter den Romanen, die sozialen Vorwurf behandeln, wie z. B. die Peri und Mütter, als hinter den ganz objektiv kulturgeschichtlichen — überall steht hinter dem Erzählten die starke, gereifte und bedeutende Persönlichkeit dieser Frau." Toni Schwabe (Hamb. Anz. 138).
„Sehr klug, erzog sie sich dazu, nicht klug zu sein. Man muß begriffen haben, was Überwindung alles Stofflichen in der Kunst bedeutet, um von ihrer Kunst ergriffen zu werden. Denn mit ‚Freilichtmalerei' ist es in der Dichtung noch nicht getan: der Dichter muß schon wie Hölderlin die Sehnsucht nach dem ‚Äther' kennen. — Drei Worte bezeichnen mir Anselma Heines Wesen: bürgerliche Bohème, gläubiger Rationalismus, tatkräftige Resignation. Das sind denn freilich Gegensätze in Gegensätzlichkeiten. Aber wenn der Widerspruch schon das menschliche Herz bezeichnet — wie viel mehr Anrecht, ich möchte sagen Pflicht, hat nicht das weibliche Herz dazu?" Ernst Heilborn (Frankf. Ztg. 448 — 1 M.).

„Wenn man die Reihe ihrer Werke vorüberziehen läßt, frühe Novellen, bis zu ihrem letzten Roman, den ‚Gürtelkämpfern‘, immer drängt sich die Erkenntnis dieser unaufdringlich vornehmen Klugheit auf. In ihren Novellen ist sie zu spüren, den farbigen ‚Finnischen Erzählungen‘: Aus Suomiland, der Meisternovelle: ‚Die Erscheinung‘ und den beiden schönen Dingen, die in dem Bande ‚Fern von Paris‘ vereinigt sind: ‚Fern von Paris‘ und ‚Mademoiselle Nesles Prozeß‘; in den Romanen, von denen die anmutige Geschichte der kleinen ‚Peri‘ hier hervorgehoben sein soll, das weise Buch von den ‚Müttern‘ und der dicke, erlebnisschwere und erkenntnisreiche Elsaßroman: ‚Die verborgene Schrift‘, dessen erster Teil in der ‚Vossischen Zeitung‘ erschienen ist. Tendenzromane sind das, aber niemals moralisierend, ganz ohne erhobenen Zeigefinger, die ein Problem von vielen Seiten ergreifen und spiegeln, ausgezeichnet durchkomponiert, so daß jede scheinbar unbewußt gewählte Nebenfigur eine Variation des Hauptthemas darstellt.“ Annie Jacker (Voss. Ztg. 283).

Vgl. auch: W. M. (Deutsche Allg. Ztg. 282); Josefa Metz (Berl. Tagebl. 282); E. F. van Vleuten (Westf. Ztg., Frau 138); Leonie Meyerhof-Hildeck (Hann. Kur., Unt.-Beil. 304/05).

„Alt-Halle“ von Anselma Heine (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 282).

*

Alois Brandl
Zum 70. Geburtstag

„Der Gelehrte kann das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, in den letzten 30 Jahren der deutschen Anglistik, die in seiner Jugend in den Kinderschuhen steckte, mit den Mitteln der älteren germanistischen Schwester ein festes Rückgrat gegeben zu haben. Er verschaffte ihr einen Ruf auf der ganzen Welt, unübersehbar ist seine Schülerschar, und gerade aus den englisch sprechenden Ländern haben viele der besten Anglisten zu Brandls Füßen gesessen. Das von ihm begründete englische Seminar der Universität Berlin wurde eins der ersten philologischen Institute Deutschlands, und mit den von ihm eingerichteten ‚freien Abenden‘ hat es Brandl verstanden, auch über die engsten Kreise des Institutes hinaus seine Arbeitsstätte für die Kenntnis der englischen Kulturwelt, für alles Wissen um England und Amerika fruchtbar zu machen. Als langjähriger Präsident der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, als Herausgeber des Archivs für neuere Sprachen hat er sich viele Verdienste erworben. Am weitesten verbreitet unter seinen Arbeiten wurde sein schönes Buch über Shakespeare: eine grundgelehrte, mit lebendiger Wärme geschriebene Darstellung unseres Wissens um Shakespeare, sein Leben, seine Umwelt, seine Kunst.“ (Germ. 283.)

„Längst im Besitze reichsdeutscher Würden, tätiges Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften, durch lange Jahre Leiter der deutschen Shakespeare-Gesellschaft und Heranbilder einer ganzen Generation von Anglizisten, verleugnete der Innsbrucker, der in Prag, Straßburg und Göttingen vor seiner berliner Zeit hervorragend gewirkt hat, niemals die alpine Herkunft; treuherzig, zuverlässig, praktisch, energisch wie all die gipfelfreudigen Menschen seiner Heimat, wie seine einstigen Freunde, der Dichter Pichler und der Bildhauer Natter, ist er immer Tiroler geblieben, nicht Hoftiroler, wie man ehemals über einige biegsame Söhne der Alpenwelt spottete, sondern echter urdeutscher Volkstiroler und als solcher einer der treuesten Männer seiner großen deutschen Heimat. Wie sein Anglizismus in gründlichen germanistischen Studien wurzelt, so ist auch seine Pflege der geistesverwandten Literatur und sein menschliches und politisches Verhalten in einem starken Deutschtum verankert.“ Alfred Klaar (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 288).

Vgl. auch: Albert Ludwig (Frankf. Ztg. 453 A.); Eugen Wolbe (Berl. Tagebl. 285).

*

Eduard Mörike
Zu seinem 50. Todestage am 4. Juni

„An dem Alter Mörikes ist nichts Ungewöhnliches. Wie jedes Leben, das zu hohen Jahren kommt, das des Bauern wie des Königs, des geistigen Schöpfers wie des schlichtesten Handarbeiters, sank es in Einsamkeit, Kränklichkeit, büßte es an Spannkraft und Freude, Glück und Behagen ein, erfuhr es Bitternisse und verlor es seine Träume, wurde nackt und schutzlos gegen den Verfall und endete, nachdem es sich überlebt. Es ist Täuschung unseres jungen Urteils, wenn wir uns an Gedenktagen von sehr alt gewordenen Leuten erzählen, daß sie froh und dankbar auf ihr reiches Leben zurückgeblickt hätten. In solchem Rückblick, den das Alter selbst tut, ist die Verdüsterung, daß alles vergangen. Nur die jung geendeten Leben, die Achillesleben, strahlen bis zum Tode. Selbst Goethes Leben wandert immer verlorener die letzte Strecke Weges zu den Schatten. Keine Biographie, kein bis ins Alter reichender Briefwechsel entläßt den Leser ohne Schwermut, ohne Erschauern über das Ziel des Daseins; über dies langsame Verbrennen einer Jugendkraft, das wir Leben nennen, in dem jedesmal die Welt und alles Schöne, Wertvolle in ihr, jedes Glück, jeder Genuß mitverbrennt und zu Asche zerfällt.

Der siebzigjährige Mörike, der da starb, der erst im Herbst 1873 sich seiner Frau gegenüber ‚gezwungen sah, ihr die Notwendigkeit einer völligen Trennung auf unbestimmte Zeit‘ zu erklären, so daß er sie erst auf dem Totenbette wiedersah, der seit Jahren leidend war und sich auch sonst noch aus manchem Schiffbruch — des Berufs, des äußeren Berufs vor allem — auf dies Altenteil gerettet hatte, der wird, vermute ich, auch in jenen letzten Jahren empfunden haben, daß das Schöne seines Lebens vergangen war und nun immer nur ein Schatten gewesen zu sein schien, der ihn getäuscht. Er konnte sich noch an der Sonne freuen, einem Glase Wein, dem Garten und seinen gealterten Freunden aus früheren Jahren, auch wohl an gelegentlicher bis zu ihm zurückdringender Leuchtwärme seines erst unsicheren Ruhms.

Auch Mörikes Leben bestätigt wieder, daß das Dasein, so lange es seinen Zielen zuläuft und über sich selbst hinwegeilt, das eigentliche Leben ist. Und dieses eigentliche Leben Mörikes, über das er in die grämliche Zeit seines Alters säumend hinweggeeilt ist, das er nun an uns herangebracht hat, ist ein Leben der Einsamkeit — nicht zwar der unbedingten Einsamkeit von Menschen, aber von den großen Bewegungen der Zeit. Ein ländlich-dörfliches Leben, das von den Nachkommen mit seinem verborgenen Geblühthaben erst wieder aufgefunden werden mußte, das aber darum natürlich den ewigen Dingen, die in den großen Bewegungen eines Jahrhunderts nicht stärker sind als in den Halmen der Wiese, dem Wehen des Windes, dem Ziehen der Wolken, dennoch nahe war. Eduard Mörikes Leben erscheint, wenn wir an das romanhaft spannende Leben Schillers, das reiche, weltumfassend-große Leben Goethes denken, bescheiden, schlicht, ärmlich, eng; fast spießbürgerlich.

Aber das bleibt im Äußeren und ist gleichgültig. Das Lebenswesentliche, was der Dichter erfahren muß, um einerseits zu seinem Wert heranzureifen und andererseits den Stoff zu haben, in dem sein Geist formt, ist in jedem Leben; und jedes Leben ist, wenn es ein Dichter lebt, für diesen Dichter — mag der Mensch selbst arm und verlassen in ihm sein — gemäß seinem Dichtertum ganz gleich reich. Es bringt ihm die ewigen Stoffe und Formen: Geburt und Tod, Schlaf und Traum, Kindheit und Alter, Liebe und Zeugung, die Jahreszeiten, die Wetter, Tag und Nacht, die Natur und was noch an gleich Gültigem vorhanden ist; es bringt ihm Menschen vieler Art, bringt ihm wahrscheinlich einige Freude und sicher Sorgen und Schmerzen. So bringt es ihm alles, was ein Dichter braucht; und es wird das Wesentliche in seinem Werk nicht ändern, ob das Maß seiner Bildung gering oder groß ist — denn sein Wesentliches kommt ja nur aus ihm, aus seinem Innersten." Wilhelm von Scholz (Hannov. Kur. 254/55 und Münchn. N. Nachr. 153).

Vgl. auch: Wilhelm Spreen (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 127); Kurt Warmuth (Tag, Unt.-Beil. 132); Franz Heyden, Rud. Krauß, Wilhelm Teufel, Karl Hölder (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 22); Paul Fechter (Deutsche Allg. Ztg. 258); Albert Raetz (Karlsr. Ztg., Wissensch. 129); Kurt Meyer-Rotermund (Braunschw. Staatsztg. 151 und N. Nachr., Braunschw. 151); Karl Neurath (Weser-Ztg. 279); Gustav Ströhmfeld (Württemb. Ztg. 127); Heinz Bunßen (Württemb. Ztg. 127); Georg L. Koch (Berl. Börs.-Cour. 255); Hans Heinrich Ehrler (Frankf. Ztg. 407 — 1 M.); Ezard Lanius (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 405); Kurt Roschmann (Köln. Ztg. 406 u. a. O.); Otto Koenig (Arb.-Ztg., Wien 152); Kurt Offenburg (N. Bad. Landesztg. 277); Fritz Benzing (Stuttg. N. Tagbl., Schwäb. Heimat 251); Willi Dünwald (Berl. Börs.-Ztg. 253); Heinrich Zerkaulen (Germ. 255); Gustav Manz (Tägl. Rundsch. 228); Paul Wittko (Schwarzwälder Bote, Unt.-Bl. 66).

*

Zur deutschen Literatur

Hans Delbrücks Vermutung, daß Walther von der Vogelweide der Dichter des Nibelungenlieds sei, wird von Hans Naumann (Frankf. Ztg. 441 A.) kritisch erörtert. — Über Angelus Silesius schreibt Hermann Hesse (Berl. Tagebl. 284).

Goethes Stellung zu Heim und Scholle schildert Kurt Meyer-Rotermund (Braunschw. N. N. 147). — Goethe als Erzieher würdigt Reinhold Lindemann (Germ., Ufer 23). — In seiner Untersuchung über Goethes Beziehungen zu Hannover fährt Hermann Schmidt fort (Hannov. Kur., Lit.-Beil. 264/65). — Über Karl August und den alten Goethe schreibt Fedor von Zobeltitz (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 280). — Schillers Zeitschriftenpläne werden (Hannov. Kur. 274) nach den Briefen an Cotta dargelegt. — Über Johanna Schopenhauer und andere Philosophenmütter läßt sich Hans Vaihinger (Münchn. N. Nachr. 166) vernehmen.

Hölderlin und Sophokles nimmt Heinrich Lützeler (Augsb. Postztg., Lit.-Beil. 21) zum Thema. — Unter der Überschrift „Magister Dunkelklar" weist Ludwig Stettenheim (Berl. Tagebl. 257) auf eine unbekannte Erzählung von Heinrich von Kleist, mit Kleists pariser Reise beschäftigt sich Richard von Schaukal (Hannov. Kur., Lit.-Beil. 258/59). — Sehr wichtig wird ein Aufsatz „Novalis als Übersetzer" (Frankf. Ztg. 445 — 1 M.), in dem Curt Sigmar Gutkind dartut, daß No-

valis' Fragment „Wohin ziehst du mich, Fülle meines Herzens" Übersetzung des horazischen „Quo me, Bacche, rapis tui plenum" ist. — Unbekannte Äußerungen von Eichendorff teilt Rudolf Schade (Königsb.-Hart. Ztg., Sonntagsbl. 285) mit, über Eichendorff in Thüringen plaudert Hans Benzmann (Karlsruher Ztg., Wissensch. 146). — Zur Charakteristik Varnhagen von Enses trägt ein Aufsatz von Arthur Eloesser im Anschluß an das Buch von Carl Misch (Perthes, Gotha) wesentlich bei (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 26). — Ein Bild von Dorothea Schlegel entwirft W. Meridies (Germ., Zeit 58). — Über Görres und den Rhein schreibt Karl Hoeber (Köln. Volksztg., Erste Beilage zur Sondernummer), wo sich auch ein Aufsatz von Karl Richstaetter S. J. über Rheinische Mystiker findet. — Mit Karl Simrock beschäftigt sich Paul Wittko (Köln. Stadtanz., Das 1000. Jahr 5). — Ein Brief Johannes von Müllers wird (N. Zür. Ztg. 875) von A. N. erörtert. — Juristische Sonette von Ferdinand Freiligrath teilt Hermann Ammon mit (Frankf. Ztg. 418 M.), ohne daß die Verfasserschaft des Dichters sonderlich überzeugend würde.

„Was Marie von Ebner-Eschenbach in England erlebt hat", wird (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 142) zur Darstellung gebracht. — Über Nietzsche in England schreibt Curt Heinrich (Berl. Börs.-Ztg. 281). — Ein Bild von Gaudy zeichnet Paul Wittko (Oder-Ztg. 122). — „Die Frau im Leben Ferdinand Lassalles" erörtert M. Bausch-Stöven (Frankf. Ztg. 464 — 1 M.). — Auf „Neues von Liliencron" weist G. P. Kohlmann (Braunschw. Landesztg., Lichtung 11). — An Otto Julius Bierbaum erinnern anläßlich des 60. Geburtstags (28. Juni) Curt Heinrich (Berl. Börs.-Ztg. 297) und Heinz Neuberger (Allg. Ztg., Chemnitz 148).

Carl Spitteler-Erinnerungen bietet K. Jaberg (Bund, Bern, Kl. B. 25), Romain Rollands Aufsatz über Spitteler wird (Arb.-Ztg., Wien 155, 157) mitgeteilt. — Einen Nachruf auf Moeller van den Bruck („Geist und Politik") gibt Max Hildebert Boehm (Deutsche Allg. Ztg. 264). — Zum Gedächtnis an Paul Marsop schreibt Paul Ehlers (Münchn. N. Nachr. 155). — „Einen Blütenzweig auf Hedwig Dransfelds Grab" legt Henriette Brey (Germ., Zeit 52).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Von Arnold Ulitz sagt Fritz Gaupp (Bad. Pr., Lit. Umsch. 22): „Das Werk von Arnold Ulitz lebt nicht durch eine Idee oder Tendenz, es lebt durch die blutvolle Unmittelbarkeit, mit der es in seiner Zeit steht. Kein Dichter ist bedeutend durch eine Leitidee seines Lebens und Werkes, sondern durch die Intensität, mit der er die tausend Kleinigkeiten des bewegten Alltags erlebt und in gefühlsmäßige Erfahrung umsetzt. Ulitz ist vielleicht unter den lebenden Schriftstellern Deutschlands der gesündeste und vitalste, eine durchaus elementare Erscheinung. Es ist typisch für ihn, daß er mit ehrlicher Begeisterung den bürgerlichen Beruf eines Studienrats an einer höheren Schule Breslaus ausübt. Junge Menschen unter den bildenden Händen zu haben, seine durchaus positive Natur in sie ausströmen zu können und — nicht zuletzt — junge Staatsbürger erziehen zu können — das bedeutet für Arnold Ulitz einen großen Teil seines Lebensinhalts." — Walter von Molos Schaffen sieht C. A. Pfeffer (Münchn.-Augsb. Abendztg., Sammler 72) im Bilde: „Das Bild von Molos Schaffen ist eine sich in großen Kurven aufschwingende Spirale, die immer wieder um den Mittelpunkt kreist, doch nur, um, sich gleichzeitig überholend und erhebend, immer höher hinaufzustreben." — Walter von Molo selbst bietet „Erinnerungen von meinem Schreibtisch aus" (Münchn. N. Nachr. 163). — Alfred Mombert wird von Hans Franke charakterisiert (Neckarztg. 135): „Einsam steht Alfred Mombert in unserem heutigen Schrifttum. — Er gibt die Sage des Menschen. — Er entrollt nicht die Zustände der Zeit oder Vergangenheit, nicht Glanz und Leiden einer Epoche, eines Standes, nicht ergründet er die schwankenden Triebe der menschlichen Seele, die Kämpfe im Einzelich, sondern er schweift über Zeiten, Epochen, Geburten und Untergänge vieler Völker, streicht mit nie ermattendem Flügelschlage über sie hinweg und singt in mystischen, visionären Bildern das Lied von der Macht und Erhabenheit des ‚Ewigen Menschen', den er ‚Held der Erde' oder auch Äon nennt." — Eine Wesensschilderung Felix Brauns durch Hermann Graedener (Wien. Ztg. 134) setzt mit den Worten ein: „In früher Jugend von namhaften Dichtgenossen bald erkannt und warm begrüßt — etwa als ein neuer ‚junger Goethe' — rasch bekannt, geachtet, geliebt, allmählich aber fast ein wenig vernachlässigt, wenn auch immer doch sehr geschätzt, mit einem Wohlwollen, das vielleicht zu sehr als solches betont sein mochte; von bitterem persönlichen Schicksal getroffen, in langdauerndem Kleinkampf der Alltagnotwendigkeit fast ermüdet und doch, inmitten manches Dunkeln draußen und drinnen, unermüdlich ins Lichte schaffend und sinnend, voll von schmerzvollem und frohem Wissen des Herzens und des Geistes." — Auf Fritz Schwiefert als einen „vielwissenden Philologen und feingestimmten Menschen" weist Leo Rein (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 283). — Über Franz Lüdtke äußert sich Sophus Hochfeld (Kolb. Tagbl. 133): „Soll ich den Dichter Lüdtke mit einem kurzen

Satz charakterisieren, so würde ich sagen: Lüdtke tritt uns als Gottsucher und Wegweiser zum Frieden in Gott entgegen; dabei fühlen wir, daß hier ein deutsches Gemüt zu uns spricht in bannender, zwingender Sprache."

Über Rainer Maria Rilke schreibt Hans Bethge (Bad. Pr., Lit. Umsch. 23): „Rilke hat keine Gebärde, die nicht zum Symbol eines schönen Gefühls würde. Alles beseelt sein Auge, alles erfüllt sein Traum mit Leben und Farbe, und die Beziehungen, die er zur Landschaft hat, sind so verklärt, als sei er selber eine Weile, eine Ulme im Wind gewesen oder eine Weide am Teich oder eine Welle im Fluß." — Zu Hans Friedrich Bluncks Gedichten „Der Wanderer" (Georg Müller) bemerkt Christian Jenssen (Hamb. Fremdenbl., Lit. Rundsch. 142): „Sie sind vielleicht etwas herb, etwas vierschrötig und ungelenk — aber man kann dafür auch sagen: kernig, gesund und ehrlich. Sie geben sich stellenweise draufgängerisch, unerbittlich und hart — aber im Grunde steckt ein weicher, nachdenklicher, fast melancholischer Charakter dahinter." — Von Heinrich Lersch und seinem „Der Mensch im Eisen" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) sagt Bruno Schönlank (Vorw., Unt. 261): „Der Dichter Lersch läßt uns sein starkes Leben miterleben. Werkstattgesang und Familienleben sind so plastisch gesehen, daß einem alles zu eigen wird. Seine gütige Mutter ist in allem wie eine Heilige. Wie er aus dem Gedröhne der Werkstatt in die Ferne ausbricht. Wie ihn der Amboß wieder heimzieht. Wie der Krieg ihn zum Gesang von der großen Kesselschmiede begeistert." — Hermann Burtes „Madlee" wird von Hermann Eris Busse (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 136) charakterisiert: „Seine Kraft bäumt sich auch hier wie in seinen früheren Dichtungen zu selbstherrlicher Eigenart auf. Die Fülle von alliterierenden Lauten verwirrt oft in ihrer Wucht; das Gefühl ist betäubt wie etwa das Ohr von nahen, dumpfen Trommelschlägen. Aber immer wieder umfängt das innere — lauschende — Auge, die herb-anmutige Gestalt der Dinge in der Heimat." — Über Marchese Silvio di Casanova als deutschen Dichter liegen zwei Aufsätze vor, von Hanns Martin Elster (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 148) und von Th. Meyer (Schwäb. Merk., Chronik 243). Bei letzterem heißt es: „Indem Casanova die geheimnisvoll traumhafte Musik des Ewigen und Unendlichen im deutschen Wald feinhörig erlauscht, geht es ihm auf, daß die große deutsche Kunst aus dem dunklen mystischen abgrundtiefen Geist des Waldes geboren ist. Mit den Geheimnissen des Waldes verschlingen sich ihm die Geheimnisse des schaffenden deutschen Geistes, und so feiert er in begeisterten Hymnen seine künstlerischen Lieblinge."

Zu Heinrich Manns neuem Roman „Der Kopf" sind drei Aufsätze: von Ernst Feder (Berl. Tagebl. 297), von D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg., Lit. Bl. 429) und Paul Fechter (Deutsche Allg. Ztg., Welt 288) zu notieren. Ernst Feder gefällt der Roman: „Im ganzen: ein großes Werk, das die Dächer von vielen Häusern der Kaiserzeit hebt; eine Tafel, auf der mit Mut, Aufrichtigkeit und verschwenderischer Phantasie wie in riesigen Fresken ein zerfallendes politisches System, das Versagen der Oberschicht im Zeitalter Wilhelms II. aufgezeichnet ist." — Aber Paul Fechter nennt ihn eine „peinliche Nichtigkeit" und Sarnetzki beklagt den Mangel an menschlicher und nationaler Würde. — Eine „ergreifende Schilderung der Tragik des deutschen Offiziers" findet Herbert Eulenberg (Frankf. Ztg. 411 — 2 M.) in dem Roman „Der Sonderling" von Hans Frentz (Ernst Oldenburg). — Eine Studie über Binding als Novellendichter (Deutsche Allg. Ztg. 268) leitet Börries, Freih. von Münchhausen mit den Worten ein: „Rudolf G. Binding hat unter dem Titel ‚Die Geige' vier Novellen herausgegeben, von denen zwei, nämlich ‚Die Waffenbrüder' und der ‚Opfergang', ganz gewiß zu den allerfeinsten Werken ihrer Gattung zählen." — Hans Havemann findet in Frank Thieß' neuem Novellenbuch „Der Kampf mit dem Engel" (Engelhorn) „ein ganz tiefes Eindringen in das geheimste Wunder alles Erschaffenen beglückend gestaltet" (Westf. N. Nachr. 14. 5.). — Unter der Überschrift „Der verhinderte Dichter" schreibt Else Kolliner (Vorw., Unt. 267) über Arthur Schnitzlers neue Erzählung „Fräulein Else": „Man könnte die Technik dieser Gehirnphotographie neu nennen, weil ein so lückenloses Nacheinander der Gedanken mit allen letzten Abirrungen, mit dem Durchschimmern der unbewußten Regungen noch nicht dagewesen ist. Es ist die Technik der psychoanalytischen, freien Assoziation auf Grund der Freudschen Erkenntnisse. Aber Schnitzlers musischer Takt trägt die wissenschaftlichen Forschungsresultate nie dick auf. Trotzdem ist diese wissenschaftlich hocheinschätzbare Technik, so sehr sie sich mit dem ununterbrochenen Ablauf deckt, die Spannung in kurzen glänzend gefügten Sätzen immer fester und fester anzuziehen weiß, doch nur eine literatenhafte und keine dichterische Technik."

K. Viëtor rühmt (Bad. Pr., Lit. Umsch. 24) Bernhard Diebolds Schrift über Georg Kaiser: „Hier herrscht ein dienendes Ethos, aus dem heraus Kritik am ehesten schöpferisch zu werden vermag. Wer so sachlich und zugleich beteiligt, einfach und doch wesentlich schreibt, der hat die Berufung zum wahren Deuter und Vermittler. Und das ist selbst in unserem theoretischen Zeitalter eine seltene Gabe." — Zu Julius Meier-

Graefes Essays „Die doppelte Kurve" (Paul Zsolnay, Wien) bemerkt Julius Levin (Frankf. Ztg. 426 — 1 M.): „Sein Buch, obwohl dem Kulturellen mehr zugeneigt als dem Zivilisatorischen, hat gleich hohe Bedeutung für die beiden Prinzipien, auf deren Wechselwirkung die Entwicklung der Menschheit beruht, und deren gleiche Mißachtung durch unsere Zeit diese so gestaltet hat — wie sie ist." — In einem Aufsatz von Hugo Marti (Bund, Bern 267) „L'art pour l'action" liest man über Fritz von Unruhs „Flügel der Nike": „Unruhs Aufenthalt in Paris, unter den ‚Flügeln der Nike', muß eine beängstigende Hetzerei gewesen sein, ein wahrer Salat von gespanntesten Dialogen zwischen exaltierten Verbrüderungsgenossen, von Besichtigungen und Ausflügen, die den Geist in den heftigsten Ausschlägen zwischen Vergangenheit und Zukunft pendeln und warmlaufen ließen, von Empfängen und Gastmählern, die als wahre Geistgelage von der Hand des ergebenen Festordners ‚Jacques' arrangiert wurden. Unruh führt Buch über seine Erlebnisse, er schwelgt in barock aufgebauschten Nebensächlichkeiten des Menüs und der Konversation, er türmt gigantisch Indiskretionen auf und ritzt wie ein Gott, der die Haare jeder Kreatur gezählt hat, die Details der Roben, Perücken und Geschmeide auf die wuchtigen Tafeln seiner Erinnerung hin. Als Gastgeschenk ist das Werk, das er über seinen Empfang in Paris geschrieben hat, recht verstimmend für die guten Gastgeber, die sich unter ihren ehrbaren Namen oder unter Pseudonymen wiedererkennen dürfen, und diese Verstimmung äußert sich auch schon recht drastisch in einem Aufsatz der Juninummer der ‚Revue de Genève'; als einem Dokument für Unruh selber ist dem Buch eine suggestive geistige Kraft nicht abzusprechen."

*

Zur ausländischen Literatur

Petrarcas Aufenthalt in Köln im Jahre 1333 behandelt Ernst Coesfeld (Köln. Ztg., Zweite Sondernummer). — Alfieri nimmt Otto Zoff zum Thema einer Studie (Berl. Börs.-Cour. 278).

Ein Vortrag von Friedrich Brie über das Heroische bei Shakespeare wird (N. Zür. Ztg. 927) erörtert. — Zum 75. Geburtstag (27. Juni) von Lafcadio Hearn schreibt Georg L. Koch (Karlsr. Ztg., Wissensch. 146). — Bemerkungen zu G. B. Shaw bietet Karl Arns (Germ. 292). — Über den neuen Geist in der amerikanischen Literatur läßt sich Hans Trausil (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 70) vernehmen.

Ein Aufsatz von Walter Sandoz „Das Drama der Eremitage" (Bund, Bern 260) wirft auf eine Episode von Rousseaus Leben neues, versöhnendes Licht. — Das Haus Honoré de Balzacs in Paris schildert Adolf Pfeffer (Germ. 268). — Ein Aufsatz von Pierre Paraf schildert die französische Schriftstellergeneration, die am Krieg teilgenommen hat (Frankf. Ztg. 432 — 1 M.). — Über Romain Rolland schreibt Ernst Müller (Stuttg. N. Tagbl. 258). — Gelegentlich der Rückkehr Paul Claudels aus dem Osten vergegenwärtigt A. Pfeffer (Germ. 287) Claudels literarische Physiognomie.

Über die heutigen holländischen Lyriker (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 281) und über neues Bühnenleben in Flandern (N. Zür. Ztg. 884) schreibt F. M. Huebner.

Ibsens „Auferstehung" betrachtet Alfred Brust (Deutsche Allg. Ztg. 362). — Dem „alten" Georg Brandes widmet E. Kurt Fischer (Königsb. Hart. Ztg. 285) eine Studie. — Selma Lagerlöfs Heim schildert Anton Zischka (Germ., Zeit 57).

„Um Dostojewski." Zu einer neuen Ausgabe seiner Werke schreibt Josef Hofmiller (Münchn. N. Nachr. 176, 177), Dostojewski gilt auch Alexander Brückners Literaturbrief (Prag. Pr., Dichtung 24). — Die Tragödie im Hause Tolstoj wird gelegentlich des Vortrags der Tochter Tolstojs von E. Kuskowa (N. Zür. Ztg. 861, 863) erörtert. — Ein Bild von Alexander Kusikov (Prag. Pr. 163), ein weiteres von Vsevolod Ivanov (Ebenda 176) zeichnet Fr. Kubka. — Über jüngstrussische Dichtung orientiert Wladimir Koropow (Bund, Bern 244).

* * *

„Vergessenes Dichtergut. Unbekannte Dichtungen und Briefe von Wieland, Chamisso, Rückert, Hermann Kurz und Grabbe." Von Hermann Ammon (Deutsche Tages-Ztg., Unt.-Beil. v. 25. Juni).

„Jugend und Dichtung." Von Arthur Friedrich Binz (Rhein.-Main. Volksztg. 125).

„Die dichterische Gestaltung der Heide." Von Erich Bockemühl (Weser-Ztg., Lit. Beil. 254).

„Was ist ein Sonett?" Von Hans Brandenburg (Münchn. N. Nachr. 161).

„Die ringenden Geister und die deutsche Schillerstiftung." Von Artur Brausewetter (Württ. Ztg., Schwabenspiegel 23).

„Erschließung des mittelalterlichen Schrifttums." Von Johannes Bühler (Münchn. N. Nachr. 165).

„Einfache und doppelte Gestaltung. Alfred Döblin und Thomas Mann." Von Bernard Guillemin (Berl. Börs.-Cour. 289).

„Theater und Musik in Bonn unter den beiden letzten kölner Kurfürsten." Von Paul Kaufmann (Köln. Ztg., Zweite Sondernummer).

„Rheinische Dramatiker. Ein Beitrag zur deutschen Jahrtausendfeier." Von Karl Lehmann (Stuttg. N. Tagbl. 254).

„Rheinische Dichtung." Von Heinrich Lentz (Köln. Volksztg., Zweite Beilage zur Sondernummer).

„Ein Jahrhundert deutscher Erstausgaben." Von Kurt Meyer-Rotermund (Wolfenbütteler Ztg. 126).
„Glück in Österreich (von Ernst Lissauer)." Von Erwin H. Rainalter (N. Wien. Tagbl. 172).
„Die ‚Allgemeine' (Wien. Allg. Ztg.). Aus meinen Erinnerungen." Von Felix Salten (Wien. Allg. Ztg. 14103).
„Die Sprache der deutschen Klassik und Romantik." Von Erich Sander (Braunschw. Landes-Ztg., Lichtung 11).
„Vom Wege kommender Dichtung. Zum ersten Jahr der Zeitschrift ‚Orplid'." Von Eduard Schröder (Rhein.-Main. Volksztg., Buch 11).
„Kritisches vom Kritiker." Von Kurt Singer (Vorw. 287).
„Die Schicksale eines seltenen Buchs (ein Werk Friedrich des Großen)." Von Carl Speyer (N. Bad. Landesztg. 313).
„Aus dem Reich der leichtgeschürzten Muse (Ernst von Wolzogen)." Von Curt Staff (Wolfenbüttl. Ztg. 131).
„Zur Epik unserer Tage." Von Heinz Stroh (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 277).
„Der Weg des Sonetts." Von Otto Freiherrn von Taube (Deutsche Allg. Ztg., Welt 300).
„Romane als Quellen der Welterkenntnis." Von Gerhard Waldow (Berl. Börs.-Ztg., Welt 118).
„Rheinromantik?" Von Oskar Walzel (Köln. Volksztg., Erste Beilage zur Sondernummer).
„Die Wiedergeburt des Mimus." Von Lutz Weltmann (Frankf. Ztg. 410 – 1 M.).
„Dichter und Drucker." Von August Winnig (Berl. Börs.-Ztg., Welt 113).

Echo der Zeitschriften

Der Neue Merkur. VIII, 9. (Stuttgart.) Tiefe Bedeutung erlangt ein „Brief an einen zehn Jahre Jüngeren" von Alfons Paquet. Eine neue, man könnte sie die proletarische nennen, Mission Deutschlands an die Völker begreift Paquet:

„Wir verzichten nicht auf die Berührung mit dem Farbenglanz und den Möglichkeiten des ganzen Erdballs, aber wir müssen jetzt unsere Aufgabe anders sehen. Wir müssen sie ganz anders anfassen. Wir müssen den substanzlosen Karl May in die Ecke werfen, wir dürfen den vergeblichen Ansätzen, die wir machten, nicht allzusehr nachtrauern. Wir müssen unsere Aufgabe im Lichte der Wirklichkeit sehen. Wir sind ein für allemal heraus aus der Rolle des Welteroberers im westlichen Sinne, des Monopolkaufmanns, der mit der Bibel und der Whiskyflasche in der Hand bei Wilden und Halbwilden seine Geschäfte machte und der jetzt, da die Lage draußen brenzlig wird, sich immer mehr als der pure Ausbeuter enthüllt, der ohne den bewaffneten Kolonialsoldaten an seiner Seite, ohne Tanks und Bombenflugzeuge nicht mehr auskommt. Unser Schicksal hat uns Armut und Verzicht auferlegt. Wir sind den Möglichkeiten der Welt gegenüber Weltproletarier. Das ist das Los, das uns lehrt, zu verstehen, was im Proletarier vor sich geht, in jenen Menschen, die jeden Morgen aufs neue den harten Kampf um den Lebensraum, um ein Minimum von Selbstbehauptung von vorn beginnen müssen. Ein Proletarier ist ein Mensch, dem es die äußeren Umstände besonders schwer machen, zu verwirklichen, was er will. Wir gehören zu den Ausgebeuteten, das läßt uns plötzlich die Lage aller Ausgebeuteten erkennen. Die europäische Arbeiterklasse ist es nicht allein, obwohl sie mit den stärksten geistigen Mitteln in den Kampf verwickelt ist und ihn im Grunde führt. Es sind auch die Ägypter, die Inder, die Chinesen, die Schwarzen, alle sind in ihr besonderes Gefängnis eingeschlossen. Die Welt ist uns nur noch an wenigen Stellen frei zugänglich, wir haben draußen nicht einen einzigen Ort, wo wir einigermaßen zu Hause wären. Wir sind die Geduldeten, die Gäste im besten Fall. Aber indem wir die Menschen verstehen, die gegen das Joch, das auf ihnen liegt, ankämpfen, und entschlossen sind, die Mauern, in die sie eingesperrt sind, niederzureißen, erweitert sich mit einem Male unsere unnatürlich eingeschränkte Welt. Hände strecken sich uns entgegen, wo wir es nicht ahnten, Hände, die wir uns früher weigerten, zu berühren. Man kennt und versteht da draußen viel besser unsere Lage, als wir es wissen. Man weiß sehr gut, was wir diesen Völkern bei ihrem Kampf bedeuten können. Manche warten auf uns, auf unseren praktischen Dienst, auf unsere Mitarbeit, sie machen Gebrauch von unserem technischen und ideologischen Rüstzeug, keiner hat irgendeine Form von Herrschertum von uns zu fürchten. Auf uns ruhen Hoffnungen, die wir niemals ahnten, und diese Weltbeziehungen, so schmal und keimhaft sie sein mögen, sind eben darum verheißungsvoll."

Westermanns Monatshefte. LXIX, 826. (Braunschweig.) Nachdrücklich ist auf einen kleinen Aufsatz von Rudolf Gahlbeck über „Farbenhören" hinzuweisen, der besonders durch die farbig-graphischen Darstellungen „Beethoven", „Rich. Wagner", „Richard Strauß", „Johannes Brahms" wertvoll wird. Zum Phänomen des Farbenhörens selbst bemerkt Gahlbeck:

„Daß Trompetentöne durchweg rote Farbenerscheinungen auslösen, zeigt sich schon in dem weit gebräuchlichen Ausdruck: schmetterndes Rot, wobei jedoch zwischen den mannigfachen Abstufungen, die den Bezirk ‚Rot' füllen, durchaus zu unterscheiden ist, wie etwa zwischen dem eines Wagner und dem eines

Richard Strauß. Ebenso wie die Trompete haben auch die anderen Klangwerkzeuge ihre eigentümlichen Farben: Oboen ein scharfes Chromgelb, Flöten ein rundes Blau, die tiefen Blechbläser dunkelste Töne von Purpur über Tiefgrün bis zum Schwarz, die Celli Braun, die Violinen seidiges Indischgelb usw. Die durcheinanderwogenden Stimmen des Orchesters bilden daher gleichzeitig für den Farbenhörer ein wundervolles Gemisch von Farben.

Und von Formen. Diese sind, da Musik Bewegung ist, naturgemäß einer stetigen Verschiebung unterworfen, wobei sie einer tiefen Gesetzmäßigkeit folgen, wie sie offenbar zwischen dem musikalischen Tongefüge (Rhythmus, Harmonie, Melodie) und dem Aufbau der Farben- und Formengebilde besteht."

Reclams Universum. XXXXI, 37. Den „kosmischen" Mörike zeigt uns Ernst Lissauer:

„Auf Mörike gilt in einem tiefen Sinne das bedeutende Wort Immermanns: ‚Der Alltag ist das elementarische Dasein'. Denn, wie das Bürgertum jener Tage, so lebten seine Dichter, so lebt vollends Mörike noch mit der Natur. Die zeitlich, die bürgerlich bedingten Formen dieses Daseins sind noch organisch in ihr verwurzelt, ein Ewiges ruht unter ihnen, Mörike aber ist derjenige, dessen Existenz aus dieser bürgerlichen Oberwelt am tiefsten hinabreicht in kosmische Unendlichkeit. Dies ist das Große und Seltsame an Mörike, daß seine scheinbar bescheidene, eng umgrenzte und eingefriedete Dorf- und Gartendichtung unmittelbar im Kosmos belegen ist. Mörikes Dichtung ruht an einer Stelle, wo Deutschland an das Weltall grenzt. Die größten Schöpfungen seiner Lyrik sind nicht seine holden Volkslieder, nicht jene berückenden idyllischen Abmalungen bürgerlicher Zeit, sondern jene Gesänge voll tiefster Naturspürkraft, in denen ein Wiesengefühl zum Weltgefühl wächst.

Ohne Regel und dennoch nach geheimem Gesetz gewachsen, stehen sie da, festen Baues und feiner Faserung, nachgiebig jedem Windanfall der Empfindung und unverrückbar in ihrem Gefüge. In den zwanziger und dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts sind sie entstanden, und dennoch, über all die Jahrzehnte, über Epigonen, Naturalisten, Neuromantiker und Expressionisten fort, sind sie die echten Gebilde einer neuen Dichtung.

Dies ist der eigentliche Mörike, der immer noch nicht genug geliebt wird; dies ist der Teil der Mörikeschen Lyrik, um dessentwillen viele ihn den größten deutschen Lyriker seit Goethe heißen. Nirgends spricht er direkt Weltanschauung aus, aber seine Empfindung von der Welt ist so stark, daß sie seine Sprache tönt, seine Rhythmen weitet, und Pflanzen und Steine und Wasser werden im Abglanz dieser Dichtung nun welthaft erhöht und beglänzt. An manchen Stellen ist Mörike wirklich nur ein Vikar mit großem Talent, bisweilen ist er nur ein behutsam freundlicher Spießbürger — aber dann mit einem Male weichen die Wände, weicht der Boden, da liegt er auf dem Frühlingshügel wie auf einer irdischen Wolke, mitten treibt er im Raum, hell, hymnisch, ganz befreit. Dann ist eine ganz lautere Trunkenheit über ihm, ein sanfter Weltrausch; aufgehoben ist er in ein Bereich verhüllt schwimmenden und dennoch nicht klarheitlosen Dämmerns, als ob im Raume der Morgen anbricht."

Die Neue Rundschau. XXXVI, 6. (Berlin und Leipzig.) Aus der wertvollen Studie von Fritz Strich über Thomas Mann und die bürgerliche Zivilisation heben wir einige Absätze über Manns Stellungnahme zur Musik heraus, die uns zentral zu sein scheinen:

„Die Ästhetik Thomas Manns ist wirklich eine Ästhetik der deutschen Zivilisation. Allem westlichen Ästhetizismus, aller Geste und Pathetik romanischer Kunst entgegen stellt er die Kunst als redliche und tägliche Arbeit, als eine Forderung der Ordnung, Zucht und Disziplin, als berufliche Meisterschaft. L'art pour l'art heißt in deutscher Sprache und im deutschen Geiste: Pflichterfüllung um der Pflichterfüllung willen. Thomas Mann will nicht aus der Stimmung dichten. Denn sie betäubt die Selbstkritik, schaltet Hemmungen aus und stellt die künstlerische Haltung in Frage. Die Dauer gilt ihm mehr als augenblickliche Eingebung und Impression, die Arbeit mehr als Genialität, treue Beobachtung mehr als Intuition. Diese Ausschaltung von Stimmung, von Gefühl und Trieb zugunsten einer genauesten und deutlichsten Beobachtung, die man Thomas Mann so oft zum Vorwurf macht, ist für ihn selbst ganz offenbar sehr schmerzhaft. Aber das bürgerliche, deutsche Ethos muß gegen Trieb und Unbewußtsein, gegen trübe Tiefe und brünstige Metaphysik den Kampf aufnehmen. Ja, Thomas Mann kämpft heute gegen die Musik. Denn die Musik erscheint ihm dunkel, zweideutig, schweifend und also unmoralisch. Er aber verlangt etwas Logisches, Formvolles, Klares, Helles, Strenges und Heiteres, Kühles, Vornehmes, Zuchtvolles und Gesundes, mit einem Worte: eine neue Klassizität. Wer, so sagte er erst kürzlich, dem deutschen Wesen Form, Bewußtheit, Helle, Weltgültigkeit und Vornehmheit in der Welt verleihen will, der muß die Musik bekämpfen, das zweideutige, dunkle, gefährliche Element, das Hindernis deutscher Menschlichkeit . . .

Ein seltsames Phänomen: Thomas Mann, eine tiefmusikalische Natur und leidenschaftlicher Liebhaber der

Musik, bekämpft sie heute. Man wird sofort bemerken, daß er dabei die Wagnersche Musik (im weitesten Sinne des Wortes) meint. Wagner war eben das große Erlebnis seiner Jugend. Es ist diese Musik, welche zweideutig, dunkel und gefährlich ist. Mozarts Musik aber trifft es nicht. Denn sie ist heiter, streng, hell und kühl, vornehm, zuchtvoll und bestimmt. Will man also Thomas Mann verstehen, so muß man im Sinn behalten, daß er in diesem Wort ‚Musik‘ alle dunkle und schwebende Romantik zusammenfaßt. Sie gilt es zu bekämpfen, gerade deshalb, weil die deutsche Natur sie so leidenschaftlich liebt. Das deutsche Ethos fordert diesen Kampf."

Wissen und Leben. XVIII, 9. (Zürich.) Max Rychners Aufsatz zu Thomas Manns 50. Geburtstag wird durch den Hinweis bemerkenswert, daß derartige Dichterehrungen auf die jüngere Generation ungünstig einwirken und daß sie in sich den Aufreiz zum Widerspruch bergen. Sehr charakteristisch und nachdenkenswert erscheint aber auch, was Rychner über Manns Auffassung vom „Dichter" sagt. Wir stimmen ihm bei, wenn er schreibt:

„Der Dichter, wie ihn Thomas Mann darstellte und wie ihm eine Generation nachzuleben bestrebt war, blieb immer eine zeitbedingte Figur, eine repräsentative Gestalt der Dekadenz. Weniger die ausstrahlenden schöpferischen Kräfte sind betont an ihm als die gesteigerte Sensibilität, Empfänglichkeit und Lebensschwäche. ‚Leben‘ bedeutet ihm das freundlich problemlose Dasein derer, die ‚den Geist nicht nötig haben‘; er selber aber fühlt sich unzugehörig. Leben, das ist eine Angelegenheit der Bürger; der Schaffende, so erklärt Tonio Kröger seiner Freundin, müsse gestorben sein. Der Prozeß künstlerischer Gestaltung ist für ihn ein Abtöten des Lebendigen in sich, eine aktive Verzichtleistung dem Leben gegenüber; statt ins Nirwana, das uns mit dem Energie- und Arbeitsbegriff behafteten Europäern nicht als Blutmitgift, höchstenfalls als Sehnsucht geschenkt ist, rettet er sich in die lebensfeindliche Tat. Doch er wird sein schlechtes Gewissen nicht los: auf ihm lastet das schmerzliche Schuldgefühl einer Versäumnis dem Leben gegenüber; die Literatur ist ihm ein Fluch, zu dessen Absolution ihr die Gnadenfülle nicht innewohnt. Die Kunst aber mit Entschlossenheit als gleichwertige oder höherwertige Gegenposition zum Leben zu beziehen, oder den Zwiespalt zugunsten einer auf erhöhter Ebene erreichten Einheit aufzugeben, den schöpferischen Zweifel für den schöpferischen Glauben an die vom Leben gewollte Form seiner Existenz und Sendung einzutauschen, dazu gebricht es ihm an ursprünglicher seelischer Hochspannung. Er ‚bezahlt‘ seine künstlerischen Leistungen mit dem Leben; aber mit was für einem Leben, da er in ihnen das Menschliche in höherer Intensität durchlebt, bei aller Unkraft zur Realisierung?

Die Kunst als Widerspiel des Lebens, als emanzipierte Macht: dieses Problem ist die Schöpfung der Dekadenz."

Hellweg. V, 23. (Essen.) Christoph Wieprecht bekennt sich zu Josef Winckler:

„Oh, dieses Düster in der Dichterseele Josef Wincklers! Man muß wissen, wie er mit sich, Gott und der Welt gerungen hat, bis er seinen Büchern ‚Eiserne Sonette‘, ‚Mitten im Weltkrieg‘ und ‚Ozean, des deutschen Volkes Meergesang‘ seinen ‚Chiliastischen Pilgerzug‘, dieses erhabene dichterische Kunstwerk, folgen lassen konnte. Man muß, um Winckler verstehen zu lernen und voll würdigen zu können, nicht nur seinen Schelmenroman ‚Der tolle Bomberg‘ gelesen oder, wie es so häufig geschieht, sensationslüstern verschlungen haben — denn darin liegt nicht seine große Mission und seine Bedeutung —, man muß, um ein ganzes Bild dieses sprachgewaltigen Dichters zu erhalten, in die volle Tiefe seiner Werke auf allen Stufen seiner Entwicklung hinabsteigen, um mit ihm wieder ins Licht hineinzutauchen."

Die Weltbühne. XXI, 22. (Berlin-Charlottenburg.) Von dem jüngst ermordeten Hugo Bettauer erzählt Rudolf Olden:

„Hugo Bettauer, in einem wohlhabenden wiener Haus vor etwa fünfzig Jahren geboren, flüchtete als junger Mensch zweimal. Einmal vor dem Zwang des Gymnasiums, worauf ihn der österreichische Konsul in Alexandrien wieder heimschickt. Das zweitemal als Einjähriger vor dem des Militärs. Er hatte seinen Korporal insultiert, weil der einen Rekruten mißhandelte. Er wird Journalist, ist mit Arthur Brehmer unter den Gründern der ‚Berliner Morgenpost‘ und erregt in Berlin durch seine heftigen Angriffe gegen das herrschende Regime beim Sternberg-Skandal so viel Aufsehen, daß der Polizeipräsident von Windheim ihn aus Preußen ausweist. Nach einer kurzen Wanderzeit, die ihn nach Mecklenburg — wo er ebenfalls ausgewiesen wird —, nach München und Hamburg führt, geht er nach Neuyork und findet bei dem dortigen deutschen Hearst-Blatt Beschäftigung. Er ist nicht nur ein ausgezeichneter Journalist, rasch, bildhaft, packend, überzeugend, aggressiv, sondern bewährt sich hier zum erstenmal als Schriftsteller von langem Atem. Er schreibt für das ‚Deutsche Journal‘ einen Roman in Fortsetzungen: ‚Im Banne von Neuyork‘, der den

Absatz des Blattes um Zehntausende anschwellen läßt, gewinnt täglich an Popularität unter den Deutschen und Österreichern Amerikas, aber verläßt Amerika in dem Augenblick, da ihm eine Amnestie die Rückkehr in die Heimat erlaubt. Er hat die harte und kalte Plutokratie der Vereinigten Staaten immer gehaßt und war in seine Vaterstadt so eifervoll verliebt wie nur irgendein Wiener.

Mit dem Ausbruch des Krieges ist die Berichterstattung für die Hearst-Presse, die ihn zum bestbezahlten Journalisten Wiens gemacht hatte, zu Ende. Er wird Mitarbeiter der ‚Zeit', dann der ‚Neuen Freien Presse'. Als ihn von dort ein Konflikt vertreibt, kommt er — nicht zum erstenmal in seinem Leben — in tiefe Not und versucht sich wieder als Romanschriftsteller, diesmal zunächst ohne fühlbaren Erfolg. Sein Name beginnt erst bekannt zu werden, als er Feuilletonist des ‚Morgen' wird, einer Montagszeitung, die fast die größte Auflage aller wiener Zeitungen hat. Von jetzt an ein rapider Aufstieg. Derselbe Verlag gründet den ‚Tag', und Bettauer publiziert dort einen Roman, dessen jeweilige Fortsetzung am Tage vorher spielt, und in dem er alle bekannten Persönlichkeiten Wiens auftreten läßt. Der Roman wird verschlungen, der Erfolg der neuen Zeitung ist hauptsächlich sein Erfolg. Seine Romane werden jetzt auch als Bücher reißend gekauft, seine Ideen verfilmt. Er gründet eine eigene Zeitschrift: ‚Er und Sie', ‚für Lebenskultur und Erotik', der Bundeskanzler Seipel greift ihn in einer großen Rede an, die christlichen und nationalen Blätter fallen wütend über ihn her, im Gemeinderat und Parlament wird seinetwegen interpelliert, der Staatsanwalt klagt ihn an, er gibt nach und stellt die Zeitschrift ein. Wird von den Geschworenen freigesprochen und gibt wieder eine Zeitschrift: ‚Bettauers Wochenschrift' heraus, die wieder ein großer populärer Erfolg ist. In ihrer Redaktion wird er überfallen, niedergeschossen, stirbt. Eine Lex Bettauer ‚gegen die Irreführung der Jugend', die in Vorbereitung war, wird noch nach seinem Tode als Vorlage im Nationalrat eingebracht. Sein Begräbnis ist ein nie gesehenes Ereignis, die Polizei schätzt die Zahl der Erschienenen auf Zehntausend, das Schluchzen der Frauen übertönt die Worte der Redner am Sarge."

* * *

„Neue Untersuchungen zur Chronologie Hofmannswaldaus." Von Arthur Hübscher (Euphorion XXVI, 2. Wien).

„Johann Gorgias, ein verschollener Dichter des 17. Jahrhunderts." (Schluß.) Von Egon Hajek (Ebenda).

„Ein Rokoko-Briefwechsel (Gleim-Jakobi)." Von Hans Benzmann (Baden-Badener Bühnenblatt V, 46).

„Ein unbekanntes Jugendgedicht von Matthias Claudius." Von R. Bülck (Euphorion XXVI, 2. Wien).

„Goethe im Orient." Von Otto von Glasenapp (Deutsche Rundschau LI, 9. Berlin).

„‚Werther' und ‚Stella'." Von Friedrich List (Westdeutsche Monatshefte I, 5. Bonn).

„Goethes dritte Epistel." Von Willy Jokisch (Euphorion XXVI, 2. Wien).

„Eine neue Briefstelle zum Verhältnis Zacharias Werners zu Goethe." Von Hans Heinrich Borcherdt (Ebenda).

„Acht verloren geglaubte Briefe von Siegfried Leberecht Crusius an Schiller." Von E. von Faber du Faur (Ebenda).

„Wilhelm Tell." Von Hans Knudsen (Saarbrücker Blätter III, 19).

„Kotzebue." Von Ernst Leopold Stahl (Der Wegweiser 1924/25, 7. München).

„Kleist und wir." Von Karl von Felner (Masken XVIII, 16. Düsseldorf).

„Der unbekannte Eichendorff." Von E. A. Pfeffer (Ostdeutsche Monatshefte VI, 3. Oliva).

„Ein rheinischer Schubart des 18. Jahrhunderts (Moritz Flavius Trenk von Tonder)." Von Karl d'Ester (Deutsche Presse XV, 24. Berlin).

„Deutsche Dichter über Mörike." Von Hans Gäfgen (Baden-Badener Bühnenblatt V, 50).

„Hebbel." Von Leopold Reitz (Heimaterde III, 6. Speyer a. Rh.).

„Hebbel und Gutzkow." Von Rudolf Palgen (Euphorion XXVI, 2. Wien).

„Eine neue Motivquelle zu C. F. Meyers ‚Schuß von der Kanzel'." Von Erwin Dreifuß (Ebenda).

„Stuttgarter Brief Wilhelm Raabes an seinen Bruder Heinrich." (Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes XV, 2. Wolfenbüttel.)

„Von Wilhelm Raabes Vorfahren." Von Friedrich Ruthmann (Ebenda).

„Die Kinder bei Wilhelm Raabe." Von Johannes Iltz (Ebenda).

„Die Auferstehung Friedrich Nietzsches." Von Oscar Levy (Die Weltbühne XXI, 21. Berlin).

„Tolstoi und Nietzsche oder die Wahrheit." Von Friedrich Meß (Die Tat XVII, 3. Jena).

„Frank Wedekinds ‚König Nicolo'." Von Fritz Schneider (Saarbrücker Blätter III, 16).

„Ein ungedruckter Löns-Brief." (Deutsche Nordmark [Dithmarschen] V, 12. Büsum.)

„Fritz Bley." Von Adolf Glupe (Der Türmer XXVII, 9. Stuttgart).

„Anselma Heine." Zu ihrem 70. Geburtstag am 18. Juni. Von Sophie Hoechstetter (Frau und Gegenwart 1925, 24. Hamburg).

„Lebenserinnerungen." Von Gabriele Reuter (Velhagen & Klasings Monatshefte XXXIX, 10. Berlin).

„Sophie Hoechstetter." Von Arthur Friedrich Binz (Der Rhein, Sonderheft des Bücherwurms X, 9. Dachau).

„Helene Voigt-Diederichs." Von Lulu von Strauß u. Torney (Die Tat XVII, 3. Jena).

„Thomas Mann." Von Hermann Bahr (Das Tagebuch VI, 23. Berlin).

„Zu Thomas Manns 50. Geburtstag." Von Hans Brandenburg (Deutsche Rundschau LI, 9. Berlin).
„Thomas Manns ‚Zauberberg'. Zum 50. Geburtstag Th. Manns." Von Bruno Goetz (Der Rhein, Sonderheft des Bücherwurms X, 9. Dachau).
„Thomas Mann." Von Rudolf K. Goldschmit (Baden-Badener Bühnenblatt V, 51).
„Thomas Mann." Von Richard H. Grützmacher (Preußische Jahrbücher CC, 3. Berlin).
„Der Zauberberg. Zu Thomas Manns 50. Geburtstag am 6. Juni 1925." Von R. H. Grützmacher (Blätter der Bücherstube am Museum II. Juni. Wiesbaden).
„Vorspiel zu Thomas Manns 50. Geburtstag." Von Walter Heinsius (Der Kreis II, 5. Hamburg).
„Aus Thomas Manns Schülerzeit." Von Alfons Hermann (Niedersachsen XXX, Juni. Bremen).
„Thomas Mann." Von Max Rychner (Wissen und Leben XVIII, 9. Zürich).
„Glauben und Gestaltung. Zu den neuesten Romanen von Thomas Mann und Jakob Wassermann." Von A. Kamp (Der Gral XIX, 9. Essen).
„Zur Entstehungsgeschichte des ‚Tods in Venedig' (Thomas Mann)." Von Arthur Eloesser (Die Neue Rundschau XXXVI, 6. Berlin).
„Neben dem Werk (Thomas Mann)." Von Otto Zarek (Ebenda).
„An den Genius der Verantwortlichkeit (Thomas Mann)." Von Stefan Zweig (Ebenda).
„Thomas Mann als Mensch." Von Hans von Hülsen (Reclams Universum XLI, 36. Leipzig).
„Das Werk Thomas Manns." Von Otto Ernst Hesse (Ebenda).
„Thomas Mann, der Dichter des deutschen Bürgertums." Von Fritz Landshoff (Ebenda).
„Die Stadt der Buddenbrooks." Von Otto Anthes (Ebenda).
„Heinrich Ilgenstein zum 50. Geburtstag." Von Hugo Marcus (Ebenda 38).
„Albrecht Schaeffer." Von Georg Schäfer (Die Bücherwelt XXII, 6. Köln).
„Walter von Molo." Zu seinem 45. Geburtsfeste. Von Karl Wache (Hellweg V, 24. Essen).
„Eine Begegnung mit Rilke." Von Helene Nostitz (Der Neue Merkur VIII, 9. Stuttgart).
„Frank Thieß." Von Richard Sexau (Die schöne Literatur XXVI, 6. Leipzig).
„Die hamburger Romantrilogie von Hans Friedrich Blunck." Von Rudolf Werner (Der Kreis II, 5. Hamburg).
„Der Dichter Rudolf Paulsen." Von Maximilian Maria Ströter (Westdeutsche Blätter des Bühnenvolksbundes I, 10. Düsseldorf).
„Bemerkungen aus Anlaß von F. A. Rixius: Die Befreiung des Hybrimetheus." Von Paul Adams (Die Bücherwelt XXII, 6. Köln).

* * *

„Shakespeares ‚Widerspenstige' als Kunstwerk." Von Wolfgang Hoffmann Harnisch (Der Wegweiser 1924/25, 7. München).
„Literatur über Oscar Wilde." Von Carl Helbling (Wissen und Leben XVIII, 10. Zürich).
„Die moderne englische Literatur." Von R. Herdman Pender (Deutsche Rundschau LI, 9. Berlin).
„Upton Sinclair, ein Tendenziöser." Von Erich Lüth (Der Kreis II, 5. Hamburg).
„Über Entstehung und Quellen der Novellen Alfred de Mussets." Fortsetzung und Schluß. Von H. Breuer (Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht, Bd. 23/24. Berlin).
„André Gides Phantome (Verkauf der Bibliothek)." Von André Salmon (Das Tagebuch VI, 22. Berlin).
„Der Sommertag der beseligten Seele [Romain Rolland]." Von Helene Burkhardt (Wissen und Leben XVIII, 10. Zürich).
„Geistige Strömungen im modernen Frankreich." Von Christian Herrmann (Sozialistische Monatshefte XXXI, Juni. Berlin).
„Casanova oder die Genialität des Genießens." Von Luma (Der Deutschen-Spiegel 1925, 23. Berlin).
„Geschichte und Wesen der italienischen Presse." Von Wolfgang E. Ludwig Stein (Preußische Jahrbücher CC, 2/3. Berlin).
„Strindbergs Ostern." Von Erich Dürr (Der Wegweiser 1924/25, 7. München).
„Das letzte Kapitel (Knut Hamsun)." Von Wolfgang Schumann (Die Weltbühne XXI, 23. Berlin).
„Philosophie der Tragödie (zu Leo Schestows Werk)." Von Ludwig Marcuse (Der Neue Merkur VIII, 9. Stuttgart).
„Gedenkrede auf Wladimir Ssolowjew." Von Alexander Block (Wissen und Leben XVIII, 10. Zürich).
„Chinesisches Theater." Von Henri Borel (Baden-Badener Bühnenblatt V, 47/48).

* * *

„Abseits der Heerstraße. Die deutschen Theater nach dem Krieg." Sechstes Stück. Von Carl Christian Bry (Die Christliche Welt XXXIX, 24/26. Gotha).
„Vom Drama der Gegenwart." III. Von Hans Franck (Bühnenblatt II, 14. Dortmund).
„Dichtungswertung. Möglichkeiten und Aufgaben des deutschen Dramas in der Gegenwart." Von Robert Petsch (Deutsche Rundschau LI, 9. Berlin).
„Bühnenkultur im Ruhrgebiet." II. Von Erik Reger (Westdeutsche Monatshefte I, 5. Bonn).
„Doktor Faust." Von L. Thurneiser (Der Deutschen-Spiegel 1925, 23. Berlin).
„Volksbühnenverband und Reichsbühnengesetz." (Volksbühne V. Zweites Vierteljahrsheft. Berlin.)

* * *

„Religion und Schaubühne." Von Franz Angermann (Der Neue Merkur VIII, 9. Stuttgart).
„Der Künstler und die Heimat." Von Erich Bockemühl (Niedersachsen XXX, Juni. Bremen).
„Die Schweiz und die Nibelungen." Von Hans Delbrück (Wissen und Leben XVIII, 9. Zürich).
„Literarische Fälschungen und Mystifikationen." (Fortsetzung.) Von Heinrich Klenz (Zeitschrift für Bücherfreunde XVII, 3. Leipzig).
„Literarische Strömungen des 19. Jahrhunderts." Von Werner Mahrholz (Der Gral XIX, 9. Essen).
„Universale und nationale Kultur." Von Richard Müller-Freienfels (Der Deutsche Gedanke II, 16. Berlin).
„Zwischen West und Ost." Von Alfons Paquet (Die Tat XVII, 3. Jena).

Echo der Bühnen

Köln

„Heinrich aus Andernach." Ein Schauspiel zur Jahrtausendfeier der Rheinlande. Von Fritz von Unruh. (Uraufführung im Kölner Schauspielhaus am 5. Juni 1925. Buchausgabe: Sozietätsdruckerei, Frankfurt a. M.)

Nicht ein Festspiel, sondern ein Schauspiel zur Jahrtausendfeier der Rheinlande, aber doch eine Arbeit, die im Auftrage und für einen bestimmten Zweck geschrieben wurde. Die Kritik hat die Gewohnheit, solchen Schöpfungen gegenüber mit einer gewissen Voreingenommenheit aufzutreten und bei der Fülle der Werke, die als Gelegenheitsdichtungen üblicher Art sich festspielmäßig geben, ist sie bis zu einem gewissen Grade dazu berechtigt. Andererseits muß selbstverständlich ein Festspiel, wenn es von den gewöhnlichen Werken dieser Art abweicht, anders gewertet werden als von dem Gesichtspunkte der Literatur. Das Schauspiel Fritz von Unruhs will durchaus ernst genommen sein und verdient es, da es in jeder Weise von den üblichen Festspieldichtungen abweicht und in erster Linie Dichtung ist, welche die Besonderheit des Unruhschen Schaffens in allen Teilen verrät. Die Erfahrungen, die man mit solchen Zweckdichtungen selbst von anderen führenden Dichtern bei ähnlichen Gelegenheiten gemacht hatte, konnten für einen Dichter wie Fritz von Unruh wenig ermutigend sein, aber dieses Schauspiel ist durchaus nicht in die Reihe dieser Zweckdichtungen zu stellen, sondern hat seine Eigenberechtigung, ganz abgesehen von der Gelegenheit, der es seine Entstehung verdankt.

Ein Einzelschicksal ist hier symbolisch zum Gesamtschicksal des besetzten Gebiets emporgehoben. Als sich die Angehörigen einzelner Stände auf einer Wiese versammeln, um zur Jahrtausendfeier ein Stück aufzuführen, über dessen Wesen und Inhalt sie sich nicht einigen können, wird Heinrich aus Andernach durch den Peitschenhieb eines Fremden schmachvoll und brutal getroffen. Aus dem Spiel wird Ernst. Wie sich nun das gedachte Spiel zur erlebten Wirklichkeit im Spiel wiederum gestaltet und Heinrich aus Andernach, der sonst so Friedfertige, aus tiefsten Erschütterungen in sich den Wandel erlebt von dem Racheempfinden des Beleidigten zu der versöhnlichen Stimmung des Verzeihenden, das ist der eigentliche Inhalt dieses Schauspiels. Er erlebt diesen Umschwung in sich durch das stärkste Erwachen des Bewußtwerdens, daß sein persönliches Geschick und seine Stellung dazu zugleich schicksalhafte Bedeutung für das Land haben, in dessen Boden er verwurzelt ist. Aus der Erkenntnis eigener Schuld erwächst ihm das verstehende Verzeihen und die Möglichkeit der Überwindung des Rachegedankens, der die Völker scheidet. Die Peitsche wird zur Rebe, die Schmach zur Tugend, und diese Wandlung führt in ihrer Auswirkung auf die anderen Friede und Erlösung herbei.

Wie bei allen Stücken von Fritz von Unruh streift das Symbolhafte hart an die Allegorie, bleibt die Idee infolge ihrer Geladenheit von Dunkelheiten nicht fern, aber die prachtvolle Gestaltung der einzelnen Charaktere, der kühne Griff in das Erlebnis der Gegenwart, die bewußte Abseitigkeit von aller geschichtlichen Tradition gibt diesem Schauspiel seine Bedeutung als würdiges Geschenk zur Jahrtausendfeier der Rheinlande. Ein wenig Witz, etwas Ironie und auch Kritik sind mit in diese Dichtung geflossen und die Idee als solche ist so menschlich groß und ethisch rein, daß keiner, der nicht ganz von der Politik angekränkelt ist, ihr die Anerkennung versagen könnte. Auch diese Idee ist dem Schaffen des Dichters nicht fremd. Sie spricht auch aus anderen seiner Werke. Sie ist ein Teil seines Persönlichkeitsgehalts, der immer wieder elementar hervorbricht. Die starke und kräftige Sprache, die sich von jedem blechernen Pathos freihält und selbst nicht Gefahr läuft, die Sprechchöre zu lyrischen Tischreden zu benutzen, adelt vor allen Dingen die Hauptrolle des Heinrich aus Andernach.

Die Aufführung dieses Stücks war die letzte große Regietat Hartungs, der für die Hauptrolle in Ebert aus Berlin einen starken schauspielerischen Gestalter gefunden hatte.

Paul Bourfeind

Wien

„Juarez und Maximilian." Dramatische Historie in drei Phasen und 13 Bildern. Von Franz Werfel. (Österreichische Uraufführung im Theater in der Josefstadt am 26. Mai 1925.) Buchausgabe Paul Zsolnay, Berlin-Wien-Leipzig.

Wenn im Titel eines Dramas ein „und" zwei Namen verbindet, so bedeutet es entweder Liebe oder Konflikt und auf jeden Fall Zweigipfligkeit an Stelle der gewöhnlichen pyramidischen Zuspitzung. Hier nun bedeutet es merkwürdigerweise nicht nur die (von der Geschichte beglaubigte) Gegnerschaft zweier Männer, Parteien, Weltanschauungen, sondern auch Liebe, wenigstens in der Richtung vom Kaiser zum Repu-

blikaner, Liebe also von Mann zu Mann und über die Politik hinweg; auch mit der Zweigipfligkeit, einer stets mißlichen Sache, ist es wunderlich bestellt, da nur Maximilian von Mexiko sicht- und hörbar wird, indes sein Widerpart, wie Hauptmanns Penelope, wie Schnitzlers Napoleon, wie Werfels ungeheuerlicher Bock (im „Bocksgesang"), wie Christus in unzähligen Dramen, hinter der Szene bleibt. Die Gegner bekommen einander gar nicht zu Gesicht, und wir nur einen von beiden, den anderen immer nur beinahe: ein wohlüberlegtes, fast raffiniertes Verfahren, um den Endsieger durch diese geheimnisvolle Unnahbarkeit über seinen fortwährend anschaulichen und vernehmlichen Antagonisten ins Ungemessene zu steigern. Doch nicht genug damit. Werfel oder seine Gestalten, was auf eins herauskommt, liefern vom ersten bis zum letzten Bild unaufhörlich Formeln für den unsichtbaren indianischen Bürgerpräsidenten, die nicht etwa als Ansichtssachen, sondern wie mathematische Axiome vorgetragen werden und natürlich letzten Endes nur aus der Perspektive eines (vom Drama aus gesehen) zukünftigen Standpunkts möglich sind — also eigentlich ebenso viele kleine Sünden wider den heiligen Geist des Dramas. Was ist Juarez? ein „Abstraktum" (gleich im ersten Satz), ein logischer Schraubstock, Asket der Macht, die unpersönlichste aller Personen, die schlichte (ein andermal: die traumlose) Vernunft, ein Niagarafall; er hat keine Leidenschaften, er träumt nie (siehe oben), er hat nicht das Gute, sondern das Richtige, er ist gewohnt, dem Schicksal auf den Grund zu gehen und dergleichen mehr. Auch bei dem unglücklichen Schattenkaiser wird mit solcher direkten Charakteristik nicht gekargt: z. B. „ein schöner Mensch, in der Gottesbedeutung dieses Wortes", „der illegitimste Mensch des Lebens"; auch bei ihm geht es dramatisch so zu wie bisher im wirklichen Leben: es braucht einer nur den Rücken zu kehren, so wird er bei den Zurückbleibenden das Subjekt von Sätzen wie „er hat...," „er ist...," „er hat nicht...," „er ist nicht..." usw.

Überhaupt ist Werfels gesamtes Personal, von Kaiser und Präsident abwärts, sich seiner welthistorischen Funktion (nämlich wie sie sich den Überlebenden nicht des mexikanischen Bürger-, sondern des Weltkriegs darstellt) vollkommen bewußt, und wie in Shaws Saint Joan, freilich ohne dessen sieghafte Ironie, schaukelt die Historie zwischen den ziemlich gewissenhaft wiederholten Fakten der Vergangenheit (1865 bis 1867) und den Erfahrungen der Gegenwart. Die Johanna Shaws ist, wenn wir seinen Warwick oder Cauchon glauben wollen, eine Verfrühte, eine Vorläuferin des Protestantismus oder Nationalismus — mit Werfels Maximilian aber beginnt nicht, sondern erlischt eine Tradition, ein Komplex von Traditionen; aber hier wie dort steht das Drama da, wo Hebbel es haben wollte: auf einer Wasserscheide der Geschichte. Und jedesmal folgen wir (bei Werfel langsameren Schrittes) von Station zu Station dem Kreuzweg eines edlen Opfers unaufhaltsamer Menschheits-Entwicklung; die Jungfrau freilich triumphiert nach ihrem Ende erst recht, dem Erzherzog aber „mußte alles mißlingen, nur der Tod nicht". Wie soll er sich gegen die Demokratie seines Jahrhunderts, nun gar auf dem traditionslosen amerikanischen Boden behaupten, er, der (hier ergeben sich Zusammenhänge mit älteren Ideenkreisen Werfels) nicht einmal zu hassen vermag? Der unter sein Bild schreibt, der Sinn der Feindschaft sei Versöhnung? Der, auch wenn er nicht auf jener Wasserscheide stünde, das Opfer seiner eigenen Noblesse und Güte werden müßte? „Mißerfolg ist Schuld", sagt er selbst. Gewiß, gegenüber der Welt gibt es keine größere. Aber der Mißerfolg, mindestens der persönliche, private, ist auch ein Korrelat des Erlöserberufs — und so ergeben sich anziehende Parallelen zwischen zwei mexikanischen Kaisern, Hauptmanns braunem Heiland und dem Märtyrer von Queretaro.

In der kurzen, aber bunten Reihe der Werfelschen Dramen bedeutet diese „dramatische Historie" eine Überraschung. Er gehört gewiß nicht zu denen, die von dem typischen ersten Erfolg nicht loskommen und fortan sich selbst nachahmen. Wären „Troerinnen", „Spiegelmensch", „Bocksgesang", „Schweiger" und dies Drama insgesamt anonym überliefert, außer dem hohen Kulturniveau, dem (nicht überall gleichen) Tiefgang der Erörterungen gäbe es keinen Generalnenner, gäbe es kein Argument für den einen Verfasser, dem wir diesmal auf dem Feld des chronicle play begegnen. Er tut sich auf die Historizität, die Echtheit seiner Dichtung nicht wenig zugut, er gibt, als wär's für eine wissenschaftliche Darstellung, gewissenhaft seine Quellen an, bedient sich seines Herrenrechts gegenüber dem Überlieferten selten und dann zumeist so, daß die Gestalten über sich selbst und ihr Tun und Leiden und über den Sinn von alledem hellseherisch urteilen; allzu oft — das wurde schon gesagt — und allzu geistreich. Im übrigen handhabt und konzentriert Werfel seinen weitschichtigen Stoff mit großer Sicherheit, gruppiert um die beiden Widersacher ein reiches und zum Teil interessantes Personal, läßt sich vom Tatsächlichen nichts entgehen, was Bühnenresonanz verspricht, kurz ergänzt, ja verdrängt bisweilen den Poeten durch den Schriftsteller.

Robert F. Arnold

Echo des Auslands

Japanischer Brief

In Tokio wurde vor kurzer Zeit ein Werk in Angriff genommen, das verdient, auch in Deutschland bekannt gemacht zu werden; denn es handelt sich ja um deutsches Schrifttum, und um das Heiligste, was wir haben — es handelt sich um eine Goethe-Ausgabe in japanischer Sprache. Diese ist aber nicht etwa nur eine Auswahlsammlung, auch keine Übersetzung der Hauptwerke Goethes, sie wird vielmehr 18 Bände umfassen und in japanischer Sprache so ziemlich alle Schöpfungen unseres größten Dichters bringen, auch bis zu jenen, die weniger in der breiten Öffentlichkeit bekannt sind. Ausgeführt wird die Übersetzung dieses großen Stoffes von verschiedenen Lehrern der deutschen Literatur und Sprache an den Hochschulen Tokios, deren Lebensstudium also die deutsche Dichtung ist; geleitet wird sie von dem Professor für deutsche Literatur an der Waseda-Universität, Yamagischi, der durch sein eingehendes Werk „Das deutsche Drama der Gegenwart" und viele Übersetzungen in weiten Kreisen bekannt geworden ist. Er ist der Verfasser der umfangreichen und ausführlichen Darstellung von Goethes Leben (mit vielen Bildnissen) in dieser Gesamtausgabe, wie auch der Würdigung Goethes als Dichter. Das ganze Werk erscheint in gediegenen dunkelbraunen Halblederbänden, die, dem Inhalt entsprechend, einen feierlich würdigen Rahmen abgeben, bei Omura in Tokio und kostet im Abonnement 3,50 Yen pro Band, ungefähr 6 Mark. Erschienen sind bis jetzt zwei Bände; enthaltend „Götz", „Egmont", „Iphigenie", „Tasso" und die „Italienische Reise". Die nächsten Bände (die fertigen Übersetzungen liegen zum größten Teil bereits vor) werden bringen: die „Gedichte", den „Westöstlichen Diwan", den ganzen „Faust", „Hermann und Dorothea", „Reineke Fuchs", „Clavigo", „Stella", „Die Geschwister", „Die natürliche Tochter", „Die Mitschuldigen", „Die Laune des Verliebten", den „Werther", die „Novelle", die „Wahlverwandtschaften", „Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre", „Dichtung und Wahrheit", den zweiten römischen Aufenthalt, die „Campagne in Frankreich", die „Belagerung von Mainz", die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter", die „Reise der Söhne Megaprazons", „Aufsätze über Kunst und Literatur", „Aufsätze über die Naturwissenschaften", die „Farbenlehre", „Annalen" und „Briefe" in Auswahl. Über so viele Länder und Meere hinweg, am anderen Ende der Welt, nicht nur in geographischer sondern auch völkerpsychologischer Hinsicht, wird also der Dichterfürst von Weimar in würdiger Form aus allen Abschnitten seines langen und reichen Lebens, aus all seinen ewigen Schöpfungen zu einem fremden Volke sprechen, dessen bodenverwurzeltes Wesen in so Vielem ganz anders ist als das des deutschen. Daß in Japan ein Goethe-Kult bestehe, wie in anderen, besonders südlichen Ländern Europas, könnte kaum behauptet werden. Es scheint im Gegenteil nichtdeutschsprechenden Japanern das Erfassen des eigentlich „Goetheschen" mehr oder weniger schwer zu sein, wie oft in Gesprächen versichert wird. Wem freilich der Name „Olympier" als höchstes Adelsprädikat beigegeben ist, der mag nicht leicht heimisch zu machen sein auf einer Insel, wo Lieblichkeit des Zierlichen höchster Ausdruck der Kunst ist. Die Schwierigkeiten der Übersetzung sind sehr große; handelt es sich doch hier nicht um eine in Ausdruck und Aufbau mehr oder weniger wesensverwandte europäische Sprache, sondern außerdem doch vor allem auch um ganz verschiedene Gedanken- und Traditionskomplexe. Diese neue, von so berufener Seite durchgeführte Gesamtausgabe bietet jedoch hinreichend Gewähr, daß sich die Gestalt von Deutschlands größtem Dichter künftighin in bestmöglicher Klarheit vor dem japanischen Volke erheben wird.

Es dürfte nicht unangebracht sein, die Verbreitung deutscher Literatur in Japan überhaupt hier kurz zu skizzieren. Man kann von einer Fülle von Übersetzungen der verschiedensten Erscheinungen sprechen. Eben jetzt auch kündigt ein anderer Verlag die Gesamtausgabe des Goetheschen Lebenswerks an, und zwar in 13 Bänden, von welchen die ersten ebenfalls bereits erschienen sind. Über diese Ausgabe konnte ich jedoch nicht sehr viel Rühmliches erfahren. Einzelne Hauptwerke Goethes gibt es natürlich immer schon in mehrfacher Übersetzung, so z. B. den „Faust", dessen erster Teil gekürzt im hiesigen Imperial-Theater übrigens vor einigen Jahren auch aufgeführt wurde. Von Schiller liegen die meisten seiner Dramen vor, gespielt sind einige Szenen aus „Tell". Lessing ist mit „Minna", „Nathan", „Emilia Galotti" und „Miß Sara Sampson" vertreten. Der Übersetzer der eingangs besprochenen Goethe-Ausgabe legte vor einigen Jahren Hebbels „Nibelungen" vor, „Maria Magdalena" ist öfters hier gespielt worden. Von Grillparzer ist „Sappho" übersetzt und vielleicht noch ein oder zwei andere Dramen, von Ludwig der „Erbförster" und „Zwischen Himmel und Erde". Wenden

wir uns der Lyrik zu, so finden wir vor allem natürlich Heine, dessen leichtfaßliche und verwandte Lieder bei der hiesigen Jugend sehr bekannt und beliebt sind — die „Lorelei" ist so populär wie ein japanisches Lied, während seine Prosadichtungen meist nur im Urtext gelesen werden. Einige Mörike-Gedichte sind sehr gelungen nachgedichtet, Bürgers Lenore hat ihren Übersetzer gefunden, Uhland ist mit vielen seiner Balladen bekannt, ebenso Eichendorff, dessen „Taugenichts" besonderes Interesse erweckt. Von der älteren erzählenden Literatur findet man Kleists Novellen, dann die von Storm, doch fast nichts von Keller und C. F. Meyer. Natürlich ist der „Zarathustra" schon vor langer Zeit erschienen, wie ja Nietzsche hier ebenso wie überall für kurze Zeit das Tagesgespräch der interessierten Kreise bildete.

Wenn wir uns der neueren Dichtung nähern, werden die Erscheinungen gleich viel zahlreicher, und es mag manches neue Werk geben, das den hier lebenden Deutschen noch nicht bekannt ist, während es in japanischer Übersetzung schon vorliegt, oder gar schon aufgeführt ist, soweit es sich um Dramatik handelt. Hauptmann ist zum größten Teil übersetzt und gespielt, gegenwärtig spielt eine Bühne Tokios wieder seine „Einsamen Menschen". Ebenso ist Sudermann ein alter Bekannter in Japan, und seine „Heimat" und „Fritzchen" sind auf der Bühne erschienen. Max Halbes „Jugend" wurde vor Jahren gezeigt, „Alt-Heidelberg" sehr oft und erst wieder im letzten Herbst aufgeführt. Wedekind gab mit „Frühlingserwachen" den Sensations- und Neuerungslüsternen reichlich Gelegenheit zur Betätigung, während die Neutraleren unter den Zuschauern dieser Aufführungen von einem verlegenen Lachen ins andere fielen. Übersetzt sind so ziemlich alle seine Bühnenwerke, gespielt außerdem noch „Erdgeist". Schmidtbonns „Mutter Landstraße" ist sowohl über die Bretter gegangen, als auch in einem japanischen Film verwertet. Und Schnitzlers „Liebelei" und „Anatol" sind sehr oft schon vor Jahren hier gespielt worden. Dieser Dichter, soweit er die erotische Skepsis und grüblerische Lebensästhetik behandelt, ist ja überhaupt ein erklärter Liebling des japanischen Lesepublikums, und es gibt, mit Ausnahme seiner längeren Dramen, kaum ein Werk von ihm, das nicht einen Übersetzer gefunden hätte. Hofmannsthals „Tor und Tod" hat einige Aufführungen erlebt, seine kleinen Dramen und Gedichte sind zum größten Teil nachgedichtet, und die letzteren sehr geschätzt. Von Rilke liegt sehr viel in japanischer Sprache vor, besonders von dem gegenwärtig in Deutschland weilenden Professor der deutschen Literatur an der Keio-Universität G. Chino; von Dehmel dagegen weniger. Stefan George ist seltsamerweise ziemlich unbekannt. Durchaus sind dies aber nicht die neuesten Herrscher im Reiche des deutschen Dramas. Vor allem Georg Kaiser, dessen „Gas" nun schon zum zweitenmal eine Woche lang, im Repertoire eines Theaters erscheint, während früher seine „Bürger von Calais" gespielt wurden. Tollers „Wandlung" und „Maschinenstürmer" sind natürlich schon japanisch vorhanden, ferner „Die Seeschlacht" von Reinhard Goering sogar aufgeführt. Unruh ist fast nicht bekannt, ebenso — sehr merkwürdigerweise! — auch nicht Sternheim. Die neueste deutsche Erzählungsliteratur ist hingegen so gut wie gar nicht vertreten. Thomas Mann und Wassermann sind wohl nur deutsch zu haben, es gibt aber ein bis zwei Übertragungen von Heinrich Mann und Edschmid.

Die große Frage lautet sicherlich nun: wer liest das alles, was da in so bunter Fülle geboten wird? Denn es bestehen doch neben den Übertragungen aus der deutschen Literatur zahllose aus dem Schrifttum der anderen europäischen Sprachen. An erster Stelle steht natürlich das Englische, dann wird das Deutsche wohl das Französische überragen. Kaum viel geringer dürften an Zahl aber die Nachdichtungen aus der russischen Literatur sein, für die immer ein besonderes Interesse in Japan bestand, was bei der Gemeinschaft vieler Ideen Rußlands mit dem Osten weiter nicht verwunderlich ist. Die Leser all dieser Übersetzungen sind zum größten Teil Studenten der betreffenden Sprachen und Literaturen. Dann aber die japanischen Literaten wohl selbst, und die große Schar der Sucher neuer Ideen und Formen. Es gehört ja zum Wesen des heutigen Japans, große Massen Kulturgutes aus aller Welt zu beschauen, um so den Weg zum Weiterbauen des eigenen leichter zu finden. Ein allzu langes Verweilen bei den einzelnen Erscheinungen kann dadurch wohl kaum möglich werden; und so muß der theoretisch so vorzügliche, in der Praxis aber nur zu oft treulose Grundsatz der „Blütenlese des Besten" mit als Grund all dieser translatorischen und lekturellen Tätigkeit angesehen werden. Immerhin gehört die eingehende Beschäftigung mit fremden Literaturen ja überall mehr oder weniger ins Gebiet der Spezialstudien; und daß in Japan für die Möglichkeit, sich in deutsche Dichtung, und damit deutsches Wesen überhaupt, zu versenken in so reichhaltiger und gediegener Weise gesorgt ist: muß Freundschaft, Bewunderung und Dankbarkeit im deutschen Volke auslösen.

Tokio — Leopold Winkler

Französischer Brief

Wenn man die Literatur durchblättert, die die Zeitgeschichte paraphrasiert, und nach einer neuen Ideologie sucht, so bedrängt den Leser in allen Ländern eine babylonische Ideen- und Sprachverwirrung. Sie tritt besonders stürmisch und verwirrend in Frankreich in Erscheinung. Aus dem Tumult der Stimmen löst sich das leidenschaftliche, entschiedene und klare Organ des reaktionären Politikers Jacques Bainville heraus, der eine „Histoire de France" (Arthème Fayard & Cie.) geschrieben hat. Bainville faßt auf 600 Seiten handbuchartig die französischen Geschichtsformen zusammen und breitet sie von einer eng-französischen Plattform aus vor seinem Volke aus. Er kennt nur Frankreich, sieht in allen Nachbarländern unbequeme Völker ohne eine Existenzberechtigung und sucht zu beweisen, wie Ludwig XI., Jeanne d'Arc, Louis XIV., Napoleon und Poincaré danach strebten, im Norden und Osten die Barbaren zu vernichten und Frankreich, das Erbe des alten römischen Reichs, als das einzige und wahre Land der europäischen Zivilisation zu sichern und zu vergrößern. Das Buch hat innerhalb eines Jahres einen Absatz von 200 000 Exemplaren gefunden. Deswegen vor allem wird es hier erwähnt. Ergänzt wird diese verführerische, nationalistische Schrift neuerdings durch eine „Histoire d'Allemagne" von Bonnefon, die in den ersten Monaten einen Absatz von 50 000 Exemplaren erlebte. In dem Buch wird Deutschland als der Hort der Streitsucht, der Kriegslust, des Zerstörungswillens hingestellt. Im „Mercure de France" vom 15. Mai wird versucht, an der Hand neuer Dokumente zu beweisen, daß auch Michelet, dessen Schriften einen europäischen Standpunkt erkennen lassen, ein Franzose war, der die nationalistische Doktrin der Gegenwart vorbereitete. Ernest Seillière, der sich mehr und mehr in einen engherzigen Dogmatismus verstrickt, arbeitet an einem Buch: Das neue Alldeutschtum: „Thomas Mann (!!), Hermann Keyserling, Oswald Spengler". René Gillouin, der in mancher Beziehung weiteren Geistes ist und milder über die Nachbarn denkt, hilft in seinem neuen Buch: „Questions politiques et religieuses" (Bernard Grasset) den römisch-romanisch-französischen Traditionalismus zu vertiefen und seine mystischen Quellen aufzudecken. Er bekämpft den zunehmenden Antisemitismus und tritt dem Buch von Georges Batault: „Le problème juif" (Plon, Nourrit & Cie.) entgegen, der im Juden den Parasiten und Ausbeuter sieht und die Antithese aufstellt: Athen oder Jerusalem.

Auf Bainvilles Geschichte Frankreichs hat Jacques Reboul in den „Pamphlètes du siècle" (Editions du siècle) unter dem Titel „M. Bainville contre la France" geantwortet. Reboul schreibt, Frankreichs Geschichte beginne nicht mit der Eroberung Galliens durch die Römer, sondern habe ältere Ursprünge, die unterschlagen seien. Als Vorkämpfer des Keltentums weist er vor allem auf die keltischen Elemente hin und deckt dann in verdienstvoller Weise eine Reihe tendenziöser Entstellungen Bainvilles auf. Er legt auch den Finger auf eine schmerzliche Wunde: Ein katholischer Priester Frankreichs habe Johanna von Orleans zum Tode verurteilt. Gerade dieses Argument hat getroffen. Obwohl die Jungfrau 1894 heilig gesprochen ist, so ist sie im letzten Vierteljahrhundert mehr als nationale und weniger als christliche Heilige populärer denn je geworden. Joseph Delteil hat kürzlich in volkstümlicher Weise den Lebensroman der „Jeanne d'Arc" (Bernard Grasset) etwa so erzählt, wie er im Herzen des einfachen Mannes lebt. Das schöne und ergreifende Buch gibt die heutige, menschliche Form des Johanna-Mythos wieder, der auf der positivistischen Auffassung beruht: „Le bon sens dans l'exaltation". Es ist bedauerlich, daß Reboul in seiner Erwiderung auf Bainville nicht entschiedener den kurzsichtigen Standpunkt dieses politischen Fanatikers den europäischen Problemen gegenüber herausgearbeitet hat; darin liegt nicht nur eine Engherzigkeit, sondern auch eine Gefahr. Was nützt es, wenn Alfred Fabre-Luce mit dem Atemzug eines Europäers die Kriegsschuldfrage von 1914 erörtert, was nützt es, wenn Pierre Viénot von hoher Warte aus einen ausgezeichneten Aufsatz über die deutsche Republik in der „Revue de Genève" schreibt, wenn gleichzeitig Autoren wie Bainville und Bonnefon einen nach Hunderttausenden zählenden Absatz ihrer Bücher finden? Doch man soll andererseits nicht glauben, daß die Gegenseite nicht auch mit leidenschaftlichem Eifer daran arbeite, sich durchzusetzen. Fabre-Luce wandte sich mit seinem Buch „La Victoire", seiner Art und seinem Verlag entsprechend, mehr an eine Elite. Victor Marguéritte ist ein Liebling der breiten Masse. Sein Verleger ist Flammarion, der seit Jahrzehnten im In- und Ausland einen soliden Ruf besitzt. Das neue, auf zwei Bände angelegte Werk: „La dernière guerre" ist für das Bürgertum bestimmt und wird ins Volk dringen schon allein deshalb, weil man von dem Verfasser der „Garçonne" (eine Million Exemplare abgesetzt) eine neue Sensation erwartet. Im ersten Band „Les criminels", von dem in wenigen Wochen Hunderttausend verkauft sind, obwohl die große Presse das Buch totschweigt, wird in leidenschaftlicher Sprache die Anklage über Frankreichs Mitschuld am Kriege erhoben. Die auf Dokumente gestützte Darstellung

ist in jener zündenden Sprache geschrieben, die gerade Franzosen ergreift und mitreißt. In kleinerem Kreise wirkt dauernd die von Louise Weiß und Roger Lévy mutig geleitete Wochenschrift: „L'Europe nouvelle“, die jüngst Deutschland eine Sondernummer widmete, die Thomas Mann mit einer tiefgreifenden Studie über die deutsche Seele einleitete. Wenn dieses Sonderheft sonst rein politische und wirtschaftliche Aufsätze enthielt, so veröffentlicht „L'Europe nouvelle“ doch auch gelegentlich Beiträge über Sternheim, Heinrich Mann, deutsche Literatur und Kunst. Die bedeutendsten Europäer Frankreichs gehören zum Mitarbeiterstab, wie Albert Thibaudet, F. de Miomandre, A. Pierre, Robert Bey, Marcel Ray, C. Loutre u. a. Nicht nur diese Zeitschrift dient der Pan-Europa-Idee Coudenhoves, nicht nur in Paris hat dieser übernationale Gedanke Wurzel gefaßt, sondern z. B. auch in Lyon haben „Les Lueurs“ Pan-Europa ein Sonderheft gewidmet, das H. L. Follin, der Gründer der „République supranationale“, von der hier schon häufig die Rede war, eingeleitet hat. So dringt auf dem Umweg über literarische Zeitschriften europäische Gesinnung auch in die Provinz.

Zwischen dem französischen Nationalgefühl und der größeren Europabewußtheit wird wie bei uns dauernd erwogen, ob der Orient uns zu helfen vermag. „Les cahiers du mois“, deren Anthologien hier schon mehrfach erwähnt wurden, haben als letztes Doppelheft unter dem Titel „Les appels de l'Orient“ (Emile Paul) Meinungsäußerungen zu diesem Problem gesammelt. Das 400 Seiten starke Buch enthält Beilagen aller führenden Orientalisten und vieler Dichter, Schriftsteller, Maler und Musiker von Rang. Der Raum verbietet, auf dieses hervorragende Zeitdokument einzugehen. Es beweist, wie sehr auch in Frankreich die Wiedergeburt durch den Orient erhofft wird. Florent Fels schreibt: „In jeder Epoche der Ermüdung und der Entmutigung hat sich der Okzident dem Orient zugewandt, um dort ein neues Ideal zu suchen.“

Die alten Ideale verblassen. Man sucht nach neuen Inhalten, nach einem neuen Glauben. Infolgedessen haben alle Bücher, die sich mit Problemen der Mystik wie das hier kürzlich angezeigte von Jean Baruzi, das inzwischen auch vom „Mercure de France“ und von der „Revue philosophique“ glänzend besprochen wurde, einen starken Erfolg. „La Revue de Genève“ veröffentlichte von Ossendowski: „L'homme et le mystère en Asie“, „Le Mercure de France“: „Les limites de l'intelligence et de la croyance“ von Jules de Gaultier; „Extase mystique et révélation“ von James H. Leuba; „Une renaissance du messianisme en Pologne“ von Antoine Martel; „Le monde nouveau“: „Allons nous vers un moyen-âge?“ von Arnaud Daudieu.

In gewissen Kreisen zeigt sich ein romantischer Zug, wie Joseph Delteils „Jeanne d'Arc“ beweist. Derselbe Verfasser hat bei Simon Kra einen lyrischen Prosaband: „Choléra“ herausgegeben, der eine romantische Verherrlichung der sinnlichen Liebe in jugendlichem Überschwang darstellt: Ein Sich-ins-Leben-Stürzen, ein Aufgehen und Hingeben der Körperkräfte, ein schwelgendes Genießen aller Sinne. Eine verheißungsvolle Jugendarbeit, die der „Jeanne d'Arc“ vorausging. Das Buch erschien in der „Collection de la revue européenne“, in der Edmond Jaloux, Valéry Larbaud, André Germain und Philippe Soupault die Jüngsten sammeln. In dieser Sammlung sind auch zum erstenmal „Trois nouvelles exemplaires et un prologue“ von Miguel de Unamuno erschienen, denen Valéry Larbaud eine schöne Einleitung voranstellte. Unamuno hat sich bekanntlich in Paris Heimatrecht erworben und wird nun von diesem Kreise auch als Dichter popularisiert. Maxim Gorkis literarische Erinnerungen sind hier gleichfalls erschienen, und dann hat André Germain, der Fritz von Unruh in Paris eingeführt hat, eine Sammlung seiner Zeitschriftenaufsätze veröffentlicht: „De Proust à Dada“, in der in einer Essayfolge die heutige Jugend umrissen wird. Ein geschlosseneres Bild der letzten dreißig Jahre bietet im gleichen Verlage Bernard Fay in seinem „Panorama de la littérature contemporaine“. Er beginnt mit Rückblicken auf Victor Hugo, Arthur Rimbaud, Verlaine und Mallarmé und charakterisiert dann in zwei Kapiteln die Poesie von 1900—1914 und von 1918—1925. In gleicher Weise wird nach Rückblicken auf Zola, France und Bourget ein Bild der Prosa gegeben. Am besten ist das Kapitel: „André Gide ou le triomphe du désir“ gelungen. Diesen Schriften der Apologetiker der Jugend ist das kluge und milde Buch des Katholiken André Thérive: „Opinions littéraires“ (Bloud et Gay) gegenüberzustellen, der sozusagen vom anderen Ufer aus die freiheitliche, suchende und irrende Jugend betrachtet. Er ist zurückhaltend im Ton und überlegen im Urteil. In dieser Essaysammlung weist er als erster Franzose nachdrücklich darauf hin, daß Rolland häufig, vor allem in gehobenen Perioden seine Prosa in ungereimten Versen schreibt. Thérive gibt einige Stellen aus „Annette und Sylvia“ in metrischer Form wieder. Dasselbe könnte man mit langen Abschnitten aus „Johann Christof“ tun, die französische Ohren sogleich als freie Verse erkennen. (Als Erna Grautoff den „Johann Christof“ übersetzte, brachte

ihr eines Tages ihr Sekretär lange Perioden in metrischer Satzanordnung zurück.) Zuweilen hat Rolland sogar innerhalb der Prosa gereimt. Die wichtigste Publikation des Verlages Simon Kra ist die „Anthologie de la nouvelle poésie française", welche die von Duhamel für den Inselverlag zusammengestellte Anthologie würdig ergänzt. Diese neue Sammlung beginnt dort, wo Duhamel aufhörte, mit Baudelaire und Rimbaud. Ihnen folgen uns Unbekanntere: Germain Nouveau und der seltsame Alfred Jarry; dann Valéry, Maeterlinck, Claudel, Jammes, Péguy, Gide, Robert de Montesquieu; darauf die Generation von 1880: Larbaud, Romains, Duhamel, Arcos, Jouve, Spire, Milosz, Divoire; die Generation von 1890: Cocteau, Carco, Derême, Salmon, Jacob, Reverdy, Cendrars und die Jüngsten Ivan Goll, La Rochelle, Supervielle, Soupault, Gérard, Luleck, Radiguet. Die Auswahl der Dichter, die mit charakteristischen Gedichten vertreten sind, ist gut getroffen, so daß auch der Ausländer einen vortrefflichen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Lyrik bekommt. Allein, seltsam berührt, daß Verlaine und Verhaeren fehlen. Da im Vorwort ihre Abwesenheit nicht erklärt wird, muß man annehmen, daß die Jüngsten von heute sie entthront haben. Sollte das wirklich denkbar sein?

Im Verlag der „Nouvelle revue française" ist der zweite Band der Komödien von Jules Romains erschienen: „Le mariage de Mr. Le Trouhadec" und „La scintillage" enthaltend. Sollten auch diese Stücke verdeutscht werden, so ist zu wünschen, daß die Übersetzer sich strenger als beim Dr. Knock an den Text halten und die Regieangaben für die deutschen Regisseure mit übersetzt werden. Im gleichen Verlag hat Léon Treich in hübscher Ausstattung eine reizende Sammlung von „Histoires enfantines" herausgegeben, eine Anthologie von Kinderanekdoten. Die „Librairie Gallimard" hat unter dem Titel: „Les chefs d'œuvre du roman feuilleton" eine neue Reihe mit „La farouche aventure" von Gaston Leroux eingeleitet, in der die besten Zeitungsromane gesammelt werden sollen. Die großen pariser Zeitungen veröffentlichen nicht wie bei uns Romane berühmter Dichter, sondern eine besondere Romangattung, von Schriftstellern verfaßt, die, der großen Literatur fernstehend, als Journalisten oder Komödienverfasser leben und im Kleinbürgertum zum Teil bekannter sind als die Dichter von Weltruf. Die Romane „Der Meister des Kolportageromans" — eine etwas seltsame Apostrophierung — sind natürlich Kulturdokumente; aber es berührt doch sonderbar, Gaston Leroux, André Gide und Paul Claudel im gleichen Verlagshaus anzutreffen. Immerhin, „La farouche aventure" ist ein Reißer. Lucie Cousturier, deren Roman „Des Inconnus chez moi" hier vor Jahren besprochen wurde, hat von den farbigen Franzosen so lebhafte Eindrücke gewonnen, daß sie sich im Jahre 1921 nach dem Süden begeben hat, um die Eingeborenen in ihrer Heimat kennenzulernen. In dem bei Rieder & Co. erschienenen Buch: „Des Inconnus chez eux: Mon amie Fatou" berichtet sie über ihre Reise und schildert das tägliche Leben, ihre Kämpfe und Glücksmomente. Das Buch ist aus warmem menschlichen Empfinden heraus geschrieben und verdient die Aufmerksamkeit aller derer, die zu Afrikanern irgendwelche Beziehungen unterhalten. Bevor der zweite Band ihrer Afrikaerlebnisse erschienen ist, ist sie am 23. Juni, noch nicht 50 Jahre alt, gestorben.

Otto Grautoff

Tschechischer Brief

Der Roman ist in jeder Literatur die Gattung, die sich hauptsächlich mit dem bereits der Reife zuneigenden Leben beschäftigt; er verlangt ja einen gewissen Abstand von dem durch den Erzähler erfaßten und zu deutenden Stoff, und deshalb schauen die meisten Romandichter zurück, auch wenn die Vergangenheit, die sie als miterlebende Chronisten schildern, nur einen kurzen Zeitraum von der Gegenwart entfernt ist. Auf diese Weise befassen sich die tschechischen Romandichter von heute vorzüglich mit zweierlei Lebensschichten, mit der einheimischen Gesellschaft vor dem Weltkrieg und mit den Lebensverhältnissen daheim und auswärts, welche die Bedingungen der neuen politischen Wirklichkeit geschaffen haben; im letzteren Fall fehlt allerdings noch die wünschenswerte Objektivität den wichtigsten Tatsachen gegenüber.

An den breitangelegten Romanen K. M. Čapeks — mit dem erfolgreichen, um ein Menschenalter jüngeren Dramatiker und Dichterphilosophen Karel Čapek nicht zu verwechseln! — wird niemand vorübergehn dürfen, der das Leben des prager Mittelstandes um die Jahrhundertwende sowohl in seinen typischen Erscheinungen als auch in seinen grotesken Ausnahmen kennen lernen will und der einen unbarmherzig treuen Darsteller jener Niederungen und Verwirrungen willkommen heißt; wie weit läßt dieser spätvollendete Virtuose der naturalistischen Zustandmalerei den greisen Kleinmeister des prager lokalen Romans Ignát Herrmann zurück, der noch unlängst seine zahllosen Verehrer mit einer halb humoristischen, halb sentimentalen Familiengeschichte aus dem aussterbenden Altprag

„Feli's Lebensroman" („Felíčkův román") erfreut hat! Bei K. M. Čapek (er schreibt sich gegenwärtig selber K. M. Čapek-Chod), der mit einer geradezu an Balzac mahnenden Lebensfülle ganze Gesellschaftsgruppen in ihrer lokalen und sozialen Gebundenheit vorführt, begegnet man dem prager Bürgertum in seinem Aufstieg und Niedergang, der tschechischen Künstlerbohème, der Gelehrtenwelt, auch wird gelegentlich das Proletariat gestreift und die prager Vorstadt in ihrer fragwürdigen Eigenart dargestellt, alles mit schonungsloser Wahrheitsliebe, mit sichtbarer Neigung zu tragikomischer Verzerrung, mit psychoanalytisch ergründendem Spürsinn auf dem Gebiet der zügellos waltenden Sexualität, ohne daß der Romandichter jenen Situationen aus dem Wege ginge, welche die reinste, nach der Erlösung lechzende Menschlichkeit enthüllen. Čapeks späte Romankunst hat in einer Trilogie ihren Gipfel erreicht, die eben ihren Abschluß in dem Vorstadt- und Künstlerroman „Vilém Rozkoč" gefunden hat, in dem die Schicksale mehrerer, in den beiden vorausgehenden Büchern auftretender Personen zu Ende geführt und gedacht werden. Es erleiden in diesen glänzend hingeworfenen Gesellschaftsbildern zahlreiche Helden und Heldinnen, vom Fieber des raschen Emporkommens geschüttelt, allerlei schmerzliche, jeglicher Tragik ermangelnde Niederlagen, aber als Endmelodie ertönt aus dem Rozkoč-Roman das siegreiche Lied des jubelnden Lebens, das der rücksichtslose Titelheld, ein kraftstrotzender Bursch aus dem niederen Volk, der ein bedeutender Bildhauer wird, dem allmählich absterbenden Bürgertum entgegenschmettert. K. M. Čapek verschmäht bisweilen nicht die knappe Form der zusammendrängenden Erzählung mit dem hurtig lebhaften Tempo des Vortrags; eine glänzende Probe dieser seltenen Kunst hat er unlängst in der Novelle „Dvořáks Humoreske" gegeben, in der der Niedergang zweier Wesen, des Vaters und des Sohnes, motivhaft von einer halb erlösenden, halb zersetzenden Musik begleitet wird. Es ist wohl kein Wunder, wenn K. M. Čapek Nachahmer gefunden hat, die allerdings ihrem Meister hauptsächlich die Äußerlichkeiten und vornehmlich den rücksichtslosen Mut in der Stoffwahl abgeguckt haben; sie räuspern sich und spucken sehr dröhnend. Einen gewissen Erfolg hat unter ihnen M. B. Böhnel mit seinem „Mordskerl" („Chlapík") geerntet, einer grell naturalistischen Satire aus der prager Gelehrtenrepublik, die ein massiver, jeder Scheu und Redlichkeit barer Streber mit seinen Rankünen und Schamlosigkeiten rasch erobert.

Ähnliche Lebenskreise wie K. M. Čapek schildert in ihren von einem raschen Aufstieg zeugenden Romanen die männlich feste Schriftstellerin Anna Maria Tilschová, indem sie das hinfällige Bürgertum und die mit Kunst- und Lebensproblemen ringende Künstlerwelt von Prag zum Vorwurf ihrer sorgfältigen Darstellung wählt. Stofflich unterscheidet sie sich von K. M. Čapek durch ihre Vorliebe für komplizierte Wesen, die an der Unmöglichkeit zu leben und zu schaffen zugrunde gehen; künstlerisch stellt sie dem derben Naturalismus von Čapek ihre zarte, fein schmiegende impressionistische Manier entgegen. Ihr letztes Romanwerk „Die Erben" („Dědicové"), das sich an der Grenze der Kriegs- und Nachkriegszeit abspielt und treffsichere Typen der prager Bürgerwelt vorführt, gruppiert seine folgerechte Handlung um die innere Entwicklung eines abtrünnigen Bürgersohns, der seine Klärung und Erlösung im jähen Bruch mit allen morschen Familienvorurteilen und in einfacher Liebe zu einem gesunden Volksmädel findet; diese scharf herausgearbeitete Hauptfigur ist in ihrer tatkräftigen Selbstbefreiung von jeglicher Tradition für das gesellschaftliche Leben der heutigen Tschechoslowakei äußerst bezeichnend, wenn auch nicht ganz überzeugend.

Gegenüber diesen Großstadtdichtern steht Karel Sezima, von jeher ein treuer und kunstvoller Impressionist, als Epiker der tschechischen Kleinstadt, der neben der tiefschürfenden Sonde des Psychologen auch den feinen Pinsel des Landschaftsmalers handhabt und von Zeit zu Zeit auch die rügende Pritsche des Satirikers nicht verschmäht. Sein letzter Roman „Das reißende Element" („Dravý živel") ist sein bisher umfangreichstes Werk, in dem er mit vollen Händen aus dem Reichtum seiner Jugenderlebnisse und -erinnerungen geschöpft und zugleich die Wald- und Bergschönheiten seiner westböhmischen Heimat schwelgerisch verherrlicht hat, ohne jedoch die innere Einheit seiner Schöpfung gewahrt zu haben. Die Frage des Bovarysmus steht im Vordergrund seiner Teilnahme; Sezima erhebt dieselbe zum Problem des Illusionismus, ja zur Kritik des romantischen Menschen überhaupt, der an seinen Selbsttäuschungen zugrunde geht, und erörtert seine These an zwei erotisch verknüpften Kleinstadtwesen, einem spröden vornehmen Mädchen und einem absonderlichen scheinwissenschaftlichen Mythologen, der die Urgottheiten seines Heimatwinkels zu bannen versucht — der Mann gesundet, das Weib zerbricht. Das Ganze ist offenbar erlebt, fein erdacht, aber zugleich geziert und gekünstelt, so daß dem teilweise schon altmodisch anmutenden Werk der eigentliche Lebensatem abgeht. Auch Jaroslav Maria, bisher eher als anmaßender Dramatiker mit barocken Stoffen und Gebärden bekannt, beschäftigt sich in seinem umfangreichen Romanpamphlet „Die Herrschaft im Amts-

talare" („Panstvo v taláru") mit den Sitten der böhmischen Kleinstadtgesellschaft, aus der er für seine ebenso ungestüme, wie ungerechte Anklageschrift Richter allerlei Ranges auswählt, um die Verkehrtheit jeglicher Justiz zu beweisen. In diesem verbissenen, bösartig grinsenden „Buch der Richter" überrascht manches Bildnis durch seine nackte, schamlose Lebenswahrheit, die vor keiner Brutalität zumal des Geschlechtslebens zurückschreckt; aber als Ganzes betrachtet ist dieses mühsam gezimmerte Werk kaum mehr als eine Schmähschrift, in der ein Rechtsanwalt die ihm verhaßten Richter bei den Haaren rupft.

Den Januskopf des tschechischen Volks während des Weltkriegs wird man nirgends so klar betrachten und begreifen können, als wenn man zwei Romane gegenüber hält, in denen zwei namhafte Sprecher des Nationalismus, Viktor Dyk und Rudolf Medek, zu Worte kommen. Die Popularität des Dichterpolitikers Viktor Dyk ist während des Krieges ungemein gestiegen. Seine teilweise im Gefängnis entstandenen lyrischen Bücher, die nicht nur zum Herzen, sondern auch zum Gewissen zu sprechen wußten, haben zur Hebung des nationalen Bewußtseins beträchtlich beigetragen, das feinste lyrische Gemüt mit einer edlen Beredsamkeit wirksam verbindend. Auch der neue Roman von Viktor Dyk, „Geheimnisvolle Abenteuer des Al. Iv. Kozulinov" („Tajemnà dobrodružstvì A. J. Kozulinova") hängt eng mit den politischen Verhältnissen während des Krieges zusammen: sein Erscheinen in einer Tageszeitung wurde von der Zensur inhibiert, der Verfasser wurde gefangen gesetzt und gerichtlich verhört; er versuchte im Gefängnis das noch nicht vollendete Werk fortzusetzen, hatte jedoch die richtige Fühlung damit verloren und kehrte erst mehrere Jahre später zu dem Roman zurück, der nun in einer veränderten Fassung erscheint. Ursprünglich war es eine witzige Satire auf die österreichische Bureaukratie, auf das morsche Polizeiwesen, auf die politisch vergewaltigte Justiz des alten Kaiserstaats; der Dichter, ein bewährter Virtuose der literarischen Parodie, hat diese Satire russisch verkleidet und dabei, allerdings in parodistischer Absicht, den Ton des russischen Durchschnittsromans glänzend getroffen. Aber die schweren Jahre machten den übermütigen Witzbold nachdenklich, er hat seinen biederen Kaufmann Kozulinov vernachlässigt, um eine Nebenfigur in den Vordergrund zu rücken, nämlich den offiziösen Journalisten Smerdakov, der schon dem Namen nach an Dostojewskij erinnert. Nun wurde der Roman zur psychologischen, tiefbohrenden Analyse eines verworfenen, kühlen Selbstlings, der sich selbst und seine zartbesaitete Schwester entehrt und endlich schmachvoll zugrunde geht; hier erreicht Dyks scharfe Seelenzergliederung in ihrer schlichten Größe und bündigen Kürze zeitlose Bedeutung.

Während Dyk und seine Genossen in k. und k. Gefängnissen schmachteten, während andere Poeten ihren Militärdienst auf dem russischen und italienischen Kriegsschauplatz ausübten, ihr Augenmerk der dumpfen, sich passiv ergebenden Seele ihrer manchmal zum Ulk neigenden Landsleute im Feldgrau zuwendend, wie es neulich Fràna Šrámek in seinem Novellenbuch „Der staunende Soldat" (Žasnoucì voják") dokumentar, anschaulich, eindrucksvoll aufgezeichnet hat, stand der junge Lyriker Rudolf Medek schon unter den Fahnen der neugeschaffenen tschechoslowakischen Armee in Rußland und Sibirien und war von hieraus bestrebt, an der Bekämpfung der verbündeten Zentralmächte teilzunehmen; diese Erfahrungen haben ihn zum ersten Kriegssänger der tschechoslowakischen Legionen gemacht. Später hat er auf seiner Rückreise in die bereits befreite und staatlich selbständige Heimat geradezu den ganzen Erdkreis kennen gelernt, und als reifer Mann und Künstler das geliebte Vaterland wiedergefunden. Seinen eigenen Werdegang und die parallele Entwicklung seiner Freunde aus der jüngeren Intelligenz, die sich in Rußland, in Sibirien und zumal in der Armee von Brusilov, dann später innerhalb der Bolschevikenherrschaft abgespielt hat, stellt Medek in einem mehrteiligen Romanzyklus, von dem bisher drei Bände vorliegen: „Feuriger Drache" („Ohnivý drak"), „Große Tage" („Velké dni") und „Eine Insel im Sturme" („Ostrov v bouři"). Leider verdrängen die Schlachtschilderungen und Landschaftsbilder das psychologische Element dieser reich dokumentarischen Werke, was in einem noch höheren Grade von dem sehr anschaulichen, aber vielfach trockenen Roman „Die neunte Kompagnie" („Devátá rota") von Josef Kopta, einem Kriegsgenossen Medeks, gilt.

In das volle Menschenleben der unmittelbaren Gegenwart haben, von einigen jungen Erzählern, die sich bisher in blutarmen und expressionistischen Skizzen erschöpften, abgesehen, zwei Romanschriftsteller gegriffen: die bereits bewährte Erzählerin Marie Majerová und der erst tastende Vojtěch Mixa. Das Bekenntnisbuch der Frau Marie Majerová „Die schönste Welt" („Nejkrásnějši svět") versucht darzulegen, wie der Sozialismus aus einer Lehre zum Schicksal des Mannes aus dem Volke wird, und entwickelt diese These sowohl überzeugend wie anschaulich an dem Lebensgang eines Landmädels aus Mittelböhmen, das nach den Kriegserfahrungen eine begeisterte Kommunistin wird und als freudiges Opfer ihrer Überzeugung stirbt. Wenn auch Marie Majerová, eine Zierde

des kommunistischen Journalismus, der Gefahr der Tendenzliteratur und des einseitigen Parteiergreifens nicht ganz entgangen ist, muß man ihr doch ihre Lebensfülle und ihren herzbeweglichen Vortrag hoch anrechnen; die soziale und wirtschaftliche Umgestaltung der Tschechoslowakei nach dem Kriege wurde bisher nirgends so überzeugend dargestellt. Was schwellende Sachlichkeit und strenge Lebenskenntnis anbelangt, kann der Frau Majerová von den Jüngsten wohl ihr Gesinnungsgenosse Vladislav Vančura an die Seite gestellt werden, der sich sehr vorteilhaft mit dem schmalen, aber kraftstrotzenden Handwerkerroman „Der Bäcker Jan Marhoul" vorgestellt hat. — Streng unparteiisch und äußerst objektiv gibt sich der kluge Beobachter und geistreiche Plauderer Vojtěch Mixa in seinem Roman aus dem kommunistischen Putsch des Jahres 1919 „Die Entgleisten" („Vyšinutí"). Mixa, von dem nun auch ein stattlicher Band von Erzählungen aus dem Liebesleben der prager Geldwelt „Brautwerbungen" („Námluvy") lobend zu verzeichnen ist, weiß sich ganz gleichmäßig in das Seelenleben der bedrohten Fabrikanten wie der sie bedrohenden Arbeiter zu versetzen und versteht sowohl die kapitalistischen Schöpfer der Werte wie ihre kommunistischen Zerstörer; allerdings wirkt er manchmal etwas schematisch. Aus seinem Werk meldet sich ein starker Glaube an die gesunde Gesetzmäßigkeit des Lebens, dessen Strom weder durch Revolution noch durch theoretische Schwärmerei dauernd gehemmt werden kann.

Nach so vielen zeitgeschichtlichen Produkten ein utopistischer Roman, der ungeahnte Möglichkeiten einer vielleicht nicht so fernen Zukunft errät, deutet und richtet. Sein Autor ist wieder der berühmte Karel Čapek, der nebenbei zwei Bände von frischen, anmutigen, vorwitzigen, aber dabei manchmal tiefbohrenden, kühn zusammenballenden Reiseskizzen „Italienische Briefe" und „Englische Briefe" veröffentlicht hat; Utopie ist ja sein eigentliches Krongut. Wie es bei Karel Čapek gewöhnlich der Fall ist, haben auch im „Krakatit" (einem Sprengstoff von unglaublicher Explosionskraft) drei Hauptelemente das übersprudelnd lebhafte Werk gebildet: wissenschaftlich geschulte Erfindungskraft, in den Errungenschaften modernster Chemie fußend; einheitliche philosophische Konzeption, welche die ganze Romanhandlung bestimmt, endlich unerschöpfliche Lust am Fabulieren, die zur dramatischen Spannung führt und sensationellen Wirkungen keineswegs ausweicht. Wie in Čapeks „Gottmaschine" handelt es sich im „Krakatit", dessen etwas matte Handlung teilweise nach Deutschland verlegt ist, ebenfalls um die Tragik einer technischen Erfindung, aber mit dem Unterschied, daß zugleich die Tragik des Erfinders aufgezeigt ist, dessen Wachstum, Versuchung, Fall und Verklärung aus dem Bereich der Technik in das Gebiet der Erotik, der Geldmacht und der sozialen Herrschsucht hinauswachsen. Aber der Roman, in dem Sinnlichkeit, Verbrechen und Zerstörung vielfach einen dicken und schwülen Dunst verbreiten, klingt als Mysterium aus: der gezähmte und umgestaltete Titan, der Krakatiterfinder Ingenieur Prokop ergibt sich in Gottes Willen, und ähnlich wie in dem melodramatischen Schluß seines R.-U.-R.-Dramas ergreift Čapek diese Gelegenheit, um seinem geklärten Pragmatismus und seiner wehmütigen Entsagung Ausdruck zu geben.

Endlich seien einige zeitlose Werke erwähnt, die ganz abseits vom Gewoge von gestern und heute stehen. Da ist zuerst der unermüdliche, in seinem schon unübersehbaren Schaffen ungleichmäßige Realist Jan Vrba, der die Kritik weniger mit seinen formlosen Bauern- und Försterromanen aus Westböhmen und seinen dicken Geschichtsklitterungen über Aufstände der starrköpfigen Grenzler im Böhmerwalde als mit seinen frischen Naturbildern beschäftigt. Seine drei neuen Bände „Eine Fasanerie" („Bažantnice"), „Der Berg von Dražinov" („Dražinovská hora") und „Hoher Schnee" („Vysoký sníh") sind wieder Aufzeichnungen eines Jägers, die zuweilen an Turgenjew erinnern. Bei jeder Tages- und Jahreszeit streift der fachmännisch gebildete und naturtrunkene Jägersmann in den Forsten, Hainen und Feldern seiner Heimat, und nie kehrt er ohne Beute heim. Er bringt ja immer luftige, sonnenfrohe Bilder von Mensch und Tier, von Berg und Baum mit, die in ihrer lebenssatten Sachlichkeit und ihrer duftigen Poesie ihresgleichen suchen; auch als Beiträge zur Tierpsychologie sind sie wertvoll. Ein Widerspiel von Vrba ist der formsichere Romantiker Jaroslaw Durych, der die moderne Lebensanschauung mit ihren landläufigen Vorurteilen geradezu haßt und die Gegenwart meidet; nur dann widmet er ihren Erscheinungen Aufmerksamkeit, wenn ihn an der erdenschweren Kreatur der erlösende Abglanz der Gottesähnlichkeit ergreift. Jeglichem Realismus abhold, in seine andeutend zusammengedrängte Art geradezu verliebt, pflegt Durych vorzugsweise die kurze Erzählung. Von den diesmal vorliegenden Bändchen enthalten die „Bilder" („Obrazy") Legenden und symbolische Gedichte, die „Drei Heller" („Tři troníčky") ergreifende Ausschnitte zeitgenössischer Lebensqual.

Brünn — Arne Novák

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Die Straße des Gelächters. Vierzehn Geschichten. Von Rudolf Schneider. Stuttgart 1925, Chronos-Verlag. In Ganzleinen geb. M. 4,—.

Man ist gewohnt, diese Art Geschichten „heiterer Lebensbetrachtungen", besonders wenn die Ironie ein bißchen scharf ist, mit den Worten zu registrieren: aber die Güte schwebt über ihnen. — Rudolf Schneider hat aber 99 Prozent mit Intellekt gearbeitet und ist voller Skepsis. Er ist weder gütig noch ungütig, er zeigt, was er sieht, mit „Gelächter" weniger mit „Lachen". Hierin steckt ein leiser Unterschied, den man beim Lesen mehr fühlt als differenzieren kann.

Dennoch läßt die witzige Behandlung des menschlichen Allzumenschlichen manches Mal hell auflachen. So in der Geschichte von „Päbel, Zimb und Schnorzes", den drei Junggesellen, die sich — jeder für die eigene Sparsamkeit — gegenseitig die Kohlen mausen, — — die mit einer verblüffenden Steigerung in der Durchführung geschrieben ist. Schneider sieht lebendig und in Bildern. Besonders ist seine Geschichte: „Die Partie", der Absturz eines Ehepaares und dessen Betrachtungen dabei, derartig ins Groteske gesteigert, daß man unwillkürlich an den Kurbelkasten und das Filmband denken muß. Jedenfalls kann Rudolf Schneider schreiben. Er hat, was bei dergleichen pointierten Stücken unerläßlich ist, gestraffte Komposition und gepflegten Stil, dazu eine große Portion psychoanalytischer Begabung.

Braunschweig — Käte Schultze

Peter Brindeisener. Roman. Von Hermann Stehr. Trier 1924, Friedrich Lintz. 291 S.

Wie kommt es, daß wir Hermann Stehr glauben, wenn er uns von Teufels- und Engelserscheinungen erzählt? Wir, die wir nicht mehr — wie die Zeitgenossen Shakespeares — daran gewöhnt sind, sie auch im eigenen Leben zu erwarten?

Ich glaube, wenn wir das ergründet haben, halten wir überhaupt den Schlüssel in der Hand zu der geheimnisvollen Wirkung dieses Dichters, in uns. Vielleicht ist es die unverwunderte Selbstverständlichkeit, mit der Stehr das Übernatürliche (ihm selbst im höchsten Sinn Naturhafte und Natürliche) berichtet, das uns ansteckt? Schlichter kann man die telepathischen Wunsch-Verkörperungen oder die Revenants nicht einführen, als er es tut: „Als er ... stand ein fremder Mann neben ihm," beobachtet der Erzähler, der eben reuevoll des armen verkommenen Brindeiseners gedacht hat. Und nun wird des Fremden versunkene Haltung geschildert; gezeigt, wie er seinen Stock in eine Fuge zwischen zwei Pflastersteine gestemmt hält, vornübergebeugt, vom neben ihm stehenden Wagenbauer nicht gewahrt. Und verschwindet. Da sieht er, der am Fenster, daß es sein Bekannter ist, der verkommene Buchhalter Brindeisen, mit dem ihn ein eigentümliches Seelenverhältnis verbindet.

Sorgfältig beobachtetes Irdisches und Eintauchen ins Göttliche geschieht in Stehrs Romanen unablässig und unauffällig. Zwei Brunnen, deren Wasser miteinander in Tausch stehen. — —

Das Brindeisener-Buch ist die Fortsetzung des Stehrschen „Heiligenhof", den man weithin kennt und liebt. Fortsetzungsromane sind meist enttäuschend. Eben hat man geschilderte Personen liebgewonnen, da erscheint das neue Buch, wirft sie brutal ins Nebensächliche und verlangt von uns, wir sollen Aufmerksamkeit und Herz für wieder neue Personen haben (ihre Enkel oder sonstigen Nachfolger).

Stehrs Fortsetzung aber verfährt anders. Er zeigt uns den Hof des „Heiligenbauern", dessen Besitzer: Mann, Frau und das blinde, mirakelhaft über der Erde schwebende Töchterchen Helene, nicht in späterer Zeit, sondern vom Augenpunkt des Nachbarhofes aus. Haß und Verliebtheit sind gleichermaßen dort am Werke gegen die Beneideten drüben. Die Verliebtheit steckt von erster Kindheit an in der Brust des kleinen Peter, Jüngster des benachbarten Großbauern, verbindet sich da im vermorschenden, düsteren und zanksüchtigen Zuhause mit all seiner Sehnsucht nach Heiterkeit, Eintracht und Sündlosigkeit und wird allmählich zur Sonne, die das nebelich trübe Dasein des Knaben und Jünglings durchleuchtet. Zwanglos reiht sich die Heilung des blindgeborenen Mädchens den anderen Wundern an, die Liebe zu vollbringen pflegt. Es wird mit Gott und Teufel operiert, nicht mit Verdienst und Schuld. Auch nicht mit Gerechtigkeit: Das verzweifelte Kämpfen des jungen Brindeisener nach Reinheit und sittlichem Handeln bringt ihm wie auch dem geliebtesten Wesen die Vernichtung: ein freiwilliges Sterben, hinaus aus der irdischen „Not des Bösen und des Guten".

Das Buch hinterläßt keine Traurigkeit. Vielmehr ein Wissen um Reifen, Erkenntnis und Erlösung. Warmlebendig, ohne jede Askese predigt es, wie alle Bücher Stehrs das tun, über den einen Text: „Das Gute ist das allein Wichtige."

„Und das allein Interessante" fügen vielerfahrene Schriftsteller und Leser hinzu.

Berlin — Anselma Heine

Der gelbe Marquis. Roman. Von Knud Gatzwiller. Aus dem Dänischen von E. von Kraatz. (Romanreihe: „Der Abenteuer-Roman".) Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 252 S. Geb. M. 5,—.

Die Serie erlesener Abenteuerromane, welche die Deutsche Verlags-Anstalt in vortrefflicher buchtechnischer Ausstattung herausbringt, hat längst ihren Leserkreis gewonnen, der jeder Neuerscheinung mit einer gewissen Spannung entgegenblickt. Mit Spannung, wiederholen wir. Denn sie ist auch sonst inhärent all den nervenerregenden Werken, die da Ungeheuerliches, Niegeahntes, oft geradezu Übernatürliches in fesselnder Form dem atemlosen Leser vor Augen führen. Solcherlei Vorzüge dieser Art Romane kommen auch dem vorliegenden Buch zustatten. Auch hier ein Heros von übermenschlichen Dimensionen (in einem früheren Roman dieser Serie war es beispielsweise ein Dschingizz Khan), der Macht an sich reißt und dem Schicksal zu gebieten sich anmaßt. Es ist dies Dr. Yuchitu, eigentlich ein „gelber Marquis". Jener geniale Exponent der gelben Rasse schickt sich an, der weißen die Weltherrschaft streitig zu machen. Die Entscheidung soll die längst erwartete Auseinandersetzung zwischen Yankee und Japaner bringen. Als Schauplatz ist der Stille Ozean ausersehen, in dessen Tiefen der haßerfüllte Japaner der gesamten Luftflotte der Vereinigten Staaten ein Grab zu bereiten gewillt ist. Ehe es dahin kommt, geht eine aufregende Hetzjagd mit mysteriösen Verfolgungen über den Atlantik nach Neuyork voran, wobei Hypnose, Polizeikniffe und Technik mit ihren letzten Errungenschaften aufgeboten werden. Fürwahr,

Gatzwiller versteht es, eine spannende Handlung aufzubauen und den Abenteuerroman in jeder Hinsicht zu meistern.

Wien — Martin Brussot

Der Bildschnitzer von Würzburg. Romandichtung. Von August Sperl. Mit zehn Abbildungen von Werken Tilmann Riemenschneiders. Stuttgart, Berlin und Leipzig 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 182 S. Geb. M. 5,–.

Das Künstlerleben Tilmann Riemenschneiders hat uns schon vor einem Vierteljahrhundert der schwäbische Dichter Eduard Paulus, Dichter und Kunsthistoriker zugleich, in zwölf Gesängen, die nicht vergessen sein sollten, geschildert. Jetzt hat sich ein Lebender, dessen Name guten Klang hat, desselben Stoffs für ein episches Prosawerk bemächtigt. Sperl zeigt uns den berühmten fränkischen Bildschnitzer, dessen kindliches Gemüt, mag er gleich würzburger Ratsherr sein, sich in den Irrgängen des Weltgetriebes nicht zurechtfindet, in einem trügerischen Traum befangen, aus dem er durch die grausame Wirklichkeit jäh gerissen wird. Zum Luthertum hinneigend, von tiefem Mitgefühl für die Unterdrückten erfüllt, läßt er sich, ohne recht zu wissen, was er tut, in den großen Bauernaufruhr des Jahres 1525 verstricken und verfällt nach dessen Zusammenbruch der bischöflichen Rache. In einem Schlußkapitel sehen wir den an Leib und Seele Gebrochenen sechs Jahre später, nachdem er den Frieden in sich selbst gefunden hat, von der Welt scheiden. Es ist ein rein passiver Held, mehr verführt und geschoben als selbsttätig, und unsere Teilnahme für ihn wäre recht mäßig, wenn es sich nicht eben um Tilmann Riemenschneider handelte. Eine gewisse Diskrepanz liegt hier fraglos vor, die der Dichter jedoch durch seine Beherrschung des Geistes jener vergangenen Zeit, Beseelung des Stoffs und Kunst der Darstellung überwunden hat. Diskret in den novellistischen Zutaten zum historisch und kulturhistorisch Gegebenen, meidet er alles Abwegige und weiß gerade durch seine stellenweise nur andeutende Knappheit starke Wirkungen hervorzubringen. Die Bilder, die dem hübschen Leinwandband beigegeben sind, verfolgen den Zweck, dem Leser die Kunst Riemenschneiders nahezubringen, was der Dichter selbst mit Recht als etwas außerhalb seiner Aufgabe Liegendes betrachtet hat.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Friedrich Lienhard. Gesammelte Werke. Erste Reihe: Erzählende Werke. Stuttgart 1924, Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer. Vier Bände.

Zum 60. Geburtstag Friedrich Lienhards erscheint eine Gesamtausgabe seiner Werke, die in drei Reihen das Schaffen des Dichters zusammenfaßt. Bisher liegen die „Erzählenden Werke“ vor, denen sich als zweite Gruppe „Lyrik und Dramatik“, als dritte „Gedankliche Werke“ anschließen werden. – Von den in den erzählenden Werken gesammelten Schriften geben das Jugendwerk „Die weiße Frau“ (1889), die mit dem Herzblut des Elsässers getränkten „Wasgaufahrten“ (1895) und das klärende „Thüringer Tagebuch“ (1903) ein anschauliches Bild von Lienhards innerer Entwicklung, die dann in dem stillen und warmherzigen Erinnerungsbuch „Jugendjahre“ (1917) noch einmal autobiographisch gespiegelt wird. Enttäuscht und ernüchtert von den berliner Kampfjahren wendet sich der Dichter der Heimat zu. „Welthaß und Weltflucht, persönliche Sorge und Bitternis, und doch wieder Liebe zu allen Guten und Großen, die auf diesem Planeten gewirkt; Sehnsucht nach einer ewigen Gemeinschaft mit ihnen; Drang aber auch, diese so mangelhafte Welt und das eigene Ich zu durchleuchten und zu verklären“ – suchen nach befreiendem Ausgleich. Die Fernfahrt führt zur Einkehr, die Heimkehr ins „innerste Selbst“ ist. Das „Thüringer Tagebuch“ bekennt: „Ich weiß auch jetzt zwar nicht, was die Welt im letzten Grunde ist; ich fühle nur, wie ich mich halten muß, um ihre Einwirkungen förderlich umzugestalten. Dazu muß ich Einkehr halten. Anders kann ich mich in diesem furchtbaren und wohltätigen Wechselspiel nicht behaupten.“ Und an anderer Stelle: „Der gewöhnliche Betrachter dringt durch das historische oder mythische Gewand nicht hindurch. Für ihn sind Namen, Kostüme, Ereignisse, Anekdoten das Wesen der Weltgeschichte, die Geheimlehre darin erschaut er nicht. Diese aber ist ewig. Sie immer wieder zu übersetzen in die wechselnden Sprachen und Formen – das ist unser schweres und schönes Amt.“ Prometheus, Parzival, Odysseus, der Waldschmied Wieland und andere große Gestalten der Weltliteratur werden ihm zu Symbolen für das wahrhaft seelische Erleben; sie schaffend zu deuten, wird ihm Inhalt seiner Lebensaufgabe. Damit ist die für ihn einzig mögliche, die ethische Grundstellung gegeben, der er sein dichterisches Gestalten untergibt. Hier ist seine Stärke: sein warmes und reiches Gemüt, sein reines sittliches Pathos, der Adel seines Denkens entfaltet sich in diesem priesterlichen Dienst zu Wirkungen, die keine noch so verbissene Gegnerschaft abstreiten sollte. Hier ist seine Grenze. Er ist Erzieher, nicht nur in jenem großen, verborgenen, immanenten Kunstsinn, in dem es jeder wahrhaft Schaffende, sogar wider seinen Willen, ist; er ist es mit einer Betontheit, die hier und dort die rein künstlerische Wirkung beeinträchtigt, sich mitunter in der Wahl der Ausdrucksmittel vergreift und die dargestellten Gestalten, unter Verzicht auf unsere heutige psychologische Feinspürigkeit, oft mehr nur zu äußeren Trägern von Gedanken und Gefühlen, als zu sinnlich lebendigen Menschen macht ... Von den erzählenden Werken unserer Reihe ist der weitverbreitete „Oberlin“ das bedeutendste. In diesem „Roman aus der Revolutionszeit im Elsaß“ ist Lienhard die Idee zur reifsten Gestalt gediehen. Neben gedanklicher und religiös-mystischer Tiefe kommen farbige Anschaulichkeit des Zeitkolorits und Durchbildung der Charaktere zu ihrem Recht. Und dahinter steht außer dem reifen, hochgestimmten Menschen der Lyriker Lienhard, der in der Innigkeit und Einfachheit seines oberdeutschen Empfindens die ihm eigensten Töne findet ...

Weimar — Heinrich Lilienfein

Das Gymnasium von St. Jürgen. Roman. Von Max Dreyer. Leipzig 1925, L. Staackmann. 287 S. M. 4,–, geb. M. 6,–.

Ein Vierteljahrhundert liegt zwischen dem „Probekandidaten“ und dem „Gymnasium von St. Jürgen“: Max Dreyer aber ist der Kämpfer für Freiheit des Geistes geblieben. Neben der, nennen wir's einmal so, herben Romantik seiner pommerschen Küste und ihres Menschentums ist es immer wieder der Tag mit seinen Problemen, der ihn zum Zupacken zwingt. Innerliches Gesundsein, wirkliches Vorschreiten, dafür setzt seine Dichtung sich ein, Schauspiel wie Roman. Und Gott sei Dank, er singt uns kein politisch Lied. Ob das Muckertum von rechts oder links protegiert wird, gilt ihm gleich. Er will, daß die Jugend, daß das Volk atmet, selbst im Sturm. So pfeift der Ostseewind auch hier in allerlei Philistertum, das diesmal im Gefolge der Revolution stolziert und eine Kultur predigt, die nach Dreyers Einsicht

zum letzten Ruin führt. Was dem St. Jürgener Gymnasium sich als Schulreform aufdrängt, ist Phrase, Lüge, Zersetzung. Sie muß an sich und in sich scheitern. Sie stirbt an dem Geist und den Geistern, die sie selber rief. Lebendig aber bleibt, was eigenwüchsiges Leben birgt. So werden die Schicksale der Schule und all der Menschen, die irgend mit ihr verknüpft sind, zum Symbol, zum zukunftsstarken Glauben des Dichters an sein Volk, das er in seinen Einzelgestalten mit bildnerischer Plastik und in oft sturmhaft bewegter Handlung uns vor die Augen stellt.

Berlin-Pankow — Franz Lüdtke

Aus Spielmannsfahrten und Wandertagen. Ein Bündel Berichte von Lisa Tetzner. Jena 1923. Verlegt bei Eugen Diederichs. 107 S.

Mit einem bunt-fröhlichen Titelbild von Josua Leander Gampp geziert, bietet sich eine weitere Folge jener Niederschriften dar, in denen die landfahrende Erzählerin deutscher Märchen von den inneren und äußeren Erlebnissen ihres Tagewerks Zeugnis ablegt. Es läuft auch diesmal wieder auf den unabweislichen Eindruck hinaus, daß Lisa Tetzner nicht bloß den Unmündigen zum Herzen zu sprechen weiß — und eine wie seltene, wie erlesene Kunst ist eben das, eine wie beseligende Gnade! —, sondern auch jenen, die sich für mündig halten, und auch da wiederum nicht nur dem einfachen Volk, dem freilich ihre ganze Liebe gilt, sondern durchaus auch solchen, die genötigt sind, mit komplizierten Ansprüchen an das Leben und seine geistige Spiegelung heranzutreten. Auch sie und vermutlich gerade sie werden sich dieses köstlichen kleinen Buchs zu freuen wissen, das mitten aus einem reichen, bewegten Leben hervorwuchs, von einem Herzen betraut, das geschwisterlich und wohlgemut allem Sein entgegenschlägt. „Alles in der Welt ist der einzige Ruf: Komm, sieh mich an!" Ja, und sie hat alles angesehen mit offenen, schauensfreudigen Augen, die Lisa Tetzner, und deshalb weiß sie auch davon zu erzählen, daß es eine Lust ist, ihr zuzuhören, eine Lust zweifellos ähnlich der, die die Kinder empfinden, wenn sie ihnen Märchen erzählt.

Kassel — Will Scheller

Der Quellenhof. Roman. Von Emil Felden. Bremen 1925, Friesen-Verlag. 416 S.

Die außerordentliche Kenntnis der Landschaft, aus der dieser Roman emporgewachsen ist, und der Menschen (Heinrich Vogeler u. a. worpsweder Maler), die der Verfasser schildert, steht außer allem Zweifel; aber diese intime Kenntnis verführt ihn auch, seiner sicherlich starken Begabung für Naturschilderungen derart die Zügel schießen zu lassen, daß man weder das Einzelne scharf erfaßt, noch das Ganze klar überschaut. So entsteht ein Gerank, das viel zu dicht ist und daher teils die Handlung erstickt, teils ihr überflüssige Längen gibt. Als ausgeprägter Schlüsselroman darf das Buch gewiß, namentlich in bremer Kreisen, auf starkes Interesse rechnen; aber was der Verfasser offenbar wollte, die Entwicklung des Helden (Vogeler) schildern, ist ihm nur in geringem Maße gelungen. Viel mehr als der Held fesseln die Schilderungen der Malerkolonie in Worpswede, und zwar nicht so sehr vor, als nach dem Kriege, als dort die bekannte kommunistische Gemeinschaft entstand. Eine Fülle von Einzelpersonen tritt auf, darunter viele bekannte Namen, aber sie sind weder stark genug herausgemeißelt, noch mit dem Ganzen stark genug verknüpft, um dauernd zu fesseln. Aber trotz alledem ist das in einer oft gar zu naiven Technik und in einem an manchen Stellen gar zu abgegriffenen Stil geschriebene Buch als Zeitdokument ein lesenswerter Unterhaltungsroman.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Kurgast. Aufzeichnungen von einer Badener Kur. Von Hermann Hesse. Berlin 1925, S. Fischer. 160 S.

Von diesen Aufzeichnungen wird das Durchschnittspublikum die eine, die hundert Übrigen die andere Hälfte lesen. Und von beiden wird jeder das Buch verstimmt aus der Hand legen: der Durchschnittsmensch, weil er am Schluß des Buchs erfährt, was er doch nie verstehen wird, die hundert Übrigen, weil der Grundriß, über dem sich die feinen und klugen Schlußsätze erheben, so grenzenlos töricht ist. Ich verarge es dem Dichter Hesse, daß er uns mit dem Kurgast Hesse bekannt gemacht hat. Nicht etwa, weil hier ein Dichter mit überlegener Ironie sich selbst „vermenschlicht", sondern weil diese Vermenschlichung in ihrer künstlerischen Gestaltung fragwürdig geblieben ist. Wären nicht die letzten zwanzig Seiten, und wäre es nicht Hesse, der für das ganze Buch zeichnet, ich wäre versucht, zu argwöhnen: hier sei raffiniert die schöpferische Verlegenheit zu einem schnellen und billigen Gewinn gepreßt worden. Und eben weil ich die letzten zwanzig Seiten dieses Buchs liebe (wie menschlich überlegen ist auf ihnen mit wohltuender Ruhe und Einsicht die Vielfältigkeit des Lebens in die schimmernde Melodie der Worte gebannt), wünsche ich die übrigen 140 Seiten zum Teufel, denn sie sind ein befremdend gekonntes Unterhaltungsbuch, dem zur Größe vor allem eins fehlt: der Blick weg von sich selbst!

Stuttgart — Heinz Dietrich Kenter

Dante-Novellen. Herausgegeben von Albert Wesselski. Mit Zeichnungen von Wolfgang Born. Wien-München 1924. Rikola-Verlag. 134 S.

„Dante-Novellen" will kein recht glücklicher Titel für diese inhaltreiche Sammlung sein. Denn es sind Novellen weder von noch um Dante; im Gegensatz zu der köstlichen früheren Sammlung desselben Herausgebers „Die Legende um Dante", wo der Dichter jederzeit im Mittelpunkt der Erzählungen steht. Nichtsdestoweniger sind auch diese Dante-Novellen ein begrüßens- und lesenswertes, unterhaltsames Buch. Fast stets lebt im Kern dieser Erzählungen eine Persönlichkeit oder ein Geschehnis, das uns schon irgendwie aus der göttlichen Komödie bekannt und geläufig ist. Dante ist ja auch, wie schon Voßler dargetan hat, mit dem Material, das ihm die Geschichte bot, oft nach Gutdünken frei umgesprungen und hat es sich nach seinem Sinne gemodelt. Wesselskis Buch will uns zeigen, was man zu Dantes Zeit oder bald nachher von zahlreichen Personen hielt, die er in seiner Komödie dem Leser vorführt. Es ist klar, daß die Auffassung und Darstellung der Novellisten oft wesentlich von der Dantes abweicht, was nicht nur kulturgeschichtlich, sondern vor allem auch für die Kenntnis des Wandels in der Auffassung von Personen und Ereignissen lehrreich ist. Wesselski hat seine oft sehr drolligen, immer fesselnden Geschichten aus alten Kommentaren, den „Alten Novellen", Boccaccio, Sacheti u. a. zusammengesucht und entrollt mit ihnen ein ungemein lebendiges Bild jener Epoche. Dantekenner und -freunde werden mit derselben Befriedigung diese Novellen durchblättern wie Freunde der Kultur des ausgehenden Mittelalters und eines kräftigen Humors. Für reichen, aber nicht immer bedeutsamen Buchschmuck hat W. Born gesorgt. Der Verlag hat das in einer einmaligen

Auflage von tausend Stücken hergestellte Buch gediegen und vornehm ausgestattet.

Berlin Hugo Daffner

Die Geburt des Lebens. Von Albert Trentini. Reichenberg i. Bhm., Gebrüder Stiepel. 264 S.

Ein Weltbild wird planmäßig zerstört, Konventionen werden gestürzt, Gefühle ertötet und ein neues Leben wird in Aussicht gestellt, das jenseits des uns bekannten Lebens verheißen wird. Nicht immer wahrscheinlich, manchmal vielleicht zu sehr symbolisierend, dann aber wieder echt, warm und klar und mit wohltuender Unaufdringlichkeit erzählt Trentini eine allerdings ungewöhnliche Liebesgeschichte, an der es jedoch für viele unbegreiflich bleiben wird, wie eine Mutter trotz der vorhandenen Muttergefühle zu ihren Kindern ein neues Leben im Tode suchen kann. Der sonderbare weltenzertrümmernde Mann, der in der Gattin des andern seine gleichgesinnte Schicksalsgefährtin sucht und findet, ist schon begreiflicher, denn er ist der prädestinierte Träger der Handlung, der alle unerfüllbaren Bestrebungen eines Lebens, das von Nachbeterei und Alltäglichkeit zehrt, kalt und überlegen von sich tut. Nur bei der Liebe gelingt es ihm nicht; die Frau aber ist — welcher Zufall! — ebenso lebenverneinend wie er, wenn sie es nicht erst durch die Liebe zu ihm wurde. Der Autor hat das Problem des Wahns vom Glück aufgegriffen, für manchen tiefen Gedanken weiß man ihm Dank, stellenweise verdichtet er das innere Erleben zu prachtvollem Rhythmus, aber seine stilisierte, vielleicht zu symbolistische Erzählungsweise setzt der machtvoll eroberten Aufmerksamkeit alsbald eine Grenze. Auch erfährt, wie es mich bedünken will, das Hauptproblem, das der Überwindung des All-Lebens durch das Ich-Leben, durch die Hereinbeziehung der Liebe eine Abschwächung. Aber man denkt über das Buch nach.

Wien Friedrich Wilhelm Illing

Der Zeitgenosse. Roman. Von Hans Heyck. Leipzig 1925, L. Staackmann. 351 S.

„Man soll nur von dem reden, was man überwunden hat." Dieses Nietzsche-Wort setzt Heyck an den Anfang seines Romans. Wollte man es auf den Verfasser dieses Buchs anwenden, so müßte man ihm ein lautes: „Si tacuisses!" zurufen. Nicht als ob hier nicht manche Figuren plastisch gesehen, vieles gewandt und flüssig dargestellt, der Dialog oft geschickt gebaut wäre — aber gerade den Sinn des Mottos suche ich vergebens: das Überwundenhaben, das allein erst zum Reden, vor allem zur Satire berechtigt. Ein satirischer Roman soll „Der Zeitgenosse" sein. Den Lebensweg eines Menschen, der der Typ des hohlen, anmaßenden und impotenten Mannes unserer Zeit sein soll, versucht Heyck darzustellen. Unendlich viel passiert hier zwischen 1910 und 1925 (als ob man 1925 schon „überwunden" von 1925 reden könnte!). Aber es genügt nicht, einen schlappen und brüchigen Charakter breit auszumalen und dann zu behaupten, dies sei der Typ des Mannes unserer Zeit. An diesem Helden Johann scheint mir wenig genug typisch, das, was von ihm und um ihn herum behandelt wird, ist nur von einer ganz oberflächlichen, an der Außenseite des Geschehens dieser anderthalb Jahrzehnte haften bleibenden Betrachtungsweise aus „typisch". Es fehlt dem Roman neben aller wirklichen Kunst vor allem auch jenes stille Mitleid des Spötters mit seinem Objekt, das Ironie und Satire erst erträglich und — wirksam macht. Weder für noch gegen diesen „Zeitgenossen" eingenommen, vielmehr völlig unbeteiligt, legen wir das Buch beiseite.

Leipzig Erich Ebermayer

Mein Bummelleben in Amerika. Die Beichte eines Toren. Von Heinz Otto. Hamburg 1925, Weltbund-Verlag. 146 S. M. 3,— (4,80).

Weder mit Strindberg, dem der Verfasser unbegreiflicherweise den Untertitel entlehnte, hat dies Werk etwas zu tun, noch führte er ein Bummelleben. Er hat im Gegenteil recht schwer drüben gearbeitet. So ist also beides ironisch gemeint. Wie überhaupt sein Stil, wenn man die etwas schnoddrige, von keinem literarischen Ehrgeiz angekränkelte Schreibweise noch Stil nennen darf, ein ironisch-witziger sein soll. Es sind im wesentlichen ganz amüsante Schilderungen aus dem Farmerleben in Kansas, und vielleicht nicht wertlos für Auswanderer, die sich der Landwirtschaft in Amerika widmen wollen.

Berlin Fritz Carsten

Die Welt in Novellen. Eine Auswahl für die Jugend. Mit einem Nachwort des Herausgebers Viktor Polzer. Wien 1925, Herz-Verlag. Bd. 1, 2.

„Keine wahllose Zusammenstellung von Erzählungen" soll diese Sammlung mit dem recht voll tönenden Titel sein, sondern „eine lebendige Literaturgeschichte in Proben, in der jede einzelne Novelle als Baustein zählt". Die beiden vorliegenden Bände wollen insbesondere „die Zeit seit Einsetzen des Naturalismus bis in unsere Gegenwart illustrieren und wollen in landwirtschaftlicher Gliederung das Weltbild zeichnen". Und der Herausgeber betont ausdrücklich, daß es sich bei seiner Auswahl nur um Meister und Meisterschöpfungen handele. Im ersten Band sind dann zunächst als repräsentative deutsche Meister mit je einer Novelle vertreten Thomas Mann, Schnitzler, Sudermann, Scholz, Stehr und Schönherr. Obwohl sich der Herausgeber bezüglich derer, die nicht da sind, eine Art Generalpardon zu sichern versucht hat „durch melancholischen Hinweis auf die unendlichen, fast $1^1/_2$ Jahre dauernden Schwierigkeiten bei der Erwerbung der Beiträge", muß er sich doch wohl die Frage gefallen lassen, ob sich an Stelle von Sudermann mit seinem klug errechneten, sentimentalen Effektstückchen und an Stelle von Schönherr mit seinem breitgetretenen Scherz (wieviel besser machte so etwas doch Rosegger in seinen Waldbauernbuben-Geschichten!) nicht andere Meister und Meisterschöpfungen hätten gewinnen lassen. Der glücklichste Griff unter den deutschen Beispielen scheint uns im Sinne der Erweiterung des literarischen Gesichtskreises unserer reiferen Jugend „Das Inwendige" von Wilhelm von Scholz. Die Nordländer sind durch Björnson, Jacobsen und Strindberg, die Angelsachsen durch Wilde, Kipling, Mark Twain und Poe vertreten. Der zweite Band bringt die Slawen Tolstoi, Dostojewski, Gorki und Sienkiewicz, die Romanen Zola, Maupassant und France und die „Exoten" Móricz, Tagore und Hearn. Die ausgewählten Stücke sind oft weder Meisterschöpfungen noch besonders jugendtümlich. Ganz unjugendlich sind die gutgemeinten Nachbemerkungen, die der Herausgeber zu jedem Autor macht. Nicht einmal unsere reifere Großstadtjugend wird durch solche literatenhaften Geistreicheleien zu einem tieferen Verständnis der weltanschaulichen und künstlerischen Werte neuerer Erzählungskunst geführt werden können.

Stettin Erwin Ackerknecht

Der Schuß auf den Teufel. Eine Geschichte aus dem Frankenwald. Von Gustav Schröer. Halle a. d. S. 1925, Heimat-Verlag für Schule und Haus. 390 S. M. 6,—.

Im Bauernroman ist die Liebe zwischen einer hübschen Dirne und einem feschen Burschen, der sich irgendwelche Hindernisse entgegenstemmen, der unumgängliche Hauptbestandteil der Fabel. Was zwischen dem Beginn und dem glücklichen oder unglücklichen Ausgang des Liebeshandels liegt, pflegt gleichfalls mehr typische als individuelle Bedeutung zu haben. In dem vorliegenden Fall weisen jedoch die Geschehnisse eine über das übliche Maß hinausgehende Eigenart auf. Die beherrschende Figur ist nicht die brave Linda, sondern Rosalie, ein bäuerliches Überweib, das im Haß so wenig Maß kennt wie in der Liebe. Lindas Vater hat sie einst besessen und dann verschmäht, und zwanzig Jahre nach den Geschehnissen schickt sie sich an, ein furchtbares Rachewerk zu verüben, nachdem sie spät dem zähen Werben des geistig schwachen „Pudelhunds" Albin Gehör geschenkt hat. Als Handhabe dient ihr der tief in den Herzen sitzende Aberglaube der Waldbewohner, den sie auf raffinierteste Weise zu erregen und wachzuhalten weiß. Durch dieses überzeugend durchgeführte Motiv wird der Roman auf eine höhere Stufe gehoben. Neben seinen kulturellen Qualitäten hat er auch noch moralische. Rosalie ist nicht reiner Weibsteufel. Sie kämpft gegen das Verbrecherische in ihrer Natur, das freilich immer wieder die Oberhand gewinnt, und sühnt. Die schönste Gestalt, die durch das Buch geht, ist aber der blöde Albin, der ebenso reich im Gemüt wie arm an Geist ist und die in ihm schlummernden Naturkräfte in den selbstlosen Dienst seiner Mitmenschen stellt.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Die Geschichte des Menschen Ernst Drach. Von Rolf Häbler. Leipzig 1925, Ernst Oldenburg. 271 S.

Der Titel dieses Buchs verspricht nicht viel. Er läßt einen „Entwicklungsroman" ahnen, wie es deren viele gibt, ein Buch also, in dem einer sein Werden sich von der Seele geredet hat, im Glauben, dies müsse auch die anderen interessieren. Um so überraschter ist man, schon nach wenigen Seiten einen ganz eigenartig-tiefen Eindruck zu verspüren, sofort irgendwie gepackt und umfangen sich zu wissen. Es ist die Geschichte eines Bauernjungen, der ins Lehrerseminar kommt, Jahre dort verbringt, dann ins Leben hinausgeht und im Leben wächst zum Menschen. Kein „aktuelles" Thema, keine Gelegenheit, Fülle des Könnens zu zeigen. So kommt alles auf die Art des Sehens und der Gestaltung, auf Stil und Rhythmus an. Gerade darum aber würde Mangel an Können sich schonungslos erweisen. Rolf Häbler — bisher mir unbekannt — hat die Probe erstaunlich bestanden. Allein durch die Kraft seiner dichterischen Begabung erfüllt er sein Buch mit Blut und Leben, so daß wir am liebsten es in einem Zuge lesen. Sein Stil hat vom Expressionismus gelernt, ohne manieriert zu sein; der eigentliche Meister aber, den ich immer zu hören glaube, der an Kraft der Gesichte, an Glut der Sprache, an spielender Lust der Gestaltung hier oft überboten wird, ist Hermann Hesse. Mit der gleichen Innigkeit und Geradheit, die Dinge des Lebens zu sehen, wie in Hesses köstlichen Jugendarbeiten, aber ohne die müde und kranke Schwermut jenes Dichters gestaltet Häbler aus einem reichen, gesunden und männlichen Temperament heraus. Wie dieses Talent, das manches verspricht, umfassenderen Aufgaben gewachsen sein wird, bleibt abzuwarten; diese Aufgabe jedenfalls ist vortrefflich gelöst.

Leipzig — Erich Ebermayer

Der Weg in den Aschermittwoch. Von Kurt Arnold Findeisen. Leipzig-Zürich 1924, Grethlein & Co. 279 S.

Ein Robert Schumann-Roman. Und zwar sein zweiter Teil, nachdem der erste „Herzen und Masken" Schumanns Werdegang und Kampf um Klara Wieck geschildert hatte. Das Schaffen des Genies behandelt dieser Band. Kein glückerfülltes, friedvolles Schaffen. Die aufwühlende Unruhe, das verzehrende Leid des genialen Menschen, der nirgends Heimat und Rast findet, dem treue Liebe und Hingebung nicht genügen. Das ist in dem Findeisenschen Roman mit plastischer Kraft und dichterischem Miterleben dargestellt. Ein furchtbarer Schicksalsweg des dämonischen Komponisten. Das Gefühl, überall mißverstanden zu werden, läßt ihn in Menschenhaß und Menschenscheu aus der Heimat fliehen. Von Leipzig geht es nach Dresden, von dort nach Düsseldorf. Endlich erfolgt der völlige Zusammenbruch. Er stürzt sich in den Rhein, wird gerettet und ins Irrenhaus gebracht.
Das Leben, Ringen und Irren Schumanns ist für einen Roman in hervorragendem Maße geeignet. Es braucht nichts hinzugedichtet zu werden. An sich ist es ein Roman. Wie die großen Romane immer vom Leben geschrieben werden, und nicht vom Dichter.
Findeisen tat gut, sich an dies Leben zu halten und es nicht mit unnötigen Zutaten zu schmücken. Das und der Umstand, daß er in geschickter Weise die großen Zeitgenossen Schumanns: Weber, Mendelssohn, Liszt, Richard Wagner, Johannes Brahms in seinen Roman hineinverflocht, gibt diesem neben dem dichterischen biographischen Wert. Nicht nur der musikalische, jeder Leser wird dies künstlerische und ergreifend menschliche Dokument mit innerem Gewinn lesen.

Danzig — Artur Brausewetter

Klamauk. Grotesken und Burlesken. Von Harry Reuß-Löwenstein. Hamburg 1925, M. Glogau jr. 120 S. Geb. M. 3,50.

Dies sind kleine Geschichten, Satiren und Feuilletons. Wenn sie gut sind, gemahnen sie fern an britischen Humor; aber oft ist der Humor an den Haaren herbeigezogen und gewaltsam. Feuilletonismus, Unterhaltungsware. Am besten ist noch „Das Geheimnis der Brigg Crazy Mastiff". Es hat etwas wie eine Perspektive: weil darin die Mode im Schwange befindlicher Detektiv- und Abenteurergeschichten persifliert wird. Überdem ist der Verfasser überall da echt, wo er hamburger und Seemannsmilieu zeichnet. Heimatkunst im Feuilletonformat ... Die anderen Feuilletons malen die kleinen Tücken des Alltagslebens — auf keine große Weise, mit gerecktem Humor und mehr oder minder holdem Quatsch. Eine bestenfalls feuilletonistische Begabung.

Berlin-Friedenau — Leo Rein

Heitere Geschichten. Von Georg Heim. München 1924, Josef Kösel & Friedrich Pustet, K.-G. 123 S.

Der Anfang ist bedrohlich. Wer wagt es, so naiv „Heitere Geschichten" zu erzählen, Schnurren und Anekdoten, so aus der Jugendzeit, Schüler- und Studentenstreiche, und der gewisse Alte-Herrenhumor von Stammtischen steigt herauf? Aber dann wandelt sich die Wertung, weil sich der Standpunkt der Wertung wandelt. Der Verfasser ist kein Schrift-

steller, der auf eigentliche künstlerische Wirkungen ausgeht, sondern ... der bekannte bayerische Bauernführer Heim.
Diese „Heiteren Geschichten" haben, unter Freunden und in Gesellschaft erzählt, gewiß oft ihre Schuldigkeit getan.
Wertet man sie nun als eine literarisch fixierte gesellschaftliche Unterhaltung, so kann man an ihnen sehr viel Spaß haben.
Eine Persönlichkeit spricht, die hier nicht alle ihre Seiten zeigt, aber mit den gezeigten wenigen bereits fesselt. Ein Tatmensch, mit derbem bajuvarischen Witz, schlagfertig, ursprünglich und originell.
Er erzählt in der Art der Bauern- und Heimatkünstler, frisch, flott, treuherzig-spitzbübisch und anspruchslos.
Und man hat Respekt vor ihm: ein Kerl.

Berlin-Friedenau — Leo Rein

Das Eisenbahnglück oder der Anti-Freud. Von Mynona. Berlin 1925, Elena Gottschalk Verlag. Der Tollen Bücher zweiter Band, mit Zeichnungen von Hans Bellmer. 184 S.

Polemik gegen Freud und die Psychoanalytiker wird Mynona zum — oft recht willkommenen — Anlaß, pikanteste Histörchen und Anekdoten zu erzählen. Die Form geht vom Essay bis zur novellistischen Skizze. Immer steht im Mittelpunkt das Geschlechtliche mit seinen Sonder- und Unterarten. Mynona zeigt sich hier als der Philosoph des Priap. Gegen Freud sucht er nachzuweisen, daß das Geschlechtliche nicht der Beweger menschlicher Handlungen, sondern selbst durch andere Umstände bewegtes Handeln ist; aber die Frage, ob Mynonas Geschichten selbst mehr vom Sexus oder von der Philosophie bewegt sind, ist nicht geklärt und stimmt nachdenklich. Zwei Seelen wohnen, ach, in seiner Brust; die eine, die pikante Mynona-Seele, erzählt zwinkernd die penibelsten Situationen; die andere, die philosophische S. Friedländer-Seele, erhebt sich vom niedern Duft zu den Gefilden hoher metaphysischer Ahnen. So wandelt er mit bedächtiger Schnelle von der Hölle duftendster Junggesellen-Geschichten zum Himmel der Philosophie, mit der er die Pikanterie des Sexus durchleuchtet. Die Weltanschauung des pikanten Mynona gipfelt in dem Satze: Coeo, ergo sum; der Philosoph S. Friedländer aber bekämpft Freud, weil er den Sexus als Beweger darstellt ... So kämpfen die zwei Seelen in Mynona-Friedländer, und wir sehen mit tiefem menschlichen Interesse ihren Kampf. Oft begehrt der vom Sexus Besiegte auf in gefesseltem Schmerz und leugnet seine Niederlage; oft auch wird der Besiegte wirklich Sieger, erhebt sich die duftende Junggesellenhistorie zu höheren Graden.

Berlin-Friedenau — Leo Rein

Der Sonderling. Roman. Von Hans Frentz. Leipzig, Ernst Oldenburg. 510 S.

Unter den Gestalten der gegenwärtigen Literatur ist der Held des Frentzschen Romans gewiß kein „Sonderling". Die Romanschriftsteller unserer Tage, tief beeindruckt von Krieg und Revolutionen, sind nur zu oft der Versuchung erlegen, durch erfundene Figuren, die sich ja nicht wehren können, ihre eigenen sozial-ethischen Anschauungen vertreten zu lassen. Diese Ansichten aber, die meist in dem bescheidenen Umfang und Rahmen eines Zeitungsartikels nicht weiter auffallen würden, sind nur sehr selten so tief, stark und besonders, daß sie einen um sie herum geschriebenen Roman ertragen könnten. Wenn es Wahrheiten gibt, die man nicht oft genug sagen kann, so ist es eben des Künstlers Sache und Ehre, durch die persönliche Nuance seiner Darstellung diese alten Wahrheiten neu, interessant und eindringlich zu machen. Frentz jedoch läßt gegen den Krieg, den altpreußischen Adels- und Beamtenhochmut und wider den Bolschewismus nur mit den hergebrachten, von allzu häufigem Gebrauch abgestumpften Argumenten predigen; daher bleibt der ganze Aufwand fruchtlos. Manche erregende Wirkung in der Technik der Roman-Verbrämung würzt freilich die schalen Doktrinen ein wenig — aber auch dieser Genuß wird sehr beeinträchtigt, da man doch bei Leonhard Frank und bei Strindberg dieselben Kunstmittel an unvergleichlich gehaltvollerem Material oft bewundert hat.

Charlottenburg — Ludwig Fürst

Thomas Ringemann und sein singendes Herz. Romandichtung. Von Johannes Günther. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Engel & Toeche. 170 S.

Der Student Thomas Ringemann ist, vermöge seines „singenden Herzens", ein Dichter — und als solcher von rührendster Kindlichkeit. Dem Vorsteher der Bank, in der er um Brotes willen front, liest er, als Entschuldigung für mangelnden Eifer im Dienste des Kapitalismus, die in der Arbeitszeit entstandenen Gedichte vor (und wird nicht einmal fristlos entlassen). So ist er auch sonst, in der bösen Welt kennt er sich nicht aus, allen ihren vielfältigen Teilen bringt er jenes Unverständnis entgegen, das für Dichter so sehr charakteristisch ist. Dafür ist er reich an sentimentalen Empfindungen, für die sein Autor Ausdrucksmittel von der plastisch-bildhaften und neuschaffenen Art des „singenden Herzens" (das im Titel als Warnungszeichen erscheint) zu finden weiß. — Den Zeitgenossen Thomas Manns muß es schmerzlich berühren, daß noch immer solch eine, aller Zucht und tieferen Disziplin bare, Gefühlsspekulation entstehen kann.

Charlottenburg — Ludwig Fürst

Die Beichte des Dritten. Roman. Von Rolf Berg. Dresden 1925, Paul Aretz. 303 S.

Ein Ich-Roman, der das Werden der Liebe eines Journalisten zu einer Schauspielerin, die Kämpfe und Eifersüchte und schließlich die schmerzhafte Lösung von der Geliebten zum Gegenstand hat. Gut ist hier das Verkettetsein des Mannes an die Frau, sein bedingungsloses dem Weib Verfallensein trotz und gerade wegen der Unwürdigkeit des Objekts dargestellt. Aber das Buch erhebt sich in seiner Form nicht über das Durchschnittliche, die Sprache ist oft vulgär, zuweilen geradezu geschmacklos — („So wie ich kann nur jemand sprechen, dessen Inneres in Liebe getaucht und mit jenem biomagnetischen Stoff gefüllt ist, der seinen Träger leuchten und phosphoreszieren läßt," S. 53) — das Gefühl ist allzu stark aufgetragen, es fehlt jene Distanz des Beichtenden zu seiner Beichte, die diese für den Leser erst klingen machen würde. Ohne platter Unterhaltungsroman zu sein, kann das Buch Rolf Bergs doch auch nicht als Dichtung angesprochen werden; die Arbeit wird es nicht leicht haben, Leser zu finden, da sie Anspruchslosen zu gedanklich, Verwöhnteren zu wenig gekonnt sein wird.

Leipzig — Erich Ebermayer

Ein kurzweilig Lesen von Till Eulenspiegel. Nach der ältesten Druckausgabe von 1515 neu herausgegeben von Fedor von Zobeltitz und mit

schönen Bildern verziert von Bruno Goldschmitt, München. Hamburg 24, Alster-Verlag.

Von allen Schwankbüchern jener Zeit hat der Eulenspiegel trotz seiner klotzigen Grobheit, seiner ungeschlachten, oft salzlosen Art, seiner dummdreisten Hinterhältigkeit am meisten Lebenskraft bewiesen; er lebt als Jugendbuch, er lebt auch für die Erwachsenen. Man könnte ihn und seine Schwänke eine Verkörperung ostischen Wesens nennen und allerhand weitsichtige Rassengedanken daran anknüpfen.

Die vorliegende Ausgabe, von Fedor von Zobeltitz in bekannter mustergültiger Weise besorgt und von Bruno Goldschmitt-München mit künstlerisch vollendeten, besonders in der kompositionellen Raumfüllung und der Holzschnittbehandlung meisterhaften Bildern geschmückt, leidet vielleicht etwas unter dem Wunsche des Verlages, mit zwei Schultern zu tragen. Man kann nicht zugleich eine vollkommene Ausgabe für Erwachsene und für die Jugend machen. Die bekannte und verlagstechnisch so gelungene Reihe von Eugen Diederichs hat das auch in feiner Weise vermieden und eine Märchenserie nur für Erwachsene geschaffen, die immer vorbildlich bleiben wird. Bei den zahllosen zum Teil recht guten Jugendausgaben des Eulenspiegel hätte man ruhig auf diese Seite verzichten und das alte Volksbuch ganz unverkürzt herausbringen sollen. Es ist mir nicht um die fehlenden, sicher recht wüsten Historien zu tun, sondern um die Ganzheit des Buches von 1515.

Diese Ausgabe soll der erste Band einer Reihe von alten Volksbüchern sein, „nach den ältesten Druckvorlagen neu übertragen und mit neuen Figuren". Ein erfreuliches Unternehmen, wenn alle Bände äußerlich und innerlich so ausfallen, wie der vorliegende.

Waidmannslust C. F. van Vleuten

Vom Selbst zum Ich, Kindheits- und Jugenderinnerungen. Von Karl Sick. Basel 1925, Kober C. F. Spittelers Nachf. 275 S. M. 4,80.

Ich muß bekennen, daß ich vom bürgerlichen Beruf des Verfassers gar nichts weiß, ich vermute, daß er irgendwie im evangelischen Pfarrwesen tätig ist. Ich bin überzeugt, daß er eine Gemeinde hat, die ihm gern zuhört, die grade seine Nutzanwendungen und seine Rückblicke auf die Heilswahrheiten liebt und schätzt. Aber zwischen der besten Predigt und einer künstlerischen Darstellung des eigenen Lebens ist ein gewisser Unterschied. Von einer Autobiographie verlange ich Anschaulichkeit, Gegenständlichkeit, Fehlen der Reflexion, wenn anders sie künstlerisch zu werten sein soll. Anschaulichkeit und Gegenständlichkeit hat das vorliegende Buch nur in wenigen Kapiteln, wie ich auch nicht finden kann, daß es „ein Ausschnitt farbigen Lebens, in strahlendes Licht getaucht" sei. Es hat jedenfalls aber jedermann das Recht, für eine religiöse Tendenz und Überzeugung zu wirken und Predigten in Form von Biographien zu schreiben. Nur mit Dichtung und Kunst hat das nicht viel zu tun. Die Meinungen und Lebensanschauungen des sicher sehr würdigen Verfassers in allen Ehren. Man denke an Ludwig Richter, der auch von Christus ganz erfüllt war und doch so selten davon spricht, dafür aber ein frisch gelebtes Leben lebendig und gegenständlich schildert.

Waidmannslust C. F. van Vleuten

Der Rubin. Novelle von Paul Otto Forberger. Leipzig 1924, Lehmann & Schüppel. 124 S. Geb. M. 2,50.

Ein junger, temperamentvoller, aber armer Burgherr entwendet, um die ebenso stolze und anspruchsvolle wie schöne Dame seines Herzens endgültig zu gewinnen, den Rubin aus den kaiserlichen Insignien, und es gelingt ihm tatsächlich, mit dem Edelstein die Sprödigkeit jener Frau zu brechen, die natürlich nichts von der Herkunft des Kleinods weiß. Ihre Schönheit läßt ihren „kraftstrotzenden" (?) Gatten jedoch in einer schwärmerischen Anbetung verharren, er wagt es nicht, seinen so lang ersehnten Besitz restlos auszukosten. Da kommt unvermutet des Reiches Kämmerer zu Besuch. Da die Herrin der Burg ihm zu Ehren den kostbaren Schmuck anlegen will, kommt der Diebstahl heraus. Der Diplomat, dem es ein Leichtes ist, die unbefriedigte Frau zu verführen, bietet sein Schweigen an gegen die Erlaubnis dreimaligen Zutritts zur Kemenate der jungen Frau, die in ihrer immerhin begreiflichen Bosheit den verzweifelten Ehemann gegen den Gast aufhetzt, bis — nun, bis die Geschichte mit Totschlag und Brandstiftung ein peinliches Ende findet und von Rodo, Eda, dem Herzog und der Burg nichts übrig läßt. Nichts, es sei denn einen üblen Geschmack beim Leser, der das im anspruchsvollsten Stil der Kolportage geschriebene, wenn auch in fettester Fraktur gesetzte Opus aus der Hand legt, um es nicht wieder aufzuschlagen.

Kassel Will Scheller

Vom Leben des Eide Sielken. Eine Küstengeschichte. Von Karl Oppermann. Breslau 1924, Bergstadtverlag. 176 S. Geb. M. 4,—.

Nach dem Waschzettel ist die Geschichte „ein harmonisch abgerundetes Werk, das den besten Stormschen Novellen an die Seite gestellt werden kann". Das wäre ja eine wundervolle Sache; — aber leider stimmt's nicht, sondern die Erzählung erweist sich als eine zwar gut gemeinte, aber schlecht geglückte Harmlosigkeit, die mit Theodor Storm nur das gemein hat, daß der Verfasser ein ähnliches Thema anschlägt wie Storm in seinem „Schimmelreiter". Ihm fehlt aber vorläufig die Fähigkeit, nicht nur das Landschaftliche, in diesem Fall also die Nordseeküste, lebendig zu machen, sondern auch eine seelische Entwicklung zu begründen und folgerichtig darzustellen.

Kiel Wilhelm Lobsien

Midasgold. Roman. Von Karl Norbert Mrasek. Kassel 1923, Max Ahnert. 163 S. Geb. M. 2,50.

„War es nicht herrlich?' rief der Maler mit leuchtenden Augen und bemerkte gar nicht, daß die Schildkrötensuppe schon auf den Tellern dampfte" — und zwar auf Seite 115. Es wird zwar nicht erzählt, wie diese Schildkrötensuppe (nach der es — auf einem „Güteli" am Vierwaldstätter See! — Bärenzungen mit Mayonnaise gab) geschmeckt hat. Wenn sie aber so zubereitet war wie die ganze Geschichte, dann ist nicht viel mehr daran gekommen als Würfel, Marke Ersatz.

Kassel Will Scheller

Japanische Geistergeschichten. Von Lafcadio Hearn. Herausgegeben und übertragen von Gustav Meyrink. Berlin, Propyläen-Verlag. 193 S.

Sechzehn Geschichten, ihrem Charakter nach teils Sagen, teils Anekdoten, teils Novellen im Sinne Boccaccios, ihrem Stoffe nach sämtlich die Beziehungen zwischen der Welt des Diesseits und jener andern behandelnd, die für den Glauben dieser Menschen genau so real ist wie das, was im hellen Tageslicht geschieht. „Nüchterner Verstand" (so heißt eine dieser Erzählungen) zweifelt nicht etwa an der Tatsache der Erscheinung, sondern nur an ihrer Art: ist es Offenbarung des Göttlichen oder Dämonenspuk? Beides

ist möglich; im besonderen Fall wird allerdings eine himmlische Erscheinung vielleicht sich dem frommen Priester, nie aber einem kleinen, törichten Jungen oder einem das Buddhagebot der Tiereslíebe täglich übertretenden Jäger offenbaren; also wollen unreine Geister ihre Narretei treiben, und dagegen wehrt man sich. Die Selbstverständlichkeit, mit der die Dinge gegeben werden, zieht auch den Europäer in ihren Bann: wir nehmen all diese wiederkehrenden Toten, diese gespensterhaften Erscheinungen, die Verzauberungen und Verwünschungen hin und glauben an die Gegenmittel, die Amulette, Stellen aus den heiligen Schriften und was es da sonst gibt; wie schwach nimmt sich gegen sie die Weisheit des europäischen Arztes (in der ersten Geschichte) aus! Es weht echte Märchenluft, und das Lob Lafcadio Hearns als Vermittlers japanischer Erzählungskunst braucht niemand mehr zu singen. Meyrink hat die Auswahl vorzüglich getroffen und sich als Übersetzer trefflich bewährt; nur einmal fällt er aus dem Ton: Seite 152 entschuldigt sich ein japanisches Dienstmädchen wegen ihres „ruppigen" Aussehens.

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

Attilas Ende. Eine Novelle von Heinrich Zillich. Kronstadt 1923, Eduard Kerschner. 128 S.

Ein kleiner historischer Roman, erzählend von Attila, der Menschheitsgeißel, der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern, dem Zug auf Rom, der Begegnung mit Papst Leo. Der Sieger feiert, heimgekehrt, noch einmal Hochzeit mit Ildiko, der Tochter des Gotenkönigs, und stirbt in der Brautnacht. So lautet, in karger Kürze, der Inhalt. Attilas Gestalt ist in der Novelle mit allen Farben der Romantik gezeichnet. Die Nebenpersonen, nur schwach charakterisiert, verschwinden mit der einzigen Frau dieser Geschichte im Phrasennebel. — Wer schreibt heute noch historische Romane und warum? Wer hat Lust, sie zu lesen?

Wien-Hietzing Erik Krünes

Lule. Eine wahre Geschichte aus Albaniens jüngster Vergangenheit. Von Fabian Barcata. München 1924, Franz A. Pfeiffer & Co. 280 S.

Es gibt einen Missionar gleichen Namens, der sich als Übersetzer albanischer Volkslieder und als Schilderer albanischer Volkssitten und Gebräuche bekannt und verdient gemacht hat. Ich weiß nicht, ob er mit dem Autor dieses Buchs, von dem nichts zu sagen und zu loben ist, identisch ist. Mit dürftigen Worten, in weitschweifiger Weise wird die Bekehrung einer albanischen Familie von den Sitten der Blutrache zum wahren Christentum geschildert. Ist der Roman zu Propagandazwecken erdacht, so hat er den Zweck verfehlt, weil er zu langweilig wirkt; ist er aus Tendenzgründen geschrieben, so schädigt er nur die Idee, der er dienen wollte; sind aber Dichter und Missionar eine Person, so muß das Urteil milder ausfallen und sagen, man kann Gott besser dienen als durch einen schlechten Roman.

Wien-Hietzing Erik Krünes

Großmütterchen. Bilder aus dem tschechischen Landleben. Von Božena Němcová. Aus dem Tschechischen übersetzt von Kamill Eben. Olmütz 1924, R. Promberger. 269 S.

Smitals Übersetzung der „Babička" („Großmütterchen") von B. Němcová in der Reclamschen Universalbibliothek, welche so viel für die Kenntnis dieses Hauptwerks der älteren tschechischen Erzählungsliteratur unter den deutschen Lesern geleistet hat, ist längstvergriffen, und jahrelang war schon das Bedürfnis einer neuen Eindeutschung dieser klassischen Idylle aus dem romantischen Zeitalter wach. Mit Fug durfte man erwarten, daß die neue Übersetzung in einem höheren Grade als der tüchtige, aber trockene Smital das künstlerisch ausdrucksvolle Grundwesen dieses herrlich ursprünglichen Werks betonen werde, das früher zugunsten der ethnographischen Eigenart desselben vielfach übersehen wurde. Diese Erwartung, welche der neuen Schätzung B. Němcovás entspringt, befriedigt Kamill Eben, Lektor der deutschen Universität in Prag, vollständig. Aus jeder Seite seiner sowohl lückenlosen als auch treuen Eindeutschung ersieht man, mit welcher liebevollen Sorgfalt er ans Werk getreten ist. Der milde Geist der Dichterin, welcher jegliche Kleinigkeit aufmerksam beobachtet, ihre Eigenart erfaßt und dann mit einer seltenen Innigkeit dieses persönlich warme Verhältnis zu der Wirklichkeit und zu ihrer gefühlerwärmten Atmosphäre ausdrückt, hat sich durch seine Anziehungskraft auch des Übersetzers bemächtigt. Deshalb widmet Eben so viel Aufmerksamkeit und Mühe den formelhaften Wendungen, den gnomischen Stilverzierungen, den volkstümlich epikoristischen und bildhaften Elementen, die für Němcovás „Großmütterchen" so bezeichnend sind — es ist ihm durchaus gelungen, diese heikelste Aufgabe zu lösen.

Brünn Arne Novák

Flügelmann. Novellen aus dem Jüdischen. Von H. D. Nomberg. Deutsch von A. Suhl. Leipzig 1924, Verlag Schemesch. 75 S.

Die jiddische Literatur beginnt energisch unter die Nationen zu dringen. Und es ist interessant, die älteren Dichter mit den jüngeren zu vergleichen. Diese sind schon durchaus europäisiert, sind in ihrer Haltung ganz deutsch, französisch, amerikanisch, und nur die inneren Merkmale haben charakteristische Färbung behalten. Jene dagegen — Mendele sei als ihr Größter genannt — haben auch noch das entschiedene Lokalkolorit. Der Fall ihrer Sprache ist ebenso jüdisch wie das Geblüt ihrer Darstellung; es ist Heimatkunst im einzig guten Sinn; und es wird die Zeit kommen, da Mendeles Bücher (die im Jüdischen Verlag erscheinen) in die Weltliteratur eingehen werden wie etwa der „Onkel Benjamin" oder „David Copperfield" oder „Die Verlobten". Ein Mann wie Nomberg aber wird sich bescheiden müssen. Seine beiden Novellen, die man hier als Kostprobe vorgesetzt erhält, reizen den Appetit nicht sonderlich. Eine gewisse geistige Feinheit und seelische Zartheit in der Darstellung scheinbar alltäglicher, im Innern erlesener, überdifferenzierter Menschen fesselt und ergreift sogar; aber man muß nicht in die jiddische Literatur greifen, um solches zu finden. Seine Art der psychologischen Motivierung ist beinahe altmodisch, seine Schilderungen bleiben Schilderung; und das Büchlein schwände ohne Rest aus unserer Erinnerung, wenn nicht jenes hoffnungslos Ewige in ihm lebte, jenes ziellos Sehnsüchtige, jenes gemeinschaftlich Einsame: die jüdische Seele ...

Berlin Kurt Münzer

Literaturwissenschaftliches

Adalbert Stifter. Eine Studie. Von Otto Stoessl. (Dichtung und Dichter.) Stuttgart und Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 88 S. M. 3,50.

Ohne äußeren Anlaß eines Gedenktags, scheinbar wirklich zufällig, haben in letzter Zeit fast alle österreichischen Dichter über Stifter das Wort genommen. Nach-

dem Hermann Bahr die Erinnerung an den größten nachgoetheschen Prosadichter der Deutschen zu einem erneuten Besitzbewußtsein verlebendigt und auf seine Anregung hin der Inselverlag den „Witiko" neu herausgegeben hatte, verstummten die Stimmen der Bewunderung und der Begeisterung nicht mehr. Einen erlauchten Essay über Stifters „Nachsommer", darin endgültige Einsicht herrlich ausgesprochen ist, läßt eben Hugo von Hofmannsthal als Nachwort zu der Neuausgabe dieses Romans im „Epikon" des Verlages Paul List erscheinen. Richard Schaukal hat eine interessante Studie über Stifters Sprache, Ludwig Goldscheider einen schönen Aufsatz über Stifters Geist, der Verfasser dieser Zeilen die Einleitung zur Inselausgabe geschrieben. Otto Stoessl, unter den österreichischen Dichtern einer der wenigen, die sich mit Fug der Nachfolge Stifters berühmen dürfen, ein weitwendiger, triftiger, vornehmer Erzähler der idyllischen Art, Darsteller und Schilderer von reinem Sinn und Maß, wahrhaft ein Mann der Epik und der Prosa, der über seine Kunst von lange her gedacht und sie wie ein Handwerker durch Übung beherrschen gelernt hat, gibt mit der vorliegenden Studie ein geistiges, menschliches und künstlerisches Bildnis Stifters, das zunächst dem epischen Adepten, dann aber auch jedem Freund des lange unerkannt gebliebenen Dichters ein guter Führer sein wird. Besonders möchte ich den Anfang und die Endbetrachtung des Buches hervorheben. Es fällt ein neuer Blick auf Stifter, der den Typus seiner Jünglinge als den seiner Poesie wesentlichen begreift, und gemäß dieser Anschauung, die sehr richtig Stifters Kunst mit der griechischen zusammen nimmt („ein deutscher, ein österreichischer Typus ist so zu einem höchsten allgemein menschlichen geworden"), Bedeutsames zur Dichtung überhaupt mitzuteilen weiß. Ein wundervolles Wort von Jakob Burckhardt wird da auf eine profunde Weise, deren nur der Kenner fähig ist, zu einer kleinen Philosophie der Dichtung weitergesponnen. „Die Poesie hat ihre Höhepunkte," lautet das Zitat, „wenn sie dem Menschen Geheimnisse offenbart, die in ihm liegen und von welchen er ohne sie nur ein dumpfes Gefühl hätte; wenn sie mit ihm eine wundervolle Sprache redet, wobei ihm zumute ist, als müßte dies einst in einem besseren Dasein die seinige gewesen sein." Von diesem Wort her leitet Stoessl einen Gedanken, der ins Innerste des Dichtertums leuchtet. „Es ist ja die Gabe der Dichter, der Künstler überhaupt, vorerst ihnen allein bewußte, von ihnen ursprünglich erfaßte Dinge in die seelische Ordnung des Lebens neu einzureihen," sagt er, und man möchte dieses als ein Kardinalwort der Kunst für immer im Bewußtsein haben. „Man kann nicht sagen," heißt es weiter, „daß sie diese Figuren, diese Züge, Zusammenhänge, Deutungen erfinden, aber sie erraten sie in einem neuen eigentlichen Werte, sie geben ihnen ihren rechten, bisher nicht so bemerkten Gedanken, ihre überraschende Beleuchtung, und indem sie sie darstellen, scheinen sie sie recht eigentlich zu erschaffen ... Erst nach den Dichtern scheinen die Gestalten wahr und schicksalhaft aufzustehen, die doch vorher schon im Leben waren. Aber erst seit dem Dichter haben sie in der Welt Namen, Wesenheit und ewige Wiederkehr." Von solcher Weisheit aus mußte ein so hoher Vorsatz wie der, Stifter darzustellen, schön und fruchtbar glücken. Durchaus ist den Werturteilen, die den einzelnen Werken Stifters zuerkannt werden, bis auf das den „Witiko" herabsetzende, beizupflichten, und namentlich macht es Freude, die „Zwei Schwestern" so hoch gestellt zu finden. Wie selten ist es nicht geworden, daß ein belletristischer Autor, es sei welches Gebietes immer, uns durch Sachkundigkeit in Respekt zu halten vermöchte! Hier spricht ein hochberufener Kenner und Handhaber der epischen Kunst selbst. Ein solcher Mann, der aus rechtem Grund das Rechte gibt, sollte nicht unbedankt die Mühe einer strengen Arbeit aufgewendet haben. Sie wird zu Rate gezogen werden müssen, so oft jemand die Probleme der Epik neu durchzudenken willens sein wird.

Wien — Felix Braun

Die deutsche Fabel von ihren ersten Anfängen bis auf die Gegenwart. Von Hubert **Badstüber**. Wien 1924, Carl Gerolds Sohn. 48 S.

Das Büchlein will eine Geschichte der deutschen Fabeldichtung geben. Es teilt den Stoff in drei Abschnitte: die ersten Anfänge bis auf E. Alberus und B. Waldis — bis Hagedorn — seit Hagedorn. Die Bearbeitung ist ziemlich ungleichmäßig und macht keinen sehr gewandten Eindruck. An Irrtümern fehlt es nicht, Druckfehler sind häufig, nur die ältere wissenschaftliche Literatur scheint dem Verfasser bekannt zu sein. So behauptet er, Strickers „Daniel vom blühenden Tale" sei noch ungedruckt, während die Ausgabe von Rosenhagen schon 1893 erschien; der Stricker ist auch kein Österreicher, sondern Mitteldeutscher. Herger ist nicht erwähnt, von Minnesangs Frühling kennt er nur die alte Ausgabe von 1888; überhaupt sind neue Literaturgeschichten, nicht einmal die von Vogt im Grundriß, nicht genannt. Der Verlagsort von Stoppes Fabeln heißt einmal Breßburg, einmal Preßburg, während es Breslau ist. Die Ausgabe „bis zur Gegenwart" stimmt nicht ganz, denn die letzten Fabeldichter, die er anführt, sind Pestalozzi, Emanuel Fröhlich, dessen Fabeln übrigens nicht 1864, sondern schon 1825 erschienen, und Rollet (1866). Die ausgezeichneten Fabeln von Hey und Güll fehlen, ebenso Marie von Ebner-Eschenbach und Ernst Wachler mit seinen vortrefflichen „Fabeln für Deutsche" (1921).

Breslau — H. Jantzen

Neidharts Lieder. Herausgegeben von Moriz **Haupt**. 2. Aufl. Neu bearbeitet von Edmund **Wießner**. Leipzig 1923, S. Hirzel. LXXIX u. 365 S.

Herr Neidhart von Reuental ist in seiner Persönlichkeit und seinem Schaffen das volle Gegenstück zu Walther von der Vogelweide, der Hauptvertreter der sogenannten höfischen Dörperdichtung, für die wir in Walthers Liedern von der niedern Minne bereits einen bemerkenswerten Vorklang finden. Neidhart ist auf diesem eng umgrenzten Gebiet unübertroffener Meister und zeichnet sich durch eine für seine Zeit ganz ungewöhnliche Gegenständlichkeit und Anschaulichkeit in der Schilderung seiner teils lustigen, teils derben Tanzszenen aus. Seine Dichtungen sind für die Wissenschaft ein recht schwieriges Problem, da sich bei den vielen Nachahmungen, die sie fanden, unechtes Gut nur schwer von den echten Liedern scheiden läßt. Die Hauptarbeit in dieser Beziehung hat sein erster Herausgeber, Altmeister Moriz Haupt in seiner Ausgabe von 1858 getan, die E. Schröder einmal „die reifste Leistung des hervorragenden Forschers" genannt hat. Auf ihr fußte auch die einzige sonstige Ausgabe von Keinz und die gesamte spätere Forschung. So ist es denn mit Freuden zu begrüßen, daß nunmehr — nach 65 Jahren! — eine neue Auflage von Haupts Werk erschienen ist. Edmund Wießner hat sie mit ausgezeichneter Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit geschaffen, unter treuer Schonung alles dessen, was beizubehalten war — und das ist im großen und ganzen die gesamte Text-

gestaltung. Seine Aufgabe war die Hineinarbeitung der neueren Forschungsergebnisse. Das ist in den reich ausgestalteten Anmerkungen geschehen, die ebensoviel Raum einnehmen wie der Text. Eine bequeme und vorteilhafte Neuerung ist es, daß der Bearbeiter die Lesarten aus den Anmerkungen herausgenommen und unter den Text gesetzt, sowie ein Namensverzeichnis und ein Register der Anmerkungen beigefügt hat.

Die Ausgabe ist ein klassisches Werk und stellt sich ebenbürtig neben Friedrich Vogts Ausgabe von Minnesangs Frühling und die Walthers von Wilmanns.

Breslau — H. Jantzen

Der schwäbische Thespiskarren. Fünf Jahre Wanderbühne. Herausgegeben von Adolf Barth. Laupheim, Verlag Verein für Volksbildung. 35 S.

Die württembergische Volksbühne darf es sich wohl vor anderen zugute halten, wenn heute dem Worte Wandertheater nicht mehr das Odium der „Schmiere" anhängt. Ich kenne die Bemühungen nur (und namentlich für die Zeit, als Ernst Martin sie leitete) aus der Ferne und aus den Theaterblättern, die man für das besuchte und besuchende Publikum herausgab und die ich immer gern als gutes Beispiel hingestellt habe. Nachdem dort fünf Jahre tüchtig gearbeitet worden ist, dürfen die an dem Werk vor allem Beteiligten, E. L. Stahl, A. Barth und E. Martin wohl schon wagen, einmal zurückzublicken; sie lassen in die Probleme der Arbeit, ihre Ziele und — ihre Schwierigkeiten hineinblicken und trauen einem im Sinne der Württembergischen Volksbühne aufgebauten Unternehmen nicht nur gute Wirkung zu, sondern können auch Erfolge feststellen, die, schon äußerlich, darin begründet sind, daß über hundert verschiedene Werke in 78 verschiedenen Städten an etwa 800 000 Menschen herangetragen worden sind; und der Spielplan ist mit Besonnenheit, Ernst und nötiger Rücksichtnahme der Publikumsinteressen zusammengestellt. Als Darsteller braucht ein solches Wandertheater mit seinen besonderen Anstrengungen junge und willige Kräfte; daß es an opferbereiten, begeisterungsfähigen Schauspielern nicht fehlt, liest man aus den Beiträgen von G. Storz, F. Krauß und B. Kleinknecht heraus.

Berlin-Steglitz — Hans Knudsen

Auf den Spuren Don Quijotes. Von Azorin. Mit Wiedergaben nach Gemälden von Fritz Widmann. Zürich 1923, Rascher & Cie. A.-G. 153 S.

Kaum ein namhafterer spanischer Autor wird sich finden, in dessen literarischem Gepäck nicht auch eine größere oder kleinere Studie um „Don Quijote" anzutreffen wäre. Denn um jenes Werk des großen Cervantes, der damit den modernen spanischen Roman begründete, kreist gleich Satelliten nach wie vor das Interesse der heimischen Belletristen und Literaturforscher. Auch José Martinez Ruiz, der unter dem Pseudonym Azorin in ganz Spanien bekannte einstige Bauernsohn, hat sein Felleisen geschnürt, um auf Don Quijotes Spuren die Mancha zu durchpirschen. So entstand das vielbeachtete Buch „La ruta de Don Quijote", worin die exaltierte spanische Phantasie an den Bewohnern der Mancha exemplifiziert wird. Es liegt nun in tüchtiger Verdeutschung vor. Doch nicht allein solche dankenswerte Tatsache ist anzuerkennen; auch die prächtige Ausstattung dieser wahren Luxusausgabe auf Bütten, geschmückt mit farbigen und schwarzen Tafeln nach meisterlichen Darstellungen Widmanns. Über Azorin selbst wäre noch anzumerken, daß er der hervorragendste Satiriker (d. h. hier: Ironiker) Spaniens ist, und daß, obschon er erst 48 Jahre zählt, die Anzahl seiner Publikationen kaum mehr weit hinter der der Jahre zurückstehen dürfte. Ehedem zufolge seines Radikalismus gehaßt und befehdet, gilt der geistsprühende Autor heute als Zierde Spaniens.

Wien — Martin Brussot

Lyrisches und Episches

Korax. Von Josef Maria Frank. Berlin 1925, Verlag Deutscher Bücher. 150 S.

Korax ist ein zuzeiten ganz origineller Kerl.

Als eine Art neuer Kortum ist er auf diese Welt gekommen, und in Kortumschen Streckversen, Klappreimen und Nachworten spricht er sich über Gott und Welt, Menschen und Dinge, Politik und Kunst, Wissenschaft und Zeiterscheinungen mit hinreichender Ausführlichkeit und Deutlichkeit aus und führt, preisend mit viel netten Versen, sein „Panoptikum Mensch" vor. Zuerst denkt man, „Leben, Meinungen und Taten" eines neuen Kandidaten Jobs zu erfahren; aber außer zwei sozusagen biographischen Rahmengedichten bleiben vorwiegend die „Meinungen" übrig.

Oft spürt man fast einen Hauch Morgensternschen Geistes — wenn er z. B. in drollig-saloppen Trochäen dichtet:

> Dieses Buch hier widmet Korax
> jenem Wesen, das wie Borax
> ihm des Lebens Schwärze weißt
> und ihn liebevoll umkreist.

Mit oft melancholischen, oft gemütlichen Humoren umklingelt Korax diese Welt, die er mit Recht oft belämmert, mit gleichem Recht oft herrlich findet. Die neuesten Zeiterscheinungen und neuesten Fimmel beleuchtet er satirisch, und die kessesten Berlinismen und neudeutschen Sprachbildungen stehen ihm zu Gebote. Er ist ein tapferer und guter Kerl, der immer Tüchtiges, oft Kluges, hin und wieder sogar Neues zu sagen weiß.

Korax, alias Josef Maria Frank, ist gewiß trotz seines österreichisch anklingenden Namens ein berlinisierter Ostpreuße, vielleicht gar aus dem trautsten Keenigsbarg — o Blutgericht, Klops und Fleck!

O Korax, mit deiner gemütlichen Bissigkeit, mit deiner sanften Rauheit, deinen sachlich-wissenschaftlichen Humoren kannst du einem wohl gefallen. Warum aber, o teurer Korax, so breit? Warum so salopp? Warum so manch anfechtbares Wortspiel und genotzüchtigter Reim? Korax ist begabt — er muß sich konzentrieren.

Es dürften alsdann anstatt 150 Seiten auch 75 sein.

Berlin-Friedenau — Leo Rein

Winde von Mittag nach Mitternacht. Gedichte. Von Otokar Březina. Deutsche Nachdichtungen von Emil Saudek und Franz Werfel. München, Kurt Wolf. 54 S.

Die meisten deutschen Leser von Otokar Březina, zumal jene, die das lyrische Werk des großen tschechischen Mystikers aus Anthologien kennengelernt haben, übersehen ob der großartigen Einheit seiner Weltanschauung und Weltdarstellung die folgerichtige Entwicklung seiner Persönlichkeit und seiner Kunst, wie sie durch einzelne Bücher des Meisters aufgezeigt wird. Jede von seinen fünf Gedichtsammlungen stellt ein scharf abgegrenztes Stadium seines menschlichen und künstlerischen Werdens dar und ist daher als ein selb-

ständiges Glied der festgeschmiedeten Kette aufzufassen; manchmal vollzieht sich der Übergang von einem zum anderen Entwicklungsabschnitt geradezu dramatisch. „Winde von Mittag nach Mitternacht", die der deutschen Leserwelt in meisterhaften, ebenbürtigen Nachdichtungen von Saudek und Werfel vorgelegt werden, sind Březinas drittes Gedichtbuch und werden als der eigentliche Mittelpunkt seines Lebenswerks betrachtet. Der persönliche Schmerz, die bange Angst des mystischen Neophyten, die schwindelige Unsicherheit des angehenden Ekstatikers, die in seinen zwei ersten Sammlungen nachzittern, sind hier bereits überwunden. Der mystische Gedanke von gotterfüllter Welteinheit, zu dessen Verkündigung der Poet schicksalberufen ist, erreicht nun seine Kristallisation und wird mit hinreißender Objektivität und erhabener Synthese in großen typisierenden Gesichten dargelegt.

Man kann sie in zwei Gruppen auseinanderhalten. Zu der ersten gehören kosmische Hymnen über die Grundkräfte und Elemente des Weltalls, in ihrer erhabenen Pathetik und ihrer satten Anschaulichkeit an die uralten kultischen Gesänge und Gebete mahnend, aber dabei die moderne naturwissenschaftliche Erkenntnis mit der religiösen Begeisterung verbindend. Die andere Gruppe stellt geistige Geschlechter, Typen und Arten dar, die als Träger der Entwicklung der Menschheit und als Vollzieher des ewigen Willens und der göttlichen Sendung unter den Sterblichen aufzufassen sind. Schon hier wird das soziale Moment stark unterstrichen, welches noch mächtiger in jenen mystischen Kompositionen hervortritt, die in einer grandiosen Weise den Anteil der verzeihenden Güte, der erlösenden Schmerzen, der reifen allumfassenden Liebe im Weltdrama verherrlichen; sie bilden zugleich den Gipfel des Buchs.

Brünn — Arne Novák

Verschiedenes

Glück in Österreich. Bilder und Betrachtungen von Ernst Lissauer. Frankfurt a. M. 1925, Frankfurter Sozietäts-Druckerei G. m. b. H. 219 S.

Tönend und nachtönend singt Ernst Lissauer das Glück, das er in Österreich gefunden, und man begreift, was ihn ergriffen hat: ein Zusammenklang von Natur und Kultur, in dem die Natur zärtlich und die Kultur landschaftsgerecht geworden ist. Lissauer hat den Blick dafür, was es der österreichischen Großstadt bedeutet, wenn sie sich zwischen Alpenausgänge und Fluß eingebettet hat; wenn die in den Außenvierteln noch erhaltenen alten Dorfkirchen wurzelhaft in den Boden greifen. Das Barock der weißen Kirchen und das Biedermeier der gelben niederen Häuser leuchten ihm in die Landschaft hinein, also, daß der Farbeneinklang in einen Ton aufjubelt, der Grundton eines menschlichen Lebensgefühls ist.

Man könnte mit Lissauer rechten, daß er in seinem Buch über Österreich wenig Tatsächliches gibt, und wirklich, ein stärkeres Knochengerüst an geographischen und geschichtlichen Daten hätte seiner Schilderung vielleicht mehr Statur gegeben. Aber er versteht es in einziger Weise, die verschwiegene Bodengestaltung und die nur oben angedeutete historische Entwicklung aus der Verlebendigung des Geschauten durchleuchten zu lassen, derart, daß einem das Barock der Kirchen von der Gegenreformation, das Biedermeier der Häuser von Metternich und Gentz erzählt, daß man, den Donaudampfer mit ihm besteigend, optisch und irgendwie auch akustisch das Stromgefäll der Nebenflüsse innerlich in sich erfährt. Man blickt auf die Klosterbauten am Ufer, und man überzeugt sich von der geographischen Strategie der katholischen Kirche, die fortschreitend die landschaftlich gebietenden Plätze besetzte.

Das, worauf es Lissauer ankam, das ist hier geleistet: er hat sich und für uns dies sein Österreich organisch erlebt. Es ist da kein Nebeneinander, sondern ein In- und Durcheinander von Natur und Kultur, von Vergangenheit und Gegenwart. Wo Lissauer den quellenden Natureindruck im Hof des Biedermeierhauses empfängt, da jubelt er auf; wo er den modernen Wahlaufruf im alten Klostergang, und ihm angepaßt, findet, da schlägt ihm das Herz. Lissauer fordert vom Stadtbild, daß es ihm im Jetzt das Bild des Einst gewähre; das erfüllen ihm die österreichischen Landstädte, das gewährt ihm Wien verschwenderisch; und das eben ist es recht eigentlich, was ihm „Glück in Österreich" bedeutet.

Für uns, die wir an dem Entwicklungsgang des Dichters Ernst Lissauer mitsorgend teilnehmen, gewinnt das Buch noch andere, recht eigentlich autobiographische Geltung. Denn in dem Buch steht nicht nur ein Absagebrief an das seine eigene Vergangenheit tötende Berlin, es erklärt zugleich, warum Lissauer, ein Sprößling der berliner Jägerstraße, sich von dem deutschen Norden und seiner Landschaft abgekehrt und in Wien, dem schmeichlerischen, bleibenden Wohnsitz genommen hat. In diesem Sinne ist das Buch Braut- oder Flitterwochen-Brief, die warme Sinnlichkeit der Schilderung, der Klang im freudig-jungen Worte sagt einem zugleich, daß es Brautbrief eines Dichters ist. Aber eben gerade deshalb entläßt das Buch nicht ohne Sorge. Gerade weil hier soviel Sonne (im Herzen des Schreibers, auf den leuchtenden Häuserfassaden, im schillernden Grün der Weinberge und im opalenen Spiegel der Flußläufe) ist, fürchtet man den Witterungsumschlag. Es ist immer eine Gefahr, die an- und eingeborene Landschaft, die stumme, gegen eine „schönere" oder „kulturpredigende" einzutauschen; es ist immer etwas von seelischem Treubruch darin; und so gewiß ich davon überzeugt bin, daß ein Hebbel sich organischer erfüllt hätte, wäre er im deutschen Norden geblieben, so sehr fürchte ich das gleiche für Ernst Lissauer, um so mehr als er einer der organisch Erlebenden ist und es in diesem Buch der unorganischen Loslösung so siegreich dartut.

Berlin — Ernst Heilborn

Gewaltmenschen in Jesu Umwelt. Zeitbilder aus den Tagen der ersten Makkabäer bis zur Zerstörung Jerusalems. Von Ernst Ferdinand Klein. Berlin 1925, Deutsche Evangelische Buch- und Traktat-Gesellschaft. 294 S.

Die feine Kunst der lebendigen Geschichtserzählung wie sie sich in zusammenhängender Zeitenschilderung und bildhaften gleichnisartigen Schicksalen des Menschen darstellt und vor allem im Dienste der Volksbildung den Glauben an die Person und an die persönliche Kraft stärkt, macht uns dieses eigenartige, in die Tiefe greifende Buch fühlbar. Ernst Friedrich Klein, der aus der praktischen Seelsorge kommt und gediegene Menschenerfahrung mitbringt, hat schon in seinen schönen Zeitbildern aus der Kirchengeschichte eine solche praktische, vorurteilsfreie Historie mit erquickender Gegenwartsfrische und in einer Menschensprache, deren Herz gut schlägt, geschaffen, mit warmem Anteil an allem und doch mit geistiger Ruhe: ein Buch von Weltweite und Weltgeschehen. So ist auch das vorliegende Werk. Es hat

Gefühlstradition. Das Thema umfaßt die 180 Jahre vor bis 70 Jahre nach der Geburt Jesu und die entscheidende Geschichte Palästinas, des Schicksallandes der Erde. Auf die Hauptfiguren dieser Wandlungen und dieses Menschengewirrs ist alles Licht gesammelt: die heldenhaften Makkabäer, die führenden Vertreter des Herodeshauses und die Herren des damaligen Römerreichs. Die Stillen im Lande, die kleine jüdische Gemeinde Jesu, gleiten wie rührende Schatten oder ergebungsvolle Gestalten des Traums an uns vorüber, sie reden nicht, sie sind durch ihre Gegenwart ein Bekenntnis für sich selbst und lassen uns nur die erwartungsvolle Ruhe ihres Herzens fühlen. „Sie waren keine Gewalthaber. Aus ihrer dunkeln Umgebung treten sie still und leise nur um so leuchtender hervor . . .“ Der Verfasser schreibt aus einer genauen Kenntnis der Zeit und des Menschen heraus, er weiß von ihren feinsten Stimmungsschwankungen und von dem Gefüge des damaligen wirtschaftlichen Lebens. Er bemerkt auch die kleinen Wichtigkeiten des Tages, wie sie Fäden sind im Gespinste der Weltgeschichte, verwebt, kaum sichtbar im Ganzen und doch notwendig für das synthetische Verständnis der widerspruchslosen Einheit des geschichtlichen Lebens, obgleich nun schon Jahrhunderte seitdem vorüber sind. Es ist ein besonderer Reiz dieser knappen, oft auffallend sachlichen Erzählung, auch Fernstes, Unsicheres, Verschwimmendes wie aus zwielichtgetrübter Erinnerung ins Helle zu rücken und es aus den geheimnisvollen Formen alter Überlieferung unmerklich zu lösen, um es der Ansprache des Lebens gewachsen zu machen.

Wien — Franz Strunz

Geschichte Rußlands. Von W. Kliutschewskij. Herausgegeben von Friedrich Braun und Reinhold von Walter. Zweiter Band. VI, 421 Seiten mit einer Karte. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt; Berlin, Obelisk-Verlag.

Über die Anlage des ganzen Werks habe ich an Hand des ersten Bandes (L. E. XXVII, 437) das Nötige gesagt. Der vorliegende Band reicht etwa von der Mitte des 12. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, wobei das Hauptgewicht auf dem 15. und 16. Jahrhundert liegt; denn es handelt sich fortan im wesentlichen um Moskau und sein Großfürstentum nach der Befreiung vom tatarischen Joche, das von 1238 bis 1480 auf Nordostrußland gelastet hatte. Die furchtbaren Jahrhunderte der Heranbildung des großrussischen Volksstamms in 90 Bürgerfehden und 160 auswärtigen Kriegen (zwischen 1228 und 1426) bilden also nur die unerläßliche Grundlage (vgl. Gustave Dorés köstliche „Histoire de la Sainte Russie“ von 1854), den eigentlichen Kern- und Mittelpunkt aber die vier letzten Rurik: Iwan III., Wassilij III., Iwan IV. der Schreckliche und Feodor I. oder, besser: die kulturgeschichtlichen Vorgänge und Verhältnisse während dieser 13½ Jahrzehnte. Innerhalb der typischen Abschnitte möchte ich dem zwölften Kapitel über das „Pomestje“ die Krone reichen, weil es die russische Ausprägung des Lehnsrechts besonders plastisch vor Augen führt. Man kommt beim Lesen unwillkürlich auf den Bastianschen Völkergedanken zurück. Wer das deutsche und das russische Lehnswesen oberflächlich miteinander vergleichen würde, käme leicht auf den Gedanken einer Entlehnung durch Rußland im 15. Jahrhundert. Kliutschewskij weist aber den bodenständig russischen Ursprung des Pomestje-Systems unwiderleglich nach. Seine ganze Art und Weise nähert sich mit jedem neuen Abschnitt dem Ideal historiographischer Meisterschaft.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Bruder Deutscher. Ein Auslandsbüchlein. Von Ludwig Finckh. Stuttgart, Berlin und Leipzig 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 96 S.

Auch in diesem mehr aphoristisch als systematisch gehaltenen und einen munteren Plauderton anschlagenden Büchlein setzt Finckh seine unermüdliche Propaganda für Zusammenfassung und Vertiefung des Deutschtums fort. Er bringt uns die große Kolonie der Auslandsdeutschen nahe, deren 30 Millionen Seelen der alten Heimat gehören, wenngleich die Körper zu fremden Ländern zählen. Er fordert, daß sie in Deutschland gehört werden, daß sie Vertreter im Reichswirtschaftsrat, im Reichstag, in der Reichskanzlei bekommen. Werden sich auch diese praktischen Vorschläge so leicht nicht erfüllen lassen, so wird doch Finckhs warmherziger und temperamentvoller Idealismus Früchte zeitigen, und wenn er Ahnenkult und Familienforschung auch als Bindemittel zwischen Auslands- und Inlandsdeutschtum empfiehlt und preist, so hat er damit sicherlich ins Schwarze getroffen.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Romantik oder Reformation? Von Adolf Faut. Gotha-Stuttgart, F. A. Perthes. Geb. M. 4,–.

Die Frage: Romantik oder Reformation? kann nur durch das Kriterium des Erlebnisses gelöst werden. Das Wesen des lebendigen Gottes zu erkennen und in menschliche Begriffe zu fassen, wird der Theologie der Gegenwart so wenig möglich sein, wie es der Theologie der Vergangenheit möglich war. Aber das ist es ja auch gar nicht, worauf es ankommt. Sondern darauf kommt es an, daß wir den Gott, der die Wirklichkeit ist, erleben. Erleben nicht nur in seinem Gericht über die heutige Menschheit, sondern auch in ihrer Neuschöpfung. „Sich gebunden wissen an den Gott, der die Welt richtet und rettet, das ist die Religion, die uns not tut: die Religion, die weitherzig macht, die das wirkliche Leben, das Leben der Gegenwart durchdringt, die vom Wahrheitsernste erfüllte, die lebendige Religion.“

Der Verfasser sucht nun in sachlicher und wissenschaftlicher Weise darzutun, wieviel romantische Stimmung und wieviel reformatorische Kräfte sich in der Religion kundtun.

Es ist ihm außer Frage, daß viel Romantik im geistigen wie religiösen Leben der Gegenwart vorhanden ist. Er rechnet dazu die Meinung, das Fremde und Östliche bringe uns die Rettung, wenn wir es als Abendländer übernehmen würden. Ferner erscheint ihm die immer mehr um sich greifende Bewegung eines Verkehrs mit den Geistern im Spiritismus, Theosophie, Okkultismus und anderen Systemen von ausgesprochener Romantik. Auch die Hoffnung der katholischen Kirche, die Herrschaft über alle Gebiete der Kultur wieder an sich zu reißen.

Nach seiner Meinung muß alle Romantik in einer großen Enttäuschung enden. Weshalb? Weil sie sich wider die Wirklichkeit versündigt.

Nur wenn wir diese nicht länger übersehen oder vergewaltigen, wenn wir sie zu verstehen, in sie uns schicken und finden lernen, wird es uns gelingen, auf den Wegen, die uns das Schicksal weist, Neues zu schaffen.

Worauf also alles ankommt, ist: lebendige Gotteserkenntnis in der Wirklichkeit.

Das Buch ist ein guter Wegweiser für das Verständnis und das Innewerden der religiös geistigen Kräfte im Suchen und Kämpfen der Gegenwart. Es ist zugleich eine mit ernster Sorgfalt und wissenschaftlich klarem Geist gezogene Bilanz dieser Kräfte.

Danzig — Artur Brausewetter

Arbeit — Glaube — Liebe! Von Oskar Dinglinger. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. In Ganzleinen geb. M. 10,–.

An diesem Buch ist zweierlei von vornherein bemerkenswert: Das durch jede seiner Seiten hindurchglühende Suchen nach Wahrheit. Und dann die Belesenheit des Verfassers. Man merkt es dem Buch an: Es ist langsam, in immer vorwärts sich tastendem Suchen und Streben entstanden. Alles, was der Verfasser auf den verschiedensten Gebieten der Philosophie und Theologie, der Psychologie und Psychiatrie, der Physiologie und Naturwissenschaften, aber auch der besseren Belletristik gelesen, das hat er in sich verarbeitet, seinem Sehnen und Suchen dienstbar gemacht und zugleich selbständig zu gestalten versucht.

Und alles, was er so in sich aufgenommen, das dreht sich um die drei Losungsbegriffe seines Fragens und Forschens: Arbeit, Glaube, Liebe.

Sie werden ihm nicht nur die grundlegenden Kräfte für sein Buch. Sie werden ihm zugleich die unvergänglichen Quellen und Werte für alles menschliche Suchen und Schaffen.

Auch hier sind Erlebnis und Erkenntnis wie bei Fauts „Romantik oder Reformation" die Wurzeln des Werks, das ohne eigenes Erleben und Selbsterkenntnis, ohne aufrichtiges Wahrheitssuchen dem Leser nicht zugänglich werden kann. Und auch hier dreht sich alles darum, den Weg zur christlichen Wahrheit zu finden und zu weisen, wie sie in dem beschlossen liegt, der von sich sagen durfte: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben."

Das unverfälschte Christentum des Neuen Testaments aber liegt besiegelt im Glauben und in der Liebe. Deshalb nennt der Verfasser sein Werk auch im Untertitel: „Das Glaubensbekenntnis eines deutschen Christen." Als solches will es gelesen und gewertet werden.

Danzig — Artur Brausewetter

Dienst an der Welt. Zur Einführung in die Philosophie Leopold Zieglers. Mit einer Bildniszeichnung von Karl Hofer. Darmstadt 1925, Otto Reichl. 230 S. M. 3,–.

Die dicken Bände des Zieglerschen Lebenswerks machen eine zusammenfassende Orientierung notwendig. In dem vorliegenden, sehr lesbaren Buch verschiedener Verfasser nun erhält auch der uneingeweihte Leser in Kürze einen Begriff dessen, was dieser eigenartige Philosoph, unserer Besten einer, anstrebt. Gottfried Stein, Paul Wegwitz, Rudolf Pannwitz und Manfred Schröter bemühen sich in kürzeren und längeren Beiträgen um das Verständnis der reichen Gedankenwelt des schwäbischen Denkers. Aber das Beste und Lesenswerteste liefert auch hier Ziegler selber: einen älteren, unheimlich klaren und dennoch tiefen Essay „Vom Tod", seine 80 Seiten lange, an Selbstanalysen und Bekenntnissen, aus denen man lernen kann, reiche Selbstbiographie, die kein geistig Interessierter zu lesen versäumen sollte, und schließlich seinen Vortrag „Der deutsche Mensch", der die Quintessenz von Zieglers großem Werk „Das heilige Reich der Deutschen" enthält, aber auch den Kennern dieses Buchs insofern Neues bringt, als er das große Thema der Vereinigung des Gegensätzlichen überwiegend nach der sozialen Seite hin variiert und in der Aufrichtung einer menschenwürdigen Gesellschaft, die profan-demokratisch und sakral-hierarchisch zugleich ist, die Sendung des deutschen Menschen erblickt.

Schönwalde (Nbm.) bei Berlin — Paul Feldkeller

Vorlesungen über Logik. Von Oswald Külpe. Herausgegeben von Otto Selz. Leipzig 1923, S. Hirzel. XII, 364 S.

Diese aus dem Nachlaß des münchener Philosophieprofessors Külpe herausgegebene sehr scharfsinnige Logik im Sinne von Wissenschafts- und Bedeutungslehre steht ganz auf der Höhe einer Zeit, für welche das Wort Kants von der Abgeschlossenheit der Logik seit Aristoteles nicht mehr gilt und in der alle logischen Fragen wieder fast wie zur Zeit Platons in vollem Fluß sind. Einen großen Raum — und das macht dies Buch für weitere Kreise wertvoll — nimmt daher die überaus lehrreiche Darstellung und Kritik der Hauptrichtungen der Logik ein, worin Külpe seine Unabhängigkeit von der mächtigsten und geschlossensten der heutigen Philosophenschulen (der „phänomenologischen") wahrt und den Standpunkt einer allgemeinen Theorie der Bedeutungen vertritt.

Schönwalde (Nbm.) bei Berlin — Paul Feldkeller

Philosophisches Lesebuch. Herausgegeben von Max Ettlinger, Paul Simon, Gottl. Söhngen. Mit Porträts der Philosophen. München 1925, Kösel & Pustet. 443 S.

Diese Sammlung instruktiver philosophischer Lesestoffe aus den Werken von über fünfzig Philosophen aller Zeiten ist nicht nur, wie beabsichtigt, für den akademischen Unterricht, sondern sehr wohl auch für Gymnasien, Privatzirkel und Selbstunterricht mit Gewinn verwendbar. Auch Anfänger werden aus der Fülle des Gebotenen das ihnen Gemäße leicht herausfinden, sofern nur die katholische Grundeinstellung der Herausgeber berücksichtigt wird, die namentlich in der Auswahl zum Ausdruck kommt. An Stelle des ganz ausgefallenen Schelling ist der als Denker unbedeutendere Friedrich Schlegel getreten. Bergson, James fehlen, Eckehart (gegen Suarez!), Spinoza, Fichte, Hegel kommen schlecht weg. Die Pfeiler des Ganzen sind ausdrücklich Platon, Aristoteles, Augustin, Thomas und aus der Neuzeit nur noch Leibniz. Aber da wir modern gerichtete Lesebücher bereits besitzen und Modernität für die meisten Zeitgenossen nichts weiter als Grundsatzlosigkeit bedeutet, so kann nicht nur, sondern muß auch ein solches Buch zum Studium empfohlen werden.

Schönwalde (Nbm.) bei Berlin — Paul Feldkeller

Johann Nestroy, Sämtliche Werke. Historisch-kritische Gesamtausgabe in zwölf Bänden. Herausgegeben von Fritz Brukner und Otto Rommel. Erster und zweiter Band. Wien 1924, Kunstverlag Anton Schroll & Co. XVI u. 713, 772 S.

Saul unter den Propheten, Nestroy kritisch herausgegeben! „Wenn heut sein Geist herniederstiege" und dieses erste Sechstel seiner Opera omnia zu Gesicht bekäme, würde die beträchtliche Zahl guter Witze gewiß um einige voll bitterer Selbstironie vermehrt werden, würde er, der blutwenig von seinen dreiviertelhundert Stücken drucken ließ, vermutlich gegen das omnia dieser opera protestieren, die nunmehr allerdings einer ganzen Reihe von Alltags- und Eintagsarbeiten, wie sie der Kenner und Verächter seines Publikums aus dem Ärmel schüttelte, relative Ewigkeitsdauer verleihen. Doch wir sehen es ein: dem Philologen gebührt es nicht, frommt es nicht, paßt es nicht, auszuwählen; Werk ist Werk, das Wort sie sollen lassen stahn, sei es noch so leichte Ware. Übrigens, welches Wort? So eigen- und ungleichartig sind diese siebzig und mehr Theaterstücke über-

liefert, so verderbt ist zum Teil der Text sogar auch der gedruckten, daß beinahe bei jedem einzelnen neue kritische Fragen gestellt und von Rommel, einem längst bewährten Kenner des altwiener Dramas, beantwortet werden müssen, ja sich kaum ein anderer allgemeiner Grundsatz der Textgestaltung aufstellen läßt als dieser: wenn eine autographe Handschrift Nestroys vorliegt, ihr vor allen anderen Fassungen den Vorzug zu geben. — Die Ausgabe verfügt, gleich dem von uns hier bereits angezeigten Säkular-Raimund, über den gesamten literarischen Nachlaß ihres Poeten, teilt daher nicht wenige Dramen überhaupt zum erstenmal mit, verwertet mit der gebotenen Diskretion die Ergebnisse ihres Bestrebens und berichtet bei jedem Stück gewissenhaft über dessen Aufnahme und dessen Quelle (meist pariser Fertigware, die Nestroy mit leichter Hand verwienert und manchmal durch eigene Erfindung, stets durch witzige Wechselreden und Liedeinlagen zu seinem Besitz stempelt). Mit Rommel teilen sich in die Mühen der Herausgabe, von denen in jedem Band mehr als hundert Seiten Anhangs zeugen, der verdiente Sammler Brukner, dem speziell der reiche Bilderschmuck verdankt wird, und Adolf Hoffmann, dessen vorzügliche Erläuterungen zu den einzelnen Stücken eher einen Doktor Allwissend als einen Outsider unserer Wissenschaft vermuten lassen. — Die vorliegenden Bände enthalten Nestroys Zauberpossen, 14 an der Zahl: eine Gattung, der er seinen ersten großen Erfolg, den des „Lumpazivagabundus" (1833), schuldete und dennoch zum Totengräber wurde. — Über das Fortschreiten der Ausgabe wird zu berichten sein.

Wien — Robert F. Arnold

Handbuch der Kasperei. Von Erich Scheurmann. Buchenbach-Baden 1924, Felsen-Verlag. 62 S.

Ein brauchbares und sympathisches Büchlein. Auf gedrängter Seitenzahl gibt Scheurmann einen praktischen Leitfaden für die technische Herstellung der gesamten „Kasperei". (Ob übrigens diese sprachliche Neubildung besonders schön ist?) Außerdem faßt er, unter Anlehnung an Rabes „Kasper Putschenelle" in ganz knappen Teilabschnitten das Wesentliche aus der geschichtlichen Vergangenheit und zur „Dramaturgie" des Handpuppenspiels zusammen. Mit Recht werden Kasperltheater und Marionettenbühne voneinander abgegrenzt und dem ersteren mehr die Karikatur, den Drahtpuppen Märchen- und Phantasiestück zugewiesen. Gut begründet sind ebenfalls die ästhetischen Ausführungen des Verfassers, der Fragen wie „Stilechtheit", „romantische Ironie", „Für Kinder oder Erwachsene", „Hauskasperei und öffentliches Spiel" mit gesundem Urteil behandelt. Gewiß wird auch jede neue Zeit ihren eigenen Kaspertypus bilden, und es trifft völlig zu, wenn Scheurmann fordert: „Er muß von Kopf bis zu Füßen, von innen und außen, ein wahres Kind unserer Zeit sein." Aber wehmütig berührt es, wenn man von anderer Seite (Zeitschrift „Das Puppentheater", Heft 12, S. 187) erfährt, daß jetzt auch Handpuppenspiele „ein wenig antisemitische Tendenz" haben können; das fehlte gerade, daß auch Hanswurst und seine Späße parteipolitisch ausgenutzt werden und Unfrieden stiften sollten!

Frankfurt a. M. — Georg Schott

Kasper Putschenelle. Von Johannes E. Rabe. Mit handkoloriertem Titelbild und 18 Bildern im Text. Hamburg 1924, Quickborn-Verlag. 340 S. Geb. M. 7,—.

Es ist, als ob Johannes E. Rabe, der am 24. August 1924 verstorbene Altmeister der deutschen Handpuppen-Forschung noch zuletzt sein literarisches Lebenswerk hätte vollenden und krönen wollen. „Im Mai 1924" ist das Vorwort zu seinem „Kasper Putschenelle" Historisches über die Handpuppen und Hamburgische Kasperspiele datiert, und im Herbst desselben Jahres erschien dieses Hauptbuch, das 1912 zuerst herausgekommen war, in zweiter und sehr vermehrter Auflage. Wie die Liebhaberei eines volkstümlich interessierten und empfindenden Mannes auch der Wissenschaft Bereicherung schaffen kann, dafür gibt eben diese Neuauflage des berühmten und viel zitierten „Kasper Putschenelle" einen glänzenden Beweis: Darf sich doch keine andere deutsche Stadt, auch München nicht, rühmen, eine so ins Einzelne gehende Darstellung der Handpuppen-Tradition, eine so umfassende Sammlung alter und neuerer Kasperlszenen zu besitzen, wie Hamburg in diesem Buch. Zudem werden Rabes Forschungen auf seinem Spezialgebiet, wie sie die Eingangsteile auch für das übrige Deutschland und die anderen europäischen Kulturvölker zusammenstellen, auch weiterhin allen unentbehrlich sein, die der Geschichte des Puppenspiels nachgehen. Er, der von Haus aus einem praktischen Beruf angehörte, ist mit der vorbildlichen Philologentugend, der „Andacht zum Unbedeutenden", auch den unscheinbarsten Kleinigkeiten gründlichst nachgegangen — und im Zusammenhang gewinnen sie oft Bedeutung.

Der Verlag hat das schöne und wertvolle Buch, ein Standard-Werk eines jeden Kasperlfreundes, in schmucker und ansehnlicher Form herausgegeben. Eine besondere Zierde bildet die reizvolle farbige Miniatur einer Kasperlbude, die aus einer 1344 abgeschlossenen Handschrift des französischen Alexanderromans stammt. Johannes Rabe, der „Hyazinth Holland des Nordens", wird in diesem Werk weiterleben.

„Dîn sêle müeze wol gevarn
und habe dîn zunge danc!"

Frankfurt a. M. — Georg Schott

Die Kunst des Lichtspiels. Totenrede, gehalten vor der Einäscherung des Lichtbildners Matthias Grüner am 22. Mai 2034. Von Otto Foulon. Aachen 1924, Verlag „Die Kuppel". 39 S. M. 1,— (2,—).

Lichtspiel und Leben. Filmplaudereien. Von Erwin Magnus. (Zellenbücherei Nr. 76.) Berlin 1924, Dürr & Weber. 86 S. In Halbleinen M. 1,50.

Das Kulturfilmbuch. Unter Mitwirkung namhafter Fachleute herausgegeben von E. Beyfuß und A. Kossowsky. Berlin 1924, Carl P. Chryseliusscher Verlag (Chryselius & Schulz). 384 S. mit 48 Tafeln. In Leinen M. 10,—.

Die erste Schrift: preziöse Witzelei, jeanpaulisierend, flache Ästhetik des Films, die in seine Zukunftsmöglichkeiten hinauszudeuten sucht.

Die zweite Schrift: gute Hausmannskost eines erfahrenen Kochs, der geschickt den Vielen Kunde von Werden und Sein des Lichtbilds auftischt.

Die dritte Schrift: ein stattliches Sammelwerk, sehr geschickt aufgebaut, unterhaltsam und belehrend, die Apologie des Films, vorgetragen im Chorus der Leute vom Bau und vieler anderer Stimmen aus Wissenschaft, Kunst, Presse, Pädagogik. Wie das Kino höheren Aufgaben gedient habe und dienen wolle, das ist der Generalbaß, und er wird in den verschiedensten Tonarten abgewandelt. Ehrliches Bekenntnis des Unzulänglichen der bisherigen Leistung, klares

Aufzeigen der Ursachen, Besserungsvorschläge in Menge, alles unterstützt von guten Bildern. Ein ehrlicher, anregender, zum großen Teil auch dem Kundigen Neues bietender Versuch, über den Standpunkt von heute emporzugelangen.

Leipzig — Georg Witkowski

Meyers Lexikon. Siebente Auflage in vollständig neuer Bearbeitung, mit etwa 5000 Textabbildungen und über 1000 Tafeln, Karten und Textbeilagen. Erster Band. Leipzig 1924, Bibliographisches Institut.

Während Brockhaus bereits im vorigen Jahr sein neues vierbändiges Konversationslexikon vollständig dem Buchhandel übergeben hat, kommt das Bibliographische Institut nunmehr mit dem ersten Band seines neuen, auf 12 Riesenbände berechneten Lexikons und gibt damit den Auftakt zu einem monumentalen Werk, das berufen sein wird, Wissen und Bildung in die weitesten Kreise des Volkes zu tragen. Zwanzig Jahre nach der sechsten Auflage beginnt diese siebente zu erscheinen. Mit Recht weist der Verlag darauf hin, daß die Welt sich in diesen zwanzig Jahren von Grund aus umgestaltet hat. Die Umwertung in der Geltung der Völker, in der Bedeutung der sozialen Schichten, die vollständige Veränderung der Kartenbilder, der Anschauung von Volkswirtschaft und Rechtswesen, grundlegende Änderungen der sozialen Gesetzgebung, der Verfassungen, der Frauenfrage, des Geldwesens und tausend anderer, durch neue Erfindungen und Entdeckungen völlig umgestalteter Anschauungen erforderten eine besonders sorgfältige Auswahl der Mitarbeiter für die einzelnen Materien. Schon flüchtige Einblicke in den ersten Band zeigen, welche enorme, bewundernswerte Leistung seitens des Verlags vollbracht worden ist. Aber dieser muß auch ganz besonders gerühmt werden wegen der Ausstattung, die er dem Werke gegeben hat. Die große deutliche Schrift ist ein nicht zu unterschätzender Vorzug. Die Feinheit, mit der Bilder und Tafeln gedruckt sind — ganz außerordentlich schön sind alle farbigen Bilder — die Qualität des Papiers, das auch die im Text erscheinenden Bilder klar und unverschwommen wiedergibt, sind nicht genug anzuerkennen. Welche Vollständigkeit der Stoffe erreicht wird, geht schon daraus hervor, daß der erste Band, der auf Zweispaltendruck 1656 Spalten bringt, nur bis zu den diversen Berühmtheiten des Namens Bechstein, von denen der Märchensammler uns der liebste und der Pianofortebauer der bekannteste ist, gelangt. Daß der Verlag den Band in Halbleder ausgezeichnet gebunden auf den Markt bringt, muß besonders hervorgehoben werden. So braucht man sich nicht zu fürchten, den Wälzer so oft zu wälzen, wie der Mangel an Kenntnissen es dem glücklichen Besitzer wünschenswert macht.

Berlin — Fritz Carsten

Der Arbeitslöwe. Von Werner Türk. Berlin 1924, Arta-Verlag G. m. b. H.

Wenn durch Gerhart Hauptmann und andere soziale Dichter endgültig die Lust an den „armen Leuten" verloren gegangen ist, so kann sie durch Werner Türk wieder zurückgewonnen werden.

Sein Buch ist keine „Armeleutegeschichte", obwohl es sich nur im „Milieu" des Arbeiters bewegt. Es ist auch keine Stellungnahme zu sozialen Fragen, obwohl es die Fragwürdigkeit aller sozialen Fragen unausgesprochen und hart beweist. Es ist auch nicht irgendeine Dialektgeschichte, denn hier ist der Dialekt nicht irgendein zufälliger „Heimatszug", sondern der notwendige Träger des seelischen Rhythmus. Kurzum: dieses Buch handelt vom Menschen!

Die Diktion ist hart und klar, der Verfasser zurückgetreten hinter die Leidenschaft seiner Gestalten — das Buch rollt ab: als notwendiges Ereignis.

Es ist ohne Zweifel eins der besten Prosawerke, die man letzthin in Deutschland geschrieben hat.

Stuttgart — Heinz Dietrich Kenter

Nachrichten

Todesnachrichten. Paul Marsop ist am 31. Mai in Florenz gestorben. Er hatte nicht nur als temperamentvoller und kenntnisreicher Musikschriftsteller eine sehr geachtete Stellung eingenommen, sondern auch erfolgreich für die soziale Besserstellung der Musiker gewirkt und sich durch Gründung musikalischer Volksbüchereien, deren erste er 1902 errichtete, ein bleibendes Verdienst erworben. Unter seinen zahlreichen Schriften sind die „Musikalischen Essays", „Die Studienblätter eines Musikers", fortgesetzt als „Neue Kämpfe" besonders zu beachten. Marsop war am 6. Oktober 1856 in Berlin geboren worden und war gewillt gewesen, sich der ausübenden Musik zu widmen, ehe er sich der Musikschriftstellerei zuwandte.

Artur Moeller van den Bruck ist nach einer Meldung vom 3. Juni im 50. Lebensjahr gestorben. In seinen Werken „Die Deutschen, unsere Menschengeschichte", „Preußischer Stil", „Drittes Reich" hat er sich stark zu nationaler Weltanschauung bekannt.

Henny Koch ist nach einer Meldung vom 17. Juni in Jugenheim an der Bergstraße einem schweren Leiden erlegen. Sie hatte sich durch ihre Jugendbücher und Mitarbeiterschaft an der Mädchenzeitschrift „Das Kränzchen" einen breiten Wirkungskreis gesichert.

Pierre Louys ist am 4. Juni im Alter von 55 Jahren in Paris einem langjährigen Leiden, das zuletzt nahezu zur Erblindung geführt hatte, erlegen. Sehr jung, bereits im Jahre 1891, war er mit seiner Dichtung „Astarte" hervorgetreten, der bereits 1893 sein viel umstrittener und vielgepriesener Roman „Aphrodite" gefolgt war. Ein seltener Kenner hellenistischer Kultur versuchte er später die amüsante Fälschung der „Lieder der Bilitis" einzuschmuggeln. Von seinen späteren Büchern sind zu nennen „Die Abenteuer des Königs Pausolus" und „La femme et le pantin". Seit nahezu zwanzig Jahren aber war seine Schaffenskraft vollständig erschöpft. Als Schönheitsschilderer und Stilkünstler hat er sich eine bleibende Stellung in der französischen Literatur gesichert.

Camille Flammarion ist nach einer Meldung vom 6. Juni im Alter von 83 Jahren in Paris gestorben. Er war am 26. Februar 1842 in Montigny-le-Roi (Haute Marne) geboren worden, war für den geistlichen Stand bestimmt gewesen und hatte Theologie im Seminar zu Langre studiert, war dann aber 1858 in die pariser Sternwarte eingetreten und hatte sein gesamtes Wirken in den Dienst der Popular-Astronomie gestellt. Unter seinen Werken sind die „Astronomie populaire" und „Pluralité des mondes habitées"

am bekanntesten geworden und haben ihrem Verfasser europäische Geltung gesichert.

Arthur Chuquet ist nach einer Meldung vom 9. Juni im Alter von 72 Jahren gestorben. Sein Geschichtswerk über die französische Revolution und Napoleon hatte ihm einen ersten Rang unter den französischen Historikern gesichert. Seine „Studien über die deutsche Literatur" sind nicht bedeutungslos geblieben.

Adolf Noreen ist nach einer Meldung vom 15. Juni im Alter von 81 Jahren in Stockholm gestorben. Er galt als hervorragender Vertreter der germanischen Sprachwissenschaft in Schweden. Seine altisländische und altnordische Grammatik, seine Studien über schwedische Mundarten und seine neuschwedische Grammatik haben auch in Deutschland zum Rüstzeug der Philologen gehört.

Im Alter von 62 Jahren verschied in Leningrad der russische Literarhistoriker Nestor Alexandrowitsch Kotljarewskij, Sohn des bekannten Slawisten Alexander Kotljarewskij (1837—1881) und ordentliches Mitglied der Russischen Akademie der Wissenschaften. Nach dem Tode A. A. Schachmatoffs stand der Verstorbene an der Spitze der Abteilung für russische Sprache und Literatur dieser Akademie; das ihr angegliederte „Puschkinhaus" — ein weitangelegtes Museum und spezielles Laboratorium zum Studium der russischen Literatur des 19. Jahrhunderts — war eine Schöpfung Nestor Kotljarewskijs, der er im letzten Lustrum all seine Kräfte widmete. Zu seinen Hauptwerken gehören monographische Arbeiten über Lermontoff, Boratynskij, die Dekabristen Kuchelbecker, Fürst Odojewskij, Bestjustreff und Rylejeff, sowie eine Studie über den „Weltschmerz, seine Grundlagen und Abspiegelungen im Kunstschaffen"; außerdem hat Kotljarewskij Aufsätze über eine Reihe westeuropäischer Dichter, wie Beaumarchais, Byron, Hauptmann u. a. veröffentlicht. (P. E.)

Francisco A. de Icaza, ein geschätzter mexikanischer Dichter, starb am 28. Mai in Madrid. Von Beruf Diplomat, vertrat er seine Regierung in Madrid und Berlin. Seine bekanntesten Versbücher sind „Efimeras", „Lejanias" und „Canción del camino". Er übersetzte auch Dichtungen von Hebbel, Nietzsche, Liliencron und Dehmel.

Enrique Labarta, ein volkstümlicher galizischer Dichter, wurde Mitte Mai Opfer eines Unfalls. Zahlreiche populär gewordene Dichtungen, sowie auch Erzählungen von literarischem Wert kennzeichnen sein Schaffen.

Jerónimo Bécker starb am 25. Mai im Alter von 68 Jahren. Er verfaßte zahlreiche Werke historischen Charakters, gehörte einige Zeit der Redaktion des „El Globo" an, leitete später „La Epoca" und wirkte zuletzt als Archivar der Akademie für Geschichtsforschung.

João Chagas, ein hervorragender portugiesischer Schriftsteller, verschied am 28. Mai in Lissabon. Von Jugend auf begeisterter Republikaner, wurde er wiederholt eingekerkert oder exiliert. Nach dem Umsturz war er Präsident des ersten Kabinetts. Späterhin vertrat er Portugal in Paris und beim Völkerbund. Seine Bücher, besonders „Minhas razões", „Pamphletos" und „Historia da revolta do Porto" weckten in Portugal lebhaftes Echo. (M. B.)

* * *

Hermann Korff ist als Nachfolger Albert Kösters auf den Lehrstuhl für neuere deutsche Sprache und Literatur und zum Direktor des germanischen Seminars in Leipzig ernannt worden.

Paul Bekker ist zum Intendanten des kasseler Staatstheaters ernannt worden.

Alma Johanna Koenig hat für ihre beiden Romane „Der heilige Palast", Roman aus dem Byzanz Justinians und „Die Geschichte von Half dem Weibe", Roman aus der Wikingerzeit, den Literaturpreis der Stadt Wien für 1925 erhalten.

Der Romanpreis der pariser Akademie ist François Duhoureau für seinen Roman „Das Kind des Sieges" zuerkannt worden — einem Gerücht zufolge soll Poincaré in eigener Person verhindert haben, daß der Preis Kessel für seinen Roman „Die verblendeten Könige" zugesprochen wurde.

In Berchtesgaden ist ein Ganghofer-Denkmal am 7. Juli, dem 70. Geburtstage des Dichters, errichtet worden.

* * *

100000-Mark-Roman-Preisausschreiben des „Hamburger Fremdenblattes" und der „Münchner Neuesten Nachrichten". Herr Fedor von Zobeltitz in Berlin ist zum Mitglied des Preisrichter-Kollegiums ernannt und von seinen Kollegen an Stelle des kürzlich verstorbenen Landgerichtspräsidenten Mayer zum Vorsitzenden gewählt worden. Dem Preisgericht gehören ferner an die Herren Hans Friedrich Blunck-Hamburg; Albert Broschek, Verleger des „Hamburger Fremdenblattes"; Gustav Frenssen-Barlt i. Holstein; Frau Ricarda Huch-München; Bernhard Kellermann-Berlin; Dr. Tim. Klein-München; Max Alexander Neumann-Hamburg; Dr. Friedrich Trefz, Verlagsdirektor der „Münchner Neuesten Nachrichten".

Hans Knudsen hat die Schriftleitung der „Szene" niedergelegt. Alle für die Zeitschrift bestimmten Sendungen sind fortan an die Vereinigung künstlerischer Bühnenvorstände Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 3, zu richten.

Eine Bibliothek norwegischer Literatur aus den Kriegsjahren wurde von Oberbibliothekar Wilhelm Munther als Gabe norwegischer Freunde der Preußischen Staatsbibliothek übermittelt.

Marcel Bouteron hat Bruchstücke von unvollständigen und bislang unveröffentlichten „Contes drolatiques" von Balzac in der Bibliothek von Lovenjoul aufgefunden, von denen wenigstens zwei fast abgeschlossen sind.

Der Verlag „Renaissance" in Tiflis erläßt einen Aufruf an die georgischen Verehrer Nietzsches aus Anlaß der 25. Wiederkehr des Todesjahres, an einer Nietzsche-Festschrift mitzuarbeiten. Das Werk soll auch Proben aus „Zarathustra" in georgischer Übersetzung bieten.

In Berlin ist ein Willibald-Alexis-Bund gegründet worden, der sich zur Aufgabe setzt, neben Vorsorge für eine kritische Alexis-Ausgabe und eine Biographie die Liebe zur märkischen Landschaft zu pflegen.

Die „Staatliche Akademie der Kunstwissenschaften" in Moskau hat vor kurzem das sehr umfangreiche Akssakoffsche Familienarchiv erworben, dessen Inhalt in den Publikationen der Akademie zur Veröffentlichung gelangen soll. Das Archiv enthält eine Anzahl Notizbücher von Ssergej Timofejewitsch Akssakoff, dem Verfasser der auch ins Deutsche übertragenen „Familienchronik", sowie von seinem Sohn Konstantin Ssergejewitsch A., dem hervorragenden Slawophilen, und eine ganze Serie eigenartiger Jagdtagebücher des ersteren von 1810—1826. Von den Mitgliedern der Familie Akssakoff sind zirka 900 Originalbriefe vorhanden, und die Zahl der an dieselben adressierten Briefe beträgt ungefähr die Hälfte dieser Ziffer. In der letzten Gruppe befinden sich Briefe von Gogol, Bjelinskij, Schewtschenko, Alexander Herzen, Turgenjeff u. a.

„Puschkin-Aussagen" betitelt sich der neueste Band der hier bereits erwähnten Memoirenserie des moskauer Verlags M. u. J. Ssabaschnikoff. Es handelt sich um mündliche Berichte und Aussagen über den Dichter von einer Reihe Personen, die Puschkin nahe gestanden haben — in erster Reihe seines intimen Freundes P. W. Naschtschokin, einer äußerst typischen Figur Altmoskaus —, welche Pjotr Iwanowitsch Bartenjeff, der Herausgeber der Monatsschrift „Rußkij Archiv", in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eifrig gesammelt und niedergeschrieben hatte. Die Aufzeichnungen Bartenjeffs hat M. A. Ziawlowskij mit sehr umfangreichen Kommentaren versehen, welche zwei Drittel des Buchs ausfüllen. — Naschtschokin erzählte Bartenjeff u. a., Goethe hätte einst durch einen russischen Reisenden Puschkin seine Gänsefeder übersandt, welche der russische Dichter hoch in Ehren hielt und in einem roten Saffianfutteral mit entsprechender Aufschrift auf seinem Schreibtisch aufbewahrte.

Als neueste Publikation des „Puschkinhauses" in Leningrad erschien ein Band diverser „Tschechowiana" (Verlag „Athenaeum", daselbst), redigiert und kommentiert von M. D. Bjelajeff und A. S. Dolinin. Der Band enthält einige aus Zeitschriften ausgegrabene, humoristische Kleinigkeiten aus der Jugendzeit A. P. Tschechoffs, seine Parodie auf das einst äußerst populäre Ssuworinsche Drama „Tatjana Rjepin", sowie bisher unveröffentlichte Briefe an den Publizisten M. O. Menschikoff, A. A. Tichonoff-Lugowoj und einige andere Persönlichkeiten aus der russischen Literaturwelt. Den zweiten Teil des Buchs bilden Erinnerungen an Tschechoff von Frau Anna Iw. Ssuworin, der Gemahlin des Redakteurs der einflußreichen petersburger Zeitung „Nowoje Wremja", zu deren Mitarbeitern Tschechoff eine Zeitlang gehörte, des greisen Rechtsgelehrten A. F. Koni, sowie der Dichterin und Übersetzerin Tatjana L. Schtschepkina-Kupernik, die zum intimen Bekanntenkreise Anton Pawlowitschs gehörte. Den Band beschließt eine erschöpfende Tschechoff-Bibliographie aus den Jahren 1880—1904, zusammengestellt von A. P. Klenskij.

Die von dem verstorbenen S. A. Wengeroff seinerzeit in Angriff genommene Gesamtausgabe der Werke des russischen Kritikers W. G. Bjelinskij, die mit dem elften Bande stehengeblieben war, wird nunmehr vom Staatsverlag in Moskau zu Ende geführt. Die Redaktion der noch ausstehenden zwei Bände hat W. S. Spiridonoff übernommen; der zwölfte Band bringt die zweite Serie der Puschkinaufsätze Bjelinskijs sowie diverse Rezensionen und Artikel, die Wengeroff unberücksichtigt gelassen hatte, der dreizehnte und letzte — Kommentare und Gesamtregister.

(P. E.)

Der P.-E.-N.-Club — die Buchstaben bedeuten „Poets, Essayists, Novelists" —, der vor vier Jahren in England gegründet wurde, um die hervorragenden Schriftsteller der verschiedenen Länder in persönliche Beziehung zu bringen und den geistigen Austausch zu vermitteln, und von dem bereits in 22 Ländern Gruppen bestehen, hielt vom 21. bis 23. Mai in Paris seinen dritten internationalen Kongreß ab. Der erste fand 1923 in London, der zweite 1924 in Neuyork ohne deutsche Beteiligung statt. Diesmal sendete die deutsche Gruppe ihre Ausschußmitglieder Karl Federn und Hans Friedrich Blunck nach Paris; Heinrich Mann war als Ehrengast der französischen Gruppe eingeladen, und auch andere Mitglieder der deutschen Gruppe nahmen teil. Es ist der wesentliche Grundsatz des P.-E.-N.-Clubs, daß, wer Mitglied einer Gruppe ist, auch von allen anderen aufgenommen wird. Die deutschen Delegierten fanden in Paris den denkbar freundlichsten Empfang; Heinrich Mann, der beim Bankett am 21. Mai eine Rede hielt, wurde mit besonders warmem Beifall begrüßt, und während am ersten Tag der Präsident und erste Delegierte der englischen Gruppe John Galsworthy den Vorsitz führte, wurde am zweiten der deutsche Delegierte, Karl Federn, zum Vorsitzenden gewählt, am dritten der Franzose Jules Romains. In den geschäftlichen Sitzungen wurde die Wahl von Kommissionen, die für den Austausch der Literaturen durch Vermittlung guter Übersetzungen sorgen sollen, sowie eine straffere Zusammenfassung der bisher nur lose verbundenen Gruppen unter einem gemeinschaftlichen Komitee beschlossen, in dem alle Gruppen der Reihe nach den Vorsitz führen sollen, sowie die Ausgabe eines Verbandsorgans, das vorläufig in Paris erscheinen wird. Der nächste Kongreß wird im kommenden Frühjahr in Berlin stattfinden. Es lagen Einladungen nach Rom und Brüssel vor, aber auf französischen Wunsch zogen die italienischen und belgischen Delegierten ihre Einladungen zugunsten der deutschen zurück, die einstimmig angenommen wurde. Dem Ausschuß der deutschen Gruppe gehören zurzeit an: Ludwig Fulda als Vorsitzender, ferner Hans Friedrich Blunck, Marie von Bunsen, Karl Federn, Max Halbe, Graf Harry Keßler, Joachim Kühn, Heinrich Mann, Walter von Molo, Albert Osterrieth, Rudolf Presber, Samuel Sänger, Hermann G. Scheffauer, Fedor von Zobeltitz.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Bachmann, Hermann. Gesammelte Erzählungen. Herausgegeben von Alfred Klaar. Prag 1924, Franz Kraus. 226 S.

Berneder, O. Der ungerechte Rechtsanwalt. Roman. Kempten 1925, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 461 S. M. 6,50 (8,—).

Dittmer, Hans. Frühlingswille. Roman. (Engelhorns Roman-Bibl., 38. Reihe, Bd. 15/16). Stuttgart 1925, J. Engelhorns Nachf. 285 S. M. 1,50 (2,50).

Dreyer, Max. Das Gymnasium von St. Jürgen. Leipzig 1925, L. Staackmann. 287 S.

Fankhauser, Alfred. Die Brüder der Flamme. Roman. Leipzig 1925, Grethlein & Co. 354 S.

Grautoff, Erna. Jahreszeiten der Seele. Roman. Berlin 1925, Eigenbrödler Verlag. 411 S.

Greiner, Elvira. Die Tür ist offen. Novellen. Klagenfurt 1925, Ferd. Kleinmayr. 323 S. Geb. M. 4,—.

Griese, Friedrich. Alte Glocken. Roman. Trier 1925, Fr. Lintz. 260 S.

Gurk, Paul. Meister Eckehart. (Ebenda.) 230 S.

Molo, Walter von. Bobenmatz. Roman. München 1925, Albert Langen. 225 S. M. 3,– (5,50).
Otto, Ernst. Vertell! Vertell! Schwänke und Schnurren von der Wasserkante neu erzählt (Niederdeutsche Miniaturen). Hannover 1925, Paul Steegemann. 169 S.
Paul, Adolf. Der Teufel im Exil. Novellen. München 1925, Albert Langen. 271 S. M. 3,50 (6,–).
Pflug, Hans. Geliebte Landschaft. Skizzen. Verden a. A. 1925, Verlag Schönheitssiedlung „Sonnenlicht-Heide". 79 S. M. 1,75 (2,75).
Schubart, Arthur. Heidesommer. Die Geschichte einer Liebe. München 1925, F. C. Mayer G. m. b. H. 173 S. Geb. M. 3,50.
Seidel, Willy. Die ewige Wiederkunft. Ein Buch exotischer Schicksale. Novellen. (Das kleine Propyläen-Buch.) Berlin 1925, Propyläen-Verlag. 211 S. M. 3,50.
— Der Käfig. Ein seelisches Abenteuer (Ebenda). 160 S.
Sperl, August. Der Bildschnitzer von Würzburg. Romandichtung. Mit 10 Abbildungen von Werken Tilman Riemenschneiders. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 181 S. Geb. M. 5,–.
Speyer, Wilhelm. Das Mädchen mit dem Löwenhaupt. Roman. Berlin 1925, Ullstein. 234 S.
Steinmüller, Paul. In Allmutters Garten. Stuttgart 1925, Greiner & Pfeiffer. 87 S. M. 2,50 (3,50).
Tiergeschichten. Bd. I/II. Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Bd. 66/67. Hamburg-Großborstel 1925, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 118, 115 S. Geb. je M. 2,–.
Weiß, Ernst. Männer in der Nacht. Roman. Berlin 1925, Propyläen-Verlag. 239 S.
Zickel, Reinhold. Das Liríleirapodragü oder Die neun Geschichten vom Echo. Ein phantastisches Karussell. Frankfurt a. M. 1925, Iris-Verlag. 152 S. Geb. M. 4,80.

* * *

Meredith, George. Der Egoist. Roman. („Epikon", eine Sammlung klassischer Romane.) Deutsch von Hans Reisiger, der auch das Vorwort schrieb. Leipzig 1925, Paul List. 826 S.
Moore, George. Liebesleute in Orelay. Deutsch von Max Meyerfeld. Berlin 1925, S. Fischer. 146 S. M. 1,50 (2,50).
Safed der Weise. Parabeln. Aus dem Amerikanischen von Max Hayek. München 1925, Albert Langen. 150 S. M. 3,– (5,–).
Duhamel, Georges. Zwei Freunde. Roman. Deutsch von N. Collin. Berlin 1925, Propyläen-Verlag. 262 S.
Gautier, Théophile. Gesammelte Werke: Die vertauschten Paare. Mit 58 Zeichnungen von Karl M. Schultheiß. Übertragen von Gabriele Betz. 373 S. — Jettatura. Mit 61 Zeichnungen von demselben. Übertragen von Alastair. 337 S. — Avatar. Mit 59 Zeichnungen von demselben. Übertragen von Alastair. 284 S. Hellerau bei Dresden 1925, Avalun-Verlag. Je M. 4,50 (6,50).
Voltaire. Candid oder Die Beste der Welten. Roman. Aus dem Französischen von Ernst Sander. Leipzig 1925, Philipp Reclam jun. 144 S. Geb. M. 1,20.
Fogazzaro, Antonio. Das Geheimnis des Dichters. Roman. (Hausschatzbuch 44.) München 1925, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 160 S. M. 1,50.
Fleuron, Svend. Der Graf auf Egerup. Roman. Ber. Übers. aus dem Dänischen von Thyra Jakstein-Dohrenburg. Jena 1925, Eugen Diederichs. 256 S. M. 5,– (7,50).

Lyrisches und Episches

Schaffner, Georg. Verse. Straßburg 1925, Arc-Verlag. 24 S.
Schanz, Frida. Der Teufelsbub. Abenteuerliche Geschichte eines tollen, lieben Jungen. Gotha-Stuttgart 1925, Fr. A. Perthes A.-G. 49 S. Geb. M. 4,–.

Dramatisches

Bronnen, Arnolt. Die Exzesse. Lustspiel. Berlin 1925, Ernst Rowohlt. 89 S. M. 2,– (3,50).
Hübscher, Christian. Himmel und Erde. Ein Mysterium der Liebe. Bremen 1925, Ch. Hübscher. 80 S.
Seeberg, Dierck. Erdkraft. Essen 1925, Otto Schlingloff. 217 S.

Literaturwissenschaftliches

Das deutsche Drama. In Verbindung mit Julius Bab, Albert Ludwig, Friedrich Michael, Max J. Wolff und Rudolf Wolkan. Herausgegeben von Robert F. Arnold. München 1925, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 878 S. M. 20,– (24,–).
Goldschmidt, Helene. Das deutsche Künstlerdrama von Goethe bis R. Wagner (Forschungen, Bd. LVII). Weimar 1925, Alexander Duncker. 161 S. M. 6,60.
Heilbrunn, Ludwig. Faust II. Teil als politische Dichtung. Frankfurt a. M. 1925, Neuer Frankfurter Verlag. 32 S.
Hengstenberg, Ernst. Gestalten und Probleme der rheinischen Dichtung der Gegenwart. Mit kritischen Erläuterungen und bibliographischen Nachweisungen. Hildesheim 1925, Franz Borgmeyer. 147 S. M. 3,50.
Lehmann, Emil. Hölderlins Idylle „Emilie vor ihrem Brauttage" (Prager Deutsche Studien, 35. Heft). Reichenberg i. B. 1925, Franz Kraus. 54 S.
Liliencron. Unbegreiflich Herz. Detlev von Liliencrons Liebesbriefe an Helene von Bodenhausen. Herausgegeben und eingeleitet von Heinrich Spiero. Mit 8 Bildern und 4 Faksimiles. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 224 S. Geb. M. 7,–.
Popper-Lynkeus, Josef. Voltaire. Eine Charakteranalyse in Verbindung mit Studien zur Ästhetik, Moral und Politik. Herausgegeben von Margit Ornstein. Wien 1925, R. Löwit. 317 S. M. 8,– (10,–).
Rüegg, August. Luis de Camões und Portugals Glanzzeit im Spiegel seines Nationalepos. Basel 1925, Helbing & Lichtenhahn. 230 S. Geb. M. 5,–.
Schulhof, Hilda. Spanische Prosadichtung des Mittelalters in deutscher Übersetzung (Juan Manuels „El Conde Lucanor"). Reichenberg 1925, Franz Kraus. 64 S.
Sternberg, Leo. Ein Dichter des Rheins und Westerwaldes. (Deutsche Kultur an Rhein und Ruhr IV.) Langensalza 1925, Julius Beltz. 55 S.
— Kurt. Die Geburt der Kultur aus dem Geiste der Religion. Entwickelt an Gerhart Hauptmanns Roman „Die Insel der großen Mutter". Berlin-Grunewald 1925, Walther Rothschild. 92 S. M. 3,– (4,80).

* * *

Dostojewski am Roulette. Herausgegeben von René Fülöp-Miller und Friedrich Eckstein. Mit 9 Bildbeilagen. Die Briefe Dostojewskis und die Aufzeichnungen seiner Gattin sind aus dem russischen Manuskript übersetzt von Vera Mitrofanoff-Demelic. München 1925, R. Piper & Co. 265 S.

Verschiedenes

Below, Georg von. Über historische Periodisierungen mit besonderem Blick auf die Grenze zwischen Mittelalter und Neuzeit. Mit einer Beigabe: Wesen und Ausbreitung der Romantik. (Einzelschriften zur Politik und Geschichte, 11. Schrift.) Berlin 1925, Deutsche Verlags-Gesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. 108 S. M. 2,–.
Brockhaus, Heinrich. Die Kunst in den Athos-Klöstern. Mit 25 Text-Abbildungen, einer Karte, 7 Steindruck- und 23 Lichtdrucktafeln. Leipzig 1924, F. A. Brockhaus. Von Seite 287–335.
Buchwald, Reinhard. Dennoch der Mensch! Die Volkshochschule als geistige Bewegung. (Zeitwende.) Jena 1925, Eugen Diederichs. 109 S. M. 3,50.

Burckhardt, Georg. Weltanschauungskrisis und Wege zu ihrer Lösung. Auch eine Einführung in die Philosophie der Gegenwart. I. Teil. Leipzig 1925, Robert Noske. 208 S. Geb. M. 7,–.

Das Rheinbuch. Eine Festgabe rheinischer Dichter. Herausgegeben von Josef Ponten und Josef Winckler. Mit 54 Abbildungen. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 383 S. Geb. M. 15,–.

Der alte Kaiser. Briefe und Aufzeichnungen Wilhelms I. Herausgegeben von Karl Pagel. Leipzig 1925, Bibliographisches Institut. 438 S. Geb. M. 4,50.

Die Prostitution. II. Bd., erste Hälfte. Von Iwan Bloch und Georg Loewenstein. Mit einem Namen-, Länder-, Orts- und Sachregister. Berlin 1925, Louis Marcus. 728 S. M. 12,–.

Engelhardt, R. von. Organische Kultur. Deutsche Lebensfragen im Lichte der Biologie. München 1925, J. F. Lehmann. 115 S.

Hildenbrandt, Fred. Tageblätter. (Gesammelte Aufsätze 1923/24.) Berlin 1925, Landsberg. 136 S.

Hueck, Walter. Die Philosophie des Sowohl-als-auch. Entwurf einer Pendelrhythmischen Weltanschauung. Darmstadt 1925, Otto Reichl. 218 S. Geb. M. 12,–.

Kerler, Dietrich Heinrich. Weltwille und Wertwille. Linien des Systems der Philosophie. Aus hinterlassenen Notizen aufgebaut und herausgegeben von Kurt Port. Leipzig 1925, Alfred Kröner. 547 S. Geb. M. 18,–.

Kohlhaas, Michael. Von Papst Urban dem Vierten bis zur Schallhammer Kathl. München 1925, Curt Pechstein. 159 S. Geb. M. 3,–.

Liebmann, Kurt. Das kosmische Werk. Dessau 1925, Dion-Verlag Liebmann & Mette. 300 S.

Lissauer, Ernst. Glück in Österreich. Bilder und Betrachtungen. Frankfurt a. M. 1925, Frankfurter Sozietätsdruckerei G. m. b. H. 219 S.

Löhr, Max. Das Deuteronomium. Untersuchungen zum Hexateuchproblem. II. (Schriften der Königsberger Gelehrten-Gesellschaft I, 6.) Berlin 1925, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. S. 163 bis 208. M. 3,–.

Lüders, Else. Minna Cauer. Leben und Werk. Dargestellt an Hand ihrer Tagebücher und nachgelassenen Schriften. Gotha-Stuttgart 1925, Fr. A. Perthes A.-G. 311 S. Geb. M. 8,–.

Meyer, Semi. Die geistige Wirklichkeit. Der Geist im Gefüge der Welt. Stuttgart 1925, Ferdinand Enke. 260 S.

Normann, Friedrich. Mythen der Sterne. Herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen. Mit 17 Abbildungen im Text, 12 Tafeln und einer Weltkarte. Gotha-Stuttgart 1925, Fr. A. Perthes A.-G. 521 S. Geb. M. 14,–.

Pfeffer und Salz der frumbden Christenheit in Stadt und Land in die sonntägliche Predigtkost gestreut vom Bruder Bernhard. Herausgegeben von Paul Reinelt. Freiburg i. B. 1925, Herder & Co., G. m. b. H. 150 S. Geb. M. 3,30.

Riesenberg, Albrecht. Einführung in Sprechtechnik und Vortragskunst. Mit 10 Abbildungen. Leipzig 1925, B. G. Teubner. 130 S. M. 3,60 (4,50).

Trautmann, Reinhold. Über einige unbekannte Prager Drucke des Mikuláš Konáč aus den Jahren 1507–1511 (Schriften der Königsberger Gelehrten-Gesellschaft I, 5). Berlin 1925, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. S. 143–161. M. 1,50.

Voßler, Karl. Geist und Kultur in der Sprache. Heidelberg 1925, Carl Winters Universitäts-Buchhandlung. 267 S. M. 8,– (10,50).

Wach, Joachim. Meister und Jünger. Zwei religionsphilosophische Betrachtungen. Leipzig 1925, Eduard Pfeiffer. 75 S. M. 3,– (4,–).

Weimer, Hermann. Psychologie der Fehler. Leipzig 1925, Julius Klinkhardt. 92 S. M. 3,–.

* * *

Croce, Benedetto. Der Begriff des Barock. Die Gegenreformation. Zwei Essays. Zürich 1925, Rascher & Cie. 67 S.

Störmer, Carl. Aus den Tiefen des Weltenraums bis ins Innere der Atome. Mit 65 Abbildungen. Deutsche Ausgabe von J. Weber. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus. 195 S. Geb. M. 6,–.

Kliutschewskij, W. Geschichte Rußlands. Herausgegeben von Friedrich Braun und Reinhold von Walter. II. Bd. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt (Obelisk-Verlag). 421 S.

Bialik, Chaim Nachman. Essays. Autorisierte Übersetzung aus dem Hebräischen von Viktor Kellner. Berlin 1925, Jüdischer Verlag. 238 S. Geb. M. 6,–.

Dubnow, Simon. Die älteste Geschichte des jüdischen Volkes. In 10 Bänden. Orientalische Periode. Bd. I. Autorisierte Übersetzung von A. Steinberg. Berlin 1925, Jüdischer Verlag. 486 S. Geb. M. 15,–.

* * *

Das Tor: Urban, Begegnungen in der Nacht. Erzählung. 60 S. – Heinz Steguweit, Das Laternchen der Unschuld. Rheinische Schwänke. 91 S. – Friede H. Kraze, Der Freier. Novelle. 100 S. – Franz Herwig, Sterne fallen und steigen. Zwei Novellen. 55 S. – Kempten 1925, Jos. Kösel & Fr. Pustet. Je M. 1,– geb.

Fischers illustrierte Bücher: Gerhart Hauptmann, Fasching. Illustriert von Alfred Kubin. 58 S. M. 1,50 (2,50). – Thomas Mann, Herr und Hund. Idylle. 140 S. M. 2,– (3,–). Berlin 1925, S. Fischer.

Hendel-Bücher Nr. 2539. Ferdinand Avenarius, Die Kinder von Wohldorf. Eine Dichtung. 43 S. – 2547. Franz Nabl, Der Tag der Erkenntnis. Novelle. 71 S. – 2548. Paul Ilg, Maria Thurnheer. 76 S. – 2549. Albert Trentini, Tirol Anno 1809. 62 S. – 2561. Helene Voigt-Diederichs, Fünf Geschichten aus Schleswig-Holstein. 63 S. Berlin, Otto Hendel Verlag (Hermann Hillger) je M. –,30 (–,95).

Kataloge

Alte und neue Buchkunst. Katalog 16. Berlin, Waldemar Poseck. – Antiquariatskatalog 1. Berlin, Atlantic-Buchhandlung. – Autographen. Katalog 212. Berlin, Leo Liepmannssohn.

Balkanhalbinsel. Ant.-Kat. 711. Frankfurt a. M., Joseph Baer & Co. – Bibliothek Prof. Richard M. Meyer. Kat. VI. Folklore 1/2. Berlin, Meyer & Mittler.

Deutsche Literatur I. Kat. VIII. Charlottenburg, Hellersberg.

– Kat. 12. Karlsruhe, Müller & Gräff.

Geschichte und Länderkunde. Ant.-Kat. 115. Stuttgart, Oskar Gerschel.

Kultur- und Sitten-Geschichte. II. Ant.-Kat. 318. Bayreuth, B. Seligsberg.

* * *

Nijhoffs Mededeelingen vom 15. März bis 15. Mai 1925. Haag, M. Nijhoff.

Redaktionsschluß: 5. Juli

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. – Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. – Adresse: Berlin W 57, Bülowstraße 107.

Erscheinungsweise: monatlich einmal. – Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 4.–, Einzelheft Gm. 1.50.

Vom Drama der Gegenwart

VIII.

Synthetismus

Von Hans Franck (Frankenhorst)

Es ist schon länger als ein halbes Dutzend Jahre her, daß ich diesen Begriff zur Bezeichnung des kommenden Stils unseres deutschen Dramas prägte. Es geschah in den Zeiten, da der Expressionismus noch in seiner Sünden Maienblüte stand. Da es möglich war, daß ich allen Ernstes von meinen derzeitigen Schülern (angehenden Schauspielern und Schauspielerinnen) zur Verantwortung gezogen wurde und mich eines hochnotpeinlichen Verhörs unterziehen mußte, weil ich das Ende der damals von der Jugend (insbesondere den jungen Schauspielern) vergötterten Kunstrichtung vorauszusagen gewagt hatte. Inzwischen ist ja nun der Expressionismus sehr viel schneller und sehr viel gründlicher verstorben, als selbst ich es dazumal angenommen hatte und die derweil herangereiften jugendlichen Richter, die eine abweichende Meinung als ein Sakrileg an ihrem ästhetischen Glaubensbekenntnis ansahen, würden äußerst entrüstet sein, wenn man sie der Rückständigkeit des Expressionismus verdächtigte.

Als ich in den Zeiten der größten Schlagwortverwirrung den Ruf „Synthetismus!" hinausgehen ließ, da lag es mir vollkommen fern, die vorhandenen Schlagworte um ein neues zu vermehren; unduldsame, fanatische, dogmengläubige Anhänger einer alleinseligmachenden ästhetischen Schriftauslegung um meine Lehre oder gar um meine dramatische Kunst zu sammeln. Ich wollte zur Klärung der grundlegenden Begriffe beitragen, wollte mit dem Scheinwerferlicht eines ungewöhnlichen Wortes das Ziel der neuen, schon damals in der Bildung begriffenen Kunst herausheben, sichtlich machen. Daß meine Bezeichnung wohl die Zustimmung vieler der stets in der Minderzahl befindlichen Wissenden fand, aber nicht in aller Mund kam; daß sie wohl bei Freund und Feind, wenn auch manchmal in schamhaft verhüllter Form immer wieder anzutreffen war, aber nicht zum Allerweltschlagwort wurde; daß man wohl in der Sache mir hüben und drüben tausendfältig recht gab, recht geben mußte, aber in der Theorie mir des öfteren widersprach: kann niemand mehr freuen als mich. Die Entwicklung der Dinge hat nicht gegen die Benennung, wohl aber für die Sache gesprochen. Die ist glücklicherweise viel zu groß, viel zu reich, viel zu umfänglich, viel zu gegliedert, viel zu gegensätzlich, als daß ein Schlagwort sie erschöpfen könnte. Die ist viel zu tief verwurzelt, viel zu sehr vom ewigen Strom gespeist, als daß ein zeitlich bedingter Begriff, die Betonung, die Plakatierung einer Äußerlichkeit ihr gerecht werden könnte. Denn was hat dem Impressionismus und dem Expressionismus die Popularität in jenen Kreisen verschafft, für die eine neue Hutmode und eine neue Kunstform, ein noch nicht dagewesenes Schuhraffinement und ein nur eingeweihten Kreisen verständliches dramatisches Kunstwerk auf der gleichen Stufe stehen? Die naheliegende Möglichkeit, Äußerlichkeiten für das Wesentliche zu nehmen, die Verlockung, oberflächliche Merkmale als das Eigentliche anzusprechen. Der Erfolg schuf nicht die Mehrung des Verständnisses, nicht die Vertiefung der Erkenntnis, sondern die Mehrung des Mißverständnisses, die Verflachung des Erlebnisses. Ein gnädiges Geschick bewahre die auf Tod und Leben ringende gegenwärtige dramatische deutsche Kunst recht lange vor einem Erfolg, vor einem Sieg d i e s e r Art. Verweigere ihr noch für viele Jahre, für Jahrzehnte die modische Anerkennung. Erhalte ihr den belebenden Kampf, den sie — gemäß ihrer Art — nicht wie Impressionismus und Expressionismus nach einer, sondern nach zwei Seiten führen muß. Denn sie kann, sie darf, sie wird — da ihre innerste Sehnsucht, ihr Lebenswille „Synthese!" heißt — weder den Ultras zur Rechten noch den Ultras zur Linken,

weder den Wirklichkeitsgläubigen noch den Geistfanatikern Genüge tun, sondern mit der Feindschaft all derer rechnen müssen, die nicht von der Sünde der Sünden lassen können: Durch Vereinzelung, durch Überbetonung des Besonderen, durch Hypertrophie von Zufälligkeiten an der Totalität, an der Ganzheit schuldig zu werden.

Schon daraus geht hervor, daß es sich bei der neuen dramatischen Kunst um die Überwindung der immer wiederkehrenden menschlichen Schwäche handelt, sich vor der Anerkennung des ewigen tragischen Dualismus unserer Existenz zu beruhigen. Um jene Überwindung, die den größten Schöpfern und den wahrheitswütigsten, unerbittlichsten Erkennern zu allen Zeiten und in allen Zonen gelungen ist. So daß das Neue nur ein Wieder-ans-Licht-Treten des Stromes der Tiefe ist, der auch in den Jahren, da er vor den aufgeregten Zeitgewässern nicht sichtbar war, unbeirrt seine Bahn zog. Dem Tage zu, da er geläutert und gestärkt wieder sichtbar würde. So heißt es schon bei Pascal: „Ich bewundere den Wert einer Tugend nicht nach ihrem Übermaß, wenn ich nicht gleichzeitig die entgegengesetzte Tugend in dem gleichen Grade sehe; denn sonst bedeutet sie kein Steigen, sondern ein Fallen. Man zeigt seine Größe nicht durch Erreichung eines Extrems, sondern darin, daß man den ganzen Raum zwischen zwei Extremen ausfüllt." Das war der Fall des Impressionismus und (mit umgekehrtem Vorzeichen) auch des Expressionismus, daß sie zwar auf einer unleugbaren Tugend basierten. Auf dem Übermaß einer Tugend. Aber auf einer, für welche die entgegengesetzte Tugend entweder überhaupt nicht, oder nur als Gegenstand der Verachtung, des Spottes, der Verdächtigung vorhanden war. So wurden beide — Expressionismus und Impressionismus — Manifestationen eines Extrems. Und was jahrzehntelang Steigen schien, war in Wahrheit ein Fallen, ein unaufhörliches Fallen.

Die neue dramatische Kunst aber — die in dem gleichen Maße heute gegenwärtig und zukünftig ist — hat aus einem vertieften, umfassenden Weltglauben heraus die Sehnsucht, den Willen, die Fähigkeit, mit dem Übermaß einer Tugend ihre entgegengesetzte Tugend zu sehen, zu umfassen, zu gestalten. Kein Wert auf einer Seite, dem nicht ein Wert auf der anderen Seite entspräche. Keine Vereinzelung, die nicht den Bogen nach der konträren Vereinzelung spannte. Keine Überbetonung, der nicht die ergänzende Überbetonung gleichgesetzt würde. Denn nicht mehr geht es um die noch so vollkommene Erreichung eines Extrems. Es geht immer und überall, geht im großen wie im kleinen, geht in der Deutung des All und des Ich, geht in der Struktur des Werks von seiner weltanschaulichen Fundierung, über seinen Bau bis zur Fügung der Sätze, der Worte darum: den ganzen Raum zwischen den beiden in der Wirklichkeit niemals fortzuschaffenden, zwischen den ewigen Extremen in der Sphäre der Kunst auszufüllen. Und dies — nicht ein äußeres stilistisches Merkmal, nicht eine Theorieerfüllung, nicht die Versinnlichung eines Programms, nicht eine durchgehende Tendenz, nicht ein künstlerisches oder außerkünstlerisches Ziel — dies allein ist das untrügliche Kennzeichen der neuen, diesseit des Expressionismus kämpfenden Kunst: das leidenschaftliche Verlangen, das nimmergenügsame Streben, den Raum zwischen den Extremen auszufüllen, die mit dem Dasein des Menschen gegeben sind. Mögen die Künstler in ihrer Art sich noch so sehr unterscheiden, daß man (nimmt man die Ausprägung zum Vergleich) keine Ähnlichkeiten oder Berührungspunkte findet, mag es der Verschiedenartigkeit der formalen Äußerungen wegen schwer, ja unmöglich sein, sie mit einem Begriffswort unmißverständlich, nun gar deckend zu bezeichnen — der künstlerische Impetus ist der gleiche (und nur wo er vorhanden ist, kann von der Zugehörigkeit zur neuen Dramatik gesprochen werden): sich nicht am einen oder anderen genügen zu lassen, am Wirklichen oder am Unwirklichen, am Sein oder am Schein, am Teuflischen oder am Göttlichen, am Tierischen oder am Engelhaften des Menschentums, sondern seine Totalität dadurch sichtbar, fühlbar zu machen, daß beide Polaritäten und ihr Ausgleich eigentlicher Gegenstand des Kunstwerks sind. Denn was Pascal noch in theologischem Bezug sah, das gilt in allerweitestem, allertiefstem Sinne: „Unseres Schicksals Knoten senkt seine wirren Verschlingungen in diesen Abgrund (der nur zeitweilig und vorübergehend ausgleichbaren Polarität unseres Ich) hinab. Unbegreiflich ist dieses Mysterium für den Menschen,

aber viel unbegreiflicher ist der Mensch ohne dieses Mysterium."

Ich habe in dem zweiten Artikel dieser Reihe die Möglichkeiten der neuen, im Werden begriffenen Dramatik betrachtet. Habe dargetan, daß die Überwindung der Individuation, der gültige Austrag des ewigen tragischen Kampfes (nicht etwa auf einer außerhalb unserer Existenz liegenden höheren Ebene, sondern auf der Ebene unserer erhöhten Existenz!) von zwei entgegengesetzt gelegenen Ansatzpunkten aus zu erreichen wäre; daß die eine Grundmöglichkeit heiße: die Erde dem Himmel näher zu heben, die Wirklichkeit so zu verdichten, daß sie zum Unwirklichen, zum Symbol würde; die polare Grundmöglichkeit hingegen: den Himmel zur Erde herabzuholen, das Unwirkliche so mit Menschlichkeit zu füllen, daß es sichtbar, greifbar, erlebbar würde. Daß das entscheidende Erlebnis jener Dramatikergruppe wäre: Selbst im Allerirdischsten ist Gott, dieser aber: Selbst in Gott ist die Erde! Ich nannte damals auch eine Reihe junger Dramatiker, die — soviele Berührungspunkte auch in ihrer Entwicklung und an den Außenseiten ihrer Schöpfungen nachzuweisen wären — mit ihrem Kunst gewordenen innersten Sein diesseit des Expressionismus stehen und mit ihm unter keinen Umständen identifiziert werden dürften, weil sie nicht mehr der Erreichung eines Extrems, sondern der Ausfüllung des Raumes zwischen den Extremen nachtrachten.

In der Tat: welche Fülle an Talenten ist, trotz der unaufhörlichen Klage der Rückständigen und der verknöcherten Professionisten über das Ende der dramatischen Kunst, allüberall leidenschaftlich am Werke! Da sind (neben manchen anderen) auf der einen Seite: Hanns Johst, dessen dämonisches Jugendungestüm zwar bewegendere Werke hervorgeschleudert hat als die einstweilen mehr gewollte denn gemußte Begrenzung, der aber hoffentlich bald, eine Spiralwindung höher, auf dem alten Punkt wieder anlangt; Paul Gurk, der allerdings unter dem jahrzehntelangen Schaffen im luftleeren Raum gelitten hat, aber im Innersten seiner Kraft ungebrochen ist; Friedrich Griese, den heute noch kaum einer als Dramatiker kennt, obwohl er Dutzende ungespielter und ungedruckter Dramen in seiner Schublade liegen hat und hoffentlich vor dem gefährdenden Zu spät! Paul Gurks bewahrt bleibt, damit sich der Ausgleich zwischen den wirklichen und unwirklichen Elementen seiner Kunst vollziehe, die sich heute noch vielfach hemmen, nicht steigern; Otto Brües, dessen sprudelnde, gewinnende, flüssige, urdeutsche rheinische Art wohl die Gefahr in sich trägt, sich zu leicht, zu häufig zu zerteilen, den aber doch die guten Geister seiner Natur davor bewahren dürften, sich auf Jung-Goethelei festzulegen und in einem Zustand sich sehr wohl zu fühlen, zu lange zu beharren, der nur Durchgang zu höheren Zielen sein kann; Hanns Henny Jahnn, in dem, obwohl er bisher immer tiefer in den Sumpf grausigster, anormaler Erotik geriet, eine Sehnsucht nach Reinheit, nach Erneuerung des Menschentums rumort, tobt, daß durchaus mit der Möglichkeit der Befreiung aus Sadismus und Flagellantentum gerechnet werden muß; und vor allem Bertolt Brecht, dieses eminente, heute noch im Balladesken als im Dramatischen stärkere genialische Talent, den der Himmel vor seinen Freunden schützen möge, die mit ihrer Lobwütigkeit, mit ihrer hemmunglosen Panegyrik, mit ihrer Vergötzung jeder Silbe, die aus seinem Munde ausgeht, gefährlicher für ihn sind, als die hundertfach größere Anzahl seiner grimmigsten Feinde. Da sind — von der Gegenseite zum gleichen Ziel strebend — Joachim von der Goltz, dessen Einsatz so stark und zielbewußt war, daß vorübergehendes Nachlassen der Kraft und Schweigen keinen Anlaß zu Besorgnis gibt; Alfred Brust, der — in den östlichen Wäldern am Ostseestrand mit seiner Seele hausend — zwar heute noch hin und her gerissen wird von den Widermächten des Göttlichen und Tierischen, aber um den Ausgleich mit jakobhafter Inbrunst ringt; Ernst Bacmeister, der, analog seinem Meister Hebbel, dem Ziel um ein entscheidendes Stück nähergekommen sein wird, wenn das Unbewußte das Bewußte höher und länger überflutet als heute, da noch überall Gedankeninseln in seinen Dramen aufragen und den großen Strom hemmen; Paul Alverdes, dessen Künstlergesicht bislang noch allzu weiche, verschwommene Züge aufweist, der aber durch ein einziges Erlebnis über Nacht einen unvergleichlichen, markanten Künstlerkopf bekommen kann; Ernst Lissauer, dessen Werdegang umgekehrt verläuft wie gemeinhin: von der Bindung zur Befreiung, von der Be-

grenzung zur Dehnung, bei dem von Werk zu Werk auf lyrischem wie auf dramatischem Gebiet die notwendige größere Lockerung festzustellen ist. Und selbst Dichter wie den tausendfach im Gegenwärtigen verflochtenen Rolf Lauckner und den glühenden abseitigen Julius Maria Becker wird man, obwohl es anfänglich anders schien, auf die Dauer wohl kaum mit dem Expressionismus identifizieren können und dürfen. Welch eine Fülle reichgegliederter Begabung! Aber die Entscheidung wird, wie immer, nicht das noch so reich begabte Talent, sondern das Genie bringen, in dem die Begabung rundum kulminiert. Während dem Expressionismus, dem Subjektivismus, der Neuklassik und der Neuromantik das Genie als Gipfelung versagt blieb, ist es dem nachexpressionistischen Drama beschieden worden. Und zwar in der Gestalt Ernst Barlachs.

Ich habe schon vor Jahren, als noch keines der Barlachschen Dramen von einer deutschen Bühne gespielt war, hier eine Studie über den dramatischen Bildhauer veröffentlicht (L. E. XX, 1276), habe als Dramaturg mit Einsatz aller Kräfte für die Aufführung des damals noch für unspielbar erklärten „Toten Tages" und des unaufgeführten „Armen Vetters" gekämpft (vergeblich; denn man setzte auf das falsche Pferd, auf den Expressionismus, auf seinen theatergerechten Vertreter Georg Kaiser, und mußte infolgedessen jetzt dort nachhinken, wo man seinerzeit hätte vorausgehen können). Ich kann also nicht in den Verdacht kommen, mich einer modischen Konjunktur anzuschließen. Ich könnte vielmehr auf jenen Barlachartikel an dieser Stelle verweisen, in dem alles Wesentliche, das ich zu diesem Phänomen vorzubringen habe, bereits gesagt ist. Aber inzwischen hat Barlach weitere Dramen erscheinen lassen, so daß seine Art, sein Wesen als Dramatiker[1] noch offenbarer geworden ist, und zudem galt jene erste Betrachtung der Sondererscheinung, während heute das große Ganze zur Erörterung und Darstellung steht. So seien als Ergänzung zu jener Studie noch einige Worte nachgetragen.

Welches ist der Urgrund der Barlachschen Dramatik? Dies: Hier ist Einer, der die Erschütterung über den Wahnsinn der Welt des 20. Mordjahrhunderts wie kein Zweiter bis in die letzte Faser erlebt, erlitten hat. In selbstgewählter Einsamkeit, in eifersüchtig gehüteter Stille, unter Verzicht auf alles Teilhaben am sogenannten Leben, hat Barlach immer und überall Einem nachgetrachtet: dem wahrhaften, bedingungslosen Erlebnis. Er hat nicht geschrien, nicht geklagt, nicht die Augen gerollt, nicht wirre, wilde, überhebliche Worte ausgespien (wie die großgebärdigen Jünglinge ringsum). Er hat — schon ein reifer Mann zu Beginn der Abendweltkatastrophe — dem Andrängenden standgehalten. Auf Gedeih und Verderb. Auf Leben und Tod. Er ist mit Schemen, die lebendiger waren als Menschen aus Fleisch und Blut, aufgestanden und zu Bett gegangen. Er hat sich mit Schatten, die wirklicher waren als Gestalten, vor denen man den Hut zieht, die Tür öffnet und verschließt, zu Tische gesetzt. Hat ihnen von seinem Brot und Becher gegeben. Hat den Trank, den sie ihm reichten, getrunken. Und nicht gebangt, nicht gefragt, ob es Gift wäre. Denn was hätte ihm Leichteres, Erlösenderes geschehen können, als daß sie ihn für immer überwältigten? Aber sie wollten nicht die Leblosigkeit mehren, sondern das Leben. Wenn dann Worte aufstiegen, wie Wasser aus dem Erdinnern, waren es die seinen? waren es die ihren? Er wollte nicht sprechen, wollte nicht schreiben. Er hatte Wichtigeres zu tun: Gestalten aus dem Holz herauszuhacken. Aber sie gaben den Raum, die Höhle, darin er sich verkroch, nicht eher frei, bis er sie reden gemacht hatte. Er widerstrebte bis zum Letzten. Eine Versündigung — er hat es mir mit diesen Worten bezeichnet — „ein Laster" erschien ihm das Schreiben. Freilich eins, von dem er im allerinnersten Herzen — obgleich er es sich nicht eingestehen wollte, nicht eingestehen durfte — doch wohl stets gewußt hat, daß er nicht von ihm lassen könne, nicht von ihm lassen werde. So schrieb er, was er schreiben mußte, sagte er, was — hätte er es nicht ausgesprochen — ihm die Kehle zugeschnürt, das Herz abgedrückt hätte. Hier ist jedes Drama wieder, wie immer auf den Höhen der Kunst: Überwindung eines Albs, Kampf mit

[1] Die Dramen Barlachs (bisher: „Toter Tag", „Der arme Vetter", „Die echten Sedemunds", „Der Findling", „Die Sündflut") sind bei Paul Cassirer, Berlin, erschienen, dort kamen auch die herrlichen Mappenwerke heraus, mit denen der Dichter die ersten Werke noch als Bildner begleitete.

den Dämonen, Rettung vor Vernichtung, Neubegründung der Existenz, Freilegung weiterer Lebensmöglichkeit. Du oder Ich! heißt die Losung. Und siehe: das Ergebnis ist nicht ein gemeiner Sieg, nicht Vergewaltigung, sondern ein Wunder, ist: Du und Ich! Im Unterliegen sowohl wie im Obsiegen, im Bewähren.

So steht nun im Mittelpunkt des Dramas endlich wieder der Mensch, der ganze, wahrhafte, umfassend gestaltete Mensch. Jenes zwiespältige, aus Himmel und Erde gemischte Wesen, das von der Last seines Leibes wie mit Bleikugeln niedergezogen, von der Sehnsucht seiner Seele wie mit Flügeln hochgehoben wird. Barlach (und mit ihm jede seiner Gestalten) weiß, fühlt im tiefsten Innern die beiden unlöslich verknoteten Wahrheiten: „daß es einen Gott gibt, den die Menschen erkennen können und daß es eine Zerrüttung in der Natur des Menschen gibt, die sie dessen unwürdig macht". Aus diesem Doppelten geht ihr Sein hervor, das im höchsten Glück die Station des höchsten Unglücks erklommen hat, das in den Abgründen des Unglücks von einem volleren, verklärenderen Strahl der Göttlichkeit getroffen wird als ihre verfratzten Brüder auf der Ebene der Selbstgenügsamkeit und der Alltagsbedingtheit. Bis in das äußerste Extrem wird nach beiden Seiten die Kunst Barlachs, auch die des Dramatikers, vorgetrieben, zur grauenhaftesten, schwunglosesten Wirklichkeit und zur erhabenen, befreienden Unwirklichkeit. Schon dies Vorhandensein beider aufeinander bezogenen Extreme in dem einen Werk ist gegenüber dem Impressionismus und dem Expressionismus ein ungeheurer Fortschritt. Aber der Raum zwischen den beiden Extremen ist nicht leer. Er ist ausgefüllt mit einer Unzahl lebendigster Gestalten vom Spukwesen und dem kaum noch als Mensch erkenntlichen Schächer des Daseins über Urwesen und Patriarch bis zu den Engeln und Gottvater selbst. Hier ist — endlich — wieder der ganze Mensch in seiner Totalität gestaltet, jener Mensch, vor dem Pascal in diese Worte ausbricht: „Welch eine Chimäre ist doch der Mensch! Was für ein unerhörtes Gebilde, welch ein Unding, welch ein Chaos, welch ein Knäuel von Widersprüchen — welch ein Wunder! Richter über alles — schwacher Erdenwurm, Schatzmeister der Wahrheit — Kloake voll Ungewißheit und Irrtum, die Zierde und der Auswurf des Universums." Wo ist auf dem in acht Stationen nun zu Ende gegangenen Weg bei einer der betrachteten Kunstrichtungen (bei Naturalismus, Neuromantik, Neuklassik, Subjektivismus, Expressionismus) bei einem der Vertreter dieser Kunstrichtungen so der Mensch in seiner Totalität, so als Synthese aus Göttlichem und Ungöttlichem, aus Ewigem und Zeitlichem anzutreffen, daß darauf diese Worte ohne Abstriche angewandt werden könnten! Wo ist seit Jahrzehnten in einem deutschen Drama mit gleicher Inbrunst und gleicher Gestaltungskraft wie in den Dramen Ernst Barlachs, der mit seinem Werk nicht für sich, sondern inmitten vieler Gleichstrebender steht, dies gegeben, gedeutet, nacherschaffen worden, was A und O aller unvergänglichen, zeitüberhobenen Kunst ist: das Mysterium Mensch!

Die Toten stehen auf[1]

Von Guido K. Brand (Berlin)

Da die Flut der Kriegslyrik, Dramen und Tagebücher mählich versandet, wird Raum für jene, die Jahre um Jahre das Entsetzliche in sich bargen und jetzt den Mut finden, ihr Herz, ihre vielen schmerzhaften Wunden sehen zu lassen. Wie schrien, tobten, brüllten sie auf, wie reckten ihre zerstörten Menschen ungeheuer ihre mageren, von Schlachten ausgezehrten Hände in das Dunkel, wie taumelten sie über die aufgewühlte Erde und versanken in Schlamm und eisige Gruben. Aufprall, Hochsturz, Irrsinn, Ekel ballte sich zusammen in ihren Worten, rasend gegeneinander, aneinander vorbei, lichtlos eingekerkert in Schächten, unerlöst von all den Qualen, die brennende Nächte in sie hineingeschüttet hatten. Aus tausend Büchern stehen sie auf, die Freiwilligen, die Landwehr-

[1] Rudolf G. Binding: Aus dem Kriege. Weg einer Wandlung. Frankfurt a. M. 1925, Rütten & Loening.

männer, die Matrosen, die Zerfleischten, Zermürbten, die Toten. Schlachten trommeln, eiserne Linien fressen sich ineinander, Entmenschte stürzen sich aufeinander, Feuerregen fallen, glühende Morgen steigen im Osten hoch, irre Sonnen flackern im Untergang. Länder, Meere verfärben sich aus dem Blut der Millionen. Wir ließen dies alles — Erlebnis im Herzen, langsam überschattet von Arbeit zum Aufbau, von zäh festgehaltenem Gedanken, im Frieden zu leben — noch einmal aus Büchern, aus Menschen über uns kommen und fanden doch weder bei Unruh noch bei Goering, bei den Löns, Zech, Klemm, Winkler, Bröger, Lersch, Bronnen, Brecht, Toller und wie sie alle heißen, das Wort, das uns von dem schweren Druck hätte erlösen können. Tiefer bohrte sich die Geste, der Schrei, wilder zuckten die Nerven, da schlaflose Nächte uns zermürbten, dunkler ballten sich die Giftwolken in Flandern, Rußland, Galizien, am Isonzo. Aber nirgends streckte sich eine Hand aus, die sich gütig auf unsere Schultern legte; nirgends sprach ein Mund einfach das Wort Bruder aus. Immer waren es Schläge, immer waren es gellende Rufe, und das Weinen über den Gräbern nahm kein Ende.

Der Krieg zerfetzte unsere Sprache, zerstörte die Grammatik, schleuderte den Rhythmus und trieb das Tempo vor sich her. Wenn einer stark bleiben wollte, mußte er ein Dichter sein, denn nur er konnte dem Krieg gegenüber die Sprache festhalten. Jene schufen gewiß Erschütterndes, Gewaltiges, Dröhnendes. Aber wir wurden es bald müde und warteten auf den, der all dies bezwang und einfügte in das einfache, grundtiefe Wort unserer Sprache. Sieben Jahre vergingen fast, bis dies Buch erschien: ein Wagnis, Aufzeichnungen wie sie während vier der grauenvollsten Jahre eines Lebens gemacht wurden, ohne Überarbeitung, mit der Nähe des Augenblicks, der Not, des Elends, mit der dunklen Bewegung des Bluts in Stunden der Sammlung, des Alleinseins, hinauszugeben.

Wissend, daß der Krieg verloren ist, wenn ... und dieses Wenn als furchtbare Wirklichkeit zu spüren. Ein Mut, zu sagen, es geht sicher bis zum letzten Blutstropfen, wo andere meinten, wir könnten 1914 Weihnachten zu Hause feiern. Ein Mut, das Wort so nackt vor uns hinzustellen, daß wir sieben Jahre nach dem Ende, nachdem wir über eine Brücke gegangen sind, das andere Ufer wieder mit der Hand greifen können. Ein Mut, den nur ein großer Mensch und ein Dichter haben kann, der mitten während des Krieges, ohne Phrase und Pathos nach dem Sinn Ausschau hält und nichts entdeckt als eine Welt voll Zerstörung und Vernichtung, voll Heldenhaftigkeit und Aufopferung, mit dem Bewußtsein, daß dieser Krieg ohne Kunst geführt wurde. Diese Entdeckung, mitten in den Siegen gemacht, ist die große Enttäuschung, die dieses Buch einhüllt, die das Schmerzhafte noch dumpfer macht und das Freudige mit einem Schatten überdeckt.

Bindings Buch ist von den vielen, die ich las, die mir zu Gesicht kamen, das erschütterndste und stillste zugleich. Nicht weil ich zufällig die Orte in Flandern und Galizien aus eigenem Erlebnis kenne und weil vielleicht Erinnerung hochgejagt wurde mit Namen und Situation. Das Bezwingende an diesen Aufzeichnungen ist die kristallklare Einfachheit, das unerhört Unpathetische, die selbstlose Sachlichkeit, mit denen die Ereignisse hingeschrieben sind. Da ist ein Mensch, der das Grauen mit weitgeöffneten Augen sieht, die Zerstörung, den Tod, die kleinen Freuden, die Dumpfheit, den Jubel, die Sinnlosigkeit mancher Befehle, die Hirnlosigkeit mancher Offiziere, den Blödsinn der befohlenen Siegesfeiern. Da fragt er, wo der Friede herkommen soll, da schreibt er, wie der Krieg ohne Kunst geführt wird, wie er in Raufhändel ausartet, zu denen diese Menschen in den Gräben zu gut sind. Das Gefühl der Zwecklosigkeit, der Abstumpfung überkommt ihn, entsetzlich ist die Kluft zwischen den Kriegsberichten und der Wirklichkeit; schamlos ist das Wirtschaften mit den Kriegsauszeichnungen, wie Generale sich benehmen, engstirnig, phantasielos, wie junge Offiziere hochmütig sich gebärden, wie Front und Heimat sich entfremden, wie fähige Köpfe niedergehalten werden aus Neid, wie er immer mehr spürt, daß der Krieg gealtert ist, das steht da wie ein Seherwort, das wir draußen alle spürten, als es nicht vor-, noch rückwärts ging, als man verbissen einander gegenüber lag, zu nah, um auszuholen, zu müde von den ewigen Wachen. Das war in Flandern wie in Galizien, an der Somme wie in der Champagne. Überall die Erkenntnis, daß trotz aller Fähigkeiten Hindenburgs

oder Seeckts der Krieg nie gewonnen wird. Er stemmt sich gegen die Unsinnigkeit mancher Anordnungen und setzt sich durch, er wird aufgefordert eine Geschichte des ruhmreichen Korps zu schreiben; er lehnt es ab. Er läßt sich zu einer andern Armee versetzen: überall das Bild des gealterten Krieges. Da wird er krank, vor dem Ausgang des Ringens, er erlebt nicht den Rückzug. Vom Ausbruch der Revolution klingt nur wehmütig ein Satz.

Lasen wir es nicht schon hundertmal? Ist Neues da, Aufbrechendes, Aufreizendes? Nichts von alledem. Es ist geschrieben, während die Granaten ihre Bogen durch die Luft sangen, in Städten, in galizischen Dörfern und immer mit derselben ruhigen, gütig-helfenden Hand, die schreiben kann: „Du bist mein Bruder". Unmut höchstens über unfähige Offiziere oder Geistliche, über den Wirrwarr in der Armee bricht laut vielleicht aus, vom Schmerz überdeckt, daß soviel Menschen darunter leiden müssen. Nichts vom Haß, nichts vom trommelnden Ehrgeiz. Eine unheimliche Stille wächst aus dem Buch hervor, immer höher, zurückdrängend für Stunden den Alltag, und nun ziehen Millionen Tote noch einmal vorbei, dumpf der Schritt und stumm der Mund, weit hinten am Horizont über ein Meer. Hände heben sich hoch gefaltet: laßt das Morden.

Wir Lebenden gehn an die Arbeit.

Rahel und Marwitz in ihren Briefen

Von Ernst Heilborn (Berlin)

Er, Alexander von der Marwitz, ein junger Mann anfangs der Zwanziger, der nachher 1813 als Sechsundzwanzigjähriger fällt, ein Scharfblickender, ungewöhnlich mit Urteil begabt, einer, der Menschen, die ihm Rätsel aufgeben, bewußt nachgeht, um über sie ins klare zu gelangen, der dank seiner kritischen Fähigkeiten auch die Modekrankheit des Weltschmerzes verhältnismäßig leicht überwindet; nachdenklich, sehr gebildet, firmer Jurist und philologisch geschult; verliebt und liebend; nicht ohne Ahnungskraft über Diesseitiges hinaus —,

Sie, Rahel Levin, damals als Rahel Robert bereits zum Christentum übergetreten, bald darauf die Verlobte Varnhagen von Enses, immer unter ihrer Abstammung leidend und deshalb ein klein wenig adelstoll, Schöpferin einer die Standesvorurteile überwindenden berliner Geselligkeit und zwei Jahrzehnte hindurch deren Seele —, mit rückhaltloser Herzenshingabe setzt dieser Briefwechsel ein, um gedämpft in stiller Freundschaft auszuklingen und auch in solcher Gefühlsherabsetzung ein Bild des Lebens, wie es nun einmal ist, zu geben. Marwitz wird von einer gefährlichen Leidenschaft zu der jungen Frau Schleiermachers erfaßt, und Rahel vermittelt; er scheint daneben eine Liebschaft, die nicht ohne Folgen blieb, gehabt zu haben. Rahel denkt viel an ihren früheren Verlobten Raphael d'Urquijo, mit dem sie doch wesenhaft verbunden war und läßt es sich redlich angelegen sein, sich mit Varnhagen seelisch einzuleben, — den beiden bleibt bei alledem Gemeinsamkeit. Ein Miteinander, das in unserem kühleren Gefühlsklima schwer möglich wäre; das ohne Rahels Herzensgenialität unverständlich bliebe; das aber einem Zeitwillen entspricht und freundlich spiegelt, wie der Geist der Zeit menschliches Sein befruchtet.

Durch die Buchausgabe dieses Briefwechsels[1], vielfach mit neu erschlossenem Quellenmaterial, wird etwas wie ein ruhig dahingleitender Fluß in wechselndem Ufergrün, aus Zeitströmungen gespeist, in seelischer Landschaft erkennbar.

*

Es ist die Zeit der Ich- und Du-Bespiegelung, und da hier manches Licht aus Wesensreibungen einfällt, werden auch viele Züge in Rahels Physiognomie markanter. Man könnte aus der hier aufgestauten direkten Charakteristik eine ganze Nomenklatur von Eigenschaften wiedergeben, einiges aber erscheint doch auch dem Nachprüfenden wert fest-

[1] Rahel und Alexander von der Marwitz in ihren Briefen. Ein Bild aus der Zeit der Romantiker. Nach den Originalen herausgegeben von Heinrich Meisner. Gotha 1925, Leopold Klotz Verlag.

gehalten zu werden. So wenn Marwitz, beinahe mit den Goetheworten von Rahel rühmt, sie ergreife mit eigener Energie und eigener Leichtigkeit von allem den Mittelpunkt; oder wenn Rahel, selbstgeschriebene Briefe wieder lesend, entdeckt, sie sei sehr fromm; wenn sie, sehr im Gegensatz zu anderen Menschen sich bewußt wird, aus blutigstem, lebendigstem Herzen zu handeln; wenn sie schreibt: „wie sehr ist mein ganzes Herz dazu gemacht, das zu vergöttern, was liebenswürdig ist"; wenn ihr ihr eigenes Gerechtigkeitsgefühl als Norm ihrer Weltbetrachtung aufgeht.

Aber vielleicht begreift man erst aus diesem Briefwechsel, wie ihr Geselligkeit Beruf war, und warum sie Genialität auf diesem Gebiet, auf dem Banalität jeden Aufschwung belauert, zu entfalten vermochte. Sie spricht es aus, daß gesunde Seelen ihrem Gefühl nach nur durch Menschen erfrischt werden; sie bittet gelegentlich, geschriebenes als gesprochenes Wort hinzunehmen und zu verstehen; sie bekennt, in Einsamkeit etwas wie Kerkerangst zu empfinden; sie münzt hier schon auf sich das später oft wiederholte Wort, sie sei in Geselligkeitsdingen Salz und Quirl und Bequemlichkeitsrat. Immerhin, dies alles bleibt noch in der Sphäre des Bewußten. Daß sie auch in ihrem Unterbewußtsein Geselligkeitsnatur und dadurch so etwas wie Geselligkeitsgenie war, beweist der sehr merkwürdige Brief vom 2. Juli 1812, in dem sie einen Traum schildert, in dem ihr ihr früherer Verlobter, dieser Raphael d'Urquijo, der ihr auch in dieser Zeit lange nach dem Bruch sattsam seelisch zu schaffen machte, entgegentrat. Wie träumt die Rahel diese Begegnung? Als eine Gesellschaftsszene auf einem Diner. Urquijo stellt Behauptungen auf, sie entgegnet; alle anderen schweigen, fast alle anderen hören zu; er wird erregter, verwirrter; sie springt auf ihn zu und schüttelt ihn am Halse; und nun werden die Vorgänge traumhafter. Es scheint aber Basalt vom Wesen der Rahel, daß sie sich das Leid um einen verlorenen Verlobten derart als Gesellschaftsabenteuer — entre la poire et le frommage — vor die träumende, in Selbstvergessen sich selbstoffenbarende Seele stellt.

*

In dieser selben Zeit, das ist freilich noch wenig bekannt, lange vor Fontane und Leistikow, wird die märkische Landschaft recht eigentlich entdeckt. Man erinnert sich, wie Humboldt in seinen Briefen an Caroline es zu seinem eigenen Staunen erfährt, daß sein Tegel, zumal bei Sonnenuntergang, Magie gewinnt. Schleiermacher fährt mit Freunden nach Potsdam und fühlt sich vom Havelland feierlich berührt. Dieser Marwitz nun, bis auf die Briefe an Rahel sonst ein Stummer, wird auf seinem väterlichen Gut nahe bei Küstrin, dann aber in viel stärkerem Ausmaß während seines langen Aufenthalts in Potsdam zum Landschaftseroberer in — seelischer Hörigkeit. Immer wieder führt ihn der nahezu tägliche Spaziergang nach Sanssouci; aber er denkt nicht, oder doch kaum, an Friedrich den Großen; er atmet die Ebene. Sucht den Blick vom Hügel in die Weitung. Lebt Flußgleiten mit. Erstirbt in Sonnenuntergängen. Läßt sich von Mittagsstille segnen. Fühlt dabei auch die Rousseaustimmung nach und läßt sich aus dem Anblick weidender Schafe jenes verlorene Unschuldsheimweh wieder wecken, das denn freilich bei ihm in ein „stilles, heiteres, frommes Lebensgefühl" hinüberklingt.

Man begreift die Sendung solcher Frühverstummten: ohne daß ihre Stimmen individuell hervorklängen, tragen sie den Chor des Zeitempfindens mit.

In dieser Landschaftsversenkung ist auch hier Todesnähe. Tod vertieft auch das Gemeinsamkeitsgefühl der beiden, und es ist nur Augenblickstrotz, wenn Rahel bekennt, den Tod zu hassen. Natürlich haßt sie ihn, — um sich ihm inniger zu befreunden. Es wird aber auch die Frage nach der Berechtigung des Selbstmords zwischen ihnen erörtert (aus Wesenszwang heraus), und Marwitz empfindet es als Roheit, „das heilige Gefäß so blutig, so überlegt zu zerstören". Aber daß Selbstmord trotzdem unvermeidlich werden könne, gesteht er im bewußten Widerspruch zu seinem eigenen Empfinden zu. Rahel erlebt in derselben Zeit den freiwilligen Hingang Heinrich von Kleists, den sie nun erst ihren Freund nennt, und rechtfertigt ihn. Keiner von denen, schreibt sie, die ihn jetzt tadeln, hätte auch nur eine Nacht für ihn auf Schlaf verzichtet. Die göttliche Güte aber sollte gerade nach einem Pistolenschuß ihr Ende erreicht haben? Sie fordert den Selbstmord als ein Menschheitsrecht; dem Leid, aber auch dem seelischen

Niedergang des Alterns gegenüber, dem jedes neue Lebensjahr die neue Stufe gräbt.

*

Zwei innerlich fromme Naturen: es sind aber die Jahre (vor den Befreiungskriegen), in denen die protestantische Frömmigkeit zu Bürgertugend wird, und es wird nicht mehr lange währen, und die „Stillen im Lande" sind zu den sehr Lauten geworden. Davon fühlen sich beide in gleicher Weise abgestoßen.

Marwitz bewährt sich auch auf diesem Gebiet als der Beobachter, der er wirklich in nicht gewöhnlichem Ausmaß ist. In Potsdam schließt sich etwas gewalttätig Leopold von Gerlach, der spätere General und Reaktionär, an ihn an, und der hat schon als „Häkchen" die Art von Frömmigkeit, an die der Bürger Dienstkleidung und Sonntagsrock als an seinen Haken anhängt. Marwitz charakterisiert sie: im Grunde sei sie nichts als bequemer Deckmantel gegen alle Philosophie. Und Rahel meint: auf schlechte Weise, derart wie Theater und Galerien besucht würden, verschanzten sie sich gegen die Lebenswiderwärtigkeiten ins neuerfundene Glaubenswesen hinein.

Demgegenüber finden die beiden Worte für ihr eigenes Empfinden. Marwitz sieht in Gott das tiefe, mystisch geheimnisvolle, einfache, unbedingte, über die Persönlichkeit ebenso wie über die tote Unpersönlichkeit erhabene Dasein, die Idee, vor der die Welt in Schein dahinsinkt, vor der es kein Böses gäbe (das demgemäß auch keiner Erklärung bedürfe), und Rahel spricht von der grenzenlosen Unterwerfung, die das Unendliche erzeuge.

Damit steht man an dem Altar, an dem das Goethe- und das Schleiermacher-Erlebnis dieser Zeit Vermählung eingehn. Man weiß von Rahel und wie sie für das Goetheverständnis gewirkt hat; auch Marwitz gehört Goethe gegenüber zu den Begreifenden. Es ist aber auch ein Leuchten über der Geistigkeit der beiden, das aus Schleiermacher stammt; demselben Schleiermacher, der eben damals, unjung, seine junge Frau vor dem tapsigen Marwitz zu schützen hatte.

Katarina Botsky

Von Georg Buch (Breslau)

Es ist lange her, daß ich einmal über Katarina Botsky schrieb. Es geschah in einer kleinen lokalen Zeitschrift meiner masurischen Heimat in Ostpreußen. Die Schriftstellerin war damals noch wenig bekannt, und da ich sie für die weitaus beste unter den schreibenden Frauen Deutschlands ansah, fühlte ich mich bemüßigt, diese Ansicht publizistisch zu unterstreichen.

Die Sache liegt jetzt anders. Katarina Botsky ist eine Schriftstellerin, die — leider oder Gott sei Dank — wenig schreibt, aber durch ihre Skizzen im „Simplizissimus" und durch ihren Verleger Albert Langen die verdiente Resonanz für ihre Erzählungen bekommen hat.

Sie hat das nicht nötig: durch diese Bemerkung soll das Verdienst von Herrn Langen nicht geschmälert werden.

Wer die Witterung hat, Gutes vom Kitsch im Lauf einer halben Stunde unterscheiden zu können, wird schnell den grundsätzlichen Unterschied zwischen Katarina Botsky und anderen schreibenden Frauen heraushaben.

Sie bringt novellistische Gestaltung etwas abwegiger Themata, suchend, greifend und mit glücklichem Finden einer realen Form. Einer Form, die manchmal außerordentlich war. Mir waren unter den vielen Büchern, die ich lese, von Katarina Botsky namentlich zwei aufgefallen: „Der Trinker" und „Sommer und Herbst"; ich glaube, ich hätte, ohne das Titelblatt anzusehen, beim Vorlesen gewußt, daß sie von einer Frau geschrieben sind. Was aber durchaus keine Respekteinschränkung bedeutet.

Einer der folgenden Romane „Der Traum" spielt ins Kriminalistische, und das ist ein gefährliches Gebiet für den Literaten, der sich treu bleiben will. Er kann ins Detektivhafte, ins Ullsteinbuchmäßige hinüberschwanken. Nichts von alledem. Nur ein plastisches Herauskehren von Situationen und psychologischen Momenten, ohne Wortschwall,

ohne Langatmigkeit; ein Musterbeispiel konzentrierter Situationsschilderung mit Handlung und Stimmung nebenbei.

Hier lebt unsere sicherlich beste deutsche Novellistin, habe ich manchmal gedacht, wenn ich durch den betreffenden Stadtteil in Königsberg fuhr. Wenn sie nur nicht ins Verquere ausartet! Denn es ist schade, wenn dichterische Naturen, die jede Art Menschlichkeit zu begreifen und darzustellen vermögen, durch Konstruktion kleiner Skizzen zu Phantasterei und Unwahrscheinlichkeit kommen. Es gibt eine Unwahrscheinlichkeit, die ich persönlich liebe, das ist die des Amerikaners Edgar Allan Poe. Sie wirkt so massiv, daß man das Fehlen der realen Basis ganz und gar vergessen kann und vergessen darf, ohne ein literarischer Prolet zu werden.

Katarina Botsky will gar nicht in diesem Sinn schreiben. Sie will nur Menschliches in der ihr eigenen gelegentlichen Verzerrung, in der ihr eigenen letzten Verknüpfung mit Seelischem zeigen.

Ihr letzter Skizzenband, der mir vorliegt, heißt „Schafe auf dunkeln Weiden" (Verlag A. Langen, München). Zu konstatieren ist: Wieder die Fähigkeit zu größerem Griff, verbunden mit einer immer mehr gesteigerten Lust an abnormer Phantasie, an Verzerrungen, die bei aller Verquerheit noch voll Leben sind. Aber eigentlich voll Herz, Verstand und künstlerischem Gestaltungsvermögen. Reale Plastik im Stil und dabei halb verquere Ausdenkungen und dazwischen wieder etwas wie zarte Märchenerzählung. Es ist da eine Phantasie am Werk, die sowohl am Ostseestrand wie am Nil herumgeistert, durch Säle und Winkel herumhuscht, Nahrung aus dem abschreckenden Dunkel wie aus dem Sonnenschein nimmt. Und doch — wie hier innerstes Menschliches in seiner Hilflosigkeit bloßgelegt ist — von einigermaßen zarten Händen —, das ist bisweilen bezwingend. Dabei ein Rituell im Bizarren, halb als Inbrunst, halb als absichtliches Experiment erscheinend.

Und vor allem ist keine Spur von Unsicherheit und Anfängerschaft dabei.

Katarina Botsky könnte beinahe etwas wie E. T. A. Hoffmann sein, sie fabuliert aber nicht in seiner Art, sondern kapriziert sich ein wenig auf krasse Vergleichsbilder. Fortwährende Vergleiche wirken monoton, wirken aber durchaus nicht neu, wirken als Manier.

Alles in allem: es sind Skizzen, denen man sich für einen Augenblick mit dem Geist, aber nicht mit dem Herzen hingibt — eben weil die Verfasserin nicht eigentlich mit dem Herzen, sondern mit einer Art magischen Verstandes daran gearbeitet hat.

Aber durch diese Sätze soll meine Überzeugung nicht eingeengt sein, daß Katarina Botsky — an anderen deutschen Schriftstellerinnen gemessen — etwas Besonderes ist.

Der Buchverkäufer

Von Hans Gustav Wagner (Berlin)

Es ist des öfteren davon die Rede, daß die Sortimentsbuchhändler schlechte Kaufleute zu sein pflegen. Und gerade die Leute vom Fach werden dem in nur seltenen Fällen widersprechen. Ja mehr noch: sie lassen es als eine gewisse Selbstverständlichkeit gelten, und so, als handle es sich mehr um einen, in der Wirkung vielleicht bedauerlichen, in der Sache aber zu begrüßenden Vorzug ihres Standes. Sie weisen, nicht ohne Genugtuung, auf die Besonderheit des Buchhandels im Gegensatz zu jeder anderen „Branche" hin, auf den Idealismus seiner Vertreter, die in erster Linie nicht „Kaufleute", sondern wesentliche Vermittler und somit Faktoren der öffentlichen Bildung zu sein wünschen.

Zur Legitimation für das, was ich sagen will, sei kurz erwähnt, daß ich als Autor mehrerer Bücher, sowie als Lektor und Reisevertreter eines namhaften Verlages mich zur Genüge umgesehen hatte, als ich eines Tages der sich bietenden Gelegenheit nicht aus dem Wege ging, die Leitung eines Sortiments in der Provinz und später die Verkaufsaufsicht in einer der größten berliner Buchhandlungen zu übernehmen. Da man aber — als viertes — nicht aufhört auch Käufer: also Publikum zu bleiben, schließt sich der Kreis. Es

mag von Wert sein, die Dinge einmal im Zusammenhange zu betrachten.
Daß der Buchhändler im allgemeinen den Titel „Kaufmann" für sich nicht liebt und mit einer gewissen Überhebung ablehnt, beweist, daß er den kaufmännischen Geist und Sinn in seiner Wesenheit verkennt. Denn dem rechten Kaufmann ist es keineswegs einzig und allein darum zu tun „Geschäfte" zu machen. Er will, und wird es verstehen, falls er kein subalterner Krämer ist, seinem Geschäft und seinen Geschäften eine persönliche Note zu geben und seine Arbeit mit eigenen Ideen zu erfüllen. Auch er erstrebt seiner Kundschaft gegenüber eine Wirkung und bestimmte Einflußnahme, die erst in zweiter Linie durch Zahlen zum Ausdruck kommt.
Der Idealismus des Buchhändlers aber ist — da es ihm vielfach an der notwendigen kaufmännischen Regsamkeit und Energie, an dem Blick für das Nächstliegende und Gegebene, an der unbedingt erforderlichen psychologischen Einstellungsgabe fehlt — dieser Idealismus ist betrübend oft etwas Totes und Unfruchtbares. Denn der Buchhändler begnügt sich — in groben Linien gezeichnet — etwa das darunter zu verstehen: keinen Schund führen; ein Lager anlegen von qualitativ wertvollen Büchern, Bücher für Menschen von Geschmack und Bildung — um nach einigen Jahren zu sehen, wie sie zu Ladenhütern werden, weil keine Nachfrage ist und weil das Publikum nicht in erhoffter Weise mitgeht.
Und so wird er denn immer wieder die schmerzliche Erfahrung machen, daß gerade die gültigsten und feinsten Neuerscheinungen von niemand gekannt und von niemand verlangt werden, daß sie vergessen sind und vergessen bleiben, von dem Augenblick an, da die Einführungspropaganda des Verlages aussetzt und die Besprechungen aufgehört haben, sich mit ihnen zu beschäftigen. Nur die Bücher einiger Modeautoren und die Werke einzelner durchgesetzter Namen machen eine Ausnahme.
Es besteht aber kein Zweifel, daß jährlich unter vielen immerhin einige wenige Werke junger aufstrebender Dichter es nicht verdienen, von der Masse des nachdrängenden Kitsches und des sich breit machenden handwerklichen Mittelmaßes bekannter Routiniers hinweggeschwemmt zu werden. Die oft erlebte Erfahrung aber macht den Buchhändler allmählich mißtrauisch. Mit einem Blick auf die in den Regalen verstaubenden Bestände lehnt er die Bestellung unsicherer Neuerscheinungen (wenn sie ihm nicht gerade mit besonderer Geschicklichkeit aufgedrängt werden) a priori ab. Bestimmt aber wird er das zweite Buch eines jungen, noch so ernsthaften Autors zurückweisen, wenn die paar Exemplare des Erstlingswerks, an die er sich herangewagt, noch nach Jahresfrist unverkauft im Laden stehen.
Und so dauert es gar nicht lange, bis aus dem Idealisten ein Automat wird, der sich damit begnügt und sein Brot dabei findet, das zu kaufen und zu verkaufen, was das Publikum verlangt und der resigniert Gott und die Welt und sonstige Instanzen für den wenig wählerischen Geschmack dieses Publikums verantwortlich zu machen sucht.
Nun denn, man lasse es mich aussprechen: Ladenhüter gibt es nicht! Literarisch und künstlerisch wertvolle Bücher, die keinen Käufer finden — gibt es nicht! Bücher, für die es sich einzusetzen lohnt, weil sie Übertagesgeltung haben und die etwa deshalb vom Publikum nicht gekauft würden, weil sie vor drei Jahren schon gedruckt und trotzdem unbekannt geblieben sind — gibt es nicht! Es liegt nur, nur und ganz allein an dem Buchhändler selbst, ob ein Buch bei ihm zum Ladenhüter wird oder nicht. Freilich: er muß das Seine dazu tun!
Unverkäuflich ist lediglich der Schund, sind die Bücher des billigen aktuellen Reklameerfolges, sobald die Welle, die sie hochtrug, verebbt ist. Und nur auf solchen Eintagserscheinungen — ich nenne sie Kinoliteratur — läuft der Buchhändler Gefahr sitzen zu bleiben.
Sagt er aber, daß er „mangels Nachfrage" Werke von Wert nicht los werde — und mag es sich selbst um „schwere" Literatur handeln, die an die Leser höhere Anforderungen stellt —, so ist er nicht nur ein schlechter Kaufmann und unfähiger Verkäufer, sondern gleichermaßen auch ein miserabler Buchhändler.
Um das Gegenteil zu sein, dazu gehört freilich ein etwas tatkräftigerer Idealismus!
Zunächst: der Buchhändler muß selbst kennen, was er verkaufen will.

Ich höre schon die entsetzten Zwischenrufe: „Was, man soll alles lesen, was herauskommt? Unmöglich!"
Nein, Herr Kollege, man braucht nicht alles zu lesen, was herauskommt. So wenig, wie man die Literatur aller Völker und Zeiten im Laden vorrätig haben kann. Was man aber vorrätig hat, muß man kennen, zum allermindesten aber muß man es qualitativ und stofflich einzuordnen wissen. Und das heißt für den geübten Leser oft nicht mehr, als die Lektüre einer Viertelstunde, ganz abgesehen von den Hilfsquellen, die in Gestalt gutgeleiteter kritischer Zeitschriften jedem zur Verfügung stehen.
Keinesfalls aber genügt es, ein Buch zu bestellen und es alphabetisch ins Regal zu reihen. Es genügt nicht! Wenn man Wert darauf legt es zu verkaufen, muß man sich durchweg schon die Mühe machen, es zu empfehlen. Und in rechter Weise empfehlen kann man eben nur, was man kennt. Der Käufer hat in der Regel ein sehr feines Empfinden dafür, ob der Verkäufer nur — wenn auch noch so gewandt — einige Phrasen nachspricht, oder ob er aus eigener Anschauung und Überzeugung für etwas eintritt! Es gibt aber keine bessere Empfehlung als die, sagen zu können: „Ich habe das Buch selbst gelesen — es ist gut." Denn der Käufer fühlt auch sehr bald, ob er einen Mann vor sich hat, dem er das notwendige Verständnis und Urteil zutrauen kann. Und dann genügen wenige Worte einer das Wesentliche erfassenden Charakterisierung, um dem Buch das Interesse des Kaufenden zu gewinnen. Der Verkäufer soll sich nur stets bewußt sein, daß er mit jedem Satz, ja mit jeder Geste seinem Gegenüber verrät, ob er ein Kenner oder ein Schwätzer ist.
Der junge Buchhändler, der aus Lust und Liebe seine Berufswahl getroffen — und nur von dem soll die Rede sein —, pflegt ja nun meist in den ersten Jahren noch ein eifriger Leser zu sein. Aber nur zu oft nimmt ihm die vermehrte Arbeit späterer, verantwortungsvollerer Posten die Energie, auf dem laufenden zu bleiben. Bis zu dem Geständnis, das man von älteren Herren hören kann: „Ich komme überhaupt nicht mehr zum Lesen." Sie empfinden nicht einmal, was sie damit eingestehen. Es ist genau dasselbe, als würde ein Richter oder Rechtsanwalt sagen, er kümmere sich nicht mehr um neue Gesetze.
Lesen ist Berufspflicht für den Buchhändler! Nicht mehr und nicht weniger! Wer nicht die Zeit und das Interesse dafür aufbringt, verliert die innere Berechtigung und vor allem die Fähigkeit, Vermittler geistiger Güter zu sein.
Diese gefährliche Bequemlichkeit ist der eine — und fast schon der Hauptgrund, daß die Zustände auf dem Büchermarkt so unerfreulich sind. Der Buchhändler verkauft Marktware — er verkauft „das Gängige". Und so wird man denn, wo es auch sei, ob in Berlin oder München, ob in Breslau oder Hamburg, stereotyp dieselben Titel und immer dieselben Autoren vorgelegt bekommen. Es fehlt jede persönliche Einstellung, jede Entdeckerfreude, jeder Ehrgeiz, dem Lager eine eigene Note zu geben und somit durch Auswahl in wahrhaft produktiver Weise, Förderer des geistig Wertvollen zu sein.
Daß — ganz nebenbei — hiermit ein viel größeres Geschäft zu machen ist, wissen nur wenige.
Wie spielt sich denn im allgemeinen der Verkauf ab? Von drei Kunden, die in den Laden treten, haben zwei noch keine bestimmte Wahl getroffen. (Zumal der Deutsche ja im Durchschnitt nur geneigt ist, Bücher zu kaufen, wenn er ein Geschenk zu machen hat.) Was der Buchhändler vorlegt und wie er es vorlegt, entscheidet den Kauf. Daß zunächst das Neueste vom Markt zur Geltung kommt und seinen Liebhaber findet, ist in der Ordnung.
Aber nun, wenn der Kunde sein Geschenk, oder „sein Buch" gewissermaßen schon unterm Arm hat, kommt der Punkt, wo es sich zeigt, ob der Verkäufer etwas taugt, oder ob er nach Schablonen arbeitet. Denn für den richtigen Verkäufer beginnt gerade hier seine Tätigkeit, wo der andere — froh, überhaupt etwas verkauft zu haben — beiseite tritt.
Hundert und aber hundert Anknüpfungsmöglichkeiten gibt es — und einige vorhergehende orientierende Fragen müssen da genügt haben — das Interesse noch auf dieses oder jenes Werk hinzulenken. Ohne Zudringlichkeit, ohne daß auch nur irgendwie das Gefühl entstehen könnte, man suche noch etwas aufzureden. Ja, der wirklich gute Verkäufer soll selbst zunächst gar nicht daran denken, nun etwa noch ein zweites Buch an den Mann bringen zu wollen. Es ist ganz eine Frage des Takts, der weltgewandten Sicherheit, des eigenen

Wissens — vor allem aber einmal der Freude am Fach, wenn er dem Kunden noch einige Worte über ein ihm nahestehendes, diesem aber noch unbekanntes Buch, von dem er annehmen kann, daß es in dessen Interessensphäre liegt, mit auf den Weg gibt. Geschieht es in der rechten Form und mit dem richtigen Wort, so wird bei garantiert fünfzig Fällen von hundert der Kunde das Buch zu dem anderen mitnehmen. Ich spreche hier aus vollster Erfahrung. In weiteren fünfundzwanzig Fällen wird er es sich notieren, froh, beim nächsten Kauf des Suchens überhoben zu sein.

Und auch der Rest wird den Laden mit dem Bewußtsein verlassen, mit Liebe beraten zu sein, einen Hinweis erhalten zu haben, eine lebendige Beziehung zu verspüren. Völlig unzugängliche Kunden, bei denen jeder Versuch von vornherein zwecklos, sind größte Ausnahme. In der Regel ist jeder Buchkäufer, auch und gerade der Belesene, dankbar, wenn er auf Neues und Wertvolles aufmerksam gemacht wird und auf etwas, das abseits vom Tagesmarkt liegt. Und hier kann der Verkäufer sich nicht genug seiner Verantwortung — sowohl dem Buch, als auch dem Kunden gegenüber — bewußt sein. Jede rechte Verbindung aber, die er so zwischen Käufer und Buch herstellt, wird ihm zum dauernden Lohn werden. Gerade heute, da der Kauf von Büchern nach langen Jahren der Allgemeinheit wieder möglich ist, kann, ohne daß man Optimist zu sein braucht, behauptet werden, daß die Kaufträgheit des Publikums nichts anderes ist, als das bisher in viel zu geringem Maße geweckte Interesse!

Es trifft auch nicht zu, daß man als Sortimenter willenlos und sklavisch sich jedem Modekitsch unterwerfen muß.

Nur ein beliebiger Fall zur Illustration: Zur Zeit, als der Tarzan-Rummel im Entstehen war, wünschte eine Dame den ersten Band. Er wird ihr vorgelegt.

Auf meine Frage, ob ihr das Buch schon bekannt sei, verneint sie. Aber den Ankündigungen zufolge müsse es ja fabelhaft interessant sein. Ich begnüge mich mit einem anzweifelnden Lächeln.

Die Dame stutzt. Ob ich es denn gelesen habe? Ich schiene anderer Meinung zu sein.

Ich betone, ihrem Urteil nicht vorgreifen zu wollen. Nein, nein, sie bäte darum. Sie lege Wert darauf, etwas Gutes zu haben.

Worauf es an der Zeit ist ihr zu sagen, daß ich ihr in diesem Fall freilich das Buch nicht verkaufen dürfe, da ich es für den kindischsten Hintertreppenschmarren hielte, den jemals eine unverschämte Reklame hochgetrommelt. — Die Dame ist als Kundin gewonnen. Sie sieht, daß man ihr nicht gleichgültig das erstbeste einpackt, und bringt nun jeder Anregung das Vertrauen entgegen, mit Verständnis und ohne Eigennutz bedient zu werden. Sie kauft Kiplings Dschungelbuch (das turmhohe Original des Tarzangedankens); sie kauft Laurids Bruun; sie kauft Bernh. Kellermanns „Meer". Es braucht nicht gesagt zu werden, daß es nicht bei diesem einmaligen Kaufe bleibt.

Und so kommt für den Sortimenter täglich die Gelegenheit, auf die Frage nach irgendeiner Banalität zu sagen: „Bitte hier — aber, ich kann Ihnen auch etwas literarisch Wertvolleres vorlegen." Nicht in arroganter Überheblichkeit, aber mit der bestimmten Sicherheit gesagt, die dem Käufer die Überzeugung gibt, daß der Mann in der Tat ihm zu raten versteht.

Und letzten Endes ist es doch das, was die Mehrzahl der Bücherkaufenden wünscht und beansprucht (und was sie so selten findet): der richtige und zuverlässige Hinweis auf das ihnen noch Unbekannte. Denn die Bekannten und die Favoriten des Tages, davon hören sie selbst. Und der Buchhändler kann sich die Mühe sparen. Sie verkaufen sich allein und auch ohne sein besonderes Zutun.

Ja, man soll endlich aufhören, die Abhängigkeit des Sortimenters von der Konjunkturware zu bejammern. Diese Abhängigkeit besteht nur für die Bequemen, für die geistig Trägen, für die ewigen Automaten. Der wirkliche Buchhändler weiß sich frei davon, weil er tausend Möglichkeiten findet, sich für das Gute und Beste einzusetzen. Und nochmals: er wird sich dafür belohnt sehen. Denn das Geschäft macht nicht der, der gedankenlos mit der Tagesmode mittrottet, sondern der, der es versteht, seine Kunden davon zu überzeugen, daß sie bei ihm ein eigenes kritisches Urteil finden. Und das ist es, was man schließlich von einem Buchhändler verlangen darf.

Noch ein Wort über die Propaganda des Sortimenters. Sie ist durchweg zu wenig durchdacht und daher wirkungslos. Vor allem ist sie zu unpersönlich. Die Schaufenster sind immer dieselben

(wenn auch die Auslagen wechseln) sie sind ohne Eigenart, ohne Akzente. An der Tür hängt das Tarzan- oder Ossendowski-Plakat, oder was nun gerade in Front ist.

Was geschehen soll? Keine Marktschreierei, aber zielbewußte Hinweise!

Als ich die Leitung der Provinzbuchhandlung übernahm, fand ich, wie zu erwarten, eine Anzahl Bücher, die sich allgemach zu Ladenhütern entwickelt hatten. Ich sortierte das Wertvolle — und natürlich meist wenig Bekannte — aus, ließ davon ein Fenster bauen und ein Plakat hineinstellen:

> Unbekannte Bücher,
> die es verdienen
> gelesen zu werden.

Nach acht Tagen war kein Stück mehr da; das meiste konnte ich nachbestellen.

Darauf ein Schaufenster mit dem Plakat:

> Moderne Werke,
> die auch in kleinen Hausbibliotheken
> nicht fehlen sollen.

Und so fort. Stets eine neue Form und etwas anderes betont. Dazu Einzelbücher mit Hinweis; im Laden kleine Ausstellungen auf Sondertischen — all das in abwechselnden Folgen. Immer klar und knapp zum Ausdruck gebracht, was man will und worauf es gerade ankommt. Der Erfolg war größer, als vorher rechnerisch auch nur zu hoffen war. Das Publikum fühlte sich angesprochen und festgehalten. Die Verbindung war hergestellt.

Das Buch ist die lohnendste und dankbarste „Ware", die es gibt. Man muß sich nur ein wenig darauf verstehen. Wie sich schließlich jeder Kaufmann auf seine Ware verstehen muß.

Der Sortimenter soll wissen, daß in seiner Hand der Erfolg und der Nichterfolg jedes Buches liegt. Seine Empfehlung entscheidet. Und weil dem so ist, sollte er es als seine vornehmste Pflicht betrachten, dem Guten und noch Unbekannten den Weg zu bahnen. Es dürfte nicht sein — und er kann es verhindern —, daß seichte Belanglosigkeiten einen Absatz von Hunderttausenden finden, während das wirklich Gute so oft in den ersten Auflagen stecken bleibt.

An den Leser glaube ich. Ein gutes Buch findet immer seinen Käufer. Sache des Buchhändlers muß es sein, daß es auch seinen Verkäufer findet.

Jung-England

Von Max Meyerfeld (Berlin)

Seinem im Bunde mit Paul Selver vor zwei Jahren herausgegebenen Bändchen (oder Heftchen) „Britanniens neue Dichtung" (vgl. L. E. XXV, 873) läßt Karl Arns, der rührige Pionier, ein Buch „Jüngstes England"[1] folgen. Dort beschränkte er sich darauf, fünfeinhalb Dutzend britischer Lyriker in deutschem Sprachgewand vorzustellen, während sein Mitarbeiter, als Prologus waltend, bemüht war, sie fein säuberlich in Gruppen einzuteilen, zu rubrizieren und zu charakterisieren. Hier umspannt Arns das ganze Gebiet moderner englischer Literatur aus eigener Kraft, bestreitet sozusagen Text und Melodie allein (bloß für die Übersetzung der meisten Gedichte von Yeats hat er die Hilfe eines weiblichen Doktors in Anspruch genommen).

Wer zählt die Männer, nennt die Damen, die gastlich hier zusammenkamen! Der gesamte Heerbann britischer — nicht nur englischer — Poeten wird aufgeboten. Vollständigkeit, versichert Arns im Vorwort, lag ihm fern; aber man wird in seiner Namenliste wohl eher Überflüssige als Fehlende finden. Man vermißt höchstens den ausgezeichneten Verskünstler Ralph Hodgson, die exzentrische Romanschriftstellerin Virginia Woolf, Leslie Stephens Tochter, und den erst kürzlich von breiterem Ruhm ereilten E. M. Forster. Dagegen will ich mit dem Geständnis nicht zurückhalten, unter diesen Dreiviertelhundert manchem homo novus (es sind auch novae darunter) begegnet zu sein.

Doch ist man höchlich verwundert, in dieser Gesellschaft der Modernen den alten, ehrlichen Hall

[1] Karl Arns: „Jüngstes England", Anthologie und Einführung. Leipzig, Köln 1925, Eugen Kuner. 322 S.

Caine zu treffen, der „wegen seiner menschlich schönen, jugendlich hoffnungsfrohen Gesinnung" zu den Jüngsten gerechnet wird. Ich fürchte, die Jüngsten würden darauf mit homerischem Gelächter antworten. Wenn es nur auf die „jugendlich hoffnungsfrohe Gesinnung" ankäme, müßte Rudolf Herzog bei uns auch zu den Jüngsten gezählt werden. Was soll man aber gar dazu sagen, daß eine Liebesgeschichte von Hall Caine schlicht in den Vorgängen wie ein Kindermärchen, eindringlich in der Schilderung wie eine Saga, fein gegliedert und kraftvoll gesteigert in ihrem Aufbau wie eine griechische Tragödie genannt wird? Da staunt der Fachmann.

Wie teilt Arns den gewaltigen Stoff ein? Natürlich in Epik, Dramatik, Lyrik. Er schickt ein Kapitel voraus, das den „großen Roman" behandelt, worunter er Bennett, Conrad, Galsworthy und Wells begreift — auffallenderweise von Thomas Hardy und George Moore schweigend. Er schickt ein Kapitel über die Iren nach und sondert W. B. Yeats aus.

Im einzelnen verfährt Arns so: er sucht zuerst das Wesen eines Dichters darzustellen, wofür ihm öfters ein Werk ausreicht, und bietet hernach eine Probe, die ihm für die Eigenart des Geschilderten bezeichnend scheint. Selbstverständlich kann man es mit einer solchen Auswahl keinem recht machen. Es ist jedoch für den Darsteller leichter, auf zwei Seiten einen Begriff von einem Dichter zu geben, als für den Dichter, auf zwei aus einem Kunstwerk herausgerissenen Seiten einen Begriff von sich selbst zu geben. Am ehesten läßt sich noch mit lyrischen Gebilden eine Ahnung erwecken — falls man sie überhaupt für übertragbar hält; aber was fruchten solche Kosthäppchen aus einem Roman oder einem Drama? Wer den Dichter nicht kennt, wird ihn auch durch einen so flüchtigen Einblick nicht kennen lernen. Mit dieser Methode, scheint mir, ist nicht viel anzufangen, auch wenn man eine glücklichere Hand als Arns in der Auswahl hätte.

Seiner Belesenheit schuldet man unbedingt eine Verbeugung. Keiner vor ihm hat sich so ausführlich mit Jung-England oder dem jüngsten England beschäftigt. Selbst schwer zugängliche Bücher, wie der „Ulysses" von Joyce, sind berücksichtigt. Es muß mühsam und kostspielig gewesen sein, sich das Material zu beschaffen. Englische Vorarbeiten gibt es nicht allzu viele, und meine deutschen sind für Arns offenbar nicht vorhanden.

Wenn ihm nun auch noch die Farben für alle, die er zu zeichnen unternahm, auf der Palette zur Verfügung ständen, wäre die Freude doppelt so groß. Aber da empfiehlt es sich, seine Ansprüche zu mäßigen. Arns schreibt weder lebendig noch kunstvoll. Er hat für die verschiedensten Begabungen die eine braune Seminarsauce bereit, die Begriffe wie subjektiv und objektiv, realistisch und romantisch, und wie alle die schönen Schulausdrücke heißen mögen, mit Famuluseifer bevorzugt. Er legt die Dichter ins Herbarium, statt sie auferstehn zu lassen. Seinem Stil wäre mehr Tempo, mehr Temperament, mehr Abwechslung, mehr Anschaulichkeit zu wünschen. Ein Schriftsteller, der die Worte wägt, brächte nie den Satz aus der Feder: „Die drei Sitwells repräsentieren die radikalsten Strömungen". Was ist eine radikale Strömung, und wie kann man eine Strömung repräsentieren?

Doch statt bei unerfüllten Wünschen oder stilistischen Beschwerden zu verweilen, sei lieber dankbar anerkannt, daß hier einer mit großem Fleiß und nicht geringen Schwierigkeiten sich an ein fast noch ungepflügtes Feld heranwagte. Seiner ganzen Art nach ist er eher dazu geschaffen, eine gründliche Monographie zu verfassen als Dutzende von Einzelporträts zu entwerfen.

Théophile Gautier

(Zur Neuausgabe seiner Prosawerke im Avalun-Verlag)

Von Fred A. Angermayer (Berlin)

Die Schriftsteller des vergangenen Jahrhunderts waren nicht nur weitaus produktiver als die heutigen Beherrscher der Literatur, sondern auch von einer fanatischen Arbeitswut, von einem uns heute unverständlich gewordenen Fleiß beseelt. Arbeitsriesen wie Goethe, Balzac, Dickens, Dostojewski,

Zola, um nur einige Haupttypen vergangenen Schriftstellerglanzes aufzuzählen, würde man heute vergeblich suchen. Marcel Proust, einer der vollendetsten Romandichter des modernen Frankreich, kann dazu zählen, da er immerhin ein gewaltiges Werk hinterließ. Unsere Zeit verlangt aber vielleicht gar nicht nach diesen Giganten des Fleißes, nach diesen Marschällen der Feder, die mit unheimlicher Geladenheit Werk auf Werk aus dem Chaos ins Licht stießen und mit unübertrefflicher Universalität ihren Beruf meisterten. Unser ganzes Zeitalter hat sich, in fast allen Berufen, spezialisiert, da die Materie die Kraft des Einzelnen überstieg und ihn erstickte. Nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in der Literatur gibt es heute, im direkten Gegensatz zu einst, ausgesprochene Spezialisten, die nur eine der vielen Gattungen des Schrifttums beherrschen. Wir haben heute eine peinliche Einteilung getroffen und rubrizieren die produktiven Geister in: Dramatiker, Romandichter, Lyriker, Essayisten, Kritiker, mit abermals zahlreichen Unterabteilungen der jeweiligen Hauptfächer. Ein Typus wie Théophile Gautier wäre heute nicht mehr denkbar. Gautier war, wie die meisten seiner Zeitgenossen, ein ganz umfassender Schriftsteller, der alle Arten seines Berufs mit gleicher Selbstverständlichkeit meisterte und sich in allen Fächern der Literatur erfolgreich versuchte. Sein eigentliches dichterisches Werk, ist längst nicht so groß wie die phantastische Fülle seiner Zeitungs- und kritischen Tätigkeit, seiner Reiseschilderungen und seines enormen Briefwechsels. Gautier war, neben dem Schriftsteller, Maler und Sportsmann, Spaziergänger in allen Welten und hilfsbereiter Kamerad seiner dichterischen Zeitgenossen. Große Magier des Wortes wie: Baudelaire, Flaubert und Banville, nannten sich bescheiden seine Schüler und erkannten ihn als ihren Meister an. Wenn auch nicht verschwiegen werden soll, daß die Schüler den Lehrer übertrafen, darf doch nicht übersehen werden, daß ein Mann, den die größten Könner seiner Zeit als Meister verehrten, seine ganz besondere Bedeutung gehabt haben muß.

Gautiers literarischer Einfluß war ungeheuer. Er befruchtete nicht nur die meisten Zeitgenossen seines Landes, sondern vermochte auch im Ausland, insbesondere in England, nachweisbaren Einfluß auszuüben. Selbst ein raffinierter Ästhet wie Oscar Wilde, konnte sich seinem Zauber nicht entziehen und betonte immer wieder seine grenzenlose Verehrung für den Dichter der „Emaux et Camées". In diesem Dichtwerk hat sich der blendende Formkünstler Gautier am deutlichsten ausgesprochen. Théophile Gautier war Antichrist, war Heide im vollen Sinne der Bedeutung und hat in seinen „Poèmes Antiques" Strophen von magischem Reiz und heidnischem Glanz geschaffen. In einer seiner Meisternovellen, in „Mademoiselle de Maupin" sagt er: „Ich bin ein Mann der homerischen Zeiten. Die Welt, in der ich lebe, ist nicht meine Welt, und ich verstehe die Gesellschaft nicht, die mich umgibt. Für mich ist Christus nicht erstanden. Ich bin ebenso heidnisch wie Alkibiades und Phidias. Ich habe auf keinem Golgatha die Blume der Passion gepflückt, und der tiefe Strom, der den Seiten des Gekreuzigten entfließt und die Erde mit rotem Gürtel umgibt, badete mich nicht mit seinen Fluten. Mein rebellischer Leib will die Oberhoheit der Seele nicht anerkennen, und mein Fleisch denkt nicht daran sich zu kasteien. Drei Dinge liebe ich: Gold, Marmor und Purpur, also: Glanz, Dauerhaftigkeit und Farbe. Alle Paläste, die meine Phantasie mir baut, sind aus diesem Material errichtet. Mein Himmel kennt keine Wolken. Ich bin immer so gewesen. Mir war die Form des Gefässes immer wichtiger als sein Inhalt. Wenn ich die Pandorabüchse in Händen gehalten hätte, ich hätte sie nicht geöffnet."

Diese wenigen Zeilen sind nicht nur ein Glaubensbekenntnis, sondern auch eine deutliche Absage an alles Übersinnliche und Abstrakte. Mag sein, daß diese Hingeneigtheit zum Allzukörperlichen den Dichter in innerster Seele unbefriedigt ließ, mag sein daß er vielleicht doch die Sehnsucht hatte, seinen Werken einen Hauch der Allseele mitzuteilen. Ein Ausspruch, den er einmal machte, könnte daran glauben lassen. Als er einzusehen glaubte, daß seine Prosawerke der mystischen Tiefe, des Seelischen, entbehrten, seufzte er: „Die Invasion des cant und die Notwendigkeit sich dem Zeitungsstil anzupassen, drängten mich zu rein körperlichen Schilderungen!" Sein schönheitsdurstiges Auge aber dürfte mit diesem vagen Geständnis nicht einverstanden gewesen sein.

Mit Recht sagte Georg Brandes über Gautier, daß er einer jener französischen Romanciers war, der sehr starke Parallelen zur Art der Deutschen aufwiese. Gautiers Liebe zu einer ungedanklichen Poesie, läßt ihn in vielem mit Tieck vergleichbar erscheinen, mit dem großen Unterschied, daß Tieck seinen Worten Musik, Gautier aber Plastik verlieh. Die Form dominiert in seinem Werk als einzig anerkannter Maßstab. Er war Romantiker, der statt der Schalmei den Meißel handhabte. Sein Stil ist plastisch. Mit Victor Hugo wurde er dadurch zum Vorbild für Flaubert. Einer unglaublichen Genauigkeit der Schilderung, einer durchaus lebendigen, plastisch und malerisch gleich vollendeten Darstellung, eint Gautier reichste Phantasie. Sein Hauptzauber liegt vielleicht gerade in der Tatsache, daß seine ungemein starke Einbildungskraft zugleich realistisch und fantastisch ist. Er sagte ja selbst: „Je suis un homme pour qui le monde extérieur existe.“ Als Maler hatte er begonnen, ein Maler, der sich bis zum Plastiker und Graveur steigerte, ist er immer geblieben. Gautier hat ohne Zweifel, durch die L'art pour l'art-Bewegung, die er ins Leben rief, falsche Kunstauffassungen verbreitet. Man muß aber diesen Dichter aus seiner Zeit heraus verstehen und ihm zugute halten, daß er an seine Theorien glaubte und sie abgöttisch liebte. Er war immerhin einer der ersten wieder, die die Bedeutung der Form ins Zentrum künstlerischen Schaffens stellten, eine ästhetische Grundhaltung, von der schließlich ganze Lyrikergenerationen gelebt haben. Er wollte mit dem Sentimentalismus aufräumen, in den die Romantiker zu versinken drohten.

Im Alter von 25 Jahren schrieb er seine „Mademoiselle de Maupin“ und als Fünfziger seinen wundervollen „Capitaine Fracasse“. In Deutschland, wo Gautier zwar längst heimisch, aber nicht ins Volk gedrungen war, versucht man gerade jetzt seine Hauptprosawerke auferstehen zu lassen. Diese Idee ist durchaus zu begrüßen. In Gautier präsentiert man unserer sehr formlos gewordenen Zeit einen Meister, dessen grandioses Beispiel vielleicht Früchte tragen wird. Mir liegen drei Bücher vor. „Die vertauschten Paare“, „Avatar“ und „Jettatura“. Bei einem Farbenkünstler vom Range Théophile Gautiers ist die Frage der Übersetzung außerordentlich entscheidend. Sie scheint hier gelöst zu sein. Alastair und Gabrielle Betz hoben Gautier durch ihre durchaus kongeniale Verdeutschung in die Atmosphäre von Heute, ohne seinen persönlichen Zauber irgendwo zu verletzen. Ich kenne erbärmlich armselige Gautier-Verdeutschungen früherer Übersetzer und konstatiere hier eine wirkliche Einheit zwischen Original und Übersetzung. Die kleinen, gelungenen, sehr stimmungsbeschwingten und graphisch ausgezeichneten Bilder von Karl M. Schultheiß geben den Büchern einen Hauch Gautierscher Epoche und erhöhen vielfach die Bedeutung des Worts. Wer sich von der Unruhe unserer Tage befreien will, greife zu diesen Verdeutschungen eines großen französischen Meisters, dem kein Geringerer als Charles Baudelaire seine „Fleurs du Mal“ mit folgenden Worten gewidmet hat: „Dem hervorragenden Dichter und vollendeten Magier französischer Sprache, meinem teuersten und hochverehrten Meister und Freund widme ich, mit den Gefühlen allertiefster Ergebenheit, diese krankhaften Blumen.“

Leopold Zieglers „Heiliges Reich“

Von Paul Feldkeller (Schönwalde, Niederbarnim)

Das gewaltige Werk Zieglers[1] ist eine mit maßlosen Abschweifungen versehene Philosophie der Deutschheit. Jene seit Fichte nicht mehr verstummte, im letzten Jahrzehnt zum Überdruß behandelte Frage nach Wesen und Denkart des deutschen Menschen findet hier ihre umfänglichste Antwort. Aber man täte dem Buch Unrecht, stellte man es zu jener Massenliteratur in innere Beziehung. Ziegler nimmt auf keins dieser Bücher (jedoch flüchtig auf Fichtes „Reden“) Bezug und kommt in Wirklichkeit auch zu ganz anderen Ergebnissen als die deutschen Kriegsidealisten.

[1] Leopold Ziegler, Das heilige Reich der Deutschen. Drei Bücher in zwei Bänden. Darmstadt 1925, Otto Reichl. 476 und 463 S. Geb. M. 30,–.

Auch handelt von der politischen Geschichte nur ein Viertel, drei Viertel von der, sagen wir: Denkgesinnung der Deutschen (dies Wort von uns parallel zu „Kunstgesinnung", „Baugesinnung" gebildet). Dieser umfänglichere Teil gibt die eigentliche Weltanschauung Zieglers, einen eigentümlichen Irrationalismus, den er dem deutschen Menschen als die diesem eigentümliche Denkgesinnung in die Brust legt (worüber hier nicht gerechtet werden soll), der aber natürlich Zieglers eigenes Bekenntnis darstellt und auch unabhängig von jener Introjektion beachtet und eindringlich studiert zu werden verdient, weil er mit ungewöhnlicher Energie gedanklicher Gestaltung die Bildungselemente und zeitbewegenden Entdeckungen der Gegenwart zum geschlossenen System fügt.

Denn diesem Weltgemälde liegt nicht der deutsche Idealismus, auch nicht einmal mehr Nietzsche und Hartmann, sondern das Lebensgefühl von 1920 und dessen eigentümliche Symptome: Parapsychologie, Astrologie, Psychanalyse (einschließlich Coué und Baudouin), kurz die Hingegebenheit an die Dämonie des „Es" zugrunde. Ein moderneres Buch, einen treueren Spiegel seiner selbst könnte der heutige bildungsgesättigte Leser nicht auftreiben. Und wie der junge Schelling zu seiner Zeit den (gegen heute gemessen, recht zahmen) Okkultismus seiner Zeit aufnahm und von ihm aus auf Kants und Fichtes Errungenschaften ein neues Licht zu werfen suchte, so interpretiert Ziegler von der Psychanalyse und von der nancyer Schule aus Kant und namentlich Goethe und gewinnt ihnen eine moderne Seite ab.

Nach Ziegler ist die dem deutschen Menschen zugrunde liegende Spaltung, Spannungsgeladenheit und Gegensatzführung keine bloße anthropologische Kuriosität, sondern ein tief verwandter Zug zu dem ebenfalls widerspruchsträchtigen Kosmos selber. Für die Farbenlehre machte Goethe auf die grundlegenden Polaritäten Rot—Grün, Hell—Dunkel erstmalig aufmerksam. Daß auch der Wille polar ist, jeder Wille seinen Gegenwillen auf den Plan ruft, behauptet Coué. Kant führte die Legitimität des Widerspruchs für gewisse Bezirke des metaphysischen Denkens in die Philosophie ein, und Hegel baute, ein moderner Heraklit, auf den dialektischen Widerspruch, auf die Eigenbewegung des Begriffs, ein ganzes System. Hegel wie Goethe inaugurierten eine Denkgesinnung, eine philosophische Mentalität, welche an Wirklichkeitsnähe und damit kosmischer Geltung alles Dagewesene übertrifft. Namentlich hat Goethe jenen „anschauenden Verstand" geübt, von dem Kant als einer bloßen Möglichkeit sprach und der nicht mehr die Welt bloß nachzeichnet, nicht mehr wie Instinkt und Verstand dem Leben dient, sondern umgekehrt dem Leben Sinn und Ziel verleiht (man beachte die Parallele zu Nietzsches „schenkender Tugend") und als echtes „Urwissen" Wahrheit nur dadurch erkennt, daß er sie buchstäblich erzeugt und schafft.

Ziegler baut aber nicht, was nahe läge, von hier eine Philosophie, eine Metaphysik der Freiheit gleichsam als einen Dom steil in die Höhe, sondern vertieft seine Polaritäts- und Widerspruchslehre in ihre historischen und logischen Einzelheiten und verwurzelt sie in Freudschen und Jungschen Gedankengängen. Wir haben es in Zieglers Werk mit einem breit angelegten Tiefbau, keinem Hochbau zu tun. In den Niederungen, Sümpfen, ja Kloaken der Psychanalyse werden Fundamente und Dämme gebaut, Wiesen und üppige Gärten angelegt. Die Parallele von Freuds Lust- und Wirklichkeitstrieb zu Schillers Stoff- und Formtrieb gibt Gelegenheit zu einer glänzenden Analyse der Schillerschen Briefe über ästhetische Erziehung, die zum Schönsten gehört, was zu diesem Thema gesagt worden ist. Ziegler betont, daß, wie der Mensch in der Versenkung zeitweilig jenen hinter den Gegensätzen gelegenen schöpferischen Indifferenzpunkt aufsuchen müsse, so auch die Welt selber in regelmäßigen Atemzügen und Pausen in den Zustand bestimmungsloser Latenz zurücktrete, um sich zu erneuern. So wechseln entsprechend der eddischen Vorstellung Weltentstehung und Weltuntergang, Wachsein und Schlaf der Völker. Der Mensch, der sich — wie die Chinesen auf ihre Weise — diesem Weltrhythmus anpaßt, verwirklicht ein Zugleich von Hygiene und Religion: just das, was Ziegler „Welt-Dienst" nennt. In ihm besteht der Sinn der „Klassik", jenes harmonischen Ausgleichs gegensätzlicher Welt- und Seelenkräfte, die Ziegler als eine Religion neben den anderen Religionen verstehen lehrt.

Den größten Gegensatzausgleich aber projektiert Zieglers „Kosmologia Deutsch" (sein 3. Buch):

die Grundlegung zu einer neuen Mythologie. Mit Bachofen setzt er ein matriarchalisches Zeitalter an den Anfang der Geschichte, ein „Weltalter der Großen Mutter" mit ihren eigenartigen Wertungen, das von der noch gegenwärtigen solaren Epoche, dem Weltalter des Vaters Himmel und seinem Sonnenkult, dem auch die Religion Christi zugeordnet sei, abgelöst wurde. Die kommende Religion aber wird beiden Göttern zugleich dienen. Denn diese denkbar elementarsten Gegensätze, der Finsternis und des Lichts, zu einen, ist der Beruf der Deutschen. Ihr „heiliges Reich" ist die Versöhnung von Welt und Gott, von Profanem und Sakralem. Ziegler leidet uns anderen, robusteren Menschen diesen Riß, der, nun sagen wir, seit Christus (aber auch schon vorher) durch die Menschheit geht, gleichsam vor. Seit jener Zeit gibt es Heidnisches und Heiliges, Weltliches und Göttliches unversöhnt nebeneinander. Goethe und Christus kommen nicht zusammen. Von zwei Idealen aufgerissen, klafft die Wunde in unserer Seele, und Luthers Vermittlungsversuch einer Heiligung von Ehe und Beruf, die Heiligsprechung von Erwerb und Kapitalwirtschaft durch den Kalvinismus macht das Übel nur noch schlimmer. Im Gegenteil: in der Offenhaltung der Wunde, damit nicht durch diese Vermengungen weltenferner Dinge der ganze Organismus verseucht werde, sehe ich die eine, vielleicht die höchste Bedeutung des Zieglerschen Buchs. Nur zu oft vergißt der Mensch, daß es Heiliges und Irdisches gibt und daß er beides ins reine (und nicht ins unreine) zu bringen hat. Da weist uns Ziegler das Bild (sagen wir: den Mythos) eines großartigen Versuchs solcher Synthese auf: im Mittelalter gab es bereits, von deutschen Kaisern verwirklicht, ein heiliges Reich der deutschen Seele. Das mittelalterliche Reich kehrt nie wieder. Aber ein neues „Reich", eine neue Hingabe an die tief zu empfindenden Gegensätze zu ihrer Überwindung in einem neuen Dritten wird nötig sein. Derartiges aber fließt nicht aus der Gleichgültigkeit, sondern aus dem Leiden an der Welt, aus dem tiefverstehenden Wissen um ihre Tragik, aus der Liebe zur Welt und dem dunklen, aber leidenschaftlichen Drange, in ihr zu wirken, ihr zu dienen. Was kann es Besseres, Empfehlenswerteres für ein Buch geben als dieses beide: als Sehnsucht und Geheimnis, Echtheit und Tiefe?

Renaissance von Alt-Tirol

Von Alois Brandl (Berlin)

Tirol, politisch zerrissen und wirtschaftlich verarmt, besinnt sich auf seine Vergangenheit, um Selbstvertrauen und neuen Mut daraus zu schöpfen. Es hat eine reiche Geschichte, bis zurück in die Römerzeit, und eine fast noch reichere Kunst- und Poesiegeschichte; immer gab es da starke Männer und Frauen im Kriege, sowie schönes Behagen in den Atempausen des Friedens. Chroniken genug erzählen davon, die Mauerreste der Schlösser künden es von den Bergwänden, ins Gemüt der Leute ist es eingeschrieben, und fast unglaublich in dieser geschäftsstillen Zeit ist die Nachfrage nach den Büchlein, die fabulistisch davon handeln. In Innsbruck aber sitzt eine Verlagsanstalt, die für den größten Teil dieser Literatur die Herstellung und den Betrieb großzügig versorgt; was die Tyrolia für den Dichter- und Historikerkreis des Ländchens in dieser kritischen Periode bedeutet, wird man erst einmal in der Zukunft, zurückblickend, in vollem Umfang ermessen.

Mit klingendem Saitenspiel zieht ein Schüler Walthers von der Vogelweide voran und weiß das Minneleben auf den Ritterburgen mit frischen, humorvollen Versen nachzubilden. Oswald Menghin versetzt uns in der „Frau Nachtigall" (Innsbruck, Tyrolia, 1923) nicht bloß äußerlich in das Reim- und Tatenspiel des 13. Jahrhunderts; er weiß auch den Ordnungssinn jener altfesten Deutschen inmitten romanischer Neumode herauszubringen, z. B. im Gedicht vom „Herrn Ludimagister", der mit dem hochmögenden Herrn Bürgermeister um die Hand der schönen Radigunde wirbt. Der Bürgermeister ist schon sehr behäbig, der Musikus tannenschlank und frisch, freilich arm wie eine Kirchenmaus. Die Jungfrau findet es nicht leicht zu wählen; doch eh' ein Mond vergangen war, schritt sie mit einem zum Altar — das war der Herr Bürgermeister! Und nun tut der Stadtkapellmeister geradeso seine Pflicht, wie wenn nichts geschehen wäre:

Die Hochzeit! Speise gab's und Wein,
Daß sich die Tafeln bogen.
Zu guter Letzt – ein Tanz muß sein –
Kam die Musik gezogen.
Das ganze Städtlein sang und sprang,
Und wer dazu den Taktstock schwang –
Das war der Herr Ludimagister.

Am besten aber gelingt es Menghin, wenn er im Holzschnittstil die gläubige Innigkeit des mittelalterlichen Volkes nachzeichnet, wie bei der Vorführung der „Heiligen drei Könige", die das Kindlein in der Krippe zuerst durch den Fensterrahmen sehen und ja nicht erschrecken wollen; eine Weile warten sie draußen und überlegen, ob ein Mohrenangesicht es nicht zum Weinen bringen könnte. Endlich wagt gerade der Schwarze sich vor:

Kaspar öffnet jetzt die Türe, und Balthauser tritt hinein.
Melichar wagt nicht zu folgen, denn das Kindlein könnte schrei'n.
Voller Demut kniet er draußen vor dem Stalle betend hin
Und reicht heimlich durch die Türe sein Geschenk dem Kaspar hin.

Auf dem Umschlagblatt des Bändchens ist ein Spatz zu sehen, der den Mond ansingt; das ist sehr passend, denn Menghin ist so jugendlich, daß es ihm nicht darauf ankommt, wenn wir auch einmal über seine eigene Keckheit lachen. Er hat aber Musik in seinen Rhythmen, und die Einfälle strömen ihm zu; wenn der Reim ihn bindet, ist er noch besser als in seinem Prosaroman „Zerrissene Fahnen" (Tyrolia, ohne Jahreszahl), wo er mit verkrampftem Herzen das Eindringen italienischer Besatzungen in seine Heimat schildert. Sicherlich wird in den nächsten Jahren noch manches Interessante von ihm zutage kommen. Möge ihm ein gestrenger Ratgeber zur Seite stehen!

Nicht singend, sondern sagend, im ernsten Spruchton, strenge gegen sich selbst und aus ethischer Überzeugung auch gegen andere, tritt uns Karl Domanig in den Weg, der schon kurz vor dem Weltkrieg, im Dezember 1913, verstarb, aber jetzt in einer Auslese von seiner Tochter Maria wieder zutage gerufen wird. „Karl Domanig: Von seiner Persönlichkeit und aus seinem Schaffen" betitelt sich das Bändchen (Tyrolia, 1924) und ein Freund von schleswig-holsteinischer Herkunft, E. M. Hamann, der den Sohn der südlichen Berge persönlich kennen und schätzen gelernt hatte, schrieb dazu ein gutes biographisches Vorwort. Als Abkömmling eines Vertrauensmannes von Andreas Hofer, der den Sandwirt beherbergte, ihn vor dem Losschlagen schon unterstützte und dann in den Schlachten am Berg Isel Plünderung, Gefangennahme, schließlich noch schädigende Mißhandlung erlitt, wuchs Domanig in stetem Gedenken an die Heldenzeit seines Volkes auf. Ich weiß noch aus eigener Erinnerung an ihn, wie er vom Straub und vom Speckbacher, indem er in Dramen sie behandelte, zu reden pflegte, als stünden sie an seinem Ellbogen; die Orte, wo sie lebten und kämpften, schwebten ihm klar wie Landkarten vor Augen; diese Märtyrer Tirols waren ihm allgegenwärtige Vorbilder und fast eine Religion. Seine Trilogie von 1809 hat durch das Unglück von 1918 nachträglich noch einen verklärenden Schimmer erhalten. Gern liest man in der vorliegenden Auswahl auch sein minder bekanntes Epos „Um Pulver und Blei", das die Überführung eines Munitionszuges aus Ischl nach dem Pustertal durch viele Abenteuer beschreibt. Als Beispiel trug Domanig, laudator temporis acti, seiner schwächeren Generation die Geschichte vor; er hielt viel auf Erziehung und glaubte an die Einprägungskraft geformter Rede; charakteristisch sagt er im Vorwort:

– Das Spielen, Kinder, laßt! Von Männerarbeit
Erzähl' ich euch. Ihr Buben gar, merkt auf!
Daß, wenn euch einer fragt: Was kostete
Der Ruhm der Väter? Daß ihr dann Bescheid wißt.

In Prosa ist die Skizze „Der Schwegelpfeifer von Spinges" beigefügt: ein Schützenbub bringt im Franzosenkrieg des Jahres 1797 eine Botschaft des Andreas Hofer durch Nacht und Nebel von Sterzing über den Jaufenberg nach Meran in die Hand des Generals Laudon und dann sofort dessen Antwort zurück in die Hand des Sandwirts, alles binnen 24 Stunden, mit wunderbarer Hingebung an Gott, Kaiser und Vaterland. Ein patriotischer Idealismus ohnegleichen durchzieht die Erzählung. Realistische Beobachter von alttirolischem Landsturm und altösterreichischem Linienheer hätten auch andere Züge nebenbei bemerken können, aber im Gesamtton Domanigs würden diese wie ein Sakrileg sich ausnehmen. Die aufrichtige Ganzheit des Verfassers, die an Kreuzzugsprediger erinnert, bietet einen merkwürdigen psychologischen Reiz; die Wucht tirolischen Literaturtemperaments kommt darin mehr als bei irgendeinem anderen seiner dichtenden Landsleute zum Ausdruck. Bei Gilm sind die begeistertsten Schützenlieder eher ein Spiel von Wohlklang, Witz und Anmut, während Domanig niemals aus der Rolle des frommen Recken fällt.

Eine Flut von Erzählern in Prosa, die sich alle mit Wundern oder wahren Taten des gewesenen Tirols beschäftigen, könnte jetzt losgelassen werden und unsere Leser überschwemmen. Aber nur eine Auslese soll die eingelegten Schwellbretter überfließen und eine Vorstellung von dem verbreiten, was die Geister an Inn und Etsch in diesen ersten Jahren nach dem Weltkrieg bewegt.

Die ausgelassenste Phantasie betätigt Paul Busson, der als Sohn eines Geschichtsprofessors an der innsbrucker Universität sich entwickeln konnte und auch einmal in einem launigen Erinnerungsbändchen „Alt-Innsbruck" das Zusammenspiel von Wissenschaft und Volkskunde in seiner Kindheitsumgebung hervorhob. Sein Roman „Die Feuerbutze" (Wien, Rikola-Verlag, 1923) dreht sich um einen Rest von römisch-heidnischem Pankult, der sich in einem nur den Eingeweihten zugänglichen Bergwinkel durch die Jahrhunderte erhalten hat; eine warme Quelle ermöglicht da der schönen Julia ein rituelles Bad, das ihr Liebhaber von ferner Gemsenweide hoch über Felsen erspähen darf. Die Einkleidung ist so gewählt, daß der junge Erbe eines Bergeinsiedlers aus Wien durch dessen nachgelassene Papiere den scheinbaren Zauberspuk ergründet. Je absonderlicher die Anfangsvoraussetzung, desto überraschender sind natürlich die Situationen, die sich daraus ergeben. Als Gegensatz zur priesterlichen Julia erscheint ein paphisches Karrnermädel, das sich dem Fremdling aus Wien mit verdorbenster Kindlichkeit selber anträgt: „Magst mi nit?" Vater Busson, der sehr ernste Geschichtsvorlesungen hielt, hätte über die pseudorömischen Bocksprünge seines Sohnes vielleicht den Kopf geschüttelt; aber der Sohn ist erfindungsreich und amüsant — man muß das Fremdwort gebrauchen, um dies eingesprengte Fremdgut auf dem tirolischen Parnaß zutreffend zu markieren.

Christgläubige Kindlichkeit atmen dagegen die „Tiroler Legenden", die uns Helene Raff, vielfach aus mündlicher Überlieferung, jedenfalls immer aus erbaulicher Quelle und Absicht vorsetzt (Tyrolia, 1924). Nicht weniger als 70 Wundergeschichten sind hier zusammengetragen; sie handeln von der Einmischung des Teufels in die Schöpfung Gottes; von der Magd des Kaiphas und vom „Umgehenden Schuster", d. h. Ahasver; vom heiligen Einsiedel Romedius, der auf selbstgezähmtem Bären nach Rom ritt; von der heiligen Dienstmagd Notburga, die zum Zeichen des Feierabends die Sichel in die letzten Sonnenstrahlen hängte; von eisübergossenen Almen und gottlosen Knappen; von büßenden Pfarrern und bestraften Tierquälern; von der heiligen Kümmernis, die dem andächtig sie verehrenden Geiger zuerst den einen Goldschuh, dann den anderen freundlich hinwarf, und vom bösen Antichrist, geboren in Babylon, auftauchend, sobald die Pfarrkirche zu Meran in einen Roßstall verwandelt wird, und so stolz, daß er sich in den Tabernakel setzt und anbeten läßt und so weiter. Selbst die Sage vom Klostergründer Haymon, dem Riesen aus der Reckenrunde Dietrichs von Bern, ist aufgenommen und mit einigen Freiheiten gegenüber der Originalniederschrift aus dem 17. Jahrhundert wiederholt. Man glaubt sich wirklich im Mittelalter, wenn man diese Märchen und Schwänke mit Heiligenschein liest, die ein leiser Ton des Scherzes doch vor dem Verdacht bewahrt, als wären sie plump gemeinter Aberglaube.

Ein mahnender und rächender Kobold aus dieser Traumwelt, mit der sich das tiroler Landvolk die oft sehr öde Wirklichkeit ergänzt, ist als Hilfsfigur in einer Mordgeschichte gebraucht, die uns Hilda Povinelli darbietet, als ein Sittenbild aus dem Kaisergebirge bei Kufstein: „Das Kranebitt-Manndl" (Tyrolia, 1923). Einem Großbauern, stolz auf seinen Hof und an dessen Besitz gewöhnt, kommt sehr unangenehm ein älterer Bruder aus der Fremde zurück, um sein Erbrecht geltend zu machen. Mit einer Summe Geldes soll er sich abfinden lassen? Wie ein Handwerksbursch soll er auf die Landstraße hinaus? Ohne viel Besinnen, leider auch ohne künstlerische Vorbereitung, bringt er den zudringlichen Bruder um. Aber nun taucht erst die Hauptfrage auf, nämlich die Forderung seines Gewissens, verkörpert in der koboldartigen Gestalt eines Strauches am Waldesrande oberhalb seines Hauses. Bei Nebel und Mond und Dämmerung grinst ihm der grüne, seltsam verästelte Zwerg so tief ins erschütterte, sündbewußte Gemüt, daß er, der harte Bauer, nach sühnender Selbstaufopferung verlangt. Ein Wildbach hat einen Stadel losgerissen und dahergetragen, durch den einer Reihe Bauernhöfe die Vernichtung droht; man könnte einen Baum abhacken, der den Stadel so aufhält, daß ein gefährlicher See dahinter anschwillt, aber wer es wagt, der wird sicher vom nachstürzenden Wasser umgebracht; zu solchem Retter hat man früher einen Malefikanten bestimmt — jetzt gibt sich der Mörder freiwillig dazu her und stirbt als rettender Selbstmörder. Wie bei allen tragischen Dorfgeschichten liegt die Schwierigkeit darin, einen bäuerlichen Charakter so auszumalen, daß er seelischen Heldentums fähig wird. Viel geschieht in dieser Geschichte, besonders weil der Verbrecher mit einer edlen Liebhaberin ausgestattet ist und diese wieder einen edlen Mitbewerber zur Wahl besitzt. Aber das Menschliche gelingt der Verfasserin nicht entfernt so gut wie das Gespenstische, und das ist wieder als eine Eigenart tirolischen Schrifttums zu verzeichnen.

Welcher Nordländer hat nicht bei der Einfahrt ins Inntal zur Feste Kufstein emporgeschaut und von ihrer Vergangenheit wissen wollen? Sie heißt eigentlich Geroldseck und kam erst unter Kaiser Max zu Tirol; als Straßensperre diente sie stets mehr für das Auge des Wanderers als für ein Kriegsheer. Bertold Friedrich Müller aber hat einen Roman verfaßt, „Der Kerkermeister von Geroldseck" (Tyrolia, 1924) und ihr aben-

teuerliche Erlebnisse aus dem Jahre 1703 angedichtet, als der Kurfürst von Bayern mit den Franzosen durch Tirol durchbrechen wollte, um den Kaiserlichen in Oberitalien in den Rücken zu fallen. Ein seltsamer Gefangener wird eingeliefert; man munkelt, ein ungarischer Rebell; er gewinnt das Mitleid der Kerkermeisterstochter — hiermit ist mancherlei Liebeswirrung das Tor geöffnet. Er wird auch befreit, aber leider entspringt daraus nicht viel. Die Festung würde tapfer verteidigt werden, wenn nicht der österreichische Feldmarschalleutnant, der über die ganze Gegend befehligt, im letzten Augenblick vor dem Anmarsch der Feinde davonkutschierte. Da die Offiziere der Garnison nur mit mäßiger Achtung behandelt sind, bleibt als tragender Charakter eigentlich nur ein wackerer Wachtmeister übrig, der hauptsächlich über die Ehre seiner Tochter zu wachen hat. Einem tirolischen Walter Scott finden wir uns da nicht gegenüber; aber aus der Führung und Abtönung der Charaktere ist zu entnehmen, wie man am Inn und kurz nach dem Weltkrieg über die eigenen Kommandanten dachte.

Eine mächtige Räubergeschichte aus dem 18. Jahrhundert hat Josef Praxmarer, als er vor vierzig Jahren Kooperator in der innsbrucker Vorstadt St. Nikolaus war, mit glücklicher Nachbildung der alten Volksbücher ausgearbeitet; sein Werk heißt „Die Räuber am Glockenhof" (Tyrolia, 1924), ist in der Gegend von Hall bei Innsbruck, wo die Vorgänge spielen, nie vergessen worden und hat jetzt eine verdiente Neuausgabe erfahren. Hier ist der Verbrecher mit Glück in eine höhere Sphäre gehoben, indem er als früherer Landsknecht und gelernter Glockengießer viel Abenteuerliches durchgemacht hat und dabei gegen Bluttaten abgehärtet wurde. Auch geht er nicht selber den durchziehenden Kaufleuten ans Leben, sondern überläßt dies seinen an Feuer und Eisen gewöhnten Gesellen. Zugleich steht ihm eine brave Frau zur Seite, die sich, sobald sie von seinem Verbrechertreiben hört, aufs Bekehren verlegt; sie zieht nach Bayern hinaus, gründet sich ein bescheidenes, ehrliches Dasein und ruft durch einen Brief ihn nach. Schon hat er dem Blutgewerbe abgeschworen, da verüben seine Gesellen auf eigene Faust noch einen Überfall und werden dabei ertappt. So begreifen wir, daß er als letzten Armensünderwunsch noch den ausspricht, eine eben im Guß befindliche Prachtglocke läuten zu hören — unter ihren Klängen schreitet er mannhaft zum Richtplatz. Kriegsgreuel haben hier einen zu besseren Dingen veranlagten Kunstmenschen verwirrt und verderbt; sein Fall wird erklärt, nicht beschönigt; er hat einen Stich ins Große.

Zwei Romane werden uns gleichzeitig vorgelegt über die Vertreibung der Zillertaler, mit der im Jahre 1838 der moderne Geisterkampf in der nordtirolischen Literatur entfesselt wurde; welcher Achenseefahrer denkt nicht daran, wenn er in Jenbach aussteigt und gegenüber dem Eingang ins Zillertal das Gasthaus „Zur Toleranz" erblickt? Den einen Roman hat ein Nichttiroler geschrieben, der Kreisschulrat Fedor Sommer aus Lindow in der Mark Brandenburg, unter dem Titel „Die Zillertaler" (Halle a. d. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1925). Er verherrlicht die gewissensfesten Zillertaler, führt die Schwierigkeiten in der ersten Zeit ihres Aufenthalts in Schlesien auf Heimweh, Wirtschaftsnöte und Beamtenungeschick zurück, beschreibt in der Person einer Gräfin Reden eine warme Wohltäterin der bedauernswerten Exulanten und bringt auch den schlicht gekleideten, wohlmeinenden Prinzen Wilhelm herein. Der andere Roman ist von dem obgenannten Josef Praxmarer verfaßt, auch schon in den achtziger Jahren, und nimmt, wie es vom Verfasser als streng katholischem Geistlichen zu erwarten ist, eine entgegengesetzte Haltung ein: die Zillertaler sind unruhige, verhetzte, verwilderte Querulanten, und wohl dem unter ihnen, der sich noch rechtzeitig durch seine fromme Frau in der Heimat zurückhalten läßt. Der Neudruck heißt: „Der Auswanderer aus dem Zillertale, Erzählung aus dem tiroler Volksleben" (Tyrolia, 1924). Da hat nun der Leser die Auswahl! Als Erzähler ist Praxmarer dem norddeutschen Wettbewerber durch Farbenbilder und Temperamentswärme bei weitem überlegen. Andererseits wird jeder Unbefangene dem märkischen Schriftsteller nachrühmen müssen, daß er sich der Ausfälle gegen die katholische Geistlichkeit enthält, daß er auch gegen die österreichische Beamtenschaft und den tiroler Landtag kein verletzendes Wörtchen sagt, ja, daß er den Kaiser Franz beim Empfang der historischen zillertaler Deputation in der innsbrucker Hofburg 1832 sogar mit freundlicher Sympathie ausmalt. Im übrigen ist Zillertal offenbar noch heißer Kampfboden und zu ruhiger, künstlerischer Darstellung nicht geeignet.

In die Halbvergangenheit hat mancher Erzähler hineinzugreifen gewagt; aber da hat die Zeit und das Vergessen noch nicht ausreichend das Bedeutende vom Kleinen gesondert; wer selbst den Stoff aus realen Alltagsdingen zusammensucht, ist selten glücklich in der Gesamtwirkung. Otto Rudl hat seine Humoresken aus dem Weltkriege unter neuem Titel „Ba dr Basl in dr Silbergoß" (Tyrolia, 1925) herausgebracht und vermehrt. Was man in den bangen Pausen zwischen den Kriegsbulletins gern las, um sich durch harmloses Lachen bei gesunden Nerven zu halten, entbehrt jetzt des grausen Hintergrundes. Mit positiver Kraft des Gestaltens wird Herr Rudl den Ausfall wettmachen

müssen. Dabei wird ihm seine famose Technik in der Wiedergabe des bozener Dialektes sehr helfen. Einfälle hat er wie ein altes Haus, z. B. wenn er im Brief des Hiesl über sein „walsch learnen“ übersetzt: „Il capello é alto, die Kapelle ist alt“, oder „Il prudente va piano, die Brutente geht aufs Klavier“. Weise warnt der Hiesl, vor hastigen Mißgriffen in der Ausdeutung sich zu hüten; „Due baci hoaßt nit: Tue watschn; dös san zwoa Bußlen.“ Wir wollen den Spaßmacher im tirolischen Literaturkonzert durchaus nicht entbehren, nur hat er im Frieden eine feinere Aufgabe als im Lärm der Trommeln. — Eine Wirtsfrau, die bei den Besuchern des Pustertals in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts allbekannt war, wurde zur Heldin erkoren von Paul Rainer; über sie hat er ein Mittelding von Biographie und Roman geschrieben: „Frau Emma in Europa, die Geschichte eines arbeitsfrohen Lebens“ (Tyrolia, 1924). Der Titel erklärt sich daraus, daß ein Stammgast des von ihr begründeten prager Wildseehotels einmal eine Karte in Petersburg zur Post gab, mit der Adresse „Frau Emma in Europa, Tirol“, und die Karte soll angekommen sein. Durchblättert man das Büchlein, um die seelischen Züge dieser tüchtigen Frau zusammenzusuchen, so findet man, daß sie für ihre Gäste mit heiterer Umsicht zu sorgen, Todesfälle mit teilnehmender Tapferkeit zu tragen und in allen Wirtschaftsfragen sich gescheit zu behaupten wußte. Da müßte doch einige Legende und Sage in den Charakter hineingewoben werden, um ihm ein tieferes Interesse zu verleihen. Ansätze dazu sind ja vorhanden; anno 1840 soll sie — damals noch Emerenzia genannt — dem Erzherzog Johann Käse aufgetischt und, weil sie dazu nach alter Landessitte einen hölzernen Teller gebrauchte, der Hoheit auf die Hosen geschüttet haben; als Kaiser Franz Joseph 1899 in die Nähe kam, befahl er die Hotelerbauerin zur Audienz und behandelte sie mit gewohnter Leutseligkeit. Solche Dinge müßten erst in Phantasieranken emporwachsen, bis man richtige Romane über die brave Emma verfassen könnte. Selbst ein Shakespeare ist, wenn er sich in „Heinrich VIII.“ an zeitgenössische Personen hielt, nicht entfernt so monumental wie bei dem sagenhaft ausmodellierten Richard III. einer vor ihm versunkenen Generation.

Die Landesgeschichte wäre für die tiroler Dichter nicht entfernt eine so ergiebige Fundgrube, fehlte es in ihrer Umgebung an historischer Forschung und Volkslektüre. Diese Vorbedingung aber ist in Innsbruck und Umgebung günstig vorhanden. Die Tyrolia selbst gehört zu ihren einsichtigen Pflegern. Sie hat vom kunstgelehrten Probst Josef Weingartner ein nach Inhalt und Ausstattung gleich prächtiges Buch „Bozener Burgen“ (1922, 227 S. mit vielen Abbildungen) veröffentlicht, in dem man nicht bloß die Baugeschichte und Kriegsleiden der grauen Mauernester, manchmal zurück bis ins graueste Mittelalter, aus den Urquellen verläßlich erfährt, sondern durch eingelegte Pläne auch den Reiz der einstigen Kemenaten und Söller, Küchengärtchen und Fensterwinkel nachgenießt. Mit seltenem Geschick sind hier vom Einst zum Jetzt die historischen Brücken geschlagen. Das Buch verlangt und ruft nach dichterischer Neubelebung der Ritterperiode und ist für junge Autoren eine unerschöpfliche Quelle der Anregung. — Ferner hat die Tyrolia eine eigene Zeitschrift begründet, um gewesene Größe an Inn und Etsch den Landsleuten wach zu erhalten. Ihre „Tiroler Heimat, Beiträge zu ihrer Kenntnis und Wertung“ (Heft V/VI, 1924, 107 S.) könnte es an Materialfülle mit mancher Akademieschriftenreihe aufnehmen. In warmen Worten verficht der innsbrucker Universitätsprofessor Hermann Wopfner in der Einleitung zum neuesten Heft den Betrieb solcher Studien: aller gelehrte Unterricht gewinnt dadurch an Wärme, viele Forschungsgegenstände werden vor dem Untergange noch rechtzeitig ausgebeutet, die Liebe zur Heimat gestärkt „und damit auch unserem deutschen Nationalgefühl jene innere Kräftigung gegeben, deren es heute mehr denn je bedarf“. Artikel über den Einfluß der Berg- und Talgestaltung auf die Geschicke der Heimat setzen eine Menge geologisches Wissen mit der Historie in Verbindung und werden, weil von gutgewählten Bildern begleitet, auch von Laien eifrig gelesen. Der Aufsatz von Johann Sölch über „Die Brennergrenze, eine ‚natürliche‘ Grenze?“ ist ein fortgesetzter Protest gegen die Ungerechtigkeit des Gewaltfriedens, die jedem Tiroler jeden Tag auf der Seele brennt. Beachtenswert sind auch die „Vier Briefe des Geigenmachers Jakob Stainer aus dem Jahre 1678“, die der Archivdirektor Karl Möser abdruckt und eingehend kommentiert; der berühmte Musikmann von Absam erscheint darin nicht als ein gewöhnlicher Handwerker, den nur die Sage an die Oberfläche hob, sondern gebildet, gewissenhaft und in Fühlung mit dem Erzherzog; die Lockung mit einem Faß Etschländerwein, mit der es ein Geigenbesteller bei ihm versuchte, ließ er in vornehmer Würde einfach unbeantwortet. Wo wäre Walter Scott geblieben, hätten ihm nicht geniale Historiker wie Hume, Robertson, Gibbon, Turner vorgearbeitet!

Endlich ist nicht zu übersehen, daß in der halben Million Deutschtiroler auch ein gut Teil philosophisches Denken funkt und die Geister mit Problemen erfüllt, wie sie zu den Lebenselementen aller besseren Literatur gehören. Ein Jesuit aus Krefeld im Rheinland, Ferdinand Theissen, ein weitgereister Naturforscher, der sich

zuerst in Brasilien umsah, hatte sich der Flechtenflora Vorarlbergs zugewendet, ein Verzeichnis von 225 Arten und Formen zusammengestellt und in einer Reihe von Artikeln gezeigt, wie diese primitiven Pflanzenpioniere die Felsen überkriechen, um für höhere Gebilde den Boden zu bereiten. Beim Aushauen alpiner Krustenflechten im Montafontale an der Heimspitze, die fast 2800 Meter Höhe hat, wurde er, der sonst als sehr vorsichtiger Steiger bekannt war, am 2. September 1919 vom Tode ereilt: über eine steile Schotterbahn, an 300 Meter lang, flog er hinab, und in furchtbarem Schwunge hinaus auf eine einsame Alpenwiese — kalt und regungslos fand man ihn auf. Die nachgelassenen Aufsätze dieses fein beobachtenden und denkenden Biologen, vermehrt um einen über „Instinkt oder Intelligenz?" hat die Tyrolia jetzt gedruckt mit der Überschrift „An Quellen des Lebens" (1924, 372 S.) und dadurch den Entwicklungsgedanken den spürenden Köpfen in den Alpengauen von neuem sehr nahe gelegt. — Hält sich P. Theissen bei aller Freiheit des Beobachters fern von undogmatischen Schlußfolgerungen, so schwimmt der weitbekannte Hauptvertreter des südtirolischen Romans, Carl Dallago in seinem eben erschienenen Bekenntniswerk „Der große Unwissende" (Innsbruck, Brenner-Verlag, 1924, 650 S.) kühn hinaus in die Welt- und Religionstheorien. Das Buch trachtet in sehr merkwürdiger Weise über Nietzsche hinaus zu einem neuen „Anschluß an das Gesetz". Klipp und klar sagt es dem Übermenschentum ab und ringt nach Erfassung des Geistigen in der Religion, und zwar auf möglichst individuellem Wege, denn jedes Kirchentum, protestantisches wie katholisches, führe zu Enge und Unwahrheit. Dallago hat sich tief mit Augustinus und Pascal, Kierkegaard und Laotse abgegeben. Es ist kein Zufall, daß sein Werk im Verlag des Brenner erschien, teilweise sogar im „Brenner" selbst, dem Organ der tirolischen Theosophen, das von Ludwig Ficker seit mehr als einem Jahrzehnt mit persönlichen Opfern herausgegeben wird. In dieser esoterischen Zeitschrift, die den meisten Leuten zu hoch ist und doch ein höchst interessantes Ferment neudeutschen Denkens zum Ausdruck bringt, kann man in einem und demselben Hefte (VI, 1) den „Sonnengesang des heiligen Franziskus", frei übertragen von Franz Brentano, aus dessen unveröffentlichtem Nachlaß und den „Ausblick in die Zeit" von Theodor Häcker finden, in dem das traditionelle Christentum in Staatsbanden sehr übel fährt. Hier ließe sich nun über die Gärung in der Reflexion des modern-schaffenden tiroler Kreises noch vieles sagen, was aber die Grenzen dieses schöngeistigen Berichtes völlig überschreiten würde. Die Zukunft muß zeigen, wie die heranwachsenden Autoren diese Probleme in Gestalten zu übersetzen vermögen.

Wanderbücher von heut und gestern

Von Fedor von Zobeltitz (Berlin)

II.

Sven Hedin ist ein unermüdlicher Reisender, und wenn er auf Reisen ist, schreibt er auch. Im vorigen Jahre unternahm der nun bald Sechzigjährige eine neue Reise um die Erde, deren erstes schriftstellerisches Ergebnis er in seinem Buch „Von Peking nach Moskau" niederlegt (Leipzig, F. A. Brockhaus). Hätte Svedin es eilig gehabt, von China nach Rußland zu kommen, so hätte er den Zug über Mukden, Charbin, Tschita wählen müssen. Aber diese sechstägige Fahrt war ihm zu langweilig und gleichzeitig zu bequem, und deshalb entschloß er sich, durch die Mongolei zu reisen, und zwar — im Automobil. Vor einem Dutzend Jahren würde man den Gedanken belächelt haben, die Wüste Gobi im Auto zu durchqueren. Heut ist das auch noch mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden, denn schön chaussierte Straßen gibt es da nicht — immerhin steht die Tatsache fest, daß der Kraftwagenverkehr zwischen Peking und Werchne-Udinsk im Anschluß an die transsibirische Bahn ein recht lebhafter geworden ist. Erleichtert wurde Hedin die abenteuerliche Fahrt durch seinen Weggenossen und alten Freund F. A. Larson, ehemaligen Missionar und nunmehrigen Kaufmann, dem man dank seiner Handelsbeziehungen den Ehrennamen eines „Herzogs der Mongolei" gegeben hat. Mit Larsons Dodgeauto geht die Reise los, und die prachtvolle Erzählergabe Svedins nimmt den Leser sofort in Beschlag. Im Steppenland der inneren Mongolei und bei klarem Wetter kommt man leidlich rasch vorwärts, aber in der Gobi setzt der Schneesturm ein und die Luftgeister werden unfreundlich. Hedin kennt die Mongolei seit einem Vierteljahrhundert und länger. Herren des Landes

sind heute die Russen trotz des Vordringens der chinesischen Einwanderung und des ungekrönten Monarchen der mongolischen Volksrepublik, des Bogdo Gigen, des Großlamas in der Klosterstadt Urga. Dieser heilige Mann ist nämlich ein Trunkenbold und hält sich einen Harem und natürlich auch, als vorgeschrittener Hoherpriester, eine Garage mit mehreren Autos. Er ist die Karikatur des Lamaismus, für den der Baron Ungern-Sternberg eine mystische Schwärmerei hegte, als er sich 1919 zum Diktator der Mongolei aufwarf. Natürlich wird Hedin in Moskau und Petersburg mit den ihm gebührenden Ehren empfangen, aber wenn er auch erstaunend anerkennt, wie verhältnismäßig rasch man sich unter dem Sowjetstern aus einem ungeheuerlichen Chaos zu einer relativen Ordnung entwickelt hat, so ist er doch unbefangen genug, die tiefen Schatten nicht zu übersehen, die noch immer über die neu gebahnten Wege fallen. Und das ist das besonders Verdienstliche an diesem Buch, daß der Verfasser sich mit der Schilderung dessen begnügt, was er mit eigenen Augen gesehen hat und kritisch beurteilen kann, ohne Verhimmelung, doch auch ohne Vorurteil.

Ein neuer Autor desselben Verlags ist Andreas Reischek, der 1902 verstorbene Neuseelandforscher, dessen Aufzeichnungen sein Sohn unter dem Titel „Sterbende Welt" der Öffentlichkeit vorlegt. In acht größeren Expeditionen erschloß Reischek fast völlig unbekannte Gebiete von Neuseeland und der umliegenden Inselwelt und erzählt diese Wanderzüge in schlichter und doch eindrucksvoller Sprache, interessant für den Fachmann, besonders die Ornithologen, belehrend und gleichzeitig höchst unterhaltend für das weitere Publikum. Farbig schildert er die eigentümlichen Landschaftsbilder, das Vulkangebiet und die malerischen Alpenketten der Inseln, vor allem aber die seltsame Tierwelt unter den grünen Riesendomen der Urwälder und schließlich die Menschen Neuseelands, die ersten Ansiedler, einst zu den mächtigsten der polynesischen Stämme gehörig, und nunmehr zum Aussterben verurteilt. Seit den Reisen Reischeks ist fast ein halbes Jahrhundert verflossen, vielfach ist die damals noch unerforschte Wunderwelt aufgehellt worden, die malerischen Fjorde werden von Touristen besucht, die ein regelmäßiger Dampferverkehr befördert — um so spannender wirken Reischeks Schilderungen seiner Forschungswanderungen, die er in kühnem Wagemut häufig allein unternahm, nur von seinem treuen Hunde Cäsar begleitet, seines Robinsonlebens in der Wildnis, seines Aufenthalts unter den Kannibalen.

Mit Wehmut ging ich an die Lektüre des letzten nachgelassenen Werks von Max Dauthendey, „Erlebnisse auf Java" (München, Albert Langen). Es handelt sich um Tagebuchblätter, die der Weltverschlagene vermutlich überarbeitet und durchgefeilt haben würde, hätte ihn in ferner Zone nicht ein früher Tod ereilt. Daß aber diese letzte Feile unterbleiben mußte, verringert nicht den Dank, den wir dem Herausgeber schuldig sind. Das Buch enthält nur zwei, allerdings umfangreiche Abhandlungen: über eine Fürstenhochzeit am Hofe von Solo auf Java und eine Besteigung des Semeru-Gipfels. Als ich zur Friedenszeit Java besuchte, kam ich in den Preanger-Regentschaften nur bis Garoet, dem Standquartier Dauthendeys, und ich freute mich, daß ich mit ihm als geistigen Führer und an der Hand seiner Aufzeichnungen nun ein wenig weiter reisen konnte. Solo (oder Surakarta) ist die Hauptstadt des interessantesten javanischen Vasallenstaats, und da Dauthendey das Glück hatte, den Vermählungsfeierlichkeiten des Sultans beiwohnen zu dürfen, so bekam er auch Einblick in die phantastischen, wunderlichen, jahrhundertalten Hofgebräuche, die er in einer Sprache voll Anmut und Liebreiz, durchweht von Humor und gelegentlichen satirischen Streiflichtern, köstlich zu schildern weiß. Der Semeru ist von Tosari aus zu besteigen, der höchsten Sommerfrische Javas. Auch das sind prachtvolle Blätter im Tagebuch Dauthendeys, Schilderungen einer großartigen Höhenwelt und eines Naturparks, wie nur ein Dichter sie in hinreißendem Bilderprunk entwerfen kann. Und als er im Mai 1917 nach Tosari zurückkehrt, hört er, daß drüben im zerfleischten Europa noch lange nicht an Frieden zu denken sei, und mit einem Seufzer der Sehnsucht schließt das Buch ab.

Auch ein Reisetagebuch ist das „Unromantische Morgenland" von Leopold Weiß (Frankfurt a. M., Frankfurter Sozietäts-Druckerei). Der Titel besagt es schon: es ist nicht das Morgenland biblischer Traditionen und frommpoetischer Träume, sondern das ganz moderne Morgenland, das dem flüchtigen Baedeker-Touristen fremd bleibt, dessen gärende und lebendige Kräfte aber zu erkennen sind, wenn man mit sehenden Augen reist und den Raum zu überbrücken versucht, der uns Europamenschen von dieser Fremdheit trennt. So ist der ansprechendste Teil des Tagebuchs denn auch weniger das oft Gelesene, als der Eindruck, den der Verfasser bei den Beduinenstämmen empfängt, bei den ungestüm nach freiheitlicher Entwicklung drängenden Arabern, im Bereich der zionistischen Arbeit und der nur schwer durchschaubaren englischen Politik.

Mit von Seite zu Seite wachsendem Interesse las ich Boris Almasoffs „Rasputin und Rußland", ins Deutsche übertragen von Emil Reich (Zürich-Wien, Amalthea-Verlag). Es ist fast unbegreiflich, daß in einem mit der zivilisierten Welt verbundenen großen

Rechtsstaat ein roher, ungebildeter, lasterhafter Bauer jahrelang das Schicksal des Reichs mit seinen brutalen Händen leiten konnte. Das Buch Almasoffs ist gewissermaßen ein Reiseführer durch das Leben dieses heiligen Verrückten in allen seinen verschiedenen Etappen. Man kann es nur mit Kopfschütteln lesen, mit ungläubigem Lächeln, schließlich mit aufrüttelndem Widerstand, voller Erschütterung über Unbegreiflichkeiten, die hier zur Wahrheit wurden. „Wäre Rasputin nicht gewesen, so hätte man ihn erfinden müssen." Und als er nicht mehr war, begann man über ihn „zu erfinden". Nun wird ja auch einmal eine Zeit kommen, da die Geschichte der letzten „Romanows" aus dem Hause Holstein-Gottorp ihren unparteiischen Erforscher findet. Einen Vorläufer dazu bietet das Werk Almasoffs. Denn die Rasputin-Epoche ist mit der Regierung Nikolaus II. unlöslich verbunden, und in ihr nimmt wiederum die Stellung der unglücklichen Zarin keineswegs den letzten Platz ein.

In ein romantischeres Morgenland, als Leopold Weiß es sah, führt Rudolf de Haas uns in seinen „Lagerfeuern der Sahara" (Berlin, Ullstein). Die Politik umgeht er in weitem Bogen, dafür fällt ihm in den Katakomben von Hadrumet ein: wenn nun meinen Führer der Schlag rührte und ich bliebe allein in diesem Wirrsal enger Schächte —? Die Phantasie ist seine Begleiterin, sie steht hinter ihm beim Tanz der Assaua-Derwische in Kairuan, bei der Fantasia vor den Toren der alten Aghlabitenstadt, beim Freitagsmarkt in Tuggurt und auf dem Ruinenfelde Karthagos — überall und immer ist sie eine eifrige Helferin seiner gewandten Feder. Oft genug packte mich bei der Lektüre des Buchs die Erinnerung. In Biskra war ich als junger Mensch — vor vierzig Jahren, da war es noch recht primitiv in diesem „Paris der Sahara", und mit Schaudern denke ich an den Kamelritt von dort nach Tuggurt. Aber auch die modernisierte Sahara ist für Herrn de Haas eine Fundgrube blühender Romantik. Er belauscht die Beduinen am Lagerfeuer und läßt sich von ihnen Märchen und Sagen erzählen, er sieht die seltenen Wunderraben umherfliegen, zu deren Ergreifung Baron Rothschild eine ornithologische Karawane ausrüsten ließ — er hält sich überhaupt gern an das, was „umherfliegt", er ist nicht nur Weltreisender für das Tatsächliche, sondern auch für das Ungesehene, Gefühlte, Gehörte, Empfundene, und gerade das ist das Hübsche an seinem Buch.

Autoreisen in Gebiete, die der Touristik bisher kaum erschlossen waren, sind keine Seltenheiten mehr. Daß man mit den „Wüstenautos" der Firma Citroën um eine Woche schneller die Verbindung zwischen den nordafrikanischen Kolonien Frankreichs und den tropischen Gebieten am Senegal herstellen kann, als noch vor kurzem möglich war, erzählen die Reisenden Haardt und Dubreuil in ihrem Buch „Die erste Durchquerung der Sahara im Automobil" (Berlin-Grunewald, Kurt Vowinckel). Es handelt sich bei dieser glänzenden Sportleistung im übrigen auch um die hohe Politik, um die Sahara als Brücke für das französische Afrika mit allen klar liegenden militärisch-imperialistischen Folgerungen, und diese Tatsache erhöht das Interesse. Politische Eindrücke spielen ebenso in E. A. Powells, eines wagemutigen Amerikaners, Reiseskizzen „Mit Auto und Kamel zum Pfauenthron" (ebenda) hinein. Gottlob hat der Verfasser Humor, so daß auch der Leser, der sich über die verwirrten Besitz- und Mandatverhältnisse in Syrien, Palästina, Arabien und Persien nicht den Kopf zerbrechen will, bei der spannend erzählten Wiedergabe der abenteuerlichen Fahrt auf seine Kosten kommt. Ein geborener Tibetaner, Rassul Galwan, hat seine Erlebnisse „Als Karawanenführer bei den Sahibs" (ebenda) selbst niedergeschrieben und von der Gattin eines der englischen Reisenden, in deren Diensten er stand, bearbeiten lassen. Er erzählt schlicht und naiv, aber man lauscht ihm doch gern, weil aus dieser ungekünstelten Sprache etwas von der harmlos-kindlichen Psyche der Eingeborenen tönt, etwas ungemein menschlich Anmutendes. Ernsthafter zu nehmen ist Walther Stötzners „Ins unerforschte Tibet" (Leipzig, K. F. Köhler), eine überaus fesselnde Schilderung der berühmten Expedition von 1914, die fünf kühne deutsche Forscher nach einer 2000 Kilometer langen Fahrt durch die Stromschnellen des Jangtsekiang durch unsäglich schwieriges Gelände in das gefährlichste Hinterland Innerasiens führte. Vortrefflich ausgeführte photographische Aufnahmen unterstützen die Erzählung in ähnlicher Weise wie die Reisewerke des Vowinckelschen und Brockhausschen Verlags. Die Lebenserinnerungen Raisulis, des marokkanischen Scheiks, von dem Engländer R. Forbes niedergeschrieben, hat Otfried von Hanstein „frei bearbeitet" (ebenda), vielleicht etwas allzu frei, was andererseits wieder den Vorteil hat, daß sich das Ganze bei allem Episodenhaften wie ein Roman liest.

Ein frisches Erzählertalent bekundet auch die „Weltwanderung zweier Deutschen", des Ehepaars Hermann und Luise Thoms (Dresden, Theodor Steinkopff) durch die Vereinigten Staaten nach den Hawaiischen Inseln, Japan, China, die Philippinen, Sumatra und Ceylon. Anregende Unterhaltungslektüre mit eingestreuten wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Erörterungen. Eine Geschichte der Nil-Entdeckungsreisen und der Kämpfe im Äquatorial-

gebiet bildet den belehrenden Hintergrund zu A. Bergers wissenswerter und interessanter Studienfahrt „Der heilige Nil“ (Berlin, Volksverband der Bücherfreunde), ein auch der Jugend warm zu empfehlendes Buch. Dieselben Landschaften besuchte im Frühjahr 1924 Professor Chr. Eckert von der Kölner Universität und gibt den literarischen Niederschlag seiner Reise im „Altvater Nil“ (Bonn, Marcus & Weber). Das anziehendste Kapitel dieser frisch nach dem Leben entworfenen „Reise-Radierungen“ bildet natürlich der Abschnitt, in dem der Verfasser die überwältigenden Eindrücke beim Besuch der Königskammer in Alt-Theben mit dem offenen Sarkophag des Tutenchamun schildert. In der „Vergessenen Insel“ (Gotha, Flamberg-Verlag) führt Alfred Steinitzer den Leser nach Sardinien, in ein Land, das noch heute ein fast mittelalterliches Bild bietet, dessen Bereisung aber gerade deshalb eigenartige Reize erschließt. Steinitzers ausgezeichnete Monographie, die durch 103 vortreffliche Abbildungen in Kupfertiefdruck begleitet wird, ist die erste umfassende Schilderung der merkwürdigen Insel. Deutsche Forscher haben sie zwar öfter besucht als italienische, aber ihre archäologischen, sprachlichen und naturwissenschaftlichen Untersuchungen über Land und Leute sind zumeist in den Fachzeitschriften verstreut. Über die Junkersche Hilfsexpedition für Amundsen nach Spitzbergen weiß Walter Mittelholzer im Verein mit seinen Mitarbeitern Wegener, Miethe und Boykow in seinem Buch „Im Flugzeug dem Nordpol entgegen“ (Zürich, Orell Füssli) in lebendigem Erzählungston zu berichten. Zum Studium des Fliegens in den Polarländern und der Anwendung des Flugzeugs bei Kartenaufnahmen wird hier ein höchst wertvoller Beitrag geliefert. Armen Ohanian, die armenische Tänzerin, die uns schon einmal durch ihre glutvollen Jugenderinnerungen überrascht hat, erzählt in ihrem neuen Buch, was sie „In den Klauen der Zivilisation“ erlebte (Berlin, Axel Juncker). In London, Dublin und Paris umfängt sie die europäische Kultur, aber die arme kleine Asiatin packt ein so stürmisches Entsetzen vor dieser fremden Welt, daß sie ihre seelische Ruhe erst wieder auf einer Erholungsreise in Italien wiederfindet. Die poetische Begabung der Verfasserin, ihr menschliches Fühlen, ihr Zartempfinden, ihre ganze ungekünstelte Eigenart spiegeln auch in diesem neuen Werk sich genußreich wider.

„Bei den Kopfjägern der Amazonas“ hat F. W. up de Graff sieben Jahre geweilt (Leipzig, F. A. Brockhaus): Jahre der Forschung und buntester Abenteuer in den Sumpfstrecken und wenig bekannten Wäldern im Becken des großen Stroms, auf Pfaden, die keine Karte verzeichnet, ständig von Gefahren umlauert. Aber auch ein reizvolles Idyll schiebt sich in dieses Leben in der Wildnis: die zufällige Begegnung mit einer christlichen Indianerin, die die Mitglieder der Expedition vom Hungertod rettet und ihnen den Weg durch den Urwald weist. Die „Zehn Jahre im Feuerland“ des Missionars und Naturforschers De Agostini (ebenda) waren weniger von aufregenden Abenteuern erfüllt. Die Dampfergesellschaft Hamburg-Süd hat in den letzten Jahren sogar regelrechte Vergnügungsfahrten nach dem Feuerland eingerichtet, aber natürlich, eine Ersteigung des Monte Sarmiento ist den Passagieren nicht möglich und neue Entdeckungen, wie sie Agostini gelangen, werden ihnen ebenfalls versagt sein. Doch gerade die Touristenwelt wird viel Anregendes aus dem (von P. A. E. Andrae trefflich übersetzten) Werk des Italieners schöpfen, das vielleicht auch dazu beiträgt, die Reisen der Hamburg-Süd fortzusetzen, die dem Freund großartiger Naturschönheiten nur willkommen sein und Handel und Industrie des Landes fördern können.

In eine noch nicht vom breiten Strom der Vergnügungszügler bewährte heimische Schönheit geleitet uns Alfred Hein in seiner „Frauenburger Reise“ (Dresden, Heinrich Minden). „Entdeckung einer ostpreußischen Landschaft“ lautet der Untertitel. Und es ist wirklich so eine Art Entdeckung, denn wer kennt das malerische Städtchen am Haff — wissen doch sicher auch die wenigsten, daß der große Kopernikus 1497 ein Kanonikat in Frauenburg erhielt und hier in der Domkirche begraben wurde. Frauenburg liegt nicht so weit wie Feuerland, und deshalb locken vielleicht die hübschen Skizzen Heins manchen, den Spuren seiner „Entdeckung“ zu folgen.

Echo der Zeitungen

Tolstojs letztes Diktat

In dem Aufsatz von René Fülöp-Miller (Moskau) „Die Wahrheit über Tolstojs Flucht und Tod" (Münch. N. Nachr., Einkehr 52) findet sich die folgende Mitteilung:

„Wenige Tage vor seinem Tode, am 1. November, morgens, diktierte Leo Tolstoj seiner Tochter Alexandra noch folgende Zeilen, die jene stenographisch festgehalten hat; es war sein letztes Diktat:

‚Gott ist das unbegrenzte All. Der Mensch ist nur sein begrenzter Ausdruck.' Dann unterbrach er das Diktat und sagte: ‚Nichts mehr.' Später: ‚Sascha, nimm das Notizbuch'; er wendete sich zu Sascha und setzte fort: ‚Besser so: Gott ist dieses unbegrenzte All, als dessen beschränkter Teil der Mensch sich bekennt. Wahrlich vorhanden ist nur Gott. Der Mensch bedeutet seine Offenbarung, in den Ausdrucksformen der Materie, der Zeit und des Raumes. Je mehr Offenbarung Gottes im Menschen sich (als geistiges Leben) mit der Offenbarung anderer Kraftströme vereinigt, desto wesentlicher existiert auch der Mensch (desto tiefer ist dessen Sein gegründet').

‚Die Vereinigung seines Lebens mit dem Leben anderer Lebensträger vollzieht der Mensch durch die Liebe. Gott allein ist noch nicht die Liebe; allein je mehr Liebe der Mensch betätigt, desto mehr offenbart er Gott und desto mehr existiert er also auch wesentlich. Gott erkennen wird nur durch die Erkenntnis seiner Offenbarung in uns möglich. Alle Schlüsse aus dieser Erkenntnis und die Richtlinien für das Leben, die hieraus gewonnen werden, befriedigen den Menschen stets vollauf, sowohl in der Erkenntnis Gottes selbst, als auch in dem Bestreben, Richtlinien für sein Leben zu finden'."

*

Clara Viebig
Zum 65. Geburtstag

„Clara Viebigs Leben ist Arbeit und Pflichterfüllung. Und ob die Künstlerin am Schreibtisch bestimmte Stunden in konzentrierter Arbeit schafft, oder aber im Garten ihres friedlichen Hauses in Zehlendorf Bohnen pflückt und ihn voller Schollenliebe bestellt. Clara Viebig ist nie untätig und weiß, daß die Minute sechzig Sekunden hat. Und ihr Glaube kreist um die eigene Kraft, weil sie Kraft haben will. Haben muß? Vielleicht auch das. Aber — unbewußt — lehrt Clara Viebigs Leben: in unermüdlichem Schaffen immer das Ziel über sich hinauszuspannen. — Weil das ein Stück von Clara Viebigs eigener Wesensart ist, glückte ihr auch ihr letzter Roman: ‚Der einsame Mann' so besonders gut und überzeugend in seiner übergroßen Lebenstat und Opferung." Käthe Schultze (N. Nachr., Braunschw. 164).

„Die eigentliche Heimat ihrer Kunst ist die Eifel. Clara Viebig ist in Trier geboren und hat vor allem das Pensionsjahr in ihrer Heimatstadt dazu benutzt, sich mit weitoffenen Augen und empfänglichen Sinnen in den Eifelbergen umzutun. Mit ihrem Onkel, einem Untersuchungsrichter, ist sie oft hinausgefahren in die Dörfer, wenn er Tatbestände aufzunehmen oder Obduktionen beizuwohnen hatte. Dabei erfuhr sie manche Geschichte von Liebe und Haß, von frommem Gelübde und verbrecherischer Schuld, von Wallfahrtswundern und gebrochener Treue, von Neid und Mißgunst. Aus dieser intimen Kenntnis von Land und Leuten heraus hat die Dichterin dann später ihre Eifelromane und -novellen geschrieben. Sie gehören zum Besten ihrer reichen Kunst. Da ist vor allem ‚Das Kreuz im Venn' wohl der Höhepunkt ihres Schaffens. Einzelne Szenen, wie zum Beispiel die Schilderung der Echternacher Springprozession, sind schlechthin unvergeßlich. Das ganze Buch ist von einer so wuchtigen Geschlossenheit und Eindringlichkeit, wie man es selten findet. Vorher schon hatte sie das vielumstrittene ‚Weiberdorf' geschrieben, die problematische Geschichte jenes Eifeldorfes, das so arm ist, daß die sämtlichen Männer bis auf einen einzigen während des größten Teils des Jahres auswärts ihrer Arbeit nachgehen müssen. In ihrem ‚Müller-Hannes' und in manchen kleineren Arbeiten ist die Dichterin dann noch oft und gern in die schwermütig dunkle Maar- und Moorlandschaft der Eifel zurückgekehrt." Georg L. Koch (Acht-Uhr-Abendblatt, Berlin 164 u. a. O.).

„Clara Viebig kennt keine falsche Sentimentalität, keine verlogene Romanhaftigkeit. Mit unerbittlichem Wahrheitswillen packt sie das Leben und bannt es, so wie es wirklich ist, in ihre Bücher. Einfache, schlichte, unverbildete Menschen schildert sie meistens, Menschen mit elementaren Gefühlen und elementaren Leidenschaften, Menschen, die noch aufs innigste mit ihrer Heimat, mit der Scholle verbunden sind. So stark,

so unmittelbar hat kaum ein anderer Dichter seine Gestalten in die Landschaft (meist ist es die Eifel) hineingestellt. Mensch und Landschaft sind eins, sind unlöslich miteinander verbunden. Es sind die Instinkte, die Gewalten und Triebe der Natur, die auch im Menschen mächtig sind." Hanna Ribeaucourt (Tag 170 u. a. O.). „Clara Viebig ergründet ihre Menschen, sieht sie mit innerer Folgerichtigkeit sich entwickeln, erlebt ihr Geschick mit. Es ist einer der großen Vorzüge dieser Dichterin und Menschengestalterin; sie schreibt nie und nimmer um eines lehrhaften Zwecks willen, sie schafft aus freier Phantasie, gestaltet, läßt werden und reifen aus Dichtererleben! Nie setzt sie sich nieder, etwas zu beweisen, was sie erdacht, ergrübelt oder erklügelt! Ihr führt der Geist die Feder, zu sagen und zu klagen, hinauszujauchzen und hinauszuweinen, was sie an und in sich oder mitfühlend, sich in Leben und Erleben ihrer Mitschwestern, der Töchter Evas und Hekubas, versenkend, erlebt hat! Und was sie dann sagt, das durchbebt und durchwebt der heiße Odem tatsächlichen Lebens!" Heino Schwarz (Köln. Tagebl., 17. Juli u. a. O.).

Vgl. auch: Elisabeth Schick-Abels (N. Bad. Landesztg. 372); Heinz Neuberger (Heinz Berger) (Berl. Börs.-Ztg. 325 u. a. O.); Ernst Hengstenberg (Fränk. Kur., 17. Juli); Fr. H. Hommel (Hamb. Fremdenbl., 17. Juli); x (Dresd. Anz., 16. Juli); Ernst Friedrichs (Neue Zeit, Charlottenb., 16. Juli).

*

Zur deutschen Literatur

Über Johann Kaspar Lavater bietet Omega eine Studie (N. Zür. Ztg. 1094, 1104). — Über Goethe und seine Briefe gibt H. J. Andres einen eingehenden und inhaltsreichen Aufsatz (Bund, Bern, Kl. Bund 28, 29). — „Goethe und der Alltag" ist eine Betrachtung von Ernst Lissauer (Berl. Börs.-Cour. 334) überschrieben. — Eine unbekannte Goethe-Anekdote („Goethe als Patriot") teilt Carl Georg von Maaßen nach Briefen gesammelt von Friedrich Förster (1791—1868) aus dem Jahre 1813 (Münch. N. Nachr. 194) mit. — Seine Untersuchungen über Goethes Beziehungen zu Hannover setzt Hermann Schmidt (Hannov. Kur. 302/03 und 340/41) fort. — Unter der Überschrift „Der Ur-Goethe und der unbegabte Goethe" setzt sich Otto Pniower mit Josef Hofmiller und seinem Vorwort zum „Ur-Goethe" auseinander (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 306). — Über Hölderlin und Goethe in Hinblick auf das Weltbild schreibt K. J. Obenauer (Bad. Pr., Lit. Umsch. 27, 28). — Sehr interessant ist der Hinweis von E. H. Jost, daß Goethe bereits den reichensteiner Nephrit erkannt hat („Goethe und der schlesische Nephrit") (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 57). — Aus Briefen von Schillers Lotte (an Cotta) werden (Magdeb. Ztg. 343) Auszüge geboten.

Über Hölderlins Leben und Werke schreibt Adolf von Grolman im Anschluß an Hans Brandenburgs „Hölderlin" (Münch. N. Nachr. 187). — „Das Werk um Diotima" überschreibt Karl Zimmermann eine gehaltvolle Studie (Köln. Ztg. 486, 493). — Auf einen wichtigen unbekannten Brief Heinrich von Kleists weist A. St. (N. Zür. Ztg. 1130). — Über Heinrich von Kleist und Napoleon läßt sich Peter Hamecher vernehmen (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 85). — Tiecks italienische Reisegedichte (herausgegeben von Georg Witkowski, Neue Verlagsanstalt, Berlin) würdigt Rudolf Paulsen (Berl. Börs.-Ztg. 299). — Über Achim von Arnim und die „Zeitung für Einsiedler" schreibt E. K—n (Berl. Börs.-Ztg., Welt 305). — Einen Brief Bettinas an Rothschild teilt Ludolf Gottschalk v. d. Knesebeck (Frankf. Ztg. 489 — 1 M.) mit. — An Sophie Mereau erinnert W. Meridies (Germ. 332). — Eine interessante Mitteilung „Herzog Maximilian in Bayern und Justinus Kerner als Musiker" findet sich (Münch.-Augsb. Abendztg. 194). — „Am Grabe Platens" überschreibt Hans von Hülsen ein Tagebuchblatt aus Sizilien (Münch. N. Nachr. 205).

Die Beziehungen Lenaus zu Gräfin Marie von Württemberg schildert Heinrich Bischoff (Köln. Volkszeitung, Lit. Beil. 28, 29). — „Mörike und der Lyrik der Gegenwart" ist eine gehaltvolle Studie von Ernst Lissauer gewidmet (N. Wiener Abendbl. 158). — „Zur Weltanschauung Grabbes" läßt sich Paul Adams vernehmen (Germ. 342). — Auf das Urbild von Hebbels „Maria Magdalena" weist Michael Birkenbihl (Bund, Bern, Kl. Bund 30). — Einen Besuch in Wesselburen schildert Otto Schabbel (N. Zür. Ztg. 1041).

Auf Jeremias Gotthelf, als den „Mann für unsere Zeit" weist P. Bernhard Seiller (Karlsr. Ztg., Wissenschaft 164). — Adalbert Stifters Briefe charakterisiert Rudolf Holzer (Frankf. Ztg. 546 — 1 M.). — Briefe Theodor Fontanes an seine Frau aus Italien (1875) werden (Voss. Ztg. 314) mitgeteilt. — Neue Keller- und Meyer-Literatur bespricht Harry Maync (Bund, Bern 299). — Die Anregung zu Gustav Freytags „Journalisten" findet Wilhelm Fehse (Magdeb. Ztg., Montagsbl. 30) im wesentlichen bei Dickens. — Neue Beiträge zu Dingelstedts Würdigung („Der politische Nachtwächter") gibt ein Aufsatz des jüngst verstorbenen Eugen Kilian (Tägl. Rundsch. 305). — Lassalles Orientfahrt schildert Hermann Wendel (Prag. Pr. 180). — Unter der Überschrift „Journalist und

Dichter" schreibt Sebastian Brinkmann (Berl. Börs.-Ztg. 329) über J. V. Widmann. — Unveröffentlichte Briefe von Ludwig Ganghofer aus seiner Kriegsberichterstattertätigkeit werden (Münch. N. Nachr. 186) mitgeteilt, von den Ganghofer-Gedenkartikeln (zum 70. Geburtstag) seien die von Roda Roda (N. Bad. Landesztg. 362) und von Heino Schwarz (Deutsche Allg. Ztg. 316) namhaft gemacht. — Der Erinnerung an Max Dauthendey gelten Aufsätze von Franz Blei (Prag. Pr. 203) und von Fritz Reck-Malleczewen (Berl. Tagebl. 349). — Eine Studie über Carl Spitteler von Robert Faesi wird (Bad. Pr., Lit. Umsch. 28, 29) wiedergegeben. — Einen warmempfundenen Nachruf auf Emma Haushofer-Merk schreibt Carry Brachvogel (Münch. N. Nachr. 197). — Der Erinnerung an die elsässische Dichterin Marie Hart dient ein stimmungsvoller Aufsatz von Karl Walter (N. Tagbl., Stuttgart 327).

*

Zum Schaffen der Lebenden

In seiner Charakteristik von Franz Johannes Weinrich sagt Joseph Sprengler (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 30): „Irgendwo glaube ich gelesen zu haben, daß dem Dichter Weinrich auch die dunkleren Töne zu wünschen seien. Nein, das ist eben seine Entwicklung, daß er die Finsternisse besiegt hat. Es waren in allen seinen Werken, von den Szenen aus dem Felde bis zum Kolumbus-Trauerspiel, die Erschütterungen des Glaubens, die tragischen Dissonanzen des neueren Seelenlebens sehr wohl zu hören. Überwunden hat er sie, wie sein Tänzer unserer lieben Frau durch die Innerlichkeit, durch die schauende Inbrunst, eben durch die Lyrik. Es gibt dafür kaum eine bezeichnendere Stelle als die Terzine aus den drei Gesängen von der kleinen Muschel. Gleich Dante steigt er hier zu den höchsten Sternen auf, um vor den Thron der heiligen Dreifaltigkeit die Schmerzensschreie, die Tränenmeere, die Dornenkronen Europas zu tragen. Und wie er nun den himmlischen Pilgerzug der Reinen schaut und auf die kristallene Musik der Sphären lauscht, da vergißt er, was auf Erden höhnt und stöhnt, ‚daß ich zu klagen kam als Schmerzensbote: hier, rief ich, will ich sein und wandeln'..." — Einen Aufsatz über Stefan Georges Werk und das Deutschtum (N. Tagbl., Stuttgart 319) beschließt Ernst Müller mit den Worten: „Wenn die ‚Wanderjahre' Goethes das typische Altersproblem einer geschlossenen, allen Fährnissen überlegenen Kultur aufgreifen, wenn er einen ‚Geheimbund' gründet, zu dem nur Gleichgesinnte und reife Menschen Zutritt haben, so schließt sich der Dichter und Künstler Goethe ebensosehr von den Rohheiten und Widerwärtigkeiten des gewöhnlichen und rauhen Lebens ab, wie es George tut, der den Reichsgedanken seiner Universalität entkleidet und ihn nur in einer stillen, für ‚Eingeweihte' verständlichen Form gelten läßt. Der Glaube an die Senfkorngewalt der Botschaft ist George mit dem Alter geschwunden, seine Künstlernatur war nicht stark genug, um die ganze Problematik, die Nietzsche-Zarathustra aushielt, zu ertragen. Er verzichtet auf das Volk und lehrt die Einzelnen, die nicht immer die besten sind." Vgl. auch Heinrich Kaspar (Hamb. Fremdenbl., Lit. Rundsch. 176). — Sein Urteil über das bisherige Werk von Ernst Weiß faßt Albert Ehrenstein in die Worte zusammen (Berl. Tagebl. 325): „Was ich an Ernst Weiß bewundere, ist ein Fleiß, der ihn aus impressionistischen Anfängen und Anklängen, aus Umwegen über die Kunst anderer, über scheinbare expressionistische Experimente hinweg zu einem oft rein musikalischen, Schönheit leuchtenden Stil geholfen hat: zu sich selbst. Er ist als Epiker und Dramatiker ein vorzüglicher Lyriker, als Lyriker (von wenigen schön gelungenen Gedichten abgesehen) ein zu abstrakt hymnischer Definitionist. Nun — im ‚Stern der Dämonen', in ‚Hodin,' in dem Balzac-Roman ‚Männer in der Nacht' hat er endlich ein Thema gefunden, sein Thema, in das seine früheren Themen: Liebe und Tod bitter münden — das Verbrechen. Der im ‚Daniel' noch biblisch-rückgetragene Stil ist von dunklem Blut schwer und rauh und herb und düster geworden. Licht fällt auf die ‚Mörder'." — Den Reisedichter Norbert Jacques charakterisiert Hanns Martin Elster (N. Bad. Landesztg. 346 u. a. O.): „Von Jugend an durchquerte er die Welt. Nicht um Berichte zu geben von den Kultur- und Zivilisationszuständen anderer europäischer Staaten oder außereuropäischer Länder wie den Vereinigten Staaten oder Indien. Nur um die Natur an sich zu finden, um zu erleben. Norbert Jacques lernte im Laufe seines heute 45jährigen Lebens wohl Europa und Nordamerika kennen, aber er schrieb nicht darüber, denn diese zivilisierte Welt sprach nicht zu seinem Innern. Er suchte die kulturlose Welt: den Urzustand der Natur, den Urwald, den Indianer, den Tibetaner, die unbezwingbare Einsamkeit des Meeres, die Erde vor der Zivilisation." — In Hans Friedrich Blunck erkennt Otto Aug. Ehlers ein bestes Versprechen (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 295): „Das Dichtertum Hans Friedrich Bluncks birgt Kostbarkeiten der Verheißung. Es quillt in ungedämmter Fülle aus der schweren heimatlichen Erde, klingt im Raunen jungen Werdens und vertieft die Inbrunst derer, die nach neuer gottgerechter Adelung verlangen." — Das Werk von Arno Holz überblickend, schreibt Hans Benzmann (Germ. 315): „In alledem

offenbart sich in merkwürdiger Geschlossenheit ein zwar einseitig (naturalistischer) und doch zugleich freier universaler Geist: Grundprinzip scheint doch, wenn auch in Abwandlungen, der Naturalismus geblieben zu sein. Die Abwandlungen zeigen sich deutlich in den verschiedenen Gedichten der mehrfachen Ausgaben des Buchs ‚Phantasus', und sie ergeben, wie schon angedeutet, daß das Prinzip doch nicht mehr einseitig und nur äußerlich oder rein naturalistisch aufgefaßt wird, sondern schöpferisch, vielleicht auch experimentell, vielleicht im guten Sinne willkürlich. Was Holz zuletzt als seinen Stil verkündet, das ist, abgesehen von allem Barock und allem Impressionismus, im Grunde das uralte germanische Kunstprinzip, der uralte rhapsodische Stil des Heldenliedes, des Spielmannsgedichts, der Kleinepik der Renaissance (Knittelvers), des Barock." — In Franz Lüdtke erblickt Sophus Hochfeld (Kolb. Tagebl. 133) einen „Gewinnbringer, Segensstifter, Wegeweiser, Erzieher". — Als den Aristokraten unter den Dichtern feiert Heinrich XLV. Reuß Thomas Mann (Berl. Börs.-Cour. 343): „Wir kennen sein ernstes, klares Gesicht und lieben es. Sein Werk ist nicht von Stürmen durchtobt. Dämonische, vulkanisch erschütternde Aufrisse werden wir bei ihm nicht suchen. Aber seine Grenzen sind bewußte Begrenzungen, innerhalb deren er unumschränkter Herr ist. Und eben darum sehen wir ihn immer dort am größten, wo er sein Milieu aufs engste beschränkt, weil er, die Nähe durchdringend, an Horizonte heranführt. Kampf ist in keine Zeile von ihm gedrungen. Er liegt vor jedem Werk und wirkt, unhörbar fast, unter der Fläche des Werks. Er setzt die Feder erst an, wenn das letzte Zittern aus seinen Händen gewichen ist. Er ist der Aristokrat unter den Dichtern, der die tiefe seelische Scham besitzt, nichts laut werden zu lassen." — Eine autobiographische Skizze bietet Jakob Schaffner (Magdeb. Ztg. 341).

Den Aufsätzen zu Otto Stoessls 50. Geburtstag bleibt nachzutragen: Siegmund Bing (Frankf. Ztg. 504 A.); Paul Wittko (N. Mannh. Ztg. 200); P. W. (Hannov. Kur. 332/33).

Eine neue Dichterin begrüßt W. E. G. (Berl. Börs.-Ztg. 307) in Gerda von Below: „Der Verlag Georg Müller in München hat ihr erstes Buch: ‚Der Gott im Labyrinth', kürzlich erscheinen lassen, nachdem bisher ein nur wenigen bekanntgewordener Privatdruck den Namen der Autorin genannt hat. Wie ich höre, ist Gerda von Below, aus altem, pommerschem Geschlecht stammend, eine Ururenkelin Herders. Ihr Buch fällt völlig aus dem Rahmen der sogenannten Frauenlyrik heraus. Es hat nichts, Gott sei Dank, von all der schwammigen, selbstgefälligen und meistens verlogenen Süßigkeit der ‚Dichterinnen', deren es ja so viele wie Sand am Meere gibt, sondern es ist von einer tiefen, herben Gedanklichkeit erfüllt, ganz durchdrungen von einem hohen Ethos, Ausdruck einer in sich geschlossenen Persönlichkeit, eines geistigen Menschen, der die Welt und das Leben sehr ernst nimmt." — Über Heinrich Lersch und sein Buch „Mensch in Eisen" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) liegen drei Aufsätze vor: J. Dierkes (Germ. 300); Hanns Martin Elster (Tägl. Rundsch. 307); Herbert Eulenberg (Köln. Ztg. 523). Bei Elster heißt es: „Der ‚Mensch im Eisen' ist das wundervolle Zeugnis vom Ringen Heinrich Lersch's um seine innere Entwicklung und Reife. In Lersch siegte die Natur, der Mensch. Er warf sich weder den Klassenanschauungen noch den Ästheten in die Arme. Er tat es nicht, weil er die Haupteigenschaft aller bedeutenden Persönlichkeiten deutscher Art besitzt: unbedingte Wahrhaftigkeit vor seinem Gewissen, vor dem Weltgewissen, vor Gott. Mit dem Drange dieser Wahrhaftigkeit legte er Rechenschaft ab über sein Leben, eine Rechenschaft, die nicht nur für Lersch persönlich, sondern für jeden Deutschen gilt. Hierin bewies Lersch ja gerade seine Berufung als Persönlichkeit und Dichter, daß er bei peinlichster Ehrlichkeit gegen sein Leben doch dies individuelle Leben zu einem für alle wesenhaften Deutschen typischen Dasein gestaltete. Typisch für die Deutschen, typisch für die letzten Jahrzehnte, typisch für die jetzt reife Generation der Vierzigjährigen. Lersch hat mit seinem ‚Mensch im Eisen' die Dichtung der inneren Handlung, Erweckung und Erneuerung von der alten, dahinschwindenden Generation zur neuen, das Leben jetzt in der Hand haltenden, bewußt besitzenden Generation geschaffen. Deswegen wünscht man dieser Dichtung großen Erfolg, kann der Deutsche der Gegenwart sich selbst doch nie so klar erschauen, heranreifen sehen, wie hier."

Einen Aufsatz über Wilhelm Schmidtbonns Roman „Der Verzauberte" (Acht-Uhr-Abendbl., Berlin 92) läßt Joseph Chapiro in die Worte ausklingen: „Vielleicht könnte man auch gegen dieses seltsame Werk Einwände finden, aber Bücher empfehlen sich durch das Positive, das sie in sich tragen. Dieses Positive wollte ich dem Leser, der auf der Suche nach guten Büchern ist, zeigen. So betrachtet, ist das Werk von Schmidtbonn ‚Der Verzauberte', durch die Sprache, den Rhythmus des Buchs, die Klarheit der Visionen und durch den Zauber, den jeder Grashalm und jedes Sandkörnchen ausströmt, eins der lebendigsten, also packendsten, phantasievollsten Bücher, die in den letzten Jahren auf den deutschen Büchermarkt geworfen wurden." — Auf Frank Thieß' neuen Roman „Der Kampf mit dem Engel" weist Johannes Oehquist (Deutsche Allg.

Ztg. 336): „Der Kampf mit dem Engel' ist kein Buch, das man liest, um es als erledigt wegzulegen. Es bewegt und beunruhigt und es besänftigt und wiegt in Stille zugleich. Man nimmt es deshalb wiederholt in die Hand. Man lese die letzten Gespräche am Schluß des letzten und vorletzten Kapitels von neuem und immer wieder. Man lese sie langsam, in Stille und Einsamkeit, in Pausen und in Versunkenheit. Dann bereitet sich unmerklich der Boden vor im Innern für den Empfang jener Sendung und jenes Samens, der einmal vielleicht in jedem Menschen aufgeht, manchmal erwartet und erkannt, manchmal überraschend, aber immer beseligend." — Sein Urteil über Willy Seidels „Roman von übermorgen" (Buchenau und Reichert, München) faßt E. A. Greeven (Deutsche Allg. Ztg. 348) dahin zusammen: „Ein Buch — reich an dichterischen Schönheiten und menschlichem Gehalt, aber um die Wandlung zum Menschen von übermorgen, zum Menschen der Zukunft zu geben, dazu fehlte Willy Seidel, wie mich dünkt, wohl das eine und Notwendigste: der unbedingte Glaube!" — Den neuen Roman „Bobenmatz" von Walter von Molo kennzeichnet H. F. (Magdeb. Ztg. 374): „Molo ficht als Meister mit dem Degen des blitzenden Wortes, These und Antithese jagen sich; es gibt nichts, das nicht zugleich im Widerspiegel gezeigt würde, das Werk eines bis in die Fingerspitzen vibrierenden, vom Leben geschüttelten Menschen, der in großen Würfen niederschreibt, wie er den ewigen Kampf der Wandlung sieht." — Zu Hans Rudolf Bartsch' neuem Roman „Die Selige" bemerkt Erwin Ackerknecht (Generalanz., Stettin, Buch 188): „Hans Rudolf Bartsch und den alten Freunden seiner Kunst wünschen wir, es möchte für ihn doch noch die Zeit des schlichten, krampflosen Erzählens kommen. Es ist gewiß keine Schande für einen alternden Dichter, wenn der Fluß innerer Schauung nicht mehr so stürmisch über seine Ufer drängt wie in den Lenztagen seines Schaffens. Es wird vielmehr jedes empfängliche Herz mit Ehrfurcht und Rührung erfüllen, wenn es die Stimme eines Stiller-Gewordenen verkünden hört, was ihm der Herbst an goldenen Träumen gönnt."

Zu Ernst Lissauers neuem Buch „Glück in Österreich" liegt eine Reihe von Aufsätzen vor: Robert Hohlbaum (Münch. N. Nachr. 196); Ernst Heilborn (Frankf. Ztg. 515 — 1 M.); Oskar Maurus Fontana (8-Uhr-Abendbl., Wien 3220); Erich Korningen (Reichspost, Wien 182). Robert Hohlbaum sagt: „Wer irgend sich tiefer in Lissauers Kunst versenkt hat, dem wird sicherlich zum Bewußtsein gekommen sein, daß ihm hier ein Barockmensch entgegentrat, wie es schließlich Bach und Bruckner gewesen sind. Lissauer ist kein Erfüllungsdichter, sondern ein Dichter der Sehnsucht. Die Umwelt, der er erwachsen und später entwachsen ist, war ihm nicht Basis, wie etwa Gottfried Keller, Fontane, oder von Neueren Thomas Mann, sondern sie war ihm die Triebfeder, ihren Gegenpol zu suchen. So zog der Berliner, dem alles Berlinerische, dem die ‚Linden', der Gensdarmenmarkt, das Leben des berliner Patriziersohnes, wie er sagt, ‚normativ' gewesen ist, aus, um das Unberlinerische zu suchen, ein wachauer Dörflein, eine innsbrucker Wirtsstube voll Erinnerungen an Andreas Hofer, einen ‚schwarzmütigen' See. Oder der Angehörige eines unorganisch-gewachsenen Landes, der Anregungen nur mittelbar empfing, suchte die Unmittelbarkeit, die ‚Mütter', und fand sie in Österreich, reiner bewahrt wenigstens, als im ganzen weiten Reich. Das gibt diesem Buch die ungeheure Wucht und Eigenart, daß es ein Erlebnisbuch ist, daß in erster Linie ‚das höchste Glück der Erdenkinder', eine starke Persönlichkeit es geschaffen hat." — Ernst Lissauer selbst schreibt über das Haus, in dem er seine Kindheitsjahre verlebt hat (Berl. Börs.-Ztg., Unt.-Beil. 132). — „Ein ebenso sachlich befriedigendes, wie dichterisch hochgestimmtes Werk" nennt Friedrich Alfred Schmid-Noerr (Münch. N. Nachr. 182) Josef Pontens „Architektur, die nicht gebaut wurde" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart). — Über Stefan Zweigs „Kampf mit dem Dämon (Inselverlag) liegen zwei Aufsätze vor: Erich Everth (Berl. Tagebl. 350) und Erich Jenisch (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 341). Everth meint: „Zweig gibt einen wertvollen Beitrag zur psychologischen Typenlehre. Aber der Gedanke, einen Lyriker, einen Dramatiker und einen Denker zusammenzustellen, ist nicht allein für die Erkenntnis einer immer wiederkehrenden Menschenart fruchtbar, auch für die intime Kenntnis jener drei großen Einzelnen." — Zu Oskar A. H. Schmitz' essayistischer Tätigkeit bemerkt Anton Schnack (Köln. Ztg. 531): „Schmitz hat ein großes geistiges und künstlerisches Land geschaffen, das vielleicht der Nährboden für eine ganze publizistische Generation werden dürfte. Es müßte eigentlich auch der Nährboden für das Volk sein, denn was Schmitz bietet, ist reife Frucht. Er erweitert die Anschauungen, er vertieft die Probleme, er leuchtet die Umrisse der Erscheinungen und Begebenheiten blitzhaft ab, er bohrt sich in das Wesen und Herz der Dinge und Menschen ein, er sucht den Urgrund auf und gestaltet daraus eine fast raffiniert glänzende Oberfläche. Die Weltbesichtigung mit einem solchen Schriftsteller und Geist wie Schmitz wird von den besten Erkenntnissen belohnt." — Eine interessante Studie über Richard Benz (Germ. 339) beschließt Heinrich Getzeny mit den Worten: „Wer die nötige Gelassenheit aufzubringen vermag, die weltanschau-



liche und religiöse Meinung von Richard Benz als tragische Einseitigkeit hinzunehmen, die vielleicht notwendig war, um so tief in das Wesen deutscher Kunst und Dichtung vorzustoßen, der wird unendlich viel Gewinn aus seinen Schriften ziehen für das Verständnis deutscher Meisterwerke. Vor allem aber müssen seine Übertragungen, seine Legenden und seine Volksbücher, wirkliche Volksbücher werden. Sie vermögen Bausteine zu sein zu einer neuen, einheitschaffenden, wahrhaft deutschen Volkskunst und Volkskultur."

*

Zur ausländischen Literatur

Über Napoleon und Madame de Staël gibt Berthold Vallentin eine Studie (Köln. Ztg., Lit. Bl. 474). — Über Victor Hugo und seine Romane — „Das Werk eines Idealisten" — schreibt Heinrich Mann (Voss. Ztg. 338). — Balzac nimmt Hans Franck zum Thema (Köln. Tagebl. 316). — Die Enthüllung einer Bronzebüste Verlaines in Metz veranlaßt eine Glosse „Verlaine in Metz" von Hermann Wendel (Frankf. Ztg. 485 A.). — Eine Charakteristik von François de Curel gibt Otto Forst de Battaglia (Prag. Pr. 196). — Die Struktur des modernen französischen Theaters untersucht Bernhard Reich (Berl. Börs.-Cour. 307).

„Shakespeare und die Frau" nimmt Oscar Klein zum Thema (Germ. 320). — Das englische Drama vor Shakespeare schildert Dietrich Friede (N. Preuß. Ztg. 308). — Den amerikanischen Dichter James Fenimore Cooper und Casanova rückt Curt Amend nebeneinander (Karlsr. Ztg., Wissensch. 152). — Lord Byrons Schicksale in England bringt B. Fehr zur Darstellung (N. Zür. Ztg. 1120). — Eine Plauderei über Rudyard Kipling bietet Frank Harris (Voss. Ztg. 336). — Gedanken über Oscar Wilde legt Heinrich Lilienfein nieder (Frankf. Ztg. 485 — 1 M.). — Die englische Presse und ihre Entwicklung charakterisiert Conrad Henke (Germ. 306).

Unter der Überschrift „Ein schweizerischer Michael Kohlhaas" macht M. K. (N. Zür. Ztg. 1066) auf den Roman „L'Or" des jungen Romanciers Blaise Cendrars aufmerksam.

Als einen Propheten der Innerlichkeit charakterisiert Kurt Warmuth (Tag 160) Sören Kierkegaard. — Ibsens berchtesgadener Tage werden (Münch.-Augsb. Abendztg. 179) geschildert. — Eine Zusammenstellung zu dem religiösen Werben bei Strindberg gibt Ernst Müller (N. Tagbl., Stuttgart 329), Strindbergs letzte Liebe behandelt Ludwig Marcuse (Bad. Pr., Lit. Umsch. 29). — Eine Charakteristik von Svend Fleuron entwirft Anton Schnack (Berl. Börs.-Cour. 328).

„Die Wahrheit über Tolstojs Flucht und Tod" überschreibt René Fülöp-Miller einen Aufsatz (Münch. N. Nachr., Einkehr 52), der letzte unveröffentlichte Zeilen des Dichters mitteilt und sich auf mündliche Berichte der Angehörigen stützt. — Eine Schilderung „Dostojewski am Roulette" findet sich (Arb.-Ztg., Wien 187). — Ljesskow, dessen Werke demnächst bei C. H. Beck in deutscher Übersetzung erscheinen werden, sind Aufsätze von Werner Mahrholz (Voss. Ztg. 314) und Otto Freiherrn von Taube (Münch. N. Nachr. 187) gewidmet. — Die neueste russische Literatur charakterisiert Michael Charol (Bad. Pr., Lit. Umsch. 27).

Über Reymonts „Die polnischen Bauern" läßt sich Walther von Holländer (Frankf. 543 — 1 M.) vernehmen.

* * *

„Deutsche Barocklyrik." Von Hans Benzmann (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 30).

„Der Weg zu Guttenberg." Von Albert Dessoff (Frankf. Ztg. 492 — 1 M.).

„Narren und Hanswürste." (Vergleichungen.) Von Bernhard Diebold (Frankf. Ztg. 511 — 1 M.).

„Das verflossene Spieljahr des sterbenden Theaters." Von Willi Dünwald (Generalanz., Bonn 12 269).

„Dreißig oder fünfzig Jahre." (Verlängerung der Schutzfrist.) Von Hanns Martin Elster (Hannov. Kur. 300/01 u. a. O.).

„Der Kampf der Generationen." Von Hanns Martin Elster (Berl. Börs.-Ztg. 309).

„Arbeitgeber und Arbeitnehmer in der Literatur." Von Alice Flechtner-Lobach (Weser-Ztg., Lit. Beil. 259).

„Kunst-Anachronismen." Von Hans Franck (Generalanz., Stettin, Buch 203).

„Regietalent." Von Rudolf Frank (N. Zür. Ztg. 1057).

„Übersetzungen." Von M. M. Gehrke (Berl. Tagebl. 330).

„Die Wandlung des Don Juan." Von Rudolf K. Goldschmit (Bad. Pr., Lit. Umsch. 29).

„Die Buchmesse in Florenz." Von Curt Sigmar Gutkind (N. Bad. Landesztg. 331).

„Vom Umfang der Dichtung." Von Siegfried Mauermann (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 156).

„Der Autor und das Publikum." Von Karl August Meissinger (Berl. Börs.-Ztg. 347).

„Das Buch und die Landschaft." Von Franz Nabl (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 162, 163).

„Jüngste Arbeiterdichtung." Von Bruno Schönlank (Vorw. 330).

„Publikum, Bücherreklame und Verantwortlichkeit des Schriftstellers." Von Alfred Schröer (Köln. Ztg., Lit. Bl. 499).

„Künstler und Aristokrat." Von Oskar A. H. Schmitz (N. Bad. Landesztg. 372).

„Nationale Dichterehrung." Von Paul Schulze-Berghof (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 80 u. 81).

„Der Reiseroman." Von Ernst Simon (Frankf. Ztg. 534 — 1 M.).

„Vom Requisit des Romans." Von Heinrich Spiero (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 333).

„Das Studententum." (Seine Spiegelung in der Erzählungsliteratur der Gegenwart.) Von Paul Ssymank (Hannov. Kur. 335).

„Neue Wege der Literaturforschung." Von Roman Woerner (Bad. Pr., Lit. Umsch. 25).

Echo der Zeitschriften

Der Neue Merkur. VIII, 10. (Stuttgart.) In seiner Studie „Das Versiegen der Wissenschaft und der Ursprung der Sprache" findet Eugen Rosenstock gute Worte, zu sagen, was ihm Ursprung der Sprache bedeutet:

„Es bricht, wenn die Seele rein und unverhüllt in Gottes Namen und um Gottes Willen aus den irdischen Kleidern der Konvention heraustritt und zu sprechen wagt, der Urquell der Sprache auf, aus der alle Sprachen auf Erden abgeleitet fließen. Diese Erkenntnisse nun bedeuten nicht weniger, als daß nicht nur das philosophische Ich, sondern auch der lyrische Subjektivismus des Künstlers unmöglich wird. Der Kult von Kunst und von Wissenschaft hört auf. Nicht die private Seele eines ‚genialen' Einzelmenschen glüht auf, wenn in begeisterter Wahrsagung und Liebessprache neue Bilder und Formen Wort werden. Sondern eine Seele kehrt dann zu Gott heim und findet die Sprache wieder, die immer und ewig von ihm in uns angelegt ist. Es ist immer dasselbe, was er der Seele gebietet. Wir sind nicht Schöpfer der Welt, wir können keine Ameise schaffen. Aber wir sind die Schöpfer der Sprache. Durch den Geistesbund der Sprache werden wir zu Ebenbildern des Schöpfers. ‚Wir' erschaffen seine Welt zum zweitenmal als ihre Reiniger, Erneuerer, Verwalter. In allen Zungen erklingt immer nur ein Name, und die Menschen rufen einander um seinetwillen mit Namen, und um seinetwillen bestimmen sie die Namen der Tiere, Pflanzen und Gegenstände auf der Erde, der Kreatur, die hanget und banget, damit sie durch Vermittlung des Menschen in die göttliche Weltordnung zurückfinde. Nur dadurch, daß wir Zweitschöpfer sind, empfängt aber auch unser Schaffen seinen Sinn! Die ohne uns geschaffene Welt und das Schaffen von uns Geschöpfen sind also aufeinander angewiesen. Wenn der Geist nicht durch uns hindurchwirkt, fällt Weltnatur und Menschennatur beides ins Nichts. Durch uns hindurch wird die Schöpfung weiter und fertig geschaffen, aber nur dann ist das möglich, wenn Ein Geist sie und uns durchwaltet. Mit Hilfe dieses Gebots der geistigen Liebe, das in uns gelegt ist, überwinden unsere Seelen täglich die Trägheit, die Verzagtheit und die Scham und Verstocktheit und brechen immer wieder durch in die Kraft, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Wenn wir sprechen, sind wir eben nicht allein oder einzeln, sondern wiederholen nur, was ein für allemal dem Menschengeschlecht als einer Einheit anvertraut ist. Gott spricht mit der einzelnen Seele um so mehr, je mehr sie nur als Blüte am Stamme seiner Menschheit ihm zuhört und antwortet."

Zeitschrift für Deutschkunde. XXXIX, 4. (Leipzig und Berlin.) In Emil Ermatingers Aufsatz „Die deutsche Literaturwissenschaft in der geistigen Bewegung der Gegenwart" liest man:

„Nur in der Weckung des lebendigen Gefühls für das Gemeinschaftsleben von Zeit und Volkstum kann sich die Literaturwissenschaft einerseits vor der Erstarrung in äußerliches Tatsachenwissen und anderseits vor der Verflüchtigung in mythologische Geistigkeiten bewahren. Auch wissenschaftliche Wahrheit ist nichts Absolutes und Ewiges. Sie ist stets bedingt durch das Lebensgefühl und die Denkformen eines Volkstums und eines Zeitalters; wie weit und tief sie diese ausdrückt, davon hängt ihre Daseinsberechtigung, ihr geschichtlicher Wert und die zeitliche Dauer ihrer Wirkung ab. Nur wo der Geschichtschreiber — auch der der Dichtung — seine Aufgabe in dem Bewußtsein lebendiger Beziehung seiner Gesamtpersönlichkeit zu den kulturellen Kräften und Bewegungen der Zeit unternimmt, wird sein Werk von dem Geiste wahrer Wissenschaft beseelt sein. Der beschwingte Schöpferdrang der Persönlichkeit erscheint in seinem Schaffen gebändigt durch das Wissen um das Gewordene und geleitet durch die Verantwortlichkeit gegenüber der Gemeinschaft, und sein Werk wird damit in Wahrheit zum notwendigen Ausdruck eines weiten Gemeinschaftslebens.

Zu dieser Auffassung der Aufgabe der Wissenschaft aber ist, dünkt mich, die Literaturgeschichte (mit Einschluß der ästhetischen Literaturbetrachtung) in höherem Maße verpflichtet als jede andere Form menschlicher Forschung. Ihr Lern- und Lehrgebiet ist, neben der Religion, das heiligste, das es für ein Volk gibt. Wem der Beruf der Ergründung und Deutung dichterischer Werke geworden ist, soll sich dessen bewußt sein, daß er zum Hüter der herrlichsten Schätze seines Volkes bestellt und sein Amt nicht ein Handwerk, sondern ein Tempeldienst ist, den er mit Hingabe seiner ganzen Person an das Heilige auszuüben hat. A. W. Schlegel hat, aus dem Hochgefühl klassisch-romantischen Kunstschaffens und der Ehrfurcht vor der schöpferischen Persönlichkeit heraus das Schöne die symbolische Darstellung des Unendlichen genannt. Wo spricht dieses Sinnbild des Unendlichen eine tiefere und zugleich verständlichere Sprache als im Werk des großen Dichters? Diese symbolische Sprache zu deuten ist schwerste

und dankbarste Aufgabe des Berufenen. Sie kann nur geleistet werden durch mutiges Bekenntnis zu den in dem Kunstschaffen wirkenden geistigen Werten. Also aus der Gesinnung des wahren Idealismus heraus, nicht durch das verstandesmäßige Sichaneignen von wissenschaftlichem Stoffe."

Deutsche Rundschau. LI, 10. (Berlin.) Seine Studie „Dichtungswertung. Möglichkeiten und Aufgaben des deutschen Dramas in der Gegenwart" beschließt Robert Petsch mit einem Ausblick auf Ernst Barlachs „Sündflut":

„Die dramatische Idee entfaltet sich in ihrer ganzen Wucht und Fülle gleichsam in mehreren großen Erlebnisgängen. Dem entsprechen die fünf ‚Teile' des Dramas mit ihrer fortschreitenden Verdunkelung der Atmosphäre, mit ihrer immer tiefer bohrenden und immer quälenderen Problematik. Wie Schalen, wie Sphären sind sie umeinander gelagert und nur scheinbar stehen sie in einem zeitlichen Folgeverhältnis. Was wir erleben, ist ja nicht das allmähliche Herannahen der großen Vernichtung, sondern das immer stärkere Auseinanderklaffen des Weltgrundes und die wachsende Ratlosigkeit der Menschheit gegenüber der sich zugleich enthüllenden und immer tiefer verbergenden Gottesidee. Den verschiedenen Weisen des Gotteserlebnisses entsprechen die sehr verschiedenen, sprachlich meisterhaft differenzierten und gegeneinander abgetönten Stimmen, die sich wieder zu höheren Einheiten ordnen und zwischen denen es nicht an Übergängen fehlt. Im dramatischen Bilde scheint sich alles aufzulösen, der Dichter aber und mit ihm der Zuschauer steht über dem Ganzen und sieht alles ineinander. Dieser mächtige Gestalter, für den es keine Unmöglichkeiten zu geben scheint, — er führt uns nicht säuberlich aus einem Lager ins andere, sondern er umfaßt immer das Ganze und sieht alle Formen des Erlebens in ihrer tiefen Bedingtheit durch einander und in ihrer Zusammengehörigkeit im Lichte einer über dem Ganzen webenden Idee. Es ist ein gewaltiges Stück dramatischer Architektur.

Auch hier keine Erfüllung. Aber neben so manchem früher genannten eine — und vielleicht die stärkste Verheißung eines deutschen Dramas der ‚Gegenwart', das wir erwarten und dem in unseren Seelen der Boden bereitet ist."

Ostdeutsche Monatshefte. VI, 4. (Berlin.) Das Wesentliche in Clara Viebigs künstlerischer Entwicklung faßt Heinrich Spiero in die Sätze zusammen:

„Clara Viebig, im Rheinland geboren, ist die Tochter eines aus Ostdeutschland stammenden Beamten, der für Posen in der Nationalversammlung der Paulskirche saß. Die Dichterin ist im Laufe ihrer Entwicklung von dem Boden ihrer Geburtsheimat auf den des väterlichen Stammes getreten und hat sich dann noch Menschen und Leben ihrer Wahlheimat, Berlins und der Mark, zu eigen gemacht. Der leidenschaftliche Drang zur Selbständigkeit, Clara Viebig von früh an eigen, verlieh ihr die Fähigkeit, jede dieser drei Umwelten gewissermaßen erst unvoreingenommen für sich zu entdecken und darzustellen. Auch wo ihre Kunst versagte, wie in dem ein ganzes berliner Zeitalter umreißenden Roman ‚Das Eisen im Feuer' (1913), fesselt noch die Frische der Betrachtung; wo sie aber das Gewollte ganz erreicht, unter polnischen Landleuten, unter kleinem berliner Volk, vor allem unter rheinischen Bürgern und Gebirgsbauern der Eifel, da hat sie mit manchmal unvergeßlichem Kontur den Menschen in unablösbarer Verbundenheit zu währenden Mächten zu zeichnen gewußt. So gewiß das Trachten menschlicher Herzen in letztem Hin und Wieder überall dasselbe ist, so sicher wandelt Clara Viebig Leidenschaft und Liebe nach den unausweichlichen Bedingungen, die Herkunft und Heimat, Gebirg und Ebene, Einsamkeit und Volksgewühl dem Lebenskampf jedes unter uns aufdrücken. Und selbst wo eine einzelne Gestalt ihres Werkes uns nicht überzeugt, haftet das große Profil der Landschaft, der voll aufgefangene Hauch der Scholle im Gedächtnis."

Die Rampe. 1924/25, 16. (Hamburg.) In einer wertvollen autobiographischen Skizze tut Ernst Lissauer dar, was ihn bestimmt hat, Wien zu seinem ständigen Wohnsitz zu wählen, eine Selbstbestimmung, die auch in Hinblick auf sein neues Werk „Glück in Österreich" allgemeines Interesse beanspruchen darf. Lissauer schreibt:

„Die zeitliche Sorge, die mich heute bedrückt, gilt nicht so sehr dem wirtschaftlichen und politischen Schicksal des deutschen Volkes, an dessen letztlich unerschöpfte Kraft ich glaube, sondern der steigenden Gefahr der Mechanisierung, welche dem abendländischen Menschen überhaupt, insbesondere dem deutschen und wiederum dem deutschen Großstadtmenschen verhängt ist. Soweit sich meine schriftstellerischen Bemühungen zeitlichen Problemen zuwenden, werden sie dem Kampfe gegen das Mechanische, gegen das Überwuchern der rein zivilisatorischen Elemente zu dienen haben. In diesem Sinne bin ich mit Bewußtsein aus dem mittleren Deutschland, insbesondere meiner Vaterstadt Berlin, fortgegangen; nachdem ich eine Zeitlang unweit des Rheins, in Wiesbaden, gewohnt habe, lebe ich jetzt in Wien, und zwar in einem Vorort, unweit des Kah-

lenbergs und der Donau, in einer Umgebung, die zwar des Komforts nach landläufigen Begriffen ermangelt, dafür aber Wesen und Erscheinung beseelterer Epoche mannigfach bewahrt hat. Da der Dramatiker in mir des Theaters, der geistige Mensch produktiver Geselligkeit, der historisch Bemühte und der Schriftsteller öffentlicher Büchereien nicht zu entraten vermag, so kann ich nicht im Gebirge leben, wie es an sich meinem Wunsch und Wesen entspräche. Aber zwischen diesen Döblinger Gassen und Gärten wohne ich, soweit das in einer großen Stadt von 1924 möglich ist, im Zeitlosen."

Reclams Universum. XXXXI, 41. (Leipzig.) Über Alma Johanna Koenig, die den Literaturpreis der Stadt Wien für 1925 erhielt, schreibt Eugen Antoine: „Das erste, was an dieser Dichterin fasziniert, ist ihre erstaunliche Kraft. Man merkt sofort, daß hier eine Vitalität durchaus revolutionärer Art nach Ausdruck ringt, und fragt sich nur, wofür und wogegen Revolution gemacht wird. Denn Alma Johanna Koenigs Kunst ist an sich unprogrammatisch, scheinbar durchaus objektiv, schildernd und nicht fordernd — und doch: niemals könnte bloßes Abspiegeln der Welt in solchen Explosionen der Leidenschaft vor sich gehen, niemals rein gegenständliches Erfassen des Gegebenen solchen Aufwand an Lebensenergie erklären. Denn jede Energie will wirken, will zerstören und aufbauen, und das um so mehr, je größer sie ist. Wohin will also all die Kraft, die diese merkwürdige Frau in ihren Werken verströmt? Vielleicht ergibt sich die Antwort von selbst, wenn wir erst wissen, woher ihr diese Kraft kommt, aus welchen Quellen sie ihr gespendet wird.
Der Mann schöpft seine beste Stärke aus dem Geiste; bei der Frau verhält es sich wohl anders: Die Geistigkeit der Frau ist immer vermittelt, erst der Mann kann sie an die überpersönliche Oberleitung, die wir Geist nennen, anschließen. Sie ist in anderem Bereich verwurzelt: Die Natur selbst, die große Urkraft, sendet ihre Ströme in das Sein des Weibes, speist es aus unerschöpflichen Vorratskammern. Daher kommt es, daß das Weib, unsicher und unselbständig in allen geistigen Belangen, stark und unüberwindlich wird, wenn es sich auf sein wahres Wesen besinnt, wenn es ganz Natur ist und nichts anderes sein will als Natur. Vielleicht ist es das Geheimnis der wunderbaren Kraft, die alle Dichtungen der Koenig durchflutet, daß sie so ganz Weib ist, nicht von ihrem Weibtum weg will und sich alle Probleme vom Leibe hält, die nichts mit dem Wesentlichen in ihr zu tun haben."

* * *

„Goethes naturwissenschaftliche Erkenntnis." Von Gunther Ipsen (Das Inselschiff VI, 3. Leipzig).
„Jean Paul. Sein Leben im Umriß." Von Friedrich Burschell (Der Neue Merkur VIII, 10. Stuttgart-Berlin).
„Kleist und wir" (Fortsetzung). Von Karl von Felner (Masken XVIII, 18. Düsseldorf).
„Die Religion Lessings." Von Georg Ellinger (Westermanns Monatshefte LXIX, 827. Braunschweig).
„Drei Sonette von Friedrich Rückert." Faksimile-Wiedergabe nach einem bisher unbekannten, von Fr. Rückert geschriebenen Blatte im Besitze der Stadtbibliothek (Der Bücherfreund. Mitteilungen der Bibliotheken der Freien und Hansestadt Lübeck und der Gesellschaft von Freunden der Stadtbibliothek I, 1).
„Hebbel." Von Leopold Reitz (Heimaterde III, 6. Speyer a. Rh.).
„Vier ungedruckte Briefe Hebbels." Mitgeteilt von Robert F. Arnold (Mitteilungen der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Literatur und Theater IV, 1. Kiel).
„Der eherne Klang in Theodor Storms Lyrik." Von A. Biese (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung I, 4. Leipzig-Berlin).
„Reisebriefe." Von Theodor Fontane (Die neue Rundschau XXXVI, 7. Berlin).
„Die Bedeutung des Dichters Fehrs." Von Christian Boeck (Niedersachsen XXX, Augustheft. Bremen).
„Die Kleiderseller." [Zu Wilhelm Raabe.] Von Fritz Hartmann (Der Türmer XXVII, 9. Stuttgart).
„Die Briefe von Peter Gast." Von Alfred Brust (Das Tagebuch VI, 26. Berlin).
„Liliencron und die Gegenwart." Von Julius Haupt (Das Gegenspiel I, 7. München).
„Die Dichtung Carl Hauptmanns." Von Rolf Berg (Ostdeutsche Monatshefte VI, 4. Oliva).
„Neue Löns-Literatur." Von Albrecht Janssen (Der Schimmelreiter IV, 4. Hamburg).
„Ein ungedruckter Löns-Brief." (Aus der Sammlung des Herrn E. Gädechens, Altona-Ottensen.) (Deutsche Nordmark V, 12. Büsum.)
„Carl Spittelers ‚Prometheus der Dulder'." Von Benjamin Faustin (Der eiserne Mann I, 18. Straßburg).
„Gustav Renner." Von Julius Havemann (Fortunatus 1925, 7. Lahr i. B.).
„Iven Kruse." Von Hans Ehrke (Der Schimmelreiter IV, 4. Hamburg).
„Zu den Gedichten Billeters." Von Walther Meier (Wissen und Leben XVIII, Heft 11—12. Zürich).
„Alfred Momberts ‚Aiair'." Von Friedrich Kurt Benndorf (Das Inselschiff VI, 3. Leipzig).
„Hermann Stehr — der Dichter der Seele." Von Trusen (Ostdeutsche Monatshefte VI, 4. Oliva).
„Hermann Stehr." Von Hans Knudsen (Zeitschrift für Deutschkunde XXXIX, 4. Leipzig).
„‚Die Sympathie mit dem Tode' bei Thomas Mann. Zum 50. Geburtstag des Dichters am 6. Mai 1925." Von Richard H. Grützmacher (Die Tat XVII, 4. Jena).
„Der Kultur-Politiker Thomas Mann. Noch ein Glückwunsch zum 50. Geburtstag." Von N. N. (Der Deutschenspiegel 1925, Heft 26. Berlin).
„Fritz Bley." Von Adolf Glupe (Der Türmer XXVII, 9. Stuttgart).
„Oscar A. H. Schmitz." Von Anton Schnack (Baden-Badener Bühnenblatt V, 54).

„Paul Zech." Von Willibald Omankowski (Die schöne Literatur XXVI, 7. Leipzig).
„Fritz Philippi und der Westerwald." Von Willy Arndt (Ostdeutsche Monatshefte VI, 4. Oliva).
„Willibald Köhler." Von Wolfgang Federau (Ebenda).
„Johanna Wolff." Von Paul Wittko (Ebenda).
„Helene Voigt-Diederichs." Von Richard Dohse (Der Schimmelreiter IV, 4. Hamburg).

* * *

„Die Beste der Welten. Zu Voltaires ‚Candid'." Von Ernst Sander (Reclams Universum XXXXI, 40. Leipzig).
„Rousseaus ‚Bekenntnisse'." Von Wilhelm Weigand (Das Inselschiff VI, 3. Leipzig).
„Über Pascal." Von Rudolf Kaßner (Europäische Revue I, 3. Leipzig).
„Die französische Literatur der Gegenwart: Die Verherrlichung von Mallarmé." Von Edouard Dujardin (Deutsche Rundschau LI, Juliheft. Berlin).
„Shakespeare als Dichter der Wiedergeburt." Von W. Willige (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung I, 4. Leipzig-Berlin).
„B. Shaws heilige Johanna." Von Silvia von Bornstedt (Seele VII, 7. Regensburg).
„Was das Leben mir gab." Von Jac London (Die Aktion XV, 11/12. Berlin-Wilmersdorf).
„Das Problem Pirandello." Von Lorenz Kjerbüll-Petersen (Der Gral XIX, 10. Essen).
„Dostojewski im Familienleben." Von Julius Eichenwald (Deutsche Rundschau LI, 10. Berlin).
„Drei Frauen über die Gattin Dostojewskis." I. Von Helene Böhlau, II. Von Helene Raff, III. Von Auguste Supper (Der Piperbote II, 2. München).
„Die spanisch-amerikanische Literatur in der Gegenwart." Von Joseph Froberger (Der Gral XIX, 10. Essen).

* * *

„Florian Geyer im Spiegel der Dichtung." Von Hellmuth Falkenfeld (Baden-Badener Bühnenblatt V, 56).
„Die Abneigung gegen das Tragische auf der Bühne." Von Joachim von der Goltz (Ebenda, 52).
„Die theatralische Wendung." Von Heinz Dietrich Kenter (Ebenda, 59).

„Dichtungswertung. Möglichkeiten und Aufgaben des deutschen Dramas in der Gegenwart." Von Robert Petsch (Deutsche Rundschau LI, 9/10. Berlin).
„Vom neuesten Drama." Von Joseph Sprengler (Literarischer Handweiser LXI, 7/8. Freiburg i. B.).

* * *

„Berlin in der Literatur." Von Hugo Bieber (Deutsche Kunstschau II, 6/7. Offenbach a. M.).
„Rheinische Erzähler." Von Arthur Friedrich Binz (Wolframblätter, I, 1, Dortmund).
„Der eine und der andere Dichter und die Zeit." Von Hans Brandenburg (Die schöne Literatur XXVI, 7. Leipzig).
„Der Kitsch." Von Carl Christian Bry (Hochland XXII, 10. Kempten).
„Zur Psychologie des Dichters." Von Hackländer (Hellweg V, 28. Essen).
„Das literarische Berlin." Von Monty Jacobs (Deutsche Kunstschau II, 6/7. Offenbach a. M.).
„Vom Sinn der Dichtung." Von Jakob Kneip (Wolframblätter, I, 1. Dortmund).
„Der Weimargedanke." Von Friedrich Lienhard (Der Türmer XXVII, 10. Stuttgart).
„Essay über moderne Literatur und deren Kritik." Von Heinz Liepmann (Bühnenblatt, Dortmund II, 16).
„Kaspar Hauser im Lichte der Forschung." Von Otto Viktor Maeckel (Der Türmer XXVII, 10. Stuttgart).
„Über Glaube und Technik." Von Alfons Paquet (Der Bücherwurm X, 7, Dachau bei München).
„Die niederdeutsche und oberdeutsche Wesenslinie in Landschaft und Kunst." Von Karl Prahl (Zeitschrift für Deutschkunde XXXIX, 4. Leipzig).
„Virtuosentum und Kunst." Von F. Printz (Hellweg V, 26. Essen).
„Der andere Dichter und die Zeit." Von Hans Reiser (Die schöne Literatur XXVI, 7. Leipzig).
„Probleme der zeitgenössischen Epik." Von Werner Schendell (Zeitschrift für Deutschkunde XXIX, 4. Leipzig).
„Genie und kranker Geist." Von W. Schweisheimer (Westermanns Monatshefte LXIX, 827. Braunschweig).
„Das Berufsproblem." Von Anna Siemsen (Sozialistische Monatshefte XXXI, 62. Berlin).
„Der Brief als Literaturgattung." Von Paul Wohlfarth (Der Gral XIX, 10. Essen).
„Triumph des Romans." Von Otto Zarek (Die neue Rundschau XXXVI, 7. Berlin).

Echo der Bühnen

Trier

„Der Kurfürst." Ein rheinisches Festspiel zur Jahrtausendfeier der Stadt Trier. Von Leo Weismantel. (Uraufführung auf der Freilichtbühne in den Kaiserthermen am 18. Juli 1925.)

Eine lockere Folge von 15 Szenen, ein vielfältiges, buntwucherndes, oft unklares Rankenwerk, das aber im Kern von der „Fabel", der an der Mosel bekannten Lauretta-Sage, zusammengehalten wird. Nach der Überlieferung geriet der streitbare Balduin von Trier, der mächtigste und einflußreichste Kurfürst seiner Zeit, einmal in Gefangenschaft der Gräfin Lauretta von der Starkenburg, deren Rechte er bedrohte und mit der er in Fehde lag. Er wurde erst wieder freigegeben, nachdem er sich zu endgültigem Frieden verpflichtet hatte. Der Volksmund dichtete in dieses Ereignis erotische Motive hinein, so daß das Thema für einen landläufigen Dichter: Mann und Weib, Bischof und Gräfin gelautet hätte. Weismantel aber hat dem ihm von der Stadt

Trier vorgeschriebenen Stoff eine seelische Vertiefung und eine Erweiterung ins Weltpolitische gegeben, indem er den Kurfürsten in der Gefangenschaft eine innere Wandlung durchmachen läßt, die entscheidend wird für die Zukunft des Reiches, das in unheilvollem Zwiespalt, im Kampf zwischen Ludwig dem Bayern und dem Papste liegt und sich in tausend widereinandergestellten Meinungen nicht Hilfe weiß. Hier gewinnt das Rankenwerk des Stücks (das Fest der Weberzunft, die Geißelbrüder usw.) Wichtigkeit, das Drum und Dran bildet erst die breite kulturhistorische Basis für die Kernhandlung, gibt den verworrenen Zeitcharakter. Streit ist ausgebrochen um die Quellen der Macht. Kurfürst Balduin ist infolge seiner Stellung das Zünglein an der Wage, und durch seine auf der Starkenburg in ihm aufgebrochene Erkenntnis, daß der Sieg des Schwertes immer nur vom Bösen sein kann, daß an Stelle der Gewalt Verständigung treten müsse, wird er zum Künder einer neuen Zeit. Im Kurverein zu Rense wird der Zwiespalt des Reichs unter Führung Balduins durch Abstimmung geschlichtet. Die Erkenntnis von der Notwendigkeit eines Bruchs mit dem herkömmlichen Gang der Geschichte ist in Balduin aufgestanden, eine Erkenntnis, die aber noch heute nicht rechte Verwirklichung finden kann, obwohl sie ganz Europa ergriffen hat. Ein Schiedsgericht: viele sollen statt eines einzigen die Schicksalsentscheidungen der Menschheit treffen und wie Balduin muß jeder erst sich selbst bezwingen, ehe er unter anderen Frieden stiften kann — dies ist das zeitgemäße seelische Ergebnis in der Zuschauerschaft Leo Weismantels, dessen Festspiel in der Brust eines Dichters geboren wurde, der zugleich Prediger und Politiker ist, dessen ethische Grundkraft uns aber stets zu packen vermag.

Arthur Friedrich Binz

Echo des Auslands

Englischer Brief

„Trimblerigg" (Jonathan Cape, 12 s 6 d) von Laurence Houseman, dem nunmehr sechzigjährigen Verfasser der bekannten „Liebesbriefe einer Engländerin" (1900), ist die in Romanform gehaltene Biographie eines gewissenlosen Strebers, der sich als Prediger und Politiker betätigt. Trimbleriggs Geschichte wird von Gott erzählt, und dieser Umstand ist bezeichnend für die satirische Tendenz des Buches. Bald mit der kühlen Ironie eines Swift, bald mit der grotesken Komik eines Wells wird hier der Lebenslauf eines Heuchlers von der Wiege bis zum Galgen geschildert. Aber der unschuldsvolle Ton, in welchem Trimbleriggs sämtliche Kniffe und Ränke entlarvt werden, sollte nicht über die der possenhaften Chronik zugrundeliegende Verachtung hinwegtäuschen. Namentlich im Abschnitt über Trimbleriggs Tätigkeit während des Kriegs, der es ihm ermöglicht, sein Prinzip von der „relativen Wahrheit" praktisch anzuwenden und dadurch zu Ruhm und Reichtum zu gelangen, wird die Satire schärfer und anzüglicher. Denn Trimblerigg ist keine erdichtete Figur. Sein unverkennbares Urbild ist ein englischer Staatsmann, der in der liberalen Partei eine führende Rolle gespielt und durch seine Eingriffe in die auswärtige Politik viel Unheil angestiftet hat. Aber die Bedeutung dieses Buchs liegt weniger im allegorischen Doppelsinn seines Inhalts, als in seinem literarischen Wert schlechthin, der ihm eine geradezu klassische Stelle im englischen Schrifttum sichert. Wie viele der in den letzten paar Monaten erschienenen Bücher berechtigen zu einem ähnlichen Gutachten? Gewiß nicht diejenigen, deren lärmender buchhändlerischer Erfolg in keinem Verhältnis zu ihren literarischen Qualitäten steht. Zwei dieser „best sellers", wie der Fachausdruck lautet, mögen hier als Schulbeispiele dieses schreienden Mißverhältnisses genannt werden. Zunächst, „The Green Hat" von Michael Arlen (mit eigenem Namen Dikran Kouyoumdjan), ein unglaublich seichter und langweiliger Roman, der seinem jugendlichen Verfasser, einem in frühester Kindheit nach England verpflanzten Armenier aus Rustschuk, ein ansehnliches Vermögen eingebracht hat. Der zweite Roman, der dieses Jahr ein ungeheures Aufsehen erregt hat, ist „The Constant Nymph" von Margaret Kennedy. Dieser ist freilich eine verdienstvollere Leistung als „The Green Hat", aber beim besten Willen kann man ihn nur als mittelmäßig bezeichnen. „Barren Leaves" (Chatto & Windus 7 s) dagegen, Aldous Huxleys neuer Roman, verdient vollauf den Erfolg, der ihm zuteil wurde. Nach seinem letzten Roman „Antic Hay", einem skurril-grotesken Sittenbild, das im ganzen eine Enttäuschung war, bedeutet „Those Barren Leaves" einen entschiedenen Fortschritt und Huxleys gediegendste Arbeit überhaupt. Wie in „Chrome Yellow" tauscht eine bunte Gesellschaft von Engländern und Engländerinnen ihre Meinungen über die Kunst und das Leben aus, aber dies-

mal spielen sich die Ereignisse auf einem Schloß in Italien ab. Wiederum beweist Huxley, daß er einer der wenigen unter den jüngeren englischen Schriftstellern ist, die ihrer Muttersprache ein künstlerisches Verständnis entgegenbringen. Die Porträts, die er in diesem Roman zeichnet, sind zahlreicher und gelungener als je zuvor. Und neben der satirischen Finesse, die wohl als Grundbestandteil seiner literarischen Persönlichkeit zu betrachten ist, meldet sich jetzt eine Tiefe des Gefühls, die man zwar schon früher hie und da vermutet, aber noch nicht mit dieser Deutlichkeit wahrgenommen hatte. Also sind Anzeichen vorhanden, daß Huxley nicht bloß geschickter Variationen von zwei oder drei Motiven fähig ist, sondern daß sich ein neues Stadium in seiner Entwicklung vorbereitet.

Im vorigen „Englischen Brief" (L. E. XXVII, 236) habe ich die Vermutung ausgesprochen, daß „The Natural Man" von Patrick Miller vielleicht der letzte englische Kriegsroman dieser Generation bleiben werde. Seitdem sind jedoch zwei Neuerscheinungen zu verzeichnen, die ebenfalls in keiner Übersicht der englischen Kriegsliteratur fehlen sollten. Es sind dies „The Spanish Farm" und „Sixty-four, Ninety-four", zwei Romane, die der sonst unbekannte R. H. Mottram, ein Bankbeamter in Norwich, geschrieben hat. „The Spanish Farm" wurde zuerst nicht viel beachtet, erhielt dann, man weiß nicht recht wie, den Hawthernden Literaturpreis, und erlebte eine neue Auflage mit einem Vorwort von John Galsworthy. Diese Romanskizze hat ein Gehöft in Nordfrankreich zum Mittelpunkt und die Tochter des Großbauern zur Heldin, deren Gefühlsleben im Verhältnis zu den Kriegsereignissen mit seltener Objektivität geschildert wird. Die Zeichnung dieser Frauengestalt, die durch den Verlust ihres Bräutigams und ihre vorübergehende Liebschaft mit einem englischen Offizier zur inneren Reife gelangt, deutet auf eine gute Beobachtungsgabe, leidet jedoch zuweilen an einer gewissen Unbeholfenheit, namentlich im Bestreben, spezifisch französischen Charakterzügen gerecht zu werden. Aber was hier noch unfertig und verschwommen wirkt, findet in „Sixty-four, Ninety-four" Ergänzung und Berichtigung, denn in seinem zweiten Roman (den Titel hat er der Anfangszeile eines englischen Soldatenlieds entlehnt) benutzt Mottram manche Personen und Episoden aus der früheren Arbeit, ohne sich eigentlich jemals zu wiederholen. Im Gegenteil gewinnt die Fabel durch diese neue Fassung an Wirksamkeit und Überzeugungskraft. Was er hier bietet, ist mehr als eine erweiterte, in andere Perspektive gerückte Darstellung bereits geschilderter Einzelheiten. Das Buch ist eine in sich abgeschlossene Arbeit, die anschaulich und sachlich die Kriegseindrücke des Autors wiedergibt. In seinem Vorwort erklärt er, daß es sein Zweck gewesen sei, seine Erinnerungen an Erlebtes noch zeitig festzuhalten, damit sie künftigen Generationen als Abschreckungsbeispiel der Kriegsgreuel dienen. Obwohl dies programmäßig klingt, ist der Roman selber nicht im entferntesten eine Tendenzschrift. Er zeugt vielmehr von einem hohen dichterischen Können, das den fast allen Mitkämpfern zugänglichen Rohstoff in eine durchaus individuelle Schöpfung verwandelt hat. Wie hoch dieses dichterische Können ist, geht aus einem Vergleich zwischen Mottrams Roman und einem Werk wie „Memoirs of the Foreign Legion" von M. M. (Secker 7 s 6 d) hervor. Es ist dies ein Anklage- und Bekenntnisbuch, das dokumentarisches Interesse besitzt, aber dessen Wert vorwiegend stofflich bleibt. Wichtiger noch als die Memoiren selbst ist die umfangreiche Einleitung, die von D. H. Lawrence herrührt. Darin entwirft Lawrence ein glänzendes, aber, wie jetzt behauptet wird, wenig objektives Charakterbild des unglückseligen M. M. Dieser, der eigentlich Maurice Magnus hieß, war ein etwas geheimnisvoller Amerikaner (laut Lawrences Ausführungen war er deutscher Spion), der seiner haltlosen Existenz durch Selbstmord ein Ende machte. Als Lawrence ihn kennen lernte, hatte er die in den Memoiren aufgezeichneten Erfahrungen bereits hinter sich und fristete in Italien, ein Zweifelhafter unter Zweifelhaften, ein von Schulden und innerer Zerrissenheit verkümmertes Dasein. In keinem seiner Romane hat Lawrence die hinreißende Gewalt dieser Einleitung übertroffen, aber auch einem Uneingeweihten ist es klar, daß er gegen den Verstorbenen ganz bedeutende Vorurteile mitsprechen läßt. Dadurch entsteht ein auffallender Kontrast zwischen dem von Lawrence beschriebenen M. M. und demjenigen, der in den Memoiren zu Worte kommt. Dieses wenig pietätvolle Verfahren hat denn auch zu Protesten geführt. Als Fahnenträger dabei hat Norman Douglas, der zu M. M's. Freundeskreis in Italien gehörte, und der in Lawrences Einleitung auch nicht gerade glimpflich behandelt wird, über die ganze Angelegenheit ein kampflustiges Pamphlet herausgegeben. An und für sich ist diese Schriftstellerfehde vielleicht nicht von Belang, aber das mit ihr zusammenhängende Material, das jedenfalls einen bedeutsamen Beitrag zur Psychologie von D. H. Lawrence bietet, dürfte dem künftigen Literarhistoriker äußerst willkommen sein.

Während nun die englische Prosa sich mit einer erfreulichen Vielseitigkeit und Gediegenheit entfaltet, ist es um die englische Poesie keineswegs so günstig bestellt. Es ist allerdings kein Mangel an epigonen-

hafter Lyrik, wie sie beispielsweise von Thomas Moult in seinen Anthologien (vgl. L. E. XXVI, 426) alljährlich zusammengetragen wird, aber die verschiedenen Dichtergruppen, in denen die Hauptvertreter der zeitgenössischen Lyrik sich bis in die jüngste Vergangenheit betätigten, scheinen nunmehr aufgelöst zu sein. Freilich tritt die Familie Sitwell noch immer mit einer gewissen Verve auf, aber leider geschieht dies allzuoft mit der deutlichen Absicht zu bluffen, was zu einer bedauerlichen Talentvergeudung führt. Wohltuend wirkt dagegen der reine lyrische Geist, der sich in „The Flaming Terrapin" von Roy Campbell (Cape, 4 s 6 d) offenbart. Dieser junge Dichter, der aus Südafrika stammt, verlebte als Matrose seine Wanderjahre, denen er gewiß manche starke Anregung verdankt. Seine Erstlingsverse, die Rimbauds Einfluß verraten, sind in der Zeitschrift „Coterie" erschienen. Dieses Stadium jünglingshafter Dekadenz hat Campbell offenbar überwunden, denn in „The Flaming Terrapin" meldet sich eine der eigenartigsten lyrischen Begabungen des heutigen Englands. Was an dieser visionären Dichtung vor allem bestrickt, ist ihr spontaner Wortreichtum, der gleich in den Anfangszeilen zum Ausdruck gelangt:

„Maternal earth stirs redly from beneath
Her blue sea-blanket and her quilt of sky,
A giant Anadyomene from the sheath
And chrysalis of darkness till we spy
Her vast barbaric haunches, furred with trees,
Stretched on the continents, and see her hair
Combed in a surf of fire along the breeze
To curl about the dim sierras, where
Faintsnowpeaks catch the sun's far-swivelled beams."

Dieses intensive Naturgefühl durchpulst die ganze Dichtung, deren Titel „Die flammende Schildkröte" sich auf Cambells symbolische Auffassung der schöpferischen Kraft bezieht. Neben dem epischen Rhythmus, der dem Gedicht sein besonderes Gepräge verleiht, finden sich auch lyrische Einlagen, von deren Anmut man sich aus folgendem Zitat überzeugen mag:

„Down on their airy beds
As the thin leaves fade on the willows,
The stars, outwatched, upon cloudy pillows
Nuzzled their curly heads.

Feathering heaven with ripples of fire,
The birds stormed up to the sun's dominions,
And the tense air hummed like a silver lyre
To the stroke of their burning pinions."

In dieser Dichtung beweist Campbell, daß die Möglichkeiten der traditionellen poetischen Technik keineswegs erschöpft sind, wie einige der Modernisten mit Nachdruck verkündet haben. Überhaupt bedeutet „The Flaming Terrapin" eine Rückkehr zur Poesie der Sinne, neben welcher die in neuester Zeit häufig gepflegte Poesie des Intellekts doppelt kalt und blaß anmutet. Mit dieser Arbeit, die weiteste Anerkennung fand, hat sich Campbell einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der neueren Poesie gesichert.

London — P. Selver

Amerikanischer Brief

Die vornehme Kunst des literarischen Essays hat zweifellos in Ernest Boyd einen ihrer besten amerikanischen Vertreter. Er pflegt sie, indem er gleichzeitig den Amerikanern das Verständnis für fremde Literaturen und Autoren vermittelt. Seine Sammlung „Studies from ten Literatures", vor einigen Wochen bei Charles Scribner's Sons erschienen, erreicht beides, die Kunstpflege und die Vermittlung in hervorragendem Maße. Er schreibt ebenso geistreich über den Nationalismus bei Anatole France und das Mystische in Unamunos Werken wie über die radikale Schärfe in Georg Brandes' Kritiken. Aber Boyd ist nicht Ästhet, er ist Analytiker; als solcher zeigt er sich klar und scharf in seiner Beurteilung des deutschen Expressionismus, der wohl, wie er sagt, in Hermann Bahr einen der besten Interpreten hat, aber in seinen eignen Kunstdarbietungen infolge von Unklarheit und Unverständlichkeit weit hinter dem Gewollten und Erstrebten zurückbleibt.

Seine ganze kritische Schärfe zeigt Boyd aber erst in einem Essayband, der als „Portraits, Real and Imaginary" kurz vor Ende des letzten Jahres bei G. H. Doran herauskam. Hier geht er den reaktionären Elementen, den Pseudoliteraten, den bestellten Verlagskritikern und anderem Unwesen im amerikanischen Literaturbetrieb zu Leibe und rechnet mit denen ab, die ihn seinerzeit in unerhörter Weise angegriffen hatten wegen seiner Satire „Aesthete: Model 1924", gedruckt in der ersten Nummer von H. L. Menckens „American Mercury". Diesem ersten Teil läßt er dann aber in einem zweiten als wirkliche Porträts feinsinnige Würdigungen von Mencken, Dreiser, Cabell, O'Neill und anderen Vertretern der neusten englisch-amerikanischen Literatur folgen.

Dem letztgenannten James Branch Cabell widmet Carl Doran eine bei R. M. Mc Bride verlegte besondere Studie. Cabell ist wohl die eigenartigste Persönlichkeit in unsrem Schrifttum, ganz seinen eignen Weg gehend in dem Wie und dem Was seiner Werke, oft spielend mit dem Wort wie mit dem Gedanken. Bekannt ist sein Name, aber sein Werk wird kaum verstanden; ein Ausleger unternimmt daher eine

schwierige Aufgabe. Um sie zu lösen, sucht Doran in Stil und Sinn der Schriften einzudringen.

H. L. Mencken hat den ersten drei eine vierte Serie von Aufsätzen und Aphorismen folgen lassen, die er wie die voraufgegangenen als „Prejudices" bezeichnet. Ein gut Teil davon beschäftigt sich mit moralischen und politischen Erscheinungen des amerikanischen Lebens, die Mencken mit der ihm eignen Satire zu geißeln versteht. Wie Boyd bekämpft er den reaktionären puritanischen Ästheten, außerdem aber auch den hypokritischen Ehemoralisten und den religiösen Schwärmer. Ist der Unterton seines Buchs überwiegend pessimistisch, so gibt er doch in einem Kapitel über den amerikanischen Roman gegen Ende des Buchs zu, daß gerade auf diesem Gebiet die Stellung der Verleger wie der Öffentlichkeit zu besseren Hoffnungen berechtigt.

Ein jährlich sich wiederholendes Ereignis für neuyorker Literatenkreise ist die Verteilung der O'Henry-Preise seitens der „Society of Arts and Sciences" für die besten Novellen des Vorjahrs. Die zehn besten Novellen werden gleichzeitig in einem Sammelband nachgedruckt, die entsprechend dem heurigen Jahrgang den Titel tragen: „O'Henry Memorial Award — Prize Stories of 1924". Einen besonders bemerkenswerten Fortschritt über seine Vorgänger hinaus bedeutet der Band mit seinem Inhalt nicht. Das ist aber nicht Schuld der Herausgeberin, B. C. Williams. Die sehr fruchtbare Novellenform der amerikanischen Schriftstellerei steht nach wie vor unter dem Zeichen des Kommerzialismus. Der Riesenbedarf erzeugt Durchschnittsware. Immerhin glaubt einer der Preisrichter wenigstens eine etwas ausgesprochene Richtung nach dem Mystischen und Symbolischen hin unter dem diesjährigen Gesamtprodukt beobachten zu können. Die Einleitung des Buchs bietet eine eingehende Darstellung des modus operandi der Auswahl. Ein sehr dankenswertes Unterfangen, für andere Preisverteilungen gewiß sehr zu empfehlen. Bei solcher Offenheit kann den Preisrichtern kein Vorwurf betreffs ihrer Auswahl gemacht werden. Wenn unter solchen Umständen bedeutende Namen in ihren Listen nicht erscheinen und nicht mit Auszeichnung bedacht werden, muß man eben dem berufenen Ausschuß das Recht des eignen Urteils zuerkennen.

Amy Lowell, die Schriftstellerin, hat die Literaturgeschichte kurz vor ihrem Tode um eine Biographie des englischen Dichters John Keats bereichert. Ihr zweibändiges Opus wird von der amerikanischen Kritik durchweg anerkannt. Zwar soll sie trotz eifriger Quellenstudien nichts Neues beigebracht haben, aber im Zusammentragen alles Bekannten wird ihr Werk als erschöpfend und endgültig gerühmt. Einer ihrer Kritiker, John Gunther mit Namen, nimmt dabei die Gelegenheit wahr, sich in „The Saturday Review" mit der englischen Besprechung amerikanischer Bücher auseinanderzusetzen. Er wittert bei seinen englischen Kollegen eine absichtliche reservierte Haltung gegenüber amerikanischen Literaturerzeugnissen. Die Kritik der Briten habe, so sagt er, im allgemeinen nichts an Amy Lowells Buch auszusetzen; um aber nicht uneingeschränkt loben zu müssen, werden Ausstellungen an der Länge des Werks und ähnlichen unwichtigen Dingen gemacht. Er beklagt dies Verhalten als offensichtlich allgemein; es habe sich auch bei Sinclair Lewis neustem Roman „Arrowsmith" gezeigt, der in England nicht so wohlwollend wie in Amerika aufgenommen worden sei. Andere ebenso bedeutende Werke seien noch viel schlechter gefahren. Überhaupt, so schließt Gunther, sei das englische Interesse an amerikanischer Literatur bedeutend geringer als das im umgekehrten Verhältnis der Fall sei. Seit Weihnachten sei in England nur ein Dutzend amerikanischer Bücher verlegt worden und für den im Herbst einsetzenden Weihnachtsverkauf kaum mehr als das Doppelte dieser Zahl.

In ähnlich scharfer Weise beobachtet man bei uns aber auch die Aufnahme unsrer Literatur in Deutschland und kommt dabei zu keineswegs günstigen Ergebnissen. Man staunt darüber, daß im hochintelligenten Deutschland — diese Eigenschaft spricht heute der rabiateste Deutschenfresser dem Gegenstande seines Hasses nicht mehr ab — die Tarzanbücher, die sensationellen Schilderungen eines Upton Sinclair und Merkwürdigkeiten wie Ossendowskis „Men, Beasts and Gods" einen solchen Anklang und Absatz finden, während man an wirklich bedeutenden Werken allem Anschein nach achtlos vorbeigehe. Der vorteilhaft bekannte Dichter Louis Untermeyer, der sein Interesse für Keller durch eine Übertragung der Novellen bekunden wird, hat kürzlich bei einem längeren Besuch in Deutschland Erkundigungen eingeholt und diese hier veröffentlicht. Sein Bericht war keineswegs sehr schmeichelhaft. Auch die Tagespresse hat sich des Themas bemächtigt. Ein metropoles Blatt Neuyorks ließ sich kürzlich darüber berichten und machte dazu redaktionelle Bemerkungen, die dann sogar ihren Weg in die Provinzblätter fanden. Man gesteht befriedigt zu, daß auch Berühmtheiten unsrer Literatur wie Lewis, O'Neill u. a. in deutscher Sprache zu Worte kommen, aber man wünscht ihnen im Lande der Intelligenz dieselbe Anerkennung und Verbreitung wie den vorher genannten Mittelmäßigkeiten, genau wie wir das mit der deutschen im besonderen und mit der ausländischen Literatur im allgemeinen halten. Denn Wassermann, Toller und viele andere haben doch wohl

eine andere Nuance als die aus Amerika verschriebenen deutschen Hintertreppen-Importen. Man kann uns ganz gewiß nicht vorwerfen, daß wir uns dem literarischen Ausland gegenüber kühl verhielten. Von 1226 im Jahre 1924 veröffentlichten Büchern erzählenden Inhalts waren 270 ausländischen Ursprungs, also ungefähr ein Viertel der Gesamtlieferung. Woher dieses Viertel stammt, wird in meiner Statistik nicht angegeben. Aus dem Bücherbericht vom Januar 1925 lassen sich folgende Zahlen herausziehen: mit 13 Titeln steht Frankreich an führender Stelle, mit je 4 folgen Deutschland und Rußland, mit 3 Italien, mit 2 Spanien, und mit je einem Tschechoslowakei, Belgien, Norwegen, Dänemark und Rumänien. Man darf diese Zahlen wohl als allgemeingültig für die Verhältnisse des ganzen Jahres ansehen, zumal sie die Liste der grade vor Weihnachten erschienenen Schriftwerke umfassen. Allerdings ist England dabei nicht berücksichtigt, und die angeführten Ziffern beziehen sich keineswegs auf erzählende Literatur allein. Ohne Gewähr auf Vollständigkeit seien folgende deutsche Übersetzungen aus den Listen der letzten Monate angeführt: Grimmelshausens Simplizissimus, eine auffallende Merkwürdigkeit, erschienen in der sorgfältig ausgewählten Sammlung „Broadway Translations" des E. P. Dutton Verlags, Johanna Spyris „Dora" und „The New Year's Carrol" Baedekers „Paris und seine Umgebung", „Restukes" von Albert Brockhaus, „Einsteins Theory of Relativity" von Max Born, „The Elements of Collodial Chemistry" von Herbert Freundlich, „Crystals and the Fine Structure of Matter" von Friedrich Rinne, „The Origin of Continents and Oceans" von Alfred Wegener, der achte Band von G. Hauptmanns Werken enthaltend „Indiphodi", „Der weiße Heiland" und „Winterballade", „Der 9. November" von B. Kellermann, „Das Reisetagebuch eines Philosophen" von Graf H. Keyserling, „Passion and Pain" von Stefan Zweig, G. Kaisers „Gas" übertragen von H. Scheffauer, der vierte (Thoughts out of Season) und der siebzehnte Band (Ecce Homo) der großen Macmillan Ausgabe von F. Nietzsches Werken, „On the Road with Wellington, ein Tagebuch" von A. L. F. Schaumann, „Der Philosophie des Als Ob" von H. Vaihinger, eine Neuausgabe von Richard Wagners „Mein Leben", und von Schuberts Liedern besorgt von der Oxford University Preß, „Der Tod in Venedig und andere Erzählungen" von Thomas Mann, und „The Soul of the Moving Picture" von W. Bloem.

Von neueren Erscheinungen der deutschen Literatur wurde besonders Franz Werfels Verdi-Roman fast durchweg von der hiesigen Kritik sehr günstig besprochen. Schnitzlers „Komödie der Verführung" wird von einem Kritiker als interessant und sein „Fräulein Else" als des Dramatikers Meisterwerk bezeichnet. Auch das „Jahrbuch für Drama und Bühne" des Karl Schröder Verlags wurde eingehend besprochen und als mustergültig hingestellt.

Einen dankenswerten bibliographischen Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte liefert der durch seine Untersuchungen über die mittelalterlichen Dramen bekannte Professor M. J. Rudwin mit seinem Buch „A Historical and Bibliographical Survey of the German Religious Drama". Nach einer kurzen Einleitung über die Entstehung der religiösen Schauspiele in Deutschland sammelt er in zwei Abteilungen nicht nur die Titel aller bis zur Reformation und von da bis zur Neuzeit bekannten religiösen Dramen, sondern er liefert auch den kritischen Apparat dazu. Das Register der aufgeführten Schriften und Werke umfaßt allein 80 Seiten. Die von Ernst Rose angestellten Untersuchungen über die Christusdramen des 19. Jahrhunderts hat der Verfasser wohl vor Beendigung seiner Arbeit nicht mehr zur Hand bekommen, sonst hätte er seine Listen für die Neuzeit noch vervollständigen können.

Auffallend mehren sich in letzter Zeit Werke und Aufsätze über das Theater und das Drama. J. W. Krutch, der feinsinnige Theaterkritiker in Villards Wochenschrift „The Nation", beschäftigt sich in seinem Buch „Comedy and Conscience After the Restoration" vornehmlich mit dem Drama des 17. und 18. Jahrhunderts und geht dem Abflauen des dramatischen Interesses in der auf Cromwell folgenden Periode nach. Die wahren Beziehungen des wirklichen Menschentums zum Drama und Theater sucht Halcott Glover in seiner aus sieben kontemplativen Essays bestehenden Sammlung „Drama and Mankind" (Small Maynard & Co., Boston) zu entdecken. Er steht aber der modernen Bewegung fern, Sexual- und Klassenprobleme sind nach ihm Schwächen und keine geeigneten Themen für die Bühne. Als Übersicht über den Stand des modernen Dramas vom internationalen Gesichtspunkt und als Textbücher für Studierende gedacht sind Nellie B. Miller „The Living Drama" (The Century, New York and London) und Barrett H. Clark „A Study of the Modern Drama" (Appleton &Co., New York). Eine mit historischem, biographischem und kritischem Apparat ausgestattete Neuausgabe von Arthur H. Jones „Representative Plays" besorgt der dramatische Schriftsteller Clayton Hamilton (Little Brown & Co., Boston). Schließlich muß auch der vierte Band von Burns Mantles „The Best Plays of 1923—1924, A Yearbook of the Drama in America"

(Small Maynard & Co., Boston) genannt werden. Er berichtet über eins der fruchtbarsten Jahre des amerikanischen Dramas, und die zehn Dramen, die er in ziemlich erschöpfenden Auszügen bietet, stammen sämtlich von einheimischen Verfassern. Wie früher bringt sein Jahrbuch aber auch alle Neuerscheinungen des Jahres mit kurzer Inhaltsangabe, ferner biographische Abrisse, Nekrologe, Besetzung der Erstaufführungen usw. Trotz zahlreicher Neueinstudierungen alter Schlager hat auch im verflossenen Winter die Dramenmühle fleißig geklappert. Greifen wir heraus, was wirklich erwähnenswert ist, so wäre zu nennen Lawrence „What Price Glory", ein Versuch, dem Weltfrieden auf homöopathischem Wege durch Unterstreichung der Scheußlichkeiten des Krieges zu helfen, Howard Lawsons „Processional" ein Experiment mit dem europäischen Expressionismus und ein sardonisches Gelächter über alle Allheilmittel, dem Weltenwirrwarr mit Sozialismus, Streiken und Bolschewismus beizukommen, Eug. O'Neills „Desire under the Elms", eine Sexualtragödie, und schließlich zwei Heimatkunst-Tragödien: „Ruint" von Hatcher Hughes und „The Dunce Boy" von Lula Vollmer, beide die bodenständigen Karolina-Bergbewohner schildernd. Wer einen Blick tun will in unser Theaterwesen resp. -Unwesen, dem seien empfohlen George M. Cohans „Twenty Years on Broadway" und „Weber and Field" von Felix Isman.

Auch von den neuesten Romanerscheinungen nur eine höchst persönliche Auswahl. Seinen kaum mehr als vierjährigen Ruf als führender Romancier bewährt Sinclair Lewis mit „Arrowsmith", einem Roman der amerikanischen Ärztezunft. Lloyd Dells „The Mad Ideal", eine Fortsetzung seiner Darstellung der amerikanischen Jugend, Elias Tobenkins „God of Might", eine Schilderung des Judentums in Amerika, James Boyds „Drums", eine Erzählung aus der amerikanischen Revolution und Edith Whartons Mutterroman „A Mother's Recompense" wären als hervorragend hinzuzufügen, und weiter zu nennen Rafael Sabatinis „The Carolinian", Conrad Aikens „Bing Bing", Ch. Morgans „My Name is Legion", Margaret Kennedys „The Constant Nymph", und Michael Sadliers „Obedience". Von Ladislaus Reymonts Nobelpreis-Roman sind bis jetzt drei Bände in der Übersetzung von Prof. M. H. Dziewicki unter dem Gesamttitel „The Peasants" erschienen. Den Pulitzer-Preis von 1000 Dollar für den besten Roman des Jahres hat kürzlich Edna Ferber für „So Big" erhalten, während der Dramenpreis im selben Betrage aus der nämlichen Stiftung Sidney Howard zufiel für sein Drama „They Knew What They Wanted".

„Things and Ideals" ist ein philosophischer Versuch M. C. Ottos, eine Brücke zwischen der realistischen und der idealistischen Weltanschauung zu schlagen und an Stelle des heute maßgebenden Skeptizismus und der religiösen Konvenienz eine Art Positivismus zu setzen.

„The History of Religion in the United States" von H. K. Rowe sieht in der religiösen Entwicklung unsres Kontinents drei Phasen: die Befreiung von den Traditionen der Staatskirche Englands, die Zeit des gefühlsbetonten Evangelismus und die sich jetzt noch auswirkende Befreiung von überlieferter Orthodoxie. Diese Dreiteilung wird ausführlich begründet und durchgeführt.

Ein deutsches Familienblatt in Amerika, die „Deutsche Post", versucht eine Zeitschrift „für weltweites deutsches Wesen und Wirken", zu werden; sie stammt aus dem Heiß-Verlag in Neuyork. Bislang sind mehrere Nummern mit gutem belehrenden und unterhaltenden Lesestoff erschienen.

New York — A. Busse

Französischer Brief

Es ist hier des öfteren dargelegt worden, daß der französische Geist gern didaktisch auftritt, infolge seiner rationalistischen Veranlagung Dogmen aufstellt, die gegeneinander ausgespielt werden. Seitdem es ein einiges und abgerundetes Frankreich gibt, besteht der Kampf zwischen den Glaubenslehren der Alten und der Jungen. Einmal hießen die Parteien Poussinisten und Rubenisten, ein anderes Mal Klassizisten und Romantiker, zuletzt Neuklassizisten und Dadaisten. Der Neuklassizismus triumphierte; aber jetzt hat sich aus dem Dadaismus eine neue Bewegung: der Überrealismus entwickelt. Philippe Soupault glossiert in einer Anmerkung zu seinem ersten Roman „Le bon apôtre" die letzte Phase dieses Theorienspiels mit folgenden Worten: „Im Augenblick ist es noch schwer von der Dadabewegung zu reden. Vielleicht weiß niemand so recht, was sie ausgedrückt hat. Ihr Gesicht war beweglich. Für alle war sie ein Spiegel, zweifellos deshalb gaben wir ihr uns hin ... Skandal machen! Warum sollen wir nicht endlich gestehn, daß wir den Skandal leidenschaftlich liebten? Darin beruht eine zarte Freude. Sie erfordert einen gewissen Mut und eine gewisse Feigheit. Jetzt ist alles vorbei. Ich schreibe Romane, ich veröffentliche Bücher, ich arbeite. Laßt mich zufrieden." Derselbe Exhibitionismus, der sich im Dadaismus manifestierte, tritt in der jüngsten Bewegung „Le surréalisme" in Erscheinung; am deutlichsten in der Zeitschrift: „La

révolution surréaliste“, die allerhand „Aufsehenerregendes“ enthält, das registriert werden mag, — aber nicht mit allzu ernster Miene: „Die Juden haben uns immer Beispiele von Selbstzüchtigung gegeben. Gerade sie erzählen die schlimmsten Geschichten über Israel. Sie machen sich lächerlich, klagen sich an, verurteilen sich ... Das Recht auf Alkohol, Opium, Liebe, Kindsabtreibung und Selbstbestimmung des Menschen sind die finsteren Bonzen des Völkerbundes im Begriff zu vernichten.“ Es folgen offene Briefe an die Rektoren aller europäischen Universitäten, an den Papst, an den Dalai-Lama, an die leitenden Ärzte der Irrenhäuser, in denen derbe Wahrheit sich — sagen wir — mit ekstatischen Forderungen nach körperlichen und seelischen Freiheiten überschneiden. Die Texte, zwischen denen Zeichnungen von Paul Klee stehen, sind zuweilen geistreich, zuweilen erheiternd. Der tiefere Sinn dieser neuen Bewegung ist der Wille zur Romantik, obwohl ihr Schlagwort auf Realismus gestellt ist. Sigm. Freud hat der Künstlergruppe das Programm gegeben. Zola war ein äußerlicher Realist. Die Überrealisten wollen die tieferen Schichten des Unterbewußtseins ans Licht bringen, in diesem Sinne überrealistische Wahrheiten verkünden. Darüber unterrichtet „Le manifeste surréaliste“ von André Breton (Paris, Simon Kra) auf 75 Seiten in Kämpferattitüde, gestützt auf Dokumente, mit vielen Parallelen nach rückwärts und voran. „Der Surréalisme will das Seelenleben unter Ausschluß einer Kontrolle der Vernunft, ohne jedes ästhetische oder ethische Ziel wiedergeben,“ schrieb Gilbert Robin in den „Nouvelles littéraires“, „... überraschend wirkt, daß uns diese Schule den weitesten Horizont und eine ungeahnte Poesie eröffnet ... Wir schweben zwischen Himmel und Erde.“ Albert Thibaudet verkündete in der „Nouvelle revue française“ eine neue Rimbaudwelle. Dem Neuklassizismus von Mallarmé und Valéry stehe in Breton und Soupault eine Neuromantik gegenüber. „Auf dem Boden des Surréalisme werde ich niemals ein Haus bauen, nicht einmal einen einfachen Kiosk, während ich auf dem Boden des kritischen Klassizismus meine Wohnung habe, meinen Grundbesitz; ich ernte dort meinen Wein, den ich verkaufe oder selbst trinke,“ urteilte der ältere Thibaudet gegen die neue Jugend gewandt. Aber die Jugend, die auch das Wort geprägt hat: „Le bochisme est démodé“, ist abenteuerlich gestimmt, stürzt sich ins Ungewisse und Geheimnisvolle wie E. T. A. Hoffmann, schwärmt in Höhen und Tiefen wie Hölderlin und Novalis. „Die Surrealisten fliehen ins Traumreich,“ heißt es in Gilbert Robins Studie. Aus ihr, aus Bretons und Soupaults Manifesten, vor allem aber aus den Dichtungen der Gruppe ergibt sich, daß sie sich offen dem germanischen Norden zuwenden.

Nimmt man eins jener Bücher zur Hand, die unter diesem Schlagwort als „Collection de la revue européenne“ bei Simon Kra erscheinen, so fühlt man sich in der Tat fortgetragen von neuem Stil, auf blinkenden, blitzenden Sätzen in dunkle Tiefen, in eine seltsam phantastische Welt wie durch André Salmon: „Une orgie à Saint Pétersbourg“. Das alte, krause Petersburg mit seinen uferlosen Menschen, seinen durcheinander wirbelnden Instinkten wird in dem Roman lebendig. In der Champagne geboren, hat der Autor selbst frühe Jahre in der russischen Hauptstadt verbracht und seine Jugendeindrücke später im Kreise von Apollinaire, Max Jacob und Pablo Picasso formen gelernt. Er hat heute schon ein reiches literarisches Œuvre hinter sich, nachdem er jahrelang sich als Bohemien durch Paris durchgeschlagen hat. Ähnlich wie Max Jacob, der alle Leiden und Freuden des armen Literaten durchkostet hat und nach seinem Übertritt zur katholischen Kirche in einem Kloster an der Loire eine endgültige Heimat gefunden hat. Während Salmons Stil und Komposition das Barocke der surrealistischen Bewegung stark erkennen läßt, findet sich in Jacobs neuestem Roman „L'Homme de chair et l'homme reflet“ stille Ausgeglichenheit, friedliche Heiterkeit und eine Lust am Fabulieren, die an Dickens erinnert: Launig, behaglich und einfach. Jacob, dessen Entwicklung sich lange im Zickzack bewegte, beginnt mit diesem wohltemperierten Buch eine Comédie humaine, ein Gesamtbild der menschlichen Gesellschaft unserer Zeit. Er stellt den Instinktmenschen dem Vernunftmenschen gegenüber und läßt sie sich in die wunderlichsten Abenteuer verwickeln; allerdings verliert sich zuweilen der Faden. Die Linien der Komposition verschwimmen. Aber der Autor erzählt so launig, so menschlich wahr, daß man über solche Schwächen hinweggleitet. Jacobs Roman hat ebensowenig wie Philippe Soupaults „Le bon apôtre“, etwas Didaktisches. Dagegen spricht Soupault Urteile über Menschen, Lebensweisheiten und philosophische Erkenntnisse aus, die für seine Jugend von erstaunlicher Reife sind. Aber sie stehen nicht aufdringlich im Vordergrund, sondern heben sich aus dem Gang der epischen Darstellung aufleuchtend heraus. Im Epischen zeigt sich die besondere Kraft des Dichters. Soupault erzählt schlicht und ergreifend die Geschichte eines Freundes, der eine Nacht beim Dienstmädchen seines Vaters verbringt und dann, um sie loszuwerden, allerhand Dinge seiner Eltern in ihr Zimmer trägt und sie als Diebin verdächtigt. Sie wird verurteilt und kommt ins Gefängnis. Da aber Jean aus seltsamem Zer-

störungstrieb weitere Diebstähle und sogar einen Überfall auf sich selbst vortäuscht, wird er entlarvt und zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt. Sie werden zu Jahren der Läuterung. Nach seiner Entlassung tritt er ins Geschäft seines Vaters und arbeitet in eiserner Selbstdisziplin an sich, um sich der Welt anzupassen. Er wird ein Führer im Wirtschaftsleben, den „tout Paris“ kennt, liebt und achtet. Plötzlich entschließt er sich, alles zu verlassen, abzureisen und in die Einsamkeit zu gehn, um vor sich selbst zu fliehen und dem „Gefängnis seiner Existenz“ zu entrinnen. Sagt diese kurze Inhaltsangabe etwas? Man lasse den tiefen menschlichen Ton der Erzählung auf sich wirken. Darin liegt die letzte Bedeutung dieses neuen Dichters. Er glüht auch in der Novelle: „Le Bar de l'amour“, die „Les cahiers du mois“ als Sonderheft (Emile Paul) veröffentlichten. Unglücklich allein ist der Titel; es handelt sich nicht um eine Nachtbar, sondern wiederum um einen Akt der Selbstdisziplin in einer kurzen Liebesbegegnung, die anschaulich, eindringlich und mit jener suggestiven Melancholie dargestellt ist, deren nur berufene Dichter fähig sind. Soupault ist nach diesen beiden Büchern als eine starke Hoffnung anzusehen. Jacques de Lacretelle, der vor Jahresfrist den auch hier besprochenen Roman „Silbermann“ veröffentlicht hat, hat im Verlag der „Nouvelle revue française“ einen neuen Roman: „La Bonifas“ herausgegeben. Silbermann war ein verfolgter Jude — Marie Bonifas wird in einer kleinen französischen Provinzstadt von der gesamten Bevölkerung verfolgt, weil ihre Menschlichkeit, die sie einem armen Mädchen schenkt, sie in den Verdacht lesbischer Liebe bringt. Die Seelenqualen des Mädchens sind erschütternd dargestellt. Schließlich rehabilitiert sie sich durch heroische Haltung im Kriege und wird zu einer Heldin der Kleinstadt. In dem Buch, dessen Komposition und Stil nichts Revolutionäres eigen ist, wird das Problem der maskulinen Veranlagung einer Frau tragisch deutlich.

Paul Morand, der erfolgreiche Autor von „Ouvert la nuit“ und „Fermé la nuit“, in Deutschland kein Fremder mehr, hat bei Bernard Grasset einen neuen Skizzenband „L'Europe galante“ herausgegeben, in dem, wie in seinen früheren Büchern, die Instinkte nackt und brutal aufeinanderprallen. Auch diese schnell hingeworfenen Schilderungen führen den Leser wieder von Moskau nach Petersburg, von Paris nach London, von Zürich nach Essen und entrollen Bilder aus dem galanten Leben der internationalen Welt. Derselbe Verlag hat den dreibändigen Roman: „Chroniques de Saint Léonhard: La maison du Fou, la maison du Sage, Le vin de la vigne“ von Louis Artus neu herausgegeben, der das epische Talent des bekannten Dramatikers erkennen läßt. Das Buch wird im Hause des rührigen Verlegers dem Autor sicher neue Freunde erwerben, der heute, schon im Alter von 56 Jahren stehend, Anspruch auf die Achtung weiterer Kreise hat. Er ist ein Zeitgenosse von Victor Margueritte, der in seiner Romanserie: „La femme en chemin“ (Ernest Flammarion), der Zeit einen grausamen Spiegel vorgehalten hat. Im letzten, kürzlich erschienenen dritten und letzten Band dieser Romanreihe: „Le couple“ entfaltet er als Vorkämpfer für eine moralische Erneuerung der menschlichen Gesellschaft, wie er sich jüngst als Vorkämpfer in der Kriegsschuldfrage auch politische Verdienste erworben hat, hochstrebenden Idealismus, indem er für eine ethische Vertiefung der Ehe wirbt. Auch dieser Roman hat bereits den Weg in das große Publikum gefunden.

Als Gegenstück zu dem großstädtischen Wirbelsturm mit seinen gleißnerischen Verführungen, seinem atemlosen Jagen nach Liebesrausch und Geld haben Rieder & Cie. von Georges David einen Roman „Ricourt“ herausgebracht, der in der Art Claude Tilliers das heitere Bild einer Kleinstadt des Poitou entrollt. Die stille Behaglichkeit des sonnigen Buchs erinnert wieder einmal daran, daß es fern von Paris ein Frankreich gibt, in dem die Säfte eines alten und kräftigen Bauernstammes reifen und das große Reservoir der Hauptstadt immer wieder erneuern.

Die „Editions du Siècle“ haben eine neue Romanreihe geschaffen, die unter dem Titel „Les Romans gais“ heitere Abenteuerromane der Neuzeit sammeln will. Gabriel de Hautrec hat in „Le serpent de mer“ ein Vorbild dieser froh bewegten Gattung geschaffen. In munter geschwungener Sprache fabuliert er lustig darauflos und versteht den Leser dauernd in angenehmer Spannung zu halten. „Aux éditions rythme et synthèse“ erschien das Erstlingswerk eines Dichters „Ruptures“ von Noël Bureau: Gedichte in Prosa und eine Novelle. Sie lassen eine originale Erlebnisfähigkeit, Musikalität der Sprache und Disziplin der Gesamtformung erkennen. Im Verlag der „Nouvelle revue française“ wurde die Sammlung: „Les Peintres français nouveaux“ durch zwei Bände fortgesetzt: „Yves Alice“ von Roger Allard und „Odilon Redon“ von Claude Roger Marx. Alice gehört der Gruppe der Independants an und hat mit die köstlichsten Entwürfe für das leider eingegangene „Théatre du vieux Colombier“ gemacht. Roger Allard geht auf all diese Dinge ein und bietet gleichzeitig in seiner Einleitung viele wertvolle Bemerkungen über die neueste Kunstentwicklung, während Claude Roger Marx, ganz auf seinen Helden eingestellt, den seltsamen Träumer intuitiv zu erfassen sucht.

Fritz von Unruhs „Flügel der Nike" haben in Frankreich vielfach einen peinlichen Eindruck hervorgerufen. André Germain, der Herausgeber der „Revue européenne", der Unruh durch Paris geführt und ihm alle Salons erschlossen hat, veröffentlicht in den „Nouvelles littéraires" einen offenen Brief, in dem er von „injures brutales qui se mêlent assez souvent aux effusions humanitaires", von „accusations les plus impertinentes" spricht und seiner „indignation envers cet hôte indélicat" stark Ausdruck gibt. Jedenfalls hat Unruhs Besuch in Paris einer deutsch-französischen Verständigung nicht gedient. In der „Revue de Genève" hat André Germain einen längeren Aufsatz gegen Unruh veröffentlicht.

Als neuesten Band der Schriftenreihe der Faculté des Lettres der straßburger Universität (Verlag Istra) hat Emile Pons ein 400 Seiten starkes Werk über „Swift, les années de jeunesse et le conte du tonneau" herausgegeben. Die auf intensivem Quellenstudium beruhende Arbeit ist ein Beweis für den Ernst, die Gewissenhaftigkeit und die Spannweite der französischen Anglisten. Es ist nur bedauerlich, daß solche Werke, die berufen wären den Horizont vieler Franzosen zu erweitern, in Frankreich kaum ein Publikum finden. Pons hat vor wenigen Jahren in einem Buch „Le thème et le sentiment de la nature dans la poésie anglo-saxonne" behandelt.

Die Librairie Occitania in Toulouse, die neuerdings in Paris (IX. Passage Verdeau) eine Filiale errichtet hat, entfaltet eine rührige Tätigkeit. Sie hat eine Bücherreihe geschaffen, die für die alte Kultur, die Landschaft und die gegenwärtige Schaffenskraft der Provenzalen werben soll. Einige dieser Bücher erscheinen occitanisch und französisch zugleich, wie die sangbaren Gedichte von Antonin Perlose „Le livre des oiseaux", die dadurch gleichzeitig Lehrbedeutung haben. Der Autor, dessen erste Lyrik 1902 erschien, fernab von allen pariser Schulstreitereien, ist eine der stärksten Begabungen des Südens und in seiner engeren Heimat ein anerkannter und beliebter Dichter, eine jener Kräfte, die mahnend darauf hinweisen, daß aus der Tradition heraus die reichste Originalität erwächst. Die glühende Sonne des Südens, die beschwingte Heiterkeit der weiten, welligen Landschaft mit den Gebirgszügen im Hintergrund strahlt aus seinen, im gleichen Verlag erschienenen Versen: „La Debandora". Sie sind von so fließender Musikalität, daß man sich nicht wundert, Perlose auch als Komponisten seiner Lieder auftreten zu sehn. In französischer Sprache hat J. Mire unter dem Titel: „Les contes du Martin-Pecheur" eine Anthologie alter Legenden aus dem Pays d'Agen, Condomois, der Gascogne u. a. zusammengestellt, die zum Schönsten gehören, was seit langem aus diesem Lande zu uns gekommen ist. Es sprudelt und sprüht aus diesem Buch eine köstliche Phantasie. Interessenten für diese Literaturgattung sei noch der „Almanach occitan" empfohlen, der in Samatan (Gers) erscheint. Er enthält eine Fülle von literarischen, künstlerischen und historischen Hinweisen. Otto Grautoff

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Das Waisenhaus. Roman. Von Josef Weinheber. Wien 1925, Burg-Verlag.

Nach zwei Gedichtbänden erscheint hier der packende Roman eines neuen wiener Autors. Zwar ist dies offenbar, wie man es gewohnt ist, die Geschichte eigenen Jugenderlebens, die sich einer vom Herzen geschrieben hat, mit Liebe und noch mehr mit Bitterkeit und Groll; aber er hat sich schon über sich selbst hinaufgeschwungen zur Formung und Gestalt. Mit knappen, ganz erstaunlich sicheren Strichen, die niemals daneben fahren und die von einem harten Blick geleitet werden, radiert Weinheber (mit der kalten Nadel, möchte man sagen) die Schulklasse einer Wohltätigkeitsanstalt, eines Waisenhauses vor uns hin, einen der Burschen nach dem andern und alle zusammen, und in ihren Adern fließt rotes Blut. Weinheber ist ja wohl ein bißchen verliebt in eine Gestalt, kann andere nicht leiden, die ganze Auflehnung des Enterbten, der Haß gegen die jämmerliche Umgebung bricht immer wieder durch; doch tiefer dringt ein schauendes Auge, nicht nur in die Seelen seiner Menschen, sondern was mehr ist, durch die Schicht eigener Trübe und Bitternis. An alles dies wendet er nicht mehr Worte als nötig sind. Dieser Josef Weinheber, der, wie es scheint, eine sehr harte, eine beleidigte und gedemütigte Jugend hinter sich hat, singt sich im Gedicht einmal den Schmerz von der Seele; aber er ist schon im ersten Prosabuch über das Private hinaufgestiegen zur objektiven Schau. Der Ausschnitt, den er kennt und zeigt, ist eine Entdeckung, eine ganz sonderbare mehrdeutige Welt von Dummerjungenhaftigkeit, Bosheit, Naivität und Raffinement, dazu Despotismus der Vorgesetzten; Nonnen führen die Aufsicht, eine seltsame Frauenschar, von der die bärbeißige, ohrfeigenausteilende, aber insgeheim herzensweiche „Alte" ein gutes Exemplar vorstellt. Lucrezia freilich, die himmelblaue Madonna, ist ein bißchen „romanhaft". Sie tritt erst am Schluß hervor, wird geliebt von dem Gymnasiasten und Dichter Treffeis — den der Autor seinerseits liebt — und dieser Schluß, das braucht nicht verschwiegen zu werden, ist flau. Der Realismus löst sich in Lyrismen. Der schwindsüchtige Jüngling stirbt an dem Tag, den er visionär erschaut hat, erfreulicherweise jedoch in den Armen seiner Heiligen, sozusagen

mit Orgelbegleitung. Diese Szenen sind nicht würdig der scharfen und feinen Zeichnung einer von Jahr zu Jahr weiterwachsenden, bösen, hoffärtigen, gieriger werdenden Bubenklasse. — Ich wage schon nach diesem Roman die Prophezeiung, daß hier ein Gestalter lebt.

Wien — Emil Lucka

Der Verzauberte. Seltsame Geschichte eines Pelzhändlers. Von Wilhelm Schmidtbonn. Wien 1924, E. P. Tal & Co. 269 S.

Eine titanenhafte Maßlosigkeit des Begehrens, viel zu weit gespannt für den Umkreis und die Dynamik irdischen Daseins, und darum eine zwerghafte Umzirkelung des Expansionsbereiches: — das sind die Pole, zwischen denen menschliches Leben schleudert. In Jahrtausenden errangen die Vielen wachsende Herrschaft über die Natur. Was einst Märchen war, wurde zum Alltag: Postkutschen der Luft, Tauchpferde im Ozean, über Ätherwellen hingebreitet die menschliche Stimme. Errungenschaften über die Materie, die ihren Zauber durch die Enthüllung des Geheimnisses schon verloren. Übrig bleibt immer Sehnsucht des Einzelnen, die Fesseln seiner Bedingtheit zu sprengen. Der Schlange Verheißung, dieses „eritis sicut deus", ist Erbfluch der menschlichen Seele, Fieberwahn eines jeden, der über die Sattheit des civis communis hinaus will.

Nur eine Bahn ist ihm gesetzt: das Wirrsal der Phantasie, und in Märchen träumt seit Jahrtausenden die erdgebundene ihre Gottähnlichkeit. Doch welche Beschränkung selbst im Unbeschränkten! Wie gering die Zahl der Ursymbole! Auch Wilhelm Schmidtbonn, der hier wieder einmal den wunschmächtigen Menschen fabuliert, findet kein anderes als das des geheimnisvollen Ringes, dem wir meines Wissens im modernen Roman zuletzt in Flakes „Horns Ring" begegneten. Der fällt für diesmal einem Pelzhändler zu; chinesischen Klostermönchen dankt er seine überirdische Kraft, und der angestammte Zauber seiner sieben Wünsche gestattet dem Autor, der eine phantastisch flackernde Begabung in so manchem Märchenbuch schon erwiesen hat, seinen Herrn der Welt vom Nordpol bis ins Innerste Afrikas, durch chinesische Bergeinsamkeit und über verlorene Ozeaninseln hinweg in spannenden Erlebnissen zu schleudern. Aber selbst in seinen Phantasien ist der Kulturmensch — in diesem Fall Schmidtbonn — nur allzusehr an seine Irdischkeit gebunden: — was höchst phantastisch, wenn auch ohne Bekundung tieferen Sinnes, anhub, versandet gerade dort, wo Maßlosigkeit das Ziel ist, ins Scholastische. Die Kapitel, in denen Schmidtbonn seinen Verzauberten die Weltgeschichte rückwärts, das Weltgeschehen vorwärts schauen läßt, zerstören die „Idee" durch eine gewisse „Schulmeisterei", und daß einer, der schließlich Gott zu schauen wünscht, zur Strafe dafür als erblindeter Greis seine Memoiren diktiert, ist weder originell noch im Sinne der Absicht fördernd.

Trotz dieses Versagens durch eine verstandesmäßige Überspannung des Einfalls wird man der größeren Hälfte des Buchs einen gewissen Zauber der entfesselten Seele nachrühmen dürfen.

Bielefeld — Fritz Ph. Baader

Männer in der Nacht. Roman. Von Ernst Weiß. Berlin 1925, Propyläen-Verlag. 239 S.

Dichter gehen ihren Weg, Literaten den Weg der anderen. Dichter sind unbeirrt, ihre Wandlung dient nur der Vollendung, spät oder früh, gesetzmäßig fortschreitend oder aus erschütternder Erkenntnis. Da ist Hesse, Ponten, Schaeffer, Gurk, Döblin, da ist Ernst Weiß. „Männer in der Nacht" ist die letzte große Biegung eines Umwegs, die Mündung in einen tiefen Raum, den nur ein Dichter ausfüllen kann. Weiß schuf nach psychologischen Anfängen Unerhörtes aus seelischer Schärfe: verlorene Menschen, Mörder, Dirnen, Tiere bis zur jähen Nacktheit ihres Herzens. Arzt von Beruf, sieht er hinter die Krankheiten, in die Urzellen der Giftkammern. Alles dient zur Aufdeckung des Gegenpols, der in dem Menschen wütet, sie antreibt zu Bösem, zum Verbrechen. Ihm gilt der große Kampf Balzacs in seinem neuen Werk, jenes Erlebnis, das der gestaltungswütigste aller Dichter der Erde mit dem Notar und Dichter Peytel hat, für den er sich trotz aller Erweise einsetzt, Zeit, Geld verliert; herausgehoben aus der Atmosphäre eines Pitaval, in die Katastrophe einer Menschheitsphantastik Balzacs. Aus einer Ebene wächst ein Koloß. Um ihn in Wirklichkeit: Neider, Gläubiger, Lächler, zwei Menschen: Peytel, der seine Frau und seinen Kutscher umbringt, in einer tiefdunklen Nacht ein Geständnis macht und Balzacs Mutter. In seiner Phantasie: ein Riese, Napoleon und letztendlich das ganze Erlebnis von Anfang bis zum Ende nach dem Lesen eines Briefs in ein paar Stunden von grauenhafter Heftigkeit durchlebt, bis in die letzten Winkel der Umwelt rauschhaft durchleuchtet, mit der saugenden Gier eines Urtiers eingeatmet: Balzac ist wie ein Turm gegen den Himmel gereckt, mit Pranken auf die Menschen um ihn gestützt, stiernackig, mit hochgewölbter Stirn und bohrendem Blick, von einem Dichter in grelles Licht gestellt, von einem Dichter heroisch ins Menschsein gestaltet. Voll Gewalt die Sprache, in den Dialogen geschliffen oft zu dialektischer Kante, in Schilderungen breit wie Dostojewski, gemahnend an die Erbarmungslosigkeiten des Russen; der Aufbau durchkomponiert in hochschießender Tektonik, voll Überlegenheit und alles Experimentellen bar und doch gegen das frühere Werk eine Neuerung, ein Durchbruch: die Historie zu einem Erlebnisring von wenigen Stunden zusammengepreßt wie ein Sturz in die Tiefe.

Berlin — Guido K. Brand

Frühe Fährten. Von Arnold Zweig. Berlin 1925, J. M. Spaeth. 205 S.

Die neun Erzählungsstücke datieren von 1907 bis 1923. Die frühen sind gute Fährten. Denn hier ist das Leben selbst durchgebrochen in den Dichtungsraum, füllt ihn schwer und selig. In den „Geschichtenbüchern" Zweigs war es oft nur ins Kultivierte eingefangen, hier nun blüht es hoch in einer unwiderstehlichen Fülle, die alle literarischen Fesseln zu sprengen scheint. Und wo es Leid ist, schweres Leid oft, wird es dennoch Segen, durch eines Dichters Lebensgläubigkeit magisch verzaubert. Die besten Arbeiten scheinen mir „Nicht beschämen" und „Vorfrühling". Beide in bayerischer Landschaft angesiedelt. Die erste zeigt den prachtvollen Ausbruch eines Robusten über erlittenes Unrecht, zeigt ihn als ein Theater der Worte, ein Gesprudel von unnachahmlicher Frische. Die zweite läßt in seliger Frühlingsnatur einen philosophisch einsamen Jüngling erste Liebe erfahren. Es ist die früheste (1907). Voll Klang und Schmelz, herrlich in der Erlebnissteigerung. Auch Dinge wie „Einberufung" (ein armer berliner Dichter hat kurz vor seiner Einberufung, die ihm ruhmloses Kriegsende bringt, ein letztes Kunsterlebnis, die Bändigung eines bürgerlich-widerstrebenden Damenchors durch rücksichtslose Dirigentengewalt, zu einem Werke von Bach) oder „Selbst-

begegnung im Grünen" (ein Rodinbildwerk im Garten einer Besitzung nah dem Eibsee löst schöpferischen Klang im vorüberwandernden Beschauer) sind machtvoll im prosaischen Rhythmus. In diesem reichen Buch treffen sich Erlebnis und Reflexion, wortgeeint. Es ist wie stetes Rauschen aus dem Schöpfungsquell. Alles steht in Kraft und Glanz, edle Speise unserem Kunstgefühl. Jedes Stück ist an einen Freund, eine Frau gegeben. Eins an Bruno Frank, nicht zufällig, an Franks „Bigram" etwa taucht ein Erinnern auf. Beide Dichter sind ja brüderlich nah in der oberbayerischen Dichtergegend der Seen und Berge eingesessen.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Bodenmatz. Roman. Von Walter von Molo. Erstes bis zehntes Tausend. München 1925, Albert Langen. 225 S. M 3,– (5,50).

Der Roman setzt Molos vorletzten Roman „Auf der rollenden Erde" fort, nach der gleichen technischen Methode, mit denselben Menschen und demselben Helden, der doch ein völlig anderer geworden ist. Wir sehen den von pathetischem Verantwortungsgefühl getragenen Berater, Tröster, Helfer der leidenden Menschheit nun selbst in heiße Leidenschaft verstrickt und mit seinem reinen Altruismus zugleich die Kraft, Gutes zu stiften, allmählich verlieren. Verwegene Experimente mit Menschenschicksalen schlagen ihm fehl, und schließlich bricht über dem zum tragischen Charakter Gewordenen alles zusammen. Nichts bleibt ihm als seine Gottergebenheit – „was der Herr tut, ist wohlgetan!" Sollte damit die Entwicklung dieses modernen Messiastyps abgeschlossen sein? Oder hat uns der Dichter noch einen dritten Teil zugedacht? Man vergißt fast, nach dem poetischen Wert des Buchs zu fragen, über seinem ethischen Gehalt. Der Dichter schlägt vor uns ein neues Sittengesetzbuch auf, das mit dem Überlieferten und Gültigen auch nicht das Geringste mehr gemein hat. Das sich auf die Urtriebe in der Menschennatur gründet, Einfühlung in die ganze Schöpfung fordert, Aufgehen im Kosmos verkündet. Alles kreist ja im Weltenlauf, und niemand hat Recht auf Ruhe. Im gedrängten und drängenden, den Dialog bevorzugenden Molo-Stil geschrieben, haben diese scharf geätzten Gesellschaftsbilder etwas Aufwühlendes, Aufpeitschendes, Aufreizendes an sich. Man möchte sich gern den Erschütterungen entziehen, zumal da sie viel Ungelöstes und Unerfülltes in sich bergen, und vermag es doch nicht. Durch seine suggestive Willenskraft tut Molo dem Willen seiner Leser Gewalt an, die sich nur durch völlige Ablehnung retten können; es gibt da kein Mittelding zwischen Hingabe und Flucht. Wenn man sich dennoch um ein objektives Urteil bemüht, so bleibt als fester Pol die ehrliche Bewunderung einer keine Rücksichtslosigkeit scheuenden Wahrhaftigkeit und einer bis an die Grenzen des Möglichen gehenden Kühnheit.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Jahreszeiten der Seele. Roman. Von Erna Grautoff. Berlin 1925, Eigenbrödler. 412 S.

In diesem Werk zeigt Erna Grautoff von neuem und vielleicht noch stärker und klarer als in ihren früheren Arbeiten, daß sie auf die rechte künstlerische Weise vorgeht. Sie läßt Menschen und Dinge an sich herankommen und sieht sie zunächst nur mit den hellen Augen der klugen und gescheiten Frau an, die schon im ersten Augenblick Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden vermag. Sie hat künstlerische Disziplin genug, ihren scharfen Frauenverstand von jeglichem Versuch beschreibender oder gar zersetzender Analyse abzuhalten, ihn nur als feines Regulierinstrument zu benutzen, sie folgt gehorsam ihrer ersten Intuition, läßt die Menschen nach dem Gesetz ihres Wesens leben, läßt die Schicksale aus ihren inneren Bedingtheiten sich entwickeln, geht neben ihnen her mit der erstaunlichen Sicherheit eines, der seines und des Weges dieser Menschen und dieser Schicksale gewiß sein kann, und darf sich nun darauf beschränken, ihre ganze feine und weiblich nervöse Darstellungskunst den Dingen des Lebens, von denen sie sich hat einfangen lassen, zur Verfügung zu stellen. Dies ist gewiß eine Methode von künstlerischem Wert, die gerade bei einer starken natürlichen Begabung ein hohes Maß von Selbstzucht erfordert. Es sei Erna Grautoff gedankt, daß sie ein Vorbild dieser unmodernen Tugend gibt.

Berlin — Otto Gysae

Der Gott im Treibhaus. Ein Roman von Übermorgen. Von Willy Seidel. München 1925, Buchenau & Reichert. 240 S.

Die ewige Wiederkunft. Ein Buch exotischer Schicksale. Novellen. Von Willy Seidel. Berlin 1925, Propyläen-Verlag. 212 S.

Der Käfig. Ein seelisches Abenteuer. Von Willy Seidel. Ebenda. 160 S.

Willy Seidels neuer Roman soll ein Roman von übermorgen sein. Seine Handlung, die ums Ende des 20. Jahrhunderts spielt, soll die Rückkehr zur Natur und den Kampf gegen die Zivilisation zum Gegenstand haben. Das Buch liest sich gut, Seidel ist ein trefflicher Beobachter und ein ehrlicher, das Beste wollender Künstler. Aber genügt das? Genügt das, um eine „erste große Verleugnung der Zivilisation" zu schreiben? Bedarf es dazu nicht einer wirklich großen, umfassenden Gestaltungskraft, die jenseits von Gut und Böse die Menschen handeln und sich bewegen läßt? Bei Seidel vermischt sich eine kindliche Vorstellung des äußeren Lebens am Ende unseres Jahrhunderts (eine der wesentlichen Errungenschaften der nächsten 75 Jahre scheint ihm der Fernsehapparat zu sein) mit einer noch kindlicheren Vorstellung eines Bundes der Hundert, die unter dem Wahl- und Kennspruch „Ich bin rein, du bist rein und dies ist unsere grüne Zweisamkeit" gegen den Gang der Zeit sich zu stellen versuchen, deren geistige Häupter aber, als ein neuer Krieg Mitteleuropa zu vernichten droht, es vorziehen, sich in die gaskriegsfernen finnischen Wälder zurückzuziehen. So endet das Buch sehr unpositiv; von einem Kampf gegen die Zivilisation, den es sich zur Aufgabe gemacht hat, ist nichts zu spüren, die Idee verflacht in Vereinsmeierei, platten Äußerlichkeiten und in einer in keiner Beziehung ungewöhnlichen Liebesgeschichte.

Wertvoller als dieser Zukunftsroman sind eine Reihe von Novellen, die Seidel in der bekannten, netten Ausstattung der kleinen Propyläenbücher unlängst hat erscheinen lassen. Er nennt das Bändchen „ein Buch exotischer Schicksale". Von vielerlei fernem Geschehen ist hier recht unterhaltend die Rede, oft nur verschieben sich die realen Geschehnisse während des Erzählens und zu dem exotischen Milieu tritt noch eine, Seidel offenbar besonders naheliegende, man könnte sagen „innere Exotik", ein künstliches, nicht genug kunstvolles die Dinge Verschieben, das dem Buch sicher nicht zum Vorteil gereicht.

Am interessantesten von den drei neuen Büchern Seidels ist sein „seelisches Abenteuer": „Der Käfig", die Geschichte

eines Kriminalfalles, die gut in die Sammlung des Verlages „Die Schmiede" sich eingefügt hätte. Wir haben es in dem Buch mit einem, wie der Sachverständige einmal sagt „neuartigen, verblüffenden, aber immerhin möglichen und deshalb wissenschaftlich diskussionsfähigen ideolplastischen Phänomen zu tun", und auch wer dem Inhalt kein allzu großes Interesse entgegenzubringen vermag, wird die knappe, plastische Form des Berichts anerkennen. Seidel läßt die zwei Handlungen, die zu der Mordtat führen, getrennt nebeneinander herlaufen und gibt erst am Schluß, nach der Katastrophe, einen kurzen Abriß der Gerichtsverhandlung. Zu bedauern bleibt, daß das Buch rein inhaltlich schwer verständlich ist, da Seidel in einer seltsamen Verkennung primitivster Regeln des Erzählens – ob absichtlich oder unabsichtlich sei dahingestellt – erst spät erwähnte, zum Verständnis unbedingt erforderliche Tatsachen als bekannt voraussetzt. So gehört Geduld oder aber eine starke okkulte Neuzierde dazu, um bis zum Ende durchzuhalten.

Leipzig — Erich Ebermayer

Gegen Morgen. Der Roman des Mörders Karl Rasta. Von Walther von Hollander. Berlin 1924, Elena Gottschalk. 265 S.

Es wäre nicht uninteressant, einmal die gezackte Kurve der literarischen Wertschätzung des Kriminellen zu verfolgen, wie sie sich seit den Tagen des alten Pitaval über die Periode der Sherlock Holmes Mode bis zu den letzten Versuchen der Aufhellung mit den Mitteln der Freudschen Schule darstellt. Als Schiller die bekannte Vorrede zu seiner Ausgabe der Geschichten aus dem alten Pitaval schrieb, rühmte er zwar, daß ein Kriminalprozeß oft das Innerste der Gedanken und das versteckteste Gewebe der Bosheit an den Tag brächte, aber in den Pitavalgeschichten selbst, die in der Ausgabe von Paul Ernst im Inselverlage noch heute sehr lesenswert sind, überwiegt doch bei weitem die Freude an der lückenlosen Darlegung eines Tatbestandes und an einer glänzenden forensischen Dialektik im Sinne der französischen klassischen Advokatenschule. Die Motore des Handelns im Verbrecher spielen bei Pitaval eine sehr viel bescheidenere Rolle.

Die Kriminalnovelle des Engländers Conan Doyle war schon wesentlich anders eingestellt. Hier handelte es sich fast nie um den Fall und ebensowenig um den Täter als vielmehr um die anscheinend zwingende Logik in der Spürarbeit des Detektivs. Verbrechen und Verbrecher wurden zur Folie für das Blendfeuerwerk einer Kombinationsgabe, die ihre Unbedingtheit der geschickten Diktion des Verfassers und dem blinden Mitgehen des Lesers verdankte. – Zuletzt kam das Interesse an der Psychologie und Pathologie des verbrecherischen Menschen. Man verließ die gröbere Sphäre des üblichen Kriminalromans und ergab sich einer differenzierten, halb literarischen, halb wissenschaftlichen Betrachtungsweise. Man suchte nicht mehr die Beurteilung der Tat, sondern ihr langsames oder rasches Werden. Der Komplex dessen, was den Verbrecher von anderen unterscheidet und ausmacht, die angeborenen oder erworbenen Kennzeichen des verbrecherischen Menschen schlechthin stehen heute zur Diskussion. Es ist charakteristisch, daß gerade jetzt verschiedene Serien von Büchern im Erscheinen begriffen sind, die kriminalistisch und psychopathologisch interessante Verbrechen der Gegenwart und damit auch die seelische Struktur der Außenseiter unserer Gesellschaft dem Publikum verständlich machen wollen.

Auch Hollander hat sich einen, und zwar einen der bekanntesten Fälle der letzten Jahre, den Fall Grupen, herausgegriffen, um mit Hilfe einer alleinseligmachenden Erotik so etwas wie eine Analyse zu konstruieren. Ohne allerdings den Namen zu nennen und in den Bahnen eines Romans. Was dabei herausgekommen ist, kann wenig befriedigen: als Kunstwerk ist es schwach und als psychologischer Versuch ein etwas schwüles und schwulstiges Gerede. Es ist nicht Fisch und nicht Fleisch und beides im Stadium eines fatalen Geruchs.

Berlin — E. A. Greeven

Kürassiere. Roman. Von Walter von Rummel. München 1925, Knorr & Hirth. 182 S.

In diesem Werk ist der Verfasser zum bedeutenden Erzähler herangereift, der es versteht, seinen Stoff und seine Menschen lebendig zu machen. Ein bayerischer Heimatsroman, der die Zeit von 1840 bis 1870 umfaßt, zeigt das Werk „Kürassiere" die kleine Garnisonstadt Landshut, wie sie die Biedermeierzeit durchträumt, zeigt die Offiziere und ihre Burschen, die Philister und Landleute im Alltag, im Dienst, in der Gesellschaft und in ihren Liebesgeschichten. Man wird befreundet mit den Trägern der durchaus spannenden Handlung, fühlt mit ihnen und begleitet schließlich mit Bangen das schöne, weißglänzende Kürassierregiment in den Rhönfeldzug des unglücklichen Jahres 1866. War Rummel im ersten Teil des Buchs ein feingestimmter Schilderer der Idylle, so wächst er im zweiten Teil zum sorgfältigen Historiker, der nach Karten, Akten und Tagebüchern die Vorgänge zwischen der hohen Rhön und Hammelburg genau studiert hat, sie geschickt mit den Personen des Romans verbindet und mit herber Kritik die Torheiten der Führung geißelt. Hier stehen wir auf dem Boden der Geschichte, und hier wäre es nicht nötig gewesen, die geringwertigen Führer der bayerischen Armee mit Decknamen (wie Graf Tilly z. B. statt Pappenheim) zu bezeichnen. Die Träger der Romanhandlung sind geschickt mit den Kriegsereignissen verflochten, und um das Buch mit künstlerisch harmonischem Ausklang zu schließen, führt der Verfasser den Faden seiner Erzählung bis über den Sieg des Deutsch-Französischen Krieges hinaus, wo der Roman mit einem vollen Akkord poetisch endet. Nicht nur für die Süddeutschen, die ein Stück ihrer Heimatsgeschichte in diesem Buch erleben, auch für den deutschen Norden ist das schöne Werk „Kürassiere" von Bedeutung und Interesse.

München — A. von Gleichen-Rußwurm

Die Brüder. Roman. Von Alfred Neumann. Wien 1924, Eduard Strache. 281 S.

Eigentlich interessiert uns die nach Sensation schmeckende Geschichte des jüngeren der beiden Brüder, eines erst schlichten Bankbeamten und dann leichtsinnigen Defraudanten, Zuhälters und Mörders, weniger als die subtile Psychologie des Ganzen und die anschauliche Milieu- und Landschaftsschilderung. Mit eindringlicher Lebendigkeit wird das weltstädtische Rom gezeichnet, sehr fühlbar wird die Atmosphäre der Campagna und der Küste in Buchseiten gebannt. Das Gegenstück zu diesem Komplex ist die schlichtere Welt des ebenfalls abenteuernden, aber in seinen Gewissenshemmungen überall ehrlicheren, weit älteren Bruders, der nach zwanzig Jahren Bürgerlichkeit wegen seiner Lebenssehnsucht von seiner unbedeutenden, aber die Stille des Philisterglücks gewährleistenden Frau hinweg ungeschickt in die ihm nicht liegende Rolle eines eleganten Lebemannes springt und doch nicht den letzten Schritt eines Deliktes wagt, dann dem zufällig vereitelten Selbstmord eine sozial tiefere, aber doch noch bürgerliche Lebensmöglichkeit, fern dem früheren Leben,

vorzieht, indes seine frauliche und mütterliche, doch auch menschlich schwache Gattin ein bescheidenes Glück anderwärts findet, so daß der Ungetreue das verschmähte Zuhause für immer verliert und in grenzenloser Bangnis um Menschennähe nicht einmal den ihm fremden Bruder mehr hat. Die Tragik dieses fast rührend philiströsen Opfers seiner Lebenssehnsucht ist unabsichtlich wirksam herausgearbeitet. Die realistische Wiedergabe des Gegenständlichen, so in den Einrichtungen eines Bankhauses, ist sehr erfreulich. Es steht aber auch Allzumenschliches und peinvoll Häßliches in dem unzimperlichen Buch, Kindern wird man es nicht zu lesen geben, aber was an verkrampftem, abwegigem und schicksalhaftem Seelenleben erbarmungslos geschaut und erbarmend gedeutet wird, ist wohl lesenswert.

Wien — Friedrich Wilhelm Illing

P. G. 838. Selbsterlebtes aus der französischen Gefangenschaft 1917–1920. Von Max Schröder. Magdeburg 1924, Stahlhelm-Verlag. 62 S.

Es lebe der Krieg! Ein Brief. Von Bruno Vogel. Leipzig-Plagwitz 1925, Verlag Die Wölfe. 71 S.

Besser, interessanter, tiefer geschrieben, las man alles vordem. Schröder hinkt fünf Jahre nach, da er weder den Geist noch jene Erlebnisse hat, die nach so langer Zeit uns hochreißen könnten. Aus politischen Gründen: „Daß jeder nach dem Lesen dieser Blätter weiß, was er unserem gemeinsamen Erbfeind gegenüber zu tun hat." Gegen diesen kindlichen Glauben ist Kritik machtlos. Denn um zu wissen, was not tut ... aber um über das Buch zu sprechen: überflüssig.

Gegensatz: Vogel. Überströmt vom tierischen Erlebnis des Krieges, der Kaserne. Daher zum Feind gewandelt, Satiriker der schikanierenden Unteroffiziere und der Geschlechtskrankheiten. Rabelaisscher Ton, ohne auch nur den Funken seines Geistes. Auch in diesem Buch sehe ich keinen Zweck.

Berlin — Guido K. Brand

Französische Volksmärchen. In der Sammlung „Die Märchen der Weltliteratur", herausgegeben und übersetzt von Ernst Tegethoff. Zwei Bände. Jena 1923, Eugen Diederichs. 321, 348 S.

Da es heutigentags notwendiger denn je erscheinen muß, ein wechselseitiges Verstehen des deutschen und des französischen Volkes herbeizuführen, ist die Veranstaltung einer deutschen Ausgabe französischer Volksmärchen lebhaft zu begrüßen, um so mehr, als es dergleichen, von wenigen Vorarbeiten rein wissenschaftlichen Gepräges abgesehen, bis jetzt noch nicht gegeben hat. Das Märchen darf ja ganz allgemein als ein getreuer Spiegel des Charakters und bis zu einem gewissen Grade auch des Schicksals der Volkheit angesehen werden, aus der es im jeweiligen Fall hervorgegangen ist. Die geschichtlichen Urstoffe des französischen Märchens nun ergeben sich aus der keltischen Besiedelung, griechischer und römischer Kolonisation und dem Eindringen der Germanen, nämlich der sogenannten Franken vom Osten und der Normannen vom Norden her. Auf diesem Zusammenfluß verschieden gearteter Temperamente und Traditionen beruht die Mannigfaltigkeit stofflicher Analogien, die das französische Märchen im Vergleich zu der Volksdichtung anderer Gegenden aufweist, ebensowohl wie auf dem Einfluß, den die literarische Kultur Europas vom Frankreich des Mittelalters erfahren hat. Tegethoff ist bemüht, in möglichster Kürze die Hauptzüge dieser Wechselwirkungen zu kennzeichnen, wobei er nicht unterläßt, besonders geeignete Beispiele namhaft zu machen und auch nachzuweisen, wie einerseits allmählich die alte naive Form durch ausgesprochen literarische Vorbilder verdrängt, und andererseits alles, was dem französischen Volkscharakter fremd ist, von den originalen Vorstellungen aufgesogen oder, was als besonders typisch erscheint, dem christlichen Weltbild entsprechend verwandelt wird. Umgekehrt wird auch manche Gestalt der christlichen Vorstellungswelt dem französischen Volksempfinden assimiliert. Dies zeigt sich im Rahmen der Märchenschöpfung vor allem in einer bestimmten Neigung zur Groteske sowohl wie zur Maßlosigkeit schlechthin, die aber durch den selten sich verleugnenden romanischen Formensinn gemildert wird, und in einer Vorliebe für erotische und satirische Tendenzen, die in Deutschland mehr oder weniger auf das Volkslied beschränkt sind. Im übrigen ist bemerkenswert, daß das französische Märchen sichtlich bestrebt ist, bei der Wahl seines Schauplatzes am nationalen Daseinsraum, Frankreich, nach Möglichkeit festzuhalten. Zwei Behauptungen des Herausgebers, daß nämlich die Kultur des Abendlandes „rettungslos" zu Grab sinke und daß Sammlungen stets das Erlöschen des lebendigen Interesses am gesammelten Objekt beweisen, müssen jedoch als zumindest deplaziert auch in diesem Zusammenhang abgelehnt werden.

Kassel — Will Scheller

Was Li-Pao-Ting erzählt. Chinesische Sagen und Märchen. Deutsch erzählt von S. Förster-Streffleur. Wien 1924, Anton Schroll & Co. G. m. b. H. 8°. 140 S. Geb. M. 5,–.

Safed der Weise. Parabeln. Aus dem Amerikanischen von Max Hayek. München 1925, Albert Langen. 150 S. M. 3,–. (M. 5,–.)

Unter dem Namen Safeds verbirgt sich ein Amerikaner unserer Tage, ein „Mittelwestlicher", noch dazu ein Geistlicher, William Eleazar Barton, der bei Chicago im Staate Illinois wirkt. In Amerika ist er einer unter nicht wenigen Schriftstellern, die für Gemeinplätze oder kleine Wahrheiten den glücklichen Ausdruck finden und die fraglos auch uns Deutschen Freude machen können, die wir vor lauter Problemen oft gar nicht mehr zum schlichten Denken gelangen. Safeds praktische Weisheit in origineller Form ist bodenecht, und wir kennen sie seit Benjamin Franklins „Poor Richard". Im Gegensatz zu dem „Geschäftsmannsphilosophen" E. W. Howe, den Mencken in Amerika bekannt gemacht hat, dessen kritische Monatsschrift („E. W. Howe's Monthly" in vierseitigem Zeitungsdruck!) übrigens eine höchst interessante Erscheinung im modernsten Schrifttum der Union ist, ist Safed religiös gestimmt, und zwar wieder in dem amerikanischen Sinn einer praktischen Alltagsreligion. Schließlich wäre er auch kein Amerikaner, wenn er nicht seine ganze Weisheit mit Humor vortrüge.

Safeds Parabeln bergen viele lustige Einfälle, ob sie nun Amerika mit seinen Übertreibungen oder einzelne Menschenschwächen verspotten. Hinter dem Witz stecken Ernst und Selbsterkenntnis, feinste Menschenbeobachtung und volles Verständnis für die Seltsamkeiten dieser Welt. Am meisten interessieren diesen Weisen die Beziehungen der Menschen zueinander, wie er etwa gute Worte über die Ehe findet. Alles in allem ein empfehlenswertes Werk zum Nachdenken und Schmunzeln. Max Hayeks Verdeutschung ist sehr gut.

Münster (Westf.) — F. Schönemann

Chinesische Novellen. Aus dem Urtext übertragen von Hans Rudelsberger. Wien 1924, Anton Schroll & Co. G. m. b. H. 8°. 296 S.

Mit diesen beiden Publikationen hat der rührige Verlag zwei weitere dankenswerte Beiträge zur Verbreitung der Kenntnis chinesischer Literatur auf den Markt gebracht. Die chinesischen Novellen waren in erster Auflage in zwei Bänden 1914 im Inselverlag erschienen, aber schon lange vergriffen. Die neue Ausgabe hier ist in manchem umgearbeitet und verbessert. Die Einleitung bietet eine gute, knappe Einführung in die chinesische Erzählungsliteratur. In den ausgewählten Proben kommen alle Zeiten charakteristisch zu Worte. Von Rudelsberger hatte derselbe Verlag vor kurzem schon die „Altchinesischen Liebeskomödien" gebracht. Die Sagen und Märchen von S. Förster-Streffleur nach Li-Pao-Ting, einem der zahllosen Geschichtenerzähler Chinas, sind weniger Übersetzungen als freie Nachschöpfungen, zum Teil der Literatur, zum Teil mündlicher Überlieferung entstammend. Beide Werke sind geschmackvoll ausgestattet und mit Wiedergabe chinesischer Holzschnitte illustriert. In den „Sagen und Märchen" besteht jedoch zwischen den Erzählungen und den Bildern, die dort einem illustrierten Kommentar zum Liao chai chi i entnommen sind, keine Beziehung.

Leipzig G. Menz

Lyrisches und Episches

Leuchter um die Sonne. Von Siegfried von der Trenck. Gotha 1925, Leopold Klotz Verlag. 208 S.

Wie er sich auf dem Titelblatt seiner Dante-Übertragung nicht mit „Divina Commedia" (schon dies geht über Dante hinaus!) begnügte, sondern essayistisch hinzufügte: „Das Ewige Lied, durch Versenkung und Eingebung wiedergeboren" (wer, der Künstler ist, versenkt sich nicht und bleibt ohne Eingebung!), so glaubt Siegfried von der Trenck auch seinem neuen Versbuch „Leuchter um die Sonne" das erläuternde Spruchband beigeben zu müssen „Eine Lebensdichtung in einer und zwölf Gestalten". Um Christus sammelt er hier, der Apostelzahl entsprechend, zwölf bedeutsame Geister: Philosophen, Religions- und Ordensgründer, Kirchenväter, Reformatoren, Dichter, Musiker. Warum ist Dante nicht darunter, warum kein bildender Künstler wie Michelangelo? Warum quält sich Trenck, aus dreizehn — denn so viel sind es — zwölf zu machen, indem er Molière und Mozart als Einheit faßt? Ich vermisse in dem Buch als Ganzem die gestaltete, geknetete Geschlossenheit, und von der Notwendigkeit des Zusammenschlusses spüre ich noch weniger. Auch im einzelnen: die wechselnde Vers- und Strophenform scheint mir für die einzelnen Charaktere durchaus nicht symbolisch wirksam zu sein. Goethe erklärt seine Sendung im jambischen Achtfüßler, Paulus in der Zuchthaus-Strophe Oscar Wildes. Und weder die Weisheit der Philosophen und die Offenbarungen der Heiligen noch die schöpferischen Kräfte der Künstler sind dichterisch so gebändigt, daß wir die Gipfel ihres Werks wie Pfingstflammen aufleuchten sähen. Breite und oftmals recht nüchterne Hexameter (Frenssen hat einmal mit Bismarck ähnliches angestellt) bringen Auszüge aus Kants Leben und seinen großen „Kritiken", ohne bildhaft zu werden, Christus wird aus der kurzen Bergpredigt, ja, aus einem Gleichnis lebendiger als aus den 20 Trenckschen Seiten, die mit schulmeisterlichem Sperr- und Fettdruck unruhig durchsetzt sind. Im Anhang, wo er „Lebensdaten" in Prosa gibt, ist er eigentlich am knappsten, am ehesten Dichter, wenn Dichten heißt Erlebnisaugenblicke worthaft in klare, geschmiedete Form zu pressen.

Nicht zu leugnen, daß hier ein sittlich gefestigter, zum Führer mit mancherlei Gaben ausgerüsteter, dichterisch empfindender Mann am Werke ist (dem nur nicht genug Gnade zuteil wurde, um unter Dichtern zu gelten); aber auch nicht zu übersehen, daß er mit dem Handwerkszeug ein wenig lässig umgeht: „Handelns Art — o Mozart" tut als Reim weh; und wie oft will bei ihm ein kurzes offenes E mit einem langen und geschlossenen zusammenklingen; klingt aber natürlich nicht: „Dem Gottesgedanken von je — nur immer das Sittliche;" oder „schreitet ins Ewige — mit dem donnernden ‚Vergeh'".

Berlin Ferdinand Gregori

Mutterlieder. Von Olga Stückrath-Stawitz. Mit einem Vorwort von Marx Möller. Hamburg-Leipzig 1923, Jul. Emil Gaul. 39 S.

Eine Mutter, von echter Dichtung angestrahlt, wenn auch nur planetenhaft, spricht hier aus madonnenfrohem Herzen ihren Dank an die Natur aus: Dank der eigenen Mutter, der sie verschuldet geblieben ist, Dank der Schöpfung, die sie am Schöpferwerk teilzunehmen würdigt, Dank endlich dem Kinde selber, dem nicht nur sie, sondern das ihr erst das Leben geschenkt hat. Sie würde sich in des ehrwürdigen hochbegnadeten Matthias Claudius' Hause gut ausnehmen als seine Frau, Muse und Jüngerin. Ihre fromme Kraft wirkt sich vielleicht an ihren Kindern unmittelbarer aus als an diesen Aufzeichnungen, aber es tut schon wohl, die Schönheit des mütterlichen Berufs wieder einmal in reinlichen Versen aufleben zu sehen.

Berlin Ferdinand Gregori

Dramatisches

Ein Spiel vom Tode. Von Georg Terramare. Mit fünfzehn Holzschnitten von Karl Rössing, Wien, 1923, Rikola-Verlag.

Das alte Thema des Totentanzes. In belangvoller Umgestaltung? In neuer Durchführung? Nein. Nur in eine andere Tonart (in jene, die sich die moderne nennt) transponiert und mit einigen Füllstimmen versehen, die verstärken sollen, aber schwächen; die hervorheben wollen, aber decken. Die Worte würdig, zweckdienlich, nicht ärgerlich. Die Holzschnitte klar, ebenfalls modisch archaisierend, gut gegliedert. Während des Verlaufs vermag man nicht einzusehen, wie Dichter und Holzschneider sich am Noch-einmal genügen lassen konnten. Zum Schluß geben beide sich dann einen Ruck. Der Dichter führt das Thema weiter: der Tod wird ins Grab gelegt. Engel singen tröstlich von der Auferstehung. Die letzte Seite verkündet: „Finis regni mortis. Incipit dies novissima." Aber die Überwindung ist nicht gestaltet. Der Glaube wurde nicht erlösender Gesang. Der Holzschneider versucht nach den Kopfbildern eine ganzseitige Komposition mit Tod, Gottvater, Heiligem Geist, Engeln und zerstörte dadurch selber den Glauben an sein Können, das während der bescheidenen Bildchen langsam keimte.

Eine buchtechnische Angelegenheit: würdig, seriös, angemessen. Keine künstlerische Leistung.

Frankenhorst Hans Franck

Die Bacchantinnen des Euripides. Frei übertragen von Berthold Viertel. Hellerau 1925, Jakob Hegner. 132 S.

In verführerisch schönem Gewand erscheint hier eine Nachdichtung der mystischen Tragödie des griechischen Erlöser- und Volksgottes, der von Asien gekommen, eine neue Zeit verkündete. Das Werk des Euripides war seinerzeit ein politisches und wirkt noch heute symbolisch als Zauberspiel einer veränderten Weltanschauung. In den stark rhythmischen Versen der Übersetzung ist etwas festgehalten vom einstigen losstürmenden Feuergeist, und manchmal erhebt sich der Schwung der Rede zu großer poetischer Schönheit. Namentlich die Chöre sind klangvoll und rhetorisch wirksam in deutscher Sprache neu aufgebaut. Einige Binnenreime und Härten stören, doch sie kommen für das Ganze wenig in Betracht.

München — A. v. Gleichen-Rußwurm

Johannes der Jünger. Drama in drei Akten. Von Renée Erdös. Aus dem Ungarischen übertragen von Johannes Mumbauer. Frankfurt a. M. 1924, Verlag des Bühnenvolksbundes G. m. b. H. 116 S.

Nichts schwieriger, als evangelische Andacht in ein Problemdrama umzusetzen. Bleibt es nicht beim reinen Passionsspiel, so drängt auch schon das Ketzertum hervor. Ketzerei aber ist nun doch vor allem Sache der Wissenschaft. Das Kunstempfinden fühlt sich von ihr im besten Fall nur gigantisch abgelenkt, nie aber schöpferisch angeweht, — das hat sich vom Sturm und Drang über Gutzkow bis auf die Neuesten in hundert Fällen bewiesen. Im Bereich des Neuen Testaments aber verpflichtet die Tradition nicht nur theologisch, sondern auch in hohem Maße ästhetisch. Was sich dem Kirchendogma widersetzt, das ist Klügelei, Raisonnement, vielleicht auch Wahrheitsforschung, sehr selten die milde Gefühlskritik eines Verstehenden, wie im Fall Renan, — zum dramatischen Entwurf reicht es nie hin.

Die pietistisch veranlagte Ungarin Erdös — durch die heidnisch-apostolischen Überlieferungen Roms während mancher Jahre angefacht — versucht es nun mit der Mitte. In der Sprachführung rüstig antikisierend, ja vielfach auch evangelisierend, bemüht sie sich, in den hergebrachten Stoff ein neues Thema hineinzuschmuggeln. Wohl führt uns die Dichterin in die Tage nach Christi Tod, von denen uns die Apostologie nur wenig zu berichten weiß. Aber das eigentliche Sujet bleibt nun doch in erster Reihe das Entstehen der Auferstehungslegende und das Fortwirken der Heilandserscheinung in der unmittelbaren Nachfolge. Und da wirkt es denn selbst für die objektivste religionsgeschichtliche Betrachtung nicht wenig störend, wenn die Verfasserin die Macht und das Wort Christi sozusagen erst durch die Macht und das Wort des Jüngers Johannes erstehen läßt, und somit an Stelle der Christuslegende bewußt die Apotheose Johannis setzt. Vollends aus dem Rahmen fällt jedoch die Charakterzeichnung der Maria Magdalena, die — nach der Bekehrung abermals ein sündig Weib — in zügelloser Liebe zu Johannes entflammt, um von ihm wieder in höhere Sphären erhoben zu werden. Sie bleibt eine Afterschöpfung in ihrem Verhältnis zur bildhaften Überlieferung trotz manchen ehrlichen Anlaufs zum Menschlich-Schwungvollen. Nicht als ob es Tiefe, Stil und Charakteristik überall vermissen ließe, sondern weil es durch Zersetzung der hergebrachten evangelischen Plastik eher Vorstellungen nimmt denn gibt, muß das Unterfangen der Erdös für die reine Kunstschau als gescheitert gelten.

Budapest — Gustav Erényi

Das Absolutum oder Die Gottesfabrik. Von Karel Čapek. Autorisierte Übersetzung von Anna Aurednička. Berlin 1924, Verlag Die Schmiede. 205 S.

Seitdem der Erfindereifer auf dem Gebiet der Technik ins Maßlose stieg, hat der technische Utopieroman, wie ihn Bellamy und der frühere Wells pflogen, immer mehr an Interesse und Perspektive verloren. Übrig blieb noch, ein Vexierbild der Weiterentwicklung zu geben, soweit dieses dem Geist und Tempo der letzten Zeitläufte entspricht.

Kein zweiter ist gleich Čapek berufen, dem betrübten Zeitgenossen, der sich noch am ehesten entlastet fühlt, wenn er über sich selbst zu lachen vermag, diesen Zerrspiegel vorzuhalten. Schon das Schauspiel R. U. R. erwies sich als ein vielversprechender Versuch, die technische Vervollkommnung mit dem Sarkasmus eines Zeitkritikers auf ihre Stichhaltigkeit im Psychischen und Humanen zu überprüfen, wobei allerdings die dramatische Dialogform stellenweise nicht unerheblich störte. Hier weicht nun jede Starre einer zwangsmäßigen Konstruktion, und in losen Bildern triumphiert über die Gebrechen des schwankenden Zeitgeists mit spielhaften Gebärden der lachende Philosoph.

Da steht nun die Gottesmaschine vor uns, vom Verfasser mit einem nicht ganz zutreffenden Fachausdruck „Karburator" getauft. Dieser merkwürdige Apparat leistet Energieaufspeicherung und -aussonderung in höchstem Maße, setzt mit einer Handvoll Kohle Riesenwerke in Betrieb, vermag jedoch nicht zu verhindern, daß sich die konzentrierte Energie psychisch, ja psychopathisch auswirke und die Seelenverfassung mit fluidaler Gewalt umforme. Ausdehnung und Geist, Betriebsamkeit und Gott treffen sich nach dem Rezept von Spinozas Philosophie; — die zusammengedrängte Kraft wird zur religiösen Allmacht.

Diese abenteuerliche, aber sinnvolle Exposition gestattet witzige oder spöttische Abstecher nach verschiedenen Wesensgebieten der Zivilisation. Getroffen werden die Kirche, die Politik und vor allem die Wirtschaft, die das neue Wunder im Dienste ihrer kapitalistischen Tendenz rührig ausbeutet. Mit äußerster wirtschaftlicher Kraftanstrengung geht eine bedenkliche geistige Versimpelung, eine Rückkehr zu pietistischen und missionären Daseinsformen Hand in Hand. Und mit bezwingender Klarheit leuchtet es aus allen Grundrissen des Werks hervor, wie so ein Generalfortschritt für technische Schwärmer im geistigen Belang als ausgesprochener Rückschritt erscheint.

Freilich läßt sich der Verfasser auch den Scherz nicht entgehen, die dem Karburator entströmende Glaubensandacht in neue Zwistigkeiten zwischen So- und Andersgläubige zu zerlegen. Bis dann schließlich aus kleinen Reibungen eine große Entladung wird, deren launige Beschreibung als die erste gelungene Parodie auf den Weltkrieg einer tragikomischen Wirkung nicht entbehrt. Nun liegt es selbstverständlich in der Natur der skurrilen Grundidee, daß sie — von Anfang an nicht straff gespannt — selbst in negativem Sinn keinen entscheidenden Abschluß finden kann. Hiervon abgesehen bewahrt jedoch der verstehende Leser den Eindruck einer überlegenen Satire auf zeitliche und ewigmenschliche Schwächen, deren Tenor uns die Übersetzerin in nicht immer stilreinem, aber fließendem und gemütlichem wiener Deutsch verdolmetscht.

Budapest — Gustav Erényi

Verschiedenes

Biblische Archäologie. Von Edmund Kalt. Freiburg i. B. 1924, Herder & Co., G. m. b. H., 157 S. (Herders theologische Grundrisse.)

Zur Einführung in das biblisch-archäologische Studium ist dieser Grundriß ein guter Behelf, der durch seine Verläßlichkeit, Übersicht und Form die Merkmale einer persönlichen Arbeit trägt und zugleich durch die Weite des Horizonts auch einen Überblick über die Forschungen und Entdeckungen der letzten dreißig Jahre in Ägypten und ganz Vorderasien bietet. Sein Thema ist die wissenschaftliche Darstellung der „gesamten Lebensverhältnisse des israelitischen Volkes von seinen ersten Anfängen bis zum Untergang des jüdischen Gemeinwesens" und umfaßt somit das Land und die Bewohner Palästinas, die Privataltertümer, die Staatsaltertümer und die religiösen Altertümer. Die Darstellung ist wohltuend sachlich, ohne langweilig zu sein; alles ist in einer ruhigen, gelehrten Sprache erzählt, der aber religiöse Begabung und Wärme nicht mangeln. Der bibliographische Teil ist mit Sorgfalt und Objektivität ausgearbeitet. Die konfessionelle Richtung des Verfassers — er ist katholischer Gelehrter — wird nicht auffallend spürbar. Für die zweite Auflage möchte ich die Einbeziehung der Natur- und Heilkunde, also die Berücksichtigung der Ergebnisse der Geschichte der Naturwissenschaften und Medizin aufs angelegentlichste empfehlen. Auch diese Literatur (ich nenne nur aus der Fülle die allerwichtigsten Namen wie Julius Preuß, Wilhelm Epstein, Viktor Hehn, L. Kotelmann, Julius Pagel, Fritz Hommel, F. X. Kugler, E. O. von Lippmann, Ernst Heilborn, Giovanni Schiaparelli, Hugo Winckler u. a.) enthält Wertvolles, das die biblische Archäologie nicht übersehen darf.

Wien — Franz Strunz

Der Gefangene. Neuland der Erziehung in der Strafanstalt. Von Otto Zirker. Werther, Teutoburger Wald, Fackelreiter-Verlag, G. m. b. H.

Angesichts der Erlebnisse eines Fechenbach und der Tätigkeit bayerischer Volksgerichte kommen leichte Zweifel, ob Zirkers „Neuland" wirklich immer weiter Boden gewinnen könnte. Eine nützliche Zusammenstellung mit Vorschlägen und Hinweisen, eine Propaganda für Menschlichkeit. Manches zu nüchtern hingestellt, in der Absicht, die Sache für sich wirken zu lassen, aber ohne Verbindung mit dem propagandistischen Wert der Deutung. In der Absicht die „Herzen aufzurufen" nicht eindringlich genug, sondern bescheiden und deswegen sich selbst eine Hemmung.

Berlin — Guido K. Brand

Gesinnung. Von Friedrich Franz von Unruh. Werther, Teutoburger Wald, Fackelreiter-Verlag G. m. b. H.

Nicht weil er jenen größeren zum Bruder hat, für den er aus Erschütterung und seelischer Überzeugtheit eintritt, sondern weil er wie jener aus Gesinnung sich gewandelt hat, ist das Maß enger anzulegen. Auch nicht die Entwicklung des Grundgedankens an sich ist es so sehr, als die Form, die Darstellung, die der Schärfe kritischer Betrachtung nicht immer stand hält. Ich las nie etwas von ihm, aber die inneren Beziehungen zum geistigen Schwung, zur seelischen Aufrüttelung, zur leidenschaftlichen Geste seines Bruders werden bedeutsam. Ist es notwendig noch, Gründe der einzelnen Wandlung aus Erziehung, Umgebung und Erfahrung zu dokumentieren, Jahre nach dem Krieg? Nachdem deutlich wird, daß zwei Lager lauernd ihre Symbole verteidigen? Zu wissen, daß einer aus kriegerischem Geschlecht zur Verteidigung friedlicher Ideen und geistigen Raumes sich berufen fühlt, ist nicht in allen Fällen so wichtig als vielmehr die Wucht, mit der die Ideen den Harthörigen entgegengeschleudert werden. Was aussöhnt mit der unhandwerklichen Anlage, die, größtes Verdienst seines Bruders, im „Opfergang", „Platz" jene dichterische Intuition, ist die Offenheit, die selbstlose Hingabe an höhere menschliche Erkenntnis, die Tapferkeit eines berühmten Namens. Er wirbt für seinen Bruder. Man möchte wünschen mit Erfolg.

Berlin — Guido K. Brand

Im Haus der Freudlosen. Bilder aus dem Zuchthaus. Von Felix Fechenbach. Berlin 1925 J. H. W. Dietz Nachfolger. 128 S.

Der „Fall Fechenbach" ist hinreichend bekannt. Er hat die deutsche Öffentlichkeit, die deutschen Strafrechtler, die Menschen, die den Gedanken des Rechts und der Gerechtigkeit über Politik und Partei stellen, jahrelang beschäftigt. Fechenbach ist am 20. Dezember 1924 unter Zubilligung einer Bewährungsfrist, nachdem er zwei Jahre vier Monate im Zuchthaus gesessen hatte, entlassen worden. Die elfjährige Zuchthausstrafe des münchner Volksgerichts wurde auf dreieinhalb Jahre herabgesetzt. — Es ist hier nicht der Ort, auf die Rechtslage des Falls einzugehen. Fechenbach hat jetzt, nachdem er die Freiheit wiedererlangt hat, seine Erlebnisse und Beobachtungen in schlichter Weise in einem Buch erzählt, das er sicher nicht schrieb, um sich als Märtyrer zu verherrlichen, sondern um den Gedankenlosen das Wesen des Zuchthauses vor die Seele zu stellen, um das Gewissen der Gesellschaft aufzurufen. Fechenbach erzählt in schöner, klarer Sprache, die jeder Versuchung zum Pathos widersteht, von den zweieinhalb Jahren in der engen Zuchthauszelle, die er, kahl geschoren und in Zuchthauskleidung, dütenklebend oder schneidernd verbrachte. Dazwischen, so im Kapitel „Nächte", leuchtet Dichterisches auf. Fechenbach greift mit allem, was er sagt, unmittelbar ans Herz, viel Güte klingt durch alles hindurch, auch da noch, wo er von seinen Peinigern spricht. Nichts von dem elementaren Haß der Liebknechtbriefe, aber auch nicht die weibliche Weichheit der Rosa Luxemburg — hier ist alles klar, sachlich, nur berichtend, es ist die Geschichte eines Leidens, heroisch ertragen, kraft der Überzeugung vom Sieg des Rechts und von einem eisernen Willen zum Leben. Dazu, daß auch dieser Gefangene, wie mancher vor ihm, bei den einfachen und ungebildeten Zuchthauswärtern mehr Herz und Takt gefunden haben will als bei akademisch gebildeten Oberregierungsräten, können wir nur beschämt schweigen.

Leipzig — Erich Ebermayer

Selbstmörder. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte aller Zeiten und Völker. Von Emil Szittya. Leipzig 1925, C. Weller & Co. 410 S.

Der Selbstmord ist ein sehr ernstes Thema, das ernsteste vielleicht, das sich ausdenken läßt. Wer ihn behandelt, soll jede sensationelle Auffärbung, jede Reizung spannungslüsterner Leser vermeiden und schon im Äußeren des Buchs eine gewisse Würde bewahren. Ich hätte daher auf dem Umschlag des vorliegenden Werks lieber in ruhiger Antiqua den Titel gelesen und nicht mit blutroter, zitternder, aufgeregter Besenstilschrift schräg die Seite hinab. Wer wirklich einmal Selbstmörder gesehen und bei mißratenen Versuchen Beistand geleistet hat, wer selbst schon einmal einen

Brief in Händen hatte, den ein übrigens auch geretteter Selbstmörder mit seinem eigenem Blut geschrieben hatte, mag dieses nachgeahmte Blut auf dem Umschlag nicht.

Der weitschichtige Stoff ist von Szittya mit großem Fleiß angefaßt worden, der Selbstmord in der Geschichte, in der Literatur, seine Beziehung zu Religion, Politik, Verbrechen, Irrsinn, Aberglauben, Sexualität, die Einwirkung von Nahrungssorgen, dem Alkohol, narkotischen Mitteln, Krankheit und Leidenschaften aller Art ist vielseitig behandelt worden. Wenn die Darstellungen oft allzusehr an der Oberfläche haften bleiben, allzusehr den Notizen eines Tagesschriftstellers gleichen, so mag daran vor allem die Tatsache Schuld tragen, daß die neuere und neue irrenheilkundige Literatur nicht genug berücksichtigt ist und daher besonders in der kritischen Verwertung der überkommenen Nachrichten nicht genügend wirksam sein konnte. Im Literaturverzeichnis fehlen viele bedeutungsvolle Bücher über den Selbstmord in psychiatrischer Beziehung, Helene, Fr. Stelzner, „Analyse von zweihundert Selbstmordfällen", und Placzek, „Selbstmordverdacht und Selbstmordverhütung". Ferner Baer, „Der Selbstmord im kindlichen Lebensalter", Ehyle, „Der Selbstmord als Spekulation des modernen Verbrechertums" und ganz besonders Gaupp, „Über den Selbstmord", eine Schrift, die so manchen irrenkundlichen Fehler in Szittyas Buch verhindert hätte. So die Behauptung, daß über achtzig Prozent aller Geisteskranken Selbstmordneigung zeigten. Und vor allem die irrtümliche Beurteilung so mancher der besprochenen Fälle. Die Eigenart Szittyas, Zeitungsberichte immer wieder zu verwenden, hat viele der Lebensdramen nur in das unruhige Licht der Sensation und nicht in die Strahlen tieferer psychologischer Erkenntnis gerückt. So kommt es wohl auch, daß bei vielen Beispielen die Erklärungen allzuleicht und oberflächlich ausgefallen sind und — das wichtigste — die Lehren von der Schizophrenie kaum Anwendung gefunden haben.

Und doch ist das in einem oft etwas transwienerischen Deutsch geschriebene Buch wertvoll, es faßt viele Gebiete zusammen, es regt durch die Fülle seiner Beispiele an, selbst über diese schwere Frage nachzudenken und Stellung zu ihr zu gewinnen.

Waidmannslust — C. F. van Vleuten

Philosophie und Geisteswissenschaften. In Verbindung mit Heinrich Maier, Georg Misch, Eduard Spranger und Emil Wolff. Herausgegeben von Erich Rothacker. Neudrucke. 1. Band: Johann Gustav Droysen, Grundriß der Historik. XII, 104 S. — 2. Band: Leopold von Ranke, Das politische Gespräch und andere Schriftchen zur Wissenschaftslehre. XVII, 83 S. 8°. Halle a. d. S. 1925, Max Niemeyer. Brosch. je M. 2,50.

In dem lobenswerten Streben, der lebendigen Wechselwirkung zwischen Philosophie und Geisteswissenschaften den wünschenswerten geschichtlichen Unterbau zu liefern, sucht der heidelberger Privatdozent Rothacker unsere Bekanntschaft mit den hiefür in Betracht kommenden Meisterwerken der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch Veranstalten einer Sammlung von Neudrucken zu erneuern und zu vertiefen. Die beiden vorliegenden Hefte sind in der Anlage grundverschieden. Das erste strotzt von innerer Geschlossenheit, das zweite ist ein anmutiges Sammelsurium von Gelegenheitsäußerungen. Dennoch sind beide einander ebenbürtig. Wenn man auch Droysens „Historik" als monumentaler Pforte zum geplanten Tempel nicht entbehren konnte — schwer war die Herausgeberarbeit an ihr nicht; denn sogar das Zugeben der Abhandlung „Theologie der Geschichte" aus dem „Hellenismus" von 1843 war durch das Vorwort Droysens zur ersten Auflage seines „Grundrisses" von 1867 gewissermaßen vorgeschrieben. Außerdem hatte dem Ganzen der Herausgeber selbst in seiner „Einleitung in die Geisteswissenschaften" von 1920 auf das sauberste vorgearbeitet. Ganz anders das zweite Bändchen. Der gute Ranke hatte zwar eine sehr feste Welt- und Lebensanschauung; den Theologen der ersten Studentenzeit hat er niemals völlig abgelegt. Aber er hat zeit seines Lebens keine Muße gefunden, daraus ein fixfertiges Gebäude zu zimmern. Man muß sich also bei ihm auf gelegentliche Lesefrüchte beschränken. Hieran aber mangelt es keineswegs — im Gegenteil! Man könnte z. B. den fördernden Streit mit Heinrich Leo aus den 20er und den unerquicklichen mit dem abtrünnigen Freunde Heinrich Ritter aus den 60er Jahren zu einer rankischen Geschichtstheorie ausbauen, könnte die — von Rothacker ignorierte — schöne Vorrede zu den „Jahrbüchern" von 1836/37 für eine Skizze über die historischen Übungen verwerten, könnte gewisse Briefe namentlich aus Rankes erster Schaffenshälfte für eine leidlich abgerundete Geschichtsphilosophie des Altmeisters ausschlachten. Das alles hat Rothacker verschmäht. Er hat sich darauf beschränkt, erstens einige der gerade jetzt wiederholt nachgedruckten Abhandlungen aus der „Historisch-politischen Zeitschrift", dann die vom Bruder Ferdinand (dies bedeutet nämlich das vom Herausgeber ungedeutet gelassene „F. R.") übersetzte Antrittsrede des ordentlichen Professors vom Jahre 1836, ein paar Tagebuchblätter, zwei Vorträge vor König Max aus den sehr oft gedruckten „Epochen", die Akademierede von 1871 und schließlich die Äußerungen beim 50jährigen Doktorjubiläum von 1867 zu bringen. Wie gesagt: eine bunte Schüssel. Aber Rothacker führt durch eine geistvolle Vorrede den Benutzer trefflich in das Denken und Dichten des großen Geschichtschreibers ein. Die einem universalhistorischen Kolleg aus den 30er Jahren vorausgeschickten Sätze, die A. Dove 1888 in seiner weitausladenden Einleitung zum ersten Abdruck der 54er Vorträge zitieren durfte, um das weltgeschichtliche Sinnen Rankes zu illustrieren, den beiden berchtesgadener Ausarbeitungen als „Vorwort" voranzustellen (auf S. V und 56 Setzfehler: 1859!!), das muß jeden Nichteingeweihten grimmig irreführen; die drei Seiten 56—58 haben mit den „Epochen" gar nichts zu tun. Daß der Partner im „Politischen Gespräche" Savigny sein sollte, hätte vielleicht auch angemerkt werden können.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Der Künstler. Vier Vorträge. Von Emil Utitz. Stuttgart. 1925, Ferdinand Enke. 64 S.

Die hier vereinigten vier Vorträge bilden eine Fortsetzung und Ergänzung von Gedanken, die der Verfasser bereits früher in seinem Werk „Grundlegung der allgemeinen Kunstwissenschaft" ausgesprochen hat. Das gilt besonders von dem ersten Vortrag, der das Problem einer allgemeinen Kunstwissenschaft behandelt. Der zweite Vortrag beschäftigt sich mit dem Problem des künstlerischen Schaffens, das bis tief hinein in die Wurzeln des Charakters des Künstlers verfolgt wird. Die Beziehungen zwischen „Kunst und Geisteskrankheit", die, besonders im Anschluß an den Expressionismus eine Zeitlang so häufig behandelt wurden, werden in einem dritten Vortrag erörtert. Utitz betont hier, daß den Ausgangspunkt der Untersuchung immer der künstlerische Gestaltungsvorgang bilden müsse, daß man zu fragen habe,

wie in diesem die Geisteskrankheit wirke; nie könne die Tatsache der Krankheit den Wert der Leistung und die Ehrfurcht vor ihr herabsetzen. In dem vierten Vortrag, der vom „Charakter des Künstlers" handelt, betont Utitz, daß das Künstlerische nicht als Teilkomponente der Persönlichkeit aufgefaßt werden könne, das neben anderem im Künstler vorhanden wäre, sondern daß hier die gesamte Persönlichkeit in ihrer Menschlichkeit in Frage stehe, daß sie allein den artistischen Charakter bedinge; es gelte, die Gesamtpersönlichkeit unter dem Zeichen der Kunst zu sehen. Die vorliegende Veröffentlichung des durch seine früheren Werke bekannten Verfassers bildet eine wertvolle Bereicherung unserer kunstphilosophischen Literatur.

Gießen — Erich Stern

Organische Kultur. Deutsche Lebensfragen im Lichte der Biologie. Von R. von Engelhardt. München 1925, J. F. Lehmann. 115 S. M. 3,20.

Die Untersuchung reiht sich in jene philosophische Richtung ein, die man heute als „Lebensphilosophie" zu bezeichnen pflegt; innerhalb dieser wiederum hat sie ihren Ort im Rahmen der an der Biologie besonders orientierten Strömungen. Sie sucht den Bildungswert der Biologie klar herauszuarbeiten, sie sieht ihn in den engen Beziehungen, welche zwischen den Bildungsprinzipien von Natur und Seele bestehen. Sie zeigt die Wandlungen, welche die Biologie im Laufe der letzten hundert Jahre durchgemacht hat, indem sie immer mehr vom mechanistischen zum organischen Prinzip überging. Dieses „organische" Prinzip muß auch in unserem Denken wieder lebendig werden; wir müssen lernen „organisch" denken, uns von der einseitigen Verstandesherrschaft frei machen und der Intuition wieder ihren Platz einräumen. Auch die Kultur sollen wir als „Organismus" auffassen. Das Buch kann als eigentümlicher Ausdruck einer ganz bestimmten Richtung angesehen werden, die heute wohl bereits überholt ist. Als Ausdruck dieser Richtung verdient es Beachtung.

Gießen — Erich Stern

Das kosmische Werk. Von Kurt Liebmann. Dessau 1925, Dion-Verlag Liebmann & Mette. 300 S.

Dieses Buch ist eins der restlichen Exemplare eines vergorenen Expressionismus und den „zukünftigen großen und größeren kunstbesessenen Formern der Weltkreise in die Hände" gelegt. Verfasser, die gleichzeitig ihre Verleger sind und sich von ihren Mitinhabern (Mette) ihre Gesinnung bestätigen lassen, brauchen weder bescheiden zu sein noch Rücksicht zu nehmen. Sie können also sozusagen aus ihrer gehirnlichen Produktion Schleuderware oder Seltenheiten machen. Das kosmische Werk, das wie vom Dion-Verlag mitgesagt wird, „Gestaltung und Bekenntnis unbeirrt eindeutigen Kunstwillens" ist, besteht aus einem „Menschenspiel", einer Spieltrilogie, Erzählungen, Gedichten und Aufsätzen. Aus dem Wust verzückten Wahns ragt ein Aufsatz: August Stramm. Abgesehen von der vergewaltigten Sprache, die ihre Sinnlosigkeit am stärksten in den Gedichten manifestiert, sind die Abschnitte über diesen gefallenen Dichter ein Wurf geistiger Intensität und intuitiver Spannung. Hier sieht ein Auge hinter das Bild, ein Ohr hört durch das Wort hindurch. Stärkster Impetus verleiht ihm Gesicht. Um dieses Aufsatzes willen möchte man Liebmann Einkehr, Umkehr, Bescheidenheit wünschen. Was er sonst bietet, ist hemmungslose Wut gegen ein anständiges Deutsch und verbohrter Haß gegen die zünftige Kritik. Eine gegenseitige Verhimmelung neuen Glaubens, dessen Gegenstand schon uralt ist und von Nietzsche hymnischer propagiert wurde, beschließt das Buch, von dem alles bis auf den Aufsatz über Stramm eingestampft werden kann.

Berlin — Guido K. Brand

Anti-Ford oder von der Würde der Menschheit. Von Peter Mennicken. Aachen 1924, Die Kuppel.

Bücher wie dieses sind notwendig: sie klären auf, geben, sachlich, mit Initiative und Verantwortung geschrieben, jene Klarheit, welche unsere verworrenen Weltverhältnisse zu deuten und ihnen Richtung zu geben vermag. Die Mitarbeiter dieses jungen aachener Verlages marschieren einem Ziel entgegen, das von ihnen selbst vielleicht nie erreicht, aber zum mindesten durch sie vorbereitet wird.

Dieser Anti-Ford ist der Ausdruck einer Jugend, welche sich durch alle Stilverbildungen hindurchgerettet hat und nun zur Bildung des Lebens ihren eigenen und mutigen Beitrag schafft.

Wir, selbst jung, grüßen diese Jugend, mit der wir uns einig wissen: einig in dem, was notwendig gesagt, einig in dem, was notwendig verschwiegen werden muß.

Stuttgart — Heinz Dietrich Kenter

Die Geister des Hauses. Jugenderinnerungen. Von Oskar A. H. Schmitz. München 1925, Georg Müller. 360 S.

Ein wesentlicher Bestandteil der Selbstbiographien pflegt die für die Tatsache ihrer Niederschrift und Veröffentlichung gegebene Begründung zu sein. Schmitz gibt sie in einem kurzen Vorwort dieses ersten Bandes einer fortzusetzenden Lebensschilderung dahin, daß er im letztvergangenen, fünften Dezennium seines Lebens eine innere Einkehr — nicht Umkehr — erlebt habe, die ihn eine Lösung seiner Daseinsprobleme finden ließ. Diese Lösung führe ihn weder zur Anklage nach außen noch zu Gefühlen von Schuld und Reue nach innen, sondern zu einem heiteren Gleichgewicht im Bewußtsein seiner selbst. Die Sicherheit — wenn auch nicht Klarheit — und Ruhe dieses gewonnenen Standpunkts verbunden mit den bekannten Qualitäten von Schmitz' Sprachstil und Schilderungskunst, machen das Buch angenehm und leichtflüssig zu lesen. Aber sein sachlicher Wert beruht auf der inneren Wahrheit dieser Selbstdarstellung, die ruhig von sich bekennen kann, irgendwie auch „Dichtung" zu sein, ohne ihren Quellenwert zu verlieren. Denn was dargestellt ist, sind nicht „historische Tatsachen", wichtige Zeitereignisse, sondern eine ganz bestimmte, charakteristische Lebensatmosphäre innerhalb der reichen Möglichkeiten deutscher Welt: süddeutsches (rheinfränkisches) elegantes Bürgertum mit seiner eigenartigen Mischung aristokratischer und demokratischer Elemente, norddeutscher und linksrheinischer Einflüsse (nach der Reichsgründung), humanistischer und realistischer Bildung und Lebensrichtung (im Aufstieg der Technik). Schmitz rettet sich aus diesem Übergangsmilieu mit stark konservierendem Sinn eine Individualkultur. Aber offenbar wurde ihm die „Einkehr" und Erkenntnis eben aus der umfassenden Intuition des Blutes. So ist der Grundzug des Buchs rein rückschauend, analytisch, zuweilen auch psychoanalytisch im (zu) engen Sinn: einem frühen sexuellen Zufallserlebnis mißt Schmitz richtunggebende Bedeutung für seine Charakterentwicklung bei, ohne zu überzeugen. Dies bleibt Einzelheit. Im ganzen: nicht neue Erkenntnisse, aber anschauliche Bestätigungen empfängt der Chronist des menschlichen Werdegangs unseres Zeitalters.

Mannheim — Erich Dürr

Minna Cauer. Leben und Werk. Dargestellt an Hand ihrer Tagebücher und nachgelassenen Schriften von Else Lüders. Gotha 1925, Leopold Klotz Verlag, 311 S. Geb. M. 8,–.

Verständnisvoll und intelligent zusammengestellte Biographien sind stets von besonderem Reiz, denn sie bedeuten nicht nur ein menschliches Dokument, sondern auch ein Zeugnis der Zeit. Das ist auch in hohem Maße bei dem von Else Lüders (im Verlag von Friedrich Andreas Perthes) herausgegebenen Buch: „Minna Cauer" der Fall. Ein Stück deutschen Lebens entrollt sich vor uns, ein für das Heute sehr wesentliches Stück, nämlich die Jahre von 1841 bis 1922. Wir lernen ein reiches und schweres Frauenschicksal kennen, das sich aus der harmonischen Enge eines Pastorhauses durch zwei Ehen und eine kurze Mutterschaft in die Öffentlichkeit hinausringt, und anteilnehmend und führend allen Bewegungen der letzten sechzig Jahre nahe kommt. Noch als Achtzigjährige sehen wir die immer jugendliche Frau an jedem Schlag und jeder Hoffnung ihres Volkes teilnehmen. Else Lüders hat es verstanden, den Menschen, die Führerin der Frauenbewegung und die Politikerin vor uns lebendig erstehen zu lassen. Vielleicht wäre ihre Persönlichkeit noch bedeutender in die Erscheinung getreten, wenn sie auch Briefe anstatt nur Tagebücher und Aufsätze verwertet hätte, denn letztere, die nur für die eigene Erinnerung geschrieben werden, zeigen selten dieselbe Prägnanz des Ausdrucks und die Vertiefung des Gedankens wie Briefe, in denen das Ich sich einem Du gegenüber fühlt. Auch der schönste Diamant leuchtet erst im Licht.

Berlin Erna Grautoff

Literargeschichtliche Anmerkungen

LX

Drei Lieder eines Dichters an seine Mutter

Von Kurt Oppert (Bonn)

Im Vergleich zur Liederfülle, mit der die Dichter die Geliebte zu überschütten pflegen, erscheint das, was sie zum Preise der Mutter vorzubringen wissen, äußerst spärlich: einige Gelegenheits-, ja fast Verlegenheitsverse, zum Geburtstag oder beim Tode der Mutter, jugendliche Übungen in strengen Kunstformen, aus Mangel an anderen Stoffen und aus einer gewissen dankbaren Gesinnung verfaßt, nicht aber aus unbedingtem Drang und Zwang, der Liebe zur Mutter künstlerische Gestalt zu leihen. Kein Wunder, daß der Dichter zuweilen selber betroffen über dies Schweigen erstaunt; so die Droste:

So gern hätt' ich ein schönes Lied gemacht
Von deiner Liebe, deiner treuen Weise,
Die Gabe, die für andre immer wacht,
Hätt' ich so gern geweckt zu deinem Preise.

Und zum Schluß wie Verlegenheit und Ausrede:

Wo man am meisten fühlt, weiß man nicht viel zu sagen.

Und Mörike, gewiß einer der zärtlichsten Söhne, bringt nach vielen vielen Liebesliedern zwei kleine Spruchgedichtchen:

Siehe! von allen den Liedern nicht eines gilt dir, o Mutter!

mit der merkwürdigen Erklärung:

Dich zu preisen, o glaub's! bin ich zu arm und zu reich.

Zweifellos liegt diese künstlerische Unfähigkeit in der Beziehung des Sohnes zur Mutter selber begründet, wie anderseits die reiche lyrische Fruchtbarkeit im Verhältnis des Liebenden zur Geliebten.

Was aber diese „Liebe" zum Kernthema der Lyrik macht, ist das Element der immer neuen Sehnsucht, die sie in hundert Gestalten enthält. Erfüllung ohne Rest ist der Tod nicht nur der Sehnsucht, sondern meist zugleich der schöpferischen Möglichkeit zum Liede. „Lieder der Liebe so reich an Sehnsucht" sagt Hartleben.

Gerade das aber fehlt im Verhältnis zur Mutter, in dem wir so recht geborgen und zu Hause wohnen, daß es uns kaum als ein Besonderes zu Bewußtsein dringt; die Mutter ist dem Dichter zu sehr „in die eigene Natur versponnen" (Hebbel), als daß er seine Phantasie aufbieten müßte, sie ihm zu innerlichstem Besitze zu erobern. Kurz: Die Liebe zur Mutter steigt nicht in des Dichters Träume.

Ein noch ungesungenes Lied ruhst du mir im Busen,

so drückt es Mörike aus.

Dies wohl erkannt, darf uns das Versagen der besten Poeten vor der Mutter nicht mehr verwundern; wundern müssen wir uns vielmehr, wenn wir plötzlich bei einem Lyriker auf drei wirklich notwendig gestaltete Gedichte an die Mutter treffen, und sagen uns sofort, daß hier ganz besondere Bedingungen vorliegen werden. Tatsächlich lassen sie sich bei Gustav Falke unschwer aufzeigen; denn sie bestimmen sein ganzes Wesen, weit über diese Einzelerscheinung der Muttergedichte hinausgreifend.

Wohl wenige Dichter, ja wenige Menschen haben ein so verkrochenes Innenleben geführt wie Gustav Falke. Er, der so oft, ihm zwar selber vielfach unbewußt, uns aber deutlich, sein Eigenstes im Symbol von Schnecken, Muscheln, Inseln und verlassen am Wegrand stehenden Bäumchen dargestellt hat, der seine „Auswahl" mit dem Gedicht „Schweigen" beginnt, er, den Liliencron „einsamste Innennatur" genannt und von dessen „Engelshemd" Dehmel gesprochen, er selber empfand seine seelische Zurückgezogenheit und Eingeschlossenheit zuweilen als „die dreizehn Panzer, in denen ich nun mal herumzuwandeln verdammt bin". Doch war dieser Fluch ihm Segen zugleich; ist er doch eine der wichtigsten Voraussetzungen seiner feinsten Kunst: Indem sein irdisches Leben gehemmt wurde, frei nach außen in die Welt zu verströmen, schlug es wie ein feiner Rauch nach innen, sammelte und sublimierte sich zum Gedicht. So erfüllte Traumphantasie gestaltend seine Sehnsucht und befreite und befriedete ihn so.

Gleich das erste, bekannteste seiner Muttergedichte ist ein klassischer Beleg für solche Äußerungsangst:

Die feinen Ohren
(Meiner Mutter)

Du warst allein,
ich sah durchs Schlüsselloch
den matten Schein
der späten Lampe noch.

Was stand ich nur und trat nicht ein?
Und brannte doch,
und war mir doch, es müßte sein,
daß ich noch einmal deine Stirne strich
und zärtlich flüsterte: Wie lieb ich dich!

Die alte böse Scheu,
dir ganz mein Herz zu zeigen,
sie quält mich immer neu.
Nun lieg' ich durch die lange Nacht
und horche in das Schweigen,
ob wohl ein weißes Haupt noch wacht.

Und einmal hab' ich leis gelacht:
Was sorgst du noch,
sie weiß es doch,
sie hat gar feine Ohren,
ihr geht von deines Herzens Schlag,
obwohl die Lippe schweigen mag,
auch nicht ein leiser Ton verloren.

Man spürt: Dies Gedicht ist notwendig entstanden als innere Balance und Kompensation für die versagte Lebenswirklichkeit. Daß am Ende der geistliche Trost erblühen konnte: „Was sorgst du noch, sie weiß es doch!", diese Helle und Heiterkeit ist fast Ergebnis des lyrischen Schöpfungsvorganges selbst: Wie das Gedicht als der Prozeß des Hinträumens wächst, löst sich die ungestillte Sehnsucht eben durch diesen Prozeß, und die Gefühle werden freundlicher. Fließt hier die Produktion, vom wirklichen Erlebnis ausstrahlend, nur aus einem Dämmerzustand heraus („Nun lieg' ich durch die lange Nacht"), so in den beiden anderen Gedichten zu wesentlichen Teilen aus dem vollkommenen Traume, wie denn eins den Untertitel trägt „Ein Traum", ohne den es gar nicht glatt zu verstehen wäre.

Die Mutter
(Ein Traum)

Es war im Garten. Fröhliche Gesellen
umgaben mich. Wir tranken. Und in hellen
plätschernden Bächen sprudelten die Worte
von jungen Lippen. Aber nah der Pforte,
in einer einsamen, erhöhten Laube,
saß meine Mutter. Eine reife Traube
lag goldig ihr im Schoße, und sie aß
und hörte nicht auf uns. Wie sie so saß,
wegbreit nur von uns und doch abgeschieden,
einsam in ihres Alters blassem Frieden,
zwang mir's den Blick magisch dahin, doch konnte
ich nicht vom Platz, den Jugend übersonnte
und laute Lust umklang. Auf einmal schwand
das alles, und es langte eine Hand,
alt, rührend, welk und kühl, wie aus der Erde,
an meinem Bettrand auf mit Bittgebärde:
Willst du mir deine Hand nicht geben? Ach,
kaum daß ich gab, und weinend wurd' ich wach.

Zwar tritt hier jene seelische Eigenart und Einsamkeit Falkes nicht so deutlich heraus, indem mehr die wesensnotwendige Scheidung der Generationen und naturgesetzliche Abgeschiedenheit des Alters dargestellt wird, wundervoll symbolisiert in der „einsamen, erhöhten Laube" (auch Böcklin hat einmal zwei alte Leutchen in einer Laube ruhend gemalt); dennoch liegt der eigentliche Reizpunkt, der erst solche Traumvision entstehen ließ, im Gefühl des Dichters, auf Erden nicht genug getan zu haben in der Liebe zur Mutter, weil er's eben nicht vermochte: „Doch konnte ich nicht vom Platz." Was hier als typischer Traumzustand erscheint: dies An-die-Stelle-gebannt-sein, reicht bei Falke weit ins tägliche Leben. Die plötzliche Traumschlußlösung erweist auch dies Gedicht, das wenige Jahre vor dem Tode der Mutter entstand, als Abreaktion eines unbefriedigten Gefühls, wobei die Möglichkeit eines furchtbaren „Zu spät!" in den Worten „wie aus der Erde" mit der Vorstellung der aus dem Grabe langenden Hand deutlich genug anklingt.

Für das dritte der Gedichte läßt sich die Herkunft aus dem Traume durch eine Notiz in Falkes Schreibheften nachweisen: „Im Traum sprach heute meine Mutter das wunderliche Wort zu mir: ‚Mein Kummer ist wie ein Baum, der voller Zitronen hängt'." Eine unbefriedigte Stimmung also auch hier; sonderbar, wie im fertigen Werk wiederum alles nach der Seite der Erfüllung gewandt ist: Mutter wie Sohn sind getröstet und fröhlich; bittere Liebesmüh findet süßen Lohn in sich selber: so der wundervoll symbolisierte Grundgedanke:

Der Zitronenbaum

Weinend sitzt die alte Frau im Garten;
wo ihr Schmerz die schwarze Erde feuchtet,
sprießt ein Baum, in dessen dunklem Laube
Frucht bei Frucht in gelbem Golde leuchtet.

Kommt der Sohn und sieht der Mutter Tränen.
Die Zitronen pflückt er, pflückt sie alle,
schlürft den Saft mit seinen jungen Lippen,
daß kein herber Tropfen ihm entfalle.

Spricht die Mutter: Lieber, meinen Kummer
nahmst du von mir, mag dich Gott belohnen!
Und der Sohn drauf: Kann es Früchte geben,
die noch süßer sind als die Zitronen?

Dies Gedicht ist das unpersönlichste unter den dreien, es nennt „die Mutter" und „den Sohn", während das mittlere zwar auch die Mutter in der dritten Person, dabei aber die Ich-Form bringt; das erste allein hat Anrede vom „Ich" zum „Du".

Ein viertes Gedicht: „Die tote Mutter" unterscheidet sich von den üblichen aneinandergereihten Reflexionen nur durch einige feinere Wendungen, ohne daß aber eine Gestalt heraustraͤte. Für die andern jedoch ist, wie ich glaube, der Abstand deutlich, der sie von den vielen gutgemeinten, rein stofflich eingestellten Muttergedichten mittlerer und geringer Poeten trennt. Wenn trotzdem öffentliche Kritik diesen einzigartigen zartesten Gebilden dichterischer Traumphantasie etwas geringschätzig den Stempel „bürgerliche Familienpoesie" aufzupressen beliebte, so bewies sie nur ihren oberflächlichen Blick. Ein Mann wie Dehmel, der die besonderen Voraussetzungen Falkes tief durchschaute, konnte sogar mahnen: „... und halten wir's nur weiter mit der ‚bürgerlichen' Kunst!", wobei er jedoch nicht vergaß, das Wort „bürgerlich" in Anführungsstriche zu setzen.

Nachrichten

Todesnachrichten. Marthe Renate Fischer ist am 17. Juni im Landeskrankenhaus zu Rudolstadt einem Schlaganfall erlegen, der einem langjährigen Leiden das Ende setzte. In Zielenzig in der Mark Brandenburg geboren, wurde sie recht eigentlich die Dichterin ihrer Wahlheimat Thüringen, der sie in fünf großen Romanen, unter denen „Wir ziehen unsere Lebensstraße" und „Die kleine Helma Habermann" hervorragen, ihr Lebenswerk gewidmet hat. Sehr wertvoll wurden auch ihre Forschungen auf dem Gebiet des Volksaberglaubens, aus denen ihr Roman „Die aus dem Drachenhaus" hervorgegangen ist. Humor und scharfe Beobachtung, sowie eine besondere Begabung für Landschaftsgestaltung zeichnen ihr erzählerisches Werk aus (vgl. L. E. XXVI, 4).

Theobald Nöthig, der Nestor der schlesischen Dichter, ist am 28. Juli zu Grevesmühlen im Alter von 84 Jahren gestorben. Als Lyriker hat er sich durch die Gedichte „Lichter und Schatten" einen Namen gemacht.

Emma Haushofer-Merk ist im Alter von 71 Jahren am 11. Juli gestorben. Sie war am 15. Juni 1854 als Tochter des Kunstmalers Eduard Merk in München geboren worden und war später die Gattin des bekannten Forschers und Schriftstellers Max Haushofer geworden. In ihren zahlreichen Romanen „Drei Frauen", „Die Gewissensbisse des Ignatius Stupfer" und „Es wetterleuchtet" lebte das alte München auf. Nach Regensburg führte ihr Roman „Haus zu den drei Engeln". Sie verfügte über ein flüssiges Erzählertalent und hatte sich auch als energische Vertreterin vielumstrittener Frauenfragen hervorgetan.

Annie Diederichsen ist im Alter von 70 Jahren in Rotenburg gestorben. Sie war zwanzig Jahre in der Redaktion der Zeitschrift „Niedersachsen" tätig gewesen und galt recht eigentlich als bremische Heimatdichterin. Ihr Gedichtband „Gladiolen" hat vielfach Anklang gefunden.

Eugen Kilian ist im Alter von 63 Jahren in München gestorben. Aus Karlsruhe gebürtig, war er zunächst Regisseur am karlsruher Hoftheater, dann am Hoftheater in München geworden. Seine von der münchener Shakespeare-Bühne beeinflußten dramaturgischen Ansichten hat er in seinem Buch „Aus der Praxis der modernen Dramaturgie" niedergelegt. Er hat zahlreiche Shakespearesche Dramen für die Bühne bearbeitet und sich auf dem Gebiet der Theatergeschichte fleißig umgetan.

Albert Broschek, Herausgeber des „Hamburger Fremdenblatts" ist in Königsberg einem Herzschlag erlegen. Er hat ein Alter von 68 Jahren erreicht.

Karl Franke, Schriftleiter der münchener „Jugend" ist einem Schlaganfall erlegen.

Giuseppe Perin ist am 18. Juli im Alter von 80 Jahren im Priesterseminar zu Padua gestorben. Er hatte lateinisch, griechisch, hebräisch, arabisch und samaritanisch derartig beherrscht, daß er in all diesen Sprachen mit eigenen Dichtungen hervortreten konnte. Sein eigentliches Lebenswerk war die Herausgabe des großen lateinischen Lexikons des Ägidius Forcellini.

* * *

Leopold Jeßner ist in seiner Eigenschaft als Leiter der neu eingerichteten Schauspielhochschule zum Professor ernannt worden.

Karl Viëtor hat einen Ruf als ordentlicher Professor für neuere deutsche Literaturgeschichte nach Gießen erhalten und angenommen.

Ernst Beutler, seit 1913 Bibliothekar an der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, ist zum Direktor des frankfurter Goethe-Museums gewählt worden.

Das Manuskript von Franz Werfels „Juarez und Maximilian", das von dem Textdruck eine Reihe interessanter Abweichungen aufweist, ist der wiener Nationalbibliothek überwiesen worden.

Alexander Wyneken, Chefredakteur der „Königsberger Allgemeinen Zeitung" ist die Würde eines Doctor rerum politicarum honoris causa verliehen worden.

Der gesamte literarische Nachlaß von Hermine Villinger, der auch Unveröffentlichtes birgt, ist der karlsruher Landesbibliothek überwiesen worden.

Eine Büste des Dichters Klabund ist im Realgymnasium der Stadt Crossen aufgestellt und feierlich eingeweiht worden. Klabund hat das crossener Realgymnasium als Schüler besucht.

Dem brünner Schriftsteller Karl Kreisler wurde vom mährischen Landesausschuß in Würdigung seiner literarischen Tätigkeit eine Dotation von 1000 č. K. zuerkannt.

In Berchtesgaden ist ein Ganghofer-Denkmal errichtet worden.

Im Geburtshaus Adam Müller-Guttenbrunns zu Guttenbrunn im Banat wurde zur Erinnerung an den Dichter ein Museum eingerichtet, in dem der Nachlaß an Möbeln, Handschriften, Urkunden und Büchern untergebracht worden ist.

Eine Goethe-Gedenktafel ist vom Harzverein zur Erinnerung an die Besuche Goethes im Bodetal in den Jahren 1784 und 1805 zwischen Waldkater und Königsruh errichtet worden.

In den Arkaden des wiener Universitätsgebäudes ist eine Gedenktafel an Marie Ebner-Eschenbach angebracht worden.

Auf dem Schloßplatz in Hof ist ein Jean-Paul-Denkmal in Form eines Brunnens mit dem Bronzerelief des Dichters enthüllt worden.

Auf Schloß Guttenberg a. N., wo Wilhelm Hauff vor hundert Jahren als Hauslehrer in der Familie des Kriegsratspräsidenten von Hügel gewirkt hat, ist eine Wilhelm-Hauff-Gedenktafel angebracht worden.

Im Hebbel-Haus zu Wesselburen ist ein hamburger Zimmer eingerichtet worden, in dem alles auf Hebbels hamburger Freundeskreis, wie auf sein dortiges literarisches Schaffen Bezügliche in Bildern, Briefen, Manuskripten und Erstdrucken zur Anschauung gebracht wird.

Von der Philosophischen Fakultät der Göttinger Universität ist für das Jahr 1925/26 folgende Preisaufgabe gestellt worden: „Auf Grund der vorhandenen und eventuell zu beschaffenden Reproduktionen und, soweit notwendig, unter Heranziehung der Originale, ist eine Buchgeschichte des Nibelungenliedes zu liefern, welche alle Manuskripte auf das Format und die wechselnde Einrichtung der Schriftfläche, die Strophen- und Versabsetzung, die Einschaltung und Fortlassung der Aventürenüberschriften usw. untersucht, Heimat und Alter der Handschriften und Handschriftengruppen nach Möglichkeit feststellt und so eine notwendige Kontrolle und Ergänzung der von W. Braune aufgestellten Filiation liefert."

Karl Heinemann hat im Einverständnis mit dem Alfred Kröner-Verlag die Mitarbeit an der Neuauflage seiner bereits im 106. Tausend erscheinenden „Deutschen Dichtung" Erich Ebermayer übertragen, der das Buch ergänzen und bis auf die jüngste Gegenwart fortführen wird. Unlängst ist Heinemanns „Deutsche Dichtung" auch ins Italienische übersetzt worden.

* * *

Die Firma Ludwig Röhrscheid, Buchhandlung, Bonn, schreibt uns:

„Erst kürzlich berichteten Fachzeitschriften von dem beabsichtigten Verkauf einer Gutenberg-Bibel des Klosters St. Paul. Heute können wir tatsächlich den Verkauf eines anderen, ebenfalls in Österreich befindlichen Exemplares melden. Wie wir hören, ist die dem Stifte Melk gehörige 42zeilige Gutenberg-Bibel durch den Antiquar E. Semmel im Auftrag seiner Firma Ludwig Röhrscheid, Bonn, an einen londoner Interessenten vermittelt worden. Nach Seymour de Ricci und Schwenke ist diese Ausgabe, ebenso wie die beiden jetzt noch in Österreich befindlichen Stücke, vollständig und ohne Zweifel, was Zustand und Erhaltung anbetrifft, überhaupt eins der besten noch existierenden Exemplare. Eine genaue Prüfung des in der National-Bibliothek befindlichen ergab die genaue Übereinstimmung. Wenngleich etwas beschnitten, so wird dieser Mangel durch die außerordentliche Frische des Papiers wettgemacht.

Die Firma Ludwig Röhrscheid, die erst lange in Unterhandlungen mit deutschen Museen und Bibliotheken stand, vermochte bei den zuständigen Behörden merkwürdigerweise nicht das richtige Verständnis zu finden und sah sich erst, nachdem alle Versuche scheiterten, gezwungen, Beziehungen mit dem Ausland anzuknüpfen. Welcher Wert mit diesem kostbaren Werk Deutschland entgangen ist, wird sich erst nach Dezennien feststellen lassen. Um so erstaunlicher ist die Tatsache, daß von allen europäischen und außereuropäischen Ländern an die obige Firma Anfragen und Vermittlungsaufträge eingehen, immerhin ein Zeichen, daß der Name Gutenberg im Ausland einen erheblich besseren Klang hat, als in Deutschland."

Eine der interessantesten Handschriften von Walter Scott, das Manuskript seines Romans „Der Antiquar", 310 Seiten in klarer feiner Handschrift mit viel Verbesserungen, ist zur Versteigerung gelangt.

Dem Jahresbericht der Schweizerischen Schillerstiftung für 1924 ist zu entnehmen, daß die Stiftung seit 1905 die Summe von 316 288 Franken für Stiftungszwecke aufgewendet hat, wovon als Dotationen für schweizerische Dichter und Schriftsteller 160 191 Franken, für Hinterbliebene von schweizer Schriftstellern 22 900 Franken ausbezahlt worden sind. An literarische Institute und Unternehmungen wurden 11 304 Franken, für Bücherschenkungen 50 390 Franken verausgabt. Es wurden in diesen zwanzig Jahren 12 690 deutsche, 3020 französische, 750 italienische und 587 rätoromanische Bücher verschenkt.

Das Syndikat der französischen Buchverleger hat beschlossen, den Preis des normalbroschierten Romanbandes von 7,50 Franken auf 6,— Franken herabzusetzen (Vorkriegspreis 3,50 Franken).

Konrad Burdachs vielfach schwer zugängliche Forschungen werden nunmehr in „Gesammelten Schriften" zusammengefaßt. Burdach hat die erste Abteilung des ersten Bandes seiner „Gesammelten Schriften zur Geschichte des deutschen Geistes" (enthaltend Schriften zum Mittelalter) der Preußischen Akademie der Wissenschaften vorgelegt.

Fritz von Unruhs „Gesammelte Werke" erscheinen zur Zeit in der Übersetzung von Benoist-Méchin im Verlag von Simon Kra in französischer Sprache. Der gleiche Verlag veröffentlicht die Übersetzung von vier Novellen von Carl Sternheim und Thomas Manns „Tod in Venedig".

Von dem bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin, erschienenen sibirischen Novellenband „Im Lande der Finsternis" von Egon Freiherrn von Kapherr wird demnächst ein Verleger in Kikai Nojo auf Korea eine koreanische Ausgabe veranstalten. Der Übersetzer ist ein dort lebender Herr Kensiro Kato, der die deutsche Sprache außerordentlich gut beherrscht. Es dürfte dies der erste Fall sein, daß ein deutsches belletristisches Werk in dieser Sprache erscheint.

Wilhelm Scharrelmanns „Jesus der Jüngling", von dem bereits eine norwegisch-dänische Übersetzung vorliegt, ist nunmehr auch ins Holländische übertragen worden. Die Buchausgabe wird in den nächsten Tagen ausgegeben werden. Von demselben Buch ist eine englische Übersetzung in Vorbereitung. Auch „Die erste Gemeinde" des genannten Verfassers wurde ins Holländische übertragen und erscheint zur Zeit in der „Eenheid", einer holländischen Wochenschrift für geistige und wirtschaftliche Strömungen.

Ein sehr erfreuliches Zeichen für das zunehmende Interesse an deutscher Literatur und Dichtung in Frankreich, ist folgendes Schreiben, das Clara Viebig zu ihrem 65. Geburtstag zugegangen ist:

Université de Poitiers — Faculté des Lettres

Poitiers, le 20 Juillet 1925

Sehr verehrte Meisterin!

im Namen einer Anzahl von Studenten und Studentinnen der deutschen Sprache und Literatur, denen ich im vergangenen Jahre über Ihren auf dem Studienprogramm aufgenommenen Roman: „Töchter der Hekuba" erzählen durfte, übersende ich Ihnen aus dem Gefühl tiefster Verehrung die herzlichsten Glückwünsche zu Ihrem 65. Geburtstage,

gez. Camille Schneider
Lecteur d'allemand à la Faculté des Lettres
z. Zt. Molsheim (Elsaß)

Georg Hermann schreibt uns:

„Sehr geehrte Redaktion!

Es gibt liebenswürdige Menschen. Nicht gerade viel. Aber sie kommen immer noch vor. So brachte mir zum Beispiel gestern ein mir befreundeter Herr etwas mit, weil er vermutete, es mache mir Vergnügen. Also: es war ein grauer, sandsteinfarbener Biedermeierkarton, 20 cm hoch, 23 cm breit, mit jenen hochgepreßten Ornamenten, wie ihn die Biedermeierzeit liebte. In der Mitte war ein Bilderrahmen eingepreßt mit der lichten Weite von 9 cm Höhe und 11½ cm Breite. Der gepreßte Rahmen sollte ein Rokokorahmen sein mit Netzwerk, Rosetten, Gehängen, die aus geschnitzten Blüten kamen, mit Kartuschen in den Ecken, wie sich Herr Biedermeier so etwas vorstellte. Ich glaube, man hatte solche gepreßten Pappen vor allem, um Reiseandenken, Städteansichten, schweizer Landschaften in bunten Stichen, — der Staubfall, Zug und Lauterbrunn (zart und süß, wie eine Marzipantorte!) — darauf aufzukleben. Aber hier war in der Mitte keine Ansicht von Glogau oder Regensburg oder Baden bei Zürich, sondern ein weißes starkes Papier war fein säuberlich darauf aufgezogen und darauf stand in zierlicher Perlschrift ein Gedicht, ein Gelegenheitsgedicht, das man jeman-

dem zum Abschied überreicht hatte. Nebenbei hatte der Karton jahrzehntelang hinter Glas an der Wand gehangen, in Kaliko gerahmt. Denn die Reste dieser Rahmung wurden mir nämlich mit überreicht.

Bevor ich aber von dem Gedicht rede, will ich von den zwölf Namen sprechen, die in Autogrammen, um sich als Spender dieser Dichtung zu bezeichnen, auf dem grauen Karton stehen, und zwar 4 oben, unten, rechts und links, 4 von den Rahmenspitzen zu den Bildchen laufend, 4 in den Kartuschen in den Winkeln des Rahmens. Also oben – Bettine Arnim, links Max von Arnim, unten Johanna Mathieux, rechts Armgard von Arnim. Ecke links oben Dr. von Pyllemann, rechts oben A. von Eckenbrecher, rechts unten Henriette von Hochstätter, links unten Friedmund von Arnim. Kartusche links Henry des Moutis (?), rechts François de Savigny, unten rechts Leon de Savigny, unten links Gisela (wohl Gisela von Arnim, die spätere Gattin Herman Grimms).

Das Gedicht selbst kann von Bettina geschrieben sein. Die Schrift hat manche Ähnlichkeiten, aber ich glaube nicht, daß sie so kalligraphisch zierlich etwas hingemalt hätte, eher wird wohl, nach dem Namenszug zu urteilen, Max von Arnim hier der Schriftkünstler gewesen sein. Das Gedicht selbst aber, dessen Autor sich stolz verschweigt, ist eine zu niedliche Reimerei, als daß man nicht annehmen müßte, daß Bettina zum mindesten dabei Pate gestanden hätte.

Um was es sich handelt, bedarf keiner Kommentare. Ein französischer Freund, der sich im Hause Arnim und Savigny wohl hat sein lassen, und den man lieb gewann, trotzdem man ihn etwas aufzog, und es nicht ohne Reibereien abging, kehrt nach Paris zurück und empfängt von der Korona dieses Abschieds- und Entschuldigungspoem von elf Strophen.

1

So lange du
O Freund Guenoux
In unsrer Nähe weiltest
Und jeden Scherz
Auch manchen Schmerz
Gemütlich mit uns theiltest

2

Da wußten wir
(Folles créatures)
Dich nicht genug zu schätzen;
Mit Widerspruch
Wir oft genug
Dich wagten zu verletzen.

3

Begeist'rung ließ
Dich oft Paris,
Das glänzende, erheben;
Und die Hero'n
Der Nation
Der Freiheit mehr als Leben. (sic!)

4

So trieb uns dann
Zum Necken an
Der Übermut der Jugend;
Mit argem Hohn
Wir der Nation
Abstritten jede Tugend

5

Bei der gageure
Imprevue, mehr
Als recht wir dich vexierten;
Selbst den Molière,
Den du so sehr
Verehrst, wir chikanierten.

6

Doch dein Gemüt
Voll Huld und Güt'
Verzieh' uns bösen Kindern,
Wir haben heut
Die Schuld bereut
Gleich tief zerknirschten Sündern.

7

Nur noch 1mal
Der Sonne Strahl
Wird in Berlin dich küßen;
Dann fliehest du
Der Heimat zu
Bist unsrem Kreis entrissen.

8

Was sonst nur schlief,
Das fühlen tief,
Wir jetzt im Herzens Grunde;
Drum zählen wir,
Bis wieder hier
Du weilest, jede Stunde.

9

Dann werden klug
Wir doch genug
Geworden sein indessen;
Nicht vorlaut mehr –
Als wie bisher
Uns gegen dich vermessen.

10

Ein günst'ger Stern
Aus weiter Fern
Dich bald zurücke führe!
Und, daß du siehst,
Daß Femme nicht ist
Si mauvaise créature,

11

Beweisen wir
In Zukunft dir,
Wie wir zu schätzen wißen
Die Güte dein,
Und oben drein
... Wie ungern wir dich mißen.

Berlin,
den 26. April 1837,
Linden Nr. 21 und
Pariser Platz Nr. 3.

Warum ich meine, daß Bettina zum mindesten Pate stand ... bei dem opusculum? Erstens, weil es ihre Art ist und zweitens weil Verszeilen wie zum Beispiel die

Drum zählen wir,
Bis wieder hier
Du weilest jede Stunde

kaum ein Dilettant schreiben würde.

Heidelberg, 29. Juni 1925. Georg Hermann."

*

Arthur Hübscher (München) richtet folgende Zeilen an die Schriftleitung der „Literatur":

„Gestatten Sie mir einige Bemerkungen zu dem Aufsatz von Werner Schmidt „Der Blinde in der Literatur" (L. E. XXVII, 583 ff.). Eine Reihe der berührten Motive ist biblischen oder antiken Ursprungs. So das Motiv der Blendung für Übeltaten: Simson, Polyphem. Durch einen Unglücksfall erblindet der alte Tobias. Er erhält durch den Engel Raphael sein Augenlicht zurück. Griechisch wiederum ist die Vorstellung des blinden Sängers. So ist Homer den Unzulänglichkeiten der irdischen Welt entrückt, um eine andere heroische Welt schaffen zu können. Dieses Motiv wird in der deutschen Klassik, die keine Blindendarstellungen kennen soll, zu höchster symbolischer Bedeutung gehoben. Die Sorge läßt Faust unter ihrem Anhauch erblinden, aber sie wendet vergebens ihr stärkstes Mittel an, um ihn in ihre Macht zu zwingen:

„Die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht."

Das Motiv der inneren Erleuchtung ist noch in Hauptmanns „Pippa" (1906) wirksam. Der Handwerksbursche Michael Hellriegel erwacht mit dem Augenblick seiner Erblindung zu einer reicheren inneren Schau, die der irdischen Sinne nicht mehr bedarf, die sich wohl überhaupt erst nach der Ausschaltung der irdischen Sinne hemmungslos und rein entfalten kann. Damit ist schon die Linie angedeutet, die zu Rilke hinführt und über Rilke hinaus zu Ernst Barlachs „Totem Tag" (1924). Denn auch der als blinder alter Mann heimkehrende Gatte besitzt dieses gesteigerte innere Wissen um die Dinge. Unter die romantischen Darstellungen des Blinden gehört der blinde König Uhlands. Eine moderne Weiterbildung des Erleuchtungsmotivs ist die Entrückung aus den vielfachen Anforderungen der Welt, die strenge hingebende Beschränkung auf eine heilige Aufgabe, wie etwa die Erziehung des Enkels in Ernst Wiecherts „Totenwolf" (1924). Modern ist auch der erblindende Patient Anton Moß in Knut Hamsuns Roman „Das letzte Kapitel" (1924), der seine Krankheit als entschiedene Herabminderung der Gesamtpersönlichkeit hinnehmen muß und sich nur in die Überlegenheiten des Zynischen flüchten kann."

* * *

In den Veröffentlichungen des Theaterwissenschaftlichen Instituts der Universität Köln erscheint eine Bibliographie der deutschen Theaterzeitschriften und Theateralmanache des 18., 19. und 20. Jahrhunderts, deren Bearbeitung Paul Alfred Merbach anvertraut worden ist.

Uraufführungen. Mariazell (Steiermark), Festspielhaus. „Mariens Siebente Herrlichkeit" (nach einem mittelniederländischen Spiel aus dem 15. Jahrhundert). — „Christus der Retter" (die moderne Passion eines anonymen geistlichen Autors).

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Aus den Papieren einer Toten ... Berlin 1925, Gebrüder Paetel. 400 S. M. 4,—, (M. 6,—).

Bormann, Martin. Der Don Juan der halben Dinge. Berlin 1925, Ernst Rowohlt. 151 S. M. 3,50 (5,—).

Fechenbach, Felix. Im Haus der Freudlosen. Bilder aus dem Zuchthaus. Berlin 1925, J. H. W. Dietz Nachfolger. 130 S.

Friedrich, Paul. Grabbe. Der Roman seines Lebens. Berlin 1925, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt Engel & Toeche. 205 S. M. 3,50 (5,—).

Guenther, Johannes von. Martinian sucht den Teufel. Stuttgart 1925, J. Engelhorns Nachfolger. 285 S.

Hoechstetter, Sophie. Der Weg nach Sanssouci. Fränkische Novellen aus den Tagen Friedrichs des Großen. Dachau bei München 1925, Einhorn-Verlag. 234 S.

Hoek, Henry. Wanderbriefe an eine Frau. Hamburg 1925, Gebrüder Enoch. 188 S. Geb. M. 4,—.

Kurz, K. F. Dolores. Roman. München 1925, Albert Langen. 256 S. M. 4,— (6,50).

Lutz, Georg. Die Hexe von Schwabach. Novelle. Wiesbaden 1925, Hermann Rauch. 134 S. Geb. M. 3,—.

Mathar, Ludwig. Ein voller Herbst. Drei Moselgeschichten aus drei Jahrhunderten. Hausschatzbücher-Serie, Bd. 45. Regensburg 1925, Josef Kösel & Friedrich Pustet, K.-G. 166 S. Geb. M. 1,50.

Jacques, Norbert. Der Kaufherr von Shanghai. Roman. Berlin 1925, Ullstein. 290 S. M. 4,50.

Offenburg, Kurt. 11/10. Ein zeitgenössischer Roman. Frankfurt a. M. 1925, Mittelland-Verlag. 223 S.

Riedl, Peter. Peter Schlemihls zweite wundersame Geschichte. Mit Vollbildern und Buchschmuck von Josef Pfeifer-Fried. Weimar 1925, Straubing & Müller (Inh. Rich. Matthias). 136 S. M. 2,50 (3,50).

Rummel, Walter von. Kürassiere. Roman. München 1925, Knorr & Hirth G. m. b. H. 182 S. M. 4,—.

Schmücker, Else. Elisabeth vom Berge. Bilder aus dem Leben einer Fürstäbtissin. Paderborn 1925, Ferdinand Schöningh. 160 S. M. 3,50.

Schubart, Arthur. Ramasân. Geschichten aus Heimat und Fremde. München 1925, Drei Masken Verlag. 148 S.

Schulenburg, Werner von der. Briefe vom Roccolo. Eine tessiner Novelle. Dachau bei München 1925, Einhorn-Verlag. 124 S.

Zech, Paul. Das törichte Herz. Vier Erzählungen. Berlin 1925, J. H. W. Dietz Nachfolger. 264 S. M. 5,25.

* * *

Peladan. Die Jungfrauen von Avignon. Roman. München 1925, Georg Müller. 297 S.

Fielding, A. Der Fall Erskine. Detektiv-Roman. München 1925, Georg Müller. 296 S.

Galsworthy, John. Der Patrizier. Roman. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Leon Schalit. Berlin 1925, Paul Zsolnay. 400 S.

London, Jack. König Alkohol. Ein autobiographischer Roman. Übersetzt von Erwin Magnus. Berlin 1925, Gyldendalscher Verlag. 302 S.

Russell, John. Klippen im Korallenmeer. Novellen. Autorisierte Übersetzung aus dem Amerikanischen von Lisa H. Löns. Hannover 1925, Adolf Sponholtz G. m. b. H. 216 S.

P'u Sung-Ling. Seltsame Geschichten aus dem Liao Chai. I. Band. Herausgegeben von Erich Schmitt. Erste Abteilung: China. Berlin 1924, Alf. Häger. 218 S.

Lyrisches und Episches

Altenberg, Paul. Die ewige Brücke. Stuttgart 1925, Chronos-Verlag. 125 S. Geb. M. 5,50.

Aus Tag und Traum. Eine Sammlung deutsch-schweizerischer Frauenlyrik der Gegenwart. Zürich 1925, Rascher & Cie. A.-G. 239 S. M. 4,40.

Friedenthal, Richard. Demeter. Sonette. Berlin 1925, Axel Juncker. 72 S. Brosch. M. 3,–, geb. M. 4,50.

Kellner, Ottokar. Das Loreleilied. Elfenstück mit Farbenballett. Wien 1925, Amalthea-Verlag. 87 S.

Schönlank, Bruno. Jugendtag! Chorwerk. Berlin 1925, Arbeiterjugend-Verlag. 24 S. M. 0,50.

Sternbach, Hermann. Adam der Mensch. Sonette. Weimar 1925, Wolf von Kornatzki. 18 S. Kart. M. 1,80.

* * *

Von Sions Liedern. Ausgewählte Dichtungen des Alten Testamentes. Übersetzt und kurz erläutert von Alfons Schulz. Mainz 1923, Matthias Grünewald. 116 S. Geb. M. 3,–.

Dramatisches

Ebermayer, Erich. Brüder. Schauspiel in drei Aufzügen. Leipzig 1925, Ernst Oldenburg. 80 S. Brosch. M. 2,50.

Ilges, F. Walther. Babylon. Das Drama eines Weltunterganges. Köln 1925, Paul Gehly. 68 S. M. 3,–.

Kellner, Ottokar. Borgo. Tragödie. Wien 1925, Amalthea-Verlag. 144 S.

Literaturwissenschaftliches

Aue, Hartmann von. Der arme Heinrich. Übertragen von Wilhelm Grimm. Offenbach a. M. 1925, Wilh. Gerstung. 55 S. Geb. M. 5,–.

Boucke, Ewald A. Aufklärung. Klassik und Romantik. Eine kritische Würdigung von H. Hettners Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Sonderdruck aus der 7. Auflage der Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. Braunschweig 1925, Friedr. Vieweg & Sohn. 67 S. M. 2,–.

Brentano, Klemens. Rheinmärchen. Neu gefaßt von Laurenz Kiesgen. Mit einem Titelbild von Edward von Steinle. Freiburg i. B. 1925, Herder & Co. G. m. b. H. X u. 126 S. Geb. M. 2,80.

Das Nibelungenlied. Altbayerisch erzählt von Hans Stieglitz. München 1925, R. Oldenbourg. 82 S. Geb. M. 2,50.

Deutsche Dichter vor und nach 1813. Befreiungskampf und Burschenschaft im Spiegel der zeitgenössischen deutschen Dichtung. Herausgegeben von Wilhelm Kosch. Mit vier Bildtafeln. Stuttgart 1925, Strecker & Schröder. 181 S. Geb. M. 3,50.

Forst-Battaglia, Otto. Die französische Literatur der Gegenwart 1870–1924. Wiesbaden 1925, Im Dioskuren Verlag. 443 S.

Goethes Werke in sechs Bänden. Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft ausgewählt und herausgegeben von Erich Schmidt. Leipzig, Insel-Verlag.

Helmholtz, Hermann von. Natur und Naturwissenschaft. Mit einem Nachwort von Joseph Bernhart. (Bücher der Bildung, Bd. 11.) München 1925, Albert Langen. 232 S. Geb. M. 4,–.

Hildebrand, Rudolf. Volk und Menschheit. Auswahl aus seinen Schriften nebst Tagebuchblättern und Briefen. Mit einem Nachwort von Helmut Wocke. (Bücher der Bildung, Bd. 14). München 1925, Albert Langen. 238 S. Geb. M. 4,–.

Kappstein, Theodor. Einführung in Friedrich Nietzsches Zarathustradichtung. Die Bücherei der Volkshochschule, Bd. 53/54. Bielefeld 1925, Velhagen & Klasing. 139 S.

Kellner, Leon. Restoring Shakespeare. A critical analysis of the misreadings in Shakespeares works. With facsimiles and numerous plates. Leipzig 1925, Bernh. Tauchnitz. 216 S.

Kurz, Hermann. Erzählungen und Schwänke. Ausgewählt und eingeleitet von Owlglaß. Mit einem Bilde des Dichters. (Langens Auswahlbände, Bd. 21.) München 1925, Albert Langen. 230 S. Geb. M. 4,–.

Lusser, Karl Emanuel. Conrad Ferdinand Meyers geistige Entwicklung. Leipzig 1925, H. Haessel. 16 S.

Johannes Mahler ein schweizerischer Dramatiker der Gegenreformation von Willi Burgherr. („Sprache und Dichtung", Forschungen zur Sprach- und Literaturwissenschaft. Heft 33.) Bern 1925, Paul Haupt, Akademische Buchhandlung vorm. Max Drechsel. 166 S.

Das Mörike-Buch. Eine Auswahl aus den Dichtungen und Briefen Eduard Mörikes. Mit einem Nachwort von Emil Nack. (Deutsche Hausbücherei, Bd. 166.) Wien 1925, Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst (vorm. Österr. Schulbücherverlag). 322 S.

Münzer, Thomas. Nach alten Drucken neu eingerichtet von Alfred Ehrentreich. Aus alten Bücherschränken. Eine Sammlung vergessenen und gefährdeten deutschen Volksgutes. Herausgegeben von Wilhelm Stapel. Hamburg 1925, Hanseatische Verlagsanstalt. 139 S.

Murner, Thomas Murners Deutsche Schriften mit den Holzschnitten der Erstdrucke. Bd. III. Die Schelmenzunft. Berlin 1925, Walter de Gruyter & Co. 228 S. M. 10,–.

Ponten, Josef. Der Rhein. Zwei Aufsätze. Gabe zur Feier der Tausend Jahre der Rheinlande. Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 51 S. Kart. M. 1,60.

Reininger, Robert. Friedrich Nietzsches Kampf um den Sinn des Lebens. Der Ertrag seiner Philosophie für die Ethik. Wien 1925, Wilhelm Braumüller, Universitätsbuchhandlung G. m. b. H. 199 S. M. 4,– (M. 5,–).

Schäfer, Wilhelm. Die dreizehn Bücher der deutschen Seele. München 1925, Georg Müller. 575 S.

Schiller-Biographie. Unter Benutzung der Trömelschen Schiller-Bibliothek (1865). Herausgegeben von Herbert Marcuse. Berlin 1925, S. Martin Fraenkel. 137 S. M. 8,– (9,–).

Schiller. Gestalt und Gedanke. Mit einem Nachwort von Tim Klein. (Bücher der Bildung, Bd. 16.) München 1925, Albert Langen. 272 S. Geb. M. 4,–.

Steub, Ludwig. Die schönsten Erzählungen. Ausgewählt und eingeleitet von Josef Hofmiller. (Langens Auswahlbände Bd. 22, begründet von Walter von Molo.) München 1925, Albert Langen. 280 S. Geb. M. 4,–.

Strahlmann, Fritz. Der neue Omar Khajjam—Richard Hamel. Ein Gedenkblatt. Eine Würdigung seines Lebens und Schaffens. Mit einem Bilde Hamels und zwei Stammbucheintragungen als Handschriftenproben auf dem Umschlag. Oldenburg 1925, Wilhelm Walther. 56 S.

Tausend Jahre rheinische Dichtung. Eingeleitet und herausgegeben von Richard Wenz, Leipzig 1925, Max Koch. 479 S. Geb. M. 8,80.

Richard Wagners Briefe. Ausgewählt und erläutert von Wilhelm Altmann. Bd. I/II. Leipzig 1925, Bibliographisches Institut. 457 S. u. 428 S. Geb. M. 12,–.

Wagner, Richard. Die schönsten Prosaschriften. Mit einem Nachwort von Josef Hofmiller. (Bücher der Bildung, Bd. 12.) München 1925, Albert Langen. 221 S. Geb. M. 4,–.

Wolkern, Rudolf. Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen und in den Sudetenländern mit einem Titelbild und 22 Bildbeilagen. Augsburg 1925, Johannes Stauda. 184 S. M. 7,– (8,60).

* * *

Aus dem französischen Garten. Umdichtungen von Rolf Freiherrn von Ungern-Sternberg. (Die Bücher der Lebenden, 6. Bd.) Berlin 1925, Romantik Verlag. 29 S.

Bourget, Paul. Einführung von Hermann Platz. Eine Novelle übertragen von Karl Linzen. (Dichter des Auslandes, 3. Bd.) Dortmund-Würzburg 1925, Wolfram-Verlag G. m. b. H. 45 S.

Rousseau. Das Schönste von Rousseau. Ausgewählt und übersetzt von Tony Kellen. Mit einem Nachwort von Tony Kellen. (Bücher der Bildung, Bd. 13.) München 1925, Albert Langen. 231 S. Geb. M. 4,–.

Macaulay. Mächte der Geschichte. Übersetzt von Friedrich Bülau. Mit einem Nachwort von Josef Hofmiller. (Bücher der Bildung, Bd. 15.) München 1925, Albert Langen. 210 S. Geb. M. 4,–.

Anders Gemmer und August Messer. Sören Kierkegaard und Karl Barth, Stuttgart 1925, Strecker & Schröder. 307 S. Kart. M. 5,– (6,50).

Oehlenschläger, Adam. Lebenserinnerungen. Mit acht Tafelbeigaben. Nach der deutschen Originalausgabe des Verfassers in abgekürzter Form neu herausgegeben von Willibald Franke. München 1925, Georg Müller. 532 S.

Um Ferdinand Ossendowski. Ferdinand-Antoni Ossendowski. Zur Authentizität. Prüfer und Zeugen. Nachwort. Frankfurt a. M. 1925, Frankfurter Sozietäts-Druckerei G. m. b. H., Abt. Buchverlag. 165 S.

Depta, Max Victor. Pedro Calderon de la Barca. Leipzig 1925, Quelle & Meyer. 262 S.

Verschiedenes

Ähren aus der Garbe. Kleines Jahrbuch des Matthias-Grünewald-Verlages zu Mainz 1925. 175 S. Kart. M. 1,20.

Baumeister, Albert. Der deutsche Arbeiter in der Internationale. Ein Vortrag. Berlin 1925, Verlag der Neuen Gesellschaft G. m. b. H. 31 S. Brosch. M. 0,50.

Borchardt, Rudolf. Ausgewählte Werke 1900–1918. Berlin 1925, Ernst Rowohlt. 147 S. M. 4,– (5,50).

Bornhausen, Karl. Faustisches Christentum. Gotha 1925, Leopold Klotz Verlag. 24 S. M. 1,–.

Brentano, Maria Rafaela. Wie Gott mich rief. Mein Weg vom Protestantismus in die Schule St. Benedikts. Freiburg i. Br. 1925, Herder & Co. G. m. b. H. Verlagsbuchhandlung. XII u. 346 S. Geb. M. 6,50.

Crailsheim-Rügland, Carola Freiin von. Fränkische Städte und Schlösser. Ansbach 1925, C. Brügel & Sohn A.-G. 84 S. M. 2,– (3,–).

Der kleine Brockhaus. Handbuch des Wissens in einem Bande. Über 4000 Stichwörter auf etwa 800 dreispaltigen Textseiten mit 5400 Abbildungen und 90 einfarbig und bunten Tafel- und Kartenseiten, sowie 37 Übersichten und Zeittafeln. Lieferung 3, S. 161–240. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus. Jede Lieferung M. 1,90. Geb. M. 21,–.

Der kleine Herder. Nachschlagebuch über alles für alle. Mit vielen Bildern und Karten. Erster Halbband A-K. Freiburg i. B. 1925, Herder & Co. G. m. b. H. 752 S.

Der Rhein. Ein Bilderbuch mit über hundert Bildern. Geleitwort von Wilhelm Schäfer. Den Text zu den Bildern schrieb Theodor Wildeman in Bonn. Dachau bei München 1925, Einhorn-Verlag. 96 S.

Giotto. Des Meisters Gemälde in 293 Abbildungen. Herausgegeben von Curt H. Weigelt. („Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben", 29. Bd.) Stuttgart-Berlin 1925, Deutsche Verlags-Anstalt. 248 S.

Goldschmidt, Alfons. Wie ich Moskau wiederfand. Berlin 1925, Ernst Rowohlt. 72 S. Kart. M. 1,80.

Janert, Die Kunst, geistig vorteilhaft zu arbeiten. Stuttgart 1925, Franckh'sche Verlagshandlung. 80 S. M. 1,20 (2,–).

Jauker, Otto. Deutsche Geschichte. Von altgermanischer Zeit bis zur Gegenwart. 10. Heft. S. 577–640. Graz 1924, Heimatverlag Leopold Stocker.

von Kempen, Thomas. Das Büchlein von den drei Hüllen und das von der wahren Zerknirschung des Herzens. Deutsch von Heinrich Glaunes. (Religiöse Geister, Texte und Studien zur Vertiefung und Verinnerlichung religiöser Kultur, 16. Bändchen.) Mainz 1924, Matthias-Grünewald-Verlag. 80 S. Geb. M. 1,75.

Kesseler, Kurt. Pädagogische Charakterköpfe. Eine Beleuchtung der Pädagogik im 20. Jahrhundert. 4. Auflage. Frankfurt a. M. 1925, Moritz Diesterweg. 199 S. M. 4,20 (4,80).

Kubin, Alfred. Rauhnacht. Dreizehn Steinzeichnungen. Mit einem Vorwort von Otto Stoessl. Berlin 1925, Volksverband der Bücherfreunde—Wegweiser-Verlag G. m. b. H.

Lämmel, Rudolf. Sozialphysik. Naturkraft, Mensch und Wirtschaft. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Stuttgart 1925, Franckh'sche Verlagshandlung. 78 S. M. 1,20 (M. 2,–).

Linde, Ernst. Geistesbildung durch Sprachbildung. Auch eine Methodik des Deutschunterrichts. Leipzig 1925, Julius Klinkhardt. 118 S. M. 4,–.

Meyer, Hans. Geschichte der alten Philosophie. (Bd. X der Philos. Handbibliothek.) München 1925, Jos. Kösel & Fr. Pustet K.-G. 510 S. M. 11,– (13,)–.

Meyers Lexikon. Siebente Auflage in vollständig neuer Bearbeitung. Mit etwa 5000 Textabbildungen und über 1000 Tafeln, Karten und Textbeilagen. II. Band, Bechtel—Conthey. Leipzig 1925, Bibliographisches Institut. 1719 S. M. 30,–.

Much, Hans. Rings um Jerusalem. Mit 24 Bildtafeln. Dachau bei München 1925, Einhorn-Verlag. 114 S.

Müller, Gg. Herm. Von Bibliotheken und Archiven. Drei Vorträge. Leipzig 1925, Helingsche Verlagsanstalt. 73 S. M. 2,–.

Jacques, Norbert. Heißes Land. Eine Reise nach Brasilien. Dachau bei München 1925, Einhorn-Verlag. 225 S.

Polyphon. Mit dem rechten Auge. Blinklichter. Titelbild und Zeichnungen von Oskar Garvens. Berlin 1925. „Der Deutschenspiegel" Verlagsgesellschaft m. b. H. 164 S. Kart. M. 4,– (5,50).

Rank, Otto. Der Doppelgänger. Eine psychoanalytische Studie. Wien 1925, Internationaler psychoanalytischer Verlag. 117 S.

— Der Künstler und andere Beiträge zur Psychoanalyse des dichterischen Schaffens. Imago-Bücher I. Wien 1925, Internationaler psychoanalytischer Verlag. 208 S.

Reinhardt, Erich. Pierrot. Das melancholische Ich. Magdeburg 1925, Heidrich-Verlag. 18 S. Brosch. M. 1,–.

— Schrei nach Reformation – weltliche Schule! Magdeburg 1925, Heidrich-Verlag. 8 S. M. 0,20.

Römer, Siegbert. Neues von Palmström. Morgensterniana. Leipzig 1925, S. Rabinowitz. 78 S.

Scheler, Max. Die Formen des Wissens und die Bildung. Bonn 1925, Friedrich Cohen. 48 S. Brosch. M. 2,50.

Scheller, W. Das schöpferische Gewissen. Berlin 1925, Verlag von Gebrüder Paetel (Georg Paetel). 168 S. M. 7,– (9,–).

Schiestl, Rudolf. Fränkische Wanderungen. Zeichnungen aus den Skizzenbüchern. Mit einführendem Text von Heinrich Höhn. Berlin 1925, Volksverband der Bücherfreunde — Wegweiser-Verlag G. m. b. H.

70 Jahre deutsche Mode. Zur Geschichte einer deutschen Modezeitschrift. Berlin 1925, Verlag der „Bazar" A.-G. 164 S.

Unger, Erich. Gegen die Dichtung. Eine Begründung des Konstruktionsprinzips in der Erkenntnis. Leipzig 1925, Felix Meiner. 197 S.

Utitz, Emil. Der Künstler. Vier Vorträge. Stuttgart 1925, Ferdinand Enke. 64 S. M. 2,70.

Wanderfahrten-Almanach des V. d. B. Mit 16 Abbildungen nach Aquarellen von Alfred Gelbhaar. Berlin 1925, Volksverband der Bücherfreunde—Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 159 S.

Wintersig, Athanasius. Liturgie und Frauenseele. (Ecclesia orans. Zur Einführung in den Geist der Liturgie, XVII. Band.) Freiburg i. Br. 1925, Herder & Co., G. m. b. H. 145 S. M. 1,50 (2,40).

Winterstein, Alfred. Der Ursprung der Tragödie. Ein psychoanalytischer Beitrag zur Geschichte des griechischen Theaters. Imago-Bücher VIII. Wien 1925, Internationaler psychoanalytischer Verlag. 214 S.

Zwiener, Bruno. Anno santo. Kohlezeichnungen in feinstem Kupfertiefdruck mit einleitendem Text. In Lotosbütten-Umschlag. München 1925, Josef Müller. M. 5,—.

* * *

Berdjajew, Nikolaus. Der Sinn der Geschichte. Versuch einer Philosophie des Menschengeschickes. Mit einer Einleitung des Grafen Hermann Keyserling und einem Nachwort des Übersetzers Otto Freiherrn von Taube. Darmstadt 1925, Otto Reichl. 308 S. M. 12,—.

Beinhauer, Werner. Frases y Dialogos de la Vida Diaria. Leipzig 1925, O. R. Reisland. 60 S. M. 1,50.

* * *

Abhandlungen des Herder-Instituts zu Riga. Erster Band, Nr. 1: Herder in Riga. Rede, gehalten zum Festaktus des Herder-Institutes am 4. September 1922 von Kurt Stavenhagen. 22 S. — Nr. 2. Materialismus, Vitalismus und Relativitätstheorie. Vortrag, gehalten auf dem Jahresaktus der Herder-Gesellschaft zu Riga am 7. September 1924 von K. R. Kupfer. 27 S. — Nr. 3: Hentrich, Konrad. Experimentalphonetische Studien zum baltischen Deutsch. 20 S. — Nr. 4: Pohrt, Konrad. Zur Frömmigkeitsgeschichte Livlands zu Beginn der Reformationszeit. 37 S. — Riga 1925, Verlag der Buchhandlung G. Löffler.

Das Gastmahl der Erzähler. 1. J. G. Herder, Blätter der Vorzeit. Dichtungen aus der morgenländischen Sage. Einband und Bilder sind von Erik Homburger gezeichnet. 80 S. Geb. M. 1,—. — 2. J. G. Herder, Der fliegende Wagen oder die ungebrauchte und mißbrauchte Macht. Ein morgenländisches Märchen. Einband und Textzeichnungen von August Braun. 35 S. Geb. M. 0,75. — 3. Goethe, Das Märchen. Einband und Bilder sind von Fritz Lang, Karlsruhe, gezeichnet. 78 S. Geb. M. 1,—. — 6. Gottfried Keller, Die drei gerechten Kammacher. Einband, Vorsatz und Bilder des Buches hat Jean Metten gezeichnet. 112 S. In Leinw. geb. M. 1,50. — 7. Richard Knies, Sonderlinge von der Gasse. Einband und Bilder sind von Willy Meyer gezeichnet. 168 S. Geb. M. 2,40. — 8. Peter Scherer, Im alten Säkulum. Rheinische Heimaterinnerungen. Einband und Bilder sind Originalholzschnitte von Willi Meyer. 130 S. Geb. M. 1,50. — Mainz 1924, Matthias-Grünewald-Verlag.

Der deutsche Arbeiter in Politik und Wirtschaft. Eine Schriftenreihe des „Firn". Herausgeber Ernst Niekisch. Heft 3: Die Rohstoffgrundlage der Wirtschaftsgesundung von Georg Berger. 16 S. Heft 6: Das Führerproblem innerhalb der Gewerkschaften von Theodor Cassan. Berlin-Hessenwinkel 1925, Verlag der Neuen Gesellschaft G. m. b. H. 20 S. Jedes Heft M. 0,50.

Die Schweiz im deutschen Geistesleben. Bd. 33: Otto von Greyerz, Die Mundartdichtung der deutschen Schweiz geschichtlich dargestellt. 117 S. — Bd. 34: Lilli Haller, Julie Bondeli. 69 S. — Bd. 35: Schweizer Balladen. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Fischli. 107 S. — Bd. 36: Robert Faesi, Conrad Ferdinand Meyer. 146 S. — Bd. 37: Carl Albrecht Bernoulli, Johann Jakob Bachofen als Religionsforscher. 120 S. — Bd. 38: Eduard Zichen, Friedrich der Große und die Schweiz. 107 S. — Bd. 39: Wilhelm Hadorn, Die deutsche Bibel in der Schweiz. 125 S. — Bd. 40: Herbert Schöffler, Das literarische Zürich 1700—1750. 136 S. Leipzig 1924/25, H. Haessel. Jeder Band geh. M. 1,40. Geb. M. 2,—.

Germanistische Forschungen. Festschrift anläßlich des 60-semestrigen Stiftungsfestes des Wiener akademischen Germanistenvereins. Wien 1925, Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst (vorm. österreichischer Schulbücherverlag). 258 S. Schill. 13,—.

Kröners Taschenausgabe Bd. 40. Was sagt Voltaire? Eine Auswahl aus den Werken. Herausgegeben, übersetzt und eingeleitet von Paul Sakmann. 207 S. — Bd. 41: Friedrich Nietzsche, Über die Zukunft unserer Bildungs-Anstalten (1871/72). 136 S. — Bd. 42: Desgl., Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen (1873). 99 S. — Bd. 45: Goethes Tagebuch der italienischen Reise. Mit einem Nachwort und Anmerkungen, herausgegeben von Heinrich Schmidt. 184 S. Leipzig 1925, Alfred Kröner.

Philosophie und Geisteswissenschaften. 1. Bd.: Johann Gustav Droysen, Grundriß der Historik. 104 S. M. 2,50 (4,—). — 2. Bd.: Leopold von Ranke, Das politische Gespräch und andere Schriftchen zur Wissenschaftslehre. 83 S. M. 2,50 (4,—). Halle a. d. S. 1925, Max Niemeyer.

Philosophisch-Soziologische Bücherei. Bd. 21: Robert Michels, Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie. Untersuchungen über die oligarchischen Tendenzen des Gruppenlebens. Zweite, vermehrte Auflage. 528 S. M. 12,— (15,—). — Bd. 31: Friedrich Hertz, Rasse und Kultur. Eine kritische Untersuchung der Rassentheorien. Dritte, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. 426 S. M. 9,— (M. 11,—). Leipzig 1925, Alfred Kröner.

Wandersmann-Bücherei. Bd. 31: E. Th. A. Hoffmann, Rat Krespel. Eine Erzählung. Mit Zeichnungen von Walter Wellenstein. 46 S. — Bd. 32/33: Annette von Droste-Hülshoff, Die Judenbuche. Ein Sittengemälde aus dem gebirgichten Westfalen. Mit Zeichnungen von Alfred Kubin. 96 S. — Bd. 34: Das Schloß Dürande. Erzählung von Eichendorff. Mit Zeichnungen von Greve-Lindau. 56 S. — Bd. 35: Friedrich Hebbel, Meine Kindheit. Mit Zeichnungen von Greve-Lindau. 60 S. Berlin-Zehlendorf 1925, Fritz Heyder.

Redaktionsschluß: 5. August

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 57, Bülowstraße 107.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Gm. 4.—, Einzelheft Gm. 1.50.

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben von Ernst Heilborn

27. Jahrgang des »Literarischen Echo«

1925 September Heft 12

Literarisches Echo

Deutsche Verlags-Anstalt * Stuttgart


Digitized by Google

DAS GUTE BUCH

Der Ankündiger des deutschen Buchhandels

POLITISCHE  BÜCHEREI

ENGLAND

Von

WILHELM DIBELIUS

Zwei Bände. In Leinen M 22.–

DAS 7.–10. TAUSEND ERSCHIEN SOEBEN

Der beste und erschöpfendste Versuch, der bisher gemacht wurde, um deutschen Lesern die englische Volksseele zu deuten, wie sie ist und geworden ist und wie sie in allen den politischen, wirtschaftlichen und sozialen Einrichtungen des Landes zum Ausdruck kommt. Dr. O. Gaupp in der Kölnischen Zeitung.

Eine zweibändige Geschichte Englands, die ihresgleichen in deutscher Sprache noch nicht hat. Das Buch dürfte in keiner politischen und historischen Bibliothek fehlen. Germania.

Ein Standardwerk. Wer in Zukunft sich über die Methoden der englischen Politik unterrichten oder die Praxis der englischen Politik in ihren inneren Zusammenhängen zu verstehen suchen will, wird auf dies Werk von Dibelius zurückgreifen müssen. Ein Meisterwerk psychologischen Erfassens des fremden, des englischen Volkes, ein Vorbild klarer und lebenswahrer Darstellung und eine Glanzleistung politisch-historischer Urteilsbildung. C. Brackmann im Stuttgarter Neuen Tagblatt.

Es wäre gut, wenn unsere Politiker in ihren Mußestunden nach einem solchen Buche greifen würden, das neben die vergänglichen Tageserscheinungen dauernde Charakterzüge des englischen Wesens und des englischen Lebens in seinen verschiedenen Ausstrahlungen stellt. Vossische Zeitung.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART · BERLIN

BETEILIGT SIND DIE FIRMEN

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT, STUTTGART BERLIN LEIPZIG / F. A. BROCKHAUS, LEIPZIG / ERNST WASMUTH A.-G., BERLIN / HANSEATISCHE VERLAGS-ANSTALT, HAMBURG / KURT WOLFF VERLAG, MÜNCHEN / ADOLF BONZ & COMP., STUTTGART / BREITKOPF & HÄRTEL, LEIPZIG / G. HIRTH'S VERLAG, MÜNCHEN / ERNST ROWOHLT VERLAG, BERLIN / EUGEN DIEDERICHS VERLAG, JENA / VERLAG DES BÜHNEN-VOLKSBUNDES, BERLIN / DIETERICH'SCHE VERLAGS-BUCHHANDLUNG, LEIPZIG / J. J. WEBER, LEIPZIG / RASCHER & CIE., ZÜRICH / AVALUNVERLAG, DRESDEN / VOLKS-VEREINSVERLAG, M.-GLADBACH



SEPTEMBER 1925



DAS GUTE BUCH



DAS GUTE BUCH

ADOLF BONZ & COMP. / STUTTGART

Marthe Renate Fischer †

Eine deutsche Dichterin

Mein liebes hochverehrtes Fräulein,

gestern wurde mir der Schluß von „Die Blöttnertocher" vorgelesen. Sie haben uns schon viel Gutes, Schönes, Vortreffliches gespendet, dieses letzte Werk scheint mir aber Ihr bestes, schönstes, vortrefflichstes. Ich wollte, ich wäre weniger leidend und weniger matt und könnte Ihnen meine warme Bewunderung gründlichst aussprechen, recht durch und durch wohl motiviert. Aber — 83, denken Sie nur. Da ist es aus mit dem Schreiben von langen Briefen, da müssen sich die, die uns erfreut, beglückt, erhoben haben mit einem einzigen: Ich danke! begnügen und fühlen, deutlich fühlen, wissen: es kommt aus dem Allertiefsten des Herzens.

Heil Ihnen, hochverehrte, gottbegnadete Dichterin.

Ihre Marie Ebner-Eschenbach

Die Blöttnertochter
Thüringischer Roman — Gebunden Mark 7.—

Die kleine Helma Habermann
Thüringischer Roman — 1. bis 3. Auflage — Gebunden Mark 6.—

Wir ziehen unsere Lebensstraße
Thüringischer Roman — Gebunden Mark 6.—

Die Aufrichtigen
Eine Bauerngeschichte — Gebunden Mark 5.50

Toska baut
Thüringische Geschichten — Gebunden Mark 5.—

Die aus dem Drachenhaus
Thüringischer Roman — 2. bis 4. Auflage — Gebunden Mark 7.—

Das Patenkind
Thüringischer Roman — 2. bis 4. Auflage — Gebunden Mark 7.—

Auf dem Wege zum Paradies
5 thüringische Novellen — 4. bis 6. Tausend
Gebunden Mark 6.—

Aus stillen Winkeln
Thüringische Novellen — Gebunden Mark 5.—

FRANZ LISZT

ALS KÜNSTLER U. MENSCH

VON LINA RAMANN

IN DREI TEILEN

Band I. Die Jahre 1811 bis 1840
Ganzleinen 11 RM. · Geheftet 9 RM.

Band II. 1. Abtlg.: Die Jahre 1839/40 bis 47
Ganzleinen 8 RM. · Geheftet 6 RM.

Band III. 2. Abtlg.: Die Jahre 1848 bis 1886
Mit 2 Bildnissen und vielen Notenbeispielen
Ganzleinen 11 RM. · Geheftet 9 RM.

*

Ramanns Liszt-Biographie darf mit den wesentlichsten Anteil beanspruchen am heutigen Erkennen der musikgeschichtlichen Stellung Liszts, seines Einflusses als Klavierkomponist und Symphoniker auf die Zeitgenossen und Nachfahren. Sie ist eine der wenigen Lebensbeschreibungen, die mit gleich liebevoller Hingebung den Menschen wie den Künstler behandelt, die damit eine Aufgabe erfüllt, die eben nur von der langjährigen Schülerin und Freundin des Meisters bewältigt werden konnte, der geistreichen, aus lebendiger, ungetrübter Quelle schöpfenden Schriftstellerin.

VERLAG VON BREITKOPF & HÄRTEL · LEIPZIG



„JUGEND"

EINE TRÄGERIN ECHTER KULTUR, DIE KUNST, HUMOR U. GRAZIE DEM INS HAUS BRINGT, DER DAS SCHÖNE LIEBT.

RÄTSELKNACKER

MIT DEN VIELEN HEITEREN U. KURIOSEN BEITRÄGEN AUS DEM RÄTSELFACH, IST EINE BELIEBTE SAMSTAG-SONNTAG-UNTERHALTUNG U. EINE ANREGENDE REISELEKTÜRE.

MÜNCHENER ILLUSTRIERTE PRESSE

DAS GROSSE AKTUELLE, ILLUSTRIERTE WOCHENBLATT UNTERRICHTET ÜBER ALLE WICHTIGEN EREIGNISSE DES IN- U. AUSLANDES.

ILLUSTRIERTE TECHNIK FÜR JEDERMANN

DIE ERSTE GROSSE, ALLGEMEIN VERSTÄNDLICHE WOCHENSCHRIFT FÜR JUNG U. ALT, DIE ÜBER ALLE FRAGEN DES PRAKTISCHEN LEBENS, ÜBER TECHNISCHE FORTSCHRITTE U. NEUERUNGEN ORIENTIERT.

TREFFLICHE INSERTIONSORGANE

AUSKÜNFTE UND PROBENUMMERN DURCH

G. HIRTH'S VERLAG A.-G. / MÜNCHEN
LESSINGSTRASSE 1






UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109787124